This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

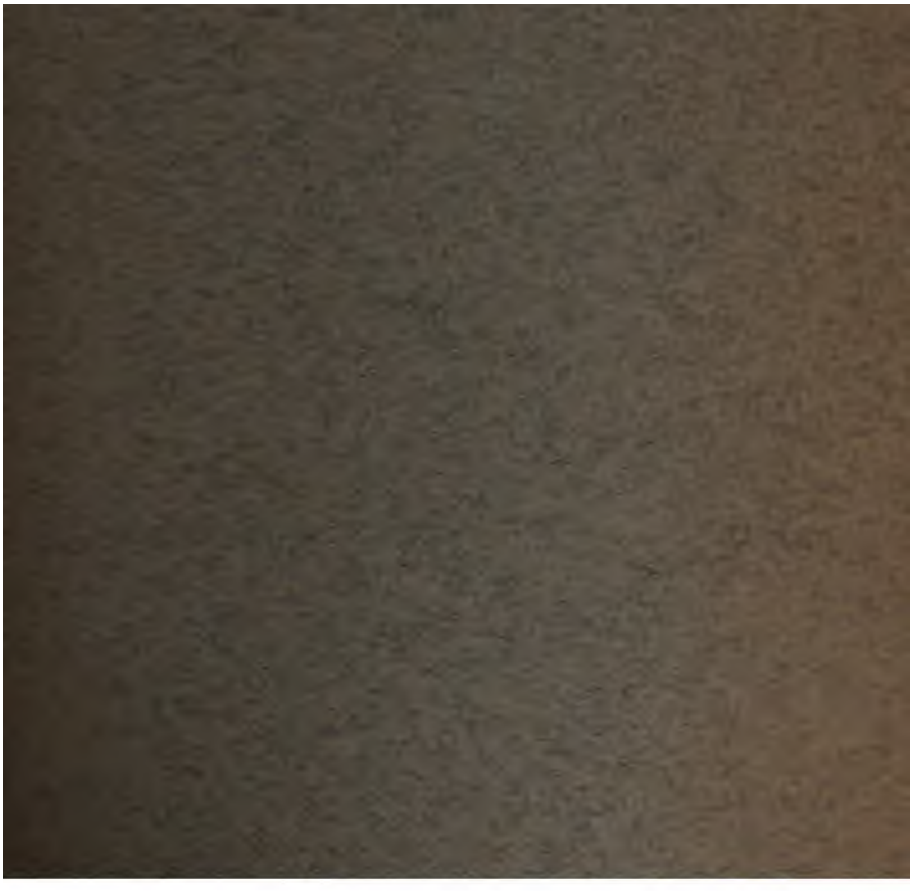
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

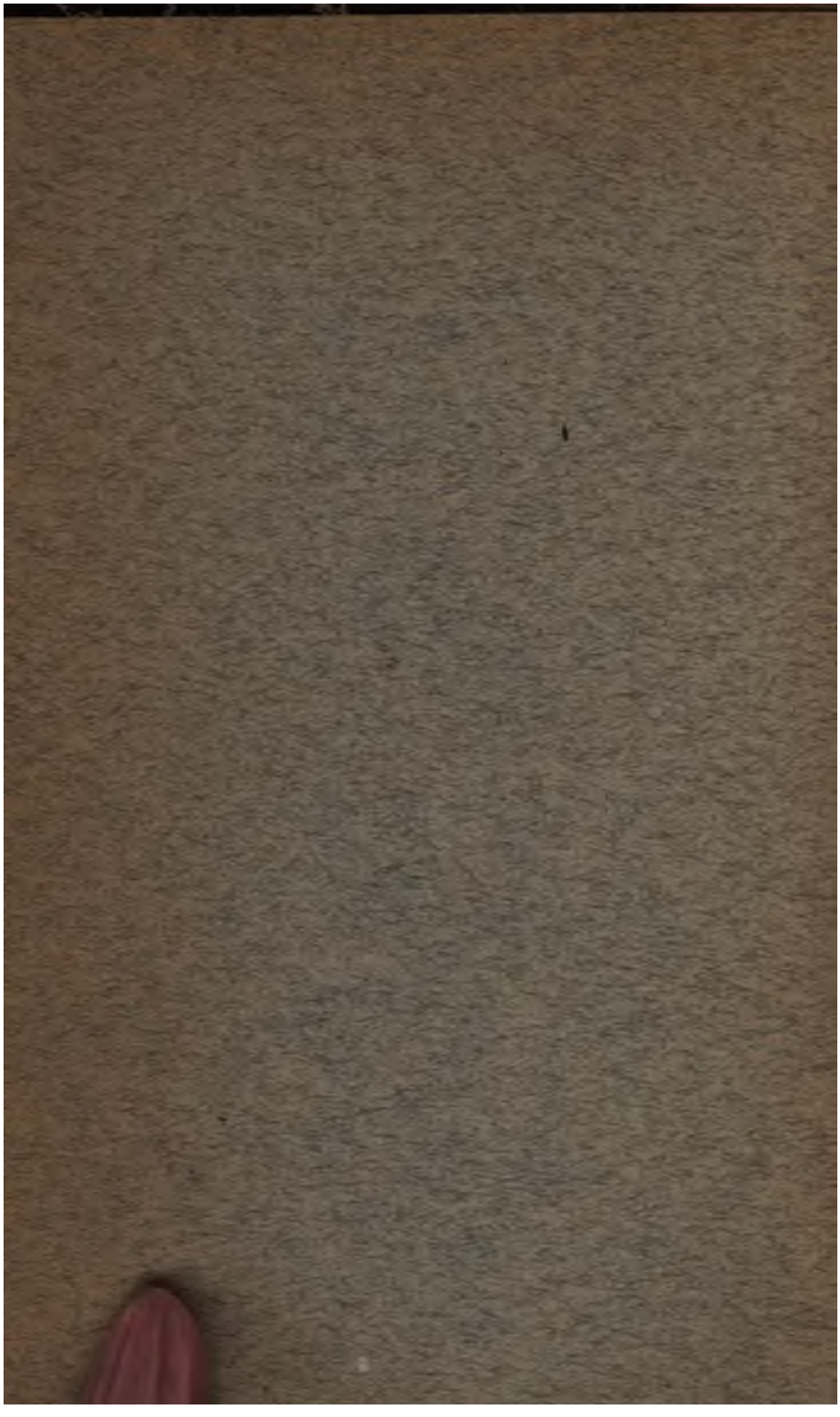
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDACTEURE

W. v. HARTEL, K. SCHENKL.

FÜNFUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

1894.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

Inhalt des fünfundvierzigsten Jahrganges

der

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

(1894.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

	Seite
Zur Geschichte der internationalen Moral bei den Griechen. Von S. Spitzer	1
Zu Horaz C. III 23. Von H. Müller	11
Praeco praedicat. Von J. M. Stowasser	14
Druck- und Schreibversehen in der Grillparzer-Ausgabe. Von K. Tomanetz	16
Herodotea. Von J. Ták	97
Zu Goethes Egmont. Von G. Burghauser	106
Zu Sophokles' Antigone. Von G. Schneider	193
Sophokles' Antigone v. 797 *πάρεδρος ἐν ἀρχαῖς*. Von G. H. Müller	199
Kritisch-sprachliche Analekten. Von K. Weyman	201, 1075
Eine Parallele zu dem Sokratischen Daimonion bei Goethe. Von G. Schneider	204
Das Pronomen der Bequemlichkeit. Von J. Schmidt	205
Die Thore des Schlafes in der Unterwelt Vergils. Von R. Maxa	289
Die ursprüngliche Ordnung der Aristotelischen Politik. Von J. Zahlfleisch	385, 481
Zwei Recensionen Bürger'scher Dichtungen von A. W. Schlegel. Von J. Minor	585
Beitrag zur Erklärung des Platonischen Dialoges Euthyphron. Von J. Šuman	681
Zur Grundbedeutung des Conjunctivs im Lateinischen. Von B. Kruczkiewicz	694
Sieben Gedichte Goethes, nach ihrem Gedankengange erläutert. Von F. Bauer	704, 969
Zum Rhythmus bei Demosthenes. Von L. Eysert	720
Superuacuanea et noxia bei Iesaias 2, 20. Von F. Weihrich	721
Zur Aufklärung. Von J. M. Stowasser	724
Die Präpositionen in Grillparzers Prosa. Von K. Tomanetz	873
Noch einmal zu Cicero or. in Verr. IV 2. Von A. Kornitzer	882
Zu Ovid. Von A. Zingerle	883
Zu Caesars Bellum Gallicum I 2, 4. Von I. Hilberg	884
Zur Geschichte Dionys I. von Syrakus. Von J. Rohrmoser	978
Analecta Pindarica. Von H. Jurenka	1065

Seite

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Ägyptische Urkunden aus den königlichen Museen zu Berlin. Griechische Urkunden, Heft IV—VI. Berlin, Weidmann, angez. von E. Kalinka 22
Airy Sir George Bidell, Die Gravitation, eine elementare Erklärung der hauptsächlichsten Störungen im Sonnensysteme, übersetzt von R. Hofmann. Leipzig, Engelmann 1891, angez. von J. G. Wallentin 257
Altpreußische Monatsschrift s. Reicke.
Auswahl aus Ciceros Briefen herausgegeben von A. Lange. Paderborn, Schöningh 1893, angez. von R. C. Kukula 108

Bahlmann P., Die lateinischen Dramen von Wimphelings Stylpho bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Münster, Regensberg 1893, angez. von K. Wotke 416
Bamberger s. Lainer.
Bartsch K., Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts, 3. Aufl. von W. Golther. Stuttgart, Göschen 1893, angez. von C. Kraus 422
Batrachomachiae Homericae archetypon ad fidem codicum antiquissimorum ab A. Ludwich restitutum. Ind. lect. aest. a. 1894 hab. Regimontii 1894, angez. von A. Rzach 885
Beck von Mannagetta G. von, Flora von Niederösterreich, 2. Abth. Wien, C. Gerolds Sohn 1893, angez. von A. Heimerl 343
Becker K., Die Hauptregeln der lateinischen Syntax zusammengestellt. Duisburg, Nieten 1892, angez. von H. Koziol 1107
Beer s. Monumenta conciliorum.
Berger S., Histoire de la Vulgate. Paris, Hachette 1893, angez. von K. Wotke 223
Bernecker s. Zweck.
Betulius Xistus Susanna, herausgegeben von J. Bolte. Berlin, Speyer u. Peters 1894, angez. v. K. Wotke 416
Beyer C., Kleine Poetik. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1893, angez. von O. F. Walzel 427
Biedermann G., Lateinisches Übungsbuch für die 2. Classe des Gymnasiums, 4. Aufl. München, Ackermann 1892, angez. von H. Koziol 783
Birk s. Monumenta conciliorum.
Blase s. Historische Grammatik.
Blass F., Die attische Beredsamkeit, III, 1. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von F. Slameczka 620
Bleske F., Elementarbuch der lateinischen Sprache, 10. Aufl. von A. Müller. Hannover, C. Meyer 1892, angez. von H. Koziol 764
Boltzmann L., Vorlesungen über Maxwells Theorie der Elektricität und des Lichtes, 2. Theil. Leipzig, Barth 1893, angez. von J. G. Wallentin 936
Bonafous R., Henri de Kleist. Sa vie et ses oeuvres. Paris, Hachette 1894, angez. von A. von Weilen 1117
Bonnells Lateinische Übungsstücke, neu bearb. von P. Geyer und W. Mewes, 1. Theil: für Sexta, 2. Theil: für Quinta, 13. Aufl. von W. Mewes. Berlin, Goldschmidt 1892/4, angez. von H. Koziol 772, 916
Börner H., Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten. Berlin, Weidmann 1892, angez. von J. G. Wallentin 643

Seite

Botsford G. W., The Athenian constitution (Cornell Studies in classical philology IV). Ithaka, New York, Ginn et Comp. 1893, angez. von V. Thumser 737

Boyman J. R., Lehrbuch der Mathematik, 1. Theil: Geometrie der Ebene, 14. Aufl., 2. Theil: Ebene Trigonometrie und Geometrie des Raumes, 8. Aufl., 3. Theil: Arithmetik, 8. Aufl., alle besorgt von Dr. Vering. Düsseldorf, Schwann 1891/2, angez. von J. Jacob 253

Brettschneider H., Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten, 2. Theil. Halle a. S., Waisenhaus 1893, angez. von A. Zeehe 801

Bronn H. G., Classen und Ordnungen des Thierreiches, II 3, 7—16, V 2, 28—34, VI 3, 67—69, VI 5, 35—41. Leipzig u. Heidelberg, Winter 1890/3, angez. von J. Mik 446

Bruchmann K., Lateinisches Lesebuch für die Sexta und Quinta von Gymnasien. Dresden, Ehlermann 1892, angez. von H. Koziol 776

Brugmann K., Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, 2. Bd. Straßburg, Trübner 1889/92, angez. von R. Meringer 629

Burdach K., Vom Mittelalter zur Reformation, 1. Heft. Halle, Niemeyer 1893, angez. von K. Wotke 418

Busch H., Lateinisches Übungsbuch nebst einem Vocabularium, 1. Theil: Für Sexta, 7. Aufl., 2. Theil: Für Quinta, 5. Aufl., 3. Theil: Für Quarta, 5. Aufl., bearb. von F. Fries. Berlin, Weidmann 1892/4, angez. von H. Koziol 771, 916, 921

Byrons Siege of Corinth. Mit Einleitung und Anmerkungen von E. Kölbing. Berlin, Felber 1893, angez. von E. Ellinger 54

Caesar s. Ebeling, Schlee.

Cantor M., Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, 1. und 2. Bd. Leipzig, Teubner 1892, angez. von J. G. Wallentin 543

Catull s. Jacoby.

Catulli Veronensis liber rec. Ae. Baehrens, nova ed. a K. P. Schulze curata. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1893, angez. von A. Zingerle 498

Cauer F., Philotas, Kleitos, Kallisthenes (Abdruck aus dem XX. Supplementbande der Jahrb. f. class. Phil.). Leipzig, Teubner 1893, angez. von A. Bauer 532

Cholevius L., Praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze in Briefen an einen jungen Freund, 6. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von R. Löhner 50

Cicero s. Auswahl.

Ciceronis M. Tulli de oratore libri tres rec. Th. Stangl. Pragae et Lipsiae, Tempsky 1893, angez. von A. Kornitzer 26

Ciceronis M. Tullii orationes selectae XIV, pars I. cur. O. Heine. Halis, sumpt. libr. orphanotrophei 1893, angez. von A. Kornitzer 1082

Ciceronis M. Tulli Epistularum libri sedecim, ed. L. Mendelssohn. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1893, angez. von A. Kornitzer 409

Ciceronis M. Tulli epistulae selectae erklärt von K. F. Süpfle, 10. Aufl. von E. Boeckel. Karlsruhe, Groos 1893, angez. von R. C. Kukula 108

Ciceronis M. Tullii epistulae selectae erkl. von Prof. Dettweiler. Gotha, Perthes 1894, angez. von R. C. Kukula 501

Ciceronis M. Tullii Cato maior herausg. von Th. Schiche, 2. Aufl. Leipzig, Freytag 1893, angez. von A. Kornitzer 1083

Ciceronis M. Tullii Laelius herausg. von Th. Schiche, 2. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1894, angez. von R. C. Kukula 1091

Seite

Ciceros Rhetorische Schriften, Auswahl für die Schule von O. Weißenfels. Leipzig, Teubner 1893, angez. von A. Kornitzer 1087

Ciceros Ausgewählte Reden von C. Halm, 7. Bd., 5. Aufl. besorgt von G. Laubmann. Berlin, Weidmann 1893, angez. von A. Kornitzer 1085

Ciceros vierte Rede gegen Verres erkl. von M. Fickelscherer. Paderborn, Schöningh 1894, angez. von R. C. Kukula 1091

Ciceros Rede für den Oberbefehl des Cn. Pompeius herausg. von H. Nohl, 2. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1894, angez. von R. C. Kukula 1091

Ciceros Rede für T. Annius Milo herausg. von H. Nohl, 2. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1894, angez. von R. C. Kukula 1091

Ciceros Reden für Q. Ligarius und den König Deiotarus herausg. von H. Nohl, 2. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1894, angez. von R. C. Kukula 1091

Ciceros Ausgewählte Briefe erkl. von J. Frey, 5. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von A. Kornitzer 1086

Claudii Claudiani carmina ed. I. Koch. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1893, angez. von K. Wotke 417

Cornelii Nepotis vitae rec. M. Gitlbauer, ed. quarta. Friburgi Brisgoviae, ap. Herder 1893, angez. von J. Golling 995

Cornelius Nepos Lebensbeschreibungen erkl. von F. Fügner. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. Golling 995

Cornelius Nepos, Auswahl aus den Lebensbeschreibungen bearb. von P. Doetsch (Sammlung lat. und griech. Schulausgaben herausg. von H. J. Müller und O. Jäger). Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1894, angez. von J. Golling 997

Cornell Studies s. Botsford.

Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum s. Optatus.

Cybulski St., Tabulae quibus antiquitates graecae et romanae illustrantur. Leipzig, Köhler 1893, angez. von J. Jüthner 229

Czuber E., Theorie der Beobachtungsfehler. Leipzig, Teubner 1891, angez. von J. G. Wallentin 67

Demosthenes s. Rabe.

Demosthenes' neun Philippische Reden erkl. von C. Rehdantz, 1. Heft, 8. Aufl. von F. Blass. Leipzig, Teubner 1893, angez. von F. Slamezka 302

Detto A. und Lehmann J., Übungsstücke nach Caesar zum Übersetzen ins Lateinische, 2 Theile. Berlin, Gärtner 1893, angez. von H. Koziol 1006

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten herausg. von den Lehrern der deutschen Sprache an dem k. Realgymnasium zu Döbeln, 4. Theil, 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1892/3, angez. von R. Löhner 46

Diodori Bibliotheca historica rec. F. Vogel, vol. III. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1893, angez. von K. Wotke 408

Dirr A., Grammatik der vulgär-arabischen Sprache (Die Kunst der Polyglottie, 41. Theil). Wien, Pest, Leipzig, Hartleben 1893, angez. von F. Müller 239

Doetsch s. Cornelius Nepos.

Dyroff A., Geschichte des Pronomen reflexivum, 2. Abth. (Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache von M. Schanz, Bd. III, Heft 3 u. 4). Würzburg, A. Stuber 1892/3, angez. von J. Golling 305

Ebeling H., Schulwörterbuch zu Caesar mit besonderer Berücksichtigung der Phraseologie, 4. Aufl. besorgt von R. Schneider. Leipzig, Teubner 1892, angez. von A. Polaschek 218

Seite

Ehrmann E., Die bardische Lyrik im achtzehnten Jahrhundert. Halle, Niemeyer 1892, angez. von O. F. Walzel 925
Eichler H., Variationen zu Tacitus' Annalen, 1. Heft. Berlin, Weidmann 1893, angez. von A. Scheindler 222
Elias J., Herrmann M., Szamatólski S., Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, 2. Bd. Stuttgart, Göschen 1893, angez. von O. F. Walzel 927
Ellendt-Seyfferts Lateinische Grammatik, 37. Aufl. von M. A. Seyffert und W. Fries. Berlin, Weidmann 1893, angez. von A. Scheindler 219
Ellinger G., Deutsche (lateinische) Lyriker des sechzehnten Jahrhunderts. Berlin, Speyer u. Peters 1893, angez. von K. Wotke 416
Ellinger G., Kirchenlied und Volkslied (Sammlung Göschen). Stuttgart, Göschen 1892, angez. von F. Prosch 635
Engelien A., Die deutsche Wortbildung. Berlin, W. Schultze 1892, angez. von R. Löhner 237
Engelien A., Grammatik der neuhochdeutschen Sprache, 4. Aufl. Berlin, W. Schultze 1892, angez. von R. Löhner 236
Erbe s. Süddeutsche Blätter.
Ergebnisse des altsprachlichen Unterrichtes s. Lange.
Erler W., Die Elemente der Kegelschnitte in synthetischer Behandlung, 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1892, angez. von H. Wittek 154
Erler W., Einleitung in die analytische Geometrie und in die Lehre von den Kegelschnitten, 2. Aufl. Berlin, Dümmler 1893, angez. von H. Wittek 154

Fassbaender F., Kleine lateinische Sprachlehre für Realgymn., Progymn. und ähnliche Lehranstalten. Münster, Aschendorff 1892, angez. von H. Koziol 1109
Faulmann K., Im Reiche des Geistes. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben 1893, angez. von J. Wastler 348
Feaux B., Rechenbuch und geometrische Anschauungslehre, 9. Aufl. besorgt durch F. Busch. Paderborn, Schöningh 1892, angez. von H. Wittek 58
Fechtner E., Lockes Gedanken über Erziehung. Wien, Hölder 1894, angez. von A. Höfler 657
Feichtinger E., Lehrgang der französischen Sprache für Gymnasien, 1. Theil. Wien, Hölder 1894, angez. von F. Wawra 529
Fenkner H., Arithmetische Aufgaben. Ausgabe A. Pensum für Prima. Braunschweig, O. Salle 1893, angez. von J. Kessler 252
Festschrift s. Tröger.
Festus s. Thewrek.
Fick s. Herzog.
Fletcher L., Die optische Indicatrix, aus dem Englischen übersetzt von H. Ambronn und W. König. Leipzig, Barth 1893, angez. von J. G. Wallentin 1127
Fraccaroli G., Le odi di Pindaro dichiarate e tradotte. Verona 1894, angez. von H. Jurenka 725
Fries W., Lateinisches Übungsbuch für Tertia im Anschlusse an Caesars bell. Gall., 2. Abth., 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1893, angez. von H. Koziol 1010
Fuchs J., Der zweite punische Krieg und seine Quellen Polybius und Livius nach strategisch-taktischen Gesichtspunkten beleuchtet. Wiener-Neustadt 1894, angez. von A. Bauer 534
Fügner s. Cornelius Nepos.
Fürst R., August Gottlieb Meissner. Stuttgart, Göschen 1894, angez. von A. von Weilen 1115

Seite

Gabelentz G. von der, Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Leipzig, Weigel 1891, angez. von R. Meringer 785

Gajdeczka J., Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für die oberen Classen der Mittelschulen, 3. Aufl. Prag u. Wien, Tempsky 1891, angez. von J. Kessler 252

Gajdeczka J., Lehr- und Übungsbuch der Geometrie für Untergymnasien, 2. Aufl. Prag u. Wien, F. Tempsky 1892, angez. von J. Kessler 62

Galilei G., Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme, das Ptolemäische und das Kopernikanische, aus dem Italienischen übersetzt von E. Strauss. Leipzig, Teubner 1892, angez. von J. G. Wallentin 444

Gemoll W., Die Realien bei Horaz, Heft 3. Berlin, Gärtner 1894, angez. von F. Hanna 985

Gerlinger J. B., Die griechischen Elemente der Braut von Messina, 4. Aufl. von J. E. Einhauser. Neuburg a. D., Prechter 1893, angez. von O. F. Walzel 634

Gibbs J. W., Thermodynamische Studien, aus dem Englischen übersetzt von W. Ostwald. Leipzig, Engelmann 1892, angez. von J. G. Wallentin 443

Gilbert G., Handbuch der griechischen Staatsalterthümer, 1. Bd., 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von H. Swoboda 225

Gillhausen s. Ziemer.

Gitlbauer s. Cornelius Nepos.

Gnocchi-Maurizi E., Italienische Conversationsgrammatik. Leipzig, Glockner 1893, angez. von J. Alton 240

Götze E., Sämmtliche Fabeln und Schwänke des Hans Sachs, Bd. 1 (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Nr. 110—117). Halle, Niemeyer 1893, angez. von A. von Weilen 786

Goursat E., Vorlesungen über die Integration der partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung, bearb. von C. Bourlet, aus dem Französischen übersetzt von H. Maser. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. G. Wallentin 935

Graetz L., Physikalische Revue, 2. Bd. Stuttgart, Engelhorn 1892, angez. von J. G. Wallentin 817

Griebs Ch. F. Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch, 10. Aufl. von A. Schröer, Heft 1—3. Stuttgart, Neff 1894, angez. von K. Luick 636

Grimmelshausen s. Stilgebauer.

Grüneberg A., De Valerio Flacco imitatore. Berolini, ap. R. Heinrich 1893, angez. von A. Zingerle 628

Gutschmids A. von Kleine Schriften herausg. von F. Rühl, 3.—5. Bd. Leipzig, Teubner 1892/4, angez. von J. Krall 790

Gymnasialbibliothek s. Lange.

Hallwich H., Böhmen die Heimat Walthers von der Vogelweide? (Mittheilungen des Vereines für die Geschichte der Deutschen in Böhmen, XXXII, 2). Prag 1893, angez. von H. Lambel 1014

Harder F., Auswahl aus Herodot (Dazu: Schülercommentar zu der Auswahl aus Herodot). Leipzig, Freytag 1893, angez. von J. Kukutsch 613

Harre P., Hauptregeln der lateinischen Formenlehre. Berlin, Weidmann 1892, angez. von H. Koziol 1105

Harre P., Lateinische Schulgrammatik, 2. Theil: Lateinische Syntax, 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1893, angez. von H. Koziol 1110

Seite

Hartmann L., Urkunde einer römischen Gärtnergenossenschaft vom Jahre 1030. Freiburg i. B. 1892, angez. von E. Mühlbacher 57
Hartung O., Die deutschen Alterthümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. Cöthen, Schulze 1894, angez. von F. Detter 1112
Hasse E., Der Dualis im Attischen. Hannover u. Leipzig, Hahn 1893, angez. von J. Golling 999
Hauler J., Lateinisches Übungsbuch für die zwei untersten Classen der Gymnasien, 2 Theile, 12. Aufl. (mit Anhang). Wien, Bermann u. Altmann 1893, angez. von H. Koziol 773, 779
Haupt E., Lateinisches Verbal-Verzeichnis. Hannover, Mayer 1893, angez. von H. Koziol 1103
Hecht B., Anleitung zur Krystallberechnung. Leipzig, Barth 1893, angez. von J. G. Wallentin 1127
Hehn V., Über Goethes Hermann und Dorothea, herausg. von A. Leitzmann und Th. Schiemann. Stuttgart, Cotta 1893, angez. von A. von Weilen 521
Hellwig P., Hirt P., Zernial U., Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. Dresden, Ehlermann 1893, angez. von R. Löhner 46
Hennings P., Lateinisches Elementarbuch. 3. Abth.: Lehrstoff der Quarta. 5. Aufl. Ausgabe B, bearb. von B. Grosse. Halle a. S., Waisenhaus 1893, angez. von H. Koziol 922
Hense J., Deutsches Lesebuch für die oberen Classen höherer Lehranstalten. 2. Theil, 2. Aufl. Freiburg i. B., Herder 1892, angez. von R. Löhner 46
Herbst L., Zu Thukydides. Erklärungen und Wiederherstellungen, 2. Reihe. Leipzig 1893, angez. von E. Kalinka 19
Hermann K. F., Lehrbuch der griechischen Antiquitäten, 1. Bd. (Staatsalterthümer), 2. Abth., 6. Aufl. von V. Thumser. Freiburg i. Br., Mohr 1892, angez. von H. Swoboda 118
Hermes O., Elementarphysik unter Zugrundelegung des Grundrisses der Elementarphysik von E. Jochmann und O. Hermes. Berlin, Winckelmann u. Söhne 1892, angez. von J. G. Wallentin 815
Herodot s. Harder.
Herondas s. Mekler.
Herrmann M. s. Elias.
Herzog S. und Fix W., Lateinisches Übungsbuch für die 1. Lateinclasse. Bamberg, Buchner 1893, angez. von H. Koziol 770
Herzog S. und Schweizer C., Lateinisches Übungsbuch für die 2. Lateinclasse. Bamberg, Buchner 1893, angez. von H. Koziol 913
Hirt P. s. Hellwig.
Hirts F. Bilderschatz zur Länder- und Völkerkunde. Leipzig, F. Hirt u. Sohn, angez. von J. Wastler 1128
Historische Grammatik der lateinischen Sprache bearb. von H. Blase, G. Landgraf, J. H. Schmalz, F. Stolz, J. Thüssing, C. Wagener und A. Weinhold, 1. Bd., 1. Hälfte: Einleitung und Lautlehre von F. Stolz. Leipzig, Teubner 1894, angez. von R. Meringer 1097
Höfler A. und Maiß E., Naturlehre für die unteren Classen der Mittelschulen. Wien, C. Geroldś Sohn 1893, angez. von E. Müller 250
Hoffer E., Illustriertes Schmetterlingsbuch. Wien u. Leipzig, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1892, angez. von J. Mik 449
Hoffmann F. und Votsch W., Lateinisches Übungsbuch für die mittleren Classen höherer Lehranstalten im Anschlusse an Stegmanns lateinische Grammatik, 2. Theil. Leipzig, Teubner 1892, angez. von H. Koziol 1009
Hoffmann H. s. Lange.
Hoffmann O., Die griechischen Dialekte in ihrem historischen Zusammenhange mit den wichtigsten ihrer Quellen, 1. u. 2. Bd.

Seite

Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1891/3, angez. von H. Schenkl 738
Holder A., Alt-Keltischer Sprachschatz, 3. u. 4. Lief. Leipzig, Teubner 1892/3, angez. von W. Meyer-Lübke 145
Holzer K., Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische, 3. Abth. herausg. von E. Holzer. Stuttgart, Metzler 1892, angez. von H. Koziol 1102
Holzweißig F., Grammatik zur Homerlectüre. Leipzig, Teubner 1893, angez. von G. Vogrinz 983
Holzweißig F., Griechische Schulgrammatik. Leipzig, Teubner 1893, angez. von F. Stolz 506
Holzweißig E., Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen, Cursus der Untertertia; Cursus der Sexta, 5. Aufl.; Cursus der Quinta, 4. Aufl. Hannover u. Leipzig, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Gödel) 1892/3, angez. von H. Koziol 765, 779, 1008
Homer s. Ranke, Scheindler.
Homers Odyssee für den Schulgebrauch erkl. von K. F. Ameis, 1. Bd., 2. Heft, 9. Aufl. von C. Hentze. Leipzig, Teubner 1893, angez. von G. Vogrinz 406
Homers Odyssee erkl. von V. H. Koch, neu bearb. von Capelle, 1. Heft. Hannover u. Leipzig, Hahn 1893, angez. von G. Vogrinz 406
Hoppe A., Englisch-Deutsches Supplementlexikon, I, 2. Berlin, Langenscheidt 1893, angez. von K. Luick 638
Horaz' Satiren und Episteln erkl. von L. Müller, 2. Theil: Episteln. Wien, Leipzig, Prag, Tempsky u. Freytag 1893, angez. von A. Zingerle 212
Hübner E., Monumenta linguae Ibericae. Berlin, Reimer 1893, angez. von W. Meyer-Lübke 146

Jacoby K., Anthologie aus den Elegikern der Römer, 1. Heft: Catull, 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von A. Zingerle 498
Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin, 14. Jahrgang. Leipzig, Reissner 1893, angez. von R. M. Werner 235
Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte s. Elias.
Jäger s. Cornelius Nepos, Ovid.
Jochmann E. s. Hermes.
Jonas s. Schiller.

Kämmel s. Spamer.
Kautzmann Ph., Pfaff K. und Schmidt Th., Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia im Anschlusse an die lateinische Schulgrammatik von Stegmann, 2. Theil: Für Quinta, 3. Theil: Für Quarta. Leipzig, Teubner 1892/94, angez. von H. Koziol 917, 921
Keller O., Über Raben und Krähen im Alterthum. 1. Jahresbericht des wissenschaftlichen Vereines für Volkskunde und Linguistik in Prag 1893, angez. von K. Schenkl 127
Kirchner F., Die deutsche Nationalliteratur des XIX. Jahrhunderts. Heidelberg, G. Weiß 1893, angez. von O. F. Walzel 329
Klee G., Die alten Deutschen während der Urzeit und Völkerwanderung. Gütersloh, Bertelsmann 1893, angez. von L. Smolle 152
Kleist Heinrich von s. Bonafous.
Kluge F., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 5. Aufl. Straßburg, Trübner 1891/4, angez. von J. Seemüller 518
Koch F., Die Steilschrift und deren Anwendung in der Kanzlei, der Schule und im öffentlichen Leben. Kaiserslautern, Gotthold 1893, angez. v. K. Tomanetz 69

Seite

Kölbing s. Byron.
Köpke R., Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für Obersecunda und Prima, 3. Aufl. bearb. von H. Kehr. Berlin, Weidmann 1892, angez. von H. Koziol 1013
Koppe K., Anfangsgründe der Physik mit Einschluss der Chemie und mathematischen Geographie, 18. Aufl. besorgt von H. Kopp. Essen, Bädeker 1892, angez. von J. G. Wallentin 811
Kräpelin K., Leitfaden für den zoologischen Unterricht an mittleren und höheren Schulen, 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1891, angez. von J. Mik 447
Krumbach K. J., Deutsche Aufsätze, 3. Bdchen. Leipzig, Teubner 1892, angez. von R. Löhner 49
Krumbach K. J., Deutsche Sprech-, Lese- und Sprachübungen (Größere und kleinere Ausgabe). Leipzig, Teubner 1893, angez. von M. H. Jellinek 787
Kübler O., Lateinisches Pensum für die unterste Gymnasialclasse (Sexta). Grammatischer Theil sammt Übungsbuch, 2. Aufl. Berlin, Wiegandt u. Grieben 1893, angez. von H. Koziol 767
Kukula W., Lehrbuch der Botanik für die unteren Classen der Realschulen und Gymnasien, 4. Aufl. Wien u. Leipzig, Braumüller 1894, angez. von A. Burgerstein 1025
Kunst (Die) für Alle s. Pecht.
Kunst der Polyglottie s. Dirr.

Laar J. J. van, Die Thermodynamik in der Chemie. Leipzig, Engelmann 1893, angez. von J. G. Wallentin 1123
Lainer A. und Bamberger M., Leitfaden für den Unterricht in der Naturlehre. Wien, Spielhagen u. Schurig 1891, angez. von J. G. Wallentin 157
Landgraf s. Historische Grammatik.
Landgraf G., Literaturnachweise und Bemerkungen zur lateinischen Schulgrammatik von G. L., 3. Aufl. (Daraus besonders abgedruckt: Beiträge zur lateinischen Casussyntax). Bamberg, Buchner 1894, angez. von J. Golling 1002
Lange A., Commentar zu Ovids Metamorphosen, 1. Heft (Ergebnisse des altsprachlichen Unterrichtes, 1. Bd.). Gotha, Perthes 1892, angez. von J. Golling 516
Lange E., Thukydides und sein Geschichtswerk (Gymnasialbibliothek herausg. von E. Pohlmey und H. Hoffmann). Gütersloh 1893, angez. von E. Kalinka 20
Lateinische Dichter. Eine Auswahl für den Schulgebrauch. II. Theil: Virgil von H. Bone, neu bearb. von K. Bone, 2. Aufl. Köln, du Mont-Schauberg 1893, angez. von A. Primožić 904
Lattmann H. und Müller H. D., Grammatisches Hilfs- und Übungsbuch für den griechischen Unterricht in Untersecunda. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1893, angez. von F. Stolz 508
Lattmann J. und Müller J. D., Griechische Grammatik für Gymnasien, 1. Theil: Formenlehre, 5. Aufl. von H. Lattmann. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1893, angez. von F. Stolz 505
Lattmann J., Lateinisches Übungsbuch mit Formenlehre und Satzlehre für Quinta, 7. Aufl., für Quarta, 7. Aufl., bearb. von H. Lattmann. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1892, angez. von H. Koziol 782, 924
Latzel s. Pokorny.
Leclair s. Lindner.
Lehmann s. Detto.
Leitschuh F., Geschichte der Karolingischen Malerei, ihr Bilderkreis und seine Quellen. Berlin, Siemens 1894, angez. von J. Wastler 824

Seite

Levin W., Methodischer Leitfaden für den Anfangsunterricht in der Chemie unter Berücksichtigung der Mineralogie. Braunschweig, Salle 1892, angez. von J. A. Kail 652

Lindner G. A. und Leclair A. von, Lehrbuch der allgemeinen Logik. Wien, C. Gerolds Sohn 1894, angez. von J. Schmidt 933

Livi T. ab urbe condita libri ed. A. Zingerle, pars VI, fasc. I, ed. maior et minor. Vindobonae et Pragae, Tempsky et Freytag 1893, angez. von A. M. Schmidt 215

Locke s. Fechtner.

Luckenbach H., Abbildungen zur alten Geschichte. München, Oldenbourg 1893, angez. von E. Kalinka 248

Lutsch O., Lateinisches Lehr- und Lesebuch für Quinta und Sexta (Dazu: Vocabularium bearb. von W. Sternkopf), 2. Aufl. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1892, angez. von H. Koziol 768, 780

Lutsch O., Begleitwort zur 2. Aufl. meiner lateinischen Lehr- und Lesebücher für Sexta und Quinta. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1893, angez. von H. Koziol 780

Mach E., Grundriss der Naturlehre, 2. Aufl. von K. Habart (Ausgabe für Gymnasien). Wien u. Prag, Tempsky 1893, angez. von H. von Höpflingen-Bergendorf 333

Mahaffy J. P., The Flinders Petrie Papyri with transscriptions, commentaries and index. Part. II. Dublin 1893, angez. von A. Wilhelm 907

Maiß E., Aufgaben über Elektricität und Magnetismus. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1893, angez. von H. Wittek und J. G. Wallentin 155, 1124

Maiß s. Höfler.

Manutii Pauli epistulae selectae ed. M. Fickelscherer. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1892, angez. von K. Wotke 416

Mau A., Führer durch Pompeji. Neapel, F. Furchheim 1893, angez. von J. Jüthner 324

May M., Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprachen. Leipzig Biedermann 1893, angez. von F. Detter 1113

Mayer F. M., Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie für die 4. Classe der Mittelschulen, 3. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1893, angez. von Ch. Würfl 1119

Mekler V., Herondas' Mimiamben übersetzt. Wien, Konegen 1894, angez. von E. Hauler 1079

Mendelejeff D., Grundlagen der Chemie, aus dem Russischen übersetzt von L. Jawein und A. Thillot. St. Petersburg, Ricker 1891, angez. von J. G. Wallentin 65

Meurer H., Ilias latina für Quinta (Dazu: Wortschatz zu Ilias latina). Weimar, Böhlau 1892/3, angez. von H. Koziol 919

Meyer E., Untersuchungen über die Schlacht im Teutoburgerwald. Berlin, Gärtner 1893, angez. von A. Bauer 639

Meyer P., Lehrbuch des Lateinischen für Anfänger, 1. u. 2. Theil. Bern, Kaiser 1892, angez. von H. Koziol 774, 915

Michelsen P., Die bestimmten algebraischen Gleichungen des ersten bis vierten Grades. Hannover, Meyer 1893, angez. von J. Jacob 806

Mik s. Pokorny.

Mittheilungen des Vereines für die Geschichte der Deutschen in Böhmen s. Hallwich.

Monumenta conciliorum generalium saeculi decimi quinti. concilium Basiliense III 2, Ioannis de Segovia historia gestorum generalis synodi Basiliensis edd. E. Birk et R. Beer. vol. II. Vindobonae 1892, angez. von A. Pribram 332

Seite

Müllenhoff K. und Scherer W., Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.—XII. Jahrhundert, 3. Ausg. von E. Steinmeyer, 2 Bde. Berlin, Weidmann 1892, angez. von C. Kraus 128

Močnik F. R. von, Geometrische Anschauungslehre für Untergymnasien, 2. Abth. (für die III. u. IV. Classe), 18. Aufl. von F. Wallentin. Wien, C. Gerolds Sohn 1894, angez. von H. von Höpflingen-Bergendorf 808

Močnik F. R. von, Lehrbuch der Geometrie für die oberen Classen der Mittelschulen, 22. Aufl. von F. Wallentin. Wien, C. Gerolds Sohn 1894, angez. von H. von Höpflingen-Bergendorf 809

Müller H. D. s. Lattmann.

Müller H. J. s. Cornelius Nepos, Ovids Metamorphosen.

Müller J. D. s. Lattmann.

Müller L. s. Horaz.

Müller M., Die Wissenschaft der Sprache, aus dem Englischen übersetzt von R. Fick und W. Wischmann, 2 Bde. Leipzig, Engelmann 1893, angez. von R. Meringer 785

Müller V., Lateinisches Lese- und Übungsbuch für Quarta mit alphabetisch geordnetem Wörterverzeichnis. Altenburg, Pierer 1893, angez. von H. Koziol 1003

Müller-Erzbach W., Physikalische Aufgaben für den mathematischen Unterricht in den oberen Classen. Berlin, Springer 1892, angez. von J. G. Wallentin 340

Müller-Flensburg A., Griechische Schulgrammatik. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1893 (dazu: Griechisches Lesebuch für Untertertia, ebendas.), angez. von F. Stolz 508

Nemesius s. Teza.

Nepos s. Cornelius.

Netoliczka E., Bilder aus der Geschichte der Physik, herausg. von A. Wachlowski. Wien u. Leipzig, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1891, angez. von J. G. Wallentin 63

Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts s. Götze.

Neumann C., Die Haupt- und Brennpunkte eines Linsensystemes, 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. G. Wallentin 820

Noack K., Leitfaden für physikalische Schülerübungen. Berlin, Springer 1892, angez. von J. G. Wallentin 814

Norcen A., Abriss der urgermanischen Lautlehre. Straßburg, Trübner 1894, angez. von R. Meringer 1099

Optatus Milevitanus rec. C. Ziwsa (Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum vol. XXVI). Vindobonae, Pragae, Lipsiae ap. Tempsky et Freytag 1893, angez. von R. C. Kukula 938

Ovid s. Lange.

Ovids Metamorphosen, Auswahl bearb. von F. Herder (Sammlung griech. und lat. Schulausgaben von H. J. Müller und O. Jäger). Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1894, angez. von J. Golling 998

Pape E., Memorierverse zur lateinischen Casuslehre. Augsburg, Kranzfelder 1892, angez. von H. Koziol 1107

Peano G., Die Grundzüge des geometrischen Calcüls, deutsch von A. Schepp. Leipzig, Teubner 1891, angez. von H. Wittek 61

Pecht F., Die Kunst für Alle, Zeitschrift, Jahrgang VIII. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, angez. von J. Wastler 259

Pederzani-Weber J., Erzherzog Karl und sein Grenadier. Wien u. Teschen, Prochaska 1892, angez. von L. Smolle 150

Seite

Perthes H., Lateinische Formenlehre zum Auswendiglernen, 5. Aufl. besorgt von W. Gillhausen. Berlin, Weidmann 1891, angez. von H. Koziol 1106

Perthes H., Lateinisches Lesebuch für die Sexta der Gymnasien, 5. Aufl., für die Quinta, 4. Aufl., mit den grammatisch-etymologischen Vocabularien, bearb. von W. Gillhausen. Berlin, Weidmann 1891/3, angez. von H. Koziol 766, 918

Perthes H., Lateinisch-deutsche vergleichende Wortkunde im Anschlusse an Caesars bellum Gallicum, 3. Aufl. besorgt von W. Gillhausen, 1. Abth. Berlin, Weidmann 1892, angez. von H. Koziol 1011

Petersmann s. Spamer.

Pfaff s. Kautzmann.

Phaedri Fabulae Aesopiae rec. J. M. Stowasser. Vindobonae et Pragae ap. Tempsky 1893, angez. von K. Wotke 415

Physikalische Revue s. Graetz.

Pohlmey s. Lange.

Pokornys Naturgeschichte des Thierreiches für die unteren Classen der Mittelschulen bearb. von R. Latzel und J. Mik, 23. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1893, angez. von A. Nalepa 820

Polek J., General Splénys Beschreibung der Bukowina. Czernowitz, Pardini 1893, angez. von Chr. Würfl 441

Proschko H., Aus der Heimat. Vaterländische Erzählungen für die Jugend. Linz, Ebenhöch 1892, angez. von L. Smolle 152

Proschko F. J., Geschichtsbilder aus den Kronländern Österreich-Ungarns. Linz, Ebenhöch 1892, angez. von L. Smolle 151

Rabe A., Die Redaction der Demosthenischen Kranzrede. Göttingen, Dieterich 1892, angez. von F. Slameczka 209

Ranke J. A., Präparation zu Homers Odyssee, Buch X—XII. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1894, angez. von G. Vogrinz 983

Reich H., Übungsbuch der lateinischen Elementarstilistik für die 6. Classe des human. Gymn., 1. Abth. Bamberg u. Leipzig, Büchner 1893 (dazu: Hilfsbüchlein zum Üb. d. l. E., ebendaselbst), angez. von H. Koziol 1012

Reicke J., Zu Joh. Christ. Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität (Separatabdruck aus der „Altpreußischen Monatsschrift" B. 29). Königsberg i. Pr., Beyer 1892, angez. von O. F. Walzel 930

Reis P., Elemente der Physik, Meteorologie und mathematischen Geographie, 5. Aufl. Leipzig, Quandt u. Händel 1892, angez. von J. G. Wallentin 818

Rettenbacher S., Lyrische (lateinische) Gedichte, herausg. von Th. Lehner. Wien, Roller u. Comp. 1893, angez. von J. Golling 517

Richter E., Lehrbuch der Geographie für die I.—III. Classe der Mittelschulen. Wien u. Prag, Tempsky 1893, angez. von R. von Muth 539

Richter G., Grundriss der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien, 3. Theil, 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von A. Zeehe 797

Roberti-Tornow W., De apium mellisque apud veteres significatione et symbolica et mythologica. Berlin, Weidmann 1893, angez. von A. Zingerle 748

Sachs Hans s. Goetze.

Sallustii C. Crispi bellum Catilinae, bellum Iugurthinum, orationes et epistulae ex historiis excerptae erkl. von Th. Opitz, 1. Heft:

Seite

Bellum Catilinae. Leipzig, Teubner 1894, angez. von R. C. Kukula 504

Sallustii C. Crispi Historiarum reliquiae ed. B. Maurenbrecher. Fasc. II. Lipsiae in aedibus Teubneri 1893, angez. von E. Hauler 749

Sammlung Göschen s. Ellinger.

Sammlung griech. und lat. Schulausgaben s. Cornelius Nepos, Ovid.

Sander F., Rigveda und Edda. Stockholm 1893, angez. von J. Kirste 531

Savelli A., Temistocle dal primo processo alla sua morte. Firenze, Loescher e Seebert 1893, angez. von A. Bauer 438

Schanz s. Dyroff.

Scheerer s. Müllenhoff.

Scheffler H., Die quadratische Zerfällung der Primzahlen. Leipzig 1892, angez. von J. Jacob 805

Scheindler A., Wörterverzeichnis zu Homeri Iliadis *A—Λ*, 3. Aufl. Prag, Wien, Leipzig, F. Tempsky, G. Freytag 1893, angez. von J. Golling 406

Schillers Briefe herausg. von F. Jonas. Stuttgart 1892/3, angez. von O. F. Walzel 37

Schlee E., Etymologisches Vocabularium zum Caesar, 3. Aufl. Altona, Harder 1892, angez. von A. Polaschek 216

Schmalz s. Historische Grammatik.

Schmidt J., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische für die 3. Classe der österr. Gymnasien, im Anschlusse an des Verf.s Lateinisches Lesebuch aus Cornelius Nepos und Q. Curtius Rufus. 2 Theile. Wien u. Prag, Tempsky 1893, angez. von H. Koziol 923

Schmidt Th. s. Kautzmann.

Schultz F., Kleine lateinische Sprachlehre, 22. Ausg. besorgt von M. Wetzel. Paderborn, Schöningh 1893, angez. von H. Koziol 1111

Schultz F., Lateinisches Übungsbuch für die unteren Classen, 15. Aufl. von J. Weisweiler, 2 Theile. Paderborn, Schöningh 1893, angez. von H. Koziol 762. 778

Schulz B., Auswahl aus den Gedichten Walthers von der Vogelweide, 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von M. H. Jellinek 232

Schulze W., Einführung in das Nibelungenlied. Dortmund, Meyer 1892, angez. von J. Seemüller 325

Schwan E., Grammatik des Altfranzösischen, 2. Aufl. Leipzig, Reisland 1893, angez. von A. Mussafia 50

Schweizer C. s. Herzog.

Seyffert s. Ellendt.

Siecke E., Die Liebesgeschichte des Himmels. Untersuchungen zur indogermanischen Sagenkunde. Straßburg, Trübner 1892, angez. von R. Meringer 785

Singer s. Willehalm.

Simon M., Leitfaden der analytischen Geometrie in der Ebene. Berlin, Weidmann 1892, angez. von H. Wittek 59

Smrčka F., Quae M. Tullius Cicero de philosophia merita sibi paraverit. Pisek 1892, angez. von A. Kornitzer 33

Spamers Illustrierte Weltgeschichte, 1. Bd., 3. Aufl. bearb. von B. Volz, J. Petersmann und K. Sturmhöfel. 2. Bd., 3. Aufl. bearb. von O. Kaemmel. Leipzig 1894, angez. von L. Smolle 153

Steig R., Goethe und die Brüder Grimm. Berlin, Hertz 1892, angez. von O. F. Walzel 1022

Stilgebauer E., Grimmelshausens Dietwald und Anelinde. Gera, Leutzsch 1893, angez. von A. von Weilen 787

Seite

Stolz s. Historische Grammatik.
Stolz F., Die Urbevölkerung Tirols. 2. Aufl. Innsbruck, Wagner 1892, angez. von W. Meyer-Lübke 149
Sturmhöfel s. Spamer.
Stoffel C., Studies in English Written and Spoken. first series. Straßburg, Trübner 1894, angez. von J. Ellinger 931
Stowasser s. Phaedrus.
Stowasser J. M., Das verbum Lare. Wien, Tempsky 1892, angez. von W. Meyer-Lübke 34
Stowasser J. M., Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Wien, Tempsky 1894. angez. von E. Wölfflin u. A. Scheindler III, 310
Sturmhöfel s. Spamer.
Studien zur Literaturgeschichte. Michael Bernays gewidmet. Hamburg u. Leipzig, L. Voß 1893, angez. von A. von Weilen 143
Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten herausg. von K. Erbe. Stuttgart, P. Neff 1893, angez. von A. Scheindler 222
Symbolae Pragenses. Prag, Wien, Leipzig, F. Tempsky, G. Freytag 1893, angez. von K. Schenkl 123
Szamatólski s. Elias.

Teza E., La natura dell' uomo di Nemesio e le vecchie traduzioni in italiano e in armeno (Atti del r. istituto veneto di scienze III 7). Venezia 1892, angez. von K. Burkhard 623
Thewrewk de Ponor, Codex Festi Farnesianus (XLII tabulis expressus). Budapestini 1893, angez. von R. Vári 24
Thiele B., Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische. Berlin, Weidmann 1892, angez. von H. Koziol 1102
Thumser s. Hermann.
Thüssing s. Historische Grammatik.
Tröger J., Rector Manso im Xenienkampfe (Abdruck aus der Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena zu Breslau). Breslau, Morgenstern 1893, angez. von O. F. Walzel 632
Trnka A., Deutsches Lesebuch für die III. und IV. Classe böhm. Mittelschulen (und „Erklärungen zum Deutschen Lesebuche für usw."). Prag, A. Wiesner 1892, angez. von F. Kovař 429
Turlin Ulrich von dem T. s. Willehalm.
Turoman G., Lateinische Grammatik für Gymnasien, II. Theil: Formenlehre (serbisch), 5. Aufl. Belgrad 1893, angez. von J. Kirste 512

Ullrich R., Die neue Schrift, 1. Theil: Allgemeine Lautschrift, 2. Aufl. Wien, R. Lechner 1893, angez. von K. Tomanetz 69
Umlauft F., 6900 Themen zu deutschen Aufsätzen und Redeübungen an Obergymnasien und Oberrealschulen. Wien, Gräser 1893, angez. von R. Löhner 48

Valerius Flaccus s. Grüneberg.
Vergili P. Maronis carmina selecta herausg. von J. Golling. Wien, Hölder 1893, angez. von H. St. Sedlmayer 760
Vergils Aeneide erkl. von K. Kappes, 1. Heft, 5. Aufl., 3. Heft, 8. Aufl. Leipzig, Teubner 1892/3, angez. von A. Primožić 904
Virgil s. Lateinische Dichter.
Voigt G., Die Wiederbelebung des classischen Alterthums, 2 Bde., 3. Aufl. von M. Lehnerdt. Berlin, Reimer 1893, angez. von K. Wotke 420
Volz s. Spamer.
Votsch s. Hoffmann.

Seite

Wagener s. Historische Grammatik.
Walther von der Vogelweide s. Schulz.
Weinert H., Die Grundbegriffe der Chemie (Anhang zu Heussis Leitfaden der Physik), angez. von J. A. Kail 938
Weinhold s. Historische Grammatik.
Wellers Lateinisches Lesebuch aus Herodot, 18. Aufl. besorgt von E. Wolff. Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring 1893, angez. von H. Koziol 1005
Weltkarte zur Übersicht der Meerestiefen und Höhenschichten. Berlin, Reimer (1893), angez. von F. Grassauer 543
Welzhofer H., Allgemeine Geschichte des Alterthums, 3. Bd. Geschichte des Orients und Griechenlands im 6. Jahrhundert v. Chr. Berlin, O. Seehagen 1892, angez. von H. Swoboda 228
Wentzel H., De infinitivi apud Iustinum usu. Berolini ap. M. Rüger 1893, angez. von J. Benesch 307
Westphal R., Allgemeine Metrik der indogermanischen und semitischen Völker auf Grundlage der vergleichenden Sprachwissenschaft. Berlin, Calvary & Comp. 1893, angez. von R. Meringer 784
Wilamowitz-Möllendorf U. von, Aristoteles und Athen, 2 Bde. Berlin, Weidmann 1893, angez. von V. Thumser 320
Willehalm, ein Rittergedicht von Meister Ulrich von dem Turlin, herausg. von S. Singer. Prag, Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 1893, angez. von F. Khull 42
Winter W., Grundriss der Mechanik und Physik für Gymnasien. München, Ackermann 1892, angez. von J. G. Wallentin 648
Wirth Ch., Erste Anleitung zur selbständigen Fertigung deutscher Aufsätze. Bayreuth, Heuschmann 1892, angez. von R. Löhner 49
Wirth Ch., Zu den 36 Gründen gegen das deutsch-fremdsprachliche Übersetzen an humanistischen Gymnasien. Bayreuth, Heuschmann 1892, angez. von J. Rappold 114
Wunderlich H., Der deutsche Satzbau. Stuttgart, Cotta 1892, angez. von R. Löhner 237

Zeisel S., Chemie. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben 1892, angez. von J. A. Kail 335
Zernial s. Hellwig.
Ziemer H., Lateinische Schulgrammatik (11. Aufl. der Schulgrammatik von W. Gillhausen). Berlin, Gärtner 1893, angez. von J. Golling 1000
Zimmermann E., Übungsbuch im Anschlusse an Cicero, Sallust, Livius, 2. und 3. Theil. Berlin, Gärtner 1893, angez. von H. Koziol 1101
Zingerle s. Livius.
Ziwsa s. Optatus.
Zwack & Bernecker, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geographie, 2 Theile. Hannover, Hahn 1893, angez. von F. Grassauer 249

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die Wissenschaft im höheren Unterrichte. Von J. Hoffmann 70
Frommes Österreichischer Professoren- und Lehrer-Kalender für das Schuljahr 1893/4, 26. Jahrgang, redigiert von J. E. Dassenbacher und F. E. Müller. Wien, Fromme 1894 (Anzeige) 80
Kunz K., Trzaskowski B. R. von, Pawlica J., Organisations-Entwurf der österr. Einheitsmittelschulen. Krakau 1892, angez. von J. Loos 159

Seite

Eine „Einheitsschule" unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia. Von S. Gorge 163

Anschauungsmittel im Gymnasialunterrichte. Von H. Mužik 260

Launer H., Die Verhandlungen der Berliner Schulenquête-Commission mit Rücksicht auf den erdkundlichen Unterricht und ein Vorschlag zur Neugestaltung desselben an unseren Gymnasien und Realschulen. Wien, Hölzel 1893, angez. von S. Frankfurter 268

Die „Einleitung" zum Organisations-Entwurfe und die Gymnasialreform in Preußen. Von J. Ptaschnik 349

Educazione e istruzione. Rivista di pedagogia e scienze affini diretta da G. Sergi. Roma, Paravia e Comp. 1894 (Anzeige) 376

Übersicht neuerer pädagogischer Literatur: Schmid K. A., Geschichte der Erziehung, fortgeführt von G. Schmid, Bd. II 1, III 1. Stuttgart, Cotta 1892 (S. 451), Schultze F., Deutsche Erziehung. Leipzig, Günther 1893 (S. 451), Rethwisch C., Jahresberichte über das höhere Schulwesen, VI. Jahrgang. Berlin, Gärtner 1892 (S. 452), Frick O., Pädagogische und didaktische Abhandlungen, 1. Bd. Halle a. S., Waisenhaus 1893 (S. 452), Bornemann K., Pädagogischer Literaturbericht für Österreichs Schulen und Lehrer. Znaim, Fournier u. Habeler 1892/3 (S. 452), Jordan E., Elternzeitung: Schule und Haus, 9. und 10. Jahrgang, Wien 1892/3 (S. 452), Für die Jugend des Volkes. Monatsschrift herausg. von K. Hilber und F. Mariner, 2. Jahrgang. Baden (bei Wien) 1893 (S. 453), Mittheilungen des Vereines zur Pflege des Jugendspieles I. 1892 (S. 453), Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel herausg. von H. Schnell und H. Wickenhagen, 2. Jahrgang. Leipzig-Gohlis, Voigtländer 1893 (S. 453), Gesundheit und Höflichkeit. Leipzig, Renger 1893 (S. 453), Sepp P. B., Wichtige Gesundheitsregeln. Augsburg, Kranzfelder 1892 (S. 453), Vogel A., Systematische Darstellung der Pädagogik Heinrich Pestalozzis. Hannover, Meyer 1893 (S. 453), Vogel A., Herbart oder Pestalozzi? Hannover, Meyer 1893 (S. 453), Kayser W., Johann Amos Comenius. Hannover-Linden, Manz u. Lange 1892 (S. 454), Hidesaburo Endo, Das Leben und die pädagogische Bedeutung des Confucius. Leipzig, Hiersemann 1893 (S. 454), Münch W., Neue pädagogische Vorträge. Berlin, Gärtner 1893 (S. 454), Dettweiler P., Untersuchungen über den didaktischen Wert ciceronianischer Schulschriften, 2. Heft. Halle a. S., Waisenhaus 1892 (S. 454), Grimm W., Deutsche Frauen vor dem Parlament. Weimar 1892 (S. 454), Pochhammer L., Beiträge zur Frage des Universitätsstudiums der Frauen. Kiel, Töche 1892 (S. 454), Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht, 68. Jahrgang. Frankfurt a. M., Diesterweg 1892 (S. 454), Blätter für höheres Schulwesen herausg. von Dr. Steinmeyer, 10. Jahrgang. Grünberg i. Sch., Söderström 1893 (S. 455), Südwestdeutsche Schulblätter, 10. Jahrgang. Karlsruhe 1893 (S. 455), Pädagogische Warte herausg. von E. Piltz, 1. und 2. Jahrgang. Leipzig 1892/3 (S. 455), The School Review ed. by J. G. Schurman, 1. Jahrgang. Ithaca, New York 1893 (S. 455), Berger J., Die pädagogischen Bibliotheken, Schulmuseen usw. Leipzig, Langenberg u. Himly 1892 (S. 455), Seeger J., Das Güstrower Realgymnasium. Güstrow, Opitz 1893 (S. 455), Das Übersetzen ins Griechische und Lateinische. Berlin, bibliogr. Bureau 1892 (S. 455), Heppe H., System der Pädagogik. Hannover-Linden, Manz u. Lange 1892 (S. 455), Richard Wagner und das Gymnasium. Leipzig, Fock (S. 455), Perthes O., Die deutsch-con-

Seite

servative Partei und das höhere Schulwesen. Bielefeld, Siedhoff 1892 (S. 455), Störck F., Der staatsbürgerliche Unterricht. Freiburg i. B., Mohr 1893 (S. 455), Lorentz K., Das Internat. Leipzig, Jacobsen 1892 (S. 455), Jäger G., Monatsblatt, 8. Jahrgang. Stuttgart, Kohlhammer 1889 (S. 455), angez. von J. Rappold 451

Rothfuchs J., Beiträge zur Methodik des altsprachlichen Unterrichtes, insbesondere des lateinischen, 3. Aufl. Marburg, Elwert 1893, angez. von J. Rappold 456

Die österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Berlin. Von E. Hannak 459

Kehrbach K., Die Monumenta Germaniae paedagogica und die Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Von E. Hannak 461

Zur Abwehr gegen einen neuen Angriff auf die philosophische Propädeutik. Von E. Martinak 548

Shakespeare im österreichischen Gymnasium. Von A. Tragl 551

Adamek O., Die pädagogische Vorbildung für das Lehramt an der Mittelschule. Graz, Leuschner u. Lubensky 1892, angez. von J. Rappold 560

Reinhardt K., Die Frankfurter Lehrpläne. Frankfurt a. M., Disterweg 1892, angez. von J. Loos 561

Über die Gehalts- und Rangsfragen der Mittelschullehrer. Von M. Glöser 562

Kehrbach K., Monumenta Germaniae paedagogica. Bd. XIII: Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen herausg. von F. Teutsch, 2. Bd., Bd. XIV: Geschichte der Erziehung der Bayerischen Wittelsbacher von F. Schmidt. Berlin, Hofmann u. Comp. 1892, angez. von J. Rappold 659

Das humanistische Gymnasium. Organ des Gymnasialvereins. Heidelberg, Winter, Jahrgang 1891/3, angez. von J. Loos 660

Leimbach K. L., In der Abschiedsstunde, 2. Aufl. Goslar, Koch 1894 (Anzeige) 664

Fünfter deutsch-österreichischer Mittelschultag. Von C. Tumlirz 825

Zum Deutschunterrichte in der V. und VI. Gymnasialclasse. Von R. Scheich 941

Die Besoldung der Mittelschullehrer in Ungarn. Von D. Gruber 945

Die Gymnasien Serbiens. Von K. Schenkl 947

Stier G., Schulreden und Vorträge, 2. Aufl. Dessau u. Leipzig, Kahle 1894 (Anzeige) 952

Die Vorschule für Lehramtscandidaten der neueren Sprachen. Von A. Würzner 1027

Hirzel K., Zeitfragen aus dem Gebiete des württembergischen Gymnasialwesens. I. Über Vorbildung und Prüfung zum höheren Lehramt. Tübingen, Laupp 1893 (Anzeige) 1038

Der zweite deutsche Historikertag in Leipzig. Von E. Hannak 1129

Zur Statistik unseres Lehrernachwuchses. Von J. H. 1144

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Archäologischer Ferialcurs für Gymnasialprofessoren an der Universität Innsbruck 665

Der neuphilologische Verein in Wien. Von A. Würzner 953

Sitzungen und Vorträge des k. deutschen archäologischen Institutes in Rom 1039

Lehrmittelsammelstelle Petersdorf bei Trautenau in Böhmen 1147

Seite

Literarische Miscellen.

Adler G., Denkmäler der Tonkunst in Österreich, 2 Bde, Artaria et Comp. 1892/3 668
Akademischer Kalender für die deutsch-österreichischen Hochschulen. Jahrgang 1893/4, bearb. von Brix. Wien, Perles 571
Asher D., Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauche der englischen Sprache, 6. Aufl. Dresden, Ehlermann 1892, angez. von K. Luick 846
Asher D., Die wichtigsten Regeln der englischen Syntax, 2. Aufl. Dresden, Ehlermann 1892, angez. von K. Luick 846

Bauer J., Englert A. und Link Th., Französisches Lesebuch, dazu: Wörterverzeichnis. München u. Leipzig, Oldenbourg 1889, angez. von F. Wawra 957
Baumgartner H., Die Jesuiten-Republik in Paraguay. Wiener-Neustadt 1892, angez. von F. M. Mayer 668
Benseler G. E., Griechisch-deutsches Schulwörterbuch, 9. Aufl. bes. von G. Autenrieth. Leipzig, Teubner 1891, angez. von J. Golling 172
Bötticher G. und Kinzel K., Denkmäler der älteren deutschen Literatur. III. Die Reformationszeit, 1. Hans Sachs ausgewählt von K. Kinzel. 2. Die Literatur des 18. Jahrhunderts vor Klopstock, ausgewählt von G. Bötticher. Halle, Waisenhaus 1893, angez. von A. von Weilen 1148
Brix s. Akademischer Kalender.
Buchner s. Herder.
Bünger C., Auswahl aus Xenophons Hellenika mit Commentar. Leipzig, Freytag 1893, angez. von K. Wotke 665
Burghauser s. Freytags Schulausgaben.

Caesar s. Meusel.
Callimaco Inni su Diana e sui Lavacri di Pallade ed. C. Nigra. Torino 1892, angez. von K. Wotke 841
Chevalier s. Freytags Schulausgaben.
Corssen P., Der Cyprianische Text der Acta apostolorum. Progr. Schöneberg-Berlin 1892, angez. von K. Wotke 464

Degenhardt R., Lehrgang der englischen Sprache. 2. Theil: Schulgrammatik, 14. Aufl. Dresden, Ehlermann 1892, angez. von K. Luick 378
Deutsche Dramaturgie. Monatsschrift herausg. von Paul Kühn 956
Diviš s. Neubauer.
Dickens s. Weidmann'sche Sammlung.
Dörr s. Vietor.

Englert A., Anthologie de poètes français modernes. Erlangen, Junge 1892, angez. von F. Wawra 81
Englert A. s. Bauer.

Fischer s. Weidmann'sche Sammlung.
Freytags Schulausgaben classischer Werke für den deutschen Unterricht: Lessings Nathan herausg. von O. Netoliczka, Goethes Egmont und Tasso herausg. von G. Burghauser und L. Chevalier. Wien u. Prag, Tempsky 1893/4, angez. von H. Herzog 844
Führer durch die englische und französische Schulliteratur, 2. Aufl. Wolfenbüttel, Zwißler 1892, angez. von F. Wawra 82

Seite

Goethe s. Freytags Schulausgaben.
Götzeler L., Animadversiones in Dionysii Halicarnassensis Antiquitates Romanas. Pars I. München, Ackermann 1893 1039
Guglia E., Geschichte der Stadt Wien. Wien, Tempsky 1892, angez. von F. M. Mayer 275

Herder J. G. von, Der Cid. Schulausgabe bes. von E. Buchner. Essen, Bädeker 1892, angez. von R. Löhner 174
Heuwes s. Kleist.

Kämmel s. Spamer.
Kaphengst s. Weidmann'sche Sammlung.
Katalog des k. k. Schulbücherverlages 1040
Kellner L., Historical Outlines of English Syntax. London, Macmillan and Comp. 1892, angez. von F. Wawra 274
Kinzel s. Bötticher.
Kiy W., Hans Sachs. Leipzig, Scholtze 1893, angez. von A. von Weilen 1148
Kleist H. von, Prinz Friedrich von Homburg erl. von J. Heuwes (Schöninghs Ausgaben deutscher Classiker, Nr. XVII). Paderborn, Schöningh 1892, angez. von A. von Weilen 1149
Koldewey s. Weidmann'sche Sammlung.
Krumbacher K., Studien zu den Legenden des heil. Theodosios (Sitzungsber. der k. bair. Akad. der Wiss. 1892, 2. Heft). München 1892, angez. von K. Wotke 464
Kühn s. Deutsche Dramaturgie.

Landwehr H., Dichterische Gestalten und geschichtliche Treue. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1893, angez. von A. von Weilen 1149
Lange A., Auswahl aus Vergils Aeneis. Berlin, Heyfelder 1892, angez. von J. Golling 273
Lehmann O., Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Richter 1892, angez. von S. Frankfurter 843
Lenk s. Vatnsdaelasaga.
Lessing s. Freytags Schulausgaben.
Lexicon Taciteum ed. A. Greef, fasc. X et XI. Lipsiae, in aedibus Teubneri 1893, angez. von I. Prammer 173
Link s. Bauer.
Lofs s. Vorträge.
Lücking s. Weidmann'sche Sammlung.
Lumbroso G., Progressi della egittologia Greco-Romana negli ultimi venticinque anni. Roma 1893, angez. von W. Weinberger 955
Lüttge A., Englisches Lehr- und Übungsbuch, 2. Heft. Braunschweig, Schwetschke 1891, angez. von K. Luick 846

Manutii Pauli epistulae selectae ed. M. Fickelscherer. Lipsiae in aedibus Teubneri 1892, angez. von K. Wotke 666
Meffert F., Englische Grammatik für die oberen Classen, 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1891, angez. von K. Luick 378
Meusel H., Lexicon Caesarianum, fasc. XVIII et XIX. Berolini, Weber 1893, angez. von I. Prammer 1147

Netoliczka s. Freytags Schulausgaben.
Neubauer J. und Diviš J., Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich, 7. Jahrgang. Prag, Wien u. Leipzig, Tempsky u. Freytag 1894, angez. von H. Löwner 1150

Seite

Neumann H., Auswahl von Musterstücken aus der deutschen Literatur nebst „Hilfsmittel" zum Übersetzen ins Englische, 1. Theil, 2. Aufl. Hamburg, Gräfe & Sillein 1892, angez. von K. Luick 847

Neumann H., Extract fromm Classical German Works translated into English. Hamburg, Gräfe & Sillein 1889, angez. von K. Luick 847

Novum Testamentum Graece, herausg. von F. Zelle; 5. Heft: Die Apostelgeschichte von B. Wohlfahrt. Leipzig, Teubner 1892, angez. von J. Golling 273

Palmgren K. E., Palmgrenska samskolan (Praktische Arbeitsschule), höhere Schule für Knaben und Mädchen. Stockholm, Koersner 1892. angez. von H. von Lenk 81

Penck A., Bericht der Centralcommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland von Ostern 1891 bis Ostern 1893. Berlin 1893 1040

Pfundheller s. Weidmann'sche Sammlung.

Proschko F. J., Perlen aus der österreichischen Vaterlandsgeschichte. Linz, Ebenhöch 1892, angez. von R. Löhner 174

Pütz W., Historische Darstellungen und Charakteristiken, 4. Bd., 3. Aufl. bes. von J. Asbach. Köln, du Mont-Schauberg 1892, angez. von F. M. Mayer 667

Regel E., Eiserner Bestand. Das Nothwendigste aus der englischen Syntax. Halle a. S., Karras 1892, angez. von K. Luick 378

Rein B., Anschauungstafel für den Glockenguß unter besonderer Berücksichtigung von Schillers Lied von der Glocke. Gotha, Perthes 1893 570

Ricken W., La France. — Le Pays et son Peuple. Berlin, Gronau 1893, angez. von F. Wawra 957

Ricken W., La Tour de la France en cinq mois. Berlin, Gronau 1893, angez. von F. Wawra 957

Sandeau s. Weidmann'sche Sammlung.

Sauer C. M., Kleine italienische Sprachlehre. Heidelberg, Groos 1892, angez. von J. Alton 82

Sauer W., Mahabhárata und Wate. Stuttgart 1893, angez. von F. Kirste 848

Schimmelpfeng E., Erziehliche Horazlectüre. Progr. der Klosterschule in Ilfeld 1892, angez. von F. Hanna 842

Schmidt J., Lehrbuch der englischen Sprache, 1. Theil: Elementarbuch, 10. Aufl., 2. Theil: Schulgrammatik, 4. Aufl., Grammatik 5. Aufl., Übungsbeispiele 3. Aufl. Berlin, Haude u. Spener 1884/92, angez. von K. Luick 377

Schöninghs Ausgaben deutscher Classiker s. Kleist.

Schubart s. Vorträge.

Spamers Illustrierte Weltgeschichte, 6. Bd. 3. Aufl. bearb. von O. Kämmel. Leipzig 1894. angez. von L. Smolle 956

Stahl P. J., Marussia. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube 1892, angez. von R. Löhner 845

Stein A., Geschichtstabellen, 9. Aufl. Münster, Theißing 1892, angez. von F. M. Mayer 276

Thiérs s. Weidmann'sche Sammlung.

Vaders J., Grundriss der Geschichte, 3 Theile. Münster, Aschendorff 1892, angez. von F. M. Mayer 275

Seite

Vatsndaelasaga, d. i. die Geschichte der Bewohner des Vatnsdal auf Isla um 890—1010 n. Chr., aus dem Isländischen übersetzt von H. von Lenk. Leipzig, Reclam (Univ.-Bibl. 3035/6), angez. von F. Detter 569

Vernaleken Th., Kinder- und Hausmärchen, 2. Aufl. Wien u. Leipzig, Braumüller 1892, angez. von R. Löhner 845

Vietor W. und Dörr F., Englisches Lesebuch, 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1891, angez. von K. Luick 957

Voltaire s. Weidmann'sche Sammlung.

Vorträge für Freunde des evangelischen Bundes. Nr. 1 und 2 von F. W. Schubart und F. Lofs. Dessau, Baumann 1892, angez. von F. M. Mayer 276

Weidmann'sche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen von E. Pfundheller und G. Lücking: Voltaire, Histoire de Charles XII. erkl. von E. Pfundheller, 4. Aufl., Thiers Ägyptische Expedition der Franzosen 1798—1801 erkl. von F. Koldewey, 4. Aufl., Sandeau Mademoiselle de la Seiglière erkl. von R. Wilcke, 2. Aufl. bearb. von K. Kaphengst, Dickens A. Christmas Carol erkl. von F. Fischer, 3. Aufl. 1891/3 571

Wiener Literaturzeitung herausg. von A. Bauer, III. Jahrg. Wien 1892/3, angez. von F. Prosch 569

Wilcke s. Weidmann'sche Sammlung.

Wingerath H., Choix de Lectures françaises, première partie accompagnée d'un vocabulaire, 7e éd. Cologne, du Mont-Schauberg 1893, angez. von F. Wawra 957

Wingerath H., Lectures choisies, 4e éd. Cologne, du Mont-Schauberg 1893, angez. von F Wawra 967

Wirth Ch., Übungsfragen zum Geschichtsunterricht. Bayreuth, Heuschmann 1892, angez. von F. M. Mayer 276

Xenophon s. Bünger.

Xenophons Griechische Geschichte erkl. von B. Büchsenschütz, 1. Heft, 6. Aufl. Leipzig, Teubner 1891, angez. von J. Golling 171

Zurbonsen F., Geschichtliche Repetitionen und Ausführungen, 4 Theile, 2. Aufl. Berlin, Nicolai 1892, angez. von F. F. Mayer 667

Programmenschau.

Ammann H., Versuch einer Charakteristik Kaiser Maximilians I., seiner Regierungsthätigkeit und äußeren Politik. Progr. des Gymn. in Brixen 1892, angez. von J. Loserth 672

Amann J. J., Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Manson de Roland. Progr. des Gymn. in Krumau 1892, angez. von F. Khull 864

Anděl A., Die Spirale in der decorativen Kunst. Progr. der Staats-Unterrealschule in Graz 1892, angez. von J. Wastler 470

Appunti critici al testo delle Trachinie. Progr. des Communal-gymn. in Triest 1892, angez. von H. St. Sedlmayer 669

Arche A., Einwirkung des Kaliumchlorates in einem Sprengstoff auf die Bildung und Zusammensetzung der Verbrennungsgase. Progr. der deutschen Staatsrealschule in Triest 1892, angez. von J. A. Kail 965

Arnmann F., Einige bisher noch nicht veröffentlichte Briefe Adalbert Stifters. Progr. der Realschule im III. Bezirke von Wien 1892, angez. von F. Prosch 279

Seite

Barewicz W., Goethes Egmont in Schillers Bearbeitung. Progr. des Franz Joseph-Gymn. in Lemberg 1892, angez. von F. Prosch 467

Bazala J., Beleuchtungsconstructionen für windschiefe Schraubenflächen. Progr. der Realschule in Bielitz 1892, angez. von J. G. Wallentin 871

Binder W., Über Plancurven vierter Ordnung. Progr. der Realschule in Wiener-Neustadt 1893, angez. von S. Frankfurter 176

Böhm K., Goethes Verhältnis zur Antike. Progr. des Communalgymn. im VI. Bezirke von Wien 1892, angez. von F. Prosch 277

Boguth W., M. Valerius Laevinus. Progr. des Gymn. in Krems 1892, angez. von A. Bauer 671

Blumentritt F., Katechismus der katholischen Glaubenslehre in der Ilongoten-Sprache. Progr. der Realschule in Böhmisch-Leipa 1893, angez. von S. Frankfurter 89

Bruder G., Die Gegend um Saaz in ihren geologischen Verhältnissen. Progr. des Gymn. in Saaz 1892, angez. von P. Čtvrtečka 282

Buchner A., Die Unterrealschule in Waidhofen a. d. Ybbs seit ihrem 40jährigen Bestande. Progr. der genannten Realschule 1892, angez. von P. Čtvrtečka 281

Bulić F., Die Rede des Demosthenes gegen Meidias (serbo-croatisch). Progr. des Gymn. in Spalato 1891, angez. von J. Sket 573

Bulić F., Auctarium inscriptionum, quae a mense Iunio a. 1888 ad mensem Iunium a. 1892 in c. r. museum archaeologicum Salonitanum Spalati illatae sunt. Progr. des Gymn. in Spalato 1892, angez. von J. W. Kubitschek 960

Burgerstein A., Der 'Stock im Eisen' der Stadt Wien. Progr. des Communalgymn. im II. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 177

Burgerstein L., Hygienische Fortschritte der österreichischen Mittelschulen seit September 1890. Progr. der Realschule im VI. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 181

Charvát J., Das erste Buch der Lieder des Q. Horatius Flaccus. In accentuierenden Versen übersetzt (čechisch). Progr. des böhm. Gymn. in Pilsen 1892, angez. von A. Fischer 862

Chowaniec F., De enuntiatorum, quae dicuntur, subiecto carentium usu Thucydideo. Progr. des Gymn. in Jaroslau 1892, angez. von B. Kruczkiewicz 855

Chval J., Das Gemälde des Kebes (čechisch). Progr. der böhm. Mittelschule in Pilsen 1891, angez. von A. Fischer 861

Czubek J., Das erste Buch der Ilias in polnischer Übersetzung. Progr. des Gymn. zu St. Anna in Krakau 1892, angez. von B. Kruczkiewicz 850

Czyczkiewicz A., Untersuchungen zur zweiten Hälfte der Odyssee. Progr. des Gymn. in Brody 1892 (dazu: Betrachtungen über Homers Odyssee. Brody 1892), angez. von B. Kruczkiewicz 851

Dobrzański R., Des Q. Horatius Flaccus Brief an die Pisones in polnische Verse übersetzt und mit einer Einleitung und mit erklärenden Anmerkungen versehen (polnisch). Progr. des Gymn. in Złoczów 1892, angez. von B. Kruczkiewicz 857

Dworžák H., Über Gährungsorganismen. Progr. der Unterrealschule in Waidhofen a. d. Y. 1892, angez. von P. Čtvrtečka 281

Ebner A., Vergleichung des Strophenbaues bei Reinmar dem Alten und Walther. Progr. des Gymn. in Oberhollabrunn 1892, angez. von F. Khull 864

Kellinger J., Syntaktische Untersuchungen zu der Sprache der mittelenglischen Romanze von „Sir Perceval of Galles". Progr. der Realschule in Troppau 1893, angez. von S. Frankfurter 89

Seite

Erber T., Storia della Dalmazia dal 1797—1814. Progr. des Gymn. in Zara 1892, angez. von J. Loserth 868

Eymer W., D. G. Morhof und sein Polyhistor. Ein Beitrag zur Lehre vom Bildungswesen. Progr. des deutschen Gymn. in Budweis 1893, angez. von S. Frankfurter 179

Exner K., Über die Beugung des Lichtes durch ein ebenes Doppelgitter. Progr. des Gymn. im IX. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 177

Feierfeil G., „Die Verlobung in St. Domingo" von Heinrich von Kleist und Körners „Toni". Progr. des Gymn. in Braunau 1892, angez. von F. Prosch 468

Fischer J. N., Zu Horaz' zweitem Literaturbrief. Progr. des Privatuntergymn. an der Stella matutina in Feldkirch 1892, angez. von F. Hanna 670

Foustka B., Turgot als Sociologe (čechisch). Progr. des Gymn. in Wittingau 1892, angez. von F. Jokl 1153

Franke J., Die Gewässer in Krain und ihre nutzbare Fauna. Progr. der Realschule in Laibach 1893, angez. von P. Čtvrtečka 282

Frenzel R., Directe Construction der Tangenten der Selbstschattencurven von Rotationsflächen. Progr. der Realschule in Jägerndorf 1892, angez. von J. G. Wallentin 868

Friedel O., Materialien zum Ovid-Unterricht. Progr. des Gymn. in Wernigerode 1892, angez. von H. Jurenka 577

Geciow O., Quaestiones in Aristophanis Vespas. Progr. des Gymn. in Rzeszów 1892, angez. von B. Kruczkiewicz 854

Geidel R., Wie erhalten wir unsere Jugend gesund? Progr. des öffentl. Untergymn. im VIII. Bezirke (Buchfeldgasse) in Wien 1892, angez. von J. Rappold 287

Gredler V., Zur Conchylienfauna von China. Progr. des Gymn. in Bozen 1893, angez. von S. Frankfurter 177

Gremblich J., Der Legföhrenwald. Progr. des Gymn. in Hall 1893, angez. von S. Frankfurter 177

Grünfeld E., Zur Theorie der Systeme linearer Differentialgleichungen erster Ordnung und der Fuchs'schen Differentialgleichungen mter Ordnung. Progr. des Staatsgymn. im II. Bez. von Wien 1892, angez. von J. G. Wallentin 869

Gschwandner S., Die Gesetze des Urtheilsverhältnisses der Einordnung (Subalternation) als Gesetze des Lebens — geselligen Vereinens der Menschen — der Staaten und Völker. Progr. des Gymn. zu den Schotten in Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 179

Gschwind E., Die Übersetzungen aus dem Deutschen in die beiden altclassischen Sprachen. Progr. des deutschen Gymn. in Prag-Altstadt 1892, angez. von J. Rappold 285

Gubo A., Der Cillier Erbstreit. Progr. des I. Gymn. in Graz 1893, angez. von S. Frankfurter 90

Guglia E., Zur Geschichte einiger Reichsstädte in den letzten Zeiten des Reiches. Progr. der Realschule im XVIII. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 91

Haluschka F., Zur Kegelschnittslehre. Progr. der Realschule im XVIII. Bezirke von Wien 1894, angez. von S. Frankfurter 175

Hamburger J., Die französische Invasion in Kärnten im Jahre 1809, 3. Theil, 1. Folge. Progr. der Oberrealschule in Klagenfurt 1892, angez. von J. Loserth 673

Seite

Hampl V., Der Niedergang Ungarns in den Jahren 1520—1530 (čechisch). Progr. der Realschule in Pardubitz 1892, angez. von J. Loserth 673

Hann F., Die gothische Kirchenbaukunst in Kärnten. Progr. des Gymn. in Klagenfurt 1893, angez. von S. Frankfurter 91

Hauler E., Zur Geschichte des griechischen Mimus. Progr. des Staatsgymn. im II. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 85

Hauthaler W., Ein salzburgisches Registerbuch des XIV. Jahrhunderts. Progr. des fürsterzbischöfl. Privatgymn. Collegium Borromaeum in Salzburg 1893, angez. von S. Frankfurter 90

Hergel G., Classikerlectüre und Realien. Zur Liviuslectüre. Progr. des Gymn. in Brüx 1892, angez. von A. Schmidt 284

Hermann A., Zur Verwaltungsgeschichte der Stadt St. Pölten. Progr. des Gymn. in St. Pölten 1892, angez. von J. Loserth 674

Hintner F., Der Pflichtenstreit der Agamemnonskinder in Sophokles' Elektra und seine Lösung (Schluss). Progr. des Obergymn. in Laibach 1892, angez. von H. St. Sedlmayer 669

Hintner V., Die Verba des Befehlens in den indogermanischen Sprachen, 1. Theil. Progr. des akad. Gymn. in Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 86

Hoffmann F., Die Holzgewächse von Königgrätz und dessen Umgebung im Winter (čechisch). Progr. des Gymn. in Königgrätz 1892, angez. von P. Čtvrtečka 280

Hopf A., Anton Wolfradt, Fürstbischof von Wien. Progr. der Realschule im VI. Bezirke von Wien 1892, angez. von J. Loserth 673

Höpflingen und Bergendorf H. R. von, Über die Schwere auf der Oberfläche der Erde. Progr. der 1. deutschen Realschule in Prag 1893, angez. von S. Frankfurter 176

Jacob J., Zur Lehre von der Theilbarkeit der Zahlen. Progr. des Gymn. in Mährisch-Neustadt 1893, angez. von H. Wittek 184

Jäkel J., Geschichte des Gymnasiums in Freistadt, A. Vorgeschichte. Progr. des Gymn. in Freistadt 1892, angez. von J. Rappold 382

Januschke H., Der Ätherdruck als einheitliche Naturkraft. Progr. der Realschule in Teschen 1893, angez. von S. Frankfurter 176

Jonasch J., Einiges über das Ornament. Progr. der Realschule in Marburg 1893, angez. von J. Wastler 967

Ive A., Die istrianischen Mundarten. Progr. des Gymn. in Innsbruck 1893, angez. von S. Frankfurter 90

Kaiser O., Beiträge zur Zahlenlehre und Chronologie (Fortsetzung). Progr. des Gymn. in Bielitz 1892, angez. von J. G. Wallentin 870

Kapras J., Komenskys psychologische Ideen (čechisch). Progr. des böhm. Obergymn. in Brünn 1892, angez. von F. Krejčí 679

Kašpar P. J., Der Tanz als ein Theil des Gottesdienstes (čechisch). Progr. des Gymn. in Čáslau 1892, angez. von J. Kaňka 95

Keberle V., Čechische Vornamen nach Form und Ursprung (čech.). Progr. des Gymn. in Taus 1892, angez. von J. Kaňka 96

Kirschnek A., Über die Äschines' Namen tragenden Briefe. Progr. des Gymn. in Arnau 1892, angez. von F. Slameczka 379

Klekler K., Die stereographische Projection als Hilfsmittel der ebenen Darstellung sphärischer Constructionen. Progr. der Realschule im VII. Bezirke von Wien 1892, angez. von J. G. Wallentin 870

Koczyński L., De flexura graecorum nominum propriorum apud Lucilium Varronem Lucretium Vergilium. Progr. des Gymn. in Radautz 1892, angez. von B. Kruczkiewicz 858

Seite

Kogler P., Die Dehnungsfrage in unserer Rechtschreibung. Progr. des fürsterzbischöfl. Privatgymn. Collegium Borromaeum in Salzburg 1892, angez. von G. Burghauser 1041

Kokorudz E., Ablativus, Locativus und Instrumentalis bei Homer in formeller und syntaktischer Beziehung, 2. Theil (polnisch). Progr. des Gymn. in Stanislau 1892, angez. von B. Kruczkiewicz 849

Korec J., 1. Über einige Nachrichten über Herodot, die bisher als echt betrachtet wurden. 2. Über die Chronologie einiger Herodoteischer Reisen (čechisch). Progr. des böhm. Obergymn. in Brünn 1891, angez. von A. Fischer 466

Krecar A., Čechische logische Literatur (čechisch). Progr. des Gymn. in Schlan 1892, angez. von F. Krejčí 677

Krispin K., Etymologische Übersicht der homerischen Sprache. Progr. des Gymn. in Böhmisch-Leipa 1892, angez. von F. Stolz 572

Kubitschek W., Vindobona. Progr. des Gymn. im VIII. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 83

Kunz F., Hagedorns Verhältnis zu Burkard Waldis. Progr. der Realschule in Teschen 1892, angez. von G. Burghauser 1042

Kürschner G., Regesten zur Geschichte Jägerndorfs unter den Herrschern aus dem Hause Brandenburg (1523—1622). Progr. des Gymn. in Troppau 1892, angez. von J. Loserth 674

Laharner A., La Fonetica come scienza ausiliare nell' insegnamento della lingua tedesca col metodo analitico. Progr. der Realschule in Rovereto 1893, angez. von J. Alton 469

Lebinger N., Zur Geschichte des Gymnasiums in Klagenfurt. Progr. des Gymn. in Klagenfurt 1892, angez. von J. Rappold 382

Lindenthal E., Die Sprache der Mathematik. Progr. der Unterrealschule im II. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 175

Lopot J., Beispiele zur Einübung der lateinischen Syntax, 2. Theil. Progr. des Gymn. in Weidenau 1892, angez. von I. Prammer und J. Rappold 379, 1040

Loriš J., Das altböhmische Lied von „Ernst" (čechisch). Progr. der Realschule in Königgrätz 1892, angez. von J. Kaňka 92

Machal J., Einleitung in das Studium der russischen Byling (epischer Volkslieder weltlichen Inhaltes) (čechisch). Progr. des böhm. Gymn. in Prag (Korngasse) 1892, angez. von J. Kaňka 94

Majonica H., Fundkarte von Aquileja. Progr. des Gymn. in Görz 1893, angez. von S. Frankfurter 84

Mair G., Res Raeticae, *a*) Der Brenner, Pryenn und Herodots Πυρήνη, *b*) Die Wohnsitze der Genauni. Progr. des Gymn. in Villach 1892, angez. von A. Bauer 671

Manlik M., Das Leben und Treiben der oberdeutschen Bauern im XIII., XIV. und XV. Jahrhundert. Progr. des Gymn. in Landskron 1892, angez. von F. Prosch 1154

Maresch P., Die Liviuslectüre in der Quinta. Progr. des deutschen Gymn. in Ungarisch-Hradisch 1892, angez. von J. Schmidt 283

Mattel V., Die griechischen Lyriker und deren Verwertung im Gymnasialunterricht. Progr. des 2. deutschen Gymn. in Brünn 1892, angez. von H. Jurenka 576

Maximowicz K., Beiträge zur Theorie der Diffusion. Progr. der Realschule in Czernowitz 1892, angez. von J. G. Wallentin 871

Mazanowski N., Über die Gastfreiheit der homerischen Griechen (polnisch). Progr. des Gymn. in Bochnia 1892, angez. von B. Kruczkiewicz 853

Seite

Micholitsch A., Über die Entwicklung der Ornamente. Progr. der Realschule in Krems 1892, angez. von J. Wastler 578
Mildner R., Über einige unendliche Reihen, Producte und mit diesen im Zusammenhange stehende bestimmte Integrale. Progr. der Realschule in Znaim 1892, angez. von J. G. Wallentin 869
Molčik M., Proben von Collectaneen zu lateinischen Classikern (čechisch). Progr. des böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch 1892, angez. von H. Jurenka und A. Fischer 577, 863
Mužik H., Bemerkungen zu Weidners Neposausgabe. Progr. des Gymn. in Krems 1892, angez. von H. Jurenka 577
Myślewicz L., Die Grabreden bei den Griechen im classischen Alterthume (polnisch). Progr. des Gymn. in Kolomea 1892, angez. von B. Kruczkiewicz 856

Nader E., Englische Synonyma. Progr. der Realschule im I. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 89
Neuwirth J., Rudolf II. als Dürer-Sammler. Progr. des deutschen Gymn. in Prag-Altstadt 1893, angez. von S. Frankfurter 92
Niederhofer K., Der Einfluss der Griechen auf Grillparzer. Progr. des Gymn. zu den Schotten in Wien 1892, angez. von F. Prosch 278
Novak J., Vier antike Standbilder: Niobe, Laokoon, Zeus von Otricoli, Apollo von Belvedere (čechisch). Progr. des Gymn. in Neuhaus 1892, angez. von A. Fischer 862

Obenrauch F., Zur Transformation und Reduction von Doppelintegralen mittelst elliptischer Coordinaten. Progr. der Realschule in Neutitschein 1892, angez. von J. G. Wallentin 869
Oščadal F., Die Bedeutung Serbiens für die Geschichte Österreich-Ungarns vom Jahre 1350—1790 (čechisch). Progr. des Gymn. in Prerau 1892, angez. von J. Loserth 672
Ouředníček E., Über den Deutschunterricht an böhmischen Mittelschulen (čechisch). Progr. des böhm. Gymn. in Olmütz 1892, angez. von F. Kovař 865

Paroubek O., Aus der Geschichte des čechischen Verses (čechisch). Progr. des Realgymn. in Prag-Kleinseite 1893, angez. von J. Kaňka 95
Petrik L., Philipp Reis' Telephon. Progr. des Staatsgymn. in Triest 1892, angez. von J. G. Wallentin 871
Piffrader A., Disputatio de Demosthenis Philippica I. Progr. des Gymn. in St. Pölten 1892, angez. von F. Slameczka 379
Pischek H., Zur Frage nach der Existenz einer mitteldeutschen Schriftsprache im ausgehenden XIII. Jahrhunderte. Progr. der Realschule in Teschen 1892, angez. von G. Burghauser 1042
Plánský W., Von der Privatlectüre der Realschüler (čechisch). Progr. der Realschule in Rakonitz 1893, angez. von J. Kaňka 184
Pölzl J., Das Fremdwort in der deutschen Sprache. Progr. der Realschule im IV. Bezirke von Wien 1892, angez. von F. Prosch und G. Burghauser 468, 1043
Prasek V., Das Kloster der h. Clara, jetzt Regierungshaus in Troppau (čechisch). Progr. des böhm. Privatgymn. in Troppau 1892, angez. von J. Loserth 868
Pražák J., Über Aristoteles' Schrift *Ἀθηναίων πολιτεία* (čechisch). Progr. des böhm. Gymn. in Prag (Brenntegasse) 1892, angez. von A. Fischer 861
Pražák J., Kants und Herbarts Stellung zum ethischen Grundprobleme (čechisch). Progr. des Gymn. in Kolin 1892, angez. von F. Krejčí 678

Seite

Primožić A., Zur Homerlectüre, 1. Theil. Progr. des Gymn. in Iglau 1892, angez. von F. Stolz 571

Prodnigg H., Über Tiecks Sternbald und sein Verhältnis zu Goethes Wilhelm Meister. Progr. der Landes-Oberrealschule in Graz 1892, angez. von F. Prosch 277

Radecki A., Quatenus ex epistulis Plinianis litterarum romanarum status iam senescentium cognosci possit, quaeritur. Progr. des Gymn. in Przemyśl 1892, angez. von B. Kruczkiewicz 859

Raimann E., Meteorologische Notizen. Progr. der Oberrealschule in Kremsier 1892, angez. von P. Čtvrtečka 281

Rappold J., Über eine Jugendschrift. Eine Jugenderzählung. Progr. des Staatsgymn. im IV. Bezirke von Wien 1892, angez. von R. Löhner 383

Reissenberger K., Des hundes nôt. Progr. der Realschule in Bielitz 1893, angez. von S. Frankfurter 87

Richter K., Aus dem mittelalterlichen Leben. Progr. des deutschen Gymn. in Pilsen 1892, angez. von F. Khull 865

Rosati L., Notizie storiche intorno ai pittori Lampi. Progr. des Gymn. in Trient 1893, angez. von J. Wastler 1153

Rypáček J., Aus dem Archive der Stadt Trebitsch. Die Chronik des Elias Střelka und ihre Fortsetzer (čechisch). Progr. des Gymn. in Trebitsch 1892, angez. von J. Loserth 675

Salzer A., Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. Progr. des Gymn. in Seitenstetten 1892, angez. von F. Khull 865

Salzer Cl., Bericht über die Feier des 300jährigen Jubiläums des Communal-Obergymnasiums in Komotau. Progr. dieser Anstalt 1893, angez. von J. Rappold 287

Sander H., Beiträge zur Rechts- und Culturgeschichte des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg. Progr. der Realschule in Innsbruck 1892, angez. von J. Loserth 867

Santel A., Allgemeines und Specielles zur Methodik des Gymnasialunterrichtes. Progr. des Gymn. in Görz 1892, angez. von J. Rappold 286

Schimek F., Die Jugendformen einiger Papaveraceen, Ranunculaceen und Campanulaceen. Progr. des deutschen Untergymn. in Smichow 1891, angez. von P. Čtvrtečka 281

Schlosser A., Leichtfassliche, gründliche Ableitung der Gesetze der sieben Rechenoperationen. Progr. der Realschule in Böhmisch-Leipa 1892, angez. von J. Jacob 381

Schmidt A., Beiträge zur Livianischen Lexikographie. III. Theil: Der Gebrauch von 'contra'. Progr. des Gymn. in Waidhofen a. d. Th. 1892, angez. von J. Golling 958

Schmidt W., Zum Umrisse Asiens. Progr. des Staatsgymn. im IV. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 180

Scholz E., Morphologie und Entwicklungsgeschichte des Agaricus melleus L. (Hallimasch). Progr. der Realschule im XV. Bezirke von Wien 1892, angez. von P. Čtvrtečka 280

Schromm F., Der Ellipsograph. Progr. der Realschule im IV. Bezirke von Wien 1892, angez. von J. G. Wallentin 868

Schubert F., Zur mehrfachen präfixalen Zusammensetzung im Griechischen. Progr. des deutschen Gymn. auf der Kleinseite in Prag 1893, angez. von S. Frankfurter 87

Šejvl W., Der Einfluss des öffentlichen Lebens im alten Griechenland auf die Entwicklung der Beredsamkeit (čechisch). Progr. des Gymn. in Klattau 1892, angez. von A. Fischer 863

Seite

Sigmund W., Die elektrolytischen Spaltungen und ihre physiologische Bedeutung. Progr. der deutschen Realschule in Pilsen 1892, angez. von J. A. Kail 963

Škoda A., Der Froschmäusekrieg (Übersetzung), Ovids Heroide Penelope Ulixi (Übersetzung) (čechisch). Progr. des Gymn. in Přibram 1891, angez. von A. Fischer 466

Slavík O., Die Umgebung Brünns vor 200 Jahren (čechisch). Progr. des böhm. Obergymn. in Brünn 1892, angez. von J. Loserth 674

Sonntag J., Die Behandlung der Oxalsäure zu Experimenten und Reactionen. Progr. der Realschule in Znaim 1893, angez. von S. Frankfurter 176

Sowa R. von, Die mährische Mundart der Romsprache. Progr. des 1. deutschen Gymn. in Brünn 1893, angez. von S. Frankfurter 89

Spandl J., Constructionsschwankungen in der lateinischen Sprache und deren Ursachen. Progr. des Gymn. in Gaya 1892, angez. von J. Golling 959

Spengler F., Martinus Bohemus. Zur Geschichte des älteren deutschen Dramas. Progr. des Gymn. in Znaim 1893, angez. von S. Frankfurter 88

Spengler G., Über systematische Behandlung der Begriffslehre im Logikunterricht. Progr. des deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) 1893, angez. von S. Frankfurter 181

Steinhauser K., Einige Worte über die stoische Philosophie. Kaiser Marcus Aurelius der Philosoph. Übersetzung ausgewählter Stücke aus den Selbstbetrachtungen des Kaisers (čechisch). Progr. des Gymn. in Čáslau 1893, angez. von A. Fischer 861

Štěpanek J., Über die Verschwörungen und Aufstände der ungarischen Stände unter den Kaisern Leopold I. und Josef I. (čechisch). Progr. der Mittelschule in Kuttenberg 1892, ang. von J. Loserth 673

Stichlberger R., Zur Behandlung der lateinischen Stilistik in den unteren Classen des Gymnasiums. I. Wortstellung. Progr. des Gymn. in Nikolsburg 1892, angez. von J. Rappold und J. Golling 286, 959

Stowasser J. M., Lexikalisch-Kritisches aus Porphyrio. Progr. des Franz Joseph-Gymn. in Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 86

Štritof A., Über den methodischen Unterricht des Deutschen in der I. und II. Classe der slovenisch-utraquistischen Gymnasien (slovenisch). Progr. des Untergymn. in Laibach 1892, angez. von J. Sket 574

Strohschneider J., Mittelfränkische Legenden. Progr. des deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) 1892, angez. von F. Khull 865

Šubrt F., Einige methodische Winke zu dem Buche „Französisches Übungs- und Lesebuch, Theil I“ (čechisch). Progr. der böhm. Realschule in Karolinenthal 1892, angez. von F. Jokl 1151

Tarneller J., Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol. Progr. des Gymn. in Meran 1892, angez. von J. Loserth 867

Tertnik J., Über die Sprache Prešerns (slovenisch). Progr. des Gymn. in Marburg 1892, angez. von J. Sket 675

Thumser V., Aufgaben eines zukünftigen griechischen Staatsrechtes. Progr. des Gymn. im IX. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 87

Traube A., Versuch, Weidners Cornelius Nepos für die Schule brauchbarer zu gestalten. Progr. des Gymn. in Kaaden 1892, angez. von A. Schmidt 380

Vlček J., Aus der poetischen Thätigkeit V. Háleks (čechisch). Progr. der böhm. Realschule in Prag 1892, angez. von J. Kaňka 93

Seite

Vrhovec J., Ein Defraudationsprocess aus dem Jahre 1787. Progr. des Gymn. in Rudolfswerth 1892, angez. von J. Loserth 868

Vycpálek J., Die čechische Sprache in den Aufgaben an Obergymnasien (čechisch). Progr. des Gymn. in Reichenau 1893, angez. von J. Kańka 183

Wagner C., Die tägliche Periode der Geschwindigkeit und Richtung des Windes in Kremsmünster. Progr. des Gymn. in Kremsmünster 1893, angez. von S. Frankfurter 176

Wallentin J. G., Über einige Folgerungen aus der Theorie der Elektricität von Maxwell. Progr. des Gymn. in Troppau 1893, angez. von S. Frankfurter 177

Walter A., Ein Beitrag zur Rectification der Curven. Progr. des Gymn. in Leoben 1893, angez. von S. Frankfurter 176

Waniek G., Grillparzer unter Goethes Einfluss. Progr. des Gymn. in Bielitz 1893, angez. von S. Frankfurter 88

Werenka D., Die Verhandlungen Österreichs mit der Türkei bezüglich der Erwerbung des „Bukowiner Districts" nach der Convention vom 7. Mai 1775. Progr. der Realschule im V. Bezirke von Wien 1892, angez. von J. Loserth 867

Wessely K., Bemerkungen zu einigen Publicationen auf dem Gebiete der älteren griechischen Paläographie. Progr. des Gymn. im III. Bezirke von Wien 1892, angez. von W. Weinberger 670

Wessely K., Ein griechischer Heiratscontract vom Jahre 136 n. Chr. Progr. des Gymn. im III. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 85

Winkler L., Die Dittographien in den nikomachianischen Codices des Livius (II. Theil). Progr. des Communalgymn. im III. Bez. von Wien 1892, angez. von A. Schmidt 381

Wisnar J., Griechische Syntax, 2. Theil. Progr. des Gymn. in Znaim 1892, angez. von F. Stolz 573

Wittek H., Zur Reform des analytisch-geometrischen Unterrichtes in den Mittelschulen. Progr. des Gymn. in Baden 1893, angez. von S. Frankfurter 175

Würzner A., Die Orthographie der beiden Quartoausgaben von Shakespeares' Sommernachtstraum. Progr. der Realschule im III. Bezirke von Wien 1893, angez. von S. Frankfurter 89

Zaremba St., Über die classische Philologie als Lehrgegenstand in den Schulen seit der Zeit der Renaissance bis auf unsere Tage (polnisch). Progr. des Gymn. in Neu-Sandec 1892, angez. von B. Kruczkiewicz 860

Zatelli D., Il primo capitolo di un corso di lingua francese per le scuole. Progr. der Realschule in Rovereto 1892, ang. von J. Alton 469

Lehrbücher und Lehrmittel 185, 471, 1043, 1154

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. vom 1. Nov. 1893, Z. 24.871, betreffend die Einführung von Hilfslehrern (Supplenten) in das praktische Lehramt an Mittelschulen 187

Erlass des Min. für C. und U. vom 12. Jan. 1894, Z. 1302/C. U. M., betreffend die Festsetzung der für die Ausdrücke „Krone" und „Heller" zu gebrauchenden Abkürzungen 473

Seite

Erlass des Min. für C. und U. vom 26. Febr. 1894, Z. 1733, betreffend die Errichtung einer Prüfungscommission für Candidaten des Lehramtes des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Krakau 473

Erlass des Min. für C. und U. vom 15. Febr. 1894, Z. 27.288 ex 1893, betreffend die Bemessung von Remunerationen für Mehrleistungen der Zeichenlehrer an Staatsmittelschulen 473

Verordnung des Min. für C. und U. vom 22. März 1894, betreffend die Abänderung der Artikel II, VI und XX der Vorschrift über die Prüfung der Candidaten für das Gymnasial- und Realschullehramt 1049

Erlass des Min. für C. und U. vom 4. April 1894, Z. 6082, betreffend die Stempelbehandlung der Gesuche um Befreiung vom Turnunterrichte 1049

Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes an die Privatlehranstalt der Gesellschaft Jesu in Bąkowice bei Chyrów, an die 7. Classe des mit dem f.-b. Diöcesan-Knabenseminare Carolinum-Augustineum in Graz verbundenen Gymn., an das Privatuntergymn. der Gesellschaft Jesu in Feldkirch, an die 2. Classe des städt. Gymn. in Karlsbad, an die 5. Classe des Landesgymn. in Mährisch-Schönberg, an die 4. Classe des Privatuntergymn. der Gesellschaft Jesu in Kalksburg, an die 5. und 6. Classe des Communalgymn. in Teplitz, an das Communal-Untergymn. in Königinhof, an die 1. Classe des Communal-Untergymn. in Aussig a. d. E. 474

Erweiterung des V. Untergymn. in Lemberg zu einem vollständ. Gymn. 1050

Übernahme der Communal-Untergymn. in Čáslau und Wittingau in die Verwaltung des Staates 1050

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen 187, 475, 1050, 1156

Auszeichnungen 189, 478, 1059, 1159

Nekrologie 189, 478, 1061, 1159

Protokolle der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien 190, 967

Eranos Vindobonensis 578

Indogermanische Abende 679, 1064

Einladung zum V. deutsch-österreichischen Mittelschultag 287

Bauernfeld'sche Prämienstiftung 384

Mittheilung von Prof. J. Minor 192

Zur Recension des Bürgerischen Hohen Liedes von W. Schlegel. Von J. Minor 872

Aufruf zur Herstellung eines Grabdenkmales für G. A. Bürger 584

Berichtigung. Von S. Singer 383

Erwiderung. Von F. Khull 384

Entgegnung. Von E. Feichtinger 968

Erwiderung. Von F. Wawra 968

Entgegnung. Von W. Sauer 1160

Erwiderung. Von J. Kirste 1160

Erklärung. Von R. von Muth 872

Berichtigungen 288, 680, 872, 968

Berichtigungen.

S. 577, Z. 28 v. o. füge zu „Textausgabe" bei: des Cornelius Nepos. — S. 675, Z. 3 v. o. l. ihre st. ihrer. — S. 678, Z. 19 v. o. l. Kants st. Kant. — S. 824, Z. 2 v. o. l. Leitschuh st. Leitschur.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Geschichte der internationalen Moral bei den Griechen.

Es ist mehrfach betont worden, wie lebhaft das Problem, ob die gegenseitigen Beziehungen verschiedener Staaten dem auf den übrigen Gebieten menschlichen Lebens waltenden Sittengesetze unterworfen sein sollten oder nicht, die Köpfe der Hellenen und namentlich der Athener beschäftigt hat. So widmet Leop. Schmidt einige Seiten seiner „Ethik der Griechen und Römer“ (II S. 261 ff.) diesem Gegenstande, und reiches Material liefert auch Laurent in seinem Werke „L'histoire du droit des gens etc.“ II passim. Aber es fehlt noch meines Wissens an einer Darstellung des Entwicklungsprocesses, den die mannigfach wechselnden Anschauungen über diesen Punkt durchzumachen hatten, und selbst bei Laurent, wo man eigentlich eine derartige historische Betrachtungsweise erwarten sollte, sind kaum Ansätze dazu vorhanden. Zu einer erschöpfenden Behandlung dieses wichtigen Capitels der Geschichte der Ethik dürften nur Wenige berufen sein, setzt sie doch die vollständige Vertrautheit mit der ganzen griechischen Literatur und ungewöhnliche Vertiefung in hellenische Denkweise voraus. Im folgenden soll eben nur der Versuch gemacht werden, durch die Hervorkehrung des einen oder anderen Gesichtspunktes für den dereinst erstehenden Meister Kärrnerdienste zu thun. Von „internationaler Moral“ kann hier bei der bekannten Stellung der Griechen zu den Barbaren fast nur im Sinne einer interhellenistischen Moral die Rede sein.

Keime einer solchen würde schon die Ilias enthalten, wenn Hermann Grimm mit einer vor nicht langer Zeit vorgetragenen Auffassung Recht behielte. Dieser ausgezeichnete Forscher auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und der deutschen Literatur, der sich neuestens liebevoll in das Studium der homerischen Gesänge ver-

tieft hat, meint (Deutsche Rundschau 1892, Aprilheft S. 71—72), der Dichter habe sein Augenmerk darauf gerichtet, die Gegensätze zwischen den verschiedenen Stämmen durch die Hervorhebung ihrer gemeinsamen sittlichen Anschauung zu versöhnen, derzufolge der Kriegszustand als unnatürlich erschien. Eine genauere Aufzeigung der Grundlagen dieses Urtheils lag dem Zwecke des Aufsatzes ferne, und so sind sie für uns schwer erkennbar; die in diesem Zusammenhange erwähnte unzweifelhafte Friedensliebe der homerischen Helden genügt natürlich hiefür noch nicht. Allerdings reichen die Anfänge der uns beschäftigenden sittlichen Anschauung, wenn wir die Grenzen des Begriffes weiter stecken wollten, in sehr frühe Zeit. Denn die Rechtsformen des diplomatischen Verkehrs (das Institut der Herolde usw.) haben ja auch ihre ethische Seite, und die so wohlbekannten Rechtfertigungsversuche erobernder Einfälle setzen immerhin eine gewisse sittliche opinio communis, wenn auch noch so rudimentärer Art, voraus. Eine so naive oder burschikose Außerachtlassung selbst des sittlichen Scheines, wie sie in dem von Herodot III 58 erzählten Vorfalle sich geltend macht, dürfte schon in der Zeit, welcher dieser Vorfall angehört, in der des Polykrates, vereinzelt gewesen sein. Es handelt sich auch dabei nicht um die Beziehungen zweier regelrecht constituierter Staatswesen; auf der einen Seite steht da eine nur quasi-staatliche Gemeinschaft, die samische Secession, welche sich gegen Polykrates erhoben hatte. Von ihr erzählt Herodot a. a. O., dass sie an die Siphnier Gesandte mit der Bitte um Vorstreckung von zehn Talenten geschickt hat, οἳ φασκόντων δὲ χρήσειν τῶν Σιφνίων αὐτοῖσι, οἱ Σάμιοι τοὺς χώρους αὐτῶν ἐπόρθεον. Früh machte sich auch in einzelnen Fällen das Moment der Stammesgenossenschaft in Verbindung mit dem religiösen geltend: so in dem bekannten Verbote gegenseitiger Bekämpfung durch die Mitglieder der Amphiktyonien. Trotzdem herrschte im großen und ganzen, wie dies bei Schoemann (Antiq. iur. publ. Graec. p. 365) und C. F. Hermann, Staatsalterthümer[6] I, 1, S. 74 richtig hervorgehoben wird, allgemeine Rechtlosigkeit im internationalen Verkehr.

Die äschyleischen Dramen sind wie für die Geschichte der Ethik überhaupt, so auch für unsere Zwecke eine ungemein wichtige Quelle. Zwei Ideen kommen hier in Betracht — Laurent hat dieselben bereits angedeutet (p. 442. 445) —, deren eine mehr persönliches Eigenthum des Dichters, die andere ein Niederschlag allgemeinerer Anschauung ist. Die Überhebung menschlichen Trachtens als Motiv der tragischen Schuld wird in den Persern auch auf das Gebiet des Völkerverkehrs ausgedehnt. Der Geist des Dareus entwickelt (v. 820) dem Chor gegenüber aus der vernichtenden Niederlage des Xerxes die Lehre, ὡς οὐχ ὑπέρφευ θνητὸν ὄντα χρὴ φρονεῖν. Allerdings kehrt sich der Tadel schrankenloser Eroberungssucht hier nur gegen den Feind. Eine andere Übertragung aus der Sphäre der Beziehungen von Einzelpersonen begegnet uns in den

„Schutzflehenden". Die Rücksicht auf ξένοι und ἱκέτιδες erhält hier eine größere Tragweite, weil sie vom Staate oder dem Könige als dessen Vertreter geübt wird. Der Argiverfürst nimmt die Danaiden gastlich auf und schrickt selbst vor der Kriegsverwicklung nicht zurück, die sich als Folge dieser Handlungsweise ergeben muss. Beweggrund ist vor allem die Scheu vor Ζεὺς ξένιος und ἱκέσιος. Die Bedeutung des religiösen Momentes als des eigentlichen Beweggrundes ergibt sich klar aus der Thatsache, dass der König die Berufung des feindlichen Herolds auf die ihm schuldige Gastpflicht mit den Worten abweist (v. 894): οὐ γὰρ ξενοῦμαι τοὺς θεῶν συλήτορας. Ist der Schauplatz der Handlung auch Argos, so werden wir doch nicht zweifeln, dass hauptsächlich attische Vorstellungen zugrunde liegen, dass also jene Tradition, welche Athen aus edler Gastlichkeit Kriege für Vertriebene und Unterdrückte unternehmen lässt, bereits damals lebendig war.

Ob die Perserkriege infolge der Stärkung des gemeingriechischen Gefühles auch auf die interhellenistische Moral fördernd eingewirkt haben, lässt sich mit unseren Mitteln nicht entscheiden. Aber so wie diese Stärkung eine nur vorübergehende war und von den Sonderbestrebungen der einzelnen Staaten bald abgelöst wurde, so war es im günstigsten Falle auch auf unserem Gebiete. Ein eigenthümliches Licht wirft auf diese Verhältnisse die Geschichte, welche Plutarch in der Biographie des Aristides (c. 25) von diesem erzählt — und dies unter Anführung eines so vortrefflichen Gewährsmannes, wie Theophrast es ist. Darnach hätte der Staatsmann, welcher im Privat- und dem öffentlichen Leben des eigenen Staates das Urbild der Gerechtigkeit darstellte, die Übertragung der Bundescasse nach Delos als nicht gerecht, aber für Athen nützlich befürwortet. Die späteren Ereignisse konnten nur diese Richtung fördern; und sicherlich hat Herodot zeitgenössische Erscheinungen im Auge, wenn er Mardonius das Befremden darüber ausdrücken lässt, dass die Griechen ihre Händel nicht auf dem Wege friedlicher Verhandlung beilegten (VII 9, 2: τοὺς χρῆν, ἐόντας ὁμογλώσσους, κήρυξί τε διαχρεωμένους καὶ ἀγγέλοισι καταλαμβάνειν τὰς διαφορὰς καὶ παντὶ μᾶλλον ἢ μάχῃσι).

Dem thukydideischen Geschichtswerke lassen sich bemerkenswerte Aufschlüsse über die uns interessierende Geistesrichtung entnehmen. Charakteristisch ist da vor allem die Auffassung der Athener rücksichtlich ihres Verhältnisses zu den stammverwandten, den ionischen Bundesgenossen. Schon vor Beginn des peloponnesischen Krieges wird hier unter geflissentlicher Außerachtlassung des sittlichen Moments auch von regierungswegen die nackte Nützlichkeitstheorie verfochten. In der Rede der athenischen Gesandten, welche Thukydides I 73—79 wiedergibt, werden als Motive der Bundesherrschaft δέος, τιμή, ὠφέλεια mit Nachdruck geltend gemacht; zweimal wird dies innerhalb derselben Ansprache (c. 75 und 76) betont, und so werden wir es für wahrscheinlicher halten,

dass Thukydides hier nach seinem bekannten Grundsatze an wirklich gefallene Äußerungen anknüpft, als dass er lediglich frei erfunden hat. Allerdings wird aus diesen Beweggründen mehr die Aufrechthaltung als die Gewinnung der *ἀρχή* erklärt, welch letztere als Ausfluss der Nothwendigkeit erscheint. Sind die Athener aber unter sich, dann tritt diese Auffassung natürlich noch viel unverhüllter hervor. Perikles erklärt ohne Scheu die Bundesherrschaft für eine *τυραννίς* (II 63: *ὡς τυραννίδα γὰρ ἤδη ἔχετε αὐτήν*), während er auf dem Gebiete der inneren Politik die *ἰσότης* über alles stellt. Wir sehen, dass er auch hier die demokratische Tradition, wie sie uns bereits in Aristides entgegentrat, fortsetzte und weiter ausbildete. Die Gegnerschaft gegen eine derartige Machtpolitik erscheint dem großen Staatsmanne als eine bloße indolente Tugendmeierei (*εἴ τις .... ἀπραγμοσύνῃ ἀνδραγαθίζεται* ib.). Es ist nicht ohne Interesse, sich zu fragen, wem dieser Ausfall wohl gelten mochte. Nun wissen wir ja, dass die aristokratische Partei auch dieser Seite der perikleischen Staatskunst den äußersten Widerstand leistete und die ruhmreichen Traditionen der Perserkriege dagegen ins Treffen führte, in welchen die Hellenen gegen die Barbaren sich vereint hatten. Und Perikles unterschätzte diese Gegenströmung nicht; denn mit Worten, die für eine Hypothese von lediglich theoretischer Bedeutung zu ernst gehalten sind, warnt er vor den schlimmen Folgen, die eintreten würden, wenn das Volk sich dieser Richtung zuwenden sollte (*τάχιστ' ἄν τε πόλιν οἱ τοιοῦτοι ἑτέρους . . πείσαντες ἀπολέσειαν* ib.). Möglich wäre es, dass auch ein Theil der gemäßigten Demokratie hier nur mit Widerstreben folgte. Wir könnten uns vorstellen, dass diese Gruppe ähnlich dachte wie Euripides (Suppl. 491 ff.), der auf das Lob der mittelparteilichen Politik nicht lange nachher auch eine Klage über die Unterdrückung der Schwachen durch die Starken im Völkerleben folgen lässt (*ταῦτ' ἀφέντες οἱ κακοὶ | πολέμους ἀναιρούμεσθα καὶ τὸν ἥσσονα | δουλούμεθ' ἄνδρες ἄνδρα καὶ πόλις πόλιν*). Die Mehrheit der Bevölkerung begünstigte die perikleische Richtung, wenn diese auch hie und da das Hellenenthum zur Folie des Großmachtgedankens herabdrückte; weit gehen in dieser Hinsicht beispielsweise die Worte Thuc. II 64: *Ἑλλήνων . . . . . Ἕλληνες πλείστων δὴ ἤρξαμεν*. Und dabei schreitet doch die alte Tradition nebenher, derzufolge die Athener ohne selbstsüchtige Absicht unterdrückter kleiner Staaten sich annehmen. II 40 fin. meint Perikles: *καὶ μόνοι οὐ τοῦ ξυμφέροντος μᾶλλον λογισμῷ ἢ τῆς ἐλευθερίας τῷ πιστῷ ἀδεῶς τινα ὠφελοῦμεν*. Wenn er weiterhin seine Landsleute vor einer Ausdehnung des Reichsgebietes während der Kriegszeit gewarnt hat (II 65: *ἀρχὴν μὴ ἐπικτᾶσθαι ἐν τῷ πολέμῳ*), so war dies natürlich nur der Ausfluss opportunistischer Bedachtsamkeit.

So grundverschieden die Richtung war, welche Kleons Politik im allgemeinen verfolgte, für uns ist er der Fortsetzer der peri-

kleischen Tradition. Wie sein großer Vorgänger erklärte er sich für eine unverhüllte Gewaltherrschaft über die Bündner, für eine τυραννίς. Wenn ihm Thukydides III 37 den gleichen Ausdruck, wie ihn eben Perikles gebrauchte, in den Mund legt (*τυραννίδα ἔχετε τὴν ἀρχήν*, vgl. oben), so spricht dies für die Geschichtlichkeit einer derartigen Äußerung; denn sonst ist ja das eifrige Bestreben des Historikers darauf gerichtet, uns den Gegensatz der beiden Charaktere anschaulich zu machen. Dafür und für den Umstand, wie allgemein diese seit Perikles im politischen Sprachgebrauch stehende Bezeichnung und die durch sie vermittelte Idee in Geltung stand, spricht auch Aristophanes Eq. 1112 ff., wo von dem Demos gesagt wird: *πάντες ἄνθρωποι δεδίασι σ' ὥσπερ ἕνδρα τύραννον*. Ein ähnlicher Geist herrscht auch in der Folgezeit, soweit wir der Führung des thukydideischen Werkes folgen können, mag er sich nun in so cynischer Form geltend machen wie in der Verhandlung mit den Meliern, oder eine urbanere Außenseite zeigen, wie in der sicilischen Angelegenheit. Wenn auch Thukydides, namentlich in der ersterwähnten Sache, manche Einzelheit hinzugefügt hat, die Grundfarbe hat er sicherlich treu bewahrt.

Wir haben bisher ausschließlich von den Athenern gesprochen. Die Lacedämonier gaben gegen diese bekanntlich die Parole von der Unterdrückung der Bundesgenossen aus. Es mag die sittliche Entrüstung hier mehr taktische Bedeutung gehabt haben, als einer wirklichen Volksstimmung entsprungen sein. Aber die beredte und plastische Gegenüberstellung athenischer und lacedämonischer Eigenart in der Korinther-Rede I 68 ff., besonders 70, zeigt doch, dass die Spartaner dieser Zeit im Gegensatze zu einer späteren Generation sich schwer zu einem Angriffskriege entschlossen. Übrigens anerkennen auch die Platäer den Ruf ihres Rechtsgefühles in internationalen Dingen (III 57: *ὅτι νῦν μὲν παράδειγμα τοῖς πολλοῖς τῶν Ἑλλήνων ἀνδραγαθίας νομίζεσθε*).

Wenige Jahrzehnte genügten, um in Athen einen mächtigen Umschwung herbeizuführen. Der Panegyricus des Isokrates, der um 380 verfasst wurde, zeigt uns ein gänzlich verändertes Bild der Meinungen. Allerdings dürfen wir nicht ohneweiters auf die Rechnung der Allgemeinheit die ungewöhnlich warme Begeisterung setzen, mit der hier der Sittlichkeitsidee auf dem Boden hellenischer Staatenpolitik das Wort geredet wird. Aber einige Stellen der Schrift — wir werden dieselben sofort berühren — zeigen doch klar, dass der Verfasser sich mit der volksthümlichen Denkweise in Einklang weiß, wenn er ihr vielleicht auch gesteigerten Ausdruck leiht. Isokrates hebt zudem sonst gerne den Widerspruch hervor, in welchem sich seine Ansichten zu den populären befinden; aber in unserem Falle finden wir, soweit der Panegyricus in Betracht kommt, nichts derartiges. In den Capiteln 17 und 18 wird als die Aufgabe der Schrift die Geltendmachung von Gründen bezeichnet, welche Sparta

und Athen zur Verzichtleistung auf alle Hegemoniebestrebungen veranlassen sollen; nicht auf Kosten der Hellenen, wie gegenwärtig, sondern auf Kosten der Barbaren sollen sie eine Gebietserweiterung anstreben (*καὶ τὰς πλεονεξίας, ἃς νῦν παρὰ τῶν Ἑλλήνων ἐπιθυμοῦσιν αὑταῖς γίγνεσθαι, ταύτας παρὰ τῶν βαρβάρων ποιήσασθαι*). Diese Worte erwecken zunächst den Anschein, als ob er auch bei seinen Mitbürgern Eroberungssucht zu bekämpfen hätte. Aber er fährt fort: *τὴν μὲν οὖν ἡμετέραν πόλιν ῥᾴδιον ἐπὶ ταῦτα προαγαγεῖν, Λακεδαιμόνιοι δὲ κτλ.* Wir sehen also, dass trotz der allgemeinen Fassung der Tadel vor allem die Spartaner treffen soll. Einzelne Regungen auf athenischer Seite werden wohl auch durch denselben berührt, aber die Grundstimmung ist doch, wie sich schon aus dem Zusatz ergibt, eine wesentlich verschiedene. Eine stärkere ethische Färbung enthalten gewisse Äußerungen des 53. Capitels. Hier wendet sich Isokrates gegen diejenigen, welche die Unterstützung der Schwachen für eine schlechte Diplomatie hielten. Der Ausdruck *ὅτι τοὺς ἀσθενεστέρους εἰθίσμεθα θεραπεύειν* zeigt, dass diese traditionelle Politik auch für die Gegenwart maßgebend gedacht wird. Offenbar polemisiert der Schriftsteller hier gegen Auslassungen von der Art, wie sie bei Andokides *περὶ τῆς πρὸς Λακεδαιμονίους εἰρήνης* (verfasst um 390) 28 uns entgegentreten: *ἐγὼ μὲν οὖν ἐκεῖνο δέδοικα μάλιστα, ὦ Ἀθηναῖοι, τὸ εἰθισμένον κακόν, ὅτι τοὺς κρείττους φίλους ἀφιέντες ἀεὶ τοὺς ἥττους αἱρούμεθα.* Isokrates sucht nun zu zeigen, dass dieses Vorgehen nicht einem Mangel an Einsicht entspringe (wie dies offenbar auch bei Andokides vorausgesetzt wird), sondern nur sittlichen Beweggründen. Er meint: *πολὺ τῶν ἄλλων ἀκριβέστερον εἰδότες τὰ συμβαίνοντ' ἐκ τῶν τοιούτων ὅμως ᾑρούμεθα τοῖς ἀσθενεστέροις καὶ παρὰ τὸ συμφέρον βοηθεῖν μᾶλλον ἢ τοῖς κρείττοσι τοῦ λυσιτελοῦντος ἕνεκα συναδικεῖν.* Vor allem ist die durchaus verschiedene Auffassung bemerkenswert, die bezüglich des Verhältnisses zu den Bundesgenossen obwaltet. Die Tradition verweilt mit Vorliebe bei den der Bundesherrschaft vorausgegangenen Zeiten oder der ersten Periode der Seeherrschaft, in der die Autonomie der Verbündeten mehr geschont ward. Die spätere Zeit hätte vielleicht dem nationalen Selbstgefühle mehr schmeicheln können, aber man breitet lieber einen Schleier darüber oder rechtfertigt die Unterdrückung der Empörungsversuche durch die Seltenheit eines derartigen Vorgehens (102). 80—81 heißt es von den Vorfahren früherer Zeit: *θεραπεύοντες ἀλλ' οὐχ ὑβρίζοντες τοὺς Ἕλληνας, καὶ στρατηγεῖν οἰόμενοι δεῖν ἀλλὰ μὴ τυραννεῖν αὐτῶν, καὶ μᾶλλον ἐπιθυμοῦντες ἡγεμόνες ἢ δεσπόται προσαγορεύεσθαι* (vgl. auch 104: *συμμαχικῶς ἀλλ' οὐ δεσποτικῶς*, von der Zeit der eigentlichen Bundesherrschaft gesagt). Wäre jenes trotzige Selbstbewusstsein der *τυραννίς* im Volke noch damals lebendig gewesen, dann hätten jene Worte ihre

Spitze gegen die Athener gekehrt, während hier umgekehrt eine Glorificierung derselben auf Kosten der Lacedämonier beabsichtigt ist. Im weiteren erhält allerdings die Darstellung des Ideals eine specifisch isokratische Färbung: *τὴν αὐτὴν ἀξιοῦντες γνώμην ἔχειν πρὸς τοὺς ἥττους ἥνπερ τοὺς κρείττους πρὸς σφᾶς αὐτούς* — Worte, welche an die Stelle der Mahnrede an Nikokles anklingen (19[d]): *οὕτως ὁμίλει τῶν πόλεων πρὸς τὰς ἥττους ὥσπερ ἂν τὰς κρείττους πρὸς ἑαυτὸν ἀξιώσειας*. Es ist dies wohl in jedem Falle eine sehr merkwürdige Übertragung des Grundsatzes: „Was Du nicht willst, dass Dir geschehe, das thue auch einem Anderen nicht" auf das Gebiet des Völkerverkehres. Bemerkenswert sind auch die Worte: *τοσαύτην πίστιν δεδωκότων* (die Athener nämlich) *ὑπὲρ τοῦ μὴ τῶν ἀλλοτρίων ἐπιθυμεῖν* (110). Die Eroberungssucht, die *πλεονεξία*, wird im Laufe der Schrift wiederholt als ein den Athenern fremder Trieb dargestellt und verdammt. Dies geschieht nicht aus Utilitäts-, sondern ausschließlich aus Sittlichkeitsgründen. Es zeugt dafür u. a. eine Stelle, auf die wir gleich zurückzukommen haben werden, 183: *τοὺς μηδεμιᾶς πλεονεξίας ἐπιθυμοῦντας, ἀλλ' αὐτὸ τὸ δίκαιον σκοποῦντας*. So erhaben nun der sittliche Standpunkt ist, von dem aus Isokrates die Beziehungen der hellenischen Staaten betrachtet, so ändert sich ihm unter der Hand der Maßstab der Beurtheilung in dem Augenblicke, wo die persischen Barbaren ins Spiel kommen. Wir haben gesehen, wie ihm sonst das Streben nach fremdem Besitze verwerflich erscheint und wie ihn dieses Gefühl einen starken Ton auf das Wort *ἀλλότριος* legen lässt. Aber die Vortheile eines Feldzuges gegen die Perser hebt er mit den Worten hervor (182 fin.): *εἴη γὰρ ἄν. . . . ἐκ τῶν ἀλλοτρίων μεγάλους πλούτους κατακτήσασθαι*. Ja in dieser Expedition sieht er eine Art von Sicherheitsventil gegen die hochgespannte Volksmoral in hellenischen Dingen. 183 wird gefragt: *φέρε γάρ, πρὸς τίνας χρὴ πολεμεῖν τοὺς μηδεμιᾶς πλεονεξίας ἐπιθυμοῦντας, ἀλλ' αὐτὸ τὸ δίκαιον σκοποῦντας*; Ebenso 184: *ἐπὶ τίνας δὲ στρατεύειν προσήκει τοὺς ἅμα μὲν εὐσεβεῖν βουλομένους, ἅμα δὲ τοῦ συμφέροντος ἐνθυμουμένους*;

Auch die letzten Anführungen zeigen, dass wir es nicht lediglich mit Ideen einer einzelnen Persönlichkeit zu thun haben, sondern dass nationale Anschauungen hier zugrunde liegen. Es ist ein Fehler der betreffenden Partien des Laurent'schen Buches, dass der Verf. annimmt, derartige Vorstellungen seien dem Alterthume im allgemeinen fremd und fänden sich nur ausnahmsweise bei diesem oder jenem Schriftsteller. Durch eine solche Annahme ist eine geschichtliche Darstellung unmöglich geworden. Nun finden wir aber jene Voranstellung des Rechtsprincipes in internationalen Angelegenheiten auch in anderen zeitgenössischen Schriften. Die verschiedenen Epitaphien, die wir besitzen, geben uns bei all ihrer Trivialität, vielleicht gerade infolge derselben, ein recht treues Bild

gewisser Hauptströmungen der öffentlichen Meinung. In ihnen wird häufig mit Stolz betont, dass Athen ohne Rücksicht auf etwaigen Vortheil für die Unterdrückten Partei ergriffen und überhaupt stets auf die Seite des Rechtes sich gestellt hat. So ziehen im Epitaphios des Lysias (14) die Athener für die Herakliden gegen Eurystheus zu Felde *δίκαιον . . νομίζοντες εἶναι, οὐ προτέρας ἐχθρας ὑπαρχούσης πρὸς Εὐρυσθέα οὐδὲ κέρδους προκειμένου πλὴν δόξης ἀγαθῆς κτλ.* Ebenda 12 heißt es: *καὶ ἠξίουν ὑπὲρ τῶν ἀσθενεστέρων μετὰ τοῦ δικαίου διαμάχεσθαι μᾶλλον ἢ τοῖς δυναμένοις χαριζόμενοι τοὺς ὑπ' ἐκείνων ἀδικουμένους ἐκδοῦναι.* Selbst die Autochthonie wird unter dem Gesichtswinkel des *δίκαιον* betrachtet (17). Die Vorfahren haben nicht wie die Anderen gehandelt, die *ἑτέρους ἐκβαλόντες τὴν ἀλλοτρίαν ᾤκησαν.* Die ethische Pointe des Ausdruckes *ἀλλότριος* finden wir auch sonst in der Schrift. In diesem Zusammenhange darf vielleicht auch der unter dem Namen des Demosthenes überlieferte Epitaphios herangezogen werden. Hier wird den Athenern (8) nachgerühmt: *ἠδίκησαν μὲν οὐδένα πώποτε οὔτε Ἕλληνα οὔτε βάρβαρον, ἀλλ' ὑπῆρχον αὐτοῖς πρὸς ἅπασι τοῖς ἄλλοις καλοῖς κἀγαθοῖς καὶ δικαιοτάτοις εἶναι.* An einer anderen Stelle (14) werden sie charakterisiert als *τὰς ἐν αὐτοῖς τοῖς Ἕλλησι πλεονεξίας κωλύοντες ..... ὅπου τὸ δίκαιον εἴη τεταγμένον, ἐνταῦθα προσνέμοντες ἑαυτούς* (bis auf die Gegenwart). Auch der Epitaphios des Hyperides lobt (III) die Befolgung des *ἴσον* im Gegensatze zur *πλεονεξία* in der äußeren Politik.

Mehrere Umstände wirkten zusammen, um einen derartigen Umschwung in den Meinungen herbeizuführen, welche zu Perikles' und Kleons Zeiten geherrscht hatten. Schon damals war ja die Zahl der *ἀνδραγαθιζόμενοι* eine beträchtliche. Und nun hatten die schweren Schicksalsschläge den Athenern die alte Großmachtspolitik gründlich verleidet. Im Kampfe mit den Hegemoniebestrebungen der Spartaner wurden sie jetzt zu warmen Verfechtern der Grundsätze, welche die lacedämonische Politik ebenso zu verletzen schien, wie man es einstens der athenischen vorgeworfen hatte. So unterstützten denn die Erfordernisse der praktischen Politik das sittliche Empfinden und machten es zu einem maßgebenden Factor, andererseits fanden auch sie in letzterem eine starke Stütze. Hand in Hand damit geht ein intensiveres Gefühl für die Sache des gesammten Hellas; die Vertreter der in Rede stehenden Anschauungen sind in der Regel großgriechisch gesinnt oder drücken jedenfalls ihre Begeisterung für die Einigkeit der griechischen Stämme aus.

Zwischen Sparta und Athen scheinen nun die Rollen geradezu vertauscht. Immer häufiger wird der früher ganz vereinzelte Vorwurf gegen die Spartaner erhoben, dass sie keinerlei Grenze des Rechtes und der Sitte für ihre Eroberungssucht anerkennen. Der Ausspruch, dass der Speer allein die Ausdehnung des Landesgebietes bestimme, galt als besonders charakteristisch. Er wird in

Plutarchs Apophthegmata Loconica den verschiedensten lacedämonischen Staatsmännern und Heerführern zugeschrieben: dem Agesilaus (Moralia I p. 256 Dübner), dessen Sohne Archidamus (ib. 267), dem Antalcidas (ib. 266), dem Lysander (282). In Athen wenigstens dürfte man etwa so geurtheilt haben, wie es eben Plutarch an einer Stelle der Lebensbeschreibung des Agesilaus thut (XXXVII fin.): *Λακεδαιμόνιοι δὲ τὴν πρώτην τοῦ καλοῦ μερίδα τῷ τῆς πατρίδος συμφέροντι διδόντες οὔτε μανθάνουσιν οὔτ' ἐπίστανται δίκαιον ἄλλο πλὴν ὃ τὴν Σπάρτην αὔξειν νομίζουσιν.* In dieser Richtung bewegte sich die athenische Volksmeinung auch zu der Zeit, wo der Panathenaicus des Isokrates verfasst wurde. Hier sagt der oligarchische Spartanerfreund (241): *πεπείκας τοὺς ..... Σπαρτιάτας ... πολεμικοὺς καὶ πλεονέκτας οἵους περ αὐτοὺς εἶναι πάντες ὑπειλήφασιν.* Zur Vertheidigung wird nur darauf hingewiesen, dass diese Triebe in der menschlichen Natur begründet sind. Aber auch die objectivere Darstellung des Aristoteles (Politik IV 14, 1333[b] ff.) zeigt uns, dass die literarischen Fürsprecher der lacedämonischen Politik diese Seite derselben vielfach rühmend hervorhoben. Vgl. u. a. die Worte: *καὶ τῶν ὕστερόν τινες γραψάντων ἀπεφήναντο τὴν αὐτὴν δόξαν· ἐπαινοῦντες γὰρ τὴν Λακεδαιμονίων πολιτείαν ἄγανται τοῦ νομοθέτου τὸν σκοπόν, ὅτι πάντα πρὸς τὸ κρατεῖν καὶ πρὸς πόλεμον ἐνομοθέτησεν.* Im Vorhergehenden wurde die Vorliebe für die *πλεονεκτικώτεραι πολιτεῖαι* beklagt.

Ein Rückschlag erfolgte auch in Athen durch den Bundesgenossenkrieg, welcher naturgemäß eine der gekennzeichneten Tendenz ungünstige Stimmung erzeugen musste. Die isokratische Schrift *περὶ εἰρήνης* enthält viele geharnischte Ausfälle gegen die herrschende Richtung und hebt deren Widerspruch mit der Tradition häufig hervor. Dabei kehrt sich die Polemik auch gegen den ersten Seebund in seiner späteren Entwicklung, den Isokrates in früheren Schriften vertheidigt hatte. Er bekennt sich zu den Anschauungen der Minderheit, welche eine ungerechte Gebietserweiterung zurückweist (*μὴ μεγάλων ἐπιθυμεῖν παρὰ τὸ δίκαιον ἀλλὰ στέργειν τοῖς παροῦσιν, π. εἰρ.* 5). Aber den Vorzug der *δικαιοσύνη* vor der *ἀδικία* darzulegen hat noch keiner der beliebten Volksredner den Muth gehabt (26). Die Politik der Gerechtigkeit, der Unterstützung der Unterdrückten, der Fernhaltung von fremdem Gebiete haben die freiwillige Übertragung der Vorherrschaft an die Athener herbeigeführt; doch diese Grundsätze sind nunmehr seit langer Zeit in Vergessenheit gerathen (30). Es mag hier manche Übertreibung mit unterlaufen, aber es scheinen sich doch die cynischen Anschauungen der vergangenen Zeit wieder hervorgewagt zu haben. Im weiteren (31) heißt es: *εἰς τοῦτο γάρ τινες ἀνοίας ἐληλύθασιν, ὥσθ' ὑπειλήφασι τὴν μὲν ἀδικίαν ἐπονείδιστον μὲν εἶναι, κερδαλέαν δὲ ... τὴν δὲ δικαιοσύνην εὐδόκιμον μὲν ἀλυσιτελῆ δὲ κτλ.*

Dieser Rückschlag war dem Anscheine nach nicht von langer Dauer. Verschiedene Äußerungen der ersten politischen Reden des Demosthenes deuten darauf hin, dass zu jener Zeit, also wenige Jahre nach dem Bundesgenossenkriege, bei Verhandlung von Fragen der äußeren Politik der Rechtsstandpunkt immer wieder hervorgekehrt wurde. Demosthenes selbst war in diesen Angelegenheiten von tiefem sittlichem Ernste erfüllt. Er hatte die feste Überzeugung, dass sich hier nur auf der Grundlage der Gerechtigkeit wahre und dauernde Erfolge erzielen lassen. In der Rede *ὑπὲρ Μεγαλοπολιτῶν* meint er in dieser Beziehung (24): *ταύτην ἀρχὴν οὖσαν πάντων τῶν κακῶν τὸ μὴ ἐθέλειν τὰ δίκαια πράττειν ἁπλῶς* (*τὰ δίκαια* im ethischen Sinne gebraucht). Einen ähnlichen Gedanken drückt auch die bekannte Stelle der zweiten olynthischen Rede aus (10): *οὐ γὰρ ἔστιν, οὐκ ἔστιν, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, ἀδικοῦντα..... δύναμιν βεβαίαν κτήσασθαι..... καὶ τῶν πράξεων τὰς ἀρχὰς καὶ τὰς ὑποθέσεις ἀληθεῖς καὶ δικαίας εἶναι προσήκει.* Aber so lebhaft er da empfand — mit Vorliebe gibt er diesen Empfindungen eudämonistischen Ausdruck —, so wendet er sich doch gegen die Betonung des Princips, wo dasselbe ihm unnöthigerweise mit den Interessen der Vaterstadt in Widerspruch gebracht scheint. Er will (*ὑπὲρ Μεγ.* 10), dass man mit dem Schutze von Megalopolis nicht so lange wartet, bis Messenien bedroht ist, und begründet diese Ansicht mit dem Satze: *δεῖ δὲ σκοπεῖν μὲν καὶ πράττειν ἀεὶ τὰ δίκαια, συμπαρατηρεῖν δ' ὅπως ἅμα καὶ συμφέροντα ἔσται ταῦτα.* Überhaupt verletzt seinen ehrlichen und zugleich realistischen Sinn die einseitige Hervorhebung des Rechtsstandpunktes gegen Athen von Seite der *δεινότατοι τὰ δίκαια λέγειν ὑπὲρ τῶν ἄλλων πρὸς ὑμᾶς* (*π. Ῥοδ. ἐλευθ.* 25), während doch diese Redner lieber die gegnerischen Staaten zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegen Athen verhalten sollten. Er lehnt deshalb auch die Zumuthung ab, dass die Athener allein Rechtsverträge für verbindlich erachten sollten, die sonst allgemein verletzt würden (28). Nur der Mächtige habe hier bei den Griechen recht (*ὁρῶ γὰρ ἅπαντας πρὸς τὴν παροῦσαν δύναμιν τῶν δικαίων ἀξιουμένους..... τῶν δ' Ἑλληνικῶν δικαίων οἱ κρατοῦντες ὁρισταὶ τοῖς ἥττοσι γίγνονται*). Diese Worte zeigen uns, dass sich die praktische Politik der griechischen Staaten um jene sittlichen Grundsätze wenig kümmerte. Und selbst wenn Athen davon keine Ausnahme machte, so schließt dies nicht aus, dass sie in der öffentlichen Meinung eine große Rolle spielten. Es war auch hier das Fleisch schwächer als der Geist.

Wenn wir die Folgezeit kurz berühren wollen, so ersehen wir aus dem Panathenaicus, dass die damalige Auffassung wieder auf den Stand zurückgekehrt war, den der Panegyricus erkennen ließ. Es enthält die erstgenannte Schrift viele Stellen, welche den gleichen Ton anschlagen, wie die oben angeführten der letzteren. Nur darauf möchte ich hinweisen, dass dort, wo die selbstsüchtige Politik der

Spartaner dargestellt und im Gegensatze dazu die Uneigennützigkeit der Athener hervorgehoben wird, Isokrates den Spartanerfreund die Bemerkung machen lässt (261), dass dieses Lob Athens der volksthümlichen Ansicht entspreche (*κατὰ τὴν δόξαν τῶν πολλῶν*). Die bereits citierten Worte der Leichenrede des Hyperides und viele Ausführungen der Kranzrede des Demosthenes sind gleichfalls wertvolle Zeugnisse für diese Denkart. Auch Aristoteles bekennt sich übrigens zu dem Grundsatze, dass die allgemeinen Sittengesetze vor der äußeren Politik nicht Halt machen sollen. In der „Politik" *Δ* (Z) 1333^{b} 29 ff. bekämpft er die Eroberungssucht, indem er auf das Hassenswerte dieses Triebes aufmerksam macht und hinzufügt: *ταὐτὰ γὰρ ἄριστα καὶ ἰδίᾳ καὶ κοινῇ*. Aber schrankenlos wollte die Selbstlosigkeit selbst Isokrates nicht ausgeübt wissen. Er meint (Panath. 117), dass man angesichts der Alternative, Unrecht zu leiden oder Unrecht zu thun, zu letzterem greifen müsse. So würden wenigstens die Verständigen handeln, während nur einige verkehrte Köpfe (*ὀλίγοι . . τινὲς τῶν προσποιουμένων σοφῶν* ist natürlich gegen die bekannte Auffassung Platos gerichtet) ein entgegengesetztes Vorgehen empfehlen. Jedenfalls hat der griechische Geist den Keim zu einer großen Idee gelegt, welchen das Römerthum nicht weiter entwickelte. Nur ein Nachhall aus jenen frühen Zeiten ist es, wenn wir bei Seneca (Epist. mor. XV 3, 30 sqq.) lesen: homicidia compescimus et singulas caedes: quid bella et occisarum gentium gloriosum scelus?

Radautz. Dr. S. Spitzer.

Zu Horaz c. III, 23.

Die Ode scheint mir noch nicht genügend erklärt zu sein. Der Inhalt ist kurz: Wenn die Bäuerin Phidyle bei Neumond die Hände betend zum Himmel erhebt, wenn sie den Laren opfert, so wird sie Erhörung finden. Sie braucht kein kostbares Opfer, wie die Pontifices, darzubringen, wenn sie ihre kleinen Götter bekränzt. Denn man besänftigt die Abneigung derselben besser durch geringe Gaben, als durch ein wertvolles Opferthier.

Obbarius glaubt, dass die erwähnte Phidyle die villica des Dichters sei. Aber dem steht die Vorschrift Catos, de re rust. 143, entgegen, der von einer solchen sagt: rem divinam ne faciat, neve mandet, qui pro ea faciat, iniussu domini aut dominae. scito dominum pro tota familia rem divinam facere. Schütz, welcher der Ansicht des Obbarius folgt, meint, sie habe in Abwesenheit des Herrn um Anweisung gebeten für die Bitten und Spenden an die Laren. Aber es wäre doch zu sonderbar gewesen, wenn H. diese Frage mit einer Ode beantwortet hätte, welche die gute Bäuerin (rustica Phidyle v. 2) weder hätte lesen noch verstehen können. Kießling

hält für das Motiv der Ode das Euripideische Fragment der Danae, 329 N. *ἐγὼ δὲ πολλάκις σοφωτέρους πένητας ἄνδρας εἰσορῶ τῶν πλουσίων, καὶ θεοῖσι μικρὰ χειρὶ θύοντας τέλη τῶν βουθυτούντων ὄντας εὐσεβεστέρους.* Ich glaube, wir brauchen nicht so weit herzuholen, um anzunehmen, dass unser Dichter in Erinnerung an diese Stelle sich zu einer besonderen Ode begeistert hätte. Vielmehr wissen wir, dass im Gegensatze zu den Staatsgöttern und deren prunkvoller Verehrung durch großartige Opfer der kleine Mann sich mit der Verehrung der Laren begnügte und den für sie herkömmlichen bescheidenen Opfern. Sie waren ihm alles, und in jeder Noth und Freude seines mühevollen Lebens wandte er sich an sie, um ihnen seine Gebete und Opfer darzubringen. Denn zur Zeit Augusts war das Vertrauen zu den großen, von Seiten des Staates besonders gefeierten Göttern, wie beispielsweise Juppiter, Mars, Apollo, Diana usw., den sogen. magni di, geschwunden. Der staatliche Cultus bestand nur aus rein äußerlichen Andachtsübungen und jenen prunkvollen Opfern, wie sie die Römer zu allen Zeiten geliebt haben. Aber diese Staatsgötter, um mich so auszudrücken, waren für den gemeinen Mann viel zu große Gottheiten, den Senatoren und den Oberbeamten des Reiches, welche zum Capitol der Opfer wegen emporstiegen, vorbehalten. Die kleinen Leute begnügten sich mit den Göttern der compita und des Herdes, gleichsam der „Scheidemünze der Götterwelt", vertrauten und schlichten Gottheiten, die ihnen leichter zugänglich erschienen, weniger Scheu und Ehrfurcht einflößten und ihnen recht eigentlich die ganze Götterwelt ersetzten. Wie sehr Augustus, der aus Nützlichkeitsgründen die Religion begünstigte, diesen im niederen Volke so allgemein verbreiteten Glauben berücksichtigte, beweist die Thatsache, dass er 8 v. Chr. die Bilder der Laren, natürlich die der publici, wieder auf den compita aufstellen und durch die Bewohner der Nachbarschaft jährlich zweimal, im Frühling und Sommer, an dem Feste der Compitalien mit Blumen schmücken ließ, nachdem er schon früher den großen Göttern zahlreiche Tempel errichtet oder erneuert hatte.

Horaz, ein scharfer Beobachter seiner Umgebung und Liebhaber jeder einfachen und natürlichen Lebensauffassung, hatte auf seinem Sabinum Gelegenheit genug, das Treiben der Landleute zu bemerken. Unwillkürlich musste ihm, der doch in Rom genug die großen religiösen Feierlichkeiten miterlebt hatte, dieser Gegensatz auffallen. So fühlte er sich, ohne eine bestimmte Persönlichkeit im Auge zu haben, veranlasst, ein Gedicht zu verfassen, in dem die bescheidene Verehrung der sparsamen (Phidyle) sabinischen Bäuerinnen (rustica) den großartigen Staatsopfern der Pontifices und anderer angesehener, altreicher Priestercollegien in Rom entgegenstellt wurde.

Man hat in avida porca v. 4 keinen eigentlichen Gegensatz zu den Opferthieren des Algidus oder der Albanae herbae v. 9—12

gesehen, sogar einen Widerspruch zwischen der erwähnten avida porca und dem Rosmarin und der Myrte v. 15 f. angenommen, weil man von der Voraussetzung ausgieng, dass porca ein erwachsenes Schwein bedeute, und hier von dem allmonatlichen Opfer einer solchen porca die Rede sei. Das ist nicht der Fall. Denn bei Varro werden de re rust. II, 4, 16 und 21 lactentes porci erwähnt. Es kann also, wie porcus, so auch porca ein Ferkel bedeuten, und das muss es hier sein, weil den Laren außer Weihrauch, Blumen, Opferschrot und heuriger Frucht nur kleine Thiere geopfert wurden: Lämmer, Kälber und also auch nur Ferkel. Laribus sacra fiebant ture, floribus, mola salsa, *agna, porca, vitulo.* Sodann ist bekannt, dass ihnen nur bisweilen eine porca oder ein porcus geopfert wurde. Auch die Erklärung, porca sei ein Spanferkel und bedeute ein unblutiges Opfer, bedinge also doch einen Gegensatz zu den Schlachtopfern der Pontifices, ist abzuweisen. Denn sie wird widerlegt durch den Vers Ovids, Fast. I, 349 prima Ceres avidae gavisa est *sanguine* porcae; ebenso durch unsern Dichter selbst, der sat. II, 3, 164 von demjenigen, der nicht meineidig oder geizig wäre, sagt: *immolet* aequis hic porcum Laribus. Immolare wird doch wohl in der Regel von einem blutigen Opfer gebraucht.

Porca, das Ferkel, ist Gegensatz zu der victima der Pontifices, offenbar eine hostia maior, worauf auch der Ausdruck bidentium v. 14 hinweist, und avida porca, ein gieriges Ferkel, gibt einen recht scharfen Gegensatz zu dem reichlich genährten Opferthiere, welches unter den Eichen des Algidus oder auf den Albanerwiesen weidet, also recht eigentlich eine sumptuosa hostia v. 18 ist. Dieser Gegensatz wird noch verschärft durch die Wendung *multa caede* bidentium v. 14. Und hier beweist auch das letzte Wort, dass der Dichter nicht mehr an den Gegensatz zwischen der avida porca und der victima inter Algidi quercus et ilices pasta festhält, sondern jedes erwachsene Opferthier meint. Daher die unbestimmtere Bezeichnung desselben durch victima und die Erwähnung der Albanerwiesen, wo doch besonders Rinder weideten, sowie der bidentes, womit alle zweijährigen Opferthiere, wenn auch in der Regel Schafe, bezeichnet wurden, vgl. bidens porcus Gell. n. Att. 16, 6, bidens bos Paul. Diacon. S. 35, 2 Müll. und bidens hostia überhaupt bei Gellius a. a. O. Die Pontifices sind erwähnt, weil sie die Vertreter und Oberaufseher des gesammten staatlichen Opfercultus waren und Horaz diesem den Privatcultus der kleinen Leute entgegenstellen wollte.

Veranlassung und Bedeutung unserer Ode ist also nach dem, was wir eben auseinandergesetzt haben, der Gegensatz zwischen der einfachen bäuerischen und der prunkvollen staatlichen Verehrung der Götter. Dabei hat dem Dichter unwillkürlich eine sabinische Bäuerin, gleichgiltig welche, vorge-

schwebt. Dass er sie anredet, geschieht, um dem Leser die Sache lebhafter zu veranschaulichen.

Weißenburg i. E. Prof. Heinr. Müller.

Praeco praedicat.

Im 5. Bande des Archivs S. 69 hatte Fisch mit Hilfe eines glossographischen aber höchst unsicheren eco (Löwe prodr. 337) das Wort praeco als *prae-eco zu deuten versucht und zwar mit der Erklärung: „Wer vor dem eco einhergeht, ist praeco". Dieselbe Erklärung, die ich für falsch halte, gab er in seinem Buche 'Die lateinischen nomina personalia auf o-onis', Berlin, Heyfelder 1890, zum Besten, dem ich in dieser Zeitschrift 1890, S. 722 ff. eine ausführliche Kritik angedeihen ließ. Dabei warf ich so nebenbei — aphoristisch nach meiner Art — auch die Zeile hin: „praeco offenbar Schnellsprechform für *praedico vgl. praeco praedicat bei Cic.". Ich glaubte, bei anderen Verständnis für die einfachen Vorgänge zu finden, auf die ich aufmerksam machte. Ich hatte mich geirrt; denn Prof. O. Meyer-Lübke opponiert heftig gegen mich im Archiv VIII 322 (Note): „Wenn Stowasser, ohne die alte Deutung (praeco = *praenoco) auch nur zu erwähnen, praeco von praedico herleitet, so ersetzt er eine durch die Analogie anderer Wörter lautlich vollkommen gestützte und in der Bedeutung tadellose (?) Etymologie durch eine in der Bedeutung schlecht passende (man denke an die Definition von praeco bei Varro l. l. VI. 87) und lautlich nicht zu begründende."

Das klingt sehr decidiert, ja, wie mich bedünken will, gegenüber einem Mitforscher, der doch seinen Befähigungsnachweis auf philologischem Gebiete literarisch erbracht hat, etwas gar zu sehr ex cathedra gesprochen; denn es ist schnurgerade umgekehrt, und der Romanist Meyer-Lübke ist hier einmal von dem Philologen gleichen Namens arg im Stich gelassen worden.

Ich habe nämlich mit keinem Worte angedeutet, dass ich die Ableitung, welche Meyer-Lübke vertritt, aus lautlichen Gründen anzufechten gesonnen sei. Im Gegentheil, ich gebe ihm sofort zu, dass ich lautlich gar nichts einzuwenden hätte, zumal da seine Exempel sich noch reichlich vermehren ließen, wie z. B. durch nōlo, nōlim, zwei Formen, die man heutzutage allgemein scheußlich irrig als Compositionen mit ne erklärt, während es dem Einsichtigen feststehen muss, dass in der Juxtaposition 'non uolo', 'non uelim' das auslautende n von non wie in cō-uentus, cō-ferre, cō-sul verstummt ist, so dass durch 'nō (uo)lo', 'nō (ue)lim' die in Rede stehenden Formen zu erklären sind.

Was ich aber andeutete, indem ich die Worte „vgl. praeco praedicat bei Cic." hinzusetzte, das ist die einfache Thatsache,

dass um der Bedeutung willen praeco nicht aus praevoco herzuleiten sei. Denn, wenn auch mein sehr verehrter Gegner dies eine „in der Bedeutung tadellose Etymologie" nennt, so wird er mir schon erlauben, das Gegentheil nicht zu behaupten, sondern zu beweisen. Seine Berufung auf die Varrostelle (l. l. VI. 87) nützt ihn nichts, aus ihr ergibt sich vor allem, dass Varro keine „Definition" von praeco gibt, sondern dass in den tabulae censoriae die Worte standen: praeco in templo primum uocat, postea de moeris item uocat. Daraus hat Varro §. 89 vielleicht den Schluss gezogen, dass praeco irgendwie mit vocare zusammenhange; aus seinen Worten ergibt sich dies durchaus noch nicht mit Sicherheit (vgl. §. 89). Mir ist es aber auch sehr unwahrscheinlich; denn wenn auch heutzutage bei mangelndem Sprachgefühl für classisches Latein ein *praeuoco frischweg (ohne den Stern der Nachbildung!!) hingedruckt wird, so hätte ein Varro eine solche Missbildung nicht vertragen, da auf dem gesammten Gebiete der Latinität ein *praenocare einfach unerhört ist! Was soll das heißen? Es heißt entweder 'früher schreien als ein anderer' oder 'vor einem anderen ⟨hergehend⟩ schreien' wie ein Lictor oder im äußersten Falle 'lauter schreien als ein anderer'. Wie man mit gesundem Menschenverstand daraus den Begriff des „Ausrufers" gewinnen will, bleibt mir ein Räthsel trotz Meyer-Lübkes Behauptung, dass diese Etymologie „in der Bedeutung tadellos" sei.

Das sind meine Gründe gegen das angenommene *praeuoco. Sie gehen nur von der Bedeutung aus. Wenn ich mich hingegen frage, durch welches Zeitwort der Lateiner thatsächlich die Thätigkeit des praeco in classischer Zeit — nicht im Romanistenlatein — ausgedrückt hat, so kann ich auf eine Fülle von Beispielen hinweisen, als deren typischen Vertreter ich Cic. Verr. III 40 nenne (anderes in beliebigen Quellen, die auszuschreiben mich verdrießt:[1]) si palam *praeco praedicasset* dimidias uenire partis. Wie? praedicasset sagt Cicero, nicht *praevocasset? Er muss sich wohl etwas dabei gedacht haben, vielleicht dasselbe wie jener Dichter, dem wir den Vers verdanken:

rei qui recte *consulat*, *consul* cluat!

Und so erlaube ich mir, einfach darauf hinzuweisen, dass die beiden Begriffe praedicatio und praeconium sich völlig decken, dass man praeco (in metaphorischem Gebrauch) direct mit praedicator vertauschen kann. Wäre der Satz o clementiam omnium praeconio decorandam schlecht lateinisch? Nein! Und doch sagt Cicero dort (Ligar. 6.) praedicatione, genau so, wie er pro Archia 20 schrieb: neque enim quisquam est tam auersus a Musis qui non mandari uersibus aeternum suorum laborum facile praeconium patiatur, wo er geradeaus praedicationem hätte schreiben können, wie der weitere Verlauf der Stelle beweist: .... eius, a quo sua

[1]) Georges.[7] u. Forcellini s. u. praedicare bieten genug.

virtus optime *praedicaretur*. Und ähnlich deckt sich Balb. 4 (praedicator) mit der bekannten Stelle: o fortunate adulescens, qui tuae uirtutis praeconem inueneris Homerum.

Diese Verhältnisse hatten mich nachdenklich gemacht. Von ihnen aus war ich dazu gekommen, die ganze Etymologie von *praeuocare dorthin zu werfen, wohin sie gehört — in die Rumpelkammer. Denn im lebendigen Hochlatein hat sich das Substantiv praeco stets mit dem Verbum praedicare berührt.

Allein Hr. Prof. Meyer-Lübke behauptet, diese Etymologie sei lautlich nicht zu begründen. Warum nicht? Schnellsprechformen hat es zu aller Zeit gegeben, audaciter schuf audacter, und den Formen wie constanter liegt sicher ein *constant-iter der Staccato-Rede voraus. Ein so ausgezeichner Kenner der Lautfragen wie mein verehrter Hr. Gegner wird mir auch zugeben, dass die Ausstoßung des Vocals nach Tonsilben in Proparoxytonis auf gallischem Sprachgebiete überhaupt Regel ist, sonst aber auch ganz allgemein romanisch gilt in den ererbten Adjectiven auf idus[1]) und den ererbten Verben auf icare. Aber auch schon im classischen Latein haben wir die gleiche Erscheinung. Am nächsten stünde peccare, wenn O. Kellers Erklärung aus (*pedicare von) pedica gegen alle Zweifel gefestet wäre. Kaum anfechtbar ist die Gleichung ornare = ordinare, die, wie ich glaube, auf Bréal zurückgeht.

Vergleicht man damit das, was z. B. bei Stolz Gr.[2] §. 68, Brugman Gr. I S. 484 gesammelt ist, so wird man die Möglichkeit, dass *praedicones zu praecones zusammengeschmolzen sei, nicht ohneweiters wegleugnen können.

Wer dies aber dennoch thut und den Zusammenfall des Namens praeco mit dem Verbum praedicare für Zufall erklärt, dem obliegt die Aufgabe, das von ihm vorausgesetzte *praeuocare literarisch nachzuweisen, und nachzuweisen, dass der Römer praeco *praevocat sagen konnte. Alle Berufung auf die bekanntlich oft aprioristisch construierte Lautlehre ist dagegen wertlos. Die Bedeutung also entscheidet.

Wien. J. M. Stowasser.

Druck- und Schreibversehen in der Grillparzer-Ausgabe.

Im folgenden mache ich auf einige Textgebrechen in der 16bändigen Ausgabe von Grillparzers Werken (4. Auflage) aufmerksam.

Zwei davon sind auf bloße Druckversehen zurückzuführen und so auffällig, dass sie jeder aufmerksame Leser leicht verbessern

[1]) Hier war sie also überhaupt lateinisch: lardum, soldus, caldus usw.

wird. XIV, 142 muss es statt 'der Loches' natürlich heißen 'des Loches', und XIV, 198 setzt jeder für 'Es ist wohl *h*egreiflich' das richtige '*b*egreiflich' ein; XII, 60 'Das Recht widerstreitet der moralischen Gesetzgebung, indem er (lies es) das Princip des Egoismus über das der Liebe setzt.' Nicht mehr ganz selbstverständlich ist die Verbesserung des Fehlers, der XIV, 188 vorliegt: 'So würde ich auf die Prinzessin Animalia von Sachsen als Verfasser rathen.' Die Prinzessin heißt natürlich bloß Amalia.

Hier liegt dem Fehler wahrscheinlich schon ein Schreibversehen Grillparzers zugrunde, wie auch in den folgenden Stellen, über die man aber sehr leicht weglesen kann, ohne den Fehler zu bemerken oder sofort auf die richtige Lesart zu verfallen.

XIV, 113 ist von dem Charakter Minnas von Barnhelm die Rede. Da lesen wir nun: 'Ihre Vorstellung gegen das Ende zu möchte zwar etwas über ihren Charakter hinausgehen.' Ich glaube, dass es keinem Bedenken unterliegt, hier 'Vorstellung', das gar keinen Sinn gibt, in 'Verstellung' zu bessern, wodurch die Stelle sofort klar wird.

Fraglicher steht es um XIV, 69: 'Nachdem kurz vorher die unsinnige Idee vorgekommen, dass die beiden Eltern einen jungen Palmbaum herabbringen, ihre Kinder in die Krone legen und nun den Baum wieder emporschnellen lassen ...' 'Herabbringen' ist doch sehr auffällig. Man kann sich wohl etwas dabei vorstellen, ich komme aber doch, zumal wenn ich den späteren Ausdruck 'emporschnellen lassen' beachte, zu der Überzeugung, dass wir hier 'herabbiegen' zu lesen haben. Das entspricht völlig dem 'emporschnellen lassen' und steht dem 'herabbringen' im Texte graphisch so nahe, dass man sich die Entstehung des Fehlers sehr wohl erklären kann.

Eigenthümlich ist es, dass fünf von den bis jetzt erwähnten Textfehlern dem XIV. Bande in einem Umkreis von nicht viel mehr als 100 Seiten angehören, während mir in allen anderen Bänden, die Prosatexte enthalten, außer an einer Stelle des XII., kein Versehen aufgestoßen ist.

Denn ob wir es XII, 255 mit einem Druckversehen zu thun haben, ist gewiss zweifelhafter als in dem letzterwähnten Falle. Wir lesen: 'Das Hervorziehen altgermanischen Wesens und dessen Gegenüberstellung einem weit verfeinerten, aber auch mannigfach ausgearteten Zustande ist nichts Neues.' Verlangt 'weit' nicht den Comparativ nach sich? Ist es als qualitativ bestimmendes Adverb beim Positiv gleich etwa einem 'sehr' nicht recht auffallend? Ich schlage darum vor, 'einem weit verfeinerterem Zustande' zu lesen. Auch hier fällt die Erklärung der Möglichkeit eines Schreib- oder Druckfehlers nicht schwer.

Im Anschlusse an diese Besserungsvorschläge mache ich auf zwei Schreibfehler Grillparzers in Briefen aufmerksam, die im 1. Bande des Jahrbuches der Grillparzergesellschaft abgedruckt

sind, ohne dass irgendwo (etwa wie sonst durch ein sic) darauf hingewiesen wäre, dass die betreffende Form offenbar nur einem Versehen ihre Entstehung verdankt. I, 25 schreibt Grillparzer: 'Hofrath hatte mich zugesichert.' Grammatisches Versehen liegt keines vor, sondern Grillparzer hat sich hier ebenso verschrieben wie I, 106: 'Denke Dich mir in dem Diligencewagen als einziger Passagier' (für: Dir mich). [1])

Wien. K. Tomanetz.

---

[1]) Nachträglich entnehme ich einer gütigen Mittheilung Prof. Sauers, dass die meisten der angeführten Fehler leider auch in die 5. Auflage übergegangen sind; XIV[4], 113 entspricht XVII[5], 44: XIV[4], 69 = XV[5], 141; XII[4], 255 = XVI[5], 34; XIV[4], 142 = XVIII[5], 90. XIV[4], 88 dürfte kein Druckfehler vorliegen, sondern, wie Sauer bemerkt, eine absichtliche Bosheit Grillparzers zu constatieren sein. XII[4], 60 ist XIV[5], 107 schon gebessert: 'es' statt 'er'.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Zu Thukydides. Erklärungen und Wiederherstellungen von Ludwig Herbst. Zweite Reihe. Buch V—VIII. Leipzig 1893. 8°, VIII und 159 SS. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Für dieses zweite Heft kritisch-exegetischer Untersuchungen, das überraschend schnell dem ersten gefolgt ist, muss ich zunächst auf die allgemeinen Bemerkungen verweisen, welche ich meiner Besprechung des ersten Heftes vorangeschickt habe. Der conservative Zug, der seit jeher die Arbeiten Herbsts kennzeichnet, tritt diesmal noch schärfer hervor. Es liegt ja seine Hauptstärke darin, bisher missverstandene und misshandelte Stellen durch liebevoll nachgehende, auf sprachliche Detailforschung gestützte Interpretation ins rechte Licht zu setzen. Ich glaube, dass ihm dies an einer großen Anzahl von Stellen gelungen ist, und dass ihm Unrecht geschieht, wenn ihm dieses sein Verdienst geschmälert wird.

Das Inhaltsverzeichnis führt 123 Stellen auf, von denen 30 den ersten vier, alle übrigen den letzten vier Büchern des Thukydideischen Geschichtswerkes angehören. Doch ist nicht erfindlich, nach welchem Principe die Aufnahme ins Inhaltsverzeichnis erfolgte; wenn schon δ 39 und 40 verzeichnet sind, so dürfen auch δ 79 f. (S. 44), δ 110 (S. 57), ε 47 (S. 124), η 75 (S. 74) nicht fehlen. Bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Stellen hält H. die in den guten Handschriften überlieferte Textierung aufrecht und widmet ihnen ausführliche Erklärungen; sind sie angefochten, so werden sie gegen die vorgeschlagenen Änderungen in eingehender Beweisführung vertheidigt. Wie gründlich er dabei vorgeht, mag man daraus entnehmen, dass er z. B. der Stelle ε 36, 1 nicht weniger als neunzehn (S. 32—50), der Stelle ζ 1, 2 achtzehn Seiten (S. 64—81) widmet. Nur vierzehnmal, also kaum öfter als bei einem Zehntel sämmtlicher Stellen plaidiert er für Abweichungen von der guten Überlieferung. Ich will diese wenigen Stellen aufführen. Er schreibt δ 68, 6 *καὶ οἱ ξυστραφέντες* (Vulg.), ε 9, 6 *ξυνταθῆναι* (Krüger, Stahl u. a.), 9 *νομίσατε* ⟨*τρία*⟩ (Stahl),

15, 1 *ὁμοίοις* (Bekker, Haase, Stahl), 31, 6 [*ὑπὸ τῶν Λακεδαιμονίων*] (Dobree, Stahl u. a.), 36, 1 [*ἡγούμενοι τὸν ἔξω Πελοποννήσου πόλεμον ῥᾴω ἂν εἶναι*], ξ 15, 4 *ἀχθεσθέντες ⟨ἀφελόμενοι⟩*, 17, 1 *πρέπουσιν* [*ὡμίλησε*], 21, 2 *καὶ οὖν ἐν τοῖς τῇδε ὑπηκόοις*, 94, 2 [*τούς τε ἀγροὺς*], ϑ 48, 4 *τῷ τε Τισσαφέρνει οὐκ εὔπορον εἶναι*, 67, 2 *Ἀθηναίων ἀνὰ πεντακισχιλίους εἰπεῖν*, 94, 3 *μείζονος* [*ἢ*] (Vulg.), 102, 1 [*τὰς τῶν πολεμίων ναῦς*] (Dobree, Stahl u. a.), *τὴν δίωσιν εὐθὺς ποιούμενοι*. Die acht selbständigen Änderungsvorschläge H.s dürften kaum die Billigung der Mitforscher finden. Jedoch will ich mich auf weitere Erörterungen hier nicht einlassen; jeder, der dem Thukydides ein genaueres Studium widmet, wird ohnedies das Schriftchen zurathe ziehen und sich mit den darin gegebenen Erklärungen auseinandersetzen müssen. Der Druck könnte correcter sein. Im Index ist u. a. *A* 28, 19 in *A* 23, 19 zu verbessern.

Lange Edmund, Thukydides und sein Geschichtswerk. Mit drei Abbildungen. Gütersloh 1893 — Gymnasialbibliothek. Herausgegeben von E. Pohlmey und Hugo Hoffmann. Sechzehntes Heft. 8°, 76 SS. Preis 1 Mark.

Thukydides wird an unseren Gymnasien nicht gelesen, und infolge dessen kann ein für Schüler bestimmtes Buch, welches über ihn handelt, von vornherein nicht auf viele Leser in Österreich rechnen. Für alle Fälle ist jedoch zur elementaren Belehrung über Thuk. und sein Geschichtswerk und zur ersten Einführung in seine Lectüre das genannte Heft der Gymnasialbibliothek, welches nach einer Einleitung über die Person des Geschichtsschreibers und den Charakter seines Werkes eine gut orientierende Inhaltsübersicht mit eingestreuten Charakterschilderungen des Perikles, Kleon, Brasidas, Demosthenes, Alkibiades gibt, ganz empfehlenswert. Ich vermochte keine sachliche Unrichtigkeit oder wesentliche Auslassung zu entdecken; und wenn man auch vielfach die namentlich für Anfänger so wertvolle Wärme des Vortrags vermisst, so macht doch die Darstellung einen recht gefälligen Eindruck.

Gar zu karg scheint mir, was über die Stellung des Th. in der Geschichte der griechischen Historiographie und der griechischen Literatur überhaupt gesagt ist; seine schriftstellerische Bedeutung gegenüber seinen Vorgängern, Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolgern hätte nach meinem Gefühle etwas schärfer und voller herausgearbeitet werden müssen. Dadurch wäre auch auf seine Sprache ein klareres Licht gefallen, von deren austerum genus der Leser des Heftchens kaum etwas erfährt, geschweige denn eine deutliche Vorstellung gewinnt. So ist die S. 25 erwähnte Eigenthümlichkeit, erklärende Nebenbemerkungen mit *γάρ* einzuschalten, ein schwacher Rest des älteren (z. B. herodotischen) Sprachgebrauchs und kann nur von diesem Gesichtspunkte aus richtig gewürdigt werden. Nachdrücklicher und ausführlicher hätte wohl auch von der prag-

matischen Art der thukydideischen Geschichtschreibung, seinem Streben nach Unparteilichkeit, sowie von der Gewissenhaftigkeit seiner Quellenforschung, insbesondere seines Urkundenstudiums gehandelt werden sollen. Diese Ergänzungen wären ohne nennenswerte Erweiterung des Umfanges durchführbar, sie würden theilweise kaum mehr als eine veränderte Anordnung des Stoffes erfordern. Die wiederholte Hervorhebung des wissenschaftlichen Lebens, das am Ende des V. Jahrhunderts in Athen geherrscht haben soll, dürfte in Schülern irrige Vorstellungen erwecken. Zu weit treibt L. meines Erachtens die Pietät für die antike Tradition von der ἀκμή, wenn er behauptet (S. 2), dass Th. mit 30 Jahren noch nicht so gut die Ereignisse verfolgen konnte als mit 40 Jahren.

An die auf S. 26 besprochenen Worte *γέγραφε δὲ καὶ ταῦτα ὁ αὐτὸς Θουκυδίδης* (V 26 in.) möchte ich eine kleine Abschweifung knüpfen, für die ich allerdings nur die subjective Entschuldigung vorzubringen vermag, dass ich schon seit längerer Zeit in jener Stelle eine wichtige Parallele für einen schwer umstrittenen Satz der lateinischen Literatur sehe. Sowie nämlich Th. das Perfect *γέγραφε* gleich zu Anfang seiner Bearbeitung jenes zweiten Abschnittes, die bekanntlich nie zuende gekommen ist, gebraucht hat, ebenso dürfen m. E. auch die zwei Perfecta in dem Satze des Hirtius Caesaris nostri commentarios rerum gestarum Galliae non conspirantibus[1]) superioribus atque insequentibus eius scriptis contexui nouissimumque inperfectum ab rebus gestis Alexandriae confeci usque ad exitum — vitae Caesaris, gegen deren verschiedenartige Interpretation von Hartel in seinem grundlegenden Aufsatze in den commentationes Woelfflinianae mit Recht entschiedenen Einspruch erhebt, auf das im Anfangsstadium befindliche Unternehmen bezogen werden. Die sprachliche Möglichkeit dieses Gebrauches auch im Lateinischen erweisen neben dem Briefstile (Kühner, Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache II 1, S. 115) Beispiele wie Sall. Jug. 95, 2 idoneum uisum est de natura cultuque eius paucis dicere im Anfang der Schilderung; vgl. Reisigs Vorlesungen über lateinische Syntax von Schmalz und Landgraf 347. Die Dedicationsepistel stellt sich mir darnach als ein wirklicher Brief dar, in welchem Hirtius seinen Freund Balbus davon verständigt, dass er sich nun endlich entschlossen habe, seinen täglich wiederholten Bitten um Fortsetzung, bezw. Ergänzung des Cäsarischen Nachlasses nachzugeben: Coactus adsiduis tuis vocibus, Balbe, cum cotidiana mea recusatio non difficultatis excusationem sed inertiae videretur deprecationem habere, difficillimam rem suscepi. Nach diesem suscepi kommen die folgenden Verba fast einer Wendung wie commentarios contexendos nouissimumque inperfec-

[1]) Dieses Wort ist, denke ich, ein wahrscheinlicherer Ersatz für das handschriftliche conparantibus, als das nur dem Sinne nach genügende cohaerentibus.

tum conficiendum suscepi gleich. Kommt er doch schon im nächstfolgenden Satze wieder auf die Fassung dieses Entschlusses zu sprechen: quos utinam qui legent scire possent quam inuitus susceperim scribendos; vgl. Heinrich Schiller Philologus suppl. VI 398. Diese Situation lässt sich für den ganzen Brief festhalten. Die gegentheilige Ansicht hingegen, die Epistel setze bereits den Abschluss des Werkes voraus, tritt in Widerspruch mit ihren einleitenden Worten. Da nämlich der erste Satz, der sich in der Hauptsache auf den Gedanken difficillimam rem suscepi beschränkt, ganz den Eindruck einer Neuigkeit macht, müssten die zwei commentarii, wenn sie diesem Briefe schon beigelegen wären, in unglaublich kurzer Zeit fertiggestellt worden sein, oder die Ausdrücke coactus adsiduis tuis uocibus und cotidiana mea recusatio würden eine ungehörige Übertreibung enthalten. Auch die von Heinrich Schiller a. a. O. bereits angedeutete Schwierigkeit, wie der abschließende commentarius des Hirtius, durch den doch das Corpus des Caesarischen Geschichtswerkes wenigstens äußerlich zu einem einheitlichen Ganzen geworden wäre, habe so rasch und spurlos verschwinden können,[1]) scheint mir viel schwerer zu wägen, als alle Bedenken, welche gegen eine frühere Abfassung der Epistel erhoben werden können. Doch zur Sache!

Das Heft ist geschmückt mit recht mittelmäßigen Reproductionen dreier Bildnisse. Gegenüber dem Titelblatte ist Thukydides nach der Neapler Doppelherme in Vorderansicht dargestellt, ganz wie in Christs Literaturgeschichte. Eingeschaltet sind der Perikles des britischen Museums und der vaticanische Alkibiades. Der Druck ist vortrefflich corrigiert. An Verbesserungen vermag ich nur nachzutragen: hat man zwar (S. 16 u.), Die echte (S. 18 o.), Feldzug (S. 69). Aufmerksam muss ich noch darauf machen, dass die Orthographie mit der an unseren Schulen zur Zeit eingeführten in manchen Punkten contrastiert.

Ägyptische Urkunden aus den königlichen Museen zu Berlin.

Herausgegeben von der Generalverwaltung. Griechische Urkunden. IV.—VI. Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. (1 Heft 32 Blätter. 2 Mk. 40 Pf.)

Die Veröffentlichung der Berliner Papyri, über deren Anlage ich vor kurzem in dieser Zeitschrift berichtet habe, nimmt den verheißenen raschen Fortgang. Auch die drei weiteren Hefte, die mir wiederum zur Besprechung zugesandt worden sind, legen beredtes Zeugnis dafür ab, wie ernst die Mitarbeiter ihre Aufgabe auffassen. Die Gewissenhaftigkeit der Lesung, die Nettigkeit der Abschrift machen das Studium der Publication zu einem wirklichen Vergnügen. Diese drei Hefte enthalten die Nummern 82 bis 183; davon sind

[1]) Anderweitige Analogien würden weit eher ein Nebeneinander beider Redactionen erwarten lassen.

im vierten Hefte 12 Stücke von Krebs, 12 von Viereck, 6 von Wilcken, im fünften alle 33 von Wilcken, im sechsten alle 39 von Krebs behandelt. Das fünfte Heft bringt überdies auf vier Blättern Nachträge und Berichtigungen zu den in den früheren Heften gedruckten Urkunden.

Sowie es einen wohlthuend anheimelt, von einem berühmten Manne, mit dessen äußerem Lebensgang man vertraut ist, nun auch die intimen Lebensverhältnisse, seine alltäglichen Gewohnheiten, seinen vertraulichen Briefwechsel kennen zu lernen, ähnlich ist, finde ich, die Empfindung, die einen beim Lesen dieser Papyri beschleicht. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, dass sie keine Belehrung brächten, im Gegentheil: man darf sagen, dass jede Nummer, mag sie noch so klein und unscheinbar sein, nach dieser oder jener Seite hin neuen Aufschluss bringt. Die größeren Actenstücke nun gar sind gewichtige Documente, welche unsere Kenntnis der römischen Verwaltung, des Rechtswesens, des Privatverkehrs in Ägypten auf eine ganz neue Basis stellen. Überdies liegt in den Papyri ein umfängliches Material für speciell philologische, für grammatische, orthographische, lexikalische Forschung, das umso willkommener ist, als einerseits die Quellen für unsere Kenntnis der Vulgärsprache jener Zeit überhaupt recht spärlich fließen, andererseits diese Papyri uns die Mittel an die Hand geben, wenigstens für eine Provinz die Sonderentwicklung der hellenistischen Dialecte genau zu verfolgen. Ein interessantes und noch dazu fast unbearbeitetes Capitel, für welches die Papyri eine enorme Fülle Stoffes bieten, ist die Namengebung, hier besonders wichtig, weil griechische, römische und altägyptische Elemente sich kreuzen. Endlich will ich es nicht versäumen zu betonen, dass auch für die Schule ein unmittelbarer Gewinn aus dieser Papyrus-Publication erwachsen kann, indem der Lehrer gelegentlich kleinere Stücke den Schülern vorlegt. Probeweise lasse ich drei Nummern abdrucken: Nr. 146 II. — III. Jahrh. n. Chr. Fragment *παρὰ Αὐρηλίου Ἀτρῆτος Πετεκᾶτος ἀπὸ κώμης Καρανίδος. Τῇ γ τοῦ ὄντος μηνὸς Ἐπὶφ ἐπῆλθαν Ἀγαθοκλῆς καὶ δοῦλος Σαραπίωνος Ὀννώφρεως καὶ ἄλλος ξένος ἐργάτης αὐτοῦ τῇ ἐλωνίᾳ μου καὶ ἐλίκμησάν μου τὸ λάχανον καὶ οὐχ ὀλίγην ζημίαν μοι ἐξημιωσάμην, Διευτύχει. Καὶ ἀξιῶ*; Nr. 150 II. bis III. Jh. n. Chr. 12½ *cm* h. 7 *cm* br. *Ἔσχον παρὰ Κάστορος ὑπὲρ ἐνοικίου δραχμὰς λς, Ἐπεὶφ ς* (30. Juni); Nr. 157 II. bis III. Jh. n. Chr. *Αὐρηλίῳ Ἰουλίῳ Μαξίμῳ ἑκατοντάρχῳ παρὰ Ἰσιδώρας Ἀσκλᾶ ἀπὸ κώμης Καρανίδος. Τῇ ιβ τοῦ ὄντος μηνὸς Παχὼν* (6. April) *Πτολεμαῖος Ἰσχυρᾶ ἐπῆλθεν τῇ οἰκίᾳ μου καὶ τῶν στρατευομένων μου ἀδελφῶν καὶ ἐβάσταξαν πάντα ὅσα ἔχω οὐχ ἧττον ἀργυρίου δραχμῶν τετρακοσίων. Ὅθεν ἐπιδίδωμι καὶ ἀξιῶ ἀχθῆναι αὐτὸν ἐπὶ σὲ καὶ τυχεῖν τῶν ἀπὸ σοῦ δικαίων. Διευτύχει.* Von Verbesserungsvorschlägen, die sich mir beim Durchlesen aufdrängten, erwähne

ich nur Nr. 136, Z. 11 [τοὺς] del., Z. 17 [βούλεσ]θαι, Z. 18 ὑπο[μένον]τες, Nr. 164, Z. 20 l. συστήσει (phonetische Schreibung). Ich glaube, dass aus den obigen Auseinandersetzungen, wie auch schon aus meiner Anzeige der ersten drei Hefte deutlich hervorgeht, wie empfehlenswert es ist, die ganze Serie dieser Urkunden oder, wenn dies die Mittel nicht gestatten sollten, doch wenigstens einige Hefte für unsere Gymnasialbibliotheken anzuschaffen, zumal da der außerordentlich niedrige Preis in der That diesen Ankauf leicht ermöglicht.

Wien. Ernst Kalinka.

Codex Festi Farnesianus (XLII tabulis expressus). Consilio et impensis Academiae Litterarum Hungaricae edidit Aemilius Thewrewk de Ponor. Tabulas photographicas arte Justini Lembo Neapolitani confectas phototypice descripsit Georgius Kloesz Budapestinensis. Budapestini MDCCCXCIII. Quer-Folio in Mappe. Pr. 21 fl.

Der Herausgeber dieses äußerst gefällig ausgestatteten Werkes hat sich auf dem Gebiete der Festusliteratur längst einen ehrenvollen Namen erworben. Anderthalb Jahrzehnte sind es ungefähr, dass er seine Festusstudien am Vortragstische der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe unserer Akademie begonnen hat, und ist seitdem diesen seinen Forschungen ziemlich beständig treu geblieben. Denn in seinem „*Anakreon*“ (Budapest 1885), wohl das Beste, was die classische Philologie von Werken in ungarischer Sprache aufzuweisen hat, sowie ferner in seiner „Auswahl epigrammatischer Dichtungen der griechischen Anthologie“ (*Görög anthologiabeli szemelvények,* Budapest 1891), sammelte er nur die Ergebnisse jener Studien, denen er zur Zeit seiner Thätigkeit als Gymnasialprofessor (1861—1873) oblegen hatte. Während er die Jahre 1874—1877, in denen er an der Universität von Budapest als a. o. Professor der classischen Philologie wirkte, darauf wandte, um für sein Fach eine literarische Gesellschaft, und für diese Gesellschaft ein eigenes Organ zu gründen, widmete er vom Jahre 1877 an, in welchem er öff. ord. Professor wurde, sich fast ausschließlich der Vorbereitung einer Edition des Festus; den Gedanken hiezu gab ihm ein Einblick in den vom Sultan Abdul Hamid der Universität von Budapest gespendeten Festus Pauli Corvinianus (vgl. darüber „Nyelvtudományi Közlemények“ 1878, S. 209—264, und „Literarische Berichte aus Ungarn“ 1878, S. 97—103) und die Zuschickung einer bishin unbekannten Paulushandschrift aus Troyes ein (vgl. „Codex Festi Trecensis“ in den Mélanges Graux, Paris 1884, S. 659—669). So kam im Jahre 1889 der I. Theil seiner Festusausgabe zustande, der den Text enthält, und in dessen Vorwort (p. VI) er den II. Theil für das Jahr 1890 und zugleich eine photographische Ausgabe des berühmten Farnesianus zu geben

verspricht. Die Vorbereitungen zur Veranstaltung dieser photographischen Ausgabe haben das Erscheinen des II. Theiles verzögert, dem man hiemit wohl für die nächste Zukunft entgegensehen kann.

Das vor uns liegende Werk kann jedenfalls für einen bedeutenden Gewinn sowohl auf dem Gebiete der Festusforschung, als auch auf dem der palāographischen Literatur betrachtet werden. Da ich gelegentlich meines Aufenthaltes in den Monaten October-November des Jahres 1891 zu Neapel in den Codex Festi Farnesianus Einsicht genommen habe, glaube ich auch die Behauptung wagen zu dürfen, dass die photographische Ausgabe in palāographischer Hinsicht von der Handschrift ein vollkommen treues, gutes und zuverlässiges Bild gebe. Wenn sich etwas an der Ausgabe bemängeln lässt, so ist es das zu dünne Carton der Tafeln und das Fehlen einer inneren Enveloppe. Im übrigen ist aber gegen den phototypischen Theil des Werkes nicht das Geringste auszusetzen, und wird man gewiss der ungarischen Akademie für ihre bei uns jedenfalls doppelt lobenswerte Opferwilligkeit zu größtem Danke verpflichtet sein. Ja ich meinestheils begrüße sogar das Erscheinen dieser Ausgabe mit heller Freude, weil ich dabei die vielleicht nicht allzu kühne Zuversicht hege, dass mit ihr ein für die Erfordernisse der classischen Philologie in Ungarn verständnisvollere Richtung ihren Anfang genommen habe. Vielleicht werden wir auch hinfür nicht mehr jener Anomalie begegnen, dass sich unter der Unmasse von akademischen Preisausschreibungen niemals eine classisch-philologische finden lässt.

Als Einleitung gibt v. Thewrewk (sprich Török) eine Beschreibung der verstümmelt auf uns gekommenen Handschrift, ihrer palāographischen Eigenthümlichkeiten (Abbreviaturen, Interpunctionszeichen usw.) und in tabellarischer Übersicht die Verszahl, Höhe und Breite der einzelnen Columnen, demnach also alles die Handschrift selbst Betreffende und Wissenswerte. Einiges Unrichtige hat sich hier allerdings eingeschlichen, so wo er in der Tabelle auf Seite V die Zahl der Verse auf Quatern. XII, Coll. 3—14 mit je 33 (statt 34) angibt, und wo er behauptet, dass auf 48 Seiten die Zahl der Verse je 34, auf 48 Seiten je 33, auf vieren je 35 betrage. Da der Codex gegenwärtig aus 82 Seiten (41 Folien, 164 Columnen) besteht, haben wir es hier offenbar mit einem Irrthume zu thun, den wir berichtigen wollen. In der 4. Columne der S. V soll es also heißen: Versuum in 54 paginis numerus est 34, vss. in 24 pp. num. est 33, vss. in 4 paginis num. est 35.

Möge es Hrn. v. Th. vergönnt sein, trotz aller finanziellen Schwierigkeiten, mit denen die class.-philol. Commission der Akademie zu kämpfen hat, den II. Theil seiner Festusausgabe, worin der Apparatus criticus und der Commentar enthalten sein werden, in Bälde erscheinen lassen zu können.

Budapest. Rudolf Vári.

M. Tulli Ciceronis De oratore libri tres. Recensuit Th. Stangl. Prag, Leipzig, Tempsky-Freytag 1893. Preis geh. 1 Mk. 25 Pf.

Erst kürzlich hatte Ref. in diesen Blättern bei Besprechung der Friedrich'schen Ausgabe der rhetorischen Schriften Ciceros (2. Band) die sehnlichste Erwartung ausgesprochen, dass endlich die bedeutendste dieser Schriften, die Bücher *de oratore*, auch in der Bearbeitung Stangls vorliegen möchte, deren Erscheinen auch nach oder vielmehr gerade wegen der kritischen Ausgabe Friedrichs, die so vielen berechtigten Erwartungen nicht entsprach, von allen Freunden dieser rhetorischen Hauptschrift Ciceros als ein rechtes Bedürfnis empfunden wurde. Erfreulicherweise ist es nun endlich dem durch seine Amtsgeschäfte leider allzusehr in Anspruch genommenen Münchener Gelehrten doch möglich geworden, wenigstens einen Theil der von ihm erwarteten Gabe dem philologischen Publicum zu bieten, ich sage nur einen Theil, nämlich nichts als den nackten Text. Den noch wichtigeren Theil, den *aparatus criticus*, der über die von dem Herausgeber befolgte Methode im ganzen und im einzelnen die eingehendsten Aufschlüsse geben und überhaupt die sorgfältigste Rechtfertigung des von ihm gebotenen Textes enthalten soll, war Stangl zur Zeit leider außerstande zu liefern, und er vertröstet uns diesbezüglich in einer dem Texte voraufgeschickten Notiz auf eine ziemlich unbestimmte Zukunft mit den Worten: *'Apparatus criticus huius editionis, isque omnibus quicumque sunt uberior, aliquot annis separatim emittetur.'* — Wer die hohen Verdienste Stangls um die Kritik der rhetorischen Schriften Ciceros kennt, weiß auch, was man von seiner Bearbeitung der Bücher *de oratore*, mit denen er seit mehr als neun Jahren mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt sich befasst, erwarten durfte. Und diese Erwartungen sind in vollem Maße erfüllt worden. Indessen wird eine eingehendere Besprechung der kritischen Methode, die St. befolgt, dann besser am Platze sein, bis — hoffentlich doch in nicht allzu ferner Zeit — auch der kritische Apparat selbst vorliegen wird. Soviel sei jetzt schon gesagt, dass die Ausgabe St.s die kurz vorher erschienene Ausgabe Friedrichs in jeder Beziehung weit hinter sich lässt, und dass durch sie die Kritik dieser wichtigsten rhetorischen Schrift Ciceros nicht nur in ungewöhnlichem Maße gefördert, sondern hoffentlich auch consolidiert worden ist. Den *mutili* gegenüber, um nur diese eine Frage hier kurz zu berühren, steht St. auf dem Standpunkte, dass er in ihnen allerdings die vornehmste Textesquelle sieht, aber von einer einseitigen Überschätzung derselben sich weislich fernhält, namentlich nicht blind ist für die zahlreichen Fehler derselben, durch die Friedrich gar oft in die Irre geführt wurde, so dass eine große Zahl dieser Fehler in den Text der Teubneriana eingedrungen ist. Doch davon soll, wie gesagt, seinerzeit die Rede sein. — Im folgenden möchte ich nur jene Stellen einer Besprechung unterziehen, an denen St. durch eigene Vermuthungen die viel-

fach von ihm selbst zuerst erkannten Schäden der Überlieferung zu heilen sucht. — Für die Textkritik der Bücher *De oratore* hat St. schon in den Bl. f. d. bayer. Gymn.-Schulw. Bd. XVIII (Jahrg. 1882), 6. u. 7. Heft, S. 269 ff., sehr wertvolle Beiträge geliefert, die er denn vielfach auch in die vorliegende Ausgabe herübergenommen hat. Es sind zunächst Änderungen in Bezug auf die Wortabfolge, die St. auf Grund der die Überlieferung hierin treuer bewahrenden *mutili* vorschlägt, wie I §. 51 *orator id, si ... didicerit*, §. 112 *Perge vero, inquit, Crasse, Mucius*, wo die 'zierlich verflochtene Wortstellung in den jüngeren Handschriften aufgedröselt erscheint', ebenso §. 113 *sic ergo, inquit, sentio, Crassus* u. a. m. Wichtiger sind die Textesänderungen, die St. a. a. O. zumeist mit, aber auch ohne Hilfe des neuen Materials der *mutili* (M) empfiehlt. Ich hebe hier die wichtigsten derselben hervor. Als ein anerkennenswertes Zeichen kritischer Strenge gegen sich selbst mag hier übrigens die Thatsache bemerkt werden, dass St. sich gar nicht scheut, eine Reihe der a. a. O. vorgetragenen Conjecturen, auch solche, die er dort mit großer Entschiedenheit verfocht, einfach fallen zu lassen, nachdem er durch genauere Prüfung der Stelle zu besserer Einsicht über dieselbe gelangt ist. — I §. 11 gebürt St. das Verdienst, eine verzweifelte Stelle durch eine paläographisch leicht zu erklärende Verbesserung, nämlich durch Einschiebung von *et oratorum* nach *poëtarum*, geheilt zu haben. Sorofs Einwendungen gegen dieselbe sind nicht stichhältig, wie Harnecker im kritischen Anhange z. d. St. zeigt. Die Conjectur hätte es sicherlich verdient, auch von Friedrich in den Text aufgenommen zu werden. — I §. 14 *neque exercitationis ullam vim*, nach mut. (*uī*), scharfsinnig begründet gegenüber Vulg. *n. e. u. viam*. — I §. 25 *qui tribunatum plebis petebat* (nach mut.), so auch Friedrich, Vulg. *qui tum t. p. p.* — I §. 65 *in artibus, atque studiis* (mit mut.), Vulg. *i. a. aut st.*, vgl. die zahlreichen Parallelstellen, die St. a. a. O. beibringt. — I §. 91 empfahl St. a. a. O. sehr entschieden die Lesart der *mutili: qui ista nec didicissent nec scisse curassent* gegenüber Vulg. *q. i. n. d. nec scire curassent* mit den Worten: 'scisse halte ich nicht für eine falsche Assimilation von *scire* an die umgebenden Tempora praeterita, sondern für gut ciceronisch, da, mit und ohne Negation, *curo* nicht bloß bei Dichtern (Horaz, Ovid), sondern auch bei guten Prosaikern mit dem Infin. Perf. verbunden wird.' Nun ist St. jetzt allerdings in seiner Ausgabe zur Vulgata zurückgekehrt; aber da der kritische Apparat, in dem er die Änderung seiner Auffassung der Stelle jedenfalls begründen wird, eben noch nicht vorliegt, andererseits die meines Erachtens offenbar falsche Lesart der mutili in Friedrichs Ausgabe übergegangen ist, scheint es geboten, die Stelle ein wenig näher ins Auge zu fassen. Es ist gar kein Zweifel darüber möglich, dass wir es in M (= mut.) mit einer in diesem Zusammenhange so leicht verständlichen irrthümlichen

Angleichung des *scire* an die umgebenden Praeterita zu thun haben. Der Gebrauch von *curo* mit dem Infin. perf. findet sich nur zunächst im älteren Latein, dann bei Dichtern der augusteischen Zeit und außer bei Livius sonst nur bei Prosaikern der späteren Zeit, aber bei Prosaikern der classischen Zeit wohl niemals, vgl. Kühner, A. Gr. d. lat. Spr. II, S. 101 und die Beispiele daselbst. Es wäre daher mehr als bedenklich, einen solchen Gebrauch dem Cicero octroyieren zu wollen. Betreffs des Gebrauches eines solchen Infin. perf. bei Dichtern bemerkt Schmalz Lat. Gr. (Hdb. der kl. Alttw. II. Bd.) S. 490, wie mir scheint, treffend, dass auch wohl die metrisch leicht sich fügende Form des Infin. perf. hierauf von Einfluss war. Sonst ist häufig eine rein aoristische Verwendung des Infin. perf. in Anlehnung an den griechischen Aorist hierin zu erkennen, ein Gebrauch, der selbstverständlich für Cicero *a limine* abzuweisen ist. An manchen Stellen freilich bezeichnet ein Infin. perf. nach Verben des Strebens wohl, dass das Streben auf die Vollendung der Handlung abzielt; aber wenn selbst dieser Gebrauch aus Cicero belegt werden könnte, was gewiss nicht der Fall ist, so wäre er doch in unserem Falle dem Sinne der Stelle durchaus widersprechend. Denn der Satz *qui ista nec didicissent nec scire curassent* ist offenbar so gebaut, dass das zweite Glied eine Steigerung gegenüber dem ersten bezeichnen soll: Die Leute hatten diese Dinge nicht gelernt, ja sie hatten für die Kenntnis derselben auch nicht das geringste Interesse. Statt *didicisse* ist nun im zweiten Gliede gleich das Resultat desselben: *'scire'* eingesetzt, um mit dem Ausdrucke abzuwechseln und so auch eine hässliche Kakophonie zu vermeiden. Aber *scisse curassent* hat in diesem Zusammenhange gar keine logische Berechtigung. Zudem ist gerade *scire curo* oder *sc. non curo* eine dem Cicero recht geläufige Wendung, vgl. Flacc. 27, 64, ad fam. 9, 10, 1. So hatte ich über die Stelle geurtheilt, als ich nachträglich noch im Merguet'schen Lexikon zu den philosophischen Schriften Ciceros s. v. *curo* eine Stelle citiert fand, die meine obigen Ausführungen und damit die Richtigkeit der Lesart *scire* in zweifelloser Weise sicherstellt. Es ist dies nämlich eine ganz analog gebaute Stelle aus Cic. *de r. p.* I 11 *qui tranquillo mari gubernare se negent posse, quod nec dicerint nec umquam scire curaverint.* Auch hier ist offenbar nur der Abwechslung im Ausdruck zuliebe *scire* im zweiten Gliede eingesetzt als das dem *didicisse* gleichwertige Resultat. — §. 102 *atqui, inquit, hoc ex te, de quo modo A. exposuit, quid sentias quaerimus* (nach mut.), so auch Friedrich. — §. 120 hat St. jetzt die früher von ihm a. a. O. verfochtene Conjectur *impudentiae crimen effugere* (nach Ruhnken) für Vulg. *impudentiae nomen effugere* mit Recht aufgegeben; *nomen impud.* ist durchaus sinngemäß und nicht anzutasten. — §. 217 *ei, quos φυσιχοὺς Graeci nominant* für das hdschr. *et quos φ. Gr. n.*,

jetzt auch von den anderen neueren Herausgebern aufgenommen. — §. 219 gibt St. gegenwärtig die Einschiebung eines *horum* vor *hominum (hoīum)*, die er a. a. O. für nothwendig hielt, auf. — II §. 23 *construere nidos* (nach mut.), so auch Fr., Vulg. *constituere n.* — §. 64 *aequabiliter profluens* (nach mut.), auch Fr. — §. 100 *escendere* und *escendit* mit einigen mut., auch Fr. — §. 135 *ceperitne pecunias Decius* (nach mut.), nämlich *Decius* in diesem formelhaften Beispiel ohne Praenomen, auch Fr. — §. 142 *debilitati munere cognoscendo* 'eingeschüchtert durch die gewaltige Aufgabe, die wir zu bewältigen haben'; die Handschriften, mit ihnen Fr., *d. a iure c.* — §. 146 ist es nur zu billigen, dass St. das früher a. a. O. vorgeschlagene *videtur* für Vulg. *videatur* in dem Satze *quod mihi quidem videatur* nicht in den Text gesetzt hat. Der Conjunctiv lässt sich nach Analogie anderer Relativsätze mit einschränkender Bedeutung ganz gut rechtfertigen. — Auch §. 149 ist jetzt St. zur Lesart der jüngeren Handschriften *revolvatur animus* zurückgekehrt, wofür er nach den mut. a. a. O. *pervolvatur a.* empfohlen hatte, das Fr. festhält. — §. 174 an der vielumstrittenen Stelle statuiert St. nach Sorof den leicht möglichen Ausfall eines *que* (*q;*) vor *de* und liest jetzt: *argumentorum notavi notas*[1]) *quaerentique demonstravi.* — §. 292 *movere animos* nach den mut. und Wilkins für *permovere* der jüngeren Handschriften, das offenbar aus dem vorausgehenden *permotione* entstand. — §. 319 schreibt St. jetzt mit Vulg. und L *ex ea causa, quae tum agatur*, a. a. O. wollte er dafür *quae quaeritur.* — Vortrefflich ist St.s Vermuthung zu §. 332, wo er das *inflammandos* der mut. auflöst in *inflammando sunt.* Ebenso bietet St. §. 357 eine überzeugende Besserung, indem er schreibt: *ordinem verborum omnium aut sententiarum* für das verschriebene und ganz sinnlose *verborum aut hominum aut s.*, das die mutili haben. Diesen beiden m. E. sicheren Emendationen hätte Friedrich die Aufnahme in den Text nicht versagen sollen. — III §. 144 hat St. in der Ausgabe das früher a. a. O. S. 281 nach den mutili empfohlene *tributum* (so auch Fr.) für Vulg. *attributum* (vorausgeht *erat*), wie ich glaube, mit Unrecht wieder aufgegeben. *tribuo* hat hier in der That wie auch wohl sonst den Sinn von *attribuo.* Die Neigung aber, für *tribuere* das Compositum *attribuere* einzusetzen, auch wo nicht wie hier ein vorausgehendes *at* so verführerisch wirkte, scheint auch sonst bestanden zu haben, vgl. Cic. Cato M. §. 3, wo die neueren Herausgeber nach den besten Handschriften (L und jetzt noch Br.[2]) für Vulg. *attribuito* vielmehr

[1]) Bl. f. bayer. Gw. a. a. O. *notavi locos.*

[2]) Br. = cod. Bruxellensis. Vgl. über diese wichtige, die Lesearten von Leid. (L) im Cato Maior häufig bestätigende Handschrift Heinr. Anz in seiner Schulausgabe des Cato Maior (Bibl. Gothana) 1889, S. 64. Die Stelle lautet übrigens vollständig: *Qui si eruditius videbitur disputare, id tribuito* (Vulg. *attribuito*) *litteris Graecis.*

schreiben *id tribuito.* — ib. hatte St. das in den mut. fehlende *dicebas (ut ipse dicebas)* a. a. O. gestrichen, während er es jetzt mit gutem Grunde wieder aufnimmt. Das Fehlen des Wortes wäre auch eine große Härte; Fr.: [*dicebas*]. — §. 198 *taciti omnes ... cernunt* nach den mut., so auch Fr., gewiss die ursprüngliche Schreibung gegenüber *tacite* der jüngeren Handschriften. — §. 199 behält St. jetzt das handschriftliche *si etiam habitum orationis*, wofür er a. a. O. *si habitum iam or.* empfahl. — §. 217 dankt man St. die correcte Fassung des öfter bei Cicero wiederkehrenden archaischen Verses: *Haec omnia videi inflammarei, Priamo vi vitam evitarei*, indem nämlich St. die alterthümlichen Formen: *videi, evitarei* scharfsinnig erschloss aus den hier ganz sinnlosen Formen, welche die mut. bieten: *videt, evitaret.* Soviel über jene Textesänderungen, die St. schon in den Bl. f. d. bayer. G.-Schw. a. a. O. empfohlen hatte. — Was jene Änderungen nun anlangt, mit denen St. in seiner gegenwärtigen Ausgabe zum erstenmale hervortritt, so zeigt er sich auch in diesen als Forscher von eindringendem Scharfsinne, indem er an Stellen, über die man bisher vielfach glatt hinweglas, den Schaden der Überlieferung zuerst erkannte, nicht minder aber bekundet er bei seinen Verbesserungsvorschlägen eine sichere, exacte Methode und — last not least — eine überaus glückliche Divination. Es finden sich unter den neuen Conjecturen St.s einzelne m. E. geradezu glänzende Emendationen, die sich zweifellos bald Eingang in die Texte verschaffen werden. Da gegenwärtig, wie gesagt, St.s *adnotatio critica* noch nicht vorliegt, hatte der Herausgeber die Liebenswürdigkeit, mir brieflich eine zum Theile recht eingehende Begründung und Rechtfertigung seiner Vorschläge mitzutheilen. Es sind folgende: I §. 161 *in oratione Crassi divitias atque ornamenta eius ingenii per quaedam involucra .. percepi, sed ea contemplari cum cuperem, vix aspiciendi potestas fuit.* Vulg. *perspexi.* Treffend verweist St. über die Unmöglichkeit des *perspexi*, die sich bei näherer Erwägung der Stelle in der That von selbst ergibt, auf die für den Gebrauch von *perspicere* außerordentlich instructive Stelle *de or.* II 350 *te aliquando evolutum illis integumentis dissimulationis tuae nudatumque*(!) *perspicis.* Auch weist er auf zahlreiche ähnliche Fehler in den Handschriften hin, wie Brut. 228 *perspici*] *percipi* F, C. F. W. Müller Cic. scr. II. 1. p. 271, 25 *'perspicitur* codd. praeter Lagom. 42 *ME*, in quibus est *percipitur* aut *praecipitur'*. — Eine schöne Besserung ist auch II 60 die Schreibung: *quid ergo est? ⟨est⟩, fatebor, aliquid tamen.* — II §. 91 vermuthet St. *vitiosi — curiosum* statt des überlieferten *vitiosi — vitiosum.* Das von anderer Seite empfohlene *ambitiosum* lehnt St. ab, weil *ambitiosum in re* sich nicht belegen zu lassen scheine, wohl aber sei Cicero die Wendung *curiosus in re* geläufig. Dem Sinne der Stelle ist das Wort jedenfalls sehr angemessen. — II 94

liest St. für Vulg. *Isocrates. magister istorum omnium* vielmehr *Isocrates, magister disertorum omnium (dis'torum)*. — II 95 *ut nunc* für *ut etiam*. Paläographisch liegt in der That diese Änderung nicht so fern, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte; denn die Schreibung von *nunc* $\overline{nc}$ ist der conventionellen Abbreviatur für *etiam* ziemlich ähnlich. *nunc* wäre dann hier so verwendet wie *Brut.* 325 *quale est nunc Asia tota, de or.* I 15 *quae nunc quoque sunt.* Auch sonst finden sich ähnliche Verwechslungen der Abbreviaturen in den Handschriften, so *nunc* und *vero* ($\overline{nc}$ und $\hat{u}$) Cic. in Verr. II. l. I. §. 86 und C. F. W. Müller zu der Stelle, der bemerkt *'alibi permutantur non et verō'*. — II §. 285 *est iocus eius familiaris* zum Theil nach Sorof *cuius ioçus est f.*, Fr. *locus est familiaris.* — II §. 310 *ut ad eorum mentes, apud quos agitur movendo permanare possint, movendas permovere* M., *movendas permanare* L, *movendas pertinere* Vulg. mit Sorof, so auch Fr. Über den modalen Gebrauch des abl. grd. verweist St. auf Nägelsb. Lat. Stil. 7, S. 402. Für den Gebrauch von *permanare* auf *Rosc. Am.* 66, *de nat. d.* I. 3, ferner auf Stellen wie *infundere in auris orationem* de or. II 355. *definitio in mentem iudicis intrare non potest ib.* II 109 und *nec ulla res magis penetrat in animos* Brut. 142. — II §. 319 *item*] *ita* ML Vulg. Auch II 33, II 214 hat L *ita* statt *item.* — III 17 *in eam ⟨iam⟩ exedram* mit Nonius. Stellung des *iam* wie I 164 *nunc vero mea quoque te iam causa rogo* u. ö. Der Ausfall des *iam*, auch sonst nicht selten, war hier besonders leicht. — III 50 *maioribus ⟨natu⟩* mit Nonius. — III 51 *vides, — quam alias res agamus quamque [te] inviti adduci possimus — de me enim conicio.* Vulg. *v. quam* (Friedr. *cum*) *al. r. ag. quam te inviti audiamus, qui adduci possimus;* doch haben jenes *audiamus* nach *inviti* nur einige Handschriften: Lag. 14, 23, 67, 76. Für die Wendung *invitus adducor* aber bedarf es keiner weiteren Belege. — III §. 74 *non ⟨me⟩ de memet*, vgl. II §. 298 *non me de*, leicht konnte in der That *me* vor *de* ausfallen, Sorof *⟨me⟩ non de memet*, Friedr. *non de memet.* — Sehr ansprechend scheint mir auch St.s Änderung zu sein III §. 79 *Stoicos quidem nostros* für Vulg. *istos quidem nostros.* Für die übrigens bekannte Prothese der Vocale *i* oder *e* vor Wörtern, die mit zwei Consonanten beginnen, verweist St. auf Schuchardt 'Der Vocalism. des Vulgärlat.', außerdem auf Virgil. gramm. ed. Ioh. Huemer 150, 9 *istoici* = *Stoici*, 86, 3 *espectat* = *spectat.* Ähnlich ist ein Eigenname zu einem Pronomen entstellt *de or.* II 273 *Livius*] *illius* M., II 280 *accusaret Rutilium*] *accusaretur ut illum* M. Zum Ausdruck selbst vergleicht St. de or. I 43 *Stoici vero nostri*, Tusc. I 78 *amicos nostros Stoicos dimittamus.* — III §. 190 *perpetuitate et quasi contextione verborum*, Vulg. *perpetuitate et quasi conversione v.* In der That erscheint das aus der vorhergehenden Zeile wiederholte *conversione* der Vulg. mit und ohne *quasi* ganz unmöglich.

conversio war übrigens schon III 186 gebraucht, und nicht einmal an dieser Stelle ist ein *quasi* oder *ut ita dicam* beigegeben. *contextio* erst gibt dann den richtigen Gegensatz zu dem folgenden: *carpenda membris minutioribus*. — III §. 200 *pute[n]t, move-a[n]tur*, Vulg. *putent, moveantur* an *utuntur* assimiliert. — I §. 133, um die Stelle noch hier nachzutragen, schreibt St. *ut ne plus nos [ad]sequamur, quam quantulum tu adsecutus es*, Vulg. *ut n. p. n. adsequamur cet.*, und verweist auf ähnlich gebaute Stellen wie *neque attinet sequi, quod adsequi non queas* de off. I 110, *secuti — adepti sint* de or. I 146, *non assequimur, at quid sequi deceat videmus* or. 104. Aber dessenungeachtet tastet hier St. m. E. mit Unrecht die Überlieferung an. Durch die Schreibung *sequamur* wird die ganze Wirkung der Stelle, die in einer gewissen heiteren Selbstironisierung liegt, wo nicht aufgehoben, so doch wesentlich beeinträchtigt. Crassus hatte früher seine eigene rednerische Befähigung und Thätigkeit sehr bescheiden taxiert, vgl. §. 130 *hanc absolutionem perfectionemque in oratore desiderans, a qua ipse longe absum, facio impudenter; mihi enim volo ignosci, ceteris non ignosco*. Diese allzubescheidene und offenbar hinter der Wahrheit weit zurückbleibende Selbstbeurtheilung des Crassus erlaubt sich nun Cotta scherzend wiederaufzunehmen und scheinbar sich anzueignen, indem er sagt: Wir möchten trotzdem gerade Dich gebeten haben, *ut nobis explices quicquid est istud quod tu in dicendo potes*. Denn, weißt Du, fährt er launig fort, genügsam, wie wir sind, streben wir nach Allzuhohem gerade nicht, wird sind schon *ista tua mediocri eloquentia* ganz zufrieden. Und dass wir die *praecepta artis oratoriae* gerade von Dir erfahren möchten und uns dieserhalben nicht an einen anderen Redner wenden, das geschieht eben deshalb, weil wir dann am Ende es gar riskierten und befürchten müssten, es weiter zu bringen als Du '*ut ne plus nos adsequamur, quam quantulum*(!) *tu in dicendo adsecutus es*'. Diese komische Befürchtung nun, welche allein, soviel ich sehe, dem Sinne der Stelle angemessen ist, drückt nur *adsequamur* aus, keineswegs aber *sequamur*. Denn darin, dass das Streben (*sequi*) sich ein auch noch so hohes Ziel setzt und dass einer selbst die Besten seiner Zeit zu überflügeln sucht, läge doch gewiss gar nichts Sonderbares. — Gegenüber der namhaften Anzahl eigener Conjecturen, die Friedrich in seiner Ausgabe in den Text aufnahm, verhält sich St. und zwar mit Recht fast durchaus ablehnend. Nur an folgenden zwei Stellen billigt er Fr.s Vermuthung II §. 121 [*haec sunt enim tria*] und ib. §. 257 *abeunte iam elate illo*. — Die Ausstattung des Buches ist, was Typen und spatiösen Druck anlangt, eine prächtige. Die Überwachung des Druckes versah St. mit der ihm eigenen Sorgfalt, es ist mir kein Druckfehler aufgefallen. Und so scheiden wir denn von dem trefflichen und bedeutenden Werke mit dem schon eingangs ausgesprochenen Wunsche, dass das Erscheinen des *apparatus criticus* nicht allzulange auf sich warten lassen möge.

Franciscus Smrčka, Quae M. Tullius Cicero de philosophia merita sibi paraverit. Pisek 1892. gr. 8°, 37 SS.

Welche Aufgabe sich der Verf. dieser Abhandlung eigentlich gestellt hat, ist mir selbst nach einer sehr eingehenden Lectüre derselben nicht klar geworden. Die Schrift gibt sich schon dadurch, dass sie lateinisch geschrieben ist, einen wissenschaftlichen Anstrich, ohne jedoch auch nur gewisse elementare Vorbedingungen einer wissenschaftlichen Arbeit zu erfüllen. Der Verf. will also die Verdienste erörtern, die sich Cicero um die Philosophie in Rom erworben hat. Gar viel ist bekanntlich hierüber in utramque partem geschrieben und erbittert gestritten worden, und gerade in neuester Zeit ist ja auf die förmlich Mode gewordene Verunglimpfung Ciceros eine gewisse wohlthätige Reaction erfolgt; ich brauche nur die Namen Aly und O. Weißenfels zu nennen. Wie stellt sich nun der Verf. zu diesen wissenschaftlichen Vorarbeiten? Er zeigt sich mit denselben gar nicht vertraut. Am Schlusse der Arbeit führt er ein paar von ihm benützte Schriften an — sonderbar genug figuriert unter diesen seinen Quellenwerken auch Lübkers Reallexikon für Gymnasien — und fügt diesen außerdem unter dem Titel '*scripta, quae insuper* (?) *ad Ciceronis phil. pertinent, sed mihi praesto non fuerunt*' ein paar zumeist ältere Werke an, offenbar in der Meinung, hiemit die Literatur dieser Frage mit aller Gründlichkeit angeführt zu haben. In Wahrheit jedoch hat Sm. von den neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete wohl kaum eine Ahnung. Mindestens hätte er doch die jedenfalls leicht zugänglichen Einleitungen zu Ciceros philosophischen Schriften in den Commentaren des Teubner'schen und Weidmann'schen Verlages einsehen, dann aber auch als Quellen anführen sollen. Die Arbeit besitzt demnach keinerlei wissenschaftlichen Wert. Recht lästig und störend ist auch der Umstand, dass sie der Übersichtlichkeit gänzlich entbehrt und, ohne in Capitel oder irgendwelche Abschnitte eingetheilt zu sein, einer endlosen Wüste gleich sich hinzieht. Über den Inhalt der Schrift, die, wie gesagt, nach keiner Richtung irgend etwas Neues bietet, ist nichts zu sagen. Längst Bekanntes wird vorgebracht sowohl dort, wo die philosophischen Schriften Ciceros angeführt und Abfassungszeit und Inhalt derselben besprochen werden, als auch im folgenden Theile, der über die Quellen der philosophischen Schriften handelt.[1]) Die Darstellung zeugt, das soll nicht geleugnet werden, von einer gewissen, auf Belesenheit in lateinischen Autoren fußenden Gewandtheit des Ausdruckes. Aber, so bedauerlich und peinlich es

[1]) Aufgefallen ist mir, dass es p. 17 heißt: '*Ceterum omnia, quae in libro, qui de senectute inscribitur, de immortalitate disputantur, sumpta sunt e singulis Platonis dialogis.*' Übersehen wurde da die sehr bekannte Stelle §. 79—81, an der Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele entwickelt werden in engem Anschlusse an Xenophon Cyrup. VIII, 7, 17.

ist, dergleichen sagen zu müssen, es gebricht dem Verf. an der nöthigen Correctheit des lateinischen Ausdruckes, so dass die Arbeit eine stattliche Anzahl elementarer, geradezu schülerhafter Verstöße gegen die Gesetze der lateinischen Grammatik oder Stilistik aufweist. Es sei mir gestattet, zur Begründung eines so harten Urtheiles folgende Blütenlese zusammenzustellen. p. 1 *propter assidua bella fieri non potuit, quin* (!) *Romani studia et artes colerent;* er will sagen = die Römer konnten unmöglich. p. 18 *Quantas difficultates paravit* (!), *ex eo cognoscere possumus.* p. 21 *fieri potuit, ut a Cicerone confecta sint.* Falsch! Es muss unbedingt *conficeretur* heißen, ebenso p. 20 *ita rem instituit, ut receperit*, ib. *hanc rationem secutus est, ut .. hauserit.* p. 7 *bono cuique* für *optimo c.* p. 17 *a Hippocrate.* p. 23 *ex quo autem* (!) *non sequitur* (rel. Anknüpfung!), ebenso in relativer Anknüpfung p. 25 *quae igitur — videtur.* p. 24 *impellimur putare* (!) *deos esse.* p. 25 *id intellegit, quae optamus.* p. 32 *quia sibi* (!!) *omne utile honestum videbatur.* p. 8 *quem philosophum habebat* 'den er für einen Philosophen hielt'. p. 10 *Catonis adhuc vivi mentio fit.* p. 21 *etiam cum iis non* für *neque.* p. 22 *homo, qui* 'ein Mann, der'. Höchst sonderbar p. 23 *sunt scripta, in quibus .. videtur, a iterum* (!) *alia,* soll bedeuten: 'aber andere wiederum'. p. 33 *mox — mox* 'bald — bald'. Komisch und kaum verständlich heißt es p. 10 *sextus liber* (sc. *de legibus*) *ius civile pertractare debebat* (!), soll heißen: 'muss gehandelt haben von ..' — Doch genug der Beispiele! Man sieht aus dem Angeführten zur Genüge, dass bei der Correctur der vorliegenden Schrift der Rothstift reichlich Arbeit hätte. Das Urtheil über die Eignung des Verf.s vorliegender Abhandlung zu wissenschaftlichen Arbeiten mag demnach den Lesern dieser Zeitschrift überlassen werden. Auch der Druck der gewiss nicht übermäßig langen Abhandlung wurde nicht mit genügender Sorgfalt überwacht; es wimmelt allenthalben von zum Theil recht störenden Druckfehlern.

Nikolsburg. A. Kornitzer.

J. M. Stowasser, Das verbum Lare. (Eine dritte Reihe dunkler Wörter.) Wien, Tempsky 1892. 20 SS.

Es ist eine bekannte Erscheinung im sprachlichen Leben, dass von abgeleiteten Wörtern oder von Formen, die nach dem herkömmlichen Schema unserer Grammatik als abgeleitete gelten, scheinbare Primitiva gebildet werden, die mit den wirklichen, d. h. den historischen Grundformen nicht übereinstimmen. So ist von *in-, de-, ex-, re-cludere* aus *cludere*, von *prostratum* aus *prostrare* gebildet worden. Damit haben die „Sprachvergleicher" schon lange gerechnet, ich erinnere nur, um von anderem zu schweigen, an

das, was Osthoff im vierten Bande der morphologischen Untersuchungen (1881) bei verschiedenen Gelegenheiten gerade aus dem Lateinischen vorbringt. Damit beschäftigt sich auch Stowasser, den Ausgangspunkt, nicht ganz glücklich, bei den Schöpfungen des Virgilius Maro nehmend. Nicht mit Unrecht wird der Grammatiker als „Sprachharlekin" bezeichnet (S. 4), aber gerade dadurch verliert er wenn nicht jede, so doch sehr viel Autorität. Wenn ein schrulliger Sprachgelehrter sich aus *confestim* ein *festim* erschließt, so folgt daraus doch keineswegs, dass die Sprache sich solche Rückschlüsse gestatte: wie vieles, was Grammatiker aller Zeiten sich an Sprachbildungen erlaubt haben, steht in directem Widerspruche mit dem, was die Sprache wirklich schafft! Wenn daher mancher durch die Auseinandersetzungen des Verf.s nicht überzeugt ist, so ist das leicht begreiflich. Allerdings ist das Princip von der Rückbildung durchaus richtig, aber gerade deshalb hätten, soll es demonstriert werden, sichere Beispiele gewählt werden müssen.

Was nun die eigenen Aufstellungen des Verf.s betrifft, so muss ich die erste entschieden ablehnen. *Migrare* soll aus **emagrare* entstanden sein, in dessen zweitem Theile ein semitisches *magar* stecke. Allein da *per-agr-* zu *peregre*, *im-patrare* zu *impetrare*, *in-tagr-* zu *integr-* wird, so hätte auch **emagrare* nur *emegrare* ergeben können. Die Herleitung scheitert also an einer der offenkundigsten Lautregeln, so dass ihre weitere Wahrscheinlichkeit gar nicht mehr zu discutieren ist. — Mit mehr Recht wird dagegen *ritare* bei Priscian als falsche Reconstruction aus *irritare* gefasst, dieses letztere dann zu *hirrire* gestellt, *hirrire* aber soll von *īra* = *hīra* Zorn kommen, wie *hinnire* von *hinnus*, *murire* von *mus*, *barrire* von *barrus*. Der Vergleich stimmt jedoch nicht: in den drei letztgenannten Wörtern haben wir Thiernamen, von welchen die das Geschrei bedeutenden Verba abgeleitet sind. Es ist aber auch die Gleichung *hirra* = *hira* = *ira* willkürlich, denn weder ist bewiesen, dass im Lateinischen *r* zwischen Vocalen verdoppelt wird, oder, wenn *hirra* die ältere Form wäre, dass Vereinfachung von *rr* und Abfall von anlautend *h-* in echt römischen Wörtern eintrete. Sollte, wie es fast den Anschein hat, der Verf. annehmen, das *rr* in *hirrire*, *irritare* habe bloß orthographische, d. h. also gar keine Bedeutung, so ist dagegen zu bemerken, dass die von *irritare* stammenden span. *enridar*, engad. *anridér* nur aus einer mit gedehntem *rr* gesprochenen Form erklärbar sind. Man wird also dabei bleiben müssen, dass *hira* Darm und *īra* Zorn zwei ganz verschiedene Worte sind, deren eines zu *haru-* gehört, das andere wohl aus *isa* entstanden (vgl. *ara* aus *asa*) Aufwallung bedeutet und mit dem in ahd. *jesan*, nhd. *gären* steckenden Stamme zusammenhängt, vgl. Kögel in Paul und Braunes Beiträgen VIII, 106. Was *hirrire* betrifft, so dürfte es sich als Onomatopöie erklären; ob *irritare*, das nie mit *h* geschrieben wird, dazu gehört, ist fraglich. Trefflich ist nun aber die Deutung von *vertilabundus*, in dessen

erstem Theile *vertere*, im zweiten *labundus* von *labor* erkannt wird. Auch die Annahme, dass von einzelnen mit *latus* gebildeten Formen aus neue Infinitive auf *-lare* gebildet worden seien, ist nicht von vornherein abzuweisen, wenn auch freilich nicht alle auf diese Weise versuchten Deutungen Zustimmung finden werden. Gleich die erste *circulari* von *circulator*, d. i. *circu-lator* „der Stromer", ist bedenklich. „Das auslautende *m* von *circu* wurde hier ebenso wenig gesprochen wie vor Vocalen in *circuire*." Auch hier verräth der Verf. einen gerade für den Etymologen verhängnisvollen Mangel an Genauigkeit in der Lautgeschichte. Wenn *m* vor Vocalen fällt, so braucht es doch vor *l* nicht zu fallen: *com-ire* wird zu *coire*, aber *conlegere* wird zu *colligere*. Was würde der Verf. wohl sagen, wenn jemand die zweite Silbe in *librum legere* für metrisch Null rechnen wollte, weil sie in *librum accipere* nicht zählt? Was aber hier recht ist, ist dort billig: *circumlatus* bleibt oder wird zu **circullatus*. Und nicht besser steht es um *ustulare*, das von *ustulatus* hergeleitet wird. „Wenn *ferre* mit dem Acc. des Supins sich verbindet (vgl. *laudatuiri*), so entsteht *ustulatus*." Aber wo wird im Lateinischen *ferre* mit dem Supinum verbunden, und zwar so häufig verbunden, dass es mit einem vorausgehenden Verbum zur Einheit verwachsen kann? Dazu kommt auch hier die Schwierigkeit des *l* aus *ml*. Dasselbe gilt endlich von *gratulari*, das aus *gratu[m] latus* entstanden sein soll. Ansprechend nach Bedeutung und tadellas in der Form ist dagegen *peculator* = *pecus-lator*, und *praestolari* von *praesto-latus* aus ist mindestens der Erwägung wert, endlich *ventilator*, *sortilator* sind als Zusammensetzung durch den Vocal *i* gekennzeichnet. Ganz verfehlt aber ist der Schlussartikel über *fas* und *faustus*. Das letztere wird zu einem Substantiv **faus* gestellt, das sich mit griech. φάος decke. Das ist zunächst überflüssig. Dem *honestus* zu *honor* entspricht **favestus* zu *favor*, aus *favestus* aber musste *faustus* entstehen, wie *nountius* aus *noventius*, *noundinae* aus *novemdinae* usw. Sodann ist „die unanfechtbare Gleichung *faus* = φάος" im höchsten Grade anfechtbar. Das griechische Wort lautet ursprünglich φάϝος, vgl. die Glosse φάβος bei G. Meyer, Gr. Gramm. S. 234, die lateinische Entsprechung wäre **favus*. Damit fällt dann weiter die Gleichstellung von *fas* mit φαές, da dieses selbstredend aus φαϝές entstanden ist, es fällt die auch sonst unmögliche Gleichung *fanum* = φαεννός, wo beiläufig bemerkt der Verf. sich über φαεινός in einer Art äußert, die in noch höherem Grade seine Nichtberücksichtigung historischer griechischer Grammatik verräth als sein *faus* = φάος.

Zum Schluss noch eine persönliche Bemerkung. Der Verf. stellt sich zu den Sprachvergleichern auf direct feindlichen Fuß, hauptsächlich weil er ihre Arbeiten gar nicht kennt. Er erklärt S. 9 ganz richtig *comburo* aus falsch abgetheiltem *amb-uro* und schreibt dazu: „Die Linguisten freilich suchten hier sofort eine Wurzel *prush* des Petersburger Wörterbuchs." Nun, in Osthoffs Geschichte

des lateinischen Perfects, die 1884 erschienen ist, findet sich die von St. gegebene Deutung S. 535. Es ist natürlich ein Leichtes, sich um die Forschungen der lebenden Linguisten nicht zu kümmern, wenn aber bei jeder Gelegenheit über die todten wie Corssen und Vaniček gespottet wird, weil sie vor langen Jahren manches falsch aufgefasst haben, was sie, würden sie noch leben, wohl sicher längst berichtigt hätten, so ist das eine Pietätlosigkeit, für die sich eine zureichende Begründung schwer finden lässt, gegen die Einsprache zu erheben Pflicht der Lebenden ist. Würde der Verf. statt dessen sich mehr um das kümmern, was seine Zeitgenossen auf dem Gebiete leisten, das er für sich in Anspruch nimmt, so würde er bei seinem großen Scharfsinne das Dunkel, das über vielen lateinischen Wörtern noch ruht, nicht nur für sich, sondern auch für andere lichten können.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesammtausgabe. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags Anstalt [1892—1893]. 8°, Bd. 1: VIII und 517 SS. Bd. 2: 484 SS. Preis à 2 Mk. 25 Pf.

Den Bedenken, die ich der neuen Sammlung der Schillerbriefe entgegenbringe, hat eine vorläufige Anzeige in dieser Zeitschrift (1892, S. 467 f.) bereits Raum und Ausdruck gegeben. Jetzt, da zwei Bände des Unternehmens mir vorliegen, kann ich mich darum auf eine Würdigung der positiven Verdienste beschränken, die Jonas durch das von ihm edierte Corpus Schiller'scher Briefe sich erwirbt.

Die Vorgeschichte dieser neuen Sammlung der Schillerbriefe wird von Jonas selbst in der Vorrede des ersten Bandes dargelegt. Schon der Berliner Gymnasiallehrer Gustav Andreas Kuhlmey hatte sich angeschickt, die sogenannte Berliner Sammlung von Schillers Briefen durch eine sorgfältigere, insbesondere durch eine vollständigere Arbeit zu ersetzen, als im Jahre 1864 ein früher Tod ihn vom Leben abrief. Robert Boxberger übernahm seine Papiere, förderte die Arbeit, war aber auch zu keinem Abschlusse gekommen, da er im März 1890 dahingieng. Sein Erbe trat mit rüstigerer Kraft Fritz Jonas an. Durch ihn gewann der Kuhlmey-Boxberger'sche Plan erst eine feste Gestalt und in dieser Gestalt gedieh er verhältnismäßig rasch zur Ausführung. Jonas setzte sich zum Ziele, nicht nur nach Kräften vollständig zu sein, sondern innerhalb dieser Vollständigkeit den strengsten Ansprüchen philologischer Akribie zu genügen; vor allem wollte er, soweit äußere Verhältnisse es gestatteten, seine Briefabdrücke auf die Originale begründen. Dieses Ziel zu erreichen, musste ein umfänglicher Apparat in Bewegung gesetzt werden. Schon jetzt bekennt

Jonas, dass er bei Bibliotheksvorständen, Autographensammlern, Buch- und Autographenhändlern und bei vielen Forschern und Freunden reiche Unterstützungen gefunden hat. Und mit besonderem Danke gedenkt er der Beihilfe Minors, der nach eigenen Aufzeichnungen die Jonas'sche Sammlung berichtigte. Ich möchte an den beiden vorliegenden Bänden darthun, mit welchem Erfolge Jonas seine Absichten verwirklichen konnte.

Der erste Band schließt mit Schillers Briefe an Huber vom 25. December 1787 und umfasst 239 Nummern; der zweite reicht bis zu dem Briefe an Körner vom 27. December 1789; er trägt die Nummer 476. Von diesen 476 Briefen konnte Jonas nicht weniger als 284 (wenn ich richtig gezählt habe) nach den Originalen wiedergeben, sei es dass er sie selbst verglich, sei es dass er Facsimiledrucke (Nr. 1, 39, 44, 139, 155, 169) benutzte, sei es dass andere für ihn die Originale einsahen. Ich bemerke ausdrücklich, dass ich die aus Boxbergers Nachlasse übernommenen Abschriften, also auch die Copien Kuhlmeys nicht in obige Berechnung einbezogen habe. Jonas selbst erkennt diesen Boxberger'schen Nachlassabschriften nicht jene philologische Zuverlässigkeit zu, die er für die von ihm besorgten oder veranlassten Collationen in Anspruch nimmt (vgl. 1, 458 zu Bf. 3). 284 Originalvergleichungen unter 476 Abdrücken — wie mühsam dieses Ziel erreicht wurde, an wie viele Thüren Jonas anklopfen musste, um seinen Absichten gerecht zu werden, das sei durch eine kurze Zusammenstellung dargelegt.

Das Hauptcontingent wurde natürlich vom Goethe- und Schillerarchiv in Weimar beigesteuert, das sich ja bekanntlich mehr und mehr zu einem Centralarchiv deutscher Literatur gestaltet. In Weimar konnte Jonas den Hauptstock der Briefe an Schillers Schwester Christophine und an seinen Schwager Reinwald, dann der Briefe an Henriette und Wilhelm v. Wolzogen, endlich an Caroline v. Beulwitz-Wolzogen und an Lotte v. Lengefeld finden. Wie wenig vollständig indes auch diese Weimarer Sammlungen sind, erhellt schon aus der langen Reihe der jenen Briefwechseln zugehörigen Schreiben, die Jonas an anderer Stelle erfragen musste. Von den Briefen an Christophine und Reinwald befindet sich Nr. 39 im Schillerhause zu Weimar und konnte nach einem Facsimile wiedergegeben werden; Nr. 62 wurde von Alex. Meyer Cohn, Nr. 85 von Erich Schmidt beigebracht, Nr. 143 ist Eigenthum von Oberstlieutenant Dr. Jähns in Berlin, Nr. 157 von Rudolf Brockhaus in Leipzig; Nr. 235 an Wilhelm v. Wolzogen eignet dem Generaldirector der kgl. Museen Dr. Schöne in Berlin. Von den Briefen an Lotte und Caroline befand sich Nr. 254, 259, 304 und 419 in der Küstner'schen Autographensammlung, die den 27. October 1892 bei Richard Schulze in Leipzig ausgeboten ward. Oberbibliothekar Prof. v. Schnorr konnte sie collationieren. Nr. 419 ist seitdem in

den Besitz von Carl Meinert in Dessau übergegangen. Nr. 428 ist zum Theile nur in Weimar, der Rest im Besitze Albert Cohns in Berlin. Weimar bot ferner je einen Brief an Lempp (? Nr. 78), an Wieland (Nr. 201), an Reinhold (Nr. 215), an L. Schubart (Nr. 449) und an Körner (Nr. 464). Die Briefe an Körner sind an vielen Orten zerstreut; ich nenne: Rudolf Brockhaus, Commerzienrath Hahn in Berlin, G. Hirzel in Leipzig, das Körnermuseum in Dresden, Frln. Clara Lachmann in Hamburg, Wilhelm Künzel in Leipzig, Meinert, A. Meyer Cohn, endlich O. Schulz (Nr. 303) in Leipzig. Ähnlich verhält es sich mit Göschen (Meinert: Nr. 145, 179, 394. Künzel: Nr. 153. Liepmannssohn: Nr. 409. — Nr. 284 und 355 ist allerjüngster Weimaraner Besitz und konnte nicht verglichen werden), Crusius (Alex. Meyer Cohn: Nr. 230, 249. Künzel: Nr. 325) und Schwan (München, Universitäts-Bibliothek: Nr. 24, Brockhaus: Nr. 131, Künzel: Nr. 325, O. Schulz: Nr. 268). An einzelnen Briefen lieferten: Berlin, Kgl. Bibliothek: Nr. 34 (an Seeger), Nr. 35 (an Herzog Carl), Stuttgart, Staatsarchiv: Nr. 6—13 (an Seeger), O. Merkel in Eßlingen: Nr. 97 (an Zumsteeg), Marbach, Schillerhaus: Nr. 4 (an Hauptmann van Hoven), Gohlis, Schillerhaus: Nr. 221 (an Corona Schröter), Zürich, Archiv der Familie Reinhart-Sulzer Nr. 114 (an Leonh. Meister), Meinert in Dessau: Nr. 14, 21, 30 (an Fr. von Hoven) und Nr. 100 (an A. v. Knigge). Die Briefe an den Mannheimer Dalberg wurden auf der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München von stud. phil. Fritz Sydow nochmals collationiert, nachdem Michael Bernays schon im Jahre 1887 in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" ausführlich über sie gehandelt hatte. Endlich konnte Litzmann die Urschriften der Briefe an Schröder vergleichen, deren Besitzer sich in das Dunkel der Anonymität hüllt.

Merkwürdigerweise scheint Jonas nicht überall gleiches Entgegenkommen gefunden zu haben. Wie sich das Cotta'sche Archiv zu seinem Beginnen stellte, ist mir aus den Angaben des kritischen Apparates nicht völlig klar geworden. Die Briefe an Huber, die jüngst in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht wurden, mussten augenscheinlich nach diesem Drucke wiedergegeben werden, ohne dass man einen Einblick in die Originale gestattete. Andere demselben Archive gehörige Briefe an Huber konnte Laistner vergleichen, ohne indes Alles auszuschöpfen (vgl. 1, 499 f. und „Allgemeine Zeitung" vom 15. März 1892). Ein Brief Hubers fand sich bei Künzel (Nr. 120), einer bei Franzos (Nr. 218). Soweit die Briefe an Huber. Warum ferner Jonas nicht ergründen konnte, ob Nr. 25 und 109 wirklich im Besitze des Cotta'schen Archives sind, begreife ich nicht. Ob Nr. 390 und 422 im Goethe- und Schiller-Archive zu Weimar vorliegen, wäre wohl unschwer festzustellen gewesen. Auch bei Nr. 117 lässt ein Fragezeichen die

Angabe, der Brief sei Eigenthum der Familie Vieweg in Braunschweig, als unsicher erscheinen. Bei Nr. 98, 188, 200 (Eigenthum der Kestner'schen Briefsammlung in Dresden), 116 (Freiburg, Universitätsbibliothek), 119 (Halberstadt, Gleimarchiv), 305 (Dr. Paul Schwenke in Göttingen), 403 (Jena, Decanatsacten), 474 (Meiningen, Ministerialarchiv) wurde das Original nicht zum Drucke herangezogen.

Aus diesen letzten Bemerkungen soll dem Herausgeber kein Vorwurf zurechtgezimmert werden. Ich habe die ganze Zusammenstellung nur darum angelegt, um auch dem Fernerstehenden raschen Einblick in die zahllosen Mühen der Jonas'schen Publication zu gewähren. Ein Gelehrter, der an so vielen Stellen anzufragen und nachzuforschen hat, der auf die Liebenswürdigkeit so zahlreicher Autographenbesitzer angewiesen ist, findet nicht überall gleiches Entgegenkommen, seinen Absichten wird nicht Jeder mit gleich gutem Willen gerecht. Das liegt auf der Hand. Geiger z. B., der eine neue Ausgabe des Briefwechsels von Schiller und Körner vorbereitet, ist bereitwillig beigesprungen. Fielitz, der zum zweitenmale die Correspondenz Schillers mit den Schwestern Lengefeld herauszugeben sich anschickt, leistete nicht minder energische Hilfe und bot vor allem neue Datierungen dieser Briefe, deren Nachweis erst in seiner künftigen Ausgabe folgen wird. Dass hingegen Jonas bei den Briefen an Huber weniger Glück hatte, mag sich aus der Absicht der Cotta'schen Buchhandlung erklären, diese Briefe demnächst in einer besonderen Veröffentlichung vorzulegen. Die selbstlose Hingabe ferner, die Jonas' Unternehmen fordert, tritt noch stärker hervor, wenn man bedenkt, wie wenig blendende und imponierende Resultate gerade diese Arbeit zutage fördern konnte. Mittheilungen größeren und umfangreicheren ungedruckten Materials sind nicht zu erwarten. Nr. 166 (an Gottlieb Becker vom 17. Mai 1786), nach Gotthilf Weissteins Mittheilung einstens im Besitze der Calvary'schen Buchhandlung und von dieser nach England verkauft, wird nach einer Abschrift Weissteins mitgetheilt und scheint noch nie gedruckt worden zu sein. Nr. 189 (an Ernst und Sophie Albrecht vom 17. April 1787) aus Elise Campes Nachlass jetzt auf der Hamburger Stadtbibliothek, nach einer von Fielitz vermittelten Abschrift unbekannter Hand wiedergegeben, ist auch „wohl noch ungedruckt"! Nr. 376 (an Karl von Knebel. Mitte Februar 1789), Eigenthum der Freiin El. v. Warthausen in Stuttgart, gleichfalls nach einer Abschrift Gotthilf Weissteins gedruckt, trägt den Vermerk: „Ungedruckt?"... Man begreift die vorsichtigen Formulierungen des Herausgebers, denn wer wollte wagen, mit Sicherheit zu behaupten, dass solche Zettel noch nicht unter Setzerhand gekommen sind? Eine augenscheinlich noch ungedruckte Quittung vom 7. März 1784 führt Jonas mit Recht nur in den Lesarten an (1, 486).

Wenn also Jonas wenig Entdeckerfreuden genießen konnte, so bot ihm die Sicherstellung und Berichtigung mancher Lesart einige Entschädigung. Entscheidendes, völlig Umstürzendes konnte auf diesem Felde auch nicht geliefert werden. Die zu Nr. 5 gegebenen Lesarten (1, 460), an denen Jonas zeigen will, „wie leicht sich selbst so gewiegte und sorgsame Herausgeber [wie Goedeke und Maltzahn] verlesen oder verschreiben", diese Correcturen führen nicht sonderlich weit: „heraus gearbeitet" für „herausgearbeitet", „zehntausendmal" für „zehentausendmal", „Wäsche" für „Wasche" usw.

Die jedem Bande am Schlusse angefügten Lesarten verzeichnen nicht nur die Fehler früherer Drucke, Jonas citiert auch bei jedem Briefe, soweit dies möglich ist, das Schreiben, dem er zur Antwort dient, und den Antwortsbrief des Adressaten. Ferner gibt er eine Reihe von Anmerkungen und Erläuterungen. Leider ist er mit dieser letzten Zuthat absichtlich immer sparsamer geworden. Ich kann deshalb nicht mit Nachträgen an diese Anmerkungen herantreten. Sobald ein Herausgeber sich nicht zum Ziele setzt, nach Kräften im Commentar vollständig zu sein, kann von Nachträgen nicht mehr die Rede sein. Jonas begnügt sich allerdings nicht mit den notae variorum früherer Ausgaben; er fügt gelegentlich interessante neue Notizen ein, einmal sogar aus ungedruckten Briefen Reinwalds an Nicolai spätere, herzlich lieblose Urtheile über Schiller (1, 505 f.). Ein andermal (1, 476 f.) sucht Jonas Minors Hypothese von einem Zusammenhange des Briefes an Reinwald vom 14. April 1783 mit der „Theosophie" und mit dem Gedichte „Die Freundschaft" zu erhärten (1, 476 f.). Im Briefe an Huber vom 28. Februar 1785 (Nr. 126) spricht Schiller von seiner Absicht, durch die Unterstützung des Herzogs von Weimar den Doctortitel zu erhalten, „weil ich doch einmal ausstudiert habe und nur noch dieser letzten Oelung bedarf". Minor (2, 359) belegt mit entscheidenden Gründen, dass Schiller nicht den medicinischen, sondern den juridischen Doctortitel im Auge habe. Jonas tritt dem entgegen; Schiller habe die Jurisprudenz nicht bis zur letzten Ölung ausstudiert. Ich kann diesen Zusammenhang nicht aus der oben citierten Briefstelle herauslesen und sehe keine Veranlassung, von Minors Deutung abzugehen. Hubers „Gute Mutter" (S. 413, Z. 21) ist vielleicht in seinem Buche „Aemiliens Unterredungen mit ihrer Mutter, aus dem Französischen" (Leipzig 1782, 2 Bände) zu suchen; doch scheint ein Theaterstück gemeint zu sein. S. 443 (zu S. 75, Z. 21) sind beim Titel von Archenholtz' „Neuer Literatur- und Völkerkunde" die Jahreszahlen (1782—1791) ausgefallen. Überhaupt verstehe ich nicht, warum Jonas an dieser Stelle und auch sonst hie und da bibliographische Daten im Briefstexte genannter Schriften gibt, an vielen anderen indes nicht. Zum Briefe an Reinwald vom 9. December 1782 (Nr. 45) möchten wohl auch dem wissenschaftlich gebildeten Leser bibliographische Notizen nicht unangenehm

sein. Das weitere Publicum wünschte vielleicht auch gelegentlich zu erfahren, wer die Arnould und die Yates (1, 185) ist. Doch ich fürchte, dass überhaupt nur der Fachmann sich an Anmerkungen heranwagt, die in die Lesarten eingefügt sind; denn leicht ist es nicht, sich in einem zwei ganz verschiedene Zwecke verfolgenden Anhange zurecht zu finden. Schon die typographische Anordnung verwirrt. Im Apparate des zweiten Bandes wurden wenigstens die Briefnummern der besseren Übersicht zuliebe fett gedruckt. Weit besser aber wäre es gewesen, Lesarten und Anmerkungen zu trennen und in einer auch populäre Ziele verfolgenden Edition nicht das Muster des Weimarischen Goethe sich vorzuhalten.

Wien. Oskar F. Walzel.

Willehalm. Ein Rittergedicht aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts von Meister Ulrich von dem Turlin. Herausgegeben von S. Singer. (Im Auftrage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.) Prag, Verlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 1893.

Seit dem Abdrucke der Handschrift Willehalms, den Gustav Casparson im Jahre 1781 in Cassel erscheinen ließ, hat sich bis 1892 niemand an die Neuherausgabe des Ulrichischen Willehalm gemacht. Die Gründe dafür sind nicht allzuschwer zu errathen: das Handschriftenverhältnis ist verwickelt, und der literarische und dichterische Wert der langwierigen und langsam fortschreitenden Erzählung ist gering. Vor zwanzig Jahren hat Hermann Suchier einiges Licht in die Frage nach der alten Form des Willehalm gebracht, die andere nach der Quelle des Dichters mit Umsicht und Geschick wohl endgiltig beantwortet und so einer Ausgabe erfreulich vorgearbeitet. Nun endlich erhielten wir auch diese. Trotz Suchiers trefflichen Vorarbeiten waren aber die Mühen des Herausgebers keine geringen, denn Ulrichs ursprüngliche Arbeit hatte merkwürdige Schicksale, die für uns nur aus den zahlreichen Handschriften zu erkennen sind und nur mit ihrer Hilfe genauer dargestellt werden konnten. Aus deren starken Verschiedenheiten ergab sich, dass zuerst der Dichter selbst sein noch unvollendetes Werk zwischen den Jahren 1261 und 1269 (in welcher Zeit König Ottokar, dem Ulrich seinen Willehalm widmete, Beherrscher von vier Ländern war) ziemlich gründlich umgearbeitet und zu Ende geführt hat. Diese Umarbeitung ist uns in der Heidelberger Handschrift (cod. germ. 395) vollständig erhalten, während uns von der alten Fassung keine Abschrift geblieben ist; diese Umarbeitung ist es auch, die nunmehr in S. ihren Herausgeber gefunden hat. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch wurde diese Arbeit Ulrichs von einem Unbekannten bedeutend verkürzt, der alles unbarmherzig wegschnitt, was den rascheren Gang der Handlung

verzögerte, und im folgenden Jahrhunderte wurde sie in eine prosaische Erzählung umgeändert, die S. bereits herausgegeben hat. In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts nahm sodann ein unbekannter Dichter eine zweite Bearbeitung des ursprünglichen Ulrich'schen Gedichtes vor, die von derjenigen des Dichters ganz unabhängig ist, und ließ dabei aus metrischen und inhaltlichen Gründen erhebliche Änderungen eintreten; diese zweite Bearbeitung ist später in stark verkürzter und abgeänderter Gestalt in die Weltchronik des Heinrich von München aufgenommen worden, uns ist sie nur zum Theile erhalten. Schließlich enthält eine Kölner Handschrift und ein Lambacher Bruchstück noch eine dritte Bearbeitung der Urform (aus dem vierzehnten Jahrhundert), die, wie es scheint, vorwiegend aus äußeren Gründen, nämlich um die 31-zeiligen Strophen Ulrichs in längere Abschnitte zu verwandeln, angefertigt worden ist. So sind denn infolge dessen die Überlieferungsverhältnisse dieses 'Willehalm' nicht sehr einfach und erforderten viele Mühen eines Herausgebers des Gedichtes. Zunächst war die Frage zu entscheiden, ob die Urform wieder herzustellen sei. S. erklärt dies für unmöglich. Diese Behauptung ist aber doch nicht so unbedingt richtig, denn die Unmöglichkeit gilt nur von dem Punkte an, an welchem die wichtige Kölner Handschrift abbricht; bis dahin hätte sich die Wiederherstellung der Urform des Gedichtes, von der S. selbst viel Bestimmtes mitzutheilen weiß, mit ziemlicher Sicherheit versuchen lassen, aber freilich nur unter einer Bedingung: es hätten diesem Versuche sehr eingehende Untersuchungen über Ulrichs Sprache und vor allem über seine Metrik vorhergehen müssen. S. hat sich diese Untersuchungen erspart in der wohl nur von wenigen getheilten Meinung, „dass mit der metrischen Untersuchung eines einzelnen Autors, sei sie auch so genau wie die Seemüllers in seinem Seifrit Helbling, wenig gewonnen werden kann", da die ganze Metrik des ausgehenden dreizehnten Jahrhunderts einer zusammenhängenden eingehenden Behandlung noch harre. Dieser Ansicht muss man die Forderung entgegenhalten, dass wohl in erster Linie der Herausgeber eines alten Literaturdenkmales verpflichtet ist, sich über die sprachlichen und metrischen Eigenthümlichkeiten des Dichters klar zu werden — es sei denn, er beschränkt sich auf den genauen Abdruck der Handschrift —, wenn auch durch seine Arbeit für die Metrik einer größeren Zeitperiode „wenig" gewonnen wird. Ohne Vorarbeiten wird ja die von S. gewünschte „eingehende Behandlung" nie entstehen können, und die berufenen Vorarbeiter für den Behandler sind ohne Zweifel die Herausgeber. Verzichtend also auf die kurzer Hand für unmöglich erklärte Wiederherstellung der ersten Arbeit Ulrichs beschloss S. die Ausgabe der Umarbeitung des Dichters. Dass diese Umarbeitung wirklich von Ulrich selbst herrührt, hat S. mit Suchier gegen Bartsch wohl endgiltig erwiesen; auch in der Annahme wird er Recht behalten, dass die vielen gegen den

Schluss hin ausgesparten Verszeilen nicht der Thätigkeit eines Abschreibers ihr Dasein verdanken, sondern von dem Dichter selbst herrühren, der zu ihrer Ausfüllung aus irgend welchem uns nicht weiter bekannten Grunde nicht mehr gekommen ist. — Als Ulrichs Vorbilder erweist S. an erster Stelle Wolfram, an zweiter Wirnt; weitere Ähnlichkeiten verbinden ihn Hartmann und dem Pleier, auch das volksthümliche Epos hat auf seine Ausdrucksweise eingewirkt. Seine Reime sprechen nicht gegen die Annahme, dass er von Herkunft ein Kärntner gewesen sei. Was die Quelle für die Geschichte Willehalms betrifft, so hat bereits Suchier das Richtige erkannt, und S. schließt sich ihm darum vollständig an, noch weitere Beweise dafür erbringend: Ulrich hat sein Gedicht aus den Andeutungen aufgebaut, die Wolfram von der früheren Geschichte Willehalms und von Arabellens Entführung gegeben hatte. Ulrichs Erfindungsgabe war keineswegs so bedeutend wie Gödeke annahm, denn bei Wolfram findet sich fast alles bald hier, bald dort angedeutet, was Ulrich zu wissen benöthigte, und es war nur Aufmerksamkeit nöthig, um es zusammen zu suchen; diese aber besass Ulrich, und so ward es ihm ohne sonderliche Einbildungskraft möglich, eine „einfache und wohl abgerundete" (Gödeke I, 131) Erzählung zu gestalten. Dass es ihm an dem nöthigen Fleiße nicht gefehlt hat, zeigt S. durch die Herbeiziehung einer großen Menge von gleichen und ähnlichen Wolframischen Versen, die uns ganz wohl erkennen lassen, dass Ulrich recht genau wusste, wie sein großer Meister sich räusperte und spukte, dabei aber außer an manchen anderen Dingen auch an großer „stilistischer Armut" litt.

Der Text der vorliegenden Ausgabe — er soll, wie schon bemerkt, derjenige sein, den der Dichter selber unter Zugrundelegung seines ursprünglichen Entwurfes herstellte, und zwar nach S. das „Brouillon" — befriedigt strengeren Anforderungen der Kritik leider nicht. Er ist vor allem zu rasch hergestellt worden: der Herausgeber gelangte erst während der Correctur zur richtigen Ansicht über die Stellung einer Handschriftengruppe, hat auch die Haupthandschrift erst während des Druckes genauer mit seiner Abschrift verglichen und ist drittens in verschiedenen nicht unwichtigen Fragen bei der Correctur anderen Grundsätzen gefolgt, als vorher bei der Herstellung des Textes. So sieht denn der vorliegende Text ziemlich bunt aus und macht nicht den Eindruck, als ob er von Ulrich von dem Turlein stamme. Wenn wir auch gerne gelten lassen, dass dieser bei manchen Worten Doppelformen gebraucht hat, so wird doch schwerlich selbst ein „Brouillon" von ihm so abwechslungsreich gewesen sein als dieser Text, der in bunter Mischung unmittelbar neben einander z. B. dicke dikke dikk dick dikh, tete tête têt tæte tæt, hât hêt hête hæt hete het, kunik künik künig kunig künech kuneg kunik kunic kunich chunich, künigin küniginne kunigin kuniginne chünigin kunigîn kuniginn

kunegin kunegîn kuneginne küneginne, klang klanc klanch chlanch, amis amîs amys amŷs, markis markîs markŷs markys markeis, kunst chunst cunst, marcgrâve marggrâve marckrâve markrâve, kerker, kercher chercher kerchære kerchær, niemen im Reime und nieman im Inneren, zweir zweier zweijer, Terramer Terramêr, Saniel Sâniel Sânîel Sanjel, Irmetschart Irmenschart Irmentschart, Willehalm Wilhalm Willehelm Wilhelm u. dgl. zeigt. Vor allem aber rächt sich an dem vorliegenden Texte der bedauerliche Umstand, dass der Herausgeber alle metrischen Fragen so völlig links liegen ließ. Wollte er sich mit diesen nicht beschäftigen, so durfte er an der Überlieferung, wie sie die Heidelberger Handschrift bietet, keine Änderungen vornehmen und den Text nicht ins rein Mittelhochdeutsche umschreiben, wie er gethan hat. Einem Dichter, der die bedeutendsten Werke jener Zeit so kannte wie Ulrich, kann man doch unmöglich Verse zuschreiben wie: minn süez noch minn tât (XXII), ir herz truoc dikk minn pin (LXIII), Wilhalm Accurnois (LXVIII), Willehelm sitzet sinen sœlden bî (CI), daz sî gein âbent hiezen tragen an (CXXVIII), minnfröud diu an in ist (LXXVIII), der munt dikk und rôt (LXXIX), mit spers orten durch vil schilde haft (LXXXII), kiusch schœn und tugent (LXXXIII), diu küneginne sprach ze dem emeral (CXXXVI), der markis sprach sint sî iht nâhe bî (CL), Herre, wolt ir ze himel ald ze helle (CLI), ein bette von bluomen und der künegin (CLXIII) usw.; das sind eben gar keine Verse mehr und waren darum auch für ein Ulrichisches „Brouillon" nicht zu verwenden. Solcher Reimprosa gegenüber ist die Bemerkung des Herausgebers (S. LX), er hätte aus „metrischem Bedürfnisse" Formen wie phelle, künec, manec, unde für handschriftliches phellor, künig, manig, un gesetzt, merkwürdig und nicht recht verständlich. Vom metrischen Standpunkte ist es wenig wichtig, ob man künig, manig oder die Formen mit e (küneg, maneg) schreibt; die Form phellor aber begegnet in dem gedruckten Texte häufiger als phelle, und auch die Behauptung von unde ist unrichtig, wie z. B. folgende Verse zeigen: Arnalt und Berhtram, vil lande und burc, Witschart und Busbe, man sach daz berg und tal, Gauters und Gaudin u. v. a. Übrigens kennt der Herausgeber ja die „metrischen Bedürfnisse" Ulrichs gar nicht, denen zuliebe er angeblich diese Abweichungen vornahm. Die Umschreibung ins Mittelhochdeutsche stimmt auch mit der vom Herausgeber (S. LX) geäußerten Meinung, dass er der Handschrift „überall dort gefolgt ist, wo sie irgend etwas bot, was der Dichter seiner Herkunft nach hätte geschrieben haben können", nicht überein. Denn wenn diese Äußerung besagen will, dass er nur dort von ihr abgewichen sei, wo sie Formen bot, die der kärntnerischen Mundart Ulrichs nicht entsprechen, so würde daraus folgen, dass die Handschrift in der mittelhochdeutschen Schriftsprache der Ausgabe geschrieben sei, was aber natürlich nicht der Fall ist, da sie aus dem 14. Jahrhundert stammt. Durch

diesen Mangel an Folgerichtigkeit nun, die „Metrik" des Schreibers der Handschrift mit einem der Form nach mindestens 40 Jahre älteren Texte zu verbinden, sind Verse entstanden, die gewiss Ulrichs ernsteste Bedenken hervorgerufen haben würden, falls er sie gesehen hätte. Eine Anzahl derselben sind auch dem Inhalte nach bedenklich und hätten eine bessernde Hand auch aus Sinnesrücksichten vertragen, einige Stellen sind (wenigstens dem Berichterstatter) geradezu unverständlich. Mehr Aufmerksamkeit hätte der Herausgeber auch für die genauere Anwendung der Längezeichen haben sollen, von denen sich der Leser viele hinzu, manche wegdenken muss, namentlich bei den weiblichen Hauptwörtern auf -în, in deren Schreibung sich gar keine feste Regel erkennen lässt. So lässt es denn die vorliegende Ausgabe im allgemeinen und besonderen bedauern, dass ihr Veranstalter sich nicht länger und gründlicher mit den Gewohnheiten des Dichters bekannt gemacht hat.

Graz, im März 1893. Dr. Ferdinand Khull.

Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. Herausgegeben von Dr. P. Hellwig, Dr. P. Hirt, Dr. U. Zernial. I. Theil für Sexta, II. Theil für Quinta. Dresden, L. Ehlermann 1893. 272 u. 316 SS

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem königl. Realgymnasium zu Döbeln. IV. Theil, 1. Abtheilung: Untertertia. 2. Aufl. IV. Theil, 2. Abtheilung: Obertertia. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1892/3. 326 u. 404 SS.

Deutsches Lesebuch für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit literarhistorischen Übersichten und Darstellungen von Prof. Dr. J. Hense. II. Theil: Dichtung der Neuzeit. 2. verb. Aufl. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1892. 436 SS.

Das erstgenannte Lesebuch erscheint zum erstenmale, die beiden anderen in zweiter Auflage. Alle drei sind laut Vorwort im engen Anschlusse an die maßgebenden, neuen Lehrpläne gearbeitet. Dass sie nach methodischen Grundsätzen und mit der erforderlichen Genauigkeit verfasst sind, ersieht man bald. Den in neuer Auflage erschienenen kamen auch gemachte Erfahrungen und frühere Kritiken zustatten. Im übrigen muss man sich bei der Beurtheilung von Lesebüchern vor jeder Einseitigkeit hüten, zu der man aus theoretischen und praktischen Gründen leicht neigt. Wer z. B. ein Gegner der bunten Abwechslung von stilistischen Mustern, von zahlreichen, kleinen, abgerundeten Stücken wäre, der würde von Haus aus über vorliegende Bücher den Stab brechen. Auch wer sich in eine ganz bestimmte Methode hineingearbeitet hat oder starren Instructionen gehorcht, wird schwerlich etwaigen Vorzügen anders gearbeiteter Werke gerecht werden.

Das Lesebuch von Hellwig, Hirt und Zernial gleicht den bei uns üblichen für die zwei ersten Mittelschulclassen. Es zerfällt in zwei Hauptgruppen: „Prosa“ und „Poesie“ mit folgenden Unterabtheilungen: *A.* Erzählende Prosa. I. Fabeln. II. Märchen. III. Erzählungen. IV. Vaterländische Sagen und Geschichten. V. Lebensbilder aus der vaterländischen Geschichte. *B.* Beschreibende Prosa. VI. Bilder aus der Natur. VII. Bilder aus der Erdkunde. — *A.* Epische Poesie. I. Reimsprüche und Räthsel. II. Fabeln. III. Märchen, Legenden, Sagen und Geschichten. IV. Aus dem Menschenleben. *B.* Lyrische Poesie. V. Weltliche Lieder. VI. Geistliche Lieder. — Ungewöhnlich für uns ist ein kleiner grammatischer Anhang, der Rücksicht nimmt auf geeignete Übungsstücke und auf die grammatischen Bedürfnisse der betreffenden Classe, was in den zwei ersten Jahrgängen, nicht aber später mehr ausreichen mag.

Das an zweiter Stelle genannte Lesebuch für Unter- und Obertertia ist eine Neubearbeitung des „Döbelner Lesebuches“ und besonders den sächsischen — überhaupt mitteldeutschen — Verhältnissen angepasst. In gegenwärtiger Gestalt ist es gleichmäßig für realistische und humanistische Anstalten berechnet. Die ausgewählten Stücke dienen „der Bereicherung des Wissens, der Belebung der Phantasie, der Ausbildung des Natur- und Schönheitssinnes, der Stärkung des religiös-sittlichen Gefühls und der vaterländischen Gesinnung“. Gegen früher wurde besonders das Nationale mehr betont (s. Krieg 1870/71), umfangreiche Lesestücke wurden in mehrere Abschnitte zerlegt, Unebenheiten des Ausdruckes und Fremdwörter möglichst beseitigt. Ein grammatischer Anhang wurde grundsätzlich nicht beigegeben. Die Anordnung der Lesestücke ist folgende: *A.* Prosa. I. Sagen. II. Geschichtliches. III. Erzählungen. IV. Naturgeschichtliches. V. Aus der Länder- und Völkerkunde. *B.* Poesie. I. Epische Dichtung. II. Lyrische Dichtung. — Mit Vergnügen bemerkt man manches Stück, das sonst selten zu finden ist, z. B. Wieland der Schmied und besonders Beowulf und Frithjof. Dass auch bedeutende moderne Schriftsteller und Dichter vertreten sind, verdient besondere Erwähnung. Der Kanon der zu lernenden Gedichte umfasst acht, beziehungsweise neun Gedichte. Mundartliches wurde erst im Bande für Obertertia vereinzelt aufgenommen, um die Befestigung des Schriftdeutschen nicht zu erschweren. Zu billigen ist die Durchführung einer vereinfachten Zeichensetzung, ein Princip, das besonders in Betreff des Komma auch bei uns erwogen werden sollte.

Das zuletzt genannte deutsche Lesebuch von Hense ähnelt einer Gruppe von Schulbüchern, wie sie gegenwärtig bei uns wenig oder gar nicht mehr anzutreffen ist. Es ist ein literarhistorisches Lesebuch, das auch Leseproben von Schriftstellern des 16./17. Jahrhunderts bringt. Vorliegender Band umfasst die deutsche Literatur und deren Geschichte von 1500 bis in die neueste Zeit. Der christliche, speciell katholische Standpunkt des Verf.s tritt dabei

durchwegs zutage. Das Biographische tritt gegenüber der bei uns üblichen Methode stark zurück, die literarhistorischen Thatsachen sind übersichtlich und in der Regel nach guten Mustern gearbeitet. Die Trennung von 'Leben' und 'Werken' bei großen Dichtern verdient aus Zweckmäßigkeitsgründen Nachahmung. Dass die Epen und Dramen der Blüteperiode nach ihrem Aufbau und der Charakteren eingehend — wenn auch oft nur in Schlagworten — behandelt wurden, dürfte dagegen kaum allgemeinen Beifall finden. Man überlasse derlei Ergebnisse der Lectüre lieber dem lebendigen Unterrichte. Die Romantiker wurden in dieser zweiten Auflage mehr berücksichtigt. Bei der Aufnahme neuerer und neuester Dichter kann aus Mangel an Raum und Zeit wohl immer nur eine Auswahl platzgreifen, die nothwendig subjectiv ausfallen muss. Gleichwohl vermisst man ungern einen Hamerling oder G. Freytag, wo doch Annette von Droste-Hülshoff oder Fr. W. Weber aufgenommen wurden. Erweiterung würde verdienen der Anhang über Shakespeare.

Charakteristisch für alle drei besprochenen Bücher ist noch, dass ihnen — von vereinzelten Fußnoten abgesehen — keine erklärenden Anmerkungen und Erläuterungen beigegeben wurden, was ich für einen entschiedenen Vorzug halte.

6900 Themen zu deutschen Aufsätzen und Redeübungen an Obergymnasien und Oberrealschulen. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. Wien, Karl Graeser 1893. XV u. 244 SS. Preis 1 fl. 80 kr.

Von ähnlichen Sammlungen unterscheidet sich vorliegendes Buch dadurch, dass es bloß Themen, nicht auch Dispositionen oder ausgeführte Aufsätze enthält. Auf Originalität der Aufgaben macht es keinen Anspruch, im Gegentheil, es wird ausdrücklich erklärt, dass hiemit die an österreichischen Mittelschulen gegebenen Themen gesammelt, gesichtet und geordnet wurden, so dass als Mitarbeiter „alle Deutschlehrer an den deutschen Mittelschulen unseres Vaterlandes" betrachtet werden können. Die Sammlung erinnert also an eine ähnliche von J. Müller (Berlin 1887), vor der sie aber bessere Übersicht voraus hat.

Die Aufgaben sind zunächst nach Classen und Fächern gesondert. Wir finden folgende Hauptkategorien: Deutsche Sprache und Literatur; lateinische und griechische Lectüre; Geschichte und Geographie; Natur und Naturkunde; Zeit, Feste, Wetter; der Mensch in seinen verschiedenen Beziehungen. Besonders zusammengestellt sind Themen zu Redeübungen und solche zu Maturitätsprüfungsarbeiten. Auch wurde ersichtlich gemacht, ob sich das Thema zur Schul- oder Hausarbeit besser eignet.

Es ist zu erwarten, dass das besprochene Repertorium vielen Fachgenossen willkommen sein wird. Die einheitlichen Lehrpläne, die ziemlich übereinstimmende Methode, die sich daran seit 1884 entwickelt hat, bringen es von selbst mit sich, dass dieselben

Themen zu deutschen Aufsätzen an Obergymnasien allerorten wiederkehren. Will man nun Beispiele zur Nachahmung haben oder solche vermeiden, in beiden Fällen wird sich diese Sammlung nützlich erweisen.

Deutsche Aufsätze. Für die unteren Classen höherer Lehranstalten, sowie für Volks-, Bürger- und Mittelschulen. Von Karl Jul. Krumbach. III. Bändchen: Briefe. Leipzig, B. G. Teubner 1892. XIV u. 200 SS.

Dieses Büchlein ist kein Briefsteller im übeln Sinne des Wortes, auch keine pedantisch angelegte Sammlung altkluger Musterbriefe, sondern enthält lebhaft und natürlich geschriebene Briefe in den mannigfaltigen — traurigen und freudigen — Lagen des Lebens. Wir finden daher Glückwunsch-, Bitt- und Dankschreiben, Einladungen, Todesnachrichten, Trost- und Beileidschreiben, geschäftliche Mittheilungen, Beschreibungen und Schilderungen in Briefform, Empfehlungs- und Abschiedsbriefe u. a. theils aus der Feder berühmter Männer und Frauen, theils frei erfunden. Alle sind natürlich der Schule angepasst; das Kindliche überwiegt. In einer Einleitung und in eingestreuten Bemerkungen sind auch gute methodische Winke gegeben, die beherzigt werden sollten. Gegenüber der Schablone und ihren Vertheidigern betont K. die Individualität des Lehrers, den Corrigiereifrigen ruft er zu, beim Verbessern der Kinderbriefe schonend vorzugehen und nicht „nach allen Mücken zu schlagen".

Erste Anleitung zur selbständigen Fertigung deutscher Aufsätze von Ch. Wirth. Bayreuth, Verlag von H. Heuschmann 1892. 27 SS. Preis 50 Pf.

Dieses Heftchen bespricht zunächst in herkömmlicher Weise die Hauptbedingungen eines correcten Schulaufsatzes in kurzer, klarer Weise. Interessanter sind die beigegebenen Rathschläge für die Disposition verschiedener Arten von Themata, die das Streben nach Gründlichkeit und logischer Bestimmtheit verrathen. Der Verf. schließt sich dabei an die in Bayern für die oberen Classen der Gymnasien vorgeschriebenen Themenarten an, als da sind:

1. Beschreibungen von Kunstwerken im Zusammenhange mit dem übrigen Unterrichte; 2. Abhandelnde Betrachtungen über einzelne Sätze, welche der Lectüre der Schriftsteller entnommen und dem Ideenkreise der Schüler angemessen sind; 3. Ausarbeitungen von rhetorischen Thematen, insbesondere Reden, welche die Schriftsteller bloß andeuten; 4. Aufsätze im Anschlusse an die Geschichte; 5. Aufsätze über allgemeine Sätze, über welche die Schüler die nöthige Aufklärung besitzen (vgl. 2); 6. Charakteristiken von historischen oder dichterischen Personen; 7. Vergleichungen von historischen oder dichterischen Personen; 8. Darlegung der Beweg-

gründe einzelner Personen des Epos und des Dramas; 9. Abhandlungen über den Grundgedanken und die Motivierung von Dichtungen.

Praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze in Briefen an einen jungen Freund. Von Dr. L. Cholevius. 6. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. VI u. 194 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Die letzten Jahre brachten so zahlreiche Publicationen über die Methodik des deutschen Aufsatzes, Themensammlungen u. ä., dass frühere Werke und Namen darüber zurückzutreten beginnen. Zu solchen Arbeiten, die trotz neuer Anschauungen und Strömungen nicht verdienen würden, der Vergessenheit anheimzufallen, gehört auch die genannte Anleitung von Cholevius. Die Schrift enthält viel mehr, als der Titel verspricht. Nicht nur schätzenswerte Rathschläge und Beispiele für den unbeholfenen, hilfsbedürftigen Anfänger, sondern auch weit ausblickende Gedanken über Unterricht und Bildung überhaupt werden in den Kreis der Erörterungen gezogen. Durchaus sieht man dem Buche an, dass es aus der Praxis hervorgegangen und von einem erfahrenen Schulmanne verfasst ist. Dass die Gegenwart nicht mehr durchaus den Standpunkt des Verf.s theilt und z. B. über das im Erfahrungskreise der Jugend Gelegene, über die Chrie u. dgl. theilweise anders denkt, verschlägt nicht viel. Die gewählte Briefform, die schlichte, eindringliche Sprache trägt auch dazu bei, den Wert des Buches zu erhöhen. Möge es auch fernerhin Nutzen stiften!

Wien. Dr. R. Löhner.

Schwan Eduard, Grammatik des Altfranzösischen. (Laut- und Formenlehre.) 2. neubearb. Aufl. Leipzig, Reisland 1893. VIII u. 247 SS.[1])

Berücksichtigung der zahlreichen und sehr ausführlichen Besprechungen der ersten Auflage und eigene Erwägungen setzten den Verf. in den Stand, sein Werk wesentlich zu verbessern. Die Gestalt, in der es jetzt auftritt, bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt dem ersten Versuche gegenüber. Dass die Aufstellungen des Verf.s noch immer zu manchen Einwendungen Anlass geben, soll indessen nicht verschwiegen werden.

Vor allem sind mehrere Widersprüche zu beklagen, und da gerade diese die Anfänger — für die das Buch zunächst bestimmt ist — am meisten beirren, gestatte ich mir auf einige hinzuweisen.[2])

[1]) Der Verf. ist vor einigen Monaten in der Blüte seiner Jahre gestorben. Meine Bemerkungen und Wünsche richten sich daher nunmehr an den, der es übernehmen wird, die folgenden Auflagen zu besorgen.

[2]) Ein paar Fälle hat schon der Verf. durch Zurückziehung einer der widerstreitenden Angaben erledigt. So sieht er nunmehr *aiant* als

§. 16 ist von der Synkope der Paenultima von Proparoxytonis im Volkslatein die Rede; sie habe regelmäßig statt bei *l-p, l-d, r-d, s-t, m-n*, Muta-Liquida. Steht dies einmal fest, so sind die betreffenden Wörter als Paroxytona zu betrachten; ihr auslautender Vocal ist einfacher Nachtonvocal. Dementsprechend stellt der Verf. §. 147 auf gleiche Stufe mit *per* < *pare*, *sept set* < *septem* auch *chalt* < *caldus* und *ort* < *ordu* (cl. *horridum*), *lart* < *lardum*.[1]) Dies ist vollkommen richtig; warum aber erscheinen *chalt* und *ort* §. 150 wieder als Belege für secundäre Consonantenverbindungen, die keines Stütz-*e* bedürfen? Wenn das Volkslatein zugrunde gelegt wird, so liegt in *caldu* keine secundäre, sondern eine primäre Verbindung vor. Dasselbe gilt für folgende im §. 150 verzeichnete Wörter: *prevost, peril, vieil, soleil, genouil*, die §. 147 (etwa mit Hinweis auf §. 16) angeführt werden sollten.

§. 17: 'Im Hiatus stehendes unbetontes *i* oder *e* wird zur Spirans *j* und verliert damit den Silbenwert.' §. 53. 'Das Volkslatein kennt zwei Accente, den Hauptton und den Nebenton.. Ist die zweite Silbe, vom Hauptton aus gerechnet, lang, so trägt sie den Nebenton: *comparàtióne*.' Wenn *i* zu *j* geworden ist und den Silbenwert verloren hat, so liegt *-tjone* vor und die zweite Silbe, vom Haupttone aus gerechnet, ist nicht *ra*, sondern *pa*, folglich: *compàratjóne*. Selbst bei *ligatjone, acutjare* (§. 251), wo doch der Verf. selbst richtig *tj* ansetzt, werden *a, u* als nebentonig angesehen und als solche müssten sie freilich unversehrt bleiben. Die richtige Betonung kann aber nur *ligatjóne, àcutjáre* sein, so dass die Frage nach dem Wesen von *a, u* noch immer offen bleibt.[2])

Neubildung (§. 72, 2, Anm. 1) an, nicht als Wiedergabe eines vlat. *habjante* (§. 247, Anm.). Ich erwähne dies, um hervorzuheben, dass hiemit die kräftigste Stütze für Annahme von *bj* zu *j* hinfällig wird. — Als Etymon von *français* gilt nicht mehr *frankese* (§. 85, Anm.), sondern nur *frankescu* (§§. 210 und 369); hinzuzufügen war in den Nachträgen, dass zugleich die auf das Wort bezügliche Stelle in §. 85 zu streichen ist; denn nur *ę* in offener Silbe ergibt nach der Lehre des Verf.s selbst *ei*; aus *-kescu* wäre kein *-eis* zu erwarten.

[1]) Wenn *cal(i)du, orr(i)du, lar(i)du* gedruckt wird, so mag dies der Deutlichkeit halber geschehen sein; streng genommen darf man, sobald solche Wörter in volksthümlichem Gewande (ohne *-m*, ohne *h-*) vorgeführt werden, nur *caldu, ordu, lardu* drucken. — Das Schwanken in Bezug auf Synkope der Paenultima zeigt sich auch in den §§. 191 und 217; dort wird das *g* von *fregidu* als intervocal angesehen, also keine volkslat. Synkope angenommen; hier wird das Wort unter den Fällen von *g* vor Consonanten behandelt, so dass man von einer Basis *fregdu* ausgehen muss.

[2]) Man kann nämlich vermuthen, dass ein freier zwischentoniger Vocal wie vor *lj, nj* (dies hat Darmesteter nachgewiesen), so vor *tj, sj* usw. erhalten blieb. Dann wäre *oraison* < *òratjóne* primär und in *oreison* (woraus *oroison* und *orison*) läge Schwächung von *ai* zu *ei* vor; dann wäre *parçon* nicht aus *partitjone* entstanden, sondern Neubildung, und die Etyma *mincier* < *minutjáre, percier* < *pèrtusjáre* ließen sich nicht aufrechthalten. Nur ein Vocal vor *rj* würde sich anders verhalten, denn

Mànsionâta wird also nicht so betont, weil *i* kurz ist, denn es gibt kein *i*; der vortonigen Silben sind nur zwei: *mànsjonâta*.

§. 51. Wegen des erhaltenen zwischentonigen *e* wird *beneir[e]* als der kirchlichen Sprache entnommen, folglich als Lehnwort angesehen; §. 69 ist *bène·* angeglichen an *màla·* statt *màle·*; also volksthümlicher Vorgang.

§. 85 bespricht das Gesetz: *ké* in offener Silbe zu *ci*; aber §. 443 wird, als die organische Wiedergabe von *celat, çoile* angeführt.

§. 103: *uis* < *o̧stju*; dagegen §. 252 *uis* < *u̧stju* (cl. *ōstium*).

Nach §§. 146 und 158 ist in der Formel *· _ a* die Paenultima sehr frühzeitig, vor der Lautabstufung, ausgefallen. Also *tepida* zu *tepda, pedica* zu *pedca*. Demgemäß wird §. 168, 2 *tiede* (statt zu postulierenden *tiete*) durch Einfluss des Masc. erklärt, und nach §. 204 wäre *pieche* zu erwarten. §. 91, 2 wird dagegen *pędica pędiga pędja piege* angenommen; ebenso 'nach Umbildung der Gruppe Lab. + Dent.': *tepida tebda teda tiede*.

§. 151: 'Alle palatisierten Consonanten verlangen einen Stützvocal, wenn der Laut *dž* (*g*) oder *tš* (*ch*) entsteht'. Es steht damit nicht im Einklange, wenn es §. 444 heißt: 'Ein vlat. *servio* musste zu *serch* werden.'

§. 196: *nge* vor dem Tone bleibt *nge*; *plaignoie* ist analogisch; §. 246 wird unter den Fällen von *ñ* aus *ng* vor *e, i* auch *plaignoie* angeführt.[1])

§. 215: 'Bei intervocalem *kw* wird der Palatal zu *i, j* und *w* zu *v*: *antiqua antive, antiquu antif*.' §. 317, Anm.: 'In *antif* haben wir wohl eine analogische Bildung aus dem Fem. *antive*.' Also *antif* das einemal organisch, das andere analogisch.

§. 248, Anm.: 'Die Formen *reçoif, deçoif* gehen auf vlat. *rekẹpo dekẹpo* zurück.' §. 433, 3: 'Eine gleiche Entwicklung, wie *sapjo*, mussten *rekẹpjo* und *dekẹpjo* haben. Sie bildeten ihre isolierten Formen nach *beif* zu *receif, deceif* um'. Ebenso §. 511. Also das einemal ist der Vorgang volkslateinisch, das anderemal französisch. Letzteres ist doch wohl das Richtige.

§. 251: *tj* wird zu *is* (tönendes *s*); und trotzdem §. 433, 508 *puisse* < *potja*; §. 377 *puissant* < *potjante*. Und wie ist §. 71, 1 *covoitier* < *copẹ̀dītjâre* zu verstehen?

§. 276: *o̧* assoniert nicht mit *ọ*; §. 277: '*ọ* dürfte im XIII. Jahrhundert den Laut *u* angenommen haben, doch reimt es noch

---

-paistrier < *pâstorjâre, mairrien* < *mâterjâmen* sind wohl sicher. — Ich wollte vor mehreren Jahren dieser Vermuthung in der Romania Ausdruck geben, unterließ es aber, als zu meinen eigenen Zweifeln Widerspruch von befreundeter Seite hinzukam. Ich benütze indessen hier gern die Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf diesen nicht unwichtigen Punkt der französischen Lautlehre zu lenken.

[1]) Meiner Ansicht nach ergibt *ng'* überall *nj, ñ*; *ingenium* wurde als Compositum gefühlt, folglich *g* als anlautend behandelt.

im Anfange des XIV. Jahrhunderts mit *o* : *saole* : *parole* in der Viol.'. Dass das *o* des §. 276 auf lat. *ŏ*, jenes des §. 277 auf lat. *au* zurückgeht, mildert nicht den Widerspruch. Gemeint ist offenbar, 'dass *o* noch für den Verf. der Viol. nicht schon *ou*, sondern noch *o* lautet, erhellt aus dem allerdings auffallenden und einer Erklärung bedürftigen Reime *s.* : *p.*'

Nach §. 433, 4 beruhen sowohl *maindre* als *maindrai* auf Analogie mit *plaindre plaindrai*; §. 439 ist *maindre* nach *maindrai* gebildet, dessen *ai* §. 440, 3 aus dem *ai* des Präsens erklärt wird. Ähnliches Schwanken in den §§. 439 und 511. Dort werden unter den neuen Infinitiven, die dem Futur ihr Entstehen verdanken, neben *istre*, *plaire* 'wahrscheinlich auch *reçoivre* neben *recevoir*' angeführt; hier *receivre* < *rekepre*; der spätere Infinitiv *recevoir* ist analogische Bildung zu *devoir*.

Prüft man nun die Einrichtung des Buches, so begegnet man einerseits allzu großer Umständlichkeit, besonders in der ermüdenden Wiederholung selbst der deutlichsten lateinischen Grundlagen, andererseits geringer Berücksichtigung der Fälle, die mit den aufgestellten Gesetzen nicht im Einklange stehen. Zumal der Anfänger stellt folgende Fragen: wie erklärt sich das *i* von *cil*, *envie*, wie das *ie* von *fiens (fiente)* < *fimus*, wie das *oi* von *foie*, wie jenes von *espois* nfz. *épais*? Zu *dette* < *debita* stimmt nicht *gourde* < *cucurbita*. Wenn ein zwischentoniger gedeckter Vocal bleibt, wie so *acheter*? Wenn der Consonant noch vor Abfall des freien zwischentonigen Vocals stimmhaft wird (§. 158), wie *dortoir*, wo man gerade wegen *rm* längere Dauer von *i* und daher Erweichung des noch intervoc. *t* erwarten würde, und, wenn man da Anbildung etwa an *covertoir* usw. erblicken will, wie *linteau* < *limitellus*, da auch von *limite* man nur *linde* erwarten würde? Wenn nachtoniger Vocal (gleichviel ob nach dem Haupttone oder dem Nebentone) nach Muta cum Liqu. bleibt, wie ist *forgier* < *fabricare* zu erklären?[1]) Fast alle diese Wörter (es ließen sich deren noch sehr viele aufzählen) werden gar nicht angeführt, oder wenn sie es sind, so geschieht es aus anderen Gründen wie *dortoir* oder werden nicht richtig gedeutet wie *forgier*. Auf sie nun müsste eine weitere Auflage besonders Bedacht nehmen. Eine Grammatik ist zwar nicht verpflichtet, das ganze Lexikon vorzuführen, auch darf und muss sie es vermeiden, aus

---

[1]) Es ist kaum zu zweifeln, dass wenn nur Formen mit betonter Endung da wären, der Stamm nur *favre-* lauten würde; erst *fabrica* (Subst. u. 2. Imper.) *-as*, *-at* ergaben *fávrega -eža* (*-e*); Abfall der Paenultima geht mit *u* < *v* Hand in Hand: *faurže forge*. Die stammbetonten Formen beeinflussen dann die anderen, und zwar zuerst dadurch, dass an Stelle des zu erwartenden *favreier* die mundartliche Form *favregier* (*favargier*) erscheint, dann durch Anwendung des ganzen betonten Stammes in tonloser Stellung. Nicht anders *-lübricat* > *lóvreže -lourge*, daraus *lovregier* (statt *lovreier*) und *-lourgier -lorgier*.

Wörtern, deren Etymon zweifelhaft ist, Gesetze oder Ausnahmen zu deducieren; Fälle wie die oben angeführten ist sie aber verpflichtet zu verzeichnen und zu deuten.

Und noch ein Wunsch, den ich nicht bloß in Bezug auf das vorliegende Werk ausgedrückt haben möchte. Wenn man auch nicht bloß zugeben, sondern selbst fordern kann, dass ein Lehrbuch möglichst Bestimmtes vorbringe, so darf man von einem Hilfsmittel für Jünger der Wissenschaft doch erwarten, dass es zwischen dem, was nach dem jetzigen Standpunkte der Forschung feststeht, und dem, was etwa nur persönliche Ansicht eines Gelehrten ist, unterscheide. Dass freies *á* zu *é* wird, ist doch sicherer als dass dem *-ki* in *feki* ein *i* entspricht. Die Sonderung ist zwar schwer; das Vorbringen und wenn auch noch so kurze Besprechen verschiedener Ansichten nimmt viel Raum ein und kann verwirren; durch verständiges Maßhalten und Klarheit der Darstellung ließe sich aber doch das erstrebte Ziel erreichen, ein Bild der theils sicheren, theils noch strittigen Resultate der bisherigen Untersuchungen zu geben.

Wien. A. Mussafia.

Kölbing Eugen, Byrons Siege of Corinth. Mit Einleitung und Anmerkungen. Berlin, E. Felber 1893, 8°, LX u. 155 SS. Pr. 3 Mk.

Diese Ausgabe des Byron'schen Gedichtes „*The Siege of Corinth*" bezeichnet einen Merkstein in der Geschichte der englischen Philologie, weil Kölbing darin den ersten Versuch macht, die streng wissenschaftliche Methode, die er in seinen Ausgaben mittelenglischer Denkmäler mit so großem Erfolge angewendet hat, auf eine Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts zu übertragen. Der Verf. schickt seinem mit vollständigem kritischen Apparat versehenen Texte folgende einleitende Abschnitte voraus: I. Das Erscheinen des Gedichtes und seine Beurtheilung durch die Zeitgenossen (S. VII—XIX), II. Bibliographische Notizen zu den Ausgaben der Siege of Corinth (S. XIX—XXVI), III. Zur Entstehungsgeschichte des Gedichtes (S. XXVI—XL), IV. Sprachliche und metrische Form des Gedichtes (S. XL—LIV), V. Die bisherigen deutschen Separatausgaben der Siege of Corinth und der vorliegende Text (LIV—LX). In dem ersten Abschnitte erfahren wir, dass unser Gedicht kurze Zeit vor der Trennung Byrons von seiner Frau, die noch die Reinschrift desselben besorgte, entstand, dass es Anfang Februar 1816 zusammen mit *Parisina* im Verlage von Murray, jedoch ohne den Prolog, erschien und dass es von der zeitgenössischen Kritik, von der uns einige Proben mitgetheilt werden, theils günstig, theils ungünstig beurtheilt wurde. Der zweite Abschnitt enthält die Recensio oder Textgeschichte, die der Verf. mit Recht auch bei einem modernen Autor für unumgänglich

nothwendig hält. Im dritten Abschnitt führt der Verf. unter anderem aus, dass Byron zur Einführung der beiden Figuren Alp und Francesca, von denen die geschichtliche Überlieferung nicht das mindeste weiß, durch die Gestalten Julian und Florinda in Southeys Gedicht „*The Last of the Goths*", das Anfang 1815 erschienen war, veranlasst wurde. Im vierten Abschnitte nimmt der Verf. unsere Dichtung in Schutz gegen Andrew Lang, der sie in einem Artikel der „*Illustrated London News*" vom 21. November 1891 „*one of Byron's worst poems*" genannt hat, gesteht aber doch zu, „dass die S. of C. in der That hie und da den Eindruck überhasteter Arbeit mache und eine letzte Feilung wohl vertragen hätte". In Bezug auf die metrische Form des Gedichtes verweist der Verf. auf Schippers „Neuenglische Metrik" und begnügt sich damit, die in dem Gedichte vorkommenden Alliterationen nach dem bekannten Schema zusammenzustellen, wobei er auch auf Grund der vorhandenen Hilfsmittel zu entscheiden sucht, „ob und in wie weit die von Byron verwendeten stabreimenden Bindungen als altes Sprachgut oder als Neubildungen anzusehen sind". Zu dem V. 613 *By wild words of a timid maid* (L) fehlt der Hinweis auf Sir Perceval 1497 *By the wordis so wylde* (s. J. Ellinger, Über die sprachlichen und metrischen Eigenthümlichkeiten in The Romance of Sir Perceval of Galles. Progr. der Staatsoberrealschule in Troppau 1889, S. 35), ferner vermisst der Ref. in der Gruppe „Substantiv und Adjectiv in attributiver oder prädicativer Verbindung" (XLIX f.) den Vers 22 des Prologes *Yet through the wide world might ye search*, womit Sir Perceval 630 *That alle this wyde werlde wanne* (a. a. O., S. 34) zu vergleichen ist. Im dem fünften Abschnitte werden die Schulausgaben der Siege of Corinth von Bandow (Bielefeld und Leipzig 1886) und Schuler (Halle 1886) besprochen, worauf uns der Verf. die Grundsätze, die ihn bei der Herstellung des Textes und bei der Abfassung der Anmerkungen geleitet haben, entwickelt. Was den Text Kölbings anlangt, so legt er demselben den Text der Editio princeps als den einzigen, der unter Byrons Augen entstanden ist, zugrunde und notiert in Fußnoten gewissenhaft alle Änderungen der folgenden Ausgaben. Emendationen wagt der Verf. nicht in den Text einzufügen und behält sogar V. 33 die Schreibung *pasha* bei, wiewohl die Lesart *pacha* von WG[5] (The Works of Lord Byron, Paris, Galignani 1826) und W[9] (The Works of L. B. by Thomas Moore. London, Murray 1832) berechtigt ist, da Byron selbst V. 662 *pachas* schreibt. Die überaus zahlreichen Anmerkungen, die sich an den Text anschließen (S. 51—155) dienen in erster Linie der Erklärung schwieriger und mehrdeutiger Stellen (S. LVII), deren sich ja in unserem Gedichte, wie in den Dichtungen Byrons überhaupt, so viele finden lassen. Der Verf. hat es, um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, nicht verschmäht, Übersetzungen der Siege of Corinth in fremde Sprachen, soweit ihm dieselben zur Verfügung standen, d. h. eilf deutsche,

eine französische und eine italienische, öfter zurathe zu ziehen. In der Stelle V. 860 ff.

Still Minotti dares dispute
The latest portion of the land
Left beneath his high command;
With him, aiding heart and hand,
The remnant of his gallant band.

könnte vielleicht *heart and hand* nach Mätzner II, 231 als absoluter Accusativ = „mit Herz und Hand" und *aiding* als Adjectiv = „behilflich" aufgefasst werden, wozu auch die von Kölbing citierte Übersetzung Neidhardts „stand treu zu ihm mit Herz und Hand" passen würde. Natürlich ist in der Anmerkung des Verf.s zu dieser Stelle S. 145 „Alps Beherztheit" in „Minottis Beherztheit" zu bessern. Um „einen Beitrag zur Kenntnis der dichterischen Individualität Byrons zu bieten, führt der Verf. in diesen Anmerkungen zahlreiche Parallelstellen aus Byrons übrigen Dichtungen, sowie aus seinen Briefen an und weist auch auf die Entlehnungen des Dichters aus den Dichtungen W. Scotts, Southeys usw. hin. Für die Parallelstellen sind besonders die vor der Siege of Corinth veröffentlichten Gedichte Byrons, *Childe Harold's Pilgrimage* (zwei Cantos), *The Giaour*, *The Corsair* und *Lara*, von den später erschienenen vorzugsweise die zwei übrigen Cantos von *Childe Harold*, ferner *The Bride of Abydos*, *Don Juan* und die Dramen herangezogen worden. Aus dem Gedichte „*The Prisoner of Chillon*", woraus nur selten eine Parallelstelle angegeben wird, könnten noch mehr Anklänge an unser Gedicht hervorgehoben werden: so ist V. 440 f. *There is something of pride in the perilous hour, Whate'er be the shape in which death may lower* mit Pris. VIII 13 ff. *it is a fearful thing To see the human soul take wing In any shape*, V. 479 *But it was unrippled as glass may be* mit Pris. VI, 11 *We heard it ripple night and day*, V. 501 *The rose was yet upon her cheek, But mellow'd with a tenderer streak* mit Pris. VIII, 27 f. *With all the while a cheek whose bloom Was as a mockery of the tomb*, V. 516 *It was so wan, and transparent of hue* mit Pris. VIII 31 *An eye of most transparent light*, und V. 567 *And her motionless lips lay still as death* mit Pris. VIII, 58 *I took that hand which lay so still* zu vergleichen.

Der Druck des Textes ist tadellos; in der Einleitung und in den Anmerkungen sind folgende Druckfehler stehen geblieben: S. LI, Z. 7 v. u. *they wall*, S. 54, Z. 9 v. o. *we lives*, S. 65, Z. 6 v. o. *thee Free*, S. 71, Z. 15 v. u. *then (them)*, Z. 8 v. u. *you (yon)*, S. 82, Z. 7 v. u. *So turn (To)*, S. 84, Z. 3 v. o. *silk-courtain'd*, S. 100, Z. 1 v. o. *hin (him)*, S. 109, Z. 1 v. u. *rain (ran)*, S. 126, Z. 3 v. o. *monbeams*, S. 128, Z. 18 v. o. *Lte (Let)*, S. 139, Z. 13 v. u. *through (though) quite the same non (none)*, S. 153, Z. 6 v. o. *liste (listen)*.

Dieses treffliche Buch enthält einen solchen Schatz des gediegensten Wissens, dass es in Hinkunft kein Student, der Byron studiert, sowie kein Lehrer, der ein Gedicht Byrons mit seinen Schülern liest, wird entbehren können. Wir würden nur wünschen, dass uns der gelehrte Verf. auch mit Ausgaben anderer in der Schule gelesener Dichtungen Byrons beschenken möchte.

Troppau. Dr. Joh. Ellinger.

Urkunde einer römischen Gärtnergenossenschaft vom Jahre 1030. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Ludo Moriz Hartmann. Freiburg i. B. 1892. 4°, 19 SS.

Eine an sich interessante Urkunde aus einem bisher fast unzugänglich gebliebenen Archiv, jenem der Kirche von S. Maria in Via lata, einer der ältesten Kirchen in Rom. Acht Gärtner in Rom wählen sich einen Obmann ihrer Vereinigung (schola) und treffen Bestimmungen über die Schlichtung von Streitigkeiten und die von ihnen zu entrichtenden Leistungen. Einen Auszug der Urkunde aus einer mangelhaften Abschrift hat bereits Gregorovius gegeben.

Die Urkunde repräsentiert einen einzelnen Fall. H. zieht daraus weitgehende Folgerungen. Er erachtet es (S. 17) als „erwiesen, dass es zu Anfang des 11. Jahrhunderts in Rom eine ausgebildete Zunftorganisation gegeben hat. Es geht nicht an zu glauben, dass die Gärtner allein nach einem Statute organisiert waren; von den übrigen Gewerben muss in ausgedehntem Maße dasselbe gelten“.... „Wenn wir also absehen von den besonderen Momenten, die bei der Gärtnerzunft mitwirken, so deckt sich diese mittelalterliche mit der alten Zunftorganisation“ (S. 18), eine Annahme, die auf derselben Seite in dem Satze: „da nun die römischen und ravennatischen Genossenschaften des Mittelalters auf die altrömischen zurückzugehen scheinen“ allerdings sich wieder abschwächt.

Ist es bedenklich, einen einzelnen und vereinzelten Fall zu verallgemeinern, so gelangt H. zu seinem „sicheren Resultate“ (S. 19) durch Interpretationen, welche aus der Urkunde mehr und selbst anderes herauslesen, als in derselben steht, und durch Schlussfolgerungen, welche sich auf diese Interpretationen stützen. Der Nachweis ist bereits von Bremer in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen (1892, S. 723 f.) geführt worden. Es sei nur erwähnt, dass H. aus dem Ausdruck „lex“ an einer Stelle (mendet quantum legem ortulanis commendat), der ja anderweitig (quantum ipsis *iuste* cognoverit) seine volle Erklärung findet, ein „Zunftstatut“ herausdeutet. Dazu kommt, dass, worauf ebenfalls schon ein anderer Recensent (Kehr in Sybels Histor. Zeitschrift 71, 159 f.) hinge-

wiesen hat, auch bekanntes römisches Material, speciell das Registrum Sublacense, nicht herangezogen wurde.

Die Einleitung gibt, vielfach den Spuren von Liebmann und Gregorovius folgend, wenn auch mit reichlichem Quellenapparate, einen gut geschriebenen Abriss des Handwerks und seiner Organisation seit der römischen Kaiserzeit.

Über die Verlässlichkeit der Edition steht mir kein Urtheil zu. Sie könnte nur am Original nachgeprüft werden. Aber immerhin erregt die Behandlung des auf der Außenseite geschriebenen Textes, der allerdings „verwischt und schwer lesbar ist", manche Bedenken. Abgesehen etwa davon, dass die Kürzung qual einmal nicht aufgelöst, das zweitemal in qualis aufgelöst wird, wage ich trotz aller Verderbung der Latinität nicht daran zu zweifeln, dass in der Stelle (S. 15, Z. 14) „ut nullum ortum damnatum *fuit*" ein Lesefehler vorliegt und dass es wie an der gleichlautenden Stelle des Innentextes (S. 14, Z. 1) heißt „dampnatum *fiat*". Ebenso würde der Innentext das zu „d. e." (S. 15, Z. 17) in der Note gesetzte Fragezeichen und das dem „opera na" (Z. 18) geweihte „sic" entbehrlich gemacht haben; aus demselben ergibt sich mit voller Deutlichkeit, dass „d. e." die Reste des Wortes „mendet" sind und dass „opera [u]na" zu ergänzen ist.

Die kleine Schrift ist G. B. de Rossi zu seinem 1892 gefeierten Jubiläumstage zugeeignet.

W i e n. E. Mühlbacher.

Rechenbuch und geometrische Anschauungslehre zunächst für die drei unteren Gymnasialclassen. Von Prof. Dr. B. F é a u x, Oberlehrer am Gymnasium zu Arnsberg. 9. verb. Aufl. besorgt durch Fr. B u s c h, Oberlehrer am Gymnasium zu Arnsberg. Paderborn, Ferd. Schöningh 1892. 8°, 214 SS.

Das Rechenbuch von Féaux, welches bei Gelegenheit früherer Auflagen in dieser Zeitschrift bereits wiederholt besprochen wurde[1]), beginnt nun nach 25 Jahren zum neuntenmale seinen Rundgang durch die Schule — ein Beweis für die große Beliebtheit, deren sich dieses Rechenbuch erfreut. Achtmal wurde die bessernde Hand an das Werkchen gelegt (in den beiden letzten Auflagen von Oberlehrer Fr. Busch), und mit Befriedigung können wir constatieren, dass die meisten der in unserer Zeitschrift gemachten Verbesserungsvorschläge berücksichtigt wurden.

Anerkanntermaßen bildet die Lehre von den Brüchen den schwierigsten Theil des arithmetischen Unterrichtes. Wir empfehlen den Fachgenossen die methodische Behandlung dieses Abschnittes (§. 18—32) zur Einsichtsnahme. Es verdient hervorgehoben zu

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift Jahrg. 1869, S. 131, Jahrg. 1881, S. 878, Jahrg. 1889, S. 58.

werden, dass von Abkürzungen der Rechnung durch Zerlegen des Multiplicators, bez. des Divisors überall, wo es zweckmäßig ist, Anwendung gemacht, und dass auch auf das Rechnen im Kopfe die gebürende Rücksicht genommen wird. In dem Abschnitte „Die vier Species an unbenannten Zahlen" wird für jede Grundoperation (auch für Combinationen der Grundoperationen) an einem durchgeführten Beispiele genau angegeben, wie der Schüler bei Ausführung der Rechnung zu sprechen hat; es fördert den Unterricht sehr, wenn die Schüler angehalten werden, bei ihren Rechnungen in der Schule laut und in der ihnen vorgeschriebenen Weise zu sprechen.

Wünschenswert wäre es, wenn die Methode der Kettendivision beim Aufsuchen des größten gemeinschaftlichen Maßes (§. 17), für welche ohnehin keine Erklärung versucht wurde, durch die Methode der Zerlegung in Factoren ersetzt würde.

Es mag im Lehrplane liegen, dass die Lehre von den Brüchen für Sexta, jene der Decimalbrüche erst für Quinta bestimmt ist; uns würde der entgegengesetzte Vorgang besser entsprechen. Die Unterabtheilungen aller Maßeinheiten (die Zeitmaße ausgenommen) erfolgen nach dem Decimalsystem und deshalb ist die praktische Anwendung der Bruchform eine sehr eingeschränkte geworden; andererseits lässt sich das Rechnen mit Decimalbrüchen an der Hand des Positionssystems, also ganz ohne Anwendung der allgemeinen Bruchform, ohne Schwierigkeit entwickeln. In gleicher Weise scheint die geometrische Anschauungslehre den Bedürfnissen der Lehranstalten, an welchen das Werkchen in Verwendung steht, entsprechend behandelt zu sein; unseren Anforderungen an einen guten Unterricht in der geometrischen Anschauungslehre genügt die Vorlage nicht.

Was die Veränderungen der neuesten Auflage anbelangt, so wurde in den Aufgaben nunmehr nur das neue Maß- und Gewichtssystem verwendet; die Lehre von den Zahlensystemen, welche übrigens auch in den ältesten Auflagen des Buches fehlt, wurde in dieser Auflage wieder weggelassen; die Aufgaben der Procentrechnung und der Zinsenrechnung wurden passend getrennt. Wenn noch die vielen kleinen Änderungen, welche in fast jedem Abschnitte vorgenommen wurden, hinzugerechnet werden, so kann diese Auflage mit Recht eine verbesserte genannt werden. Auf S. 120 soll es heißen $5{,}67\overline{3}875 \times 0{,}3 = 1{,}702$ statt $5{,}67\overline{3}875 = 1{,}702$.

Leitfaden der analytischen Geometrie in der Ebene. Zum Gebrauche für höhere Lehranstalten von Prof. Dr. Max Simon, Oberlehrer am Lyceum zu Straßburg i. E. Mit 38 in den Text gedruckten Figuren. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892. 8°, 71 SS.

Die vorliegende Schrift ist durch die Reform des höheren Unterrichtes, welche von Ostern 1892 ab die analytische Geometrie als obligaten Unterrichtsgegenstand in die Prima der Gymnasien Preußens eingeführt hat, veranlasst; dieselbe behandelt in einer

Einleitung und fünf Capiteln (I. Die gerade Linie, II. Der Kreis, III. Die Parabel, IV. Die Ellipse, V. Die Hyperbel) auf 71 Seiten einen reichhaltigen Unterrichtsstoff und zieht auch die Lehren von harmonischen Geradenbüscheln, von der Potenzlinie, von einer Kreisschar, von den harmonischen Eigenschaften am Kreise, von der Abbildung des Kreises durch die Ellipse, von den conjugierten Durchmessern, den Brennpunkts- und Polareigenschaften in den Kreis der Untersuchung. Die Darstellung sucht die analytische mit der synthetischen Behandlung zu verbinden". So wurden „die Gerade und der Kreis rein analytisch, die Parabel und die Ellipse vorzugsweise synthetisch behandelt, die Hyperbel wieder mehr analytisch"; es lässt sich nicht leugnen, dass es der Verf. verstanden hat, die beiden Behandlugsweisen der Geometrie in geschickter Weise zu verbinden.

Bei der großen Fülle des auf diesem kleinen Raume Gebotenen ist die Durchführung an vielen Stellen mehr eine bloß andeutende und führende als ausführende; das Buch ist kein Lehrbuch im eigentlichen Sinne, es ist wirklich nur ein Leitfaden, welcher den Unterricht begleiten soll und durch diesen selbst die zum Verständnisse nothwendigen Ergänzungen finden muss. Ref. ist der Ansicht, dass ein solcher „Leitfaden" im Unterrichte recht ersprießlich verwendet werden kann, dass aber der vorliegende Leitfaden an vielen Stellen eine größere Ausführlichkeit und Deutlichkeit recht wünschenswert erscheinen lässt.

Auch die Diction ist nicht überall genügend sorgfältig, z. B. S. 63: „Zieht man durch einen Punkt der Hyperbel Parallelen zu den Assymptoten, so haben alle so entstandenen Parallelogramme gleichen Inhalt". Die auf die Assymptoten als Coordinatenaxe bezogene Gleichung der Hyperbel $yx = c^2$ müsste wohl anders in Worte gekleidet werden, da man doch nur ein einziges Parallelogramm erhält, wenn man durch einen Punkt der Hyperbel Parallelen zu den Assymptoten zieht. Auch wäre es sehr passend, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass diese Gleichung der Ausdruck für die verkehrte Proportionalität zweier Größen ist.

Sachlich ist dem Ref. der Satz S. 18, Z. 3 v. u. aufgefallen: „wir setzen fest, dass der Abstand" eines Punktes von einer Geraden „stets als absolute Länge genommen wird". Durch diese — übrigens sehr anfechtbare — Supposition werden die Gleichungen gleichartiger geometrischer Gebilde, z. B. der Dreieckssymmetralen, der Dreieckshöhen ... ungleichartig; haben zwei Gleichungen die Form $\alpha + \beta$, so hat die dritte die Form $\alpha - \beta$. Es ist ein großer Gewinn, wenn die gleichartigen Gebilde auch durch gleichartige Gleichungen verdolmetscht werden und wenn aus jeder Gleichung durch cyklische Vertauschung auch die übrigen Gleichungen gewonnen werden können. Ebenso ist es bei jenen Gleichungen der analytischen Geometrie, die bestimmt sind durch das Gedächtnis festgehalten zu werden, sehr wichtig, jene Form zu wählen, welche

am leichtesten gemerkt werden kann. So ist z. B. S. 16 die Bedingung dafür, dass drei Punkte in einer Geraden liegen, wie folgt ausgedrückt: $(x_2 y_3 - x_3 y_2) - (x_1 y_3 - x_3 y_1) + (x_1 y_2 - x_2 y_1) = 0$. Wir würden eine Form ohne Zeichenwechsel, etwa $(x_1 y_2 - x_2 y_1) + (x_2 y_3 - x_3 y_2) + (x_3 y_1 - x_1 y_3) = 0$, welche noch andere augenfällige Vorzüge besitzt, vorziehen. Der Verf. bemerkt zu obiger Gleichung: „Bezeichnet man die linke Seite mit D, so stellt $\pm D$ den Inhalt des aus drei beliebigen Punkten gebildeten Dreieckes dar." Dieser Schluss ist nicht klar; gewöhnlich wird aus der Gleichung für die Dreieckfläche die obige Bedingungsgleichung entwickelt.

Ref. hofft, dass der vorliegende Leitfaden in einer neuen Auflage die angedeuteten Verbesserungen erfahren wird, welche seine Verwendbarkeit im Unterrichte gewiss erhöhen werden.

Die Grundzüge des geometrischen Calculs. Von G. Peano, Professor an der Univers. zu Turin. Autorisierte deutsche Ausgabe von Adolf Schepp zu Wiesbaden. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, 38 SS.

Die geometrische Darstellung der complexen Zahlen und der arithmetischen Operationen mit complexen Zahlen hatte eine neue allgemeinere Auffassung des Begriffes Summe zweier Strecken zur Folge; dieselbe Art der Zusammensetzung oder geometrische Addition von Strecken ist auch von Möbius, unabhängig von der Betrachtung der imaginären Größen angewendet worden. So wird Möbius als der Begründer des geometrischen Calculs, „welcher die geometrischen Fragen durch die unmittelbare Anwendung des analytischen Calculs auf die geometrischen Dinge behandelt", angesehen, obwohl Bellavitis (Aequipollenzenrechnung) wahrscheinlich schon vor Möbius, jedenfalls aber unabhängig von ihm eine ganz ähnliche Methode zur Behandlung geometrischer Fragen begründete. Dasselbe Ziel verfolgen auch Arbeiten anderer Autoren, von welchen an dieser Stelle nur Grassmann (Ausdehnungslehre), Hamilton (Quaternionenlehre) genannt werden mögen; leider weichen dieselben in den Ausgangspunkten, in den Methoden ihrer Untersuchungen, insbesondere aber in ihrer Terminologie so sehr von einander ab, dass es oft schwer ist, das Verhältnis dieser Untersuchungen zu einander, „den Ort", welchen die minder allgemeine dieser Untersuchungen in der allgemeineren hat, zu erkennen. Hervorzuheben ist jedoch, dass der geometrische Calcul mit den geometrischen Dingen nach Methoden operiert, welche den Gesetzen der Arithmetik nicht entsprechen, und dass er sich seine besonderen Operationsgesetze (Algorithmen) selbst schaffen muss. Es möge noch erwähnt werden, dass der geometrische Calcul auch Gegner gefunden hat, z. B. Hermann Scheffler (die polydimensionalen Größen), dass er aber andererseits besonders in der Mechanik (Kirchhoff) bereits mannigfach Verwendung gefunden hat.

Der Verf. der Vorlage beschränkt sich darauf, die fundamentalen Begriffe des geometrischen Calculs zu entwickeln; er setzt nur elementare Kenntnisse in der Geometrie voraus, nichtsdestoweniger aber dehnt er seine Untersuchungen auch in das Gebiet der Differentialrechnung aus. Die Darstellungsweise ist streng dogmatisch und ungemein knapp; es sind jedoch jedem Fortschritte in der begrifflichen Entwicklung sofort vollkommen durchgeführte Beispiele angefügt, welche geeignet sind etwaige Unklarheiten in der Auffassung zu beseitigen und das Anwendungsgebiet der Begriffe erkennen zu lassen. Diese zahlreichen Beispiele sind zunächst größtentheils der analytischen Geometrie der Ebene und des Raumes entnommen, sie beziehen sich jedoch auch auf Fragen der höheren Analysis und der Mechanik. Auf diese Art erreicht der Verf. seinen Zweck den Leser zum Studium der Originalwerke über den geometrischen Calcul anzuregen und vorzubereiten.

Der Übersetzer dieser Einleitung in das Studium des geometrischen Calculs hat sich dadurch, dass er diese nützliche Arbeit in so sachkundiger Weise einem größeren deutschen Leserkreise zugänglich machte, ein unbestreitbares Verdienst erworben.

Baden. Hans Wittek.

J. Gajdeczka, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie für Untergymnasien. 2. Aufl. Verlag von F. Tempsky 1892. Preis geh. 80 kr., geb. 1 fl.

Das vorliegende Lehrbuch enthält nunmehr den gesammten auf der Unterstufe zu bewältigenden Lehrstoff der Geometrie. Es unterscheidet sich hiedurch von dem Močnik'schen Buche, in dem der Stoff in zwei getrennten Büchlein zusammengetragen ist. Es soll dies zu Gunsten Gajdeczkas hervorgehoben werden. Denn es treten in der III. und IV. Classe oft genug Fälle ein, wo eine kurze Repetition des früheren Lehrstoffes nöthig ist. Dabei ist es dem Ref. vorgekommen, dass nicht bloß die geometrischen Vorstellungen nicht mehr im geistigen Besitze des Schülers, sondern auch das Büchlein nicht mehr im physischen Besitze desselben war. Gajdeczkas Büchlein ist ebenso kurz als gewissenhaft gearbeitet und enthält eine große Zahl thatsächlich anregender aus dem Leben gegriffener Beispiele. Es ist nach der Min.-Instruction vom Jahre 1884 gearbeitet, lässt sich aber ganz wohl an die neueren Verordnungen vom 24. Mai 1892 anschließen. Die Tendenz der Vereinfachung und lebensvollen Darstellung ist klar hervorgehoben.

Auf ein Detail sei hier noch aufmerksam gemacht, welches bei Gajdeczka gut durchgeführt, bei Močnik aber verunglückt ist. Bei der Bestimmung der Mantelfläche des schiefen Prisma behandelt Močnik das letztere ebenso durch Aufrollen des Mantels wie das gerade und schreibt ohne Beweis einen falschen Satz auf,

in welchem die Seitenkante des schiefen Prisma mit der Höhe verwechselt ist [II. Abtheilung 1889, S. 69 unten].

Ohne die sonstigen Verdienste Močniks tangieren zu wollen, sei Gajdeczkas Büchlein allen Fachgenossen hiemit warm empfohlen.

Kremsier. J. Kessler.

Bilder aus der Geschichte der Physik. Für Freunde der Naturwissenschaften und für Studierende an höheren Schulen. Von Dr. Eugen Netoliczka, kais. Rath, Prof. der Physik i. R. in Graz. Nach des Verf.s Tode fortgesetzt und durchgesehen von Dr. A. Wachlowski, k. k. Gymnasialprofessor. Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1891.

Den Verf. dieses Referates beschleicht Wehmuth bei dem Gedanken, dass die beiden trefflichen Männer, welche an dem vorliegenden Buche arbeiteten, Schulmänner im besten Sinne des Wortes, die stets den Fortschritt in der Wissenschaft genauestens verfolgten und denselben dem Zwecke des Unterrichtes dienstbar machten, schon dahingegangen sind und nimmer für die Schule wirken können, an der sie mit allen Fasern ihres Herzens hiengen.

Prof. Netoliczka hatte das vorliegende Buch bis auf Galvani und Volta fertig, als ihn an der weiteren Arbeit der Tod hinderte. Als einen sehr geeigneten Fortsetzer der verdienstvollen Arbeit fand der Verleger den im Jahre 1892 verstorbenen Professor des Staatsgymnasiums in Czernowitz Dr. Adalbert Wachlowski, welcher ausgehend von der Ansicht, „dass der physikalische Unterricht erst dann seine volle Wirkung ausüben kann, wenn das historische Moment darin hinreichende Berücksichtigung findet", der Arbeit volle Aufmerksamkeit schenkte und dieselbe zu einem gedeihlichen Abschlusse brachte. Es muss vollkommen dem Vervollständiger des vorliegenden Buches beigepflichtet werden, wenn er dafür eintritt, dass dem Schüler nicht die fertige Wahrheit, losgelöst von aller Entwicklung, wie ein Wunder vorgeführt werde, und hervorhebt, dass ein auf historischer Grundlage durchgeführter Unterricht ungleich mehr Interesse dem Schüler darbietet, als ein derselben entbehrender, und aus diesem Grunde ein besseres Resultat im Gefolge hat.

An einem Büchlein, welches in kurzen Umrissen dem Schüler das Wesentlichste aus der Geschichte der Physik bietet, hat es bislang in unserer Literatur gefehlt, wenn auch andererseits nicht verschwiegen werden darf, dass gerade auf dem Gebiete der geschichtlichen Behandlung der Physik die deutsche Literatur die meisten und epochemachendsten Werke aufzuweisen hat.

Die Gliederung des großen zu bewältigenden Materiales ist eine gelungene und durchwegs klar überlegte; die Darstellung ist eine schwungvolle und sehr ansprechende, die Ausführung des Einzelnen geht so weit, als sie zum Verständnisse einer Entdeckung

und des Entwicklungsganges der bezüglichen Forschungen erforderlich ist.

In I wird ein allgemeines Bild des Zustandes der Physik im Alterthume gegeben; in II behandeln die Autoren die Mechanik der alten Griechen, also vorzüglich die Arbeiten von Aristoteles, Archimedes und Heron auf diesem Gebiete; in III werden die Arbeiten auf dem Felde der geometrischen Optik, welche die Alten aufzuweisen hatten, dem Leser vorgeführt; die nun folgenden Abschnitte handeln von den Arbeiten der Alten in der Akustik, der Lehre vom Magnetismus und der Elektricität, in der kosmischen Physik und der Chemie, deren Geschichte bis zu Geber skizziert wird. Nun wird ein allgemeines Bild der Physik im Mittelalter entworfen und im Speciellen auf die Fortschritte der Optik im 13. Jahrhundert, auf die Erfindung des Compasses (allgemein auf die Arbeiten im Gebiete des Erdmagnetismus), auf die Erweiterung der Kenntnisse des Magnetismus und der Elektricität durch Gilbert, auf das Wiederaufleben der Mechanik am Ende des Mittelalters (besondere Würdigung der Verdienste Simon Stevins) und auf die chemischen Forschungen des Mittelalters eingegangen. In der letzteren Beziehung gedenken die Verff. des Chemikers Geber, der Alchemie im christlichen Abendlande und des Zeitalters der medicinischen Chemie. Besondere Würdigung erfahren die Optiker des 14. bis Ende des 16. Jahrhunderts, die Arbeiten von Copernicus und Tycho Brahe, deren Weltsysteme mit besonderer Klarheit besprochen werden. Eine kurze Erörterung der wesentlichsten Arbeiten in der Physik im Zeitraume von 1600 bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts finden wir in dem Abschnitte, in dem ein allgemeines Bild des Zustandes der Physik in der Periode des Fortschrittes entworfen wird. Mit großer Klarheit und Hingebung zu dem Gegenstande ist das Wirken Galileis, Keplers, Newtons, Huygens' geschildert und die betreffenden Abschnitte müssen wohl als Muster geschichtlicher Darstellung bezeichnet werden. — Toricellis und Otto v. Guerickes Verdienste auf aerostatischem Gebiete werden im folgenden dargelegt. Die Entdeckungen auf dem Gebiete der Wärmelehre, die Erfindung des Thermometers, der Dampfmaschine finden wir in den weiteren Abschnitten in zweckentsprechender Weise skizziert. Die folgenden Darstellungen beziehen sich auf die neuere Geschichte der Elektricitätslehre (Du Fay, Franklin, Wilke, Aepinus, Galvani und Volta). Hier ist die Geschichte der Einführung der dynamischen Elektricitätsquellen in die Wissenschaft mit anerkennenswertem Geschicke durchgeführt und zur Darstellung gebracht. Die für die moderne Optik grundlegenden Arbeiten in der Lichtlehre von Fresnel und Young und der Lebensgang dieser beiden Forscher werden dem Leser im folgenden vorgeführt. Ein in musterhafter Weise abgefasster Abschnitt ist jener, der von Faraday und seinen Entdeckungen handelt und in dem die vorangehenden Ansichten, welche der Maxwell'schen

Theorie der Elektricität und des Lichtes die Wege ebneten, mit großer Klarheit dargelegt sind. Schwieriger zu bearbeiten und zwar in erster Linie wegen der Fülle von Arbeiten in diesem Gebiete war der Abschnitt, welcher von der Geschichte der „Elektricität in der Praxis" oder von dem Entwicklungsgange der Elektrotechnik handelt. Die letzten Abschnitte des vorliegenden Buches sind den Arbeiten in der Spectralanalyse (mit Einbeziehung der astrophysikalischen Arbeiten) und jenen in der Molekulartheorie der Wärme gewidmet. Dem Principe der Erhaltung der Energie wird entsprechend der Bedeutung desselben eine angemessene Erörterung zutheil.

Es wären freilich noch einige andere Gegenstände einer kurzen Besprechung wert gewesen, so z. B. die Arbeiten Pulujs über Kathodenstrahlen, Hittorfs Arbeiten über Elektrolyse, die Forschungen in dem Gebiete der Luftelektricität, die detailliertere Behandlung der Hertz'schen Arbeiten, eine gründlichere Würdigung der Arbeiten von Helmholtz in der Akustik einerseits, in der physiologischen Optik andererseits usw. Bedenkt man aber, dass das Buch in erster Linie ein Abriss der Geschichte der Physik und zwar für den Unterrichtsgebrauch und für Schüler bestimmt sein soll, so wird man das Maßhalten nicht nur begreiflich finden, sondern anerkennend hervorheben müssen.

Das Buch möge Lehrern und Schülern auf das Angelegentlichste empfohlen werden; zur Belebung des Unterrichtes in der Physik möge dasselbe stets herangezogen werden und dem Schüler in seinen Mußestunden ein instructives und anregendes Lesebuch sein! Das vorliegende Buch sollte in keiner Schülerbibliothek fehlen.

Grundlagen der Chemie. Von D. Mendelejeff, Prof. an der Universität in St. Petersburg. Aus dem Russischen übersetzt von L. Jawein, Docent am technologischen Institute in St. Petersburg und A. Thillot, Assistent am chemischen Laboratorium des technologischen Institutes in St. Petersburg. St. Petersburg, Verlag von Carl Ricker 1891. 8°, 1126 SS.

Nun liegt das großartige Werk, dessen erste Lieferung wir schon besprochen haben, in deutscher Übersetzung vollständig vor und wir sehen uns veranlasst, auch bezüglich der weiteren Lieferungen des Mendelejeff'schen Werkes an demselben Urtheile festzuhalten, welches wir nach dem Erscheinen der ersten Lieferung abgegeben haben: Das Buch enthält die Lehren der Chemie in vollkommen klarer und präciser Darstellung in aller Ausführlichkeit, mit steter Berücksichtigung der einschlägigen physikalischen Vorgänge und Theorien und mit den weitgehendsten Ausblicken auf das Gebiet der chemischen Technologie. Dass den theoretischen Theilen der Chemie das größte Augenmerk geschenkt wurde, dafür bürgt der Name des Verf.s, der zu den bedeutendsten Förderern der theoretischen Chemie aller Zeiten gerechnet zu werden verdient. — Was die Eintheilung des gewaltigen zu behandelnden Stoffes belangt,

so sei erwähnt, dass dieselbe auf Grund der Ähnlichkeit der Elemente und des von Mendelejeff aufgestellten periodischen Gesetzes vollzogen wurde und dass infolge dessen trotz der Fülle des Gebotenen die Darstellung eine durchwegs einheitliche und übersichtliche genannt werden muss. Zu bedauern ist, dass die Anzahl der Fußnoten und die Ausdehnung derselben eine so bedeutende ist, wie wir sie bisher in keinem Werke angetroffen haben. Allerdings musste so vorgegangen werden, wenn man dem Buche nicht eine ungebürlich große Ausdehnung geben wollte.

Nach Darstellung der Eigenschaften des Wasserstoffgases wird in ausführlicher Weise auf die Versuche zur Verflüssigung desselben eingegangen und die Theorie des kritischen Zustandes eines Gases beleuchtet. Es kommt nun die Chemie des Sauerstoffes und dessen wesentlichster salzbildenden Verbindungen an die Reihe; dem folgen die Erörterungen über das Ozon und das Wasserstoffsuperoxyd, sowie eine Erläuterung des Dalton'schen Gesetzes der multiplen Proportionen, die Lehre vom Stickstoff und der Luft, der Verbindungen des ersteren mit Wasserstoff und Sauerstoff. Das bisher Vorgetragene setzt den Verf. in den Stand, die Lehre von den Molekeln und Atomen, die Gesetze von Gay-Lussac und Avogadro-Gerhardt in mustergiltiger Weise zu erörtern. In diesem Abschnitte wird insbesondere auf die Wichtigkeit der Dampfdichtenbestimmung in der theoretischen Chemie des Näheren eingegangen. Die Chemie des Kohlenstoffes und dessen Verbindungen folgen. Im Zusammenhange mit der Chemie des Chlornatriums wird die Theorie der Reactionen und des Verlaufes chemischer Umwandlungen von Berthollet in sehr ausführlicher Weise und mit Bezugnahme auf die neuesten theoretischen Forschungen über diesen Gegenstand vorgetragen und auf mehrere Beispiele angewendet. Dem folgen die Darstellungen der Halogene Chlor, Brom, Jod und Fluor; die Theorie der Metalepsie (Dumas und Laurent), d. i. die Ersetzung von Wasserstoff durch Chlor, die Chemie des Natriums und dessen Verbindungen, des Kaliums und Rubidiums, Cäiums und Lithiums und ein sehr gelungener Abriss über Spectralanalyse, soweit diese Wissenschaft in das Arbeitsfeld des Chemikers übergreift. Die theoretischen Erörterungen über Äquivalenz und specifische Wärme der Metalle sind wieder in voller Übersichtlichkeit gehalten. Daran schließen sich Erörterungen über Magnesium, Calcium, Baryum, Strontium und Beryllium. — Der nun folgende Abschnitt über die Ähnlichkeit der Elemente und das periodische Gesetz ist der bedeutungsvollste des ganzen Buches, dessen Entwicklungen in diesem Abschnitte ihren Culminationspunkt erreicht haben. Eine wertvolle Beigabe des Buches bilden die Tabellen, die sich auf die Anordnung der Elemente nach Gruppen und Reihen, auf die Atomgewichte der Elemente und die Anordnung derselben nach Perioden, auf die Periodicität der chemischen Elemente beziehen. Dem berühmten periodischen Gesetze ist ein breiter Raum gewidmet.

In den folgenden Abschnitten werden die Gruppen Zink, Kadmium, Quecksilber; Bor, Aluminium, Gallium, Indium, Thallium; Silicium, Germanium, Zinn, Blei, Titan, Zirkonium; Phosphor und die Elemente der fünften Gruppe; Schwefel, Selen und Tellur; Chrom, Molybdän, Wolfram, Uran und Mangan; Eisen, Kobalt und Nickel; die Platinmetalle; Kupfer, Silber und Gold vom rein chemischen Standpunkte, aber unter besonderer Rücksichtnahme auf die entsprechenden chemisch-technologischen Processe und auf die physikalischen Eigenschaften der beschriebenen Körper, sowie unter steter Bezugnahme auf die theoretischen chemischen Verhältnisse erörtert; letztere erhalten eine vielfache Erweiterung und Ergänzung. Von Wichtigkeit sind im Nachfolgenden die Erörterungen der Stas'schen Untersuchung, sowie die daran knüpfenden Darlegungen über die Prout'sche Hypothese. Das großartig angelegte Werk, welches in echt naturphilosophischem Sinne verfasst wurde, kann als eine wesentliche Bereicherung der chemischen Literatur bestens empfohlen werden. Die Ausstattung desselben ist eine glänzende.

Theorie der Beobachtungsfehler. Von Emanuel Czuber. Mit 7 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, 418 SS.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir das vorliegende Buch, entstammend der Feder eines österreichischen Gelehrten, der auf dem Gebiete der Wahrscheinlichkeitsanalyse und der Theorie der Fehlerbestimmung einen hochgeachteten Namen besitzt. Der Zweck dieses Buches ist, ein möglichst umfassendes und zusammenhängendes Bild der wissenschaftlichen Grundlagen der Fehlertheorie und deren Entwicklung zu geben, dabei aber vor allem den theoretischen Erläuterungen den Vorrang zu lassen und auf die praktischen Anwendungen zu verzichten. Nach den Intentionen des Autors soll das Buch „diejenigen in den Gegenstand einführen, welche ihm der metaphysischen oder der rein mathematischen Seite wegen ihre Aufmerksamkeit zuwenden und dem Bedürfnisse derjenigen entgegenkommen, welche mit praktischen Anwendungen der Fehlertheorie vielfach beschäftigt, sich mit ihren wissenschaftlichen Grundlagen eingehender bekannt machen wollen, als dies an der Hand eines praktische Zwecke verfolgenden Werkes möglich ist.“ Demnach wurde in allen vorgetragenen Partien der geschichtlichen Seite des Gegenstandes Rechnung getragen, was sowohl durch die Anordnung des Stoffes, als auch durch Quellenangaben erreicht wurde.

Der umfangreiche Stoff wurde in drei Theile gegliedert, von denen der erste der Theorie der linearen Beobachtungsfehler, der zweite der Methode der kleinsten Quadrate, der dritte der Theorie der Fehler in der Ebene und im Raume gewidmet ist. Im ersten Theile wird die Wahrscheinlichkeit eines Beobachtungsfehlers,

der zunächst als linearer vorausgesetzt wird, d. h. als ein solcher, dass er auf einer Geraden dargestellt werden kann, betrachtet, dann werden die allgemeinen Principien über die zweckmäßigste Wahl des Wertes der Unbekannten aufgestellt und die Principien von Gauss und Laplace dargelegt. Die Regel des arithmetischen Mittels wird im folgenden besprochen und an derselben die erforderliche Kritik geübt. Nun ist der Verf. in der Lage, das Fehlergesetz auf Grund des arithmetischen Mittels aufzustellen, und da demselben der Mangel innewohnt, dass auf die Natur und die Art der Entstehung der Fehler keine Rücksicht genommen wird, musste das Fehlergesetz auf Grund der Hypothese der Elementarfehler abgeleitet und weiter musste auf die bislang aufgestellten Hypothesen über die Entstehung der Beobachtungsfehler aus Elementarfehlern eingegangen werden. Um einige bemerkenswerte Eigenschaften des Fehlergesetzes zu enthüllen, werden die Fehlergesetze auf Grund verschiedener Annahmen besprochen, und es muss anerkannt werden, dass die darauf bezugnehmenden Entwicklungen nicht nur ein praktisches, sondern ein unbestreitbares historisches Interesse beanspruchen. In den folgenden Abschnitten wird die Beurtheilung der Genauigkeit einer Beobachtungsreihe auf Grund der wahren und scheinbaren Fehler erläutert, auf die Vergleichung des Fehlergesetzes mit der Erfahrung, auf die Ermittlung des kleinsten und größten Fehlers einer Beobachtungsreihe und die Ausscheidung widersprechender Beobachtungen eingegangen. — In dem Abschnitte, der von der Methode der kleinsten Quadrate handelt, werden die entsprechenden Arbeiten von Legendre, Adrain, Gauss, Laplace, Ivory, Bertrand und anderen einer eingehenden Würdigung unterzogen und einer Kritik unterworfen; auch wird in diesem Abschnitte der Mittel gedacht, durch welche eine Beurtheilung der Genauigkeit der Beobachtungen und der aus ihnen abgeleiteten Werte der Elemente ermöglicht wird, auf die Darstellung der Werte der Unbekannten, deren Gewichte und der mittleren Fehler mittels Determinanten, auf die Beurtheilung der Genauigkeit einer Function direct beobachteter oder aus Beobachtungen abgeleiteter Größen eingegangen.

In letzter Linie schenkt der Verf. der Theorie der Fehler in der Ebene und im Raume seine Aufmerksamkeit; es wird das Fehlergesetz in der Ebene und im Raume aufgestellt und angegeben, wie die Genauigkeit der Bestimmung eines Punktes in der Ebene und im Raume ermittelt werden kann. Es ist nicht möglich, auf die Einzelnheiten dieser bedeutenden Arbeit des Verf.s des vorliegenden Buches detaillierter einzugehen, da der Inhalt desselben sich durchwegs in den höheren Gebieten der Analysis bewegt. Jedenfalls wurde durch dieses Werk dies erreicht, dass dem Studierenden ein in sich vollkommen abgeschlossenes Bild der wissenschaftlichen Grundlagen der Theorie der Fehler gegeben und diese Theorie in ihren einzelnen Entwicklungsstadien dargestellt ist.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Die neue Schrift. Von Rudolf Ullrich, Präfect an der k. k. Theresianischen Akademie a. D. 1. Theil: Allgemeine Laut-Schrift (Phono-Stenographie). In fünf Stunden durch Selbstunterricht erlernbare Schul-Stenographie. Mit 4 autogr. Tafeln. 2. Aufl. Wien, im Selbstverlage des Verf.s, in Commission bei Rud. Lechner. kl. 8°, 14 SS. Preis 40 kr.

Die erste Auflage dieser Schrift wurde von mir in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1893, S. 355 f., angezeigt; sehr bald ist eine zweite Auflage nöthig geworden, die sich nur in einigen wenig wesentlichen Punkten von der ersten unterscheidet; ich finde vorläufig an meiner ersten Beurtheilung nichts zu ändern.

Die Steilschrift und deren Anwendung in der Kanzlei, der Schule und im öffentlichen Leben. Ein Leitfaden für Jedermann zum Selbststudium von Fr. Koch, Schreiblehrer in Kaiserslautern. Mit 3 lithogr. Tafeln. Kaiserslautern, Aug. Gottholds Verlag 1893. 1.—2. Tausend. Preis 1 Mk.

Der Verf. hat ganz recht, wenn er die Vorzüge der steilen Schrift hervorhebt, und es muss rühmend betont werden, dass er schon 1881, als er während seiner activen Militärdienstzeit beim kgl. II. Train-Bataillon in Würzburg Unterofficieren seiner Compagnie Schreibunterricht ertheilte, Versuche machte, eine steilere Schrift einzuführen. Ob es aber nöthig war, unsere Currentbuchstaben für die steile Stellung erst geeignet zu machen, indem der Schattenstrich der Rondschrift ähnlich gerade dort auftritt, wo wir jetzt Haarstrich zu schreiben pflegen, und wieder nach der Rondschrift besonders bei den großen Buchstaben (man sehe z. B. D, M, Z) manche bloß zierende Striche und Bogen hinzuzufügen, ist mir fraglich. Jedenfalls ist die Currentschrift, wie wir sie bei Schrägschrift verwenden, für die Steilschrift weniger geeignet. Ich würde aber daraus nicht die Consequenz ziehen, man solle sie der steilen Lage anpassen, sondern sie lieber ganz fallen lassen und nur steile Lateinschrift pflegen, ganz wie Bayer es vorschlägt. Die Currentschrift müsste nur für eine Übergangszeit noch mitgelernt werden, aber nur mehr, um das Lesen zu ermöglichen. Kochs neuer 'Ductus' wird, wie ich glaube, auch nicht imstande sein, die Currentschrift zu retten.

Wien. K. Tomanetz.

von Wahrheiten darstellt. Die darauf bezügliche Analyse, das
lösen derjenigen Sätze aus dem bereits vorhandenen geistigen
, welche zum wissenschaftlichen Fortschritte nöthig sind, ist es
h vorzugsweise, was die Mathematik entgegen dem ebenso ein-
als verbreiteten Vorurtheile, dass sie eine rein theoretische, exclusive
schaft sei, mit dem Denken in jeder Disciplin und im praktischen
in Verbindung setzt. Soll doch die Lösung jeder Aufgabe, die
des einfachen Handwerkers ebenso wie die des Künstlers, die
ung bei der einfachsten praktischen Bethätigung ebenso wie die
wissenschaftlichen Untersuchung durch die gleiche Phase der
ung, durch die Analyse, wie man am besten zum Ziele gelangt,
et und durch die Construction, die Ausführung nach dem gefassten
durch den Beweis, das ist die gereifte Überzeugung von der Güte
esten Planes und durch die Determination, d. i. die Überlegung,
Ausgeführte unter anderen Bedingungen erscheinen würde, der
ung zugeführt werden. Geschieht diese Vornahme in solch leben-
emeter Weise, dann werden auch die wissenschaftlichen Forschungs-
en dem Studierenden leicht erfassbar, was von besonderer Wichtig-
, zumal einer abstracten Darstellung derselben in der Logik wohl
Wert abgesprochen werden muss.

Eine derartige Förderung der Einsicht in das Wesen eines wissen-
chen Studiums und der Selbständigkeit, welche zugleich den ver-
evollen logischen Vorgang in sich birgt, sowie die dadurch ge-
ethische Seite möchte ich als die Seele des ganzen Studiums der
atik betrachten. Fehlt diese, dann sinkt ihr Studium zum bloßen,
praktischen Verwertung abgesehen wertlosen Drill herab.

Was den zweiten der oben angezeigten Punkte betrifft, so würde
für einen fundamentalen Fortschritt halten, wenn von der
ik. erst in der IV. Classe die Gleichungen vorzunehmen und diese

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die Wissenschaft im höheren Unterrichtswesen.

Der vorliegende Aufsatz[1]) wurde hervorgerufen theils durch die Broschüre von Prof. Loos,[2]) welche die Nothwendigkeit der psychologischen Concentration der Disciplinen im höheren Unterrichtswesen betonte, theils durch die fast allgemein und neuerlich in dieser Broschüre zutage tretenden Ansicht, dass die Mathematik eine ziemlich exclusive, zur psychologischen Concentration des Unterrichtes nur wenig beitragende Wissenschaft sei und die infolge dessen sich aufdrängende Frage, ob die Mathematik und Physik in der gewöhnlichen Art ihrer Darlegung alle in ihnen liegenden Seiten zur Ausbildung des Studierenden entfaltet.

Während früher, vor Decennien, die classischen Sprachen die unbedingten Beherrscher des höheren Unterrichtswesens waren, alle übrigen Disciplinen in dem jenen verliehenen Glanze verschwanden, haben sich seit geraumer Zeit die Mathematik und Naturwissenschaft zu einer Höhe emporgearbeitet, auf welcher neben ihrem rein realistischen Werte auch ihr tief ethisches und deshalb humanistisches Wesen sichtbar ward, letzteres schon aus dem Grunde, da sich doch als idealer Endzweck ihres Studiums die Erkenntnis der wunderbaren Einrichtungen der Natur darbietet, mögen die Bestrebungen und Ziele der Einzelnen bei Verwertung dieses Studiums noch soweit auseinandergehen. Die Ausbildung der realistischen Disciplinen, sowie der dadurch bedingte Fortschritt der Culturverhältnisse brachte es mit sich, dass ein großer Theil der Aufgaben der classischen Studien auf die realistischen Fächer übergieng. Die Aufgabe des höheren Mittelschulwesens besteht aber zweifellos in der Vermittlung einer ethisch wissenschaftlichen Bildung, welche die richtige Lebensanschauung in sich schließt. Mit der Lösung dieser Aufgabe, für welche die strengste

---

[1]) Eingesendet Ende Mai 1892.

[2]) „Der österr. Gymn.-Lehrplan im Lichte der Concentration.“ Wien, Hölder 1892.

Disciplin erforderlich ist, sind die Kräfte des höheren Unterrichtswesens allerdings vollständig erschöpft.[1]) Auf welche Weise gelangt nun neben der wissenschaftlichen noch die ethische, die richtige Lebensanschauung fördernde Seite der Disciplinen am besten zur Geltung? Die innige Beziehung der Einzeldisciplinen mit der gesammten Weltanschauung, ihr Zusammenhang und ihre Analogien untereinander und mit dem praktischen Leben, sowie der hierin liegende ethische Gehalt darf nicht einer forschenden Erkenntnis des Studierenden überlassen bleiben, sondern muss demselben mit und in den Fachgegenständen thatsächlich vorgeführt werden; denn eine solche forschende Erkenntnis tritt ja während der Studien fast nie ein. Wenn aber die späteren Jahre der intensiveren und reiferen Auffassung der verschiedenen Disciplinen eingetreten sind, ist das isolierte, weil mit dem thatsächlichen Geistes- und Gemüthsleben fast gar nicht im Zusammenhange stehende Wissen hinwieder zum großen Theile dem Gedächtnisse entrückt. Zudem fehlt dann meistens der gute Wille, die Geneigtheit zum gründlichen Nachdenken, sowie die gewissenhafte Anleitung, und so haben die vielen Studienjahre dem Studierenden für das Leben zum großen Theile nur kahle, unvermittelte Lehren mitgegeben.

Obschon in den Erscheinungen der Wirklichkeit, welche die Mathematik und Physik offenbart, eine weit reichere Fülle von Schönheit und Zauber, ja Majestät, als in der kühnsten Phantasie eines Dichters liegt (Goethe erkennt dies in begeisterten Worten an!), so haben diese Disciplinen erfahrungsgemäß nicht diejenigen Früchte getragen, welche in Rücksicht auf ihren inneren Gehalt hätten erhofft werden können. Fünf wesentliche Punkte sind es, in welchen meiner Ansicht nach der Grund hievon liegt. Es kann selbstverständlich nicht Aufgabe dieses Aufsatzes sein, diese fünf Punkte allseitig durch Beispiele erschöpfend klarzulegen; nur einige Hinweise sollen dieselben erhärten.

Betrachten wir die Stellung der Mathematik unter den übrigen Unterrichtsdisciplinen und ihr aus dieser fließendes Bildungsziel, so dürfte wohl als erster Punkt zugestanden werden, dass ihr Wesen und die Mühe ihres wissenschaftlichen Aufbaues in der Mittelschule weit mehr hervorgehoben werden sollten, als dies thatsächlich geschieht, und infolge der zumeist großen Schüleranzahl, des sehr oft mangelhaften Schülermaterials, das wegen mannigfacher Gründe zum Schaden des tauglichen Materials und ebenso des socialen Lebens fortgeschleppt wird, geschehen kann.

Das Wesen der Mathematik, des vorzüglichsten Beispieles einer exacten Wissenschaft, wird nur dann dem Schüler des Obergymnasiums für immer eingeprägt werden, wenn von den ausführlich erörterten Axiomen ausgegangen und hierauf zumindest ein Theil der Mathematik, etwa die vier Grundoperationen sammt den hieraus sich mit Nöthigung

[1]) Die häusliche Erziehung vermag sie auch mit Zuhilfenahme von eigens zu diesem Zwecke aufgestellten Organen weder zu ersetzen noch zwangsweise dauernd zu verbessern.

ergebenden negativen und gebrochenen Zahlen in streng wissenschaftlicher, sich nur auf das Vorhergehende stützender Weise aufgebaut wird. Die Erkenntnis des ganzen wissenschaftlichen Aufbaues wird aber dem Geiste des Schülers auch nur dann für die Dauer erhalten bleiben, wenn derselbe nicht zum Studium der einzelnen Lectionen, wie dies gewöhnlich geschieht, angehalten, sondern, wenn derselbe immer seine klare Übersicht über das Ganze zu zeigen genöthigt wird. Dies ist namentlich im Anfange des wissenschaftlichen Fortschrittes der Fall. Sowie aus einzelnen stereoskopischen Bildern nur äußerst schwer die vollständige Landschaft erkannt wird, so vermögen auch die Einzellectionen, wenn auch im Zusammenhange stehend und in solchem vorgeführt, nicht das klare Bild des ganzen wissenschaftlichen Gebäudes zu liefern. Zumeist wird die Mathematik im Obergymnasium gar nicht mit den Axiomen begonnen, die letzteren werden oft nur nebenbei genannt, auch die Lehrbücher selbst lassen in dieser Beziehung vieles zu wünschen übrig: woher soll nun der Studierende die Kenntnis des Wesens einer exacten Wissenschaft nehmen? Oft wird sogar, um ja nur das Quantum des vorgeschriebenen Lehrstoffes zu bewältigen, die Strenge der Ableitung der Sätze, von der überaus wichtigen Förderung der Einsicht in die streng logische Gliederung eines Beweises gar nicht zu reden, vernachlässigt, so dass nicht einmal diese zum klaren Bewusstsein der Studierenden gelangt. Und so kommt es, dass nur wenige von ihnen, wenn sie die Mittelschule verlassen, Bedeutung und Zweck[1]) des mathematischen Studiums erkannt und durch die Einsicht in seine Exactheit und seine Anwendung auf die Naturwissenschaften die wahre Naturerkenntnis erhalten haben. Hiedurch wird aber die Selbsterziehung, welche bei der wahren Erziehung die entscheidenste Rolle spielt, d. i. die eigene Einsicht in den sittlichen Wert des Gegenstandes, selbstverständlich zunichte gemacht.

Was aber die Erkenntnis der Mühe des Aufbaues der Wissenschaft betrifft, welche bei einem gewissen methodischen Vorgang dem Studierenden leicht zum Bewusstsein gebracht werden kann, so ist es damit im allgemeinen noch schlimmer bestellt. Welchen Nutzen aber bezüglich Schätzung des Wissens und der gesammten Lebensanschauung die Erkenntnis dieser Mühen für den Studierenden in sich birgt, bedarf wohl keiner Erörterung. Zu diesem Zwecke wäre nur zu wünschen, dass eine große Schüleranzahl u. dgl. nicht hindere, jeden Schüler in der Lehrstunde im selbständigen, wissenschaftlichen Fortschritte zu üben, und ihn die Analyse, die gesammte geistige Intuition, wie sie die späteren Phasen der Lösung einer Aufgabe (Construction, Beweis, Determination) erfordern, selbst fühlen zu lassen. Überaus nützlich, ja grundlegend für

[1]) Diese beiden sollten überhaupt bezüglich jeder Disciplin dem Studierenden gleich anfangs an zahlreichen Beispielen ersichtlich gemacht werden. Allgemeine Erklärungen, wie vom formalen Nutzen usw., bringen keine Überzeugung hervor und ohne eine solche fehlt dem Studium das wahrhaft treibende Element.

die wahre Erkenntnis eines jeden wissenschaftlichen Studiums, sowie das Interesse des Studierenden überaus fesselnd ist es, wenn eine Figur z. B. ein einfaches Dreieck hergenommen wird und die Schüler selbst durch passende Fragen angeleitet werden, darauf bezügliche Sätze durch eigene Kraft zu erforschen, wenn ihnen gezeigt wird, dass in einer so einfachen Figur so viele Sätze verkörpert erscheinen. Eine Zusammenstellung aller auf eine solche Figur bezüglichen Gesetze verschafft den Studierenden das Bewusstsein, dass alles, auch das Einfachste, für den menschlichen Geist eine Fundgrube von Wahrheiten sein kann, und dass eine Wissenschaft ein gar weites, vielleicht nie abzuschließendes Gebiet von Wahrheiten darstellt. Die darauf bezügliche Analyse, das Herauslösen derjenigen Sätze aus dem bereits vorhandenen geistigen Schatze, welche zum wissenschaftlichen Fortschritte nöthig sind, ist es aber auch vorzugsweise, was die Mathematik entgegen dem ebenso einfältigen als verbreiteten Vorurtheile, dass sie eine rein theoretische, exclusive Wissenschaft sei, mit dem Denken in jeder Disciplin und im praktischen Leben in Verbindung setzt. Soll doch die Lösung jeder Aufgabe, die Arbeit des einfachen Handwerkers ebenso wie die des Künstlers, die Überlegung bei der einfachsten praktischen Bethätigung ebenso wie die bei der wissenschaftlichen Untersuchung durch die gleiche Phase der Überlegung, durch die Analyse, wie man am besten zum Ziele gelangt, eingeleitet und durch die Construction, die Ausführung nach dem gefassten Plane, durch den Beweis, das ist die gereifte Überzeugung von der Güte des gefassten Planes und durch die Determination, d. i. die Überlegung, wie das Ausgeführte unter anderen Bedingungen erscheinen würde, der Vollendung zugeführt werden. Geschieht diese Vornahme in solch lebendiger, concreter Weise, dann werden auch die wissenschaftlichen Forschungsmethoden dem Studierenden leicht erfassbar, was von besonderer Wichtigkeit ist, zumal einer abstracten Darstellung derselben in der Logik wohl jeder Wert abgesprochen werden muss.

Eine derartige Förderung der Einsicht in das Wesen eines wissenschaftlichen Studiums und der Selbständigkeit, welche zugleich den verständnisvollen logischen Vorgang in sich birgt, sowie die dadurch geweckte ethische Seite möchte ich als die Seele des ganzen Studiums der Mathematik betrachten. Fehlt diese, dann sinkt ihr Studium zum bloßen, von der praktischen Verwertung abgesehen wertlosen Drill herab.

Was den zweiten der oben angezeigten Punkte betrifft, so würde ich es für einen fundamentalen Fortschritt halten, wenn von der Vorschrift, erst in der IV. Classe die Gleichungen vorzunehmen und diese zur Lösung aller Aufgaben zu benützen, abgegangen würde. Der Vorschlag zur Verlegung der Anfangsgründe der Gleichungslehre auf eine frühere Classe wurde zwar schon öfter laut, doch immer mit einer Begründung, gegen welche die Reife oder eigentlich Unreife des Schülers ins Feld geführt werden konnte.

Die Gleichungen sind die stumme Sprache der Arithmetik, sie sind den Urtheilen in der Logik zu vergleichen, durch deren Anwendung hier die Begriffe, dort die verschiedenen Größen und Ausdrücke construiert

werden. Geradeso wie in den übrigen Disciplinen die Fachkenntnisse durch Sätze, d. i. Urtheile vermittelt werden, so sollten auch in der Mathematik die Gleichungen schon anfänglich dazu dienen, die mathematischen Erkenntnisse zu vermitteln. Die Nichtbeachtung dieses Punktes, der gänzliche Mangel an Übung, die Gleichungen als Urtheile, sowie Urtheile, sogar des gewöhnlichen Lebens, als Gleichungen zu betrachten, bildet ebenfalls den gewichtigen Grund, dass die Mathematik auch von den meisten Gebildeten als diejenige Wissenschaft betrachtet wird, welche mit den praktischen Lebensverhältnissen am wenigsten in Verbindung tritt. Und doch ist dies gänzlich falsch. Sowie die Lösung einer mathematischen Aufgabe durch dieselben Phasen des Nachdenkens, wie die Lösung irgend einer Aufgabe erzielt werden soll, und nur der Inhalt des Nachdenkens in beiden Fällen verschieden ist, so liegt auch in jedem, ob einfachen oder complicierten Urtheile, gleichgiltig, ob dasselbe von Quantität oder Qualität handelt, gleichsam als geistiges Gerippe die Gleichungsform. Ohne dieses Gebilde rechnen hieße ohne Urtheile sprechen wollen. Das Wesen des Gleichungsgebildes und seiner Formveränderungen liegt bereits im gründlichen Verständnis der vier niedersten Operationen. Die Summanden sind gleich der Summe, ein Summand gleich der Summe zweier weniger dem zweiten Summanden usw.; analog bei den übrigen Operationen. Was hat es für einen Zweck, bei der Division $\frac{8}{2}$ zu lehren: Der Dividend 8 sei gleich dem Producte aus dem Divisor und dem Quotienten, und in der Gleichungslehre von neuem das Hinwegschaffen des Nenners im rechten Theile der Gleichung $\frac{x}{2} = 4$ als eines besonderen Gebildes zu behandeln? Der Schüler des Untergymnasiums lerne von der I. Classe an die Gleichung als diejenige überaus wichtige Form kennen, in welcher alle richtigen Urtheile sich zeigen. Der Schüler des Obergymnasiums lerne sie noch als diejenige geistige Waffe kennen, welche ihm zur Bewältigung der mannigfachsten Probleme dient. Bei der wissenschaftlichen Behandlung der Mathematik im Obergymnasium hat aber die Gleichungslehre auch noch die größte Wichtigkeit für das gründliche Verständnis der Aufgabenlösung; denn diese hängt mit der Aufgabenstellung, also mit der Einsicht, aus der Anzahl der zur Lösung einer Aufgabe nöthigen Bedingungen eine eventuelle Nichtlösbarkeit einer solchen zu folgern, innigst zusammen. Der Vergleich der Anzahl der in Gleichungsform ausgedrückten Bedingungen mit der Anzahl der darin vorkommenden Unbekannten gibt ihm den Schlüssel dazu. Übrigens sind ja die Axiome außer dem: 'Das Ganze ist größer als der Theil' (welches eigentlich aus dem allgemeinen Axiom: 'Das Ganze ist gleich allen seinen Theilen zusammengenommen' fließt), sämmtlich in Gleichungsform ausgedrückt. Durch strengste Durchführung und Anwendung der Gleichungslehre sind Ausdrücke wie Proportion usw. entbehrlich, was ja auch zur Vereinfachung der mathematischen Lehren und zur Förderung der Einsicht in ihren inneren organischen Zusammenhang dient.

Geradeso wie es ein Hauptzweck der Mathematik ist, das logische Schließen zu fördern, also dasjenige, bei welchem ein Satz oder eine Gleichung aus den vorhergehenden rücksichtlich des Endzweckes mit Nothwendigkeit sich ergibt, so ist es auch für die klare Erkenntnis und Übersicht von größtem Nutzen, wenn dem Studierenden Ziel und Zweck, sowie der organische Zusammenhang der einzelnen Partien der Mathematik und ihre gegenseitige Ergänzung vorgeführt wird. Jetzt kommt es leider noch allzu häufig vor, und dies ist der dritte Punkt, welcher Beachtung verlangt, dass ein Studierender den Zweck, also den Grund des wissenschaftlichen Fortschrittes, z. B. der analytischen Geometrie, ja sogar der Trigonometrie nicht klar erkennt, dass er bezüglich letzterer den Grund der Einführung der Functionen nicht kennt, also nicht weiß, dass sie dasjenige, was im Untergymnasium mit Hilfe des Zirkels und Lineals gefunden wurde, durch geistige Instrumente, die trigonometrischen Gleichungen, zu finden gestatten. Deshalb wäre es auch nothwendig, möglichst viele Aufgaben der Dreiecksauflösung auf beide Arten, d. i. auf elementare, sowie auf trigonometrische Weise zu lösen; der Vergleich dieser ergibt dann von selbst die Einsicht in den Zweck des wissenschaftlichen Fortschrittes. Die algebraische Lösung dieser Aufgaben ist hinwieder die lehrreichste und anregendste Vorbereitung auf die analytische Geometrie.

Der vierte Punkt, hinsichtlich dessen ich infolge seiner großen Wichtigkeit eine größere und intensivere Betonung wünschte, betrifft die Discussion und Besprechung der Gleichungen. Die hohe Bedeutung der mathematischen Erkenntnisse für alle Erscheinungen und Probleme des Lebens wird durch eine solche erst vollends geklärt. Ist doch die Gleichung einem Orakelspruche vergleichbar, der oft sehr vieler, aber immer wahrer Deutungen fähig ist; in jeder hat sich eine Gedankenwelt verkörpert, wie in der Malerei und in der Sculptur der Gedanke des bildenden Künstlers. Sie fasst tausende von Worten in ein einziges kurzes Symbol zusammen. Eine solche stumme Sprache führen schon die Gleichungen mit besonderen Zahlen, wie dies aus den mathematischen Betrachtungen ersichtlich ist, aber in noch bewunderungswürdigerer Weise ist dies bei solchen der Fall, in denen die einzelnen Größen beliebige Zahlen, ja sogar ganze Begriffe bedeuten. Die Ableitung einer durch die Stellung eines Problems bedingten Gleichung allein genügt auch nicht zur klaren Einsicht in dasselbe. Eine solche wird erst dadurch hervorgebracht, dass, wie bei einer Constructionsaufgabe, gleichsam eine Determination eintritt. Wird z. B. eine Aufgabe der Zinseszinsrechnung gelöst, so ist nicht nur auf den zum Vorschein kommenden Wert der Unbekannten, sondern auch auf die bei analogen Aufgaben möglichen Werte Bedacht zu nehmen. Ist z. B. die Anzahl der Jahre eines Rentenbezuges unbekannt, und erhalten wir für diese eine positive Zahl, so wäre auch der Sinn einer negativen Zahl usw. hiefür zu erörtern. Wie vieles aus dem Leben lässt sich bei der Discussion der verschiedenen Wurzelwerte von Progressionen erörtern, in welch anziehender Weise lassen sich die Exponenten innerhalb und außerhalb der Klammer des rechten Theiles der Gleichung

$E = r \frac{e^2 (e^{2n} - 1)}{e^2 - 1}$ mit der Lösung der betreffenden Probleme in Verbindung bringen u. dgl. Ebenso ist z. B. auch nach Ableitung der Formel für den Flächeninhalt des Dreieckes diese Formel allein nicht zur klaren Einsicht genügend, sondern es sollte auch in ihrem Baue selbst der Grund des von ihr Dargestellten erkannt werden. Die Frage, warum der Radicand im rechten Theile der Gleichung $f = \sqrt{s(s-a)(s-b)(s-c)}$ aus vier Factoren besteht, dient auch zugleich zur Befestigung derselben im Gedächtnisse. Aber auch in ethischer Beziehung ist die Besprechung einer Gleichung überaus wertvoll. Es ist z. B. ein bedeutsamer Unterschied zwischen der kalten, bloß rechnenden Vornahme des Euler'schen Satzes $E + F = K + 2$ und der Vornahme desselben Satzes mit dem Beifügen, dass auch die gewöhnlichsten Dinge, sogar bezüglich ihrer Hülle Gesetze befolgen, dass das Attribut „unregelmäßig" demnach auf sie gar nicht passt und dass ebenso allen, auch den verworrensten Erscheinungen Gesetze zugrunde liegen.

Im Zusammenhange mit dieser Discussion steht der fünfte Punkt meiner Darlegungen, welcher mir zu einem erfolgreichen mathematischen Unterrichte als der neben dem zweiten Punkte wichtigste erscheint. Zur vollendeten Nutzentfaltung der Mathematik ist es überaus wertvoll, die arithmetischen Sätze soviel als möglich mit den geometrischen und beide wieder mit den übrigen Disciplinen und Wissenschaften, sowie mit dem praktischen Leben in Verbindung zu bringen. Es genügt meiner Ansicht nach durchaus nicht, die Disciplinen des höheren Unterrichtswesens nur untereinander in Verbindung zu setzen, also nur eine solche Concentration durchzuführen. Je mehr eine Disciplin mit allen Lebenserkenntnissen verflochten wird, desto mehr vermag sie sich zu befestigen, desto mehr Einfluss auf Geist und Gemüth des Studierenden entfaltet sie.

Was zunächst die Arithmetik und Geometrie betrifft, so werden diese bis jetzt nur allzu isoliert voneinander gelehrt, so dass der Studierende nur selten eine Brücke von der einen zur andern gewahrt; und doch entspricht jedem algebraischen Ausdrucke, jeder Gleichung ein Abbild im Raume, das geometrische Bild oder der geometrische Ort dieser Gleichung. Arithmetik und Geometrie sind gleichsam nur die verschiedenen stummen Sprachen für ein und dasselbe Unveränderliche in der Natur, die Arithmetik gibt das arithmetische, die Geometrie das geometrische Bild desselben. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung, dass in den bisherigen Lehrbüchern dieser Zusammenhang zum größten Theile vernachlässigt erscheint. Die Betrachtung der arithmetischen und geometrischen Bedeutung irgend eines algebraischen Ausdruckes, z. B. einer unbestimmten Gleichung als Relation irgendwelcher Zahlenausdrücke und anderseits als Ausdruck einer Linie, ferner der Umstand, dass nicht nur jedem algebraischen Ausdrucke, sondern sogar auch jeder Veränderung eines solchen ein Analogon in der Geometrie entspricht (Veränderung von b in bi und Verwandlung der Ellipse in die Hyperbel usw.), bietet so reiche Abwechslung, dass dadurch das Interesse und der wissenschaftliche Einblick des Studierenden überaus gefördert

wird. Und in der Geometrie sind besonders die Flächenberechnungen, die Dreiecksauflösungen (die arithmetische und geometrische Lösung) und besonders die Probleme der analytischen Geometrie die glänzendsten Beispiele hiefür. Die innige Beziehung der beiden Theile der Mathematik tritt auch in ihrer gegenseitigen Ergänzung hervor. Während z. B. in der Mathematik die irrationalen Zahlen unbestimmbar sind, können sie geometrisch vollständig genau dargestellt werden.

Alles, was wir wahrnehmen, hat Gestalt oder ist eine Wechselwirkung. Jeder Gestalt entspricht nun wunderbarerweise eine arithmetische Form, eine Gleichung. Wenn auch bisher die arithmetischen Formen nur von den relativ einfachsten geometrischen Gestalten gefunden wurden, so zeigt uns doch schon die Untersuchung bezüglich der Stellung der Zweige und Blätter der Pflanzen, des Baues des menschlichen und der thierischen Körper, die Aneinanderreihung der sogenannten anorganischen, kleinsten Theilchen zu regelmäßigen, d. i. Krystallformen u. dgl., dass in jeder scheinbar noch so verwickelten Gestalt ein mathematisches Gesetz verborgen liegt. Doch nicht allein bezüglich jeder Gestalt, sondern auch bezüglich jeder Wechselwirkung (z. B. des Falles der Körper) ist dies der Fall, nur harrt deren Auffindung zumeist noch der Forschung. Die Mathematik erscheint als die Seele aller Erscheinungen, als das einzig Bleibende im steten Wechsel der Dinge. In dieser Auffassung der gesammten Natur, in der gelegentlichen und entsprechenden Darlegung des Zusammenhanges der Mathematik mit allen übrigen Wissenschaften liegt eine so hohe ethische Macht, dass wir wohl leicht die ebenso wahre als begeisterte Weise begreifen, in welcher der größte Mathematiker Frankreichs, Fourier, über die Mathematik spricht: „Die Mathematik bildet sich nur allmählich weiter, aber sie wächst und fußt mitten unter den unaufhörlichen Schwankungen und den Irrthümern des menschlichen Geistes. Ihr Attribut ist die Klarheit — wenn die Körper fern von uns in die Unermesslichkeit des Raumes gestellt sind, wenn der Mensch das Schauspiel des Himmels verflossener Jahrhunderte schauen und die Wirkungen der Schwere und der Wärme tief, im ewig unzugänglichen Innern unseres Erdballs erforschen will, dann ruft er die mathematische Analysis zu seiner Hilfe herbei —. Sie ist eine Kraft des menschlichen Geistes, die bestimmt ist, uns für die Unvollkommenheit der Sinne und für die Kürze unseres Lebens zu entschädigen. Ja, was noch bewunderungswürdiger ist, sie befolgt einen und denselben Gang im Studium dieser Erscheinungen, sie erklärt alle durch dieselbe Sprache, als ob sie die Einheit und Einfachheit im Plane des Weltalls bezeugen wollte.“ Und in der That liegt in der Förderung dieser Einsicht die ethische Erziehungsfähigkeit dieses Gegenstandes. Von diesem Standpunkte aus wäre auch die Pflege der unbestimmten Gleichungen besonders zu betonen. Sind doch die meisten Probleme des gewöhnlichen Lebens unbestimmt und finden sohin in diesen Gleichungen Lösung oder Analogie.

Unter den Naturwissenschaften ist es besonders die Chemie und Physik, welche mit der Mathematik auf das innigste verflochten erscheinen. In der Chemie waren Zahlen der Antrieb zur Auffindung

neuer Elemente, die chemische Analyse führte auf constante Zahlenverhältnisse usw., und auf der arithmetischen Form der Gesetze beruht die völlige, d. i. die möglichste Gewissheit der Physik.

Die Gleichungen hängen aber auch mit den Rechtswissenschaften zusammen; in jenen liegt der Grund zu diesen, indem eine einzeln stehende Größe ohne Beziehung zu einer andern jeder beliebigen Veränderung unterworfen werden kann, die Größen einer Gleichung jedoch nur solchen, durch welche alle in dieser Gleichung vorkommenden gleichmäßig berührt erscheinen. Jede unrichtige Behandlung einer einzigen erscheint als ein ungerechter Eingriff in die Stellung der übrigen. Die Finanzwissenschaften, Nationalökonomie, Statistik, die damit im Zusammenhang stehenden Assecuranzbestimmungen, sie alle ruhen jetzt bereits zum großen Theile auf mathematischer Basis, und ihr vollendeter mathematischer Aufbau wird hoffentlich baldigst gelingen, sowie die Erkenntnis fortschreitet, dass die Psychologie[1]) als eine Mechanik der Vorstellungen und Triebe einzig in einer möglichen, mathematischen Darlegung Gewissheit findet. Aber auch mit der Sprache hängt die Mathematik in wunderbarer Weise zusammen. Das Verhältnis der sprachlichen Urtheile und der Gleichungen wurde bereits erörtert. Alle diejenigen Begriffe ferner, deren wissenschaftliche „Bearbeitung" die Philosophie der früheren Auffassung seit jeher in Angriff nahm, wie verursachen, fühlen, sehen usw., finden in den irrationalen Zahlen ihre Analogie. Sowie nämlich die irrationale Zahl die Verbindung zwischen zwei rationalen Zahlen darstellt, so bringt auch ein Begriff wie „verursachen" zwei concrete Dinge oder Erscheinungen für unsere Auffassung in Zusammenhang. Ein zweites Beispiel bietet die Combinationslehre. Die Permutation aller Buchstaben liefert die Wörter aller Sprachen der Welt. Die Combinationslehre ist für die Sprachen dasjenige, was die Chemie für alle Dinge der Schöpfung ist. Der Chemiker vermag im Geiste die Welt mit neu erschaffenen Körpern zu bedecken, wenn er sich alle diejenigen gewärtig hält, die sich aus den Typen des Systems ableiten lassen, der Mathematiker ist imstande, die Wörter aller möglichen Sprachen zu construieren.

Aus all dem Gesagten erhellt, dass sich in der Mathematik dem Studierenden nicht allein die reinste Verkörperung aller Formen des Denkens überhaupt darbietet, sondern dass diese Wissenschaft das geistige Abbild aller Gesetze ist, welche in allen Disciplinen den Grund des Zusammenhanges ihrer Lehren bilden und bilden sollen. Während die Geschichte und die Philologie Begebenheiten und Meinungen uns schildern, wie sie zufällig waren (deren Schilderung aber unser Handeln wohl nicht zu regeln vermöchte, da uns alles in zu großen Zügen, auf andere Zeiten, andere Personen und Gefühle, andere Nebenumstände usw. bezüglich, vorgeführt wird), zeigt die Mathematik, wie die Dinge und Beziehungen derselben ihrem inneren Wesen nach wirklich sind. Während

---

[1]) Die Geschichte führt uns die praktische Bethätigung der Psychologie im großen vor.

die Concentration seitens der Philologie eine äußere, in Worten liegende ist, kann die Mathematik, zumal jeder Ausdruck und besonders jede Gleichung, je nach ihrer Anwendung auf eine Wissenschaft, oft mehrere, aber immer gewichtige Bedeutungen besitzt, der Gegenstand und Vermittler der eigentlichsten, psychologischen Concentration[1]) der Unterrichtsdisciplinen genannt werden.

Bei der Erkenntnis eines so innigen und mit allen Wissenschaften bestehenden Zusammenhanges und bei der hieraus folgenden Wichtigkeit der Mathematik für die gesammte Lebensanschauung erhellt wohl zur Genüge die Berechtigung, dass vielleicht noch, als sechster Punkt, ein kurzer Hinweis auf die Vervollkommnung der Mathematik durch das Auftauchen der verschiedenen, aus den Culturbedürfnissen erwachsenen Probleme gegeben werden sollte. Hilft doch die Kenntnis der historischen Entwicklung, wie zuerst nur mit besonderen, dann seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit allgemeinen Größen als Stellvertreter von besonderen und seit der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts mit allgemeinen Größen als Stellvertreter nicht nur von besonderen Zahlen, sondern von Begriffen gerechnet wurde, wie sonach die reine Zahlengleichung im kühnsten Gedankenfluge zu einer Gleichung von Begriffen erhoben wurde, ungemein viel zur Beurtheilung des wahren Wesens der Mathematik und somit allgemein der Wissenschaften; zudem verdienen wohl Männer, wie Descartes, Newton, Leibnitz usw. zumindest ebenso wie viele historische Persönlichkeiten dem Studierenden genannt und bekannt zu werden.

Was nun die Physik betrifft, so ist es zwar bezüglich des von ihr gewährten Nutzens um vieles besser bestellt als bei der Mathematik; doch leidet dieser Gegenstand nur allzu häufig noch in mehreren Punkten, welche sich auf Zusammenfassung durch passende Eintheilungen, auf die Vorführung von an Vernachlässigungen und mannigfachen unnatürlichen Kunstgriffen leidenden Rechnungen und auf zwei Punkte beziehen, die ihrer Wichtigkeit wegen einer besonderen Besprechung bedürfen.

Vor allem wären die glänzenden Analogien in den verschiedenen Sätzen der Physik untereinander und mit mathematischen Ausführungen, die wunderbaren Wechselbeziehungen gewisser Gleichungen in der Physik mit denen geometrischer Gebilde weit mehr und eindringlicher hervorzuheben, als dies im allgemeinen thatsächlich geschieht, doch bei passender Vornahme und Eintheilung des Gegenstandes leicht geschehen könnte.

---

[1]) Bei dieser Vielseitigkeit der Mathematik wäre wohl zu wünschen, es möchte besonders durch die oben angedeutete Vereinfachung des Lehrstoffes ermöglicht werden, dasjenige einzuflechten, dessen Kenntnis für den Studierenden zum Zwecke einer verständnisvollen Auffassung der Mathematik von weittragender Bedeutung ist. Die ausführliche und leichtverständliche Besprechung der Ludolphischen Zahl, ihre Berechnung und ihr Zusammenhang mit anderen gewichtigen Zahlen, die Formel $\cos\alpha + i\sin\alpha = e^{\alpha i}$, aus welcher die ganze mathematische Disciplin mit Leichtigkeit entwickelt werden kann usw., sollten wohl nicht übergangen werden. Letztere sind mit den obersten Grundsätzen anderer Wissenschaften zu vergleichen, welche sich nicht durch Induction, sondern durch mathematische unfehlbare Schlüsse herauskrystallisierten.

Wie viele glänzende Beispiele der Analogie gibt es, welche theils in allen Partien der Physik aufgefunden werden (wie die Formel $a = \frac{m\,n}{b^2}$), theils für einzelne Partien der Physik Geltung besitzen (z. B. Berechnung der Geschwindigkeit eines sich bewegenden Körpers in der Akustik und Optik aus der Erhöhung des akustischen und Farben-Tones usw.), wie viele ausgezeichnete Analogien gibt es zwischen gewissen Sätzen der Physik und der Mathematik (z. B. die getrennte Wirkung zweier Kräfte auf einen Körper und die getrennte Berechnung eines einmal angelegten Betrages und der diesen aufzehrenden Rente und die hierauf zu einer, gleichsam als Resultierende, aufgestellte Gleichung, die Betrachtung der Lagen von Object und Bild bei den sphärischen Spiegeln und der harmonischen Punkte, die innige Beziehung der optischen Brechung und der Kegelschnittslinien usw.), sie alle zeugen von den wunderbaren und einheitlichen Gesetzen der Naturerscheinungen.

Viele Gesetze der Physik werden ferner in Gleichungsform abgeleitet, ohne dass der allseitige Sinn einer solchen Gleichung bezüglich der Naturforschung klargelegt wird. Es genügt z. B. nicht, die Gleichung für die Centralkraft $C = \frac{m\,v^2}{r}$ abzuleiten und dabei die darin vorkommenden Größen der Aufgabe gemäß zu erklären, sondern es soll auch auf die ebenso einfache als wunderbare Anwendung derselben auf die Lösung anderer Probleme, z. B. der Berechnung des specifischen Gewichtes der Erde, der Höhe unserer Atmosphäre, der Berechnung der Größe der Sonne hingewiesen werden. Eine solche Darlegung der Harmonie, die Erkenntnis einer derartigen wunderbaren Verkörperung der Mathematik in der Natur schließt die volle ethische Machtentfaltung dieses Gegenstandes in sich.

Wiener-Neustadt. Dr. J. Hoffmann.

Frommes Österreichischer Professoren- und Lehrer-Kalender für das Schuljahr 1893/4. 26. Jahrgang, redigiert von J. E. Dassenbacher und F. E. Müller. Wien, Fromme 1894. 161 SS.

Der neue Jahrgang ist sehr entsprechend eingerichtet und hübsch ausgestattet. Er zerfällt in drei Theile, von denen der erste die Ferien an den Mittelschulen, den alten Kalender der Römer, das metrische Maß und Gewicht behandelt, woran sich eine Tabelle über den Wert der gangbarsten Münzsorten, Stempel-Scalen, ein Repertorium der Erlässe von 1869 bis 1893, Post- und Telegraphen-Tarife, endlich eine Erörterung über die Kronenwährung anschließen. Der zweite Theil enthält den Schematismus der österr. Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten und Staatsgewerbeschulen, der dritte Stundenpläne, Schul- und Hand-Katalog nebst carrierten Notizblättern.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Palmgren K. E., Palmgrenska samskolan (praktische Arbeitsschule), höhere Schule für Knaben und Mädchen (in) Stockholm; deren Zweck und Wirksamkeit. Stockholm, Koersner 1892. 8°, 68 SS.

Der Verfasser der vorliegenden für alle Schulmänner lesenswerten Schrift ist der bekannte schwedische Pädagoge Palmgren, Rector der von ihm am 15. October 1876 eröffneten und nach ihm benannten (auch vom Staate subventionierten) „Palmgrenska samskolan“ in Stockholm. Dieselbe umfasst: 1. eine Abtheilung für ausschließlich körperliche Arbeiten, für Schüler und Schülerinnen von drei Jahren an; 2. eine Studien- und Arbeitsabtheilung, gleichfalls für Schüler und Schülerinnen, zur allgemeinen Ausbildung und Vorbereitung für die Universität. Die zweite Abtheilung zerfällt wieder in eine Vorschule mit drei Classen für Anfänger von 6—9 Jahren, ein neunclassiges Realgymnasium und ein Seminar zur Ausbildung von Slöjdlehrern und -lehrerinnen. Im ersten Abschnitte seiner Schrift hat Rect. Palmgren die hohe Wichtigkeit des „Slöjd“ (der schwedische Ausdruck für Handwerk, Handarbeit) für den Schulunterricht überzeugend dargelegt (vgl. besonders S. 15 ff.). In den beiden folgenden Abschnitten (2 und 3) plaidiert er für die gemeinsame Erziehung der Knaben und Mädchen und für die Wahlfreiheit in Bezug auf gewisse Unterrichtsfächer in höchst sachkundiger Weise, welcher seitens erfahrener Pädagogen gewiss die verdiente Anerkennung nicht fehlen wird.

Wien. Dr. H. v. Lenk.

Anthologie des poètes français modernes dédiée à la jeunesse par A. Englert. Erlangen, Fr. Junge 1892. VIII und 242 SS. kl. 8° cart.

Wie schon der Titel anzeigt, bietet uns diese Sammlung eine Blumenlese aus modern französischen Dichtern und zwar von den Zwanzigerjahren angefangen in historischer Reihenfolge. Es sind fast durchaus Stücke lyrischen, theilweise auch epischen Inhalts, von denen viele zum erstenmale in einer Anthologie verwertet werden. Die Auswahl zeugt von Geschmack und Geschick. Weniger einverstanden wird man sich mit den gar zu dürftigen biographischen Angaben erklären, die in fast stereotypen Wendungen selten mehr als Geburts- und Todesdatum der einzelnen

Dichter und die Titel ihrer wichtigsten lyrischen und epischen Dichtungen geben. Recht ungleichmäßig ist auch der rückwärts angehängte Commentar, größtentheils historischer und lexikalischer Art. Neben trivialen Bemerkungen (wie über Hannibal und Attila) und zahlreichen (doch nicht consequent durchgeführten) Wortangaben, die in jedem besseren Lexikon zu finden sind, vermisst man die Erklärung auffälliger Constructionen und schwieriger Stellen (so gleich im *Juif errant* von *Béranger*). Im übrigen ist das mit schönem Papier und — bis auf einige Fälle — correctem Druck ausgestattete Büchlein recht empfehlenswert.

Führer durch die französische und englische Schulliteratur. Zusammengestellt von einem Schulmanne. 2. verm. Aufl. Wolfenbüttel, J. Zwissler 1892. IV u. 208 SS. kl. 8°.

Der schon in der 1. Auflage so günstig aufgenommene „Führer" hat in der neuen Form eine bedeutende Erweiterung erfahren, indem den französischen und englischen Schulausgaben noch die Lesebücher, Schulgrammatiken und Hilfsbücher (sammt Nachträgen) angeschlossen wurden. Die genauen und orientierenden Angaben, namentlich aber die in kurzen Schlagworten mitgetheilten Referate aus Zeitschriften machen das Büchlein für die Benutzung höchst wertvoll. Wird auch der eine dies, der andere jenes (namentlich in den Referaten) vermissen, so erreicht doch das Verzeichnis einen hohen Grad der Vollständigkeit. Wir sind überzeugt, dass das Werkchen den Fachcollegen treffliche Dienste leisten wird.

Wiener Neustadt. Dr. F. Wawra.

Kleine italienische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterrichte von Carl Marquard Sauer. 5. Aufl. Heidelberg, Julius Groos' Verlag 1892.

Die kurz gefasste italienische Sprachlehre, welche vorwiegend praktischen Zweck verfolgt, zeichnet sich durch methodische Gliederung und systematische Anlage, durch verständliche Einfachheit, durch passende Auswahl der im täglichen Leben gebräuchlichen Wörter und Ausdrücke, durch richtige Erläuterung der einzelnen Regeln vermittelst glücklich gewählter Beispiele aus. Auch die Lesestücke und Gedichte im Anhange sind genau dem Bildungsgrade der Schüler, für die das Buch berechnet ist, angepasst. Das Wörterverzeichnis, italienisch-deutsch und deutsch-italienisch, ist ziemlich ausführlich und genügt vollkommen den Anforderungen solcher Schüler, welche eine tiefere Kenntnis des Italienischen nicht anstreben. Auch die syntaktischen Regeln wurden, insoweit es nöthig ist, erörtert. Der Druck ist correct (S. 17 lies i figli statt il figli) und die ganze Ausstattung vollkommen entsprechend. Das Sachregister ist etwas zu kurz.

Wien. Joh. Alton.

Programmenschau.

Xenia Austriaca. Festschrift der österreichischen Mittelschulen zur 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien. 2 Bände. Wien, Karl Gerolds Sohn 1893. Lex. 8°.

Nicht nur der äußere Umstand, dass die Enthüllung des Denkmals für die Schöpfer des Organisations-Entwurfes, dieser magna charta des

österreichischen Mittelschulwesens, in der Wiener Universität mit der Eröffnung des jüngsten Wiener Philologentages verbunden wurde, sondern die Erkenntnis, dass diese Versammlung ein wichtiger Markstein für die Geschichte der Philologie und der Mittelschule in Österreich werden sollte, brachte es mit sich, dass die denkwürdige Versammlung, die einen in den Annalen der Philologentage einzig dastehenden, glänzenden Verlauf nahm, zu einem besonderen Gedenkfeste der österreichischen Mittelschule wurde. Wenn alle Hochschulen des Reiches wetteiferten, den versammelten Philologen und Schulmännern ihre wissenschaftlichen Gaben zu bringen und so den Beweis für die Leistungsfähigkeit der heimischen Wissenschaft zu liefern, so durften auch die Mittelschulen nicht zurückbleiben. Und dies umsoweniger, als sich ihnen eine Gelegenheit bot, mit ihrer Gabe den Manen der Männer, die in jenen Tagen sosehr geehrt wurden, eine Ehrengabe zu bringen und durch diese zu zeigen, dass jene mit ihrer Schöpfung den Grundstein zu einem herrlichen Gebäude gelegt haben. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Präsidiums des Philologentages, ein Corpus von Programmaufsätzen der österreichischen Mittelschulen zu veranlassen, und die vorliegenden zwei Bände zeigen, dass der schöne Gedanke in glücklichster Weise verwirklicht wurde. Man wird dem Redactionscomité, das in verhältnismäßig kurzer Zeit ein so umfangreiches Werk zustande brachte, umso uneingeschränkteres Lob spenden, wenn man sich die Schwierigkeiten vor Augen hält, die es zu überwinden hatte. Es konnte natürlich nicht davon die Rede sein, dass alle Anstalten Österreichs in der Sammlung vertreten seien, und andererseits sollten alle in den Bereich des Mittelschulunterrichtes fallenden Lehrfächer berücksichtigt, ferner Einförmigkeit vermieden und durch die aufgenommenen Aufsätze ein anschauliches Bild von dem Betriebe der Lehrfächer vermittelt werden. Obwohl man sich nur an die hervorragenden Vertreter der Fächer gewandt hatte und die Aufsätze mit Rücksicht darauf, dass sie alle in Wien gedruckt werden mussten, frühzeitig eingeliefert werden sollten, liefen 100 Aufsätze ein. Sie alle aufzunehmen, versagte der Raum, und so wurden 41 ausgewählt, die dem für die Sammlung aufgestellten Programme am meisten entsprachen. Neben der zweibändigen Gesammtausgabe wurden die acht selbständig paginierten Abtheilungen, in welche die ganze Sammlung der Xenia zerfällt, auch gesondert ausgegeben und zur Vertheilung an die Fachmänner unter den Mitgliedern des Philologentages gebracht.

Indem Ref. sich der Besprechung des Inhaltes zuwendet, sei die Bemerkung gestattet, dass es sich hier, wie es bei einem Werke von so heterogenem Inhalte nicht anders möglich ist, nur um eine Charakteristik der ganzen Sammlung handelt und dass Ref. schon aus Raumrücksichten sich nur wenige, über eine Inhaltsangabe hinausgehende Sätze bei den einzelnen Aufsätzen gestatten konnte. Es muss den betreffenden Fachmännern überlassen bleiben, den Abhandlungen an anderem Orte eine eingehendere Würdigung zu widmen.

Die erste Abtheilung: „Classische Philologie und Archäologie“ (332 SS. und 1 Tafel) bringt in ihrer ersten und letzten (8.) Abhandlung gehaltvolle Studien über zwei wichtige Stätten römischer Cultur in Österreich. In dem ersten Aufsatze über „Vindobona“ untersucht Wilhelm Kubitschek in einer für den Stand unserer Kenntnisse mustergiltigen Weise alle literarischen und monumentalen Zeugnisse für die Geschichte des römischen Lagers und der römischen Civilstadt und liefert in einer das fachmännische und größere Publicum gleichmäßig befriedigenden Darstellung eine Geschichte Wiens in der Römerzeit und der Forschungen über Vindobona seit Lazius bis in unsere Tage. Lichtvolle Klarheit und Vorsicht in der Aufstellung von Vermuthungen sind ebenso Vorzüge der K.schen Darlegung wie die nachdrückliche Hervorhebung der Verdienste früherer Forscher, besonders Seidls und Kenners. K. selbst will seinen Aufsatz nicht als abschließend, sondern nur als anregend

für weitere Forschungen gelten lassen, und im Interesse einer gedeihlichen Fortführung dieses wichtigen Capitels der Wiener Localforschung muss man hoffen, dass seine Forderung »es müsste eine archäologische Fundkarte von Wien und Umgebung, in großem Maßstabe gezeichnet und aus allen bisher veröffentlichten Notizen vervollständigt, von amtswegen, am besten etwa im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie, ausgestellt bleiben und für ihre weitere Ergänzung durch ein Mitglied der Centralcommission ständig gesorgt werden. Ein Fundprotokoll, nach einem bestimmten, alle beachtenswerten Punkte berücksichtigenden Frageformular abgefasst, wäre als handschriftliches Textbuch hiezu der dortigen Bibliothek einzuverleiben und dem Publicum wie alle anderen Bücher derselben zugänglich zu machen« erfüllt werde. Von den Detailausführungen K.s sei hier noch auf die erschöpfende Darlegung über die Überlieferung und die Erklärung des Namens der Römerfestung verwiesen, die hoffentlich nach der kurzen Ausführung Mommsens im CIL III ein für allemal die Fabeleien über einen alten Namen *Vindomina* und dessen Umnennung in *Vindobona*, die lediglich »an der verkehrten Behandlung der handschriftlichen Überlieferung« des plinianischen Textes (III 146 *Vianiomina* von dem jüngeren Grotefend in *Iuaum omnia* glänzend gebessert) eine Stütze hatten, beseitigen werden; als Erklärung des Namens ergibt sich nach Holder »Bau, Bühne des Weißen« (bōna), also entsprechend dem häufigen »Weißenburg«. Die schwierige Frage der Lage des Municipium Vindobona sucht K. durch eine neue Vermuthung zu lösen, indem er es in dem heutigen Bezirke Landstraße, »etwa in der Gegend des Aspanger Bahnhofes oder wenig unterhalb desselben«, ansetzt; eine Stütze hat diese Vermuthung in der Thatsache, dass viele antike Funde dort gemacht worden sind, weshalb man im vorigen Jahrhunderte jenen Bezirk »Römerstadt« zu nennen vorschlug, und in den Schwierigkeiten, welche die früheren Ansetzungen bieten. Die Frage muss, wie K. selbst fühlt, als offene behandelt und ihre Lösung von etwaigen Funden bei Verbauungen des benachbarten Terrains erwartet werden. Der Wert der gediegenen Abhandlung wird erhöht durch zwei Beigaben: ein übersichtlich geordnetes Verzeichnis der Fundstellen und Fundgegenstände und ein Verzeichnis der in Wien und dessen nächster Umgebung gefundenen römischen Inschriftsteine (in Minuskelumschriften). Wir können die kurzen Bemerkungen nur mit dem Wunsche schließen, dass der Verf. diesen Aufsatz demnächst erweitert durch eine Karte von Wien mit Eintragung der Fundstellen und ausgestattet mit einigen passend ausgewählten Abbildungen dem größeren Publicum zugänglich mache und dadurch das Interesse für die Geschichte Vindobonas neu belebe und hebe.

Der letzte Aufsatz der Abtheilung, den wir des verwandten Gegenstandes wegen hier anreihen, behandelt die in mercantiler und politischer, in geschichtlicher und cultureller Hinsicht so wichtige Römerstadt Aquileia. Heinrich Maionica, der allen Forschern auf diesem Gebiete durch seine Unermüdlichkeit und seinen Eifer für Erforschung und Erhaltung der Überreste römischer Cultur in Aquileia bekannt ist, hat den Versuch unternommen, auf Grund des ganzen, großen literarischen Materials und der Ergebnisse der bisherigen Ausgrabungen die schwierige Aufgabe einer »Fundkarte von Aquileia« zu lösen, und er hat sich dieser Mühe mit einer Gründlichkeit und Genauigkeit unterzogen, die ihm, der um Aquileia schon so große Verdienste sich erworben hat, gewiss den Dank aller, die sich mit der Topographie von Aquileia fürderhin beschäftigen werden, sichert. Es muss dies mit Rücksicht auf die bescheidenen Worte, mit denen der Verf. seine Arbeit einführt, hier besonders hervorgehoben werden. Der Verf. bespricht zunächst eingehend die Arbeiten der früheren Topographen von Aquileia, besonders Kandlers und Baubelas (*Ichnografia Aquileiae Romanae et patriarchalis*) und widmet dann der neuen Fundkarte eine eingehende Besprechung. Es werden die Befestigungswerke, Mauern, Thürme und Thore der Stadt, ferner die öffentlichen

Bauten (sacrale und profane) sowie die Privatgebäude, endlich die Straßen und Plätze nach den Ergebnissen der bisherigen Untersuchungen eingehend erörtert. Zeigen diese Ausführungen einerseits, wie viele schöne Resultate durch die bisherigen Bemühungen bereits gewonnen worden sind, so lassen sie andererseits auch nicht verkennen, wie vieles noch zu thun ist, und man darf wohl hoffen, dass der Wunsch des Verf.s, der mit Berufung auf Männer wie Hauser und Kenner betont, »dass die Unterlassung von Nachgrabungen jeder Regierung zum Vorwurf gereichen würde, in deren Gebiete eine so bedeutende und ausgedehnte Stadt, wie Aquileia war, gelegen hat«, und seine Bitte, »dass die Stimme der in Trümmer gesunkenen Stadt an der Adria stets mit Wohlwollen von der blühenden Kaiserstadt an der Donau vernommen« werde, nicht ungehört verhallen werden. In einem »Anhang« wendet sich M. in würdiger und nachdrücklicher Form gegen Dr. Gregorutti zur Abwehr der von diesem aufgestellten Behauptungen und der von ihm vorgebrachten Zweifel gegen den von M. in früheren Berichten gegebenen Sachverhalt der systematischen Grabungen. Die Fundkarte selbst wurde unter Leitung M.s von dem Oberingenieur Guido Levi gezeichnet und dankt ihre Entstehung dem unmittelbaren wohlwollenden Eingreifen des Unterrichtsministers Freiherrn von Gautsch und des Statthalters von Triest R. v. Rinaldini.

In dem zweiten Aufsatze der Abtheilung veröffentlicht Karl Wessely einen interessanten Heiratscontract vom Jahre 136 n. Chr. aus der Sammlung »Papyrus Erzherzog Rainer« (n. 1514—16), die schon so manche unerwartete Bereicherung der griechischen Literatur geliefert hat und aus der noch lange nicht alle Schätze gehoben sind. Der hier mitgetheilte Contract »liegt in doppelter Textierung vor, die erste selbst wieder in zwei Exemplaren, von denen beide aber lückenhaft sind, noch mehr ist es der Rest der zweiten Textierung, welche den notariellen Act repräsentieren dürfte; offenbar hat jede der betheiligten Parteien und Personen einen Wert darauf gelegt, ein Exemplar des Contractes zu besitzen, das wichtigste war die Originalurkunde mit der Unterschrift der Brautmutter.« W. theilt Text und Übersetzung des Dotalinstruments mit und bespricht dann in einem eingehenden Commentar seine Bedeutung. »Diese Heiratscontracte sind fingierte Darlehenscontracte, vom Bräutigam ausgestellt an die Mutter der Braut ..., sie sind das Product einer langen Entwicklung und vielfacher Erfahrung und die Ausgleichung der materiellen Grundlagen und die von der Idee der Gerechtigkeit und Billigkeit geleiteten Ansätze von Rechten und Pflichten brachten es zustande, dass sich trotz aller Ungezwungenheit der Heiratscontract als eine bindende Kraft im Laufe der Jahre erwies ... Alles zeugt von peinlicher Genauigkeit und Ordnung der Verwaltungsmaschinerie Ägyptens, der tausendjährige Erfahrung zugebote stand, wie es eben in einem Lande der Fall ist, das die classische Heimat des Papyrus, der Vielschreiberei und des Amtstiles ist, der nicht ohne Einfluss auf die Entwicklungen der griechischen und später der römischen Urkunden blieb.« Eine Fülle wichtiger Details in privatrechtlicher, culturgeschichtlicher und nicht zuletzt in sprachlicher Hinsicht erfährt man aus dem Text des Contractes und seiner Besprechung durch W., der in bewährter Weise das einschlägige Material beherrscht.

Auch der folgende Aufsatz »Zur Geschichte des griechischen Mimus« von Edmund Hauler erinnert an die Überraschungen, welche die classische Heimat des Papyrus oder, wie man eher sagen dürfte, die Heimat des classischen Papyrus der Alterthumswissenschaft in den letzten Jahren gebracht hat. Die aus einem Papyrus des britischen Museums gewonnenen Fragmente der Mimiamben des Herondas haben nicht nur die Literatur um eine Reihe köstlicher Proben dieser Gattung bereichert, sondern auch die Nothwendigkeit ergeben, die bisherigen Arbeiten auf dem Gebiete des Mimus einer Revision zu unterziehen. In der vorliegenden Abhandlung theilt nun der Verf. den ersten Theil seiner Untersuchungen über

die Anfänge des griechischen Mimus überhaupt und insbesondere die Vorläufer des Herondas mit. Der Hauptvertreter der dorischen Komödie Epicharm und der Mimendichter Sophron werden eingehend behandelt, ihre Dichterindividualitäten aus den vorhandenen Fragmenten zu gewinnen gesucht und die Titel der von ihnen bekannten Komödien einer neuen Untersuchung unterzogen. Für die zwischen beiden stehenden Phormis und Deinolochos reicht das Material nicht aus, um ihre Umrisse schärfer zu fixieren. Wie es bei einer nur auf geringen Resten und einer Anzahl von Titeln und nicht immer klaren Nachrichten beruhenden Untersuchung nicht anders möglich ist, bleibt vieles unsicher; umso verdienstvoller ist aber das Bemühen H.s, der durch seine eingehende und sorgfältig abwägende Erörterung ein schwieriges Capitel der griechischen Literaturgeschichte gefördert hat. Der in Aussicht gestellten Sammlung der Fragmente Sophrons und der Studie über seine sprachlichen Eigenthümlichkeiten und über das Verhältnis seiner Mimen zu den Gedichten der alexandrinischen Dichter, vor allem der rein mimischen Gedichte Theokrits, darf man wohl mit Interesse entgegensehen.

Reich an fruchtbaren Gesichtspunkten für das Studium des Scholiastenlateins und das Geschäft der »niederen« Textkritik ist der Aufsatz Jósef M. Stowassers »Lexikalisch-kritisches aus Porphyrio«. Man kennt die Art dieses Gelehrten: die kühne Sicherheit, mit der er die verblüffendsten Coniecturen vorträgt, die spielende Leichtigkeit, mit der er die verwickeltsten, kritischen Probleme löst, und die bestechende Form der Beweisführung. Es sind das, wie er selbst in den einleitenden Worten gesteht, seine Vorzüge und seine Fehler, und man würde beide ungern missen. Wenn es ihm auch nicht gelungen ist, »den Kuchen«, wie er meint, »aus lauter Rosinen zu backen« — und es ist noch genug Schmolle darin — so sind doch der Stellen, an denen der Text glücklich verbessert wird, so viele, dass man die Abhandlung, die den Leser in reger Aufmerksamkeit bis zum Schlusse festhält, nur mit dem Wunsche aus der Hand legt, dass St. eine Neuausgabe des wichtigen Commentators des Horaz unternehme. Dass der Archetyp des Monacensis, der in karolingischer Minuskel geschrieben ist, in Majuskel gemalt war und die erste Umschrift in langobardischer Minuskel erfolgte, scheint evident; aus dieser Thatsache ergeben sich viele Verschreibungen im M. und aus dieser Erkenntnis gewinnt der Verf. gerade die glücklichsten und leichtesten Verbesserungen des überlieferten Textes. Mit treffsicherem Blicke weiß St. auch für das Lexikon manche Bereicherung in der Überlieferung zu finden.

Die folgende Abhandlung von Valentin Hintner »Die Verba des Befehlens in den indogermanischen Sprachen« stellt nur den ersten Theil einer größeren Arbeit über ein wichtiges Capitel der Sprachwissenschaft, die Frage des Bedeutungswandels, dar. Der Verf. stellt das Princip der Analogie der Begriffsentwicklung auf und will es auf einem kleineren, fest umgrenzten Gebiete, bei den Verbis des Befehlens, zunächst erproben. In der vorliegenden Abhandlung greift er aus der Reihe dieser Verba *iubeo* und *ἐάω* heraus, zwischen denen er etymologische und begriffliche Gleichheit zu erweisen sucht. Er führt beide auf die Wurzel *yu-* wehren, wahren zurück, leitet sie aber nicht direct von dieser Wurzel, sondern von dem Causativum *yavaya-* ab: im Griechischen *ἐϝάω*, im Lateinischen *iavaio*, daraus *ieveio*, *ieveo*, die unbequeme Lautgruppe *eu* wurde zu *ou*, aus *ioveo* wurde *iuueo*, das unbequeme *uu* suchte man so zu differenzieren, dass man *u* in *b* übergehen ließ. (!) Wie sich der Verf. die Bedeutungsentwicklung von wehren zu befehlen, lassen denkt, will er erst im Zusammenhange der ganzen Arbeit darlegen, »wenn sämmtliche Wörter mit der Bedeutung befehlen in allen indogermanischen Sprachzweigen nach ihrer Etymologie hin durchgemustert sein werden.« Hoffentlich gelingt es dem Verf., diese Entwicklung plausibel zu machen. Aufgebaut ist die Arbeit auf reicher Literaturkenntnis.

In der Abhandlung »Zur mehrfachen präfixalen Zusammensetzung im Griechischen« macht Friedrich Schubert den Versuch, die Sprache der wichtigsten Autoren von Homer bis Plato auf diese Frage hin zu prüfen. Im ersten Theile »Allgemeines und Stilistisches« wird zunächst der Übergang der ursprünglichen Localadverbia in Präfix und Präposition besprochen, dann eine statistische Zusammenstellung aller vorkommenden mehrfachen Zusammensetzungen (mit Ausschluss der sogenannten uneigentlichen Präpositionen und sonstigen Localadverbien) gegeben und aus dem statistischen Verzeichnisse eine Reihe allgemeiner Beobachtungen abgeleitet (interessant ist die verschiedene Geltung der einzelnen Präpositionen in den häufigeren Combinationen), dann im zweiten »Besonderen Theile« die Zusammensetzungen mit *ἀμφί*, jene mit *ἀνά* eingehend erörtert. Aus dieser wertvollen, mit großem Fleiße gearbeiteten Sammlung werden sich manche wichtige Ergebnisse für die Erklärung der Schriftstellertexte und mittelbar auch für die Kritik gewinnen lassen. Zunächst aber zeigt die Fülle der vorkommenden Compositionen die große Anschaulichkeit des Griechischen in der Ausprägung der Gedanken und die Mannigfaltigkeit des Sprachgebrauches der einzelnen Schriftsteller.

Wie eine Art Apologie der bisherigen Behandlungen der griechischen Staatsalterthümer liest sich die Abhandlung Victor Thumsers »Aufgaben eines zukünftigen griechischen Staatsrechtes«. Gegen die in neuerer Zeit immer häufiger begegnende Äußerung, »dass die Entwicklung der das griechische Staatsleben betreffenden Forschung von den »Alterthümern« zu dem »Staatsrecht« hindränge«, sucht er geltend zu machen, dass die früheren Behandlungen aus Mangel an den nöthigen Quellen davon absehen mussten, »ein griechisches Staatsrecht zu schreiben, das, so bestechend es etwa wirken mochte, denn doch eher eine Probe der genialen Construction seines Autors als wirklich einen Einblick in das Wesen und die Bedeutung wie in den Zusammenhang der einzelnen Institutionen vermittelt hätte«. Aber die Forderung, die man heute, wo die Quellen reicher fließen, aufstellen muss und darf, bleibt doch zu Recht bestehen, umsomehr als man damit gewiss keinen Vorwurf gegen die Begründer der Disciplin, Wachsmuth, Hermann und Schömann, die sie nicht leisten konnten, erheben will. Die Berechtigung der Forderung verkennt ja auch der Verf. nicht, und man wird seine Skizze über den »Gang, den nach ihm Arbeiten, welche der Reconstruction des griechischen Staatsrechtes gewidmet werden sollen, einzuschlagen hätten«, gewiss mit umso größerem Interesse lesen, als er zu mehreren wichtigen Fragen Stellung nimmt und eine Reihe beachtenswerter Anregungen für ihre Behandlung gibt. Auch dagegen wird wohl keine Einwendung erhoben werden, dass man nicht »Mommsens Verfahren, das er mit so glänzendem und unbestreitbarem Erfolge für das römische Staatsrecht angewendet hat, bei der Darstellung des griechischen Staatsrechts im allgemeinen kurzerhand auf die Erforschung des griechischen Staatsrechts« anwenden dürfe. Es ist ja selbstverständlich, dass die Verschiedenheiten des griechischen Staatslebens, das buntes Vielerlei gegenüber der römischen Einheit aufweist, berücksichtigt werden müssen; aber ebenso gewiss ist es, dass die glänzende Leistung Mommsens richtunggebend und zielweisend sein muss.

Die zweite Abtheilung »Deutsche Sprache und Literatur« enthält drei Aufsätze (99 SS.). In dem ersten wird das mhd. Gedicht »des hunden nôt«, das in zwei Sammelhandschriften des 14. Jhdts. (in Heidelberg und in Kalocsa in Ungarn) erhalten ist, von Karl Reissenberger untersucht und herausgegeben. Der Stoff des Gedichtes hat eine weite Verbreitung gefunden. »Er ist außer an verschiedenen Orten des deutschen Sprachgebietes in Frankreich und Russland, bei den Südslaven und in Indien, zum Theil auch bei den Kirgisen Sibiriens und in Afrika als volksthümliche Überlieferung nachgewiesen worden. Von Kunstdichtungen bieten ihn Hss. des Roman de Renart und unser mhd. Gedicht.« R. zeigt

zunächst die Wandlungen, die der Stoff von seiner Urform an durchgemacht, und weist nach, dass der mhd. Dichter aus der lebendigen Überlieferung seines Volkes geschöpft hat. Das Gedicht wurde nach der K.er Hs. schon 1817 neu abgedruckt und nach der H.er Hs. von Jacob Grimm in seinem »Reinhart Fuchs« herausgegeben. Die Ausgabe R.s beruht auf neuen Collationen der beiden Hss. Ausführlich wird über Stil, Metrik, Heimat und Zeit des Dichters gehandelt und in den »Bemerkungen« die von R. gegebene Textesgestalt begründet und manches Sprachliche erläutert.

In dem zweiten Aufsatze »Martinus Bohemus. Zur Geschichte des älteren deutschen Dramas« zeigt Franz Spengler durch Vergleichung mit anderen Behandlungen derselben Stoffe im 16. Jahrhundert und eingehende Analyse der beiden Dramen des Pastors Martin Böhme (geb. 1557 zu Lauban in Schlesien, gest. ebenda als Pastor primarius 1622) »Vom Holoferne und von Judith« und »Vom Alten und Jungen Tobias« den Fortschritt, der sich bei Böhme zeigt. »Was den Autor vor allem auszeichnet, ist die Reichhaltigkeit des Details, womit er die Handlung zu schmücken versteht, die Fülle eigener Erfindung, die in einer Reihe charakteristischer Scenen oder wenigstens Typen zutage tritt. Es ist dies ein entschiedener Versuch, das was seine Vorgänger durch endlose Reden und ermüdende Dialoge dem Zuschauer klar machen wollen, durch Vorführung wirklicher Handlungen zu veranschaulichen.« Er behandelt die biblischen Erzählungen viel freier und selbständiger und gibt so viele Bühnenanweisungen, dass man sich von der Aufführung selbst ein Bild machen kann. Das dritte von Böhme erhaltene Stück »Vom verlorenen Sohn« hat Sp. bereits früher behandelt (Der Verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts. Innsbruck 1888, S. 84–88).

In einer sehr gehaltvollen, an feinsinnigen Bemerkungen reichen Studie »Grillparzer unter Goethes Einfluss« versucht Gustav Waniek »die mehr oder minder deutlichen Spuren zu verfolgen, welche der Einfluss Goethes in den Schöpfungen des genialen Epigonen zurückgelassen hat. Hiebei ist es keineswegs auf eine Vergleichung der beiden Dichter abgesehen, welche freilich um so näher liegt, als sich schon in der Anlage gemeinsame Berührungspunkte ergeben. Nur auf Schiller und Lessing wurde, um auch andere Einflüsse zu markieren, an einigen Stellen hingewiesen«. Nach dem Entwicklungsgange des Dichters gliedert sich die Untersuchung in die drei Theile: I. »Goethe in Grillparzers Sturm und Drang« (1807–1817), II. »Goethes Einfluss auf Sappho« und III. »Nachwirkungen von Goethes Einfluss, soweit sie noch in späteren Schöpfungen Grillparzers kenntlich wird.« Er zeigt nicht nur im einzelnen, wie die Sprache G.s durch Goethe beeinflusst ward, sondern legt auch dar, wie das dichterische Gestalten des Epigonen durch das große Vorbild befruchtet wurde: so entstand schon 1810 der Plan einer Fortsetzung des Goethe'schen »Faust«, 1811 dichtet er ein Lustspiel »Wer ist schuldig?« nach Goethes Urbild. Der »Sappho« steht, wenn auch eine Einwirkung des »Tasso« nicht ganz in Abrede gestellt wird, vornehmlich die »Iphigenie« sehr nahe, sowohl was die Anschauung als die Sprache und das Charakterbild der Heldin betrifft. In der Auffindung von Anklängen scheint uns allerdings der Verf. manchmal zu weit zu gehen; jedoch er verkennt das selbst nicht. »Die psychologischen Gründe für die Entscheidung, ob bei ähnlicher Composition, verwandten Charakteren, Motiven, dichterischen Bildern, Satzfügungen und sprachlichen Wendungen unmittelbarer Zusammenhang vorliegt, enthalten so viele irrationale Elemente, dass ihre vollständige Objectivierung ohne weitläufigen Apparat nahezu unmöglich wäre. Die vorstehende Untersuchung kann daher ebensowenig auf eine abschließende Vollständigkeit Anspruch erheben, wie auf allgemeine Zustimmung zu dem Einzelnen rechnen.« Mit einigen treffenden Bemerkungen über verwandte Züge beider Dichter und einer kurzen, zusammenfassenden Charakteristik G.s schließt die schöne Abhandlung, die einen wichtigen Beitrag zu G.s Entwicklungsgeschichte liefert.

Die dritte Abtheilung »Moderne Philologie« (222 SS.) enthält sechs Aufsätze. In dem ersten theilt der durch seine Arbeiten über die Malaiensprache bekannte Ferdinand Blumentritt einen »Katechismus der katholischen Glaubenslehre in der Ilongoten-Sprache, verfasst von P. Fray Francisco de la Zarza ... mit Äquivalenten des Ilongot-Textes in spanischer, bez. tagalischer und maguindanauischer Sprache« mit und liefert damit einen für Malayisten wertvollen Beitrag. Der Katechismus wird abgedruckt nach einem Manuscripte des P. Fray de la Zarza im Archive des Franciscanerklosters in Manila nach einer vom P. Fray Cecilio Garcia übermittelten Abschrift. Die Ilongoten (in den Mss. wird ihr Idiom Egongot genannt) sind ein Volksstamm in den Wäldern der Philippinischen Insel Luzon, an deren pacifischer Küste die Franciscaner seither aufgelassene Missionen unterhielten; P. Fr. Franc. de la Zara war dort im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts stationiert.

Der folgende Aufsatz bringt eine eingehende Darlegung über »die mährische Mundart der Romsprache« von Rudolf von Sowa nach zwei Texten, welche 1887 aus dem Munde eines aus Boskowitz gebürtigen Zigeuners aufgezeichnet wurden. Der Sprache der in Böhmen und Mähren umherziehenden oder ansässigen Zigeuner weist Miklosich die vierte Stelle unter den in Europa gesprochenen Dialecten der Romsprache an: seine wesentlichen Eigenthümlichkeiten gewinnt der Verf. aus der Vergleichung mit dem alterthümlichsten der in Europa gesprochenen Romdialecte, dem der griechisch-türkischen Zigeuner (Mikl. I) einer- und mit den Nachbardialecten andererseits. Da P. Ješinas in seiner Grammatik über den Dialect IV der Romsprache (Románi čib. 2. Aufl.) die Lautverhältnisse sehr kurz behandelt hat, werden hier die Lautverhältnisse, die Betonung, die Stammbildung und Flexion, die unveränderlichen Redetheile ausführlicher behandelt; am Schlusse werden zwei »Textproben« aus den oben angeführten Texten gegeben.

Ein recht brauchbares methodisch-didaktisches Hilfsmittel für den Unterricht im Englischen auf der Oberstufe bieten Engelbert Naders »Englische Synonyma. Aus Nader und Würzner: Elementarbuch der englischen Sprache« und »Englisches Lesebuch« für den Schulgebrauch zusammengestellt«. Durch übersichtliche Eintheilung und stete Heranziehung der französischen Synonyma wird die Sammlung, wenn auch im Anschlusse an bestimmte Lehrbücher abgefasst, dem neusprachlichen Unterrichte überhaupt gewiss gute Dienste leisten. Dadurch, dass die Synonyma durch passend gewählte Beispiele dem Verständnisse der Schüler erschlossen und im Anschlusse an die Sätze die englischen Wörter durch die ihnen entsprechenden deutschen Synonyma mit erklärenden Attributen oder kurzen erläuternden Sätzen wiedergegeben werden, wird der Bedeutungsunterschied viel klarer, als durch lange Auseinandersetzungen, und darin liegt der Wert der vorliegenden Sammlung.

Mit der Abhandlung »Syntaktische Untersuchungen zu der Sprache der mittelenglischen Romanze von »Sir Perceval of Galles« will Johann Ellinger die Sprache Sir Percevals, die er in einem Programmaufsatze 1889 in Bezug auf Laut- und Formenlehre untersucht hat, auch von der syntaktischen Seite beleuchten und so ein Scherflein zur Ausgestaltung der mittelenglischen Syntax beitragen. Da es sich bei der syntaktischen Untersuchung darum handelt, »dass die der Sprache des Denkmals eigenthümlichen Erscheinungen als solche scharf hervorgehoben und nicht unter der Masse der aus anderen Denkmälern derselben Zeitperiode bekannten Thatsachen erdrückt werden«, verzichtet er auf eine erschöpfende Darstellung der Syntax der Sprache Sir Percevals und beschränkt sich auf die Betrachtung der für diese Dichtung charakteristischen Eigenheiten im Gebrauche der wichtigsten Wortarten, nämlich des Artikels, des Substantivs, des Adjectivs, des Pronomens und des Verbums.

Einer Anregung August Lummerts folgend hatte Alois Würzner 1887 die Orthographie der ersten Quarto-Ausgabe von Shaksperes Venus

and Adonis und Lucrece untersucht (Programm der k. k. Realschule Wien, VII. Bezirk); als weiterer Beitrag zur Kenntnis der alten Shakspere-Ausgaben erscheint hier der Aufsatz: »Die Orthographie der beiden Quarto-Ausgaben von Shaksperes Sommernachtstraum«, der auch das nähere Verhältnis der beiden Quartos zu einander und zur Folio in helleres Licht setzt. Durch diese Untersuchung wird die von Ebsworth aufs neue vertretene Ansicht, dass Quarto A die ältere und bessere, die Quarto B die jüngere sei und dass die Herausgeber der ersten Folio Quarto B benützt haben, im wesentlichen bestätigt.

In dem letzten Aufsatze »Die istrianischen Mundarten« versucht Anton Ive eine Darstellung der »Mundarten von Pirano, Rovigno, Valle, Dignano, Gallesano, Fasana, Sissano und Pola, diesen acht im westlichen Istrien gelegenen, von venetischen und ladinischen Elementen durchdrungenen Orten«. Zunächst kommt nur der Vocalismus zur Behandlung. Consonantismus und Formenlehre sollen später folgen. Der Verf. geht von der Mundart Rovignos aus und zieht die Dialecte der anderen Orte in die Behandlung hinein. Eine Fülle von Beispielen und Verweisungen auf andere italienische und ladinische Mundarten unterstützen die Ausführungen des Verf.s.

Die vierte Abtheilung »Geschichte und Kunstgeschichte« (225 SS. mit fünf Aufsätzen) eröffnet P. Willibald Hauthaler mit einer für die Geschichte der Salzburger Erzdiöcese wichtigen Publication. Es ist dies »Ein salzburgisches Registerbuch des XIV. Jahrhunderts«, das in einer Pergamenthandschrift der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erst im vorigen Sommer vom Verf. aufgefunden worden ist und das älteste Registerbuch von Salzburg vorstellt. Es enthält 31 Nummern aus der Zeit des Erzbischofs Ortolf (1343—1365), von denen nur vier bisher aus anderen Quellen nachgewiesen sind, und 136 Nummern aus der Zeit des Erzbischofs Pilgrim (1366—1396), von denen nur 23 unter Einrechnung derjenigen, von welchen nur die Urkunde der Gegenpartei, aber nicht die erzbischöfliche anderwärts belegt ist, bekannt sind. »Die Urkunden sind, von einzelnen wenigen Stücken etwa abgesehen, durchweg wichtige Rechts- und Vertragsverhandlungen, an deren sorgfältiger Aufbewahrung meist die erzbischöfliche Kanzlei selbst ein lebhaftes Interesse hatte.« Die Handschrift ist der Rest der zur Zeit der genannten Erzbischöfe in der erzbischöflichen Kanzlei unter der unmittelbaren Aufsicht des Kanzlers und Protonotars geführten Register. Der Zeit nach reichen die Eintragungen vom September 1364 bis December 1379, am Schlusse der Ortolf'schen Reihe ist eine Urkunde vom 7. November 1351 nachgetragen; sie schließen mit der Notiz über die Aufnahme eines neuen Protonotars, der wohl ein neues Registerbuch angelegt hat. Auf der Rückseite von Fol. 50 und der Vorderseite des nicht numerierten Fol. 51 folgen zwei Erlässe aus den Jahren 1387 und 1440, was beweist, dass das Registerbuch damals unbekannt und unbenutzt war. Von gerichtlich belanglosen Acten der Erzbischöfe kommt kein einziges Stück vor, daher kann die Sammlung nicht vollständig sein, doch fand der Verf. nur wenige Vertragsurkunden von weiterer Bedeutung, die nicht im Registerbuche eingetragen wären. Nach einer Erörterung der Wichtigkeit der Registerbücher und einer Darlegung der in dem Salzburger enthaltenen bedeutenderen Stücke theilt der Verf. Auszüge aus den 164 Stücken des neuen Registerbuches mit.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte Kaiser Friedrichs III. und der österreichischen Provinzen enthält der Aufsatz von Andr. Gubo »Der Cillier Erbstreit«. Der Verf., der bereits in einigen Programmaufsätzen sich mit der Geschichte der Grafen von Cilli beschäftigt hat, schildert hier in ausführlicher Darstellung auf Grund der Cillier Chronik und anderer zeitgenössischer Quellen die Kämpfe, die sich erhoben um das große Erbe des letzten Grafen von Cilli, Ulrich II., »der in namenlosem Ehrgeize und starrer Rücksichtslosigkeit die höchsten Stellen in

Österreich und Ungarn errang, der als Versippter so manches angesehenen Geschlechtes, als Schwiegersohn des Serbenfürsten Georg Branković, als Schwager des Sultans Murad II. und als Vetter des Königs Ladislaus Posthumus noch höher strebte« und als er nahe am Ziele seines Strebens war »vom Mordschwerte des Corvinen« getroffen wurde. Erst nach dem Tode des jungen Königs erreichte der Streit bald sein Ende. Durch den Antheil Friedrichs III. hat sein Verlauf auch Wichtigkeit für die Zeit- und Reichsgeschichte. Am Schlusse theilt der Verf. (nach den Handschriften im steiermärkischen Landesarchive) vier Privilegien an die Stadt Cilli zum erstenmale vollinhaltlich mit, in denen der Kaiser den Bürgern alte Rechte und Freiheiten bestätigte und neue bewilligte.

»Zur Geschichte einiger Reichsstädte in den letzten Zeiten des Reiches« betitelt sich der folgende Aufsatz von Eugen Guglia. Der Verf. geht von der Erfahrung aus, dass die Geschichtsbücher von dem Zustande und der politischen Stellung der deutschen Reichsstädte im 18. Jahrhundert, wenn sie ihrer überhaupt gedenken, immer die traurigste Schilderung entwerfen, so dass man sich »unmächtig nach außen, still und arm im Innern, ohne eigenthümlichen Geist, von einem Wust veralteter Formen erstickt, einem unvermeidlichen Ruin entgegensiechend, diese Gemeinwesen in der letzten Periode gemeiniglich« vorstellt. Schon die Thatsache, dass die 51 Reichsstädte auch darnach noch einen ansehnlichen Theil des Reiches bildeten und dass von den Reichslasten ein unverhältnismäßig großer Theil auf sie entfiel, widerspricht diesem Bilde. Der Verf. will nur einige fragmentarische Beiträge zu einer eingehenden Schilderung des inneren Lebens und der äußeren Stellung dieser Gemeinwesen, wobei »Politik und Verwaltung der Obrigkeiten, ihr Verhältnis zu den Bürgerschaften, das Treiben in den Zünften und Innungen, Handel und Wandel, endlich auch das geistige Leben berührt werden« müsste, liefern. Als Quellen dienen ihm neben der zeitgenössischen Literatur die auf die Reichsstädte bezüglichen Acten des ehemaligen Reichshofrathes in Wien. Nach Maurer theilt er die Städte in *a*) solche mit vorherrschend aristokratischem Regiment, *b*) in solche mit vorherrschendem Zunftregiment und *c*) in solche, die ein bürgerliches Regiment, das weder ein aristokratisches, noch ein Zunftregiment war, besassen. Von der ersten Gruppe behandelt er eingehender Frankfurt, Nürnberg und Ulm, von der zweiten Worms, Nordhausen und Reutlingen, in der dritten werden nur einige ganz kurze Mittheilungen über Vorgänge in Bremen, Hamburg, Dortmund, Regensburg und Mühlhausen gemacht. Ganz besonders anziehend und lehrreich sind die ausführlichen Schilderungen der inneren Zustände in Frankfurt, Nürnberg und Worms. Es ist dem Verf. gelungen, durch seine actenmäßige Darstellung den Nachweis von dem reichen inneren Leben in den Reichsstädten zu liefern. Es geht aber auch daraus hervor, dass sich diese Gemeinwesen »der Zusammengehörigkeit der einzelnen Stände des Reiches zu einem großen nationalen Ganzen und der Pflichten gegen das Reichsoberhaupt« lebhaft bewusst waren und dass sie zur Erhaltung der Reichsintegrität und somit ihrer eigenen Existenz in schweren Tagen große Opfer nicht nur an Geld, sondern auch an Kämpfern brachten. Als vollgiltigen Zeugen für ihre Bedeutung führt der Verf. am Schlusse Napoleon an, der 1802 in Regensburg sein Bedauern ausdrücken ließ, dass die Umstände die Aufopferung einer so großen Anzahl freier Städte, »die alle den Wissenschaften, den Künsten und dem Handel außerordentliche Dienste geleistet« gefordert hätten, und Talleyrand, der ihm darauf antwortete: »Es steht Frankreich wohl an, diese Städte zu beschützen, aus denen es jederzeit reelle Vortheile wird ziehen können und zu deren Gunsten die Meinung aller Aufgeklärten heute in Deutschland spricht.«

Eine reiche Fülle belehrender und interessanter Details für die Geschichte der Gothik überhaupt enthält der Aufsatz von Franz Hann »Die gothische Kirchenbaukunst in Kärnthen«. Auf Grund eigener Anschauung aller in Betracht kommenden Bauten und genauer Kenntnis

von Archivalien verfolgt der Verf. den Übergangsstil von der Romanik zur Gothik im 13. Jahrhundert, der nur ausnahmsweise, in Victring und Friesach, auftritt, die allmähliche Entwicklung des gothischen Baustils bis zur reinen Hochgothik im 14. und zu Beginn des 15., die nur durch wenige Denkmäler vertreten ist, und der Spätgothik im 15., der die meisten gothischen Kirchen in Kärnthen angehören, endlich den Übergang von der Gothik zur Renaissance in der ersten Hälfte des 16. und die Ersetzung des gothischen Kirchenbaus durch den neuen Stil in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Für die Geschichte der Gemäldesammlung des Kunsthistorischen Hofmuseums in Wien, der Kupferstichsammlung der „Albertina", für die Bestrebungen Rudolfs II. und insbesondere die Wertschätzung Dürers gleich wichtig ist der Aufsatz Josef Neuwirths „Rudolf II. als Dürer-Sammler". Indem der Verf. auf Grund der im „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses", einer „der vornehmsten kunstgeschichtlichen Publicationen der Gegenwart", der Forschung erschlossenen archivalischen Schätze die Geschichte und Erwerbung der einzelnen Dürer-Werke und das allmähliche Anwachsen der berühmten Prager Dürer-Sammlung verfolgt, bietet er wertvolle Berichtigungen und Ergänzungen zu dem bekannten Buche Thausings über Dürer. Dabei fällt auch manches interessante Streiflicht auf die Geschichte des deutschen Kunsthandels. „Die lebhafte Nachfrage nach Gemälden Dürers und die steigenden Preise konnten in einem speculativen Kopfe wohl den Gedanken aufkommen lassen, Dürer-Arbeiten als Handelsartikel zu vertreiben. Da die Originale dafür nicht allein ausreichten, so wurden dieselben durch geschickte Hände copiert; ja man trug gar kein Bedenken, solche Machwerke für eigenhändige Schöpfungen des Meisters auszugeben." Die meisten Werke des Meisters befanden sich natürlich in Nürnberg, aber auch in den Niederlanden, in Italien und selbst im fernen Spanien gab es vornehme Dürer-Liebhaber; von überall her suchte der Kaiser berühmte Werke zu erlangen. „Rudolf II. stellt sich als Dürer-Sammler nach verlässlichen Belegen und Anhaltspunkten als eine Persönlichkeit dar, welche über den Dürer-Bestand verschiedener Orte gleichsam Buch führte und sofort auf dem Laufenden war, wenn irgend welche Verschiebungen des Besitzstandes bevorstanden, die zur Erwerbung eines Dürerwerkes für die kaiserliche Sammlung ausgenützt werden konnte. Erprobte Geschäftsträger, welche die Dürer-Vorliebe des Herrschers genau kannten, suchten mit Argusaugen, wo ein Dürerwerk erwerbbar wurde, und bestrebten sich, sogar noch vor Einlangung der kaiserlichen Anweisung, deren sie offenbar in solchen Fällen gewiss waren, das betreffende Object in ihre Hände zu bringen."

Wien. Dr. S. Frankfurter.

(Schluss folgt.)

---

2. Loriš Jan, Staročeská píseň „O Arnoštovi". (Das altböhmische Lied von „Ernst".) Progr. der Staats-Oberrealschule in Königgrätz 1892, 8°.

Im Jahre 1887 wurde in der Bibliothek des Grafen Victor Baworowski in Lemberg vom Prof. Brückner eine altböhmische aus dem Jahre 1472 stammende Handschrift aufgefunden, enthaltend zwei bisher in der böhm. Literatur unbekannte Lieder, und zwar: 1. von Ernst, 2. von Dietrich von Bern. Die Sage vom Erzherzog Ernst war in Deutschland sehr verbreitet, wovon die zahlreichen Handschriften Zeugnis geben; für das altböhmische Lied ist wichtig die Handschrift, welche von Bartsch mit D bezeichnet und in Gotha aufbewahrt wird. An diese Handschrift

schließt sich das altböhm. Lied und zwar so ängstlich, dass es als eine Übersetzung der deutschen Vorlage erscheint (S. 4). Der Verf. zeigt dies, indem er den Inhalt beider Handschriften sorgfältig vergleicht und gewissenhaft auf die in der böhm. Handschrift vorkommenden — meistens sehr ungeschickten Abweichungen hinweist. Nur zwei Abweichungen sind von wesentlicher Bedeutung, indem die böhm. Handschrift zwei Stellen aufweist, die in der deutschen Vorlage nicht zu finden sind. Diese und noch andere, freilich weniger wichtige Abweichungen veranlassen den Verf. zu der Meinung, dass der böhmische sonst unbekannte Dichter nicht unmittelbar aus der Handschrift D geschöpft, sondern eine andere zur Handschrift D gehörende Vorlage benützt habe. Auch die böhmische von Prof. Brückner aufgefundene Handschrift scheint dem Verf. kein Original, sondern eine aus späterer Zeit herrührende Überschreibung zu sein, was aus den zahlreichen Schreibfehlern und einigen sprachlichen Eigenthümlichkeiten (vgl. sobú. sen = hic, tále usw.) gefolgert wird.

Die Arbeit macht im ganzen einen günstigen Eindruck. Der Verf. lässt sich nicht leichtsinnig zu unbegründeten Schlüssen verführen und stellt den interessanten Fund Prof. Brückners in ein klares Licht zu den deutschen Handschriften.

3. Vlček Jar., Z básnické činnosti Vítězslava Hálka. Období první a druhé. (Aus der poetischen Thätigkeit Vítězslav Háleks. Erste und zweite Periode.) Progr. der Staats-Oberrealschule in Prag 1892, 8°, 13 SS.

Der Verf. genießt als Literarhistoriker einen guten Namen. Seine Geschichte der slovenischen Literatur (1890) und seine literarischen Studien auf dem Gebiete der böhmischen Literatur, die er hier und da erscheinen ließ, lenkten mit Recht die Aufmerksamkeit auf ihn als den fähigsten Literarhistoriker', der uns wirklich eine pragmatische und systematische Geschichte der böhmischen Literatur verfassen könnte. Und diese von einem leider zu früh verschiedenen böhmischen Journalisten ausgesprochene Erwartung wird erfüllt, denn der Verf. ist bereits im Begriffe eine böhmische Literaturgeschichte herauszugeben (Theil I. ist bereits erschienen), der die vorliegende Arbeit als ein Probestück vorausgeschickt wurde. Der Verf. behandelt in dieser Studie Háleks literarische Bedeutung in seiner ersten und zweiten Periode; in kernhafter und gedrungener Sprache schildert der Verf. im Eingange den Zustand der böhmischen Literatur in den Jahren 1847—1857, dann wie im Jahre 1857 einige Männer, deren Namen später bei uns ruhmvoll geworden sind, zusammentraten, einen Almanach unter dem Namen Máj herausgaben, der eine neue Epoche für unsere Literatur kühn ankündigte. Neben den erotischen und vaterländischen Motiven — die bisher herrschend waren — besangen sie auch die Ideen der Humanität und Denkfreiheit, Ideen der Schönheit der Natur und Macht der Leidenschaften. In ihrer Poesie spiegelt sich das moderne Leben und Denken mit seiner Zerworfenheit und seinem philosophischen Skepticismus und Pessimismus ab. Diese Ideen schöpften die damaligen Dichter vorzüglich aus dem englischen Dichter Byron, aus der deutschen literarischen Schule „Jungdeutschland" genannt. Und an der Spitze dieser Vorkämpfer neuer Ideen stand Vítězslav Hálek. Mit einer dem Verf. eigenen Leichtigkeit und Frische werden dann die ersten romantischen Gedichte Háleks besprochen, die die erste Periode bilden. Es war ein Glück für unseren Dichter, dass er frühzeitig von seinem Freunde Neruda aufrichtig gewarnt von der Liebesromantik sich zum Drama wendete. Als Dramatiker stand er unter dem Einflusse der großen Dichter Shakespeare, Goethe und Schiller, von denen er sich aber nur das, was am meisten in die Augen fällt, aneignete. Er war kein dramatischer Dichter, die byronische Poesie dringt auch in seinen Dramen

durch, — aber dessen ungeachtet sieht man doch, dass sie einen Dichter zum Verfasser haben. Seit 1861 erweiterte Hálek seine Thätigkeit auf das Gebiet der Kritik; auch die Reisen nach dem slavischen Orient gaben Anregungen zu neuen Gedichten, unter denen hier „Goár“ für das beste erklärt wird. Durch sein Gedicht „Děvče z Tater“, das eine Gegend im Tatra zum Hintergrunde hat, befreite sich der Dichter von dem Einflusse Byrons und damit schließt auch die zweite Periode seiner Thätigkeit. Er wendet sich zur Dorfnovelle, dem Gebiete, auf welchem er auch das Vorzüglichste leistete.

Die ganze Arbeit zählt nur 13 Seiten, aber die Weise, wie der Verf. seinen Gegenstand handhabt, seine Sprache, in welcher ein jedes Wort an seinem Platze steht, überhaupt die ganze Methode und der Scharfblick, mit dem er den Zusammenhang der einzelnen Gegenstände durchdringt, berechtigen die Spannung, mit welcher der Vollendung der Abhandlung entgegengesehen wird.

4. Machal, Dr. Jan, Úvod ve studium ruských bylin. (Einleitung in das Studium der russischen byliny.) Progr. des Gymn. in Prag (Korngasse) 1891, 8°.

Die Arbeit soll eine Einführung in das Studium der russischen byliny, d. h. epischer Volkslieder weltlichen Inhalts sein. Der Name byliny kommt daher, dass dieselben eine wirklich sich zugetragene Geschichte schildern. Während im europäischen Westen die Volkspoesie im Aussterben begriffen ist, gibt es in Russland einige Gegenden, namentlich um den See Oněga, wo die russische Volkspoesie in voller Blüte steht und vorderhand keinen Anlass zu der Befürchtung gibt, dass sie dasselbe Schicksal treffen werde, wie im europäischen Westen. Die betreffende Gegend ist gegen die Außenwelt ganz abgeschlossen, die europäische Civilisation mit ihrer die Volkspoesie vernichtenden Macht hat hieher keinen Zutritt, die volksthümlichen Überlieferer des Gesanges sind keine handwerksmäßigen Sänger, die für bescheidenen Lohn ihre Lieder vortragen, sondern wohlhabende, arbeitende Bürger. Aber der Inhalt dieser Lieder zeigt, dass die nordrussischen Gegenden nicht ihre eigene Heimat sind, sie weisen nach Südrussland hin, auf die Städte Kiew, Volyń, Černigow usw., als ihre ursprüngliche Heimat. Diese Thatsache ist nur durch Besetzung der nordrussischen Gegenden durch südrussische Colonisten zu erklären (S. 17). Wie über die ursprüngliche Heimat, so hatte man auch über die Bedeutung und die ursprünglichen Motive viel geschrieben. Eine frühere Meinung gieng dahin, dass diese Lieder ein reines, originelles, ungetrübtes Erzeugnis des Volkslebens seien, aber mit Anwendung der vergleichenden Methode hat man später festgestellt, dass das russische Volksepos durch und durch mit fremden Stoffen und Motiven durchdrungen ist, die sich an den ursprünglichen Kern eng anschlossen und seinen Inhalt in dem Maße modificierten, dass beides nur mühevoll von einander unterschieden werden kann (S. 20). Eine weitere Folge davon ist, dass das russische Volksepos kein einfaches, einheitliches, im 11. oder 12. Jahrhundert entstandenes, sondern ein vielfach zusammengesetztes Product ist, an dem mehrere Jahrhunderte arbeiteten, die auf seinen Charakter verschiedenartig einwirkten. Der ursprüngliche Stoff war volksthümlich, theils historisch, theils fabelhaft, aber im Laufe der Zeit traten an diesen Kern fremde Motive, die in das Volk durch zahlreiche Übersetzungen aus den westlichen und östlichen Literaturen eindrangen und ihren Weg über Constantinopel oder Polen nahmen (S. 28).

Wir sind dem Verf. für seine Arbeit zum Danke verpflichtet; in einer verhältnismäßig kurzen und klaren Darstellung hat er uns über eine der schwierigsten Fragen der russischen Literatur aufgeklärt. Vor allem ist namentlich die außerordentliche Belesenheit in den russischen

Quellen, wie auch die ruhige und sichere Behandlung des Gegenstandes zu constatieren. Wir empfehlen die Arbeit allen Freunden der Volkspoesie auf das Wärmste.

5. **Paroubek, Ot. G., Z dějin českého verše.** (Aus der Geschichte des böhmischen Verses.) Progr. des Realgymn. in Prag (Kleinseite) 1892, 8°.

Es soll ein Probestück aus einem größeren Werke sein, das den slavischen überhaupt und den böhmischen Vers insbesondere behandeln wird. Die vorliegende Arbeit bespricht gewissermaßen die Geschichte des böhmischen Verses von Blahoslav an bis auf unsere Zeit. Im ganzen kann man sagen, dass da nichts Neues vorgebracht wird. Der Verf. nimmt wohl eine Miene an, als ob sein Werk in der böhmischen Verskunst bahnbrechend sein sollte; in dem Werke selbst aber werden keine epochemachenden Entdeckungen zu finden sein, insofern man aus der vorliegenden Partie urtheilen kann. Es ist nicht zu leugnen, dass der Verf. viel gelesen hat, dass er respectable Kenntnisse auf diesem Gebiete hat, aber den Stoff zu ordnen und systematisch zu bearbeiten — das hat er nicht verstanden. Ich glaube, dass, wenn jemand ohne vorausgehende Kenntnis der böhmischen Verskunst diese Arbeit durchgelesen hätte, er sich auf Grund dieser Abhandlung gar keinen Begriff davon hätte machen können. Statt uns die Entwicklung der Geschichte des böhmischen Verses ruhig auseinanderzusetzen, springt der Verf. von einer Sache zur anderen, durchflicht alles mit zahlreichen Citaten, die noch mehr zur Verwirrung beitragen und oft gerade das Gegentheil davon beweisen, was der Verf. meint. Das Bild von dem großen Kampfe zwischen dem Accent und der Quantität zu Anfang dieses Jahrhunderts wird ganz getrübt. Man gelangt nirgends zu einem befriedigenden Resultate, man liest bis zu Ende — und da wird man auf das noch nicht erschienene Buch des Verfs verwiesen. Die vorliegende Arbeit ist genug lang, um doch zu einem Resultate zu kommen. Auf Einzelnheiten wollen wir nicht eingehen; das würde zu weit führen. Von dem bekannten Gedichte Poláks Vznešenost přírody sagt der Verf. S. 24: dass, wenn es dem Rathe Jungmanns zufolge in quantitative Verse übersetzt worden wäre, dasselbe heutzutage niemand lesen wollte. So behielt das Gedicht sein ursprüngliches Gewand — aber trotzdem ist es längst vergessen. Der Grund davon liegt anderswo. Auch ein für den böhm. Vers fein geübtes Ohr will der Verf. besitzen, wenigstens S. 36 nimmt er an einem aus den Filologické Listy citierten Verse Anstoß, als ob derselbe das böhmische Ohr verletzen würde. Ich glaube dies nicht; man muss nur den Vers lesen können. Überhaupt ist diese Bemerkung wie sehr viele andere überflüssig, einige derselben scheinen sogar offensiven Charakter zu haben (S. 36. 3).

Der Stil ist dem ganzen Gehalte der Arbeit angemessen und erinnert an ein bekanntes, aber nicht zu empfehlendes Muster, bei welchem das Verbum »hlásati« die wichtigste Rolle spielt und das ewige Wiederholen desselben unerträglich erscheint.

6. **Kaspar, P. J., Tanec část bohoslužby.** (Der Tanz als ein Theil des Gottesdienstes.) Progr. des Gymn. in Časlau 1891, 8°, 20 SS.

Das im Titel ausgesprochene Thema verspricht viel, aber auf 20 Seiten kann man nicht einen Stoff erschöpfen, zu dessen Behandlung ein umfangreiches Buch kaum genügen würde. Daher kommen auch die Mängel der vorliegenden Arbeit. Der Verf. kann und will nicht auf eine systematische und gründliche Besprechung eingehen. Ohne irgend eine Eintheilung zu behalten spricht er bald von diesem, bald von jenem Volke, wie es durch den Tanz seine Freuden und Leiden kundgegeben

oder seine Götter verehrt hat, wobei er auch allerhand Äußerungen macht, die theils mangelhaft sind (vgl. S. 13 über die Entstehung des modernen Dramas), theils auf einer falschen Grundlage beruhen (vgl. S. 9; auf Grundlage der Königinhofer Handschrift darf man nichts beweisen wollen). Wir vermissen einen Plan, welcher der Behandlung zugrunde läge. Diese Mängel könnten durch eine planmäßige Anordnung des Stoffes gehoben werden, wenn man sich mit einer kurzen Darstellung des Gegenstandes zufriedenstellen wollte. Die Sprache ist correct.

7. Keberle Vojt., Příjmění česká podle tvaru a původu. (Böhmische Vornamen nach Form und Ursprung.) Progr. des Staats-Obergymn. in Taus 1892, 8°.

Der Verf. hat sich schon einmal (s. Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 1890) mit dieser Frage beschäftigt, damals mit den aus den Taufnamen entstandenen Vornamen; in dieser Arbeit behandelt er alle übrigen, die Dings- und Thierbenennungen und die Abstracta ausgenommen, da dieselben nach der Meinung des Verf.s in Bezug auf die Form, um welche es sich dem Verf. vorzugsweise handelt, kein Interesse versprechen. Die ganze Abhandlung, zweckmäßig eingetheilt, erschöpft in den gestellten Grenzen den Stoff und verdient in vollem Maße unsere Aufmerksamkeit als die erste systematische Arbeit dieser Art. Es bleibt nur zu wünschen, dass der Verf. den Stoff nicht liegen lassen und ein anderesmal zeigen möge, was oder welche Eigenschaften bei dem Ertheilen von Vornamen entscheidend waren; denn in dieser Hinsicht verspricht die Arbeit weit mehr Erfolg und Interesse als das bloße Constatieren von Namen. Dies würde uns einen Einblick in die geistige Werkstätte unseres Volkes gewähren. Dass es mit großen Schwierigkeiten verbunden wäre, darin können wir dem Verf. nicht beipflichten.

Neuhaus. Johann Kaňka.

---

8. Grünfeld, Dr. E., Zur Theorie der Systeme linearer Differentialgleichungen erster Ordnung und der Fuchs'schen Differentialgleichungen *m*ter Ordnung. Progr. des k. k. Staatsgymn. im II. Bezirke Wiens 1892.

Der Verf. befasst sich zunächst mit dem Differentialgleichungs-System:

$$\frac{dy_i}{dx} = a_{i_1} y_1 + a_{i_2} y_2 + a_{i_3} y_3 + \cdots + a_{i_n} y_n, \; i = 1, \ldots n$$

und erläutert an demselben das von d'Alembert eingeführte Transformationsverfahren; in dieser Gleichung bedeuten die Coëfficienten in der Umgebung des Nullpunktes eindeutige und stetige Functionen von x. Das erwähnte Transformationsverfahren wird zum Ausgangspunkte der Integration des vorstehenden Systemes linearer Differentialgleichungen erster Ordnung sowohl, als auch der Integration der Fuchs'schen linearen Differentialgleichung *m*ter Ordnung gemacht; die Ergebnisse dieser Betrachtungen werden in angemessener Weise zur Anschauung gebracht. Es ist hier nicht möglich, auf den Inhalt der durchwegs analytisch gehaltenen Abhandlung, welche unzweifelhaft einen schätzenswerten Beitrag zur Theorie der Integration der Differentialgleichungen bildet, besonders einzugehen.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Herodotea.

I) Her. VIII 87 *ἡ δὲ αὐτῆς (νηῦς) πρὸς τῶν πολεμίων μάλιστα ἐτύγχανε ἐοῦσα.*

Stein sagt zu dieser Stelle: „*πρὸς — μάλιστα, quam proxime ab* vgl. c. 120". Hier aber steht der Satz: *τὰ δὲ Ἄβδηρα ἵδρυται πρὸς τοῦ Ἑλλησπόντου μᾶλλον ἢ τοῦ Στρυμόνος*, und in der Anmerkung steht: „*πρὸς — μᾶλλον propius ab*".

Die Übersetzung beider Sätze lautet: „Ihr Schiff war den Feinden gerade am nächsten" und „Abdera liegt näher am Hellespont als Strymon". Aus den zwei angeführten Beispielen leitet sich scheinbar die Bedeutung des *μᾶλλον* und *μάλιστα πρός τινος* ab. Es ist nun die Frage, ob das ganz wahr ist. Wir müssen, um den Beweis für uns zu führen, die Gebrauchsweise der in Frage stehenden Worte *εἶναι, ἱδρῦσθαι, μᾶλλον, μάλιστα* und *πρός τινος* in Betracht ziehen.

μᾶλλον, μάλιστα sind Worte, die andere Begriffe steigern. *μᾶλλον* steigert nur den Begriff, zu dem es gesetzt ist, und heißt „mehr, lieber", *magis, potius*, wie V 55 *οὐδὲν ἧσσον ἀλλὰ καὶ μᾶλλον ἢ πρὸ τοῦ*, oder VII 46 *τεθνάναι βούλεσθαι μᾶλλον ἢ ζώειν*. Ja es steigert sogar den Comparativ, wie I 31 *ἄμεινον ἀνθρώπῳ τεθνάναι μᾶλλον ἢ ζώειν* vgl. I 32, VII 50, 143, 235, IX 7. Durch *μᾶλλον* wird also ausgedrückt, dass irgend eine Handlung oder Eigenschaft oder ein Nomen in einem höheren Grade besteht als etwas anderes. Die Bedeutung von „näher" lässt sich nirgends herausfinden.

Wenn wir das Wort *ἱδρῦσθαι* nehmen, welches in dieser Perfectform die Bedeutung „liegen, gelegen sein" hat, so fragt man dabei immer „wo?" z. B. I 157 *ἦν αὐτόθι μαντήιον ἐκ παλαιοῦ ἱδρυμένον*. IV 104 *ἐπὶ κρημνοῦ ἵδρυται τὸ ἱρόν* oder IV 15 *τὸ ἄγαλμα ἐν τῇ ἀγορῇ ἵδρυται*. Die Beantwortung der Frage „wo?" liegt also in dem Präpositionalausdrucke und

nicht im Comparativ. Es ist daher die Partikel *πρός* c. gen. anzusehen, und hier finden wir gerade am meisten den Gebrauch der Begriffe des Ortes, der Gegend, in der Bedeutung von „in der Gegend von oder her, gegen etw. zu“ bei den Verben der Ruhe, der Lage und zuweilen auch der Richtung angewendet. Die Nomina, die mit *πρός* stehen, sind Städte, Berge, Meere, Länder oder statt dieser auch Volksnamen und Weltgegenden, wie I 84 *πρὸς τοῦ Τμώλου*, II 8 *πρὸς Λιβύης*, IV 181 *πρὸς τῆς ἐρήμου*, VII 36 *πρὸς τοῦ Εὐξείνου πόντου*, IV 52 *πρὸς θαλάσσης*, VII 216 *πρὸς Μηλιέων*, II 30 *πρὸς Αἰθιόπων*, besonders häufig aber sind *πρὸς ἄρκτου, βορέω, νότου, μεσαμβρίης, ἑσπέρης, ἡλίου δύνοντος, δυσμέων*; ja oft steht auch der Accusativ in derselben Bedeutung, so dass man bei der Schwankung der Handschriften die eine oder die andere Construction gewöhnlich, oft mit Unrecht anzunehmen pflegt. So haben wir bei *ῥέω* II 99 *ῥέει παρὰ τὸ ὄρος πρὸς Λιβύης* und I 172 *ῥέων ἄνω πρὸς βορέην ἄνεμον*. Ja wir setzen hier ein Beispiel, das Stein entweder entgangen ist, oder das er absichtlich übersehen hat: IV 48 *Τιάραντος πρὸς ἑσπέρης* (AB, *ἑσπέρην* PRVS) *μᾶλλόν τε καὶ ἐλάσσων* sc. *ἐστὶ* und nicht *ῥέει*, wie die gewöhnlichen Übersetzungen in komischer Weise bieten, wobei natürlich die Lesart PRVS angenommen wird. Denn kein Fluss der südlichen Donau fließt nach Westen (*πρὸς ἑσπέρην*), sondern er kann nur von Westen her kommen, in westlicher Gegend (*πρὸς ἑσπέρης*) sich befinden; also ist die Lesart PRVS, der sich Holder anschließt, nicht richtig. Die Formen *πρὸς ἑσπέρης, πρὸς βορέω* usw. werden sogar durch *τό, τά* substantiviert oder adverbiell gebraucht: „nördlich, westlich, südlich usw., die Weltgegend“ usw. So können wir das von Stein angezogene Beispiel nur so übersetzen: „Abdera befindet sich mehr in der Gegend des Hellespont als des Strymon.“ Hiemit entfällt das als Beweis geltende Beispiel Steins, und uns bleibt *μάλιστα — πρὸς* allein stehen.

Es fragt sich nun um die Gebrauchsweise des *μάλιστα*. In der gewöhnlichsten Bedeutung heißt es immer *maxime* „meistens, besonders, gerade“, steigert alle Redetheile und ist dem *ἥκιστα* entgegengesetzt, vgl. II 43, IV 170; andere Beispiele: II 50 *μάλιστα ἀπ' Αἰγύπτου ἀπῖχθαι*, II 111 *μάλιστα ἄξιος*, II 177 *μάλιστα δὴ τότε*. Um aber eine Bezeichnung der Gegend durch Personen zu steigern, findet sich nur unser Beispiel, was auffallen muss. Ebensowenig kommt ein *πρός* mit demselben weiter vor. Es muss daher die Construction des *πρός* für sich weiter behandelt werden, und weil *πολεμίων* nicht eine Gegend, sondern Personen bedeutet, daher betrachten wir die Anwendung des *πρός τινος γίνεσθαι* oder *εἶναι*.

Für diese Phrase finden wir nur eine einzige Übersetzung: *esse* od. *stare ab aliquo* od. *a partibus alicuius, favere alicui*, auf jemandes Seite stehen, zu jemands Gunsten sein, wie I 124 *γε-*

νόμενοι πρὸς σέο, VIII 22 πρὸς ἡμέων γίνεσθε ib. γενέσθαι πρὸς ἑωυτῶν. I 75 πρὸς ἑωυτοῦ τὸν χρησμὸν εἶναι. VIII 60 τὸ ἐν στεινῷ ναυμαχέειν πρὸς ἡμέων ἐστί. Um den Ursprung, „von wem etwas kommt oder ausgeht", anzugeben, kommen nur zwei Beispiele vor: V 12 οὔτε γὰρ Περσικὰ ἦν οὔτε Λύδια τὰ ποιεύμενα ἐκ τῆς γυναικὸς οὔτε πρὸς τῶν ἐκ τῆς Ἀσίης οὐδαμῶν. VII 153 τὰ τοιαῦτα ἔργα οὐ πρὸς τοῦ ἅπαντος ἀνδρὸς νενόμικα γίνεσθαι ἀλλὰ πρὸς ψυχῆς ἀγαθῆς. Für unsern Fall aber findet sich kein Beispiel vor, weder bei μάλιστα noch bei πρός, daher müssen wir an dem Worte μάλιστα einen Anstoß suchen, und wir finden ihn auch. Wir haben ein ausgezeichnetes Beispiel, das mit dem unserigen fast wörtlich übereinstimmt, nämlich IX 68 (ἡ ἵππος) αἰεὶ πρὸς τῶν πολεμίων ἄγχιστα ἐοῦσα, und das zeigt, dass unser μάλιστα nur ein Schreibfehler für ἄγχιστα ist: *proxime ab hostibus.* Wie ἄγχιστα findet sich besonders πρῶτος mit πρός verbunden I 145, VII 216 und ἔσχατος IV 181, jedoch nur bei Gegendbegriffen.

II) Her. IV 11 τὴν μὲν γὰρ τοῦ δήμου φέρειν γνώμην, ὡς ἀπαλλάσσεσθαι πρῆγμα εἴη μηδὲ πρὸς πολλοὺς (PRVS, προπολλοῦ AB πρὸ πολλοῦ (dz Gronov.) δεόμενον (PRVSz, δεόμενα AB² Gronov. γινόμενα B¹) κινδυνεύειν, τὴν δὲ βασιλέων, διαμάχεσθαι περὶ τῆς χώρης τοῖσι ἐπιοῦσι.

Der Sinn ist: „Die Meinung des Volkes gehe dahin, dass es rathsam sei abzuziehen und sich gegen die Überzahl nicht in Gefahr zu begeben, die der Könige aber, man solle um das Land mit den Angreifern einen Entscheidungskampf wagen." Hier sind also zwei Meinungen, die des Volkes und die andere entgegengesetzte, die der Könige. Die einen wollen abziehen und nicht kämpfen, die andern wollen nicht abziehen, sondern nur kämpfen. Um den Kampf handelt es sich hier, wobei das Volk vorschützt, dass es dabei Gefahr laufe (κινδυνεύειν). Da dem πρὸς πολλούς das τοῖσι ἐπιοῦσι gegenüber steht, so wurde auch ganz richtig die zweite Lesart προπολλοῦ oder πρὸ πολλοῦ „vor langer Zeit", welche nur noch VII 130, 138 vorkommt, aufgegeben. Stein hat conjiciert und in den Text aufgenommen: πρὸ σποδοῦ δεόμενον (= δέον) κινδυνεύειν. Das ist etwas weit hergeholt und lässt sich aus Herodot gar nicht nachweisen.

Der andere Gegensatz ist das διαμάχεσθαι und das in δεόμενον oder γινόμενα stehende Wort, welches schon fast allen Herausgebern des Herodot Schwierigkeiten bot und noch immer bietet. Die ältesten Handschriften schwanken in der Endung, die Handschrift B sogar im Wortstamm. Was unverletzt bleibt, ist -μεν-, und in dieses müssen wir den uns fehlenden Begriff hineinzusetzen suchen. Reiske ändert das Wort in δεομένων, Wesseling in δεομένου als von dem Worte δήμου abhängig. Doch schon Abresch erklärt das πρῆγμα εἶναι und δεόμενον als identisch. Es bedeutet ja „wünschen, verlangen"; darum meint Wesseling,

es könnte das Wort auch wegbleiben, was Krüger befolgt hat; da jedoch die Pergamente das Wort haben, müsse man *δεομένων* oder *δεομένου* construieren. Diese letztere Bemerkung klingt etwas sonderbar, weil zwei verschiedene Constructionen nebeneinander gestellt werden. Man muss wissen, dass auf diese Weise *πρῆγμα εἴη* und *δεομένου* als Synonyma aufgefasst und daher auch gleich construiert werden müssten. Van Herwerden nimmt die Conjectur Reiskes an und ändert *μηδέ* in *μηδέν*, d. h. die Worte von *μηδὲν* angefangen werden nicht als Ansicht des Volkes hingestellt, sondern sind nur eine Begründung der Ansicht: Weil sie sich nicht in Gefahr zu begeben wünschen, darum wollen sie abziehen. Der Hauptgedanke also wird als Nebensatz hingestellt, und diesem Nebengedanken ist die Ansicht der Könige entgegengesetzt. Da müsste man aber doch *οὐδέν* setzen! Besser hat, auf dieselbe Ansicht bauend, Abicht construiert, *δέοι ἀνακινδυνεύειν*; eine Conjectur, die so auffallend leicht ist, dass man sie unwillkürlich als getroffen anerkennen möchte, wenn nicht *μηδέ* dagegen stünde, das unter den 28 Fällen nie gleichartige Ausdrücke verbindet. Valckenaer hat einen Schritt weiter gethan. Er setzt *οὐδὲν δέον μένοντας*. Er schreibt *οὐδὲν*, trotzdem dass ein *μηδέ* voraussteht, d. h. er setzt *οὐδὲν δέον* in die Klammern, erklärt es als Nebensache und behält für die Construction nur *μένοντας*. Es wird hier aber das *μενον* ein Particip, welches sehr angenehm klingt und sich sogar nachweisen lässt. Buttmann setzt *δέοι μένοντας*, Bredow *μένοντας* allein, Gomperz *ὧδε μένοντας*. In allen diesen zeigt sich mit geringer Änderung der Buchstaben nur die Hinzufügung der Endung *τας* in *μένοντας*, welches auch in anderen Beispielen gefunden wird. Es findet sich vor VII 22 *μένοντας Μήδοισι δουλεύειν*, VIII 74 *μένοντας μάχεσθαι*, IX 55 *κινδυνεύειν μένοντας*, VII 104 *μένοντας ἐν τῇ τάξι*. VII 173 *ἐν τῇ ἐσβολῇ*, VIII 63, 74, IX 57 *αὐτοῦ μένοντας*. Es kommt *μένειν* in der Bedeutung „Jemand erwarten, standhalten" m. Acc. vor. I 190, II 14, IV 42, VI 86 *γ*, 107, VII 141, VIII 56. Es muss daher selbständig gedacht werden oder mit Gomperz durch *ὧδε* erweitert werden. *ὧδε* heißt aber „auf folgende Weise" oder „auf die gerade vorliegende Art". Es müsste daher etwas erst erzählt oder vorgebracht werden. Für den letzteren Fall s. I 114, II 2, 172, III 2, 120, 155, 156, IV 7, 8, 9, V 2, VI 98, VII 62, 132, VIII 140; in localer Bedeutung kommt nur I 115 *ὅδε* (AB, *ὧδε* RVS) *πάρειμι* vor. Es hat für unsere Stelle nach meiner Ansicht keinen Platz.

Wir müssen daher die anderen Worte untersuchen, um zum wahrscheinlichen, wenn nicht sicheren Ziele zu gelangen. Lesen wir mit Krüger *μηδὲ πρὸς πολλοὺς κινδυνεύειν*. Um diese schön und leicht klingende Construction zu erklären, brauchen wir nur die Belege herzunehmen. Was finden wir? III 69 *κινδυνεύσειν μεγάλως, ἤν* —. IX 55 *κ. μένοντας*, IX 100 *ἐθέλειν προ-*

θυμότερον κινδυνεύειν. II 121 τοῖσι σφετέροισι σώμασι καὶ τοῖσι τέκνοισι καὶ τῇ πόλι. IV 80 στρατιῇ, VII 109 τῇ ψυχῇ. VIII 46, 60, 72 τῇ Ἑλλάδι. VIII 74 περὶ ἐκείνης, m. d. Inf. II 141, IV 105, VI 9, VIII 65, 97. — ἀναχινδυνεύειν, VIII 68 ναυμαχίῃσι im Seekampf, VIII 100 καί οἱ κρεῖσσον εἴη ἀνακινδυνεῦσαι, IX 26, 41 μὴ (μηδὲ) ἀνακινδυνεύειν συμβέλλοντα. Unser πρὸς πολλοὺς κινδυνεύειν hat also keinen Beleg.

Betrachten wir πρὸς πολλούς, gegen die Menge, gegen die Überzahl; πρός c. acc. kommt in der Bedeutung „gegen, zu" bei den Verben der Bewegung, wie ἄγω, βαίνω, ἕλκω, ἀπικνέομαι, ἥκω, φέρω usw. vor. In der Bedeutung *adversus, contra* bei ἵστημι, μάχομαι, συμβάλλω, ἀεθλέω, μηχανῶμαι, τράπω, ποιέω, βοηθέω, πολεμέω, ἐρίζω, ἀντιτάσσω, ναυμαχέω, διαναχρίνω, μάχη, πόλεμος, ἀγών, αἰχμή, στρατηίη, προσβολή, ἔχθρη, νεῖκος, ἔρις, παῖσμα. Andere Fälle brauche ich nicht anzugeben, da wir es mit dem Worte πρὸς πολλούς zu thun haben. Das aus dem Inhalte sich selbst ergebende, zu πρὸς πολλούς gut passende Verbum ist μάχομαι. Es steht I 176 μαχόμενοι ὀλίγοι πρὸς πολλούς. II 76 πρὸς τοὺς ὄφις. IV 11 πρὸς ἀλλήλους, 180 πρὸς ἀλλήλας λίθοισι. VII 233 πρὸς τὴν στρατιήν. VII 103 πρὸς ἄνδρας δέκα. IX 48 ἴσοι πρὸς ἴσους. Das Verbum διαμάχεσθαι findet sich nur mit dem Dativ VII 125, II 67 vor, wiewohl Passow auch πρός τινα angibt, doch ohne Citat. Aus den citierten Beispielen passt am besten das zuerst angegebene, und wir können μαχόμενον statt δεόμενον setzen, welches sich an δήμου gut anschließt. Wenn man μαχομένους lesen wollte, wie man μένοντας liest, so entsteht eine Zweideutigkeit, weil man das Particip zu πολλούς ziehen könnte; bei διακρίνεθαι könnte es gut nach IX 58 μάχῃ διακρινομένους stehen, wenn die Einschiebung nicht allzu groß wäre; διαμαχόμενον vorzuschlagen, welches mit δεόμενον einen gleichen Anfangsbuchstaben hätte, verbietet, wie gesagt, der Mangel an einer Beweisstelle. Dass aber μάχεθαι hier einzusetzen ist, gebietet nicht nur das entgegengestellte Wort διαμάχεσθαι, sondern auch der später folgende Satz: τοὺς μὲν δὴ ἀπαλλάσσεσθαι βουλεύεσθαι ἐμαχητὶ τὴν χώρην παραδιδόντας τοῖσι ἐπιοῦσι. Unser Satz würde also lauten: τὴν μὲν γὰρ τοῦ δήμου φέρειν γνώμην, ὡς ἀπαλλάσσεσθαι πρῆγμα εἴη μηδὲ πρὸς πολλοὺς μαχόμενον διακινδυνεύειν, τὴν δὲ βασιλέων, διαμάχεσθαι περὶ τῆς χώρης τοῖσι ἐπιοῦσι.

III) Die Holder'sche Ausgabe des Herodot unterscheidet sich von der Stein'schen dadurch, dass Holder die Handschriften RVS oder, wie er sie nennt, β vorzieht, während Stein AB = α sich zur Grundlage nimmt. Das beste wäre wohl, aus beiden Classen das beste herauszunehmen, wie es zum großen Theile bei Kallenberg vorkommt. Warum Holder in II 169 das Wort ἰδρῦσθαι

zwischen *ἑωυτῷ ἐδόκεε* ausgelassen hat, dafür findet sich nirgends, auch nicht unter den Druckfehlern eine Erklärung. Dann vermengt er *κεχρημένος* mit *κεχρησμένος*, d. h. er setzt das erstere für das letztere, weil RVS so schreiben. *κεχρημένος* ist das Medialperfect von *χρῶμαι* und kommt nur in I 42 *συμφορῇ τοιῇδε κεχρημένον* vor. Von *χράω*, Orakel geben, ist das Passiv II 147 *ἐκέχρηστο* (*α*, *ἐκέχρητο β*), II 151 (*α*, *ἐκέχρητο* R, *οὐ κέχρητο* VS); III 64 *ἐκέχρηστο*. VII 220 *ἐκέχρηστο* (Aldus: *ἐκέχρητο α β*). II 139 *κεχρῆσθαι*; IV 164, VII 141 *κεχρησμένου* (*α*, *κεχρημένου β*), IV 164 *-ησμένον* (*α*, *-ημένον β*). Dagegen ist *ἐχρήσθη* für beide Verben gleich. cf. VII 144; I 49, 63, V 92 *β*, VI 76, VII 143, 178, 239, IX 94.

IV) Her. VI 85 *τί βουλεύεσθε* (A*βd*K, *βουλεύεσθαι* B, *βούλεσθε* CPz) *ποιέειν* (: *ποιήσειν β*). „Was seid ihr willens zu thun?“ Sowohl *βούλομαι* wie *βουλεύομαι* haben bei sich nur den Inf. Präsentis oder Aoristi, daher entfällt die Lesart der *β*, und der ganze Inhalt zwingt uns mit Kallenberg *τί βούλεσθε ποιέειν* zu lesen, wenn auch die Haupthandschriften *βουλεύεσθε* haben.

V) Her. VII 15 *ἀπικομένῳ δὲ ἔλεγε Ξέρξης τάδε· Ἀρτάβανε·* Voraus steht: „Xerxes schickt einen Boten zu Artabanos.“ „Als er kam, sagte ihm X. Folgendes.“ Das *ἀπικομένῳ*, das doch prädicativ ist, steht ohne Nomen. Kallenberg ändert es in *ἀπικομένου*. Warum? Um es nicht etwa auf *ἄγγελος* zu beziehen? Der Zusammenhang ist so klar, dass wir gar nicht irren können, und selbst bei *ἀπικομένου* erwarten wir ein Nomen, welches dem Schreiber in der Feder geblieben ist. Wie es lautet, beweisen folgende Beispiele: I 41 *ἀπικομένῳ δέ οἱ λέγει τάδε* und V 24 *ἀπικομένῳ δέ οἱ ἔλεγε Δαρεῖος τάδε.*

VI) VII 22 *ὁ Ἄθως ἐστὶ ὄρος μέγα τε καὶ ὀνομαστόν, ἐς θάλασσαν κατῆκον, οἰκημένον ὑπὸ ἀνθρώπων.* So die Handschriften, und van Herwerden hat nur die Worte *ὑπὸ ἀνθρώπων* gestrichen. Warum? Weil sie einfach überflüssig erscheinen und uns nur die Beziehung des *οἰκέεσθαι* angeben wollen. Das übrige bleibt unangetastet. *Οἰκέω* heißt „bewohnen“, im Passiv aber „bewohnt werden“ und „gelegen sein“. Das deutsche Particip „bewohnt“ heißt *οἰκεόμενος*, wie IV 97 *πόλις οἰκεομένη*, IV 204 *Βάρκη*, II 17 *Αἴγυπτος*, III 106 *ἐσχάτη τῶν οἰκεομένων ἡ Ἰνδικὴ ἐστι*, III 107, 114 *ἐσχάτη τῶν οἰκεομένων χωρέων*. II 32, 34, V 52 *διὰ οἰκεομένης* sc. *χώρης*. I 170, II 177, V 26 *πόλιας οἰκεομένας*. Dagegen in der Bedeutung „gelegen sein“ I 151 *ἐν Τενέδῳ μία οἰκέεται πόλις*, ib. *τὴν ἕκτην ἐν τῇ Λέσβῳ οἰκεομένην* (= *οἰκημένην* Krüger) *Ἄρισβαν*. VIII 32 *πόλιν τὴν ὑπὲρ τοῦ Κρισαίου πεδίου οἰκεομένην*. VII 22 *ἐν τῷ Ἰσθμῷ τούτῳ Σάνη πόλις οἴκηται*. IV 12 *ἐν τῇ νῦν Σινώπῃ... οἴκηται* (*β*, *οἴκισται α*). VII 122 *ἐν τῷ Ἄσσα τε πόλις καὶ Πίλωρος... οἰκηνται* cf. auch I 193,

sonst aber nur das Particip *οἰκημένη*: III 122 *Μαγνησίῃ τῇ ὑπὲρ Μαιάνδρου ποταμοῦ οἰκημένῃ*. VII 121 *Θέρμῃ τῇ ἐν τῷ Θερμαίῳ κόλπῳ οἰκημένῃ*. VII 115 *ἐν τῷ οἰκημένην πόλιν*. VII 153 *πόλιν τὴν ὑπὲρ Γέλης οἰκημένην*. VII 22 *ἔσω τοῦ Ἄθω οἰκημέναι*. I 151 *ἔξω τῶν ἐν τῇ Ἰδῃ οἰκημένων* sc. *πολίων*. Was bleibt uns nun übrig als das oben citierte Beispiel zu corrigieren und zu schreiben: *Ἄθως ἐστὶ ὄρος ... οἰκεόμενον ὑπὸ ἀνθρώπων*. Wahrscheinlich ist aber der Fehler schon sehr alt, und ein kundiger Glossator hat die Form *οἰκημένος* schon vorgefunden und daher die Worte *ὑπὸ ἀνθρώπων* hinzugefügt, welche wohl herodoteisch naiv klingen, aber wegbleiben können. — Umgekehrt hat man Lust, in den oben citierten Stellen I 151 und VIII 32 *οἰκημένην* zu lesen.

VII) VII 163, 168 *καραδοκήσοντα τὴν μάχην, ἢι* (AB, *ἡ* RVS) *πεσέεται*. Struve hat nach der gewöhnlichen Weise *ἧ* in *τῇ* verwandelt, und diese Conjectur ist in die Ausgaben gekommen. *τῇ* ist aber ein Relativ, welches „sowie" bedeutet, vgl. II 120, VI 69, VII 10 θ, 139, 209 und ebenfalls auch I 109, wo die Handschriften *ᾗ* bieten. Wenn wir auch statt *τίς, ὅστις* etwa 29 mal das Relativ finden, wie *τὸ θέλει λέγειν* V 84, *οἶδε τὸ λέγω* IV 31; *ἔμαθε τὸ ποιητέον οἱ ἦν*, IX 71 *ὃς γένοιτο ἄριστος*. I 191, *τὰ δεῖ ποιέειν* III 155 usw., so erscheint uns doch das Adverb sehr auffallend, und es ist auch kein Wunder, dass Krüger in der oben angeführten Stelle für *ᾗ κῇ* gesetzt wissen will. Wozu sich mit der Conjectur Struves begnügen? Dazu führen uns zwei Beispiele, welche fast gleich klingen. Sie heißen: I 32 *σκοπέειν παντὸς χρήματος τὴν τελευτήν, κῇ ἀποβήσεται*, und VIII 67 *ἐκαραδόκεον τὸν πόλεμον, κῇ* (AB, *ἡ* RVS) *ἀποβήσεται*.

VIII) Her. II 22. *Κῶς ὦν δῆτα ῥέοι ἂν ἀπὸ χιόνος, ἀπὸ θερμοτάτων* [*τόπων* ABC] *ἐς τὰ ψυχρότερα* (AB, *ψυχρότατα* RVSC) *ῥέων* (RVS om. ABC) *τῶν τὰ πολλὰ ἐστι ἀνδρί γε λογίζεσθαι τοιούτων πέρι οἵῳ τε ἐόντι, ὡς οὐδὲ οἰκὸς ἀπὸ χιόνος μιν ῥέειν*.

Herodot sagt vorher: Viele sagen, der Nil fließe vom Schnee herab und fließe doch aus Libyen und durch Äthiopien. „Wie kann er also vom Schnee herabfließen, da er ja aus den wärmsten Gegenden fließe", wohin? Das sagen die folgenden Worte. Die Handschriften ABC setzen nach *θερμοτάτων* ein *τόπων* hin, dafür lassen sie aber das nothwendige *ῥέων* aus. Da *ῥέων* aber in den anderen Handschriften nicht am rechten Orte steht, darum hat es schon Gronov hinter *τόπων* gesetzt. Stein hat mit Schweighäuser *τόπων* ausgeschieden und *ῥέων* am richtigen Orte nach Gronov belassen. Die folgenden Worte aber zeigen immer noch große Schwierigkeiten in der Erklärung. Dass die Lesart *ψυχρότατα* der RVS unrichtig ist, liegt klar auf der Hand, weil der Nil nicht in die nördlichsten Gegenden fließt, sondern nur in

solche, welche kühler sind, nämlich Libyen, Äthiopien und Ägypten. Es bleibt uns folgerichtig nur *ψυχρότερα* übrig. Da nun die Worte von *ἀνδρί γε* angefangen einen ganz guten und verständlichen Sinn geben, so dass man von dem Vorhergehenden gar nichts mehr erwartet, so bleibt nur *τῶν τὰ πολλά ἐστι* zu erklären übrig. Krüger machte es sich sehr bequem. Er lässt einfach den Satz von *τῶν τὰ* bis *ῥέειν* aus. Stein lässt einfach *τῶν* aus und liest: *ῥέων ἐς τὰ ψυχρότερα τὰ πολλά ἐστι*, „in Gegenden, die großentheils kälter sind". Die Übersetzung sowohl wie die Erklärung lässt nichts zu wünschen übrig. Stein citiert für *ἐς τὰ* das Beispiel von II 8 *ἐς τὰ εἴρηται*. Ich kann hinzufügen: VII 217 *ὑπὸ τῶν εἴρηται*, II 33 *ἐς τοὺς οὗτοι ἀπίκοντο ἀνθρώπους*, V 45 *ἐπ' ὃ δὲ ἐστάλη*, VII 144 *ἐς τὸ μὲν ἐποιήθησαν, οὐκ ἐχρήσθησαν*. VII 3 *πρὸς τοῖσι ἔλεγε ἔπεσι*. „Das *ψυχρότερα* werde durch das *τὰ πολλά* großentheils beschränkt." All das klingt im Deutschen schön, doch im Griechischen wird wohl niemand bestreiten, dass die zwei bald nacheinander folgenden *τά* einen Missklang verursachen, so dass man unwillkürlich gegen das Auslassen von *τῶν* sich sträuben wird. Doch wohin sollen wir damit? Es ließe sich ganz gut als Anfang eines Satzes auffassen; dann steht das *τὰ πολλά* als Subject, nur erwartet man dazu ein Prädicat, wie etwa *ἡμῖν δῆλά ἐστι*, wenn es nicht schleppend klänge. Schenkl gab ein anderes Prädicat; er setzte nach den Worten *οἵῳ τε ἐόντι* ein *μαρτύρια* hinein, und diese Conjectur hat Holder in seine Ausgabe aufgenommen. Ich möchte aber gern wissen, wo bei Herodot solche Beispiele vorkommen, wo das copulative *ἐστί* von seinem Prädicatsnomen so weit entfernt steht; ferner ist mir auch unklar, auf welche früheren Worte das *τῶν τὰ πολλά* sich bezieht, d. h. welchen Inhalt es zusammenfasst, um es mit dem folgenden Gedanken zu verbinden. Ich finde nichts; und sollte es sich wirklich auf das Folgende beziehen, dann steht es auch nicht ganz richtig. Denn es werden nur drei Gründe angegeben und nicht *τὰ πολλά*, welche die Ansicht Herodots beweisen. Ferner musste Schenkl auch das *μαρτύριον* in dem ersten Begründungssatze auslassen. Um halbwegs plausibel zu conjicieren, müsste man wenigstens *τῶν πολλά ἐστι μαρτύρια* und nicht *τὰ πολλά* sagen. Man findet aber auch das *τῶν* neben dem *τοιούτων πέρι* in dieser Verbindung auffallend, da beide Worte sich auf eines und dasselbe beziehen. Man müsste nun wieder entweder das eine oder das andere auslassen, um das *λογίζεσθαι* nur mit einem zu verbinden; *λογίζεσθαι* steht entweder selbständig oder mit Acc. *ταῦτα*, mit *ἦν, ὅσα*, Particip oder acc. c. inf.; wenn es mit einem Fragewort steht, dann kann auch *πέρι* stehen. Wir werden lieber das näher stehende *τοιούτων πέρι* belassen und nur dort rühren, wo ein Verderbnis sichtbar ist.

Es ist daher die Erklärung Steins viel einfacher. Es bleibt für Stein nur übrig, die adverbielle Anwendung des *τὰ πολλά*

nachzuweisen. Es steht „adverbiell", d. h. als inneres Object II 86 bei *χρέωνται*, dann V 58 *περιοίκεον δέ σφεας τὰ πολλὰ [τῶν χωρέων]* ... *Ἴωνες*, wo sich aus dem von Krüger gestrichenen *χωρέων* unwillkürlich das innere Object erklärt. In III 58 *τὰ μὲν πολλὰ περιῆγε ἀγχοῦ τῇ ἵππῳ, τέλος δὲ* . ., ist eine temporale Bedeutung „sehr oft", „vielmal". In V 59 *γράμματα* ..... *τὰ πολλὰ ὅμοια ἑόντα* ist es nicht adverbiell, wie Stein glaubt, sondern appositiv, oder eigentlich eine Wiederaufnahme des *Καδμήια γράμματα = τῶν τὰ πολλὰ ὅμοιά ἐστι*. Die anderen Fälle von *τὰ πολλά* haben den Genetiv bei sich und sind Nomina. Adverbiell steht *τὰ πολλὰ πάντα* „im großen Ganzen" I 203, II 35, V 67. Zweimal kommt *τὰ πλέω* „zumeist" adverbiell vor, nämlich I 176. IV 168. Diese adverbielle Bedeutung ist also so wenig vertreten, dass wir sie nur als inneres Object auffassen und wahrscheinlich auch meiden werden. Also nicht nur der Missklang, sondern auch die geringe adverbielle Anwendung des *τὰ πολλά* steht im Wege. Sollten wir aber *τὰ πολλά* appositiv nehmen, so ist der Missklang noch deutlicher, weil wir dem Prädicatsnomen keinen Artikel zu geben pflegen. Wir müssen da bedenken, dass ein in den Relativsatz eingeschobenes Nomen keinen Artikel bei sich hat, weil ja die relativische Construction die nähere Bestimmung des Nomens ersetzt, vgl. neben den oben bei *ἐς τά* angegebenen Fällen noch I 118, III 15, IV 42, VII 3, besonders II 146 *τοῖσί τις πείσεται λεγομένοισι*, oder IV 82 *ἀναβήσομαι ἐς τὸν κατ' ἀρχὰς ἦια λέξων λόγον*. Dann stehen die Fälle von *τὰ πολλά* bei Verben; bei Adjectiven, und so scheint es Stein zu erklären, steht, besonders bei Comparativen, nur *πολλόν*. Das *πολλόν* steht vor dem Comparativ; das *πολλά* müssten wir gleich nach *τὰ* setzen, also *ἐς τὰ πολλά*. Will man übrigens die Rückübersetzung der Stein'schen Worte wiedergeben, so wird man nach Herodot wohl richtig übersetzen: *ἐς τὰ πολλὰ ψυχρότερά ἐστι* od. *ἑόντα*.

Es klingt daher sowohl diese, wie jene Conjectur nach meiner unmaßgeblichen Ansicht nicht gut. Das Auslassen des *τῶν* verursacht Misston, und der Bezug des *τῶν π.* auf den folgenden Satz macht den ohnehin schon sehr langen Satz noch länger und dazu ungleichmäßig. Es erscheint somit das beste, die Worte *τῶν τὰ πολλά ἐστι* zum vorhergehenden Satze zu bringen, wenn wir sie nicht auslassen wollen.

Durch die Erklärung des Inhalts fällt einem von selbst die Construction *ψυχρότερα τούτων* ein: „in Gegenden, welche kühler sind als diese, nämlich die heißesten". Da wäre wohl das *τῶν* gerettet, denn ein solcher Schreibfehler konnte immer vorkommen, das *τὰ πολλά* steht doch entfernter, und es ließe sich dulden, wenn es wie gesagt so gebräuchlich wäre. Wir müssen daher auf ein anderes Feld gehen, wo das *τὰ πολλά* mehr angewendet wird. Unter den oben angeführten Beispielen zeigte sich schon *πολλά τῶν χωρέων*, also mit dem gen. quant. Ferner steht es I 5 *τὰ*

πολλὰ αὐτῶν, III 136 τὰ πολλὰ αὐτῆς und IV 44 τῆς Ἀσίης τὰ πολλά. Wenn wir nun nicht bloß ῥέων mit Gronov versetzen, sondern auch das τῶν πολλά, so bekommen wir einen ganz guten Inhalt. Der Satz könnte heißen: ἀπὸ τῶν θερμοτάτων ῥέων ἐς τῶν τὰ πολλὰ ψυχρότερά ἐστι, „in solche Gegenden, von denen die meisten, oder welche 'großentheils' kühler sind". Wie der Schreibfehler entstanden, ist deutlich sichtbar. Der Schreiber hat den dictierten Satz nach dem Inhalte geschrieben und dann τῶν τὰ πολλά ἐστι als Correctur über die geschriebene Zeile gesetzt, welche Worte dann später neben ψυχρότερά hingesetzt wurden.

Wiedemann nimmt in seiner Herodotausgabe von 1890 die Conjectur Steins an, schreibt ῥέων ἐς τὰ ψυχρότατα τὰ πολλά ἐστι und setzt noch vor ἀνδρί γε ein ἐπεί hin. Dass das ἐπεί nach einem ἐστί ausgefallen sein konnte, ist wahrscheinlich, aber es gibt keine Handschrift, die das ἐπεί hat, und dann ist das ἐπεί in der Bedeutung *nam* hier gar nicht nöthig. Ob es hier am Platze ist, lehrt das adverbielle ἐπεί in den Stellen I 146, II 57, IV 43, VII 103, 152.

Wien. Ign. Tkáč.

Zu Goethes „Egmont".

Im vierten Acte theilt Alba seinem natürlichen Sohne Ferdinand mit, dass Oranien und Egmont kommen, aber nicht wieder von dannen gehen sollen. Auf Ferdinands Frage, was Alba sinne, fährt dieser fort: *„Es ist beschlossen, sie festzuhalten. — Du erstaunst! Was du zu thun hast, höre; die Ursachen sollst du wissen, wenn es geschehn ist. Jetzt bleibt keine Zeit, sie auszulegen. Mit dir allein wünscht' ich das Größte, das Geheimste zu besprechen; ein starkes Band hält uns zusammengefesselt; du bist mir wert und lieb; auf dich möcht' ich alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht' ich dir einprägen; auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen, wünscht' ich in dir fortzupflanzen; dir ein großes Erbtheil, dem Könige den brauchbarsten Diener zu hinterlassen, dich mit dem Besten, was ich habe, auszustatten, dass du dich nicht schämen dürfest, unter deine Brüder zu treten."* Der durch gesperrten Druck gekennzeichnete Satz findet sich so von Ausgabe zu Ausgabe, auch in Minors Texte der Weimarischen Ausgabe. Dabei ist wohl empfunden worden, dass *den Sinn auszudrücken* keinen deutlichen Sinn gebe, und Schröer hat denn auch bei Durchsicht der Goethe'schen Originalhandschrift auf der kgl. Hofbibliothek in Berlin gefunden, dass mit größerer Wahrscheinlichkeit statt *auszudrücken* zu lesen sei *auszudencken*. Nach Goethes Handschrift hieße es also *auch den Sinn auszudenken, zu befehlen, auszuführen*

wünscht' ich in dir fortzupflanzen. Schröer stellt denn auch *auszudenken* in seinen Text; er schreibt *auch den Sinn auszudenken, zu befehlen, auszuführen, wünscht' ich in dir fortzupflanzen.* Da die Handschrift mit dem Beistrich sparsam und überhaupt in der Interpunction fahrlässig ist, obliegt es dem Herausgeber, die Zeichen sinngemäß zu setzen, und Schröer hat das Komma nach *auszuführen* gesetzt. Mit seiner Schreibung aber ist der ursprüngliche Sinn der Stelle noch nicht gewonnen. Da zwischen *Sinn* und *auszudenken* ein Beistrich fehlt, wird man *den Sinn* als von *auszudenken* abhängigen Accusativ fassen und *zu befehlen, auszuführen* als direct von *fortzupflanzen* abhängig ansehen. Auch Düntzer verfällt in diesen Irrthum, vgl. die Anmerkung auf S. 105 seiner Erläuterungen zu Goethes „Egmont". Und selbst Schröer verkennt in seiner Anmerkung S. 484 den wahren Sinn der Stelle. Er vergleicht Wilh. Meist. Wj. 2. Bd. 3. Cap. *einen Einfall durchsinnen und ausdenken.* Übrigens kommt auch im 5. Aufzuge des „Egmont" selbst vor *O denke mir den Weg der Freiheit aus!* Aber so ist an unserer Stelle *ausdenken* nicht zu fassen — es ist absolut gebraucht von geistiger Initiative, von eigener Erfindung, nicht transitiv. Es hängt als infinitivisches Attribut von *Sinn* ab (wie auch *zu befehlen, auszuführen*), und *Sinn* ist Accusativobject zu *fortzupflanzen* wie *Gewohnheit* im vorangehenden Satze zu *einprägen.* Und Schröers Interpunction verleitet geradezu zur falschen Auffassung der Stelle. Ein Beistrich nach *Sinn* macht die Sache völlig klar und schließt jedes Missverständnis aus: *auch den Sinn, auszudenken, zu befehlen, auszuführen, wünscht' ich in dir fortzupflanzen.* Und so habe ich die Stelle in meiner Schulausgabe des „Egmont" (Freytags Schulausgaben class. Werke für den deutsch. Unterr.) gegeben, abweichend von allen bisherigen Texten, aber, wie ich glaube, allein richtig und sinngemäß. *Sinn* ist hiebei als *Neigung und Fähigkeit* zu deuten.

Karolinenthal. Gustav Burghauser.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Marci Tulli Ciceronis epistulae selectae temporum ordine compositae. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Karl Friedrich Süpfle. 10. Aufl. umgearb. u. verbessert von Dr. Ernst Boeckel. Karlsruhe, Groos 1893. gr. 8°, 506 SS.

Auswahl aus Ciceros Briefen. Für den Schulgebrauch mit sachlichen Einleitungen zu allen Schreiben herausgegeben von Dr. Adolf Lange. Mit 4 in den Text gedruckten Figuren. Paderborn, Schöningh 1893. 8°, 172 SS.

Beide Herausgeber verfolgen den Zweck, durch eine schulgerechte Auswahl aus Ciceros Briefen eine Charakteristik des Redners selbst, sowie seiner Zeitgenossen und Zeitverhältnisse zwischen den Jahren 62—43, also dem Ende von Ciceros Consulat bis zu seinem Tode, zu ermöglichen. Während Boeckel diese Aufgabe auch in der neuen Auflage durch den unverkürzten Abdruck von 162 Briefen erfüllt, deren Zahl in einem späteren Zeitpunkte noch durch „eine ganze Reihe namentlich von Atticus-Briefen erweitert werden soll", begnügt sich Lange mit der gekürzten Wiedergabe von 83 Episteln, aus welchen 50[1]) auch schon bei Süpfle Aufnahme gefunden haben.

Aus diesem beträchtlichen Unterschiede des gebotenen Quantums kann ein Schluss auf geringere, didaktische Brauchbarkeit der an zweiter Stelle genannten Blütenlese umsoweniger gezogen werden, als nach Boeckels eigener Absicht und Einräumung seine Ausgabe sich nicht bloß dem „Schulgebrauche" des Primaners,

---

[1]) Das sind: *ad Att.* I 16; II 22; III 3; IV 1, 2; V 16; VII 1; VIII 3, 8, 11 C, 11 D; IX 6 A; 11 A[1], XI 8, 12; XIII 52; XIV 12; XV 11; *ad Quintum fratrem* II 13; *ad familiares* II 5, 11; IV 4—7, 13; V 2, 7, 12; VI 14, 15; VII 5, 10, 30; IX 6, 20; X 28; XI 5, 8, 12; XII 5, 10; XIV 2, 4, 7; XV 4, 5; XVI 4, 11, 12; ich verzeichne diese Zahlen, da sie wohl einen erprobten Canon der für die Schullectüre empfehlenswerten Episteln abzugeben vermöchten.

sondern auch dem Privatstudium des Candidaten für das höhere Lehramt dienlich erweisen soll — zwei Vorsätze, welche allerdings jenen zwei nach verschiedener Richtung flüchtenden Hasen zu gleichen scheinen, von welchen man im Leben doch gewöhnlich nur einen erjagen kann. Und in der That, wie sollte die Süpfle-Boeckel'sche Ausgabe mit ihren mehr als 500 Druckseiten, der vorangeschickten Liste von Abkürzungen und dem nachfolgenden, für eine 10. Auflage doch ungewohnt großen Strauße von Nachträgen und Berichtigungen, endlich mit ihrem umfangreichen Commentar, der weder vor langen Citaten aus alten Schriftstellern[1]) und sprachgeschichtlichen Erläuterungen, noch nach bekanntem Brauche vor ganzen Serien todter Ziffern und Verweise auf Handbücher, ja Monographien und ebensowenig vor der „häufigen Berücksichtigung des Sprachgebrauches der Komiker“ [2]) zurückschreckt, wie sollte eine solche Ausgabe dem Durchschnittsschüler nicht von vornherein allen Muth zu ihrer Benützung nehmen, zumal sich wohl kaum einer (Philologensöhne ausgenommen) immerdar in der glücklichen Nähe einer fachwissenschaftlichen Bibliothek befinden dürfte, von deren fleißigem Gebrauche gar oft das volle Verstehen oder überhaupt der gesammte umsetzbare Wert der Süpfle-Boeckel-schen Anmerkungen abhängt! Mag daher der Herausgeber immerhin rechthaben, wenn er hofft, dass „kein College glauben werde, die sprachlichen Anmerkungen [3]) müssten alle in der Schule behandelt werden“, so wird ja doch schon durch die bloße Existenz dieser Anmerkungen der Schüler unter die Qual der Wahl gestellt und der Lehrer genöthigt werden, bald den durch diese Anmerkungen erregten Wissensdurst des Schülers wegen der beschränkten Unterrichtszeit ungestillt zu lassen, bald trotz der beschränkten Stundenzahl einen Commentar zum Commentar zu geben und sich so dem Bedürfnisse des Buches anstatt dem der Schule unterzuordnen. Wie sieht es endlich mit der Möglichkeit aus, das Interesse des Schülers (und zwar besonders des befähigten und strebsamen) während des Unterrichtes zu erhalten und zu fördern, wenn bei der häuslichen Vorbereitung der Commentar schon alles dasjenige fertig mitzutheilen sucht, was dann der Lehrer (aber nur in verständiger „Auswahl“) wiederholen oder von neuem erklären muss, wenn

---

[1]) Sie wurden vom Herausgeber trotz des zugestandenen Zeitmangels für »ausführliche« Erörterungen darauf berechnet, »bei Erklärung und Repetition mündlich und schriftlich verwertet zu werden« (Vorwort zur 8. Aufl., p. VI).

[2]) »In der stillen Hoffnung, dass unsere oberen Classen vielleicht doch noch einmal, ohne Schaden zu nehmen, gegen ein Buch horazischer Oden und ein oder zwei Bücher Aeneide wieder ein Stück des Plautus oder Terenz eintauschen könnten« (Vorwort p. VI).

[3]) Aber auch die sachlichen Anmerkungen übersteigen oft den zulässigen Umfang einer Schulausgabe; man vergleiche beispielsweise die Note s. v. confirmans ad Att. I 16, §. 8 und die Anmerkung zu §. 6 von ad Att. IV 1 s. l. Eo biduo.

er eine Musterübersetzung in gemeinsamer Arbeit mit der ganzen Classe herstellen will? Non liquet. Und so wird diese Ausgabe ungeachtet ihrer neuen, sorgfältig verbesserten und dem gegenwärtigen Stande der Forschung entsprechenden Auflage[1]) allerdings für alle Freunde von Ciceros Briefen und gewiss für jeden Lehrer als trefflicher Vorbereitungsbehelf, aber sicherlich nicht auch für den Schüler etwa als eine Gabe besonderer pädagogischer Einsicht zu begrüßen sein.

Dagegen erscheint Langes Epitome in ihrem knappen Umfange sowohl in Bezug auf die Auswahl der Briefe als auch auf den Inhalt der gegebenen Erläuterungen als ein Schultext im besten Sinne des Wortes und als eine Zierde der Schöningh'schen Classiker-Sammlung. Eine 12 Seiten umfassende Einleitung gibt zunächst in einfacher und klarer Darstellung Aufschluss über Herstellung und Beförderung der Briefe zur Zeit Ciceros, die historische Bedeutung und handschriftliche Überlieferung seiner Correspondenz, über seine Persönlichkeit, Familienverhältnisse und Schriften, seinen Bruder Quintus und seinen Vertrauten Atticus, endlich über die üblichen Formeln des lateinischen Briefstiles. Hierauf folgen in acht Abschnitten, chronologisch geordnet, die Briefe, bei deren Auswahl sich der Herausgeber wohl in Anbetracht der kurzen Zeit, welche nach den preußischen Lehrplänen bei 6—7 lateinischen Stunden in Prima für die Lectüre der Briefe Ciceros zur Verfügung steht, von dem Grundsatze leiten ließ, mit Ausnahme von ad fam. IV 5, XV 5, ad Att. VIII 11, C, IX 6, A und X 8, B nur solche Briefe des Cicero selbst aufzunehmen, deren Inhalt wichtige Beiträge für die Charakteristik der persönlichen und zeitlichen Verhältnisse des Redners liefert. Um die Präparation überdies thunlichst zu erleichtern, wurden unverständliche und für den Zusammenhang ganz bedeutungslose oder textlich unsichere Stellen in maßhaltender Weise aus dem Contexte gestrichen[2]) und den einzelnen Schreiben jedesmal kurze und rein sachliche Einleitungen vorangeschickt, welche vollkommen geeignet sind, ein sicheres allgemeines Verständnis der gewählten Briefe zu fördern und ein rasches Fortschreiten der Lectüre zu ermöglichen. Dem Texte selbst wurde im großen Ganzen die Wesenberg'sche Ausgabe zugrundegelegt und jeglicher Ballast von Fußnoten ferngehalten, so dass der Kleinverschleiß von Erklärungen und Bemerkungen — sei es auf dem Wege der „Vorpräparation", sei es im Anschlusse an die

---

[1]) Für die neue Auflage sind besonders die Aufsätze von L. Mendelssohn und O. E. Schmidt, die Forschungen von Karl Lehmann nebst der von ihm besorgten 6. Auflage der Hofmann'schen Ausgabe, die zahlreichen Arbeiten von Schmalz und Wölfflin, endlich Tyrell, The correspondence of M. T. Cic., Dublin-London 1885 sqq. aufs sorgsamste benützt worden.

[2]) Namentlich in den Atticus-Briefen, wie z. B. in I 16 die Paragraphe 12 med. bis 14 oder in VIII 3 der Paragraph 6.

Interpretation — der Bildung und dem Geschmacke des Lehrers sowie dessen freier, wohl oft aus dem Bedürfnisse des Augenblickes entspringenden Wahl und subjectiven Erkenntnis überlassen bleibt. Um endlich den Schüler instandzusetzen, sich stets ohne Zeitaufwand die Entwicklung der geschichtlichen Ereignisse ins Gedächtnis rufen zu können, ist als Anhang eine kurze Schilderung von Ciceros Ermordung, eine tabellarische Übersicht der wichtigsten Thatsachen aus seiner Lebenszeit und ein Verzeichnis der Eigennamen hinzugefügt. Der praktischen Einrichtung des Buches hätte es wohl entsprochen, wenn in dieses Verzeichnis auch jene Eigennamen, über welche in den Einleitungen das Erforderliche gesagt wird, mit einfacher Angabe des Paragraphen oder der Pagina Aufnahme gefunden hätten, und überhaupt jedem Eigennamen auch die Zahl der Seite beigegeben worden wäre, auf welcher er im Texte zu finden ist. Ebensowenig hätte es dem Programme des Herausgebers geschadet, wenn er an Stelle des unvortheilhaft gekürzten Schreibens ad Quintum I 1 den inhaltlich und stilistisch gleich verwertbaren Brief ad fam. I 9 gesetzt hätte.

Im allgemeinen aber ließen sich nach der unmaßgeblichen Ansicht des Ref. in dem mustergiltigen Zuschnitte der Ausgabe leichterdings die Vorzüge einer Methode erkennen und erproben, mit welcher die Lectüre der Episteln Ciceros auch an unseren Gymnasien, etwa anstatt der Interpretation jener kleineren Dialoge eingeführt werden könnte, welche doch gewiss in weit geringerem Maße, als die Briefe, das Interesse des Schülers zu fesseln und die Kenntnis der bedeutendsten Periode der römischen Geschichte zu vertiefen geeignet sind.

Brünn. R. C. Kukula.

Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Von Prof. J. M. Stowasser. Wien, Tempsky 1894. gr. Lex. 8°, XX u. 1092 SS.

Das wie vielte Schulwörterbuch das vorliegende sei, wollen wir nicht untersuchen; in gewissem Sinne ist es sicher das erste, indem es in durchaus selbständiger Weise versucht, neue Gedanken in den Schulunterricht einzuführen — Gedanken, nicht bloß Vocabeln.

Einen localen Anstrich hat es dadurch bekommen, dass es zunächst für die Gymnasien Österreichs berechnet ist und darum auch nur den dort in den Kreis der Schullectüre fallenden Schriftstellern Rechnung trägt; das sind von Dichtern nur Vergil, Horaz, Ovid und Phädrus, so dass wer eine Komödie von Plautus oder Terenz, ein Stück aus Lucrez oder eine Elegie von Tibull lesen will, durch dasselbe nicht unterstützt wird. Von Prosaikern werden gelesen: Ciceros Reden, nebst Cato, Laelius und die Officien, Caesar, Sallust, Nepos, Livius, Curtius, Tacitus. Diese mäßige

Anzahl von Autoren gestattete daher die Abkürzungen V H O, Ci C (= Caesar) Cu L N S T einzuführen, und da auf Angabe der Buchtitel, sowie der Capitel- oder Verszahlen verzichtet wird, so ist für Citationen ein Minimum von Raum aufgewendet. Nur auf den ersten Blick befremden diese und ähnliche Abkürzungen; der Schüler, welcher das Wörterbuch auch nur eine Woche lang benützt hat, wird sich in demselben sofort heimisch fühlen.

In einer anderen Hinsicht hat indessen die Rücksicht auf die österreichischen Gymnasien den Wert des Buches nur gehoben. Da nämlich der neue Gymnasiallehrplan für den deutschen Unterricht die „Principien der Sprachgeschichte" verlangt, so ist der classische Philologe selbstverständlich verpflichtet, zur Erreichung dieses Zieles nach seinem Theile mitzuwirken, und das Wörterbuch muss dem sich vorbereitenden Schüler Aufschluss über Etymologie, Wortbildung, Semasiologie geben. Da aber Etymologisieren ohne Kenntnisse in der vergleichenden, wie der historischen Grammatik ein wüstes Rathen bleibt, so ist in 46 Paragraphen ein Abschnitt 'Vorbegriffe' vorausgeschickt, welcher eine ebenso der Fassungskraft des Schülers angepasste, als geistig anregende und wissenschaftlich gehaltene Zusammenfassung der bisher gewonnenen Ergebnisse gibt. In den einzelnen Lexikonartikeln wird dann auf diese Paragraphe verwiesen, z. B. bei lacrīma (*δάκρῡμα*) auf den Wechsel von d und l, auf den Übergang von v in u und i, auf den Übertritt des Neutrums in ein Femininum der A-Declination.

Hier gibt Stowasser das längst bekannte genauer als Georges oder andere Lexikographen; er begnügt sich nicht damit dubitare auf duo zurückzuführen, wie zweifeln auf zwei, sondern er weist für dubius auf das griechische *δοιός* = *δοϝιός* hin; er lässt iuxta nicht nur aus *iug (iungo) entstehen, sondern iuxtus aus iug-situs; contio nicht aus conventio, sondern aus coventio, wie ja im Senatus consultum de Bacanalibus inschriftlich bezeugt ist. Pernix wird wohl von den alten Grammatikern von pernitor abgeleitet, kommt aber, wie St. richtig bemerkt, von perna. Vgl. Arch. VIII 452. Hinter religiosus gibt Georges einfach religio in Klammer, St. erklärt es = *religi[on]osus, wofür es freilich noch strenger religiononsus hätte heißen müssen, um den Ausfall der Mittelsilbe klar zu machen. *Mutuus* geht auf mutare = movitare zurück; doch vergleicht hier St. das doppelte u mit morior, mortuus, während wir eher vacare vacuus, irrigare irriguus, arare *aruus, arvus vergleichen würden, wobei außerdem zugegeben werden mag, dass in die Bedeutung von mutuus das griechische *μοῖτος* hineingespielt hat. Vgl. Varro 5, 179 mutuum, quod Siculi moeton, doch nicht recht glaublich, weil eine Verbalform moetare nicht vorkommt.

St. bringt aber auch zahlreiche neue Etymologien, über deren Aufnahme in einem Schulbuche man streiten kann, so z. B. pollere von *πολλός*, violare von viola, blutig schlagen, durchbläuen,

cervix von cer = κάρ, κάρα und veho, also = cervehix, Kopfbeweger (Vaniček von vincio, Kopfverbinder). Dominus, welches man bald mit domus, bald mit domare zusammengebracht hat, ist nach ihm Part. praes. med. = [δι]δόμενος, wie Vertumnus, also ursprünglich der Veranstalter, Ansteller. Er hätte sich dafür vielleicht auf die alte bei Festus erhaltene Form dumenus (überliefert dubenus) berufen können. Meditari, bisher = μελετάω gedeutet, fasst St. als Frequentativ von mederi. Von diesen Aufstellungen dürfte die wissenschaftliche Kritik manche beseitigen, aber manche Anregung des vielleicht nur zu phantasiereichen Verf.s wird auch bestehen bleiben. Wenn Wörter bereits von alten Grammatikern in ansprechender Weise erklärt werden, von Varro, Festus, Paulus, Isidor, werden die Stellen meist im Wortlaute abgedruckt.

Die eigentliche Stärke und das größte Verdienst des Verf.s erkennen wir in der Entwicklung der Wortbedeutungen. Während die Hauptthätigkeit von Georges auf die Vermehrung des lexikalischen Materiales gerichtet war, genießen wir hier die Früchte der Forschungen von Paul, A. Darmsteter u. A. An die Spitze gestellt wird die aus der Etymologie sich ergebende Grundbedeutung: eine zwar selbstverständliche Forderung, welcher aber die neuesten Lexika noch nicht vollständig nachgekommen sind. Also wird als Grundbedeutung von *vectigal* nicht 'die Einkünfte, die Abgabe' angegeben, wie bei Georges steht, sondern das 'Fuhrgeld', woraus sich zunächst 'Eingangs- oder Ausgangszoll' entwickeln; der Schüler wird also auf das Verbum vehere gewiesen, und ihm eine Zwischenform *vectiga, Fuhr, an die Hand gegeben, die selbst wieder auf ein Verbum *vectire zurückführt, analog tendere, *tentire, tentigo. Kein Zweifel, dass der Schüler sich die Bedeutung 'Fuhrgeld' leichter merkt, als Steuer, Zehnten, Gefälle u. ä., die er sich nicht zurechtzulegen vermag.

Aus der Grundbedeutung gehen zunächst die occasionellen Bedeutungen hervor, d. h. diejenigen, welche ein Wort durch den Zusammenhang erhält; aus dem allgemeinen Begriff entwickelt sich der besondere, indem die Bedeutung sich verengert. Leider machen die Lexikographen so oft den Fehler, dass sie von der in der classischen Latinität fixierten Specialbedeutung ausgehen und dadurch jede historische Erkenntnis verdunkeln. Also irrten Georges und Mühlmann, wenn sie bei *humus* von der pflanzenspendenden Erde ausgiengen, da es bei χαμαί gleichgiltig ist, ob der Boden steinig oder grasig ist; humus ist eben der Boden überhaupt, wie Stowasser gut durch die Ovidstelle erläutert: nec caelo neque humo neque aquis dea vostra recepta est. Wo vom Landbau die Rede ist, wird dann humus der Ackerboden sein; wo von einem Hause die Rede ist, kann es die specielle oder occasionelle Bedeutung 'Fußboden' erhalten, = solum, obschon die hiefür angeführte Stelle aus Cic. or. pro Q. Gallio zu fragmentarisch erhalten ist, um das Local deutlicher erkennen zu lassen. Aber das gehört doch zum

sprachlichen Wissen, dass die besondere Bedeutung sich aus der allgemeinen entwickelt und nicht umgekehrt. Wie konnte Georges die Entwicklung der Bedeutung von *res* auch nur annähernd richtig darstellen, wenn er den Anfang mit der Gleichung res = ῥῆμα machte? Zuerst richtig Stowasser: res, Besitz, Habe, Gut, Vermögen (indogerm. ras) mit dem Belege aus Cicero: res eorum iam pridem, fides deficere nuper coepit. Um aber das Bild der Entwicklung fest einzurahmen, gibt St. am Anfange jedes Wortes eine geordnete Übersicht sämmtlicher Bedeutungen in Rubriken I α β γ, II α β, III α β γ, worauf dann die Belege folgen.

Da mit weiteren Beispielen nur das Gleiche bewiesen wird, so können wir uns kurz fassen: so wenig das Wörterbuch von St. die Geschichte der lateinischen Wörter geben kann, weil ihm das archaische und das Spätlatein, auch das Vulgärlatein, wie bell. Hispan. oder Petron fehlt, so ist es doch unzweifelhaft das erste, welches zu semasiologischem Denken anleitet, und da dieses selbst den Lehrern noch nicht so geläufig ist, so werden sie hier Belehrung finden, wenn sie sich über die Verzweigung des einen Stammes in viele Äste Rechenschaft geben wollen. Für diese Hilfe sei das Buch auch in Deuschland willkommen geheißen. Professor v. Hartel, welchem es gewidmet ist, hat dem Verf. seinen bewährten wissenschaftlichen Rath in ausgiebigster Weise zutheil werden lassen.

München. Eduard Wölfflin.

Zu den 36 Gründen gegen das deutsch-fremdsprachliche Übersetzen an humanistischen Gymnasien von Ch. Wirth, k. Gymnasialprofessor in Bayreuth. Widerlegung der Einwände Chr. Muffs, F. Charitius' und J. Rappolds. Bayreuth, H. Heuschmanns Kunstverlag 1892. 8°, 49 SS.

Da die Zeitschrift, welche, ihrem Titel und Programme treu, so vielerlei Interessen unseres Gymnasialwesens vertreten muss, wohl nicht viel Raum für die ausführliche Besprechung obiger Broschüre und hierin für die Polemik über einen einzelnen Punkt des Gymnasialunterrichtes zur Verfügung hat, so beschränke ich mich auf einiges wenige und zwar fast nur auf solches, was auf meine Recension (in dieser Zeitschrift 1892, S. 603 ff.) Bezug hat.

Vor allem das Wichtigste! Ich muss Verwahrung dagegen einlegen, als ob ich die „wissenschaftliche Ehrlichkeit" des Herrn W. „in Zweifel stellen" wollte (S. 38 f.). So etwas ist mir nicht im entferntesten in den Sinn gekommen, wohl aber gieng ich bei der Besprechung der Schrift von der Annahme aus, dass Irrthümliches und Falsches, wie bei allem Menschlichen, so auch hier sich finden könne, und dass es auf dem Gebiete der weltlichen Wissenschaft keine Unfehlbarkeit gebe. Der Herr Verf. freilich scheint nicht ganz der gleichen Ansicht zu sein; nennt er ja auch, wie

obiger Titel zeigt, seine Gegenschrift ohneweiters „Widerlegung", als ob er, der doch Partei ist, zugleich Richter wäre — hingegen das, was seine P. T. Gegner vorbringen, nennt er bloß „Einwände" —. Die „wissenschaftliche Ehrlichkeit" also und die gute Absicht des Herrn W. will ich nicht im mindesten bezweifeln, beanspruche aber beides auch für mich; ich will gern anerkennen, dass der Herr Verf. mit seinen „36 Gründen" „keineswegs einen Scherz machen wollte", und dass er im Gefühle der Treue das Wohl der Schüler vor Augen hatte; aber auch ich habe in meiner Recension nur die Überzeugung ausgesprochen, welche sich in meiner Lehrthätigkeit (den mehr als 25 Lehrjahren des Herrn W. kann ich deren mehr als 24 gegenüberstellen) „mit immer größerer Gewalt aufgedrängt hat", und ich würde es meinerseits als Untreue an der Philologie und an der studierenden Jugend betrachten, wenn ich für die Auflassung eines unumgänglich nothwendigen Postens — wofür ich das Hinübersetzen ansehe — und dadurch für eine schlechtere, also den Schülern schädliche Lehrmethode spräche. Oder wäre etwa derjenige ein ernster und treuer Deutscher, der für die Rückgabe von Elsaß-Lothringen stimmte? (Der geneigte Leser entschuldige eine so gewagte Analogie; aber mein Herr Gegner wendet solche an, und so darf wohl auch ich ihm damit replicieren).

Wie aus obigem zu ersehen, hat mich die „Widerlegung" nicht überzeugen können. Herr W. und ich stimmen eben in principiellen Fragen nicht überein. Herr W. hält den Unterschied zwischen dem Her- und dem Hinübersetzen, wie er wiederholt erklärt, für „wesentlich und bedeutend" und glaubt, dass das eine ohne das andere bestehen könne, ich halte beides für unwesentlich verschieden und für die Zwecke eines gründlichen Schul-, d. h. Massenunterrichtes bei geringer Stundenzahl unzertrennlich. Herr W. behauptet, ich sehe nicht ein, „dass man zum Zwecke des Herübersetzens sich eine ganz eigene Kenntnis des Wortvorrathes, nämlich eine fremdsprachlich-deutsche, erwerben" müsse; ich halte die zwei Gleichungen „mensa = Tisch" und „Tisch = mensa" nicht für „ganz eigene" und sage, dass ein Schüler, der s i c h e r von 1 bis 10 zählt, auch von 10 bis 1 zählen kann, und dass er dies lernen oder thun m u s s, damit ihm der Zusammenhang dieser Zahlen sicher und geläufig sei. Oder kennt etwa derjenige den menschlichen Körper, der ihn stets nur vom Scheitel zur Sohle anschaut und nicht imstande wäre, ihn von der Sohle zum Scheitel zu bestimmen? Ferner glaube ich, dass durch das Hinübersetzen die Kenntnis des Wortvorrathes, der Formen und der syntaktischen Erscheinungen gefestigt und gleichsam erst gekrönt wird, und dass es für dieses Sichbesinnen, Befestigen, Vertiefen und praktische Anwenden — unerlässliche Postulate der Pädagogik — kein besseres Mittel gibt als das Hinübersetzen, während Herr W. dies bestreitet. Herr W. trennt ferner in den Sprachsätzen Form und

Inhalt, mir aber bilden beide eine Einheit, und wer die Form nicht voll erfasst, kann auch den Inhalt nicht tief fassen und umgekehrt. Ich behauptete daher in meiner Recension das gerade Gegentheil von dem, was Herr W. in seiner „Widerlegung" (S. 46) wiederum vorbringt, dass nämlich beim Hinübersetzen „ein ganz oberflächliches Erfassen des Sinnes zur richtigen Übersetzung" genüge. Ich will nicht mehr weiter auf diesen Punkt eingehen und verweise Herrn W. auf die gediegene Abhandlung von E. Gschwind (Die Übersetzungen aus dem Deutschen in die beiden altclassischen Sprachen, Programm des Staatsgymnasiums in Prag-Altstadt 1892); im ersten Theile derselben ist „die Nothwendigkeit der Übersetzungen aus dem Deutschen in die beiden altclassischen Sprachen" in einer für mich überzeugenden Weise nachgewiesen.

Hinsichtlich des Unterschiedes zwischen dem Her- und dem Hinübersetzen stimme ich mit Herrn W. nur in einem Punkte überein, nämlich dass jenes „entschieden schwerer" ist („Widerlegung" S. 32), wenigstens für den Anfänger schwerer, wie mich Erfahrung vielfach belehrt hat. Warum soll man also den Schülern die Arbeit erschweren, wenn ein leichterer Weg sicher zum Ziele führt? Wer ist da um „das Wohl der ihm anvertrauten Jugend" weniger bekümmert? Ich erwähne dies nur als Entgegnung auf einen diesbezüglichen Vorwurf, welchen Herr W. („Widerlegung" S. 37) uns, den Vertheidigern des Hinübersetzens, macht. Außerdem bereitet, wie das Schulleben bezeugt, das Hinübersetzen den Anfängern mehr Freude. Natürlich: tritt er ja hier selbst als Schöpfer auf! Beim Herübersetzen aber ist dies nicht der Fall, indem hier dem Schüler das fremdsprachliche Gebilde schon fertig vorgelegt wird und er es nur in die ihm schon bekannte Muttersprache zu übertragen hat. Wenn aber bei diesen Schöpfungen des Schülers vielfach „ein Erzeugnis zum Vorschein" kommt, welches einen Römer oder Altgriechen „mit Heiterkeit oder Betrübnis erfüllen müsste" („Widerlegung" S. 13), so schadet dies der muttersprachlichen und damit der nationalen Entwicklung des Schülers entschieden weniger, als wenn das Herübersetzen ein Erzeugnis schafft, welches einen Deutschen mit Trauer erfüllen muss.

Weiter sei darauf hingewiesen, dass meine, zumal für eine österreichische Zeitschrift bestimmte, Recension vom Standpunkte des österreichischen Gymnasiums aus geschrieben ist, wie schon der Schluss zeigt. Daher musste ich die aufs Französische und Englische bezüglichen „Gründe" ausschließen, da bei uns diese zwei Sprachen nicht obligat sind. Ferner wird bei uns das Hinübersetzen schon längst in einem weit geringeren Ausmaße betrieben und — auch bei der Classification — ein geringeres Gewicht darauf gelegt. Es gibt bei uns schon längst kein griechisches Maturitätsscriptum mehr — „lateinischen Aufsatz" hat es nie einen gegeben —, die deutsch-lateinische Schularbeit entscheidet nach ministerieller Anordnung die Note des Schülers im Latein nicht (s. „Wider-

legung" S. 31), in neuester Zeit ist von derselben Seite auch angeordnet worden, dass in den oberen Classen in jedem Semester je eine schriftliche Übersetzung aus dem Lateinischen und Griechischen ins Deutsche in der Schule anzufertigen sei. Anderseits jedoch ist bei uns das Stundenausmaß für Latein und Griechisch geringer, wodurch die gleichsam compactere Methode des Hinübersetzens erst recht nothwendig wird. Endlich finden die Naturwissenschaften bei uns schon längst größere Berücksichtigung. So nahm ich also der Frage des Hinübersetzens gegenüber einen günstigeren Stand ein als Herr W., ich konnte und musste manche der „36 Gründe" ausscheiden und konnte z. B. hinsichtlich der 10.000 Grammatikregeln auch von crasser Übertreibung sprechen, da bei uns Französisch und Englisch nicht in Betracht kommen. Was diese große Zahl betrifft, so erklärt jetzt Herr W., dass „mit jeder fremdsprachlichen Vocabel, streng genommen, eine grammatische Regel gelernt" wird usw., s. S. 41. Das ist, gelinde gesagt, eine höchst sonderbare Rechnungsweise, nach welcher man in der Mathematik, in jeder Ziffer einer Zahl schon eine Regel suchend, noch viel mehr Regeln als 10.000 finden könnte.

Es war leicht vorauszusehen, dass die hohe Zahl 36 den Jubel der Gegner des Hinübersetzens erregen und manchen schwachen Freund mindestens stutzig machen werde — wie es uns bereits thatsächlich geschehen ist —. Demgegenüber hatte ein Recensent die Pflicht, über das Wesen und gegenseitige Verhältnis der „36 Gründe" aufzuklären. Denn wer bei uns von 36 Gründen hört, nimmt an, dass sämmtliche auch vom österreichischen Gymnasium gelten, und dass jeder Grund vom andern wesentlich verschieden sei. Dass ersteres nicht der Fall ist, haben wir oben nachgewiesen. Auf letzteres habe ich in meiner Recension ausdrücklich aufmerksam gemacht, und dass ich damit nicht ins Blaue geschlossen, beweist Herr W. in seiner „Widerlegung" (S. 39) indirect selbst, indem er erklärt, dass sich zwei Gründe zueinander verhalten wie der Begriff „Eiche" zum Begriff „Pflanze"; denn wenn dieses der Fall ist, so kann man nicht sagen, dass es *a*) Eichen, *b*) Pflanzen gebe, sondern diese Gründe waren zu einem einzigen zusammenzufassen. Bezüglich anderer Gründe behauptete ich nicht „volle Gleichheit", wie Herr W. sagt, sondern bloß die Ähnlichkeit, indem es in meiner Recension heißt: „Ähnliches gilt von den Gründen..."; Ähnlichkeit ist nicht „volle Gleichheit", und es war die ganze diesbezügliche „Widerlegung" überflüssig.

Schließlich noch wenige Einzelheiten! Dass Basis = Schwerpunkt und Mittelpunkt, ist jedenfalls ein sonderbarer Gebrauch, dessen richtige Auffassung man unmöglich bei jedermann voraussetzen kann. Übrigens war meine diesbezügliche Bemerkung nur als Frage gegeben. — Dass der „vielleicht nicht sonderlich schöne, aber recht praktische" Ausdruck „Herübersetzen" und „Hinübersetzen" nicht von mir herrührt, sondern von O. Perthes, und dass

dieser Ausdruck schon von sehr vielen angewendet worden und in die pädagogische Literatur gleichsam eingebürgert ist, sollte Herrn W. bekannt sein. — In Erledigung der etwas spitzen Bemerkung S. 42 nenne ich als heimische deutsch-fremdsprachliche Übersetzungsbücher, welche keinen „läppischen Gedankeninhalt“ und kein „verschrobenes Deutsch“ aufweisen, besonders die Bücher von Steiner-Scheindler und Strauch für Latein, von Schenkl und Hintner für Griechisch. Wenn übrigens der Herr Gegner die oben citierte Programm-Abhandlung von E. Gschwind liest, so wird er dortselbst finden, dass in diesen Stücken die österreichischen Übersetzungsbücher den deutschen Büchern derselben Art im allgemeinen überlegen sind.

Wien. J. Rappold.

K. F. Hermanns Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. Neu herausgegeben von H. Blümner und W. Dittenberger. I. Band: Staatsalterthümer. 6. verm. u. verbess. Auflage von Victor Thumser. II. Abtheilung. Freiburg i. B., Mohr 1892. 8°, VII u. 273–804 SS. Preis 12 Mk.

Von der Neubearbeitung der K. F. Hermann'schen Staatsalterthümer, welche V. Thumser übernommen hat und deren erster Theil, enthaltend die allgemeinen Grundlagen, den spartanischen und den kretischen Staat, im Jahre 1889 erschien, liegt hier die zweite Abtheilung vor; ihr großer Umfang entspricht der Bedeutung ihres Vorwurfs, der Darstellung des attischen Gemeinwesens. In ihr besitzen wir die am meisten eingehende und alle Einzelheiten berücksichtigende Behandlung dessen, was gewöhnlich mit dem Terminus 'Attische Staatsalterthümer' bezeichnet wird, und nicht zum mindesten in dieser Eigenthümlichkeit sehe ich den Wert und das Bleibende an Thumsers Leistung; sie ist zugleich die erste gewesen, welche die durch Aristoteles' athenische Politie gebrachten Nachrichten für unsere Disciplin verwertete.

Das Lob, welches Th.s Buch verdient, ist kein geringes und zum Theil schon in dem enthalten, was ich eben bemerkte; der Fleiß und die Sorgfalt, welche dem Verf. nachzurühmen sind, erheischen die größte Anerkennung. Damit verknüpft ist eine andere nicht unwichtige Eigenschaft, die unbedingte Zuverlässigkeit Th.s: man wird bei keiner Frage sagen können, dass er sie leicht nimmt oder im Vorübergehen behandelt, er zeigt wirkliche Kenntnis der Quellen und der Literatur; dabei ist hervorzuheben, dass er die Berücksichtigung der letzteren bis auf die unmittelbar vor der Herausgabe seines Buches erschienenen Schriften ausgedehnt hat; bei der Benützung der Quellen ist zu loben die umfassende Heranziehung des inschriftlichen Materials. Speciell was die antiquarischen Partien im engeren Sinne anlangt, halte ich Thumsers Darstellung in den meisten Punkten für gelungen.

Dennoch hätte ich mir die Art der Behandlung in mancher Hinsicht anders gedacht und gewünscht. Meine Bedenken gründen sich in erster Linie auf die Anordnung und Disposition des Werkes, auf die stete Verbindung der historischen und systematischen Darstellung. Ich halte diese Methode nicht für glücklich. Nun ist es richtig, dass sie nicht ursprünglich von Th. herrührt, sondern Letzterer sie von Hermann übernommen hat, dessen Buch den Titel führte: 'Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer aus dem Standpunkt der Geschichte', welcher Zusatz bei Thumser fallen gelassen ist. Zum Vortheil der Sache würde es gereicht haben, wenn nicht bloß der Zusatz weggeblieben wäre, sondern Th. sich entschlossen hätte, Hermanns Darstellung damit auf das gründlichste umzugestalten; man kann nicht leugnen, dass in dessen Auffassung zwei Gattungen der Betrachtung mit einander vermischt sind, die besser auseinandergehalten werden sollen. Auf diesem Standpunkt sind wir heute — zu Hermanns Zeit, das gebe ich zu, war es anders; was wir fordern, ist eine einheitliche systematische Darstellung der attischen Institutionen mit möglichster Herausarbeitung der sie beherrschenden rechtlichen Grundgedanken und daneben eine attische Verfassungsgeschichte. Bei Hermann und Th. ist Beides zu Einem verbunden. Die Folge davon ist zunächst eine gewisse Unübersichtlichkeit; es ist schwer, sich rasch über manche Dinge zu orientieren, da man nicht immer im voraus weiß, an welchem Punkte der geschichtlichen Entwicklung sie ihren Platz gefunden haben, zumal da auch ein Index fehlt, der wohl erst am Schlusse des ganzen Werkes nachgetragen werden wird. Natürlich kann es auch nicht ausbleiben, dass eng Zusammengehöriges auseinandergerissen ist; so sind z. B. die Competenzen des Areopags auf die §§. 65 und 69 vertheilt, die Phratrien auf §. 59 und 71 — und anderseits ist es schwer, für manche Institutionen die richtige zeitliche Einordnung zu finden, was bei den Liturgien der Verf. selbst gefühlt hat (S. 688 oben). Eine gründliche Umarbeitung von Hermanns Buch hätte aber auch in anderer Richtung Noth gethan: Th. hat sich im Stil öfter an seinen Vorgänger angeschlossen, war aber dann selbstverständlich genöthigt, Vieles anders zu fassen und zu erweitern; ich habe dabei immer das Gefühl einer Fessel, die ihn hinderte, den Stoff in freier Weise zu gestalten. Und mit diesen Erweiterungen ist leider auch ein Hauptvorzug von Hermanns Werk verloren gegangen, die durchsichtige Kürze und schlagwortartige Knappheit der Darstellung, die es auszeichnete und die seinem Charakter als Lehrbuch so angemessen war; auch die bei Th. aufgegebene räumliche Trennung des Textes und der Anmerkungen, so dass die letzteren am Schlusse jedes Paragraphen folgten — was sonst nicht gerade zu empfehlen ist — war diesem Zwecke förderlich. Doch möchte ich Th. mit diesen Bemerkungen nicht Unrecht thun. Aus der Vorrede zu der ersten Abtheilung ist zu ersehen, dass er die auf die Art der

Neubearbeitung sich beziehenden Fragen reiflich erwogen und sich die Schwierigkeiten durchaus nicht verhehlt hat, welche ihm aus dem Festhalten an der übernommenen Form erwuchsen; allein er hielt sich für verpflichtet, an dem Charakter von Hermanns Buch festzuhalten. Sosehr die Pietät dieses Standpunktes anzuerkennen ist, im Interesse der Sache wäre eine andere Entscheidung zu wünschen gewesen; allerdings vermag ich nicht zu beurtheilen, wieweit die Redaction des Lehrbuches sich damit für einverstanden erklärt hätte. Man kann über den Charakter von solchen Neubearbeitungen verschiedener Ansicht sein; ich halte die völlige Neugestaltung des Vorhandenen nach freiem Ermessen der Autoren für das Richtigste (wie es z. B. bei dem vor kurzem ausgegebenen ersten Bande der neuen Auflage von Paulys Realencyklopädie geschehen ist), denn dies ist das einzige Mittel, um mit der raschen Entwicklung der Wissenschaft gleichen Schritt zu halten. Die erste Auflage von Hermanns Lehrbuch ist von dem Jahre 1831 datiert; in den 60 Jahren, die seitdem verflossen sind, ist die Wissenschaft von dem griechischen Staate, Dank der regen Betheiligung der Forscher und der großartigen Erweiterung des monumentalen Quellenbestandes, in einer Weise fortgeschritten, dass es meiner unmaßgeblichen Meinung nach gegenwärtig unthunlich ist, die von Hermann herrührende Auffassung weiter zu conservieren.

Die eben bezeichnete Verbindung der historischen und systematischen Behandlung hat aber auch einen anderen Nachtheil mit sich gebracht. Die geschichtlichen Erörterungen beziehen sich nicht bloß auf die innere Entwicklung — wo man ihnen, die einmal gewählte Eintheilung acceptiert, Berechtigung zugestehen mag —, sondern vielfach auch auf die äußere Geschichte, sie tragen manchmal den Charakter einer attischen Geschichte, die sie aber doch nicht ersetzen können. Dies fällt meines Erachtens außer der dem Buche gestellten Aufgabe und es muthet sonderbar an, wenn man z. B. Literaturangaben über die Daten der Schlachten von Marathon und von Chaironeia, über die Topographie von Marathon und ähnliches in unserem Werke findet. Gehören diese Dinge in ein Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer? Ich hielte es für das Beste, wenn diese sich auf die äußere Geschichte Athens beziehenden Ausführungen einfach weggelassen worden wären, was das Buch sehr entlastet hätte. Zudem muss ich offen sagen, dass die historischen Partien nicht auf der gleichen Höhe stehen wie die antiquarische Darstellung. So gleich der Eingang über die Pelasger, der zusehr in eklektischer Weise vorgeht, dann die §§. 61 und 62, die zwischen den bisherigen Ansichten über das Ende des Königthums in Athen und der neuen Meldung bei Aristoteles zu vermitteln suchen, was ich nicht für richtig halten kann. Auch die Charakteristik des Aristeides (S. 662), bei welcher sich Th. wörtlich an Hermann anschließt, muss jetzt nach Aristoteles be-

richtigt werden. Überhaupt ist zu sagen, dass die ganze Auffassungsweise, wie sie Th. in den §§. 115 ff., auch da in Wiedergabe von Hermanns Darstellung vertritt, heutzutage doch als veraltet gelten kann. Es ist eine moralisierende Geschichtsbetrachtung, die man in ähnlicher Weise bei E. Curtius antrifft, und gleich derjenigen des Letzteren stützt sie sich auf die Äußerungen der Redner und der Komiker; begreiflich, dass daher auch über Perikles nicht richtig geurtheilt wird. Wir finden dieselbe Auffassung wieder in den §§. 123. 124, wo einfach Hermanns Charakteristik des attischen Demos beibehalten ist, als ob seitdem nicht Grote geschrieben hätte; und die Färbung des dritten Abschnittes des dritten Capitels ist die gleiche, wie schon die Überschrift 'Entartung und Untergang' andeutet und besonders §. 130 zeigt. Damit harmoniert das Urtheil über Demosthenes und König Philipp. Nun muss man aber doch bemerken, dass wir jetzt nicht mehr auf dem alten Standpunkte stehen und durch Beloch (ohne dessen extreme Richtung zu vertreten), besonders aber durch das Verdienst von Holm weiter gekommen sind; es wäre gut gewesen, wenn dieser Fortschritt unserer geschichtlichen Erkenntnis auch in Th.s Darstellung Ausdruck gefunden hätte.

Ich habe zu Eingang die seltene und erschöpfende Vollständigkeit von Th.s Werk, die Fülle der Literaturangaben hervorgehoben. Leider ist Th. nicht einer Gefahr entgangen, die mit einer so eingehenden Berücksichtigung der früheren Schriften häufig verbunden ist. Meiner Ansicht nach hätte viel von diesen Citaten gestrichen werden können; es handelte sich doch nicht um eine vollständige Anführung der Literatur ohne Rücksicht darauf, ob die angegebenen Schriften für den Fortschritt unserer Erkenntnis von Wert sind oder nicht. Haben denn z. B. die Namen von Fligier und Paulus Cassel wirklich in einem wissenschaftlichen Handbuche zu figurieren? Etwas weniger wäre da mehr gewesen, eine weise Auswahl zwischen dem, was noch heute für unsere Auffassung als brauchbar erscheint, und dem, was wir bereits überwunden haben und, Gott sei Dank, vergessen können. Durch diese Liberalität Th.s nimmt das Handbuch an einigen Stellen förmlich den Charakter eines Repertoriums an (z. B. S. 762. 763), allerdings, wie ich gerne zugestehe, eines zuverlässigen und für den Gebrauch nützlichen Repertoriums. Dieselbe Ausstellung trifft hie und da auch den Text; ich hätte an Th.s Stelle energisch mit den alten Controversen (so z. B. S. 288 über die apokryphen ältesten Phylen) aufgeräumt, die ja oft nur unsere Erkenntnis hemmen und von welchen jetzt eine erkleckliche Anzahl durch Aristoteles' Politie für immer beseitigt ist.

Wenn ich noch auf Einzelheiten zu sprechen komme, so muss ich hervorheben, dass eine ganze Reihe von Abschnitten Th. vorzüglich gelungen ist, so §. 86 über den Rath, 87[a] über die Prytanen, 88 über die Volksversammlung, 90. 91 über die Formu-

lierung der Urkunden und die Gesetzgebung. Treffend ist die Bemerkung S. 280, dass die von Philochoros angenommene Zwölfzahl der attischen Städte wahrscheinlich nichts anderes sei als eine Spiegelung der späteren 12 Phylen; auch der Ansicht S. 294, dass die sogenannten ionischen Phylen eine Nachahmung der athenischen Phylentheilung seien, ist beizupflichten. Ich mache ferner aufmerksam auf die Definition (S. 329) der *μεῖα* und *κούρεια*, sowie auf die Gründe, welche gegen das von anderer Seite angenommene Quasibürgerrecht der Metöken sprechen (S. 421 ff.), auf die Ausführungen S. 445 über den Antheil der *νόθοι* an dem Bürgerrechte und S. 461 über die Ephebie. S. 522 ff. ist mit Recht die von den Früheren aufgestellte Ansicht fallen gelassen, dass die endgiltige Abstimmung über den Ostrakismos in der achten Prytanie stattgefunden habe. In dem Abschnitte S. 543 ff. wird die Auslosung der Gerichte zum erstenmale nach Aristoteles geschildert. Endlich erwähne ich noch die an Pollux' Bericht über die Thesmotheten geübte Kritik S. 558 ff. Daneben finden sich allerdings Details, in welchen ich Th. nicht beistimmen kann, so wenn er S. 309 das Geschlecht der Eupatriden für Athen leugnet. Auch die S. 320 vorgetragene Erklärung für die *ὁμογάλακτες* und *ὀργεῶνες* (unter *ὁμογάλακτες* habe man die seit dem ionischen Synoikismos den *γένη* angehörigen Mitglieder zu verstehen, unter *ὀργεῶνες* die neu hinzugetretenen eleusinischen Elemente) dürfte kaum auf Beifall rechnen. Wenn Th. ferner (S. 382) meint, dass durch Solon schwerlich die Heliaia als allgemeine Appellationsinstanz gegenüber den Entscheidungen der Einzelrichter organisiert wurde, so ist seine Anschauung unvereinbar mit dem, was Aristoteles c. 9 über die Sache sagt. S. 408 wäre nothwendig gewesen, den Widerspruch zwischen Aristoteles und Plutarch über die Reform des Aristeides hervorzuheben, nicht beide Nachrichten miteinander zu verbinden (natürlich werden wir Aristoteles folgen). Merkwürdig ist es, dass Th. noch die Ansicht vertritt (S. 413), Solon sei der Schöpfer der Nomothesie gewesen, welche doch nicht älter ist als das vierte Jahrhundert. Gewundert hat es mich auch, dass Th. (S. 498 ff.) die Lehre von dem Schreiber ganz in der alten Weise vorträgt, wo doch durch Aristoteles c. 54 eine Revision dieses Punktes nothwendig geworden ist. Nicht ganz klar ist mir, wie sich Th. S. 513 ff. die Procheirotonie vorstellt; auch die Schilderung der Eisangelie S. 534 ff. ist nicht befriedigend. Die Vermuthung (S. 518, Note 4), dass es schon vor Demetrios von Phaleron *νομοφύλακες* gegeben habe, ist unerweisbar und mit dem Charakter dieser Institution, die ja nichts anderes ist als eine Umsetzung aristotelischer Gedanken ins Praktische, nicht zu vereinbaren. Auch dass die Stelle des *ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει* im Jahre 354 begründet worden sei (S. 631), lässt sich nicht mehr halten, da Aristoteles des Amtes in seinem Abrisse gar nicht gedenkt, es also jünger sein muss. Endlich ist Th. im Unrecht, wenn er

(S. 652) leugnet, dass zwei verschiedene Arten von Logisten existierten.

Das ist es, was ich im wesentlichen über Th.s Werk zu sagen habe. Ich möchte nicht, dass man meine Bemerkungen dahin auffasste, als ob ich an dem Verdienste des Verf.s mäkeln wollte; denn, wie ich zu Anfang dieser Besprechung betonte, ich erkenne dasselbe voll und ganz an und nur ein unbillig Urtheilender oder ein Übermüthiger kann es zustande bringen, über eine ernste und mit reinem Interesse an der Sache unternommene Arbeit abzuurtheilen. Wenn ich diejenigen Punkte, mit welchen ich nicht einverstanden bin, stärker hervorgehoben habe, so mindert dies nicht im geringsten meine Achtung vor der Leistung Thumsers.

Prag. H. Swoboda.

Symbolae Pragenses. Festgabe der deutschen Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag zur 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893. Mit 2 Tafeln. Gedruckt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Prag, Wien, Leipzig, F. Tempsky, G. Freytag 1893. gr. 8°, 222 SS.

In diesem schön ausgestatteten Bande sind fünfzehn Abhandlungen vereinigt, deren Inhalt sich auf verschiedene Gebiete der humanistischen Wissenschaften bezieht. Und zwar gehören der classischen Philologie sieben an, der Germanistik drei, der romanischen Philologie zwei, je eine dem römischen Rechte, der Philosophie und der Kunstgeschichte. Schon diese Verschiedenheit des Inhaltes macht es einem Berichterstatter unmöglich, eine eingehende Beurtheilung zu geben. Daher kann sich die vorliegende Anzeige nur auf ein Referat beschränken, das den Inhalt und das Ergebnis der Abhandlungen kurz darlegen soll. Wir zählen diese somit nach der Reihenfolge auf, wie sie in dem Bande vorliegen.

E. Arleth, „Beiträge zur Erklärung des Aristoteles" (S. 1—7) behandelt einige Stellen der Nikomachischen Ethik, nämlich I 4 (1097 a 3—13), wobei die Richtigkeit der Argumentation nachgewiesen wird, I 11, die Kritik des Ausspruches Solons *χρεὼν τέλος ὁρᾶν*, II 6, die Deutung des Ausdruckes *ἕξις προαιρετική*, und erörtert den Sinn von *ἀρχή* und *αἴτιον* unter Beziehung auf Metaph. IV 2 (1003 b 22), V 1 (1013 a 16), de gen. et corr. I 7 (324 a 26), wobei die schon von Alexandros von Aphrodisias (Comm. in Metaph. Arist. ed. Bonitz p. 203) gegebene Auslegung gebilligt wird. Die sinnige und klare Interpretation wird gewiss von den Forschern gewürdigt werden.

A. Th. Christ „Zur Frage über die Bedeutung des Phaidonpapyrus" (S. 8—16) tritt in dem Streite über die Bedeutung dieses Papyrus für die Kritik entschieden gegen diejenigen auf, welche dieser Urkunde jeden Wert absprechen wollen, namentlich gegen

Usener auf und schließt sich Gomperz, Diels und anderen an, die den hohen Wert derselben für die Kritik betonen. Es finde sich keine Stelle, aus welcher sich in Vergleichung mit den Handschriften die Gewissheit einer willkürlichen Textesveruntreuung ergäbe. In orthographischen Dingen biete der Papyrus so viele interessante Einzelheiten, dass es sehr gewagt erscheinen müsse, ihm die Bedeutung, welche er schon durch sein hohes Alter beanspruchen könne, zu verkümmern. Die Stellen, wo er von unseren Codices abweicht, werden hiebei eingehend besprochen.

J. Cornu „Verbesserungsvorschläge zum Poema del Cid" (S. 17—23) spricht sich dahin aus, dass der Dichter sich der asturischen Mundart bedient habe. Indem er nun diese in einer Anzahl von Wörtern herstellt, werden die Unregelmäßigkeiten im Versbau beseitigt und der Romanzenvers als das Metrum, das der Dichter gebrauchte, gegenüber jenen erwiesen, welche in den Versen Alexandriner erkennen wollten.

A. Hauffen „Fischarts Ehezuchtsbüchlein, Plutarch und Erasmus Roterodamus" (S. 24—41) weist nach, dass Fischart, der bekanntlich in dem ersten und dritten Theile seiner Schrift zwei Abhandlungen Plutarchs, nämlich *Γαμικὰ παραγγέλματα* und *Περὶ παίδων ἀγωγῆς*, frei bearbeitet hat, hiebei nicht den griechischen Text, sondern die lateinische Übersetzung der Moralia von Gulielmus Xylander (Wilhelm Holtzmann aus Augsburg, 1532 geb., 1576 zu Heidelberg als Prof. der griech. Sprache gest.), die 1572 zu Basel erschien, verwertet hat. Für die eingeschobenen gereimten Abschnitte benützte Fischart Frölichs Übersetzung des Florilegiums des Stobaios, die Naturgeschichten von Konrad Gesner nach deutschen Übersetzungen, die sogenannte Egenolffische Sprichwörtersammlung und Alciatis Liber, die ihm auch als Quelle für den zweiten Theil dienten. Der vierte Theil ist eine freie Übertragung des Gespräches 'Coniugium' von Erasmus Roterodamus.

E. Holzner „Kritische Studien zu Euripides" (S. 42—64). Es werden 21 Stellen behandelt, nämlich Hek. 1024, Hel. 280 ff., 414 ff., 884 ff., Herc. fur. 183 ff., 1291 ff., Suppl. 406 ff., 429 ff., Hipp. 468 ff., Iph. Aul. 373 ff., 391 ff., 518 ff., 973 ff., 1011 ff., 1346 ff., Ion. 598 ff., 1286 ff., Med. 909 ff., Orest. 781 ff., 902 ff., 1047 ff. Die Bedeutung der Abhandlung liegt in der Würdigung der zu diesen Stellen von verschiedenen Gelehrten vorgebrachten Verbesserungsvorschläge, die einer eingehenden Kritik unterzogen und auf deren Grund zurückgewiesen werden. Die Ansichten über die Kritik der Tragiker haben sich in der letzten Zeit allerdings sehr geändert. Mit Recht tritt die Erklärung wieder in den Vordergrund; man entschließt sich, manches gelten zu lassen, was man früher als unerträglich bezeichnete, und namentlich bei Euripides muss man, nachdem man seinen Stil genauer kennen gelernt hat, nicht weniges, was platt und trivial ist, ruhig hinnehmen. Als Emendationen können nur solche Conjecturen be-

trachtet werden, die möglichst wenig am Texte rütteln und die Entstehung der Corruptel entsprechend erklären. Ohne hier auf alle aufgezählten Stellen einzugehen, wollen wir doch drei Verse kurz besprechen, welche geeignet sind, das eben Gesagte zu beleuchten. Suppl. 432 *καὶ τόδ' οὐκέτ' ἔστ' ἴσον* lässt sich ganz gut erklären: 'und da ist nicht mehr (*iam non*) von Gleichheit die Rede'. Die Worte haben im Munde des Theseus, der die Demokratie preist und für den die *ἰσότης* das Höchste und Einzige ist, einen ironischen Anstrich. Hel. 886 *τὸ κάλλος Ἑλένης οὕνεκ' ὠνητοῖς γάμοις* gibt allerdings zu großen Bedenken Anlass, wenn man *ὠνητός* in der Bedeutung 'erkauft' fasst. Erklärt man es aber durch 'käuflich', so dass der Ehebund, welchen Paris von Aphrodite durch die Ertheilung des Schönheitspreises kaufen konnte, bezeichnet wird, dann schwinden diese Bedenken. Dass der Ausdruck einiges zu wünschen übrig lässt, kann man ruhig zugeben. Herc. fur. 184 *ὃν σὺ φῂς εἶναι δοκεῖν* ist die Conjectur *οὐκ ἄλκιμον* schon wegen der Abweichung von der lex Porsoniana nicht glaublich; aber auch davon abgesehen bietet sie ebensowenig wie jene Naucks *εἶναι κακόν* einen unserer Stelle ganz entsprechenden Gedanken. Doch dass die Überlieferung verderbt ist, davon bin auch ich überzeugt. Deshalb möchte ich an *Διὸς δοκεῖν* denken, indem ich annehme, dass das zur Erklärung beigeschriebene *εἶναι* das Wort *Διὸς* verdrängte. Solche Glossen haben sich in den Codex, aus welchem *C* stammt, mehrfach eingeschlichen. Amphitryon käme so auf das zurück, was er schon 172 gesagt hat. Und dies ist gegenüber der Beschimpfung des Lykos nicht auffällig. Doch lege ich diesem Einfalle kein Gewicht bei.

J. Jung „Imperium und Reichsbeamtenschaft. Eine Episode aus der römischen Kaisergeschichte" (S. 65—73). Wir erhalten eine Darstellung der stürmischen Zeiten, die mit der Ermordung des Commodus in der Neujahrsnacht 193 n. Chr. begannen, bis zum Tode des Alexander Severus 222, einer Epoche, welche mit der Auflösung des durch Hadrian neu organisierten Reichsbeamtenstandes endet. Es treten nun die illyrischen Soldatenkaiser auf, welche die Decapitalisierung der Hauptstadt Rom durchführten.

W. Klouček „Vergiliana" (S. 74—81). Es werden einige Stellen der Aeneis, nämlich I 238 f., 572 f., II 94 f., VII 266 behandelt, wobei die in Kvičalas „Neuen kritischen und exegetischen Bemerkungen zu Vergils Äneis" begonnene Polemik ihre Fortsetzung findet. Wir verweisen die Leser auf das, was J. H. Schmalz in dieser Zeitschrift Jahrg. 1893, S. 1067 ff. über den Aufsatz von Klouček bemerkt hat.

H. Lambel „Zur Überlieferung und Kritik der Frauenehre des Strickers" (S. 82—98). Das Gedicht wurde bekanntlich stückweise von Pfeiffer aus der Wiener Handschrift (*A*), die nur zwei Bruchstücke enthält, und dann aus dem Heidelberger und Kalocsaer Codex (*B* und *C*), aber nicht vollständig herausgegeben. Den

Schluss veröffentlichte erst Kummer nach der Ambraser Handschrift (*D*). Da aber dieser Schluss sich auch in *BC* findet (er steht dort unter einer neuen Überschrift, was eben Pfeiffer in Irrthum führte), so werden hier die Varianten dieser Handschriften angeführt und nach einer Darlegung des bisher nicht genau beachteten Gedankenganges des Gedichtes ermittelt, was sich daraus für die Kritik gewinnen lässt.

A. Marty „Über das Verhältnis von Grammatik und Logik" (S. 99—126). Der interessante, gehaltreiche Aufsatz behandelt die Frage, ob und in welchem Sinne der Grammatiker auf die Logik Rücksicht zu nehmen habe, und zwar im Hinblick auf die beiden Erscheinungen in der neueren Sprachphilosophie, nämlich dass man einerseits jede Verbindung zwischen Logik und Grammatik ablehnt, anderseits aber auch da, wo man die Nothwendigkeit einer besonderen Rücksicht der Grammatik auf die Logik anerkennt, diese doch nicht zu klarer und consequenter Ausführung kommt infolge gewisser Verwechslungen, die hiebei begangen werden.

L. Mitteis „Juristische Textconjecturen" (S. 127—137). Zuerst bespricht der Verf. die zweite größere (*B*) der 1888 zu Pompeji aufgefundenen fünf Mancipationstafeln der Poppaea Note und ergänzt das zu derselben gehörige Bruchstück in folgender Weise ME]NSA PERSC[RIBETVR, dann erörtert er einige Stellen der Digesten de iure iurando 12, 2, 13, 1; 12, 6, 47 und 17, 1, 21; 21, 1, 63 in der Weise, dass er sie erklärt und die Corruptelen, die in ihnen vorhanden sind, zu verbessern sucht.

J. Neuwirth „Zur Kritik der Kunstnachrichten des Geschichtschreibers Franz von Prag" (S. 138—144). Es wird nachgewiesen, dass die Nachricht im Chronicon des Franz von Prag I c. 31 über den Raudnitzer Kloster- und Brückenbau durch den Prager Bischof Johann IV. von Dražitz 1338 auf die noch vorhandene im Auftrage jenes Bischofes verfasste Gedenkschrift 'Conscripcio super fundacione Monasterii sancte Marie in Rudnicz et opere pontis ibidem' zurückgeht, und daraus der Schluss gezogen, dass sich ähnliche Nachrichten bei Franz von Prag auf ebensolche Gedenkschriften gründen, wodurch sich für die Zuverlässigkeit der Kunstnachrichten des Geschichtschreibers wichtige Folgerungen ergeben.

G. Rolin „Studien zum Wilhelmsliede (Aliscans)" (S. 144—164). Eine Darstellung der Entstehung und allmählichen Umbildung des ursprünglich in Alexandrinern und provençalisch geschriebenen Gedichtes, Beschreibung der Handschriften, ihr Stemma und ihr Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach usw. Schließlich Textproben.

A. Rzach „Zur ältesten Überlieferung der Erga des Hesiodos" (S. 165—194). Der für Hesiod rastlos thätige Verf., der eine neue kritische Ausgabe dieses Dichters vorbereitet, gibt hier nähere Nachrichten über den bisher nicht nach Gebür gewürdigten

Parisinus gr. 2771, der dem 11. Jahrhundert angehört. Es wird in eingehender Darlegung gezeigt, dass dieser Codex (*C*) neben dem ihm an Alter nachstehenden Laurentianus XXXI 39 (*D*), dem Papyrus Rainer und dem etwas jüngeren Papyrus Naville vor allem für die Kritik der Erga inbetracht kommt. Und zwar sind *C* und *D* Repräsentanten besonderer Familien. Zwei sehr hübsch ausgeführte Photographien der Folien 22ª und 33ª, welche die Verse 419—425 und 649—660 enthalten, gewähren eine willkommene Anschauung der Schreibweise des Textes und der Scholien des Proklos.

A. Sauer „Studien zur Familiengeschichte Grillparzers" (S. 195—214). Ein dunkles Familienbild, das nur wenige helle Züge erleuchten. Der Verf. stellt zuerst das zusammen, was an Nachrichten über die Großeltern des Dichters erhalten ist, dann handelt er über dessen Vater und Mutter, über deren Brüder Christoph und Josef Sonnleithner, endlich über die drei Brüder des Dichters Camillo, Karl und Adolf. Wenn man diese Spalten liest, begreift man, wie Grillparzer von Natur aus düster und schwermüthig unter dem Drucke des Elends in der Familie ein trauriges Dasein führte. Erhebend aber ist der Gedanke, dass er nicht bloß sich rein und makellos erhielt und doch immer gütig gegen die Seinen zeigte, sondern dass er auch unter diesen trostlosen Verhältnissen der große Dichter wurde, als der er jetzt allgemein anerkannt ist.

H. Swoboda „Die athenischen Beschlüsse zu Gunsten der Samier" (S. 215—221). Der Aufsatz bezieht sich auf die im CIA II 1 b angeführten Inschriften aus den Jahren 403/2 v. Chr., welche durch Lolling, Lipsius, Dittmar und Szanto vielfach erörtert worden sind. Während bei dem ältesten Psephisma die Sache klar liegt, walten bei dem zweiten und dritten noch erhebliche Schwierigkeiten ob. Diese zu beseitigen hat sich der Verf. zur Aufgabe gestellt, und es muss anerkannt werden, dass er die Erklärung dieser beiden Stücke bedeutend gefördert hat.

Wir erwähnen noch im Anschlusse an diese Anzeige zwei Festgaben, die gleichfalls von Prag aus der Versammlung gewidmet wurden. Und zwar zuerst den 1. Jahresbericht des wissenschaftlichen Vereines für Volkskunde und Linguistik in Prag 1893, der eine sehr interessante Abhandlung von Prof. O. Keller „Über Raben und Krähen im Alterthum" enthält. Wir bemerken hier, dass sich mit der Krähe bei den Indern nicht bloß der Begriff der Schlauheit, sondern auch der der Zudringlichkeit verbindet, so dass sie wirklich ein Bettelvogel ist, wie denn nach einer gütigen Mittheilung Herrn Hofrathes Bühler ein zudringlicher, unverschämter Mensch einfach kâka genannt wird. Die zweite Festgabe bildete der Separatabdruck der Abhandlung: „Ein Idyll des Maximus Planudes", die unseren Lesern aus dem 5. Hefte des vorigen Jahrganges (S. 385—419) bekannt und von ihnen gewiss als ein sehr

schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der byzantinischen Literatur, der man jetzt ein reges Studium widmet, gewürdigt worden ist.

Wien. Karl Schenkl.

Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.—XII. Jahrhundert herausgegeb. von K. Müllenhoff und W. Scherer. 3. Ausgabe von E. Steinmeyer. 2 Bände. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892. Bd. 1: XLIII u. 321 SS. Bd. 2: 492 SS. Preis 19 Mk.

Vor 19 Jahren erschien die erste Ausgabe der 'Denkmäler', selbst ein Denkmal. Jetzt erhalten wir die dritte. Freundeshand hat sich des verwaisten Werkes angenommen, unhaltbar Gewordenes entfernt, Wankendes gestützt, manche neuen Ausblicke eröffnet und für erhöhte Bequemlichkeit der Benützung in trefflicher Weise vorgesorgt. So ist das Werk erneut und doch das alte.

Ich hebe die wichtigsten Abweichungen kurz hervor. Die Excurse und Anmerkungen wurden von den Texten abgetrennt und stehen in größerem Drucke in einem gesonderten Bande. Die Lesarten erscheinen unter den Texten. Das Auffinden einzelner Stellen erleichtern nunmehr Columnenüberschriften. Inhaltlich ist die Zuverlässigkeit des Buches erhöht worden, indem Steinmeyer sämmtliche Handschriften der Münchner und Würzburger Bibliotheken, sowie einige andere neu verglich, über andere Stücke Auskünfte Roedigers, dem die Ausgabe auch sonst manches verdankt, ferner Schönbachs und Seemüllers einholte. So ist es nicht zu verwundern, dass manche Denkmäler in stark veränderter Gestalt erscheinen. Ich nenne besonders Nr. XXXI, das Ezzolied, wo der Straßburger Fund eine gründliche Umarbeitung des Textes nöthig machte, ferner Nr. XXXVIII, den Arnsteiner Marienleich, der dank Steinmeyers Lesungen nun ein Plus von etwa 40 Versen aufzuweisen hat, weiters Nr. XLVI, den Messegesang, und Nr. LXXXVI A (C), die Wessobrunner Predigten. Neu hinzugekommen ist Nr. XXX^{b}, Baracks Memento mori, und Nr. LXXVIII A, die Baierische Beichte, deren im Jahre 1882 wiederentdeckte Handschrift verglichen wurde. Infolge der Untersuchungen Martins, beziehungsweise Baechtolds erscheinen die Baierischen Glaubensfragen, früher Nr. LIII, jetzt unter dem Titel Bruchstücke einer Beichte als Nr. LXXII^{c}, während die Überschrift zu Nr. LXXX jetzt lautet eine Sangaller Schularbeit. Besonders dankbar wird man empfinden, dass den Nummern I, II, III und XVII (Wessobrunner Gebet, Hildebrandslied, Muspilli, Vom heiligen Georg) je ein zweiter Text beigegeben wurde, der strengconservativ gehalten ist.

Ebenso hat der zweite Band durch Steinmeyers Bemühungen ganz erheblich gewonnen. Abgesehen davon, dass die seit der zweiten Ausgabe erschienene Literatur in vollständiger Weise Be-

rücksichtigung gefunden hat — meist nimmt St. auch Gelegenheit, in kurzen Worten seine Ansicht klarzulegen — stehen allerorten Nachträge zu den Belegen der früheren Ausgaben, kritische Bemerkungen u. dgl. m. Dabei ist der Bearbeiter immer mit äußerster Schonung zuwerke gegangen, wie am besten aus seinen Worten Bd. II, S. 397 hervorgeht, er habe in diesem Buche überhaupt nur das positiv Falsche zu streichen sich für berechtigt erachtet. So ist denn auch nur ein größeres Stück, Scherers Excurs über die Sangaller Übersetzerschule zu Nr. LXXX, beiseite gelassen worden, was niemand bedauern wird, obwohl er für die öfter über das Ziel hinausschießende Combinationslust Scherers so recht bezeichnend ist. Einige Andeutungen über die sonstigen Veränderungen im zweiten Bande mögen folgen.

S. 7 f. Verwerfung von Müllenhoffs Ansicht, das Wessobrunner Gebet sei im ljódahátt geschrieben, und Begründung einer neuen Lückenvertheilung. — S. 18—20 Übersicht über die Fortschritte in der Kritik und Erklärung des Hildebrandsliedes. — S. 20—30 Zusammenstellung der Recensionen des jüngeren Hildebrandsliedes nebst kritischer Ausgabe. — S. 40 f. Ablehnung von Müllenhoffs gewaltsamer Textbehandlung des Muspilli und stilistische Untersuchung mit dem Resultate, dass die von dem Kampfe des Elias mit dem Antichrist handelnde Partie (V. 37—62) aus einem älteren Liede stamme. — S. 43 f. zu V. 1 des ersten Merseburger Zauberspruches. — S. 51 über *nesso* im Segen Contra vermes. — S. 60 Belege zur Rechtfertigung der Haupt'schen Übersetzung *êrôno gilih* im Spielmannsreim des Monachus Sangallensis. — S. 69 in Übereinstimmung mit Erdmann Verwerfung der Müllenhoff'schen Annahme, Otfrid habe das Gedicht von Christus und der Samariterin gekannt. — S. 86 Psalm 138 mit Braune nach Baiern gesetzt. — S. 98 f. Bemerkungen zum Georgslied. — S. 102, 104—106 über 'De Heinrico' und das sog. Cambridger Minnelied. — S. 124—126 kritischer Abdruck des zweiten Gedichtes 'De Lantfrido'. — S. 132, 133 zu den Versen aus der Sangaller Rhetorik. — S. 162—164 Zweifel an der Richtigkeit der Ansicht, Bamberger Himmel und Hölle sei ein poetisches Denkmal. — S. 164—168 Anmerkungen und Excurs zu Memento mori. — S. 184—188 Excurs zum Ezzolied auf Grund des Straßburger Fundes. — S. 220 gegen Scherers Theorie über die Stropheneintheilung der Summa theologiae. — S. 223—224 Vertheidigung von Müllenhoffs Scheidung der 'Drei Jünglinge' und der 'Judith', die nicht einmal von einem Verfasser herrühren können. — S. 241, 243 f. über den Arnsteiner Marienleich und seinen auf Grund der 40 neugelesenen Plusverse anders zu beurtheilenden Strophenbau. — S. 270 zur Textkritik des Laudate Dominum. — S. 291—293 Bereicherung der Recensionen des Tobiassegens. — S. 300 zeilengetreuer Abdruck des Münchner und des neu aufgefundenen Pariser Segens gegen Fallsucht. — S. 303 Mittheilung des von Morel-Fatio gefundenen Segens gegen

Pferdekrankheit und eines Erfurter Pferdesegens. — S. 304 f. mehrere andere neu gefundene Segen. — S. 350 kurze Bemerkungen über die unbestimmbaren Monseer Fragmente. — S. 373—375 Abdruck einiger Stellen aus einem Commentar (Clm. 3729), die dem Psalmencommentar näher stehen als die in den früheren Ausgaben angeführten Citate aus Cassiodor und Pseudo-Hieronymus. — S. 395 f. Verwahrung gegen den Gebrauch, die Beichten nach den Klöstern zu benennen, aus denen die erhaltene Niederschrift stammt. — S. 396 f. Bemerkungen über das Verhältnis der baierischen Beichte zum Emmeramer Gebet. — S. 415 f. Einwände gegen Edw. Schröders Versuch, die Abfassungszeit des Gebetes Otlohs nach 1067 zu erweisen. — S. 455 Beispiele für coordinierte Adjectiva verschiedener Flexion. — S. 456 Hinweis auf weitere, mit Münchener Glauben und Beichte verwandte Stücke. — S. 466—468, 471 f. Abdruck mehrerer Judeneide und theilweise andere Gruppierung der verschiedenen Recensionen.

Damit sind jedoch Steinmeyers Zuthaten noch lange nicht erschöpfend aufgezählt. In vielen Fällen hat er, wie erwähnt, die von seinen Vorgängern gegebenen Nachweise vermehrt, in anderen mit kurzen Worten Zustimmung oder Zweifel markiert. Dass die Zusätze der ersten Art nicht überall in Klammern eingeschlossen wurden, wird sicherlich von vielen gleich mir bedauert werden: die Ungewissheit, von wem diese oder jene Bemerkung herrühre, nöthigt zu beständigem Nachschlagen der zweiten Ausgabe; auf diese Weise wird der Leser mehr gestört als es durch die eckigen Klammern je der Fall sein konnte.

Ich benütze die dargebotene Gelegenheit, um durch einige Vorschläge und Nachweise einen kleinen Theil des Dankes abzustatten, den ich diesem Werke schulde.

I. Wessobrunner Gebet. Die Überschrift *De poeta* (Bd. II 1 f.), seit Lachmann (Singen und Sagen, S. 107 = Kl. Schriften I 464) eine crux interpretum, erklärt sich jetzt aus den Parallelen Heinzels (in dieser Zeitschr. 1892, S. 744 f.), der mich noch aufmerksam macht, dass das *De* nach einem im mittelalterlichen Latein häufigen Gebrauche nicht weiter zu übersetzen sei, wie ja auch der Titel von G. Mapes bekanntem Werke *De nugis curialium* soviel besage als *Nugae curialium*, oder im alten Reichenauer Kataloge (s. Becker) der Vermerk *De carminibus theodiscæ* (= *carmina theodiscæ*) stehe. Bezüglich des Bedeutungsüberganges (*poeta* = *poema*) erinnere ich noch an *scoph* = *poesis* in den Gl. Salom. (vgl. Kögel, Grundriss II 1, 188). — V. 2 *ero*. Das Wort *ere* in der Bedeutung 'Erde' findet sich noch Martina 82, 16, in der Wiener Handschrift von Reinbots Georg fol. 53^{b}, 15; 97^{b}, 3 und in der Züricher Handschrift desselben Gedichtes fol. 68^{b}, 20, freilich ohne dass sich entscheiden ließe, ob es aus *ero* oder *arî* hervorgegangen sei.

II. Hildebrandslied V. 33 ff.:

want er dô ar arme	wuntanê bougâ,
cheisuringû gitân,	sô imo sô der chuning gap,
Hûneô truhtin:	'dat ih dir it nû bi huldî gibu'.

Steinmeyers Meinung, dass in angelsächsischer Poesie ein so loser Übergang in die directe Rede nicht vorkomme, ist nicht ganz richtig, vgl. Christ u. Sat. 248 und Beowulf 2809 ff.: *dyde him of healse hring gyldenne ... het hyne brucan wel: 'Thu eart endelaf usses cynnes* usw. Heinzel verweist mich noch auf Beowulf 3110 ff., Guthlac 1146. Kögel (Grundriss II 1, 178) hat die Stelle durchaus missverstanden, indem er *huat* statt *dat* einsetzen will. Das Richtige lehrt schon Benecke zu Iwein 7928; vgl. Haupt zu Erec² 4068 und neuerdings Henrici zur Iweinstelle. Nur so, wenn man annimmt, dass Hildebrand mit feierlichem Nachdrucke seine gute Absicht betone, rückt die Erwiderung Hadubrands (*spenis mih ... mit dînêm uuortun*) in die richtige Beleuchtung. — V. 37 f. *mit gêrû scal man geba infâhan, ort widar orte.* Vgl. außer dem bekannten von W. Grimm beigebrachten Zeugnisse noch Nib. 1493, 1 *Vil hôhe anme swerte ein bouc er im dô bôt ... daz man in über fuorte* (über die Donau konnte Hagen den *bouc* nicht reichen wollen!). Ähnliches berichtet G. Kennan in dem 26. Capitel seines Buches 'Zeltleben in Sibirien' von den Tschutschken in Anadyrsk, die ihre Waren mit den russischen Kaufleuten in der Weise austauschen, dass sie die Güter auf der Lanzenspitze übergeben und entgegennehmen, wodurch sie sich gegen Betrug sichern.

III. Muspilli. Steinmeyer macht Bd. II 41 die Beobachtung, dass in der Partie 37—62 bei Hauptsätzen das Subject öfter an erster Stelle und vor dem Verbum stehe, was in den übrigen Theilen nur einmal der Fall sei (außer bei pronominalem Subject). Es ist das der Hauptgrund für seine Annahme, dass jenes Stück auf ein älteres Lied zurückgehe. Hier ist aber Vorsicht geboten: denn unter den fünf Fällen in dem 'echten' Muspilli befinden sich drei, wo das Prädicat durch Infinitiv + Hilfsverbum gebildet ist (6 *sorgên mac diu sêla*; 72 *ni scolta sîd manno no hein*; 82 *scal imo avar sin lip piqueman*), was in der andern Partie überhaupt nicht vorkommt, so dass wir nicht wissen können, ob das nicht der Grund der Abweichung ist. Was aber die beiden restierenden Fälle (28; 66) betrifft, so sehe ich nicht ein, warum man sie nicht ebenso beurtheilen soll, wie die drei Beispiele, die umgekehrt das Stück 37—62 für Voranstellung des Prädicats liefert (53; 54; 55). Zudem beachte man, dass sich für den Schluss von V. 83 an — also für eine Partie, die nur um vier Verse an Umfang hinter dem 'unechten' Theile zurückbleibt — niemals die Voranstellung des Verbums, wohl aber umgekehrt jener éine Fall (88 *gart ist*) findet, so dass man hier, will man überhaupt aus so kleinen Resten etwas schließen, zu einem Resultate käme, das dem Steinmeyers gerade entgegengesetzt ist. Für überzeugend oder gar durchschlagend

kann ich also seine Argumentation nicht halten, besonders da fast alle anderen stilistischen Eigenthümlichkeiten, die er a. a. O. anführt, durch das ganze Gedicht hindurchgehen, und es doch sehr unwahrscheinlich ist, dass ein Bearbeiter, der seine Vorlage so wenig schonte, eine ihm ungewohnte Satzstellung hätte passieren lassen, ja sogar einmal einsetzen sollen. Metrische Rücksichten haben diesen Dichter gewiss nicht dazu bestimmt!

IV 5, A B 1. Contra vermes. *nesse* findet sich noch im Trudperter Hoheslied 35, 10 mit der wichtigen Glosse *id est humorem* (in der Anmerkung).

VIII. Ein Spielmannsreim. Im Codex Hirsaugiensis (Literarischer Verein Nr. 1) p. 7 wird von Spottliedern auf Gebhard III berichtet: *In canticum etiam vulgi versus est in tantum, vt, quodam in loco cum moraretur, ciues eiusdem loci in ipsius audiencia choros de eo cantantes ducerent, quamuis illis prosperum non cessisset: nam amici eius cum militibus accurrentes fustigatos illos disperserunt.*

X. Christus und Samariterin. Anmerkung zu V. 13: *heben* findet sich auch noch in späteren baierisch-österreichischen Quellen, vgl. Mst. Exodus (Diemer) 133, 11. 21; 150, 14; 158, 26; 159, 7; 161, 11.

XVII. Vom heiligen Georg V. 37 ff.:

dô hiez er Gorjon fâhen, hiez en harto fillen.
man gohiez en müllen, ze pulver al verprennen.
man warf en in den prunnun: er was sâlikêr sun.

So, im wesentlichen übereinstimmend, lauten die Verse nach Haupt, Müllenhoff, Hofmann, Zarncke und Braune. Steinmeyer (Bd. II 98, Anm.) nimmt an dem letzten Satze (hsl. *er uuaſ ſaliger ſun*) Anstoß, wie ich glaube, mit Recht. Aber dass ein Bezug auf den Brunnen hinter diesen Worten stecke, scheint mir kaum möglich. Man erwartet vielmehr eine Andeutung, dass der Heilige während dieser Proceduren die Besinnung nicht verloren habe. Also *er was allîche versunnen?* Bezüglich der Doppelschreibung des *ſ* verweise ich auf meine Anmerkung zu Tundalus 441. Dass *er* von *ver* zum vorhergehenden Worte gezogen wurde, darf bei der Freiheit, mit der unser Schreiber die Worttrennung vornimmt, nicht befremden, vgl. V. 7 *mane hō*, 20 *gah· nenten*, 39 *uuar· ſhan*, 58 *er diGita*. *k* für *ch* ist sehr häufig, vgl. V. 1. 2 *mîkilemo*, 5 *rhike* (zweimal) usw. Die Unterdrückung des *-en* in *versunnen* endlich ist auch gebildeten Schreibern ganz geläufig, und so bleibt nur die Bezeichnung der beiden Spiranten *ch* und *v* durch *ch* (*k*) ohne Analogie, worüber man sich jedoch bei den sonstigen Fehlern dieser Niederschrift leicht hinwegsetzen könnte. Aber es ist sehr fraglich, ob wir uns überhaupt damit plagen müssen, diesem Verse einen andern Sinn zu entlocken, als den mangelhaften, den er nach der Meinung der obgenannten Gelehrten haben soll: ich halte ihn nämlich für den Zusatz eines Schreibers, dem es darum zu

thun war, auf *prunnun* (in der Handschrift steht *purnnen*) einen Reim zu beschaffen. Die Reime lauten: *fâhen : fillen; müllen : verprennen; prunnen : sun.* Sie sind schlecht, schlechter als irgendwelche andere; denn bloßes *-en* reimt sonst nicht. Es bedarf aber nur einer einfachen Verschiebung, um sie zu bessern: *fâhen : ?; fillen : müllen; verprennen : prunnen* (oder *prunnun*). Und auch das Ausgefallene lässt sich mit Sicherheit aus V. 26. 27 ermitteln. So wenig dort die ausdrückliche Angabe unterlassen wurde, Georg sei nach seiner Ergreifung und vor seiner Strafe der Kleider beraubt worden, wird das hier der Fall sein. Und da überdies V. 37ᵃ wörtlich mit 26ᵃ übereinstimmt, wird man kein Bedenken tragen, 26ᵇ einfach einzusetzen. Der Dichter wiederholt ja auch sonst, abgesehen von den hymnischen Refrains, ganze Verspaare und Verse (23 = 31; 46ᵇ ~ 21ᵇ). Eine Auslassung lässt sich der Schreiber auch V. 35 zuschulden kommen, und hier wie in dem von mir angenommenen Falle erklärt sie sich graphisch oder auch gedächtnismäßig durch den gleichen Anfang. Wer die Reime auf *-en* beseitigen will, indem er die Form auf *-an* herstellt, der muss die Übereinstimmung mit V. 26ᵃ ebenso wie die versetzte Folge von besser geeigneten und zum Theile recht gesuchten Reimwörtern für einen Zufall erklären.

XXXᵇ. Memento mori 5, 7 f. Wer den Freuden dieser Welt hingegeben ist, kann sich von ihr nicht losmachen und ist unersättlich: *taz tuot er unz an sîn ende: so nehabit er ienoh tenne.* So schreibt Steinmeyer, einem Vorschlage Roedigers folgend: die Handschrift bietet *hie noh* statt *ienoh*. Was St. in der Anmerkung gegen diese Lesart vorbringt, hat mich ebensowenig überzeugt wie Wilmanns (Götting. Gel. Anzeigen 1893, S. 535). Derselbe schiefe Contrast — man erwartet *hie noh dort* oder *nû noh denne* — findet sich im Trudperter Hoheslied 58, 4 f.: *sô wahset der wuocher der minne, der gruonet iemmer hie unde har nâch;* und worauf sich dieses *har nâch* bezieht, geht aus dem Zusammenhange ebensowenig direct hervor, wie an der Stelle des Memento mori: dessen bedurfte der Leser des 12. Jahrhunderts auch nicht. — 11, 5 f. den Reim *selben : gên drîn* hätte St. entweder nach seinem in der Anmerkung gemachten Vorschlage oder durch die Schreibung *selbin (sin : sîn* 19, 2) ändern sollen, denn er findet im Gedichte keine Analogie. — Zur Stelle 13, 3 *ter tôt ter bezeichint ten tieb* vermisst man einen Hinweis auf Heinzels Anmerkung zu Heinrich von Melk I 789. — 13, 7 scheint mir die Ergänzung des *ne* unnöthig. — Die 14. Strophe lautet:

Habit er sinin richtuom sô geleit
daz er vert ân arbeit,
ze den scônen herbergon
vindit er den suozzin lôn.
des er in dirro werlte niet lebita,
sô luzil riuwit iz in dâ usw.

Ich ziehe eine andere Interpunction vor, da mir das *vert* (2) ohne Angabe eines Zieles bedenklich erscheint (vgl. St.s eigene Anmerkung

zu 19, 6). Somit ist das Komma V. 2 zu streichen und V. 3 und 4 (hier statt des Punktes) einzusetzen. 'Wenn er sich seines Reichthums so begeben hat, dass er ins Himmelreich kommt, und wenn er dort süßen Lohn findet, so schmerzen ihn die auferlegten Entbehrungen nicht. — Zu 17, 5 f. hat St. meine Bemerkung Recht S. 117 missverstanden: sie besagt nicht, dass ich diese Verse für echt halte, sondern verwahrt sich nur dagegen, dass Scherer die überraschenden Präterita als 'Mitkriterium' verwendete. Dass sie stören, wollte ich damit durchaus nicht in Abrede stellen: wohl aber zeigen, dass jene Dichter in solchen Dingen weniger empfindlich sind als wir heute.

XXXI. Ezzos Gesang. Zu III 3. über die Verehrung des Sonntags als Heiligen s. Holland zu Chevalier au lyon 273. — Zu 6, 5—8. Die von Diemer gebrachte, in die Anmerkungen der Denkmäler übergegangene Parallele aus des Honorius Speculum ecclesiae findet sich wörtlich in Wernhers Deflorationes (Patrologia latina tom. CLVII, p. 738) wieder, wie ja auch sonst die beiden Werke in naher Beziehung stehen. Die Conjectur Wilmanns' (*temporis* statt *temporibus*) findet hier Bestätigung. — Zu 14, 11. *hafte*, von Lahmen gebraucht, steht Ruther 3187. — 21, 7 ff.:

vil michel was sîn magenchraft.
über alle himelisc hêrscaft,
über die helle ist der sîn gwalt,
michel unte manicvalt.

Tilge den Punkt nach *magenchraft* und das Komma nach *gwalt*.

XXXII. Meregarto. Zu 2, 120. *nôh sâr* Trudperter Hohes lied 36, 7; Wiener Genesis (Fundgruben) 62, 18.

XXXIII. Friedberger Christ und Antichrist. E* 9 *aftder* (vgl. V. 13) bleibt der Überlieferung näher.

XXXIV. Summa theologiae. 7, 5 ff. lauten:

dâ was er arzit der wîsi,
daz wir bistûntin in pardîsi.
wanti ener nôz zi der ubili
di sîni hêrin edili.

Die Handschrift bietet V. 7 die Lesung *noz zi inder*. Müllenhoffs Besserung ist ungenügend, weil sie die Verderbnis nicht erklärt und nichts Befriedigendes an die Stelle setzt: *ze ubili* gienge an, aber *ze der ubili* ist unerweislich. Man trenne die Wörter anders und alles ist in Ordnung: *wanti ener nozz im dêr* (= *dâr*) *ubili* usw. 'Denn der Teufel machte einen schlechten Gebrauch von seiner edeln Abkunft.' Die Vorlage war jedesfalls in zusammengedrängter Schrift geschrieben, da falsche Worttrennungen in der Überlieferung dieses Gedichtes auch sonst häufig sind. *nôzz îm* ist = *nôz îm*, s. meine Anmerkung zu Veit 54. — Die Strophe 21 beginnt:

Der vîant an den gotis vîantin
richit den gotis antin:
sînis undankis *goti* dînôt er.
mit vorchtin gotis holdin âchtit er.

Zunächst ist V. 3 nicht *goti*, sondern *dimo* (vgl. *dim* 2, 4 und in anderer Beziehung *an den* 16, 7) zu ergänzen, weil das die

Auslassung in einfacher Weise erklärt. Dann aber halte ich Müllenhoffs Änderung im letzten Verse — die Handschrift gewährt *gotis holdin. mit uorchtin machit er* — nicht für gerechtfertigt. Was soll in diesem Zusammenhange die Bemerkung, dass der Teufel die Gerechten furchtsam verfolge? Der Sinn scheint mir vielmehr folgender zu sein: 'Der Teufel dient Gott unfreiwillig auf zweierlei Weise, indem er ihn an seinen Feinden rächt und indem er vermittels der Furcht, die er einflößt, Gott neue Freunde schafft.' So wird auch V. 10 *imo sellin zi wîzzi mêriter unsir lôn* erst recht verständlich. — V. 8 gibt Müllenhoffs Interpretation guten Sinn: aber man vermisst Nachweise, dass *ûf ziehen* in der Bedeutung 'verzögern' sonst gebraucht wird. — 26, 2 ff.:

wir (suli) goti vil wol gitrûwin,
der Dâvidin dethi lobisam
sît er Urjam virrîth dem er sîni chonin nam,
der demo scâcheri sîni meindât virlîz
und imo daz himilrichi gihiz.
och der gotis drîi stunt virlouginôti,
ist nu di himilsluzzili draginti.

In der Handschrift stehen zu Beginn von V. 7 die Worte *so lang*, die Müllenhoff einfach beseitigte, ohne eine wahrscheinliche Erklärung des Fehlers zu geben. Nachdem die häufigste Fehlerquelle in diesem Gedichte Auslassungen sind, wird man auch hier nach einer Ergänzung sich umsehen müssen, zumal ein Parallelsatz zu V. 4 zu erwarten ist. Ich lese: *so lang och der go[sundôte. der go]tis drîi* usw. War diese Auslassung einmal geschehen, so zog dies die Streichung des einen der drei restierenden Verse nach sich und so sind wir um den Reim auf *draginti* gekommen.

XXXV. Das Lob Salomons. 2, 5 f.:

er sprach daz er gebiti
swedir sô er wolti.

Aber ein solcher Reim kommt sonst nicht vor; denn 3, 1 f. *bidâchti : kêrti* hat St. mit Unrecht gegen Müllenhoffs Schreibung *karti* wiederhergestellt, 5[b] 5 f. entschuldigt das lateinische Reimwort, wenn nicht etwa auch das *i* in *Crîchi* unter lateinischem Einflusse gesetzt ist, über 9, 7 f. *min : dînôtin* s. u. und 5[b] 65 *Hiersalêm : îsin* wird direct *-en* gefordert. Zu lesen ist *weliti* statt *wolti* (*ē : e* kann beim dreisilbigen Reim unbedenklich angenommen werden). Auf 2 Paral. 1, 7 oder 3 Reg. 3, 5, wo *vis* steht, darf man sich zugunsten des *wolti* nicht berufen, denn dem *weliti* entspricht ebensogut *postula*, das im selben Satze gebraucht ist. — 9, 7 ff.:

niheinis mannis nî wart min,
[sîni] dînôtin
[alli] gizoginlichi,
alsô gibôt Salomôn dir richi.

Die Schwächen dieser Besserung liegen klar zutage. Vor und nach einem Worte soll der Schreiber eine Auslassung verschuldet haben, die sich obendrein auf graphische Weise nicht im geringsten erklären lässt. Und wo findet sich sonst im Mittelhochdeutschen eine

ähnliche Wendung, wie sie in V. 7 angeblich stecken soll? Da ist die Annahme näher gelegen, der Schreiber habe beim Copieren, veranlasst durch Ähnlichkeit des Anfanges oder Schlusses, eine Zeile übersprungen, wie das ja auch 12, 3 f. und wohl auch 13, 9 f. und 15, 5 f. der Fall gewesen zu sein scheint. Andererseits ist das Gedicht reich an Wiederholungen und Anklängen. Man vergleiche die folgende Zusammenstellung:[1]) 3, 4 *wî michil lût ich sol biwarin* - 20, 4 (*der*) *daz lût suli bihalti*; 3, 10 *sô giwinnich swaz mir lîb ist* - 5[b], 49 *swî sô dir lîb ist*; 4, 1 f. *Dû stimmi sprach dannin zemo kuninclîchen manni* - 12, 1 f. *Dô chom dû gotis stimmi zemo kuniclîchin manni*; 4, 6 *mid michilin êrin* = 5, 8, vgl. 5[b], 29 *einir vili michilin êrin*; 4, 9 f. *daz man dinin gilîchin ni mag finden in allin disin rîchin* - 12, 6 f. *er ni wissi sînin ginôz, der imo gilîch wâri*; 5[b], 15 f. *Salmôn der was rîchi, er ded sô wîslîchi* = 51 f.; 5[b], 41 f. *daz heiz dû dir giwinni, dî âdirin bringi* - 63 f. *er hîz imo giwinnin dî âdirin bringin*; 7, 10 *alsiz der wîsi Salomôn gibôt* - 19, 9 *alsiz got selbi gibôt*, vgl. 9, 10 *alsô gibôt Salomôn dir rîchi*; 9, 1 f. *Sîn dînist daz was vesti. sô min solti* ... - 11, 1 f. *Sîn d. d. w. v. so er solti* ...; 13, 5 f. *des edilin gisteinis grôzzis undi cleinis* = 15, 3 f.; 15, 1 f. *Salmôn* (*der was*) *hêri, er hîz vur tragin* [*gebi*] *vil mêri* - 20, 1 f. *S. d. w. h., sîn rîchtûm was vil mêri*;[2]) 17, 1 f. *Dû kunigîn, so ichz virnemin kan, bizeichinôt* ... - 18, 1 f. *Dî dînistmin, so ichz virnemin kan, bezeichnont*. Bei Verwertung dieser beiden Beobachtungen bietet sich von selbst die Stelle 19, 3 f. *swelich enti dir man wolti varin, [niheinis] urlougis wart* (*nî*) *man giwari* zur Ergänzung dar. Demnach schlage ich vor: *niheinis* [*dînist*]*mannis*[3]) *nî wart min* [*giwari,*[4]) *swelich enti man wolti vari, sîni*] *dînôtin gizoginlîchi*. Von *min* konnte der Schreiber leicht auf *sini* überspringen, zumal die Vorlage sehr undeutlich gewesen sein muss, wie die vom Schreiber freigelassenen Stellen (5, 8 f.; 5[b], 58; 6, 1; XXXVI 3, 6 f. usw.) bezeugen. — 17, 9 f. *dû* (ecclesia) *sol giberin dû kint dû dir got selbi ginennit sint*. Ist Zupitzas Änderung *gotis erbin* nöthig? Oder kann nicht vielmehr *ginennit* soviel bedeuten als *ginôzsamt*, so dass die handschriftliche Lesung bis auf *got* statt *goti* in Ordnung wäre? Vgl. die Belege für *gotes genanne* Mhd. Wb. II 1, 313 f. und Summa XXXIV 12[b], 5; 13, 1. — 19, 9 f. der Reim ist sicher verderbt. — In den Anmerkungen, S. 227, nimmt Steinmeyer Gelegenheit, für die von Müllenhoff vorgenommene Umstellung der

---

[1]) Ich berücksichtige in meiner Liste auch die Drachenepisode.

[2]) Diese Parallele lässt Müllenhoffs Tilgung des *gebi* 15, 2 unberechtigt erscheinen, da man doch auch hier das Adjectiv *mære* erwarten muss.

[3]) *dînistman*, nicht *man* steht auch an der entsprechenden Stelle der Deutung, vgl. Beitr. XIV 578, weshalb Müllenhoffs Streichung bedenklich ist.

[4]) *giwari* hat schon Diemer vorgeschlagen.

Strophen (in der Handschrift herrscht die Reihenfolge 13, 10, 8, 9, 11, 12, 14) einzutreten, gegenüber Waag, der hier der Handschrift folgen will. Ich habe schon im Anzeiger f. d. Alterth. XVII 34 meine Zustimmung zu Waags Ansicht angedeutet, und fühle mich nun verpflichtet, auf die Sache etwas näher einzugehen. Waags Argument, dass der Dichter die Begebenheiten in derselben Reihenfolge erzähle, wie er sie in seiner Quelle fand, kann ich allerdings nicht billigen, und Müllenhoff und Steinmeyer sind vollkommen im Rechte, wenn sie diese Übereinstimmung eine nur scheinbare nennen. Ich setze die betreffenden Strophen mit ihren Entsprechungen im zweiten Buche Paral., das nach Müllenhoff (zu 15, 2) Hauptquelle war, her: 13 = Paral. 9, 1. 9. — 10 = Cant. Cantic. 3, 9. — 8 = II Paral. 9, 17. 18.[1]) — 9 = II Paral. 9, 20. — 11 = Cant. Cantic. 3, 7. 8. — 12 = II Paral. 9, 22. — 14 = II Paral. 9, 4. 7. 5. 6. — 15 = II Paral. 9, 12. Man sieht deutlich, Rücksicht auf die Anordnung in der Bibel müsste consequenterweise dazu führen, dass man die Strophen 14 und 15 mit Müllenhoff hinter 13 stellte und die übrigen in der überlieferten Reihe folgen ließe, abgesehen von den Veränderungen, die innerhalb einzelner Strophen nöthig würden. Aber es handelt sich auch gar nicht darum, die Überlieferung durch ein äußeres Zeugnis zu rechtfertigen, sondern es gilt nur zu zeigen, dass sie in keiner Weise anstößig ist. Wenn das gelingt, so wird niemand eine so gewaltsame Änderung gutheißen, besonders da durchaus nicht einzusehen ist, was die Durcheinanderwürfelung der Strophen veranlasst haben sollte. Müllenhoffs Gründe sind nun, dass sowohl *sô* (14, 1) als auch *si alli* (10, 4) der Beziehung entbehre. Was *sô* betrifft, das durch 50 Verse von der Strophe getrennt ist, in der von der Königin von Saba gesprochen wird, so ist anzunehmen, dass dergleichen im Mittelhochdeutschen ebenso gestattet war wie anderwärts (Anzeiger f. d. Alterth. XV 191). Die andere Stelle (von 10, 2 an) lautet:

in sinim hovi was ein disc
mid silbirinin stollin.
den disc trûgin si alli,
in allin virin sin ûf hûbin,
vur den kunic sî in trûgin.

alli braucht nun gar nicht mit *si* zusammengestellt zu werden[3])

---

[1]) Die Stelle darf ebensowohl als Vorlage betrachtet werden, wie die von Müllenhoff ausgeschriebene III Reg. 10, 18. 19.

[2]) Steht wegen *vasa convivii regis ... et vasa Domini* dem Deutschen näher als III Reg. 10, 21 *omnia vasa, quibus potabat rex et universa suppellex domus.*

[3]) Müllenhoff muss in diesem Falle annehmen, dass der Dichter 8, 8 unter den zwölf Männern Diener niederer Gattung, die das Essen und dergleichen zutragen, gemeint, also die biblische Stelle vollkommen missverstanden habe, wo es doch ausdrücklich heißt: *duodecim praefectos super omnem Israel.* Dafür spricht aber gar nichts, wohl aber dagegen

(dadurch konnte höchstens ein Leser auf den Gedanken gebracht werden, dass 3012 Leute damit zu thun hatten, vgl. 8, 7 ff.), es ist viel besser auf *disc* zu beziehen und demnach zu übersetzen, als ob dastünde *allin den disc si trûgin*, nämlich Platte und Stollen, vgl. Wolfr. Willeh. 182, 1 *man nam die tische gar hin dan*. Ein ähnlicher Gebrauch des *alli* findet sich 5^{b}, 59 *dô jagit erz alli*. Somit haben wir es nur mit *si* zu thun, und das erklärt sich einfach aus dem bekannten mittelhochdeutschen Idiotismus: *si trûgin* bedeutet soviel als *man trûc*, vgl. z. B. Mhd. Wb. II 2, 263^{b} und den Wechsel zwischen *min* und *si* 9, 2. 6. Ich halte somit die handschriftliche Reihenfolge nach wie vor für richtig.

XXXVI. Die drei Jünglinge im Feuerofen. 3, 5 ff. ist überliefert:

mid phiffin und mit sambuce
so bigingin : : : : : :
: : : : : : : : : : mid cimbilin
sô lobitin sî den grimmin.
mid sô gitânimo gulûti,
so bigingin sî sîni zi(ti).

Müllenhoff ändert *sambuce* in *sambucin*, streicht die von mir auf die Verse 6 und 7 vertheilten Wörter und nimmt an dieser Stelle den Ausfall zweier Verse, die weitere Musikinstrumente brachten, an. Klar ist zunächst, dass ein Parallelismus vorliegt, indem die Götzenverehrung auf dreifache Weise geschildert werden sollte:[1] *sô bigingin ... sô lobitin ... sô bigingin*. Den ersten Ausdruck als von dem Schreiber dem Vers 10 entnommen zu betrachten, liegt kein Grund vor, denn im Gedichte finden sich ja öfter dieselben Ausdrücke in rascher Folge[2] (*singen* 7, 10. 11. 13; *lobin* 7, 16; 8, 4; *im dem ovini* 7, 13. 16; *harti* 8, 2. 3; *got mid sînir giwalt machit in den ovin kalt* 7, 7; 8, 7) und es ist nicht anzunehmen, dass es dem Schreiber darum zu thun gewesen wäre, überhaupt nur, wenn auch in ganz sinnloser und unvollständiger Weise, die Lücke seiner Vorlage auszufüllen, denn *mid cimbilin*, das ersichtlich aus V. 2 stammt, hilft er Reim und Sinn ganz gut aus. So darf also *bigingin* nicht gestrichen werden. Ebensowenig wird man eine Änderung der Form *sambuce* gutheißen, da sie sich in der vom Dichter benützten biblischen Stelle findet (*sonitus ... sambucae*). Das Reimwort bietet sich nun von selbst dar: es lautete *ê*. Wie formelhaft *sîn* usw. *ê begân* in Denkmälern des 11. und 12. Jahrhunderts ist, lehren die Wörterbücher. Andererseits deutet der

---

die Zusammenstellung mit den 3000 *manigêri* — mag das Wort bedeuten was es will — und die Erwägung, dass der Dichter von zwölf Leuten nicht so allgemein gesprochen hätte, wie dies 9, 7 der Fall ist.

[1]) Solche Häufung liebt ja der Dichter, vgl. Strophe 5.

[2]) Es handelt sich natürlich nur darum, was der Vorauer Schreiber vorgefunden hat: ob interpoliert oder nicht, ist gleichgiltig; daher auch die nach Müllenhoffs Meinung unechten Stellen herangezogen werden durften.

Ausdruck *so lobitin si* darauf hin, dass im Vorhergehenden Gesang oder dergleichen erwähnt worden war (wie schon Müllenhoff die Ergänzung *mid sagin und mid singin* vorschlägt). Hält man sich an die Stelle 7, 11 *dô sungin sî dar inni mid sûzziri stimmi*, was V. 16 resumiert wird durch die Worte *sî lobitin Crist in dem ovini*, so ergibt sich (*mid...*) *stimmi* als das Reimwort, dem ein entsprechend geändertes Attribut (*michilir, hôhir*) beizugeben ist.

XXXVII. Judith 1, 3 ff.:

er hiz dî alliri wirsistin man
sinin siti lernin.

Besser als die Einsetzung eines Infinitivs auf *-an* (gegen den sich Steinmeyer im Lob Salomons zu 5^{b}, 18 mit Recht verwahrt) hilft dem Reime die Streichung des *man*, dessen Zufügung durch einen Schreiber sich ja leicht begreift, auf. — 7, 1 *tuon* rein umschreibend findet sich auch Wiener Genesis (Fundgruben) 58, 25; Ulr. v. Lichtenst. (Bartsch Liederdichter) 194, 64. — 11^{b}, 19 ff.:

undi genc widir zi (Hs. in) der burgi.
dir gibûtit got von himili
daz du irlôsis di israhêlischin menigi.

Mit Müllenhoff stimme ich darin überein, dass der Dreireim nicht ursprünglich ist: aber statt nach einem Adverbium zu suchen, das nach *irlôsis* einzusetzen wäre, halte ich es für richtiger, die Verderbnis zwei Zeilen früher hinter dem unverständlichen *in* zu suchen und schlage vor: *undi genc widiri | în zi der burgi*, vgl. *burgi : menigi* 7, 9.

XXXIX. Melker Marienlied 6, 3 f.: Esaias erzählt,

wie vone Jessês stamme
wüehse ein gerten *imme.
*ni mm e

Diese vielbesprochene Stelle scheint mir am leichtesten geheilt, wenn man *gerte danne* einsetzt.

XLIII. Das Paternoster. Im Excurse hat Scherer die Ansicht ausgesprochen, dass das Gedicht nach einer deutschen Predigt verfasst sei, die in etwas veränderter Gestalt noch in der von Kelle Speculum ecclesiae betitelten Sammlung (S. 180 ff.) vorliege. Außerdem habe der deutsche Dichter noch eine Erklärung des Paternosters benützt. Das entbehrt aller Wahrscheinlichkeit; vielmehr ist anzunehmen, dass eine lateinische Quelle all die Elemente vereint bot, die sich im Gedichte finden. Wenn Scherer dagegen (S. 264) bemerkt, das gienge nicht an, da den einzelnen Strophen die lateinischen Schriftcitate beigeschrieben seien, was doch eine selbständige Benutzung der Bibel durch den Verfasser voraussetze, so vermag mich das nicht zu überzeugen: denn er kann sie doch ebensogut seiner Quelle entnommen haben, wie er den Inhalt theilweise excerpierte (S. 261). Für den Nachweis von Parallelen zu der eigentlichen Erklärung des Paternosters hat Scherer nur so wenig gethan, dass einige weitere Bemerkungen nicht unerwünscht sein werden. In vielen Punkten stehen die Erklärungen, die Rhabanus Maurus in seinem Matthäuscommentar (lib. II, cap. VI,

Patrologia latina tom. CVII, p. 817 sqq.) gegeben hat, denen des deutschen Gedichtes so nahe, dass jedesfalls ein entfernter Zusammenhang zwischen jenen und der lateinischen Quelle angenommen werden muss. Zu den Strophen 4. 5 vgl.: *Nusquam invenitur praeceptum populo Israel, ut diceret 'Pater noster' aut oraret Dominum, sed Dominus eis insinuatus est tamquam servientibus, id est secundum carnem adhuc viventibus. Prophetae tamen saepe ostendunt eundem Dominum Deum etiam eo Patrem eorundem esse potuisse, si ab ejus mandatis non aberrarent ... Magnum ergo donum per gratiam Dei accepimus, quod sinamur Deo dicere 'Pater noster' ... Postremo quanta cura animum tangit, ut qui dicit 'Pater noster' tanto fratre non sit indignus. Deus autem in sordidos numquam cadit, et gratias misericordiae*[1]) *ipsius, qui hoc a nobis exigit, ut sit Pater noster, quod nullo sumptu sed sola bona voluntate comparari potest. Admonentur etiam hic divites vel genere nobiles secundum saeculum, cum Christiani facti fuerint, non superbire adversus pauperes et ignobiles, quoniam simul dicunt Deo 'Pater noster'. Quod non possunt vere ac pie dicere, nisi se fratres esse cognoscant.* Zu Strophe 6: ... *Aliter enim id (*sc. *Sanctificetur nomen tuum) petimus et rogamus, quod nomen Dei sanctificetur in nobis, ut, qui in baptismo sanctificati sumus, in eo, quod esse coepimus, perseveremus. Et hoc quotidie precamur.* Zu Strophe 10: *'in coelo et in terra', id est sicut in angelis, qui sunt in coelis, voluntas tua est, ut omnino tibi adhaereant, et in sanctis tuis, qui in terra sunt ... Ille etiam non absurdus, imo et fidei et spei nostrae convenientissimus est intellectus, ut coelum et terram accipiamus spiritum et carnem.* Zu Strophe 12: *'Panem nostrum'. Panis quotidianus aut pro his omnibus dictus est, quae hujus vitae necessitatem sustentant, de quo cum praecipit, ait: 'Nolite cogitare de crastino'. Et ideo sit additum: 'Da nobis hodie' aut pro sacramento corporis Christi, quod quotidie accipimus aut pro spiritali cibo, de quo idem Dominus dicit: 'Operamini escam, quae non corrumpitur'. .. Sed horum trium quid sit probatissimum, considerari potest. Nam forte quispiam moveatur, cur oremus pro his adipiscendis, quae huic vitae sunt necessaria, veluti est victus et tegumentum ... de sacramento autem corporis Domini, ut illi non moveant quaestionem, qui ... Restat, ut quotidianum panem accipiamus spiritalem, praecepta scilicet divina, quae quotidie oportet meditari et operari.* Zu Strophe 14: *Qui orare nos*

[1]) Damit scheint mir *misericordia* (4, 14) wesentlich gestützt, zumal die in der Anmerkung erwähnte Interpretation durchaus nicht mit Steinmeyer zu verwerfen ist und andererseits in einer anonymen Deutung des Paternosters (Patrologia latina tom. CCXIII, p. 721) der ganzen von *et gratias misericordiae* bis *cognoscant* mit der obigen wörtlich übereinstimmenden Stelle die Worte vorhergehen: *Pater noster, quo nomine et charitas excitatur: quid enim charius filiis debet esse quam pater?*

pro debitis et peccatis docuit, paternam misericordiam promisit et veniam secuturam adjunxit, plane et addidit legem, certa nos conditione et sponsione constringens, ut sic nobis dimitti debita postulemus secundum quod et ipsi debitoribus nostris demittimus scientes, impetrari non posse, quod pro peccatis petimus, nisi et ipsi circa peccatores nostros paria fecerimus ... Nulla enim alia sententia sic oramus, ut quasi paciscamur cum Domino. In qua pactione si mentimur, totius orationis nullus est fructus. Zu Strophe 16: [1]) *Aliud est autem induci in tentationem, aliud tentari. Nam sine tentatione probatus esse nullus potest. Non ergo hic oratur, ut non tentemur, sed ut non inferamur in tentationem, tamquam si quispiam, cui necesse est igne examinari, non oret, ut igne non contingatur, sed ut non exuratur. Vasa enim figuli probat fornax et homines justos tentatio tribulationis* (Eccl. XXVI). [2]) Zu Strophe 18: *... Qua* (sc. *protectione Dei*) *impetrata contra omnia, quae diabolus et mundus operantur, securi stamus et tuti.* Zu Strophe 20: *Permanebunt ergo ista tria consummata atque cumulata in illa vita, quae nobis promittitur. Reliqua vero quatuor, quae petimus, ad temporalem istam vitam pertinere mihi videntur.* [3]) Schließlich findet sich daselbst p. 822 auch die Verbindung mit den Seligkeiten und den Gaben des heiligen Geistes, aber in anderer Weise als im Gedichte und namentlich ohne die typischen Beispiele Abraham, David usw. Ähnlich lautet in manchen Punkten auch die bereits oben citierte anonyme Deutung, vgl. zu Strophe 12: *Si quis autem etiam illa, quae de victu corporis necessario vel sacramento Dominici corporis istam sententiam vult accipere, oportet, ut conjuncta accipiantur omnia tria, ut scilicet panem quotidianum simul petamus et necessarium corpori et sacramentum visibile et invisibile Verbi Dei.* Und noch näher als die Erklärung des Rhabanus Maurus stimmt die Erläuterung der siebenten Bitte mit Strophe 18: *Ultima et septima petitio est: 'Sed libera nos a malo'. Orandum est, ut non solum non inducamur in malum, quo caremus, quod sexto loco petitur, sed ab illo etiam liberemur, quo jam inducti sumus ... quod tamen in hac vita, quamdiu istam mortalitatem circumferimus, in quam serpentina persuasione inducti sumus, non sperandum est posse fieri, sed tamen aliquando futurum sperandum est.* In Bezug auf die Verknüpfung mit den Gaben des heiligen Geistes usw. sei auf die Äußerung des Abtes Gaudefridus in seiner Expositio in orationem Dominicam (Patrologia latina tom. CLXXXIV, p. 811) hingewiesen: *Septem sunt petitiones sicut septem dona Spiritus sancti et septem virtutes.*

---

[1]) Was Scherers Hinweis auf Hugo von S. Victor soll, verstehe ich nicht.

[2]) Die ganze Ausführung wieder wörtlich in der anonymen Deutung, Patrologia latina tom. CCXIII, p. 724.

[3]) Auch hier bietet die anonyme Erläuterung denselben Wortlaut.

Per petitiones venitur ad dona et per dona ad virtutes, per virtutes ad beatitudines, die wiederum von Anselm von Laon, Enarrationes in Matth. c. VI (Patrologia latina tom. CLXII, p. 1305) ausgeschrieben wurden. Auch Hugo Rothomagensis, De fide catholica etc. (Patrologia latina tom. CXCII, p. 1323) bringt die Gaben des heiligen Geistes, die Seligkeiten und die Bitten des Paternosters in Verbindung, Ivo Carnotensis im 22. Sermo (Patrologia latina tom. CLXII, p. 599) nur die beiden letzten. Diese Umstände sind der Auffassung Scherers gleichfalls nicht günstig. In welcher Absicht die Dichtung entstanden ist, ergibt sich vielleicht aus der Vorschrift des Regino von Prum in seinem Buche De ecclesiasticis disciplinis lib. I nr. 81, der Erzbischof oder seine Vertreter sollten sehen, ob der zu visitierende Priester *expositionem Symboli atque orationis Dominicae juxta traditionem orthodoxorum Patrum penes se scriptam habeat et eam pleniter intelligat et inde praedicando populum sibi commissum sedulo instruat.*

XLIV. Von der Siebenzahl. 4, 11 *daz sint engele siben von den apokalissis hât gescriben.* Die Herausgeber haben vor *engele* den Artikel eingesetzt, ebenso in dem ähnlichen Falle 5, 11 (wo Steinmeyer schon seinen Zweifel an der Nothwendigkeit der Ergänzung äußert). Das Fehlen des bestimmten Artikels vor Relativsätzen ist jedoch mittelhochdeutscher Sprachgebrauch, vgl. Paul, Mhd. Gramm. §. 223, 7 und folgende Beispiele: *durch grabes êre, dâ du lâge inne* Vorauer Sündenklage (Diemer) 309, 5; *de sal ouch besîn zale der wnden, die dîn herce leit* Marienlieder (Ztschr. f. d. Alterth. X) 45, 30; *daz er verber rede, dier jungest sprach* Reinmar, Minnesangs Frühling 178, 24; *(er) seit im sân flust, der in muost beviln* Ulr. Willehalm LV 18; *ich hân stimme niht vernomen die ich alsô gerne hôrt* das. CLV 16; *diz ist lichname, der vor euch sol geben werden* Schönbach, Predigten I 4, 19; *in disen akker sante er zwelef ochsen, daz wâren zwelef apostolen, die disen phluch ziehen* das. I 29, 37; *daz er sînem brûdere schatz gulde, den er wônte, daz ern vorlorn hette* das. I 359, 15.

Einige Bemerkungen, die ich zu den prosaischen Denkmälern zu machen hätte, übergehe ich.

Steinmeyer hat sich durch die selbstlose Übernahme der in jeder Hinsicht schwierigen Arbeit und durch die umsichtige und taktvolle Weise, mit der er sie durchgeführt hat, den bleibenden Dank der Fachgenossen erworben. Möchten auch von dieser Ausgabe so mannigfache und gründliche Anregungen ausgehen, wie von ihren Vorgängern.

Wien. Dr. Carl Kraus.

Studien zur Literaturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss 1893. 8°, 330 SS. Preis 8 Mk.

Man sieht Festschriften im allgemeinen mit einem berechtigten Misstrauen entgegen. Meist in wenigen Wochen angeregt und ausgeführt tragen sie den Stempel journalmäßigen Entstehens an sich, das der Gabe des echten Gelehrten fern bleiben soll, und das für die Gelegenheit Geschriebene wird auch nur wieder durch die Gelegenheit entschuldigt. So ist auch die vorliegende 15 Studien umfassende Publication in erster Linie ein sprechendes Zeugnis für die Fülle von Interessen, die den Meister geistig beschäftigten und die er seinen Schülern mitzutheilen wusste. Englische, spanische, französische, deutsche Literatur, Sagenforschung und Metrik, Homer und Terenz, alle diese reichbeladenen Zweige am Baume der Wissenschaft bieten ihm willig ihre Früchte dar, nur dass die Sammler nicht immer die besten abgelesen. Notizen aus englischen Zeitschriften, wie sie Singer darbringt, ohne auf Brandls schönen Aufsatz über die Aufnahme der Goethe'schen Jugendwerke in England (Goethe-Jahrbuch III 27—76) Rücksicht zu nehmen, sind wertlos, Wölfflins Aufsatz über Wackenroder bietet nichts Neues, Bormann gibt über Schillers „Künstler" einige anregende, aber allzuflüchtig streifende Bemerkungen. Unter den Mittheilungen haben wohl die Briefe Weckherlins, von Schnorr von Carolsfeld, der Brief Danhausers aus der Nürnberger Incunabel-Ausgabe der Cassandra fedele von Simonsfeld, das Fragment einer altspanischen Übersetzung der Ilias von Vollmöller vorgelegt, nur für specielliste Forschung Bedeutung. Dafür sind die Briefe Bodmers über die Anfänge der Zürcher Milton-Übersetzung, die Hans Bodmer in geschickten Excerpten vorführt, sowie die Fragmente einer Shakespeare-Übersetzung von J. G. Regis, über dessen Persönlichkeit J. Elias noch weitere erwünschte Aufschlüsse in Aussicht stellt, mehr dankenswerte Neuigkeiten. Von größeren Abhandlungen hebe ich hervor: Witkowskis Studie über Falconet, in der er die Schriften des Künstlers betrachtet und den Nachweis führt, dass Goethe einige Stellen in seinem bekannten Aufsatze wörtlich übersetzt hat, und Kühnmanns: „Herders Letzter Kampf gegen Kant". Golther gibt Bemerkungen zu dem Märchen von der Jungfrau mit den goldenen Haaren, anschließend an die Hrólfssaga. Zum Citate aus Cosquin vgl. meine Nachträge in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte N. F. I. 103. Borinski hat sein großes Thema: „Die Überführung des Sinnes über den Versschluss", die Frage des Enjambents, nur oberflächlich berührt, wofür er selbst wiederholt Entschuldigungen vorbringt. Aber gerade auf diesem Gebiete sollte man nur gründlich arbeiten oder gar nicht. Überdies hat er seine Darlegungen durch einen schleppenden und überladenen Stil geschädigt. S. 51 heißt es: „ein starrköpfiger, pedantischer ceremoniöser, kalt und berechnend klügelnder, herrisch krittelnder

Normann". Das Interessanteste bieten nach meiner Ansicht die Mittheilungen Kochs aus Briefen des Schauspielers P. A. Wolffs, die ein schöner Brief Goethes an Wolffs Mutter einleitet. Es sei mir gestattet, hier auch ein Schärflein beizutragen durch Abdruck eines unbekannten, im Besitze der Wiener Hofbibliothek befindlichen Briefes P. A. Wolffs an Schreyvogel. Donna Diana wurde in Berlin erst am 16. März 1819 gegeben, Schreyvogel war im September 1818 in Berlin gewesen, um mit Wolff die Inscenierung zu besprechen, hatte ihn aber nicht getroffen (Martersteig S. 139).

Wohlgeborner Herr und Freund!

Antwortlich auf Ihr geehrtes Schreiben vom November, wo Sie mir Ihre Donna Diana ankündigten, muss ich Ihnen erzählen, dass wir bei der Übernahme der Regie eine solche Menge ungelesener Manuscripte vorfanden, dass ich es zum Gesetz machte, alles nach der Reihe durchzugehen und die neu eingesendeten Stücke erst nacher vorzunehmen, um einige Ordnung herzustellen; hätte ich ahnden können, dass ich eine solche Leidenschaft für Ihre Diana empfinden sollte, ich hätte früher Ihre Bekanntschaft gemacht. Vor einigen Tagen nahm ich das Manuscript und lase es den Abend, wo eben einige geistreiche Freunde bei mir waren, vor; und lassen Sie mich Ihnen aufrichtig und ohne alle Schmeichelei sagen, wir waren ganz davon entzückt, ich habe lange lange nichts gelesen, was mich so erfreut hätte, tausend Dank dafür, ich übergab es gleich den andern Tag unserm Grafen,[1]) es hat auf ihn denselben Eindruck gemacht, und ich bitte Sie mir ungesäumt die versprochene Musik und Bemerkungen mitzutheilen. Ich ärgere mich nur, dass ich das Stück nicht gleich vorgenommen habe, und es soll jetzt so bald als möglich auf die Scene gebracht werden, es muss nach meiner Ansicht einen ganz außerordentlichen Erfolg haben. Gern, recht gern möchte ich Ihnen vieles über diess Stück und recht ausführlich über Alles sprechen, aber man ist ein geplagter Mensch! vielleicht gönnt mir das Geschick das Vergnügen Sie persönlich kennen zu lernen, was mir jetzt, nachdem ich Ihre Donna Diana kenne, eine doppelt herzliche Freude machen würde. Schicken Sie mir recht bald das Versprochene, oben Verlangte, und empfangen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung.

P. A. Wolff. Berlin 8. März 1817.

Die ungemein rührige Verlagsbuchhandlung hat das Buch sehr sorgfältig ausgestattet.

Wien. A. v. Weilen.

---

[1]) Karl Graf von Brühl.

A. Holder, Alt-Keltischer Sprachschatz. 3. und 4. Lieferung, Sp. 513–1024; *Branoscus—Cintu-smus*. Leipzig, Teubner 1892/93.

Das Werk, dessen erste Lieferungen in dieser Zeitschrift 1892, S. 344 besprochen sind, schreitet rüstig vorwärts. In den neuen Heften begegnen uns einige der wichtigsten und infolge dessen umfangreichsten Artikel, namentlich *Brittani*, *Brittania*, *Britannicus* 552—603, *Cebenna* 880—882, *Celtae* 888—958, *Celtiberes* 959—975; ferner *brīga* Hügel 533, womit wohl *Brea*, *Brecae*, *Bregis* identisch sind, u. a. — Zu einigen Wörtern mögen Bemerkungen gestattet sein, die nur mein Interesse an dem Werke bezeugen wollen, nicht kleinlicher Sucht nach Besserwissen entstammen. Sp. 537 wird **Brigantinomagos* angesetzt, doch wird die Form *Bricantinomagus* des Geographen von Ravenna durch das moderne *Brégançon* bestätigt. Allerdings kann man sich noch fragen, ob nicht *Bricantiomagus* zu lesen sei. — Die Quantitätsangabe in *Brivātem* 611 ist kaum richtig, mindestens setzt das heutige *Brioude* ein *Brívate* voraus. — Wie bei *Brīxia* 613 so könnte bei den folgenden mit *Brix* gebildeten Wörtern *ī* angesetzt werden. — **Brocariacus* 617 ist sehr fraglich. Die ältesten Belege geben *Brucariacum*, heute lautet der Ort *Bruyères*, wodurch *u* als alt erwiesen wird. — *Bulluca* 631 ist mit „wilde Pflanze" zu allgemein übersetzt. An der betreffenden Stelle wird es als vulgärer Ausdruck für *poma parvula* bezeichnet, die Weiterbildung **bullucea* (vgl. *cerasea* neben *cerasus*) lebt in ostfranzösischen, bündnerischen und norditalienischen Mundarten und ist als *balogia* auch dem italienischen Wörterbuche bekannt. Die Bedeutung ist meist Schlehe, Zwetschke, in Italien auch Kastanie. — Zu *Burdigala* 633 ist noch das volksetymologische *Burgidala* bei Tischendorff, Evangelia apocrypha[2] 623, zu erwähnen. — Ob *burdo* 638 keltisch sei, ist sehr zweifelhaft. Stowasser, Eine zweite Reihe dunkler Wörter S. XXV denkt mit guten Gründen an semitischen Ursprung. — *burrus* Maulesel wird Sp. 642 aus span. *burro* erschlossen. Allein span. *burro* kann sehr wohl eine erst spanische Rückbildung aus *burrico* = *būrrīccus* (Sp. 640) sein, ja die Vocale der verschiedenen romanischen Reflexe, die unter *burichus* zusammengestellt sind, lassen nur diese Erklärung zu. — *Cădūrci* wird mit *ă* angesetzt, vermuthlich wegen *καδοῦρχοι*. Aber da die Griechen kein *ă* hatten, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als den fremden kurzen Vocal durch ihren langen zu ersetzen. Frz. *Cahors* zeigt, dass *Cădūrci* richtiger ist. — Unter **cambitos* 713 wird ital. *canto* usw. erwähnt, doch ist die Fassung des Artikels mindestens missverständlich. Von ital. *canto* usw. gelangt man zu **cantus*, das nur unter der Bedingung auf ein *cambitos* zurückgeführt werden kann, dass man schon für das Gallische Synkope des *i* annimmt. — *Cambuta* 717 wird aus *cabuta* und *cambata* erschlossen. Das Wort ist doch wohl dasselbe wie das Sp. 713 angeführte *cambita*. — Unter *Camiliacus* 717 sind zwei ganz verschiedene Namen zusammen-

gestellt, nämlich *Camiliacus*, frz. *Chamilly*, und *Camliacus*, frz. *Chambly*. Man beachte, dass der älteste Beleg für letzteres *Cambliacus* lautet, erst die jüngeren offenbar unter etymologisierenden Tendenzen *Camiliacus*. — Worauf stützt sich 719 die Angabe *ī* in *camīsia*? Ich finde bloß prosaische Belege, und die romanischen Sprachen schwanken zwischen *ī* und *ĭ*, s. Rom. Gramm. I, §. 111 Anm. — Von den unter **Cantiaca* 748 angeführten Namen gehört frz. *Chanzy* jedenfalls anderswohin. — *Cardenaius* 784 ist wohl identisch mit *Cardoniacus*. — *Carictas* 786 dürfte lateinisch sein und zu *carex* gehören, vgl. ital. *caretto* und Rom. Gramm. II, §. 479. — *Carneres* 791, heute *Carnières*, ist wohl ebenfalls lateinisch: **carpinarias*. — Unter *carruca* 813 wird ital. *carrozza* angeführt, was, wie das *o* zeigt, ganz andern Ursprunges ist, und zu frz. *charrue* bemerkt, es sei aus *carruta* entstanden, wozu kein Grund vorliegt. — **Cassinacus* 827 wird für eine Reihe französischer Ortsnamen angesetzt, die aber alle auf *Cassanacus* zurückgehen; ebenso wäre *Cassano-ialum* anzusetzen. — *Castellione* 835 ist lateinisch und mit dem Suffix *-ion* gebildet, das in *senecio* usw. vorliegt, vgl. die vielen *Castiglione* in Italien. — **Catiniacus* 841 ist als *Cattiniacus* anzusetzen und statt *Catiacus* verlangt frz. *Chacé* entweder *Cattiacus* oder *Caciacus*; dasselbe gilt von *Cattiriacus* und **Cattoniacus*. — *Cauciacus* oder *Cautiacus* 866 von lat. *Caucius* oder *Cautus* lässt der Verf. unentschieden. Die französischen Formen sprechen für *t*. — Das mit einem ? versehene *Ceriserium* 994, heute *Cerisiers*, ist wohl sicher romanisch und heißt Kirschbaum. — *Cervīsia* mit *ī* anzusetzen 995 liegt kaum ein stichhaltiger Grund vor. — Mit *ceva* 1004 das alb. *ka* zusammenzustellen, halte ich für bedenklich; auch G. Meyer, Etym. Wörterb. d. alb. Sprache, scheint sich ablehnend zu verhalten. — *Cinisius* 1020, der *Mont Cenis*, wird mit kurzem *i* in der Tonsilbe angesetzt, weshalb?

Monumenta Linguae Ibericae edidit Aemilianus Hübner. Berlin, Reimer 1893. CXLIV, 264 SS. und eine Karte. Preis 48 Mk.

Dass der Altmeister spanischer Inschriftenkunde sich nicht mit den Denkmälern römischer Sprache begnügte, sondern nun noch zusammenstellt, was von dem Idiome der Iberer überliefert ist, wird jeder mit Freuden begrüßen, der aus dem einen oder andern Grunde sich für die vorrömischen Sprachen des Römerreiches interessiert. Die Prolegomena besprechen zunächst alle bisherigen Arbeiten über die Münzen und Inschriften, dann behandeln sie das Alphabet und die Sprache. Da wir keine Bilinguen von etwelchem Umfange besitzen, so ist die Bedeutung der einzelnen Wörter nicht bekannt, wohl aber lassen sich einige Züge des Lautsystems erkennen. Da fällt vor allem die große Armut an Labialen auf, sofern nämlich die Reibelaute *f* und *v* ganz fehlen und nur ein Verschlusslaut vorkommt, der dem phönicischen *pe* entspricht, der

infolge dessen von Hübner mit *p* umschrieben wird, für den ich aber *b* aus zwei Gründen vorziehen möchte. Von den sieben Namen, in denen das Zeichen enthalten ist, entspricht es bei sechs in römischer Umschreibung dem *b*: *Saetabis, Libiae, Bilbilis, Nertobrigae, Segobrigae, Contrebiae*, nur in *purp* einem *p*, wenn *purp* wirklich *Perpinianum* gleichzustellen ist. Nun ist aber *Perpinianum* in seinem Ausgange *-ianum* offenbar latinisiert, so dass es viel weniger Gewähr bietet als die anderen in ihrem ganzen Bestande iberischen oder keltiberischen Wörter. Dazu kommt, dass das Baskische in keinem einzigen heimischen Worte *p* aufweist, dass ihm also *p* ebenso fremd ist wie *f*, wogegen es *b* besitzt. Freilich gibt es nun allerdings zweifellos iberische Wörter mit *p*, mindestens ist bei *paramus* die Ebene durch span. *páramo p* als alt gesichert, aber trotzdem kann man wohl mit Sicherheit sagen, dass die Iberer vor der Berührung mit den Römern nur einen labialen Verschlusslaut und zwar *b* hatten, dass das *p* ihnen anderswoher gekommen sei. — Eine andere Eigenthümlichkeit ist der Mangel von *r* im Anlaute und auch diese findet sich im Baskischen und, was bemerkenswert genug ist, in den nordspanischen und den gascognischen Mundarten, wo für *r-* stets *arr-* eintritt. — Unter den Lautverbindungen fehlt im Anlaut *s* + Cons., was wohl nicht Zufall ist, ferner zeigt sich eine große Vorliebe für anlautend *il*. Dass die zahlreichen Consonantenhäufungen mehrfach nur orthographischer Art sind, indem die Vocale in der Schrift unterdrückt werden, wird S. LXXV—LXXVIII gezeigt.

Der Darstellung der Laute folgt ein Verzeichnis der von den heimischen Schriftstellern als hispanisch bezeichneten Wörter. Mit vollstem Rechte wird betont, dass bei weitem nicht alle darum auch wirklich iberisch seien. Ich habe übrigens auch bei *barca* Zweifel und möchte eher Büchelers Ausführungen (Rhein. Mus. XLII, 585) folgen. Eine sich daran anschließende Liste iberischer Wörter im Spanischen unterscheidet sich ziemlich bedeutend von der in meiner Rom. Gramm. I, §. 21 gegebenen, doch würde ich von meinem Verzeichnis nur das auch bei Hübner vorkommende *manteca* (Butter) streichen, vgl. über dieses Wort Schuchardt, Zs. f. rom. Phil. XIII, 531 ff. Unter den von Hübner verzeichneten Wörtern ist *berro* zweifellos keltisch, s. Thurneysen, Keltoromanisches 85, *brisa* Nordostwind germanisch, vgl. engl. *breeze*, nhd. Briese; *caronia* gut lateinisch, es verhält sich zu *caro* wie *pulmoneus* zu *pulmo*, vgl. Litbl. f. germ u. rom. Phil. 1885, 158, und Ascoli, Arch. Glottologico Ital. XI, 419; *moron* hat Diez zwar II b mit bask. *murua* zusammengestellt, aber I s. v. *mora* andere Wörter damit verbunden, die iberische Herkunft zweifelhaft machen; *morra* hat in Frankreich und Italien zahlreiche Verwandte, vgl. z. B. Mussafia, Beitr. z. Kunde d. nordital. Mundarten S. 50, dessen Zusammenstellungen leicht zu vermehren wären, so dass wiederum das Wort als nicht specifisch der iberischen Halbinsel angehörend erscheint;

perol stammt aus dem Provençalisch-Catalanischen, prov. *pairol*, ital. *pajuolo* ist lateinisch oder keltisch; bei *talar* möchte ich die von Diez vorgeschlagene Deutung aus dem Germanischen nicht ohneweiters abweisen; *zorzol* ist eher arabisch.

Mit großer Umsicht werden weiter die Ortsnamen besprochen, wobei namentlich viel Gewicht darauf gelegt wird, die phönicischen, griechischen, lateinischen, keltischen von den rein iberischen zu trennen, andrerseits die iberischen auch über die Pyrenäen hinüber zu verfolgen mit der Vorsicht, die bei solchen Dingen nöthig ist und die Frühere nicht immer beobachtet haben. Von besonderer Wichtigkeit ist die Übereinstimmung mit afrikanischen Namen, da man in neuerer Zeit öfter, zuletzt von der Gabelentz in den Sitzungsberichten der Berliner Akad. 1893, 593—613, die Basken als Sprachverwandte nordafrikanischer Völker betrachtet hat. Diesen letzteren Versuch halte ich nun freilich mit Fr. Schuchardt (Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1893, 334) für gänzlich verfehlt. Auch die Zahl der gleichen Namen ist nicht groß, doch sind, was wohl mehr wiegt als einzelne Benennungen, einige gleiche Suffixe hervorzuheben: *-aura*, *-cerda*, *-ara*, dazu käme noch *-īccus*, das gleich zu besprechen sein wird. Sehr schwer ist es oft, bei den lateinischen Namen zu entscheiden, ob nicht das lateinische Gewand trügerisch sei und nur nothdürftig eine iberische Grundlage verhülle. Man wird auch hier dem Verf. in seinen Zweifeln durchaus folgen, ja in einem Falle lässt sich direct beweisen, dass die Schreibung, die das lateinische Aussehen hervorbringt, nicht der Aussprache entspricht, nämlich bei *Anticaria*. Der Ort heißt heute *Antequera* und das setzt ein *Antĭccaria* mit *ĭ* und *cc* voraus, nicht ein *Antīcaria*, das von *antīcus* abgeleitet wäre. Dass der Geograph von Ravenna *Antigaria* schreibt, kommt dagegen nicht in Betracht. Der sorgfältigen Untersuchung über die geographischen Namen folgt eine ebenso eingehende, die verschiedenen Schichten auseinander haltende über die Eigennamen. Bestätigt und ergänzt das Namenmaterial das Bild von den Lauten der iberischen Sprache, das sich aus den Münzen ergibt, so bietet es außerdem noch einen Einblick in die Wortbildungslehre, wenigstens lässt es uns eine Reihe von Suffixen mit ziemlicher Sicherheit erkennen, namentlich *-aecus*, *-icus*, das vielleicht besser *-īccus* zu schreiben wäre, *-urris*, die ich darum nenne, weil alle drei als *-iego*, *-ico*, *-orro* im Spanischen sehr productiv sind, das erste zur Bildung von Adjectiven: *moriego* maurisch, *-ico* verkleinernd, *-orro* vergrößernd. Zum Schlusse streift der Verf. die Frage, inwieweit aus den mittelalterlichen und modernen spanischen Geschlechtsnamen die Zahl der alten vermehrt werden könne. Ich übersehe das spanische Material nicht genügend und verkenne nicht, dass man von den Verhältnissen, wie sie in Frankreich und Italien vorliegen, nicht ohneweiters auf genau entsprechende Vorgänge in Spanien schließen darf, aber trotzdem glaube ich ist die Ausbeute eine sehr dürftige, namentlich würde

es sich fragen, zu welcher Zeit *Ochoa*, das baskisch wäre und dem lat. *Lupus* entspräche, aufgekommen sei. *Coelho*, das Hübner anführt, ist identisch mit dem Appellativum *coelho*, das aus *cuniculus* (Kaninchen) entstanden ist, *Podengo* hat mit *Bodencus*, dem alten Namen des Po, nichts zu thun, eher mit span. *podenco* Kaninchenhund, das ich allerdings für iberisch halte.

Den sehr mannigfaltigen und reichhaltigen Prolegomena folgen nun die „Monumenta“: die Münzen, die Inschriften, alphabetische Verzeichnisse der iberischen Wörter und Namen. Dass dies alles mit der größten Sorgfalt und Vollständigkeit und mit sicherer Kritik gegeben ist, braucht nicht erst bemerkt zu werden.

F. Stolz, Die Urbevölkerung Tirols. 2. Aufl. Innsbruck, Wagner 1892. 121 SS.

In anspruchsloser, aber umso gründlicherer Weise wird die Frage nach der Urbevölkerung Tirols, namentlich nach dem Verhältnis der Raeter, Etrusker, Illyrer und Gallier besprochen. In den Anmerkungen zeigt der Verf. eine staunenswerte Beherrschung aller, auch der neuesten Arbeiten, die irgendwie zu dem Gegenstande in Beziehung stehen, und er sichert dadurch seinem Schriftchen auch bei den Gelehrten einen mehr als ephemeren Wert. Betreffs der Etrusker wird die Annahme einer Einwanderung vom Meere her festgehalten und damit ihr allmähliches Vordringen nach Norden in die Thäler Südtirols in Verbindung gebracht. Wieweit sie freilich vorgedrungen seien, ist eine kaum zu beantwortende Frage, bei der die Toponomastik erst dann eine Rolle spielen wird, wenn noch mehr Sammlungen nach Art der Schneller'schen für das Lagerthal gegeben sind. Unterliegt es keinem Zweifel, dass *Chiacenna* mit seiner Endung *-enna* etruskisch ist, so ist es dagegen sehr fraglich, ob *Larzena* an etrusk. *Larθ* anknüpfe. Ist *-ena* aus *-enna* entstanden, so halte ich es für möglich, aber vielleicht könnte *Larciana* die Grundlage und darin *l* der Artikel sein, *Arci-ana* aber wäre das Gegenstück zu einem in Frankreich vorkommenden *Arci-aca*, in dessen Stamme der jedenfalls nicht etruskische Name *Arcius* steckt. Mit Recht werden die Spuren keltischer Bevölkerung im unteren Innthale als sehr gering bezeichnet. Eine von Stolz als zweifelhaft angeführte Stütze, den Namen *Voldepp* glaube ich ganz beseitigen zu dürfen. Die älteste Form *Waldeppe* soll Waldwasser heißen und in *eppe* kelt. *apa* (worin übrigens der Vertreter von *aqua*, nicht air. *abann* zu sehen wäre) stecken. Will man nämlich in *-eppe* wirklich ein Wort, das Wasser bedeutet, erkennen, so liegt nichts im Wege, darin lat. *aqua* zu sehen, das auf einem Theile des rätischen Sprachgebietes zu *aibba* geworden ist, vgl. *Pontebba*. — Die Arbeit schließt mit einem Appell zur Sammlung der Ortsnamen: hoffentlich verhallt er nicht ungehört und finden sich nicht nur Sammler, sondern auch gelehrte Körper-

schaften oder Verleger, welche die Veröffentlichung des Gesammelten ermöglichen.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Erzherzog Karl und sein Grenadier. Eine geschichtliche Erzählung aus den Kriegsjahren 1793—1809. Der reiferen Jugend gewidmet von Jul. Pederzani-Weber. Wien u. Teschen, Verlag der k. u. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Es ist immer ein dankenswertes Unternehmen, wenn der Jugend Bilder aus der vaterländischen Geschichte zu dem Zwecke vorgeführt werden, um ihr patriotisches und dynastisches Gefühl zu wecken und zu beleben. Nur muss hiebei stets vor zwei Klippen gewarnt werden: vor dürftiger Trockenheit einerseits und vor schönfärberischer Übertreibung andererseits. Die Ruhmeshalle unserer Geschichte weist genug Personen auf, bei deren Thaten und Lebensgange man mit aufrichtiger Liebe und auch mit Freimuth verweilen kann. Ein solches Lebensbild ist das des unvergesslichen Erzherzogs Karl. Dem Verf. obigen Buches ist es gelungen, den Stoff für die Jugend anziehend zu gestalten; nur hat er vielleicht das Reinmilitärische in allzu breiter Darstellung vorwalten lassen, so dass das Persönliche — und dieses interessiert ja die Jugend besonders — allzusehr zurücktritt. Auch scheint uns die Zeichnung, welche der Verf. von dem Wirken und dem Charakter des Ministers Thugut entwirft, zu ungerecht. Warum der Jugend soviel leidige Politik bieten? — Die stilistische Darstellung ist einfach und correct, doch sind uns immerhin einige Fehler aufgestoßen, die vielleicht nur Versehen des Druckes sind. So heißt es S. 14, Z. 1 v. o.: So wirkte seine Erscheinung wie Sonnenschein auf jedem, dem er begegnete; S. 30, Z. 14 v. u.: Nachdem dieser in Begleitung seiner Hofherren und einigen Dienern ...; dann S. 166: Metternich führt bei seinen Memoiren die Worte des Kaisers aus, statt an u. dgl. m. — Unpassend erscheint es uns, wenn S. 38 dem Erzherzog Karl die Worte in den Mund gelegt werden: „Unser Heer ist ein Gemisch von Deutschen, Slaven, Polen und Ungarn, welche das eiserne Band des blinden Gehorsams zusammenhält. Es fehlt ihnen aber das geistige Bindemittel: die Vaterlandsliebe.“ — Der Erzählung, die mit dem glorreichen Siege bei Aspern abschließt, ist ein Anhang beigegeben, welcher die Aufsätze über Kaiser Franz I., Erzherzog Johann, Feldmarschall Smola und Andreas Hofer und seine Kampfgenossen aus dem Vaterländischen Ehrenbuche von Teuffenbach enthält. Wir sind diesem ausgezeichneten Buche auch hier mit großer Freude begegnet und finden unsere Ansicht bestätigt, dass historische Darbietungen, auch wenn sie nicht mit einer freierfundenen Erzählung verflochten werden, für die Jugend ansprechend und

erwärmend gehalten sein können. — Zwei Farbendruck-, fünf Tonbilder und eine Anzahl Holzschnitte gereichen dem vorliegenden Buche, das aus einer so rührigen Verlagshandlung hervorgegangen ist, zu besonderer Empfehlung.

Geschichtsbilder aus den Kronländern Österreich-Ungarns.

Von Dr. F. J. Proschko. Linz, F. J. Ebenhöch'sche Buchhandlung.

In zehn größeren Capiteln bietet uns der wohlbekannte, seither verstorbene Verf. geschichtliche Bilder aus den einzelnen Theilen unserer Monarchie dar; mit Vorliebe sind solche Thaten ausgewählt, in denen besonders die Jugend oder jugendliche Helden als wackere Streiter für des Vaterlandes Ehre und Ruhm auftreten. So erfuhr z. B. in dem Capitel: „Im schönen Schilde des Vaterlandes" die Vertheidigung Prags durch die Studenten eine ausführliche, gleichzeitigen Berichten entnommene Darstellung. — Es würde uns zu großer Freude gereichen, könnten wir das Lob, das wir dem Inhalte spenden, auch hinsichtlich der stilistischen Form aufrecht erhalten. Das Büchlein erfuhr augenscheinlich keine bessernde Hand von Seite des Verf. Wir wollen aus der ziemlich großen Zahl von Flüchtigkeiten oder unschönen und uncorrecten Wendungen nur einiges anführen, z. B. S. 5: „Dort steckte einst eine römische Legion ihre Adler aus"; S. 11: „Kepler führte in Linz ein angenehmeres Leben als in Prag, bei dessen Verlassung ihm die Stände ein Reisegeld bewilligten"; S. 17: „Der Kaiser erlaubte ihm bei der Abreise des Monarchen" (es ist der Kaiser selbst gemeint); S. 35: „Die Studenten thaten sich nicht wenig auf ihre Angehörigkeit der Universität zugute"; S. 37: „Die Studenten saßen auf Tannenzweigen" (soll wohl Reisig heißen) und gleich darauf: „sie trieben sich im lustigen Spiele herum, welche Unterhaltungen aber vorzugsweise in sogenannten Passionsspielen (!) bestanden"; S. 88: „Er sank als Leiche mit dem Säbel in der Faust zur Erde"; S. 125: „Die Landeshauptstadt Böhmens glich einem großen Feldlager, auf welchem täglich neue Lorbeeren gepflückt wurden". — Ferner lesen wir in dem S. 190 mitgetheilten Gedichte: „Der Liebe Lorbeer-Reiser, den dir bringt dein Österreich!" Gesucht sind auch viele Capitel-Überschriften, wie unter anderen: „Ein Streifzug in Galizien" (Streifzug hat doch eine ganz andere Bedeutung) oder „Auf der Riesentraube des Vaterlandes", worunter Kärnten, Krain und das Küstenland gemeint ist. Auch der bis zum Überdruß häufig vorkommende Ausdruck: Strahlenbild muthete uns seltsam an. An Verstößen merken wir, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, noch an: „während den Jahrzehnten; während dem Vermählungsfeste; ein recht erhabendes Bild; die unrichtige Schreibweise Sobiesky, Přemisl; die Form: „schönes ob der Ennserland" ist doch unstatthaft. Wir lassen es an diesen Proben genügen. Sie thun leider dar, dass das nach

Inhalt und Tendenz lobenswerte Buch in formeller Beziehung keinen bildenden Einfluss auf jugendliche Leser ausüben werde.

Aus der Heimat. Vaterländische Erzählungen für die Jugend von Hermine Proschko. Linz, Ebenhöch'sche Buchhandlung.

Ein schöner Strauß einfacher Blumen, alle zusammengehalten durch das Band inniger, nirgends überschwänglich auftretender Vaterlandsliebe. Die acht Erzählungen sind nicht nur dem Inhalte nach für Knaben und Mädchen im zarteren Alter vollkommen passend, sondern auch in Bezug auf die Form tadelfrei. In jede einzelne Erzählung wird irgend eine schöne That eines Sprossen unseres Kaiserhauses verwebt. Religiösität, Patriotismus, Wahrheitsliebe, Sittenstrenge, das sind die Eigenschaften, die in den einzelnen Geschichtchen zum Ausdrucke gelangen. — Besonders angesprochen haben uns die Erzählungen: „Die Lieblingsblumen der Königin", die einen schönen Zug aus dem Leben der Königin Karolina von Neapel schildern; ferner „Die Frau Doctorin", welche einen rührenden Zug aus dem Leben der Prinzessin Hildegard, der Tochter des Erzherzogs Albrecht, enthält, und „Frau Guste, die Pathin aus dem Baierlande", welche Erzählung uns eine sinnige Episode aus dem Leben der Kaiserin Karoline Auguste berichtet. — Die zwei Illustrationen hätten wir dem Buche gerne erlassen.

Gotthold Klee, Die alten Deutschen während der Urzeit und Völkerwanderung. Gütersloh, Druck u. Verlag von C. Bertelsmann 1893.

Prächtige, für die Jugend wie geschaffene Erzählungen und Bilder aus dem bewegten Wanderleben des deutschen Volkes! Der Verf. dehnt seine Schilderungen mit vollem Rechte bis zum Sturze des Langobardenreiches aus, denn eigentlich ist das Fluten und Wogen der deutschen Stämme doch erst mit Karl d. Gr. zur Ruhe gekommen. Der Verf. schöpft sichtlich aus den Quellen, doch raubt dies seiner Darstellung nirgends die frische und belebende Wärme, die das Buch der Jugend in hohem Grade anziehend machen muss. Am besten haben uns die Capitel 1—10, in denen das Leben und die Sitten der alten Deutschen geschildert werden, und die Capitel 36 und 37, welche den Verzweiflungskampf des tapferen Gothenvolkes erzählen, gefallen. Das Buch bietet keine Romane dar, wie sie Felix Dahn aus der Zeit der Völkerwanderung geschöpft hat; aber in der schlichten Einfalt, womit es den Quellen folgt, und in der echten Liebe für das deutsche Volk, die sich darin bekundet, wirkt es gewiss tiefer und nachhaltiger, als die Bilder dichterischer Phantasie dies vermögen. — Wir können das Buch für Schülerbibliotheken und als Jugendlectüre nur aufs angelegentlichste empfehlen.

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. I. Band: Von den ersten Anfängen der Geschichte bis zum Verfall der Selbständigkeit von Hellas. 3. Aufl. bearbeitet von B. Volz, J. Petersmann und K. Sturmhoefel. II. Band: Vom Beginn der großen Entdeckungen bis zum 30jährigen Kriege. 3. Aufl. bearbeitet von O. Kaemmel. Leipzig 1894.

Hiemit liegen zwei Bände der Spamer'schen Weltgeschichte in, dem Inhalte wie der Form nach, durchaus neuer Fassung vor. Hatte die Spamer'sche Weltgeschichte in ihren ersten Auflagen sich kaum ein höheres Niveau gesteckt, als ein illustrativ reich ausgestattetes Jugendbuch zu sein, so ist die Darstellung jetzt wissenschaftlich klar, die Auffassung objectiv und die Illustrationen sind nicht bloße Bilder, die der Phantasie des Zeichners entspringen, sondern außerordentlich sorgsam ausgeführte, den Text erklärende und erläuternde, vom Gesichtspunkte des Forschers ausgewählte und bearbeitete Abbildungen. Wir wüssten kein anderes Geschichtsbuch des Alterthums zu nennen, in dem die Geschichte der orientalischen Völker, der Ägypter, Assyrer und Inder eine so reiche und verständnisvolle illustrative Erläuterung gefunden hätte. Dabei hält sich der Text auf der Höhe der neueren Forschung; besonders die assyrische Geschichte scheint uns die beste Partie des I. Bandes zu sein. Auf diese Weise wird das große Publicum gebildeter Leser — und für dieses ist ja die Spamer'sche Weltgeschichte vor allem bestimmt, denn der Jugend dürfte nicht alles geboten werden — erst einen wahren Begriff von den ungeheueren Fortschritten der historischen Forschung gewinnen. — Die Klarheit und Objectivität, welche den I. Band auszeichnen, berührten uns auch bei der Darstellung der Ereignisse, welche der II. Band enthält, besonders angenehm. Nirgends macht sich ein parteimäßiger Standpunkt geltend und wieder unterstützen zahlreiche Vollbilder, Urkunden, Karten und andere Abbildungen das Verständnis des fesselnd geschriebenen Textes. — Wir sehen dem Weitererscheinen des mit größter Sorgfalt ausgestatteten Werkes mit großer Spannung entgegen und zweifeln nicht, dass es bei dem verhältnismäßig billigen Preise (ein schön gebundener Band kostet 10 Mk. und das Werk wird 8 Bände stark sein) sich großer Verbreitung erfreuen wird. Sein wissenschaftlicher Ernst und seine überaus instructiven Illustrationen werden es auch für den Geschichtslehrer zu einem gern gebrauchten Nachschlagebuche machen.

Wien. Dr. Leo Smolle.

1. Die Elemente der Kegelschnitte in synthetischer Behandlung. Zum Gebrauche in der Gymnasialprima bearbeitet von Dr. W. Erler, Professor und I. Oberlehrer am kgl. Pädagogium in Züllichau. Mit einer lithograph. Figurentafel. 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1892. 8°, 49 SS.

2. Einleitung in die analytische Geometrie und in die Lehre von den Kegelschnitten von Dr. W. Erler, Professor und Oberlehrer am kgl. Pädagogium in Züllichau. Mit einer Tafel in Steindruck. 2. verm. u. verb. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung 1893. 8°, 82 SS.

Die 1. Auflage der „Einleitung in die analytische Geometrie" erschien vor 30 Jahren, später wandte sich der Verf. der synthetischen Behandlung der Kegelschnitte zu. Die 1. Auflage seiner „Elemente" wurde 1877 veröffentlicht — und nachdem „jetzt auch die Behandlung der Coordinatengeometrie und die Elemente der Kegelschnitte in den Lehrplan der Gymnasien Aufnahme gefunden haben", unterzog derselbe „die 1. Auflage" der Einleitung in die analytische Geometrie „unter Beibehaltung ihres eigentlichen Charakters einer genauen Durchsicht und an mehreren Stellen einer Umarbeitung". Der Verf. der beiden Vorlagen steht mit seinen Überzeugungen und Neigungen nicht auf der Seite Du Bois Reymonds, dessen Bemühungen es in erster Linie zu danken ist, dass die analytische Geometrie wieder in den Lehrplan der Gymnasien aufgenommen wurde; er erklärt selbst im Vorworte zu seiner „Einleitung": „Ich bin in der That der Ansicht, dass auf den Gymnasien die synthetische Behandlung, welche sich auf die leichteste Weise an den bisherigen planimetrischen Unterricht anschließt, der analytischen vorzuziehen sei ..."

1. Dieser Schrift kennt man es an jeder Stelle an, dass sie in der Schule und für die Schule entstanden ist; der Verf. versteht es, auf einem verhältnismäßig kleinen Raume die wesentlichsten Eigenschaften der Parabel, Ellipse, Hyperbel und allgemein der Kegelschnittslinien in einer klaren, für die Kenntnisse eines Schülers berechneten Darstellung zu entwickeln und trotz der vorwiegend synthetischen Behandlung auch von den Cartesischen Coordinaten Gebrauch zu machen. Ein Vorzug des Büchleins besteht in der weisen Beschränkung, und der Verf. that gar wohl daran, dass er „der Versuchung, die harmonischen und polaren Eigenschaften zu behandeln" widerstanden hat. Die reichhaltige Sammlung von Aufgaben, welche dem Lehrtexte beigegeben ist, erhöht die Brauchbarkeit „der Elemente".

2. Mit seiner zweiten Schrift steht der Verf. nicht auf der Höhe der Zeit; er hat sich begnügt, seine vor 30 Jahren erschienene Arbeit nahezu unverändert wieder erscheinen zu lassen — allein während dieser Zeit haben sich die Ziele eines ersten analytisch-geometrischen Unterrichtes bedeutend verschoben. Man wird jetzt nicht mehr die Grundbegriffe der analytischen Geometrie des

Raumes in den Bereich des Gymnasialunterrichtes ziehen; man wird jetzt nicht mehr ausgedehnte Rechnungen in schiefwinkligen Parallelcoordinatensystemen ausführen, man wird die schiefwinkligen Systeme kaum mehr erwähnen, dagegen wird man das Polarcoordinatensystem nicht vollständig ignorieren. Es ist üblich geworden, die synthetische mit der analytischen Behandlung zu verbinden und aus einer Grundeigenschaft, am besten aus der Definition des geometrischen Gebildes, bezogen auf ein passendes Coordinatensystem eine einfache Gleichung des Gebildes zu entwickeln, diese für andere Systeme zu transformieren und die so gewonnenen Gleichungen einer Discussion zu unterwerfen. Der Verf. schlägt den entgegengesetzten Weg ein, indem er zu einer Gleichung — dem Schüler muss dieselbe ganz willkürlich gewählt erscheinen — die entsprechende Linie und die Eigenschaften derselben sucht. Von einer Coordinatentransformation wird eigentlich nur im §. 35 Gebrauch gemacht. Die Aufgabe, den Abstand eines Punktes von einer Geraden zu bestimmen, fehlt ganz und infolge dessen musste der ganze Gedankenkreis, welcher von dieser Aufgabe anhebt und welcher in jüngster Zeit die Lehrbücher der analytischen Geometrie hervorragend beschäftigt, vollständig ausgeschlossen bleiben. §. 14, Aufg. 2 u. 3, §. 18, Aufg. 3 sind Beispiele ausgedehnter Rechnungen, welche der Unterricht gegenwärtig lieber vermeidet.

Übrigens ist auch diese Arbeit in den Details sorgfältig bearbeitet und durch eine Sammlung instructiver Aufgaben wertvoll gemacht.

Im einzelnen ist zu bemerken: In §. 13 Aufg. 1 ist auf einen „bekannten planimetrischen Lehrsatz: $2rh = QP \,.\, PQ$" hingewiesen; diese Beziehung für r dürfte dem Schüler in der Form $r = \frac{abc}{4f}$ geläufiger sein, auch wäre diese Form an der betreffenden Stelle ebensogut verwendbar als die citierte. S. 21, Z. 2 v. o. ist ein sinnstörender Druckfehler; es soll heißen:

$$\frac{1}{2b'}\sqrt{(a'^2 + b'^2)\,(a^2 + a'^2 + b'^2 - 2aa')}.$$

Ref. lenkt die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf diese beiden Schriften des Verf.s.

Aufgaben über Elektricität und Magnetismus. Für Studierende an Mittel- und Gewerbeschulen, zum Selbstudium für angehende Elektrotechniker, Physiker u. a., von Dr. Eduard Maiss, k. k. Professor an der Staatsoberrealschule im II Bezirke Wiens. Mit 58 Figuren im Texte. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1893.

Die Einsicht, dass ein erfolgreiches Studium der Physik nur unter beständiger Einübung der im Unterrichte entwickelten Begriffe und Sätze möglich ist, hat sich in den Kreisen der Lehrenden allmählich Bahn gebrochen; immer zahlreicher werden die Lehrbücher, welche den einzelnen Abschnitten Aufgaben zur Veranschaulichung und Einübung der neu gewonnenen Gedankenkreise

beifügen, auch gibt es für einzelne Gebiete der Physik, insbesondere für die elementare Mechanik recht sorgfältig ausgearbeitete Übungsbücher — ein gutes Übungsbuch für Elektricität und Magnetismus kann als ein wahres Bedürfnis bezeichnet werden. Der Verf. hat seine reiche technische Erfahrung, welche er durch seine Arbeiten als Mitglied der technisch-wissenschaftlichen Commission der internationalen elektrischen Ausstellung (1883) und durch seine vieljährige Thätigkeit im deutschen polytechnischen Vereine in Prag erworben hat, in dankenswerter Weise zur Schaffung der vorliegenden, den Bedürfnissen der österreichischen Mittel- und Gewerbeschulen angepassten Aufgabensammlung angewendet.

Die Sammlung besteht aus zwei Theilen: der erste Theil enthält auf 63 Seiten in 15 Abschnitten 405 Aufgaben, welchen 5 Tabellen angefügt sind; der zweite Theil enthält die ausführlich und sorgfältig durchgeführten Auflösungen der Aufgaben des ersten Theiles. Das Buch wird besonders den Lehrern an den österreichischen Mittel- und Gewerbeschulen willkommen sein, und wenn es auch z. B. an den Gymnasien nicht möglich sein wird, auf alle Gedankenkreise, die in diesem Buche bearbeitet sind, im Unterrichte einzugehen, so wird dasselbe doch jedem Lehrer nach seinen besonderen Bedürfnissen eine wahre Fundgrube von sorgfältig durchdachten, instructiven Aufgaben sein. Ref. hat gleich nach Empfang des Buches aus dem VII. Abschnitte die Aufg. 1, 2, 4, 18, 19, 25, 29, 31 mit seinen Schülern bearbeitet und damit eine bedeutende Hilfe für das Verständnis der chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes gefunden. Das Buch kann aber auch mit Erfolg in die Hand des Schülers gelegt werden; derselbe wird in den Belehrungen des zweiten Theiles einen willkommenen Führer zur Lösung der Aufgaben des ersten Theiles finden, welcher ihn aber doch des eigenen Nachdenkens und der Selbstarbeit nicht enthebt.

Durch den Gebrauch des Buches ist Ref. darauf aufmerksam geworden, dass es für den Schüler wünschenswert wäre, wenn die abgekürzten Bezeichnungen, wie a. st. Q., a. T. E., a. st. P., A, Ω ... u. s. f. in einer Tabelle zusammengestellt wären, zugleich mit dem Hinweise auf jene Stelle des Buches, wo ihre Erklärung zu finden ist. Nach der Ansicht des Ref. dürfte es sich auch empfehlen, Aufgaben, welche in demselben Experimente oder Gedanken (oder in Veränderungen desselben Experimentes oder Gedankens) wurzeln, in eine einzige Aufgabe mit gegliedeter Fragestellung zusammenzufassen. Beispiele: I, 5, 6, 7, 8; II, 9, 10; IX, 6, 7; XIII, 8, 9, 10. Zum Schlusse bemerkt Ref. mit Befriedigung, dass ihm nach Verbesserung der auf der letzten Seite angegebenen Berichtigungen kein Druckfehler aufgefallen ist.

Ref. empfiehlt den Collegen diese gediegene und umsichtige Arbeit zur Einsichtsnahme und Benützung.

Baden. H. Wittek.

Leitfaden für den Unterricht in der Naturlehre. Von Alexander Lainer, k. k. Professor. und Max Bamberger, Assistent an der k. k. technischen Hochschule in Wien. Wien, Spielhagen u. Schurig 1891, Preis 1 fl.

Durch den vorliegenden Leitfaden soll bezweckt werden, „den Unterricht in der Naturlehre an jenen Schulen zu erleichtern, welche diesem Gegenstande nur wenige Stunden widmen können, so dass das schädliche und zeitraubende Dictieren erspart bleibt und der Lehrer die gegebene Zeit der Erklärung der Lehrsätze und der Durchführung der wichtigsten Experimente widmen kann". Wir müssen von vorneherein erklären, dass wir der Anlage eines Leitfadens, wie es der vorliegende ist, keinesfalls beipflichten können und dass wir das Bedürfnis nach einem solchen und auch den Wert desselben nicht einsehen können. Eine solche gehaltlose Zusammenstellung einiger Erscheinungen und Erklärungen hat nicht einmal für eine Repetition eine Bedeutung, wenn wir von der besser gelungenen Darstellung der Grundlehren der Chemie in diesem Buche absehen. Die ganze Physik wird auf 32 (!) Druckseiten behandelt, wahrhaftig ein Ideal für jene, welche eine bedeutende Reduction des Lehrstoffes der Physik fordern. Man frage nicht, wie die Verff. es ermöglichten, mit dem angegebenen Raume ihr Auskommen zu finden. Wenn man auf jedwede sachgemäße Erläuterung, auf jede Erörterung von Experimenten von vorneherein verzichtet und sich nur auf die Wiedergabe von Definitionen beschränkt, dann ist eine derartige Reduction möglich gewesen; ob aber dadurch der Sache ein Vorschub geleistet wurde, beantwortet sich von selbst. — Im ersten Abschnitte werden die allgemeinen Eigenschaften der Körper besprochen. Es ist unrichtig, dass das denkbar kleinste Theilchen eines zusammengesetzten Körpers ein Molekül ist. Der Raum lässt sich auch nicht, wie S. 1 angegeben wird, durch Drücken oder Abkühlen verkleinern. Von der Aufstellung einer Gewichtseinheit ist nicht die Rede gewesen. Im zweiten Abschnitte werden die besonderen Eigenschaften oder Verschiedenheiten der Körper besprochen. Was über das Zustandekommen der Capillarerscheinungen gesagt ist, ist ebenso unrichtig und unvollständig, wie das unter Auflösung Mitgetheilte. Im dritten Abschnitte wird über Wärme gesprochen. Hier wird vom Eispunkte und Siedepunkte gehandelt, ohne dass dieser Begriff in geeigneter Weise dem Verständnisse des Lesers nahe gebracht worden wäre. Der vierte Abschnitt handelt vom Schall; es ist demselben kaum eine ganze Seite gewidmet, während über die Mangelhaftigkeit des in diesem Abschnitte Gebotenen sich leicht zehn Seiten schreiben ließen, wenn man nicht allzu sehr die Geduld des Lesers in Anspruch nehmen würde. Im fünften Abschnitte findet man eine Behandlung der Lichtlehre auf $2^1/_2$ Seiten! Von einer Farbenzerstreuung des Lichtes, von einer physiologischen Optik und von der Wellentheorie des Lichtes ist nicht die Rede, ebenso vermissen wir eine

Erklärung der Wirkung jener Instrumente, welche auf den Principien der geometrischen Optik beruhen. Die folgenden Abschnitte handeln von dem Magnetismus und der Elektricität. Diese beiden Partien sind noch am besten von allen skizziert, und es ist auch in aller Kürze auf die Anwendungen der Lehre von der Elektricität Rücksicht genommen. Den Schlussabschnitt bildet die Mechanik. Kunterbunt sind die Grundbegriffe dieser Wissenschaft durcheinander geworfen und man muss jene bedauern, welche nach diesem Buche studieren müssten und sich aus demselben Rath erholen sollten. Die Dynamik existiert für die Verff. nicht, nichtsdestoweniger sprechen sie von den Bewegungswiderständen. Das Mariottesche Gesetz ist in einer vollkommen unvollständigen Weise dargestellt.

Was die Chemie betrifft, so entspricht der hier gegebene Abriss derselben den Unterrichtszwecken halbwegs. Nach einer kurzen Einleitung wird die Chemie der Metalle und der Ametalle gegeben. Auf die Erzeugungsweise der einzelnen Stoffe wird nicht eingegangen, so dass man diesen Abschnitt eher als eine Naturgeschichte der chemischen Elemente denn als eigentliche Chemie bezeichnen könnte. Es folgt nun die Lehre von den chemischen Verbindungen (Oxyde der Metalle, der Ametalle, Schwefelverbindungen, Wasserstoffverbindungen, im Anschlusse daran einige Bemerkungen der Atomlehre und der Stöchiometrie, Hydrate, Salze). Die folgenden Abschnitte sind einzelnen Theilen der organischen Chemie gewidmet. Wir finden das Wesentlichste über die Alkohole, Phenole und Äther, über die organischen Säuren, Salze und Fette, über die Alkaloide, Albuminate und Albuminoide angegeben. Des weiteren werden die Arbeiten in den chemischen Gewerben skizziert (Seifenfabrication, Explosivstoffe, Glasfabrication, Thonwaren, Gerberei, Erzeugung von ätherischen Ölen, Harzen und Firnissen, Beleuchtungs- und Brennstoffe, Farbstoffe, Bleicherei, Färberei und Zeugdruck, Gährungschemie, Anwendungen der Cellulose). Zusammenfassend können wir sagen, dass die Darstellung der chemischen Grundlehren befriedigt, die physikalischen Partien des Buches aber besser ungeschrieben geblieben wären.

Troppau. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Organisations-Entwurf der österr. Einheitsmittelschulen auf Grundlage und unter Textbenützung des Entwurfes der Organisation der Gymnasien vom Jahre 1849 ausgearbeitet von Karl Kunz, Bronislaus R. v. Trzaskowski und Johann Pawlica unter Mitwirkung von mehreren Berufsgenossen. Krakau, Verlag der Verfasser 1892.

Die Vertreter der conservativen Richtung in Fragen der Mittelschulreform werden Augen gemacht haben, als sie in der obengenannten Schrift urplötzlich einen neuen Organisations-Entwurf vor sich liegen sahen. Am allermeisten aber werden diejenigen gestaunt haben, welche die Entwicklungsgeschichte unseres alten Organisations-Entwurfes vom Jahre 1849 kennen und daher wissen, welches Aufgebot von Zeit und Kraft, wieviel Sonder- und Allgemeinberathungen erforderlich waren, um das Programm für unsere heutigen humanistischen Gymnasien festzustellen und ins Werk zu setzen. Bei näherem Zusehen ergibt sich freilich, dass die genannten Verfasser keinen völlig neuen Codex schaffen, sondern auf dem Grunde des Bestehenden nur einen Weiterbau veranstalten wollten — in zeitgemäßer Weise. Nur denke man dabei ja nicht an etwas Ähnliches, wie es die Instructionen des Jahres 1884 waren: diese hielten an den Fundamenten des humanistischen Gymnasiums fest, behielten die classischen Sprachen, Latein und Griechisch, als Bildungsmittel bei und gaben nur eingehendere Weisungen über den Betrieb der einzelnen Unterrichtsgegenstände. Insofern die Verfasser in dieser Richtung weitergearbeitet und der Unterrichtsbehörde concrete Vorschläge unterbreitet haben, ist nichts daran zu tadeln. Im Gegentheile, es berührt angenehm zu sehen, wie sie es verstanden haben, alles, was seit dieser Zeit durch Erlässe und Normalien zur Hebung der Erziehung und des Unterrichtes seitens des Unterrichtsministeriums gethan worden ist, in ihren Entwurf hineinzuarbeiten und an die rechte Stelle zu setzen. Auch ist geeignetenorts auf die Fortschritte der Unterrichtslehre überhaupt Bezug genommen worden, wenn sich den Herren nur nicht unter der Hand die Grundvesten, auf denen der ganze Bau ruht, verschoben hätten. Das Griechische ist durch sie ganz beiseite gerückt worden, es fristet nur

mehr ein klägliches Dasein als unobligater Gegenstand von VII. an, und ebenso hat die philosophische Propädeutik, jene Disciplin, auf deren Beibehaltung sich Österreich Deutschland gegenüber immer etwas zugute gethan hat, weichen müssen: die Logik ist in der Grammatik und Mathematik aufgegangen, wofür die Begründung in der Luft liegt; hört man doch immer und immer wieder, dass diese Disciplinen soviel formal bildende Kraft entfalten, dass es einer besonderen formalen Logik nicht noch bedürfe: der andere Theil des propädeutischen Unterrichtes, die Psychologie, ist zu einem Appendix der Somatologie geworden. Und nun war Platz geschaffen für „zeitgemäßere" Disciplinen; im neuen Entwurf treten in die Lücken: Französisch (in Kronländern mit ausschließlich deutscher Landessprache), darstellende Geometrie, Chemie, Kalligraphie, Freihandzeichnen, Gymnastik und Jugendspiele, wobei nicht der bedingt obligaten Gegenstände wie der deutschen Sprache, falls sie nicht unter den Landessprachen inbegriffen ist, oder der Landessprachen, die neben der Unterrichtssprache gangbar sind, und der unobligaten Gegenstände, des Gesanges, der Stenographie usw., gedacht ist.

Und nun der Name der Anstalt mit dem neuen Zuschnitte? Denn das ist ja kein Gymnasium mehr, wo das Lateinische so arg beschnitten und das Griechische an die Luft gesetzt ist, das ist aber auch keine Realschule, wenigstens keine österreichische, denn das Latein ist ja doch noch am Platze, es ist auch kein Realgymnasium, wo wenigstens durch Gabelung von III. aufwärts das Griechische als obligater Gegenstand belassen wird — das ist eben die vielbesungene Einheitsschule. Unter diesem Schilde traute sich der Vorschlag für eine Neuorganisation ans Licht; ist er doch eigentlich schon vorbereitet durch die Reformer in Deutschland, durch gewisse Reden im österreichischen Parlament und, gestehen wir es nur zu, durch unsere Nachbarn in der östlichen Reichshälfte, die mit dem Griechischen so kurzen Process gemacht haben. Und warum nun gerade von Galizien dieser erste concrete Vorschlag ausgeht, ist nicht schwer zu errathen. Es ist das Land mit Gymnasien von überfüllten Classen, von einer ganz abnormen Zahl theils ungeprüfter, theils nicht stabiler Lehrkräfte. Es ist das Land, wo es bis zur Stunde noch kein Realschulgesetz gibt, das überhaupt bloß 3 und $^1/_2$ Realschule besitzt, in dem sich also verhältnismäßig wenige Bildungswege für diejenigen erschließen, die nicht gerade dem Universitätsstudium zustreben, denn selbst die Zahl der Gewerbe- und Fachschulen dürfte in Galizien kaum die Zahl 20 erreichen. Ist es da ein Wunder, wenn man dort nach Besserung der bestehenden Zustände lechzt und ganz energisch ans Reformieren geht? Aber wie es nun eben bei jedem gewaltsamen Eingriffe in das Bestehende der Fall ist, man hat sich überstürzt und, wenn wir nicht irren, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Oder haben die galizischen Schulmänner wirklich die Überzeugung, dass ihre minderwertigen Ergebnisse auf dem Gebiete des classischen Unterrichtes lediglich auf Rechnung der Unfruchtbarkeit der Disciplin selbst zu setzen sind, während sie vielleicht infolge einer Reihe äußerer und innerer Gründe dem Unterrichtsbetriebe beizumessen sind? Hat man nicht daran gedacht, es könne

durch eine rationellere Lehrervorbildung auf diesem Gebiete, theils in wissenschaftlicher theils in methodischer Beziehung, besonders wenn günstigere Classen- und Massenverhältnisse hinzukommen, das Drückende entfernt werden, ohne dass man das wirklich Gute beseitigt? Dazu hätte also die österreichische Schulverwaltung in den letzten Jahren eine Reihe von Schulmännern an die Stätten classischer Bildung geschickt und wollte das auch in Hinkunft so prakticiren, wo diese in anschaulicher Verarbeitung des Gesehenen in sich den Sinn für die classische Vergangenheit der Griechen und Römer erhöhen und heimgekehrt auch auf ihre Arbeitsgenossen und ihre Schüler übergehen lassen; dazu hätte sie die Begründung archäologischer Sammlungen an den verschiedensten Mittelschulen des Reiches begünstigt, die ein wertvolles Material aufspeichern sollten für die Belebung der Anschauung im Gebiete des classisch Schönen; dafür hätte sie in den letzten Jahren durch Instructionen und Verordnungen der verschiedensten Art das Bewusstsein in den Lehrern der classischen Sprachen begründen wollen, dass es nicht einen dürren fruchtlosen Grammaticismus gelte, sondern eine lebendige Erfassung des Bildungsgehaltes der Autoren, durch welchen ihre Bedeutung für die Entwicklung der gegenwärtigen Cultur klargestellt wird; dafür hätte sie noch in letzter Zeit die weitgehendsten Opfer gebracht, um durch eine planmäßige Gestaltung der Lehrervorbildung unter anderem die schädlichen Auswüchse des didaktischen Formalismus zu beseitigen — alles dies, wie gesagt, nur darum, um eines Tages das Griechische als Unterrichtsgegenstand zu beseitigen, andere Disciplinen zu beschneiden und mit der Aufnahme neuer Materien dem Experimentieren von neuem Thür und Thor zu öffnen?

Wohl legen die Verff. in eigenen Vorbemerkungen zu dem neuen Entwurfe ihre Gründe dar, die sie veranlasst hätten, so gewaltsame Verschiebungen vorzunehmen. Es klingt gar sehr wissenschaftlich, von dem Begriffe der allgemeinen Bildung auszugehen und aus der Behauptung, derselbe sei längst ein ganz anderer geworden, in die Reihe der constitutiven Merkmale desselben gehören längst nicht mehr die durch den Unterricht der lateinischen und griechischen Sprache vermittelten Kenntnisse und Erkenntnisse, die Nothwendigkeit abzuleiten, mit dem Überlebten aus früherer Zeit aufzuräumen und moderne Bildungsmittel dafür einzusetzen. Es sind dies dieselben Gründe, welche die Einheitschulmänner Deutschlands seit Jahren in Umlauf setzen, die sich aber weder da noch dort bis zur Stunde eine allgemeinere Geltung verschaffen konnten. Wer die Bedeutung der classischen Sprachen am Gymnasium als historisches Bildungsmittel verkennt und wer ferner übersieht, dass wir die Schüler nur durch das Verständnis der Sprache der Alten mit ihnen in die nöthige intellectuelle und moralische Verbindung setzen können, da bei ihnen Sprache und Anschauung unzertrennlich verwachsen ist, der wird sich freilich damit begnügen, der Jugend den Spülnapf von Übersetzungen vorzusetzen, wie es bezüglich des Griechischen seitens der galizischen Schulmänner geplant ist. Doch ist auch die Berechtigungsfrage, die Schwierigkeit des Überganges von einer Mittelschule an eine

andere und zuguterletzt auch die des Überganges zu den verschiedenen Facultätsstudien mit in die Wagschale geworfen worden. Das ist nun aber eigentlich der springende Punkt des ganzen Problems. Die Berechtigungsfragen zu lösen versprechen heutzutage alle Reformer: das große Publicum ist eben für solche Gesichtspunkte am leichtesten zu gewinnen. Die banausische, aber leicht begreifliche Frage der Eltern: Auf welchem Wege bringe ich meinen Sohn am sichersten zu diesem oder jenem Berufe? kann natürlich das Gymnasium in seiner jetzigen Gestalt nicht so schlankweg beantworten, wie eine etwaige Einheitsschule, aus der man nach dem Plane ihrer Vertreter eben nach den verschiedensten Seiten hin ins Brot kommt. Dass daneben noch die Zwecke der allgemeinen Bildung entsprechend gefördert werden könnten, klingt unglaublich. In dem Augenblicke, wo unser humanistisches Gymnasium Berufsschule sein wollte, in dem Sinne, dass es die verschiedenen Eingänge ins berufliche Studium vorbereiten wollte, würde es trotz seiner idealen Grundlagen den Zug ins Große verlieren; wie will ihn aber die Einheitsschule behalten, die sich von vornherein solcher Grundlagen begibt? Hinter den schön klingenden Worten über den Wert des classischen Studiums, Vorbemerkungen p. 10, steckt die nüchternste Auffassung über den des griechischen Sprachstudiums: »an der Einheitsschule«, heißt es, »kann die griechische Sprache für diejenigen, die sie in ihrem Berufe brauchen werden ... als unobligater Gegenstand gelehrt werden«. Gleich niedrig ist die Meinung, welche die Verff. von einem systematischen Unterricht in der Psychologie haben. Sie vermeinen, es werde das ethische Moment der Bildung durch die Angliederung der Psychologie an die Somatologie eine Förderung erfahren, indem dadurch den Schülern der Unterschied zwischen Mensch und Thier klarer werden, die Lehre vom Körperbau des Menschen in eine Lehre vom Menschen überhaupt umgestaltet und zugleich eine für den Unterricht der Ethik in der Religionslehre unentbehrliche Hilfswissenschaft zu rechter Zeit vorgenommen werden wird. Da ist man aber in einem gewaltigen Irrthum befangen. Die Psychologie, dem Naturhistoriker in die Hand gegeben — wir wetten Tausend gegen Eins — verwandelt sich im Handumdrehen in Gehirnwissenschaft, und für die Hilfe wird sich jeder Religionslehrer schönstens bedanken. Nur soviel von den idealen Auffassungen der galizischen Einheitsschulmänner über Griechisch und Psychologie!

Was schließlich die geplante Freizügigkeit der Schüler angeht, so dürfte das Nivellieren und Dispensieren eine schwerfällige Maschine geschaffen haben. Es sind eben in dem neuen Lehrplane, offenbar um ihn recht den praktischen Bedürfnissen anzupassen, allerhand Möglichkeiten ins Auge gefasst, z. B. dass der Schüler von der Einheitsschule des einen Kronlandes in die des andern übertreten kann, ohne sich besonderen Prüfungen unterziehen zu müssen. Wer deutlich zu sehen wünschte, welches Aufgebot von Mitteln und Mittelchen nothwendig wäre, um dies möglich erscheinen zu lassen, müsste die §§. 19, 61 und 73 des Planes nachsehen; dem würde aber auch die Lust zu einem Experiment à la Frankfurt vergehen.

Die Verff. nennen ihren neuen Lehrplan ganz richtig »eine Combination der jetzigen Lehrpläne der Gymnasien und Realschulen, mit denjenigen Einschränkungen und Modificationen versehen, welche der Zweck der Einheitsschulen (wir haben ihn kennen gelernt!) und der Zeitgeist beansprucht« (Vorbem. S. 12). Er ist thatsächlich nichts anderes als eine bloße Combination und Anpassung an den Zeitgeist, er stellt aber kein organisches Gebilde dar, ist also kein Entwurf für eine Organisation, womit ihm wenigstens unsererseits das Urtheil gesprochen ist.

Wien. J. Loos.

Eine „Einheitsschule" unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia.

(Nach ungedruckten Acten.)[1])

Als die Kaiserin Maria Theresia nach der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 daran gieng, das gesammte Schul- und Studienwesen in der Monarchie zu reorganisieren, wendete sie, wie in anderer Hinsicht, so auch in dieser Beziehung dem Litorale besondere Fürsorge zu. Zunächst war die Kaiserin entschlossen, die nur mit drei Lehrkräften — Exjesuiten — ausgestattete sechsclassige Lateinschule zu Fiume mit Ende des Schuljahres 1773/74 in eine gute Normalschule zu verwandeln und eine Lateinschule nur in Triest, wo ein Bischof residiere, zu belassen, diese jedoch besser zu bestellen.[2]) Doch blieb es nicht endgiltig dabei, da die Monarchie bald darauf wegen Belassung oder Aufhebung der lateinischen Schulen im Litorale noch die Wohlmeinung des Hofcommerzienrathes, dem damals das Litorale unterstand, erwartete.[3]) Dieser wies in dem Vortrage vom 9. Juni 1774 unter anderem auf die Nothwendigkeit hin, die Neuordnung des Schulwesens in dem Litorale in ähnlicher Weise, wie sie seitens der Studienhofcommission für die gesammte Monarchie geplant werde, doch soweit solche dem dortigen Lande angemessen sei, zu veranlassen. Darauf resolvierte der Mitregent Joseph, dass die ganze Angelegenheit zuvor zwischen dem Hofcommerzienrathe und der Studienhofcommission, namentlich darüber, ob Triest oder Fiume für das Gymnasium zu wählen sei, gemeinschaftlich berathen und das gemeinsame Gutachten ihm eröffnet werden solle. Das Votum dieser gemischten Commission für Fiume wurde von Joseph genehmigt.[4]) Diesem Be-

[1]) Auf die Herr Hofrath Dr. Beer mich aufmerksam zu machen die Güte hatte.

[2]) Resolution in einem Protokolle des Hofcommerzienrathes vom 7. Februar 1774.

[3]) Desgleichen ddo. 28. Februar 1774, reproduciert 16. März 1774.

[4]) Resolution auf einen Vortrag der Studienhofcommission vom 8. Juli 1774.

schlusse gemäß wurde die lateinische, damals sechsclassige Schule in Triest aufgehoben. Dagegen recurrierten die Bischöfe von Triest und Pedena (Inneristrien), sowie die Stadtrichter und Handelsleute des betroffenen Freihafens und wurden darin von der dortigen Commerzial-Hauptintendenza unterstützt.[1]) Es blieb aber bei der einmal beschlossenen Aufhebung, jedoch wurde zur Beruhigung der Stadt mitgetheilt, dass es die Absicht der maßgebenden Kreise sei, an der Triester Normalschule einerseits auch Gegenstände lehren zu lassen, die für eine daselbst allmählich nach dem Muster der bereits bestehenden Wiener einzuführende Real- und Handelsschule von Bedeutung wären, andererseits, wenn einmal die Normalschule in Ordnung und der Fond hiezu weniger in Anspruch genommen sein würde, in derselben auch für den Unterricht in der lateinischen Sprache vorzusorgen.[2])

Hier setzten die beiden Männer ein, die in dieser bedeutsamen Epoche der Reorganisation des österreichischen Schulwesens dem im Küstenlande besondere Aufmerksamkeit schenkten: Graf Karl Zinzendorf, 1776—1782 Gouverneur Triests, und der mit der Führung des Schulwesens in diesem freien Seehafen betraute Görzer Landrath, Graf Emanuel Torres.[3]) Zunächst trat ersterer[4]) für die Wiederherstellung der lateinischen Schule in Triest ein, da hiedurch der Widerwille des Publicums gegen die an deren Stelle substituierte Normalschule beseitigt würde. Auch würde diese Wiederherstellung die Triester Cameralcasse wenig oder nichts kosten, da ja ein Lehrer zwei Classen des damals nach dem am 13. October 1775 genehmigten Plan des P. Gratian Marx auf fünf Jahre berechneten Gymnasiums[5]) übernehmen und der für die Normalschulen nach der „Allgemeinen Schulordnung“ vom 6. December 1774[6]) bestimmte vierte Lehrer die reine und angewandte Mathematik, besonders die Feldmess- und Baukunst, Mechanik und Deutsch, alles für einen Seehafen besonders wichtige Gegenstände, lehren könnte. Ebenso trat Torres[7]) für die Wiederherstellung der lateinischen Schule Triests in der Weise ein, dass die erste Lateinclasse, die sogenannte Parva, mit der vierten Normalclasse verbunden werde, die zweite und dritte Lateinclasse, die Principia und Grammatica, sowie die vierte und fünfte der Lateinschule, die Poesie und Rhetorik, durch je einen Lehrer vertreten seien. Diese Vorschläge wurden der niederösterreichischen Schulcommission zur Be-

---

[1]) Eingabe derselben an den Hofcommerzienrath ddo. 6. August 1774.

[2]) Protokollauszug der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei vom 14. und 15. October 1774, mitgetheilt an die Commerzial-Hauptintendenza in Triest sub 31. October 1774.

[3]) Dieser in den Hof- und Staatsschematismen dieser Jahre begegnende Name fehlt bei Wurzbach gänzlich.

[4]) Vortrag vom 31. August 1776.

[5]) Schmids pädagogische Encyklopädie, 2. Aufl., 5. Band, sub „Österreich-Ungarn, Gymnasien“; Wurzbach, „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich“, sub „Gratian Marx“.

[6]) Patent, gedruckt bei Trattner, Wien.

[7]) Vortrag vom 12. Januar 1777.

gutachtung vorgelegt. Dieselbe[1]) fand die Gründe für die Wiederherstellung der Lateinschule in Triest, wie die Nähe des damals noch venetianischen Capo d'Istria und namentlich das Moment, dass Fiume von dem andern österreichischen Litorale losgetrennt und Ungarn zugeschlagen worden war, beachtenswert, sprach sich jedoch gegen die Verbindung der ersten Latein- mit der vierten Normalclasse aus, weil sie als nicht dem System gemäß überhaupt unthunlich sei. Unter Berufung auf dieses Gutachten gab die böhmisch-österreichische Hofkanzlei[2]) ihr Votum zugunsten der Wiederherstellung des Triester Gymnasiums unter der Bedingung ab, dass mit Rücksicht auf das Pecuniäre für die vierte und fünfte, sowie für die zweite und dritte Lateinclasse je ein Lehrer, für die erste jedoch ein besonderer Lehrer zu bestellen sei, wie denn auch Zinzendorf bezüglich der Classen- und Lehrervertheilung erst einen ordentlichen Plan zu entwerfen und vorzulegen habe. Das Votum fand die kaiserliche Genehmigung;[3]) Zinzendorf und Torres wurden wegen ihrer verdienstlichen Thätigkeit bei der Reorganisation des Triester Schulwesens, die von mancher Seite auf Hindernisse stieß, belobt.

Nach der Wiederherstellung der Triester Lateinschule gab aber Zinzendorf seinen und Torres' Plan einer engeren Verbindung derselben mit der Normalschule, auch veranlasst durch Misshelligkeiten zwischen den Lehrern beider Anstalten, die infolge einer Art von »Handwerksneid« entstanden waren, nicht auf. Er setzte auseinander,[4]) dass an sich nichts so befremdend sei, als neben den vollkommensten Erziehungsanstalten, wo außer der Religion und der Muttersprache noch die Anfangsgründe aller Wissenschaften gelehrt werden — das wären die Normalschulen —, eine eigene von jenen abgesonderte Anstalt lediglich zum Unterricht weniger junger Leute in einer todten gelehrten Sprache mit unnöthigen allzugroßen Kosten zu errichten. Warum sollte die Unterweisung in dieser gelehrten Sprache nicht vielmehr einen Theil der allgemeinen Erziehungsanstalt zu Triest ausmachen, warum sollte sie derselben nicht »incorporiert« werden können? Auch ökonomische Gründe sprächen für eine solche Vereinigung. Ein andermal[5]) meint er, dass hiedurch ein doppelter Vortheil erreicht würde, indem die studierende Jugend die möglich wenigste Zeit für die Vorlesungen in der lateinischen Sprache, all die übrige aber für die sosehr nützlichen Gegenstände der vierten Normalclasse verwenden, daher in sieben Jahren all das, was in vier Normal- und fünf Lateinclassen vorgetragen werde, erlernen und sich zugleich in der nöthigen ununterbrochenen Übung der deutschen Sprache erhalten könnte. Auch das ökonomische Moment spreche dafür.

Dieser Vorschlag Zinzendorfs wurde sowohl dem P. Gratian Marx als auch dem gleichfalls aus der Geschichte des Schulwesens jener Zeit

[1]) Protokollauszug der niederösterreichischen Schulcommission vom 4. Februar 1777.
[2]) Vortrag vom 26. März 1777, reproduciert am 17. April 1777.
[3]) ddo. 12. April 1777.
[4]) »Allerunterthänigste Nota« ddo. Wien, 13. August 1779.
[5]) Bericht Zinzendorfs vom 4. October 1780.

I. Abtheilung der 4. Normalclasse oder I. Lateinclasse (principia). Wintercurs 1779/80.

	½8—8	8—9	9—10	10—11	11—12	2—3	3—4
Montag	Penso-	Libri scholastici explicatio et continuum examen	Übung im deutschen Stil oder Ausdruck in Briefen	Messkunst, die Längen- und Flächenmessung	Zeichnen	Comenii explicatio et pensi domestica scriptio	Rechnen
Dienstag	memoria	Instructio de analysi et analysis sententiarum et Comenii	Vorbereitung zur Katechisation (in dem Fache)	Wie Montag		Unterricht in der Religion, u. zw. dasjenige, was für die 3. Classe vorgeschrieben ist, mit Beifügung der Schriftsteller	Schönschreiben
Mittwoch	scripto	Ut die lunae	Wie Montag	Wie Montag	Zeichnen	Ut die lunae	Rechnen
Freitag	et	Ut die Martis	Naturlehre	Wie Montag	Zeichnen	Ut die lunae	Erd-
Samstag	correc- tio	Ut die lunae	Naturlehre	Vorbereitung zur Katechisation (in dem Fache)		Erklärung des Evangeliums	Erd-

I. Abtheilung der 4. Normalclasse oder I. Lateinclasse (principia), Sommercurs 1780.

	½8—8	8—9	9—10	10—11	11—12	2—3	3—4	4—5
Montag	Penso- rum de	Ut hora 9na in primo semestri	Übung im deutschen Stil	Messkunst, die Körper-messung	Zeichnen	Staatengeschichte	Rechnen	Comenii continuata explicatio et pensi scriptio
Dienstag	memoria et de	Analysis Phaedri et dialogorum	Vorbereitung zur Katechisation (in dem Fache)	Wie Montag		Unterricht in der Religion, was in diesem Curs aus dem großen Lesebuch für die 3. Classe vorgeschrieben ist, mit Beifügung der Schriftsteller	Schön-schreiben	
Mittwoch	scripto exactio	Ut die lunae	Übung im deutschen Stil	Wie Montag	Zeichnen	Staatengeschichte	Rechnen	Exercitationes analyticae et syntheticae alternatim et pensi scriptio
Freitag	et correc-	Exercitationes syntheticae seu compositiones	Naturlehre	Wie Montag	Zeichnen	Staatengeschichte	Erd-beschrei-bung	Ut die lunae
Samstag	tio	Ut die lunae	Naturlehre	Vorbereitung zur Katechisation (in dem Fache)		Erklärung des Evangeliums	Erd-beschrei-bung	Ut die Mercurii

II. Abtheilung der 4. Normalclasse oder II. Lateinclasse (grammatica), Wintercurs 1779/80.

	½8–8	8–9	9–10	10–11	11–12	2–3	3–4
Montag	Penso-	Libri scholastici explicatio et subiunctum continuum examen	Übung in schriftlichen Aufsätzen	Baukunst	Zeichnen	Analysis et synthesis et pensi scriptio	Rechnen
Dienstag	rum de memoria	Derivationis et compositionis explicatio	Vorbereitung zur Katechisation (in dem Fache)	Baukunst		Katechisation a. der Einleitung in die Kenntnis der Gründe der Religion	Schönschreiben
Mittwoch	et de scripto	Ut die lunae	Wie Montag	Baukunst	Zeichnen	Derivationis et compositionis explicatio et pensi domestici scriptio	Rechnen
Freitag	exactio et	De usu adagiorum instructio	Naturgeschichte	Baukunst	Zeichnen	Ut die lunae	Erd-
Samstag	correc- tio	Ut die lunae	Naturgeschichte	Vorbereitung zur Katechisation (in dem Fache)		Erklärung des Evangeliums	beschreibung Erd- beschreibung

II. Abtheilung der 4. Normalclasse oder II. Lateinclasse (grammatica). Sommercurs 1780.

	½8—8	8—9	9—10	10—11	11—12	2—3	3—4	4—5
Montag	Ut	Interpretatio excerptorum ex Chompré T. I	Deutscher Stil	Baukunst	Zeichnen	Staatengeschichte	Rechnen	Interpretatio continuata ut mane
Dienstag	in	Instructio de conficiendis dialogis	Vorbereitung zur Katechisation (in dem Fache)	Mechanik		Einleitung in die Kenntnis der Gründe der Religion	Schönschreiben	
Mittwoch	1°	Elaboratio dialogorum Germanicorum	Wie Montag	Mechanik	Zeichnen	Staatengeschichte	Rechnen	Ut die lunae et pensi scriptio
Freitag	seme-	Ut die lunae	Naturgeschichte	Mechanik	Zeichnen	Staatengeschichte	Erdbeschreibung	Ut die lunae
Samstag	stri	Elaboratio dialogorum Latinorum	Naturgeschichte	Vorbereitung zur Katechisation (in dem Fache)		Erklärung des Evangeliums	Erdbeschreibung	Ut die Mercurii

bekannten Johann Ignaz von Felbiger[1]) zur Begutachtung vorgelegt. Ersterer sprach sich[2]) aus Gründen der Ungleichförmigkeit mit anderen Theilen der Monarchie, sowie, „weil es ein mixtum wäre“, gegen denselben aus. Dagegen äußerte sich letzterer[3]) unter folgenden Cautelen zustimmend: 1. Die Verfassung der drei untersten Classen der deutschen Schulen müsste gemäß der neuesten Abtheilung der Materie unverändert bleiben; 2. die bestehende Ordnung der drei lateinischen Grammatical- und der zwei Humanitätsclassen wäre nicht außeracht zu lassen, dabei aber zu versuchen, ob nicht dies alles mit weniger Aufwand von Zeit der Jugend beigebracht werden könnte; 3. die für die vierte Normalclasse bestimmten Gegenstände wären so zu vertheilen, dass sie in den Grammaticalclassen vollendet und allenfalls in den Humanitätsclassen wiederholt oder erweitert würden; 4. der Triester Gouverneur hätte einen deutlichen Entwurf einzuschicken, in welchem die Materien, die Classen und Lehrgegenstände anzugeben wären, wobei auch anzumerken käme, welcher Lehrer bei jeder Materie gebraucht werden wolle. Die böhmisch-österreichische Hofkanzlei sprach sich in ihrem Votum,[4]) wenn sie sich auch die einem solchen Versuche entgegenstehenden Schwierigkeiten vor Augen hielt, mit Rücksicht darauf, dass in Triest überhaupt wenig Lateinschüler seien und Zinzendorf als Landeschef die aufkeimenden Hindernisse leicht überwinden könne,[5]) für den Versuch in der Weise aus, dass die Gleichförmigkeit mit den übrigen Ländern der Monarchie hinsichtlich der Gegenstände nicht außeracht gelassen werde, daher nicht bloß zwei, sondern drei Lehrer für die lateinischen Studien, zwei für die Grammatical-, einer für die Humanitätsclassen, anzustellen, wie denn auch die angeführten Erinnerungen Felbigers zu beobachten wären; anderseits stehe dem nichts im Wege, dass die vereinigten Anstalten unter eine Leitung gestellt werden. Die Kaiserin setzte hiezu eigenhändig: Verstanden (d. i. einverstanden).

So wurden denn die beiden untersten lateinischen Grammaticalclassen mit den beiden Abtheilungen oder Jahrgängen der vierten Normalschulclasse in Triest zu einer „Einheitsschule“ verbunden. Der Lehrplan derselben[6]) steht auf den vorhergehenden SS. 166—169.

Wien. S. Gorge.

---

[1]) Wurzbachs Lexikon, sub „J. J. v. Felbiger“.
[2]) Gutachten des Marx vom 24. August 1779.
[3]) Gutachten Felbigers vom 17. August 1779.
[4]) Vortrag vom 4. September 1779, unterzeichnet: Blümegen.
[5]) So wurde in Erledigung des Berichtes Zinzendorfs vom 4. October 1780 über das abgelaufene erste Jahr der Triester „Einheitsschule“ die zu geringe Rücksichtnahme auf das Latein bemängelt, worauf jener sich unter dem 19. Januar 1781 rechtfertigte (Commerzienrath ddo. 28. December 1780 über Studienhofcommissions-Protokoll vom 12. December 1780).
[6]) Nach den tabellarischen Beilagen zu den Vorträgen Zinzendorfs ddo. 8. Juni 1780 und 4. October 1780, beziehungsweise zu den Acten ex August 1780 und ex December 1780.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Xenophons Griechische Geschichte. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. B. Büchsenschütz, Director des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums zu Berlin. 1. Heft. Buch I—IV. 6. Aufl. Leipzig, Teubner 1891. gr. 8°, 212 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Da Büchsenschütz diesmal seinen Hellenica eine Vorrede nicht beigegeben hat (warum nicht?) und außerdem dem Ref. die 5. Auflage nicht zur Hand ist, so musste sich letzterer zum Behufe vorliegender Anzeige nach älteren Auflagen und nach Anzeigen der 5. Auflage[1]) orientieren.

Soweit Ref. sieht, hat B. an der Einleitung, welche die Entstehung des Werkes behandelt, in der Hauptsache jedenfalls nichts geändert: nur in den Anmerkungen finden sich Nachträge aus der neueren Literatur. Diese wurde auch für Text und Commentar ausgenützt, durchwegs aber ein gesunder Conservatismus bewahrt. Kritik und Erklärung der Hellenica betreffende Arbeiten, welche nach Erscheinen der 5. Auflage, d. i. nach 1884 bekannt wurden, also vor allem die Publicationen von I. A. Simon, A. Otto, I. Hartmann, O. Keller werden im kritischen Anhange zwar gelegentlich erwähnt, ohne dass jedoch im Zusammenhange hiemit tiefer gehende Änderungen zu verzeichnen wären.

So viel über das Verhältnis vorliegender Auflage zu ihrer Vorgängerin.

Was sich sonst noch aus der Durchsicht des 1. Heftes dem Ref. ergab, bezieht sich auf die grammatische Seite der Erklärung, welche formell wie sachlich als tadellos gelten darf. Bei einer Schrift wie Xenophons Hellenica, welche nur von reiferen Schülern gelesen werden, wird man von vornherein sprachliche Bemerkungen nur bei selteneren Erscheinungen verlangen, zumal hier die anderweitige Exegese genug Raum beansprucht. Zur Erklärung wird nun von B. zunächst der Sprachgebrauch Xenophons herangezogen, in zweiter Linie Thukydides und Plato, seltener die übrigen Prosaiker. Unter Berücksichtigung dieser Auswahl der in den Noten erwähnten Autoren, die Ref. als beabsichtigt betrachtet, mögen hier einige Bemerkungen folgen. — Zu I 6, 5 *τὸ καὶ' ἐμέ* vergleicht B. Anab. I 6, 9 *τὸ κατὰ τοῦτον εἶναι*. Statt dessen dürfte

[1]) Vgl. K. Schenkl in Bursians Jahresbericht LIV. (= 1888 I.), S. 77, und W. Studemund im Philol. Anz. XIV, S. 509 f.

auf III 5, 9 τὸ ἐπ' ἐκείνοις εἶναι zu verweisen sein, woselbst die Aufnahme von Belegen unter Streichung von Kyrop. V 5, 38 τὸ νῦν εἶναι sich auf Stellen zu beschränken hätte wie Thukyd. VI 28 τὸ ἐπὶ σφᾶς εἶναι, VIII 48 τὸ ἐπ' ἐκείνους εἶναι, Lysias XIII 58 τὸ ἐπ' ἐκεῖνον εἶναι, XXVIII 14 τὸ ἐπὶ τούτοις εἶναι. — Zu II 3, 29 kommt das durch den Parallelismus der Glieder veranlasste ὅσῳ zur Sprache, dem kein Comparativ folgt. Hiefür vergleiche man noch Thukyd. VI 78 τοσούτῳ δὲ καὶ ἀσφαλέστερον ὅσῳ κτλ. — Zu IV 2, 11 verzeichnet B. Stellen aus Xenophon, wo das dem ὅσῳ entsprechende Correlativ τοσούτῳ fehlt. Diesen Sprachgebrauch kennt schon Thukydides: s. V 108 κινδύνους .. βεβαιοτέρους .., ὅσῳ πρὸς μὲν τὰ ἔργα τῆς Πελοποννήσου ἐγγὺς κείμεθα κτλ. Vgl. VI 89, 6. — IV 7, 4 ἐπεὶ δὲ ἐμβεβληκότος, ἐπικελεύειν νομίζει bleibt ohne Bemerkung. Allein das nicht häufige Fehlen des Verbum finitum bei ἐπεί verdient beachtet zu werden; s. Plat. Prot. 357ᵃ ἐπειδὴ δὲ περιττοῦ τε καὶ ἀρτίου, ἆρα ἄλλη τις ἢ ἀριθμητική; Gorg. 489ᵈ τί ποτε λέγεις τοὺς βελτίους, ἐπειδὴ οὐ τοὺς ἰσχυροτέρους; Parmenid. 145ᵃ ἆρ' οὖν οὐκ, ἐπείπερ πεπερασμένον, καὶ ἔσχατα ἔχον; 151ᵉ. — Zu IV 8, 10 heißt es 'ἄλλο εἴ τι = εἴ τι ἄλλο. Kyr. VI 2, 13.' Allein diese Stellung von ἄλλο ist nicht so singulär als es nach diesem einen Beleg scheinen könnte. Vgl. Krüger, Gr. Sprachlehre § 51, 10, 10. Wo sonst noch B. sich mit der Erklärung durch einen Beleg abfindet, obgleich ihm jedenfalls deren mehrere bekannt waren, wie IV 1, 11 (τί οὖν οὔ), wird er seine Gründe haben.

Griechisch-deutsches Schulwörterbuch zu Homer, Herodot, Äschylos, Sophokles, Euripides, Thukydides, Xenophon, Platon, Lysias, Isokrates, Demosthenes, Plutarch, Arrian, Lukian, Theokrit, Bion, Moschos und dem Neuen Testamente, soweit sie in den Schulen gelesen werden. Von Dr. Gustav Eduard Benseler. 9. verb. Aufl. besorgt von Dr. Georg Autenrieth, Rector am Alten Gymnasium in Nürnberg. Leipzig, Teubner 1891. Lex. 8°, X u. 930 SS. Preis 6 Mk. 75 Pf.

Es berührt nicht eben angenehm, wenn man aus der 9. Auflage eines weitverbreiteten Schulbuches erfahren muss, dass dasselbe äußerlich und innerlich noch nicht zu der Vollendung gediehen ist, welche selbst dem Herausgeber erreichbar erscheint. Die Schuld in dem vorliegenden Falle trägt zum Theil das unerbittliche Geschick, welches innerhalb eines Zeitraumes von 24 Jahren (1858—1882) den dritten Herausgeber forderte. Nach Benseler übernahm die Besorgung der 4. Auflage (1872) Rieckher, dessen Vorhaben, auf Grund selbständiger Durcharbeitung der Schriftsteller zu bessern, eben wie es scheint zur Durchführung gelangen sollte, als noch während der Drucklegung der 6. Auflage (1879) Autenrieth zur Arbeit herangezogen werden musste. Andererseits ist bei einem Buche, das sich in den Händen von Tausenden befindet, zu bedenken, dass Mängel aller Art nur zu leicht entdeckt werden, ohne dass deren Beseitigung gleich rasch vor sich gehen könnte. Dieses Moment ist denn bei Beurtheilung der 9. Auflage vor allem ins Auge zu fassen. Denn gerade jetzt häuften sich die Besserungsvorschläge in einer Weise, dass dieselben nicht ohneweiters beachtet werden konnten, zumal da besonders nach einer Richtung das Buch dringend der Revision bedurfte. Da nämlich in den aus dem Neuen Testamente angeführten Artikeln seit 30 Jahren keine durchgreifende Änderung stattgefunden hatte, war eine systematische Besserung an der Hand von Wilke-Grimm, Clavis Novi Testamenti, ed. III^{a} Lips. Arnold 1888 nothwendig geworden. Unter solchen Umständen und mit Rücksicht auf anderweitige unabweisbare Beiträge, welche eingegangen waren, konnten die von Kägi gelieferten, nach Autenrieth höchst dankenswerten Artikel, die unliebsamerweise erst bei

Herstellung des 18. Bogens eintrafen, auch in den noch zum Abdrucke gelangenden Partien nur mit Auswahl untergebracht werden. — Ein äußerer Mangel besteht, abgesehen von Kägis verspäteter Meldung, auch darin, dass, da Raumersparnisses halber Entbehrliches gestrichen wurde, erst vom 9. Bogen an die lateinischen Bedeutungen, wo sie nicht synonymen, etymologischen oder ähnlichen Zwecken dienten, wegblieben. — So bleibt für eine weitere Auflage genug zu thun. Bei dem Umstande, dass das Was und Wie der nöthigen Besserungen schon jetzt klar ist, wäre es höchst wünschenswert, wenn sofort an die Verarbeitung zurückgestellten Materials und die Ausgleichung der neuerdings herbeigeführten Inconsequenzen geschritten würde, damit das Werk in Hinkunft nicht mit der in gangbaren Schulbüchern fast stereotyp gewordenen Redensart, womit in der Regel die Wiederholung bewusster Mängel entschuldigt werden soll, eingeführt zu werden brauchte: Wider Erwarten schnell war eine neue Auflage nothwendig geworden.

Was des Ref. Urtheil über B.s Handwörterbuch im allgemeinen anlangt, so kann dasselbe unmöglich von der allseitigen Achtung, deren sich dasselbe erfreut, abweichen. Ref. hat die 9. Auflage gelegentlich des Unterrichtes und zwar bei der Lectüre Homers und Demosthenes' einige Zeit hindurch geprüft und da gefunden, dass es dem Schüler wirklich bietet, was man vernünftigerweise in einem Lexikon suchen kann, namentlich alle Wendungen beibringt, deren Übersetzung Schwierigkeiten bieten könnte. Freilich wenn es *ἀσχολίαν παρέχειν* aufführt, nicht auch *ἀσχολίαν κατασκευάζειν* (Demosth. VIII 18; die Rede gehört zu denen, deren Wortschatz B. berücksichtigt),[1] so wird man darüber nicht rechten. Was aber dem Ref. aufgefallen ist, sind die dürftigen Notizen darüber, welchem Autor oder welcher Literaturgattung ein Wort, eine bestimmte Wendung angehört. Außer den sporadisch gebrauchten allgemeinen Bezeichnungen att. (= attisch), buk. (= bukolisch, bei Bukoliken), dor. (= dorisch), ep. (= episch), poet. (= poetisch), sp. (= spätgriechisch) und N. T. (= Neues Testament) finden sich nur hin und wieder bei singulären oder kritisch unsicheren Ausdrucksweisen genaue Citate: zahlreiche Artikel enthalten in dieser Beziehung gar keine Bemerkungen. In den aufgenommenen sieben Vorreden findet sich keine Rechtfertigung dieses Verfahrens.

Wien. J. Golling.

Lexicon Taciteum. Fasciculum X. edidit A. Greef. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1892. — Fasciculum XI. edidit idem; ibidem 1893. Jedes Heft 112 SS. gr. 8°. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Das ebenso gelehrte als mühevolle Werk geht sichtlich seiner Vollendung entgegen, indem das 10. Heft bereits bis *potestas*, das 11. bis *que* reicht, so dass nur mehr 3—4 Lieferungen zum gedeihlichen Abschlusse erforderlich sein werden. Die längsten Artikel im 10. Hefte sind *per* mit $9^1/_2$, *pars* mit 5, *populus* mit 4, *possum* mit $3^1/_2$, *pater* und *plerusque* auf je 3 Seiten, im 11. dagegen *que* mit $7^1/_2$, *princeps*, *prior* mit *primus* und *quam* mit je 4, *pro*, *provincia* und *quamquam* auf je 3 Seiten. Der Artikel *que* ist natürlich unvollständig und wird erst im nächsten Hefte seinen Abschluss finden. Bei den vorgenommenen

[1] Aus derselben Rede (§. 44) fehlen *Δρογγίλον* und *Μάστειρα* (die Eigennamen der Schullectüre sind sonst sorgfältig verzeichnet); *συμπάσχω* (ebd. §. 65) ist durch den Druck hervorzuheben (vgl. *συνεπάσχω*); denn die Ausgaben bieten zum Theil *σὺν εὐ πεπονθότων*.

auf III 5, 9 *τὸ ἐπ' ἐκείνοις εἶναι* zu verweisen sein, woselbst die Aufnahme von Belegen unter Streichung von Kyrop. V 5, 38 *τὸ νῦν εἶναι* sich auf Stellen zu beschränken hätte wie Thukyd. VI 28 *τὸ ἐπὶ σφᾶς εἶναι*, VIII 48 *τὸ ἐπ' ἐκείνους εἶναι*, Lysias XIII 58 *τὸ ἐπ' ἐκεῖνον εἶναι*, XXVIII 14 *τὸ ἐπὶ τούτοις εἶναι*. — Zu II 3, 29 kommt das durch den Parallelismus der Glieder veranlasste *ὅσῳ* zur Sprache, dem kein Comparativ folgt. Hiefür vergleiche man noch Thukyd. VI 78 *τοσούτῳ δὲ καὶ ἀσφαλέστερον ὅσῳ κτλ.* — Zu IV 2, 11 verzeichnet B. Stellen aus Xenophon, wo das dem *ὅσῳ* entsprechende Correlativ *τοσούτῳ* fehlt. Diesen Sprachgebrauch kennt schon Thukydides: s. V 108 *κινδύνους .. βεβαιοτέρους .., ὅσῳ πρὸς μὲν τὰ ἔργα τῆς Πελοποννήσου ἐγγὺς κείμεθα κτλ.* Vgl. VI 89, 6. — IV 7, 4 *ἐπεὶ δὲ ἐμβεβληκότος, ἐπικελεύειν νομίζει* bleibt ohne Bemerkung. Allein das nicht häufige Fehlen des Verbum finitum bei *ἐπεί* verdient beachtet zu werden; s. Plat. Prot. 357ᵃ *ἐπειδὴ δὲ περιττοῦ τε καὶ ἀρτίου, ἆρα ἄλλη τις ἢ ἀριθμητική*; Gorg. 489ᵈ *τί ποτε λέγεις τοὺς βελτίους, ἐπειδὴ οὐ τοὺς ἰσχυροτέρους*; Parmenid. 145ᵃ *ἆρ' οὖν οὐκ, ἐπείπερ πεπερασμένον, καὶ ἔσχατα ἔχον*; 151ᵉ. — Zu IV 8, 10 heißt es 'ἄλλο εἴ τι = εἴ τι ἄλλο. Kyr. VI 2, 13.' Allein diese Stellung von *ἄλλο* ist nicht so singulär als es nach diesem einen Beleg scheinen könnte. Vgl. Krüger, Gr. Sprachlehre § 51, 10, 10. Wo sonst noch B. sich mit der Erklärung durch einen Beleg abfindet, obgleich ihm jedenfalls deren mehrere bekannt waren, wie IV 1, 11 (*τί οὖν οὐ*), wird er seine Gründe haben.

Griechisch-deutsches Schulwörterbuch zu Homer, Herodot, Äschylos, Sophokles, Euripides, Thukydides, Xenophon, Platon, Lysias, Isokrates, Demosthenes, Plutarch, Arrian, Lukian, Theokrit, Bion, Moschos und dem Neuen Testamente, soweit sie in den Schulen gelesen werden. Von Dr. Gustav Eduard Benseler. 9. verb. Aufl. besorgt von Dr. Georg Autenrieth, Rector am Alten Gymnasium in Nürnberg. Leipzig, Teubner 1891. Lex. 8°, X u. 930 SS. Preis 6 Mk. 75 Pf.

Es berührt nicht eben angenehm, wenn man aus der 9. Auflage eines weitverbreiteten Schulbuches erfahren muss, dass dasselbe äußerlich und innerlich noch nicht zu der Vollendung gediehen ist, welche selbst dem Herausgeber erreichbar erscheint. Die Schuld in dem vorliegenden Falle trägt zum Theil das unerbittliche Geschick, welches innerhalb eines Zeitraumes von 24 Jahren (1858—1882) den dritten Herausgeber forderte. Nach Benseler übernahm die Besorgung der 4. Auflage (1872) Rieckher, dessen Vorhaben, auf Grund selbständiger Durcharbeitung der Schriftsteller zu bessern, eben wie es scheint zur Durchführung gelangen sollte, als noch während der Drucklegung der 6. Auflage (1879) Autenrieth zur Arbeit herangezogen werden musste. Andererseits ist bei einem Buche, das sich in den Händen von Tausenden befindet, zu bedenken, dass Mängel aller Art nur zu leicht entdeckt werden, ohne dass deren Beseitigung gleich rasch vor sich gehen könnte. Dieses Moment ist denn bei Beurtheilung der 9. Auflage vor allem ins Auge zu fassen. Denn gerade jetzt häuften sich die Besserungsvorschläge in einer Weise, dass dieselben nicht ohneweiters beachtet werden konnten, zumal da besonders nach einer Richtung das Buch dringend der Revision bedurfte. Da nämlich in den aus dem Neuen Testamente angeführten Artikeln seit 30 Jahren keine durchgreifende Änderung stattgefunden hatte, war eine systematische Besserung an der Hand von Wilke-Grimm, Clavis Novi Testamenti, ed. III^{a} Lips. Arnold 1888 nothwendig geworden. Unter solchen Umständen und mit Rücksicht auf anderweitige unabweisbare Beiträge, welche eingegangen waren, konnten die von Kägi gelieferten, nach Autenrieth höchst dankenswerten Artikel, die unliebsamerweise erst bei

Programmenschau.

Xenia Austriaca. Festschrift der österreichischen Mittelschulen zur 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien. 2 Bände. Wien, Karl Gerolds Sohn 1893. Lex. 8°.

(Schluss.)

Von den fünf Aufsätzen der fünften Abtheilung »Mathematik und darstellende Geometrie« (194 SS. und 6 Tafeln) verdient der erste »Die Sprache der Mathematik« allgemeineres Interesse. Durch Beleuchtung der Eigenthümlichkeiten der heutigen Sprache der Mathematik weist Ernest Lindenthal nach, dass sie von den Eigenschaften, die man von einer guten Gedankenvermittlung fordern muss, Bündigkeit, Klarheit, leichte Erlernbarkeit und Schönheit nur die erste und diese allerdings in einem so hohen Grade besitze, dass die anderen fast gänzlich fehlen. Die Sprache der Mathematik bevorzugt zu sehr die Unterordnung auf Kosten der Überordnung, sie stellt »die Ansprüche der Zweckmäßigkeit, allerdings auch manchmal die einer scheinbaren Zweckmäßigkeit, über die Forderungen der Gemeinverständlichkeit«, sie leidet an schwerer Erlernbarkeit infolge der Vieldeutigkeit der technischen Ausdrücke, sowie dadurch, »dass vielen einzelnen Begriffen mehrere Zeichen entsprechen«, endlich gerade durch ihre außerordentliche Bündigkeit. Der Verf. will mit seinen Ausführungen »auf die wahren Schwierigkeiten hinleiten, die das Studium der Mathematik jedem Anfänger bereitet«, jene liegen nicht nur im Stoffe, sondern mehr noch in der eigenartigen Form. »Die einfachen und großen Gedanken, die die verschiedenen Zweige der angewandten Mathematik geschaffen haben, erfasst er leicht. In diesen großen Gedanken liegt ein hoher, bildender Wert. Gerade umgekehrt aber ist es mit den weit ausgesponnenen Einzelheiten der reinen Mathematik. Sie bieten wenig Stoff zum Denken, beleben nicht sein sittliches Gefühl, wirken nicht auf seine Gesinnung und bringen ihn auch nicht in innige Berührung mit den geläuterten Bestrebungen der Wirklichkeit; dafür aber ist ihre Aneignung sehr mühevoll.« Der Unterricht in der Mathematik habe neue Wege zu suchen, er dürfe nicht aufgehen in der Aneignung von Regeln und Formeln, sondern der Schüler müsse ihre Sprache, »dieses Muster von Bündigkeit und Übersichtlichkeit«, durch ihre lebendige Anwendung beherrschen lernen.

In der Form einer Lehrbuchskizze fasst Hanns Wittek in dem Aufsatze »Zur Reform des analytisch-geometrischen Unterrichtes in den Mittelschulen« die Resultate der auf die Ausgestaltung des Unterrichtes in der analytischen Geometrie gerichteten Bestrebungen zusammen. Die Reformvorschläge des Verf.s betreffen den Umfang der analytischen Geometrie, und zwar so, dass er auch für Realschulen ausreicht, die Anordnung des Lehrstoffes, die Behandlung einzelner Theile und die Bezeichnungen in diesem Zweige des mathematischen Unterrichtes. Die Lehrbuchskizze zerfällt in die Abschnitte: I. Vorbegriffe aus der Geometrie und Arithmetik, II. Die Coordinatensysteme, III. Die geometrischen Örter, IV. Abhängigkeit der Gleichungen der geometrischen Örter vom Coordinatensystem, V. Beziehungen der geometrischen Gebilde zu einander, VI. Tangenten-Probleme. Berührungsgrößen und VII. Flächenbestimmungen.

In der Abhandlung »Zur Kegelschnittlehre« will Franz Haluschka mit elementaren, einem Realschüler zugebote stehenden Mitteln den Nachweis liefern, dass die Kegelschnittslinien keine anderen als die unter dem Namen Ellipse, Hyperbel, Parabel schon in der IV. Classe vorgetragenen Curven sind. Dieser Nachweis stützt sich auf die Projectivität conjugierter Durchmesser; die benützten Mittel sind theils synthetischer (planimetrischer und stereometrischer), theils analytischer Natur«. Der Verf. will mit seiner Studie »zur Lösung der Frage, wie die Kegelschnittlehre an unseren Oberrealschulen wissenschaftlich zu begründen sei, einiges beitragen oder

doch zumindest eine neue Anregung geben«. Der Stoff gliedert sich in die Abschnitte: »Die Ellipse, Hyperbel, Parabel als Kegelschnittprojectionen«, »Collineation zwischen dem Leitkreise k_0 einer Kegelfläche und Projection der k einer auf dieser liegenden Kegelschnittlinie« und »Gleichungen der Curven zweiter Ordnung«.

Die Abtheilung enthält noch zwei Aufsätze aus dem Gebiete der höheren Geometrie »Ein Beitrag zur Rectification der Curven« von Alois Walter und »Über Plancurven vierter Ordnung vom Geschlechte $p = 1$ und ihre typischen Formen« von Wilhelm Binder, die hier nur genannt, nicht besprochen werden können.

Die sechste Abtheilung »Physik und Chemie« enthält sechs Aufsätze (179 SS.). »Die Behandlung der Oxalsäure zu Experimenten und Reactionen« erörtert Julius Sonntag. Der Verf. will »aus der Fülle der möglichen Experimente und Reactionen derartige anführen, die entweder zu Vortragsversuchen oder zu Schülerarbeiten geeignet erscheinen«. Mit der Abhandlung »Der Ätherdruck als einheitliche Naturkraft« will Hans Januschke einen Beitrag zur Lehre von der Einheit der Naturkräfte liefern. »Der Äther wird als Träger sämmtlicher physikalischer Energien angenommen und die Elasticität als Elementarkraft betrachtet. Die Weckung der Kraft soll durch Ätherverschiebung geschehen. Diese Grundannahmen beruhen auf der Faraday'schen Lehre vom Kraftfelde; sie sind eine Verallgemeinerung der Maxwell'schen Theorie der elektrischen Verschiebung. Aus dem Elektricitätsgesetze sollen die Hauptsätze der Elektricität, des Lichtes und der ponderablen Maße (einschließlich der verschiedenen Fernwirkungsgesetze) abgeleitet werden. Die Arbeit zerfällt in fünf Capitel: Die Grundkräfte, Elektrische Erscheinungen, Fernwirkungsgesetze, Lichterscheinungen und Molecularkräfte. — P. Coloman Wagner theilt in der Studie »Die tägliche Periode der Geschwindigkeit und Richtung des Windes in Kremsmünster« die Ergebnisse des seit Anfang des Jahrhunderts an der berühmten Sternwarte des Benedictinerstiftes über Temperatur und Richtung des Windes angestellten Beobachtungen mit. Er fasst sie dahin zusammen: 1. »Das Maximum der absoluten Luftbewegung tritt auch hier wie an anderen Orten um Mittag ein; nur im Winter, wo die tägliche Periode der Luftbewegung eine sehr kleine Amplitude hat, verspätet sich der Eintritt des Maximums bis 8 Uhr p. m. Auch die einzelnen Windrichtungen nehmen gegen Mittag an Intensität zu, so dass bei allen Windrichtungen die mittlere Geschwindigkeit um diese Zeit die größten Werte erreicht. In diesen beiden Punkten stimmen die Beobachtungen in Kremsmünster mit denen vieler anderer Orte überein. 2. Infolge localer Verhältnisse kommen hier einzelne Windrichtungen nur ausnahmsweise vor, ebenso wird die tägliche Periode derselben durch die localen Verhältnisse beeinflusst. Die an anderen Orten nachgewiesene Drehung des Windes mit der Sonne von Osten über Süden nach Westen lässt sich aus diesen Untersuchungen nicht ableiten; es macht sich vielmehr die Nähe des Gebirges geltend, so dass man eher Berg- und Thalwinde unterscheiden könnte.« — Heinrich Ritter v. Höpflingen und Bergendorf versucht in der Studie »Über die Schwere auf der Oberfläche der Erde« einige allgemeinere Formeln aus der Attractionstheorie, die er im 63. Theile von Grunerts Archiv der Mathematik und Physik veröffentlicht hat, auf einen speciellen Fall anzuwenden. Als Ergebnis seiner Rechnung ergibt sich, dass »die Schwere auf der Oberfläche der Erde unter jeder Breite sehr nahe gleich der Summe aus der Anziehung einer mit der halben Polarachse als Radius um den Erdmittelpunkt beschriebenen homogenen Kugel mit der mittleren Dichte der ganzen Erde (genauer: mit der Dichte 5·644) und der Anziehung einer auf dieser Kugel aufliegenden homogenen Kugelschale, deren äußerer Halbmesser derjenige Radiusvector des Erdsphäroides ist, welcher der betreffenden Breite zukommt, mit der Dichte der erdoberflächlichen Schichte der Erde

(genauer: mit der Dichte 2·774)« ist. — »Über einige Folgerungen aus der Theorie der Elektricität von Maxwell« handelt Ignaz G. Wallentin. Er fasst »in gedrängter Form die fundamentalen Betrachtungen, welche Maxwell zu seiner Theorie der elektrischen und magnetischen Erscheinungen leiteten«, zusammen und gibt »den aus diesen folgenden Gleichungen eine Gestalt, welche dieselben bei der Erörterung des Problems der Energieübertragung bequemer und leichter anwendbar macht«. Die Formeln für die Geschwindigkeit der Energiebewegung werden entwickelt, aus den damit geführten Rechnungen Schlüsse gezogen, welche auf specielle Fälle von Übertragung magnetischer und elektrischer Energie bezugnehmen. »Im Anschlusse an diese Untersuchungen wird die Theorie der Elektricitätsbewegung in dicken Leitungsdrähten und jene der elektrischen Schwingungen in geraden Leitern, wie sie von Stefan nicht aus den Maxwellschen Betrachtungen, sondern auf Grund jener von F. Neumann und W. Weber gegeben wurde, in kurzen Umrissen dargestellt ... Den Schluss der Abhandlung bildet eine mehr populär gehaltene Erklärung der Energieübertragung durch die Verschiebung des das Weltall erfüllenden Lichtäthers.« — Den Schluss der Abtheilung bildet ein kurzer Aufsatz Karl Erners »Über die Beugung des Lichtes durch ein ebenes Doppelgitter«, der die Berechnung der Beugungsbilder enthält, die entstehen, wenn das Licht durch zwei identische, in derselben Ebene parallel liegende Gitter gebeugt wird.

Die siebente Abtheilung »Naturgeschichte« (100 SS. und 1 Tafel) enthält drei Abhandlungen. In der ersten »Zur Conchylienfauna von China. XVII. Stück« gibt P. Vincenz Gredler eine Fortsetzung seiner früheren Beiträge zu dem in Rede stehenden Thema. Er theilt zunächst die Beschreibung 16 neuer Arten mit, die meist aus der Provinz West-Hupé stammen. Die meisten wurden von Missionären, den Brüdern PP. Kaspar und Lorenz Fuchs von der Tiroler Franciscaner Provinz, beigesteuert. Ein zweites Capitel enthält kritische Bemerkungen und Berichtigungen zu früheren Arbeiten, das dritte einige Angaben zur geographischen Verbreitung, für das Ergänzungen erhofft und in Aussicht gestellt werden. — Mit der Abhandlung »Der Legföhrenwald« will P. Julius Gremblich »die Eigenheiten der Legföhren näher kennzeichnen, ihre eigenen Bestände und die Übergänge in andere Pflanzengenossenschaften beschreiben, die Erfolge und Nachtheile im Kampfe ums Dasein hervorheben«. Mit Benützung der botanischen Literatur und vornehmlich seiner eigenen reichen Aufzeichnungen schildert er eingehend in lesenswerter Darlegung das Wesen der Legföhre, ihre Arten, von denen besonders ausführlich die Legföhre schlechtweg und die im Innthale Zunder genannten Formen behandelt werden, ihre Verbreitung, die nicht zuletzt von der geologischen Beschaffenheit des Bodens abhängt, sowie ihre Bedeutung im Haushalte der Natur: Die Zunder birgt die Hauptfactoren in sich zur Milderung des Klimas, für ihren Bestand ist es förderlich, dass der Mensch sie verhältnismäßig wenig benützt; für den Wildbestand ist sie von großem Vortheile und ihr ärgster Feind ist das Feuer, da sich Waldbrände im Zunderwald sehr rasch verbreiten. — Außer dem zünftigen Botaniker wird zumal jeder Wiener mit besonderem Interesse den Aufsatz Alfred Burgersteins »Der 'Stock im Eisen' der Stadt Wien« lesen. Es ist jenes jedem Wiener bekannte und jedem Fremden gern gezeigte sagenumsponnene Wahrzeichen, das auf dem nach ihm benannten Platze, Ecke Kärtnerstraße und Graben (heute am Equitable-Hause), aufgestellt ist: ein Baumrest, der durch eine Verdünnung in der Mitte in zwei Theile zerfällt, von denen der untere eine cylindrische, in der Höhe von etwa ⅓ Meter sich kegelförmig verjüngende Form hat, der obere sich in zwei Äste von verschiedener Länge und Stärke gabelt. Die beiden Theile sind mittelst fünf Eisenbändern überbrückt und unterhalb der Bänder ist der Stock von einer halbkreisförmig gebogenen Eisenspange umgeben, an

deren rechtem Ende ein »Schloss« hängt; die Vorderseite ist benagelt. Während des Baues des Equitable-Hauses, das an Stelle von fünf älteren Häusern erbaut ist, an deren einem früher der Stock in einer für die Untersuchung ungünstigen Weise aufgestellt war, konnte der Verf. in der Baukanzlei eine genaue Prüfung des Sachverhaltes anstellen. Außer den für die Sagen wichtigen Umständen, dass die Rückseite des Stockes nagelfrei und die Nägel an dem untersten Theile nur spärlich eingeschlagen sind, sowie dass das Vorhängschloss kein Schloss, sondern eine (viereckige) eiserne hohle Kapsel ohne eine Feder oder sonst einen verstellbaren Mechanismus ist, weshalb es begreiflicherweise nicht aufgeschlossen werden konnte, ergab sich dem Verf. durch die sorgfältig geführte anatomische Untersuchung des Holzes, dass der Stock der Rest einer Fichte ist, dass der Baum, als er gefällt wurde, etwa 50 Jahre alt war, endlich, dass der heutige untere Theil dem Stamme angehört, während der obere gabelförmige Theil die Wurzeln des Baumes darstellt. Die Verdünnung in der Mitte erklärt er damit, dass man vielleicht »den bereits abgestorbenen Baum zunächst fällen wollte und zu diesem Zwecke das periphere Holz oberhalb der Stammbasis mit der Axt weghackte«, dann aber sich entschloss, »den Baum mit den Wurzeln auszugraben«. »Alle Seitenzweige wurden entfernt (theils abgebrochen, theils abgesägt) und der Stamm und die beiden stärksten Wurzeln so weit zugestutzt, wie wir es heute noch sehen«. »Über den Ursprung und die culturgeschichtliche Bedeutung, sowie über die Zeit und den Zweck der Umfassung, Exhumierung und Benagelung des Stockes« weiß der Verf. ebensowenig etwas Sicheres mitzutheilen, wie die früheren Darstellungen der Geschichte Wiens, die dieses Wahrzeichens und seiner Geschicke gedenken, und auch die Ansicht, die sich der Verf. über seine Entstehungsgeschichte gebildet hat, kann nicht befriedigen. Ja die sicheren Thatsachen, die er auf Grund der historischen Überlieferung constatiert, machen den »Stock« noch räthselhafter als er ohnehin schon war. Darnach ergibt sich, dass die älteste Erwähnung aus dem Jahre 1533 stammt (in der Wiener städtischen Oberkammeramtsrechnung: »bis zum prunn, do der stokh in eisn ligt«), dass die ältesten Angaben (bei Sturm [1659], Bormastino [1715], Küchelbecker [1730], mit denen Merian [1649], Lazius [1545], Reiffenstuel [1703] gut stimmen) nur von dem eisernen Band und dem Schloss, nicht aber von einer Benagelung etwas wissen, und dass erst Pezzl (1789) erwähnt, dass der Stock von oben bis unten mit Nägeln beschlagen sei. Der Verf. nimmt daher wohl mit Recht an, dass die Benagelung nicht vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen und rasch beendet worden ist, so dass nur wenige Nägel in unserem Jahrhundert hinzugekommen sind. Aus der Erhaltung des Holzes schließt der Verf. ferner, dass die Vegetationsperiode des Baumes in die Zeit Leopolds III. und Heinrichs II. zu verlegen sei und damit erledigen sich die Vermuthungen Ungers und Zapperts, die auch sonst auf irrigen Voraussetzungen aufgebaut sind, den Stock und die Benagelung mit heidnischen Vorstellungen zu verbinden und die Entstehung des ganzen Wahrzeichens in heidnische Zeit zu verlegen. Der Verf. nimmt wohl mit Recht nach dem Vorgange von Bormastino und Reiffenstuel an, dass der Baum (nach dem Verf. die Fichte), von dem der Stock stammt, der Rest eines Waldbestandes außerhalb des Stadtgebietes war, der, weil er an der Grenze stand, vielleicht auch wegen seiner auffallenden Gestalt, aufbewahrt wurde. Aber alles andere, die Anhängung des »Schlosses« in Form einer hohlen Kapsel, endlich die Benagelung bleiben Räthsel, für die die Sage eine naive Deutung, die Forschung jedoch eine Lösung bis jetzt nicht gefunden hat. Am Schlusse gibt der Verf. eine dankenswerte Zusammenstellung der ältesten Formen der durch Zuthaten immer mehr erweiterten Sage vom »Stock im Eisen«.

Die letzte (achte) Abtheilung der Sammlung »Philosophie und Pädagogik« (172 SS.) enthält fünf Aufsätze. Nicht selten begegnet man,

insbesondere in Kreisen, die der Schule ferne stehen, dem Vorwurf, dass in den Programmen so selten Aufsätze erscheinen, die der Belehrung der Jugend dienen und für diese lesbar geschrieben sind. Freilich verkennt man dabei die Thatsache, dass die Programmaufsätze den Zweck haben, die wissenschaftliche Bethätigung der Lehrer zu fördern, allein ganz ablehnen kann man die Berechtigung jener Forderung nicht. Denn die höchste Frucht gelehrter Thätigkeit ist es, die Resultate wissenschaftlicher Erkenntnis in eine Form zu bringen, die sie zur geistigen und sittlichen Anregung der Jugend geeignet macht. Deshalb wird man als Vertreter dieser Gattung von Programmaufsätzen, an denen übrigens die österreichische Programmenliteratur bereits einige treffliche Beispiele aufweist, die Abhandlung: »Die Gesetze des Urtheilsverhältnisses der Einordnung (Subalternation) als Gesetze des Lebens — geselligen Vereinens der Menschen — der Staaten und Völker« von P. Sigismund Gschwandner willkommen heißen dürfen. Der Verf. hatte in dem Jahresberichte von 1889 »es versucht, seinen Schülern eine Weltansicht auf Grundlage der modernen Forschung vorzuführen, indem er namentlich das Thätige — die Weltfactoren — in ihrem Ineinandergreifen im Gebiete der Natur darzustellen suchte«. In dem vorliegenden Aufsatze wird der Versuch gemacht »das Menschenleben vorzuführen und zwar das »Wie« derselben«, für das er den logischen Ausdruck in dem Urtheilsverhältnisse der Einordnung (Subalternation) zu erkennen glaubt. Vorangeschickt wird eine Besprechung des Urtheils selbst, des Urtheilsverhältnisses der Einordnung, seiner Gesetze und seiner Beziehung zum Verhältnisse der Unterordnung (Subordination), dann wird die Gestaltung des Einzellebens des Menschen, des Menschenlebens zur Gattung, sowie das Verhältnis der Einordnung als Staatengesetz, endlich als Völkergesetz behandelt. So dient der Aufsatz zur Vertiefung der im Logikunterrichte gewonnenen Kenntnisse und vermittelt Einsichten in so manche das Denken der Zeitgenossen bewegende Fragen. Wohlthuend wirkt in dem ganzen Aufsatze der milde Hauch echt priesterlicher, humaner Gesinnung.

Einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte des deutschen Bildungswesens im 17. Jahrhundert bietet die Abhandlung Wenzel Eymers »D. G. Morhof und sein Polyhistor. Ein Beitrag zur Lehre vom Bildungswesen«. Der 1639 in Wismar in Mecklenburg geborene Gelehrte, der viele Jahre als Professor meist in Rostock, dann in Kiel wirkte und 1691 in Lübeck starb, ist ein Hauptvertreter jener Richtung der Polymathie, die die Universalität in der Behandlung des Bildungswesens am meisten hervortreten ließ. Sein bedeutendstes Werk ist der »Polyhistor sive de notitia autorum et rerum commentariis, quibus praeterea varia ad *omnes disciplinas consilia et subsidia* proponuntur«, das in sieben Bücher zerfällt und aus akademischen Vorlesungen, welche Morhof den neu eintretenden Hörern hielt und bei denen er, ohne schriftliche Aufzeichnungen, theils aus dem Gedächtnisse, theils an der Hand des Besprochenen den Stoff dictierte, hervorgegangen ist; es ist zum größten Theil erst nach seinem Tode erschienen. Aus der genauen Analyse, die der Verf. von dem Werke gibt, erhellt, dass er darauf abzielte, alles Wissenswerte aus den verschiedenen Disciplinen zu vermitteln. Er beschränkt sich aber nicht darauf, »eine kritische Behandlung der Wissensmaterien« zu betreiben, sondern behandelt »zugleich den Studienbetrieb« und widmet »dem Bildungswesen nach den verschiedensten Richtungen seine Aufmerksamkeit«. Auch aus den knappen Mittheilungen, die der Verf. von dem Werke M.s macht, erkennt man die Wichtigkeit dieses Buches für die Geschichte des Unterrichtswesens und der Unterrichtslehre; wir lernen M. als einen Mann von gesunden Ansichten kennen, der eine Reihe von Lehren aufstellt, die erst spät und allmählich in der Pädagogik ihre Verwirklichung fanden. Besonders lesenswert sind die ausführlichen Darlegungen E.s über die Ausführungen M.s von den Arten des selbständigen und freien Bildungserwerbes, d. h. von den Quellen der über die Schule

und den Unterricht hinausgehenden, durch eigene Thätigkeit zu erwerbenden höheren Bildung.

Ein wertvolles methodisch-didaktisches Hilfsmittel für den geographischen Unterricht bietet der folgende Aufsatz »Zur Methodik des geographischen Unterrichtes (Der Umriss Asiens im Unterrichte der zweiten Gymnasialclasse)« von Wilhelm Schmidt. Ausgehend von den einfachsten linearen geometrischen Formen sucht der Verf. dem Schüler den Umriss des Welttheils zunächst in Bezug »auf seine Linien und seine Ausdehnung, dann in seiner Beziehung zum Inneren, zu Relief und Stromläufen, zu Breitenzonen und Staaten« zu veranschaulichen. Dadurch gelangt der Schüler dazu, das Kartenbild seinem Gedächtnisse einzuprägen und erreicht, ohne dieses mit Memorierstoff zu belasten, auf dem Wege stetiger Entwicklung Sicherheit im Erfassen des geographischen Lehrstoffes.

Das moderne österreichische Gymnasium ist aus der schon 1848 vollzogenen Vereinigung des sechsclassigen Gymnasiums mit dem im Vormärz bestandenen zweijährigen sogenannten Facultätsstudium hervorgegangen. Diese Thatsache muss man sich wohl vor Augen halten, wenn man die Stellung der philosophischen Propädeutik in unserem Lehrplane beurtheilen will. Mit weisem Bedachte schloss der Organisations-Entwurf die »Philosophie« vom Gymnasium aus, behielt jedoch nicht nur den propädeutischen Unterricht in Logik und Psychologie bei, sondern schuf ihm dadurch eine gesicherte Stellung im Lehrplan, dass dieser Unterricht nicht einem anderen Gegenstande angegliedert, sondern als besonderes Lehrfach eingeführt wurde. Ursprünglich nur mit zwei Stunden in der Octava bedacht, wurden später je zwei Stunden für Logik in Septima und für Psychologie in Octava festgesetzt. Von der im Organ.-Entwurfe, für den Fall, dass ein geeignetes Lehrbuch zur Verfügung stehe, empfohlenen »Einleitung in die Philosophie« wurde später abgesehen. Trotz der eingehenden Erörterung, die der Propädeutik-Unterricht im Laufe der Jahre gefunden hat, wurde an diesem Thatbestande nichts geändert und das Wünschenswerte und Berechtigte des Gegenstandes nicht in Abrede gestellt. Das Anormale liegt heute nur darin, dass die Instruction für dieses Fach vom Jahre 1884 sich nur als Provisorium einführt und noch nicht durch ein Definitivum ersetzt worden ist. Viel wechselvoller ist das Schicksal dieser für die Zusammenfassung und Abschließung der Gymnasialbildung so wichtigen Disciplin in den preußischen Lehrplänen. Im Jahre 1825 zunächst an jenen Gymnasien, wo entsprechende Lehrer vorhanden, empfohlen, wurde sie 1837 an allen Gymnasien als verbindlicher Gegenstand mit zwei Stunden in Oberprima eingeführt. 1856 wieder als besonderer Gegenstand beseitigt und mit einer Stunde jenem Fache, »mit welchem die Behandlung des 'Inhalts' der philosophischen Propädeutik verbunden wurde«, hinzugefügt; als das Natürliche und Gewöhnliche wurde dabei die Verbindung der Propädeutik mit dem Deutschen angenommen, ohne dass die Übertragung der Disciplin an den Mathematiker oder auch Philologen ausgeschlossen wurde. Die Lehrpläne von 1882 erkennen nun durchaus den Wert der philosophischen Propädeutik an und betonen ihre Wichtigkeit in nachdrücklichen Worten, aber gerade sie versetzten dieser Disciplin den schwersten Schlag, indem sie sie nicht mehr als obligatorischen Gegenstand bezeichneten und seine Aufnahme »der Erwägung des einzelnen Directors« überließen. Die Lehrpläne von 1891 endlich ziehen daraus das Facit und beseitigen eigentlich die Propädeutik vollends aus dem Gymnasialunterrichte. Sie »lassen zwar«, wie Leuchtenberger in einer unten zu erwähnenden Schrift bemerkt, »die rechte Wertschätzung der Sache nicht ganz und gar vermissen. Noch ist von »wichtigen, allgemeinen Begriffen und Ideen« die Rede und noch soll die Möglichkeit bleiben, »die Grundzüge der Propädeutik zu lehren«, aber sie »bieten Vorschriften für den Betrieb dieses Gegenstandes überhaupt nicht, eine Bestimmung über den Stoff der Propädeutik wird auch nicht getroffen,

endlich weiß man nicht genau, wer denn nun überhaupt etwas von Propädeutik zu lehren hat«. Sie bieten nur die Möglichkeit, bei der Prosalectüre im Deutschunterricht und bei der Lectüre Platonischer Dialoge »allgemeine Begriffe und Ideen« zu erörtern, und das kann kein Ersatz für die Propädeutik sein. Von diesem Thatbestand der verschiedenen Stellung der philosophischen Propädeutik an den österreichischen und preußischen Gymnasien ausgehend, sucht Gustav Spengler in seinem Aufsatze »Über systematische Behandlung der Begriffslehre im Logikunterricht« zu zeigen, dass der von den österreichischen Instructionen empfohlene Stoff in einem sehr speciellen Capitel der Logik, der Begriffslehre, auch strengeren wissenschaftlichen Anforderungen gemäß ist, und dass die am Schlusse jener Instruction ausgesprochene Forderung von Lehrbehelfen, die jenen Stoff in schulgemäßer Form vermitteln, als heute bereits erfüllt angesehen werden kann.« Die zweite These brauchte wohl nicht erst umständlich bewiesen zu werden, da das Vorhandensein mehrerer für den Schulgebrauch approbierter Lehrbehelfe an sich ein Beweis dafür ist, dass sie vorhanden sind. Den ersten Satz erweist der Verf., indem er in einer für das Verständnis der Schüler leicht fasslichen, das Denken anregenden Form die Begriffslehre durchnimmt. Zugrunde gelegt wird dabei das anerkannte Lehrbuch von Höfler und im wesentlichen zielen die Ausführungen des Verf.s dahin, die Brauchbarkeit dieses von ihm »bereits durch anderthalb Jahre« — an sich allerdings ein zu kurzer Zeitraum, um von »durchaus praktisch Erprobtem« zu sprechen — benutzten Buches zu erweisen; der Verf. zeigt sich hierbei durchaus als ein Lehrer, der wissenschaftlich und methodisch den Gegenstand beherrscht. Sp. will ferner durch seine Ausführungen die Ersetzung der provisorischen Instruction durch eine definitive anregen und dass dies im Interesse der Disciplin gelegen und die seit 1884 gesammelten Erfahrungen der Fachmänner dafür ausreichen, kann keinem Zweifel unterliegen. In kurzer Ausführung zeigt endlich Sp., dass der systematische Unterricht der nebensächlichen und gelegentlichen Behandlung einzelner Theile bei seiner Angliederung an andere Gegenstände vorzuziehen sei, da einerseits dadurch keine Erfolge zu erreichen sind, andererseits sowohl die Propädeutik, als auch der Gegenstand, an den sie angegliedert wird, Schaden leiden muss. Der Verf. berührt sich dabei vielfach mit den eingehenden, sachkundigen, aus reicher Erfahrung geschöpften Ausführungen Leuchtenbergers in seiner trefflichen, jüngst erschienenen Schrift: »Die philosophische Propädeutik auf den höheren Schulen, ein Wort zu ihrer Wiedereinsetzung in ihre alten Rechte« (Berlin, Gärtner 1893. 8°), aus der hier nur die Anregung hervorgehoben werden soll, die auch bei uns auf guten Boden fallen möge: »Die Propädeutik muss auf der Universität gelehrt oder in einem Universitätsseminar behandelt werden von einem Universitätslehrer oder auch von einem Gymnasiallehrer (wir würden hinzusetzen: am besten von einem, der beides zugleich ist), die der Aufgabe voll gewachsen sind, und von denen jener dabei nicht »herunterzusteigen« meint, wenn er sich der philosophischen »Elemente« annimmt und sich dabei der nöthigen Einfachheit und Anschaulichkeit befleißigt, dieser dagegen sich nicht scheut, Dinge so recht einfach zu besprechen, die seinen Zuhörern vielleicht schon in der Form philosophischen Systems und abstracter Wissenschaft vorgekommen sind«. Bescheiden sind endlich die Wünsche, die L. für das Stundenausmaß dieser Disciplin an den Gymnasien ausspricht: »Ich erachte«, bemerkt er, »für die Logik auf Ib und für die Psychologie auf Ia wöchentlich eine Stunde das Jahr hindurch für ausreichend, ja in Ib würde ich hoffen, nöthigenfalls mit dem Winterhalbjahr auszukommen«. Diese Stunde soll gewonnen werden, indem entweder das Turnen um eine Stunde gekürzt oder die Stundenzahl um eine erhöht werde.

Dankenswerte Aufschlüsse bietet der letzte Aufsatz der Abtheilung und der ganzen Sammlung »Hygienische Fortschritte der österreichischen Mittelschulen seit September 1890« von Leo Burgerstein. Der Verf.

einer der eifrigsten Verfechter der Schulhygiene in Österreich, gibt auf Grund von gegen 400 Jahresberichten österreichischer Mittelschulen der Jahre 1890/91 und 1891/92 eine Darstellung dessen, was seit dem Erscheinen des bekannten Ministerial-Erlasses vom 15. September 1890, Z. 19.097, „betreffend die Förderung der körperlichen Ausbildung der Jugend“ an den verschiedenen Mittelschulen durchgeführt worden ist. Durch geschickte Gruppierung des Stoffes (Baden und Schwimmen, Eislauf, Die Spiele, Andere Sporte, Ausflüge, Hygienische Belehrungen und Aufnahmen, Fürsorge in den Ferien, Literarische Arbeiten) erhält man einen interessanten Überblick über die Entwicklung dieser die Interessen der Schüler und der Schule auf gleiche Weise fördernden Institution. Es ist erfreulich zu sehen, mit welchem Verständnisse alle Factoren, Lehrer, Communen, Eltern und Schulfreunde auf die Intentionen des erwähnten Erlasses eingiengen und welche Opfer namentlich kleinere Communen für die Sache brachten. Im einzelnen enthält der referierende Aufsatz des Verf.s eine Fülle von beachtenswerten Mittheilungen, auf die hier jedoch nicht eingegangen werden kann. Es sei hier nur bemerkt, dass die Berichte der einzelnen Anstalten zu ungleichmäßig sind, so dass z. B. der Verf. nur für Niederösterreich statistische Angaben bei den einzelnen Punkten geben konnte; es wäre von Interesse, wenn in dieser wie in anderer Hinsicht mehr Gleichförmigkeit einträte. Die im Sinne des Erlasses getroffenen Vorkehrungen sind von großer Mannigfaltigkeit und es kann der Sache nur förderlich sein, dass überall die örtlichen Verhältnisse berücksichtigt werden. Im Sinne der weiteren Ausbildung aller die körperlichen Übungen und die hygienischen Vorkehrungen betreffenden Maßnahmen ist die fleißige Arbeit des Verf.s umso freudiger zu begrüßen, als sie gewiss von allen, die mit der Sache zu thun haben, mit großem Nutzen zurathe gezogen werden kann, da hier nicht theoretische Winke ertheilt, sondern bereits getroffene Einrichtungen und dabei gemachte Erfahrungen mitgetheilt werden.

Ref. hofft, dass es ihm trotz der Ungleichheit und Knappheit der Besprechung gelungen ist, von der reichen Fülle ernster wissenschaftlicher Arbeit, die in den zwei Bänden der Xenia Austriaca niedergelegt ist, eine Vorstellung zu geben. Die Sammlung ist gewidmet dem Andenken an die Schöpfer der österreichischen Mittelschule Leo Grafen Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz und, wie das schön geschriebene kurze Vorwort hervorhebt, waren sie es auch, die mit der neuen Organisation der österreichischen Mittelschulen „die Einrichtung der Programmbeilagen geschaffen haben, auf dass sich durch sie die Lehrerwelt wissenschaftlich bethätige und bewähre“. So ist denn dieses schöne Werk, das würdig ist, die Widmung an die drei Männer zu tragen, gleichzeitig eine Jubiläumsschrift der österreichischen Programmbeilagen und eine Festschrift, die von dem ernsten Streben, das die österreichische Lehrerwelt beseelt, ein rühmliches Zeugnis ablegt. Und wenn es eine Wahrheit ist, dass die unerlässliche Voraussetzung für die fruchtbare Ausübung des Lehramtes und des gedeihlichen Wirkens des Unterrichtes die wissenschaftliche Durchbildung und ernste wissenschaftliche Bethätigung der Lehrer ist, so muss man wünschen, dass dieser Geist, von dem die vorliegende Sammlung eine Probe ist, der Schule nicht nur erhalten werde, sondern immer mehr erstarke. Aber man muss auch den nachdrücklichen Wunsch aussprechen, dass die Stellung der Lehrer eine solche sei, die Berufsfreude ermöglicht und ihnen gestattet, nur der Schule und der Wissenschaft zu leben, ohne, wie es leider gerade bei uns in zu vielen Fällen durch die misslichen Verhältnisse geboten ist, auf Nebenerwerb den größten Theil der ohnehin kärglich bemessenen Mußestunden zu verwenden.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

10. Vycpálek Jos., O češtině v úkolech vyšších gymnasií (Die böhmische Sprache in den Aufgaben an Obergymnasien). Progr. des Gymn. in Reichenau 1892, 8°.

Das oben angeführte Thema ist nicht genug klar, um schon aus dem Titel den Inhalt beurtheilen zu können. Man muss sich ein wenig hineinlesen, um zu begreifen, dass es sich in dieser Arbeit vorzüglich um die in den böhmischen Aufgaben unserer Obergymnasiasten vorkommenden Fehler handelt. Aus diesem Grunde ist die Arbeit lediglich für unsere Schüler bestimmt, um ihnen in zweifelhaften Fällen ein verlässlicher Rathgeber zu sein. Eine solche Arbeit wäre wünschenswert — sie müsste aber erstens wirklich gut, zweitens pädagogisch sein. Und diesen beiden Ansprüchen entspricht die Arbeit nicht im mindesten. Der Verf. geht in seinem Eifer für die Reinigung der Sprache zu weit. Ich will nicht alles, was der Verf. anführt, verwerfen, aber die Überzeugung hätte er sich aus seiner eigenen Erfahrung verschaffen können, dass sich solche extrem puristische Vorschläge nicht durchführen lassen, da sie einfach unmöglich sind. Es würde uns zu weit führen, Schritt für Schritt dem Verf. zu folgen und zu zeigen, wo wir seine Ansichten für übertrieben halten; einige Beispiele werden genügen. Der Kampf gegen Subst. verbalia wird bei uns schon seit 30 Jahren geführt — und der Erfolg? Und sind sie etwa schlecht oder gegen den Geist unserer Sprache? Subst. wie vyznání, cestování, zřízení, chování usw. sind so in unser Fleisch und Blut übergangen, sind so eingebürgert, dass es absolut unmöglich ist, sie zu verdrängen. Ebenso aussichtslos ist die Mühe, Subst. wie náhled, nárok, následek, neodvislost, ohled usw. (vgl. 17, 18) durch andere ersetzen zu wollen. Der Grund, dass dieselben dem Deutschen nachgebildet sind, ist nicht stichhältig, dann müsste man noch vieles verwerfen. Und die Constructionen, die an das Lateinische erinnern, sind erlaubt? Wenn man sagt: touha svobody, žádost zisku, dychtivost zábavy, das ist correct? (S. 27). Namentlich in dieser Partie, bei den Präpositionen, grenzen die Vorschläge des Verf.s fast an das Lächerliche. Man darf nicht sagen: v jisté míře, v pravém slova smyslu, sondern: jistou měrou, pravým slova smyslem. Ich glaube, es würde kaum jemand den Satz verstehen: Cicero řečnil z platu (statt za plat), oder dopjal se vrcholu svého rozkvětu (statt dosáhl vrcholu), docházka do školy (statt návštěva).

Neben seinem übertriebenen und theils auch lächerlichen Purismus zeigt der Verf. noch andere Schwächen. Neuere Forschungen auf dem Gebiete der böhmischen Sprache scheinen dem Verf. nicht bekannt zu sein, was doch bei einem solchen Puristen mit Erstaunen erfüllt. So scheint der Verf. auf die Lehre von der Vocalisation der Präpositionen keine Rücksicht genommen zu haben, vgl. ve mládež (S. 9), ve prastarou dobu (S. 11); ebenso bezeugen Formen wie: odkryti, nabyti, dobyti, účast, dopjati, jména jsou nečřídka, povinnosť byla obecna, běžna, dass der Verf. Gebauers Grammatik entweder absichtlich ignoriert oder mit den dort festgestellten Regeln nicht übereinstimmt, in beiden Fällen hätte er uns seine Gründe angeben sollen.

Diese Arbeit steht auf einem veralteten Standpunkte und ist im ganzen wertlos. Sie ist aber auch nicht pädagogisch. Denn nach der Meinung des Verf.s ist die Zahl der Auserwählten, welche böhmisch (im Sinne des Verf.s) können, sehr gering. Unsere großen Schriftsteller wie Jungmann, Šafařík, Palacký, Bož. Němcová, Tieftrunk, Durdík begehen grobe Fehler, an den an unseren Mittelschulen eingeführten Schulbüchern weiß der Verf. vieles auszusetzen, und endlich verderben auch die Collegen des Verf.s durch ihr lebendiges Wort unsere Sprache. Kein Wunder, dass sie das Böhmische des Verf.s nicht verstehen und nicht genug respectieren. So verstehen wir wenigstens die Worte S. 9 (= přestává na obecně ujímané (!) správnosti jazykové). Wem sollen dann die Schüler

glauben? Kann denn wirklich niemand böhmisch außer dem Verf.? Auch das ist nicht rathsam, da, wo man die Muttersprache mit einer anderen vergleicht und jene in Bezug auf die Schönheit der Ausdrucksweise im Vorzug zu sein scheint, von der fremden Sprache mit Despect zu sprechen, insbesondere wenn es eine Sprache ist, die unsere Schüler zu lernen haben (vgl. nabubřelou (!) frasí S. 13).

11. Plánský Václav, O soukromé četbě žáků škol réalných. (Von der Privatlectüre der Realschüler.) Progr. der Oberrealschule in Rakonitz 1892, 8°.

Der Verf. versucht für die böhmischen Realschüler ein Verzeichnis zusammenzustellen, das alle Schriften enthält, deren Kenntnis man von einem jeden Schüler mit Strenge verlangen könne. Dies Verzeichnis, natürlich den einzelnen Classen angemessen, scheint mir nicht überall mit Glück gewählt zu sein; denn einige aufgenommene Schriften würden kaum die Lust zur Privatlectüre erregen und erhalten, wenn nicht für immer vertreiben (z. B. Cornelius Nepos' Lebensgeschichten für die 2. Realclasse). Im ganzen erscheint das Niveau der Lectüre für die untere Stufe zu niedrig. Auch die Lectüre für Oberrealschule lässt manches zu wünschen übrig. Z. B. Hejduks Píseň o bitvě u Kressenbrunnu, Bačkovský, Obrázky z našeho probuzení könnten durch andere ersetzt werden. Nichtsdestoweniger gebürt dem Verf. das Verdienst, diese wichtige Frage berührt zu haben; mit Hilfe einiger Correcturen könnte gewiss das gewünschte Ziel erreicht werden.

Neuhaus. Johann Kaňka.

---

12. Jacob, Dr. Josef, Zur Lehre von der Theilbarkeit der Zahlen. Progr. des Landes-Realgymn. in Mähr.-Neustadt 1893, 8°, 7 SS.

Da die Anwendung der Congruenzenform der Mathematik mannigfache Vortheile bringt, indem sie es ermöglicht, allgemeine Methoden aufzustellen, für Lehrsätze einfache Beweise zu bringen und die Aufgaben kürzer und präciser zu lösen, ist die Einführung der Lehre von den Zahlencongruenzen im Mittelschulunterrichte vielfach befürwortet und vorgeschlagen worden; die bekanntesten und gelungensten Versuche rühren von Franz Anderle, dem leider zu früh gestorbenen Lehrer des Ref. (Gymn.-Progr. Znaim 1866) und von Dr. M. Koch in Budweis her (Die Zahlencongruenzen und deren Anwendung in den Mittelschulen). Da sich mit Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Jugend die Nothwendigkeit ergab, auch in der Mathematik den Unterrichtsstoff einzuschränken, konnten diese Bestrebungen keinen Erfolg haben.

Der Verf. der Vorlage sucht die Art zu schließen, wie sie in der wissenschaftlichen Zahlentheorie angewendet wird, in einfacher, elementarer Weise auf die Lehre von der Theilbarkeit der dekadischen Zahlen zu übertragen und so die Vortheile, welche die Form der Zahlencongruenzen der Mathematik bietet, auch ohne Anwendung dieser Form dem Mittelschulunterrichte zu gewinnen. Im §. 4 entwickelt der Verf. den Lehrsatz: „Bedeuten a_0, a_1, a_2, a_3 usw. die Einer, Zehner, Hunderter, Tausender usw. einer gegebenen dekadischen Zahl, ferner r_1, r_2, r_3 usw. die Reste, welche die Zahlen 10, 10^2, 10^3 usw. bei der Division durch eine zweite Zahl m übrig lassen, so gibt die gegebene Zahl bei der Division durch m denselben Rest, wie $a_0 + a_1 r_1 + a_2 r_2 + \ldots$“ und seinen Folgesatz: „Eine Zahl ist durch m theilbar, wenn $a_0 + a_1 r_1 + a_2 r_2 + \ldots$ durch m theilbar ist“. Auf diese Weise ist es dem Verf. in der That ge-

lungen, ein allgemeines Gesetz für die Theilbarkeit dekadischer Zahlen in elementarer, für jeden Schüler des Obergymnasiums leicht fasslichen Weise zu entwickeln, das die bekannten Kriterien für die Theilbarkeit durch 2, 3, 5, 7, 9, 11 als specielle Fälle in sich enthält, für die Theilbarkeit durch 4, 8 neue und sehr einfache Kriterien aufstellt. In §. 2 entwickelt der Verf. die aus dem allgemeinen Gesetze folgenden speciellen Kriterien der Theilbarkeit durch 2, 3, 4, 5, 6, 8, 9, 11 inductiv und zeigt, dass diese Art zu schließen auch im elementarsten Unterrichte (in den unteren Classen der Mittelschulen) ohne Schwierigkeit und mit Erfolg angewendet werden kann. Zum Schluss deutet der Verf. an, wie der obige Lehrsatz auch in einfacher Weise zur Beantwortung aller Fragen über den Zusammenhang der Bruchzahlen und der ihnen entsprechenden Decimalzahlen herangezogen werden könnte; es hätte den Wert der Arbeit nur erhöht, wenn der Verf. auch diese Gedanken vollständig ausgeführt hätte. Die Arbeit ist des Lesens wert und wird den Lehrern der Mathematik an den Mittelschulen zur Einsichtsnahme wärmstens empfohlen.

Baden. H. Wittek.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1893, Heft 12, S. 1147).

Deutsch.

Levy, Prof. Dr. M. A., Biblische Geschichte nach dem Worte der heiligen Schrift, der israelitischen Jugend erzählt. 10. verb. Aufl. herausg. von Dr. B. Badt. Ausgabe B für Österreich-Ungarn. Breslau, Verlag von W. Koebner (Inhaber M. und H. Marcus) 1893. Pr. ungeb. 75 kr. = 1 Kr. 50 h., geb. 90 kr. = 1 Kr. 80 h., wie die frühere Auflage unter Voraussetzung der Zulässigkeitserklärung der competenten Cultusgemeinde allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. Nov. 1893, Z. 25.997).

Hintner, Dr. Val., Herodots Perserkriege für den Schulgebrauch herausgegeben. I. Theil: Text. 4. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 64 kr. (Min.-Erl. v. 9. Nov. 1893, Z. 25.307).

Pokornys Naturgeschichte des Thierreiches. Für die unteren Classen der Mittelschulen bearbeitet von Dr. R. Latzel und Josef Mick. 23. verb. Aufl. mit 363 Abbildungen und 1 Karte. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Pr. geh. 1 fl. 5 kr., geb. 1 fl. 30 kr., unter Ausschluss des Gebrauches der früheren Auflagen nach Schluss des Schuljahres 1893/4 allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Nov. 1893, Z. 24.535).

Čechisch.

Tille, Dr. Anton, Učebnice zeměpisu obecného i rakousko-uherského. Svazek I. Zeměpis obecný. Část druhá pro II. a III. třídu gymnasií a realných gymnasií a pro II.—IV. třídu škol realných. 9. Aufl. Prag, J. L. Kober 1893. Pr. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr., wie die frühere Auflage in den bezeichneten Classen der Mittelschulen, jedoch nur für die Schuljahre 1894/5 und 1895/6 allgemein zugelassen. Bei dem Gebrauche dieses Lehrbuches an Gymnasien sind die Anordnungen des Min.-Erl. v. 24. Mai 1892, Z. 11.373 zu beachten (Min.-Erl. v. 4. Nov. 1893, Z. 24.453).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. v. 1. Nov. 1893, Z. 24.871, betreffend die Einführung von Hilfslehrern (Supplenten) in das praktische Lehramt an Mittelschulen. — Infolge der sich theilweise geltend machenden Unzulänglichkeit des Nachwuchses für das Mittelschullehramt haben sich in letzterer Zeit die Fälle vermehrt, in denen für den Unterricht in einzelnen Disciplinen des Gymnasiums und der Realschule Lehramtscandidaten sogar mit der vollen Lehrverpflichtung einer ordentlichen Lehrkraft verwendet werden mussten, die das im Artikel XXV der Prüfungsvorschrift vom Jahre 1884 vorgeschriebene Probejahr noch nicht abgelegt haben. Um nun einerseits im Interesse der Schule diese Anfänger im Lehramte vor etwaigen methodischen und disciplinaren Missgriffen möglichst zu schützen, andererseits um denselben die Vortheile des Probejahres sowohl im Hinblicke auf ihre geregelte praktische Ausbildung im Lehramte, als auch in Hinsicht auf ihre Anstellungsfähigkeit zu sichern, finde ich anzuordnen, dass in allen Fällen, in denen sich die Nothwendigkeit ergibt, einen Lehramtscandidaten vor Ablegung des Probejahres als Supplenten (Hilfslehrer) zu verwenden, die Bestimmungen des Artikels XXV der genannten Prüfungsvorschrift in ihren wichtigsten Punkten und soweit es mit der geänderten Stellung des Lehramtscandidaten vereinbar erscheint, zur entsprechenden Durchführung gelangen. Demnach ist ein solcher Supplent sofort bei seinem Dienstantritte unter die fachmännische Leitung eines erfahrenen Professors zu stellen. In dem seltenen Falle, dass ein zweiter Vertreter desselben Faches an der Lehranstalt nicht vorhanden ist, hat der Director allein, oder in Verbindung mit einem anderen Mitgliede des Lehrkörpers die Leitung und Überwachung des Supplenten zu übernehmen. Der leitende Professor hat zunächst den Supplenten über die Aufgaben und Ziele der Classen, in denen dieser zu unterrichten hat, sowie über die disciplinaren Einrichtungen der Schule zu unterweisen und auf die für seine Gegenstände nothwendigsten speciellen und allgemeinen Vorschriften aufmerksam zu machen. Er wohnt wenigstens in der ersten Zeit so oft als möglich dem Unterrichte des Supplenten bei, überwacht seine gesammte lehramtliche Thätigkeit, insbesondere auch die Vorbereitung, Correctur und Censur der schriftlichen Arbeiten und kommt überhaupt dem jungen Lehrer bei seiner Thätigkeit in jeder Weise mit Rath und That zuhilfe. Der Supplent ist verpflichtet, dem Unterrichte des leitenden Professors, nach dem Ermessen des Directors auch dem Unterrichte anderer Lehrer, nach Thunlichkeit oft hospitierend beizuwohnen. Um dies zu ermöglichen, wird bei der Aufstellung des Stundenplanes auf das Verhältnis des Supplenten zum leitenden Professor

Rücksicht zu nehmen sein. Die Bestimmungen des Punktes 5 des genannten Artikels sind auch bei den Supplenten der bezeichneten Art durchzuführen. Der leitende Professor ist verpflichtet, mindestens nach jeder Monatsconferenz dem Director über die lehramtliche Thätigkeit des Supplenten mündlich zu berichten. Am Schlusse des Jahres (bei kürzerer Verwendung des Supplenten am Schlusse des Semesters) erstattet der leitende Professor sowohl über die gesammte lehramtliche Thätigkeit des Supplenten, als auch insbesondere über die Art und den Umfang seiner theoretischen und praktischen Ausbildung im Sinne des Artikels XXV der Prüfungsvorschrift einen schriftlichen Bericht. Auf Grund dieses Berichtes und seiner eigenen Beobachtungen stellt der Director dem Supplenten auf sein Ersuchen das Verwendungszeugnis aus. Eine Abschrift dieses Verwendungszeugnisses sammt dem Berichte des leitenden Professors ist dem Jahreshauptberichte über die Lehranstalt beizulegen. Dieses Verwendungszeugnis befähigt zwar nicht im Sinne des Artikels XXV, Punkt 9, zur Anstellung als ordentlicher Lehrer; doch kann auf Grund desselben zu Gunsten des Lehramtscandidaten auf sein specielles Ansuchen von der Landesschulbehörde die Nachsicht von der Ablegung des formellen Probejahres hieramts beantragt werden, wenn die Zwecke des Probejahres bei dem Candidaten erreicht sind. Diese Verfügungen treten mit Beginn des II. Semesters des Schuljahres 1893/94 in Kraft. Bei diesem Anlasse mache ich die k. k. Landesschulbehörde aufmerksam, dass dieselbe im Sinne des Ministerial-Erlasses vom 4. December 1870, Z. 12.492, und nach den Bestimmungen des Artikels IV, Punkt 3, und des Artikels XXIV, Punkt 1, der Prüfungsvorschrift die Bestellung eines Candidaten zum Lehrer an einer nichtstaatlichen Mittelschule zu bestätigen nur unter der Bedingung ermächtigt ist, dass die betreffende Lehrperson entweder im Sinne der Prüfungsvorschrift die volle Anstellungsfähigkeit erlangt, sonach auch das Probejahr abgelegt hat, oder doch derselben vom Unterrichtsministerium die Nachsicht von der Ablegung des Probejahres ertheilt worden ist.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Seine k. und k. apost. Majestät haben Seine Excellenz den geh. Rath Dr. Paul Freiherr Gautsch von Frankenthurn von dem Amte eines Ministers für Cultus und Unterricht in Gnaden enthoben und demselben hiebei für Seine ausgezeichneten treuen Dienste, für Seine unermüdliche Thätigkeit, sowie für Seine großen Verdienste um die Entwicklung und Hebung des Unterrichtswesens, sowie um die Förderung der Interessen aller Confessionen die besondere Anerkennung ausgesprochen (a. h. Handschr. v. 11. Nov. 1893).

Seine k. und k. apost. Majestät haben den k. k. o. ö. Prof. des allgemeinen bürgerlichen Rechtes an der Univ. in Lemberg Dr. Ritter von Madeyski zum Minister für Cultus und Unterricht ernannt (a. h. Handschr. v. 11. Nov. 1893).

Der geheime Rath und Minister a. D. Dr. Paul Freiherr Gautsch von Frankenthurn zum Curator der theres. Akademie (a. h. Entschl. v. 11. Nov.).

Der erste Präsident des obersten Gerichts- und Cassationshofes Dr. Karl von Stremayr zum Curator-Stellvertreter der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien (a. h. Entschl. v. 12. Nov.).

Dem Ministerialrathe im Min. für C. und U. Dr. Erich Wolf wurde der Titel und Charakter eines Sectionschefs verliehen (a. h. Entschl. v. 7. Nov.), ferner dem Ministerialconcipisten in dem genannten Min.

Alois Grafen Trauttmansdorff-Weinsberg der Titel und Charakter eines Ministerialvicesecretärs (a. h. Entschl. v. 12. Nov.).

Der Kanzleiofficial Anton Herzig zum Hilfsämter-Directionsadjuncten und die Kanzlisten Robert Hentschel und Rudolf Ritter Payer von Thurn zu Kanzleiofficialen (der letztere in provisorischer Eigenschaft) im Ministerium für C. und U. Der Rechnungspraktikant Johann Strauß zum Rechnungsassistenten im Rechnungsdepartement des Ministeriums für C. und U.

Die a. o. Proff. Dr. Moriz Kaposi und Dr. Isidor Neumann zu ord. Proff. der Dermatologie und Syphilis an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 3. Nov.), der a. o. Prof. Dr. Karl Grobben zum ord. Prof. der Zoologie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 5. Nov.), der a. o. Prof. Dr. Ernst Lecher zum ord. Prof. der Physik an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 25. Oct.).

Der a. o. Prof. an der Univ. in Czernowitz Dr. Siegmund Herzberg-Fränkel zum Mitgliede der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Czernowitz und zum Examinator für allgemeine Geschichte. Im übrigen wurde die Commission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1893/94 bestätigt.

Zum definitiven Leiter der Univ.-Turnanstalt in Wien der prov. Leiter dieser Anstalt Gustav Lukas.

Die Zulassung des Dr. Vatroslav Oblak als Privatdocent für slav. Philologie mit besonderer Berücksichtigung für südslav. Sprachen an der phil. Fac. der Univ. in Wien wurde bestätigt, desgleichen die des Dr. Peter von Bienkowski als Privatdocent für class. Archäologie an der phil. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Franz Sroczyński als Privatdocent für Augenheilkunde an der med. Fac. der Univ. in Krakau.

Der Domcapitular Dr. Balthasar Kaltner, der Dechant Alois Winkler, der Director der Lehrerbildungsanstalt Schulrath Dr. Adolf Bekk und der Director des Staatsgymn. Schulrath Adalbert Fäulhammer zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Salzburg für die nächste sechsjährige Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 28. Oct.).

Der Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Lemberg Alexander Barwiński zum Mitgliede des galizischen Landesschulrathes für den Rest der laufenden Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 7. Nov.).

Der Supplent an der Staatsrealschule in Graz Octavian Pfeifer zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Arnau, der zur Dienstleistung am II. deutschen Gymn. in Brünn zugewiesene Prof. Vincenz Zatloucal zum Prof. an dieser Anstalt.

Der Min. für C. und U. hat folgende Proff. an den Staatsgymnasien mit deutscher Unterrichtssprache in Böhmen in die VIII. Rangsclasse befördert: Dr. Franz Tschernich des Gymn. in Prag (Stefansgasse), Emil Johne des Gymn. in Prag (Kleinseite), Karl Petrasek des Gymn. in Arnau, Anton Löffler, Anton Novák und Ludwig Appel des Gymn. in Brüx, Dr. Ignaz Baukenhaider, Dr. Alois Fiegl und Jakob Stippl des Gymn. in Eger, Johann Kazílek des Gymn. in Landskron, Fridolin Kaspar des Gymn. in Mies; desgleichen an den Gymnasien mit böhmischer Unterrichtssprache in Böhmen: Ignaz Mejsnar und Franz Prusik des akad. Gymn. in Prag, Karl Kobližek, Johann Vrba, Johann Matik und P. Heinrich Sekera des Real- und Obergymn. in Prag (Brenntegasse), Theodor Hess und Adalbert Viravský des Gymn. in Prag (Tischlergasse), Dr. Josef Pič, Dr. Anton Hansgirg und Alois Jirasek des Gymn. in Prag (Korngasse), Florian Pohl, Karl Duchek, Franz Nekut, Wenzel Hylmar, Dr. Johann Městecký, Dr. Peter Durdík, P. Johann Drozd, Josef Včelák, Wilhelm Baur, Augustin Pánek, Dr. Franz Augustin, Karl Himer und Wilhelm Zabka des Gymn. in Prag (Kleinseite), Karl Tuma, Josef Volák,

Dr. Johann Krystůfek und Ferdinand Liska des Gymn. in Budweis, Franz Havlík des Real- und Obergymn. in Chrudim, P. Augustin Dufek und Dr. Victor von Cintula des Gymn. in Deutschbrod, Matthias Hauser, Dr. Udalrich Kramář und Josef Vlček des Gymn. in Jičín, Wenzel Valášek des Gymn. in Jungbunzlau, Dr. Emanuel Taftl, Blasius Prusik, Wilhelm Vočadlo, Veit Ondrák, Josef Oštádal und Josef Kacerovský des Real- und Obergymn. in Klattau, Dr. Justin Prášek des Real- und Obergymn. in Kolin, Dr. Josef Nowák, Anton Budinský, Franz Čižek und Josef Štěpánek des Gymn. in Leitomischl, Gustav Heš des Gymn. in Neuhaus, Thomas Cimrhanzl, Wenzel Bursik und Jakob Plzák des Gymn. in Pilsen, Johann Vačlena und Franz Smrčka des Gymn. in Pisek, Anton Pánek und Matthias Pelnař des Real- und Obergymn. in Příbram, Josef Vycpálek, Johann Vrtal, P. Anton Žák und P. Valentin Guggenberger des Gymn. in Reichenau, Dr. Jaroslav Vlach des Realgymn. in Smichov, Leopold Ferber des Gymn. in Tabor, Dominik Cípera des Gymn. in den Königlichen Weinbergen.

Auszeichnungen erhielten:

Der Ministerialsecretär im Min. für C. und U. Dr. Richard Freiherr von Bienerth das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 2. Nov. 1893).

Der Director der k. k. Hofbibliothek und ord. Prof. der class. Philologie an der Wiener Univ., Hofrath Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, sowie der ord. Prof. der Physik an derselben Univ. und Director der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, Hofrath Dr. Julius Hann das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft (a. h. Entschl. v. 11. Nov.).

Der Gärtner am botanischen Garten der Univ. in Czernowitz Karl Friedrich Bauer den Titel eines kais. Rathes (a. h. Entschl. v. 15. Nov.).

Nekrologie.

Am 29. Sept. in Sidney der Geologe Dr. George Bennet, 99 J. alt.

Am 18. Oct. in Berlin der Privatdocent an der med. Fac. der Univ. daselbst Dr. F. Falk.

Am 27. Oct. in Ronsdorf der Pädagoge F. W. Dörpfeld, im 79. Lebensjahre.

Am 31. Oct. in Wolfenbüttel der Gymnasiallehrer A. K. E. Baldamus, als Ornithologe bekannt, im 82. Lebensjahre.

Im October in Thorn der geh. Regierungs- und Provinzialschulrath Dr. Völker, 79 J. alt, und in Schloss Brion (Loiret) der bedeutende Chirurge Prof. Le Fort, Vicepräsident der Academie de médécine in Paris, im 60. Lebensjahre.

Am 3. Nov. in Genf der Prof. an der theol. Fac. der dortigen Univ. August Bouvier, 67 J. alt, und in Freiburg i. B. der vormalige Prof. der german. Philologie an der Univ. Kiel Dr. F. W. Pfeiffer.

Am 6. Nov. in Paris der Prof. für allg. Geschichte der Wissenschaften am Collège de France in Paris, Pierre Lafitte, 70 J. alt.

Am 7. Nov. in Amsterdam der Hofprediger i. R. Dr. van Koetsveld, als Volks- und Jugendschriftsteller bekannt, 86 J. alt.

Am 9. Nov. in Berlin der vormalige Präsident des preuß. evang. Kirchenrathes, wirkl. geh. Rath J. A. O. Hermes, im 67. Lebensjahre.

Am 11. Nov. in Constanz der erste Secretär der Akademie der bildenden Künste in Berlin, geh. Regierungsrath Dr. Dohme, 49 J. alt, und in London der Elektriker Anton Reckenzaun, 1850 in Graz geboren.

Am 19. Nov. in Breslau der Prof. an der evang.-theol. Fac. der dortigen Univ. Dr. H. Schmidt, im 70. Lebensjahre, und in Innsbruck der a. o. Prof. des röm. Rechtes an der dortigen Univ. Dr. G. Fiorentini.

Am 20. Nov. in Wien der Bürgerschuldirector i. R. Franz Mair, als Schulschriftsteller hochverdient, im 73. Lebensjahre.

Am 21. Nov. in Yokohama der österr. Generalconsul Ritter von Kreipner, als Ethnologe bekannt, 46 J. alt, in Halle a. S. der ord. Prof. der Gynäkologie an der dortigen Univ. Dr. R. Kaltenbach und in Altenburg i. S. der vortragende Rath im Cultusministerium, Oberschulrath Runkwitz, 70 J. alt.

Am 23. Nov. in Fulda der Landesbibliothekar A. von Keitz, 75 J. alt.

Am 25. Nov. in München der Prof. an der dortigen techn. Hochschule J. Bauschinger, im 60. Lebensjahre.

Im November in Cambridge bei Boston der Prof. der Zoologie an der dortigen Univ. H. A. Hagen, 76 J. alt, in Amsterdam der Geschichtsforscher A. W. Kroon, 82 J. alt, und in Jamaica Plain (Massachussets) der Historiker F. Partman, 70 J. alt.

Am 1. Dec. in Gandersheim der ord. Prof. der Geologie an der Univ. in Halle a. S. Dr. David Brauns, im 67. Lebensjahre.

Am 2. Dec. in Wien der o. ö. Prof. der Botanik an der Univ. und der Hochschule für Bodencultur in Wien, Dr. Josef Boehm, 63 J. alt.

Am 4. Dec. in Wiesbaden der Romanschriftsteller und Lustspieldichter Graf Ulrich von Baudissin, 77 J. alt, und in London der Physiker Prof. Tyndall, im 74. Lebensjahre.

Am 5. Dec. in Elbing der Gymnasialdirector a. D. geh. Regierungsrath Dr. Max Toeppen, 71 J. alt, und in Kopenhagen der Museumsdirector Klubien.

Am 14. Dec. in Wien der a. o. Prof. der Physik an der hiesigen Univ. Dr. Gottlieb Adler, 33 J. alt.

Am 17. Dec. in Innsbruck der Nestor der tirolischen Maler, Caspar Jele, im Alter von 80 Jahren.

Am 18. Dec. in Zürich der Historiker Dr. Hanns Georg von Wyß, Prof. der Geschichte an der Univ., 77 J. alt.

Am 19. Dec. in Heidelberg der berühmte Orientalist Dr. Alois Sprenger, Prof. an der Univ. daselbst, 80 J. alt (am 3. Sept. 1813 zu Nassereit in Tirol geboren).

Am 20. Dec. in Wien der Journalist Norbert Beckhöfer, 60 J. alt.

XI. Protokoll der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien.

(Mitgetheilt vom Schriftführer Prof. Feodor Hoppe.)

(21. November 1893.)

Anwesend sind die Mitglieder der Commission und mehrere zur Theilnahme an der Sitzung eingeladene Herren Professoren und Directoren.

Der Vorsitzende Landesschulinspector Dr. J. Huemer begründet die längere Unterbrechung in den Sitzungen der Commission durch den Hinweis auf den Philologentag zu Pfingsten 1893. Dort sei auch die Frage der Verwertung der Archäologie im Schulunterrichte eingehend besprochen worden. Ausführliche Berichte hierüber seien bisher von Conze im »Archäologischen Anzeiger« (1893, Nr. 2) und von Treuber in den »Süddeutschen Blättern für höhere Unterrichtsanstalten« (1893, Nr. 3) veröffentlicht worden. Der Vorsitzende berichtet ferner über den

Stand der von der Commission angeregten Herstellung von Wandtafeln, Bilderheften und des Realienbuches. Besonders sei es zu begrüßen, dass an vielen Gymnasien — zum Theil durch Unterstützung von Privaten — Sammlungen archäologischer Anschauungsmittel gegründet wurden oder die Gründung vorbereitet werde, und dass auch die Verwertung dieser Sammlungen beim Gymnasialunterrichte umsichgreife. Besonders müsse auf das vom Curatorium begründete archäologische Cabinet des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie hingewiesen werden, über dessen Bestand und Einrichtung das Programm des Theresianischen Gymnasiums vom Jahre 1893 ausführlich berichtet. Hierauf wird der auf dem Mittelschultage des Jahres 1892 von Prof. von Renner gestellte Antrag, es möchten die in den staatlichen Museen vorhandenen Doubletten antiker Münzen an Lehranstalten als Anschauungsmittel veräußert werden, sowie die Frage betreffend den Ankauf von Anticaglien neuerdings besprochen. Der Vorsitzende theilt zunächst mit, dass sowohl Herr Dir. Bulić in Spalato als Prof. Majonica in Görz sich bereit erklärt haben, bei der Neuinventarisierung der archäologischen Sammlungen in Spalato und Aquileja darauf Rücksicht zu nehmen, ob und welche Doubletten für Schulzwecke abgegeben werden könnten. Ersterer habe in freundlichster Weise den Ankauf von Anticaglien (Lämpchen, Fibeln, Balsamarien, Urnen, Münzen usw.) auf privatem Wege besorgt und der Commission zur Verfügung gestellt. Daran schließt sich eine längere Debatte, an welcher sich sämmtliche Anwesende betheiligen. Hofrath Benndorf hebt hervor, es könne sich für Gymnasien nur darum handeln, einige gut erhaltene Stücke zu besitzen und hauptsächlich solche, die für den Gymnasialunterricht verwendbar seien. Derartige aus den Doubletten der Museen zu erlangen, würde schwer sein, da sich die Verwaltungen der Museen kaum entschließen dürften, aus dem Bestande der Museen gut erhaltene Stücke abzugeben. Es werde sich daher empfehlen, dass die Gymnasien, die Interesse an dem Erwerbe von Anticaglien haben, diese auf privatem Wege erwerben. Zur Vermittlung sei die Commission gewiss bereit. Hofrath Schenkl bemerkt, man solle auch in Italien und Griechenland Anticaglien anzukaufen versuchen, wozu ja bei der großen Zahl von Stipendiaten jetzt leicht Gelegenheit geboten sei. Prof. Dr. Kubitschek spricht über die von Herrn Dir. Bulić eingesandten Münzen und macht besonders darauf aufmerksam, dass es unmöglich sei, aus den Funden in Österreich allein die Haupttypen der für den Unterricht wichtigen Münzen zusammenzustellen. Univ.-Prof. Szánto hält es für wünschenswert, dass in den Städten, wo sich Staats- oder Landesmuseen befinden, antike Gegenstände leihweise den Gymnasien zu Unterrichtszwecken überlassen würden.

Die Commission schließt sich bezüglich der Beschaffung der Anticaglien der Ansicht des Hofrathes Benndorf an und verweist hinsichtlich der Sammlung von Münzen, da die entsprechenden Originale in entsprechender Art und Zahl schwer zu beschaffen sind, auf die von der Commission veranlasste Sammlung galvanoplastischer Abdrücke antiker Münzen, die alle in der Schule verwendbaren Typen enthalte.

Der Schriftführer legt das Modell eines römischen Schlosses aus Messing (verfertigt von Herrn Bramante in Pompei, Preis 12—15 Fcs.) vor und macht auch auf die ausgezeichneten Modelle pompejanischer Häuser aufmerksam, die Allessandro Bramante in Pompei mit großer Sorgfalt und Genauigkeit herstellt. Bei dem hohen Preise — 800 bis 1000 Fcs. — könnte freilich nur ein staatliches oder Landes-Museum ein solches Modell erwerben.

Ferner verweist derselbe auf das Modell eines antiken Webstuhles, das auf dem Philologentage allgemeinen Beifall gefunden habe. Ausgeführt wurde dasselbe nach der Zeichnung und Anleitung des Herrn kais. Rathes Ferdinand Lieb, Directors der Lehranstalt für Textilindustrie in Wien. Die Kosten beliefen sich auf ungefähr 50 fl.

Schließlich legt derselbe vor: Von der Launitz, Wandtafel Nr. XXIX. *Forum Romanum*, Westseite. Reconstruction von Dr. Hülsen mit erläuterndem Texte von O. Paulus. Preis 24 Mk. Diese Wandtafel wird von der Commission zum Ankaufe empfohlen.

Der Vorsitzende berichtet, dass Herr Dir. Anton Sterz, Leiter der k. k. Fachschule für Thonindustrie und verwandte Gewerbe in Znaim, sich bereit erklärt hat, antike Gefäßtypen aus Gips oder Thon, dazu colorierte Tafeln, welche die betreffenden Gegenstände als Ganzes und aufgerollt bieten sollen, in seiner Lehranstalt verfertigen zu lassen und dieselben den Gymnasien zum Selbstkostenpreise zu übersenden.

Vorgelegt werden: I. J. Lohmeyers Wandbilder für den geschichtlichen Unterricht. III. Serie. Wien, Ed. Hölzel 1893. Preis der einzelnen Blätter unaufgespannt 1 fl. 80 kr., aufgespannt 2 fl. 40 kr. Sie stellen dar: 1. Heinrich I. geht über das Eis der Havel zum Sturm auf Brandenburg. 2. Des Seeräubers Claus Störtebekers Gefangennahme. 3. Mailänder Edelleute bitten Kaiser Friedrich den Rothbart um Schonung ihrer Stadt. 4. Gefangennahme Friedrichs des Schönen in der Schlacht bei Mühldorf. II. Abbildungen zur alten Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Zusammengestellt von Dr. H. Luckenbach. München und Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Zum Ankaufe werden empfohlen: 1. Bender, Rom und römisches Leben im Alterthum. 2. Aufl. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung 1893. Preis 12 Mk. 2. Heinrich Brunn, Griechische Kunstgeschichte. I. Buch. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann 1893. Preis 7 Mk. 50 Pf. 3. Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer. 6. Aufl. Herausgegeben von Engelmann. Berlin, Weidmann 1893. Preis 20 Mk. 4. J. Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik. 4. Aufl. 1.—3. Halbband. Leipzig, J. Hinrichs'sche Buchhandlung 1893. Preis 23 Mk.

Gymn.-Prof. Dr. J. Kukutsch berichtet über die Sammlung archäologischer Lehrmittel des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie und besonders über die Daktyliothek von Lippert, eine Auswahl von 2000 Abdrücken mit deutschem Verzeichnis und Erklärungen. Leipzig 1767.

Ferner legt derselbe vor: Medaillons denkwürdiger Personen, graviert von Fr. X. Würth. (K. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien. Preis à 3 fl.)

Die Commission hält es für empfehlenswerter, statt dieser Medaillons Gipsabgüsse der antiken Porträts anzukaufen.

Auf Antrag des Dir. Dr. J. Loos wird der Wunsch ausgesprochen, es möge bei Neubauten von Gymnasien auch darauf Rücksicht genommen werden, dass ein gesonderter Raum für die Sammlung archäologischer Anschauungsmittel vorhanden sei, da gegenwärtig die Aufstellung einer größeren Anzahl von Objecten Schwierigkeiten bereite und die bequeme Benützung dieser Lehrmittel behindere.

Der verstorbene Schriftsteller Gottfried von Leimburg hat ein massenhaftes Material zu einem deutschen Reimwörterbuch gesammelt, in dem die bedeutendsten Dichter des XIX. Jahrhunderts vertreten sind. Die Witwe wäre geneigt, das Material einem jüngeren Gelehrten zur Bearbeitung zu überlassen. Bewerber, denen neben der ästhetischen und literaturgeschichtlichen Bildung lautphysiologische Kenntnisse unentbehrlich sind, wollen sich bis längstens zu Ostern an meine Adresse wenden. Die Entscheidung erfolgt zu Pfingsten.

Professor Minor,
Wien, III./3, Strohgasse 1.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zu Sophokles' Antigone.

Die Verse 469 und 470 (Nck.):

σοὶ δ' εἰ δοκῶ νῦν μῶρα δρῶσα τυγχάνειν,
σχεδόν τι μώρῳ μωρίαν ὀφλισκάνω

lässt Wecklein, abweichend von der herrschenden Auffassung, Antigone an den Chorführer richten „mit Bezug auf dessen Äußerung 383" *καὶ ἐν ἀφροσύνῃ καθελόντες*, Worte, die der Chorführer spricht, als er sieht, wie der Wächter Antigone herbeiführt. So haben diese Worte der Antigone allerdings eine ganz bestimmte und klare Beziehung, während die Worte, die Kreon zu ihr gesprochen hat, eine solche Beziehung nicht darzubieten scheinen. Und doch ist dies eben nur Schein. Das Verbot Kreons, dem er die Androhung einer überaus schweren Strafe hinzugefügt hat, zeigt deutlich, dass er die Bestattung des Polyneikes für sittlich verwerflich ansieht; und dass er die Übertretung dieses seines Verbotes ebenso beurtheilt, musste Antigone ohneweiteres klar sein; außerdem liegt dies in seiner V. 449 an Antigone gerichteten Frage: *καὶ δῆτ' ἐτόλμας τοὐσδ' ὑπερβαίνειν λόγους*; Sittliche Schlechtigkeit aber ist nach griechischer Anschauung zugleich Thorheit, eine Anschauung, für welche die vorliegende Tragödie selbst ausreichende Belege gibt. Also können jene Verse ihrem Inhalte und ihrer Ausdrucksweise nach sehr wohl an Kreon gerichtet sein, und sie stehen in der That mit dem Inhalte der voraufgehenden Verse im innigsten Zusammenhange. Mit seinem Verbote hat Kreon die ewigen Satzungen der Gottheit verletzt, das aber ist ein schlimmer Frevel und zugleich eine große Thorheit, ja die größte Thorheit, denn sie muss ihn ins Verderben führen. Kreon hat die Ehren der Götter mit Füßen getreten, wie Hämon V. 745 sein Verfahren nennt, während Antigone das göttliche Gebot heilig gehalten hat. Da ist es doch ganz gewiss Thorheit, wenn Kreon sie wegen ihrer That der Thorheit zeiht.

So steht alles im vollsten Einklange. Dagegen erheben sich gegen Weckleins Auffassung recht gewichtige Bedenken. Es ist wahrlich von dem Zuschauer viel verlangt, dass er sich in einer Scene von so gewaltiger Erregtheit an einen Ausdruck erinnern soll, der 85 Verse vorher gebraucht worden ist. Ferner müsste diese Beziehung auch für den König leicht erkennbar sein. Wenn wir aber bedenken, wie sehr sein Gemüth durch das Auftreten der Antigone und durch den Hinweis auf seine Verletzung der ewigen Satzungen in Anspruch genommen sein muss, so ist es kaum anzunehmen, dass der König versteht, wie Antigone dazu kommt, sich plötzlich an den Chorführer zu wenden. Vor allem aber kommt es mir wie eine psychologische Unmöglichkeit vor, dass Antigone jetzt, wo sie dem Könige gegenübersteht, der jenes Gebot erlassen hat, das sie so tief verletzt und so sehr empört, dem Könige, der ihre That mit dem Tode bedroht hat, dass sie sich jetzt an ein längst verklungenes und für sie ziemlich gleichgiltiges Wort des Chorführers erinnern soll. Auch wäre es nicht angemessen, wenn sie den alten Mann für ein Wort, das er gar nicht böse gemeint, das er im Gegentheil in herzlicher Theilnahme gesprochen hat, so hart anließe. Auch das was der Chor V. 471 und 472 sagt, passt besser, wenn Antigone ihren letzten und größten Trumpf gegen den König selbst ausgespielt hat. So hart das Urtheil aber auch klingt, welches diese Worte über Antigone enthalten, so liegt doch darin, dass sie diese rauhe Art vom Vater habe, zugleich eine Entschuldigung Antigones dem Könige gegenüber. Diese Entschuldigung hat aber doch nur dann ihre rechte Bedeutung, wenn das Letzte und Verletzendste, was Antigone gesagt hat, dem Könige galt.

Eines könnte wohl für Weckleins Auffassung gesagt werden, nämlich, dass Antigone viel zu weit gehe, wenn sie den König vor den vornehmsten Thebanern, den Vertretern des ganzen Volkes, einen Thoren nenne. Hier ist nun zunächst zu sagen, dass in dieser Beziehung nicht viel geändert ist, wenn Antigone diese Worte an den Chorführer richtet, da ja das in ihnen enthaltene Urtheil auch den König treffen würde; ja es erscheint der edlen Kunst eines Sophokles nicht würdig, dass er eine Antigone im Beisein des Königs einen herben Tadel über den Chorführer aussprechen lässt, den der König in erster Linie auf sich selbst beziehen müsste. Gerade der Umstand aber, dass Antigone diese harten Worte direct zu dem Könige sagt, entspricht sowohl der Herbheit ihres Charakters und ihrer leidenschaftlichen Erregtheit, als auch der Anlage des ganzen Stückes. Kreon ist kein Bösewicht; er fehlt und fehlt schwer, aber sein Fehlen ist menschlich. Polyneikes hat die eigene Vaterstadt an den Rand des Verderbens gebracht, wie uns der Chor in der Parodos in lebhaften Farben schildert, und Kreon hat dieses Verderben nur dadurch von der geliebten Vaterstadt abwenden können, dass er das schwerste Opfer brachte, welches ein Vater bringen kann, dass er den eigenen Sohn

hingab. All das Schreckliche ist eben erst geschehen, noch ist er ganz beherrscht von dem Furchtbaren, das er soeben erlebt hat: ist es da nicht menschlich, dass er Polyneikes hasst und verblendet von diesem Hasse ihm die Ehre des Begräbnisses verweigern will? So erlässt er jenes Gebot, mit dem er sich mit dem göttlichen Willen in Widerspruch setzt. Aber damit ist der tragische Ausgang noch nicht besiegelt; alles würde noch gut werden, wenn er rechtzeitig zur Einsicht käme und die Bestattung des Polyneikes bewilligte. Hier ist es nun Antigone, die es ihm unmöglich macht einzulenken. Triumphierend hat sie sich ihm gegenüber auf die ewigen Satzungen der Götter berufen, und mit bitteren Worten hat sie ihn, den neuen, auf seine Würde eifersüchtigen König, vor den Ältesten des Volkes einen Thoren geheißen; damit hat sie ihn hineingestoßen in jene Hartnäckigkeit, die zum Verderben führte. So ist Kreons Schuld menschlich begründet, und wir können und müssen Mitleid mit ihm haben, wenn wir ihn am Schlusse gänzlich gebrochen vor uns sehen.

Vers 565—576 (Nck.).

Die Vertheilung dieser Verse an die handelnden Personen und ihre Reihenfolge haben manchen Zweifel und manche Meinungsverschiedenheit hervorgerufen. Nauck streicht zwei dieser Verse, und so erscheint die Stelle bei ihm in folgender Gestalt:

Ism. *οὐ μὴ κτενεῖς νυμφεῖα τοῦ σαυτοῦ τέκνου;*
Kre. *ἁρώσιμοι γὰρ χἀτέρων εἰσὶν γύαι.*
Ism. [*οὐχ ὥς γ' ἐκείνῳ τῇδέ τ' ἦν ἡρμοσμένα.*] 570
ὦ φίλταθ' Αἵμων, ὥς σ' ἀτιμάζει πατήρ.
Kre. *κακὰς ἐγὼ γυναῖκας υἱέσιν στυγῶ.*
[*ἄγαν γε λυπεῖς καὶ σὺ καὶ τὸ σὸν λέχος.*]
Ism. *ἦ γὰρ στερήσεις τῆσδε τὸν σαυτοῦ γόνον;*
Kre. *Ἅιδης ὁ λύσων τούσδε τοὺς γάμους μόνος.* 575.
Ism. *δεδογμέν', ὡς ἔοικε, τήνδε κατθανεῖν.*

Beginnen wir mit V. 573. An sich ist an diesem Verse nichts auszusetzen, und er ist demnach beizubehalten, wenn eine richtige Beziehung desselben nachzuweisen ist. Gesprochen kann er nur von Kreon werden und nur zu Antigone. Wer die Worte als von Ismene gesprochen betrachtet, muss mit Brunck *τὸ σὸν λέχος* erklären: nuptiae, quas crepas, *τὸ ὑπὸ σοῦ ὀνομαζόμενον λέχος*. In wesentlicher Übereinstimmung mit Brunck sagt Wecklein: „*τὸ σὸν* verächtlich (das Du mir immer vorhältst)". Die Hinzufügung der Bestimmung „immer" ist bei dieser Erklärung nothwendig, aber dieses „immer" findet in dem Voraufgehenden keine Begründung. Sodann ist auch die Sonderung von *καὶ σὺ καὶ τὸ σὸν λέχος* und die damit gegebene Hervorhebung der Person wohl der Antigone, aber nicht der Ismene gegenüber an ihrer Stelle. Antigone selbst ist ihm verhasst, denn sie hat seine Herrscherwürde in schlimmer Weise angetastet, ja ihr ganzes Wesen ist ihm innerlich zuwider; aber dass ihm die Person der Ismene widerwärtig wäre, davon

zeigt sich im Stücke nichts; es bedarf später nur einer kurzen Mahnung des Chors, und Kreon lässt Ismene straflos und lobt noch den Chor wegen seiner guten Rede. V. 771. Und das geschieht, während Kreon sich in leidenschaftlicher Erregung befindet. Also das *καὶ σὺ* weist darauf hin, dass dieser Vers an Antigone gerichtet ist, das *καὶ τὸ σὸν λέχος* nöthigt zu dieser Annahme.

Wenn aber Kreon diese Worte zu Antigone spricht, so muss er dazu durch Antigone veranlasst sein; Antigone muss etwas gesagt haben, was diese Erwiderung hervorruft. Dies können nur die Worte sein: *ὦ φίλταθ' Αἵμων, ὡς σ' ἀτιμάζει πατήρ.* Eine andere Möglichkeit liegt überhaupt nicht vor. Schon hiermit ist es als nothwendig dargethan, diesen Vers Antigone zuzuweisen und nicht Ismene. Auch passen die Worte *ὦ φίλταθ' Αἵμων* weit mehr für die Braut. Schneidewin meint: „Den Hämon, einen nahen Verwandten, mit dem sie unter Einem Dache herangewachsen, konnte doch wohl die Schwester der Braut zumal in solch einem Augenblicke ohne Verletzung der Schicklichkeit *ὦ φίλτατε* anreden". Die Schicklichkeit hätte Ismene damit allerdings nicht verletzt, und schließlich kann ja auch wohl die Schwester der Braut den Bräutigam dieser einmal so nennen; aber während diese Ausdrucksweise für die Braut charakteristisch ist, ist sie in dem Munde ihrer Schwester zufällig, und da wir bei dem Dichter doch die charakteristische Ausdrucksweise erwarten müssen, müssen wir auch um des *ὦ φίλτατε* willen geneigt sein, diesen Vers der Braut beizulegen. Ferner meint Böckh in seiner Ausgabe der Antigone S. 244 mit Recht, dass auch die Bitterkeit und der tiefe Unwille, die in diesem Ausrufe liegen, der Ismene nicht angemessen seien. Noch sind zwei Bedenken Schneidewin-Naucks zu erwägen. Es heißt in ihrer Ausgabe: „Einige legen den Vers der Antigone bei; allein diese hat ihre Discussion mit Kreon oben 523 geschlossen; nach den Gesetzen der Symmetrie ist es unmöglich, dass sie hier mit einem einzigen Verse wieder eingreifen soll. Wie der Heldin des Stückes im bisherigen Verlaufe der Handlung nur die Bestattung des Bruders am Herzen liegt, wie sie ihres Verhältnisses zu Hämon im ganzen Drama mit keiner Silbe gedenkt, so entspricht es der Hoheit ihrer Gesinnung, dass sie auch hier weder sich, noch ihren Geliebten vertheidigen zu müssen glaubt." Das erledigt sich alles ohne weiteres dadurch, dass Antigone gar nicht zu Kreon spricht, sondern dass ihr infolge tiefer Erregung diese Worte unwillkürlich über die Lippen gehen. Diese tiefe Erregung erklärt die Form des Ausrufes, und in der Natur dieses liegt es begründet, dass der Dichter ihr hier nur einen Vers zuweist.

Es muss nun gefragt werden, was denn Antigone so lebhaft erregt, dass sie unwillkürlich in jene Worte ausbricht. Die meisten Herausgeber setzen diesen Vers hinter die Worte Kreons: *κακὰς ἐγὼ γυναῖκας νίέσιν στυγῶ*, so auch Böckh, der S. 244 zur Erklärung sagt: „O liebster Hämon, wie entehrt der Vater Dich,

in mir nämlich, auf die er solche Schmähung wirft". Ebenso Wecklein: „*ἀτιμάζει*, weil er von Hämon glaubt, er habe sich ein schlechtes Weib zur Braut erkoren". Offenbar ist dies die einzige mögliche Erklärung. Aber die Sache ist bedenklich. Die Schmähung gilt doch ihr, und dass darin zugleich eine Herabsetzung des Bräutigams liegt, kommt erst durch Reflexion heraus. Man sollte erwarten, dass dieser Ausruf Antigones sich an eine Äußerung Kreons anschließt, die nicht mittelbar, sondern direct eine Herabsetzung Hämons enthält. Von dieser Art sind die Worte: *ἀρώσιμοι γὰρ χἀτέρων εἰσὶν γύαι*. Von diesen Worten sagt Schneidewin (Ausgabe vom Jahre 1854, S. 87): „Kalt erwidert der Staatsmann, der den natürlichen Zug der Herzen gar nicht in Anschlag bringt, um so schneidender, je platter die Wendung selbst lediglich als Zweck der Ehe die Erhaltung des Geschlechts hervorhebt." Aus demselben Grunde wird von Wolff-Bellermann (Ausgabe vom Jahre 1885, S. 57) die Wendung hier als roh und wegwerfend bezeichnet. Noch stärker verurtheilt diesen Ausspruch Nauck (Ausgabe vom Jahre 1886, S. 86): „Ohne dem Zuge der Herzen gerecht zu werden und lediglich die Befriedigung sinnlicher Begierden ins Auge fassend entgegnet Kreon mit abstoßendster, rohster Derbheit, Hämon sei nicht auf die eine Antigone angewiesen, sondern könne auch mit anderen fleischlich verkehren." Anderer Ansicht ist Rappold (Sophokles' Antigone II, S. 22): „Bestellbar ist auch einer andern Ackerfeld." Sinn: mein Sohn findet auch eine andere Frau. Derartige Bilder vom Landbau sind bei den Tragikern sehr häufig, galten also bei den Griechen als edel und decent. (Vgl. auch die herkömmliche Formel in den attischen Eheverträgen: *ἐπὶ παίδων γνησίων ἀρότῳ*.) Kreon fasst nur diesen Zweck der Ehe ins Auge und sieht von der Harmonie ab, die zwischen beiden bestand." Das kann nun aber doch nicht geleugnet werden, dass der Ausdruck den sinnlichen Act bezeichnet. Und so muss es dabei bleiben, dass Kreon von seinem Hasse gegen Antigone sich zu einer Äußerung hinreißen lässt, die ihrem Inhalte nach roh ist und Hämon tief herabsetzt. Das erregt in Antigones Brust Schmerz und Unwillen, und so bricht sie unwillkürlich in die Worte aus: „O liebster Hämon, wie entehrt Dein Vater Dich!" An Kreon wendet sich diese spontane Äußerung ihres erregten Gefühles keineswegs. Es ist dies ein feiner psychologischer Zug, dessen Anwendung dem Dichter zur Ehre gereicht.

Was ist nun mit V. 570 anzufangen? Nauck a. a. O. sagt: „Dieser Vers ist dem Sophokles fremd, da Ismene unmöglich behaupten kann, dass Hämon und Antigone besonders gut zu einander passen in dem von Kreon 569 bezeichneten Sinne." Die Begründung an sich ist richtig, und die mir bekannten Erklärungen vermögen nicht, Naucks Bedenken zu heben. Wecklein in seiner Ausgabe der Antigone vom Jahre 1889, S. 49 erklärt: „Wohl gibt es für Hämon auch eine andere Ehe, aber nicht in der Weise,

wie zwischen beiden ein inniges Verhältnis bestand (wie sich bei diesen das Herz zum Herzen gefunden)." Ähnlich Rappold a. a. O. S. 22: „Daher sagt Ismene, es gebe zwar eine andere Frau, aber nicht so, dass beide so gut zu einander passen." Von beiden Gelehrten ist die eigenthümliche Ausdrucksweise in V. 569 beiseite gelassen; man übersetze nur wörtlich: „Auch anderer Frauen Saatfeld lässt sich beackern" und fahre dann fort: „Aber nicht in der Weise, wie zwischen diesen beiden ein inniges Verhältnis bestand", und man wird Nauck sofort recht geben müssen. Naucks Behauptung, dass der Vers einen in diesem Zusammenhange unmöglichen Gedanken enthält, ist vollkommen begründet, so lange man ὥς γε mit „Wie" übersetzt. Ein befriedigender Sinn kommt nur heraus, wenn ὥς mit „So" übersetzt wird. Schüchtern entgegnet dann Ismene auf Kreons rohe Äußerung: „Nicht so war zwischen ihm und ihr der Bund", indem sie so darauf hindeutet, dass ein inniger Bund der Herzen zwischen beiden bestand, während die leidenschaftlichere Antigone, die Braut Hämons, fast gleichzeitig ausruft: „O liebster Hämon, wie entehrt Dein Vater Dich!" Kreon spricht dann zu Ismene, dass ihm ein böses Weib für seinen Sohn verhasst sei, und zu Antigone, dass sie selbst sowohl, als eine Ehe seines Sohnes mit ihr ihm zuwider sei. Allerdings sind dem Gebrauche von ὥς in der Bedeutung „so" bei Sophokles sehr enge Grenzen gezogen. Aber da der Vers unter Annahme dieser Bedeutung einen guten, in den Zusammenhang wohl passenden Sinn gibt, so erscheint es mir als das Richtige, ihn den Stellen beizuzählen, in denen ὥς in dieser Bedeutung vorkommt. Wollte man ändern, so würde sich ὧδ' (ὧδε) vielleicht darbieten. Doch würde ich hierfür nicht sein.

Man könnte wohl fragen, ob denn mit der Streichung von V. 570 viel verloren sei. Streicht man diesen Vers, so verstummt Ismene gegenüber jener rohen Äußerung Kreons, während unwillkürlich über Antigones Lippen jener Ausruf geht. Darauf wendet sich Kreon mit V. 572 und 573 gegen Antigone. Es erscheint mir aber psychologisch wahrer, wenn der Dichter Ismene doch noch einen Versuch machen lässt, durch den Hinweis auf den innigen Bund zwischen Hämon und Antigone die Schwester zu retten. Schüchtern genug ist allerdings dieser Versuch, aber dies entspricht eben dem Charakter der Ismene.

Mangel an Symmetrie kommt bei dieser Vertheilung der Verse nicht heraus. Nach der voraufgegangenen Stichomythie spricht Kreon zwei Verse, einmal weil er zweien antwortet, und sodann weil er hier die Discussion mit Antigone und Ismene abschließt. Denn den folgenden Vers 574 und ebenso Vers 576 spricht unbedingt der Chor. Zunächst ist es natürlich, dass Ismene nach der so starken Erklärung Kreons, dass ihm eine Ehe seines Sohnes mit Antigone verhasst und zu meiden sei, nicht mehr auf diese zurückkommt. Sodann würde Ismene mit V. 574 nur genau dasselbe sagen, was

sie bereits V. 568 gesagt hat. Ferner passen die Worte Kreons in V. 577 καὶ σοί γε κἀμοί, scil. δεδογμένα nicht recht, wenn sie zu Ismene gesprochen werden, während sie dem Chor gegenüber vollständig an ihrer Stelle sind. Und schließlich ist doch sicher zutreffend, was Böckh mit Rücksicht auf den ganzen Zusammenhang auf S. 245 seiner Ausgabe sagt: „Nur so endlich erhält die ganze Stelle ihre rhetorische und dichterische Schönheit. Erst muss sich Ismene, dann auch der Chor noch an Kreon versuchen, um seine äußerste Hartnäckigkeit zu erproben; ist der Chor noch so bescheiden, so wäre es gegen die Natur, ihn ganz schweigen zu lassen; und ihm endlich ziemt es, den letzten Schluss zu ziehen: „Beschlossen ist es, seh' ich, dass sie sterben soll."

Sind die voraufgehenden Betrachtungen richtig, so ergibt sich folgende Vertheilung und Reihenfolge der Verse:

Ismene.
οὐ μὴ κτενεῖς νυμφεῖα τοῦ σαυτοῦ τέκνου;
Kreon.
ἀρώσιμοι γὰρ χἀτέρων εἰσὶν γύαι.
Ismene.
οὐχ ὥς γ' ἐκείνῳ τῇδέ τ' ἦν ἡρμοσμένα.
Antigone (fast gleichzeitig für sich).
ὦ φίλταδ' Αἵμων, ὡς σ' ἀτιμάζει πατήρ.
Kreon (zu Ismene).
κακὰς ἐγὼ γυναῖκας υἱέσιν στυγῶ.
(Zu Antigone).
ἄγαν γε λυπεῖς καὶ σὺ καὶ τὸ σὸν λέχος.
Chor.
ἦ γὰρ στερήσεις τῆσδε τὸν σαυτοῦ γόνον;
Kreon.
Ἅιδης ὁ λύσων τούσδε τοὺς γάμους μόνος.
Chor.
δεδογμέν', ὡς ἔοικε, τήνδε κατθανεῖν.

Gera (Reuss). Gustav Schneider.

Soph. Antig. v. 797. πάρεδρος ἐν ἀρχαῖς.

Nach der stürmisch endenden Scene zwischen Haimon und seinem Vater schildert der Chor in der ersten Strophe des dritten Stasimon die Allgewalt der Liebe im allgemeinen und spricht in der Antistrophos von ihrem Einflusse auf Haimon im besonderen. Er nennt den ἵμερος, welcher den Augen der bräutlichen Antigone entstrahle, τῶν μεγάλων πάρεδρος ἐν ἀρχαῖς θεσμῶν. In diesen Worten ist der Proceleusmaticus πάρεδρος ἐν, welcher dem Dactylus der Strophe v. 789 φύξιμος entsprechen soll, metrisch falsch. Denn Dactylen in logaödischen Versen sind τρίσημοι und können daher nicht durch πόδες τετράσημοι ersetzt werden. Die von

Jebb angeführten vier Beispiele aus Pindar sind nicht beweiskräftig. Denn in den drei letzten ist die Auflösung durch Eigennamen entschuldigt und im ersten ist κτέανον mit Synizese zu lesen. Das Beispiel aus der Antigone selbst, v. 970 ἀγχίπολις Ἄρης = v. 981 ἀρχαιογόνων, ist verdächtig sowohl wegen eben dieser Responsion als wegen des Ausdruckes ἀγχίπολις selbst, wofür schon längst nach Hesychius (ἄγχορος) ἄγχουρος vorgeschlagen ist. Aber auch an dem Worte πάρεδρος möchte ich Anstoß nehmen. Allerdings ist es aus Sophokles selbst, Pindar, Euripides und Aristophanes hinreichend als poetisch in der hier verlangten Bedeutung belegt. Aber es regiert in den einschlägigen Stellen stets den Genetiv oder den bloßen Dativ, nicht wie hier den Dativ mit ἐν. Nicht anders ist es in der Prosa, wo es stehender Ausdruck für den Beisitzer einer Behörde war, vgl. Harpocration: πολύ ἐστι τοὔνομα παρά τε τοῖς ῥήτορσι καὶ ἐν τῇ ἀρχαίᾳ κωμῳδίᾳ. Daher verbanden die Scholiasten, einschließlich Triklinios, πάρεδρος mit τῶν μεγάλων θέσμων, und Boeckh übersetzte ἐν ἀρχαῖς mit: im Herrscherrath. Aber das ist falsch! Die ἀρχαί sind nicht der Herrscherrath, sondern, wie schon G. Hermann erkannte, die administratio, die Regierung, Herrschaft, und sie, nicht πάρεδρος, regieren den Genetiv τῶν μεγάλων θεσμῶν. In seiner entschiedenen Art bemerkt A. Seyffert in seiner Ausgabe: πάρεδρος aut assessor est in iudicio aut collega in magistratu vel imperio. Hinc igitur primum apparet πάρεδρος non cum v. θεσμῶν, sed cum vv. ἐν ἀρχαῖς iungendum neque in ἀρχαῖς, ut vult Boeckh, de principum vel regum consilio (Herrscherrath), quod quid sibi velit, plane obscurum est, sed de ipso imperio cogitandum esse. Ἀρχαί autem τῶν μεγάλων θεσμῶν imperium est, quod maxima iura, quibus praeest, tuetur ac defendit. Aber auch in der Prosa kommt πάρεδρος nie mit ἐν verbunden vor. Da es also erstens hier metrisch falsch ist und zweitens in ungebräuchlicher Construction erscheint, so ist die Vermuthung gerechtfertigt, dass es Glossem zu einer Glosse gewesen, welche dadurch verdrängt ist. Lesen wir also σύνθρονος ἀρχαῖς, so ist der metrische Fehler gehoben, die anstößige Verbindung beseitigt und eine poetische Vocabel dem Texte wiedergewonnen. Natürlich schließe ich mich der Construction und Erklärung von Hermann und Seyffert an. Der Sinn ist: Der ἵμερος thront mit in der Regierung der großen Satzungen, der ἄγραφοι νόμοι, er ist Mitherrscher derselben. Nicht nur jene bestimmen das Thun und Lassen der Menschen, sondern auch dieser, so dass die Menschen bei seinem Eingreifen sich nicht mehr nach jenen, sondern nach ihm richten. Die μεγάλοι θεσμοί sind nicht bloß die ἄγραπτα θεῶν νόμιμα, auf welche sich Antigone v. 454 f. Kreon gegenüber berufen hat, die Pflicht einen Todten zu begraben, sondern im Gegensatze zu den besonderen Gesetzen des Staates alle allgemeinen Gebote, welche das sittliche Handeln des Menschen über-

haupt bestimmen, in diesem Falle die Pflicht der Pietät des Sohnes gegen den Vater, welche Haimon, durch den Liebreiz seiner Braut verführt, außeracht gelassen hat. Auch der Chor sagt beim Anblick der Antigone, welche von Dienern zum Tode herbeigeführt wird, v. 800 f. *νῦν δ' ἤδη ἐγὼ καὐτὸς θεσμῶν ἐξω φέρομαι τάδ' ὁρῶν*. Das ist doch offenbar in Bezug auf seine Worte in der Antistrophos, die wir eben behandeln, gesagt, und er kann nichts anderes damit meinen, als dass auch er durch sein Mitleid mit der Antigone der Pietät gegen seinen Herrscher vergesse. *σύνθρονος* ist gebraucht Anthol. Pal. 9, 445, 6 *σύνθρονος Δίκη*, 12, 257, 8 *σύνθρονος — τέρμασιν εὐμαθίης*, 1, 24, 1 *σύνθρονε καὶ συνάναρχε τῷ πατρί*, Orph. Hymn. 10, 4 *ἐλθέ, μακάρ, σύνθρονος ὥραις* usw.

Weißenburg i. E. G. H. Müller.

Kritisch-sprachliche Analekten I.

1. *incolatus* (zu Arnobius).

Bei Arnobius IV 33 p. 168, 15 R. ist überliefert: 'quod penitus oportebat ex humani generis coalitu tolli, percensetis, ediscitis etc.' Dem Sinne nach hat Fulvius Ursinus mit seiner Conjectur 'coetu' für 'coalitu' (vgl. I 20 p. 14, 23 'ab omni penitus coetu exterminare mortali') jedenfalls das Richtige getroffen. Da dieselbe sich aber zu weit von der Handschrift entfernt, so hat sich der neueste Herausgeber begnügt, das erst an einer Stelle des Hegesippus kritisch unverdächtige 'coalitu' (vgl. Rönsch, Collect. philol. S. 84) mit dem Zeichen der Corruptel zu versehen. Mir hat sich längst die Vermuthung aufgedrängt, dass 'coalitu' aus '*incolatu*' verschrieben sei. Das Substantivum 'incolatus' verdankt der lateinischen Bibelübersetzung, welche mit ihm das griechische *παροικία* (*κατοίκησις*) wiederzugeben suchte, seine Aufnahme und Verbreitung in der patristischen Literatur. Zu den Belegen, welche Rönsch, It. und Vulg. S. 90; Collect. philol. S. 61 und Paucker, Suppl. I p. 362 verzeichnen, füge ich einige Stellen aus dem Psalmencommentare des Hilarius von Poitiers, die mir der Herstellung des Wortes bei Arnobius besonders günstig zu sein scheinen: In ps. CXXVI 2 p. 615, 5 Z. 'in aeternae civitatis incolatum atque coetum'; ib. 10 p. 620, 7 'sancti cuiusque corporis atque animae deo placitus incolatus et coetus'; in ps. CXLVIII 1 p. 859, 21 'in congregatione sanctorum, in dominicorum civium confrequentantium incolatu'.[1])

[1]) Eher als aus Bibel und Väterschriften dürfte das Wort 'incolatus' dem einen oder andern Leser aus den schönen Versen des 'Pange lingua' 'Sui moras incolatus miro clausit ordine' (vgl. Transitus Mariae [B] bei Tischendorf, apocal. apocryph. p. 125, 4 'vitae istius incolatum transegit') geläufig sein.

2. *lupana* (zu Lactantius).

Lactantius wird durch die Vorschrift des platonischen Staates, dass die Ehen „gemeinsam" sein sollen, zu folgenden spöttischen Bemerkungen veranlasst: ‘scilicet ut ad eandem mulierem multi viri tamquam canes confluant et is utique optineat qui viribus vicerit aut, si patientes sunt ut philosophi, expectent, ut vicibus tamquam lupanar obeant’ (inst. III 21, 4 p. 248, 19 Br.). An dem vorletzten Worte muss meines Erachtens eine kleine, nur auf einen Buchstaben sich erstreckende Änderung angebracht werden. Sowohl zu ‘optineat’ als zu ‘obeant’ ist ‘eam’ d. h. ‘mulierem’ zu ergänzen. Was soll aber der Vergleich des Weibes mit einem ‘lupanar’? Nicht zum ‘lupanar’, sondern zur Bewohnerin eines ‘lupanar’ wird die Frau, die sich jedem Manne preisgibt (vgl. Lactantius selbst c. 22, 8 p. 251, 14 ‘mulieres quae a multis habentur ... *prostitutae ac meretrices* sint necesse est’), nicht ‘lupanar’ ist zu lesen, sondern ‘*lupanam*’. Zu den früher bekannten Bezeugungen dieser Nebenform von ‘lupa’ haben sich erst kürzlich einige weitere gesellt (Cypr. epist. 62, 3 p. 699, 25;[1]) Ps. Cypr. [Novatianus] de spect. 5 p. 8, 5 H. Hieron. epist. 117, 7. ‘Conversatio Afrae’ bei Friedrich, Kirchengesch. Deutschlands I 427. Vgl. Wölfflin, Archiv VIII 9. 145, Sonny ebend. 500 und den Schreiber dieser Zeilen, Histor. Jahrb. XIII 740), was aber den Gebrauch von ‘obire aliquam’ im Sinne von ‘inire’ betrifft,[2]) so kann ich zwar denselben im Augenblicke nicht anderweitig nachweisen, glaube aber Wendungen wie ‘coitus obeamus’ (Apul. met. VIII 10 p. 141, 5 E.) und ‘obeundi publice concubitus’ (ib. X 34 p. 204, 19; vgl. auch IX 24 p. 169, 16; X 21 p. 195, 8 und Prud. c. Symm. I 169) als seine Vorstufen bezeichnen zu dürfen.

3. *secta*.

C. F. W. Müller hat in den Jahrbb. f. Philol. CXLV 655 zu CIL II 6278, 25 ‘illi (Marcus Antoninus und Commodus) .. nequaquam sectae suae congruere arbitrati sunt male instituta servare etc.’ bemerkt, dass ‘secta’ nicht, wie der Herausgeber meine, von der stoischen Philosophie zu verstehen, sondern allgemein in der Bedeutung „Grundsätze, Charakter"[3]) aufzufassen sei. Eine beachtenswerte Bestätigung dieser Interpretation gibt der zeitgenössische Apuleius an die Hand. Ein Räuber redet met. VI 31 p. 116, 15 seine Kameraden an: ‘nec *sectae* collegii nec mansuetudini singulorum .... *congruit* pati etc.’ met. X 11 p. 188,

---

[1]) Dass ‘lupana’ speciell „die Wirtin des lupanar" (Archiv VIII 145) bedeute, vermag ich höchstens für diese Stelle, an welcher es neben ‘leno’ erscheint, zuzugeben.

[2]) Vgl. den entsprechenden Gebrauch des deutschen Wortes „begehen" (Grimm, D. W. I 1287).

[3]) Vgl. Plin. ep. V 1, 3 ‘*non convenire moribus* meis aliud palam, aliud agere secreto’.

19 'nec meae *sectae* crederem *convenire* causas ulli praebere mortis' (Worte eines Arztes) und de dogm. Plat. II 8 p. 86, 22 G. '*conveniens* cum *secta* eius, qui politicus vult videri' ist die Übersetzung „Beruf" zutreffender. Vgl. Bursian, Sitzungsber. d. bayer. Akad. phil. Cl. 1881, 130.

4. *senior-minor* (zu den Panegyrikern).

Claudius Mamertinus richtet in seinem 'panegyricus genethliacus' 7 p. 107, 26 B. an Maximianus und Diocletianus die Worte: 'non fortuita in vobis est germanitatis usque ad imperium similitudo, quaene .... *seniorem minoremque* caritate mutua reddit aequales'. 'minoremque' ist die Lesart des trefflichen codex Upsaliensis und des apographon Bertiniense, die Bährens nicht zu Gunsten des anscheinend erforderlichen 'iunioremque' in den Apparat verweisen durfte. Für die Entsprechung von 'senior' und 'minor' liegen Belege vor bei Hegesipp. I 25, 4 p. 38, 56 W. 'Phaselum .. *seniorem* ex liberis .... Herodem quoque *minorem* natu', Cypr. Gen. 1473 P. '*senior* servire *minori* cogitur' und in der Passio 88. Rogatiani et Donatiani 2 (acta mart. p. 322 der Regensburger Ausgabe) 'fratrem licet aetate *minorem*, *seniorem* tamen credulitatis ordine'; die Umkehrung 'maior-iunior' findet sich z. B. Apul. met. IV 28 p. 73, 25 '*maiores* quidem natu ... at vero puellae *iunioris*', apol. 27 p. 37, 5 Kr. 'ut nubere vellet .... *maior iuniori*', Treb. Poll. Valer. duo 8, 4 (I p. 72, 10 P.[1]) 'vel de *maiore* Valeriano vel de *iuniore*'. Mit ähnlicher Verletzung der strengen Concinnität lassen Ambrosius hexaem. III 13, 54 (Patrol. XIV 179 B) und Faustus von Reji ep. 7 p. 206, 4 E. '*iunior*' und '*antiquior*', Prudentius Ham. praef. 8 '*minor*' und '*grandior*', Cyprianus Gen. 1297 '*anterior*' und '*iunior*', Alcimus Avitus carm. V 283 '*longaevus*' und '*iunior*', VI 145 '*iunior*' und '*prior*' in Gegensatz treten.[1])

5. *servator*.

In dem lehrreichen Excurse, welchen Wölfflin in seiner Abhandlung „Neue Bruchstücke der Freisinger Itala" (Sitzungsber. d. bayer. Akad. phil. Cl. 1893, Heft 2) S. 263 ff. (vgl. Archiv VIII 592 f.) der Entstehungsgeschichte der Wörter 'salvator' und 'salvare' widmet, bedarf der Satz „unter solchen Umständen (weil 'servare' neben der Bedeutung „retten" die schwächere „erhalten, bewahren" hatte) konnten die Christen ihren Heiland unmöglich den „Erhalter" (*servator*) nennen"[2]) (S. 265) der Berichtigung. Bei Juvencus bildet I 769 '*salvator* Iesus',

---

[1]) Rasche Substituierung von 'minor natu' für 'iunior' bei Cypr. de hab. virg. 24 p. 205, 1 H.; vgl. reg. Bened. p. 65 Schm.[1]

[2]) Von mir gesperrt.

aber II 243. 327.[1]) 382 *'servator* Iesus' den Hexameterschluss, und auch sonst wechselt der Dichter zwischen beiden Bezeichnungen,[2]) ohne dass von einem Bedeutungsunterschiede die Rede sein kann. Es ist aber charakteristisch für die ungleich größere Geläufigkeit des Wortes 'salvator', dass an allen Stellen, an welchen Jesus 'servator' genannt wird, in minderwertigen Handschriften die Variante 'salvator', umgekehrt nur I 769 im Vaticanus Reg. 333 und II 247 in mehreren Codices die Variante 'servator' begegnet.

München. Carl Weyman.

Eine Parallele zu dem sokratischen Daimonion bei Goethe.

Eine schöne Parallele zu dem sokratischen Daimonion haben wir in Goethes Torquato Tasso III, 2 in den Worten der Prinzessin:

„Ach, dass wir doch dem reinen, stillen Wink
Des Herzens nachzugehn so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehn.
Antonio erschien mir heute früh
Viel schroffer noch als je, in sich gezogner.
Es warnte mich mein Geist, als neben ihn
Sich Tasso stellte. Sieh das Äußre nur
Von beiden an, das Angesicht, den Ton,
Den Blick, den Tritt! es widerstrebt sich alles,
Sie können ewig keine Liebe wechseln."

Sokrates bezog das Zeichen des Daimonion wesentlich auf den Erfolg der Handlungen. Geradeso ist es hier. Die hier vorliegende Handlung ist die von der Prinzessin an Tasso gerichtete Aufforderung, die Freundschaft Antonios zu suchen. Es handelt sich nun gar nicht um die sittliche Beschaffenheit dieser Handlung, also auch nicht bei jener warnenden Stimme in der Brust der Prinzessin um die Stimme des Gewissens. Sittlich zu tadeln ist diese Handlung der Prinzessin keineswegs, bezweckte sie doch mit ihr etwas Gutes, aber der Erfolg ist ein recht schlimmer. Ihr Geist hat die Prinzessin gewarnt, gleichwie Sokrates bei Plato sagt, dass ihn das Daimonion, wenn es sich zeige, immer nur davon abhalte etwas zu thun, niemals dazu antreibe. (Vgl. Plat. Apol. 31 D. 40 A. Phaedr. 242 B. Euthydem. 272 E.) Vorher freilich sagt die Prinzessin, dass ein Gott in unserer Brust uns anzeigt, was zu ergreifen ist und was zu fliehn. Aber abgesehen davon, dass nach den Angaben Xenophons das Daimonion des

---

[1]) An dieser Stelle tritt der Genetivus 'saecli' zu 'servator', was ich wegen Wölfflins Bemerkung a. a. O. S. 265 Anm. 1 eigens erwähne.
[2]) Die Stellen in Huemers Ausgabe p. 170 und 171.

Sokrates nicht bloß abhaltend, sondern auch antreibend wirkte (vgl. Memorab. I, 1, 4. IV, 3, 12), lässt auch nach den platonischen Angaben das Daimonion die That zu, vor der es nicht warnt. Wo es schweigt, da liegt in dem Schweigen ein Zeichen, dass es die That billigt. Plat. Theaet. 151 A sagt Sokrates, dass, wenn solche, die sich von seinem Umgange zurückgezogen haben, diesen wieder aufsuchen, bei manchen das Daimonion es verhindert, dass er wieder mit ihnen verkehrt, bei manchen es zulässt. So zeigte also auch das Daimonion des Sokrates ihm an, was er ergreifen und was er fliehen sollte. Nur in einer Beziehung geht der Geist der Prinzessin über das Daimonion des Sokrates hinaus. Sie sagt:

»Antonio erschien mir heute früh
Viel schroffer noch als je, in sich gezogner.
Es warnte mich mein Geist, als neben ihn
Sich Tasso stellte. Sieh das Äußre nur
Von beiden an, das Angesicht, den Ton,
Den Blick, den Tritt! es widerstrebt sich alles,
Sie können ewig keine Liebe wechseln.«

Hier wird also die Entstehung dieser warnenden Stimme erklärt, während Sokrates sich solcher Gründe für die Warnungen durch das Daimonion nicht bewusst war, sondern dieselben für unmittelbare göttliche Offenbarungen hielt. In dieser Erklärung der Entstehung der warnenden Stimme in dem Geiste der Prinzessin haben wir aber zugleich eine Erklärung, auf welche Weise auch in der Seele des Sokrates solche warnende Stimmen sich regen konnten. — Die Heranziehung dieser Dichterstelle für die Erklärung des sokratischen Daimonion im Unterrichte ist nach meinen Erfahrungen didaktisch wertvoll.

Gera (Reuss). Gustav Schneider.

Das Pronomen der Bequemlichkeit.

Wie mühsam neue Wahrheiten sich Bahn brechen, sieht man wieder an der Geschichte des Wortes 'derselbe'. Otto Schröder hat darüber eine schöne Abhandlung veröffentlicht (in dem Buch 'Vom papiernen Stil', Berlin, Walther) und den ungemessenen heutigen Gebrauch des Wortes aufgezeigt, durch welches das Pronomen der dritten Person fast verdrängt wird. Er macht wahrscheinlich, dass die lateinische Sprache, an der sich die deutsche ja gebildet, mit im Spiel ist, wobei wir weniger an das späte ipse für ille, is als an is denken, dessen Genitive unserm desselben, derselben offenbar als Muster dienten. So möchte es sich erklären, warum die ungebildete oder unverbildete Rede, wie sie z. B. in den Grimmschen Märchen zum Ausdruck kommt, das Wort nur in der Identitätsbedeutung kennt und warum es gerade seit dem 17. Jahr-

hundert solche Ausdehnung gewonnen hat[1]). Es ist, wie schon August Wilhelm von Schlegel bemerkt, ein altfränkischer Rest, ein Schnörkel der Kanzleisprache, den man beseitigen sollte, da er der Rede durchaus nicht zur Zierde dient. Aber obwohl das Buch von Schröder, wo das alles zu lesen steht, seit 1889 in dritter Auflage erschienen ist, auf die Kreise wirkt es am wenigsten, die am meisten daraus lernen könnten. Tumlirz z. B. lehrt immer noch in seiner Grammatik: 'Statt es gebraucht man nach Präpositionen das Demonstrativpronomen dasselbe'. Das ist die Adelungische Regel, die Andresen schon in der ersten Auflage seines Buches über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit zurückgewiesen hatte. Und Lyon, der doch in seiner Zeitschrift Schröders Beobachtungen als richtig anerkennt, steht in seinem Handbuch der deutschen Sprache theoretisch und praktisch durchaus auf dem alten Standpunkt. Die Erörterung über das Pronomen beginnt er mit den Sätzen: 'Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn, der Knecht wär' selber (dieses Wort wird bei der später gegebenen Übersicht ganz übergangen) ein Ritter gern. Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain und den Leib versenket im tiefen Rhein. — Der Knecht, welcher seinen Herrn erstochen hatte, versenkte denselben im tiefen Rhein'. Danach muss der Schüler 'denselben' für ein persönliches Fürwort halten, was es nach dem heutigen Gebrauch thatsächlich ist. Gleicher Art ist das Beispiel in dem Capitel über das Demonstrativum: 'Dieses Schiff rannte mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, dass dieselbe auseinander gesprengt wurde'. Über die eigentliche Bedeutung von Derselbe wird kein Wort gesagt. Unzählig sind die Stellen des Buches, an denen Derselbe als Personale gebraucht wird. S. 5 'Beim Übergange eines Wortes von einer Zeile auf die andere wird dasselbe in der Regel nach Sprechsilben abgetheilt' st. 'Ein Wort wird beim Übergang von' usw. 6. 'Suche in dem Lesestück ... die zusammengesetzten Wörter auf, (sic) und gieb die Stammsilben derselben an' st. 'ihre Stammsilben.' 9. 'Gattungsnamen nennt man diejenigen (über Derjenige macht Schröder auch sehr beherzigenswerte Bemerkungen) Substantive, welche eine ganze Gattung von Gegenständen und jedes zu derselben (l. 'dazu') gehörende Einzelwesen bezeichnen.' 14. 'Um zu bestimmen, welcher Declination ein Substantiv angehört, braucht man von demselben

[1]) Aus der mhd. Prosa, die freilich noch wenig durchforscht ist, scheint kein Beispiel bekannt. In Konrads Predigten liest man 113, 17: 'Swer so mich minnet unde swem ich liep pin, der behaltet och miniu wort unde tuot och daz mir lieb ist. dem selben dem ist och min vater holt unde chum ich unde min vater zuo dem selben unde schaffe wir selbe unser haimwesen bei dem selben.' Es ist der altdeutsche Typus, wie ihn Schröder nennt. Aber diese Unterscheidung von altdeutschem, harmonischem und symmetrischem Typus möchten wir nicht beibehalten, da sie niemand nachfühlt und der Missbrauch des Wortes dadurch nur verhüllt wird. Zum alten Typus gehört auch das tirolische 'Sell wol'.

(l. 'davon') nur... zu bilden.' 32. 'Bilde aus folgenden Wörtern Adjective mit der Nachsilbe lich, (sic) und wende dieselben in Sätzen an.' Aber daneben: 'Bilde aus folgenden Wörtern Adjective mit der Nachsilbe sam (hier kein Komma) und wende sie in Sätzen an.' Dann noch dreimal auf derselben Seite die Wendung mit 'Dieselben'. 58. 'Das Imperfectum und Plusquamperfectum bezeichnen eine Handlung auch als eine vergangene, sie setzen dieselbe (l. 'setzen sie') aber in Beziehung zu einer anderen Handlung der Vergangenheit.' Zweiter Theil, S. 12: 'Oft lässt sich eine Zweideutigkeit durch Anwendung des Pronomens derselbe (oder dieser) vermeiden.' Hier sind also Derselbe und Dieser gleichgestellt. Daneben die landläufige Regel: 'Wenn das Pronomen derselbe auf verschiedene Substantive bezogen werden kann, so ist es niemals auf das Subject, sondern immer auf ein anderes Satzglied zu beziehen.' Und S. 39: 'Das Pronomen er, sie, es bezieht sich auf das Subject des vorhergehenden Satzes, das Pronomen derselbe dagegen auf ein anderes Satzglied.' Da aber Derselbe nicht sowohl hinweist als bestätigt, ist es logisch richtiger, wo man bloß hinweisen will, dieses Wort nicht zu wählen.

Die Freunde des Wortes können sich freilich auf berühmte Muster berufen. Unter den bedeutendsten neuern Schriftstellern weiß Schröder nur einen zu nennen, der es meidet. Und Goethe findet, je älter er wird, je mehr Gefallen daran. Cellini 1, 50, 27 könnte als classisches Beispiel für die eben besprochene Regel verwendet werden. Die Stelle lautet: 'Als mein Freund zurückkam und meinem Vater meldete, dass ich glücklich entkommen sei, hatte derselbe eine unendliche Freude.' S. 112 steht das Wort auf 11 Zeilen, S. 332 auf fünf Zeilen zweimal. 275, 8 'und ich wusste zwei Tage nicht wo er war, auch bekümmerte ich mich nicht um ihn. Nach Verlauf derselben kam ein spanischer Edelmann zu mir' — wo leicht zu sagen war: 'Nach deren Verlauf.' 304, 21 wird es gar relativ gebraucht. 'So hielten sie mich acht Tage im Gefängnis, nach Verlauf derselben sie mich, um der Sache einige Gestalt zu geben, zum Verhör holen ließen.' Im ganzen erscheint es im ersten Theil (377 Seiten), falls wir nichts übersehen haben, 16mal, im zweiten (392 SS.) 32mal, darunter in dem Anhang, den Goethe zur Lebensbeschreibung geliefert hat (94 SS.), 11mal. Man merkt den Fortschritt, aber im Verhältnis zu andern Schriftstellern ist das noch mäßig [1]).

---

[1]) Dass es übrigens mit dieser Schrift seine besondere Art hat, hoffen wir ein andermal zu zeigen. Hier erwähnen wir noch die Form Selbig. 1. 71, 16 'Es war zur selbigen Zeit in Rom ein trefflicher Peruginer.' 2, 75, 25 'Ich kehrte noch selbigen Abend nach Paris zurück.' Derselbige wird, wie Schröder bei andern Werken beobachtet hat, in der Identitätsbedeutung gebraucht. Aber auch Derselbe. 2, 29, 4 'Und so geschah es auch, noch denselben Abend.' 2, 161, 22 'Zu derselbigen Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit' — in den ältern Aus-

Bequem ist das Wort allerdings und man muss einen Satz oft ganz umdenken, wenn man es vermeiden will. Nun aber das Übel erkannt ist, dürfte die Heilung manches Gute nach sich ziehen. Vielleicht kommen die persönlichen Fürwörter nun wieder zu Ehren. Zwar ob die (auch bei Goethe in seiner spätesten Zeit beliebte) Weglassung des Ich einen höflichen Grund hat, möchten wir bezweifeln. Aber die, wie Schuchardt gezeigt hat, slavodeutsche Weglassung des Sie der Anrede will entschieden schmeicheln. Und 'Ich dank' Ihnen' kann man nicht mehr hören ohne verletzenden Beigeschmack. Und von einem Höhern mit Er zu reden, gilt geradezu als Beleidigung. Aber Derselbe klingt vornehm. Das ist gewiss ein unnatürlicher Zustand, der unmöglich wäre, wenn die wahre Bedeutung dieses Wortes gewahrt bliebe. Darum sei Regel: Derselbe darf nur im Sinn des lateinischen Idem gebraucht werden, Daselbst und Dortselbst sind ganz zu meiden.

Wien. Johann Schmidt.

---

gaben steht 'derselben'. 2, 165, 2 'dass ich mich nicht rühmen könne, etwas anderes für meine Werke empfangen zu haben, als eine ungewisse Besoldung, die mir zu meinem Bedürfnis ausgesetzt gewesen. Auf dieselbe sei man mir noch über siebenhundert Goldgulden schuldig' — in der ältesten Ausgabe in den Horen steht 'ausgesetzt war, und darauf.' Ähnliche Verwendung wie Derselbe findet Solch. 1, 22, 3 'rings herum waren sieben Rundungen angebracht, und in solchen die sieben Tugenden, aus Elfenbein und schwarzen Knochen geschnitten' — 'in welchen geschnitten waren' steht in den Horen. 2, 64, 20 'Zu derselben Zeit kam der bewundernswürdige, tapfre Herr Peter Strozzi an den Hof, und erinnerte die Briefe (Horen 'an die') seiner Naturalisation. Der König ließ solche sogleich ausfertigen.' Im Anhang allein sechsmal. 2, 325, 23 'Manchmal gießt man auch die Form zum erstenmal mit Blei aus, arbeitet noch feiner in dieses Metall und macht darüber eine neue Form, um solche in Silber auszugießen.' Im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe kann man dem Wort in dieser Bedeutung häufig begegnen. Neuester Zeit ist es auch beliebt, worüber schon Andresen gesprochen hat.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Dr. Albert Rabe, Die Redaction der demosthenischen Kranzrede. Göttingen, Dieterich 1892. 8°, 65 SS.

Kirchhoffs Hypothese, dass die Kranzrede in ihrer heutigen Gestalt aus fremder Hand hervorgegangen sei, welche einen von Demosthenes vor der Gerichtsverhandlung verfassten Entwurf (§§. 3—4, 8, 53—121) mit dessen Reproduction der vor Gericht gehaltenen Rede nach dem Tode des Redners nicht überall geschickt zu einem Ganzen vereinigte, ist allerdings fast allgemein bekämpft worden, am entschiedensten von Fox, der die Rede durchaus als einheitliches Kunstwerk anerkannt wissen will. Gleichwohl hat aber Kirchhoff auf die nachfolgenden Forschungen insofern bestimmend eingewirkt, als man jetzt größtentheils geneigt ist, neben einem vom Redner vor der Verhandlung vorbereiteten Kern, der weitaus den größeren Theil der heutigen Rede ausmacht, in gewissen Stücken Erweiterungen und Zusätze zu erkennen, welche Demosthenes in Erwiderung der eben gehörten Anklagerede frei improvisiert und nachträglich dem ersten Entwurf einverleibt hat. Nach dieser Seite hin bewegen sich die Ausführungen von Weil und Blass. In ihre Fußtapfen tritt, besonders der von Weil gezeigten Methode folgend, der Verf. vorliegender Abhandlung, bekannt durch seine parallele Arbeit über die Redaction der Rede des Aeschines. Schon Weil hatte gewisse Partien, die sich ohneweiters aus dem Ganzen ausscheiden lassen, bestimmt als Zusätze in obigem Sinne bezeichnet, zugleich auch auf andere hingedeutet, die zwar auch erst nachträglich eingefügt, aber so enge mit dem ersten Entwurf verknüpft sind, dass eine genaue Scheidung nicht mehr möglich ist; überhaupt lehnte er es ausdrücklich ab, die Sonderung nach den drei Stadien des Entwurfes, der Improvisation und der schließlichen Redaction im einzelnen genau durchführen zu wollen. Rabe beabsichtigt nun das unvollendete Werk Weils fortzusetzen und versucht, alle Erweiterungen, welche die Rede durch Improvisation

erfahren hat, genau festzustellen. Solche bestehen nicht nur in größeren Stücken, sondern auch in einzelnen Sätzen, ja selbst in wenigen Wörtern, im Gesammtumfange von etwa 70 Paragraphen. Dazu nennt er ein paar Abschnitte, die vom Redner erst nach Kenntnisnahme der von Aeschines veröffentlichten Rede eingeschaltet worden sind.

Wer nun Weils Verfahren, die Entstehung der uns heute vorliegenden Rede zu erklären, für begründet ansieht, wird der auf gleicher Bahn fortschreitenden Untersuchung seine Zustimmung nicht versagen. Desgleichen kann gegen die Methode des Verf.s, von der Composition der ganzen Rede auszugehen, nichts eingewendet werden. Denn nur dann, wenn es sich klar zeigt, dass ein Abschnitt die beabsichtigte Gedankenreihe gewaltsam stört oder unterbricht und zugleich offenbare Bezugnahme auf die Anklagerede verräth, wird man mit Berechtigung nachträglichen Zusatz annehmen dürfen. In der That wird durch die vorliegende Arbeit manche von den Vermuthungen Weils in befriedigender Weise theils erhärtet theils erweitert. Jedoch scheint mir Rabe in mehreren Fällen, wo er über Weil hinausgeht, mit seinem Urtheil zu vorschnell gewesen zu sein. Nicht überall, wo er dies behauptet, lassen sich die von ihm als spätere Zusätze bezeichneten Abschnitte ohneweiters leicht ausscheiden. So stehen §. 226 die Eingangsworte, besonders *ἔτι μεμνημένων ὑμῶν καὶ .... ἐχόντων* in deutlichem Bezuge zu 225 *ἐκ παλαιῶν χρόνων — διαβάλλειν*; hier ist also bei dem enggeschlossenen Zusammenhange letzterer Passus keineswegs entbehrlich. Umgekehrt wenn nach dem Urtheile des Verf.s (p. 50) 232 f. dem ersten Entwurfe angehört, so kann dies unmöglich für die Worte *παραδείγματα πλάττων κτλ.* gelten, welche jedenfalls die Anklagerede zur Voraussetzung haben; *παραδείγματα* weist ja auf das vorher erwähnte Gleichnis des Aeschines vom *λογισμός* hin.

Außerdem hat R. geglaubt, in verschiedenen Fällen Beziehung von Stellen in der demosthenischen Rede auf die des Aeschines constatieren zu müssen, die nicht in gleicher Weise beweiskräftig sind. Ich will hier nicht darauf näher eingehen, dass der Redner auf verschiedene Weise im vorhinein von den Absichten des Anklägers Kenntnis erhalten und daher schon im ersten Entwurfe gegen dessen zu gewärtigende Ausfälle die Erwiderung vorbereitet haben konnte, ein Gesichtspunkt, der von Weil gelegentlich gewürdigt worden ist, bei R. aber keine Beachtung findet. Dagegen sei das Verhalten des Verf.s solchen Stellen gegenüber besprochen, wo sich ein ähnlicher Gedanke bei Demosthenes und Aeschines findet und auch im Wortlaute Anklänge hervortreten. Will man auf Grund derartiger Beobachtungen den Schluss auf späteren Einschub ziehen, so muss vorerst die Überzeugung mit Sicherheit feststehen, dass die betreffende Äußerung des zweiten Redners in Wort und Gedanken ausschließlich durch die eben gehörte Anklagerede veranlasst worden sein konnte. Dass nun über diesen Punkt die

Ausführungen des Verf.s manchem Zweifel Raum lassen, will ich an dem Prooemium zeigen. Er behauptet p. 23, dass §§. 5—7 durch die Anklagerede hervorgerufen worden seien. Thatsächlich wird nämlich von beiden Rednern die Frage gestreift, worum es sich bei dem Processe für Ktesiphon und Demosthenes handle. Aeschines erklärt §. 210, Ktesiphon allein sei der Beschuldigte, sein Vertheidiger riskiere weder Vermögen noch Leben noch bürgerliche Ehre; Demosthenes sagt §. 5, ihn bedrohe die gleiche Gefahr wie Ktesiphon, und führt dies näher aus. Es ist nun nichts natürlicher, als dass ebensowohl Aeschines, der ja doch auch wohl im voraus wusste, was er von der Rede des Demosthenes zu erwarten hatte, dieser gleichsam den Boden zu entziehen bestrebt war durch die Bemerkung, ihn gehe ja eigentlich der Process mit seinen Folgen nichts an, als auch Demosthenes die Eigenart seiner Vertheidigungsrede damit motivieren musste, dass für ihn dasselbe wie für Ktesiphon auf dem Spiele stehe. Hier braucht also durchaus nicht die Rede des Anklägers Demosthenes zu einer Erwiderung veranlasst zu haben, sondern beide Theile hatten unabhängig voneinander genügenden Grund, davon zu sprechen. Allein die Übereinstimmung im Wortlaute? Diese reduciert sich darauf, dass in der einen Rede *ἀγών μοί ἐστι περί* —, in der andern *ἀγωνίζομαι περί* — vorkommt, eine Ähnlichkeit, die doch kaum etwas zu besagen hat. — Ebensowenig bestehen zwingende Gründe, zwischen Dem. §. 6 und Aesch. §. 257 eine mehr als zufällige Berührung anzunehmen, wenn dies auch von R. und anderen behauptet wird. Aeschines beschwört nämlich den Geist Solons auf die Rednerbühne und lässt durch ihn die Richter bitten, sie mögen die Gesetze höher achten als die Worte des Gegners. Demosthenes dagegen bittet die Richter, ihm gerechtes Gehör zu schenken gemäß den Gesetzen Solons, die sie beschworen hätten. Auf die wörtliche Entsprechung kommt es hier nicht an; denn *δέομαι*, das an beiden Stellen gelesen wird, ist doch auf verschiedene Subjecte bezogen, würde aber auch im gegentheiligen Falle nichts entscheiden. Es bleibt also nur die Erwähnung Solons. Aber auch auf diese ist kein sicherer Schluss zu gründen, da man ja weiß, wie beliebt bei den Rednern vor athenischen Gerichtshöfen gerade die Berufung auf Solon als Gesetzgeber gewesen ist.

Meiner Ansicht nach genügen also die Einwendungen R.s nicht, §§. 5—7 dem ersten Entwurfe abzusprechen. Sie vertragen sich auch — um auch dies gegen den Verf. (p. 22) ausdrücklich zu bemerken — mit §. 3 f. ganz gut, da der Inhalt beider Abschnitte ausreichend verschieden ist; letzterer betrifft das Verhältnis des Sprechers zum Ankläger, ersterer das zum Angeklagten. Dagegen kann die Übereinstimmung in Gedanken und Wortlaut zwischen §. 2 und 6 bedenklich erscheinen und in noch höherem Grade die nahezu wörtliche Wiederholung des Gebetes §. 1 in §. 8, über die man sich durch allerhand künstliche Annahmen hinweg-

zutäuschen gesucht hat. Enthält nun, wie allgemein anerkannt wird, §. 1 und 2 deutlichen Bezug auf den Inhalt der Anklagerede, so erscheint es mir wahrscheinlicher, dass im ersten Entwurfe das Prooemium mit dem Gebete in der Form, wie sie §. 8 heute vorliegt, begonnen und mit der Bitte an die Richter §. 6 f. geschlossen hat.

Am wenigsten überzeugend ist endlich die Behauptung R.s, dass gewisse wenige Stücke vom Redner erst nach der Herausgabe der Anklagerede eingeschoben worden seien. Der Beweis wird lediglich dadurch erbracht, dass die entsprechenden Partien in der Rede des Aeschines, wie der Verf. in seiner früheren Abhandlung [1]) zu zeigen sich bemüht hat, gleichfalls erst später hinzugefügt wurden.

Trotz der nicht selten unsicheren Ergebnisse kann vorliegende Schrift namentlich denen, die sich über die verschiedenen Versuche zur Lösung der Frage orientieren wollen, empfohlen werden.

Wien. Franz Slameczka.

Satiren und Episteln des Horaz. Mit Anmerkungen von Lucian Müller. II. Theil: Episteln. Wien, Leipzig, Prag, Tempsky-Freytag 1893. IV u. 345 SS.

Dem in dieser Zeitschrift 1892, S. 317 ff. besprochenen ersten Theile dieser Ausgabe ist der zweite, die Episteln enthaltende, bald gefolgt. Was wir an der genannten Stelle über die Berechtigung und den Schwerpunkt des ersten Bandes gesagt haben, gilt auch von diesem zweiten, vielleicht sogar noch in erhöhtem Maße. Boten ja diese gereiftesten Erzeugnisse des venusinischen Dichters, namentlich auch die sogenannten Literaturbriefe, dem feinen Kenner des Gesammtgebietes der römischen Poesie öfter noch besonders günstige Gelegenheit, seine Erfahrungen im Rahmen eines Commentares zu verwerten. Musste der Herausgeber dabei auch hie und da, um nicht zu breit zu werden, auf seine näheren Auseinandersetzungen in den Biographien des Ennius und Horaz, in den Werken de re metrica und über den saturnischen Vers verweisen, so ist doch das hier vorgeführte Bild für sich wieder ein selbständiges und eröffnet wiederholt auch noch neue Gesichtspunkte. Die Einleitungen zu den einzelnen Briefen sind so gefeilt, dass sie bezüglich der Kunst, alles Wesentliche in schöner Form kurz vorzuführen, nicht selten geradezu als musterhaft bezeichnet werden müssen. Im Commentare selbst heben wir neben den literarhistorischen zunächst besonders die oft sehr instructiven metrischen Bemerkungen hervor (als ein schönes Beispiel für viele sei das auf S. 81 genannt), ferner Beobachtungen über die Al-

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1891, S. 1037.

litteration bei Horaz, über den Gebrauch von gewissen Wortformen in den verschiedenen Dichtungen desselben, endlich die ergänzenden Bemerkungen über Vorbilder und Nachahmer des Dichters. Auf dem Gebiete der Kritik wurde, obwohl sonst der aus den Textausgaben bekannte Standpunkt des Herausgebers im wesentlichen auch hier gewahrt ist, doch manche Stelle erneuter Erwägung unterzogen; so ist z. B. nun für I, 7, 3 die Möglichkeit des horazischen Ursprunges zugegeben, ja theilweise neu begründet (S. 65). Die verdächtigen Verse, welche in der Textausgabe bloß in den Prolegomena als solche bezeichnet waren, sind jetzt im Texte zwischen Klammern gesetzt.

Ich lasse nach der verdienten Anerkennung ein paar Beobachtungen folgen, die sich mir hier und dort bei der Lectüre ergaben und die vielleicht für eine neue Auflage den einen oder anderen kleinen Wink bieten könnten. Bisweilen dürften die Anmerkungen zu den sogenannten Realien auch hier, ohne die Anlage des Werkes wesentlich zu ändern, noch etwas genauer gefasst oder mit knappen Hinweisen auf einschlägige Werke versehen werden können. Vereinzelt kann man auf diesem Gebiete bei gleichzeitiger Durchsicht mehrerer Commentare wohl auch die Entstehung einer nicht ganz präcisen Bemerkung entdecken. So treffen wir z. B. zu I, 10, 22 (*nempe inter varias nutritur silva columnas*) gerade bei Neueren, darunter bei Kießling und L. Müller,[1]) „*Impluvium*“ (bei letzterem „*Impluvium; Cavaedium*“) als Ort für die Gesträucheanlagen zwischen den bunten Marmorsäulen bezeichnet; es muss, wenigstens nach der gewöhnlichen Sitte, hier gewiss eher das hinter dem Atrium und Tablinum liegende *Peristylium* genannt werden, wo Baumgruppen standen und Brunnen plätscherten, wie in letzterer Beziehung Sueton Aug. 82 ausdrücklich sagt *saepe in peristylo saliente aqua .... cubabat* und die pompejanischen Häuser ja Analogien bieten (man vergleiche außer den bekannten Werken über Pompeii auch Friedländer, Sittengesch. III, 82; über das impluvium im atrium und über den öfter im gleichen Sinne wie atrium gebrauchten Ausdruck cavaedium Marquardt, Privatleb. d. R. I, 212; 218). Impluvium im weiteren Sinne auch für den unbedeckten Raum im Peristyl ist doch seltener und scheint in die Commentare zu dieser Stelle seit Dillenburger eingedrungen zu sein, der, nachdem Orelli noch bündig bemerkt hatte „loquitur de peristylio“, dafür die Umschreibung gebrauchte „describitur viridarium in impluvio aedium cinctum peristylio“, worauf weiter Krüger mit Weglassung des eigentlichen terminus technicus von den „das Impluvium umgebenden Säulengängen“ sprach.[2]) — Über die Arten

[1]) Schütz sagt einfach „diese *silva* ist eine Veranda, ein *viridarium*“.

[2]) Auch in Wörterbüchern, wie selbst in der 7. Auflage des sonst so gefeilten Georges'schen, werden derartige Artikel hie und da nach neueren Forschungen genauer gefasst und bezüglich der Belegstellen

des Königsspieles (vgl. I, 1, 59) hat Grasberger, Erziehung und Unterricht I, 54 gut gehandelt. — Zu I, 1, 5 über Hercules als Vorsteher der ludi überhaupt vgl. Roscher, Mythol. Lexikon I, 2979, über den Hercules Fundanius und über Porphyrio zur Stelle des Horaz dasselbe Buch S. 3007. — In der Bemerkung über die Benützung der horazischen Werke als Schulbuch (zu I, 20, 17) hätte wohl auch noch Ausonius XIII, 2, 56 (p. 38 C. Schenkl) herangezogen werden können; über Horazlectüre im Mittelalter mit theilweise doch auch starker Hervortretung der Carmina hat Ref. in den Sitzungsberichten der k. Akademie zu München 1881, S. 302 Nachträge geliefert. Vgl. seitdem auch die neueste Schrift von Manitius. — Bei den hübschen Hinweisen auf Nachahmung oder Verwertung horazischer Gedanken bei späteren Schriftstellern wären wir dem Philosophen Seneca nicht ungerne noch öfter begegnet; S. 95 z. B., wo derselbe in nächster Nähe aus anderem Grunde genannt ist, hätte er wohl auch noch für die Sentenz *caelum, non animum mutant, qui trans mare currunt* (Hor. Ep. I, 11, 27) mit seiner Anspielung (Ep. III, 7 [28], 2) *animum debes mutare, non caelum* usw. knappe Erwähnung verdient. Für den Gedanken A. P. 38 wäre die Umschreibung desselben bei Seneca Dial. IX, 6, 4 vielleicht nennenswert (vgl. Joh. Müller, Sitzungsber. der kais. Akademie in Wien 118. Bd., S. 27). — Ein paarmal hat der Verf. bei ähnlichen Gelegenheiten auch Conjecturen zu den verglichenen Stellen mitgetheilt; so vermuthet er z. B. S. 73 zu Tacitus de or. 7, 5 *tunicatus hic popellus* (st. *populus*) mit Hinsicht auf Hor. Ep. I, 7, 65. — Die Verseumstellung, welche er S. 172 für Ovid Trist. I, 1, 9—12 vorschlägt, wird wirklich auch durch zwei Handschriften bestätigt (vgl. jetzt den Apparat in der Ausgabe der Tristia von Owen, Oxford 1889, p. 2); der Gedanke liegt an sich allerdings nahe, aber bei wiederholter Lectüre will dann der Anschluss des *felices ornent haec instrumenta libellos* an den bei dieser Annahme vorangehenden Pentameter *hirsutus sparsis ut videare comis* doch auch nicht besonders gefallen.

Der Druck ist sehr correct; von Setzerversehen könnte etwa S. 31 Ende II (statt I.), VI, 202 nur auf den ersten Blick stören. Buch- und Verszahl finden wir in diesem Bande, einem mehrfach geäußerten Wunsche entsprechend, am Kopfe der einzelnen Seiten notiert.

Innsbruck. Anton Zingerle.

---

gesichtet werden müssen. Wenn dort z. B. s. v. impluvium schließlich nach der Bemerkung »in Palästen mit Bäumen besetzt« als erster Beleg Liv. XXXXIII, 13, 6 citiert wird, so genügt es darauf zu verweisen, dass die neuesten Erklärer, wie z. B. H. J. Müller in der 2. Auflage der Weißenborn'schen Ausgabe (1880), mit Recht nun auch impluvium an dieser Stelle auf die Deckeöffnung im Atrium und nicht auf das Peristyl beziehen.

T. Livi ab urbe condita libri. Edidit Antonius Zingerle. Pars VI. Fasc. I. Liber XXXVI—XXXVIII.

a) Editio maior. Vindobonae et Pragae sumptus fecit F. Tempsky, Lipsiae sumptus fecit G. Freytag 1893. 8°, VI u. 188 SS. Preis geh. 1 Mk. 20 Pf. = 75 kr.

b) Editio minor. In demselben Verlage 1893. 8°, 154 SS. Preis geh. 1 Mk. = 60 kr.

a) Der vorliegende, bereits im Juni 1892 abgeschlossene und Fr. Aug. Otto Benndorf gewidmete Band zeigt dasselbe vorsichtige und maßvolle Verfahren des Verf.s in der Behandlung der Überlieferung, die richtige Schätzung von B (gegenüber dem von Madvig über Gebür bevorzugten M), wie der 5. Theil.

Eine stattliche Reihe von Lesarten hatte Z. kurz zuvor in der sehr lesenswerten Abhandlung „Zur vierten Decade des Livius“ (Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Classe, Bd. CXXVIII) näher begründet; dieselben dürften wegen der selbständig angestellten Untersuchungen über die Entstehung handschriftlicher Fehler, über Sprachgebrauch und Wortstellung des Livius (namentlich in der IV. Decade) fast insgesammt Billigung finden. Demnach entschied sich Z. für: XXXVI, 9, 12 castigatione; 10, 1 cum t. exercitu ⟨profectus⟩ primo; 10, 8 Pheraeis; 21, 5 ad Hydruntem; 28, 4 pr. dicentem ⟨Phaeneas⟩ interfatus R.; 41, 3 nec denique; XXXVII, 4, 8 necopinatam; 5, 2 et tunc cibo; 6, 2 iam enim; 13, 8 inde ingentem (schwach begründet, in der Note nur vermuthet); 16, 9 levis ⟨armaturae⟩ excursionibus (paläographisch nicht wahrscheinlich); 18, 7 paucis ⟨Syris⟩ admixtis; 24, 7 ⟨alacri⟩ ac prope una voce (eine wohl harte Verbindung); 34, 6 delapsum in eo tumultu ex equo; 38, 1 ad Hyrcanium campum; 41, 2 umor . . ab austro velut ⟨pluvialis⟩ perfundit (nicht wahrscheinlich); 44, 4 Magnesia ad Sipylum; 51, 9 v. in Aetolia ⟨Antiochum⟩ metuere; 54, 18 in solo illo antiquo; 56, 2 et M. ad Rhyndacum sitam et Milyas et L. J. (eine weitgehende Änderung, in der Note nur als Vermuthung); 58, 8 ab ultimis Orientis ⟨terminis⟩; XXXVIII, 7, 13 foedo q. odore und im folgenden implesset (vermuthet); 13, 9 ea utique (vermuthet); 37, 11 decessum praesidio est. a Perga; 58, 8 dignum ductum. XXXVIII, 39, 17 res integra ad senatum begründete Z. bereits Berl. phil. Wochenschr. 1891, S. 1038; mit congiaria dederat ist XXXVII, 57, 11 zwar der sonst übliche Ausdruck gegeben, doch ist dessen Verderbnis in c. habuerat nicht recht glaublich.

Der kritische Commentar zeigt, mit dem des V. Theiles verglichen, einen großen Fortschritt; es sind die Varianten der jüngeren Handschriften und der alten Ausgaben reichlich und sorgfältig herangezogen. Diese allerdings sehr mühsame Arbeit trug auch ihre guten Früchte. So zeigte sich, wie Z. in der oben erwähnten Schrift S. 21 f. nachwies, dass Lov. 2 öfter (z. B. XXXVIII, 17, 13; 47, 6; 52. 10; 58, 6; 60, 9) die richtige Lesart bietet

und auf eine gute Quelle zurückgeht. Ferner sei erwähnt, dass daselbst Z. (nur zu bescheiden) den gelungenen Beweis liefert, dass sich einerseits mehrfach Verbindungslinien zwischen einigen Vertretern der Φ-Gruppe (insbesondere Lov. 2) und M zeigen (wodurch Luchs' Zuweisung dieser Gruppe zu *B* einigermaßen erschüttert wird), anderseits auch S mehrfach Übereinstimmung mit M zeigt.

Außerdem wurden die Arbeiten neuerer Gelehrter in erschöpfender Weise verwendet; in den Text fanden Aufnahme eine Reihe von Conjecturen M. Müllers (nach genauer Prüfung, wie der krit. Commentar zeigt), H. J. Müllers (XXXVI, 8, 2; 22, 7; XXXVII, 19, 1; 45, 7; XXXVIII, 1, 4; 1, 5; 1, 9; 6, 4; 23, 2; 53, 4; 56, 9), Fügners (XXXVI, 3, 3; XXXVII, 41, 9) u. a. m.

Infolge der sorgfältigen Gestaltung des Textes, sowie der reichhaltigen und systematischen Durchführung des kritischen Commentars steht dieser Band auf der höchsten Stufe der bisher auf diesem Gebiete erschienenen Arbeiten Z.s und ist unseren anderen besten Liviusausgaben vollkommen ebenbürtig [1]).

b) Die Editio minor enthält, wie in den früheren Bänden, den bloßen Text ohne Vorrede und ohne kritischen Commentar.

St. Pölten. Dr. Adolf M. A. Schmidt.

Etymologisches Vocabularium zum Cäsar, eingerichtet zum Nachschlagen und zum Lernen. Nebst einer Sammlung von lateinischen Beispielen und einer Zusammenstellung der Conjunctionen zur Repetition der Syntax. Von Dr. Ernst Schlee, Director des Realgymnasiums und der Realschule zu Altona. 3. Aufl. Altona, J. Harders Verlag 1892. gr. 8°. 60 SS. Preis br. 80 Pf., geb. 1 Mk.

Das Büchlein hat wohl die 3. Auflage erlebt, wird also offenbar gekauft. Ich will auch nicht leugnen, dass es so manche Vorzüge hat. Der Druck ist sauber, die Anordnung recht übersichtlich, die Längen sind bezeichnet. In der Etymologie ist so ziemlich Maß gehalten. Vaničeks Gr.-lat. WB. scheint zugrunde gelegen zu haben. Allein die Frage möchte ich stellen, ob das Buch auch praktisch ist. Da wird einem die unbedingte Bejahung nicht so leicht gemacht. Im allgemeinen wiegt der etymologische Zweck vor. Infolge dessen liegt nicht das Hauptgewicht auf der Anführung möglichst vieler Wortbedeutungen. Der Schüler findet dementsprechend denn auch nicht immer das, was er gern wissen möchte. Man könnte zwar wohl sagen, dass er aus der Grundbedeutung die entsprechende Bedeutung für den jeweiligen Zusammenhang im Satze erschließen könne. Aber man bedenke die Stufe, auf welcher der Cäsar lesende Schüler steht! Ein Beispiel. B. G. II 33, 6 heißt

---

[1]) S. 119, Comm., Z. 2 v. u. ist zu lesen: cf. M. Mueller; S. 181, Text, Z. 3 v. u.: rogassent iusserunt.

es von der Aduatuker-Stadt: Postridie eius diei refractis portis, cum iam defenderet nemo, atque intromissis militibus nostris *sectionem* eius oppidi universam Caesar vendidit. Für sectio steht angegeben: Zertheilung. Jetzt möchte ich wohl wissen, wie der Quartaner mit diesem Vocabel die Stelle übersetzen kann, oder wie er aus dieser Grundbedeutung eine passende Bedeutung aus dem Zusammenhang erschließen soll. Raumersparnis mag für den Verf. wohl nicht maßgebend gewesen sein, denn z. B. von furor findet sich zweimal dasselbe gesagt unter furor und fervere, und andere Wörter wie etwa forare, frigere u. ä. werden angeführt, ohne dass sie im Corpus Caesarianum vorkämen.

Für gewöhnlich citiert Schlee die abgeleiteten Wörter so z. B.: fanum s. fari. Aber hier sieht man schon das Unpraktische, das sich bei einem etymologisch geordneten Vocabular nothwendig einstellen muss: das sind die vielen Verweisungen und Wiederholungen. Das nimmt dem Schüler viel Zeit unnöthigerweise weg. Und dann, ich lasse es mir gefallen, wenn so citiert wird: (gen...), und jetzt kommt die ganze Sippe, aber „prex, precis f. (defectivum) Bitte" anzugeben, das ist denn doch nur eine Inconsequenz. Denn da soll der Schüler etwas lernen, was gar nicht vorkommt.

Mindestens fragwürdig ist die Einrichtung, dass z. B. pes nach pecus und vor pellere eingereiht ist. Der Schüler wird pes nach per- suchen, und wenn er es da nicht findet, sucht er kaum weiter.

Wetten möchte ich auch, dass der Schüler necubi unter ubi suchen dürfte, dort steht aber nicht einmal eine Verweisung auf nē, wo er es erst wirklich findet. Das mag schließlich noch hingehen. Wie aber ein Schüler explorare, explorator unter pluit suchen sollte, das glaube, wer kann. Auf pluit wird er nicht verwiesen, und somit findet er die angegebenen Vocabeln überhaupt nicht.

Eigennamen fehlen überhaupt. So erkläre ich mir auch das fehlende soldurii. Warum aber auch duumvir fehlt?

Man findet ferner adolescens. Faber wird übersetzt durch Werkmann. Werkleute sagt man wohl, aber Werkmann?

Alles in allem, es ist zwar eine ganz tüchtige Arbeit, aber ausreichende Belehrung bezüglich der Bedeutung bekommt der Schüler nicht, und ferner raubt ihm die Benutzung dieses Buches viel zu viel Zeit, um es zur regelmäßigen Vorbereitung gebrauchen zu können. Ich kann es mir nur, wenn ich von der Zeit absehe, neben einem anderen Lexikon benutzt denken, dann aber wohl mit Vortheil.

Von S. 55 an folgt ein 'Repetitorium der Syntax' und zwar: 1. Subject, Prädicat, Apposition; 2. Syntax der Casus; 3. Syntax des Adjectivs und der Pronomina mit Beispielen, die nicht einmal alle aus Cäsar entnommen sind. Darauf folgt dann 4. Conjunctionen und satzverbindende Adverbien. Die betreffenden Wortarten werden gruppiert und mit der deutschen Übersetzung versehen. Ob aber diese magere Kost, abgesehen etwa noch von Punkt 4, irgend wem nützlich sein kann, möchte ich billig bezweifeln.

Schulwörterbuch zu Caesar mit besonderer Berücksichtigung der Phraseologie von Dr. Heinrich Ebeling. In 2. und 3. Auflage bearbeitet von Dr. A. Draeger, Director des kgl. Gymnasiums in Aurich. 4. Aufl. besorgt von Dr. Rudolf Schneider, Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium zu Berlin. Leipzig, B. G. Teubner 1892. gr. 8°, 112 SS. Preis 1 Mk.

Es ist recht schwer, über ein derartiges Buch ein gerechtes Urtheil abgeben zu können. Wie viel Arbeit darin steckt, kann nur einer ahnen, der selbst derartige Arbeiten gemacht hat. R. Schneider ist der dritte Bearbeiter. Ich bin überzeugt, dass er selbst am besten die Mängel fühlt, die dem Buche anhaften. Die lassen sich eben nicht auf einmal wegfegen. Das braucht Zeit. Das muss allmählich geschehen. Um es kurz zu charakterisieren, eine gewisse Einheitlichkeit fehlt. Ich stelle zusammen, was mir bei einer theilweise nur flüchtigen Durchsicht aufgefallen ist.

Die einzelnen Wörter sind mit Quantitätszeichen versehen und zwar Kürzen und Längen, nur die positionslangen Silben blieben unbezeichnet, und dann die Silben in fremden Eigennamen, wo es besondere Schwierigkeiten bei der Festsetzung der Quantität gibt. Häufig blieben solche Silben unbezeichnet, die für die Betonung nicht eben weiter in Betracht kommen. Ich sage nur häufig, obwohl ich hier eigentlich eine Inconsequenz sehe. Wenn z. B. Lūsītāni drei Quantitätszeichen aufweist, warum fehlt es in Lucāni über dem u? Eine Unsicherheit ist hier doch nicht. Man vgl. die griechische Transscription *Λευκανοί* (S. Pape-Benseler, WB. d. g. E.[3] u. d. W. *Λευκανία*). In solchen Dingen vermisse ich eben einen gleichmäßigen Vorgang.

Weil ich schon bei der Quantitätsbezeichnung bin, so hebe ich auch z. B. hervor matĕr, clamor, cŏmitialis, wo die Quantitätsbezeichnung auf dem a fehlt. Überflüssig ist aber das Kürzezeichen in solchen Fällen wie clēmentĭa oder sciĕntia. Im letzteren Falle hat z. B. das unmittelbar vorhergehende scienter keine Bezeichnung auf dem i. Hier muss man doch das altehrwürdige 'vocalis ante vocalem corripitur' als bekannt voraussetzen. Eine Berechtigung zur Bezeichnung eines Vocals vor einem anderen kann man nur zugestehen in Fällen wie Alexandrīa. Hier mag auch gleich der Druckfehler commūtātio erwähnt werden.

Eine andere Unregelmäßigkeit, die mir auffiel, ist die: bei unus erscheint in der Klammer: (gen. unius), bei totus z. B. nicht. Dagegen liest man hier den Dat. toto. Der ähnliche Dat. nullo b. G. VI 13, 1 fehlt aber, und ebenso der Dat. alterae ib. V 27, 5. Warum aber bei alteruter der Genetiv alterutrius beigedruckt ist, weiß man nicht; im Cäsar kommt er nicht vor.

Auch das Princip, nach dem die Stellen bei einzelnen Vocabeln ausgeschrieben wurden, ist nicht recht durchsichtig. Bei *ἅπαξ εἰρημένα*, würde man denken, sollte oder könnte die Stelle angeführt sein. Das trifft aber nicht immer zu. Und anderseits

warum z. B. bei saucius 5, 36, 3 steht, ist ganz unklar. Es sind in den Cäsarianischen Hauptschriften vier Stellen. Warum aber gerade die obige Stelle ausgeschrieben ist, weiß ich nicht. Etwas Besonderes ist dabei nicht zu merken. Auch bezüglich der Berücksichtigung der Fragmente ist die Sache nicht ganz klar. Scriptum, welches in den Bruchstücken vorkommt, ist ausgewiesen, dagegen z. B. scilicet oder sensus (s. Lex. Caes. von Menge-Preuss), die auch in den Fragmenten vorkommen, nicht. Das sind also Ungleichheiten, die mit der Zeit gewiss ausgemerzt werden können.

Bei soldurīi steht die Erklärung: Soldurier (keltisches Wort, verwandt mit 'sollen') 3, 22, 1. vgl. devoveo. Viele Worte; was das aber ist, erfährt man nicht. Freilich kann man das in der angeführten Stelle 3, 22, 1 nachlesen. Ja, aber das ist dann eine Ungleichheit, wenn bei vergobrētus die Erklärung zu lesen ist: keltischer Name der höchsten Obrigkeit bei den Äduern 1, 16, 5. Denn an der ebenda angeführten Stelle liest man auch die Erklärung des Namens.

Zum mindesten unklar ist die Zusammenstellung unter compăro: .... bereite vor, mache fertig, rüste res ad aliquid, se ad eruptionem, fugam, sich zur Flucht rüsten. Man bezieht dann so: se ad fugam comparare, was doch die einzige Stelle b. G. IV 18, 4 fugā comparatā ausschließt.

Die Zahlen in den angeführten Stellen scheinen zuverlässig zu sein. Mir fiel nur auf s. v. alteruter 3, 90, 2 für 3, 90, 3.

Eine weitere Ungleichheit sehe ich in der Anwendung des Bindestriches. Man findet z. B. defătīgātio, aber de-fătīgo; in defendo, defīcio u. a. fehlt der Bindestrich nach dem de- in de-fĕro, de-fīgo usw. ist er vorhanden.

Unter multus steht angegeben: häufig, multā linguā uti. Das kommt aber nur an einer Stelle vor: b. G. I 47, 4. In der Erklärung zu Lĭburnus sollte doch wohl Militärgrenze als ein nunmehr veralteter Name nicht mehr vorkommen.

Sonst ist der Druck richtig. Bei sanctus ist das anlautende s verschoben.

Der Herausgeber scheint übrigens auch hier seiner Überzeugung Ausdruck gegeben zu haben, dass die β-Classe möglichst zu berücksichtigen sei. So weise ich hin auf commīlĭtones b. G. IV 25, 3, wo er gegen die Herausgeber und α den deteriores folgt.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Ellendt-Seyfferts Lateinische Grammatik. 37. Aufl. Neu bearbeitet von Dr. M. A. Seyffert und Dr. W. Fries. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893.

Durch die neuen Lehrpläne für die preußischen Gymnasien sahen sich die Herausgeber dieses trefflichen Buches zu einer Neu-

bearbeitung gezwungen, die hauptsächlich in einer Kürzung und in einer strafferen Zusammenfassung des Stoffes besteht. Besonders erfuhr die Syntax Veränderungen, indem die Verbalnomina vor der Tempus- und Moduslehre behandelt sind, ferner der Abschnitt über Eigenthümlichkeiten im Gebrauche der Nomina und der bisher die Syntax abschließende Abschnitt vom Gebrauche der coordinierenden Conjunctionen — beide unter starken Kürzungen — zu einem grammatisch-stilistischen Anhang vereinigt wurden. Stoffauswahl, Anordnung und Darstellung lassen nichts zu wünschen übrig. Auch die Beispiele berücksichtigen jetzt mehr als früher die Classenlectüre.

Im einzelnen mag noch Folgendes bemerkt werden:

§. 14. Die Regel: „Den Stamm des Wortes erhält man am reinsten, wenn man die Endung des Genetiv Plur. (-rum oder -um) wegnimmt, z. B. mensa mensa-rum, Stamm mensa; servus, servo-rum, Stamm servo; civis civium, Stamm civi" hat das Missliche, dass dann die Schüler mensā, servō als Stamm ansehen, was unrichtig ist und zu Irrthümern verleiten muss.

§. 16 stimmt fast wörtlich mit der Anmerkung im §. 11 meiner Grammatik; ebenso die Bemerkung zur I. Declination über „von, mit" bei Personennamen. Desgleichen hat die Behandlung der 3. Declination die Eintheilung in Imparisyllaba (consonantische Stämme) und Parisyllaba (Vocalstämme) mit meiner Grammatik gemeinsam.

§. 23 ist vīrus für den Anfangsunterricht völlig entbehrlich.

§. 26 sollte es wohl ab animalī von dem lebenden Wesen heißen statt animalī.

§. 27, 1 ist febris unnöthig.

§. 28, 3. Die Monatsnamen kommen im classischen Latein nur als Adjectiva bei Kalendae, Nonae, Idus vor.

Von §. 27 ist für die Bezeichnung Parisyllaba das deutsche „gleichsilbige" eingeführt, im §. 24 werden die lateinischen termini gebraucht. Ich habe in meiner Grammatik gleich von Anbeginn die deutsche Bezeichnung vorausgestellt und dann festgehalten.

§. 30, 5 sind nostras und vestras überflüssig.

§. 30, 1. Die Reimregel ist nicht besonders schön; wichtiger ist es, dass die Schüler über das Genus von regio, legio im ungewissen bleiben.

Ebenda halte ich für überflüssig: marmor, cos, dos und einige andere. Überhaupt aber entspricht die Darstellung des Genus der 3. Declination nicht der Stammtheorie, die doch in der Einleitung zugrunde gelegt ist; cōs und ōs, iter und vēr, aes und merces, senectūs und corpus sollten denn doch nicht mehr auf eine Stufe gestellt werden.

§. 37 ist acus überflüssig.

Die Trennung der Declination der Adjectiva von der der Substantiva halte ich nicht für praktisch. In der Schulpraxis wenigstens lässt sich dieselbe unmöglich durchführen.

§. 52 halte ich es für ganz überflüssig, Wörter anzuführen, welche den Comparativ und welche den Superlativ entbehren.

§. 55. abs tō als alleinige Form habe ich in der 2. Auflage meiner Grammatik aufgegeben.

Dass die Herausgeber noch immer den ganzen Imperativ futuri im Activ, die Supina, den passiven Infinitiv futuri im Paradigma, also für das erste Lernen bringen, bedauere ich.

Im Verzeichnisse der Verba nach ihren Stammformen finde ich manche, die ich nicht für nöthig halte; z. B. molo, compesco, condolesco, effloresco u. a. m.

Aus der Syntax sei Folgendes hervorgehoben:

§. 97, 2, b, 2. Wozu die Regel, da doch Substantivierung der Prädicatsadjectiva vorliegt: divitiae et honores incerta et caduca sunt unsichere und hinfällige Dinge.

§. 108, 1. deficio ich fehle gibt zu Missverständnissen Anlass. Das Verb kann nur in der 3. Person (also aliquid me deficit) vorkommen. — Interest (§. 134) verdient, wie ich in dem Vorworte zur 2. Auflage meiner Grammatik gezeigt habe, nicht mehr diese breite Behandlung in einer Schulgrammatik. — §. 147 fehlt per = παρά; ferner §. 148 die richtige Übersetzung ex equo zu Pferde. Die Lehre vom Accusativ mit dem Infinitiv (§. 164 ff.) leidet an manchen Schwächen. So §. 165 heißt es: „Als Subject steht der Acc. c. Inf. 1. bei esse mit einem Prädicatsnomen wie aequum, par, iustum est es ist billig, gerecht usw." Da nach allen diesen Verbindungen auch ein bloßer Infinitiv stehen kann, so ist für die Schüler das die Hauptsache, wann er den Inf., wann er den Acc. c. Inf. zu setzen hat. Daher muss vor allem betont werden, dass der lateinische Acc. c. Inf. nach diesen Verbindungen aussagenden Subjectssätzen im Deutschen entspricht.

Auch §. 166 leidet an demselben Fehler; das entscheidende Wort ist da: „in Aussagesätzen", denn nach vielen der angeführten Verba kann auch ein abhängiger Befehlsatz mit ut, ne stehen. — §. 179 ist unnöthig (das präd. Part. bei facere, fingere, inducere). — §. 217, 2 Zusatz über die Umschreibung des abhängigen Irrealis im Passiv ist unnöthig. Der Grammatisch-stilistische Anhang ist recht praktisch und völlig ausreichend. Es freut mich, constatieren zu können, und möge mir nicht als Überhebung ausgelegt werden, dass ich wohl der erste war, der die rein stilistischen Bemerkungen über den Gebrauch der Substantiva und Adjectiva aus der Schulgrammatik verbannt hat.

Anhang I halte ich die besonderen Regeln über die Quantität der Wörter für völlig unnöthig; denn aus der Verslehre lernt doch wahrhaftig kein Schüler mehr die richtige Quantität. Zusammenfassungen sind oft nützlich; und hiefür allein sind diese Regeln

nicht ganz wertlos. Aber es liegt doch die Gefahr nahe, dass sie den Schülern zum Auswendiglernen aufgegeben werden. Und das wäre wahrlich eine unnütze Quälerei der Jugend.

Auffallend ist es mir endlich, dass die Herausgeber es für völlig unnöthig finden, die Quantitäten der Wörter besonders vor Doppelconsonanz zu bezeichnen, während sich sonst in den Endungen Quantitätsbezeichnungen nicht selten finden. — Alles in allem ist aber das Buch durch die Bemühungen seiner bewährten Herausgeber wieder auf der vollen Höhe, was gewiss viele mit mir mit aufrichtiger Freude begrüßen. Mögen die wenigen Bemerkungen so aufgenommen werden, wie sie gemeint sind! Sie sind alter Sympathie für das Buch und der Genugthuung des Ref. entsprungen, dass seine eigene Arbeit mit einem so alt bewährten Muster in vielfacher Übereinstimmung steht.

Variationen zu Tacitus' Annalen. Von Dr. H. Eichler. 1. Heft: Zu Buch 1. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893.

Einen dreifachen Zweck verfolgt der Verf. dieses Büchleins: 1. das Phrasen- und Vocabelmateriale aus der Lectüre des Tacitus den Schülern durch wiederholte Vorführung geläufig zu machen; 2. die stilistischen und synonymischen Regeln, zu deren Besprechung die Lectüre Anlass bietet, einzuüben und zu verwerten; und 3. endlich die grammatischen Regeln immer wieder aufzufrischen. Der Text schließt sich eng an das lateinische Original an, stellenweise so eng, dass er in der Hand der Schüler die Rolle einer Übersetzung spielen kann. Es erscheint mir ferner fraglich, ob sich denn wirklich der Stil des Tacitus für lateinische Stilübungen an unserem heutigen Gymnasium eignet; denn erfahrungsgemäß bleibt der Wortlaut des Originales den Schülern so fest im Gedächtnisse, dass sie auch durch Änderungen im Texte nicht zur classischen Diction geleitet werden. Doch muss zugegeben werden, dass sich der Verf. seine Aufgabe nicht zu leicht gemacht hat; auch Geschick und Geschmack werden nicht vermisst, so dass diese Variationen in der Hand des Lehrers immerhin Nutzen bringen können.

Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten mit Einschluss der Kunstschulen und der höheren Mädchenschulen. Unter Mitwirkung hervorragender Vertreter der Wissenschaft und des höheren Schulamtes herausgegeben von Karl Erbe, Professor am Eberhart-Ludwigs-Gymnasium zu Stuttgart. Verlag von Paul Neff.

Die neue pädagogische Zeitschrift, auf die wir die Leser der Zeitschrift für die österr. Gymnasien aufmerksam machen wollen, erscheint monatlich zweimal und bringt Abhandlungen, Berichte über Versammlungen, Prüfungsaufgaben, Besprechungen, Schulnachrichten und Allerlei (unter dem Striche). Bisher sind zwei Nummern erschienen, die beide eine Fülle interessanten Stoffes

bieten. In Nr. 1 wenden sich zunächst Herausgeber und Verleger mit ihrem Programme an die Leser, hierauf ist eine gediegene Schulrede „Welche Güter erschließt unsere Erziehung und Bildung der Jugend?“ von Gymnasialdirector Dr. V. Weil zu Straßburg i. E. abgedruckt, dann verbreitet sich E. von Sallwürk in geistvoller Weise über die Frage: „Bedürfen unsere höheren Schulen der Erneuerung?“ Höchst zeitgemäß auch für uns Österreicher ist der folgende Artikel, der seinen Abschluss in Nr. 2 findet: „Zur äußeren Lage der Lehrer an den höheren Schulen Württembergs“. Hieran schließt sich ein warm geschriebener Artikel „Zu Wilhelm Lübkes Gedächtnis“ von Karl von Lützow. In den Besprechungen finden wir Referate über Bücher aller Gegenstände. In Nr. 2 referiert F. Haag im Anschluss an Karl Penkas Abhandlung „Die Heimat der Germanen“ über den Stand der Frage, der treffliche Grammatiker J. H. Schmalz handelt über die Beispiele in der lateinischen Schulgrammatik und unterzieht die lateinische Schulgrammatik des Ref. hinsichtlich dieser Seite einer überaus wohlwollenden Kritik. C. W. Baur bespricht ein Thema aus der sphärischen Trigonometrie, der Aufsatz über die Lage der Lehrer an den höheren Schulen Württembergs wird zu Ende geführt, und endlich schildert O. Langer aus Linz in dem Artikel „Zur Lage der österreichischen Mittelschullehrer“ die Wünsche, die uns alle bewegen. Die übrigen Rubriken sind gleichfalls reichlich vertreten.

Wir können demnach die neue Zeitschrift aufs beste empfehlen.

Wien. A. Scheindler.

Histoire de la Vulgate pendant les premiers siècles du moyen âge par Samuel Berger. Mémoire couronné par l'institut. Paris, Hachette 1893. XXIV u. 443 SS.

Der Verf. ist den Lesern dieser Zeitschrift bereits als gründlicher Bibelkenner bekannt. Im vorliegenden Buche wird der Versuch gemacht, die Geschichte des Textes der Vulgata in Frankreich darzustellen. Die ältesten Quellen sind Kirchenvätercitate, die sich bei Eucherius, Avitus und Gregor von Tours finden. Was über Eucherius gesagt wird, bedarf einer Richtigstellung. Er kennt noch nicht die ganze Vulgata, wie Berger S. 2 nach der allgemein herrschenden Meinung (vgl. Cursus scripturae sacrae auctoribus Cornely, Knabenbauer, Hummelbauer I. Introductio generalis S. 430, Parisiis 1885) angibt, da die dem Pentateuch entlehnten Stellen mit dem bekannten Lyoner Pentateuch stimmen, die Propheten einen von der Vulgata stark abweichenden Text enthalten und das hohe Lied einen mit den von Berger selbst in Notice sur quelques textes latins inédits de l'ancien Testament (Notices et extraits de manuscrits de la bibliothèque nationale et autres bibliothèques. Tome XXXIV, 2e partie. Paris 1893) S. 24 herausgegebenen Fragmenten

übereinstimmenden Text enthalten. Auf diese Frage wird Ref. näher eingehen, sobald seine sich bereits unter der Presse befindliche Ausgabe des Lyoner Bischofs erschienen ist. Darauf wird ganz kurz die Italafrage gestreift, in der B. ganz und gar auf dem Standpunkte von Westcott und Hort steht. Nach einer Besprechung der spanischen Bibeltexte finden wir eine ausführliche Darstellung der irischen und angelsächsischen Handschriften und deren Einflussnahme auf die Textgestaltung continentaler Vulgata-Ausgaben. Nun werden wir mit den griechisch-lateinischen Handschriften St. Gallens und Norditaliens, darauf mit der sogenannten Theodulphbibel (S. 145 bis 184) bekannt gemacht. Nun sind wir bereits bei Karl dem Großen und Alcuin angelangt. Die sog. Bibeln von Tours und die großen Karolingischen Schreiberschulen erfahren eine gründliche Behandlung (S. 185—299). Die folgenden Abschnitte über die Reihenfolge der Bücher, über Capiteleintheilung und Stichometrie werden durch einen dreifachen Anhang erläutert. Die VI. Appendix enthält eine äußerst interessante Beschreibung der im Buche angeführten Handschriften. Ein dreifacher Index (S. 423—441) schließt das Werk ab.

Nur eine schwache Vorstellung von dem reichen Inhalte des Buches kann diese knappe Inhaltsangabe gewähren. Für Palāographie, Cultur- und Literaturgeschichte fällt sehr viel ab. Wir lernen in dem Verf. einen bescheidenen und liebenswürdigen Mann kennen, der es verstanden hat, deutsche Gelehrsamkeit mit französischer Anmuth zu verbinden. Wer sich mit Theologie, Patristik und Kirchengeschichte beschäftigt, sollte dieses Buch nicht ungelesen lassen. Der Verf. opferte nicht nur Zeit und Mühe auf sein Werk, sondern auch Geld, da er es auf eigene Kosten drucken ließ. Er verdient es, dass reichlicher Erfolg seinen Bienenfleiß lohne!

In der früher genannten Abhandlung werden neben anderen Italahandschriften besonders bisher unbekannte vorhieronymianische Versionen des Buches Job (S. 20—23) angeführt. Der Verf. hofft, einen Beitrag zu der Frage geliefert zu haben, wie der große Kirchenvater beim Übersetzen verfahren sei. Wenn die von Thielmann und Linke (Archiv für lateinische Lexikographie 1893, S. 277 und 312) versprochenen Ausgaben der Itala erschienen sind, dann wird bei gehöriger Berücksichtigung der Kirchenvätercitate, besonders der des Eucherius, diese Frage, an die man bisher noch gar nicht gedacht hat, beantwortet werden können. Dann werden wir auch entscheiden können, ob sich die vorhandenen Übersetzungen länger vom alten (Wunderer, Bruchstücke einer afrikanischen Bibelübersetzung, Erlangen 1889) oder vom neuen Testamente (Berger) erhalten haben. Die Antwort mag wie immer ausfallen, sie angeregt und zu deren Lösung das meiste beigetragen zu haben, bleibt Bergers unsterbliches Verdienst.

Oberhollabrunn. Dr. K. Wotke.

Gustav Gilbert, Handbuch der griechischen Staatsalterthümer. I. Band: Der Staat der Lakedaimonier und der Athener. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1893. XLIII u. 518 SS.

Die 2. Auflage von G.s bekanntem Werke unterscheidet sich in mancher Hinsicht von der 1. Ausgabe, schon dadurch, dass sie für die Darstellung der Verfassung Athens mit der Politie des Aristoteles eine ganz neue Grundlage erhalten hat; besonders der historische Theil, die eigentliche Verfassungsgeschichte, zeigt wie natürlich infolge dessen ein ganz verändertes Aussehen gegen früher.

Die Vorzüge, welche G.s Buch aufwies, sind geblieben; sie beziehen sich hauptsächlich auf die gefällige Anordnung des Stoffes, welche eine rasche Orientierung ermöglicht, wenn sie auch nicht immer aus inneren Gesichtspunkten hervorgeht, sondern hie und da eine äußerliche Aneinanderreihung darstellt. Allein es muss betont werden, dass schon in der 1. Auflage gegen G. Bedenken zu erheben waren: so unbillig es auch sein würde — und schwerlich wird dies jemand verlangen — bei einem Handbuche vorauszusetzen, dass dessen Verfasser in jeder Frage auf eigenen Füßen stünde, so muss doch gesagt werden, dass G. öfter eine allzu große Abhängigkeit von seinen Vorgängern zeigte und zu wiederholtenmalen keine glückliche Hand bewies, wenn er in einer Streitfrage die Auswahl zwischen mehreren, ihm vorliegenden Anschauungen zu treffen hatte. Nun gebe ich gerne zu, dass in der 2. Ausgabe manche Anstöße beseitigt sind und G. sich redlich bemüht hat, an vielen Punkten seine Darstellung zu verbessern; ich kann aber nicht verhehlen, dass noch immer manches geblieben ist, was den Wert seiner Leistung beeinträchtigt. Ich will, um dies zu beweisen, im Folgenden auf einiges hinweisen.

Zunächst ist zu beanstanden, dass man in dem Handbuche von früher herrührende Ansichten findet, die ziemlich problematisch sind und heute nicht mehr aufrechterhalten werden sollten. So führt (S. 107) die angebliche Ansiedlung der Phöniker in Melite ihr Dasein weiter und der Herakles-Cultus erscheint als Hauptstütze für diese Annahme — überhaupt ist das, was G. über den Synoikismos von Athen mit scheinbarer Sicherheit vorträgt, recht fraglicher Natur. S. 114 wird von der ursprünglichen kastenartigen Bedeutung der älteren athenischen Phylen gesprochen; wie dies mit der Bemerkung auf S. 116 zu vereinbaren ist, dass diese Phylen eine locale Eintheilung waren, ist schwer abzusehen. S. 259 kehrt die unklare Annahme von einer 'beherrschenden Stellung des Perikles innerhalb des Strategencollegiums' wieder, die G. in seinen 'Beiträgen' entwickelt hatte, für deren Begründung aber die bei Thukydides mehrmal vorkommende Wendung στρατηγὸς δέκατος αὐτός nicht ausreicht. Dass die Rathsherren vor dem Jahre 410 parteiweise zusammensaßen, ist eine durch nichts zu rechtfertigende Vermuthung. Endlich hält G. (S. 327) an seiner Auffassung der Procheirotonie fest, obwohl die letzten Erörterungen wenigstens

das eine in dieser schwierigen Sache bewiesen haben, dass die Grammatikerzeugnisse unmöglich als Grundlage für ihr Verständnis zu verwerten sind.

Leider kann man auch nicht behaupten, dass G. mit seinen neuen Aufstellungen viel Glück hat; am meisten erkennt man dies vielleicht an der Art, wie er die wiedergefundene Quelle der aristotelischen Politie an einigen Stellen interpretiert oder ergänzt. So dürfte z. B. seine auf S. 124 ausgesprochene Vermuthung über die Sechszahl der Thesmotheten — den Grund dafür sieht er darin, dass je zwei derselben einem der drei 'Oberbeamten' für seine richterliche Thätigkeit zur Seite standen — kaum das Richtige treffen; Aristoteles' Ausdrucksweise (c. 3, 5) ergibt die Folgerung, dass auch die Thesmotheten in ihrer judiciellen Wirksamkeit selbständig waren und als Einzelrichter fungierten. Nahe der Richtigkeit kommt G. mit der Behandlung des schwierigen Passus bei Aristoteles c. 4, 2 (vgl. jetzt auch Kaibel, Stil und Text der *Πολιτεία Ἀθηναίων* S. 129) über die Bürgschaft für die neueintretenden Strategen in der drakontischen Verfassung; nur ist er in der Erklärung dieser Vorschrift merkwürdig irre gegangen: er meint, dass das für die Qualification der Strategen und Hipparchen nothwendige Vermögen nicht actenmäßig bewiesen werden konnte und dass daher, um der Erfüllung des geforderten Census nachzukommen, für die genannten Beamten Bürgen desselben Vermögens eintreten mussten. Schon der von Aristoteles angewendete Ausdruck *ἐκ τοῦ αὐτοῦ τέλους* zeigt, dass dieser Stand des Vermögens ganz bestimmt und jedenfalls in irgend einer Form zu eruieren war; und nun verfolge man G.s Gedankengang weiter: wenn man bei den Strategen und Hipparchen das Vermögen nicht actenmäßig feststellen konnte, wie dann bei den der gleichen Stufe angehörigen Bürgen? G. ist sich also über den Zweck dieser Bürgschaft nicht klar geworden; ich kann dafür nur auf die schon citierte Darlegung von Kaibel (l. l.) verweisen. Über die älteren Prytanen ist G. ebenfalls zu keiner klaren Anschauung gekommen. Seine Behauptung (S. 134), die Prytanen der Naukraren seien eine 'Erfindung' Herodots, ist unbeweisbar; noch merkwürdiger aber ist die Ansicht (S. 136), dass die Prytanen, die nach G. nichts anderes waren als ein Rathsausschuss, mit dem Gerichte *ἐκ πρυτανείου* zu identificieren seien. Auch die S. 168 geäußerte Ansicht über den Ostrakismos ist eine Vermittlung zwischen der von Aristoteles in der Politik aufgestellten Meinung und derjenigen in der athenischen Politie, welche beide nicht zueinander stimmen, keinesfalls aber zu einem verbunden werden dürfen. Dagegen ist der Wert von Aristoteles' Nachricht über die Zeit der Strategenwahlen auf [illegible]240 viel zu gering angeschlagen, und ich habe schon an einem [illegible]rte gegen G.s nicht haltbare Hypothese, dass jener Mit[illegible]ur für Aristoteles' Zeit Geltung beizumessen sei. Ein[illegible]hoben. Auch die Art, wie S. 213 *μεῖον* und *κούρειον*

aufgefasst wird, greift fehl. Ebenfalls neu, aber nicht glücklich ist die Begründung für den Einwand, den G. gegen Köhlers Ansicht von einer Schatzung des Bundestributs auf legislativem Wege erhebt: dass in Krateros' *ψηφισμάτων συναγωγή* auch Tributlisten enthalten waren — denn dass letztere Thatsache nicht eine so weitgehende Folgerung zulässt, ist bei der Art von Krateros' Werk unmittelbar klar.

Dem ist nun an die Seite zu stellen, dass G. zu rasch neuen Ansichten, die von anderen ausgesprochen wurden, Folge leistet, auch wenn sie nicht begründet sind. Ein so radicaler Wechsel der Anschauung, wie er in wichtigen Punkten zwischen der 1. und 2. Auflage anzutreffen ist, berührt merkwürdig; es deutet dies darauf hin, dass G. keine festbegründeten wissenschaftlichen Überzeugungen hat, vielmehr der gefährlichen Neigung zu leicht nachgibt, der zuletzt ausgesprochenen Meinung sich anzuschließen. Ich verweise dafür auf einige Punkte. So nimmt G. (S. 192) die Ansicht Dunckers auf, dass die Bildung des Corps der Skythen von der Expedition des Perikles in den Pontus her datiere, obwohl schon wiederholt mit Recht darauf hingewiesen wurde, dass der Ursprung dieser Polizeileute ein viel älterer ist, wie die François-Vase beweist. S. 209 wird die Auffassung von Hruza über die Bedeutung der *γαμηλία* frischweg acceptiert; ebenso S. 346 der merkwürdige Ausgleich von Ad. Schmidt zwischen den Nachrichten des Aristoteles und des Philochoros über den Ostrakismos, welcher Versuch wohl nur den Wert einer Curiosität für sich beanspruchen kann. Das Stärkste in dieser Hinsicht leistet aber G. auf S. 374 ff., wo er Kirchhoffs wohlbegründete Ansicht von der Trennung zwischen heiligem Schatz und Staatsschatz gegenüber neueren Einwänden fallen lässt. Ich kann dies nur als argen Missgriff ansehen; ein Analogon zu einer solchen Trennung bieten nicht nur die Verhältnisse von Delos (wie G. selbst nach M. Fränkel bemerkt), sondern in den meisten griechischen Städten sind der Tempelschatz und der Staatsschatz gesondert gewesen, wie ich festgestellt habe (Wiener Studien X und XI), welche Erörterung G. allerdings entgangen zu sein scheint. In ähnlicher Weise übernimmt er (S. 410 ff.) die nicht genügend fundierten Aufstellungen Belochs über das Volksvermögen von Attika.

Dem Buche ist eine Einleitung über Aristoteles' *Ἀθηναίων πολιτεία* vorausgesendet, in welcher sich G. mit den bis zu dem Erscheinen seines Werkes ausgesprochenen Anschauungen über Quellen, Wert, Tendenz usw. der athenischen Politie auseinandersetzt und seine eigenen Ansichten über diese Dinge entwickelt. Es finden sich in diesem Abschnitte manche gute und treffende Bemerkungen; aber gegen zwei Behauptungen muss entschieden Einsprache erhoben werden: erstlich, dass die athenische Verfassungsgeschichte auf urkundlichen Studien beruhe, und dann, dass Aristoteles die Entwicklung Athens geschildert habe sine ira

et studio — das eine ist so unerweisbar wie das andere; nebenbei bemerkt, ist der von G. bei der Ausführung über den ersten Punkt wieder vorgebrachte Satz über die Eintheilung der solonischen Gesetze in *νόμοι περὶ τῶν ἱερῶν*, *νόμοι πολιτικοί* und *νόμοι περὶ τῶν ἰδιοτικῶν* schon längst von R. Schoell widerlegt. Störend berührt auch in diesem Theile des Buches der schon hervorgehobene, an manchen Stellen zutage tretende Mangel einer festen Ansicht des Verf.s; so wenn er (S. XLIII, vgl. auch S. 171) offen erklärt, sich bezüglich der chronologischen Ansätze bei Aristoteles und speciell der Themistokles-Episode eines Urtheils zu enthalten. In so wichtigen Fragen Stellung zu nehmen, ist doch Pflicht eines jeden wissenschaftlichen Forschers.

Ich bedaure sagen zu müssen, dass im ganzen genommen G.s Buch gerade jene Eigenschaft abgeht, welche ich bei Thumser als einen rühmenswerten Vorzug hervorheben konnte, die Zuverlässigkeit; und darum ist es mir auch zweifelhaft, ob es zur Einführung — etwa für Studierende — in die Kenntnis der griechischen, speciell der attischen Staatsalterthümer zu empfehlen ist. Denjenigen, welche mit dem Gegenstande bereits vertraut sind, kann es dagegen seiner bequemen Form halber mancherlei Dienste leisten.

Heinrich Welzhofer, Geschichte des Orients und Griechenlands im sechsten Jahrhundert v. Chr. (Allgemeine Geschichte des Alterthums Bd. 3.) Berlin, Oswald Seehagen 1892. IV u. 322 SS. Preis 4 Mk.

Ich habe schon einmal Gelegenheit gehabt, mich über die merkwürdige Art, wie W. Geschichte schreibt, in dieser Zeitschrift zu äußern (Jahrg. 1890, 148 ff.). Für den vorliegenden Band, der eine Fortsetzung seines Werkes ist, bin ich allerdings nur zum Theile competent, da ungefähr dessen Hälfte sich mit altorientalischer Geschichte beschäftigt. Was aber die griechischen Dinge anlangt, so habe ich nicht den Eindruck erhalten, als ob die Kritik des Verf.s einen höheren Standpunkt gewonnen hätte wie in dem früheren Bande. Dafür einige Belege. Ich will davon absehen, dass W. die Kyrupädie als ein Zeugnis für persische Sitten und Anschauungen auffasst und dass er, wie ich meine, Herodots Erzählung über altorientalische Geschichte öfter zu viel Glaubwürdigkeit beimisst. Verblüffend in ihrer Einfachheit ist die Anmerkung 2 auf S. 181: 'Ich nehme bei der folgenden Darstellung [von Solon ab] der athenischen Verfassungsgeschichte geflissentlich nicht Bezug auf die jüngst aufgefundene Schrift, welche man dem Aristoteles zuschreibt. Die Schrift macht auf mich, je öfter ich sie zur Hand nehme, einen immer ungünstigeren Eindruck. Meines Erachtens rührt sie schwerlich von Aristoteles her, ja Zweifel an ihrer Herkunft aus dem classischen Alterthume sind nicht ausgeschlossen. Das Neue, das sie enthält, kann von der Kritik angefochten werden, der größte Theil ihres Inhaltes aber ist uns von anderen Schrift-

stellern besser überliefert. Den Lobrednern dieser Schrift kann ich mich somit nicht anschließen, ja ich finde, dass die gepriesene Entdeckung weit mehr Verwirrung unter den Alterthumsforschern als Förderung unseres geschichtlichen Wissens zur Folge hatte' — und in der That hat W. consequent die Angaben der athenischen Politie in seiner Darstellung nicht berücksichtigt, also Aristoteles vollständig aus der Reihe der historischen Quellen gestrichen! Wenigstens handelt er seinem Principe gemäß, wenn er das Gericht gegen die Alkmeoniden und die Entsühnung durch Epimenides unmittelbar vor Solon setzt und die von Androtion vertretene Auffassung der Seisachtheia annimmt; auch die solonische Münzreform wird in alter Weise wieder mit der Schuldentilgung in Verbindung gebracht. S. 197 liest man folgenden merkwürdigen Satz: 'Ich verzichte auf eine genauere Darstellung der athenischen Gerichtsverfassung, zumal die neueren Forschungen über diesen schwierigen Gegenstand auf ziemlich unklare und widersprechende Ergebnisse geführt haben.' S. 206 thut sich der Verf. zu Gute auf seine Behandlung des solonischen Epitimiegesetzes, das er nirgends richtig aufgefasst und übersetzt findet, bringt aber in seine Übersetzung eine Interpolation des Sinnes hinein (*ὑπὸ τῶν βασιλέων* = unter dem Vorsitze der Archonten). Natürlich hält W. an der Peisistratiden-Recension der homerischen Gedichte fest. Ich schließe mit der Anführung von zwei Kernsätzen: 'Trotz des Zweifels neuerer Forscher ist es eine feststehende Thatsache, dass die alten Griechen jedes andere Volk an Schönheit weit übertrafen' (S. 308) und: 'Über Entstehung und Entwicklung der Prosa wiederholen unsere Literaturgeschichten beständig die handgreiflichsten Irrthümer. Wenn man erst dem fünften Jahrhundert eine entwickelte Prosa zuschreibt, so verkennt man vollständig die Natur der ungebundenen Redeweise .... Poesie ist nichts anderes als verschönerte Prosa' (S. 309).

Prag. H. Swoboda.

Stephan Cybulski, Tabulae, quibus antiquitates graecae et romanae illustrantur. Leipzig, Verlag von K. F. Köhler 1893.

Durch den lebhaft empfundenen Mangel eines geeigneten Lehrbehelfes zur Illustrierung und Belebung des classischen Unterrichtes am Gymnasium veranlasst unternahm Hr. Cybulski, Oberlehrer am kaiserlichen Nikolai-Gymnasium in Zarskoje Sselo bei St. Petersburg, in den letzten Jahren die Herausgabe obigen Tafelwerkes. Geplant sind drei Serien zu je 15 Blättern in der Größe 80 : 63 *cm*, welche Kriegs- und Seewesen, häusliches Leben, Theaterwesen, Handel, Cultur, Kleidung, Städtebildung der Alten u. a. m. umfassen sollen. Hievon sind bereits fünf einfache und zwei Doppeltafeln erschienen, und zwar: I. Vertheidigungs- und Angriffs-

waffen der alten Griechen, II. Die griechischen Krieger, V. Die römischen Vertheidigungs- und Angriffswaffen, VI. Die römischen Soldaten (Blatt I), VII. Die römischen Soldaten (Blatt II), (sämmtlich zu 4 Mk.), XII. XIII. Das griechische Theater (zwei Blätter, 9 Mk.), XIV. Plan der Stadt Athen (Doppelblatt, 80 : 120 *cm*, 10 Mk.). Jeder Tafel ist ein erläuternder Text von V. Reinstein ins Deutsche übersetzt beigegeben. Ich muss mich unter Hinweis auf frühere Recensionen (vgl. F. Baumgarten in der Berl. Phil. Woch, 1892, S. 878 ff.; G. Brunn in Vor Ungdom 1893, Heft 1. u. a.) auf eine Besprechung der Tafel V beschränken, die mir allein als Probe vorliegt. An Versuchen, Lehrbehelfe zur Veranschaulichung der Ausrüstung des römischen Kriegers zu schaffen, fehlt es nicht. Als Ideal eines solchen sind wohl Modelle zu bezeichnen, die die einzelnen Waffenstücke in Originalgröße, womöglich in dem ursprünglichen Material nachahmen, wie solche L. Lindenschmit nach Fundstücken und römischen Grabsteinen in den Werkstätten des Mainzer Centralmuseums hat herstellen lassen. (Vgl. A. Müller im Philol. 47, S. 545.) Leider sind diese Modelle zu kostspielig (als Tropäum angeordnet 515 Mk.). Ebenfalls sehr lehrreich und bedeutend billiger (12 fl.) sind die neuerdings von Prof. Langl modellierten Gipsstatuetten römischer Krieger, die im vorigen Jahre von der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien empfohlen wurden (vgl. Zts. f. öst. Gymn. 1893, S. 191). Allgemeine Verbreitung ist indes doch wohl nur für ein billiges und gutes Tafelwerk zu erhoffen. Ein Versuch in dieser Richtung liegt nun in Cybulskis Unternehmen vor. Seine Blätter stehen sozusagen in der Mitte zwischen einem Bilderatlas und Wandtafeln im eigentlichen Sinne. Mit letzteren haben sie die Größe, mit ersterem die Reichhaltigkeit gemein. Und damit ist gleich ihr Hauptmangel hervorgehoben. Auf Tafel V sind nicht weniger als 23 Darstellungen römischer Waffenstücke zusammengedrängt, darunter fünf Helme, ein Panzer, zwei Schilde, ein Vexillum usw. Die Folge davon ist eine derart reducierte Größe der Stücke, dass schon bei geringer Entfernung Einzelheiten nur schwer zu unterscheiden sind. Sollte eine Vertheuerung durch Vertheilung auf zwei Tafeln vermieden werden, so wäre Beschränkung auf das Wichtigste anzurathen gewesen, zumal sich Taf. V mit VI und VII gegenseitig ergänzen. Anerkennung verdient die historische Treue der Abbildungen, die durch ausschließliche Benützung von Originalen oder erhaltenen antiken Darstellungen erreicht und kaum in Kleinigkeiten außeracht gelassen ist. Hat ja der Herausgeber auch in der Farbengebung, deren Übermaß an den früheren Tafeln gerügt worden war, zum Vortheile der ästhetischen Gesammtwirkung nunmehr seiner Phantasie wenigstens einige Beschränkung auferlegt. Sehr nützlich ist die Hinzufügung der antiken Bezeichnungen und nur dieser zu den betreffenden Gegenständen und sogar zu einzelnen ihrer Theile, indem der Schüler auf diese Weise ohne den gewöhnlichen Umweg über die Muttersprache mit den

fremden Worte gleich die richtige Vorstellung zu verbinden lernt. Wenigstens bei einzelnen Stücken würde man vielleicht auch eine kurze Angabe der beiläufigen Größe in der Klammer erwarten, um die Tafeln von dem begleitenden Texte unabhängiger zu machen. Dieser selbst ist eine für die erste Orientierung im ganzen brauchbare Zugabe, doch wäre manchmal größere Ausführlichkeit erwünscht. Was ist unter einem „überaus typischen Panzer“ zu verstehen? Bei der Beschreibung des steifen griechischen Panzers muss es heißen: „aus zwei Platten für die Brust und den Rücken (nicht die Schultern) bestehend“. Bei der Besprechung des Pilum vermisst man die Erwähnung der zweiten Art der Befestigung des Eisens mittelst durchgehender Stifte. Die Wirkung des Amentum beim Schleudern der Hasta amentata ist ganz unklar beschrieben: „An dem Spieße sind Riemen befestigt, welche um die Finger gewickelt wurden und beim Wurfe den Stoß verstärkten, indem sie dem Schafte eine wirbelnde Kreisbewegung verliehen“. Auf diese Weise bliebe der Speer am Finger hängen. Vielmehr war das Amentum eine Schlinge (*ἀγκύλη*), in welche der Zeigefinger oder dieser und der Mittelfinger gesteckt wurden, um dann beim Abschuss leicht herauszugleiten. — Während des Druckes dieser Anzeige sind uns zwei weitere Tafeln zugekommen, die wir im Anschlusse besprechen wollen: VIII. Das römische Lager, IX. Das römische Haus. Das im allgemeinen Gesagte gilt auch für diese beiden Tafeln. Die erstere, welche die Reconstruction des polybianischen und hyginischen Lagers (diese im allgemeinen nach Lange) nebst vier Darstellungen von Zelten, Wachposten u. dgl. nach den Reliefs der Trajanssäule enthält, macht durch die Deutlichkeit der Zeichnung und die Bescheidenheit der Colorierung einen angenehmen Eindruck. In der genauen Anlehnung an das Original scheint mir der Herausgeber hier zuweit zu gehen, indem er z. B. bei der statio die durch die Gedrängtheit der Reliefdarstellung bedingten zum Theil unmöglichen Dimensionen und Verhältnisse unverändert herübernimmt. Bei den Aufschriften ist oben porta praetorina und equites extraordinari stehen geblieben. Die Darstellungen auf Tafel IX sind zumeist nach Overbeck-Mau Pompeji gemacht. Ich halte den Gedanken, den Grundriss und namentlich den Durchschnitt der Mauern (im begleitenden Text heißt es „die Wände“) mit rother Farbe zu geben, nicht für glücklich. Dadurch wird das Verständnis des infolge des kleinen Maßstabes und der verwirrenden Buntheit der Farben ohnedies unklaren Durchschnittes der Casa del Centenario noch mehr erschwert. Wenig deutlich ist auch das Triclinium, wogegen der Vicus Pompeianus und das Atrium Corinthium als gelungen bezeichnet werden können. Das Ostium, der Grundriss des Doppelhauses und die Mosaike hätten zum Vortheile der übrigen Darstellungen wegbleiben können. — In zahlreich besuchten Classen wird man die Tafeln kaum mit allgemeinem Nutzen, gewiss nicht ohne Zeitverlust vorführen können, doch sind dieselben namentlich

für Gymnasien der Provinz, wo der Mangel archäologischer Lehrbehelfe nicht durch öffentliche Sammlungen und reichhaltige Bibliotheken einigermaßen ersetzt wird, und wo man anderseits mit einer geringeren Schülerzahl zu rechnen hat, sehr zu empfehlen. Die Blätter sind verhältnismäßig billig, und der Umstand, dass sie einzeln käuflich sind, ermöglicht überdies eine Auswahl.

Wien. Julius Jüthner.

Auswahl aus den Gedichten Walthers von der Vogelweide. Herausgegeben und mit Anmerkungen und einem Glossar versehen von Bernhard Schulz. 3. Aufl. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1893. 8°, 138 SS.

Das gefällig ausgestattete Büchlein enthält eine große Menge Walther'scher Gedichte. Etwas zu gering scheint mir nur die Zahl der aufgenommenen eigentlichen Minnelieder.

Mit der Art der Anmerkungen kann ich mich nicht einverstanden erklären. Das ganze Buch hindurch werden die elementarsten Thatsachen der Formenlehre angemerkt, beinahe auf jeder Seite trifft man Bemerkungen wie: *stuont* v. *stân*, *woltenz* = *wolten ez*, *verborn* s. *verbern*, *begie* s. *begân*, *müet* = *müiet*, *z'unstæte* = *ze unstæte*, *gelt* Imperat. v. *gelten*. Wem das noch gesagt werden muss, der sollte doch lieber mit der Lectüre Walthers verschont werden. Dagegen ist der Herausgeber mit syntaktischen Bemerkungen sehr sparsam, und manchmal scheint es, als drücke er sich absichtlich möglichst unklar und unbestimmt aus. Zu Walther 94, 16: *an einen anger langen* heißt es S. 3 'Die Stellung und Form des Adjectivs ist im Mhd. freier als in der heutigen Sprache', zu 95, 13 *lieben liute:* 'im Vocativ haben die Adjectiva bald die starke, bald die schwache, bald auch gar keine Flexionsendung', zu 41, 3 *die mîne*, S. 13 'Im Mhd. tritt nach dem bestimmten Artikel bisweilen die starke Declination ein, nach dem unbestimmten die schwache', zu 8, 14 *êre und varnde guot* S. 65 'Das Adjectiv und Particip nimmt oft, wenn der Artikel nicht steht, sogar auch nach dem unbestimmten Artikel im nom. neutr. die unflectierte Form an.'

Die beiden letzten Bemerkungen sind, obwohl sie an und für sich richtiges enthalten,[1]) irreführend. Zu 41, 3 wäre zu sagen, dass die Possessiva überhaupt nur stark gebraucht werden, zu 8, 14 dass im Nominativ sing. aller Geschlechter die unflectierte Form immer statt der starken zulässig ist. Zu 12, 18 bemerkt

[1]) Ganz unnöthig ist die Bemerkung über den unbestimmten Artikel. Für das nhd. Sprachgefühl ist es nicht auffällig, dass der unbestimmte Artikel in den obliquen Casus die schwache Form nach sich zieht, sondern im Gegentheil, dass er sehr häufig mit der starken Form des Adjectivs verbunden wird.

der Herausgeber S. 72 'Tiuschen Dat. Pl. Der Artikel fehlt im Mhd. nicht selten da, wo wir seiner bedürfen.' Am auffälligsten zeigt sich die Abneigung des Herausgebers gegen präcise Fassung syntaktischer Regeln in der Bemerkung über die *ne*-Construction S. 12: 'Die Negation *ne* oder *en* wird oft angewandt, um einen abhängigen Satz zu bilden, durch den das im Hauptsatze Ausgesagte beschränkt oder ergänzt wird; immer aber steht alsdann das Verb des abhängigen Satzes im Conjunctiv. Im Nhd. wird ein solcher Satz, wenn er ein beschränkender ist, eingeleitet durch 'es sei denn dass, ohne dass, wenn nicht', wenn er ein ergänzender ist, durch 'dass'. Mitunter passt die Anmerkung nicht zum Texte. S. 31 heißt es: '*und* hat mancherlei Bedeutungen: und, wenn, obwohl, da, als; auch vertritt es oft ein Relativpronomen oder relatives Adverb.' Die Stelle, die zu dieser Bemerkung Anlass gibt, lautet (40, 30 f.): *ich hân ab iemer hôhen muot und enhabe doch herzeliebes niht.* Dass hier *und* = nhd. *und* ist, hat doch wohl der Verf. nicht sagen wollen. S. 33 wird auf die eben citierte Anmerkung verwiesen. Der zu erläuternde Vers hat folgenden Wortlaut (101, 21 f.): *got gebe iu, frouwe, guote naht, und wil ich ze herberge varn.* Was hier zu besprechen wäre, ist die Wortstellung und die Thatsache, dass wir im Nhd. statt *und* 'aber' setzen würden. Nicht selten enthalten die Anmerkungen geradezu Unrichtiges: S. 7 'Die Media *g* tritt zuweilen statt des Spirans *j* ein, besonders in *jehen* vor *i*.' Richtig wäre: der Buchstabe *g* wird vor *i* als Zeichen für *j* gebraucht. S. 7 '*tugende* Genit. Plur. mit apokop. *n*'. *tugent* ist bekanntlich i-Stamm. S. 26 und S.77 'sê s. *sehen*', im Glossar findet sich dementsprechend s. v. *sehen* 'Imperat. *sê, sich*'. *sê* = got. *sai* hat natürlich mit *sehen* nichts zu thun. Zu 62, 10 *ein klôsenære ob erz vertrüege? ich wæne, er nein'* wird gesagt (S. 4) 'er, betont = *der*'. In Wahrheit ist aber *er nein* einfach = nhd. '*nein*' und es wäre auf den mhd. Gebrauch hinzuweisen, den Partikeln *jâ* und *nein* Personalpronomina vorzusetzen. Zu 15, 32 *sleht und ebener danne ein zein* findet sich die Bemerkung '*sleht* ist als Comparativ zu fassen.' Das Richtige ist, dass die Comparativendung von *ebener* auch zu *sleht* gehört. 87, 9 lautet *hüetet iuwer zungen. iuwer zungen* ist Gen. plur. (vgl. 87, 33 ff.), der Herausgeber hat es (S. 89) für den Acc. sing. gehalten. Zu 22, 22 *swerz an im weiz und sichs verstât* wird bemerkt (S. 95) '*sich verstân eines dinges*, sich auf etwas verstehen', *und sichs verstât* heißt aber 'und es wahrnimmt'. Ganz unverständlich ist mir die Interpretation von 148, 15 *des trôst sî an dem ende* min 'bei dem leiste für mich Bürgschaft' (S. 99). Der Gebrauch des Präfixes *ge-* scheint dem Herausgeber nicht klar zu sein oder er hat es nicht für nöthig gehalten, seine Leser mit ihm vertraut zu machen: zu 121, 34 *diu werlt gestüende trûreclîcher nie* wird gesagt (S. 25) '*gestüende* s. *gestân*', zu 4, 27 *wol ir, daz si den* ie *getruoc* (S. 45) *getruoc* s. *getragen* u. ä. m. Im Glossar steht

S. 105 *'eht* (für *iht*) nun einmal.' Mit der Meinung, dass *eht* = *iht* sei, ist es dem Herausgeber voller Ernst: 20, 29 f. *dern habe ouch hie noch dort niht lônes mêre, wan sî eht guotes hie gewert* übersetzt er S. 82: 'der mag auch weder hier, noch im Jenseits weiteren Lohn erhalten, denn ihm ist schon hier etwas Gutes gewährt.' Nebenbei mag hier bemerkt werden, dass der Herausgeber *wan* fälschlich als Causalpartikel gefasst hat, es liegt hier natürlich das excipierende *wan* = 'vielmehr, sondern' vor. *Franken* wird im Glossar S. 108 durch *Frankfurt* übersetzt. Diese absonderliche Übersetzung scheint mir durch eine Bemerkung Pfeiffers veranlasst zu sein. Pfeiffer sagt in der Einleitung zu 18, 15: 'Der Meißner, der Walthern von Frankfurt — Franken sagt der Dichter — ein Geschenk .... mitbrachte..'. Natürlich hat Pfeiffer nicht damit sagen wollen, dass Franken = Frankfurt ist. Die Bemerkung in unserem Glossar ist um so auffallender, als der Spruch 18, 15 gar nicht in die Auswahl aufgenommen ist. S. 111 steht *gestein* st. *gesteine*. S. 129 lesen wir: '*Toberlû* nom. propr. germanischer(!) Name des berühmten Klosters der Cisterzienser zu *Dobrilugk*.' S. 132 wird bei *vâren* Construction mit dem Dativ angegeben, S. 135 steht *wær* st. *wære*.

Es ist schließlich noch hervorzuheben, dass gar manche Stelle, die dem Verständnisse des Anfängers Schwierigkeiten bereiten dürfte, ohne Erklärung geblieben ist. So z. B. 76, 3 *swære alsam ein blî* 'schwer wie ein Stück Blei'; 45, 38 *same si lachen* 'als ob sie lachten'; 46, 5 *halb ein himelrîche* 'ein halbes Himmelreich'; 62, 28 *daz ich den mache wider frô* 'dass ich den zum Lohn froh machen möge'; 77, 39 *bî dulteclîcher zer* 'durch hingebende Aufopferung', im Glossar finden sich zu *bî* nur die Bedeutungen 'bei, an'; 15, 40 *den ir hant sluoc unde stach* 'den sie geschlagen und gestochen hatten'; 16, 3 '*dannen in sîn vater sande*' 'von wo sein Vater ihn geschickt hatte'; 122, 16 '*nû ist in sümelîchen sô*' 'nun steht es mit manchen von ihnen so'. Und so ließe sich noch manches anführen. — Höchst merkwürdig finde ich des Herausgebers Meinung S. XIV, dass Walter von dem in Italien gebildeten Friedrich eher eine Schätzung seiner Kunst erwarten konnte, als von Otto; der Herausgeber hätte die Bemerkungen von Wilmanns Leben Walthers S. 153 ff. nicht übersehen sollen. Gerne erführe ich, woher der Herausg. weiß, dass unser Dichter deshalb Österreich verließ, weil man hier die Verhältnisse des Reiches nicht in der großartigen Weise auffasste 'wie sie in der feurigen Seele Walthers lebten' (S. XII).

Baden. Dr. M. H. Jellinek.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 14. Jahrgang 1892. Leipzig. Verlag von Karl Reissner 1893. gr. 8°, 2 Bl. u. 428 SS. Preis 9 Mk.

Dieses Unternehmen, dessen in dieser Zeitschrift schon wiederholt ehrend gedacht wurde, vermittelt rasch und zuverlässig einen Überblick über die weitverstreute germanistische Literatur und ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für uns alle geworden. Man kann der eifrigen Redaction nachrühmen, dass sie bemüht ist, immer seltener wegen eines 'Nicht geliefert' Lücken der Berichterstattung zu lassen, obwohl sie selbstverständlich auf die Unterstützung der Verleger und Verfasser angewiesen ist und nur durch einen solchen Zusatz zum Titel einen gewissen Druck auf diese ausüben kann. Seit meinem letzten Berichte wurden einige Neuerungen getroffen: die pädagogische Abtheilung blieb mit Rücksicht auf die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" und die „Jahresberichte für das höhere Schulwesen" fort, wichtigere Erscheinungen werden aber in den Abtheilungen „Neuhochdeutsch", „Literaturgeschichte" und „Englisch" gebürend behandelt; außerdem wurde jede Abtheilung nun besonders durchnumeriert. Eine reiche Fülle von Stoff bietet sich dem Benützer dar, kenntnisreiche Mitarbeiter sind bestrebt, alles Wichtige und Bemerkenswerte zu verzeichnen. Besondere Sorgfalt ist den Recensionen zugewendet, die gerade in unserer Wissenschaft eine große Wichtigkeit haben, weil sie vielfach in selbständigen Untersuchungen bestehen. Jeder Lehrer des Deutschen muss den „Jahresbericht" benützen, da nur sehr wenige in der glücklichen Lage sind, mit der raschen Entwicklung unserer Wissenschaft Schritt zu halten. Keiner von uns vermag auf allen Gebieten gleichmäßig fortzuarbeiten, wird aber wünschen, die Übersicht über die ganze Wissenschaft nicht zu verlieren. Er wird daher mit Freuden zu dem Jahresberichte greifen, dem sich nun, in anderer Weise eingerichtet, die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte" anschließen. Diese beiden praktischen Hilfsmittel sollten in keiner Lehrerbibliothek fehlen. Besondere Beachtung verdienen die Abtheilungen „Alterthumskunde", „Culturgeschichte", „Mythologie" und „Volkskunde", weil sie dem Lehrer Stoff aus Grenzgebieten an die Hand geben, den er beim Unterrichte wie bei eigener Forschung zu verwerten imstande ist. Noch liegt reiches Material zur Erkenntnis der deutschen Vergangenheit ungehoben in kleineren Bibliotheken und Archiven, das, sorgsam bearbeitet, den Programmen zur Zierde gereichen würde. Hoffentlich verbreitet sich die Benützung der praktischen Hilfsmittel immer weiter, wodurch die Redaction in den Stand gesetzt würde, Bücher, die ihr nicht zugehen, gleich den anderen zu besprechen, und mit dem Raume nicht zu sehr sparen zu müssen. Man kann nur wünschen, das Unternehmen möge weiterschreiten wie bisher.

Lemberg. R. M. Werner.

Grammatik der neuhochdeutschen Sprache von August Engelien. 4. verb. Aufl. Berlin, Wilhelm Schultze 1892. VIII u. 608 SS.

Engeliens große, systematische Grammatik muss als ein schönes Beispiel deutschen Fleißes, als ein wertvolles, meist zuverlässiges Nachlese- und Nachschlagebuch geschätzt werden. Besonders ausführlich behandelt sind folgende Abschnitte: Alphabetisches Verzeichnis der Substantiva mit schwankender Declination. — Darstellung des Conjugationssystems. — Über die Bildung der Vornamen. — Bildung der Adverbia. — Zusammensetzung mit Partikeln. — Die Umdeutschung fremder Wörter. (Ursprünglich nach W. Wackernagel.) — Verzeichnis der gebräuchlicheren Lehnwörter. — Auxiliar gebrauchte Verba. — Casuslehre. — Verba mit verschiedener oder schwankender Rection. — Rection der Präpositionen. — Conjunctionen.

Erklärt sich hieraus schon der große Umfang des Buches, so kommt hiefür noch in Betracht die nahezu an Vollständigkeit grenzende Fülle von Beispielen in der Formenlehre und die starke Berücksichtigung des Lexikalischen, was vielleicht methodisch anfechtbar, doch im gegebenen Falle von praktischem Nutzen ist.

Streng historisch ist das Werk nicht aufgebaut, wenn es auch über die Grenzen des eigentlichen Neuhochdeutschen weit hinausgeht und in der Formenlehre regelmäßig die gothischen, althochdeutschen und mittelhochdeutschen Parallelen gibt. Noch weniger historisch ist begreiflicherweise die Darstellung der Syntax. Sowohl was die Erklärungen in der Laut- und Formenlehre als die syntaktischen Ausführungen betrifft, muss das Buch als conservativ bezeichnet werden, indem der Verf. zwar sichtlich bemüht ist, neue grammatische Errungenschaften zu verwerten, irrige Anschauungen zu berichtigen, aber doch nur behutsam neue Lehren vorzutragen wagt. Speciell in theoretischen Fragen verräth sich öfter Unsicherheit im Standpunkte des Verf.s (s. Anm. zu S. 10), und man braucht gerade nicht der neuesten grammatischen und philosophischen Richtung anzugehören, um manches veraltet zu finden.

Rein Stilistisches und Rhetorisches wurde nach Möglichkeit ferngehalten. Die sprachlichen Belege sind hauptsächlich aus Luther, Lessing, Goethe, Schiller und Grimm genommen. In der 4. Auflage ist — was besonders dankenswert ist — Grillparzer neu hinzugekommen. Dies beweist an sich schon die auch sonst bemerkbare, erfreuliche Thatsache, dass E. dem Süddeutschen mehr Beachtung zu schenken anfängt. Wie stark übrigens noch das norddeutsche Sprachgefühl die Darstellung beeinflusst, zeigt sich wiederholt in den bekannten Verschiedenheiten, wonach z. B. Brief, Briewes zu sprechen wäre, oder die Bildung rückwärtig als österreichisch bezeichnet wird.

Die Wortbildungslehre (die in gekürzter Gestalt auch separat erschienen ist), hat gegenüber den früheren Auflagen eine Bereicherung in den Beispielen erfahren. Hier wie sonst zeigt sich

ein maßvoller Standpunkt in strittigen Dingen. Öfter wünschte man der Genauigkeit wegen, dass Zweifelhaftes oder dialectisch Schwankendes als solches gekennzeichnet würde, z. B. gewisse Betonungen. Trotz der Ausführlichkeit, besonders des beschreibenden Theiles, äußert sich doch andererseits eine geschickte Beschränkung auf das Wissenswerte, z. B. in den lautphysiologischen Capiteln. Hierin werden folgende Auflagen noch weiter gehen können.

An charakteristischen Einzelheiten erwähne ich noch: In orthographischen Fragen räth E. die allmähliche Einführung eines phonetischen Principes, ähnlich wie Rumpelt (System der Sprachlaute) es begründete. Zwischen expiratorischem und tonischem Accent wird nicht geschieden. Befremdend ist, dass die so wichtige Wortstellung nicht zusammenhängend behandelt wird. Die Einleitung sollte durchaus einer gründlichen Überarbeitung unterzogen werden. Zuviel wird in die Anmerkungen unter dem Strich verlegt. An Übertreibung leidet die Bemerkung auf S. 22 unten: „Die Eintheilung der Silben nach ihrer Zeitdauer, also die Unterscheidung in lange und kurze Silben hat für unser Neuhochdeutsch keine Bedeutung."

Schließlich sei noch des reichhaltigen, praktischen Sach- und Wortregisters gedacht und das ganze Werk noch einmal allen Fachgenossen und Bibliotheken empfohlen.

Die deutsche Wortbildung für den Schulgebrauch methodisch dargestellt von August Engelien. Berlin, Wilhelm Schultze 1892. 45 SS. Preis 30 Pf. (cart. 40 Pf.).

Die Darstellungsweise dieses schwierigen Gegenstandes ist vielleicht die beste, die in einem Schulbuche zu finden ist. Glückliche Auswahl des Wichtigen und Interessanten, gute Anordnung, belebende, überzeugende Beispiele, eine für Schulzwecke gebotene Bestimmtheit, selbst wo der Fachmann noch Zweifel hegt, dies alles ist dem Büchlein in hohem Maße eigen. Doch soll damit nicht gesagt werden, dass alles fehlerlos ist. Unbegreiflich ist z. B. folgende Erklärung des Suffixes keit (S. 24): „Unser Eigenschaftswort ewig lautete in früheren Jahrhunderten ewik; die Endung war also nicht -ig wie jetzt, sondern -ik (in Böhmen hört man auch jetzt auf jedem Bahnhofe den Zuruf: fertik!)" usw. — Zweideutig ist mehrmals die Verwendung des Wortes Stamm, das E. bald im gewöhnlichen Sinne bald im Sinne von Stammwort (gegenüber Ableitung, Zusammensetzung) gebraucht.

Der deutsche Satzbau. Dargestellt von Hermann Wunderlich. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1892. XIV u. 252 SS.

Der Verf. dieser bedeutsamen Schrift hat es sich zur Aufgabe gestellt, die syntaktischen Erkenntnisse und Probleme auf Grund der einschlägigen Vorarbeiten zusammenhängend vorzuführen, sowohl

wo das Resultat bereits als gesichert gelten kann, als auch wo ein weiterer Ausbau noch erfolgen muss. Die hypothetische Sprache des Altgermanischen, ja darüber hinaus, reizt seinen Forschungs- und Darstellungstrieb nicht minder als die Sprache der Gegenwart, und Goethe ist für seine Untersuchungen ebenso Quelle wie vereinzelt Anzengruber oder Fritz Reuter. Dementsprechend werden auch die grundlegenden Werke von Erdmann und Paul ebenso herangezogen wie — freilich meist polemisch — die Sprachdummheiten von Wustmann.

Aus dem Vorstehenden ersieht man, wie weit sich W. das Ziel gesteckt hat, und wenn er es im ersten Anlauf nicht gleich erreichte, so gereicht ihm dies durchaus nicht zur Unehre. Bezüglich der befolgten Methode sagt W. Folgendes (Vorwort VIII): „Die Darstellung soll denselben Weg gehen, den Erdmann mit seinen Grundzügen der deutschen Syntax betreten hat. — — den Überblick über das Ganze wollen wir vom Einzelnen aus gewinnen." Demgemäß behandelt er der Reihe nach die Wortclassen: Verbum, Substantiv, Adjectiv, Pronomen, Partikeln und beleuchtet ihre syntaktischen Functionen. Die Wortstellung wird im Anschlusse ans Verb erörtert, der Artikel beim Substantivum. Sicher ist der Verf. mehr berufen als viele, syntaktische Untersuchungen anzustellen. Dazu befähigt ihn Scharfsinn, Stilgefühl, Literaturkenntnis und Belesenheit, Achtung vor dem historisch Gewordenen, philosophische Schulung. Freilich diese Vorzüge bergen auch öfter Schattenseiten. Unvermerkt reizt einen bekanntlich das Streben, zu ergründen, zu verbinden, aufzubauen weiter, als der bedächtige Schulverstand gestattet. Lücken werden dabei kühn übersprungen, neue Ziele gesteckt, während der Ausgangspunkt noch fraglich bleibt, kurz die Phantasie nicht die Verstandesthätigkeit bildet sodann Sprachgesetze. W. ist sich dessen wohl selbst bewusst, wenn er einmal sagt (S. 132): „Grimm hat hier (es handelt sich um die Erklärung der Genusbezeichnung) vielleicht der Phantasie gar zu viel Spielraum gelassen, ein Irrthum übrigens, der in unserer Wissenschaft anregender gewirkt hat, als die platte Wahrheit es oft vermag." Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, mag manches des geistvollen Buches unsicher sein; das eine dürfte die nachfolgende Detailforschung bestätigen, anderes aber der Statistiker zurückweisen. Vgl. die geschichtliche Entwicklung des periphrastischen Perfectum S. 45—50. Es lässt sich also eine vorsichtige Kritik denken, die aus diesem Grunde über das Werk minder günstig urtheilen könnte. Immerhin müsste auch sie zugestehen, dass ein Über- und Ausblick hier dem Kenner eröffnet wird, wie er nicht so bald wieder geboten werden dürfte.

Bedenklich ist vielleicht auch die Allseitigkeit, der das Buch zustrebt. Manches musste dabei zu kurz kommen, und in der That ist vieles nur Skizze. So die Darstellung des Transitivum gegenüber dem Intransitivum, das über die Inversion nach und

Gesagte, einiges aus der Lehre von den Präpositionen, die Concessivpartikeln. Ich zweifle ferner, dass ein gleichartiger Leserkreis dem Verf. immer vorschwebte. Die Freunde von leichtfasslich geschriebenen Büchern wie Schleichers, Behaghels oder bequem orientierenden wie Sanders', Andresens werden W.s Werk enttäuscht aus der Hand legen, trotzdem auch nach der modernen, praktischen Seite vieles versteckt enthalten ist. Der zünftige Leser hingegen wird inhaltlich die oft mangelnde Exactheit und Vollständigkeit — statt dessen nicht selten Theorie und Hypothese —, formell die bilderreiche, kühn ausgreifende Sprache tadeln, die aber nicht immer Undeutlichkeit ausschließt. Ich verweise auf S. 18, wo ein geschlossener Beweisgang auf historischer Grundlage vermisst wird, S. 14, 1 Absatz, S. 90, 98, Z. 5 v. o., S. 112, 2. Absatz, wo aus verschiedenen Gründen größere oder geringere Undeutlichkeit herrscht.

Wenn ich oben der Belesenheit des Autors Gerechtigkeit widerfahren ließ, so muss doch zugestanden werden, dass die fachwissenschaftliche Kritik gewiss viele Monographien aufzählen wird, aus denen W. Ergänzungen oder Berichtigungen hätte gewinnen können. So z. B. nimmt die Darstellung der Functionen der Partikel be nicht Rücksicht auf die Specialstudie Hittmairs und S. 93, Anm. hätte im Anschlusse an Tomanetz' Relativsätze auch meine Darstellung der Nebensatzwortstellung im Boethius (Zachers Zeitschr. Bd. XIV.) erwähnt werden können. An den lateinischen Terminen wird mit Recht festgehalten.

Man kann nur wünschen, dass jeder, der tiefer in das Wesen der deutschen Syntax eindringen will, sich hier Belehrung und Anregung hole und die reich ausgestreute Saat besonders auf unsere zahlreichen, vielfach in veralteten Anschauungen befangenen Schulgrammatiken einwirken möge.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Dirr A., Grammatik der vulgär-arabischen Sprache für den Selbstunterricht. Theoretisch-praktische Sprachlehre für Deutsche auf grammatischer und phonetischer Grundlage. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben s. a. (1893). 8°. (Die Kunst der Polyglottie. 41. Theil.)

Das vorliegende Büchlein ist für den Unterricht des Vulgär-Arabischen im ägyptischen Dialect berechnet und fußt auf den Arbeiten von Spitta, Vollers, Probst und Wahrmund. Es ist ganz nach der sogenannten Ahn'schen Methode verfasst und sucht dem Lernenden die Sprache auf Grund kurzer Regeln und zahlreicher auf diesen Regeln aufgebauter Sätze beizubringen. Die Originalschrift wird bloß einleitungsweise mitgetheilt und wird später in den Sätzen und im Vocabular von ihr ganz abgesehen. In diesem Umstande liegt ein großer und empfindlicher Mangel, insofern als

der Lernende die Sprache bloß mit dem Ohre (und da auch ohne einen Lehrer sehr mangelhaft) erlernt und dann zwar die gesprochene Sprache dürftig zu verstehen imstande ist, dagegen der geschriebenen Sprache ganz fremd gegenübersteht. Da in den anderen Handbüchern dieser Sammlung von den jeweiligen Verfassern der Schrift die ihr gebürende Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, so hätte der Verf. des vorliegenden Büchleins im Interesse der Sache es auch thun sollen.

Ich glaube überhaupt nicht, dass jemand, der von dem Baue der semitischen Sprachen keine Idee hat, mit Hilfe der vorliegenden Grammatik die arabische Umgangssprache auch nur nothdürftig erlernen wird. Übrigens muss jeder, der arabisch sprechen lernen will, einen Araber sprechen hören, da bei keinem Idiom die richtige Aussprache so nothwendig und auch so schwer zu erlernen ist wie bei der modernen arabischen Umgangssprache.

Wien. Friedrich Müller.

Edoardo Gnocchi-Maurizi, Italienische Conversations-Grammatik. Leipzig, G. A. Glockner 1893. 8°, VI u. 528 SS.

Vorliegendes Buch ist für höhere Schulen sowie zum Privat- und Selbstunterricht bestimmt und soll im Gegensatze zu allen anderen bis jetzt „erschienenen Grammatiken in deutscher Sprache, von denen noch keine derselben das in den weitaus meisten Fällen erstrebte Ziel vollkommen erreicht hat“ den beneidenswerten Vorzug haben, den Lernenden in der heutigen „lingua famigliare oder lingua parlata“ möglichst rasch und zweckentsprechend auszubilden. Es frägt sich nun, durch welche Lehrmethode dieses Ziel erreicht wird oder worin die Vorzüge bestehen, die dieses Werk vor den übrigen ähnlicher Gattung auszeichnen. Zunächst muss zugegeben werden, dass dasselbe viel umfangreicher als andere ist, andererseits jedoch gibt es viele weniger voluminöse Grammatiken, die viel inhaltsschwerer sind als vorliegende. Es genügt, eine einzige Lection dieses Buches durchzulesen, um zur Überzeugung zu gelangen, dass wenigstens die Hälfte hiervon leeres, nichtssagendes, in ermüdende, abspannende Breite sich ergehendes Geschwätz ist. Um nur einige Punkte anzuführen, warum wird S. 68, II a) erwähnt, dass das Participio mit avere unveränderlich bleibt, wenn kein Accusativ bei demselben steht? Es ist ja absolut unmöglich, dass der Schüler in diesem Falle einen Fehler begehe; der Verf. aber begeht einen solchen, indem er als Erläuterung seiner Regel das Beispiel anführt: Noi abbiamo letto le relazioni. Die ganzen „Bemerkungen über die verschiedenartigen Endungen der Zeitformen“ S. 93—95 sind, da die Conjugation der regelmäßigen Zeitwörter vorausgeht, nicht nur eine unnütze Zugabe, sondern zum großen Theile auch unrichtig erklärt. Wozu ferner S. 100, §. 1

die vollkommene Übereinstimmung des Gebrauches des Indicativo Presente in der deutschen und italienischen Sprache erörtern? Die Conjugation von „cercare, pagare“ S. 112 konnte mit einer kurzen Bemerkung abgethan werden; die Pronomi personali congiunti werden S. 121 aufgezählt, wozu also dieselben nochmals S. 130 wiederholen? Ganz überflüssig ist auch S. 116 N. I—III. Welchen Zweck hat es ferner Ausnahmen anzuführen, von denen der Verf. in der nächsten Zeile (S. 135, Anm. 1, N.) selbst sagt, dass es besser ist, „dass der Lernende dieser Regel nicht folgt“? Dasselbe gilt von S. 135 II, III. Hinsichtlich des Gebrauches des Artikels finden wir S. 112 VI, VII, VIII, IX volle Übereinstimmung zwischen dem Deutschen und Italienischen, wozu also die vielen Regeln und Beispiele? Was S. 224 N. von bisogna, conviene, è necessario, è possibile gesagt wird, wird S. 226, diesmal allerdings richtiger und genauer, wiederholt. Was S. 479 über den Gebrauch der Zeitformen des Indicativs und Conjunctivs erwähnt wird, stimmt fast durchgehends mit dem deutschen Sprachgebrauche überein und ist theilweise nur eine Wiederholung der früheren Lectionen. Ganz überflüssig und in einer Grammatik unberechtigt sind die vielen und zahlreichen Hinweise auf die Formen der Umgangs- und Volkssprache, noch gefährlicher aber ist es, von Seite des Verf.s einer Grammatik sich solcher vulgärer Ausdrücke in den einzelnen Beispielen zu bedienen, wie das häufig in unserem Falle vorkommt, wie „la“ für „ella“. Überhaupt aber sind die einzelnen Lectionen — es gibt deren 48 im ganzen — viel zu weitläufig, für den Leser geradezu ermüdend, weil der innere Gehalt fehlt; eine Grammatik soll intensiv, nicht extensiv reich sein; man vergleiche z. B. Lection 8, 10, 26, 38, die des Überflüssigen in Fülle enthalten; entschuldigen kann man diese unnatürliche Breite zum Theile in Lection 17 und 18, wo die Präpositionen „di, da, a, in, per“ behandelt werden, die sich in ihrer Anwendung oft berühren. Die ganze Anordnung ist willkürlich und entbehrt eines bestimmten Planes. Wie passt, um nur weniges zu erwähnen, S. 173 „Anmerkung über die Wortfolge“ zum Gebrauche des Artikels? Warum wird das hier Gesagte nicht in die Lection 48 (Von der Wortfolge) einbezogen? Warum wird die Übereinstimmung des Participio Passato in zwei weit voneinander getrennten Lectionen (9 und 45) behandelt? Dasselbe gilt vom Pronomen Possessivum (Lection 5 und 32) und von den Präpositionen (Lection 17, 18, 40), ebenso von der Anwendung des Indicativs und Conjunctivs (Lection 12 und 44). Wie tief der Verf. in die italienische Phonetik eingedrungen ist, belehrt uns seine Bemerkung S. 2 „Es ist unmöglich, eine bestimmte Regel zu geben, wann das e oder o offen oder geschlossen ausgesprochen werden soll. Jedoch haben diese Unterschiede keine große Bedeutung“; S. 6 heißt es: „Nur in dem einen Worte compagnia (Gesellschaft) steht ein betontes i nach gn, um von compágna (Gefährtin) unterschieden zu werden.“ Ungereimt-

heiten und Ungenauigkeiten aller Art begegnet man auf Schritt und Tritt, daher S. 65, Z. 17 venerarono = verehrt, Z. 1 conducono, menano = führen, S. 68, II, b a nostra = zu meiner, S. 69, II ihr seid st. seid, S. 126 dipende = abhängen; S. 129, Z. 4 v. u. heißt es: parli in piacere più adagio con me, comprendendo poco il francese; ebenso zweideutig heißt es S. 57, Anm.: „Die zusammengesetzten Zeiten von éssere werden mit éssere, nicht mit avere wie im Deutschen gebraucht." Es muss überhaupt betont werden, dass der deutsche und italienische Ausdruck arg vernachlässigt ist. Als weitere Beweise der Oberflächlichkeit und Nachlässigkeit der ganzen Arbeit verdienen Erwähnung: Das Beispiel S. 159, §. 3 L' aiutante di campo è uscito in vettura scoperta passt nicht für die Regel, ebensowenig S. 164, §. 5 Per lo passato (Per l'addietro) il vitto era meno caro; S. 167, Z. 16 Per ristabilirsi il medico le ha consigliato d'andare ai bagni di mare, ist zweideutig; S. 172, V heißt es: „Die italienische Apposition erscheint übrigens stets im Nominativ, z. B. Incontrai Osvaldo, mio antico comilitone", also ist „mio antico comilitone" Nominativ! Zu den unpersönlichen Verben rechnet der Verf. S. 225 me ne meraviglio, mi sento bene, — male, mi vengono i brividi, si pente, mi manca il tempo, si danno dei casi. Als andere Unebenheiten habe ich mir angemerkt: S. 39, §. 3 „Bei den Wörtern, welche auf -io, -aio, -chio, -cio, -gio, -glio, -scio endigen und deren i „fast" unbetont ist; S. 38, §. 1 passt das Wort „il vaglia" nicht zur Regel, weil es weder in -i 'oder -ie endet, noch den Endvocal betont hat, noch mit einem Consonanten endigt, noch auch einsilbig ist; S. 70, 2 findet der Satz: Se allóra ella era felice, era perchè aveva ancora i suoi cari genitori, die ganz merkwürdige Begründung: „Das Imperfetto dell' Indicativo muss man aber in folgendem Satz anwenden", also scheint dieser Satz besonders privilegiert zu sein! S. 71, Z. 8 v. u. Era un pezzo Es ist lange; S. 130, §. 1 Zum besseren Verständnis st. Zur besseren Übersicht; S. 133, Anm. I, II weiß der Verf. offenbar nicht, dass die von ihm erwähnte Regel von den Verba modalia gilt, denn sonst hätte er das bezeichnen und dadurch die Anmerkung sich ersparen können; S. 134, c Non è passato da me, heißt nicht „Er ist nicht bei mir vorgekommen", sondern „Er hat bei mir nicht vorgesprochen"; S. 141 basta sarà = es wird sein; fissare = mieten; ebenso ungenau ist: resti servita = belieben Sie einzutreten, in questione = bewusst, S. 174 distinguono = ausgezeichnet, S. 182 si riuniscono = sich vereinigen, S. 191 La riverisco = Ich „grüße" Sie; S. 192 NB. liefert wieder einen Beweis für die Eigenartigkeit des deutschen Ausdruckes: „Zuweilen auch Zeitwörter, besonders die Particip. pass., werden in der absoluten Superlativform gesetzt"; S. 217 fondare scuole = stiften; S. 218 compreso = mit; S. 223 sind: il tempo sta per cambiare, il tempo si rischiara, l'aria è tranquilla, il vento si leva,

il vento s' è voltato, — calmato, il vento soffia, la neve si squaglia, il sole brucia, il tuono romoreggia, il temporale è passato, il tempo è costante, unpersönliche Ausdrücke oder besser „Verbi impersonali"; S. 226 dissipare, dileguare, spázzar (!) via = vertheilen; S. 227 addensarsi = dicker werden; S. 232 diamo, stiamo, facciamo sind unregelmäßig; dagegen andiamo regelmäßig; S. 252 Dev' esser stato lui a far ciò = Er muss es gewesen sein; S. 255 Non valer un acca, un corno, un fico (secco), una cicca, heiße wörtlich: nicht ein Haar, ein Horn, eine trockene Feige etc. wert sein, d. h. acca = Haar, und cicca = etc.; S. 249 siédo aus sedére, muóro aus morire, tu vuói, egli vuóle aus volere, sind nach der Ansicht des Verf.s Unregelmäßigkeiten, indem der Stammvocal verstärkt wurde, dadurch dass man ein i oder ein u vor e oder o setzte; tengo, tenga, valgo, cong. pres.: ch'io valgo (!), voglio, voglia sind nach dem Verf. entstanden durch „Einschiebung eines ganz fremden Consonanten zwischen Stamm und Endung; auch was er von „dovere" sagt, ist ganz falsch; dasselbe gilt von vedere und potere; S. 251 „Bei dem Verb sapére verdoppelt sich das p, wenn i darauf folgt", warum dann „séppe", „séppero" und andererseits „sapiente"? S. 256 giuocare alle bocce = Kegel schieben, S. 256 permettono = erlauben; S. 272 buscarsi = sich eine Krankheit holen; S. 277 heißt es zu „scelgo" in der Anmerkung: „In der Volkssprache gebraucht man auch die regelmäßige Form „scéglio""; „scelgo" ist aber ebenso regelmäßig als „sceglio"; S. 280 wird nuóco-nociamo, cuócio-cociamo erklärt: „In den Personen, in denen der Hauptton verlegt oder der Stamm durch zwei Consonanten verstärkt wird, lässt man gewöhnlich „des Wohllautes wegen" das u des Stammes weg. Bei manchen Personen wird das u nur des Wohllautes wegen ausgelassen"; S. 280 Dire le sue ragioni = seine Rechte angedeihen, widerfahren lassen; S. 281 A me lo dite? A chi lo dite? A chi lo venite a dire? = Es ist mir nicht daran gelegen, ich bekümmere mich nicht darum; S. 281 Dico bene? = Ja, noch mehr; S. 283 condurre a spasso = spazieren gehen; S. 284 sul suo conto = Rechenschaft über ihn; S. 302 in cerca = suchen; S. 303, Z. 1 far prigioniere = gefangen genommen; S. 306 Alexander erbat wegen Familienangelegenheiten (chiédere) einen Urlaub; S. 310 passen die Verba dirigere und erigere nicht, ohne dass eine Bemerkung über den Stammvocal gemacht werde; S. 323 heißt es: I. Verben, die nur die regelmäßigen Endungen auf -o, -i, -e, -ono haben; unter diesen wird auch „cucire (cúcio, cúci, cúce etc., auch cucisco, cucisci) nähen" angeführt; merkwürdige Logik! S. 355 Il contadino fu colto a rubare = Der Bauer wurde ertappt; S. 401 passare = versetzt werden; S. 418 Scrivi a quel tale che tu già sai = Schreibe dem so und so, wovon du schon weißt; S. 434 a qual piano? = wieviel Treppen hoch? S. 442 „adagio" und „tuttavia" werden als Präpositionen angeführt; S. 434 d'onde sbrigate = nach Erledi-

gung; S. 444 a buon intenditore = demjenigen, der begreifen will, braucht man; S. 453 muover a compassione = Mitleid haben; tornar conto = gut sein; S. 482, 14 „Der Conjunctiv folgt gewöhnlich auf die beziehenden Fürwörter che, chi, cui, il quale, dove, wenn sie zwischen zwei Zeitwörter zu stehen kommen" verstehe ich nicht; S. 482, 17 ist die Rede vom Conjunctiv bei einem Wunsche und als Beispiel angeführt: Guarda bene a quel che dici! S. 483 stentar a = große Mühe, schwer; ebendort ramingo = umherirren; S. 484, Z. 18 dall' altra, wiewohl „lato" vorausgeht; S. 488 I dí seguenti = der folgende Tag; S. 489, §. 9 steht das Beispiel: I forti venti che abbiamo avuto, nicht auf gleicher Stufe wie die übrigen; S. 501 per schiarimenti = näheres, aver il compagno = seinesgleichen; für den deutschen Ausdruck führe ich noch an S. 413 „beziehen sich ausschließlich für Personen", S. 418 „dessen Namen ich mich nicht gut erinnere". Das ist nur eine Blumenlese von den Ungenauigkeiten, deren das Buch voll ist. Die Vocabeln sind in der Art, wie sie angeführt werden, nicht nur wertlos, sondern müssen den Schüler unbedingt verwirren und demselben ein falsches Bild von der deutschen und italienischen Sprache geben. Unter solchen Umständen ist die Frage, ob die Lesestücke geeignet sind oder nicht, eine müßige; nur soviel sei erwähnt, dass in denselben viele Vocabeln vorkommen, die weder in der Grammatik noch in dem kleinen, ganz wertlosen Wörterverzeichnisse (dasselbe umfasst vier ganze Seiten!) angegeben sind. Die Correctur des Druckes — wenn überhaupt eine solche stattgefunden hat — weist den höchsten Grad von Nachlässigkeit auf. Bei der Anführung der wichtigsten Druckfehler sehe ich natürlich von jenen ab, die vom Verf. selbst als solche angeführt werden. Es ist zu lesen S. 50, §. 4 Ein st. Eine; S. 59 stata st. statta; S. 65, Z. 9 v. u. calda st. caldo; S. 70 c, Anm. lo st. l'ho; S. 72, Z. 22 links penoso st. pennoso; S. 78, Z. 3 v. u. rechts génere st. genére; S. 79 a r. Inhalts st. Iuhalts; S. 80, Z. 14 l. Kappe st. Klappe; S. 80, §. 8 und S. 151, §. 4 crémisi st. cremisi; S. 80, §. 9 parentesi st. parentisi; S. 85, Eserc. Z. 12 profetessa st. profettessa; S. 91 Modo imp. ricevéte st. ricévete; S. 102, Z. 7 v. u. l. scientifico st. scentifico; Voc. Z. 11 Aufführung st. Ausführung; S. 106, Z. 6 l. ricevevano st. ricevevono; S. 114, §. 3 invii st. invií; S. 127, Z. 8 r. posta st. posto; S. 130, Z. 7 ha st. ho; S. 133, Z. 4 paia di st. paia; S. 135 NB Z. 3 statt st. stat; S. 135 NB Z. 9 r. wärest st. warst; Z. 12 r. er wurde bestürzt st. er betrübte sich; S. 136, Z. 4 Dame st. Damen; S. 139, §. 13 Ce l'ha st. Ce la; S. 146, Z. 3 Preposizioni st. Preposizione; S. 152, §. 8 er zum Lieferanten st. er Lieferant; Z. 14 v. u. sich schütteln st. schütteln; Z. 3 v. u. ippocástano st. ippocastáno; S. 154, Z. 5 scoppiare st. scopiare; Z. 15 galantuómo st. galántuomo; S. 153, Z. 5 le persone st. la persona; S. 162, Z. 9 v. u. tutta st. tutto; S. 163,

Z. 8 portamonéte st. portamónete; §. 1 Brénnero st. Brennéro; S. 165, Voc. Z. 9 r. colónia st. colonía; S. 166, Z. 9 v. u. Ruménia st. Rúmenia; S. 167, Z. 10 v'erano st. v'era; Z. 10 v. u. auch che ho st. che ho auch; S. 168, Z. 11 v. u. dirimpetto st. dirempetto; S. 171, Z. 18 réndersi st. rendérsi; Z. 21 eléggere st. eleggére; S. 175, Z. 16 a st. ha; Z. 18 dei st. di; Z. 23 operaio st. operai; S. 179, Z. 6 v. u. suora st. suoró; S. 181, Z. 11 Sie st. Er; S. 183, Eserc. Z. 5 di st. a; S. 187, Z. 6 v. u. domanda st. domando; S. 189, Z. 4 Quest' st. Quest; Z. 7 r. Er st. Das; S. 190, §. 12, Z. 1 v. u. e più st. più; S. 192 Beisp. torre st. terre; pian st. pien; S. 194, Z. 11 v. u. ménoma st. menóma; S. 194, §. 17 -errimus st. -erimus; S. 196, Z. 4 r. der st. dir; S. 197, Z. 4 v. u. dalla st. della; S. 198, Z. 2 bruttissima st. brutissima; S. 203, Z. 1 v. u. ricórdansi st. ricordánsi; S. 204, Z. 10 r. esse st. e se; S. 206 M. I. ricórdatene st. ricordátene; Z. 4 uns st. uns uns; S. 208 und anderswo: Lipsia st. Lipzia; S. 212, Z. 14, 15, 16 venivano st. venivono; S. 213, Z. 6 r. venisse st. venissi; S. 216, Z. 9 linee st. lineé; IV Z. 13 mancher st. manches; Z. 7 v. u. zu dir st. dir; S. 221, Z. 1 giorni st. giorno; Z. 17 Olà st. Ala; Z. 19 vísitano st. visitano; S. 225, Z. 13 r. ihnen st. ihr; S. 227, Z. 21 r. brontolare st. borntolare; S. 228, Z. 6 v. u. lapis st. apis; Z. 2 v. u. piovono st. piovano; S. 229, Z. 6 e l'ha st. l'ha; S. 232, Z. 15 fácere st. facére; Z. 4 v. u. oder vom adverbium da (seit) zu unterscheiden, ist zu streichen, weil es kein Adverbium „da" gibt; S. 234 facciámo st. fácciámo; S. 242, Z. 4 aprissi st. apprissi; S. 245, Z. 15 prevenire st. pervenire; S. 249, Z. 1 pónere st. ponére; S. 250, Z. 5 v. u. beschneiden st. verschneiden; S. 257, Z. 4 v. u. può st. puo; S. 259, Z. 15 v. u. dem st. den; S. 260, Z. 17 an zu streichen; kānntest st. kenntest; S. 262, Z. 22 vógliano st. vogliono; S. 263, Z. 1 rimarrò st. rimarrò*; S. 269, Z. 4 v. u. una st. un; S. 271, Z. 20 v. u. le st. la; Z. 15 v. u. per, durante st. per durante; S. 273, Z. 11 tratterrò st. tratterò; S. 277, Z. 5 r. presupporre st. presuppore; Ind. pres. béo, bée, béono st. beó, beé, beóno; Pass. rem. 3. sg. bevette st. bevetti; S. 279, Z. 8 trarranno st. traranno; Z. 9 trarrebbe und trarremmo st. trarebbe und traremmo; Z. 11 traesse, einmal zu streichen; S. 282, Z. 1 dice st. dire; S. 283, Z. 14 allesso st. alesso; Z. 2 v. u. woraus st. worauf; S. 284, Z. 2 und S. 285, Z. 12 v. u. deposizione st. disposizione; S. 284, Z. 12 alcuni st. alcuno; S. 297, Z. 3 v. u. un' st. un; S 302 Voc. einen größeren Gehalt st. ein größeres Gehalt; S. 304, Z. 15 foresta st. foreste; S. 305, Z. 8 chiuso st. chiusa; Z. 9 bisogna st. bisogni; Z. 13 trasmétterceli st. trasmettércili; S. 307, Z. 1 v. u. porsi st. porse; S. 309, Z. 1 volgono st. volgano; Z. 8 (-rsi) st. (-rsa); Z. 7 r. vólgersi st. volgérsi; Z. 1 v. u. lautet es st. lautet; S. 316, Z. 20 Marone st. Morone; S. 317, Z. 16 v. u. beim st. dem; S. 320,

Z. 18 émpiere st. empiere; S. 322, Z. 22 23 st. 25; S. 326, Z. 3 u. 4 v. u. scoprirsi st. soprirsi; S. 332, Z. 15 avvenne st. avenne; S. 339, Z. 7 favoriscano st. favoriscono; Z. 7 v. u. nostro st. nostra; S. 342, Z. 5 vostro st. fostro; S. 343, Z. 11 Pághino st. Paghino; S. 347, Z. 16 Altezza st. Altessa; Z. 24 avranno st. avrà; S. 351, Z. 4 v. u. quei st. qei; S. 352, §. 5 sei es st. als; S. 354, Z. 4 r. mir, gute Frau st. mir; S. 358, Z. 12 v. u. truffato st trufato; S. 361, Z. 1 v. u. Zeichnen st. Zeichnung; S. 362, Z. 7 v. u. delle st. della; S. 363, Z. 10 v. u. r. des zu streichen; S. 364, §. 3, Z. 5 v. u. della quale st. del quale; Z. 3 v. u. zu dir st. dir; Z. 1 v. u. stato invitato st. stato; S. 367, Voc. Z. 11 Berühmtheit st. Berühmheit; S. 368, Eserc. Z. 3 qual st. quel; Z. 7 v. u. (di cui) st. (di colui); S. 369, Z. 12 v. u. conservano st. conservono; S. 374, Z. 4 r. qual luogo st. luogo; S. 381, Z. 6 v. u. in st. iu; S. 382, Anm. 4 jedoch st. genau; S. 387, Z. 22 r. congrésso st. cóngresso; S. 389, Z. 22 una st. un; S. 393, Z. 3 r. il centesimo primo st. il centesimo; S. 394, Z. 5 fünfte st. vierte; Z. 1 v. u. seconda st. secondo; S. 406, Z. 17 Alfieri st. Alfier; S. 408, Z. 4 v. u. per la st. per le; S. 410, Z. 7 r. geltend zu machen st. gelten zu lassen; S. 418, Z. 2 r. seinem st. seinen; S. 422, Z. 22 patto st. patti; Z. 25 (possiedo) st. possiedo; S. 426, Z. 1 É st. E'; Z. 5 vé' st. v'é; S. 432, Z. 13 v. u. umschreibt st. umschriebt; S. 435, Z. 3 menomamente st. menomemente; Z. 10 molto st. poco; S. 437, Z. 7 inventano st. inventono; S. 441, Z. 17 inventate st. invantate; S. 446, Z. 8 v. u. permessa st. permesso; S. 447, Z. 10 Ai st. Al; S. 448, Z. 11 eine st. einen; S. 451, Z. 4 v. u. kaum als st. sobald als; S. 454, Z. 11 e zu streichen; S. 457, Anm. 10) belaufen sich st. belaufenie; S. 458, Z. 27 Ápriti st. Apríti; S. 459, Z. 11 povero st. povera; Z. 14 buono st. bono; S. 463, Z. 8 flitz verstehe ich nicht; Z. 10 cioè st. e cioè; Z. 14 v. u. höre st. hört, belästige st. belästigt; S. 464, Z. 18 v. u. mancano st. mancono; S. 466, Z. 3 Diamine st. Diamane; S. 468, Z. 1 fronzuto st. frouzuto; S. 474, Z. 12 v. u. cucchiaiate st. cucchiarate; S. 477, Z. 1 kleinen st. kleiner; Z. 12 v. u. un po' st. po'; S. 478, Z. 10 è st. e; Z. 19 momentíno st. moméntino; Z. 26 portatemi st. partatemi; S. 479, Z. 11 v. u. lo zu streichen; S. 485, Z. 9 v. u. malerischen st. malirischen; S. 489, §. 8 li ho st. li; S. 491, Z. 17 una st. un; Z. 14 v. u. buon' st. buon; S. 493, Z. 17 v. u. nel zu streichen; Z. 13 v. u. É st. E; Z. 10 v. u. sedérci st. séderci; S. 494, Z. 12 potessero st. pottessero; Z. 9 v. u. parrebbe st. parebbe; S. 497, Z. 3 v. u. 4) münden st. munden; S. 499, §. 4 Ella st. Egli; S. 501, Z. 9 v. u. Karabinenschuss st. Karabinerschuss; Z. 15 v. u. r. succédere st. súccedere; Z. 11 v. u. r. decidersi st. decidérsi; S. 502, Z. 17 v. u. cadér st. cáder; S. 504, Z. 17 Firenze st. Firenza; Z. 20 un' st. un; Z. 4 v. 4. secchi 4) st. secchi und Z. 3 rispose st. rispose 4); S. 505, Z. 3 v. u. cortigiáno st. cortigiano; S. 506,

2, 5) riscuotere st. riscuottere; S. 517, Z. 10 v. u. so zu streichen; S. 518, Z. 9 v. u. ripidissima st. rapidissima; S. 520, Z. 18 v. u. Wann st. Wan; S. 521, Z. 6 braucht st. gebraucht; S. 522 V, Z. 11 Leibkutschers st. Leibkutscher; Anm. 15) dinanzi 16) comparire st. 15) comparire 16) dinanzi; S. 527, 17 hungrig, durstig sein st. hungrig, Durst haben; Z. 18 il confine st. confine; Z. 19 die Waise st. der Weise. Die Interpunctionsweise spottet jeder Kritik und hätte in dieser Hinsicht jeder Schüler der Elementarschule Besseres geleistet; so sind, um nur einiges zu erwähnen, Haupt- und Nebensatz nur selten durch ein Komma geschieden, namentlich aber gilt das von den hypothetischen Perioden, beim Vocativ und in vielen anderen Fällen; Ruf- und Fragezeichen werden sehr häufig verwechselt, statt des Fragezeichens finden wir sehr oft einen Punkt, der Punkt fehlt oft ganz, ebenso die Zeichen der Parenthesis und zwar entweder ganz oder wenigstens eines von ihnen. Dieselbe Ungenauigkeit zeigt sich hinsichtlich der deutschen Rechtschreibung; bald finden wir „tot" bald „todt", bald „zuhause" bald „zu Hause" usw. Wer das vorliegende Buch durchliest, bekommt den Eindruck, dass der Verf. mit großer Eile daran gearbeitet habe; oft sind ganze Vocabeln weggeblieben, z. B. S. 226, Anm. Z. 1 fehlt das Zeitwort „übersetzt"; ein anderesmal bekommen wir wieder des Guten zuviel, z. B. dieselbe Wendung „farsi indietro" S. 239 und 241, „da quando in qua" S. 430 und 431; S. 399 nennt er „sestina" eine Strophe von acht Versen, dagegen „un(!) ottava" eine von sechs Versen; „Er ist ein junger Mann von 25 Jahren" heißt nach dem Verf. „È un giovane di 25 lustri"(!). Statt zu sagen „Wann ist dein Geburtstag, und wie alt wirst du an diesem Tage?" lässt er S. 406, Z. 20 v. u. „an diesem Tage" einfach weg, so dass die Frage sich recht eigenthümlich ausnimmt. Manches ist wieder ganz unverständlich, wie z. B. S. 259, Z. 18 „Dieser Kalbsbraten ist nicht zu genießen (= nicht man essen können(!)), er ist zu hart"; S. 512, Z. 6 „Als die große Glocke läuten hörten, liefen alle Dorfbewohner auf den Platz". Was soll es bedeuten, wenn er S. 191 Anm. wörtlich sagt: „Wenn das i der Endung io betont ist, wie pío (fromm), varío (!) (verschieden), so wird das i beibehalten: piissimo, variissimo"?

Es wäre noch so manches, namentlich über die Uncorrectheit des italienischen Ausdruckes, der nicht selten in grober Weise gegen die Syntax verstößt, anzuführen, allein wie der Verf. S. 502, Z. 4 v. u. sagt „Mi struggo di terminare la compilazione della mia grammatica, e d'andarmene per qualche giorno in campagna" — wir dürfen in diesen Worten wohl theilweise wenigstens die Ursache der Mangelhaftigkeit dieses Buches erkennen — so ist es auch mein aufrichtiger Wunsch, dass ein Buch, das für den Unterricht in keinerlei Weise geeignet ist und sein Ziel auch nicht annähernd erreicht, so bald als möglich ad acta gelegt werden möge.

Wien. Joh. Alton.

Abbildungen zur alten Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten zusammengestellt von Dr. H. Luckenbach. München, R. Oldenbourg 1893. 4°, 64 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Die classischen Bilderbücher für Gymnasien sind in erfreulicher Zunahme begriffen. Es werden auf Grund der erhaltenen Monumente theils Bildersammlungen allgemeineren Inhalts angelegt, durch welche das Anschauungsvermögen und der Formensinn der Jugend gebildet und gekräftigt werden soll; solcher Art sind die Tafeln von Cybulski, Oehlers classisches Bilderbuch, die Baumeister'schen Bilderhefte, die classische Bildermappe von Bender-Anthes-Forbach. Theils wird die Auswahl mit Rücksicht auf bestimmte Stufen des altclassischen Sprachunterrichtes getroffen, wie bei den Bilderatlanten Engelmanns und den mit Bildern ausgestatteten Commentaren. Den bildlichen Stoff systematisch dem Geschichtsunterrichte anzupassen hat meines Wissens bisher niemand unternommen. Luckenbach nun, welcher in einjährigem Aufenthalte im Süden die Monumente aus eigener Anschauung kennen gelernt hat und durch eine mehrjährige Schulpraxis mit den Bedürfnissen der Schule vertraut ist, hat sich dieser dankenswerten Aufgabe unterzogen. Er theilt seine Auswahl von 169 Nummern in zehn Abschnitte: Tiryns und Mykenai, Baustile, Olympia, Athen, Pergamon und der Hellenismus. Zur Entwicklung der bildenden Kunst, Griechische Porträts, Rom, Pompeji, Römische Porträts. Den erläuternden Text hat er auf das Allernothwendigste beschränkt, z. B. 167 Hadrian 117—138; Cass. Dio. 68, 15 *Ἀδριανὸς* (sic) *πρῶτος γενειᾶν κατέδειξεν* (sic). Da sich L. für seinen Zweck mit der Firma Oldenbourg, bei der auch die Baumeister'schen Denkmäler erschienen sind, ins Einvernehmen gesetzt hat, so ist es ohne weiteres begreiflich, dass vorzugsweise die Abbildungen des Denkmälerwerkes zu neuerlicher Verwendung gelangt sind. In der That begegnet man fast ausschließlich solchen, sei es in unveränderter Gestalt, sei es mit belanglosen Weglassungen oder in entsprechender Verkleinerung; die eigenen Zugaben lassen sich an den Fingern herzählen. Damit soll kein Vorwurf gegen den Verf. erhoben sein; es ist nur bei diesem Anlasse von neuem zu bedauern, dass so manche Abbildungen bei Baumeister recht viel zu wünschen übrig lassen. So sieht der Kopf des Praxitelischen Hermes (Fig. 36) so aus, als ob er aus einem Höcker herauswüchse; in Fig. 35 ist er ganz ausdruckslos und flau gehalten. Abscheulich gerathen ist der sterbende Gallier. Warum die Athenastatuette vom Varvakion in der unvortheilhaften Profilansicht gegeben ist, obwohl sich bei Baumeister auch die viel charakteristischere Vorderansicht findet, sehe ich nicht ein. Von den nicht auf Baumeisters Denkmäler zurückgehenden Bildern stammt, wie man aus der Vorrede erfährt, die Ansicht des olympischen Festplatzes von Durm, der Grundriss des Erechtheions von Levy, der Plan der Fora, der von Hülsen revidiert ist, von Böckel. L. hätte es aber an diesen wenigen An-

gaben nicht genug sein lassen sollen, sondern es sollte jeder Figur mit zwei Worten die Provenienznotiz beigefügt sein, eventuell auch der derzeitige Aufbewahrungsort des Monumentes. Allerdings hätte sich dann mit der Augenfälligkeit der Thatsachen nicht mehr die Bemerkung der Vorrede vertragen, dass die Verlagsbuchhandlung eine große Zahl von Abbildungen neu habe anfertigen lassen. Übrigens kommt es ja wahrlich auf ein Mehr oder Weniger gar nicht an, wenn nur durchaus Bestes geboten würde. Es ließe sich wohl noch manche Figur nennen, deren Aufnahme man wünschen möchte. Ich aber sage, es ließe sich auch mit einer noch geringeren Zahl das Auslangen finden; doch müssten es lauter Aufnahmen und Reproductionen erster Güte sein. Allerdings spielt in diese Frage der Kostenpunkt mit herein. Der Preis von 1 Mk. 80 Pf. für ein derartiges, immerhin brauchbares Bilderheft ist so niedrig gestellt, dass wirklich jeder halbwegs bemittelte Schüler es sich anschaffen sollte, und die Lehrer können mit gutem Gewissen zu diesem Ankauf rathen. Allein wenn die Schule für Anschauungsmittel größere Summen aufwendet, so wird sie, statt solche Marktwaare dutzendweise aufzukaufen, tausendmal besser thun, gute Gypsabgüsse, Demonstrationsobjecte oder auserlesene Wandtafeln anzuschaffen, wofür sie bei der Wiener Commission für Verwertung der Archäologie an Gymnasien allezeit bereitwilligsten Rath findet.

Wien. Ernst Kalinka.

Zweck & Bernecker, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geographie. Hannover, Hahn 1893. 8°, 2 Theile.

Die Bezeichnung dieses Lehrmittels als Hilfsbuch, während es ein Lehrbuch ist, deutet darauf hin, dass der Verf. desselben das Hauptgewicht des geographischen Unterrichtes in die Schule verlegt und dass das vorliegende Buch für den Lehrer bloß ein Leitfaden und für den Schüler ein Behelf zur Bearbeitung und Einprägung des in der Schule durchgenommenen Lehrstoffes sein soll. Es ist nach dem Vorbilde des Guthe-Wagner'schen Lehrbuches der Geographie und auf Grund des preußischen Lehrplanes vom Jahre 1892 angelegt, die physischen Landschaftsbilder von den politischen getrennt gehalten und der Memorierstoff auf das Unentbehrliche reduciert. Inhalt und Form des Textes regen die Verstandesthätigkeit des Schülers an. Das Buch zerfällt in zwei Theile, von welchen der erste mit 79 SS. für die Quinta und Quarta, der zweite mit 291 SS. für die mittleren und oberen Classen der deutschen Mittelschulen bestimmt ist. Sehr zweckmäßig ist der Lehrstoff der allgemeinen Geographie in demselben vertheilt und behandelt. Während im Anfange des ersten Theiles bloß die Erde als Himmelskörper, die Erdoberfläche und die Lebewesen in der allergedrängtesten und fassbarsten Form auf 10 SS.

behandelt sind, ergeht sich der Schlussabschnitt des zweiten Theiles etwas eingehender und auch in einer sehr verständlichen Fassung über diesen etwas schwierigeren Lehrstoff, welcher mit einer vergleichenden Übersicht der wichtigsten Verkehrs- und Handelswege schließt. Ein ausführliches Namensverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit dieses guten Buches.

Wien. Dr. F. Grassauer.

Naturlehre für die unteren Classen der Mittelschulen. Verfasst von Dr. Alois Höfler, Professor am Gymnasium der k. k. Theresianischen Akademie in Wien, unter Mitwirkung von Dr. Eduard Maiß, Professor an der k. k. Staats-Oberrealschule im II. Bezirke Wiens. Mit 290 Holzschnitten, drei farbigen Figuren, einer lithographierten Sterntafel und einem Anhange von 140 Denkaufgaben. Wien, Carl Gerolds Sohn 1893. 8°, 182 SS. Preis in Leinwandband 1 fl. 30 kr.

Das vorliegende Lehrbuch stellt sich als eine vollständige Umarbeitung der „Leichtfasslichen Anfangsgründe der Naturlehre von J. Schabus“ dar, die den neuesten Lehrplänen und Instructionen für den Unterricht in der Physik an Untergymnasien vom 24. Mai 1892 angepasst worden ist. Letzterer Umstand erscheint wohl als selbstverständlich, wenn man bedenkt, dass gerade durch die in den letzten Jahren vom Verf. ausgehenden, in mehreren Vorträgen und Artikeln zum Ausdrucke gebrachten, auf eine Verbesserung der Methode und Einschränkung des Lehrstoffes abzielenden Anregungen jene Instructionen nicht unwesentlich beeinflusst worden sind. Man findet in dem Buche nicht nur allenthalben die Wünsche und Vorschläge der pädagogisch-didaktischen Erörterungen unserer besten Fachzeitschriften verwertet, sondern auch überall den innigen Zusammenhang der einzelnen Partien besonders hervorgehoben. Auf diese Art muss dem Schüler klar werden, dass er es in der Physik nicht mit einer trockenen Aufzählung einzelner lose mit einander verbundener Thatsachen zu thun hat, sondern dass sich vielmehr alle Erscheinungen der Natur auf einige wenige Grundvorgänge zurückführen lassen. Dies ist ein Umstand, welcher dem vorliegenden Lehrbuche unter den meisten bekannten Lehrbüchern dieser Art eine besondere Stelle anweist. Eine weitere hiefür sprechende Thatsache ist aber die, dass infolge der in zielbewusster Weise getroffenen Stoffanordnung der Schüler, ähnlich dem Vorgange in der Mathematik, vom Leichteren, Durchsichtigeren, zum Schwierigeren, Complicierteren geführt wird, um am Schlusse die schönste Frucht seines emsigen Mitarbeitens in der Erklärung des wunderbarsten mechanischen Schauspieles, der Himmelserscheinungen zu finden. Dabei wird die Beschreibung und Erklärung der Naturerscheinungen und der zu ihrem Hervorrufen nöthigen Apparate durch eine Reihe vortrefflicher, sich von den üblichen durch Über-

sichtlichkeit und Anschaulichkeit abhebender Zeichnungen und Diagramme unterstützt, die den Beweis dafür liefern, dass das Buch so recht „aus der Praxis, für die Praxis" entstanden ist. Auch wird der Schüler, wo es passend erscheint, durch Versuchsangaben, die er zu selbständigen Versuchen verwerten kann, sowie durch zahlreiche, in die jeweilige Partie einschlägige Fragen zu einer regen Mitbeschäftigung angehalten. Überdies wird ihm in den sogenannten „Denkaufgaben" — Aufgaben, die zu ihrer Lösung keiner Rechnung bedürfen — Gelegenheit geboten, über das Erworbene nachzudenken und sich in der Anwendung der bereits gewonnenen Naturgesetze zu üben. Man muss sich unwillkürlich gestehen, dass auf der durch dieses Lehrbuch vorgezeichneten Bahn die Schüler in überaus fasslicher, gründlicher und anregender Art zum Ziele der Erkenntnis der wichtigsten Naturerscheinungen gelangen.

Wenn sich auch das ganze Buch als das Resultat einer, nach einem sehr sorgfältig durchdachten Arbeitsplan geführten, sehr gewissenhaften Arbeit darstellt, so möchten wir die geehrten Fachgenossen ganz besonders auf einige Paragraphe und Abschnitte aufmerksam machen, die geradezu als mustergiltig in der didaktischen Behandlung der betreffenden Partien bezeichnet werden können; es sind dies die §§: 5, 10, 17, 19, 27, der ganze Abschnitt II. B, 54, 57, 62, 66, 68, 73, 75, der ganze Abschnitt V. A, 83, 87, 98, der ganze Abschnitt V. E, 117, 133, 139, 150, 152, der ganze Abschnitt VII. C und VII. E, schließlich der ganze Abschnitt VIII.

Nur ein Bedenken können wir nicht unterdrücken; es betrifft die etwas allzureichliche Zahl der Zwischenfragen in einigen Abschnitten, welche ein gleichmäßiges Fortschreiten etwas aufhalten dürfte und von denen einige für Schüler der unteren Classen der Mittelschulen nicht ohne Schwierigkeit zu lösen sein dürften, wie z. B. die in den §§. 158 und 159 vorkommenden; letzteres gilt auch von einigen im Anhange befindlichen Denkaufgaben.

Die Ausstattung des Buches ist sehr gefällig, die Holzschnitte sind in der That überraschend instructiv; auch bildet die lithographierte Sterntafel eine angenehme, zur Orientierung im schönsten Theile des Sternhimmels sehr zweckdienliche Beilage. Umsomehr sticht von den übrigen die in Fig. 260 etwas stiefmütterlich ausgestattete Zeichnung des menschlichen Auges ab, welche um den Vortheil der Größenübereinstimmung mit Fig. 212 (Zeichnung des menschlichen Ohres in natürlicher Größe) zu erreichen, das Ersichtlichmachen der im Texte angeführten Häute und Medien opfert. Auch vermissen wir ein Sachregister, über dessen Wert in einem für die Hand des Schülers bestimmten Lehrmittel die Meinungen freilich verschieden sein können; doch wäre eine Wiedergabe aller Paragraphenüberschriften im Inhaltsverzeichnisse für eine rasche Orientierung über den Inhalt des Buches und die methodische Anordnung des Stoffes vielleicht nicht unvortheilhaft. Das sind jedoch kleine Mängel, welche

an der eminenten Brauchbarkeit dieses Buches beim Unterrichte gar nichts ändern. Wir können das treffliche Buch, welchem in den für die Lehrer bestimmten Ansichtsexemplaren ein umfangreiches, über Anlage und Bearbeitung desselben ausführlich belehrendes Vorwort beigegeben ist, allen Fachgenossen als einen namhaften Fortschritt in der einschlägigen österreichischen Fachliteratur aufs wärmste empfehlen.

Prag. Fr. Ed. Müller.

J. Gajdeczka, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für die oberen Classen der Mittelschulen. 3. verb. Aufl. Verlag von F. Tempsky 1891. Preis geh. 1 fl. 10 kr.

In ungefähr demselben Ausmaße wie das Močnik'sche Lehrbuch behandelt der Verf. den Lehrstoff den Ministerial-Instructionen gemäß. Im allgemeinen lässt sich hervorheben, dass das Werk mit derselben Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit gearbeitet ist, wie dies dem Močnik'schen nachgerühmt wird. Ref. glaubt aber auch betonen zu müssen, dass trotz der fast gleichen Seitenzahl im theoretischen Theile wegen des häufig kürzeren und präciseren Ausdruckes thatsächlich mehr Lehrstoff geboten ist als im Močnik-schen Buche, was besonders für Realschulen von Bedeutung ist. Namentlich sind die wirklich interessanten Partien über die Zahlensysteme, die Determinanten und die Gleichungen besser berücksichtigt. Auch der Druck grenzt in vielfach distinguierterer Art das Wesentliche vom weniger Wesentlichen ab. Ein guter Gedanke ist es auch, dass die Geschichte der Mathematik anhangsweise in nuce dargestellt ist.

Vielleicht wäre es nicht überflüssig, auch die Übungsbeispiele nach Art Močniks mit dem Lehrbuche zu verbinden. Freilich hat eine eigene Aufgabensammlung auch ihre Vortheile; denn Močniks Übungsstoff dürfte doch der Individualität manches Fachmannes, wenn schon bezüglich der Quantität, so doch nicht immer bezüglich der Qualität convenieren.

Dr. H. Fenkner, Arithmetische Aufgaben. Ausgabe A. Pensum für Prima. Braunschweig, Verlag von Otto Salle 1893. Preis 2 Mk.

Als Pensum für die Prima der reichsdeutschen Anstalten bietet der Verf. einen sehr reichen und interessanten Lehrstoff, welcher auch vielfach an österreichischen Mittelschulen nutzbringend verwertet werden kann. Die Zerlegung der einzelnen Abschnitte in besondere Aufgaben ist anerkennenswert. Wohl werden — besonders im Anfange — hohe mathematische Begriffe eingeführt, welche erst an der Universität dem richtigen Verständnisse begegnen. Der Autor geht aber nicht über besondere Formen der Gleichungen des 3. und 4. Grades hinaus, so dass hiebei die Differentialrechnung

nicht berührt wird. Zweckentsprechend würde bei der Theorie der Maxima und Minima die graphische Beziehung auf ein Coordinatensystem die Sache viel anschaulicher gestalten. Sonst kann über die Diction sowohl als über die Anordnung der Sätze in den einzelnen Capiteln der vollen Befriedigung Ausdruck verliehen werden.

Kremsier. J. Kessler.

Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien, Realschulen und andere höhere Lehranstalten von Dr. J. R. Boyman, Professor am königl. Gymnasium zu Koblenz. I. Theil: Geometrie der Ebene. 14. verb. Aufl. besorgt von Dr. Vering, Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Düsseldorf. 1891. 206 SS. II. Theil: Ebene Trigonometrie und Geometrie des Raumes. 8. verb. Aufl. besorgt von Dr. Vering. 1892. 214 SS.

Vorliegendes Lehrbuch behandelt den Lehrstoff der Planimetrie, Stereometrie und (ebenen und sphärischen) Trigonometrie in der an unseren Mittelschulen üblichen Weise. Was den Inhalt desselben betrifft, so haben nebst einigen minder wichtigen Punkten auch die Lehren der neueren Geometrie eine größere Würdigung, als dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, erfahren, von welcher Disciplin auch die Sätze von Pascal und Brianchon Aufnahme gefunden haben, wogegen andererseits die Sätze über das Deltoid und das gleichschenklige Trapez vermisst werden. Gleich dem Ref. über die 9. Auflage der vorliegenden Planimetrie (vgl. d. Ztschr. 1883, S. 140) können wir es nicht unterlassen, auf die ungemein große Anzahl von Übungsaufgaben, die dieses Lehrbuch enthält, hinzuweisen, gleichzeitig aber den an jener Stelle ausgesprochenen Wunsch, „bei besonders wichtigen Aufgaben durch Fragen oder kurze Andeutungen auf beachtenswerte Umstände (der Lösung) hinzuweisen", nicht nur zu wiederholen, sondern denselben dahin zu erweitern, der Schüler möge im Sinne der österreichischen Instructionen zu einer rationellen Behandlung von Constructionsaufgaben herangebildet werden. Zu diesem Zwecke müssten in jedem Capitel die sogenannten Fundamentalaufgaben ausgeschieden, ihre vollständige Lösung durch Analysis, Construction, Beweis und Determination sorgfältig durchgeführt, und die Methoden der geometrischen Örter, der Hilfs- und der ähnlichen Figuren, sowie der algebraischen Analysis an Musterbeispielen erörtert und diese sämmtlich dem Lehrstoffe eingefügt werden; die übrigen Aufgaben wären als Übungsaufgaben zu betrachten.

Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Methode der vorliegenden Lehrbücher, so vermissen wir besonders in dem ersten Theile der Planimetrie jene tiefgehende Gründlichkeit, die selbst den kleinsten Details die nöthige Sorgfalt zuwendet, sowie jene vollkommene Klarheit in den Definitionen, Axiomen, Eintheilungen und Beweisen, kurz in allen Elementen, aus denen sich ein System

zusammensetzt, an die wir verwöhnten österreichischen Fachmänner gewöhnt sind, und die man von der 14., beziehungsweise 8. Auflage eines Lehrbuches auch mit Recht erwarten kann.

Wie jedes System beginnt auch die Geometrie mit synthetischen Definitionen, welche zwar innerhalb gewisser Grenzen willkürlich sind, die aber — einmal aufgestellt — auch festgehalten werden müssen, und aus denen dann im Vereine mit den Axiomen die einzelnen Lehrsätze folgen. Es erzeugt nur Verwirrung, wenn eine Definition plötzlich fallen gelassen und dafür eine ihrer Consequenzen als Definition aufgestellt wird, während die frühere Definition als eine Consequenz der neuen d. h. als Lehrsatz auftritt. Dies geschieht in vorliegendem Lehrbuche bei der Definition von parallelen Linien (S. 8 und 21), sowie bei der Definition von congruenten Gebilden (S. 12 und 29). Unangenehm berührt es ferner, wenn (S. 7) einmal das Wort „Kreis" als die gemeinschaftliche Benennung für Kreislinie und Kreisfläche, später dagegen (S. 59) bloß als Bezeichnung der Kreisfläche aufgefasst wird. Ob es endlich nicht sehr rathsam wäre, in der Mittelschule auf eine Definition der geraden Linie zu verzichten und dieselbe als durch die Anschauung gegeben hinzustellen, wäre sehr zu bedenken; keineswegs kann aber die in diesem Lehrbuche (S. 5) gebotene Definition acceptiert werden, nach welcher eine Gerade eine solche Linie ist, „welche in zwei in ihr befindlichen Punkten festgehalten, ihre Lage im Raume nicht ändern kann".

Was die Axiome anbelangt, so wissen wir einerseits sehr wohl, dass die Mittelschule das Ideal der Geometrie, die Zahl der Axiome auf ein Minimum zu beschränken, zwar niemals erreichen kann, andererseits soll sich dieselbe in den Oberclassen diesem Ideale nähern, sobald dies ohne Aufwand von Zeit und Mühe geschehen kann. Von diesem Standpunkte aus kann es weder gebilligt werden, dass die Sätze, zwei Gerade können sich nur in einem Punkte schneiden und die Gerade zwischen zwei Punkten ist die kürzeste Verbindungslinie, als Axiome hingestellt werden (S. 10), noch dass für die Thatsache der eindeutigen Bestimmtheit einer Geraden durch zwei Punkte zuerst (S. 5) ein Beweis versucht, dieselbe Thatsache aber später (S. 10) als Axiom hingestellt wird.

Dass es vortheilhaft wäre, die Eintheilung der Dreiecke in spitz-, stumpf- und rechtwinklige erst nach dem Satze von der Summe der Dreieckswinkel, ohne den dieselbe nur als eine provisorische betrachtet werden kann, vorzunehmen, hat bereits der Ref. der 9. Auflage — leider ohne Erfolg — betont. Wir erlauben uns anschließend zu bemerken, dass auch die Eintheilung der Winkel (S. 13) als nicht vollständig correct bezeichnet werden muss, indem der Begriff eines vollen Winkels nirgends entwickelt wird. Endlich ist wohl auch die Eintheilung der Geometrie in einen theoretischen und praktischen Theil (S. 3), von denen der erste die Lehrsätze,

der andere die Aufgaben enthält, und welche Theile „streng voneinander zu trennen sind", unhaltbar, da jede Aufgabe in einen Lehrsatz und umgekehrt jeder Lehrsatz in eine Aufgabe verwandelt werden kann, und somit der Unterschied zwischen beiden nicht als ein principieller aufgefasst werden darf. Als ungenau muss es endlich bezeichnet werden, dass der Verf. das Wort „Erklärung" nicht bloß in jenen beiden Bedeutungen nimmt, welche die Logik mit diesem Worte verbindet, sondern an zahlreichen Stellen (z. B. S. 5, 6, 7, 28 usw.) Eintheilungen, ja sogar Lehrsätze als Erklärungen bezeichnet.

Dergleichen kleine Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten finden sich auch in den einzelnen Beweisen. Ist schon (S. 3) das Wesen des indirecten Beweises falsch charakterisiert, indem in demselben aus der Verneinung der Behauptung nicht gerade die Verneinung der Voraussetzung, sondern die Verneinung eines als richtig anerkannten Satzes überhaupt folgt, so wären im besonderen manche Beweise (z. B. §. 51, 1, 2, 3, 4, §. 56 usw.) durch Berufung auf vorangehende Sätze zu vereinfachen und dadurch die Verwandtschaft der einzelnen Sätze fühlbar zu machen gewesen. Unbegreiflich ist es, weshalb (S. 18) die Sätze: gleiche Winkel haben gleiche Supplement- und gleiche Complementwinkel, als Zusätze zu dem Satze: gleiche Winkel haben gleiche Nebenwinkel, aufgefasst werden, während sie doch aus dem Begriffe von Supplement- und Complementwinkel unmittelbar hervorgehen. Zwei Stellen (S. 13) erlauben wir uns endlich ohne jede weitere Bemerkung herzusetzen: „Durchläuft, während die Richtung des einen Schenkels (eines Winkels) unverändert bleibt, der andere Schenkel um den Scheitelpunkt in einer Ebene alle möglichen Richtungen, so entsteht immer, wenn auch nicht immer beachtet, ein Kreis" und „Winkel können daher nur durch die Kreislinie und deren Theile gemessen und verglichen werden". Doch können wir andererseits nicht unerwähnt lassen, dass die Beweise im weiteren Verlaufe der Entwicklung vollkommen klar und correct sind und einen wohlthuenden Gegensatz zu jenen Deductionen bilden, die bloß durch Schlagworte den nervus probandi des Beweises hervorheben.

Die Resultate unserer Betrachtungen zusammenfassend, müssen wir den guten Kern, den dieses Lehrbuch einschließt, lobend anerkennen, andererseits aber die bereits oben gemachte Bemerkung wiederholen, dass erst ein gründliches Durchfeilen des Lehrstoffes sowie der Übungen demselben den höchsten Grad der Vollkommenheit verleihen, und dasselbe seinem letzten und eigentlichen Zwecke zuführen würde: den Schüler zu einem klaren und scharfen Denken anzuleiten und ihn dadurch — worauf ein österreichischer Fachmann besonderes Gewicht zu legen hat — in ganz vorzüglicher Weise zum Studium der Logik vorzubereiten.

Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien, Realschulen und andere höhere Lehranstalten. Von Dr. J. R. Boyman, Professor am königl. Gymnasium zu Koblenz. Dritter Theil: Arithmetik. In genauer Übereinstimmung (§. für §.) mit Heis' Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der Arithmetik und Algebra. 8. verb. Aufl., besorgt von Dr. Vering, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Düsseldorf 1892. 8°, 284 SS.

Die neue Auflage dieses sehr verbreiteten Lehrbuches hat, im Vergleiche zu der früheren, keine erheblichen Veränderungen aufzuweisen. Dieselben beziehen sich der Vorrede nach auf die eingehendere, beziehungsweise einfachere Behandlung der Division zweier Zahlen, sowie der Division zweier Polynome, auf kleine Einschaltungen in der Lehre von den geometrischen Proportionen und den Reihen und eine durchsichtigere Erläuterung der Gauss'schen Logarithmentafeln. Die anderen Veränderungen sind bloß sprachlicher Natur. Im allgemeinen gilt auch für diesen arithmethischen Theil des ganzen Lehrbuches dasselbe, was oben hinsichtlich des geometrischen Theiles desselben bemerkt wurde, dass es den Lehrstoff sowohl dem Inhalte, als der Methode nach in einem den österreichischen Instructionen entsprechenden Sinne behandelt. Dass der Inhalt desselben um die Lehre von den Zahlencongruenzen (sammt ihrer Anwendung), von den Theilbruchreihen und um ein ausführliches Capitel über die höheren Gleichungen reicher ist als unsere Lehrbücher, ist eine natürliche Folge seines engen Anschlusses an die Heis'sche Sammlung, ein Umstand, der auch die Beschränkung auf Musterbeispiele und den Mangel von Übungsaufgaben erklärt.

Im besonderen fällt es auf, dass (S. 23) das Symbol a^1 auf eine ungerechtfertigte Weise eingeführt ist. Ferner vermisst man (S. 130) die Division einer Gleichung durch eine Function der Unbekannten, obgleich dieser Fall in einem Beispiele auf S. 148 zur Anwendung kommt. Sehr wünschenswert wäre es endlich, wenn in der Lehre von den Gleichungen die Wichtigkeit der Discussion der Lösungen derselben betont würde, eine Schlussweise, deren Bedeutung freilich nur dann in ihrem vollen Umfange gewürdigt werden kann, wenn jede Gleichung, sowie jede Aufgabe, deren Lösung auf eine solche führt, als ein hypothetisches Problem aufgefasst wird. Schließlich sei erwähnt, dass die Behandlung der Aufgaben 1 und 2 (§. 72) als specielle Fälle der vierten viel durchsichtiger gewesen wäre.

Auf einen Punkt sei ein näheres Eingehen gestattet. Das vorliegende Lehrbuch entwickelt die Operationsgesetze für ganze Zahlen nicht nach dem Vorgange strenger Systematik einzig und allein aus den Commutationsgesetzen, sondern schließt sich jener gegen diese Darstellungsweise gerichteten Reaction an, welche neben der Deduction auch die Anschauung als Quelle der Evidenz verwertet. Dieses Vorgehen ist gerechtfertigt, sobald es gilt, durch Einführung dieses Princips einmal die Beweise zu vereinfachen,

anderseits dieselben möglichst zu Erklärungen zu machen und damit einem schon oft gerügten Übelstande der oben erwähnten Darstellungsweise abzuhelfen. Dann muss aber in jedem einzelnen Falle sorgfältig darauf Rücksicht genommen werden, ob Deduction oder Anschauung besser zum Ziele führen. Es ist daher nicht zu billigen, dass manche Sätze dieses Lehrbuches deduciert werden, deren Richtigkeit durch Anschauung hätte unmittelbar erkannt werden können (z. B. §. 14, 1, 2, 3, 4), während andere auf der Anschauung beruhen, deren Richtigkeit die denkbar einfachste Deduction (nämlich die Umkehrung einer bereits bewiesenen Gleichung) viel leichter dargethan hätte (§. 12, 2 aus §. 9, 4; §. 11, 1 aus §. 9, 2; §. 24, 1 aus §. 21, 1 usw.). Nimmt man dazu noch den Umstand, dass die späte Einführung des Satzes von der Vertauschbarkeit der Factoren eines Productes manche Beweise (§. 14, 3, 4) weitläufiger macht, als nöthig ist, dass ferner manche Lehrsätze (vgl. z. B. §. 7, 2 und 3 mit §. 9, 1 und §. 10, 1 usw.) ohne Grund zweimal vorkommen und dass endlich auch einige minder wichtige Lehrsätze Aufnahme gefunden haben, so erscheint dieses Capitel weder dem Inhalte, noch der Methode nach vereinfacht. Die Behandlung dieses Capitels auf Grund der Deduction und der Anschauung hat aber noch eine andere Consequenz, nämlich die etwas stiefmütterliche Behandlung der Lehre von den algebraischen Zahlen (§. 26, *c*), denn bei dieser Darstellungsweise dürfen in diesem Capitel die Rechnungsoperationen mit zwei algebraischen Zahlen entwickelt, dagegen die für mehrere ganze Zahlen bewiesenen Operationsgesetze ohneweiters als für algebraische Zahlen giltig vorausgesetzt werden (vgl. in §. 26, *c*, 1 die Berufungen auf §. 11, 2). Darin liegt eben der große Wert der Behandlung dieses Capitels auf Grund der Commutationsgesetze, dass man bei jeder Erweiterung des Zahlengebietes für die neuen Zahlen nur diese Gesetze nachzuweisen braucht, um sofort alle übrigen auch für diese neue Art von Zahlen aussprechen zu können.

Die äußere Ausstattung dieses Lehrbuches, sowie des in der vorhergehenden Anzeige besprochenen, muss als eine vorzügliche bezeichnet werden.

Leitmeritz. Dr. J. Jacob.

Sir George Bidell Airy, Die Gravitation, eine elementare Erklärung der haupsächlichsten Störungen im Sonnensysteme. Übersetzt von Prof. Dr. Rudolf Hoffmann. Mit 50 Textfiguren. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1891. 8°, 176 SS.

Die Schrift des berühmten englischen Astronomen und Physikers Airy über die Gravitation erschien zum erstenmale im Jahre 1834 und wurde von Littrow 1839 ins Deutsche übertragen. Da diese Arbeit vergriffen war, muss es dankend anerkannt

werden, dass Prof. R. Hoffmann von der neuen englischen Ausgabe dieses Werkes, die 1884 erschien, eine in jeder Beziehung gelungene Übersetzung veranstaltete und durch diese der jüngeren Generation die bedeutungsvolle Arbeit Airys, in welcher derselbe ohne jedwede Rechnung den Leser in die Theorie der Bewegungen der Planeten und der Monde, in die Theorie der Störungen einführt, näherbrachte. Mit Recht betont der Übersetzer den Umstand, dass in unserer deutschen Literatur der Astronomie es an Werken fehlt, welche als einigermaßen äquivalent den Werken von Airy, Somerville und J. Herschel in der englischen, dem berühmten Werke von Laplace *„Exposition du Système du Monde"* in der französischen Literatur betrachtet werden können.

Nach den Ansichten Prof. Airys wurde das Buch zunächst für solche Lehrer entworfen, bei denen der Besitz einer mäßigen Bekanntschaft mit den Himmelserscheinungen und mit den Kunstausdrücken der Astronomie vorausgesetzt werden kann. Sehr beherzigenswert sind die Worte in der Vorrede des Autors, die 1834 geschrieben wurde und nunmehr wieder zum Abdrucke gelangte, in denen er zugesteht, „dass die einfachen Betrachtungen, die sich ihm beim Abfassen dieser Abhandlung aufgedrängt haben, in mehreren Fällen viel dazu beigetragen haben, seinen Blick über Punkte aufzuklären, die vorher dunkel und beinahe zweifelhaft waren", und die Bemerkung, dass für die meisten Studierenden eine gemeinverständliche geometrische Erklärung nützlicher als ein analytischer Beweis ist.

Die vorliegende Übersetzung ist wie gesagt eine gelungene und dem Geiste des Originales vollkommen entsprechende; Zusätze wurden vom Übersetzer zur Wahrung des Charakters dieser Darstellung vermieden. Dem Leser hat der Übersetzer durch Zugabe eines ausführlich gehaltenen Inhaltsverzeichnisses einen sehr guten Dienst erwiesen. In demselben wurden die in den einzelnen Artikeln und Abschnitten erhaltenen Ergebnisse in sehr scharfer und bündiger Weise skizziert. Die Abschnitte handeln von den Regeln zur Berechnung der Anziehung (Gesetz der Gravitation), von der Wirkung der Anziehung auf einen in Bewegung befindlichen Körper und von den Umläufen der Planeten und Monde in ihren Bahnen (Einführung der Grundbegriffe der Planetenbewegung, Discussion der Kepler'schen Gleichungen), von den allgemeinen Begriffen der Störung und der Störung der Bahnelemente, von der Natur der Kraft, die einen Planeten oder Mond stört und die durch die Anziehung anderer Körper hervorgerufen wird. In sehr gelungener Weise wird in dem folgenden Abschnitte die Mondtheorie, eine der schwierigsten Partien der theoretischen Astronomie, in vollkommen elementarer Weise klargelegt und auf die wesentlichsten Ungleichheiten in der Mondbewegung eingegangen. Im weiteren finden wir die Theorie der Bewegung der Jupitermonde, die Theorie der Planeten, die Theorie der Störung der Neigung und der Knoten, jene

der Wirkungen der Abplattung der Planeten auf die Bewegungen ihrer Monde. In vielen Abschnitten wurde auf die Principien Newtons verwiesen, welche der Studierende beim Lesen dieses Werkes zum Verständnisse der einzelnen Partien heranziehen wird. Wir wünschen dem ausgezeichneten Werke, das in elementarem Gewande uns entgegentretend, die Ergebnisse schwieriger und strenger Analyse uns vorführt, recht viele und hingebungsvolle Leser, und zwar nicht nur der vorgetragenen Sache halber, sondern auch aus rein didaktischen Gründen, da in dem Werke gezeigt wird, wie es möglich ist, rein theoretische Partien einem großen Leserkreise ohne das Mittel der mathematischen Analyse verständlich zu machen.

Troppau. J. G. Wallentin.

Die Kunst für Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Es liegen uns zwei Hefte (17 und 18 des VIII. Jahrganges) dieser gut redigierten Zeitschrift vor, mit längeren Artikeln über Theophil Lybaert, den „Memling des 19. Jahrhunderts", über „die Entwicklung der schönen Künste in den Vereinigten Staaten Nordamerikas", über „Ausstellungen", „die Kunst in New-York" usw. — Die ständigen Rubriken: Personal- und Atelier-Nachrichten, Preisausschreibungen, Sammlungen, Denkmäler, Vom Kunstmarkt usw. halten den Leser im Laufenden über die neuesten Ereignisse auf dem Gebiete des Kunstschaffens, während „Die Kunst im Hause" und der „Amateur-Photograph" auch diesen zwei modernen Sprößlingen der Mutter Kunst volle Rechnung tragen. Die künstlerischen Beilagen: pro Heft je vier Volltafeln und die zahlreich in den Text gedruckten kleineren Abbildungen, durchwegs auf photographischem Wege im Atelier von Angerer u. Göschl entstanden, geben sehr instructive Proben über die Leistungen der besprochenen Künstler. Somit kann die von den bewährten Händen F. Pechts geleitete, mit Rücksicht auf das Gebotene außerordentlich billige Halbmonatsschrift allen Freunden der Kunst bestens empfohlen werden.

Graz. Josef Wastler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Anschauungsmittel im Gymnasialunterrichte.

'*Quod non est in sensu, non est in intellectu.*' Dieser Satz, den Comenius aufgestellt hat, dünkt jetzt alle so einfach, ja so naturgemäß, und doch hat es lange Zeit gedauert, bis er in der Theorie anerkannt, noch längere, bis er in der Praxis verwertet wurde. Nunmehr gilt er als Axiom; Kindergärten und Volksschulen pflegen den Anschauungsunterricht und gründen alles Wissen der Zöglinge auf Anschauung. Es haben auch Anschauungsmittel eine überaus große pädagogische Bedeutung; es wird den Schülern ein Wissenskreis, der ihnen durchs Gehörorgan vermittelt werden kann, noch durchs Gesicht, also doppelt geboten, wodurch eben der Eindruck dauernder, vielfach bleibend wird. Bisweilen ist es aber gar nicht oder nur schwer möglich, durch Worte das Verständnis zu erschließen, so dass Abbildungen und andere Demonstrationsobjecte den einzigen Weg der Belehrung darstellen.

Auch die Mittelschulen haben sich dies Bildungsmittel nicht entgehen lassen und konnten es von Haus aus bei manchen Gegenständen nicht missen; aber es ist noch weitaus nicht der Gebrauch von demselben gemacht worden, der gemacht werden könnte. Prüfen wir diesbezüglich die einzelnen Disciplinen.

Religion. Religion und Anschauungsmittel? Gewiss, auch der Religionsunterricht kann durch diese gefördert werden. Freilich, Glaubenssätze lassen sich nicht durch Figuren oder Abbildungen versinnlichen; auch die Sittenlehre kann auf diese Weise keine Vertiefung erfahren. Die kirchlichen Ceremonien sieht der Schüler ohnedies geübt, sie brauchen ihm nicht anders vor Augen geführt zu werden; dagegen dürfte eine Tafel mit der Entwicklung des geistlichen Ornates ein nicht zu verachtendes Hilfsmittel sein. Insofern aber die Religion das Gebiet der Geschichte berührt, hat auch sie nicht bloß Gelegenheit, sondern auch das Bedürfnis, sich die allgemeinen Anschauungsmittel der Geschichte dienstbar zu machen. Und diese sind nicht gar so schwer zu beschaffen. Scenen aus der biblischen Geschichte bilden ja überaus häufig den Vorwurf von

Gemälden, zudem existieren illustrierte Bibelausgaben. Damit soll aber nicht auch einer illustrierten Schulbibel das Wort geredet werden, wie sie in Volksschulen früher üblich war oder vielleicht noch in Gebrauch steht, weil eine solche die Schüler zu leicht ablenken und zerstreuen würde, und vor allem, weil die in solchen Büchern enthaltenen Bilder zumeist den Anforderungen nicht entsprechen, die man in ästhetischer Beziehung an sie stellen muss. Man führe den Schülern nur Trachtenbilder und Charaktertypen der einzelnen Nationen vor, deren Erwähnung geschieht; die Verwertung derselben überlasse man der Phantasie des einzelnen; will man dieser aber zu Hilfe kommen, so zeige man nur wirkliche Kunstwerke in irgend einer Art der Vervielfältigung, wo möglich so, dass die ganze Classe gleichzeitig mit der Betrachtung beschäftigt werden kann. Gelegentlich der Geschichte der christlichen Kirche könnte vielleicht eine Abschweifung auf die verschiedenen kirchlichen Baustile gemacht werden, natürlich nicht, ohne durch große Tafeln die Worte zu verdeutlichen.

Der Geographie standen gleich von Uranfang, möchte ich sagen, die verschiedensten Anschauungsmittel zugebote: Wandkarten, geographische Wandtafeln, Globen, Apparate usw. Ein besonders instructives Hilfsmittel ist aber noch viel zu wenig in Verwendung gekommen, manche Anstalten kennen es überhaupt nicht; ich meine die plastischen Reliefbilder; und doch kann dem Schüler nur so ein Land greifbar zur Darstellung gebracht werden. Einen lobenswerten Ersatz dafür hat z. B. die Landesoberrealschule in Krems den Schülern durch Schaukästen geboten, die, auf einem Gange zur allgemeinen Besichtigung aufgestellt, stereoskopische Bilder von Landschaften in bekannter trefflicher Perspective zur Anschauung bringen. Dazu kommt Belehrung aus dem Urbuche der Natur; es haben sicherlich die so warm empfohlenen Ausflüge nicht bloß den einseitigen Zweck, die Gesundheit zu fördern, sie bieten dem begleitenden Lehrer willkommenen Anlass, geographische Begriffe gleichsam zu demonstrieren.

Die Geschichte kann und darf auf Anschauungsmittel nicht verzichten, sie muss nach Möglichkeit auf realen Untergrund aufgebaut werden. Bisher sind dem Geschichtsunterrichte zumeist nur Landkarten unterstützend zur Seite getreten; erst in verhältnismäßig junger Zeit hat die Culturgeschichte eine entsprechende Würdigung erfahren und damit auch eine entsprechendere Darstellung in den Geschichtsbüchern, die nunmehr reichlichen Bilderschmuck aufweisen; Schmuck ist eigentlich ein verfehlter Ausdruck, da die Bilderbeigaben nicht einen Aufputz des Lehrbuches bilden, sondern Lehrmittel sind. Doch ist der Kreis der bildlichen Darstellungen viel zu eng; meist waren oder sind es Baudenkmäler zur Charakterisierung der verschiedenen Stilgattungen, die abgebildet erscheinen. F. M. Mayer hat man in dieser Beziehung eine wohlthuende Änderung zu verdanken. Dessen Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen, I. Theil, das Alterthum behandelnd, enthält in der 2. Auflage (bei Tempsky erschienen) 60 Abbildungen, deren eine ziemliche Anzahl eine ganze Seite einnehmen. Sie sind mit glücklicher

Auswahl allen Zweigen der Realien entnommen; von zwei Farbendrucktafeln stellt die eine einen griechischen Hopliten, die andere einen römischen Legionssoldaten vor; dazu kommen sechs Karten. Minder reichhaltig, aber auch minder umfassend sind die Bilderbeigaben der anderen zwei Theile. Die 27 Abbildungen des zweiten Theils, der Geschichte des Mittelalters, bieten nur mehr zumeist topographisches Detail, die 52 des dritten Theils Porträte. Costüme und Bewaffnung der verschiedenen Völker zu verschiedenen Zeiträumen, das Äußere und Innere der Häuser und Städte, das Leben in denselben, so ungefähr, wie letzteres Lehmanns culturhistorische Tafeln zur Anschauung bringen, der Gewerbe- und Handelsbetrieb usw. usw. lassen Abbildungen zu und heischen dringend nach solchen, soll das Wissen nicht ein mechanisch angeeignetes bleiben. Für überaus nothwendig erachte ich, dass der Schüler den Charakter der Völkerschaften, mit denen er bekannt gemacht werden soll, erfasse, und dazu werden ihm Abbildungen typischer Gestalten dienlich sein; mit viel tieferem Verständnisse wird er die Actionen auf dem Welttheater verfolgen, wenn er die Acteure kennt, wie er ja auch den Schauplatz der Begebenheiten kennen muss; er begienge sonst die wunderlichsten Anachronismen.

Um auf die Mathematik überzugehen, so bilden Zeichnungen seit jeher nothwendige Hilfsmittel der Geometrie, sie sind ein Mittel zum Zweck, ja sie werden Selbstzweck in der darstellenden Geometrie. Im Unterschiede zu dieser auf graphische Darstellung angewiesenen Rechenkunst kann sich die abstracte Arithmetik an den Mittelschulen nur in geringem Maße eine solche zunutz machen. Die Zahlenreihen z. B. können so verdeutlicht werden, während andere Fragen nicht aus einem gleichzeitig, sondern erst viel später gelehrten Gebiete Hilfe entlehnen könnten.

Mehrere Lehrsätze der Logik und Psychologie lassen eine graphische Darstellung zu und haben sie in den Lehrbüchern bereits vielfach gefunden.

Was wären die Naturwissenschaften ohne Objecte! Die Lehrsätze der Physik und Chemie müssen durch Experimente klargelegt werden; Zoologie, Botanik, Mineralogie sind todt ohne Demonstrationsobjecte. Diese drei Disciplinen schöpfen auch den größten Nutzen aus den Schülerausflügen.

Hinsichtlich der Schülerausflüge nun möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben. Ich möchte nämlich mit kurzen Worten den erziehlichen Wert beleuchten, der ihnen ebensosehr innewohnt, wie der der Belehrung. Und was kann alles bei Gelegenheit der Ausflüge gleichsam spielend gelernt werden! Abgesehen von geographischen und naturgeschichtlichen Kenntnissen, die zur Noth auch aus Büchern erworben werden können, lernt der Schüler vieles, ja sehr vieles, was er nicht aus Büchern entnehmen kann. Die der Wirklichkeit mehr oder weniger entrückten Schüler der sogenannten Humanitätsanstalten haben z. B. oft gar keine Vorstellung, wie eine Egge aussieht, wozu eine Walze dient, worin die Thätigkeit eines Bauern besteht. Indem er diesen bei seiner harten Arbeit beobachtet, lernt er sein Wirken schätzen, besser, als aus Chamissos »Riesenspielzeug«. Aber auch die anderen staatenerhaltenden Betriebe sollte

meines Erachtens jeder Schüler aus eigener Anschauung kennen lernen; er soll nicht bloß zur Ergänzung seiner physikalischen und chemischen Kenntnisse Fabriksanlagen besuchen können, wie dies obligatorisch ist für die Zöglinge landwirtschaftlicher und technischer Schulen, sondern damit sich ihm das Verständnis der Thätigkeit der verschiedensten Arten von Arbeitern erschließe. Eine weitere Ausführung glaube ich mir ersparen zu können; ich wünschte mit einem Worte, es stünden den Anstalten Mittel zugebote, dass Schüler einzelner Classen Excursionen mannigfacher Art unternehmen; ich wünschte, dass dieses hervorragende Bildungsmittel nicht bloß auf die landwirtschaftlichen und technischen Schulen, auf die Militärakademien und Officiersschulen beschränkt sei, deren Besucher Jahr für Jahr oft weit ausgedehnte Studien- und Übungsreisen machen, sondern dass es auch auf die in dieser Beziehung bisher gänzlich vernachlässigten Gymnasien ausgedehnt werde. Der Student soll nicht bloß ein Innenleben führen, während ihm die Außenwelt ein siebenfach verschlossenes Buch bleibt; er soll nicht bloß mit einer längst abgethanen Welt, mit längst abgethanen Ideen allein sich beschäftigen, wobei in ihm die die Gegenwart bewegenden Fragen kein Gefühl wachrufen; er soll ja eben aus der todten Vergangenheit für die lebende Gegenwart lernen, um nicht von Irrlehren umstrickt zu werden.

Von den Unterrichtsfächern haben wir bisher die philologische Gruppe unberücksichtigt gelassen. Wir wollen nun dieser ausführlicher gedenken; denn gerade sie ist bisher in Bezug auf Ausstattung mit Anschauungsmitteln wahrhaft stiefmütterlich bedacht worden.

Was nun die deutsche Sprache betrifft, so lässt das Gebiet der Grammatik mit Ausnahme von schematischer Darstellung wohl keine andere Veranschaulichung zu; der Lesestoff participiert je nach dem Inhalte an den Anschauungsmitteln der betreffenden Gegenstände, vor allem an denen der Culturgeschichte. Den literaturgeschichtlichen Details haben manche Lehrer insofern Anregung verliehen, als sie hie und da illustrierte Werke über die deutsche Literatur im Unterrichte verwendeten. Der Gebrauch solcher ist aber etwas compliciert und störend; einige wenige Lehrer des Deutschen haben sich daher eine Sammlung von Porträten der Dichter und Schriftsteller angelegt, die den Schülern mit oder ohne Zuhilfenahme eines Pantoskops vorgewiesen werden.

Ein zweites Stiefkind war die classische Philologie. Es möge zunächst die Frage berührt werden, ob Anschauung auch für den Unterricht in Latein und Griechisch nicht bloß erwünscht, sondern nothwendig ist. Denn dass sie erwünscht ist, wird niemand bestreiten wollen. Wie steht es nun mit der Nothwendigkeit? Diese Frage hängt wieder mit einer anderen zusammen: ob es denn überhaupt im classischen Unterrichte etwas gibt, dessen Kenntnis durch Anschauung vermittelt werden könnte. Nun, diese ist sehr einfach beantwortet: so ziemlich der ganze Kreis der Realien ließe Veranschaulichung durch Bilder und Modelle zu, sowohl Privat-, als Staats-, Kriegs- und sacrale Alterthümer, fast jeder Zweig der Alterthumswissenschaft kann durch Bildwerke oder durch graphische Darstellungen belebt werden. Auch die Nothwendigkeit einer solchen

Illustrierung ergibt sich, wie ich glaube, schlagend aus dem Lehrziele, das jetzt dem classischen Unterrichte gesteckt ist. Früher, da es sich mehr um Lateinsprechen und Lateinschreiben, mehr um Aneignung grammatischen Wissens gehandelt hatte, konnten Anschauungsmittel entbehrt werden, konnte kein Verlangen nach solchen sich geltend machen. Heutzutage aber kommt nicht so sehr die bloße Form in Betracht, als der Inhalt und Gehalt der Schriftsteller, und zur intensiveren Erfassung desselben sollen eben die verschiedenen Demonstrationsobjecte dienen. Welcherlei Art sind nun die bisher gebrauchten, und welche könnten noch in Verwendung genommen werden?

Einen bedeutenden Fortschritt zeigt eine größere Anzahl von Wörterbüchern gegenüber den früheren insofern, als sie mit Bildern versehen sind. Freilich lassen diese noch manches zu wünschen übrig. Man wird Darstellungen von ganz Unmöglichem meiden, selbst wenn sie classischen Mustern entlehnt sind, wie z. B. die testudo im Prammer'schen Cäsarwörterbuch S. 202. Nach den Abbildungen einer cassis und einer fibula in Wolffs Wörterbuch zur Germania des Tacitus wird sich kein Schüler einen rechten Begriff von diesen machen können, weil für sie eine ganz unglückliche Perspective gewählt wurde. Auch sollte man nicht Zeichnungen aufnehmen, die zu reichliches Detail enthalten, wie z. B. das römische Lager im Cäsarwörterbuch.

Einzelne Ausgaben enthalten in Anhängen mannigfache, recht dankenswerte Zeichnungen; vgl. den Anhang über Kriegsalterthümer in Prammers Cäsarausgabe. Sollen aber diese Bilderbeigaben den gewünschten Zweck in größerem Umfange erfüllen, so müssen sie unbedingt an Zahl erhöht und hinsichtlich des Maßstabes viel größer gehalten werden; auch dürfte ein Colorieren derselben nicht schaden, soweit eben ein solches zulässig ist. Die Schüler müssen dann aber auch angewiesen werden zu schauen, sonst sinken die Bilder von ihrer Bedeutung als ein zur Belebung und Veranschaulichung des Unterrichtsstoffes dienendes Element zu Bilderln hinab. Es ist nämlich geradezu unglaublich, wie die Schüler mit sehenden Augen nicht sehen. Rechnen wir dazu einige Wandtafeln mit ähnlichen Darstellungen, wie sie in den Textausgaben und Wörterbüchern erscheinen, so haben wir so ziemlich alles erschöpft, was bisher auf diesem Gebiete geleistet wurde.

Viel, unendlich viel kann, ja muss aber erst noch geschehen. Loos erwähnt S. 41 seiner bekannten Schrift „Der österreichische Gymnasiallehrplan im Lichte der Concentration", man gehe bereits damit um, neben den physikalischen, naturgeschichtlichen und geographischen Sammlungen auch archäologische zu veranstalten. Glücklich die Anstalt, die sich das leisten kann; Provinzgymnasien werden sicherlich nicht in der Lage sein, diesen Wunsch, richtiger dieses Bedürfnis, zu befriedigen; kommt es doch vor, dass Gymnasien zur Anschaffung von Büchern für die Lehrerbibliothek oft einen ganz lächerlich geringfügigen Betrag erübrigen. Wie sich aber solche Sammlungen leicht schaffen ließen, hat Victor v. Renner auf dem Mittelschultage des Jahres 1892 angedeutet. Er gab nämlich die Anregung, dass die in den staatlichen Museen aufgespeicherten zahlreichen

Doubletten antiker Münzen an die einzelnen Lehranstalten abgetreten würden. Vor der Hand gibt es eine Sammlung galvanoplastischer Abdrücke antiker Münztypen, die durch die archäologische Commission für die österreichischen Gymnasien in Wien zu beziehen ist; diese ist aber zu theuer, um sich allgemeinen Eingang zu erringen — es kosten 27 Stück in elegantem Kästchen 35 fl.[1]) Unter solchen Umständen wird ein Bedürfnis zum Luxus. Lassen sich aber nicht Gipsabgüsse herstellen? Es müssten Avers- und Reverseite in Hautrelief erscheinen; daneben könnte das Basrelief, der Negativabdruck, den Prägestempel darstellen. Solche Abgüsse sind allerdings nicht so instructiv, aber arme Leute kochen mit Wasser.

Die von Renner gegebene Anregung brauchte nur erweitert und auch auf andere Gegenstände ausgedehnt zu werden, besonders auf Anticaglien, deren jedes Museum oft eine Unzahl enthält. Wer z. B. in Aquileja die große Anzahl von Ampullen, Amphoren, thönernen Lämpchen, von Mosaikbruchstücken, Fibeln usw. und vor allem die Unzahl Urnen gesehen hat, die unter freiem Himmel zwischen Umfriedungsmauer und Musealgebäude lagern, kann wohl schwerlich das Bedauern unterdrücken, dass so viele für ein Museum ganz wertlose Gegenstände so ganz und gar unverwertet bleiben. Schon dadurch wäre auch zur Belebung des Geschichtsunterrichtes und theilweise auch des Unterrichtes im Deutschen manches gewonnen.[2]) Für die beiden letzteren Fächer könnte aber z. B. auch das Wiener Arsenal ungemein Segensreiches schaffen durch Abtretung eines Theiles der unzähligen Doubletten an Waffen und Ausrüstungsstücken; denn was ist die schönste Zeichnung, das schönste Bild einem greifbaren Originalstücke oder einer gelungenen Imitation gegenüber? Auch Provinzialmuseen könnten vielleicht zur Schaffung eines kleinen Gymnasialmuseums herangezogen werden. Es wirkt das Vorzeigen beim unmittelbaren, lebendigen Unterrichte viel mehr als ein nachträgliches Beschauen oder ein summarisches Besichtigen eines Museums, selbst unter der Leitung eines Lehrers. Custos der erst zu schaffenden Cabinette müsste ein Lehrer sein, der archäologisch-epigraphische Studien betrieben hat. Höchst wünschenswert ist aber nach meinem Dafürhalten, dass jeder Candidat des Lehramts für classische Philologie ein oder zwei Semester lang im archäologisch-epigraphischen Seminar gearbeitet und sich so durch ein einigermaßen eingehendes Studium die entsprechenden Kenntnisse erworben habe. Insolange diese Einrichtung nicht besteht, muss als Nothbehelf wieder die Freundlichkeit der Universitätsprofessoren in Anspruch genommen werden, auf dass sie Sonntagscurse für Mittelschullehrer abhalten, und zwar zu einer Zeit, da auch aus der Provinz, wenigstens aus größerer Nähe, Lehrer nach Wien kommen könnten.

Kommt aber der Berg nicht zu Mohammed, so kommt Mohammed zum Berge. Ich meine: ist es nicht möglich, jeder Anstalt eine Art Museum

---

[1]) Vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1893, 44. Jhg., S. 190.

[2]) In dieser Beziehung machte inzwischen die archäologische Commission f. d. österr. Gymn. mit Erfolg Schritte.

zu schaffen, stehen den Schülern nicht Museen in ihren Studienstädten zur Verfügung, so sollte ihnen Gelegenheit geboten werden, solche in anderen Städten zu besuchen. Wir müssen auf schon Erwähntes zurückkommen: Excursionen von ganzen Classen zum Besuche größerer Museen sind sehr empfehlenswert, solange eben die Anstalten selbst kein archäologisches Cabinet haben. Dieses Bedürfnis mag von denen nicht nach- und mitempfunden werden, die in größeren Städten lehren, wo sich in den Straßen die mannigfaltigsten Anschauungsobjecte von selbst aufdrängen, wo der Schüler an Statuen und Gebäuden allen zugängliche Mittel zur Belehrung findet, wo die Straßen und Plätze selbst schon gleichsam Museen bilden.

Noch ein Mittel hat die Unterrichtsverwaltung in der Hand, um Mittelschulen auf einfache Weise zu den nöthigen Anschauungsmitteln zu verhelfen. Es unterstehen dem Ministerium für Cultus und Unterricht mehrere Fachschulen für Thonindustrie und verwandte Gewerbe. Jede derselben wäre zu verhalten, Collectionen verschiedener Gefäßtypen z. B., polychromiert oder nicht, obwohl ersteres vorzuziehen wäre, den Mittelschulen zur Verfügung zu stellen. Nur die k. k. Fachschule in Teplitz liefert bereits für 10 fl. 90 kr. 19 Stück Gefäße: Situla, Hydria, Urne, Amphora usw., aber nicht polychromiert um diesen Preis.[1]) Diesbezüglich hatte ich mit dem Leiter der k. k. Fachschule für Keramik in Znaim, Director Anton Sterz, am 20. Juli 1893 Rücksprache gepflogen. Derselbe erklärte sich mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit bereit, Gefäßtypen aus Gips oder Thon anfertigen zu lassen und einzelnen Anstalten auf eine Eingabe der Directionen zum Selbstkostenpreise (per Kilo Gips 7 kr.) zu übersenden, und zwar Gefäßtypen, die, was die Art der Ausführung betrifft, mehr den Unterrichtszwecken entsprechen würden als die von der Fachschule in Teplitz gelieferten. Ja noch mehr, nicht bloß die Gefäße als solche will Director Sterz anfertigen lassen, sondern auch colorierte Tafeln, die die betreffenden Objecte als Ganzes und aufgerollt bieten sollen, damit all das zur Veranschaulichung gebracht werde, was jene nicht aufweisen sollten.

Bei der 9. Directorenversammlung in der Provinz Posen 1891[2]) kam folgende Frage zur Discussion: Welche neueren Anschauungsmittel sind in unterrichtlicher Hinsicht besonders zu empfehlen? Diesbezüglich heißt es unter 8.: „Eine Sammlung von Gipsabgüssen der bedeutenderen Werke der Bildhauerkunst, darunter der Laokoongruppe, ist ein sehr empfehlenswertes Anschauungsmittel für höhere Lehranstalten. Es ist aufs dringendste zu wünschen, dass für die Anstalten etatsmäßige Mittel zur Anschaffung derartiger Anschauungsmittel in ausreichendem Maße vorhanden sind". Wir haben nun in Österreich Gipsgießerschulen an k. k. Anstalten, so an der Akademie für bildende Künste und an dem Museum

---

[1]) Vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1892. 43. Jhg. S. 96.

[2]) Bd. 36 der Verhandlungen der Directorenversammlungen in den Provinzen des Königreiches Preußen; vgl. Zeitschr. f. d. Gymnasialw., 47. Jhg., S. 318.

für Kunst und Industrie. Könnten nicht diese zur Lieferung hervorragender Anschauungsmittel herangezogen werden — natürlich zu möglichst niederen Preisen?

Noch eine Möglichkeit steht offen, ohne Inanspruchnahme großer Geldmittel recht hübsche Ergebnisse zu erzielen. Es wird nämlich der Zeichenunterricht an den Gymnasien leider nicht so gewürdigt, wie er sollte, — bedauerlicherweise wird es noch ziemlich lange dauern, bis der Zeichenunterricht an allen Gymnasien zum Pflichtgegenstand erhoben wird — aber er wird wenigstens von einigen Schülern besucht. Wenn nun der Zeichenlehrer den Schülern Zeichenvorlagen gäbe, die irgend ein Gebiet des classischen Lebens betreffen, Porträtköpfe, Waffen, Gefäße, architektonische Bestandtheile usw., so könnte durch deren Mitwirkung bald eine Gruppe recht hübscher Abbildungen geschaffen werden, die sich für den historischen und philologischen Unterricht gleich gut verwerten ließen.

Ein weiterer Schritt wäre der, dass mit mehr Ernst und Eifer und in größerem Umfange der Handfertigkeitsunterricht an den Volks- und Bürgerschulen betrieben würde. Wie ungelenk sind meist die Schüler, wie schwer sind ihre Hände! Abgesehen von der gymnastischen Übung, die doch im großen und ganzen auch das Arbeiten ist, von der Förderung der körperlichen Entwicklung des Knaben können noch weiter reichende Resultate gewonnen werden. Es könnte der Versuch gemacht werden, durch Schülerarbeiten eine Art Gymnasialmuseum zu gründen. Es haben ja bisher schon manche geschickte Schüler ganz passende Modelle, z. B. der etwas unklar construierten Rheinbrücke Cäsars oder von Minier- und Schutzhütten usw. geliefert. Dieser Privatfleiß brauchte nur gepflegt und in richtige Bahnen gelenkt, die Geschicklichkeit der Knaben aber von dem Anfangsunterrichte an geweckt und gehegt zu werden, und ein archäologisches Cabinet wäre zum Hausgebrauche erreicht. Überaus wünschenswert wäre es natürlich, dass die Lehrer selbst neben dem entsprechenden guten Willen auch das erforderliche Geschick hätten, sich an eine Schnitz- und Hobelbank zu setzen und verschiedene Lehrmittel zu drechseln. An manchen Anstalten ist eine Vorbedingung bereits gegeben, indem mit dem physikalischen Cabinette Werkstätten mit dem nöthigen Werkzeuge verbunden sind. Hat der Naturhistoriker die Aufgabe, sich selbst Präparate herzustellen, — und viele thun es auch — haben viele Physiker sich selbst manchen hübschen Apparat geschaffen, so ist es nicht zu viel verlangt, dass ein Philologe auch drechseln und schlossern könne. Dass man dies *cum grano salis* verstehen muss, ist selbstverständlich. Für jetzt ist wohl die Aussicht auf Lehrer, die dazu befähigt wären, gering; hat sich aber der Zeichenunterricht, der allgemein verbindliche Zeichenunterricht eingebürgert, hat sich der Handfertigkeitsunterricht allgemein Bahn gebrochen, — dann wird eine künftige Generation die Segnungen genießen. Inzwischen könnte das physikalische Cabinet mit dem photographischen Apparate aushelfen, der höchst wahrscheinlich vorhanden sein wird, indem entweder der Physiker oder etwa ein Amateurphotograph aus dem Lehrkörper von geographischen, archäologischen,

historischen Anschauungsmitteln verschiedenster Art Aufnahmen machte und sie vervielfältigte.

Mögen wenigstens einige der Fingerzeige zu intensiverem und damit zu segensreicherem Betriebe des Unterrichtes überhaupt und des philologischen Unterrichtes insbesondere, zumal an Anstalten in kleineren Städten allgemeinen Anklang und praktische Verwertung finden!

Krems. H. Mužik.

Lanner Hugo, Die Verhandlungen der Berliner Schulenquête-Commission mit Rücksicht auf den erdkundlichen Unterricht und ein Vorschlag zur Neugestaltung desselben an unseren Gymnasien und Realschulen. Wien, Ed. Hölzel 1893. gr. 8°, 44 SS. Preis 60 kr.

Der wesentliche Inhalt des vorliegenden Aufsatzes bildete den Gegenstand eines Referates, das der Verf. „Zur Neugestaltung des erdkundlichen Unterrichtes an unseren Mittelschulen“ auf dem IV. österreichischen Mittelschultage 1892 gehalten hat. In der eingehenden Discussion, die sich an jenes Referat anschloss, wurden wohl, besonders gegen manche der positiven Forderungen des Vortragenden Einwände erhoben, aber der ganze Vortrag trug dem Verf. durch die vielfachen guten Anregungen den Dank der Versammlung ein (vgl. „Mittelschule“, Jahrg. VI [1892], S. 303 f.).

Die Ausführungen des Verf.s über die geringe Beachtung, die die Erdkunde auf der Berliner Conferenz gefunden, wiederholen zwar im wesentlichen die Klagen, die von anderer Seite erhoben worden sind, zeigen aber, in welchem Missverhältnisse die Beschlüsse der Commission zur Entwicklung dieses gerade in unserer Zeit so überaus wichtigen Unterrichtszweiges stehen. Dem gegenüber kann der Verf. mit Genugthuung darauf verweisen, dass „bei uns an leitender Stelle eine unvergleichlich höhere Auffassung der Bedeutung der Erdkunde als Schuldisciplin vorherrscht, als in Preußen“. Zum Beweis dafür beruft er sich auf die Ansprache des Unterrichtsministers Baron Gautsch zur Begrüßung des IX. deutschen Geographentages in Wien, ferner auf die Thatsache, dass Österreich mit der Gründung eigener Lehrkanzeln für Geographie, sowie mit der Theilung derselben in Wien im Jahre 1885 den anderen Universitäten vorangegangen ist, auf die Bedeutung der geologischen Reichsanstalt, endlich auf die Vervollkommnung geographischer Unterrichtsmittel, die auf der gelegentlich des IX. Geographentages veranstalteten Ausstellung allgemeine Bewunderung und ungetheilte Anerkennung gefunden hat.

Freilich entspricht dieser Wertschätzung der erdkundlichen Wissenschaft wenig „die Thatsache, dass im Gegensatze zu den Volksschulen und Universitäten gerade an unseren Realschulen und Gymnasien, den Vermittlungsstätten der allgemeinen Bildung, der erdkundliche Unterricht, ein so bedeutender Bildungsfactor, sowohl dem Zeitausmaße, welches demselben gewidmet wird, als auch dem ganzen Umfange und Inhalte nach in einer Weise betrieben wird, die schon längst nicht mehr den

Forderungen der Zeit entspricht. In unserem Lehrplane sind der Unterweisung in Geographie an den Realschulen $9^1/_2$, an den Gymnasien $8^1/_2$ wöchentliche Unterrichtsstunden (von einer Wiederholung des geographischen Stoffes in den Geschichtsstunden der oberen Classen der Gymnasien muss nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge füglich ganz abgesehen werden) eingeräumt«. (S. 15).

Was nun L. im Anschlusse an hervorragende Vertreter der Erdkunde über die Unzulänglichkeit des Unterrichtes in diesem Fache an den Mittelschulen, über die Bedeutung dieses Unterrichtszweiges, namentlich ganz abgesehen vom praktischen Nutzen, in geist- und gemüthbildender Hinsicht, ausführt, ist so trefflich, dass seine Schrift schon durch die völlige Beherrschung des Gegenstandes und der einschlägigen Literatur, sowie durch den maßvollen Ton ebenso anziehend als anregend ist. Nicht nur der Fachmann, sondern auch jederman, der mit offenem Sinn die hohe Entwicklung der Geographie seit Alexander v. Humboldt und Carl Ritter und den Wandel, der sich in der Methode vollzogen hat, überblicken kann, wird L. durchaus beipflichten, wenn er als Aufgabe des erdkundlichen Unterrichtes an der Mittelschule nicht das bloße Registrieren der Thatsachen und die überbürdende Belastung der jugendlichen Köpfe mit Daten, sondern das Eingehen auf die naturwissenschaftliche Erklärung des Entstehens und Zusammenhängens der Erscheinungen hinstellt. Denn nur bei Anwendung der naturwissenschaftlich begründeten Methode, die auch Stauber in seiner preisgekrönten Schrift »Das Studium der Geographie in und außer der Schule« (Augsburg 1888) als die einzig wissenschaftliche und fruchtbringende für die Mittelschule in Anspruch nimmt, kann die Geographie ihre Aufgabe erfüllen, »uns die Größe und Schönheit der Welt erfassen« zu lehren und dadurch die Seele zu bilden, »indem sie den Geist aufschließt und unsere Sitten veredelt«. Und welchen hohen praktischen und idealen Wert gerade in unserer Zeit des besonders stark entwickelten nationalen Sinnes, der so leicht und so oft engherzigen Chauvinismus erzeugt, eingehende Kenntnis von Land und Leuten der Heimat und der Fremde, der Natur und Kunst der Länder, der Natur- und Kunstproducte, der Bodenbeschaffenheit, des Handels und der Industrie für die geistige Entwicklung der Jugend hat, leuchtet wohl ein; welche Wichtigkeit sie vollends für das völkerreiche Österreich mit seinen nationalen Kämpfen besitzt, hebt mit schönen Worten L. hervor. »Es steht sicherlich außer Zweifel«, sagt er gewiss mit Recht, »dass in Bezug auf Großartigkeit unser Vaterland einzig dasteht. Soll aber diese Großartigkeit ihrem vollen Umfange nach gewürdigt werden, so muss sie auch verstanden werden! Es verhält sich hiemit ähnlich wie mit einem Kunstwerk, bei welchem die Wertschätzung mit der Großartigkeit desselben nur dann wächst, wenn man demselben das richtige Verständnis entgegenzubringen in der Lage ist. Je gründlicher wir demnach unsere jungen Leute diese Großartigkeit durch den Vergleich mit anderen Staaten erfassen, verstehen und kennen lehren, desto inniger werden sie auch unser schönes, von der Natur so bevorzugtes Reich lieben, und wir vollführen damit ein patriotisches Werk« (S. 21).

Als Forderung, auf deren Erfüllung man bei der nothwendigen Neugestaltung des geographischen Unterrichtes bestehen müsste, bezeichnet L. außer der Änderung der Methode und der Vermehrung der Stundenzahl die Einführung des zweistufigen Aufbaues. Der Unterricht in den oberen Classen soll nicht nur der Wiederholung, sondern der eigentlichen Vertiefung in den Gegenstand, für den die Schüler erst auf dieser Stufe gereifter und leistungsfähiger sind, dienen. Ferner verlangt er, dass die Geographie in allen Classen als selbständiger Gegenstand, insbesondere losgelöst von der Geschichte, gelehrt und behandelt werde, indem er zeigt, zu welchen Unzukömmlichkeiten die Verquickung dieser beiden Lehrfächer führe. Den Einwand, dass dadurch Überbürdung erzielt würde, hält er nicht für berechtigt, weil die Geographie in der Hand eines nicht ungeschickten Lehrers — und das würde leichter erzielt, wenn der Gegenstand mehr Selbständigkeit gewänne, als ihm jetzt zugestanden werde — bei dem großen Interesse, das die Schüler ihr von Haus aus entgegenbringen, unzweifelhaft zu den Unterrichtszweigen gehöre, welche am wenigsten diese Gefahr in sich bergen, zumal bei rationeller Durcharbeitung des Lehrpensums in den Unterrichtsstunden die häusliche Präparation des Schülers sich in diesem Gegenstande auf ein Minimum reducieren würde". Aber auch der weitere Einwand, der erhoben wurde, nämlich die Furcht vor Überschreitung der dem Schulunterrichte derzeit zugemessenen Zeit", scheint ihm von keinem bedeutenden Gewichte, da „bei einigem guten Willen für die Sache und etwas Muth, mit dem Althergebrachten zu brechen, auch für die Geographie Platz am Obergymnasium ohne wesentliche Vermehrung der demselben zugemessenen Unterrichtszeit und ohne wesentliche Beeinträchtigung des Unterrichtsstoffes anderer Disciplinen sich finden ließe".

Ref. muss davon absehen, auf die beachtenswerten, freilich nicht einwandfreien Einzelausführungen L.s näher einzugehen; es dürfte genügen, „das Gesammtbild der Vertheilung des erdkundlichen Unterrichtes auf der Oberstufe" mitzutheilen. L. schlägt folgenden Lehrplan für das Obergymnasium vor: V. Cl. 1. u. 2. Sem. Geographie Europas in wöchentlich 2 Stunden, VI. Cl. 1. Sem. Geographie Asiens in wöchentlich 1 St., 2. Sem. Geographie Afrikas, Amerikas und Australiens in wöchentlich 1 St., VII. Cl. 1. Sem. Physik der Erde in wöchentlich 2 St., 2. Sem. Geologie in wöch. 2 St., VIII. Cl. 2. Sem. Vaterlandskunde in wöch. 2 St. und geologischer Bau Österreich-Ungarns in wöch. 1 St. (im ganzen 11 Stunden). Die nöthige Zeit könnte gewonnen werden, wenn nach dem Vorschlage von Prof. Suess („Die Geologie und der Unterricht in Österreich" 1862), dem Wretschko („Zur Frage der künftigen Stellung der Naturwissenschaften an unseren Gymnasien", Zs. f. d. ö. G. 1862) beipflichtete, die Mineralogie aus dem 2. Sem. der III. in das 2. Sem. der IV. verlegt würde und ihre Wiederholung in V. wegfiele, wenn dem Geschichtsunterrichte im 2. Sem. der V. und in den beiden der VI. 1 Stunde entzogen, ebenso dem Lateinunterrichte im 2. Sem. der V. statt 6 nur 5 Stunden zugewiesen, ferner die Logik aus VII. ausgeschieden und die philosophische Propädeutik auf die VIII. beschränkt würde, wobei die

Psychologie der Logik vorangehen müsste, endlich wenn man von einer Wiederholung der alten Geschichte im 2. Sem. der VIII. absähe, wodurch 2 Stunden für Geologie frei würden; Voraussetzung ist dabei auch, dass der naturwissenschaftliche Unterricht auf der Oberstufe auf allgemeine Erdkunde und Geologie verwendet werde. Für die Oberrealschule wird folgender Lehrplan empfohlen: V. Cl. 1. u .2. Sem. Geographie Europas in wöch. 2 St., VI. Cl. 1. Sem. Geographie Asiens in wöch. 1 St., 2. Sem. Geographie Afrikas, Amerikas und Australiens in wöch. 1 St., VII. Cl. 1. Sem. Physik der Erde in wöch. 2 St., 2. Sem. Geologie in wöch. 2 St., Vaterlandskunde in wöch. 2 St. (im ganzen 10 Stunden). Die nöthige Zeit würde gewonnen durch Verminderung der Mathematikstunden, mindestens in V. (um 1 Stunde), durch Vertheilung der Chemie auf drei Jahrgänge, so dass auf jeden Jahrgang, d. i. auf V., VI. und VII., je 2 Stunden kämen, wodurch in V. und VI. je 1 Stunde frei würde, durch Wegfall der Logik in VII. (die übrigens, was der Verf. zu bemerken unterlassen hat, nur an den mährischen Oberrealschulen gelehrt wird), endlich durch Verlegung der Mineralogie in das II. Semester der IV. Classe, wodurch ebenso wie am Gymnasium die Nothwendigkeit einer nochmaligen Durchnahme auf der Oberstufe entfiele und 2 (an den mährischen Realschulen durch Wegfall der Logik 4) Stunden gewonnen würden.

Mit Recht bemerkt jedoch L., dass die Verhältnisse an unseren Realschulen nicht besser werden, so lange an der siebenjährigen Unterrichtszeit festgehalten werden wird, und mit guten Gründen und großem Geschick vertritt er den von vielen Seiten geltend gemachten Vorschlag der Einführung des achten Schuljahres. Die Nothwendigkeit dieser Reform ist zweifellos und ihre Durchführung muss als dringendes Bedürfnis im Interesse der gedeihlichen Entwicklung des Realschulwesens und der Verminderung der an den Realschulen thatsächlich bestehenden Überbürdung bezeichnet werden.

Können wir nun einerseits die gediegene Schrift L.s der vollen Beachtung der Fachmänner und Schulbehörden empfehlen, so müssen wir anderseits aus zwei Gründen Einsprache dagegen erheben.

Durch den Titel hat L. schon angedeutet, dass er nur die Behandlung des erdkundlichen Unterrichtes auf der Berliner Schulreform-Conferenz im Auge hat, und thatsächlich reflectiert er nur auf sie. In einer Schrift jedoch, die im Jahre 1893 erscheint, dünkt es uns mangelhaft, nur von den Beschlüssen der Conferenz zu sprechen und sich um die Lehrpläne für die preußischen Gymnasien, die das praktische Ergebnis derselben darstellen, gar nicht zu kümmern. Gerade vom Standpunkt des Verfs wäre das Gegentheil nicht nur berechtigt, sondern zweckdienlich gewesen; denn ein Vergleich der neuen preußischen Lehrpläne mit den bei uns in Geltung stehenden weist die Erfüllung mancher Wünsche auf, die L. geltend macht. Zum Erweise dafür sei auf die Vergleichung selbst, sowie auf die Ausführungen in der Zeitschrift für Schul-Geographie 1893, S. 249 ff. und auf den Aufsatz Pahdes in der Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1893, S. 257 ff., wo die Vorzüge und Schwächen der neuen Lehrpläne und die Mittel, wie die letzteren gemindert werden können, sorgsam erwogen werden, verwiesen.

L. begnügt sich ferner nicht damit Forderungen geltend zu machen und Vorschläge zu erstatten, was gewiss gebilligt werden wird, sondern er glaubt ihnen Nachdruck dadurch zu verschaffen, dass er den Wert der anderen Unterrichtsgegenstände des Mittelschulunterrichtes herabzudrücken und die anderen Fächer in ihrem Stundenausmaße zu verkürzen sucht. Freilich muss anerkannt werden, dass er dies mit Maß thut und dass er sich dabei meist auf gewichtige Stimmen beruft. Dennoch glauben wir, dass darin eine Verkennung der Grenzen liegt, die den einzelnen Fachmännern gezogen sind. Diese müssen sich unseres Erachtens darauf beschränken, Forderungen, die sie im Interesse ihres Gegenstandes für unbedingt nothwendig halten, aufzustellen. Hält man gewisse Wünsche nicht nur für berechtigt, sondern auch für durchaus unerlässlich, so muss man eben den Muth haben, allenfalls auch eine Stundenvermehrung zu verlangen. Es muss aber dem unbefangenen Ermessen der Schulbehörden, die das gleiche Interesse allen Unterrichtsgegenständen entgegen zu bringen und die Wünsche aller Fachvertreter entgegenzunehmen haben, überlassen bleiben, zu entscheiden, welche Wünsche sie im Interesse der allseitigen Bildung der Jugend für unerlässlich halten und wie sie dieselben erfüllen können, ohne das erforderliche Gleichgewicht zu stören. Die Außerachtlassung dieser Rücksicht erklärt es, warum die Reformschriftenliteratur meist so unfruchtbar ist. Auch L. ist von diesem Fehler nicht frei zu sprechen. Während er für die Geographie — und, wie wir glauben, mit vollem Rechte — die Zweistufigkeit verlangt, beseitigt er sie für die Naturgeschichte. Das Urtheil darüber muss wohl den Naturwissenschaftern überlassen bleiben. Wenn er aber auch die Ovid-Lectüre einschränken oder eliminieren, ferner mit Göring unter den lateinischen Autoren nur Livius und Tacitus als wertvolle Schulschriftsteller gelten lassen oder mit einem anonymen Philologen „ohne Bedenken Ovid, Vergil, ja sogar Livius ohne irgend einen Nachtheil“ streichen will, endlich das Griechische unter Berufung auf den Fürsten Bismarck, auf Böckh und Humboldt für entbehrlich hält, so ist das zwar nicht neu, aber deshalb um nichts berechtigter. Dasselbe gilt von der Verkürzung des Unterrichtes in der philosophischen Propädeutik und in der alten Geschichte im Obergymnasium. Eine ausführliche Wiederlegung dürfen wir wohl an diesem Orte und in diesem Zusammenhange uns ersparen. Wir wollen nur bemerken, dass es einerseits nicht der Komik entbehrt, wenn man den guten Böckh als Autorität für die Ausmerzung des Griechischen aus dem Gymnasialunterrichte citiert und dass wir anderseits, wenn L. sich auf Göring für seine Ansichten beruft, ihn für den Wert des classischen Unterrichtes, die Nothwendigkeit seiner Stärkung und die Unzulässigkeit seiner Einschränkung, um von anderen abzusehen, auf Männer wie Helmholtz und Fabriksbesitzer Frohwein verweisen, die von dem Verdachte philologischer Einseitigkeit gewiss frei sind und auf der Berliner Conferenz mit vollem Nachdrucke und großer Wärme für den Unterricht in den classischen Sprachen, und zwar nicht nur der lateinischen, sondern auch, ja sogar vornehmlich, der griechischen, eingetreten sind.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Novum Testamentum Graece. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Fr. Zelle, Oberlehrer am Humboldts-Gymnasium in Berlin. V. Die Apostelgeschichte von B. Wohlfahrt, Divisionspfarrer in Mühlhausen in Elsass. Mit einer Karte. Leipzig, Teubner 1892. 8°, VIII u. 139 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Wohlfahrt wiederholt zum großen Theile, was er im Vorworte zu seiner Ausgabe des Johannes-Evangeliums (Novum Testamentum Graece. Für d. Schulgebr. herausg. von Dr. Fr. Zelle, IV. Heft; s. diese Zeitschr. 1892, S. 1183) auseinandergesetzt hat. Gegenüber dem IV. Hefte sind daher Momente wesentlich abweichender Natur für diesmal nicht zu verzeichnen, nur dass mehr als bei Erklärung des Johannes-Evangeliums die sprachliche Seite Berücksichtigung gefunden hat; auch ist 'die Übersetzung derjenigen Ausdrücke, die nur selten oder nur einmal in der neutestamentlichen Gräcität vorkommen — und gerade an solchen ist ja die Apostelgeschichte reich —, in der Regel [warum nicht durchwegs?] angegeben worden'. Sonst hat W. Einleitung (deren Paragraphen überschrieben sind: 1. Der Verfasser. 2. Zweck und Tendenz. 3. Glaubwürdigkeit. 4. Quellen. 5. Eintheilung [d. i. Disposition]. 6. Chronologie. 7. Ort und Zeit der Abfassung) und Commentar wie in Heft IV behandelt und seinem confessionellen Eifer hier ebensowenig Schranken gesetzt wie dort.

Auswahl aus Vergils Äneis. Nach den Bestimmungen der neuesten Lehrpläne für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Adolf Lange. Berlin, Hermann Heyfelder 1892. gr. 8°, VIII u. 170 SS. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf.

Die neuen 'Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen' Preußens haben nicht verfehlt, anregend auf die Schulliteratur zu wirken. Schon ist Vergil mit zwei neuen Publicationen bedacht und zwar — bezeichnend genug — durch zwei Chrestomathien, wie wir deren in Österreich seit der Reorganisation der Gymnasien im Gebrauche haben, ohne in dieser Beziehung bisher Billigung, geschweige denn Nachahmung bei deutschen Schulmännern zu finden. Und jetzt folgt unmittelbar auf J. Werras Äneis (Für den Schulgebrauch in verkürzter Form. Münster i. W. 1892) vorliegende Auswahl von Lange, die nach wesentlich gleichen

Grundsätzen wie Werras Buch gearbeitet ist.[1]) Wir bleiben bei Lange. Dieser beruft sich auf die neue Vorschrift, welche als Lectüre für die Secunda der Gymnasien, beziehungsweise die Prima der Realgymnasien eine Auswahl aus Vergil nach einem Kanon bestimmt, 'der in sich abgeschlossene Bilder gewährt und einen Durchblick auf das Ganze ermöglicht'. Der Herausgeber nimmt circa 4500 Verse von den 9896 der Aneis auf, indem er jedes einzelne Buch in einige (2—4) Bilder zerlegt, von denen sich jedes wieder aus einzelnen Scenen zusammensetzt. Ausgeschiedene Partien (dahin gehört das ganze fünfte Buch) werden durch Inhaltsangaben, die zwischen dem Texte angebracht sind, ersetzt. So wird das erste Buch, überschrieben: Äneas' Ankunft in Karthago, in folgender Weise zerlegt: Vorwort (V. 1–11). I. Äneas an die libysche Küste verschlagen: V. 12–209. 1. Junos Groll: V. 12–49. — 2. Juno und Äolus: V. 50–80. — 3. Der Sturm: V. 81–123. — 4. Rettung und Landung an der libyschen Küste: V. 124–209. (Überleitender deutscher Text.) II. Venus und Äneas: V. 305–366, 369–417. (Deutscher Text.) III. Äneas' und Didos Begegnung: V. 579–642. (Deutscher Text.) — Was sonst noch Langes Chrestomathie enthält, eine Einleitung über Vergils Leben und Werke, speciell über die Äneis (1. Schicksale und Charaktere des Werkes. 2. Gang der Handlung) und ein Verzeichnis der in den ausgewählten Abschnitten vorkommenden Eigennamen mit kurzer Erklärung, ist als nützliche Zugabe des praktischen, hübsch ausgestatteten Schulbuches zu bezeichnen.

Wien. J. Golling.

Historical Outlines of English Syntax. By L. Kellner, Ph. Dr. London, Macmillan and Co. 1892.

Seit den grundlegenden Werken Mätzners und Kochs waren verschiedene, theilweise recht tüchtige Monographien über einzelne syntaktische Punkte des Englischen erschienen. Umfassender angelegt sind jedoch nur Einenkels »Streifzüge in die mittelenglische Syntax«, dann desselben Verfassers »Syntax« in Pauls Grundriss und Kellners »Syntax« in der Einleitung zur Ausgabe von Caxtons *Blanchardyn*, E. E. T. S. Auch dieses Werk Kellners, das äußerlich die Fortsetzung der *Outlines of E. Accidence* von Morris bildet, ist zwar noch keine zusammenfassende, den Gegenstand erschöpfende Behandlung des Stoffes, enthält aber doch den nur auszufüllenden Rahmen desselben. Den Grundstock des Ganzen bilden die in der genannten Einleitung zu *Blanchardyn* niedergelegten Beobachtungen über englische Syntax im allgemeinen und speciell über Caxton. K. bietet in vieler Hinsicht eine willkommene Ergänzung zu Einenkel. Während sich dieser der Hauptsache nach auf das Mittelenglische beschränkt und vor allem den so lange bestrittenen Einwirkungen des Französischen auf die Gestaltung des Englischen nachgeht, verbreitet sich K. viel gleichmäßiger über alle Perioden des Englischen und sucht die sprachlichen Erscheinungen nicht bloß mit Hilfe der historisch-vergleichenden Methode, sondern womöglich durch Erforschung der in den syntaktischen Thatsachen versteckten psychologischen Momente zu erklären.

---

[1]) Erwähnung hätte übrigens bei beiden ein älterer Vorgänger verdient, nämlich H. Bone, dessen 'lateinische Dichter' (Eine Auswahl für den Schulgebrauch. II. Th. Vergil. Köln 1871) allerdings weitere Verbreitung nicht gefunden zu haben scheinen. Die Einrichtung der Chrestomathien von Werra und Lange ist mit der bei Bone wesentlich verwandt.

Natürlich kreuzen sich oft beide Methoden; so wenn Einenkel die sogenannte Auslassung des Relativs im Englischen als eine Einwirkung des Französischen hinstellt, K. dieselbe als spontane Entwicklung des Englischen darzustellen sich bemüht, indem er auf das Vorkommen der eine Eigenthümlichkeit volksmäßiger Ausdrucksweise bildenden Construction ἀπὸ κοινοῦ auch in anderen Sprachen hinweist, wobei freilich zu bemerken ist, dass die eine Erklärung die andere nicht ausschließt. Als ganz besonders wichtig unter diesen psychologischen Einflüssen, die auf den Entwicklungsgang des Englischen eingewirkt haben, weist K. namentlich den der Analogie nach, durch welche eine Reihe von auf den ersten Blick unverständlichen Erscheinungen sich auf befriedigende Weise erklären. In dieser Beziehung ist namentlich die in fließender Sprache geschriebene, die Principien der Beobachtung syntaktischer Erscheinungen an gut gewählten Beispielen darlegende »Einleitung« hervorzuheben. Wertvoll ist auch die im letzten Theile »Summary and Conclusion« gegebene Übersicht über die fremden Einflüsse auf die englische Syntax und über die Charakteristika der einzelnen Epochen des Englischen.

Während die Arbeiten Einenkels sich hauptsächlich an Fortgeschrittenere wenden, empfehlen sich K.s *Outlines* besonders Anfängern, nicht bloß weil sie ein reiches Sprachmaterial in übersichtlicher Gruppierung bieten, sondern auch ganz besonders deshalb, weil sie ihnen für die methodische Behandlung syntaktischer Fragen als Muster dienen können. Auch ist nicht zu zweifeln, dass dieses handliche und schön ausgestattete Büchlein mit seiner leichtverständlichen Sprache und anziehenden Behandlungsweise viel eher zum Studium einladen wird als der schwerfällige Mätzner. Die Freunde englischer Syntax werden aber begierig die in der Vorrede angekündigte größere Ausgabe dieses Werkes erwarten.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Grundriss der Geschichte. Zunächst im Anschlusse an Welters Lehrbuch der Weltgeschichte zusammengestellt von Dr. Josef Vaders, Realgymnasiallehrer. I. Theil: Alterthum, 32 SS.; II. Theil: Mittelalter, 40 SS.; III. Theil: Neuzeit, 48 SS. Münster i. W., Aschendorff'sche Buchhandlung s. a.

Diese drei Heftchen bieten Geschichtstabellen, die das Wichtigste aus der Weltgeschichte enthalten, praktisch eingerichtet sind und in den Schulen des Deutschen Reiches — natürlich neben einer zusammenhängenden Geschichtsdarstellung — zur Wiederholung und Einprägung des gelernten Stoffes und zum Nachschlagen gut verwendbar sein werden.

Geschichte der Stadt Wien. Im Auftrage des allgemeinen niederösterreichen Volksbildungsvereines, Zweig »Wien und Umgebung«, verfasst von Eugen Guglia. Mit 83 Abbildungen. Wien, F. Tempsky 1892. VI u. 306 SS.

Die Absicht, die den Verf. bei seiner Arbeit leitete, gibt er in folgenden Worten kund: »Ich habe mir vorgesetzt, die Geschichte unserer Stadt so zu erzählen, dass daraus hervorgeht, wie alles Gegenwärtige auf der Vergangenheit beruht und wie alles seine Zeit und seine Stelle hat in der Welt. . Vergebens würde eitle Neugier lose Unterhaltung bei mir suchen, vergebens Parteigänger Schlagworte, die ihnen schmeicheln; ich schreibe für Männer, die von ihrer Stadt wissen wollen, wie sie geworden ist: am liebsten denke ich mir Kaufleute und Handwerker als meine Leser — das sind die Stände, die von jeher Städte blühend machten — oder auch, an Sonntagnachmittagen und langen Winter-

abenden, Arbeiter; dass diese aus der Geschichte lernen, davon häng in unseren Tagen ganz besonders viel ab.« Das Buch ist frisch und lebendig geschrieben und wird seinen Zweck erreichen. Vielleicht hätte der Stoff übersichtlicher eingetheilt und die hübsch ausgeführten Illustrationen passender vertheilt werden können. Übrigens hält das Buch mehr, als der Inhalt verspricht. Dieser verzeichnet nämlich zwölf Abschnitte, während das Buch deren 14 enthält. Der Preis des Buches ist ein sehr mäßiger.

Übungsfragen zum Geschichtsunterricht. Pensum der VII. Gymnasialclasse. Nach Pütz und Preger bearbeitet von Chr. Wirth, k. Gymnasialprofessor in Bayreuth. Bayreuth, Heinrich Heuschmanns Kunstverlag 1892. 45 SS.

In diesem Heftchen bietet der Verf. Fragen aus der Geschichte von 31 v. Chr. bis 1268 n. Chr. Diese Fragen betreffen auch die Culturgeschichte und die Geschichte Baierns; sie sind manchmal so beschaffen, dass die Antwort in einem einzigen Worte besteht; z. B.: Wo starb Trajanus? Wohin verlegten die Abbasiden ihre Residenz? Von wem erhielt Karl von Anjou das Königreich beider Sicilien zugesprochen? Die Fragen erschöpfen ganz den geschichtlichen Lehrstoff in dem angegebenen Zeitraume. Ich zweifle an der Nothwendigkeit, aus diesen Fragen ein Buch zu machen.

Geschichts-Tabellen in übersichtlicher Anordnung für die mittleren und oberen Classen höherer Schulen von Prof. Dr. H. A. Stein, Director des k. Gymnasiums zu Glatz. 9. verb. Aufl. Münster, Theißingsche Buchhandlung 1892. 103 SS.

Die Geschichtstabellen des Directors Stein, des Verfassers eines in Deutschland weitverbreiteten Lehrbuches der Geschichte, erschienen eben in 9. Auflage. Sie scheinen demnach sehr beliebt zu sein und verdienen es auch; denn sie sind praktisch eingerichtet und enthalten nur das Nothwendigste. Daher lassen sie sich zur festen Einprägung der Ereignisse und zu einer kurz zusammenfassenden Wiederholung des geschichtlichen Lernstoffes gut verwenden. Im Anhange sind die deutschen Kaiser zusammengestellt. Unter der Überschrift: »Kaiser aus dem Hause Habsburg 1438—1806« steht auch »1740—1780 Maria Theresia« neben ihrem Gemahl Franz I. Und das Kaiserthum Josefs II. hat von »1780 bis 1790« gedauert. In einer 9. Auflage könnten solche Versehen schon beseitigt sein.

Vorträge für Freunde des Evangelischen Bundes. Nr. 1: Wie starb Martin Luther? Vortrag von Friedrich W. Schubart, Schlossprediger zu Ballenstedt. Nr. 2: Was machte Luther zum Manne des Volkes, und was soll und kann ihm noch heute die Herzen des Volkes gewinnen? Vortrag von Dr. Friedrich Lofs, Prof. der Kirchengeschichte an der Universität in Halle-Wittenberg. Dessau 1892, P. Baumann. 26 u. 33 SS.

Diese Vorträge wenden sich selbstverständlich an das protestantische Volk. Der erste: »Wie starb Luther?« ist polemischer Natur und richtet sich gegen jene Nachrichten, welche behaupten, dass Luther eines hässlichen Todes gestorben sei. Der zweite Vortrag führt die Umstände an, welche Luthers Popularität bewirkt haben. Diese Schriftchen werden infolge ihrer schlichten Darstellung wohl ihren Zweck erreichen.

Graz. F. M. Mayer.

Programmenschau.

13. Boehm Konrad, Goethes Verhältnis zur Antike. (Beiträge zur Erklärung einiger Elegien Goethes. Fortsetzung und Schluss.) Progr. des Mariahilfer Communal-, Real- und Obergymn. in Wien 1892, 8°, 24 SS.

Der Schluss dieses lesenswerten Aufsatzes behandelt nach einer kurzen Einleitung zunächst einige der römischen Elegien; hierauf geht der Verf. auf den zweiten Theil der Elegien über. Bei den zahlreichen Parallelen, welche er zu Goethes Dichtungen aus antiken Schriftstellern beibringt, ist es ihm in erster Linie nicht darum zu thun, ein Vorbild nachzuweisen, an welches sich Goethe gehalten hat, sondern er betont stets, dass er darauf bedacht war, zu zeigen, wie antike Dichter in anderen Zeitverhältnissen ähnliche Situationen schildern. Kann man also auch stellenweise eine Anlehnung Goethes voraussetzen, so meint der Verf. doch, dass der moderne Dichter Kunstwerke im Geschmacke seiner Zeit geschaffen hat. An einer Stelle S. 17 wird sogar eine Parallele aus den Nibelungen beigebracht, deren Kenntnis man Goethe in jener Zeit nicht zumuthen darf. Mehrfach nimmt der Verf. gegen Haller Partei, welcher oft genug um jeden Preis in Goethe'schen Stellen die bewusste Nachahmung eines älteren Vorbildes erblicken möchte. Als Probe für die ästhetische Auffassung ziehe ich den S. 21 der Abhandlung ausgesprochenen Satz heran: „Dies ist wohl das höchste Lob, das wir über Goethes Dichtungen in antikem Sinne aussprechen können, wenn wir sagen: Sie sind so erfüllt mit homerischem Geiste, dass der Dichter sich mit Recht einen Homeriden, einen würdigen Schüler Homers nennt".

14. Prodnigg Heinrich, Über Tiecks Sternbald und sein Verhältnis zu Goethes Wilhelm Meister. Progr. der Landes-Oberrealschule in Graz 1892, 8°, 21 SS.

Der Verf. hat im vorjährigen Programme geschildert, in wie hohem Grade die ästhetischen Lehren der älteren Romantik und vor allem die Romantheorie Friedrich Schlegels durch Goethes Wilhelm Meister beeinflusst wurden. In der vorliegenden Abhandlung will er an einem augenfälligen Beispiele zeigen, dass die Goethe'sche Dichtung nicht bloß in theoretischer Beziehung großen Einfluss auf die jüngeren Dichter gewann, sondern auch auf die Entwicklung des deutschen Romanes eine nachhaltige Einwirkung äußerte. Gleich auf S. 3 und 4 wird eine Reihe von Romanen genannt, welche theils in Goethes, theils in eine etwas spätere Epoche fallen und mehr oder weniger auf das erwähnte Vorbild hinweisen. Es ist nicht schwer, sie nach den Andeutungen des Verf.s in Gruppen zu bringen und die angeführten Reihen zu vervollständigen; allein am klarsten tritt auf dem ganzen Gebiete der zeitgenössischen Literatur Goethes Einfluss auf Tiecks Dichtung und besonders auf dessen „Franz Sternbalds Wanderungen" zutage. Diese „altdeutsche Geschichte", eine Vorläuferin unserer culturhistorischen Romane aus der deutschen Vergangenheit, hat aus Goethes Wilhelm Meister nicht nur eine Menge Einzelheiten, sondern auch viele größere Züge theils mit Geschick, recht oft aber zum Schaden des Ganzen in sich aufgenommen.

S. 6 f. bringt der Verf. den Inhalt des Tieck'schen Romanes in Erinnerung, da er es im Laufe der Darstellung mehrfach für nöthig hält, an ihn anzuknüpfen. Wichtig ist der Nachweis, dass Tieck unter dem Einflusse seines Goethe'schen Vorbildes in ein neues Stadium seiner dichterischen Darstellung getreten ist, indem er sich von dem Schauderhaften abwandte; dass ferner der ursprünglich mit seinem Freunde Wackenroder geplante Künstlerroman, welcher an die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" anknüpfen sollte, infolge des Studiums von

Goethes Wilhelm Meister nicht nach dem ursprünglichen Entwurfe ausgeführt wurde. Dieses Abweichen von dem älteren Plane brachte aber Ungleichmäßigkeiten, ja sogar Widersprüche in die Darstellung.

Mag der Hang, sich über Kunst und allgemein menschliche Verhältnisse weitläufig auszusprechen, zum Theile schon in den Herzensergießungen des kunstliebenden Klosterbruders gesucht werden, so ist es gewiss erst ein Zug des neuen Planes, den Helden erst eine Art Lebensschule durchmachen zu lassen. Letzteres steht aber mit den laxen Abenteuern in einem nicht recht erklärbaren oder, besser gesagt, in keinem Zusammenhange. Wie Goethes Roman ein Culturbild des 18. Jahrhunderts liefert, will auch der Tieck'sche die Zeit seines Helden darstellen. Selbst in der Composition des Ganzen erkennt man eine überraschende Ähnlichkeit; denn hier wie dort ruht der Schwerpunkt der Erzählung auf den einzelnen Episoden, die mit der Person des Helden verknüpft sind und erst durch dieses Mittel zu einem Ganzen verbunden werden.

Tiecks Sternbald, ein unvollendetes und auch in der Durchführung unfertiges Werk, strebt dennoch darnach, die Contraste der früheren Dichtungen Tiecks, namentlich die ihm unüberbrückbar scheinende Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit auszugleichen. Völlig ist dies nicht gelungen, aber Goethe wurde dem Dichter ein Führer, der ihn darauf hinwies, dass das Leben durch sittlich ernstes Streben mit idealem Geiste erfüllt werden kann, und aus diesem Grunde bedeutet der genannte Roman einen der wichtigsten Wendepunkte in der Entwicklung des Dichters.

15. Niederhofer Karlmann, Der Einfluss der Griechen auf Grillparzer. Progr. des k. k. Obergymn. zu den Schotten in Wien 1892, 8°, 41 SS.

Den Zweck seines Aufsatzes gibt der Verf. auf S. 6 in folgenden Worten an: „Es würde sich empfehlen, wenn die Worte Dr. Sauers: 'Keine andere Literatur außer der deutschen hat auf Grillparzer einen so entscheidenden Einfluss ausgeübt wie die spanische...' dahin richtig gestellt würden, dass außer der deutschen auch noch der griechischen Literatur ein gleich entscheidender Einfluss zuerkannt würde". Diese Bemerkung begründet der Verf. damit, dass Grillparzer selbst erklärt hat, die Spanier hätten ihm einige effectvolle Momente dargeboten, wogegen er die allgemeinen künstlerischen Formgesetze von den Griechen lernte. In etwas breiter Ausführung legt der Verf. sodann im Verlaufe seiner Einleitung die Einflüsse des Hellenenthums auf die moderne Kunst in der Absicht dar, zu zeigen, dass sich auch der große österreichische Dramatiker der allgemeinen Strömung nicht hätte entziehen können, sogar wenn er die griechischen Schriftsteller nicht so eingehend gelesen hätte, als er es that. Man weiß ja, dass Grillparzer nicht nur für seine dichterische Ausbildung überhaupt, sondern auch besonders für seine antikisierenden Dramen gründliche literarische Studien gemacht hat.

In dem Capitel „Einfluss auf die Sprache und den Dialog" sind mit großem Fleiße manche Einzelheiten des Grillparzer'schen Sprachgebrauches behandelt und auf antike Vorbilder zurückgeführt. Freilich dürfte sich die eine oder die andere Ausdrucksweise, historisch betrachtet, als ältere Prägung und nicht als Grillparzers eigene Schöpfung erweisen. Vor allem ist es Homer, dem die Sprache des Dichters manches zu danken hat, dann knüpft er an die Ausdrucksweise der Tragiker überhaupt, besonders des Aschylos, an. Im Verlaufe des erwähnten Capitels ist die Rede von Wortbildungen, syntaktischen Fügungen, den Klagewörtern, den Stichomythien, den Monologen, den Monodien und der Epanalepsis.

Das zweite Capitel „Literarischer Einfluss" bespricht die antiken Vorlagen und Quellen zu „Sappho", der Trilogie „Das goldene Vlies" und dem Trauerspiele „Des Meeres und der Liebe Wellen". Besonders lehr-

reich ist die Construction der Argonautensage, wie sie sich Grillparzer aus der antiken Überlieferung ergab. In dieser Darstellung hat der Verf. die Autoren, welche als Gewährsmänner dienen, bei der Verarbeitung der einzelnen Motive immer genannt, so dass man eine klare Vorstellung davon gewinnt, inwieweit der moderne Dichter seinen Vorbildern folgte, an welches derselben er sich anschloss, wenn die Überlieferungen auseinandergiengen, und wo er von der ursprünglichen Sage abwich. Obschon nun Grillparzer sowohl im Stoffe als auch im Costüm die Griechen benutzte — denn auch die Züge antiken Lebens weiß er entsprechend darzustellen — ist seine Arbeit doch stets originell. Er weiß den überlieferten Stoff unserem Geschmacke gemäß psychologisch zu vertiefen, um ihn so zu behandeln, dass auch die Modernen mit vollstem Interesse die Entwicklung des Dramas verfolgen. Über die Medea des Euripides und Grillparzers urtheilt der Verf. in folgenden Worten: „Euripides und Grillparzer haben Kunstwerke geschaffen, die zu den besten gezählt werden dürfen; beide haben ihrer Zeit genuggethan. Fasst man aber die Anforderungen ins Auge, die heute an eine Tragödie gestellt werden, so übertrifft der Österreicher den Athener darin, dass bei ihm die Handlung viel bewegter ist, dass die ersten zwei Acte fast ganz sein Eigenthum sind, die übrigen aber so völlig umgewandelt wurden, dass sie beinahe als neu angesehen werden können. Seine höchste und wichtigste Leistung aber ist und bleibt die unvergleichlich treffliche Charakterisierung Medeas und die befriedigende Katastrophe."

Im dritten Capitel „Asthetischer Einfluss" sagt der Verf., dass man es im allgemeinen liebe, den Einfluss der Antike auf Grillparzer nur hinsichtlich der Form, der pathetischen Sprache, des Stoffes und der weisen Beschränkung desselben zuzugestehen. Doch gebe es von Seite der griechischen Classiker Fingerzeige, welche ihm auch auf dem schlüpfrigen Pfade des ästhetischen Gebietes die wenig betretenen Wege wiesen. Dahin gehöre es, dass Grillparzer nur eine geringe Zahl von Personen auf die Bühne bringt, die Einheit von Zeit und Ort möglichst zu wahren sucht und Motive des Alterthums, wie z. B. den Contrast zwischen Hellenenthum und Barbarenthum, gern behandelt. Endlich gieng ihm die Anschaulichkeit über alles. Schon Minor hat darauf hingewiesen, dass Grillparzers Streben dahin gieng, die Anschauungspoesie der alten Zeit mit der neuen in Einklang zu bringen. Die Arbeit benutzt sorgfältig die einschlägige Literatur und fördert einiges Neue zutage, weshalb sie den Freunden der Grillparzerliteratur empfohlen sein möge.

16. Axmann Ferdinand, Einige bisher noch nicht veröffentlichte Briefe Adalbert Stifters. Progr. der k. k. Staatsrealschule im III. Bezirke in Wien 1892, 8°, 22 SS.

Prof. Ferdinand Axmann, der Sohn des im Jahre 1873 verstorbenen Kupferstechers und wirklichen Mitgliedes der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien Josef Axmann, veröffentlicht in diesem Programm 16 Briefe Adalbert Stifters, von welchen 14 an den Vater des Herausgebers, zwei an diesen selbst gerichtet sind. Erstere sind nur ein kleiner Bestandtheil einer umfangreichen, zum Theil schon veröffentlichten Correspondenz, welche jahrelang gepflogen wurde. Der älteste dieser neu veröffentlichten Briefe gehört dem Jahre 1844 an, der jüngste ist vom 13. Juli 1859 datiert. Hieran schließen sich zwei Briefe an den Sohn Josef Axmanns, den Herausgeber der vorliegenden Blätter, einer aus dem Jahre 1861, der andere aus dem folgenden Jahre.

Die Briefe (S. IX—XXII) sind von sorgfältigen Anmerkungen begleitet, welche zum Theile Verweisungen und Citate aus dem Stifterschen Briefwechsel, zum Theile sachliche Erklärungen enthalten. Die Einleitung (S. III—VIII) bringt Mittheilungen über die persönlichen Beziehungen Stifters zur Familie Axmann. Aus den vorliegenden Schrift-

stücken gewinnt man nach zwei Richtungen Einblick in Stifters Geistesleben. Seine lebhafte Theilnahme für die bildende Kunst, sein Studium derselben und das feine Verständnis aller Fragen, welche sich auf sie beziehen, gehen mit vollster Klarheit aus den Briefen an Axmann, der zu einigen von Stifters Werken die Stiche verfertigte, hervor. Noch anmuthender ist aber die harmlose und schlichte Weise, in der sich der Dichter in diesen Briefen an seinen Freund gibt. Aus jedem Schreiben, welches bereits der Epoche angehört, in der Stifter zu Axmann in näherem Verhältnisse stand, spricht die einfache, herzliche und gemüthvolle Weise des Dichters. Die mitgetheilte Correspondenz ist, obwohl sie Stifter in keinem anderen Lichte erscheinen lässt als jenes ist, in welchem wir ihn bereits erblickt haben, doch ein recht willkommener Beitrag zu seiner Biographie und zugleich ein pietätvolles Denkmal, welches der Herausgeber der Freundschaft seines Vaters und unseres heimischen Dichters gesetzt hat.

Wien. Dr. F. Prosch.

---

17. Hoffmann Fr., Dřeviny Hradce Králové a okolí v zimě (Die Holzgewächse Königgrätz' und dessen Umgebung im Winter). Progr. des k. k. Obergymn. in Königgrätz 1892, 8°, 46 SS.

Der Verf. hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, einen analytischen Schlüssel zur Bestimmung der Holzgewächse von Königgrätz und dessen Umgebung mit Hilfe solcher Merkmale zu liefern, die zur Winterszeit beobachtet werden können. Diese Aufgabe wurde nach der Ansicht des Ref. in vollkommen befriedigender Weise gelöst. Aus der Beschaffenheit der nicht abfallenden Blätter, der Knospen, der Zweige, des Stammes, der Rinde und aus anderen Merkmalen wurde ein Schlüssel zur Bestimmung von 97 Gattungen mit 203 Arten aufgebaut. Den einzelnen Arten ist eine kurze Beschreibung nach Merkmalen, die im Winter wahrnehmbar sind, beigefügt. Bei selteneren Arten wird der Standort angegeben. Die große Anzahl der angeführten Holzgewächse erklärt sich dadurch, dass auch die in Königgrätz vorkommenden ausländischen Bäume und Sträucher mitangeführt werden.

18. Scholz Ed., Morphologie und Entwicklungsgeschichte des Agaricus melleus. L. (Hallimasch). Progr. der Staats-Oberrealschule im XV. Bezirke von Wien 1892, 8°, 30 SS. und 1 Karte.

Zweck des Aufsatzes ist, alles Wissenswerte des wegen seiner Entwicklungsgeschichte interessanten Pilzes Agaricus melleus L. in übersichtlicher und verständlicher Weise dem Leser vorzuführen. Der Verf. gibt zunächst ein Bild der äußeren Gestalt des erwähnten Pilzes, bespricht die Entwicklung der Keimschläuche und geht dann zur Besprechung der Rhizomorphenbildung über. Er zeigt, dass Rhizomorpha subterranea nur eine secundäre Bildung von Rh. subcorticalis ist und erläutert dies durch Versuche, die in dieser Beziehung von Brefeld gemacht wurden.

Die morphologischen und anatomischen Unterschiede beider Rhizomorphen werden hierauf besprochen und durch Experimente dargelegt, dass auch Eisen in Form von Eisenoxydul in der Außenrinde vorhanden ist. Auch der Phosphorescenz gedenkt der Verf. Die Fruchtkörper keimen aus den tiefstgelegenen Hyphen der Stränge hervor und zwar ist die Entwicklung nicht immer die gleiche, indem auch hier wie bei den übrigen Agariceen Zwischenformen und vermittelnde Übergänge vorkommen. Der Bau des Fruchtkörpers bietet nichts Verschiedenes von dem anderer Arten dieser Familie. Ausführlich wird sodann die Krankheit, der Erd-

krebs, welcher dieser Pilz bei den Nadelhölzern verursacht, besprochen. Der Schluss der Abhandlung betrifft die systematische Stellung der Rhizomorphen. Der Arbeit ist eine Tafel mit 14 erläuternden Abbildungen beigegeben.

19. Schimek F., Die Jugendformen einiger Papaveraceen, Ranunculaceen und Campanulaceen. Mit 32 Holzschnitten. Progr. des k. k. deutschen Staats-Untergymn. in Smichov 1892, 8°, 26 SS.

Seit einer Reihe von Jahren beschäftigt sich der Verf. mit der Untersuchung von Jugendformen phanerogamer Pflanzen; er vergleicht Cotyledonen, Primärblätter und die normalen Blätter, ihre Übergänge und ihren Zusammenhang. Diesmal wählte er sich die Familien der Papaveraceen, Ranunculaceen und Campanulaceen aus und suchte in der Untersuchung einer Reihe von Species seiner Aufgabe gerecht zu werden. Von den Papaveraceen führt er fünf Beispiele an und bespricht besonders ausführlich die Gattung Eschscholtzia californica Cham. Er geht von den einfachen, linealen Cotyledonen aus und verfolgt die Entwicklung der Primärblätter und die weitere Ausbildung der Blätter bis zu ihrer fein zerschlitzten Form. In ähnlicher Weise werden auch die beiden anderen Pflanzenfamilien behandelt. Auf Grund dieser Untersuchungen vermag der Verf. bei den einzelnen Pflanzen schon in ihrer niedrigsten Entwicklungsstufe sowohl gemeinsame Merkmale, die ihnen durch ihre Zugehörigkeit zu demselben Genus zukommen, als auch einzelne Artunterschiede anzugeben. Der Besprechung sind auch die nöthigen instructiven Zeichnungen beigefügt. Diese Arbeit entspricht den hochortigen Verordnungen über Gymnasialprogramme und zeigt, dass auch mit geringen Hilfsmitteln etwas Selbständiges geleistet werden kann.

20. Raimann Emil, Meteorologische Notizen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Kremsier 1892, 8°, 16 SS.

In 14 Tabellen veröffentlicht der Verf. die Resultate der von ihm dreimal täglich in den Jahren 1881—1892 angestellten meteorologischen Beobachtungen. Die ersten 14 Tabellen führen für die einzelnen Beobachtungsjahre die Monatsmittel der Lufttemperatur, der Niederschlagsmenge, ferner die Temperaturextreme und die Zahl der Tage mit Niederschlägen an. In der Tabelle 12 wird dasselbe für die zehnjährige Periode von 1881—1890 angegeben. Die Tabellen 13 und 14 enthalten die mit Hilfe des Thermographen berechneten Monats- und Jahresmittel für die Jahre 1891 und 1892 und ihre Abweichungen von den Resultaten, die aus den täglich dreimal um 7 Uhr morgens, 2 Uhr nachmittags und 9 Uhr abends angestellten Beobachtungen gewonnen wurden. Der Verf. ist gesonnen, die Beobachtungen in dieser doppelten Richtung weiterzuführen und die gewonnenen Resultate dann zu veröffentlichen. Welche Mühe und Beschwerden derartige Beobachtungen mit sich bringen, kann derjenige am besten beurtheilen, der sich selbst damit beschäftigt.

21. I. Buchner A., Die Unterrealschule in Waidhofen a. d. Ybbs seit ihrem vierzigjährigen Bestande. 8°, 27 SS.

22. II. Dworžák, Dr. H., Über Gährungsorganismen. Progr. der Landes-Unterrealschule in Waidhofen a. d. Ybbs 1892, 8°, 16 SS.

Der erste Aufsatz liefert eine kurze Geschichte der Unterrealschule in Waidhofen seit ihrem vierzigjährigen Bestande. In fließender Sprache werden die äußeren und inneren Verhältnisse dieser Lehranstalt nebst der damit verbundenen gewerblichen Fortbildungsschule dargestellt. Den

Lehrern und Schülern der Anstalt, sowie allen, welche sich für dieselbe interessieren, wird dieser Aufsatz sehr willkommen sein.

Die zweite Programmarbeit beschäftigt sich mit den Gährungsorganismen. Nachdem der Verf. über das Wesen und die Ursachen von Fäulnis, Verwesung und Gährung im allgemeinen gesprochen, behandelt er die Gährungsorganismen, deren Ursprung, Verbreitung, Natur, Lebensfunctionen und Lebensbedingungen, wobei er besonders Pasteurs und Naegelis Forschungen zugrunde legt; er geht sodann auf die Sprosspilze über, ihre Vermehrung durch Sprossung und Sporenbildung und rechnet nach Rees zu den Sacharomyceten nur solche Sprosspilze, die sich durch Sporenbildung vermehren. Nach Brefeld und anderen wird überhaupt die Selbständigkeit der Sacharomyceten bezweifelt und dieselben nur für die Sporen verschiedener Pilze gehalten, welche sich in den entsprechenden Nährstoffauflösungen durch Sprossung bis ins Unendliche vermehren. Die wichtigsten Arten von Sacharomyces werden hierauf angeführt; von Sacharomyces cerevisiae werden verschiedene Rassen aufgezählt, die Wirkungen der wilden Sacharomyceten erwähnt und als Mittel, die Samenhefe von den wilden Hefeformen zu befreien, die Reinzucht der Hefe vorgeschlagen. Zum Schlusse gedenkt der Verf. der Gährungsprocesse, die durch Spaltpilze hervorgerufen werden und führt unter anderem die Vorgänge bei der Essig-, Milchsäure- und Buttersäuregährung vor; auch der Kefirgährung wird Erwähnung gethan und als Urheber derselben die von Keru entdeckte Dispora caucasica genannt. Die Arbeit wird bei allen, die sich nähere Kenntnis über die Gährungsvorgänge verschaffen wollen, wegen ihrer Klarheit und Fasslichkeit Anklang finden.

23. Franke Joh., Die Gewässer in Krain und ihre nutzbare Fauna. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Laibach 1892, 8°, 24 SS. und 1 Karte.

Der Verf. gibt zunächst eine Übersicht über die Gewässer Krains. Er theilt sie ein in die Gewässer des Gebirges, in Karstgewässer und in Wiesenbäche. Für erstere ist die Save, für die Karstgewässer die Gurk typisch. Die Gewässer der letzten Gruppe werden, da ihr Wertbestand nicht bedeutend ist, nur kurz besprochen. Hauptvertreter von Fischen in der ersten Gruppe sind Forellen, Äschen und Huchen. Hechte und Krebsen fehlen der Save. Eigenthümlich ist, dass Ober- und Niederlauf derselben in Bezug auf ihre Fauna so ziemlich streng getrennt ist. Besonders reich an Thierwelt sind die Karstgewässer; außer den genannten Fischen ist besonders noch der Hecht und die Schleihe zu finden. Karpfen finden sich seltener. Krebse erreichen besonders in der Gurk eine oft sehr bedeutende Größe. Eingeflochten werden in die Arbeit manche interessante Bemerkungen, so die Bemühungen, die angestellt werden, um die Fischzucht zu heben, die Schäden, die der Fischzucht durch industrielle Unternehmungen verursacht werden. Zum Schlusse werden alle Arten, die in Krain beobachtet wurden, in systematischer Reihenfolge angeführt. Der Abhandlung selbst ist eine recht übersichtliche, genau und gut ausgeführte Fischereikarte Krains, vom Verf. selbst entworfen, beigegeben.

24. Bruder G., Die Gegend um Saaz in ihren geologischen Verhältnissen. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Saaz 1892, 8°, 18 SS.

Der Verf., welcher sich bereits mit der Kreideformation und den Juraablagerungen Böhmens beschäftigt hat, unternimmt es, die geologischen Verhältnisse der Gegend um Saaz zu besprechen. Der Aufsatz ist in erster Linie für die Schüler der dortigen Anstalt bestimmt. In einer leicht fasslichen Weise und in lebhafter Sprache schildert ihnen der Verf.

nach einigen einleitenden Worten über die gegenwärtig noch eintretenden Veränderungen der Bodenoberfläche der Saazer Gegend (an der Hand des Lehrbuches der Mineralogie und Geologie von Hochstetter und Bisching) die einzelnen Entwicklungsphasen der Erdoberfläche unter steter Berücksichtigung des heimatlichen Bodens. Er beschränkt sich diesmal nur auf die geologische Entwicklung, während er in einer späteren Abhandlung den geologischen Aufbau zu besprechen gedenkt. Der Aufsatz wird den Schülern der Anstalt und Naturfreunden willkommen sein.

Braunau. Pius Čtvrtečka.

---

25. Maresch Peter, Die Liviuslectüre in der Quinta. Progr. des k. k. Staats-Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch 1892, 8°, 30 SS.

Die lesenswerte und von warmem Eifer für den Unterricht zeugende Abhandlung eröffnet die Reihe der vom Verf. (Progr. d. A. 1889, S. 18) in Aussicht gestellten Aufsätze. Das erste der vier Capitel betont die Nothwendigkeit einer Vorpräparation als eines wesentlichen Theiles des Unterrichtes, wozu der Lehrer sich schon während der Ferien das erforderliche sprachliche Material zu sammeln hat. Weil die Lectüre nicht nur sprachlich und sachlich die Denkthätigkeit der Schüler fördern, sondern auch die Phantasie veredeln und in ethischer Hinsicht auf die Bildung eines sittlichen Charakters hinarbeiten muss, soll hierauf schon die Vorpräparation Rücksicht nehmen. Eine gute Probe hiefür gibt der Verf. an Liv. I. 41. 1—6: 1. logischer Zusammenhang; 2. a) Personen (Beitrag zur Charakteristik), b) sittliche Grundgedanken; 3. a) Bilder (aus der Situation), b) Sprache (ästhetische Form); 4. a) Vocabel, b) Grammatik; 5. Alterthümer; 6. Fragen im Sinne des h. Erl. v. 31. Sept. 1891. Diese Punkte zeigen im einzelnen, dass der Verf. (nach Herbart) immer das ethische Ziel vor Augen hat, vor allem das Interesse der Schüler zu erregen und an Bekanntes anzuknüpfen (Apperception) sucht. Im besonderen wäre unter den Tropen anzuführen gewesen: divino circumfuso igni 3, ferrum descendisse 5; ferner grammaticalisch: quid rei esset 1, sede regia sedens 6; sonderbar ist es, dass nach Zeilen (der Ausgabe von Grysar-Bitschofsky) citiert wird, wenig praktisch die Aufforderung an die Schüler, »C. 41 bis regem esse simulat« (ohne nähere Angabe) zu präparieren; bei salubria war auf 31, 5 hinzuweisen. Das zweite Capitel (über die Lectürstunde selbst) handelt nur über »die Sprache« ausführlicher (Beachtung der Liv. Eigenthümlichkeiten; Abfragen der Vocabeln der vorhergehenden Lection; Übersetzungen ins Latein mit Rücksicht auf den Text und die Grammatik). Nach kurzen Bemerkungen über die Übersetzung, die Aneignung des Gedankeninhalts und die Auffassung der Kunstform gibt der Verf. im dritten Capitel sehr schätzenswerte Beiträge zur Behandlung der sittlichen und religiös-sittlichen Grundgedanken im I. Buche, wozu Haupts Commentar des XXI. Buches eine gute Ergänzung bietet. Die Lectüre dieses, sowie des letzten Capitels (»einige Scenen«) werden hiemit aufs wärmste empfohlen, da dieselben eine Reihe fruchtbringender Gedanken enthalten.

Aufgefallen ist Ref. S. 19 »überzogen . . mit Krieg«, S. 6 u. s. Caesar (s. Stejskal, Regeln u. Wörterverzeichnis §. 199). Wegen Raummangels musste ein fünftes Capitel (Über die Hauptgedanken) leider wegbleiben. Die vom Verf. S. 10 f. zu erwartende Veröffentlichung einer Sammlung der Eigenthümlichkeiten der Liv. Sprache (im I. B.) wird gewiss vielseitiges Interesse finden. — Schließlich wirft der Verf. die Frage auf, ob nicht in Anbetracht dessen, dass der Maturant bereits durch die schriftliche Prüfung seine Fähigkeit im Übersetzen zeigte, bei der mündlichen

Prüfung wesentlich darauf zu sehen sei, wie jener den Gedankeninhalt beherrsche. Ref. scheint es zu weit gegangen, von dem ohnehin befangenen Maturanten in einem ihm fremden Stoffe (in einer fremden Sprache) rasche Orientierung und Beherrschung des Inhaltes zu verlangen; zwischen der schriftlichen und mündlichen Übersetzung besteht aber vornehmlich der Unterschied, dass hier die leitende Hand des Prüfenden eingreift, dort aber nicht.

26. Hergel, Dr. Gustav, Classikerlectüre und Realien. Zur Liviuslectüre. Progr. des Comm.-Obergymn. in Brüx 1892, 8°, 16 SS.

Der durch eine Reihe wertvoller Aufsätze (vgl. z. B. die Beigaben in Zingerles Schulausgabe des Livius 1892) bekannte Verf. erklärt sich in der Einleitung als entschiedener Gegner der in neuester Zeit vielfach zutage tretenden sogenannten „Realienbücher", deren Benützung, abgesehen von dem Aufwande an Zeit und Geld, vornehmlich die Gefahr in sich berge, dass die Lectüre durch eine überwuchernde Beschäftigung mit den Realien leide, so dass der Schüler, wie früher seine Grammatik, nunmehr seine gedruckten Präparationen und sein Realienbuch als Hauptsache, den Autor aber nur als Turngeräth betrachte (S. 6 f.). So ohneweiters möchte Ref. die Realienbücher nicht abweisen; da wir in einer Zeit der Reaction gegen das allzugroße Hervorkehren der grammatischen Seite während der Lectüre leben, besteht allerdings die Gefahr, leicht ins Extrem zu verfallen, doch ist diese Gefahr umsoweniger zu befürchten, als die leitende Hand des Lehrers den Schüler auf den richtigen Weg führen wird. — Da nun ein den meisten unserer Schulausgaben (insbesondere den bei Tempsky und Freytag erschienenen) beigegebener Anhang mit gutem Erfolge verwendet wurde, will der Verf. im Anschlusse an jeden (?) Autor ein bestimmtes Gebiet der Antiquitäten mit stetem Hinweise auf Stellen der Lectüre behandeln, so dass z. B. bei Cäsar nicht nur das Militärwesen seiner Zeit, sondern das gesammte römische Kriegswesen, bei Livius die Staatsalterthümer, bei Cicero die Staatsverwaltung, bei Ovid das Religionswesen, bei Horaz die Privatalterthümer darzustellen wären, ein Gedanke, der für den Augenblick bestechend wirkt. Allein abgesehen davon, dass wir auf diese Weise wieder ein, nur successive erschienenes Realienbuch vor uns haben, dünkt Ref. einmal das die genannten Autoren betreffende Pensum zu weitgehend und zu hoch gegriffen; auch lässt sich gegen die Vertheilung der Disciplinen manches einwenden, z. B. warum ist gerade Ovid (wo der Schüler erst mit der poetischen Ausdrucksweise vertraut gemacht werden muss) für das Religionswesen geeigneter als Vergil? was geschieht mit Sallust und Tacitus? Ferner liegt hiebei die Gefahr noch näher, dass der Autor in den Hintergrund tritt und das Hauptaugenmerk des Schülers auf die betreffende Disciplin, z. B. bei Cäsar auf das Militärwesen, gerichtet ist, so dass wir also wiederum in derselben Gefahr stehen wie bei der Anwendung der Realienbücher. Was speciell Livius betrifft, so ist weder der Umfang noch der Inhalt der Lectüre (s. Instr. S. X u. 36) geeignet, die römischen Staatsalterthümer in dem Umfange und der Ausführlichkeit, wie der Verf. im folgenden dieselben darstellt, zu behandeln. Der Philologe hat für seinen Theil genug gethan, wenn er die in der Lectüre sich darbietenden antiquarischen Punkte erhellt und entsprechend gruppiert; dies wird aber nicht nur bei Livius, sondern auch bei anderen Autoren (Cic., Sall., Tac.) der Fall sein, wo sich Gelegenheit dazu genug ergibt; seine Thätigkeit ist vornehmlich also eine inductive. Die systematische Darstellung fällt, soweit eine solche für einen Gymnasiasten nöthig ist, dem Lehrer in der Geschichte zu.

Sehen wir von diesem Gesichtspunkte ab, so ist die S. 7—26 gegebene prägnante Darstellung der römischen Staatsalterthümer, welche auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung steht, eine sehr lobenswerte

Arbeit, in der sehr viel Fleiß und Gelehrsamkeit enthalten ist. Dieselbe wird jedem Lehrer willkommen sein und dürfte gewinnen, wenn sie hie und da etwas eingehender wäre; so könnten z. B. bei der Entstehung der einzelnen Magistraturen die betreffenden Leges und die Namen der betheiligten Persönlichkeiten genannt sein, S. 8 die Altersgrenzen zur Erlangung der einzelnen Ämter, S. 25 die Tributcomitien eingehender behandelt werden; auch sind die Citate aus Livius spärlich.

St. Pölten. Dr. Adolf Schmidt.

---

27. Gschwind E., Die Übersetzungen aus dem Deutschen in die beiden altclassischen Sprachen. Progr. des Staatsgymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt 1892, 8°, 68 SS.

Zunächst (S. 3—17) wird nachgewiesen, dass beim Unterrichte in den altclassischen Sprachen das Hinübersetzen nothwendig ist. Im zweiten Abschnitte (S. 17—58), „Die Übungsbücher im altclassischen Unterrichte", wird besonders die Frage, ob „Einzelsätze" oder „zusammenhängende Stoffe", eingehender Untersuchung unterzogen und zugleich erörtert, wie der grammatische Stoff den Schülern zueigen zu machen sei (hiebei S. 29—38 „Stichproben" aus einem Collectaneenhefte zu verschiedenen Partien der griechischen Grammatik). Den dritten Theil (S. 58—68) bilden recht beherzigenswerte Worte über „Philologendeutsch". — Die ärgsten der hier angeführten Versündigungen an der deutschen Sprache betreffen die österreichischen Übungsbücher nicht; um jedoch die vom Verf. vorgezeichnete ideale Höhe zu erreichen, müsste auch bei uns noch manches geschehen. Im zweiten Theile werden Einzelsätze verworfen und zusammenhängende Stoffe gefordert. Der Ref. stimmt hierin im Principe ganz mit dem Verf. überein, macht jedoch auf eine vom Verf. nicht genügend berücksichtigte Klippe aufmerksam, welche durch zusammenhängende Stoffe entstehen kann, nämlich auf die Klippe der zu großen Schwierigkeit eines solchen Übungsstoffes. Wer da weiß, an wie „leichte" zusammenhängende Stücke die Volksschule — an welche doch das Gymnasium nach Vorschrift und Pädagogik anknüpfen soll — ihre grammatischen Übungen in der Muttersprache anschließt, und andererseits weiß, wie schwierig in dem bei uns gemachten ersten Versuche eines lateinischen Lese- und Übungsbuches mit theilweise zusammenhängenden Stoffen vielfach die Stücke sind, an welche die erste Gymnasialclasse die grammatischen Übungen in einer fremden Sprache anschließen soll, der wird diesen Versuch als nicht vollkommen gelungen bezeichnen und es begreiflich finden, dass ein gewissenhafter Lehrer, zumal wenn er eine übervolle Classe zu unterrichten hat, unter zwei Übeln das kleinere wählt; ein kleineres Übel aber ist in diesem Falle ein Buch mit Einzelsätzen. — Auch der erste Theil der Abhandlung ist nach der Ansicht des Ref. sehr gelungen. — Bringt auch der Verf. m. E. nichts wesentlich Neues, so ist doch die klar geschriebene, gründliche, auf reicher Literaturkenntnis fußende und überall auch die bei uns geltenden Vorschriften berücksichtigende Abhandlung eine verdienstliche zu nennen, zumal da einerseits der Wert und die Nothwendigkeit des Hinübersetzens jetzt mehr als je bestritten wird, andererseits das Princip der zusammenhängenden Stoffe und die an dieselben zu stellenden Anforderungen noch nicht voll erkannt zu werden scheinen.

Von Druckfehlern ist die umfangreiche Abhandlung fast ganz frei. Ist das sechsmalige ἵν' (S. 34 f.) auch Druckfehler? Ist „Bunterlei" (S. 41) nicht eine Neubildung?

28. Stichlberger Robert, Zur Behandlung der lateinischen Stilistik in den untersten Classen des Gymnasiums. I. Wortstellung. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Nikolsburg 1892, 8°, 24 SS.

Auf Grund eingehender Orientierung in der Literatur und gediegener, aus der Praxis hervorgegangener pädagogisch-didaktischer Kenntnisse sind nach einer allgemeinen Einleitung in klarer Weise behandelt: die grammatische Wortstellung (Subject an der Spitze, Prädicat am Ende des Satzes), die Stellung des attributiven Adjectivs und des possessiven Pronomens, Wesen und Stellung der Apposition. Angeschlossen sind die Punkte über gutes, sinngemäßes Lesen und über Nichtsetzung des Possessivpronomens, von denen der erstere, dem Anscheine nach nicht zum Thema gehörend, doch mit demselben in engem Zusammenhange steht, der letztere aber dem weiteren Titel des Aufsatzes zufällt. Besonders zu rühmen ist die von liebevollem und tiefem Eindringen zeugende, nach der Ansicht des Ref. durchwegs richtige Abschätzung der Denkarbeit und Leistungsfähigkeit unserer jungen Gymnasiasten, von welchem Gesichtspunkte aus mancher kritische Blick auf unsere Lehrbücher geworfen wird.

29. Šantel Anton, Allgemeines und Specielles zur Methodik des Gymnasialunterrichtes. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Görz 1892, 8°, 46 SS.

Im allgemeinen Theile (S. 3—18) wird ausgeführt, dass das Interesse des Schülers am Unterrichte von ungemein großer Bedeutung für den Erfolg desselben ist, und im Anschlusse daran werden Mittel angegeben, dieses Interesse zu wecken. Im speciellen Theile wird im Sinne der dargelegten Grundsätze auf einzelne Unterrichtsgegenstände eingegangen und zwar auf Mathematik (S. 18—30), Physik (S. 30—36) und philosophische Propädeutik. Hinsichtlich letzterer wird, worauf hiemit Fachmänner besonders aufmerksam gemacht werden, eine Definition der Logik „namentlich der Definition Löwes gegenüber“ verfochten und Umkehrung der Aufeinanderfolge mit der Psychologie verlangt, welch letztere Forderung auch schon vom Ref. vor längerer Zeit aufgestellt worden ist.

Die Wichtigkeit des Interesses für die Pädagogik ist schon längst erkannt. Hierin bietet also der Verf. nichts Neues — womit es jedoch nicht als überflüssige Arbeit bezeichnet sein soll, abermals darauf hinzuweisen —. Neu hingegen ist meines Wissens der specielle Theil, die Exemplification der allgemeinen Grundsätze an den genannten Unterrichtsgegenständen. Neu sind meines Wissens auch die zwei allgemeinen Grundsätze, nämlich erstens, „dass dem Beginne des eigentlichen Unterrichtes bei neu Eintretenden eine ihrem Verständnisse angemessene, eingehende Belehrung über die Bedeutung ihres neuen Berufes als Gymnasialschüler vorherzugehen habe; dass ferner jeder einzelne Gegenstand mit einer Belehrung darüber einzuleiten sei, warum derselbe gelehrt werde“; zweitens „dass man es bei der vorhin genannten Einleitung nicht bewenden lassen dürfe, dass vielmehr auch die einzelnen neu vermittelten Erkenntnisse durch den Lehrer eine auf Erregung des Interesses abzielende Beleuchtung erfahren sollen“. Diese Gedanken enthalten einen richtigen Kern, aber in der vom Verf. vorgeschlagenen Ausführlichkeit wären sie m. E. unpädagogisch. Der Verf. sagt wohlweislich „eine ihrem Verständnisse angemessene Belehrung“; aber hat denn die Jugend hiefür überhaupt ein richtiges Verständnis? Kann und, selbst wenn es möglich wäre, muss man dem Unmündigen die Nothwendigkeit der Vormundschaft darlegen? — Die Abhandlung ist klar und mit großer stilistischer Gewandtheit geschrieben, hätte aber — auch abgesehen von offenkundigen Druckfehlern — einigermaßen der Feile bedurft, so in Orthographie

(z. B. S. 21 »existiren« neben »potenziert«, ebendas. »Punkt« und »Punct«, S. 44 »Classe« und »Klasse«), in Interpunction (besonders Beistriche vor »und«) und in Satzbildung (z. B. S. 19 ein Relativsatz des »Zeitungsdeutsch«: »die (= welche) man nach dem Verlassen der Schule vollständig vergesse und sie auch im Leben zu nichts brauche«).

30. Geidel Robert, Wie erhalten wir unsere Jugend gesund? Progr. des öffentl. Untergymn. in Wien (Josefstadt, Buchfeldgasse 4) 1892, 8°, 6 SS.

Als Mittel, den Leib gesund und den Geist frisch zu erhalten, werden kurz besprochen: Turnen, Turn- und Jugendspiel, Ausflüge, Schwimmen und während der ungünstigeren Jahreszeiten tägliche kalte Waschungen des ganzen Leibes, Schlafen bei offenem Fenster, Eislauf, Radern, Art der Nahrung und Kleidung. — Die leicht fassliche und klare Zusammenstellung ist offenbar für Schüler und Elternhaus berechnet und kann diesen nur bestens empfohlen werden.

31. Salzer, Director Dr. Cl., Bericht über die Feier des 300jährigen Jubiläums der Anstalt. Progr. des Comm.-Obergymn. in Komotau 1892, 8°, 43 SS.

Ein erhebendes und nach dem Maßstabe der örtlichen Verhältnisse geradezu großartiges Schulfest war es, dessen Feier uns hier erzählt wird. Die Hauptpunkte des Festprogrammes waren: Aufführung des Oratoriums »Paulus« von Mendelssohn-Bartholdy, Illumination der Stadt und Fackelzug, Pontificalamt, interne Schulfeier mit Reden, Festmahl (mit Toasten). Die erste Rede hat die Entwicklung der Naturwissenschaften in den letzten drei Jahrhunderten zum Gegenstande, die zweite die Entwicklung der Sprachwissenschaften im XVI.—XIX. Jahrhundert; in der dritten skizziert der Director die äußere Geschichte der Anstalt, deren innere Organisation und Entwicklung.

Wien. J. Rappold.

Einladung zum V. Deutsch-österreichischen Mittelschultag.

Die unterzeichnete Geschäftsleitung beehrt sich hiemit, zur Theilnahme am V. Deutsch-österreichischen Mittelschultag, welcher in der Osterwoche 1894, und zwar am Mittwoch, Donnerstag und Freitag (21.–23. März) in Wien stattfindet, ergebenst einzuladen. Die Vollversammlungen werden in dem Festsaale des k. k. akademischen Gymnasiums, die Sectionssitzungen in einzelnen Lehrzimmern derselben Anstalt und im grünen Saale der kais. Akademie der Wissenschaften (I., Universitätsplatz 1) abgehalten. Die Herren Vortragenden werden dringend ersucht, ihre Referate so kurz zu fassen, dass der Vortrag nicht mehr Zeit als höchstens eine halbe Stunde in Anspruch nimmt. Unter den angemeldeten Themen wurde vorläufig folgende Auswahl getroffen: 1. Zur Theorie der geometrischen Constructionen. (Vortrag des Prof. A. Adler, Pilsen.) 2. Einiges über Concentration beim naturgeschichtlichen Unterrichte. (Referat des Prof. J. Commenda, Linz.) 3. Inwiefern lässt sich beim Massenunterrichte individualisieren? (Vortrag des Dir. Joh. Fetter, Wien.) 4. Uber die Gehalts- und Rangsfragen der Mittelschullehrer. (Referat, erstattet auf Grund der in den letzten Jahren überreichten Petitionen von Prof. M. Glöser, Wien.) 5. Die Beziehungen der italienischen Vorschriften für den Unterricht (Regolamento e programmi per i ginnasi e i licei) zu den österreichischen Instructionen und Weisungen.

(Vortrag des Prof. Dr. O. Gratzy, Laibach.) 6. Über ein Modell einer Maschine für Gleich-, Wechsel- und Drehstrom. Mit Demonstrationen. (Vortrag des Prof. Dr. H. Hammerl, Innsbruck.) 7. Die Schulhygiene. (Vortrag des Dir. Dr. G. Hergel, Außig.) 8. Wie soll der Gymnasialunterricht in der Psychologie zu den Ergebnissen der Gehirn- und Nervenphysiologie Stellung nehmen? (Zugleich Bericht über Theodor Meynerts „Sammlung von populär-wissenschaftlichen Vorträgen über den Bau und die Leistungen des Gehirns". Braumüller 1892.) Mit Demonstrationen. (Referat des Prof. Dr. A. Höfler, Wien.) 9. Über die Vertheilung des physikalischen Lehrstoffes in der III. und IV. Classe der Realschule. (Referat des Prof. Dr. Heinrich v. Höpflingen.) 10. Über räumliche Darstellung von Landkarten. Illustriert durch neue Modelle und Reliefs. (Vortrag des Prof. M. Klar, Sternberg.) 11. Zum griechischen Unterrichte an unseren Gymnasien. (Referat des Prof. Friedrich Loebl, Teschen.) 12. Die Kegelschnittslinien im planimetrischen Unterrichte. (Referat des Prof. Dr. Eduard Maiß, Wien.) 13. Der Einfluss des Studiums der Mathematik auf die ethische Bildung der Jugend. (Referat des Prof. Dr. Franz Nábělek, Kremsier.) 14. Der Schulgarten und der botanische Unterricht an den Gymnasien. (Referat des Prof. Dr. Franz Noë, Wien.) 15. Über die ethische Ausbildung durch den Unterricht in den Sprachgegenständen. (Referat des Dr. Josef Perkmann, Innsbruck.) 16. Stereoskop und Skioptikon im Dienste des altclassischen Unterrichtes. Mit Demonstrationen. (Vortrag des Prof. Dr. A. Primožić, Wien.) 17. Über neue Constructionen von Ellipsographen. Mit Demonstrationen. (Vortrag des Prof. Franz Schromm, Wien.) 18. Über die Fächergruppierung am Gymnasium. (Referat des Prof. Norbert Schwaiger, Czernowitz.) 19. Die psychopathischen Minderwertigkeiten und ihre Behandlung in der Mittelschule. (Referat des Prof. Dr. Ludwig Singer, Wien.) 20. Über kartographische Methode beim historischen Unterrichte und Studium. (Vortrag des Prof. Dr. Friedrich Umlauft, Wien.) 21. Sind Übersetzungen zur Erweiterung der Kenntnis der classischen Literatur heranzuziehen? (Referat des Prof. Dr. Karl Wotke, Oberhollabrunn.) 22. Bemerkungen zum Unterrichte in der Physik an unseren Realschulen. (Referat des Prof. Dr. Karl Zahradníček, Teschen.)

Die Besichtigung der Albertina (Erzherzog Albrecht'schen Kunstsammlung), des k. k. Burgtheaters und der Wiener Telephoncentrale ist in Aussicht genommen. Der Besuch der III. Internationalen Kunstausstellung (I., Lothringerstraße 9) ist vom 20.—23. März gegen Vorweisung der Theilnehmerkarte unentgeltlich gestattet. Der Empfang und die Begrüßung der auswärtigen Theilnehmer findet Dienstag, den 20. März, 8 Uhr abends im Saale der k. k. Gartenbaugesellschaft (I., Weihburggasse, „Restauration Pfalz") statt. Der Theilnehmerbeitrag ist mit 2 Kronen festgesetzt. — Anmeldungen zur Theilnahme, sowie etwaige Wünsche wegen Besorgung einer Wohnung u. dgl. werden an die Unterzeichneten erbeten.

Wien, im Februar 1894.

Für die vorbereitende Commission des V. Deutsch-österr. Mittelschultages:

Prof. Dr. Eduard Maiß, II., Taborstraße 79.

Prof. Feodor Hoppe, III., Ungargasse 1.

Berichtigung.

S. 99, Z. 20 v. o. lies Cdz st. (dz; S. 101, Z. 18 v. u. *κρίνεσθαι* st. *κρίνεθαι*; S. 101, Z. 14 v. u. *μάχεσθαι* st. *μάχεθαι*; S. 103, Z. 7 v. o. *Ἄθως* st. *Ἀθως*.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Thore des Schlafes in der Unterwelt Vergils.

Die Idee der geminae Somni portae, des Doppelthores der wirklichen Schatten und der täuschenden Träume (Aen. VI, 893 bis 896) verdankt ihre Entstehung ohne Zweifel einer Nachahmung der Traumthore in Homers Od. XIX, 562—567. Berechtigt aber dieser Umstand allein auch schon zu der Annahme, dass wir es hier gleichfalls mit „Traumthoren" im Homer'schen Sinne zu thun haben? Diese Ansicht steht eben nicht vereinzelt da; sie findet ihren bündigen Ausdruck zunächst in der Ableitung der Form Somni von Somnium (vgl. Heyne V. L. zu v. 894 und Forbiger zu v. 893). Natürlich bereitet bei dieser Auffassung die Erklärung der verae umbrae (v. 894) einige Schwierigkeiten. Daher geht A. Nauck in der oben bezeichneten Richtung noch einen bedeutenden Schritt weiter. In seinen in den Mélanges Gréco-Romains, tome III, p. 9 bis 102 erschienenen „kritischen Bemerkungen" kommt er, von dem Standpunkte ausgehend, dass diese unter dem Namen des Vergilius überlieferten Somni portae mit den Homerischen Traumthoren vollständig und bis ins kleinste Detail übereinstimmen sollten, auf Seite 97 zu dem Schlusse, dass uns hier eine in der Form misslungene Nachahmung eines ungeschickten Interpolators vorliege; denn es würden da die Thore „der Träume" verkehrt Thore „des Schlafes" genannt; albern werde geredet von „wahren Schatten", wo „wahrhafte Träume" bezeichnet sein sollten; unpassend sei auch facilis exitus, da die wahrhaften Träume nicht mit größerer Leichtigkeit als die trügerischen aus der Unterwelt kämen; ganz verunglückt sei endlich der letzte Vers, wo die Manen falsche Träume zum Himmel schicken sollten. Nauck betrachtet somit alle die obigen Abweichungen von Homer als ebenso viele Beweise gegen die Echtheit der vorliegenden Verse. Dieses Urtheil eines namhaften Gelehrten muss überraschen, wenn man sich die Vergil'sche Dichtung, der diese Thore angehören, insbesondere seine in vielfacher

Beziehung originelle und eigenartige Darstellung der Unterwelt vor Augen hält. Ein Vergleich mit den Bevölkerungsverhältnissen und Einrichtungen dieser Unterwelt zeigt, dass der Dichter in dem vorliegenden Falle an seinem Vorbilde nicht unbedingt festhalten durfte, ohne in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen. Dies zeigt gerade das Verhältnis der Träume zu den wirklichen Schatten am deutlichsten.

Vergil liefert uns in seiner Unterwelt ein bestimmtes und ziemlich scharf ausgeprägtes Gemälde. Die Bevölkerung dieses Reiches, auf welche der Dichter bei Aufstellung jener Ausgangsthore Bedacht nehmen musste, gliedert sich in ganz bestimmte Kategorien, innerhalb welcher einzelne Gruppen deutlich hervortreten. Eine dieser Gruppen, die personificierten Leiden und Plagen der Menschheit, welche im Gefolge des Todes als dessen Werkzeuge nach außen aufzutreten pflegen, lagert vor dem Eingange der Unterwelt (v. 273—284). In dieser düsteren Gesellschaft (terribiles visu formae v. 277) gewahren wir die Truggestalten der Träume (Somnia vana v. 283 f.), eine ihrer Genossen durchaus würdige Schar. E. Eichler bezeichnet in dieser Zeitschrift (30. Jahrg. 1879, S. 738 f.) die Figuren des Vorhofes als Embleme des Orcus, indem er sie mit dem Schilde des Handwerkers vergleicht. Der Vergleich ist jedenfalls ganz passend gewählt. Sollte damit jedoch gesagt sein, dass sie lediglich zu diesem Zwecke vor den Eingang der Unterwelt postiert und zu einer passiven Rolle verurtheilt sind, so möchte ich ihm darin nicht beistimmen, vielmehr scheint angenommen werden zu müssen, dass ein Theil dieser Gestalten, nämlich die v. 273—284 erwähnte Gruppe von Fall zu Fall auf die Oberwelt entsendet wird, um als ausübendes Organ des Todes ihres Amtes zu walten, wie dies von den Träumen (a. a. O. S. 725) ausdrücklich constatiert wird. So erscheint denn auch die Verlegung eines Theiles der Eumeniden in den Vorhof (v. 280) in dem richtigen Lichte. Während nämlich die einen im Tartarus an den Büßenden Henkersdienste verrichten, sind die anderen unholden Schwestern, die ihren Platz im Vorhofe erhalten haben, berufen, dasselbe Amt auf der Oberwelt unter den Lebenden auszuüben. Deshalb also finden wir diese Gruppe im Vorhofe der Unterwelt, weil sie in beständigem Contacte mit der Oberwelt steht, und dieser rege Verkehr brachte es wohl auch mit sich, dass ihr das Elfenbeinthor angewiesen wurde, welchem die Träume als Repräsentanten der Gruppe ihren Namen gegeben haben.

Alle die Insassen des Vorhofes, die Träume und ihre Gruppe ebensogut, wie die Symbole des Schrecklichen, die im Eingange selbst lagernden Ungethüme (v. 285—289), welche mit den ersteren eine Kategorie bilden, sind bloße Schattengebilde (tenues sine corpore vitae v. 292; cava sub imagine formae v. 293; vgl. noch forma tricorporis umbrae v. 289), und doch von den Schatten jenseits des Thorweges wesentlich verschieden. Dort, in dem eigentlichen Todtenreiche, finden nur die Seelen der Verstorbenen, die ihre

irdische Laufbahn abgeschlossen haben (defuncta corpora vita v. 306), Aufnahme. Das ist die zweite große Kategorie der Schatten. Während die ersteren sozusagen zum Inventar des Orcus gehören und als Symbole der Todesqualen und der Schrecken des Todes oder als göttliche Wesen, wie die Eumeniden, eine bloß angenommene Schattenexistenz führen, also uneigentliche Schatten sind, ist das Merkmal der letzteren der wirkliche Tod. Da drängt sich uns zunächst unwillkürlich der Gegensatz zwischen dem Charakter dieser beiden Schattenkategorien auf. Wenn der reichhaltige Apparat des Vorhofes ausschließlich dazu bestimmt ist, die verderbliche Macht des Orcus nach außen in jeder Hinsicht zu repräsentieren und die Menschen fühlen zu lassen, so ist anzunehmen, dass den wirklichen Schatten, welche mit dieser Bestimmung nichts gemein haben, dieser schädigende Charakter gänzlich mangelt und dass man ihnen in dieser Hinsicht nicht etwa eine Rolle vindicieren darf, die ihnen absolut nicht zukommt; da ferner der Orcus als souveräne Macht über die Todten die strafende Gerechtigkeit übt und nach innen in dem Personale des Tartarus, nach außen aber in den Eumeniden des Vorhofes ständige Straf- und Racheorgane besitzt, so folgt daraus naturgemäß, dass derselbe die Rache der Todten und, was sie sonst der Oberwelt Böses nachzutragen haben, selbst in die Hand nimmt und durch seine Werkzeuge besorgt, welche er zu diesem Zwecke entsendet, während es den einzelnen Schatten vorbehalten ist, gleichsam auf eigene Faust Unheil zu stiften.

Wenn demnach bei Vergil wirkliche Schatten einzeln auf der Oberwelt auftreten, so können sie mit ihrem Erscheinen nur eine wohlwollende Absicht, nur einen nützlichen Zweck verbinden; die Verfolgung eines verderblichen Zweckes ist jedesmal Sache der gesammten unterirdischen Macht (manes) und nur mit den Unholden des Vorhofes in Verbindung zu bringen. Gelingt es, diese in der Natur der Sache begründeten allgemeinen Ausführungen durch einzelne Fälle zu erhärten, so haben wir damit einen wichtigen Anhaltspunkt für die Beurtheilung der Schattenerscheinungen in der Aeneis, aber auch für die Kritik und Exegese gewonnen. Vor allem jedoch wollen wir die Frage über das Verhältnis der Träume zu den wirklichen Schatten zum Abschlusse bringen.

Durch die oben erwähnte Disposition hat der Dichter die Träume ihrem Wesen nach hinlänglich charakterisiert und seinen Standpunkt in der Auffassung derselben gekennzeichnet. Dadurch, dass er sie unter die Quälgeister des Vorhofes einreiht, hat er sie als ein feindseliges, die Menschen bethörendes Element hingestellt, und da er überhaupt nur eine Gattung von Träumen kennt, so verbindet er mit diesem Begriffe naturgemäß immer die Vorstellung der Täuschung und der bösen Absicht. Dido wird IV, 9 von „Träumen“ gequält (suspensam insomnia terrent), und X, 642 werden die Träume überhaupt als Sinnestäuschungen bezeichnet (sopitos deludunt somnia sensus). Wenn daher Vergil denselben

VI, 284 das Attribut vana beilegt, so will er nicht etwa eine Gattung von Träumen hervorheben, sondern er bezeichnet damit das allgemeine, charakteristische Merkmal sämmtlicher Träume. Nützliche und „wahrhafte" Träume (vgl. Nauck) kennt Vergil überhaupt nicht und hat auf solche auch in den Einrichtungen seiner Unterwelt keine Rücksicht genommen; an deren Stelle treten passend die Schatten der zweiten Kategorie, die wirklichen Schatten (verae umbrae), die als solche bei Vergil auch durchwegs die Geltung und Bedeutung eines Orakels haben, worüber später. Beide werden einander gegenübergestellt außer der vorliegenden Stelle noch X, 641 f.: morte obita qualis fama est volitare figuras aut quae sopitos deludunt somnia sensus. Daraus folgt, dass die wirklichen Schatten mit den Träumen in keine Beziehung gebracht, geschweige denn verwechselt oder identificiert werden dürfen. Beide gehören verschiedenen Schattenkategorien an: jene den guten (neutralen), diese den bösartigen Schatten.

Aus dieser Darlegung ist ersichtlich, wie sehr Nauck unrecht hat, wenn er meint, die verae umbrae könnten durch vera somnia ersetzt werden, einen Begriff, der in dieser Unterwelt unmöglich und Vergil vollständig fremd ist. Die überraschende Übereinstimmung und der innige Zusammenhang mit der Composition des VI. Buches und mit der Darstellung in der Aeneis ist vielmehr ein vollgiltiger Beweis für die Echtheit der von Nauck angefochtenen Verse.

Wie nun Nauck die Traumerscheinungen mit den wirklichen Schatten zusammenwirft, so werden auch sonst unechte Schatten bewusst und unbewusst mit den wirklichen verwechselt und ihre Rollen vertauscht. Ladewig erklärt zwar richtig die verae umbrae (VI, 894) als Seelen der Verstorbenen, verwechselt aber, wie alle übrigen Erklärer, das bloße Trugbild, den Quälgeist in IV, 386, mit Didos wirklichem Schatten. Dido droht, ihr Schatten werde den Treulosen überall verfolgen; dieser werde büßen, und die Nachricht hievon werde zu ihr in das Schattenreich dringen. Da kann offenbar nicht der wirkliche Schatten, die Seele der Verstorbenen gemeint sein, wie die Worte audiam, et haec manis veniet mihi fama sub imos (v. 387) unzweifelhaft darthun. Würde ihr wirklicher Schatten den Äneas verfolgen, so müsste derselbe, wie schon Peerlkamp richtig bemerkt hat, die Bestrafung unmittelbar sehen, ohne auf die Nachricht in der Unterwelt warten zu müssen. Man hat durch Emendationen diesen Widerspruch zu beseitigen versucht, aber keines der angewendeten Gewaltmittel als: Umstellung der vv. 385 u. 386 (Peerlkamp, wogegen Forbiger zu v. 387 zu vergleichen), Athetese des v. 387 (Ribbeck, Textausgabe der Aen.; vgl. dagegen Ladewig Anh. S. 247) oder beides zugleich (Ribb. Proleg. S. 59 f.) hat zu einem halbwegs befriedigenden Resultate geführt, es wurden damit immer nur neue Schwierigkeiten geschaffen. Der beste Beweis, dass man auf diesem Wege nicht zum Ziele kommt. Da bietet sich uns Gelegenheit, unsere obigen Ausführungen voll-

inhaltlich bestätigt zu finden. Die umbra in v. 386 ist, wie aus dem Zusammenhange erhellt — es handelt sich um die Rache Didos —, ein unechter Schatten, der die Maske der Verstorbenen annimmt, eine der Furien des Vorhofes. Einen erwünschten Beleg dafür liefert die von Ladewig angezogene Stelle Hor. Epod. 5, 91 ff.:

quin ubi perire iussus exspiravero
nocturnus occuram *furor*
petamque voltus *umbra curvis unguibus*,
quae vis deorum est manium.

Hier finden wir das Bild der Furie, welche das Rachewerk vollbringt, ganz deutlich ausgeprägt. Die Furie aber, diese Personification der Gewissensbisse, ist nicht zu verwechseln mit einem wirklichen Schatten, am allerwenigsten bei Vergil, der die Eumeniden ihrem Wesen und Charakter nach streng von den wirklichen Schatten geschieden und ihnen durch die Verlegung in den Vorhof der Unterwelt jenen Wirkungskreis zugedacht hat, der hier fälschlich der Seele einer Verstorbenen selbst zugemuthet wird. So erst erscheint der oben angedeutete Widerspruch zwischen dem Vers 387 und den vorangehenden Versen zur vollen Zufriedenheit in einer der Anschauung des Vergilius vollkommen entsprechenden Weise gelöst; nun wird die Thatsache völlig klar, dass Dido, während ihre Furie den Ungetreuen verfolgt, selbst bei den Manen der Nachricht von seiner Bestrafung harrt. Nebenbei sei noch bemerkt, dass durch den Horaz'schen Vers quae vis deorum est manium die von uns oben aufgestellte Behauptung bestätigt wird, dass die Verfolgung eines Verblichenen nicht Sache jedes einzelnen Schattens ist, sondern der gesammten unterirdischen Macht.

Hiedurch fällt auch einiges Licht auf die Worte sequar atris ignibus absens (v. 384), welche trotz aller möglichen Versuche noch immer nicht aufgeklärt sind. Kvičala bezeichnet unter allen Erklärungen von atris ignibus den Hinweis auf die Furie als die einzig mögliche Deutung (Neue Beiträge zur Erkl. d. Aen. S. 111). Allein da von Dido angenommen wird, dass die Schattengestalt der Furie nach ihrem Tode, wie wir oben gezeigt haben, thatsächlich in Wirksamkeit tritt, und da dieselbe mit umbra ausdrücklich erwähnt wird, so kann unter atris ignibus, zumal wenn man diese Worte mit Ladewig auf die Lebende bezieht, nicht gleichfalls die Furie verstanden werden. Da müsste (vorausgesetzt, dass überhaupt sequar gleich persequar ist), insbesondere wegen des Gegensatzes (lebend — todt) an eine andere passende und mögliche Art der Verfolgung gedacht werden. Eine solche ist aber unauffindbar. In den Versen 382 bis 384 schwebt Dido die Bestrafung durch die pia numina vor, welche den Ungetreuen auf Klippen schleudern werden; mit v. 385 lenkt sie ihre Gedanken auf die Verfolgung durch ihre Furie, welche thatsächlich nach ihrem Tode erfolgen soll: die Worte sequar atris ignibus absens bilden den Übergang. Nun finde ich die Deutung, welche diese Worte erfahren haben, durchaus unnatürlich und ge-

künstelt; auch Servius scheint trotz seiner verschiedenen Vermuthungen mit keiner das Richtige getroffen zu haben (vgl. übrigens Kvičala a. a. O.). Zunächst ist sequar nicht persequar; es bereitet auf adero (v. 386) vor, mit welchem die wirkliche Verfolgung bezeichnet wird (dabis improbe poenas). In v. 385 will Dido, wie schon absens zu verstehen gibt, zunächst nur andeuten, dass sie, wenn auch fern von dem Geliebten, doch ein Mittel finden werde, ihm zu folgen. Dieses ist aber nicht anders möglich, als durch den freiwilligen Tod (atris ignibus ist Abl. instr.; vgl. dagegen Kappes zu d. St. u. dazu Kvičala a. a. O.). Folgendes ist der Gedankengang. Ich werde Dir folgen, wenn auch fern von Dir, durch die todtbringenden Flammen (dadurch, dass ich freiwillig in den Tod gehe; atris deutet Kappes richtig von allem, was zum Tode in Beziehung steht), und wenn ich todt bin, wird sich meine Furie an Deine Fersen heften und Dir überall mein Bild vorgaukeln. Kvičala bemerkt, dass an dieser Stelle Selbstmordgedanken Didos verfrüht sind. Aber dasselbe wird auch durch v. 385 angedeutet. Oder sollte hier wirklich der natürliche Tod gemeint sein? Wie stünde es dann mit dem Ernste der Rache, wenn Dido dieselbe auf eine unabsehbare Zeit hinausgeschoben hätte? Hatte sie nicht tausend Aussichten, länger zu leben als der allen Gefahren des Meeres preisgegebene Äneas, dem sie soeben einen baldigen Tod in den Wellen gewünscht hat? Lag nicht gerade hier der richtige Anlass vor, den Selbstmordgedanken zu fassen, obwohl derselbe später wieder zurücktrat und erst später verwirklicht wurde? Doch kehren wir zu unserer Aufgabe zurück.

Durch die obigen Ausführungen erscheint Heynes Erklärung der verae umbrae, die auch Forbiger zu billigen scheint, wornach die wirklichen Schatten eine Art Traumbilder wären, welche bisweilen als Furien im Schlafe zu erscheinen pflegten, um Rache zu üben, hinlänglich widerlegt. Den Schlüssel zu den Erscheinungen wirklicher Schatten in der Aeneis liefert die Erscheinung der Creusa II, 772 ff. Creusa selbst, ihr wirklicher Schatten (ipsius umbra Creusae) begegnet dem suchenden Gatten in der verhängnisvollen Nacht in den Straßen der brennenden Vaterstadt, redet ihn an und gibt ihm allgemeine Aufschlüsse über die Zukunft. Sie ist eigens gekommen, damit Äneas ihretwegen die Zeit zur Flucht nicht versäume. Äneas träumt nicht, er befindet sich in vollkommen wachem Zustande: wird man da noch behaupten, dass die Erscheinung ein Traumbild sei? So wenig haben die wirklichen Schattenerscheinungen mit den Träumen gemein, dass sie nicht einmal unbedingt an den Schlaf gebunden sind.

In der Regel aber treten die Schatten im Gefolge des Schlafes auf. Hector, von grässlichen Wunden entstellt, erscheint dem Äneas in der größten Gefahr, um ihn aus dem Schlafe zu wecken. Nachdem er ihm eine neue Heimat verheißen hat, fordert er ihn auf, mit

den Penaten zu fliehen und bringt sie auch schon eigenhändig herbei (II, 270 ff.). Dido sieht im Schlafe den Schatten ihres Gemahls, erfährt aus seinem Munde das Verbrechen ihres treulosen Bruders und wird zur Flucht veranlasst (I, 353 ff.). Sind dies etwa bloße Traumbilder? Aber Träume sprechen nicht die Wahrheit, bezwecken überhaupt nicht das Wohl der Menschen; ihr einziger Zweck ist die Täuschung. Wo diese fehlt, da haben wir es stets mit wirklichen Erscheinungen zu thun. Eine willkommene Gelegenheit, die Richtigkeit dieser Behauptung neuerdings bestätigt zu sehen, bietet die Erscheinung des Anchises V, 722 ff. Sämmtliche Erklärer meinen im Anschluss an Servius, es sei dies nicht der wirkliche Schatten des Anchises aus der Unterwelt, sondern ein von Juppiter gesandtes Traumbild. Anlass dazu gaben die Worte caelo delapsa (v. 722). Indes ist es nicht ganz natürlich, dass Anchises, der v. 726 erklärt, im Auftrage des Juppiter zu kommen, unmittelbar zuvor im Olymp zu thun gehabt hat, um den Auftrag des Juppiter entgegenzunehmen? Wer sich aber mit dem Gedanken nicht befreunden will, dass der Schatten des Anchises im Olymp einen Besuch abstatte wie der Somnus, der ja auch ein Schatten ist, freilich ein unechter (vgl. aetheriis delapsus ab astris V, 838), der nehme den Ausdruck wie ad caelum VI, 896, worüber später. Ganz unpassend ist Heynes Erklärung derselben Worte, die Erscheinung sei plötzlich und unerwartet gekommen, wie vom Himmel gefallen. Wenn derselbe aber weiter, um zu beweisen, dass Anchises nicht persönlich erschienen sein könne, weil er im Elysium weile, sich auf v. 733 f. beruft, so hat er nicht bedacht, dass diese Verse nichts weiter enthalten als eine Andeutung darüber, wo Äneas seinen Vater zu suchen habe, und von dem anwesenden Anchises ganz gut gesprochen werden konnten. Wenn übrigens diese Worte geeignet sind, in jemandem den Gedanken an eine Täuschung aufkommen zu lassen, so müsste dieses auch bei Äneas der Fall gewesen sein. Dennoch aber hält dieser auch später an der Überzeugung fest, seinen Vater selbst gesehen zu haben, wie die Worte idem orans mandata dabat (VI, 116) beweisen.

Die Annahme einer Truggestalt involviert immer eine feindselige Absicht, auch wenn sie von Göttern ausgeht. Der Schlafgott stürzt den Palinurus ins Meer Phorbanti similis (V, 842). Cupido flößt Dido die verderbliche Leidenschaft ein faciem mutatus et ora .. pro dulci Ascanio (I, 658 ff.). Die Entsendung eines Traumbildes würde demnach nur dann einen Sinn und eine Berechtigung haben, wenn Juppiter mit derselben eine schädigende Absicht verbunden, eine Irreführung des Äneas bezweckt hätte. Diese aber lag dem Juppiter fern. Einen stricten Beweis aber dafür, dass Anchises' Schatten selbst den Sohn zu einem Besuche der Unterwelt eingeladen hat, finden wir VI, 690 f., wo er denselben erwartet und die Tage seiner Ankunft zählt. Daher hat Eichler mit seiner Bemerkung gegen Kappes (a. a. O. S. 726) vollkommen recht.

So spielen die wirklichen Schatten der Verstorbenen in der Handlung der Aeneis eine gar wichtige Rolle. Sie sind ein beliebtes technisches Mittel, dessen sich der Dichter neben den Göttern und Orakeln bedient, um die ins Stocken gerathene Handlung wieder in Fluss zu bringen; sie sind gleichsam die zweite treibende Kraft, durch welche sich die Handlung abwickelt, daneben erfüllen sie als wahrhafte Schatten noch einen weiteren Zweck, den des Orakels (vgl. oben). Dieses letztere Moment wollen wir ein wenig festhalten. Es lag für Vergil auch außerhalb seiner Dichtung eine besondere äußere Veranlassung vor, sich der wirklichen Schatten in der angedeuteten Weise zu bedienen und eines regen Verkehrs derselben mit der Oberwelt in den Einrichtungen seiner Unterwelt besonders zu gedenken. Ich verweise auf die sogenannten Todtenorakel, wie sie an vielen Punkten bestanden haben (vgl. Schömann, Griech. Alterth. II, S. 340 ff.), wo man die Seelen der Verstorbenen unter den üblichen Opfern heraufbeschwören konnte, um Offenbarungen zu erhalten. Ein solches Orakel aber bestand nach alten Zeugnissen auch bei Cumä am Avernersee. Die Örtlichkeit war für solche Orakel besonders günstig; es fehlte nichts, was zu einem Todtenorakel gehört: der Boden war von unterirdischen Höhlen und Gängen durchwühlt, der See strömte, wie Ephorus bei Strabo V, p. 244 berichtet, giftige Dämpfe aus, lauter Umstände, die auch bei anderen Todtenorakeln wahrzunehmen sind. Dass Vergil wirklich diese Localsage vor Augen hatte, beweist abgesehen davon, dass er auch sonst den Localsagen Rechnung trug, wo sich ihm dazu Gelegenheit bot, die mit dem obigen übereinstimmende Schilderung der Grotte der Sibylle (VI, 237 ff.). Hier nun, an den waldbedeckten Ufern des Avernersees, konnte man die Seelen der Verstorbenen rufen; hier mussten sie frei und bequem aus- und eingehen. Dieser Umstand dürfte mit dazu beigetragen haben, dass Vergil, obwohl er die Idee des Doppelthores des Schlafes unzweifelhaft Homer entlehnte, in der Ausführung doch selbständig verfuhr, indem er das eine der Thore den wirklichen Schatten vorbehielt. Dass beide unter solchen Umständen nicht Thore „der Träume" genannt werden konnten, ist wohl klar.

Es wurde oben ausdrücklich betont, dass die unechten und unholden Schatten des Vorhofes, wenn es galt Unheil zu stiften, nicht aus freiem Antrieb, sondern nur im Auftrage des Orcus und als seine verderblichen Werkzeuge auf der Oberwelt erschienen. Ebenso natürlich ist es nun, dass, wo es sich um das Erscheinen der wirklichen Schatten und um einen freundlichen Zweck handelte, die Autorität der Manen, dieser unfreundlichen unterirdischen Macht, nicht in Betracht kam. Diese erschienen entweder nach der oben berührten Localsage infolge einer Beschwörung an der Grenze der Oberwelt am Avernersee, geradeso wie Odysseus im XI. Gesange der Odyssee am Eingange der Unterwelt den Schatten des Teiresias zum Bluttrinken heranlockt, damit er ihm Auskünfte ertheile, oder

sie erschienen, wenn die Handlung der Aeneis eine dem Fatum widersprechende Wendung zu nehmen drohte und die Lage der Angehörigen es erheischte, aus eigenem Antrieb oder auf den Wink Juppiters, des obersten Hüters über das Fatum (Anchises), ohne dass die Gesammtheit der Manen daran irgendwelchen Antheil oder ein Interesse hatte. So erscheint endlich auch der Ausdruck facilis datur exitus, an welchem Nauck Anstoß nimmt, in einer eigenen Beleuchtung gegenüber den Worten mittunt manes: die echten, guten Geister bewegen sich zu dem oben mehrfach angedeuteten ersprießlichen Zwecke frei und ungehindert durch das Thor von Horn, die feindseligen Schatten, wie die Träume, die Rachegeister, die Sorgen, die Krankheiten und die anderen Übel sendet der unbarmherzige Orcus. Daher erscheint der Ausdruck Eichlers, welcher von den eigentlichen Schatten sagt, dass sie von den Manen „abgelassen" werden (a. a. O. 725), unpassend, insofern er darunter eine Sendung versteht.

So tritt uns in den in Rede stehenden Versen 893—896 ein dreifacher in der Natur der Sache begründeter Gegensatz entgegen: veris — falsa; umbrae — insomnia; facilis datur exitus — mittunt manes. Da nämlich die Träume, die somnia ebensogut wie die insomnia, bei Vergil an und für sich nur Trugbilder bezeichnen, wodurch sie gegenüber den umbrae an unserer Stelle als bösartige, die Menschen bethörende Erscheinungen hinlänglich charakterisiert sind (vgl. oben S. 291), so ist wohl einleuchtend, dass der Zusatz falsa formell durch den Gegensatz veris veranlasst wurde.

Hiemit wären alle formellen Bedenken Naucks beseitigt; denn an dem Ausdruck ad caelum für „Oberwelt" wird man ebensowenig wie an der Bezeichnung supera convexa (VI, 751) und aethere in alto (ib. 436) für denselben Begriff Anstoß nehmen können, zumal da die Schatten naturgemäß in den Lüften schweben und sich zu den Menschen herablassen, der Schlaf außerdem, wie dies bei Homer üblich ist, auch bei den Göttern im Olymp zu thun hat (aetheriis delapsus ab astris V, 838) und Anchises dem Juppiter ebendaselbst einen Besuch abstatten konnte (vgl. oben zu V, 722). Dadurch entfällt Naucks Conjectur averna oder avorna für eburna (v. 898) als überflüssig von selbst; denn wenn wir auch zugeben, dass die Thore des Schlafes ohne Nachtheil für den Zusammenhang ausgeschieden werden könnten, so liegt doch in diesen Versen selbst kein Grund zu einer solchen Maßregel vor; sie sind in der Vergilschen Dichtung fest begründet und weisen nirgends einen Widerspruch auf, der den Verdacht, dass wir es hier mit einer „ungeschickten Nachahmung" zu thun haben, rechtfertigen würde. Ja es muss Vergil als ein Verdienst angerechnet werden, dass er das Wesen der Erscheinungen viel treffender zum Ausdruck gebracht hat, indem er den ihrem Wesen nach immer täuschenden Träumen die Erscheinung wirklicher Schatten entgegenstellte, als wenn er jene in täuschende und wahrhafte Träume geschieden hätte.

Nicht geringe Schwierigkeiten verursachte von jeher die Beantwortung der Frage, warum der Dichter seinen Helden gerade durch das Elfenbeinthor den Ausgang nehmen lässt (v. 898), und daher ist dies für Nauck ein weiterer Grund, weshalb er die in Rede stehenden Verse als unecht erklärt. Interpretationen, die zum Theil auf Servius zurückgehen, wie die von J. Henry (Phil. XVII, 648), der Dichter wolle zu verstehen geben, dass Äneas nicht in Wirklichkeit, sondern im Traume der Unterwelt seinen Besuch abgestattet habe, oder die von Muret (Var. Lect. XI, 7), Vergil habe seinen Lesern nahelegen wollen, dass seine in der Unterwelt geschilderten Wunder ein bloßes Hirngespinst seien wie die Träume, welche durch jenes Thor verkehren, sind bereits von Heyne zurückgewiesen und nun neuerdings von Nauck (a. a. O. S. 93 ff.) gründlich widerlegt worden. Wenn aber Nauck der Ansicht Ausdruck gibt, dass für jene Thatsache überhaupt keine vernünftige und annehmbare Erklärung zu finden sei, so werden wir ihm darin kaum beistimmen können. Einen tieferen, versteckten Sinn, eine Art Hintergedanken werden wir in jener Thatsache nicht suchen. Der Umstand, dass das hörnerne Thor den Seelen der Verstorbenen vorbehalten, das elfenbeinerne dagegen für die uneigentlichen Schatten des Vorhofes überhaupt bestimmt war, welche nicht wie jene durch den Tod an die Unterwelt gebunden, sondern mit ihrer Bestimmung und ihrer ganzen Thätigkeit auf die Oberwelt gewiesen waren, während einige von ihnen, wie der Schlaf selbst und die Eumeniden, sogar als göttliche Wesen unsterblich waren, scheint, wie schon Heyne gefühlt (Exc. XV ad l. VI), allein dafür maßgebend gewesen zu sein, dass Vergil seinen Helden durch dasjenige Thor den Ausgang nehmen ließ, durch welches Nichtverstorbene zu jeder Zeit den regsten Verkehr mit der Oberwelt unterhielten.

Haben wir uns soweit mit den Somni portae beschäftigt, so wollen wir es schließlich noch versuchen, uns eine annähernd sichere Vorstellung über die Örtlichkeit derselben zu bilden. Eichler verlegt diese Thore (a. a. O. S. 606) wohl deshalb, weil Äneas zuletzt im Elysium an der Lethe weilt, ebenfalls in diese Gegend an die Mündung der Lethe hinter die Gewässer des Cocytus, ungefähr ein Viertel der Peripherie der Unterwelt vom Acheron entfernt.[1])

Für diese Ansicht gibt es keinen anderen Anhaltspunkt als eben das Verweilen des Äneas im Elysium. Dagegen liegt die erste Unzukömmlichkeit, wie Eichler selbst zugibt, darin, dass dieser Ausgang nur auf eine räthselhafte und unerklärliche Art zu erreichen ist, da der Cocytus mit der Styx die ganze Unterwelt wie ein unüberwindliches Hindernis absperrt und nur über den Acheron einen Ausgang offen lässt. Wie sollen ferner, wenn man schon

[1]) Dieser Gedanke findet seinen graphischen Ausdruck auf einer Karte zu Eichlers P. Verg. Mar. carm sel. Prag, Tempsky.

vom Schlafe absieht, der nach Eichler nicht ausschließlich seinen Sitz in der Unterwelt hat (a. a. O. S. 725), die Träume, welchen der Dichter ihren Platz im Vorhofe angewiesen hat und die das Gebiet der wirklichen Schatten nicht betreten dürfen, ihr Thor erreichen, ohne die undurchdringlichen Wälder, jene Grenze zu überschreiten, welche sie als unechte Schatten von der eigentlichen Unterwelt trennt? Lag endlich den obenerwähnten Todtenorakeln nicht die Vorstellung zugrunde, dass die wirklichen Schatten am Avernersee beschworen werden konnten, wo sich der gewöhnliche Eingang in die Unterwelt befand? Alle diese Umstände weisen darauf hin, dass die Somni portae nicht an der Lethemündung, sondern zwischen dem Acheron und dem Avernersee zu suchen sind. Das Elfenbeinthor wenigstens muss außerhalb des Bereiches der eigentlichen Todtenwelt angenommen werden, dort, wo die Träume ihren Sitz haben, und es scheint nicht ungereimt, wenn wir annehmen, dass beide Ausgänge an dem engen Thorwege lagen, welcher sie ebenso voneinander trennte, wie er den Ort der unechten Schatten von dem Bereiche der Todten schied.

Demnach würde Äneas aus dem Elysium auf demselben Wege zum Ausgange zurückgewandert sein, der ihn dahin geführt hat. Nur so ist es erklärlich, dass sich der Dichter am Schlusse des VI. Buches jeder näheren Angabe sowohl über den Rückweg, der nichts Neues mehr bringen konnte, als auch über die Lage der Somni portae, die durch den Aufenthalt des Somnus und der Somnia genügend fixiert ist, enthalten konnte. Übrigens werden wir durch des Dichters eigene Worte darauf geführt. Vor dem Abstiege in die Unterwelt und vor Antritt der Wanderung sagt die Priesterin zu Äneas ungefähr Folgendes. Der Zutritt zur Todtenwelt ist frei und leicht, aber die Rückkehr bietet ungeahnte Schwierigkeiten:

> sed revocare gradum superasque evadere ad auras,
> *hoc opus, hic labor est*;

nur wenigen besonders Bevorzugten wurde dieselbe zutheil (v. 125 bis 132). Darauf fährt sie fort: Doch wenn du soviel Lust hast, dich dieser ungeheuren Mühe zu unterziehen, so vernimm, was du zuvor zu thun hast, v. 133 ff.:

> quodsi tantus amor menti, si tanta cupido
> bis Stygios innare lacus, bis nigra videre
> Tartara et *insano iuvat indulgere labori*,
> accipe, quae peragenda prius.

Wenn man dieses mit dem Vorhergehenden zusammenhält, so wird man begreifen, dass sich die Worte bis Stygios innare lacus etc. nur auf den Rückweg des Äneas und nur auf den vorliegenden Besuch der Unterwelt beziehen können. Da nämlich mit insano iuvat indulgere labori das obige hoc opus, hic labor est wieder aufgenommen wird, so ist evident, dass auch bis Stygios innare lacus etc. auf revocare gradus superasque evadere ad auras zurückgeht. Nun ist aber klar, dass Äneas, wenn er zweimal an dem

Tartarus vorbei und zweimal über den Acheron setzen sollte, auf demselben Wege, auf welchem er in das Elysium gelangt war, zum Vorhofe wieder zurückkehren musste, von wo er unter der Führung der Sibylle den jedenfalls bequemeren Weg durch das Elfenbeinthor einschlagen konnte. Diese Auffassung ergibt sich, wenn man die obigen Worte, wie bemerkt, nur auf den vorliegenden Besuch der Unterwelt bezieht. Die Erklärer äußern sich über diesen Punkt nicht, nur Heyne bezieht *bis* ausdrücklich auf einen zweiten Gang zur Unterwelt nach dem Tode des Äneas. Damit kennzeichnet er die v. 134 f. als eine gedankenlose, dem unmittelbaren Zusammenhange und den Thatsachen widersprechende Nachahmung von Hom. Od. XII, 21 f., welche Stelle auch Ladewig zum Vergleiche heranzieht. Dass diese Erklärung dem natürlichen Gedankengange zuwiderläuft, ist oben gezeigt worden. Aber sie entspricht auch dem wirklichen Sachverhalt nicht; denn der Held der Äneis ist für den Himmel bestimmt, und es ist ungereimt, von seinem wirklichen Tode zu sprechen. Freilich beruft sich Heyne, um diesen auffallenden Widerspruch zu rechtfertigen, auf Hom. Od. XI, 601 ff., wo der Schatten des Herakles in der Unterwelt erscheint (v. 601), während er selbst bei den unsterblichen Göttern weilt (v. 602—604). Aber eine analoge Erscheinung finden wir weder bei Vergil noch auch sonst bei Homer, und wie wenig dieser Vergleich überhaupt für unsere Stelle beweist, zeigt der Umstand, dass jene wunderliche Combination thatsächlich mehrfach Anstoß erregt hat und die vv. 602—604 als eine spätere Zuthat erkannt wurden (vgl. Düntzer zu Od. XI, v. 602—604). Heyne hat wohl selbst die Schwäche jenes Argumentes gefühlt; denn er meint weiter, es bedürfe gar nicht der Berufung auf Homer; Sibylla brauche ja nicht zu wissen, was Äneas nach seinem Tode bevorstehe. Indes auch diese Erklärung ist nicht nur an sich unhaltbar, sondern auch mit den thatsächlichen Verhältnissen der Äneis und den Intentionen des Dichters unvereinbar. Unpassend ist es zunächst, der kundigen Seherin (vates praescia venturi v. 65 f.) bezüglich des Hauptheldeu eine Unwissenheit beizulegen, welche sich weder mit ihrem Amte als Seherin, noch mit der besonderen Rolle, zu der sie von dem Dichter ausersehen ist, vereinigen lässt. Gewiss nicht zu dem Zwecke hat sich der Dichter dieser Gestalt bedient, um ihr eine Äußerung, welche einen Zweifel an der Göttlichkeit und Unsterblichkeit seines maximus heros (v. 192), dem er I, 259 den Himmel gesichert hatte, zugelassen haben würde, gerade da, wo dies am wenigsten am Platze war, in den Mund zu legen. Übrigens hat der Dichter selbst hinreichend dafür gesorgt, dass die Priesterin über seinen Helden nicht im unklaren sein konnte. Hat sich doch Äneas selbst v. 119 ff. in Gegensatz zu dem sterblichen Orpheus und dem gleichfalls sterblichen Bruder des Pollux und auf gleiche Stufe mit dem letzteren (Pollux) und Hercules gestellt (et mi

genus ab Iove summo v. 123). Sibylla aber muss seine göttliche Abkunft ausdrücklich anerkennen (sate sanguine divum v. 125; vgl. deum certissima proles v. 322), ja noch mehr, sie gibt, indem sie ihn am Acheron dem Fährmanne vorstellt: „Troïus Aeneas, *pietate insignis et armis*“ und dabei des Helden hervorragendste virtus nennt, deutlich zu verstehen, dass sie ihn auch den pauci dis geniti beizählt, quos ardens evexit ad aethera virtus (v. 129 ff.).

Sibylla denkt somit, soviel steht fest, weder an einen zweiten Abstieg des Helden der Äneis in die Unterwelt, noch an die Möglichkeit, es könnte demselben bei diesem ersten und einzigen Abstieg die Rückkehr versagt werden, aber auf die besonders großen Schwierigkeiten will sie ihn aufmerksam machen, mit welchen die Rückkehr aus der Unterwelt unter allen Umständen verbunden ist, und ihm zu bedenken geben, ob er auch dann noch bei seinem Entschlusse verharren will, sich diesen übermenschlichen Mühen zu unterziehen. Dies unsere Auffassung der vv. 125—136. Vgl. die übereinstimmende Schilderung Ovid. Met. XIV, 124 ff. So bleibt denn unsere oben ausgesprochene Behauptung, dass Äneas, um aus dem Elysium zu der porta eburna (v. 898) zu gelangen, zum zweitenmal über den Acheron überführt werden musste, vollkommen aufrecht. Dabei ist es ganz belanglos, wie weit ihm Anchises das Geleite gab, da ihm, damit er das Thor nicht etwa verfehle, die erfahrene Sibylla zur Seite stand.

Kremsier. Rud. Maxa.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Demosthenes' neun Philippische Reden. Für den Schulgebrauch erklärt von C. Rehdantz. 1. Heft. 8. verb. Aufl. besorgt von F. Blass. Leipzig, Teubner 1893. 8°, VIII u. 188 SS.

Die Einleitung weist gegenüber der 7. Auflage nur an wenigen Stellen Veränderungen oder Zusätze auf: über das angebliche Auftreten des Demosthenes in dem Processe gegen Leptines S. 24, über die Wahrscheinlichkeit einer späteren Überarbeitung der 1. philipp. Rede[1]) S. 32 f., über das Wesen der Symmorien und der trierarchischen Symmorien insbesondere S. 34, über die Angelegenheit des Harpalos S. 69 f. und über die Fragmente in alten Papyrushandschriften S. 76 f.

Da die vorliegende Auflage eines besonderen Vorwortes entbehrt, gibt über die Abweichungen des Textes von dem der früheren Bearbeitungen einzig und allein der kritische Anhang näheren Aufschluss. Ließen nun schon die dem 2. und 3. Bande der von Blass besorgten Textausgabe beigegebenen „Addenda" erkennen, dass der Herausgeber geneigt sei, vielfach sich wieder auf den festen Boden der handschriftlichen Überlieferung zurückzubegeben, so sehen wir in diesem Bändchen das gleiche Bestreben in noch verstärktem Maße. Eine beträchtliche Zahl von Änderungen und Streichungen, welche der Text in den früheren Bearbeitungen aufwies, erscheint jetzt definitiv aufgegeben, besonders von solchen, die bloß auf Grund von Citaten oder Nachahmungen vorgenommen worden waren und daher bei den Beurtheilern gerechte Bedenken hervorgerufen hatten. Man kann sich über diese Einkehr nur freuen und mit Gewissheit voraussehen, dass auch die allgemeine Textausgabe des Demosthenes in einer neuen Auflage ein von der jetzigen vierten wesentlich verschiedenes Bild bieten wird. Billigerweise lässt sich nicht erwarten, dass hier die bezeichneten Fälle — es

[1]) Vgl. die weitere Ausführung in des Verf.s Att. Bereds. III. 1., 2. Aufl. S. 304 f.

dürften deren in den vier Reden gegen hundert sein! — einzeln aufgezählt werden; ich muss mich vielmehr darauf beschränken, solche Neuerungen im Texte anzuführen, welche bisher in keiner der beiden Demosthenesausgaben von Blass vorgekommen, noch auch in den Addendis in Vorschlag gebracht worden sind.

Es sind ihrer nicht eben viele und diese im ganzen nicht sehr einschneidender Art. Mehrfach werden aus rhythmischen Gründen Wörter umgestellt; so I. 28 *χώρᾳ κτησάμενοι*, IV. 47 *μόνον ὑμᾶς* und 48 *φασὶ Φίλιππον*, an den letzteren Stellen auch handschriftlich gestützt. Wegen des Hiatus wird I. 28 *καρπῶνται ἀδεῶς* gleichfalls nicht ohne Unterstützung von Handschriften umgestellt.

Mit Rücksicht auf die rhythmische Entsprechung schreibt Blass jetzt II. 2 *δόξωμεν*, wie alle Handschriften bieten, 9 *καὶ τὸ τυχόν* für *καὶ μικρόν* nach der 11. Rede, III. 19 *κρείττον'* statt *κρείττων*, setzt III. 33 *καί* vor *μέγα* in Klammern, wogegen ich Bedenken habe wegen der ungewöhnlichen Häufung adjectivischer Bestimmungen. In IV. 16 ist *παρασκευάσασθαι* geändert in *παρεσκευάσθαι*, wodurch allerdings Rhythmus hergestellt wird. Die Nothwendigkeit dieser Lesung ist jedoch m. E. nicht ausreichend begründet; in gleicher Weise ist nachher der Aorist *εὑτρεπίσαι* gebraucht, ferner scheint mir das gleich darauffolgende *αὐτούς* und *αὐτοῖς* ohne Beifügung des Personalpronomens darauf zu deuten, dass im vorhergehenden Satze *ὑμᾶς* als Subject zu denken und folglich an der Überlieferung festzuhalten ist. — Gegen die Autorität des Parisinus Σ sind aus anderen Handschriften einige Lesarten aufgenommen: I. 27 *ζημία* statt *ζημίας*, II. 12 *τὰ ἔργα* statt *τὰ πράγματα*, III. 34 *λαμβανέτω* für *λαμβάνων*, IV. 51 *τό* vor *τὰ βέλτιστ' ἀκούειν*. Wie in den früher erwähnten Fällen, so war auch hier zuweilen Rücksicht auf den Rhythmus maßgebend; im allgemeinen lässt sich aber constatieren, dass die Betonung dieses Momentes in der Sprache des Redners den Herausgeber jetzt vielfach zur Bewahrung und Vertheidigung des Überlieferten geführt hat. Damit mögen sich immerhin diejenigen zufrieden geben, die der von Blass aufgestellten Theorie sich nicht anzuschließen vermögen.

An neuen Athetesen findet sich gleichfalls nicht viel. Nach Cobets Vorschlag ist II. 9 *καὶ διέλυσε* gestrichen, mit demselben III. 33 *ἀσθενοῦσι* und *διδομένοις*, nach meinem Vorgange IV. 35 der Artikel vor *τούτων ἑκατέρων*, dem Bl. aber *ἐπιμελησόμενοι* (Vulg.) statt des Part. Praes. folgen lässt. Als ein aus schlechter Erklärung stammender Zusatz werden I. 22 die Worte *ὥσπερ ἦν καί* verdächtigt; ähnlich sieht Bl. III. 17 in dem überlieferten *ἑποίει ἕκαστος* eine Erklärung für *ἑποίουν*, was Benseler zur Vermeidung des Hiatus vorgeschlagen hat, und will daher *ἕκαστος* beseitigt wissen. Ich glaube aber, *ἕκαστος* ist ein sehr bezeichnender und nothwendiger Zusatz, zudem grammatisch ohne

Anstoß; ist es hinter ἐποίουν gestanden, so erklärt sich leicht, weshalb dieses zu ἐποίει geändert worden ist. — Ohne zureichenden Grund ist auch IV. 21 ἀλλήλοις beanstandet. Dass es in Nachahmungen dieser Stelle fehlt, ist natürlich von wenig Belang; dass es andererseits nach ἐκ διαδοχῆς seinen guten Sinn hat, zeigt der vorausgehende Satz ἐξ ἧς ἄν τινος ὑμῖν ἡλικίας καλῶς ἔχειν δοκῇ wohl klar genug.

Von größerer Wichtigkeit ist die Umstellung, welche Bl. IV. 43 vornahm. Er hat nämlich die Worte ἀλλὰ μὴν ὅτι γ' οὐ στήσεται, δῆλον, εἰ μή τις κωλύσει, welche in den Handschriften nach παθεῖν κακῶς ὑπὸ Φιλίππου stehen und ihm den Zusammenhang zu stören scheinen, an den Anfang des Paragraphen vor θαυμάζω δ' ἔγωγε gerückt und stellt nun ihren Anschluss an das her, was §. 42 extr. steht: νῦν δὲ (Φίλιππος)..... ἴσως ἂν ἐκκαλέσαιθ' ὑμᾶς, εἴπερ μὴ παντάπασιν ἀπεγνώκατε. Der Redner erklärt es für einen Beweis der Fürsorge der Götter, dass sie dem Philipp jene φιλοπραγμοσύνη eingegeben haben: diese könne die Athener zu kräftigem Handeln herausfordern, wenn sie nicht etwa ganz und gar resigniert hätten. Blass bemerkt nun: „Der Redner wird wieder drohend. Selbst das Resignieren auf alles Auswärtige hilft euch nichts, er kommt schließlich in euer eigenes Land." — Diese Änderung der überlieferten Abfolge bin ich nicht in der Lage zu billigen, da ich sie zunächst nicht als nothwendig anerkenne, außerdem sie auch an sich für unrichtig halte. Der besagte Satz findet nach den Handschriften in εἶτα τοῦτ' ἀναμενοῦμεν κτλ. seine natürliche Fortsetzung: selbstverständlich darf man es nicht darauf ankommen lassen, dass er weiter vordringt, sondern man muss ihn eben daran hindern. Über das Wie geben die folgenden im eindringlichsten Tone gesprochenen Fragen Anleitung. Nehmen wir aber Blass' Vorschlag an, so erhalten die Worte εἴπερ μὴ παντάπασιν ἀπεγνώκατε ein Gewicht, das nie und nimmer der Absicht des Redners entsprochen haben würde. Die Annahme einer gänzlichen Resignation seitens des athenischen Volkes war eine so ungeheuerliche Zumuthung (wenigstens in den Augen eines so glühenden Patrioten wie Demosthenes), dass der Redner sie nur mit diesen wenigen Worten streifen konnte, gewiss aber bei diesem Gedanken nicht länger als einen Augenblick verweilen wollte. Unmöglich konnte also diese Voraussetzung zum Ausgangspunkt einer weiteren Betrachtung dienen. Man denke dann aber auch daran, dass die Formel ἀλλὰ μὴν.. γὲ regelmäßig eine mit einer gewissen Steigerung verbundene Überleitung zu einem neuen Gedankenkreise ausdrückt. Wenn aber unmittelbar nach seiner Ankündigung die in dem Satze θαυμάζω δ' ἔγωγε κτλ. liegende Betrachtung folgte, so würde eher eine Unterbrechung, als eine Ausführung des begonnenen Gedankens zu finden sein. Auch von diesem Gesichtspunkte aus kann ich also den Vorschlag nicht annehmen.

Der Commentar hat natürlich dort, wo eine Änderung des Textes es verlangte, sich accommodieren müssen, im übrigen aber bis auf einzelne Fälle seine frühere Gestalt bewahrt. Neue Erklärung wird man z. B. zu II. 3 *τὴν αὑτοῦ* oder ibid. 5 *πάντα διεξελήλυθεν* finden.

Wien. Franz Slameczka.

Geschichte des Pronomen reflexivum. Von Dr. Adolf Dyroff. Würzburg, A. Stuber 1892 u. 1893. I. Abtheilung. Von Homer bis zur attischen Prosa. Lex. 8°, 138 SS. Preis 4 Mk. — II. Abtheilung. Die attische Prosa und Schlussergebnisse. Lex. 8°, 186 SS. Preis 4 Mk. (= Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache. Herausgegeben von M. Schanz. Heft 9 u. 10 = Band III, Heft 3 u. 4.)

'Die folgenden Blätter wollen die Entwicklung darstellen, welche das Pronomen reflexivum und das zugehörige Pronominaladjectiv in der griechischen Sprache durch die Literatur von Homer bis auf Platon herab genommen hat. Eine Monographie über diesen Gegenstand erscheint deshalb besonders wünschenswert, weil derselbe bis jetzt noch keiner zusammenfassenden und zugleich ins einzelne gehenden Untersuchung, die auch den historischen Standpunkt berücksichtigt hätte, gewürdigt worden ist.' In der That ist nach C. F. Arndts 'de pronominum reflexivorum usu apud Graecos observationes' (Neubrandenburg 1836) und desselben 'de pronominum simplicium constructione reflexiva apud Graecos dissertatio' (ebd. 1840) der Versuch einer das ganze Gebiet der classischen Gräcität bis Plato umspannenden Behandlung der Syntax des Reflexivpronomens nicht gemacht worden, und selbst Arndts Arbeiten sind von den Forderungen, die wir heute an eine Monographie der historischen Syntax stellen, weit entfernt. Was sonst Einschlägiges über die Gebrauchsweise einzelner Schriftsteller publiciert wurde — s. Hübner, Grundr. z. Vorlesungen über d. gr. Synt. Berl. 1883, S. 46 f., wo nachzutragen ist J. Lemme, Über den Gebr. des Pron. refl. besonders der 3. Person bei Xenophon. Progr. Wismar 1879 —, ist im besten Falle als Materialiensammlung verwendbar und auch dies kaum, wenn es, wie dies bei Dyroff der Fall ist, auf exacte Statistik ankommt. Bei solcher Sachlage hat D. wenig Vorgänger zu nennen: er sammelt auf dem ganzen großen Gebiete seiner Betrachtungen durchaus selbständig; höchstens zur Controle zieht er heran, was andere vor ihm geleistet haben.

Nach diesen rein äußerlichen Angaben hätte Ref. auch Näheres über die von D. erzielten Resultate mitzutheilen. Allein da D.s eigene 'Zusammenfassung der hauptsächlichsten Ergebnisse' II, S. 110—186 den Umfang einer beträchtlichen Monographie erreicht, ist auch hiervon abzusehen. Ein Blick auf die wesentlichsten vom

Verf. festgehaltenen Gesichtspunkte muss genügen, um den Gang der musterhaft geführten Untersuchung wenigstens im allgemeinen zu charakterisieren.

Das Reflexivum bedarf eigentlich nur der 3. Person (vgl. das Deutsche). Wenn gleichwohl die Analogie im Griechischen auch für die 1. und 2. Person ein Reflexivum bildete, so gehört es nach D. in den Bereich seiner Abhandlung zu untersuchen, wieweit die 3. Person in dieser Beziehung vorbildlich wirkte. 'Denn die Reflexion hat verschiedene Arten und Grade, und es ist von vornherein unwahrscheinlich, dass die Pronomina der 1. und 2. Person, die ihrer Natur nach einem Reflexivum nicht günstig sind, in allen Beziehungen dem Beispiele der 3. Person hierin gefolgt sein sollen.' Was nun diese Arten und Grade anlangt, so kommt es auf den Unterschied der abhängigen Structuren, die noch Satzglieder sind, und der Nebensätze an, und innerhalb der letzteren wieder auf den Unterschied zwischen den mehr hypotaktischen und den mehr parataktischen. Auch bei den abhängigen Structuren fragt es sich, ob die betreffende Handlung enger oder loser mit der Haupthandlung zusammenhängt. Darnach sind directe und indirecte Reflexion scharf voneinander zu trennen und bei ersterer zu untersuchen, ob in demselben Satze zum Subject reflectiert wird (gewöhnliche Reflexion) oder zu dem Objecte (invertierte Reflexion), bei der indirecten Reflexion aber wieder mehrere Gruppen nach der Art des abhängigen Satzes, beziehungsweise Satzgliedes, in dem das Reflexivum erscheint, gesondert zu halten.

Soweit die Vorbemerkungen. Die hieran sich schließende Untersuchung verweilt am eingehendsten bei Homer, da hier gewisse Grundfragen zur Erledigung kommen. Zunächst handelt es sich um den Gebrauch des 'einfachen Pronomens'. Gelungen ist der an dieser Stelle geführte Nachweis, dass der Stamm *sve-* (*seve-*), der so ziemlich unserem 'selbst' entspricht, schon vor Homer reflexiv war. Weiters kommt die Frage nach der 'Reflexivverbindung' in Betracht, die sich mit dem Auftreten von *ἕο αὐτοῦ*, *οἱ* (*ἑοί*) *αὐτῷ*, *ἕ* (*ἑὲ δ'*) *αὐτόν*, *σφῶν αὐτῶν*, *σφίσιν αὐτοῖς*, *σφέας αὐτούς* und deren dialectischen Nebenformen befasst, sowie die nach dem Gebrauche des 'Pronominaladjectivs' *ὅς* (*ἑός*), *σφός* und *σφέτερος*. 'Die zusammengerückten Formen' *ἑαυτοῦ* usw. kennt Homer noch nicht. Auch 'die Reflexiva der 1. und 2. Person' gehören zumeist der nachhomerischen Literatur an, wenn auch schon zu einer Reflexivverbindung bei der 1. und 2. Person die homerische Sprache Vorläufer bietet. Desgleichen erhalten die Betrachtungen über 'Reflexionsgrade' und über 'freie Gebrauchsweise' (pluralisches *ἕ*, die Formen *ἑαυτῶν*, *αὐτῶν*, die Vermengung der Numeri) ihr Material zumeist aus der vorgeschrittenen Sprache.

Die hervorragende Wichtigkeit der D.schen Arbeit für die historische Syntax des Griechischen steht außer Zweifel. Aber abgesehen von der vergleichenden Sprachforschung, welche bei D.s

zahlreichen Ausblicken auf andere Sprachgebiete von seinen Resultaten Notiz zu nehmen hat, wird auch die Schulgrammatik, deren zu gedenken D. bei Gelegenheit nicht unterlässt (s. bes. II. 181[1]), dem Verf. eine präcisere Fassung der einschlägigen Regeln zu danken haben.

Wien. J. Golling.

Wentzel Herm., De infinitivi apud Iustinum usu. Berolini, apud Max Rüger 1893. 8°, 72 SS.

Die vorliegende Abhandlung zerfällt in fünf Capitel, welche den Gebrauch des Infinitivs als Subject, als Object, den sogenannten nominativus cum infinitivo, das Gerundium (bez. Gerundivum), endlich den Gebrauch des historischen Infinitivs bei Iustinus behandeln. In einer Einleitung erwähnt der Verf. die landläufigen Ansichten über das Geschichtswerk des Trogus Pompeius, über des letzteren Abstammung und Zeit, über die ratio excerpendi des Iustinus, ohne in dieser Hinsicht etwas Neues zu bieten. Nachdem er noch die Vermuthungen von Ruehl, Teuffel, Wetzel, Lachmann, Paucker, Niebuhr u. a. über das Zeitalter des Iustinus berührt, glaubt er aus zwei Kriterien den Schluss ziehen zu dürfen, dass der Epitomator des Trogus Pompeius in die Zeit des Kirchenschriftstellers Tertullianus zu setzen sei. Ausgehend von einer Beobachtung Kellners (Die sprachlichen Eigenthümlichkeiten Tertullians in der Tübinger theol. Quartalschrift 58 [1876], S. 235), wonach Tertullian häufig den infinitivus perfecti statt des infin. praesentis gebrauche, meint Wentzel, bei Iust. 28, 4, 9 „cum IV milia sola ex pugna superfuisse conspexisset, hortatur....“ stehe der infinitivus „superfuisse“ gleichfalls statt des inf. praesentis, eine Behauptung, die aber auf einer falschen Auffassung der Bedeutung von „supersum“ beruht. Vgl. Fittbogen zu Iust. 17, 1, 7. „Supersum“ bedeutet nämlich hier, sowie an vielen anderen Stellen (5, 6, 10; 12, 1, 2; 17, 1, 7; 18, 3, 18; 18, 7, 2; 19, 2, 10; 28, 4, 12) „ich bleibe übrig“; „superfui“ (präsentisches Perfect) ist daher so viel als „superstes sum“ „ich bin übrig“, „superfueram“ = „superstes eram“. Ebensowenig beweisend ist das zweite

---

[1]) Dort fasst D. seine Ergebnisse für die Zwecke der Schule in folgender Weise zusammen: 'Bei directer Reflexion sind in attischer Prosa für sämmtliche drei Personen die ausgeprägten Reflexivformen Regel. Bei indirecter Reflexion sind in der 1. und 2. Person Reflexivformen nur auf der Übergangsstufe vorwiegend, in abhängigen Structuren dagegen die einfachen Pronomina; erstere sind nur in Infinitiv- und relativen Participialstructuren zulässig. In der 3. Person sind bei indirecter Reflexion ἑαυτοῦ und αὑτοῦ noch in Infinitiv- und Participialstructuren nach Verbis sentiendi, dicendi und verwandten Verben regelmäßig, in allen anderen Structuren und besonders in Nebensätzen nur zulässig.'

Argument Wentzels, die Verbindung des Verbums „compello“ mit dem Infinitiv bei Justin und bei Tertullian. Diese Construction ist, wie der Verf. selbst zugeben muss, nicht ausschließliches Eigenthum des Tertullian, sie findet sich vielmehr schon bei den augusteischen Dichtern (bei Ovid, impello bei Ovid, Vergil, Horaz), dann bei Lucanus, und wurde von den Prosaschriftstellern des silbernen Zeitalters (so von Curtius Rufus) und von den Kirchenschriftstellern vielfach angewendet. Auch aus August. de civ. dei werden Beispiele citiert. Überhaupt erweitert sich der Gebrauch des Infinitivs nach causativen Verben, wofür die classische Prosa ut mit dem Conjunctiv setzt, seit Livius immer mehr. Vgl. Schmalz in J. Müllers Handb. d. class. Alterthumswiss. II, S. 320, §. 221. So construiert auch Iustinus die Verba des Bittens und Befehlens mit dem Infinitiv, daneben findet sich aber auch ut und der bloße Conjunctiv. Wir ersehen daraus, dass Iustinus wie im Gebrauche der Casus, so auch in der Construction des Infinitivs der Abwechslung huldigt, eine Eigenthümlichkeit unseres Historikers, welche von Wentzel mehr hervorgehoben hätte werden sollen. Diesem Streben nach variatio ist es wohl zuzuschreiben, wenn Iustinus neben der Construction des acc. c. inf. bei video in gleichem Sinne ein participium praesentis gebraucht, wenn er ferner nach miror, graviter fero, indignor, memor sum u. a. ja selbst nach cognosco außer dem acc. c. inf. an einigen Stellen einen Nebensatz mit quod folgen lässt. Besonders beachtenswert ist der Gebrauch des quod als eines Stellvertreters des acc. c. inf. nach cognosco. Diese von der classischen Latinität verschmähte Construction greift seit dem 2. Jahrhundert immer weiter um sich und verdrängt den acc. c. inf. fast ganz. (Vgl. Schmalz, S. 337, §. 249.) Das Vorkommen derselben im bell. Hisp., bei Apuleius, den script. hist. Aug., in der Vulgata und bei den Kirchenvätern, endlich die Übernahme in die romanischen Sprachen zeigen zur Genüge, dass ihre Herkunft im sermo vulgaris zu suchen ist. Und damit kommen wir auf einen Mangel der vorliegenden Arbeit zu sprechen. Der Verf. hat es nämlich gänzlich unterlassen zu untersuchen, inwieweit Iustinus im Gebrauche des Infinitivs vom Vulgarismus beeinflusst ist. Und doch ist es wichtig, die Berührung dieses Schriftstellers mit der Vulgärsprache aufzusuchen. So gehört die von W. S. 49 angeführte Verbindung des Verbums praecipio (statt iubeo) mit dem acc. c. inf., welche noch bei Sueton, den script. hist. Aug., bei Firmicus, Ammian, Orosius, Hieronymus, Cyprian, Arnobius und sonst zu finden ist (vgl. Schmalz, S. 326), sicher dem Vulgärlatein an. In der Volkssprache wurzelt wohl auch der Gebrauch des Infinitivs nach den Verben gestio (Iust. 7, 6, 8 u. a.) und curo (Iust. 3, 5, 12). Wenigstens lässt das Vorkommen dieser Construction bei Plautus, Terentius, Cato de re rust., in den Episteln des Cicero, bei Cornif. ad Herenn., dann wieder bei Velleius, Plinius, Tertullian darauf schließen. Als einen entschie-

denen Vulgarismus hat Ref.[1]) den auch bei Justin vorkommenden persönlichen Gebrauch von paenitere und persuadere nachzuweisen gesucht. S. 27 führt W. unter anderem auch die Stelle Iust. 13, 1, 5 „quae (mater Darei regis) amisso filio a fastigio tantae maiestatis in captivitatem redacta . . . . in eam diem vitae non paenituerat“ an, ohne aber für oder gegen Ruehl Partei zu ergreifen, der für den handschriftlich überlieferten Nominativ quae... redacta die überflüssige Conjectur des Bongarsius quam .... redactam in den Text gesetzt hat. Über seine Stellung zur Ruehlschen Textesrecension spricht sich der Verf. überhaupt nicht genau aus; er sagt nur S. 10: „... nomino Jeepii et Ruehlii editiones, quorum illum in citandis locis in universum secutus sum, hunc autem quibusdam locis, sive in interpungendo sive in emendando contextu, quibus melius sensisse mihi visus est“.

Auf eine Erklärung auffälliger sprachlicher Erscheinungen lässt sich der Verf. selten ein. Zur Erklärung der ungewöhnlichen Construction von observare mit dem Infinitiv (Iust. 7, 1, 9) wäre darauf hinzuweisen gewesen, dass der Schriftsteller hier der Analogie der Verba des Fortfahrens, Pflegens, Sichgewöhnens folgt; vgl. Kühner II, 492 c. Dem Einflusse der Analogie verdankt auch die Verbindung der Verba polliceor, voveo, iure iurando me obstringo mit ut (Iust. 9, 2, 12; 21, 3, 2; 11, 3, 10) ihre Entstehung. Die Verba des Beschließens und Übereinkommens (statuo, constituo u. ä.) bilden das Muster für die genannte Construction.

Auch die einschlägige Literatur wäre in höherem Maße, als dies geschah, auszubeuten gewesen. So wurden die erklärenden Ausgaben von Benecke (Lipsiae apud C. H. F. Hartmannum 1830) und Fittbogen (Halle, C. A. Schwetschke & Sohn 1835), welche für sprachliche Observationen noch immer eine Fundgrube bilden, von dem Verf. nicht benützt; wenigstens nennt er sie nirgends. Auch fehlt die Rücksichtnahme auf Schmalz' Bearbeitung der lateinischen Syntax in J. Müllers Handb. d. class. Alterthumswiss. II. Bd. So hätte S. 25 gelegentlich der Erwähnung der Construction von (non) dubito auf Schmalz, S. 325, Anm. 3 verwiesen werden können, desgleichen S. 56 bei mitto auf Schmalz, S. 319, §. 218.

Was die äußere Form der Arbeit anlangt, so sind die vielen überflüssigen Abkürzungen, wie q. d., q. v., q. a., vb., vcb., ap. J. usw. lästig; manchmal ist fast jedes Wort im Satze gekürzt, wie S. 16 „omn. tem. inv.“ oder S. 15 „Inv. in lexx. Cic. et Caes.“, ebenso gewähren die vielen „Gedankenstriche“, mit welchen jede Seite des Buches geradezu übersäet ist, dem Auge des Lesers einen wenig ästhetischen Anblick.

An der im ganzen correcten Latinität ist dem Ref. nur die Zusammenrückung non nisi (S. 17, 27 u. sonst), welche Worte die

[1]) De casuum obliquorum apud M. Iunianum Iustinum usu. Scripsit Ioannes Benesch. Vindobonae apud F. Tempsky, 1889. S. 6 ff. und S. 42.

mustergiltige Prosa bekanntlich von einander trennt, und S. 72 der Gebrauch des bei den Philologen früherer Zeit so beliebten laudare im Sinne von adferre aufgefallen.

Brünn. Dr. Joh. Benesch.

Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Von J. M. Stowasser, Professor am k. k. Franz Joseph-Gymnasium in Wien. Wien, Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag 1894. XX u. 1092 SS.

Mit aufrichtiger Freude begrüße ich das lateinische Schulwörterbuch von Stowasser, denn mit ihm ist ein langgehegter Wunsch endlich erfüllt.

Es sind mehr als zwölf Jahre, dass ich an einem Nachmittage mit Stowasser auf einem Spaziergange über die zukünftige lateinische Schulgrammatik und über das zukünftige lateinische Lexikon sprach. Ich erinnere mich genau, dass wir beide fast gleichzeitig in der Hauptsache dieselben Gedanken über diese Bücher aussprachen und uns der Übereinstimmung unserer Ansichten freuten. Seither habe ich mich bemüht, meine Gedanken über eine lateinische Schulgrammatik zu verwirklichen, und nun liegt auch das lateinische Schulwörterbuch in der Hauptsache so vor mir, wie ich es mir gedacht habe. Diesem persönlichen Verhältnisse werden es die Leser dieser Zeitschrift zugute rechnen, wenn ich ihnen das Buch zu charakterisieren suche; wenn meine Anzeige eine Empfehlung des Buches sein kann, so steckt keine Kameraderie oder Parteilichkeit dahinter, sondern mich leiten nur sachliche Gründe und meine Überzeugung. Allerdings bekenne ich offen, dass ich diese Zeilen mit umso größerer Freude schreibe, als das Buch auf seinem ersten Blatte die Zueignung an einen Mann trägt, dem ich und mit mir die jüngeren Philologen in Österreich so unendlich Vieles verdanken, der jedem einzelnen von uns stets ein treuer und unermüdlicher Berather und Förderer war und ist, an dem wir in innigster Verehrung hängen und dem wir stets unauslöschliche Dankbarkeit im Herzen bewahren werden: Wilhelm von Hartel. Wie es der Stolz des Schülers ist, dem geliebten Meister mit der Frucht jahrelanger Arbeit zu nahen, so mag es ein Hochgefühl für den ehemaligen Lehrer sein, das Streben seiner Schüler von Erfolg gekrönt zu sehen.

Erfolgreich ist Stowassers Buch im besten Sinne des Wortes. Nicht meine ich natürlich, dass es allenthalben mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen werden wird. Wer wäre so naiv, dies bei einem Buche dieser Art heute zu erwarten? Wer kennte uns Schulmeister und Philologen noch dazu so wenig, dass er nicht wüsste, wie von uns vor allem Ungers treffendes Witzwort gilt: Der deutsche Professor denkt immer etwas Anderes? Nicht zu vergessen des Specificums von uns Österreichern, die heimatlichen

Leistungen erst auf dem Umwege über Deutschland schätzen zu lernen. Nein, wenn ich von Erfolg spreche, so meine ich: Stowassers Buch ist eine Etappe auf dem Gebiete der lateinischen Lexicographie, ein originelles, epochemachendes Buch, wie man ohne Übertreibung behaupten kann, nicht ein Lexikon mehr zu den vielen, die bereits erschienen sind, sondern etwas Neues, was in dieser Gestalt noch nicht da war.

Der ungeheure Fortschritt, den St.s Buch bedeutet, beruht aber darauf, dass St. auf Grund einfacher Gesetze der Bedeutungsentwicklung, die vor ihm von tüchtigen Forschern auf dem Gebiete der Semasiologie erkannt und formuliert wurden, das gesammte Material in eine klare, lichtvolle, leicht übersehbare, bestimmte Ordnung gebracht hat, dass er aus dem bisherigen Chaos die Ordnung geschaffen hat.

Man schlage in den bisherigen Wörterbüchern ein beliebiges Wort mit einer größeren Zahl von Bedeutungen nach; was für ein Durcheinander von Bedeutungen, von denen oft auch der scharfsinnigste Mensch nicht sagen kann, wie eine aus der andern geworden ist und wie überhaupt ein Wort zu solcher Mannigfaltigkeit der Bedeutung kommt. Nun sehe man bei St. nach und man wird finden: aus der Etymologie des Wortes wird die Grundbedeutung entwickelt, aus dieser die occasionellen, und so ergibt sich eine festgefügte Reihe von Bedeutungen, von denen jede aus der vorausgehenden leicht zu erklären ist, so dass es jedem klar wird, wie diese Entwicklung in der Sprache vor sich gieng.

Die Gesetze der Semasiologie sind nun allerdings nicht St.s eigene Erfindung; aber ihm bleibt das Verdienst, dieselben zum erstenmale in seinem Schulwörterbuche consequent durchgeführt zu haben. Das war ein hartes Stück Arbeit, das einen Scharfsinn und eine Concentrationskraft erforderte, von der sich eine Vorstellung machen kann, wer z. B. die seitenlangen Stellensammlungen in einem Speciallexikon liest — nein, denn wer brächte das zustande! — durchblättert. Aus diesem Wuste das Gemeinsame zu gruppieren und in ein wohlgeordnetes Gefüge zu bringen, war auch bei den besten und tüchtigsten Grundlagen eine wahrhaft aufreibende Arbeit.

Den Angelpunkt jedes Artikels bildet also die aus der Etymologie des Wortes zu erschließende Grundbedeutung. Die Etymologie ist bekanntlich St.s Lieblingsgebiet; hier übt er seinen Witz und Scharfsinn mit souveräner Macht. Seine Divinationsgabe stellt niemand in Abrede; aber dass er seiner Phantasie manchmal die Zügel schießen lässt, kann nicht geleugnet werden. Ich könnte eine Reihe von Etymologien anführen, an die ich beim besten Willen nicht glauben kann, und es wird wohl dem, der auf diesem Gebiete Fachmann ist, ebenso ergehen. So leitet, um nur ein Beispiel zu geben, St. promunturium von mungere ab, also = vorspringende Schnauze, Nase; durch Volksetymologie sei es mit

mons in Verbindung gebracht worden und so die Form promontorium entstanden. Wir Wiener haben Verständnis für diese Etymologie, da uns ja allen die „Nase“ des Leopoldsberges bekannt ist. Allein ich kann doch nicht an St.s Etymologie glauben. Denn ein Wort mun(c)torium oder promun(c)torium in seiner ursprünglichen Bedeutung (Schneuzapparat) ist nicht nachweisbar; wie ferner der Bergvorsprung mit der Vorstellung des Schneuzens in Verbindung zu bringen ist, begreife ich nicht. Wenn wir einen Bergvorsprung Nase nennen, so gehen wir von der Vorstellung „Gesichtsvorsprung (= Nase)“ aus; der Hauptbegriff „Vorsprung“ bildet den Übergang zur Vorstellung „Bergvorsprung“; aber von der Vorstellung des Schneuzens aus den Bergvorsprung ein munctorium, noch dazu ein pro-munctorium zu nennen — nein, das glaube ich niemals. Warum soll promuntorium nicht von prominere, mit dem ja auch mons zusammenhängt, kommen? Große Bedenken flößen besonders die hybriden Bildungen ein, wie cervix (vom griech. κῆρ und vehere) u. ä. Doch überlasse ich dieses Gebiet den Fachmännern, die gar manche Aufstellung St.s beseitigen werden.

Ja, kann man sagen, das ist ja ein Nachtheil, wenn ein Buch, das für die Schüler bestimmt ist, Aufstellungen enthält, die durchaus unsicher sind. Richtig; aber ein Nachtheil, der sich bei größerer Vorsicht und Behutsamkeit hätte ein wenig vermindern, nie aber hätte ganz beseitigen lassen. Denn die Grundbedeutung eines Wortes lässt sich nur aus der Etymologie erschließen, darum musste St. vor allem darauf ausgehen, eine plausible Etymologie zu gewinnen; in der Mehrzahl der Fälle ist ihm das auch gelungen, die relativ geringe Zahl von unrichtigen Etymologien muss also mit in den Kauf genommen werden. Unfehlbarkeit wird kein Etymologe für sich beanspruchen, es hat also auch St. das Recht, hie und da fehlzugreifen. Aus der Grundbedeutung entwickelt sich die occasionelle Bedeutung, und hierauf beruht alle Bedeutungsentwicklung der Sprache, wie St. eingehend und verständlich in der Einleitung „Vorbegriffe“ S. XIII auseinandersetzt.

Also das größte Verdienst des neuen Lexikons besteht darin, dass es nach bestimmten Gesetzen in geschlossenen Begriffsreihen die Geschichte jedes Wortes in einer gewissen Beschränkung vorführt. Diese Beschränkung besteht darin, dass nur das sprachliche Material der an den Gymnasien gelesenen Autoren Berücksichtigung fand. Sonstiges Sprachgut ist nur herangezogen, wo eine Lücke nothwendig ausgefüllt oder ein besonders instructives Beispiel herbeigezogen werden musste. Es ist also das Buch zunächst für die Gymnasien bestimmt. Und die Gymnasien erhalten thatsächlich an ihm ein vorzügliches Lehrmittel. Denn das Hauptverdienst des Buches, die leichtverständliche Anordnung geschlossener Begriffsreihen, wird ohne Zweifel am meisten dem Schüler zugute kommen. War der Schüler bisher gewohnt, aus dem Lexikon zu lernen, dass ein bestimmtes Wort diese und jene Bedeutung haben könne, so

lernt er aus St.s Buche auf leichte Weise einsehen, wie sich die Bedeutungen aus einer Grundbedeutung eine aus der andern entwickelt haben. Das Zufällige und oft ganz Unerklärliche im Bedeutungswandel eines Wortes löst sich in eine einfache, klare, natürliche Entwicklung auf, und wenn nun der Schüler diesen Process an hunderten von Wörtern und jeden Tag beobachten kann, so werden ihm allmählich von selbst die Gesetze der Bedeutungsentwicklung lebendig. Der Vortheil, der daraus dem Betriebe des Lateinischen erwächst, springt in die Augen. Der Schüler hängt heute starr an der einmal gelernten Bedeutung, und wie oft kann sich der Lehrer überzeugen, dass ein dem Schüler ganz geläufiges Wort, aber in ungewohnter Verbindung entweder eine schauderhafte deutsche Übersetzung verursacht oder dem Schüler geradezu fremd und unbekannt wird. Das kommt daher, weil die bisherige Beschaffenheit unserer Lexika einen methodischen Betrieb des Bedeutungswandels weder anregte noch förderte. Bei St. sieht der Schüler leicht bei jedem Worte den ganzen Wandel der Bedeutung, der sich bei allen Wörtern nach denselben Gesetzen vollzieht; dadurch wird er zweierlei gewinnen: er wird einsehen, wie jedes Wort außer in starrer Verbindung nach dem verschiedenen Zusammenhange Bedeutungsentwicklungen erfährt, und er wird sich die in sich zusammenhängenden Begriffsreihen leichter merken.

Aber nicht nur der Lateinunterricht wird aus dem neuen Lexikon Gewinn ziehen, sondern es wird vor allem auch der Verstand geschärft, die Einsicht gefördert, die Intelligenz gehoben; denn indem der Schüler immer und immer wieder denselben Process nach denselben Gesetzen sich vollziehen sieht, wird er sich allmählich auch der Gesetze selbst bewusst, und die so oftmalige Wiederholung eines bestimmten Denkprocesses schärft den Verstand und macht ihn rascher Auffassung, eigenen Findens fähig, sie macht ihn findig. Ich will gar nicht davon sprechen, wie sich für den grammatischen Unterricht im Deutschen an unserem Obergymnasium und für unseren psychologischen Unterricht die Erkenntnis der Gesetze der Bedeutungsentwicklung selbst, besonders aber die Geübtheit des Geistes in diesen Denkprocessen fruchtbringend und fördernd erweisen wird. Aber richtig angepackt muss die Sache werden. In St.s Lexikon steckt soviel Wissenschaft, dass, wenn sie Wissenschaft bleibt, der arme Schüler erdrückt wird. Die Wissenschaft als solche gehört natürlich nicht ins Gymnasium. Aber der Unterricht kann diese unverdauliche Wissenschaft zu guter, gesunder, kräftiger Nahrung machen, wenn er sie richtig umzugestalten und darzubieten versteht. Und in diesem Sinne kann man die Forderung erheben und habe ich schon in meiner Vorrede zur 1. Auflage meiner lateinischen Schulgrammatik erhoben, dass die Unterrichtsbehelfe am Gymnasium wissenschaftlich sein müssen, soll das Gymnasium nicht zur Trivialschule herabsinken.

Wie ich mir nun den Gebrauch des St.schen Schulwörterbuches vorstelle?

Es wäre natürlich absurd, wollte man z. B. mit Tertianern die Vorbegriffe systematisch vornehmen. Für die III. und IV. Classe ist das Buch nach meinem Dafürhalten überhaupt zu voluminös; der 13- oder 14jährige Knabe, der den Gebrauch des Lexikons in der Schule lernen, daher sein Lexikon wenigstens in der ersten Zeit in die Schule mitbringen soll, kann mit einem so dicken und gewichtigen Buche kaum gut umgehen; dem wird man ein kleines Wörterbuch oder ein Speciallexikon zu Nepos und Cäsar an die Hand geben. Von Quinta an aber möchte ich folgenden Vorgang empfehlen: die Schüler benützen für ihre Präparation des Livius das neue Lexikon. Natürlich muss es der Lehrer genau kennen. In den ersten Stunden nun bespricht der Lehrer bei der Vorpräparation die häufigsten Abkürzungen und ihre Bedeutung am concreten, in der Stunde sich darbietenden Beispiele: vor allem werden die Termini: occasionell, übertragen, euphemistisch, isoliert, Juxtaposition, Lehnwort, personificiert, Volksetymologie erklärt ohne viel Gelehrsamkeit, nur am einzelnen Beispiele. So werden die Schüler nach und nach mit der Terminologie und der Einrichtung des Lexikons bekannt. Werden nun diese Termini und die darunter verstandenen Vorgänge durch jahrelange Besprechung dem Schüler vollständig geläufig, so mag man gelegentlich einzelnes aus den Vorbegriffen im Zusammenhange vornehmen, aber erst in der VII., besser noch in der VIII. Classe; hierzu gehören vor allem die semasiologischen Gesetze, aber auch die etymologischen Grundbegriffe. Vom Anfang aber muss darauf gesehen werden, dass der Schüler stets von der Grundbedeutung ausgehe, die occasionellen mögen der Reihe nach, wie sie im Unterrichte vorkommen, unterstrichen und, wenn ein Artikel ganz im praktischen Unterrichte vorgekommen ist, gelegentlich im Zusammenhange durchgenommen werden. Die Zeit dazu wird, wenn alle überflüssige Gelehrsamkeit vermieden wird, beim Abfragen der Vocabeln zu Beginn der Stunde vor Eintritt in die Lectüre leicht gewonnen werden. Das Wichtigste aber bleibt, dass der Lehrer das Wörterbuch genau kennt und seinen Unterricht im Geiste desselben einrichtet.

Hat sich der Schüler einmal einigermaßen in das Buch eingelebt, so wird ihm seine Präparationsarbeit bedeutend erleichtert, vor allem durch die bereits dargelegte methodische Anlage des Buches, ferner aber auch durch die exacte typographische Einrichtung desselben. In Hinsicht auf typographische Ausstattung und Einrichtung ist das Lexikon gegen alle seine Vorgänger ebenfalls ein großer Fortschritt. Die Einrichtung ist nämlich derart, dass zunächst die Bedeutungen, alle der Reihe nach mit bestimmten Marken angeführt werden; dann folgen im gesonderten Abschnitte unter denselben Marken die dazugehörigen Beispiele. Der Vortheil

dieser Einrichtung ist augenscheinlich; der Schüler übersieht in einem Zuge sämmtliche Bedeutungen eines Wortes; die Beispiele, die zur zu wählenden Bedeutung gehören, sind leicht unter der durch den Druck ins Auge fallenden Marke der Bedeutung aufzufinden. Bei langen Artikeln wird der Schüler also bei dieser Einrichtung in viel kürzerer Zeit zum Ziele kommen, da er nur den Absatz, der die Bedeutungen enthält, durchzusehen hat und sich dann sofort aus der großen Masse von Beispielen die der Marke seiner Bedeutung entsprechenden sucht. Bei einiger Geübtheit wird dieses Finden sehr rasch vonstatten gehen.

Hier sei gleich ein weiterer Vorzug erwähnt, der darin besteht, dass die Beispiele vielfach nicht aus Satzfragmenten, sondern aus ganzen Sätzen oder doch für sich verständlichen Stücken bestehen, wodurch der Sinn der speciellen Wortbedeutung viel klarer wird.

Ich habe bisher das Hauptverdienst des St.schen Lexikons darzulegen versucht und den Nutzen, der hieraus der Schule entspringen wird. Aber noch eine zweite Eigenschaft ist es, die das neue Lexikon auszeichnet und nutzbringend macht; ich meine die präcise Fassung der Bedeutung und die Fülle neugefundener Bedeutungen, die das Buch enthält.

St. verfügt über eine erstaunliche, ungewöhnliche Beherrschung der lateinischen und der deutschen Sprache; er hat ein feines Gefühl für Bedeutungsnuancen und versteht es, durch eine schlagende, vollständig zutreffende Übersetzung wie mit einem Blitz den Sinn des lateinischen Satzes zu erhellen und die vielen gleichlaufenden Fäden in beiden Sprachen bloßzulegen. Wer nach dieser Richtung das St.sche Buch durchgeht, wird auf eine große Zahl äußerst gelungener Übersetzungen treffen, von denen mir viele vollständig neugeschaffen erschienen. Diese Seite des Buches wird dem Schüler natürlich vor allem lieb sein, dem Unterrichte aber wird sie frisches Leben zuführen.

Dass das Buch auch Mängel hat, wird niemand wundern; denn solche sind bei einem ersten Wurfe ganz unvermeidlich. Ich würde über dieselben schweigen dürfen, aber die Verdienste des St.schen Buches sind glücklicherweise so groß, dass man auch hierüber, ohne dem Buche im geringsten zu schaden, offen reden kann. Ich thue dies umsomehr, als erst unlängst wegen einzelner solcher Mängel von einem Kritiker die Vorzüge des Buches vollständig ignoriert wurden, wodurch das Urtheil nothwendig höchst ungerecht und schief ausgefallen ist.

Der erste dieser Mängel geht darauf hinaus, dass St. sein Schulwörterbuch häufig in Widerspruch zur Schulgrammatik gesetzt hat. So findet der Schüler in seiner Grammatik aedis als Nom., St. setzt die Form aedes voraus (S. 30), was der wirklichen Sachlage widerspricht; vgl. hierüber Wagener, Hauptschwierigkeiten S. 5, dem die Sammlung bei Neue zugrunde liegt. — S. 149 wird

ein P. P. P. cantus zu canere angegeben, das nicht vorkommt, die Schulgrammatik setzt cantatus ein. — Von conflagrāre setzt St. ein P. P. P. conflagrat*us* an (S. 220), was bei einem intransitiven Verb unmöglich ist; ebenso von confligere: conflictus (ebenda). — Zu demetere setzt St. (S. 300) das Perf. messui und das P. P. P. messus an; das Perf. messui ist spät und selten; ferner hat Cato demessui; endlich kommt das P. P. P. demessus sogar bei Cäsar vor: b. G. IV, 32 demesso frumento. — S. 310 wird ein P. P. P. destitum angegeben (zu desistere), während die Grammatik in Übereinstimmung mit den Thatsachen lehrt, dass ein P. P. P. von diesem Verb nicht vorkommt. — S. 367 gibt St. die Grundformen von ire folgendermaßen an: Pf. īvī (ii), itūrus; hier ist zweierlei falsch: 1. kommt das Perfect ivi nicht vor, 2. gibt es das P. P. itum est. — S. 414 ist zu fallere das P. P. P. falsus angegeben; die Grammatik lehrt richtig, dass falsus nur Adjectiv ist und falsch bedeutet; getäuscht heißt deceptus. — S. 437 lehrt St., dass das Adverb zu firmus „firme, selten firmiter" lautet; ein Blick in Neues Sammlung (S. 728) und Georges Lexikon latein. Wortformen zeigt, dass ich Recht habe, wenn ich S. 30 meiner latein. Grammatik sage: firmus, Adv. firme und firmiter. — S. 443 gibt St. das P. P. P. fluxus zu fluere an; fluxus aber ist nur Adjectiv; ein P. P. P. zu fluere existiert nicht. — S. 546 liest man das unmögliche P. P. P. indultus, das in Wirklichkeit nicht vorkommt, weshalb die Grammatik lehrt, dass es ein P. P. P. nicht gibt. — S. 609 werden largiter und large getrennt behandelt, obwohl bei firmus beide Adverbien in einem Artikel stehen. — S. 647 ist der Gen. materiei angegeben, während die Grammatik diesen Gen. nicht kennt; vgl. darüber Georges' Lexikon S. 412. — S. 730 liest man ein P. P. P. ostentus, das es nicht gibt; die Grammatik setzt dafür ostentatus usw.

Diese Unebenheiten sind zum größtentheile leicht erklärt: der gelehrte Etymologe hat dem Schulmanne einen Possen gespielt; denn für den Etymologen gibt es ein P. P. P. cantus zu canere, da es das Substantiv vom selben Stamme cantus gibt. Aber die Schulgrammatik steht auf dem Boden der thatsächlichen Überlieferung und stellt daher Reihen wie cano, cecini, cantatus; fallo, fefelli, deceptus usw. zusammen. Dass sich so das Schulwörterbuch in Gegensatz zur Schulgrammatik gesetzt hat, ist gewiss bedauerlich; denn der Schüler kann irregeführt werden; auch wird es vielleicht vorkommen, dass dem Lehrer, der auf die Schulgrammatik pocht, der Schüler mit dem Schulwörterbuche kommt. Aber solche Dinge sind in Wirklichkeit nicht so schlimm; meines Wissens scheut sich kein Lehrer, den Dativ nullo im Schülerhefte doppelt anzustreichen, obwohl er in Gefahr ist, dass ihm der Schüler mit der Cäsarstelle b. G. VI, 13, 1 quae .. nullo adhibetur consilio kommt. Aber eine völlige Übereinstimmung zwischen Grammatik und Wörterbuch ist immerhin wünschenswert und wird bei einer folgenden Auflage des Wörterbuches auch leicht zu erreichen sein.

Ganz ebenso ergeht es in orthographischen Dingen; wenn z. B. St. die Frage der Schreibung des s nach x aufrollt, so thut er nicht gut daran; warum soll der Schüler auf einmal extinquere schreiben, extinctio u. ä., während er ex-sto, exsul u. a. schreibt. Hier geht es mir wie mit dem Verfahren St.s bezüglich der Quantitätsbezeichnungen. Warum āb-icere, ād-icere, aber adiungere, abiungere u. ā. Auch ist a in abicere gewiss nur positionslang, aber nicht naturlang; da sonst nur naturlange Vocale bezeichnet sind, so ist die Confusion fertig. Dass St. überhaupt die naturlangen Vocale vor Doppelconsonanz nicht bezeichnet, begreife ich nicht; er glaubt nicht daran; gut; soll deshalb das auf diesem Gebiete Errungene wieder fallen gelassen werden? Dass St. nach meinem Vorgange das Supin als Stammform aufgegeben und ebenfalls das P. P. P. einführte, hat mich gefreut: dass er nicht auch wie die Grammatik die langen Vocale vor Doppelconsonanz bezeichnet, habe ich im Interesse der Einheitlichkeit des Unterrichtes bedauert.

Was ich sonst noch an Mängeln gefunden habe, betrifft Folgendes:

1. Die Adverbien sind nicht consequent angegeben, ebenso fehlt die consequente Angabe der Comparative und Superlative.

2. S. 956 ist die Cäsarstelle: aggerem cuniculis subtrahebant (b. G. VII, 22) übersetzt mit heimlich wegschaffen; subtrahere bedeutet: unterminieren.

3. Vermisst habe ich *a*) die Worte: Cevenna (Caesar) und electus (Caesar), *b*) folgende Bedeutungen, Marken usw.:

aditus Begegnung Caes. VI, 13; sermonis aditus Zugang zur Unterredung Caes. V, 41;
adamare die Marke Caes. Nepos;
afferre erfinden: Nepos XI, 1, 2: multa in re militari nova adtulit;
auxiliares pedites Hirtius (VIII, 5, 3);
Balbaris funditor Caes.;
balteus Caes. (V, 4, 4);
bipedalis 2 Fuß breit (nicht: lang) (S. 133);
bonitas agrorum Caes. (S. 134);
casus das Eintreffen Caes. III, 13 (S. 158);
casu als Dat. fehlt die Cäsarstelle VI, 42, 1;
cibaria molita S. 174;
cingere ringsum besetzen Caes. VI, 35, 9 (S. 176);
circuitus fluminis das Umkreisen des Wassers (S. 177);
circumvallare einen Wall ringsherum aufführen Caes. VII, 17, 1 (S. 181);
citerior Hispania Caes. (ebenda);
collaudare die angegebene Bedeutung passt nicht auf Caes. V, 52 collaudat Ciceronem (S. 194);
collocare anordnen Caes. III, 4: res collocare atque administrare (S. 196);

commissura Caes. (S. 201);
conicere schieben Caes. IV, 27, 4 (S. 224);
cuniculus apertus Caes. VII, 22, 5 (S. 272);
devexa haec Caes. VII, 88 (S. 315);
dictio causae Caes. (S. 319);
evocare verlocken: longius milites evocat cupiditas praedae Caes. VI, 34, 4 (S. 380);
gratulatio im passiven Sinne: das Beglücktwünschtwerden Caes. I, 53, 6 (S. 478);
imponere in equos Caes. — vulnus imponere Caes. VIII, 48, A; eo I, 42, 5; in redas I, 51, 2; portis turres foresque VIII, 9, 4 (S. 528);
impubes keusch Caes. VI, 21, 4 (S. 530);
indulgere begünstigen Caes. VII, 40 (S. 546);
induere aufspießen: se ipsi acutissimis vallis induebant Caes. VII, 73 (S. 546);
inferre vinum Caes. II, 15 (S. 551);
insigne das Dienstabzeichen Caes. II, 21, 5 (S. 565);
interit pecunia Nepos (S. 576);
negotium Schwierigkeit Caes. (S. 689);
ostendere unter dem Vorwande Nepos X, 4, 1 (S. 730);
petere segeln (S. 766);
potens reines Particip Nepos XXV, 8, 6 (S. 787);
quaesitor de vi (S. 832);
ratio Rechenschaft: rationem reposcere Caes. V, 30, 2 (S. 847);
setius steht unter secus S. 906 (!);
statuere tigna einrammen Caes. (S. 942);
subornare emporbringen Nepos XIX, 2, 3 (S. 954);
summa Caes. (S. 963);
utrum Grundbedeutung fehlt: was von beiden (S. 1087).

4. Falsche Citate:

amissa recuperare N dafür amissa reciperare Caes. VII, 15, 2 (S. 63);
antecursor: das Beispiel ab antecursoribus de Crassi adventu certior factus ist aus Caes. (V, 47, 1) nicht Cic. (S. 75);
adsuefacti imperari Caes. (VI, 24, 6) nicht Cic. (S. 105);
levem auditionem pro re comperta habent aus Caes. (VII, 42) nicht Cic. (S. 117);
unter *cavere*: civitates obsidibus de pecunia cavent aus Caes. (VI, 2, 2), nicht Cic. (S. 162);
circuitis hibernis Caes. (V, 22), nicht Cic. (S. 178);
coagmentare trabes Caes. (VII, 23, 2), nicht Cic. (S. 188);
carinae *decessum* aestus excipere non possunt. Die bekannte Stelle aus Caes. III, nicht Cic. (S. 285);
taleae omnibus locis *disserebantur* Caes., nicht Cic. (S. 332);
dorsus ist bei Caes. sehr unsicher; die gewöhnlichen Ausgaben (Prammer) bieten VII, 44, 3 silvestrem (S. 345);

stupites *feminis* crassitudine Caes. VII, 73 (S. 423);
propter *frigora* frumenta .. matura non erant Caes., nicht Cic. (S. 453):
infesto exercitu in Numidiam procedere nicht Caes., sondern Sallust (S. 551);
plura *miscere* Nepos, nicht Cic. (S. 663).

5. Unklarheiten finden sich zuweilen; so wird der Schüler kaum verstehen S. 15: Anconteus redender Name; S. 207 his rebus completis unsicher bei Caesar; S. 405 Doppelcomparativ exterior; ebenda extremus (prädicativ) der äußerste Theil; S. 655 ursprünglich mentiri die absichtliche Lüge, mendacium die unabsichtliche Lüge.

6. Die Einheitlichkeit der Orthographie hat durch den Druckort gelitten; man merkt den Kampf, den der Autor mit dem Setzer zu führen hatte; der letztere ist manchmal Sieger geblieben, z. B. S. 123 zu Hilfe, S. 298 Sklaven u. a. m.

7. Zum Capitel Druckfehler habe ich nur wenig beizusteuern: S. 15 adquirendae pecuniae; S. 192 *γίγνώσκω* mit zwei Accenten; S. 199 sind die Worte commemoratio — commendare an unrechte Stelle gekommen; S. 284 decern*v* statt decerno; S. 336 auseinandergekehrt; S. 714 occlutus st. occultus; S. 722 opinari st. opīnari; S. 747 pes st. pēs.

Das Sündenregister ist scheinbar lange ausgefallen, aber man muss den Umfang des Buches im Auge behalten. Ich habe, was mir aufstieß, angemerkt und hier vorgebracht, schon deshalb, damit die Leser eine gewisse Beruhigung über die Art meiner Prüfung des St.schen Buches erhalten mögen; ich glaube versichern zu dürfen, dass ich nicht oberflächlich war. Dass ich nicht noch manches übersehen hätte, glaube ich natürlich selbst nicht, aber ich bin überzeugt, dass es nichts so Erhebliches ist, dass es mein Urtheil irgendwie ändern könnte. Dieses geht dahin, dass wir im St.schen Schulwörterbuche eine Leistung vor uns haben, auf die der Verf. stolz sein kann, die ihm und dem Protector des Werkes, sowie der österreichischen Lehrerwelt zur Ehre gereicht, der Wissenschaft frommen und für die studierende Jugend an den Gymnasien fruchtbar und segensvoll sein wird. [1])

Wien. August Scheindler.

---

[1]) Eben kommt mir der Bogen der Verhandlungen des 42. Philologentages zu, auf welchem Stowassers Vortrag »Über die concentrierende Stellung des Wörterbuches im Lateinunterricht« abgedruckt ist. Der Abdruck bringt nicht das, was wir aus Stowassers Munde gehört haben, sondern ist viel umfang- und wortreicher. S. 192 f. spricht nun St. über die Verderblichkeit der Schülercommentare und bringt höchst sonderbarerweise mich mit denselben in Verbindung, ja er stellt mich gewissermaßen als den Vater derselben in Österreich hin. Dagegen muss ich nun aufs allerentschiedenste protestieren. St.s Behauptung ist völlig unwahr; denn ich habe nie eine sogenannte Schülerpräparation verfasst. Mein home-

Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, Aristoteles und Athen. Berlin, Weidmann 1893. 2 Bände, 8°, VI, 381 u. IV, 428 SS.

Wer die Eigenart von Wilamowitz' Forschung kennt, wer seinen bisherigen Schriften ein eingehendes Studium zugewendet hat, wird wohl mit Spannung der Veröffentlichung des vorliegenden Werkes entgegengesehen haben, sobald einmal die Kunde von dessen Plan in die Öffentlichkeit drang. Hat doch Wilamowitz auch auf dem Gebiete der griechischen Antiquitäten anregend gewirkt nicht bloß durch eigene originelle Untersuchungen, sondern auch durch Arbeiten, die durch seinen Einfluss erschienen; hat er sich doch insbesondere um die neue Schrift des Aristoteles schon vordem nicht geringe Verdienste erworben. Dazu kommt seine Vertrautheit mit den Quellen, den Schriftstellern der verschiedensten Zeiten sowohl wie mit den Inschriften, eine Vertrautheit, wie sie wohl nur wenigen Vertretern unseres Faches eigen ist, und eine ebenso seltene mit Verstandesschärfe gepaarte combinatorische Phantasie. Mit Recht konnte man also erwarten, dass, wenn ein Mann wie v. Wilamowitz die *Ἀθηναίων πολιτεία* zum Studienobjecte auswählte, ein Werk entstünde, das in vieler Beziehung nicht bloß unser Wissen fördern, sondern, was wohl noch höher anzuschlagen ist, der Forschung vielfach neue Anregung zu weiterer, reichlicher Thätigkeit bieten werde. Und diese Erwartung wurde nicht getäuscht.

Zuvörderst sucht uns W. klar zu machen, dass Aristoteles in seinen Datierungen einer Chronik folgt, der er für die Zeit vor Solon nur bedingtes, von Solon ab unbedingtes Vertrauen schenkt, die er aber auch in der Mittheilung mannigfacher Ereignisse als Quelle benützt; die Chronik selbst wird in einem späteren Abschnitte genauer charakterisiert. Sodann legt der Verf. dar, wie viel Aristoteles Herodot, Solons Gedichten, oligarchischen Tendenzschriften, Thukydides verdankt, und beleuchtet sein Verhältnis zu den Vorgängern, insbesondere aber sucht er auch, über die Urtheilsfähigkeit des Aristoteles auf den verschiedenen Gebieten zu bestimmten, entschiedenen Anschauungen zu führen und den Wert der aristotelischen Quellen zu bestimmen; ferner bespricht er das Verhältnis der *πολιτεία* zur Politik, vertheidigt den Bericht über Drakons Verfassung als echt und versucht hiebei unter einem, den Zustand

---

risches Wörterverzeichnis ist kein Commentar, bietet dem Schüler keine fertige Übersetzung, sondern ist lediglich ein Unterrichtsbehelf für den Anfänger, der an die Homerlectüre herantritt. Auch ist die Anregung zu den Schülercommentaren nicht von mir ausgegangen, sondern es waren solche in Deutschland längst erschienen, so dass es zeitlich und ursächlich unrichtig ist, mich als den Vater der Schülercommentare in Österreich hinzustellen. Ich bin zwar sonst gewohnt, mich an den Spruch zu halten: „Wer da bauet an den Gassen, Muss die Leute reden lassen", allein da ich schon einmal hier beim Worte bin, so fühle ich mich verpflichtet, diese Behauptung Stowassers zurückzuweisen und die angedichtete Vaterschaft entschiedenst abzulehnen.

des Staates zu Drakons Zeiten, später auch die Verfassung im 5. Jahrhundert zu schildern; endlich unterzieht er den Abschnitt, der die zu Aristoteles' Zeiten bestehende Verfassung betrifft, einer eingehenden Prüfung und bemüht sich, auch hier Aristoteles' Abhängigkeit von bestimmten Quellen, sowie die Unvollständigkeit und Unzuverlässigkeit einzelner Theile seines Berichtes zu erweisen, um sodann überhaupt über die Geltung des Buches in späterer Zeit und dessen Bedeutung und Zweck ein Urtheil zu fällen und unter einem ein Bild von Aristoteles' Leben und Charakter zu entwickeln.

Die Forschung trägt natürlich in all den bisher berührten Theilen des Buches, wie es bei der Originalität des Verf.s nicht anders zu erwarten war, subjective Färbung: doch wird jedermann trotz mannigfacher Meinungsverschiedenheiten, die sich ihm bei der Lectüre des Werkes aufdrängen, zugeben müssen, dass der Standpunkt, von dem W. die einzelnen Persönlichkeiten oder Ereignisse und Thatsachen zu beurtheilen versucht, zumeist der richtige ist; ebensowenig wird es ihm entgehen können, wie sehr der Verf. die Quellen beherrscht, wie mächtig er dieselben auf sich wirken ließ, um mit der lebendigen Anschaulichkeit und Sicherheit eines Zeitgenossen die mannigfachen Verhältnisse und Persönlichkeiten zu charakterisieren.

Die Vorzüge, wie überhaupt die Eigenart Wilamowitz'scher Forschung treten uns besonders auch im zweiten Bande des vorliegenden Werkes klar entgegen, und zwar schon in dem ersten Abschnitte desselben, wo der Verf. die Quellen der griechischen Geschichte charakterisiert, indem er zunächst den Begriff „Quelle" im engeren Sinne auf die „Urkunden und Aussagen von Zeugen" beschränkt, sodann den Wert der Sage und Novelle bestimmt wie die Methode, beide entsprechend zu nutzen, hierauf ein klares Bild von der Entwicklung der eigentlichen Geschichtschreibung entwirft, um endlich eingehender die locale Tradition zu behandeln, deren Bedeutung W. in das richtige Licht zu setzen bestrebt ist; vom Detail dieses Abschnittes verweist Ref. u. a. auf des Verf.s Ausführungen über den Begriff *λογογράφοι* (S. 19), den dieser als technischen Begriff aus der Quellenkunde entfernt wissen will. Am Schlusse des Abschnittes spricht W. über das Fortleben der localen Tradition und das der Novelle. In diesen Darlegungen über Quellenkunde ist nichts von Schablone, es weht ein Geist in denselben, den man den Quellenforschungen im allgemeinen wünschen möchte: hier spricht ein Mann, der wirklich heimisch geworden ist in den Quellen und sich zu einem klaren, sicheren Urtheile über dieselben hindurchgearbeitet hat, frei davon, mit leeren Namen zu operieren. Nur einen methodischen Gesichtspunkt glaubt Ref. hervorheben zu müssen, der ihm von W. wie von manch anderem Forscher nicht immer entsprechend gewürdigt zu sein scheint. Öfters begnügt man sich heutzutage, um das verhältnismäßig junge Alter einer Sage zu erweisen, damit, zu zeigen, welche Motive eine spätere

Zeit in ihren besonderen Verhältnissen bieten konnte, um jenen sagen haften Bericht in Umlauf zu setzen, d. h. man bequemt sich m dem Nachweise der Möglichkeit, dass eine Überlieferung i dieser oder jener Zeit entstehen konnte, und vergisst hiebei, da es in erster Linie die Aufgabe der Forschung wäre, die Unmög lichkeit zu erweisen, dass eine bestimmte Sage in jene Period hinaufgerückt werden könne, auf welche sie bezogen werden wil d. h. die Nothwendigkeit zu zeigen, dass man einen b stimmten Bericht nicht als volksthümliche Sage, sondern al willkürliche Speculation einer jüngeren Epoche aufzufasse habe. Anderseits übersieht man hiebei, dass in letzterem Falle di Forschung auch erklären müsste, wie Berichte, welche in eine Ze gerückt werden, die der Entwicklung volksthümlicher Sagen nic mehr günstig war, so allgemeine Geltung gewinnen konnten, ohn dass sich ein besonderer Widerspruch gegen dieselben in unser Überlieferung geltend machte.

Noch deutlicher und fassbarer zeigt die früher genannte Vorzüge der ausführliche Überblick, den der Verf. über die En wicklung der athenischen Verfassung selbst gibt. Mag auch viel Detail in dem Bilde, das W. kraft seiner künstlerischen Phantas in höchster Anschaulichkeit uns zeichnet, dem einen oder andere bedenklich erscheinen, der Grundton des Bildes ist sicherlich d richtige: wer ohne Voreingenommenheit lernen will, wird hier de sichern Standpunkt finden, von dem aus er attische Verfassungs geschichte überschauen kann; wer denselben schon vorher eing nommen hat, wird nach dem Studium von des Verf.s Darlegun umsomehr in der Überzeugung bestärkt werden, dass er nicht i die Irre gegangen sei. Reich ist auch der Ertrag, den die fo genden Ausführungen des Verf.s abwerfen: ich verweise u. a. a die Capitel: die Könige von Athen, Trittyen und Demen, die ath nischen Namen, *λόγος* und *ἔθνυα*. Vieles Wertvolle enthalten en lich auch die als Beilagen bezeichneten Abhandlungen, die sich a Alterthümer, wie auf Geschichte, Chronologie und insbesondere a Literaturgeschichte beziehen.

Keineswegs will es nun dem Ref. in den Sinn kommen, a die Punkte zu berühren, wo ihm W. Unrichtiges oder Unsicher zu bieten scheint, so z. B. in der Beurtheilung Solons (II 276 f. in den Ausführungen über die Bedeutung der Phratrien in späte Zeit I 189, über die Begründung der Ephebie I 194, über d Entstehung der Sage von Athenas Besitzergreifung durch das Wah zeichen der Olive 241, über die vier Adelsstämme 95, II 50 f 138 f., über die Beurtheilung des Thukydides I 116 f., über Aris teles' Abhängigkeit von den Quellen, selbst was sein politische Urtheil anlangt I 108, 138, 168, über die Diobelie II 213, üb die Procheirotonie II 256 u. a. — Die Begründung der abweiche den Anschauungen nämlich, welche den klargelegten hohen We des vorliegenden Werkes nicht mindern könnte, erforderte ein viel breiteren Raum, als ihn eine Anzeige bieten kann.

Im Gegentheil hält es Ref. für seine Pflicht, die Leser dieser Zeitschrift noch auf jene Stellen aufmerksam zu machen, die — allerdings weniger zahlreich als in dem rühmlich bekannten Werke des Verf.s Euripides' Herakles — uns seine wahrhaft ideale Beurtheilung gewisser Persönlichkeiten lehren und in geradezu dichterischem Schwunge geschrieben sind; es sind Stellen wie I 184 f., 237, A. 102, besonders aber 325 ff., 330 ff., 358 f. (über Plato), 326 (über Aristoteles und Alexander), II 66 f. (über Solon), 100 ff. (über Perikles); vgl. I 241, A. 112, II 99, A. 35 (Ende).

Glaubt nun Ref. in möglichster Objectivität die Vorzüge des bedeutenden Werkes rückhaltlos anerkannt zu haben, so muss er anderseits mit aller Entschiedenheit erklären, dass v. Wilamowitz zu wiederholtenmalen auch in diesem Werke die nöthige Ruhe vermissen lässt, gegentheilige Anschauungen anderer Forscher entsprechend zu würdigen, beziehungsweise dieselben in angemessener Art und mit jener Achtung, welche die Gegner jedenfalls verdienen, zurückzuweisen. — Man hört da von einem perversen Einfalle Bergks I 47, A. 10; eine Conjectur wird zurückgewiesen mit den Worten: „Schon die Wortstellung klingt nach Untersecunda" I 53, A. 22; man liest S. 142 von „Unwahrscheinlichkeitskrämern unter den Chronologen", und unmittelbar darauf heißt es: „Wer aber ernsthaft behauptet, dass man die Geschichte irgendwie glauben könnte, verwirkt den Anspruch, ernsthaft genommen zu werden". S. 182, A. 88 ist die Rede von einer unaussprechlichen Thorheit, deren sich jene schuldig gemacht hätten, welche die attische Komödie allgemein für antidemokratisch erklärten; 250, A. 134 spricht W. von „Citatenkrämerei", 350, A. 46 von einer „ungeheuerlichen Deutung"; II 202, A. 5 von der „gedankenlosen Sammelei eines Buches, das nur durch das Rohmaterial brauchbar sei", 331, A. 4, von der „Narrethei der Modernen"; vgl. I S. 268 (über das „Stilgefühl" bestimmter Forscher), 335, A. 35 (gegen jene Archäologen, welche eine nordgriechische Kunst erschließen wollten). Gerade wenn ein Mann von der Bedeutung eines v. Wilamowitz solche Aussprüche thut, wirken sie weit verderblicher, als es sonst der Fall wäre: ich glaube, Geringschätzung des Gegners und stolzes Unfehlbarkeitsbewusstsein brauchen wir die Jünger der Wissenschaft nicht zu lehren, Eigenschaften, die ja leider nur zu oft auch in Erstlingswerken entgegentreten.

Wenn nun v. Wilamowitz speciell im Hinblick auf meine Ausführungen in „Aufgaben eines zukünftigen griechischen Staatsrechtes" I S. 381 bemerkt: „Schon ertönen die Angstrufe, dass man die römische Folgerichtigkeit in Hellas verlange, weil es dann mit dem Irrlichtelieren aus ist", so kann ich dem wohl ruhig entgegenhalten, dass meine Ausführungen keineswegs einem Angstgefühl entsprangen, sondern vielmehr ein Mahn-, ja ein Warnungsruf sein sollten vor dem Irrthum, vorschnell, was uns das römische Staatsrecht gelehrt hat, auf griechischem Boden wieder

finden zu wollen; ein Fehler, vor dem uns vor allem die historische Forschung, d. h. in diesem Falle die möglichst genaue Einsicht in den Entwicklungsgang der einzelnen Gemeinwesen bewahren kann. Nur auf diesem Wege — davon bin ich auch jetzt noch völlig überzeugt — lassen sich jene sicheren Grundlagen finden, auf denen das griechische Staatsrecht aufgebaut werden kann. Wer letzteres fördern will, muss allerdings nicht bloß mit logischer Consequenz eine ganze Gedankenreihe verfolgen und prüfen können, sondern auch juristisch geschult sein; aber seine Speculation muss, sofern sie einen Wert haben soll, auf der sicheren Basis bestimmter historischer Thatsachen beruhen. Also gerade das Streben nach wahrem Lichte und das Bewusstsein der drohenden Gefahr gewisser Irrlichter legten mir jene Worte der Mahnung und Warnung in den Mund und bestimmten mich, meine Anschauungen zu äußern selbst auf die Gefahr hin zu irren. Dass ich hiebei unter einem insbesondere für Fernerstehende genauer darzulegen suchte, was das griechische Staatsrecht bereits der früheren Forschung verdanke, wird mir wohl nicht zum Vorwurfe angerechnet werden können.

Wien. V. Thumser.

A. Mau, Führer durch Pompeji. Auf Veranlassung des kaiserl. deutschen archäolog. Instituts, mit 22 Abbildungen und einem Plane der Stadt. Neapel, F. Furchheim 1893. 8°, 103 SS. Preis 2 Mk.

Der ausgezeichnete Kenner Pompejis hat sich durch die Herausgabe des vorliegenden Büchleins den Dank aller Besucher der großartigen Ruinenstätte gesichert. Klein und handlich im Format, völlig anspruchslos in der Ausstattung, enthält dasselbe in knapper, doch durchaus klarer Fassung alles zum Verständnisse der Ausgrabungen Nothwendige. Eine Reihe von Abbildungen, die meist aus dem großen Werke von Overbeck-Mau wiederholt sind und theils Reconstructionen von Baulichkeiten, theils in Pompeji gefundene und jetzt in Neapel befindliche Gegenstände, namentlich Wandgemälde, vorführen, sowie der beigegebene Plan der Stadt bieten eine willkommene Ergänzung des Textes. Der Inhalt zerfällt in eine Einleitung und in die eigentliche „Wanderung durch Pompeji". Erstere enthält eine kurze Geschichte der Stadt, die Schilderung ihrer Verschüttung und Ausgrabung und eine übersichtliche Darstellung des Befundes. Einer allgemeinen Besprechung der Bauperioden und Bauarten folgt weiter eine eingehende Beschreibung des pompejanischen Wohnhauses, das mit Vitruvs Überlieferung übereinstimmt. Auch der Wandmalerei und ihren vier Stilarten wird ein längerer Abschnitt gewidmet. Die „Wanderung" selbst ist so eingerichtet, dass im Verlaufe derselben alles irgendwie Bemerkenswerte berührt wird. Durch die Porta marina mit uns die Stadt betretend geleitet uns der Verf. über das große Forum

zum Forum triangulare und den beiden Theatern, hierauf werden die Ruinen in nördlicher Richtung durchwandert, die Gräberstraße hinter der Porta Ercolana besichtigt und schließlich mit einem Sprunge an die im übrigen noch nicht ausgegrabene südöstliche Ecke der Stadt, das Amphitheater besprochen. Der Führer ist für das große Publicum berechnet und in diesem Sinne abgefasst; so wird z. B. von dem Gebotenen dasjenige durch kleineren Druck ausgeschieden, was bei beschränkter Zeit zunächst außeracht bleiben kann. Wird das Büchlein so von nun an ein unentbehrlicher Begleiter eines jeden Besuchers von Pompeji sein, so ist es andererseits auch vorzüglich geeignet, jedem, der sich zuhause über Pompeji rasch zu informieren wünscht, durch die plastische, klare Beschreibung und durch die große Zahl eingestreuter wertvoller Beobachtungen die besten Dienste zu leisten.

Wien. Julius Jüthner.

Einführung in das Nibelungenlied. Von W. Schulze, Dr. phil., Oberlehrer am Gymnasium zu Dortmund. Dortmund, H. Meyer 1892. 8°, VI u. 299 SS.

Der Verf. hat sich eine ähnliche Aufgabe gestellt, wie sie Lichtenberger „Le poème et la légende des Nibelungen“ 1891 mit größerem Geschick auszuführen versucht hat: eine allgemein verständliche Übersicht über unser heutiges Wissen von der Nibelungensage und dem Nibelungenliede zu geben. Auch die in ihren Zwecken verwandte ältere Arbeit Richards von Muth (1877) lag bereits vor. Es wäre in der That manchem wohl erwünscht gewesen, speciell die Geschichte der philologischen Arbeit, die seither auf das Lied verwendet wurde, von einem selbständigen kritischen Standpunkt aus dargestellt zu sehen. Die vorliegende Schrift aber ist in allen sagengeschichtlichen und philologischen Fragen compilatorisch und wertlos. Eine populäre Darstellung darf und soll der Vorweisung der Detailforschung entbehren; aber der Darsteller muss diese beherrschen, ehe er an seine Arbeit geht. Hier jedoch stehen die entgegengesetztesten Ansichten bunt und harmlos nebeneinander, der Verf. findet bald diese bald jene 'ansprechend' und begründet seine eigene Ansicht — wo er eine solche mittheilt — meist in völlig unzureichender Weise; überdies kennt er wichtige Untersuchungen, wie es scheint, nur aus zweiter Hand, einige gar nicht. Am ehesten kann man dem Capitel 'Die äußere Welt', in welchem er die Alterthümer des Liedes sammelt, Beifall schenken, bedenklicher sind schon die Abschnitte über die 'Charaktere' und die 'innere Welt des Glaubens und der Sitte', weil hier philologische Methode bereits eine wichtigere Rolle spielt und eine feste Ansicht über den literarhistorischen Charakter des Gedichtes vorauszusetzen ist; aber hier vermisst man wenigstens keine der viel-

beliebten ἐπιδείξεις über Mann, Weib, Helden usw. im Nibelungenliede, und das Buch kann demjenigen, der Lust hat, seine plastischen Vorstellungen von den Gestalten des Liedes und ihrem inneren Leben aus solchen Aufsätzen zu gewinnen, zum Nachschlagen dienen. Die Capitel 'Die Siegfrieds- oder Nibelungensage', 'Deutung der Siegfriedssage' und 'Das Nibelungenlied als Kunstepos' wären besser unter den vorbereitenden Excerpten des Verf.s liegen und ungedruckt geblieben. Die Vǫlsungasaga will er z. B. insoweit mittheilen, als sie die Erzählungen der Liederedda ergänzt, aber das Eingreifen Odhins bei der Tödtung Fafnis wird ganz übergangen; im Auszuge aus der Thidreksaga ist vom Wettkampf in Bertangaland gar nicht die Rede. Unter diesen Excerpten aus den deutschen und skandinavischen Sagenberichten (unter den letzteren fehlt der norwegische Sigurd sveinn) stehen erklärende und bibliographische Anmerkungen. In beiden Beziehungen sind sie unzureichend: zu färöisch Brynhild wird z. B. notiert, dass das Lied verschweige, wie Gunnarr Brynhilds Mann geworden sei — allerdings; aber es musste hervorgehoben werden, dass die Composition des Liedes in Verwirrung gerathen ist, dass es jene Vorgänge kannte, weil es noch — in unserer Überlieferung an unrichtiger Stelle — einige auf den Gestaltentausch sich beziehende Zeilen enthält. Auf den Widerspruch in den Berichten der Thidreks. von Sigurds erster und zweiter Begegnung mit Brynhild wird gar nicht aufmerksam gemacht, ja die völlig willkürliche, rationalistische Art, in der der Erzähler die zweite mit der ersten vereinbar zu machen sucht, scheint vom Verf. gar nicht bemerkt worden zu sein. Nach der Ermordung Sigurds wisse die Thidreks. von Brynhild nichts mehr zu berichten, behauptet Anm. 2 S. 45, trotzdem auch das (der Thidreks, fär. Brynh., hven. Chronik in den Hauptzügen gemeinsame) Motiv von der Bestrafung Atlis (und Grimhild-Gudruns) durch Hagens nachgebornen Sohn aufgenommen ist, der in der Ths. in Beziehungen zu Brynhild tritt. Den angeblichen Gegensatz dieses Motivs zur vorausgehenden Erzählung der Ths. gewinnt der Verf. nur dadurch, dass er das Beilager des todwunden Hagen mit dem Weibe, das ihm Thidrek sendet, gänzlich verschweigt — aus pädagogischen Rücksichten, wie es scheint (ebenso übergeht er die Erzählung der Ths. von Hagens Abstammung und sagt an der betreffenden Stelle im höchsten Grade undeutlich 'der vierte [Sohn] Hagen galt nur für seinen Sohn' S. 43) —, aber für Schüler taugt die ganze scheinwissenschaftliche Composition seines Buches nicht. Völlig schief sind Anmerkungen wie Nr. 2 S. 39, wo ganz übersehen wird, dass die Vǫlsungasaga das Motiv der Drohungen, welche die Gjukungen bei der Werbung um Brynhild ausgestoßen hätten, aus der Sigurðarkv. III, 35, 37 (Grundtvig) genommen und in ihrer Art verwendet hat. Was soll das endlich heißen, wenn zu den Formen (im Text) Grani, Andvari, Loki u. ä. unter der Zeile 'Grimm: Grane, Andware, Loke' usw.

angemerkt wird? Ich lasse die Antwort offen, weil vielleicht doch nicht Unkenntnis der einfachsten nordischen Lautformen, sondern irgend etwas anderes, das ich freilich nicht zu errathen vermag, dem Verf. diese Anmerkungen eingegeben hat. Auch die bibliographischen genügen insoferne nicht, als wesentliche Werke, wie Müllenhoffs Alterthumskunde V keine Spur ihrer Benützung hinterlassen haben, oder z. B. Treutlers Abhandlung über die Ths., Golthers Arbeiten über ihr Verhältnis zu oberdeutschen Liedern dem Verf. unbekannt sind.

Man erwartet nun, dass auf diese Aufzählung und Excerpierung der Quellen eine Untersuchung der Entwicklungsgeschichte der Sage folgen werde. Doch wenn man von einzelnen kurzen und beiläufigen Bemerkungen im Text über die zweimalige Wanderung des Stoffes aus Deutschland nach dem Norden und ganz zerstreute Andeutungen in den Fußnoten absieht, fehlt sie gänzlich. Der Verf. schreitet vielmehr ohne anzuhalten zur 'Deutung' der Sage nach ihren mythischen und geschichtlichen Bestandtheilen. In diesem Abschnitte zeigt sich der Mangel an Schulung, das Unvermögen, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, am bedauerlichsten. Von der Doppelheit der Ansichten über die Originalität des Eingreifens Wodans in die Sage, über die Genealogie der Volsungen erfahren wir gar nichts: der Verf. hat die Überraschung freilich schon durch den unglaublichen Satz gemildert, den er bereis im 1. Capitel ausspricht (im Auszug aus der Volss.): 'Das, was von den Vorfahren Sigurds erzählt wird, darf uns hier nicht beschäftigen' (S. 34). Brynhild und Sigdrifa gelten ihm ohne weitere Begründung als jüngere Spaltungen einer einheitlichen Gestalt: Detter wird allerdings an diesem Vorgänger in seiner jüngst begründeten gleichen Meinung keine Freude haben. Die Deutung der mythischen Figuren eröffnet die bekannte Ansicht, die Scherer typisch ausgeprägt hat: nur diese Fassung kennt der Verf., von Lachmann und Müllenhoff ist dabei weiter keine Rede. Ja auch für die Vertheidigung der Ansicht, dass Wodan ('Grimm schreibt Wuotan' S. 63, Anm. 3) Stammgott der Franken war, ist ihm Scherer Autorität, dazu eine ganz unpassende Stelle aus der Mythologie Grimms. Neben Siegfried-Wodan, Siegfried-Donar, Siegfried-Freyr, Siegfried-Balder steht 'Siegfried als historische Person', wobei er zunächst die bekannte Auffassung Müllers missversteht, dann zustimmend die Ansicht, in Siegfried stecke Arminius, erwähnt, unter Berufung auf — Webers Weltgeschichte (Jellinghaus wurde ihm erst später bekannt, Vigfusson erwähnt er gar nicht). Neben der Deutung Hagens als des fränkischen Heros (nach Müller), die ohne irgend eine Bemerkung des Tadels oder auch nur der Kritik vorgebracht wird, steht Hagen = Aetius, denn auch die Vermuthung Heinzels findet der Verf. ansprechend; vom Kern der Heinzel'schen Nibelungenuntersuchung aber, der Hypothese, dass die Vereinigung der Siegfried- und der Burgundensage im Norden vor sich gegangen sei,

finde ich bei Schulze nichts. Der Walküren- und Walhallglaube wird ohne irgend welche Rücksicht auf Golthers Hypothese behandelt, auch die Arbeiten Meyers haben trotz der Menge mythologischer Einzelheiten, durch welche der Verf. seinen einzelnen Figuren Relief zu verleihen sucht, nicht eingewirkt.

Auch die Geschichte der philologischen Arbeit am Nibelungenliede ist ebenso unbrauchbar und unwissenschaftlich eklektisch. Man höre den Satz S. 246: 'Lange wurden Lesarten gegen Lesarten ins Feld geführt, bis Zarncke in der 6. Auflage seines Nibelungenliedes, Leipzig 1887, es für eine Spielerei des Scharfsinnes erklärte, den Originaltext aus den Bearbeitungen des Gedichtes wiederzugewinnen. Die genauen Untersuchungen Herm. Pauls ... haben besonders dieses Ergebnis geliefert.' Es folgt eine Charakterisierung des Inhalts der Paul'schen Arbeiten, die aber nur den Abschnitt III der Hauptuntersuchung (P B B III, 444) berücksichtigt und daran knüpfend — gegen Pauls Intention — die Kreuzungshypothese Bartschens abthut, aus dessen Untersuchungen wieder nur ein metrisches Argument herausgenommen wird, während sein Ausgangspunkt und Hauptbeweisgrund, die unreinen Reime, unerwähnt bleibt. Laistners Hypothese wird nur mit 'Z. f. d. A. XXXI' S. 245 citiert, das ist offenbar die Recension Schönbachs im parallelen (13.) Bande des Anzeigers. Welche Ansicht der Verf. über das Verhältnis der Hss. hat, wird nicht recht deutlich: es scheint, er begünstigt B, denn 'wenn somit der ursprüngliche Ausdruck zum guten Theile von der Sorgfalt des Schreibers abhängt, so muss sich ein ungünstiges Urtheil gegen die Handschrift A bilden' (S. 247)! Die Darstellung der höheren Kritik folgt unter dem Titel 'Nibelungenlied oder Nibelungenlieder' (mit einem nach allem Vorhergehenden zur Ironie herausfordernden Schlusspunkte, nicht mit dem Fragezeichen, das Heinrich Fischer mit gutem Grunde dem gleichlautenden Titel seiner Schrift beigefügt hat). Die Lachmann'sche Liedertheorie wird kurz dargestellt, durch Heinrich Fischer werden die bekannten Kriterien der Unechtheit widerlegt; etwas mehr ins einzelne geht die folgende Darstellung der 20 Lieder, in der die von Lachmann ausgeschiedenen Strophen bezeichnet und Äußerungen Lachmanns, Müllenhoffs, Hennings und Heinrich Fischers ohne viel Umstände nebeneinander angeführt werden. Von Wilmanns' und Kettners Untersuchungen ist nicht die Rede. Das gleiche, gänzlich unkritische Mosaik auch im Folgenden. Ich hebe nur noch hervor, dass sich der Verf. unter den Hypothesen über die Entstehung der Nibelungenstrophe (über die Müllenhoff-Scherer'sche ist nichts zu finden) diejenige von Wilmanns ungefähr angeeignet hat und dabei von Heuslers überzeugender Polemik (1891) nichts weiß.

In der Vorrede bittet der Verf. um Entschuldigung, dass er Werke, die ihm nicht zugänglich gewesen seien (da ihm nur eine Gymnasialbibliothek zu unmittelbarer Benutzung offen stand) nicht

berücksichtigte. Durch diese Nichtberücksichtigung — jedoch nicht allein durch sie — ist aber ein großer Theil seines Buches wertlos und für den Laien, dem es gemeint ist, vollends für die Schule schädlich geworden. Er hätte sich auf die Stoffe des Abschnittes 'Die Nibelungen als Volksepos' beschränken sollen, für die ihm eine nur zu reiche Programmliteratur vorlag, hätte aber auch vorerst das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden lernen und das kritiklose Aufzählen oft belangloser Meinungsverschiedenheiten unterlassen sollen. Ich bedauere es, der Freude, dem guten Willen, der Wärme, die der Verf. seiner Aufgabe entgegenbrachte, kein besseres Endurtheil über seine Arbeit gewähren zu können. Aber der Verf. dient dem Nationalsinn, den er hochhält, nicht, wenn durch Bücher wie das vorliegende der Ernst der germanistischen Wissenschaft selbst geschädigt wird. Ich sehe von allen Fachfragen ab und folge dem Verf. auf das Gebiet, auf das es ihm zuletzt ankam: in der Jugend Freude und Verständnis am Leben des eigenen Volkes zu erwecken — aber doch auf dem Wege der erreichbaren strengen Wahrheit, auch in historischen Dingen? S. 111 lese ich jedoch: 'Aber grausam wie der Grieche ist der Germane nicht': der Verf. denkt offenbar nicht an den 'Blutaar', den der Sieger in den Rücken des Gefangenen schneidet, der auch in die Poesie aufgenommen ist, Sigurðarkv. II, 26, dessen Ausführung der Nornageststháttr mit so furchtbarer Deutlichkeit beschreibt — Denkmäler, von denen der Verf. ja im ersten Capitel ausführlich sprach.

Innsbruck. Josef Seemüller.

Die deutsche Nationalliteratur des XIX. Jahrhunderts. Von Lic.-Dr. Friedrich Kirchner. Heidelberg, Georg Weiss 1893. 8°, S. 1 176. Heft 1 u. 2. Preis 2 Mk.

Eine zusammenfassende Darstellung der deutschen Literatur des XIX. Jahrhunderts ist ohne allen Zweifel eine der wichtigsten Aufgaben der Literarhistorik. Scherer ist zu früh dahingegangen, um dieses Problem noch lösen zu können. Andere haben versucht wenigstens ein Capitel der ganzen Aufgabe zu erledigen. Doch gerade diese neueren Versuche bewiesen, dass eine von höheren Gesichtspunkten geleitete Zusammenfassung nur dem tief eindringenden Gelehrten möglich ist. Populär gedachte Darstellungen werden selten zu erfolgreichen Arbeiten werden, wenn das von ihnen behandelte Gebiet noch nicht eindringlich und in mehr oder minder erschöpfender Weise durchforscht ist. Denn ehe von Popularisierung geredet werden darf, muss etwas da sein, das populärisiert werden kann. Um Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung weiteren Kreisen in ihren Hauptresultaten zugänglich zu machen, schreibt man populäre Bücher. Die wissenschaftliche Durchforschung

der deutschen Literatur unseres Jahrhunderts ist indes über Anfangsgründe noch nicht hinausgekommen. Und von Ergebnissen dieser Durchforschung kann heute im weiteren Sinne nicht die Rede sein. Wer in diesem Augenblicke eine Geschichte der neuesten deutschen Literatur schreiben will, ohne vorher in die Tiefe gestiegen zu sein und mühevolle Detailstudien getrieben zu haben, der wird im besten Falle ein Arbeitsprogramm entwerfen oder Probleme festsetzen können. Von den beiden Darstellern, die neuerlich der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts gefunden hat, scheint mir — um ein Beispiel zu nennen — Rehorn („Der deutsche Roman", Köln 1890) besser befähigt, die Wege zu weisen, auf denen vorgeschritten werden muss. Ohne allen Zweifel verarbeitet H. Mielke („Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts", Braunschweig 1890) ein weitaus reicheres Material. Doch auch Mielkes gewiss verdienstvolles Buch wird den Anforderungen nicht gerecht, die an eine Darstellung dieses Capitels deutscher Geistesgeschichte gestellt werden dürfen. Und darum setze ich trotz einzelner verblüffender Missurtheile Rehorns „Deutschen Roman" höher an, weil Rehorn weit besser versteht, historische Zusammenhänge aufzudecken. Gewiss hat auch Rehorn kein erschöpfendes Programm geliefert; aber sein glücklicher, historisch geschulter Blick hilft weiter als die übersichtliche Zusammenstellung der deutschen Prosadichter des 19. Jahrhunderts, die uns von Mielke geschenkt worden ist.[1])

Ob Kirchners Versuch sich zu einer wegeweisenden Programmarbeit gestalten wird, lässt sich jetzt, da nur der Anfang vorliegt, noch nicht feststellen. Doch schon die beiden ersten Hefte lassen mich befürchten, dass er jenes Ziel nicht erreichen wird. Ich besorge geradezu, dass die späteren Hefte auch nicht einmal sehr bescheidenen Anforderungen genügen werden. Was Kirchner in den beiden ersten Heften gibt, ist nicht reifes Ergebnis sorgsamer Studien, sondern trägt den Typus rasch zusammengerafften Materials an der Stirne. Die vorliegenden Theile behandeln die Romantik. Kirchner, erfolgreicher Verfasser philosophischer Compendien, konnte sich leicht zu einer gefälligen und lichtvollen Darstellung der romantischen Philosophie erheben. Allein er bleibt diesem schönen Ziele fern; gleich in der Einleitung (S. 3 f.) ist die romantische Kunsttheorie herzlich unklar vorgetragen. In einem populären Buche sollten Fragen von solcher Schwierigkeit ausführlicher beantwortet oder gar nicht aufgestellt werden. K. drängt indes die subtilsten Probleme einer literarhistorischen Begründung der Romantik in wenige Zeilen zusammen, die kaum dem Kundigen bequemen Einblick gewähren.

---

[1]) Da meine allzu knappe Parallele der Bücher von Rehorn und Mielke (Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 1890, IV 3, 1 und 2) Missverständnissen begegnete, habe ich oben nochmal angedeutet, wie ich mir das Verhältnis beider Schriften denke.

Die ganze Mache ist äußerlich; schlagendster Beleg für diese Behauptung dünkt mir das Capitel über E. T. A. Hoffmann. Mit auffallender Bescheidenheit und Zurückhaltung begnügt sich K. als Analyse der Hoffmann'schen Erzählungen lediglich einen kurzen Auszug der Inhaltsangaben zu liefern, die Wolfgang Menzels „Deutsche Dichtung" enthält. Und gerade da spielt ihm sein Gewährsmann einen bösen Streich. Menzel gibt dem bekannten Märchen vom goldenen Topf den Titel „Der goldene Vogel". Und K. druckt diesen Fehltitel ohne Scheu ab (S. 122). Auf derselben Seite ist nicht „Das öde Haus", sondern „Das Majorat" von einem Hause unter den Linden angeregt. Solcher Versehen und Flüchtigkeitsfehler gibt es in K.s zwei Heften die Menge. Ich zähle nur einige auf, da ich mich nicht bemüssigt fühle, alles besser zu machen, was Kirchner schlecht machte. Dass der Capellmeister J. F. Reichardt, der natürlich wieder einmal als Reinhardt aufgeführt wird, ein „schwärmerischer Verehrer Goethes" war, ist ebenso neu, wie überraschend (S. 17). W. Schlegel hat nach Kirchner nicht Schillers „Künstler", sondern „Die Götter Griechenlands" besprochen (S. 31). Wenn derselbe W. Schlegel gelehrte, streng philologische Ausgaben von Sanskritwerken macht, so spricht Kirchner von „guten Übersetzungen aus dem Sanskrit" (S. 34). Die Distichendichtungen „Die Kunst der Griechen" und „Rom" sollen in Stanzen geschrieben sein (ebda.), dafür der ganze „Jon" in Tetrametern, wohl gar in jambischen (S. 35)? Allerdings verwendet W. Schlegel im „Jon" gelegentlich einmal trochäische Tetrameter; dennoch ist der „Jon" in jambischen Fünffüßlern geschrieben. Um so wunderbarer berührt den Leser, dass Goethe und Schiller „des Metrums" wegen den „Jon" aufführten. Sehr verbunden wäre ich, wenn mir die „glänzenden" Artikel nachgewiesen würden, die Fr. Schlegel neben Gentz und neben Adam Müller für den „Österreichischen Beobachter" geschrieben haben soll (S. 48). Brentanos „Gründung Prags" soll seinen Patriotismus beweisen (S. 65): war Brentano etwa gar ein čechischer Heißsporn?

Neben solchen Schnitzern lege ich kaum noch ein Gewicht auf die Druckfehler, wie: „Huahire" für „Huahine", „Sala" für „Salas" (S. 91), „Friede Gottes" für „Freund Gottes" (S. 92) usw.

Der Verleger bemerkt im Prospect: „Die Darstellung ist gründlich, ohne gelehrt pedantisch, populär, ohne seicht zu sein." Das Buch solle eine ebenso angenehme als nützliche Lectüre bieten. Meine Ausstellungen werden also wohl „gelehrt-pedantisch" dünken. Ob die Lectüre des Buches eine angenehme ist, will ich nicht entscheiden. Mir scheint, Kirchner besitzt nicht die lebendige Kraft der Darstellung, die ein angenehm lesbares Buch erzeugt. Wenn der Verleger ferner den Leser aufmerksam macht, dass Kirchner neben den Werken selbst die besten Quellen und Monographien benützt habe, so glaube ich ihm gerne, dass die „besten Monographien" sogar zu eindringlich ausgenutzt worden sind.

Kirchner könnte eine angenehme Lectüre schaffen, wenn er nicht bloß Excerpte aus Monographien zusammenstellte. Freilich, wenn man der Leitung so dringend bedarf wie Kirchner, ist es immer großer Gewinn, einen Führer von der Bedeutung und von der Zuverlässigkeit Hayms zu haben. Wie Kirchner seinen Weg weiter finden wird, wenn ihm solche Pfadweiser nicht mehr zur Seite stehen werden, das ist mir vorläufig noch ein Räthsel.

Wien. Oscar Walzel.

Monumenta conciliorum generalium seculi decimi quinti. Concilium Basiliense; scriptorum tomi tertii pars II. Joannis de Segovia, historia gestorum generalis synodi Basiliensis; editionem ab Ernesto Birk inchoatam apparatu critico adjecto continuavit Rudolphus Beer. Vol. II. Liber XVI. Vindobonae 1892.

Die „Monumenta conciliorum generalium" sollen wertvolle Ergänzungen der in den großen allgemeinen Sammlungen zur Conciliengeschichte mitgetheilten Acten für das 15. Jahrhundert bieten. Innerhalb dieses großen Unternehmens wurde der seither verstorbene Birk mit der Herausgabe des umfassenden Sammelwerkes Juans de Segovia betraut. Segovia war ein entschiedener Vertreter der bischöflichen Aristokratie, die ihren glänzendsten Repräsentanten und eifrigsten Vorkämpfer auf dem Basler Concile in dem Cardinal von Arles, Louis d'Allemand, fand und die für die Macht des Concils und gegen die des Papstes kämpfte. Die Berechtigung dieser Partei zu erweisen ist auch der Zweck des umfassenden Werkes, das de Segovia zu schreiben unternahm, als er sich vom öffentlichen Leben in die Stille des Klosters zurückgezogen hatte. Segovias Darstellung ist polemisch und nicht in jeder Hinsicht verlässlich; sie ist überdies sehr breit und erstreckt sich auf das Kleine und Kleinliche. Ref. kann sich nicht mit der Ansicht befreunden, dass es nothwendig oder auch nur wünschenswert ist, derartige Arbeiten in ihrer Gänze zu veröffentlichen, zumal vieles von dem, was uns hier gegeben wird, bereits früher mitgetheilt worden ist. Für derlei Arbeiten würde sich doch wohl das Princip der Kürzung mit Rücksicht auf die Bedeutung und Originalität der einzelnen Nachrichten empfehlen und durchführen lassen. Birk zählte zeitlebens zu den entschiedenen Gegnern dieser neueren Richtung und beharrte auf der Ansicht, dass es dem Herausgeber nicht überlassen werden dürfe über Wert und Unwert der einzelnen Mittheilungen zu urtheilen. So geschah es, dass Birk, der die vollständige Ausgabe Segovias erstrebte, in vieljähriger Arbeit über die ersten 15 Bücher nicht hinauskam. Nach seinem Tode wurde Beer, der bereits an der Herausgabe der letzten Bücher durch Birk lebhaften Antheil genommen hatte, mit der Fortsetzung des Werkes betraut. Beer ist seiner Aufgabe vollauf gerecht geworden; der Text ist, soweit ein Urtheil ohne Collationierung gestattet ist, genau wiedergegeben;

durch eine sorgfältige Interpunction die Lectüre des schwerverständlichen Werkes wesentlich erleichtert. Dass auch in dieser Partie des Werkes, in der die Ereignisse der Jahre 1439 und 1440, vornehmlich die Wahl Felix V., die Folgen des neuen Schismas, und Streitigkeiten auf dem Baseler Concile behandelt werden, vieles enthalten ist, was ohne Schaden für die Geschichtsforschung hätte ausfallen können, ist gewiss; dem Herausgeber, der von den durch Birk aufgestellten Editionsprincipien ohne specielle Ermächtigung nicht gut abweichen konnte, wird man aber die Schuld daran ebensowenig beimessen können, als an dem Mangel an sachlichen Noten, obgleich diese die Lectüre des Werkes wesentlich erleichtert haben würden.

Wien. A. Pribram.

E. Machs Grundriss der Naturlehre. Für die unteren Classen der Mittelschulen. 2. verb. Aufl., bearbeitet von Dr. Karl Habart, Professor am k. k. Staatsgymnasium in Linz. Ausgabe für Gymnasien. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893.

Das vorliegende Buch ist eine dem Lehrplane vom Jahre 1892 angepasste Bearbeitung des von den Professoren Mach und Odstrčil im Jahre 1886 herausgegebenen „Grundriss der Naturlehre".

Der Herausgeber war sichtlich bemüht, nicht nur dem Lehrplane und den Instructionen vom Jahre 1892 entsprechend den Inhalt und den Umfang des Lehrbuches nach Thunlichkeit zu restringieren, sondern auch die Mängel der 1. Auflage zu beseitigen, ohne hiebei den früheren Charakter wesentlich zu ändern. Der Umfang des Buches wurde von 231 auf 178 Seiten reduciert; der Chemie wurde fast nur die halbe Seitenzahl von früher zugestanden. Die Zahl der Abbildungen wurde von 348 auf 274, der Preis von 1 fl., bezw. 1 fl. 15 kr. (gebunden) auf 85 kr., bezw. 1 fl. 10 kr. herabgesetzt.

Ref. gesteht gerne zu, dass es dem Herausgeber der vorliegenden Ausgabe im allgemeinen gelungen ist, ein Lehrbuch herzustellen, welches nicht nur den Intentionen des Lehrplanes vom Jahre 1892 entspricht, sondern auch wesentliche Verbesserungen gegenüber der ersten Auflage aufweist. So wurde manches Unpassende weggelassen, anderes der Auffassung der Schüler entsprechender dargestellt. Im besonderen hätte Ref. Folgendes zu bemerken:

S. 4, §. 10 sollte es bei der Definition des Gewichtes statt „auf seiner Unterlage" auf seiner horizontalen Unterlage heißen. S. 7, §. 17 enthält den Satz: „Zink löst sich in verdünnter Schwefelsäure auf." Da diese Lösung ein ziemlich complicierter Vorgang ist, so erscheint jener Satz unter den „Vorbegriffen" entschieden verfrüht. S. 12, Anm. soll statt „*scalae*" scala stehen.

Wie „zwei gleich große Fläschchen, das eine mit Wasser von 0° C., das andere mit Eis von 0° C. gefüllt“ gleiche Mengen der Substanzen enthalten sollen (S. 17, §. 33) ist dem Ref. nicht klar; und doch ist die Gleichheit der Menge, d. h. des Gewichtes und nicht des Volumens, bei der Bestimmung der Schmelzwärme maßgebend. Der Satz (S. 18, §. 35) „Die Temperatur des erhitzten Wassers steigt nicht so rasch von 100° auf 101° wie von 99° auf 100°“ dürfte eine Folge des Strebens nach kurzem Ausdrucke sein. Wie soll aber der Schüler, welcher soeben gelernt hat, dass das Wasser bei 100° siedet, also in Dampf übergeht, diesen Satz verstehen?

Im Galvanismus sind Voltas Fundamentalversuch und Säule mit Recht ausgeschieden worden. Das Elektroskop von Fechner ist so einfach und praktisch, dass es vielleicht doch eine kurze Erwähnung verdient hätte. Einen graduierten Multiplicator mit astatischem Nadelpaar (S. 69, §. 104) als Galvanometer zu definieren, erscheint dem Ref. auf dieser Stufe nicht empfehlenswert, da hier die Unvollkommenheit der Astasie nicht zum Ausgangspunkte einer Untersuchung gemacht werden sollte.

Eher könnte das Galvanoskop (Fig. 78) mit einem einzigen Magnetstäbchen, welches um eine horizontale Achse drehbar ist, als Galvanometer für schwache Ströme bezeichnet werden. Die Dynamomaschine findet nur eine ganz kurze Erwähnung; die Thermoelektricität wurde gänzlich ausgeschieden.

In der Mechanik hat der Herausgeber die Bewegungslehre vorangestellt. Ref. ist mit dieser Anordnung vollkommen einverstanden, vermisst jedoch die einfachen Bewegungsgleichungen. Ref. ist bei der Entwicklung derselben niemals auf Schwierigkeiten gestoßen, wenn nur die allgemeine Fassung auf eine genügende Zahl von detailliert durchgeführten numerischen Beispielen basiert wurde. Bei der gewählten Darstellung des Stoßes (S. 90 f.) dürfte der Schüler denn doch die Frage aufwerfen, wie „der Beobachter am Ufer“ den Vorgang in der „geschlossenen Cajüte“ sehen kann?

Der schiefe Stoß einer elastischen Kugel gegen eine feste Wand hätte wohl Aufnahme finden sollen; er ist an sich wichtig und kommt auch späteren Erörterungen zugute. Der Behandlung der Reflexion des Schalles (S. 130, §. 204) kann Ref. nicht zustimmen; solche negative Bemerkungen wie: „Von einer Gleichheit des Einfalls- und Reflexionswinkels wie beim Lichte kann nach dem Obigen nicht die Rede sein. Die gewöhnliche Erklärung des Sprach- und Hörrohres ist demnach unrichtig“ sollten in einem Schulbuche wenigstens dann vermieden werden, wenn keine „richtige“ Erklärung geboten wird. In der Mechanik der luftförmigen Körper vermisst Ref. die Beschreibung der gangbarsten Barometer und eine Abbildung der Feuerspritze.

In sprachlicher Beziehung wäre zu bemerken, dass die falschen Imperativformen der ersten Auflage, wie „spreche“ und „ent-

werfe" ihre Correctur erhielten. Hingegen ist die Orthographie nicht ganz consequent durchgeführt; so finden wir auf S. 33 „Sulfat" und auf S. 72 „Zinksul*ph*at". Der Stil ist im allgemeinen recht gut; doch wären auch hier einige Correcturen anzubringen. So z. B. auf S. 52, §. 74, wo es heißt: „Reibt man eine Glasstange mit einem Lederflecke, der zuvor mit Kienmayer'schem Amalgam... eingerieben worden ist, so sieht man, dass die Glasstange..... Dies wurde zuerst am geriebenen Bernsteine... beobachtet". Wie kann man am Bernstein den elektrischen Zustand einer Glasstange beobachten? Ferner S. 53, §. 76 ist zu lesen: „Im Dunkeln sieht man... ein Fünkchen mit Knistern überspringen". Das Knistern kann doch nicht gesehen werden!

Die Ausstattung des Buches ist eine recht gute.

Wien. Dr. H. Hoepflingen-Bergendorf.

Dr. S. Zeisel, Chemie. Eine gemeinfassliche Darstellung der chemischen Erscheinungen und ihre Beziehungen zum praktischen Leben. Mit 261 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag 1892. 797 SS.

Das Buch hält genau, was sein Titel zu bieten verspricht es wird darin das Verständnis der chemischen Erscheinungen ermöglicht und auf die zahlreichen praktischen Anwendungen derselben hingewiesen. Dies wird erreicht erstens durch möglichst allgemein verständliche Schilderungen, in denen aber wissenschaftliche Strenge und Genauigkeit nirgends vermisst werden, und zweitens durch passend eingefügte Abbildungen, die durchwegs sorgfältig ausgewählt und ausgeführt sind. Ref. hat schon lange kein Buch mit solcher Freude gelesen und studiert; er muss der Meinung Ausdruck geben, dass dasselbe als Vorbereitungsbuch im Mittelschulunterrichte manchen Nutzen zu stiften vermag.

Wo man das Buch aufschlägt, findet man wichtige Dinge interessant dargestellt; es sei hier beispielsweise verwiesen auf die anziehende Behandlung der „Wertigkeit" (S. 31—39), die Löthung der Bleiplatten (S. 59), die Parfümierung des Wassergases aus Sicherheitsrücksichten (S. 60), die Maßanalyse (gelegentlich der Bestimmung der salpetrigen Säure mit $KMnO_4$ besprochen S. 91), die Wertbestimmung des Chlorkalkes (S. 146), die Erzeugung von krystallisiertem Schwefel (S. 155), die ziemlich ausführliche und klare Darstellung der Einwirkung von H_2S auf Metallsalzlösungen (S. 161 f.), die Anwendung von mit H_2SO_4 angesäuertem Wasser von Seite der Arbeiter in Fabriken, welche Bleipäparate erzeugen (S. 173), die durch die „Passivität des Eisens ermöglichte Anwendbarkeit von Gusseisen als Material für die Destillierblase bei Darstellung von Salpetersäure (S. 213), die Dissociation von NH_4Cl,

PCl_5 und $CaCO_3$ (S. 216), die Beschreibung des Verfahrens von Fresenius und Babo zur Zerstörung der organischen Substanz bei Arsenproben (S. 240), das ungemein interessant geschriebene Capitel über die Legierungen (S. 319—323), die Verwertung der Eigenschaften von $K_2Cr_2O_7$ und Gelatine beim photographischen Chromoverfahren (S. 409), die sehr knapp, aber völlig sachgemäß angeführten Notizen analytischen Inhaltes, die sorgfältige Behandlung selbst seltener Elemente und Verbindungen, die ausführliche und klare Darlegung der Verbrennung organischer Stoffe (S. 446—449), die so übersichtliche Behandlung der „Constitution und Eintheilung der Kohlenstoffverbindungen" (S. 454—466), die anschauliche Beschreibung der technischen Einrichtungen zur Theerdestillation (S. 501—505), die steten Verweise auf die einschlägigen Capitel in der „Physik" (S. 555 usw.), die Behandlung des jetzigen Standes der Zuckersynthesen (S. 586—591), das gut gelungene schwierige Capitel der optischen Saccharimetrie (S. 607—611), die durch passende Illustrationen belebte Zusammenstellung der gewöhnlichsten Gespinstfasern (S. 619—621), die Verfälschung der Seife (S. 630).

Recht hübsch ist auch die Auseinandersetzung über chromogen- und farbstoffbildende Gruppen (S. 673), die Art, wie ein Einblick verschafft wird in die Constitution von Rosanilin und Fuchsin (könnte sogar im Mittelschulunterrichte Verwendung finden!) (S. 679—681), die interessante Anwendung des enorm großen Färbevermögens von Fluorescein zum Nachweise des Zusammenhanges zwischen Rhein und Donau (S. 688), wichtig ist auch die Notiz über die Überschätzung der desinficierenden Kraft des Schwefeldioxydes (S. 165). Von großem Werte besonders für Anfänger findet es Ref., dass recht oft Verweise auf bereits Durchgenommenes aufgenommen worden sind; hiedurch konnten auch unnöthige Wiederholungen vermieden werden! Auch wird überall, wo es nöthig scheint, auf die zum Verständnis des Gegenstandes erforderlichen Capitel über „Physik" verwiesen. Das auf S. 226 gegebene Verhalten von PCl_5 zu Sauerstoffverbindungen ist eine schöne Vorbereitung auf die organische Chemie. Erwähnt soll auch werden, dass für die Salze die modernste und gewiss nicht schlechteste Nomenclatur gewählt ist, so z. B. Kaliumdihydrophosphat, Dikaliumhydrophosphat, Trikaliumphosphat (S. 169). Sehr wahr ist, was auf S. 464 in der Anmerkung gesagt wird: „Statt 1-, 2-, 3-hydroxylig (Alkoholen) ist die Bezeichnung 1-, 2-, 3-atomig gebräuchlicher, wenn auch weniger gerechtfertigt."

Auch schwierigen Partien, wie der Isomerie von Maleïn- und Fumarsäure, wird nicht ausgewichen, sondern es werden auch solche Dinge mit Glück zu erklären versucht (S. 646—647).

Eine große Menge wichtiger Körper wird in dem Capitel „Steinkohlentheer, seine Zusammensetzung und Verarbeitung", sowie in jenem über „Die trockene Destillation des Holzes" abgehandelt, aber vom Standpunkte der fachlichen Zusammengehörigkeit;

hiebei geht capitelweise ein propädeutisch-theoretischer Theil voraus, dem die Praxis folgt. Die technisch wichtigen Processe werden durchwegs gut erörtert; dabei werden auch die Gründe angegeben, warum manche derselben verlassen worden sind (S. 134).

Die ganze Theerfarbenindustrie (S. 691 ff.) scheint dem Ref. in recht lesbarer Form angenehm und belehrend zur Darstellung gebracht, und er kann dieses Urtheil vielleicht am besten charakterisieren durch die Bemerkung, dass ihn die Lectüre des ganzen Buches an die ausgezeichnet geschriebenen Lehrbücher Fr. Aug. Quenstedts über Mineralogie und Geologie erinnert.

Zahlenwerte werden im Buche schon frühzeitig benützt: so sind auf S. 4—5 Tabellen der Elemente mit den zugehörigen Äquivalentgewichten, den Molecülgewichten im Gaszustande, den Atomgewichten und der Wertigkeit aufgenommen! Bei Besprechung der einzelnen Elemente wird zuerst das Vorkommen, dann die Eigenschaft und endlich die Darstellung aufgeführt. Beim Chlor (S. 147) werden die Versuche im Contexte besprochen und nicht wie bei Sauerstoff und Wasserstoff separat hervorgehoben.

Das auf S. 10 über die Arten der chemischen Analyse Gesagte erscheint dem Ref. für Laien etwas hoch: es wird dort gleich von Elementar- und Immediatanalyse gesprochen! Zur Klarheit hingegen trägt der Umstand wesentlich bei, dass zuerst immer der Laboratoriumsversuch und die im Laboratorium zweckmäßige Darstellung, dann erst die fabriksmäßige Herstellung beschrieben ist (z. B. S. 142).

Ref. ist der Meinung, dass Capitel allgemeiner Natur, wie über „Die Halogene“ (S. 127, 128, 129), über „Die Gruppe des Sauerstoffes, Schwefels, Selens und Tellurs“ (S. 152—154), gerade in solchen Werken nach der speciellen Betrachtung der jeweiligen Elemente kommen sollten; ebenso wären die Betrachtungen allgemeiner Natur „über die einzelnen Gruppen der Metalle“ (S. 290 bis 297), dann die „Übersicht der Methoden zur Darstellung der Metalle“ (S. 297—300), die viel Raum wegnehmen, besser vor jeder einzelnen Metallgruppe oder vielleicht noch besser am Schlusse jeder solchen Gruppe anzustellen.

Unter anderem ist dem Ref. aufgefallen, dass dem Arsenkiese die Zusammensetzung $FeAs_2As$ (statt FeAsS) zugeschrieben wird (S. 383), sowie dass es auf S. 419 im 2. Absatz heißt; „Das Buntkupfererz oder Kupferkies $CuFeS_2$“; diese Formel kommt doch nur dem Kupferkiese zu! In der vorletzten Zeile auf S. 145 steht die Gleichung $Ca(OCl)_2 + CaCl_2 + 2CO_2 = 2CaCO_3 + 2Cl_2$, wonach auch Calciumchlorid durch CO_2 zersetzt würde.

Unter die mineralogischen Curiosa gehört, was auf S. 283 o. steht: „Varietäten des Opals sind: Chalcedon, Achat, Feuerstein. Namentlich die verschiedenen Spielarten des Achats finden als Halbedelsteine, als Carneol, Blutstein, Onyx, ausgebreitete Verwendung.“

— Auf S. 229, Abs. 3, Z. 6 wird Wavellit irrthümlicherweise als Aluminiumchlorid bezeichnet.

Als selten gebräuchlich fallen die Formeln Fe_2Cl_4 für Eisenchlorür (S. 384) und $K_8Fe_2(CN)_{12}$ für gelbes Blutlaugensalz auf (S. 653), dergleichen CONK für cyansaures Kalium (S. 659) und endlich C_3H_5CNS für Senföl (S. 540, 634, 660).

Zum 1. Abschnitt der S. 87 wäre zu bemerken, dass ein einstündiger Betrieb doch allzulange ist, um reines Knallgas zu erhalten; zur 6. Zeile auf S. 154, dass der Schwefeldampf nicht braun, sondern rothbraun ist; zur 17. Zeile, 2. Abs., S. 547, dass gewöhnlicher Schellack nicht weiß, sondern braun ist; auch die „lebhaft metallisch grüne" Färbung der „Flügeldecken der spanischen Fliegen" will dem Ref. nicht ganz zusagen als Vergleich der Farbe, welche Fuchsinkrystalle im auffallenden Lichte zeigen (S. 661, 2. Abs.). Auf S. 84 ist in Fig. 33 die Zeichnung eines Gasometers darin verunglückt, dass nicht ersichtlich ist, wie beim linken Rohre das Gas herauskommen kann. Die auf S. 71—73 gegebenen detaillierten Zeichnungen sind überflüssig; ihre Beschreibung ist mangelhaft, sie tragen daher zum Verständnis des Textes nichts bei. In Fig. 92 auf S. 141 ist weder das im Text erwähnte „Sandbad" noch die gleichfalls namhaft gemachte Vorrichtung zur Kühlhaltung der Wouf'schen Flaschen ersichtlich. In der letzten Zeile S. 382 werden die geraden Linien der durch Säuren bewirkten Ätzfiguren von Meteoreisen hervorgehoben. Die zugehörige Figur 188 (auf S. 383) zeigt aber keine einzige gerade Linie.

Bezüglich der Nomenclatur wäre zu vermeiden, dass P zu „Phosphorsäure" verbrennt (S. 220), dass das Verbrennungsproduct von C und B „Kohlensäure", respective „Borsäure" ist (S. 218, 3. Abs.), ebenso die Bezeichnung „neutrale" Salze für KNO_3, $NaC_2H_3O_2$, NaCl, Na_2SO_4 usw. (S. 168 f.).

Auf das Conto von Flüchtigkeit ist zu setzen die Verwechslung der Worte „erstere" und „letztere" auf S. 100, 101 im letzten, respective 1. Absatze; die Anwendung des Wortes Natriumsulfat statt Kaliumsulfat (S. 91, 4. Abs., Z. 6); die Bezeichnung Aluminiumsulfat statt -silicat (S. 379, 2. Abs., Z. 2); der Gebrauch des Ausdrucks Alkalimetalle statt Alkalicarbonate (S. 292, 4. Abs., Z. 2); dahin gehört auch die Notiz, dass die Alizarintinte nachdunkelt, weil die freie Säure durch die im Papier vorhandenen „Säuren" usw. abgestumpft wird (S. 751, 3. Abs.), ebenso die „Schlacke, die durch ihren Gehalt an Eisensilicat dunkel gefärbt wird ..." (die Farbe ist nicht genannt) (S. 386, 2. Abs., Z. 10), sodann die Worte: „gewisser Stickoxyde des Wassers" (S. 172, 5. Abs.); ferner Text und Gleichung über die Gewinnung des $NaHCO_3$ (S. 341): $Na_2CO_3 + CO_2 = 2NaHCO_3$! Der Gipsspath ist durch „sechsseitige" Prismen wohl nicht genügend charakterisiert (S. 356, 4. Abs., Z. 6). Vom Graphit heißt es:

„Man findet ihn in blättrigen Massen (!), wohl auch derb (!!), seltener in sechsseitigen Tafeln“ (S. 258, 3. Abs., Ende). Sein Vorkommen in Sibirien findet keine Erwähnung. Recht sonderbar liest sich Folgendes über den dichten Kalkstein: „oft schließt er versteinerte Überreste vorweltlicher Pflanzen und Thiere, Muscheln u. dgl. ein und wird dann Muschelkalk genannt“ (S. 387, 2. Abs., Mitte). Hieher gehört übrigens auch die S. 349 befindliche Anmerkung, dass Kieselguhr „aus den Kieselskeletten vorweltlicher mikroskopisch kleiner Thiere“ besteht. Dies findet man übrigens in vielen Chemiebüchern! Etwas rasch geht die Zersetzung des Feldspathes vor sich, dem durch die bloße Einwirkung des Wassers das Alkalisilicat entzogen wird, während Aluminiumsilicat zurückbleibt (S. 379, 3. Abs., Ende).

Eine entschieden flüchtige Behandlung hat endlich der 1. Absatz auf S. 650 erfahren: dort geht das „weinsaure Calcium“ in Lösung, während das „unlösliche“ weinsaure Kalium ($K_2C_4H_4O_6$) sich im Niederschlage befindet, dort wird auch das neutrale Kaliumsalz als Calciumverbindung gefällt! Hier möchte Ref. sagen, dass er den Grund der allmählichen Rothfärbung von Phenol an Luft und Licht vermisst (S. 510), sowie auch die Anführung des „Auer“-Lichtes bei den Verbesserungen der Gasbeleuchtung (S. 486); auch möchte er erwähnen, dass der Leser durch die Angabe „zu Bechelbronn bei Altkirch in Deutschland“ nicht genügend orientiert wird!

An dieser Stelle sollen auch die wichtigsten Druckfehler aufgeführt werden. Es soll heißen: S. 55, 1. Abs., Z. 5 wiegt st. wägt; S. 159, 3. Abs., Z. 2 v. u. beschlägt st. beschägt; S. 207, 2. Abs. in statu st. in stato; S. 170, 3. Abs., Z. 4 Fe_2O_3 st. Fe_2O_4; S. 235, 5. Abs. Halogenen st. Halogene; S. 428, Z. 4 v. o. basischen st. bassischen; S. 459, 3. Abs., Z. 1 Dimethylaethylmethan st. Dimethylmethan; S. 500, letzte Zeile des Textes Salpetersäure st. salpetrige Säure; S. 566, 3. Abs., Z. 2 gährbaren st. gährbarer; S. 591, 3. Abs., Z. 3 $C_6H_{12}O_7$ st. $C_6H_{12}O_4$; ebenda Z. 2 v. u. Dulcit st. Ducit; S. 653, 4. Abs., Z. 7 $H_8Fe_2(CN)_{12}$ st. $H_8Fe(CN)_{10}$; S. 659, 2. Abs. v. u., Ende, des Eiweißes st. des Eiweis; S. 671, 2. Abs., Z. 4 Operment st. Opernent; S. 675, 2. Abs., Z. 4 Sie dient st. Die dient; S. 689, 3. Abs., Z. 1 Phtalophenon st. Phtolophenon; S. 696, 5. Abs., Z. 9 Meta st. Metta; S. 426, 2. Abs., Z. 8 Salpetersäure st. Schwefelsäure; S. 523 in der Formel von Trimethylcarbinätherschwefelsäure: — CH_3 st. — CH_4; S. 428, 2. Abs., Z. 4 ist zwischen die Worte „Einleiten“ und „Schwefelwasserstoff“ das Wörtchen „von“ einzuschalten; S. 654, 3. Abs. ist auf der rechten Seite der Gleichung „6 KCl“ vergessen worden; S. 670, 1. Abs., Ende, ist bei der Formel des Indigos rechts unten ein „C“ ausgefallen; S. 501 ist in der rechten Seite der zweiten Gleichung vor H_2O „2“ einzufügen; in der 6. Gleichung auf derselben Seite

ist links vor KOH „2" wegzulassen; S. 550, 4. Abs., Z. 1 ist in „weiß = gegliedert" das Gleichheitszeichen in einen Beistrich zu verwandeln; S. 528, 1. Abs., Z. 6 v. u. ist in der komisch klingenden Notiz „Ameisensäure ist die stärkste Stearinsäure, eine der schwächsten Säuren der Reihe" der Beistrich um ein Wort vorzurücken; S. 469, Z. 1 gehört das hier befindliche * zu „nascirenden", dem vorletzten Worte in Z. 5.

In stilistischer Hinsicht wäre Folgendes zu bemängeln: Auf S. 466, 5. Abs. wäre zu setzen „zerfallen in zwei Unterabtheilungen" statt „mehrere". Besser gestaltet soll werden: S. 276, 6. Abs., Z. 4 u. 3 v. u.: „Ob der Pflanzen- und Thierkörper das Silicium auch in lebendem Zustande in Form von Kieselsäure ... enthält, ... ist nicht bekannt"; desgleichen die gewagte Zusammenziehung auf S. 595, Ende des 1. Abs.: „Absoluter Alkohol löst die Verbindung fast, Äther, Kohlenwasserstoffe und ähnliche Lösungsmittel lösen sie gar nicht!!"; ebenso der Satz auf S. 657, vorletzter Abs.: „Eben darum eignen sich ihre Lösungen zum Überziehen von Gegenständen mit elektricitätsleitender Oberfläche mit einer glänzenden Schicht des betreffenden Schwermetalls."

Ein sehr geschraubter Stil ist auch in der 4. und 6. Periode auf S. 585 in Anwendung gekommen; im letzteren Gefüge fehlt übrigens in Z. 22 zwischen „zeigt" und „und" das Wort „umzuwandeln". Nicht verschwiegen soll auch werden, dass schon auf der ersten Textseite, S. 3, ein etwas schwer geschriebener Absatz vorkommt (Abs. 2).

Alle diese kleinen Mängel aber lassen sich leicht verbessern, und dann wird dieses Buch nach jeder Richtung mustergiltig sein. Zum Schlusse möchte Ref. noch hervorheben, dass dem Werke zwei Register beigegeben worden sind: das eine umfasst A. Einleitung und anorganische Chemie, das andere B. Organische Chemie.

Wien. Prof. Joh. A. Kail.

Dr. W. Müller-Erzbach, Physikalische Aufgaben für den mathematischen Unterricht in den oberen Classen höherer Lehranstalten und für den Selbstunterricht. Berlin, Julius Springer 1892.

Die Sammlung von physikalischen Aufgaben, welche hier vorliegt, verfolgt den Zweck, die mathematischen Übungen durch Heranziehen von Beispielen, welche aus dem Gebiete der Physik genommen sind, zu beleben, soweit dies durch rein abstracte Exempel möglich ist. Durch derartige Übungsaufgaben erhält der Unterricht in der Physik eine wesentliche Förderung und aus diesem Grunde ist von der berufensten Seite die Berücksichtigung von mathematisch-physikalischen Aufgaben befürwortet worden.

Die Aufgaben sind nach ihrer physikalischen Verwandtschaft geordnet und dabei angegeben, ob die Aufgabe auf der unteren

Stufe in Untersecunda, der mittleren in Obersecunda oder der oberen Stufe in Prima gelöst werden kann. Durch diesen Vorgang ist dem Lehrer eine große Erleichterung bei der Auswahl der Aufgaben gewährt.

Die Auflösungen, welche den Aufgaben beigefügt sind, geben dem Schüler eine nothwendige Anleitung zum selbständigen eigenen Durcharbeiten derselben. Hiebei wurde so weit gegangen, dass die Aufgabensammlung auch beim Selbstunterrichte mit Erfolg gebraucht werden kann.

Das absolute Maßsystem ist in entsprechender Weise in den Kreis der Betrachtungen gezogen, ebenso ist den praktischen Einheiten der Elektricitätslehre die gebürende Aufmerksamkeit zugewendet. Weiter muss mit Anerkennung hervorgehoben werden, dass auch Aufgaben aus der mathematischen Geographie aufgenommen sind und diese als durchwegs instructive bezeichnet werden können.

Ungern vermisste Ref. einen Abschnitt über Denkaufgaben, die heutzutage mit vollem Rechte im physikalischen Unterrichte sorgfältige Pflege finden.

Die Tabellen am Ende des Buches handeln von der Größe des Erdsphäroides nach den Berechnungen Bessels, von der Länge des Secundenpendels in verschiedenen geographischen Breiten, von der nördlichen und südlichen Abweichung der Sonne im wahren Mittag zu Greenwich für das Jahr 1891, von den Elasticitäts-, den Festigkeits- und Reibungscoefficienten, von dem Gesammtwiderstande eines Wagens ohne Steigung, von den specifischen Gewichten, den Ausdehnungscoefficienten der festen Körper durch die Wärme, von der Ausdehnung des Wassers, vom Siedepunkte des Wassers bei verschiedenen Barometerständen, von der Reduction des Barometerstandes auf 0°, von der specifischen Wärme fester und flüssiger Körper, von der Verbrennungswärme, von der elektrochemischen Zersetzung (elektrochemische Äquivalente), von der elektromotorischen Kraft und dem Widerstande der häufigsten galvanischen Elemente, von den elektrischen Widerständen für die Länge von 1 *m* (wobei auf die Temperatur des betreffenden Materials die entsprechende Rücksicht hätte genommen werden sollen). Endlich sind in übersichtlicher Weise die Einheiten des absoluten Maßsystems nach den Bestimmungen des Pariser Congresses, sowie die Dimensionen der absoluten Einheiten und Werte der für die Praxis eingeführten Maße nach absoluten Einheiten dargestellt.

Ref. kann die vorliegende Aufgabensammlung für den Unterrichtsgebrauch auf das Beste empfehlen und hätte nur den Wunsch auszusprechen, dass bei Veranstaltung einer zweiten Auflage auf complicitere Probleme Rücksicht genommen würde, insbesonders auf solche, in welchen auch die analytische Geometrie der Kegelschnitte in sachgemäßer Weise Verwendung findet. Derartige physikalische Aufgaben ließen sich sowohl dem Gebiete der Mechanik,

als auch den Problemen der Schwingungsbewegung ohne Schwierigkeit entnehmen.

Physikalische Revue. Herausgegeben von L. Graetz. Lief. 1—4. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn 1892. Preis vierteljährig 8 Mk.

Durch diese neue physikalische Zeitschrift, welche von dem rühmlichst bekannten Prof. L. Graez in München geleitet wird, soll zu den Annalen der Physik und Chemie von G. Wiedemann insoferne eine Ergänzung geboten werden, als in dieser die belangreichsten Untersuchungen des Auslandes auf dem Gebiete der experimentellen und der theoretischen Physik bald nach dem Erscheinen derselben den deutschen Lesern vollinhaltlich vorgeführt werden. Die Zweckmäßigkeit, ja die Nothwendigkeit eines solchen Unternehmens wird jeder Physiker empfunden haben, der auf die Arbeiten auswärtiger Physiker, welche in den verschiedensten, oft sehr schwer zu erlangenden Zeitschriften enthalten sind, zurückzugreifen gezwungen ist. Kurze Referate geben, wie von dem Herausgeber der neuen Zeitschrift ganz richtig bemerkt wird, nur selten ein zutreffendes Bild der fremden Arbeit und dabei hängt die Klarheit dieses Bildes nicht allein von der Geschicklichkeit des Ref., sondern von der Natur der Arbeit selbst ab, über welche ein Referat erstattet wird.

Prof. Graez hat bei der Herausgabe der neuen Zeitschrift nur die Veröffentlichung der Arbeiten auf dem Gebiete der reinen Physik vor Augen. In dem ersten Jahrgange wird in einzelnen Fällen auf frühere Arbeiten zurückgegangen, um die wesentlichsten Forschungen auf dem Felde der Elektricitätslehre insbesonders und auch in anderen Gebieten zu sammeln, insoferne dieselben die Grundlage für neue Untersuchungen bilden können. Nebenbei sollen aber in der neuen Zeitschrift deutsche Originalarbeiten von besonderer Bedeutung Aufnahme finden.

Die Zeitschrift wird in monatlichen Heften erscheinen. Der Preis des Jahrganges von 12 Heften ist zu 32 Mk. angesetzt, was, wenn auch die Ausstattung der Zeitschrift eine sehr gelungene ist, doch immerhin als ein zu hoher Preis bezeichnet werden muss.

In den uns vorliegenden vier ersten Heften finden wir einige sehr interessante Abhandlungen, von denen wir hervorheben: Mascart, Über die Farbenringe; Poynting, Über die Übertragung der Energie im elektromagnetischen Felde; Lord Rayleigh, Über Reflexion an Flüssigkeitsoberflächen in der Nähe des Polarisationswinkels; Blondlot, Experimentelle Bestimmung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit elektromagnetischer Wellen; J. J. Thomson, Über die Veranschaulichung der Eigenschaften des elektrischen Feldes mit Hilfe der Röhren elektrostatischer Induction; Poynting, Über die Bestimmung der mittleren Dichte der Erde und der Gravitationsconstante mittels der gewöhnlichen Wage; Negreano,

Über die Abhängigkeit der Dielektricitätsconstante der Flüssigkeiten von der Temperatur.

Wir wünschen dem schönen Unternehmen ein rüstiges Fortschreiten, was sicher im Interesse der Forschung auf dem Gebiete der theoretischen und experimentellen Physik liegt.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Flora von Nieder-Österreich. Handbuch zur Bestimmung sämmtlicher in diesem Kronlande und den angrenzenden Gebieten wildwachsenden, häufig gebauten und verwildert vorkommenden Samenpflanzen, und Führer zu weiteren botanischen Forschungen für Botaniker, Pflanzenfreunde und Anfänger bearbeitet von Dr. Günther Ritter Beck von Mannagetta. Zweite Hälfte (Zweite Abtheilung). (Schluss.) S. 1—74 und 895—1396. Mit 246 Figuren in 30 Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verf.s. Wien, Karl Gerolds Sohn 1893. Preis 7 fl. 50 kr.

Der vorliegende stattliche Band bringt das von uns bereits an zwei Stellen dieser Zeitschrift [1]) besprochene ausgezeichnete Werk zum Abschlusse. Er gliedert sich in einen 74 Seiten umfassenden und hauptsächlich der Pflanzen-Geographie von Niederösterreich gewidmeten allgemeinen Theil und in einen besonderen Theil, der die Bearbeitung der Pflanzenfamilien zu Ende führt. Wir besprechen zuerst den allgemeinen Theil; dieser zerfällt in drei Abschnitte. Der erste schildert (auf 15 Seiten) die geographischen und geologischen Verhältnisse von Niederösterreich; der zweite (S. 15—71) gibt eine sehr interessante und eingehende Schilderung der pflanzengeographischen Verhältnisse unseres Kronlandes; der dritte bringt die Literaturangaben zur Flora von Niederösterreich (S. 72—74).

Bei der Schilderung der pflanzengeographischen Verhältnisse behandelt der Verf. zuerst die Gliederung des Gebietes nach den Pflanzenregionen, von welchen er: 1. die Region der Ebenen und Hügelländer, 2. die Bergregion, 3. die Voralpenregion, 4. die Region des Krummholzes und 5. die Alpenregion unterscheidet. Die klimatischen Verhältnisse dieser Regionen, ihre gegenseitige Abgrenzung, das Areale, das sie einnehmen, endlich ihre charakteristischen Bestandtheile werden genau erörtert; meteorologische Tabellen, eigene Messungen des Verf.s (insbesondere über die Höhengrenzen vom Baum- und Krummholzwuchs) und zwei Kärtchen dienen zur Erläuterung der angegebenen Abgrenzungen.

In dem darauffolgenden und umfassendsten Theile der Pflanzen-Geographie geht der Verf. auf die Schilderung der Vegetationsgebiete ein. Die Pflanzenwelt von Niederösterreich lässt sich in

---

[1]) Zeitschrift für österr. Gymnasien, Jahrgang 1891, S. 345 und Jahrgang 1892, S. 813.

zwei große Gruppen bringen, die als pontische oder pannonische Flora und als alpine Flora (im weitesten Sinne) bezeichnet werden können; letztere gestattet wieder eine Dreitheilung in die mitteleuropäische Flora des Berglandes, die Voralpen- und Hochalpenflora. Wenden wir uns zuerst der pontischen Flora zu, so unterscheidet der Verf. — nachdem er ihr Verbreitungsgebiet geschildert und an der Hand eines Kärtchens das Vordringen der pontischen Gewächse in Niederösterreich abgehandelt hat — folgende Pflanzenformationen: 1. die Form. der pontischen Heide oder niederösterreichischen Federgrasflur, 2. die der Sandheide des Marchfeldes oder die Sandnelkenflora, 3. die der Salzheide von Niederösterreich oder die niederösterreichische Halophytenflur, 4. die Form. der Zwergweichsel, 5. die des Perrückenbaumes, 6. die der weichhaarigen Eiche, 7. die der Schwarzföhre, 8. die Form. der pontischen Felspflanzen, endlich 9. die der pontischen Unkräuter und Ruderalpflanzen. Für jede Formation werden die charakteristischen Gewächse, die Verbreitung in Niederösterreich usw. angeführt.

In derselben eingehenden Weise kennzeichnet der Verf. die schon erwähnten drei Glieder der alpinen Flora. Bei dem ersten Gliede, der Hochalpenflora, gibt er eine sehr interessante Zusammenstellung des Vordringens und Vorkommens hochalpiner Gewächse auf niedrigeren Höhen, und unterscheidet dann folgende Formationen: 1. die Form. der Alpenmatten oder der Polstersegge (diese gliedert er weiter in die Alpenmatte der Kalkalpen und die Soldanellenflur), 2. die Form. des Bürstengrases, 3. die Form. der Legeföhre, 4. die Form. der hochalpinen Felsenpflanzen. Die darauffolgende Voralpenflora (der ebenfalls eine Schilderung ihres Ausstrahlens vorausgeht) umfasst: 1. die Form. des Voralpenwaldes, 2. die der Voralpenkräuter und 3. die der voralpinen Felsenpflanzen; zur mitteleuropäischen Flora endich rechnet der Verf. folgende Formationen: 1. die Form. der Fichte, 2. die der Rothföhre, 3. die der Moosföhre (Pinus uliginosa), 4. die der Buche, 5. die der Esche, 6. die Form. der Eichen, 7. die der Mischwälder (wozu die Form. der Donauau, der Weidenau, der Pappelau und die Flockgrasflur gehören), 8. die der Erlen und Weiden, 9. die der Vorhölzer, 10. die des Heidekrautes, 11. die der Wiesen (gegliedert in Berg-, Thal- und Sumpfwiesen), 12. die des Rohrs, 13. die der Sumpfpflanzen, 14. die der Torfsümpfe, 15. die der Wasserpflanzen, endlich 16. die der Felsenpflanzen. Das Detail dieser Formationen, die Verbreitung, die charakteristischen Gewächse mögen aus den ausführlichen Angaben im Originale ersehen werden.

Den Beschluss der niederösterreichischen Pflanzen-Geographie bilden Schilderungen des Culturlandes, Aufzählungen fremder oder eingeschleppter Gewächse, ein Abschnitt über den Einfluss des Bodens auf die Pflanzenvertheilung, endlich eine Statistik der Samenpflanzen, die (verglichen mit Neilreichs Flora) ein mehr von 697 Arten und Hybriden erweist.

Der specielle Theil des vorliegenden Bandes bringt den Schluss der Blütenpflanzen, nämlich die *Sympetalen*, in derselben trefflichen, eingehenden und originellen Darstellung, die wir schon bei den Besprechungen der früher erschienenen Bände hervorgehoben haben. Im folgenden wollen wir in größter Kürze das Bemerkenswerteste der einzelnen Familien angeben. Den Anfang bilden die *Pirolaceen* (mit Chimaphila als eigener Gattung) und *Ericaceen* (mit Rhodothamnus und Oxycoccos als Gattungen), dann folgen die *Primulaceen* (mit sehr eingehender Berücksichtigung der hybriden Primeln; so werden von der Primula acaulis × elatior fünf unterscheidbare Formen angeführt: Pr. St. Coronae Beck, Pr. variiflora Beck, Pr. flagellicaulis Kerner, Pr. brevistyla DC., Pr. Legueana G. Camus; sehr interessant erscheint uns auch die der südlichen Pr. Columnae Ten. sehr ähnliche neue Varietät γ. hardeggensis der Pr. officinalis und das Vorkommen eines Exemplars der Pr. longiflora in den Donauauen usw.), *Plumbaginaceen*, *Oleaceen*, *Gentianaceae* (für die Gattung Chlora wird der ältere Name Blackstonia, für Erythraea wird Centaurium gebraucht; die Erythraea linearifolia Pers. fehlt unserem Gebiete; die von Neilreich dafür gehaltene Pflanze ist Centaurium erythraea Rafin; ausführliche Gliederung der Formen von Gentiana germanica Wlld.), *Apocynaceae*, *Asclepiadaceae*, *Convolvulaceae* (Convolvulus sepium wird generisch als Volvulus sepium abgetrennt und von Cuscuta epithymum eine neue Varietät γ. cardianthera angeführt), *Polemoniaceen*, *Solanaceen* (Lycopersicum wird zu Solanum gebracht), *Asperifolien* (von der interessanten Hybride Symphytum officinale × tuberosum wird eine neue Form: S. Zahlbruckneri Beck beschrieben und auf das gelegentliche Vorkommen der Pulmonaria obscura Du Mort = P. offic. β. immaculata Opiz aufmerksam gemacht; die Formen von Myosotis erscheinen in eingehender Gliederung; von dem Onosma arenarium W. K. werden zwei Varietäten: a) typ. und β) austriacum Beck [als Var.] unterschieden), *Verbenaceen*, *Labiaten* (äußerst sorgfältige Darstellung der Menthen im Anschlusse an die bekannte Arbeit von H. Braun; ebenso die eingehende Bearbeitung von Thymus, Brunella, der Formen des Bastardes Stachys palustris × sylvatica, von Galeopsis, Lamium maculatum und Ajuga; Glechoma wird mit Nepeta, Betonica mit Stachys, Chaiturus mit Leonurus, Galeobdolon mit Lamium vereinigt; neu für Niederösterreich ist das Vorkommen von Scutellaria altissima L.; überhaupt neu: Galeopsis pubescens × speciosa); *Scrophulariaceen* (sehr eingehende von einer Übersichtstabelle begleitete Bearbeitung von Verbascum, mit mehreren neuen hybriden Formen; Linaria Elatine und spuria werden als Kickxia Elatine Du Mort. und K. spuria Du Mort., Linaria minor als Chaenorrhinum minus Lange abgetrennt; die Gattungen Veronica, Euphrasia, Alectorolophus und Melampyrum werden in gründlicher Weise abgehandelt), *Orobanchaceen* (der Verf., welcher diese Familie bekanntlich in trefflicher Weise monographisch bearbeitete, führt für unser Gebiet 20

der vorliegenden Bearbeitung ersieht man den Reichthum Niederösterreichs an prächtigen und auffallenden Formen, wobei allerdings die schönen Hieracien des Schneeberggebietes von Beck schon früher in seiner: Flora von Hernstein beschrieben und zum Theile auch abgebildet wurden).

Den Beschluss des reichen Bandes bilden Nachträge und Verbesserungen (drei Seiten), Erläuterungen von Fachausdrücken (z. B. acyclisch, obdiplostemon, parietal usw., zwei Seiten), Erklärungen der gebräuchlichsten Abkürzungen von Autorennamen (zwei Seiten), endlich ein ausführliches, 62 Seiten einnehmendes Generalregister aller im beschreibenden Theile enthaltenen lateinischen und deutschen Namen.

Wir waren schon bei den Besprechungen der zwei früher erschienenen Bände dieses Werkes in der Lage, das schmeichelhafteste Urtheil zu fällen. Jetzt, wo dank des unermüdlichen Eifers und der großen Arbeitskraft des Verf.s sein Werk zum Abschlusse gebracht ist, erübrigt uns nur, darauf hinzuweisen, dass auch der letzte Theil alle von uns schon seinerzeit angeführten Vorzüge besitzt, und wir beglückwünschen den Verf. zur Vollendung seiner in jeder Hinsicht ausgezeichneten Arbeit, die zu den Zierden der österreichischen botanischen Literatur gehört. Seit Jahren war der Autor bemüht, die beste Basis für seine Flora zu schaffen; als kühner Bergsteiger und ausdauernder Wanderer durchstreifte er die verschiedensten Gebiete des herrlichen Landes und hielt dort noch eine reiche Nachlese, wo man auf keinerlei neue Funde gehofft hatte (z. B. fand er am vielbesuchten Schneeberge den Erigeron uniflorus, im Marchfelde die Artemisia laciniata!); alle irgendwie auffallenden, abweichenden oder sonst bemerkenswerten Formen wurden von ihm zusammengetragen, die Literaturangaben sorgfältigst gesammelt, das Gesammtmaterial mit Bienenfleiß gesichtet und bearbeitet, wozu dem Verf. selbstverständlich seine Stellung als Leiter eines der größten botanisch-systematischen Institute sehr zustatten kam, da oft erst die Einsicht in ältere Herbarien, der Vergleich mit Original-Exemplaren, Bildwerken usw. ein gesichertes Urtheil ermöglichen konnte. Wir schließen daher unsere Besprechungen mit der vollsten Anerkennung für den Verf. und mit dem Wunsche, er möge seiner niederösterreichischen Phanerogamen-Flora recht bald eine niederösterreichische Kryptogamen-Flora folgen lassen, da er ja als Kenner dieser Gewächse (insbesondere der Pilze) tüchtige Arbeiten geliefert und auf seinen niederösterreichischen Reisen auch ein großes Material von Kryptogamen zusammengetragen hat.

Wien. Dr. Anton Heimerl.

Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften von Karl Faulmann, k. k. Professor. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. A. Hartlebens Verlag. Erscheint in 30 Lieferungen à 2 Druckbogen. Preis einer Lieferung 30 kr.

Der Verf., welcher bereits eine Reihe von Schriften über die Geschichte der Cultur verfasste: die „Illustrierte Culturgeschichte", die „Illustrierte Geschichte der Schrift", die „Illustrierte Geschichte der Buchdruckerkunst", hat nun den Rahmen etwas weiter gespannt und als Ergebnis seiner ausgedehnten Studien eine „Geschichte der Wissenschaften" erscheinen lassen; dass dieselbe illustriert ist, erscheint als Erfordernis der Neuzeit, denn man begnügt sich heute nicht mehr mit dem todten Worte, man will, wo es nur angeht, das Besprochene im Bilde schauen. Und es ist nicht zu leugnen, dass die Facsimile-Reproductionen von Abbildungen aus den wissenschaftlichen Werken vergangener Zeiten imstande sind, uns oft mit einem Schlage in den Geist und die Anschauungen jener Zeit zu versetzen, weit schneller, intensiver und belehrender, als es seitenlange Abhandlungen vermöchten, und dass dasjenige, was man „Stimmung" nennt, nur durch gute zeitgenössische Abbildungen erreicht werden kann. So wie derjenige, der nie ein Museum antiker Bildwerke oder wenigstens deren Gipsabgüsse gesehen, selbst wenn er noch so viele Classiker im Original gelesen hat, nicht imstande ist, die Griechen als wesentlich plastisches Kunstvolk zu erfassen, so kann man auch die ganze Schwerfälligkeit der mittelalterlichen Wissenschaft, die Unbeholfenheit und Naivetät im Demonstrieren und Experimentieren nur dann vollständig würdigen und verstehen, wenn man die Abbildungen in den Büchern jener Zeit vor Augen hat.

Die uns vorliegenden 20 Lieferungen bringen eine reiche Auswahl gut ausgeführter Facsimile-Reproductionen nach alten Holzschnitten, Kupferstichen, Miniaturen, dann Photctypien nach Gemälden usw., die den Text lebendig machen. Auf den Inhalt kommen wir nach Vollendung des Werkes zurück, können aber jetzt schon aussprechen, dass diese neue, mit außerordentlichem Fleiße und großer Sachkenntnis durchgeführte Arbeit des Verf.s ein vortreffliches Mittel darbietet, sich in das Wissen vergangener Jahrhunderte zu versetzen und die ungeheuren Erfolge kennen und anstaunen zu lernen, die der menschliche Geist im Laufe der Zeiten errungen hat.

Graz. Josef Wastler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die „Einleitung" zum Organisations-Entwurfe und die Gymnasialreform in Preußen.

In jüngster Zeit erhielten zwei Fragen im Gymnasialwesen eine Erledigung, deren Bedeutung unser Interesse in Anspruch nimmt, einmal die Genesis des Organisations-Entwurfes, wovon die „Einleitung" [1]) einen wesentlichen Bestandtheil bildet, dann die Gymnasialreform in Preußen, die in den „Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen" [2]) und in der „Ordnung der Reifeprüfung" an denselben 1891 ihren Abschluss fand.

Da über die Ordnung der Reifeprüfung hier [3]) bereits berichtet wurde, kommt in der nachfolgenden Erörterung nur der Lehrplan der Gymnasien in Betracht.

I.

Bekanntlich hat sich über die Reform der österreichischen Gymnasien von 1849 frühzeitig die Ansicht gebildet, sie sei eine Nachahmung der preußischen Organisation. Wir sehen darin weder ein Schlagwort, noch auch eine missgünstige Auffassung, sondern vielmehr ein natürliches Verlangen des Publicums — wir scheiden hier die Lehrerkreise aus — sich in der großen Reform des Unterrichtswesens zu orientieren. Da nun dasselbe ein Studium des umfangreichen Organisations-Entwurfes nicht leicht vornehmen konnte, und entsprechende Belehrungen über dasselbe ihm nicht zutheil wurden, so war es genöthigt, theils durch Schlussfolgerungen theils aus äußeren Erscheinungen das Urtheil sich selbst zu bilden.

---

[1]) Der Entwurf der Organisation der Gymnasien in Österreich von 1849 besteht aus drei zusammengehörigen Theilen, von denen der erste „Vorbemerkungen", auch „Einleitung" genannt, und der dritte „Instructionen" die Informationen enthält und zwar jener vom legislativen, dieser vom pädagogischen Standpunkte; der zweite umfasst in fünf Abtheilungen die Normen.

[2]) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen nebst Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen. Berlin 1891.

[3]) Vergl. diese Zeitschrift 1893, S. 255 - 275.

Weil die Reform der österreichischen Universitäten nach deutschem oder preußischem Muster durchgeführt wurde, so, folgerte man, müsse auch die Vorschule für die Universität, das Gymnasium, nach preußischem Vorbilde eingerichtet sein, und diese Schlussfolgerung fand in einzelnen Erscheinungen, wie in Einführung der Lehrmittel, in Berufung einzelner Directoren und Lehrer aus Preußen einen Stützpunkt, und wenn vollends etwas geeignet war, diese Ansicht zu befestigen, so war die neue Institution der Maturitätsprüfung ganz dazu geschaffen, und in diesem Punkte erscheint diese Ansicht sogar vollkommen begründet.

In dergleichen Anschauungen mag diese Ansicht ihren Ursprung haben; allein eine solche Ansicht schwindet, wenn die äußeren Eindrücke ihre Kraft verlieren, und nachdem auch die Maturitätsprüfung ihre Wandlungen durchgemacht und Formen angenommen hatte, die sie den anderen in Österreich üblichen Einrichtungen näher brachten, verlor sie ihren letzten Stützpunkt, und man kann wohl sagen, dass diese Ansicht in Österreich keine Vertreter mehr hat und seit geraumer Zeit nicht mehr hatte.

Indes scheint außerhalb Österreichs diese Ansicht, wenngleich in einer anderen Form, als Tradition fortzubestehen, und darauf weist auch jenes Urtheil hin, das in unseren Tagen über die Gymnasialreform in Österreich gefällt wurde, und worin „der österreichische Organisations-Entwurf von 1849 in seinen allgemeinen Grundzügen und zumeist auch sonst als ein Werk des bisherigen Stettiner Gymnasialprofessors Hermann Bonitz“ bezeichnet wird.[1])

Wenn hier Kenntnis davon genommen wird, so geschieht es, weil dieses Urtheil in einem Werke vorkommt, das für einen ernsten Leserkreis bestimmt ist.

Bei der Bedeutung, welche dieses Werk für sich in Anspruch nimmt, muss es nun auffällig erscheinen, und dürfte dies nicht bloß in Österreich, sondern auch in Preußen bemerkt werden, dass die Erklärung eines Mannes wie Bonitz, der ja auch Director des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster und darauf vortragender Rath im preußischen Ministerium war, ganz unbeachtet gelassen wurde. Bonitz berichtet in seinem Lebensabrisse:[2]) „Der auf die Organisation der Gymnasien bezügliche Auftrag fand unmittelbar nach meinem Amtsantritte umfassende Anwendung; unter dem Vorsitze des um Österreichs Schulwesen hochverdienten und für dessen Festigung zu früh verstorbenen Ministerialrathes Exner fanden täglich Berathungen statt, auf deren Grund ich in den Monaten April bis Juni 1849 den Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich (abgesehen von der von Exner selbst concipierten Einleitung und dem allgemeinen

[1]) Deutschlands höheres Schulwesen im XIX. Jahrhundert. Geschichtlicher Überblick im Auftrage des königl. preuß. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten von Prof. Dr. Conrad Rethwisch. Berlin, R. Gaertners Verlagshandlung 1893. S. 76.

[2]) Geschichte des grauen Klosters zu Berlin von Dr. Julius Heidemann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1874. S. 316.

Theile) sammt den meisten im Anhange gegebenen Instructionen ausarbeitete und der Revision Exners vorlegte.«

Dass diese wichtige Mittheilung auch in Österreich Eingang und weitere Verbreitung fand, ist ein Verdienst des Prof. Karl Schenkl,[1]) der in seiner Rede bei der Trauerfeier für Hermann Bonitz 1888 darauf aufmerksam machte.

Diese Erklärung bildet nun den Ausgangspunkt zur weiteren Untersuchung der Frage, welche Autoren Beiträge zu dem Werke »Organisations-Entwurf« geleistet hatten, deren Ergebnis nach Prof. Wilhelm Ritter von Hartel folgendes ist:[2]) »Bonitz hat denselben, von der Einleitung und den allgemeinen Bestimmungen S. 1—17 und den Bemerkungen über die philosophische Propädeutik S. 175—179 abgesehen, welche sich Exner vorbehalten hatte, von welchem auch II Plan der Realschulen S. 219—224 herrührt, in der Zeit von April bis Juni fertiggestellt, worauf ihn Exner noch einer Revision unterzog. Wenn die ersten Abtheilungen desselben, II über den Lehrplan und die einzelnen Unterrichtsgegenstände, über die schriftlichen Arbeiten, die Stundeneintheilung, die Schulferien, die Lehrbücher, die Lehrmittelsammlungen, die Abweichungen vom Lehrplan, das Schulgeld, III über die Schüler, die Disciplin und Prüfungswesen, IV über die Lehrer, V über die Leitung der Gymnasien, in meritorischer Beziehung in den commissionellen Berathungen mehr oder weniger ausgearbeitet worden waren und hierin Bonitz' Aufgabe sich auf die schärfere Stilisierung und passendere Anordnung beschränkte, so war der die Instructionen umfassende Anhang bis auf Nr. VII Zur Instruction für den Unterricht in den Naturwissenschaften und Nr. VIII Bemerkungen über den Unterricht in der philosophischen Propädeutik ganz sein Werk.«[3])

---

[1]) Rede bei der Trauerfeier für Hermann Bonitz am 27. October 1888 im Festsaale der Universität Wien, gehalten von Prof. Karl Schenkl. Separatabdruck aus der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1888, Heft XI. S. 8.

[2]) Bonitz und sein Wirken in Österreich. Vortrag gehalten in der Sitzung der »Mittelschule« vom 15. December 1888. Separatabdruck aus den Vereinsmittheilungen »Mittelschule« in Wien. Linz, im Selbstverlage des Verfassers 1889, S. 15 ff.

[3]) Damit stimmt der Bericht des Dr. S. Frankfurter bis auf einen Punkt überein. Während von Hartel die Frage über den Autor von Nr. VII Zur Instruction für den Unterricht in den Naturwissenschaften offen lässt, beantwortet Frankfurter diese Frage dahin, dass Exner Verfasser dieser Instruction ist und fügt noch als Erläuterung hinzu: »Im einzelnen sei noch das als interessantes Detail verzeichnet, dass sich bezüglich des Geschichtsunterrichtes insofern eine Meinungsverschiedenheit ergab, als Helfert die Geschichte am Faden der vaterländischen gelehrt wissen wollte; die Entscheidung über die Frage wurde offen gelassen und später zu Gunsten der von Bonitz und Exner vertretenen, dass die allgemeine Geschichte vorangehen solle, entschieden. Ferner muss ergänzend gleich hier bemerkt werden, dass der Unterricht im Deutschen nach dem Entwurfe Mozarts geregelt wurde.« Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Unterrichtsreform. Von Dr. S. Frankfurter. Wien 1893. S. 108 ff.

Was die Lehrerwelt betrifft, so wissen jene, welche die Verhältnisse vor 1849 kennen, dass die österreichischen Schulmänner mit dem Unterrichtswesen in den deutschen Staaten vertraut waren, dass sie die Gebrechen des österreichischen Lehrplanes genau kannten: eine neue Gymnasialordnung wurde sehnlichst erwartet, die 1849 gegebene freudig aufgenommen und besonders sympathisch begrüßt, dass der Unterricht in der griechischen Sprache erweitert und zwei Einrichtungen, die in Österreich bis 1819 bestanden hatten, die Naturwissenschaften und das Fachlehrersystem, wieder eingeführt wurden.

Diese neue Gymnasialordnung auf ihre Grundlagen zu prüfen, dazu war bisher kein Anlass vorhanden; dies erfolgte erst 1857 durch die Modificationsvorschläge; die Hinweisung auf „die wesentlichen Grundzüge“ des Organisations-Entwurfes lenkte die Aufmerksamkeit der Lehrer auf den Gymnasialorganismus, der von da an Gegenstand eines eingehenden Studiums wurde. Obwohl nun diese Grundzüge bei verschiedenen Anlässen in dieser Zeitschrift bereits mehr oder minder ausführlich erörtert und allgemein bekannt sind, so möge es gestattet sein, soweit dieselben den Lehrplan betreffen, sie kurz und übersichtlich zusammenzustellen und zwar aus folgendem Grunde.

Wie die Einleitung selbst hervorhebt,[1]) „kann es nicht die Absicht sein, den Gymnasien eine Organisation zu geben, welche sie wie ein metallenes Kleid äußerlich umschließt und in unveränderlicher Form festhält; vielmehr muss sie in das Leben dieser Institute eindringen, mit ihnen wachsen und sich gestalten“; im Laufe der Zeit wurden manche Formen geändert, auch in dem allgemeinen Theile; und was die Instructionen betrifft, so wurden, wie bekannt, 1884 neue verfasst, weil jene von 1849 als nicht mehr zweckmäßig befunden wurden und einer Ergänzung und Erneuerung bedurften: das Werk „Entwurf der Organisation“ ist nunmehr ein historisches Document für die Reformzeit geworden.

Nur ein Theil dieses Werkes, „die Einleitung“, ist ungeändert geblieben; es ist das wichtigste und wertvollste Document, das wir aus jener Zeit besitzen, da es als ein Programm des Ministeriums Graf Thun zu betrachten ist, worin die Gründzüge oder die leitenden Ideen für die Gymnasialreform von 1849 niedergelegt und die Bahnen vorgezeichnet sind, in denen sich der Gymnasialorganismus zu bewegen hat; und diese Grundzüge bestehen als Grundlagen der Gymnasialorganisation noch fort.[2])

Da nun diese von Exner concipierte Einleitung der Gegenwart etwas entrückt ist, und die folgende Erörterung auf die einzelnen Punkte des Programmes zurückgreift, erscheint es nothwendig, diese Grundzüge hervorzuheben. Diese sind:

I. Der Lehrplan des Entwurfes umfasst diejenigen Gegenstände, welche aus dem Begriffe der allgemeinen Bildung sich ergeben. Vorbem. S. 5, Absatz 3.

---

[1]) Org.-Entw. S. 1, Absatz 2.
[2]) Vergl. Ministerial-Verordnung vom 26. Mai 1884.

II. Jedem Gegenstande ist so viel Zeit zu widmen, als nöthig ist um Früchte der gehofften Mühe zu ernten. Vorbem. S. 6, Absatz 1.

III. Als Hauptzweck der Erlernung der alten Sprachen ist, obwohl die durch grammatische Studien zu erwerbende formelle Bildung nicht außer Berechnung bleibt, doch die Lesung der classischen Schriftsteller angenommen. Vorbem. S. 5, Absatz 3.

IV. Die Durchführung des Gedankens, dass der Schwerpunkt des ganzen Unterrichtes in den classischen Sprachen zu ruhen habe, denen man eine besonders bildende Kraft zutraut und durch Menge des Lehrstoffes und der ihnen gewidmeten Stunden ein entschiedenes Übergewicht über alle anderen verschafft und diese fast nur nebenher und zu ihrer Unterstützung behandelt, ist gegenwärtig unmöglich. Vorbem. S. 7, Absatz 2.

V. Der Schwerpunkt des Lehrplanes liegt in der wechselseitigen Beziehung aller Unterrichtsgegenstände aufeinander. Vorbem. S. 8, Absatz 1.

VI. Die Gliederung des Gymnasiums in Unter- und Obergymnasium von je vier Classen unterscheidet die Bildungsstufen des eigentlichen Knaben und des heranreifenden Jünglings. Vorbem. S. 3, Absatz 1.

VII. Es wird das Fachlehrersystem eingeführt mit den Modificationen, welche die Einheit des pädagogischen Einwirkens auf die Schule verlangt. Vorbem. S. 9, Absatz 2.

VIII. Die Verbreitung der gymnastischen Übungen wird für entsprechende Pflege der körperlichen Kräfte sorgen. Vorbem. S. 8, Absatz 2.

II.

Wie in der Einleitung bemerkt wird,[1]) »ist der Organisationsplan mit Benützung der von allen Gymnasien und höheren Lehranstalten eingegangenen Urtheile und Vorschläge entworfen worden«. Es bedarf aber nicht erst einer Beifügung, dass bei einem so umfassenden Werke auch die Organisationspläne anderer Staaten zurathe gezogen wurden, und dass insbesondere der Lehrplan der preußischen Gymnasien, der, wie aus den oben dargelegten Verhältnissen zu ersehen ist, in den Berathungen eine sehr wirksame Vertretung fand, Gegenstand einer sehr genauen Prüfung und Erwägung war. Obwohl, wie man sagt, über diese Berathungen keine Aufzeichnungen vorhanden sind,[2]) so sind wir doch über ihren wesentlichen Inhalt genügend unterrichtet und auch über die Gründe, welche hiebei geltend gemacht wurden. Wir besitzen dafür eine sehr wichtige und verlässliche Quelle, es ist eben die Einleitung zum Organisations-Entwurfe. Unter diesen acht Punkten sind nämlich einige ohne alle Motivierung, andere dagegen sind motiviert, zwar kurz aber klar und für jedermann verständlich. Zur ersten Gruppe gehören drei und zwar I, VII und VIII, von denen man also sagen kann, dass sie

[1]) Vorbem. S. 1, Absatz 2.

[2]) Nach Frankfurter S. 108 wurden Protokolle über diese Berathungen nicht geführt.

ohne Debatte angenommen wurden; zur zweiten Gruppe gehören II, III, IV, V, VI. Punkt II der Grundzüge betrifft den ökonomischen Haushalt, den Stundenplan. Der alte Lehrplan zählte je 18 wöchentliche Lehrstunden für jede der sechs Classen, aus denen das Gymnasium bestand; diese Zahl wurde, wie aus dem Lehrplane von 1849 zu ersehen, mäßig erhöht; es war dies nicht bloß zulässig, sondern auch nothwendig, weil drei Gegenstände, die nach Punkt I der Grundzüge zur allgemeinen Bildung gehören, die deutsche Sprache, Naturgeschichte, Physik im alten Lehrplane fehlten; auch musste der griechischen Sprache eine größere Stundenzahl (28) als bisher üblich gewesen (8) zugewendet werden. Aus den Worten der Einleitung[1]) „übrigens ist die für für beide classischen Sprachen bestimmte Stundenzahl kleiner, als es vielleicht von vielen competenten Beurtheilern der Gymnasialeinrichtungen gewünscht wird“, ist die Annahme zulässig, dass in der Berathung diese Frage eine eingehende Erörterung fand, und dies ist auch erklärlich, wenn man den Stundenansatz in anderen Lehrplänen, wie z. B. im preußischen 86 St. Latein, 42 St. Griechisch, mit jenem des österreichischen Lehrplanes: 47 St. Latein, 28 St. Griechisch, vergleicht.

Das Programm acceptierte den Grund, der in solchen Fällen geltend gemacht wird, „einem Gegenstande so viel Zeit zu widmen, als nöthig, um Früchte der gehabten Mühe zu ernten oder ihn ganz aufzugeben“,[2]) und konnte mit Recht darauf hinweisen, dass es diesem Grundsatze gemäß handelte, indem eine größere Stundenzahl, als bisher üblich gewesen, der griechischen Sprache zugewendet wurde. Das Programm beharrte auf diesem Stundenansatz und begründete seinen Standpunkt wie folgt:[3]) „Der Plan baut auf die Wirkungen einer verbesserten Unterrichtsmethode; er nimmt Rücksicht auf den Widerwillen, den eine weit über die gewohnte Zahl hinausgehende Menge wöchentlicher Unterrichtsstunden finden würde, sowie auf die den österreichischen Gymnasien eigenthümliche Aufgabe, eine Mehrheit im Reiche gangbarer und häufig den Schülern nothwendiger Landessprachen zu lehren“.

Indem der Stundenansatz für die alten Sprachen aufrecht erhalten blieb, konnte jenes Ziel, welches der preußische Lehrplan in diesen Gegenständen verfolgte, für Österreich nicht maßgebend sein; für Erlernung der alten Sprachen, insbesondere im Latein, mussten in Österreich Forderungen gestellt werden, die von dem preußischen Lehrplane nicht unwesentlich abwichen. Dies zeigt Punkt III der Grundzüge: „Als Hauptzweck der Erlernung der alten Sprachen ist, obwohl die durch grammatische Studien zu erwerbende formelle Bildung nicht außer Berechnung bleibt, doch die Lesung der classischen Schriftsteller.“

Durch diesen Grundsatz wird das Verhältnis, in dem der grammatische Unterricht zur Lectüre stehen soll, geregelt und in bestimmter

---

[1]) Vorbem. S. 6, Absatz 1.
[2]) Vorbem. S. 6, Absatz 1.
[3]) Vorbem. S. 6, Absatz 1.

Weise erklärt, dass auf der oberen Stufe der grammatische Unterricht der Lectüre nicht übergeordnet, nicht beigeordnet, sondern untergeordnet ist.

Diese bestimmte Erklärung und Forderung in Punkt III der Grundzüge, die ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen dem preußischen und österreichischen Lehrplane bildet, ist das Ergebnis einer genauen Prüfung und Beurtheilung der Früchte des alten österreichischen Lehrplanes.

Von den 18 wöchentlichen Lehrstunden in jeder der sechs Classen waren je 12 Stunden in der I. und II. Classe, je 10 Stunden in der III. bis VI. Classe für Latein bestimmt; das Griechische begann in der III. Classe mit je 2 Stunden für jede der folgenden Classen; von den übrigen 6 Stunden wurden je 2 Stunden auf Religion, Geographie, Geschichte und Mathematik vertheilt. Wöchentlich wurden zwei Hauspensa und eine Composition im Latein (in den beiden Humanitätsclassen zeitweise ein deutscher Aufsatz) angefertigt; in der III. und IV. Classe waren die Lehrbücher für Grammatik, in der V. und VI. Classe für Stilistik in lateinischer Sprache verfasst.

Nach dem Vermerk der Zeugnisse »ex auctorum interpretatione et stilo« waren Lectüre der Classiker und Lateinschreiben die Ziele des Unterrichtes, beide einander beigeordnet, wobei die Lectüre das erste, Lateinschreiben das zweite sein sollte; in Wirklichkeit aber waren die beiden Ziele einander nicht beigeordnet, sondern die Lectüre dem Lateinschreiben und Lateinsprechen untergeordnet; denn die sogenannte statarische Lectüre, begleitet von einem weitläufigen lateinischen Commentar, bewegte sich schwerfällig, und für die cursorische Lectüre blieb keine Zeit; ein Verständnis für den sachlichen Inhalt fehlte, weil der Unterricht in der alten Geschichte in den letzten Jahrgang des Gymnasiums verlegt war.

Wollte man das Ziel dieses Unterrichtes bestimmen, so müsste man sagen: Erwerbung der Fertigkeit im Gebrauche der lateinischen Sprache in Wort und Schrift und Lectüre ausgewählter Beispiele aus den classischen Schriftstellern zur Bildung des Stils (exercitia stili). — Wie man auch übrigens über die Lateinschule urtheilen mag, das Zeugnis darf ihr nicht vorenthalten werden, dass sie es verstanden hat, das Interesse auf einen Hauptzweck zu concentrieren und den gewichtigsten Schwerpunkt im Unterrichte zu schaffen; denn der Unterricht in den anderen Lehrgegenständen war nur insoweit zugelassen, als er die Erreichung des Hauptzweckes nicht behinderte. Und darin dürfte auch die Revision des Lehrplanes von 1819 ihre Erklärung finden; die Naturwissenschaften, das Fachlehrersystem wurden als Hindernisse für die Erreichung des Hauptzweckes erkannt, daher von der Lateinschule beseitigt.

Im wesentlichen war also die Lateinschule eine Fachschule für lateinische Sprache, und für diesen Zweck mag das der richtige Weg gewesen sein.

Wenn aber nach Punkt I der Grundzüge und damit in Übereinstimmung nach §. 1 des Organ.-Entwurfes in den Lehrplan jene Gegenstände aufgenommen werden, die zur höheren allgemeinen Bildung gehören, als sie die Volksschule gewährt, so darf keinem der obligaten Lehr-

gegenstände, also auch weder der lateinischen, noch der griechischen Sprache eine besonders bildende Kraft zugetraut werden, und weder die Menge des Lehrstoffes, noch auch die größere Stundenzahl, die lediglich durch didaktische Rücksichten bedingt ist, dürfen ein Übergewicht über alle anderen Gegenstände verschaffen und dadurch eine Unterscheidung von Haupt- und Nebengegenständen herbeiführen; denn alle obligaten Lehrgegenstände sind gleich nothwendig, daher gleichwertig für den Zweck der höheren allgemeinen Bildung: das Programm musste daher nach Punkt IV der Grundzüge Stellung nehmen gegen alle Lehrpläne, die einen Schwerpunkt sei es in einen, sei es in zwei oder in eine Sondergruppe der obligaten Lehrgegenstände verlegen.

Ob und welche Gründe für Aufrechthaltung eines physischen Mittelpunktes oder Schwerpunktes für den ganzen Unterricht in der Berathung geltend gemacht wurden, darüber fehlt jede Andeutung; eines ist gewiss, dass das Programm diesen Schwerpunkt bekämpfte und bekämpfen musste, und hier ist es, wo dasselbe aus seiner classischen Ruhe heraustritt und mit scharfer Betonung erklärt:[1]) „Die Durchführung eines solchen Gedankens ist gegenwärtig unmöglich. Mathematik und Naturwissenschaften lassen sich nicht ignorieren, sie gestatten auch nicht, dass man die Kraft ihres Lebens zum leeren Schatten irgend einer anderen von ihnen wesentlich verschiedenen Disciplin mache“.

„Der Schwerpunkt des gegenwärtigen Lehrplanes liegt in der wechselseitigen Beziehung aller Unterrichtsgegenstände auf einander“ (Punkt V der Grundzüge); er ist das feste Band, das alle verbindlichen Gegenstände umschließt, weil alle sich gegenseitig ergänzen, daher für einander, wie für die höhere allgemeine Bildung nothwendig sind.

Dass Punkt VI der Grundzüge Gegenstand einer Erörterung war, darauf deuten die Worte der Einleitung[2]) hin: „es ließen sich vielleicht, namentlich wenn man die didaktische Anwendung irgend eines bestimmten Lehrstoffes ins Auge fasst, mehrere Stufen unterscheiden“ und damit wird auf die in Preußen übliche Dreitheilung: untere, mittlere, obere Stufe hingewiesen. Diese Stufenunterscheidung steht mit der westphälischen Schulordnung von 1830 im Zusammenhange, und liegt derselben die didaktische Anwendung eines bestimmten Lehrstoffes, der Geschichte, zugrunde, wornach dieser Gegenstand in didaktischer Beziehung zuerst vom biographischen, dann vom ethnographischen, endlich vom universalhistorischen Standpunkte behandelt werden soll. Dieser landesüblichen Eintheilung stand in Österreich die althergebrachte Ordnung von zwei Stufen, der vier Grammatikalclassen und zwei Humanitätsclassen entgegen, und wenn man wie in Bayern, wo die Lateinschule mit dem Gymnasium noch jetzt vereint geht, die Erinnerung an die historische Einrichtung hätte bewahren wollen, so stand nichts im Wege, dass nach Vereinigung der zwei philosophischen Curse mit dem sechsclassigen Gymnasium die vier oberen Classen den

---

[1]) Vorbem. S. 8, Absatz 1.
[2]) Vorbem. S. 3, Absatz 1.

Namen Humanitätsclassen fortführten, da, wie die Einleitung bemerkt,[1]) »in den Naturwissenschaften die humanistischen Elemente in reicher Fülle vorhanden sind«, während die vier unteren Classen die Bezeichnung Grammatikalclassen behalten konnten, weil hier in den Sprachen das grammatische Studium in den Vordergrund tritt. Indes ließ man die alten Bezeichnungen fallen und zwar aus einem principiellen Grunde, weil die didaktische Anwendung irgend eines bestimmten Lehrstoffes abgelehnt wurde;[2]) der althistorische Name Gymnasium genügte für das Ganze, und eine Gliederung in zwei Stufen (Unter- und Obergymnasium) hätte eingeführt werden müssen, wenn selbe in Österreich nicht bereits bestanden hätte, weil diese Gliederung die Bildungsstufen des eigentlichen Knaben und des heranreifenden Jünglings unterscheidet.

Nun liegt allerdings auch dieser Unterscheidung die Anwendung eines didaktischen Moments zugrunde, Unterstufe (Anschauungsunterricht), Oberstufe (eine mehr wissenschaftliche Behandlung); allein diese didaktische Anwendung bezieht sich nicht auf einen bestimmten Lehrstoff, sondern ist ein charakteristisches Merkmal der beiden Stufen, das für Behandlung aller Lehrgegenstände maßgebend sein soll.

Das Programm beharrt auf der Gliederung in zwei Stufen mit der entschiedenen Erklärung:[3]) »So lange nicht wichtige Gründe für eine zusammengesetztere Form sprechen, wird die einfachste und natürlichste auch für die zweckmäßigste gelten müssen.«

Das Programm des Ministeriums Graf Thun hat, wie aus der Darlegung zu ersehen ist, in Erwägung, dass das von der Lateinschule verfolgte und erreichte Ziel in keinem Verhältnisse steht zu den Opfern, die gebracht werden, indem dabei einerseits der Hauptzweck der Erlernung der alten Sprachen, die Lectüre, beeinträchtigt, anderseits den wohl begründeten Bedürfnissen der Zeit, den sogenannten Realien, nicht Rechnung getragen wird, die Aufhebung der Lateinschule beschlossen und einen neuen Organisationsplan entworfen, der sich durch seine Grundzüge ebenso von der alten wie von der neuen Lateinschule wesentlich unterscheidet. Und zur neuen Lateinschule wird jeder Lehrplan gerechnet, dessen Schwerpunkt in den beiden classischen Sprachen liegt, der Haupt- und Nebengegenstände unterscheidet, und der im Unterrichte der lateinischen Sprache das Ziel der alten Lateinschule, Lateinschreiben, Lateinsprechen, verfolgt.

Mit diesen Grundzügen trat das Programm in Opposition gegen die Lehrpläne der deutschen Staaten und kündete damit einen Kampf gegen einen Factor an, dessen Macht nicht zu unterschätzen war.

---

[1]) Vorbem. S. 8, Absatz 1.

[2]) Ein Schimmer der Dreistufigkeit war im Lehrplane §. 38, I. wahrzunehmen in »Gelegentlich können biographische Schilderungen angeknüpft werden als Vorbereitung des historischen Unterrichtes«, derselbe erlosch jedoch bald und vollständig und gewiss nicht zum Schaden des Unterrichtes in Geographie.

[3]) Vorbem. S. 3, Absatz 1.

Zwar stand Österreich damals in diesem Kampfe nicht allein, auch in den deutschen Staaten ließen sich bereits Stimmen vernehmen: die gegen die neue Lateinschule Stellung genommen hatten. Es sei gestattet, einer solchen Stimme hier Gehör zu geben, die deshalb merkwürdig ist, weil die Zeit, wo sich dieselbe vernehmen ließ, das Jahr 1849 ist, also dasselbe Jahr, in dem das Programm des Ministeriums Graf Thun veröffentlicht worden ist. „Man hat neue Unterrichtsgegenstände in die Gymnasien eingeführt und dadurch noch dazu beigetragen, dass den classischen Studien immer mehr Lebenskraft entzogen wurde, hat aber gleichwohl die classischen Studien fortwährend, als hätten sie noch die alte Bedeutung und die alte Grundlage, in den Mittelpunkt des Gymnasialunterrichtes gestellt und es sich dadurch unmöglich gemacht, den neuen Unterrichtsgegenständen den zu ihrem Gedeihen erforderlichen Raum zu schaffen. So hat man das Alte zerstört, ohne dass es durch das Neue hinreichend ersetzt worden wäre. — Die lateinischen Stilübungen waren ehedem nicht bloß Formsache, sie hatten auch ihren Inhalt, so lange es darauf ankam, sich auch in die Ideen der römischen Literatur und Sprache einzuleben, letztere sich für den wirklichen Gebrauch anzueignen und somit in ihr nicht bloß schreiben, sondern auch denken zu lernen. Dies hat aufgehört, seit nicht mehr die alte Welt, sondern die Gegenwart der Mittelpunkt und die Heimat unseres Denkens und Empfindens ist. Man hat diesen Hauptreiz für die lateinischen Stilübungen verloren gehen lassen, ohne ihn durch einen anderen zu ersetzen und hat gleichwohl die Stilübungen beibehalten.

Kein Wunder also, dass darin ungeachtet der aufgewandten Mühe, ungeachtet alles Nachdruckes, der bei den Abgangs- und anderen Prüfungen auf die Leistungen im Lateinischen gelegt wird, dennoch von der Mehrzahl der Schüler, wie jedermann weiß, der einige Erfahrung hat, außerordentlich wenig geleistet wird.

Ein ähnlicher Fall findet auch bei der anderen Seite der classischen Studien, beim Lesen der Classiker statt. Hier war es der Inhalt und zwar bis ins einzelne herab, der wie die Erwachsenen so auch die Schüler anzog und fesselte. Dies ist gleichfalls vorbei und zwar umsomehr, als es eben das sachliche Interesse der classischen Literatur ist, welches auf die neu eingeführten Unterrichtsgegenstände abgeleitet worden ist. Auch hier hat man wenig oder gar nichts dafür gethan, um den fehlenden Reiz zu ersetzen. Es ist daher nach und nach dahin gekommen, dass auf den meisten Gymnasien der Umfang der Lectüre immer mehr beschränkt worden ist. Dafür aber haben sich in den leer gewordenen Raum die grammatischen und kritischen Subtilitäten eingedrängt, die den Gegenstand der Lectüre endlich ganz zu überwuchern drohen. Es scheint zuweilen, als lese man die Alten nur, um Anknüpfungspunkte für allerlei Bemerkungen zu gewinnen, deren an und für sich geringer Wert sich dem Schüler gegenüber für ein gesundes Urtheil als Null darstellen wird.“

So urtheilte 1849 Dr. Carl Peter, eine Zeitlang Director der Landesschule in Pforta, ein treuer Freund der classischen Studien, wie dies seine Schriften beweisen. [1])

Auch einzelne Regierungen der deutschen Staaten, wie die von Sachsen,[2]) Preußen[3]) trafen Vorbereitungen für eine Reform der Gymnasien, die ein gemeinsames Merkmal darin hatten, dass sie gegen die neue Lateinschule Stellung nahmen; allein dieser Widerstand war von kurzer Dauer; die fertigen Gesetzvorlagen wanderten in die Archive. »Die Schulgesetzentwürfe von 1848/49«, sagt Rethwisch,[4]) »theilten das Schicksal der Reichsverfassung, die einen wie die anderen gelangten damals noch nicht zur Durchführung. Was durch sie gewonnen,

---

[1]) Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien. Ein methodischer Versuch als Beitrag für die Neugestaltung des deutschen Gymnasialwesens von Dr. Carl Peter, herzogl. Sachsen-Meiningschen Schulrath. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1849, S. 3 ff. Seine Vorschläge waren im wesentlichen (S. 5): Es muss möglich gemacht werden, dass die Schüler auf den Gymnasien nicht bloß einzelne Stücke aus der griechischen und römischen Literatur, sondern ein auserwähltes Vieles lesen.

Zwar nicht die lateinischen Schreibeübungen, welche lediglich die Befestigung in der Grammatik zum Zwecke haben, wohl aber die lateinischen Stilübungen müssen beseitigt werden. Der unleugbare Nutzen, den diese Stilübungen für das tiefere Eindringen in die Eigenthümlichkeit des fremden Idioms haben, muss auf anderem Wege erreicht werden. Stilübungen sollen nicht in der Art stattfinden, dass die Kraft des Schülers sich dabei in dem Kampfe mit den unüberwindlichen Schwierigkeiten des fremden Idioms nutzlos verzehrt, sondern nur so, dass der Schüler von den unteren Stufen an aus voller Brust schreiben und die Sprache zum wirklichen Ausdruck seiner Vorstellungen und Empfindungen machen kann, d. h. nur in der Muttersprache.

[2]) Das Regulativ für das Königreich Sachsen schließt sich an Köchlys Grundanschauung (über das Princip des Gymnasialunterrichtes in der Gegenwart 1847) an. »Köchly bekämpft die Idee, dass der überkommenen Art des Gymnasialunterrichtes oder deutlicher des philologischen Unterrichtes in den classischen Sprachen eine ausschließliche oder auch nur besondere Kraft zur Gewährung einer humanen Bildung innwohne, als schulmeisterliche Einbildung.« Nicht Sprachenerlernung, sondern Erkenntnis des Alterthums sei der Zweck der Beschäftigung mit den Alten. In den Lehrstunden sei ausschließlich die deutsche Sprache zu verwenden. Lateinsprechen habe aufzuhören, Lateinschreiben werde später nachfolgen können. Deutsche Aufsätze seien ein vorzüglich geeignetes Mittel zur inneren Verarbeitung der Lectüre. Deutschlands höheres Schulwesen, S. 71, 72.

[3]) Die Gesetzesvorlage des preußischen Cultusministers v. Ladenberg nahm ein dreiclassiges Untergymnasium mit drei Jahrescursen als alleinige Unterstufe der höheren Lehranstalten in Aussicht; auf dieser Unterstufe sollte sich das Obergymnasium und das Realgymnasium, jedes mit drei Classen und fünf Jahrescursen aufbauen. Griechisch sollte im Obergymnasium beginnen mit je 6 Stunden in jeder Classe, also 30 Stunden, das Latein sollte je 6 Stunden im Untergymnasium, je 8 Stunden im Obergymnasium erhalten, also 58 Stunden. Lateinische Aufsätze hören auf obligatorisch zu sein; wo sie stattfinden, dürfen sie im wesentlichen nur Reproductionen enthalten; lateinische Interpretation wird nicht mehr verlangt. Deutschlands höheres Schulwesen, S. 74, 77.

[4]) Deutschlands höheres Schulwesen, S. 78.

war die Aufstellung eines festeren Richtzieles für eine spätere Zukunft.“

Österreich war nun auf sich selbst angewiesen und musste allein die Lösung des neuen Problems versuchen; es musste sich durchkämpfen durch die Schwierigkeiten, die von außen und innen dem begonnenen Werke entgegentraten.

In Preußen, wo aus der Zeit der Reformbewegung „ein festeres Richtziel für eine spätere Zukunft“ vorbereitet war, blieb es vorläufig bei dem status quo d. i. bei dem Lehrplane von 1837, aber nicht lange; die nächste Zukunft, das Jahr 1856, brachte bereits eine Revision des Lehrplanes von 1837, und der im Jahre 1856 revidierte Lehrplan bestand bis 1882 unverändert fort. Dass der von Ladenberg'sche Gesetzentwurf nicht jenes festere Richtziel war und sein konnte, welches die Revision von 1856 verfolgte, darüber gibt uns Rethwisch eine genügende Aufklärung, indem er berichtet:[1]) „Mit sicherem, praktischem Blick begabt, weiß er (Ludwig Wiese, vortragender Rath im Ministerium von Raumer) mit dem Gegebenen zu rechnen und hält weitergehende persönliche Wünsche zurück. Hegte er im Herzen auch eine große Vorliebe für die Schule der Reformation und wäre, wie der Minister von Raumer ebenfalls, am liebsten zu der alten Einfachheit eines auf Religionsunterricht, die alten Sprachen und Mathematik beschränkten Lehrplans zurückgekehrt, um auf dieser Grundlage die weitere Ausbildung hauptsächlich dem eigenen Studium zu überlassen, so giengen die Verfügungen des Ministeriums in Sachen der gymnasialen Lehrverfassung doch nicht über eine Revision der Ordnungen von 1834 und 1837 hinaus.“

Nach dem Normalplane von 1856 blieb dem Latein der Besitzstand von 86 Stunden ungeschmälert; die Propädeutik entfiel als eigener Lehrgegenstand und Naturgeschichte wurde erheblich eingeschränkt d. h. fallen gelassen, denn es war ein gänzliches Aufgeben dieses Unterrichtes den Schulen gestattet.[2]) So verloren die Naturwissenschaften, die in dem preußischen Lehrplane bisher einen sehr beschränkten Platz einnahmen, denselben fast ganz, und da der bayerische Lehrplan denselben gegenüber stets eine ablehnende Haltung bewies, so wurden die Naturwissenschaften in Deutschlands Gymnasien fast heimatlos, und es wird nun erklärlich, dass bei dieser Zeitströmung auch in Österreich 1857 eine Revision des Lehrplanes vorbereitet wurde, worin die Naturwissenschaften im Interesse der Concentration des Unterrichtes wie im Jahre 1819 aus dem Untergymnasium beseitigt werden sollten.

Aber ebenso wird es in diesem Zusammenhange erklärlich erscheinen, dass 1858 auf der 18. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien Thesen in der pädagogischen Section gestellt und theilweise lateinisch discutiert wurden, wie folgt:

1. „Dem Gedeihen des gesammten Lateinunterrichtes sind lateinische Sprechübungen von wesentlichem Nutzen. Diese Übungen sind

---

[1]) Deutschlands höheres Schulwesen, S. 80.
[2]) Lehrpläne für die höheren Schulen 1882, S. 5.

methodisch zu leiten, und zwar haben sie sich auf den unteren Stufen des Gymnasiums vornehmlich auf Memorieren von classischen Sentenzen, Stellen und classischen Lesestücken zu beschränken, auf den mittleren Stufen sind Reproductionen der vorher genau erklärten Abschnitte der Classiker hinzutreten, auf den oberen Stufen endlich soll der Inhalt der sprachlich und sachlich interpretierten Lesestücke aus lateinischen und griechischen Classikern in freier lateinischer Rede wiedergegeben werden, und an solche Inhaltsangaben können sich bei geeignetem Stoffe lateinische Discussionen über Gedankengang und Form der betreffenden Abschnitte anschließen.«

2. »Die Übungen in den freien lateinischen Aufsätzen müssen außer der allgemeinen Grundlage des gesammten Unterrichtes in dieser Sprache noch eine besondere Basis in der Anleitung zum Lateinschreiben erhalten. Hierzu führt nicht das Übertragen aus dem Deutschen ins Lateinische (am wenigsten wenn diese Stücke aus modernen deutschen Schriftstellern zugrunde gelegt werden), auch nicht die bloße Lectüre an und für sich, sondern die Benützung derselben zum Lateinsprechen in der Art, dass gelesene Stücke, namentlich ciceronianische, die für sich ein Ganzes ausmachen, sowohl in rhetorischer als sprachlicher Hinsicht mit den Schülern lateinisch soweit durchgesprochen werden, dass sie von denselben formell und materiell ganz zueigen gemacht werden können. Auf dieser Basis sind dann jene Übungen in gewissen Stufen (Reproduction, Amplification, Imitation im engeren Sinne) bis zum völligen freien lateinischen Aufsatze fortzuführen.«

Diese Thesen sind sehr instructiv, und man kann daraus ersehen, welchen Einfluss die Revision des Lehrplanes von 1856 auf den Unterricht in den alten Sprachen ausübte; diese Thesen beweisen, dass die neue Lateinschule entschlossen war, die Forderungen der alten Lateinschule in vollem Umfange aufrechtzuerhalten. Wenn man nun erwägt, welche Mittel zur Erreichung dieses Zweckes erforderlich sind, so wird man es erklärlich finden, dass hierzu die 86 Stunden im Latein nicht für ausreichend befunden und dass eine weitere Aushilfe durch Einschränkung der Realien gesucht wurde, und in dieser Beziehung erscheint die Revision des Lehrplanes von Wiese sogar gerechtfertigt.

Und nicht minder groß waren die Schwierigkeiten, welche mit der Durchführung des österreichischen Organisationsplanes verbunden waren; auch lässt das Programm dieselben in ihrem ganzen Ernste hervortreten, indem es sagt:[1]) »Wenn sich die Schwierigkeiten gesteigert haben, so gibt es keine andere Beruhigung, als welche in dem Gedanken liegt, dass sie nicht willkürlich erzeugt, sondern durch wohl begründete Bedürfnisse der Zeit aufgenöthigt und dass sie nicht unüberwindlich sind.«

Da nun das Gelingen des begonnenen Werkes davon abhieng, dass der Lehrplan im Sinne der leitenden Ideen des Programmes durchgeführt werde, der Lehrplan selbst nur das Ziel, die Forderungen feststellt, nicht

[1]) Vorbem. S. 8, Absatz 1.

aber den Weg weist, auf dem das Ziel zu erreichen sei, erachtete das Programm es für zweckmäßig, diesen Weg näher zu bezeichnen, und es wurden zu diesem Zwecke die „Instructionen“ verfasst, die dem Organisations-Entwurfe beigegeben sind. Zweimal[1]) kommt das Programm auf diese Instructionen zu sprechen, ein Beweis, welchen Wert es auf dieselben legte.

III.

Die Instructionen sind ad hoc entworfen worden, da es unmöglich war, für diesen Zweck auf ein Compendium der Pädagogik hinzuweisen oder es zu empfehlen; denn Handbücher dieser Art enthalten zwar in ihrem besonderen Theile[2]) auch pädagogische Bemerkungen zur Behandlung einzelner Lehrgegenstände, allein in diesem Falle haben sie entweder einen neu construierten Lehrplan im Auge, oder, was häufiger ist, sie schließen sich an einen gegebenen Lehrplan an. Unter solchen Verhältnissen konnte ein zweckmäßigeres Handbuch der Pädagogik, als es die Instructionen von 1849 waren, den Lehrern zur Orientierung nicht gegeben werden. Diese Instructionen enthalten nicht bloß ein reichhaltiges Material der Pädagogik, sie haben auch den Vorzug, dass sie zu dem Lehrplane und mittelbar durch diesen zu den Grundzügen des Organisations-Entwurfes in der innigsten Beziehung stehen. Dadurch tragen sie wesentlich zur Erklärung und Erläuterung des Lehrplanes bei und lassen auch den Einfluss erkennen, den die Grundzüge auf die Durchführung des Organisationsplanes ausüben, wofür die nachfolgenden Bemerkungen einige concrete Fälle bringen.

Wie schon aus der bisherigen Darlegung zu entnehmen ist, bildete Punkt III der Grundzüge des Programms den wichtigsten und schwierigsten Theil der Gymnasialreform. Das vorgefundene alte Bahngeleise, in welchem sich der Unterricht in den classischen Sprachen bewegte, musste entfernt und ein neues gelegt werden *mit jener Spurweite*, dessen Normalmaß durch Punkt III der Grundzüge bestimmt ist. Wenn man dabei erwägt, in welchem Geleise sich damals fast überall der philologische Unterricht bewegte, so wird man ermessen können, welche Mühe, welche Entsagung es einem Werkmeister bereiten musste, die Bahn nach dem vorgeschriebenen Maße herzustellen.

Man ersieht dies auch recht deutlich aus dem §. 29 des Organisations-Entwurfes, wo das Ziel für den Unterricht in der griechischen Sprache festgesetzt ist: „Gründliche Lectüre des Bedeutendsten aus der griechischen Literatur, *soweit es die dem Gegenstande gestattete beschränkte Zeit zulässt.*“ Diese Fassung des Zieles hat einen Beisatz, wie er sonst an einer so hervorragenden Stelle nicht leicht zu

[1]) Die zweite Stelle lautet: „Die Einführung des Fachlehrersystems wird Lust und Kraft der Lehrer zu ihrer schweren, aber segensreichen Arbeit stärken, und es werden zweckmäßige Unterrichtsmethoden, über welche die Beilagen des Entwurfes die nöthigen Andeutungen enthalten, die Erfolge ihrer Bemühungen sichern.“ Vorbem. S. 9, Absatz 2.

[2]) Allgemeine Pädagogik, begründet durch praktische Philosophie und Psychologie, ist Aufgabe der Universität.

finden sein dürfte; es ist dies erklärlich, wenn man die Stundenzahl des österreichischen Lehrplanes mit einem anderen, z. B. dem preußischen Lehrplane vergleicht, wo für diesen Gegenstand 42 Stunden bestimmt sind. Gleichwohl erscheint dieser Beisatz dem Programm kaum entsprechend; denn gerade hier rechnet sich dieses es zum Verdienst an (und mit Recht), dass es diesem Unterrichte eine größere Zahl (28 Stunden) als bisher üblich gewesen (8) zuwenden konnte.

Umsomehr muss die Genauigkeit anerkannt werden, mit der das Werk im Sinne des Punktes III der Grundzüge ausgeführt und in der Instruction Nr. III hervorgehoben wurde: »Im Obergymnasium nimmt die Lectüre vorzüglich und fast ausschließlich die Beschäftigung der Schüler in Anspruch; der grammatische Unterricht geht derselben nur in solchem Maße zur Seite, um zu sichern, dass das Übersetzen niemals auf einem unsicheren Rathen, sondern auf einem gründlichen grammatischen Verständnisse beruht.«

Was die Lectüre betrifft, so lassen in der That weder der Canon der Schriftsteller (es fehlt nur Thukydides im Vergleiche zu anderen Lehrplänen) noch auch der vorgeschlagene Umfang derselben einen Einfluss der beschränkten Zeit merken; im Gegentheile, man wäre fast veranlasst zu der Bemerkung, dass für die 19 Stunden im Obergymnasium die Lectüre zu reichlich zugemessen wurde, wenigstens deutet dies eine These der 18. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien an, die also lautet: »Die Lectüre des Sophokles sollte füglich nicht gepflogen werden an Anstalten, wo nicht wenigstens täglich eine Stunde der griechischen Sprache gewidmet wird.«

Dass ferner bei einem Zeitausmaße — alle 14 Tage eine Stunde Grammatik — vom grammatisch-stilistischen Unterrichte keine Rede sein kann, und bei der Zahl der schriftlichen Übungen — alle vier Wochen ein Pensum oder Composition — ein griechisches Scriptum für die Maturitätsprüfung entfallen musste, ist vollkommen erklärlich.

Minder auffällig wäre es, wenn der Beisatz wegen der beschränkten Zeit im §. 25 des Organisations-Entwurfes, wo das Ziel für den Unterricht in der lateinischen Sprache festgesetzt ist, sich vorfinden würde. Denn abgesehen von dem ungünstigen Verhältnisse, in dem die Stundenzahl des österreichischen Lehrplanes (47 Stunden)[1]) zu dem preußischen (86 Stunden) steht, ist in diesem Gegenstande für den grammatischen Unterricht ein höheres Ziel gesteckt als in dem Unterrichte der griechischen Sprache. Allerdings wird auch in der Instruction XI[2]) auf die kleinere Stundenzahl hingewiesen, aber nicht im Sinne eines Vergleiches mit einem ausländischen Lehrplane, sondern mit dem österreichischen,

---

[1]) Bei der Revision des Lehrplanes 1855 wurden im Untergymnasium die Lehrstunden für Latein um drei Stunden vermehrt und anders vertheilt (daher 50 Stunden).

[2]) »Damit dieses Ziel (die stilistische Seite der Sprachbildung), in wesentlichen Punkten höher als in der letztvergangenen Zeit unserer Gymnasien sich gesteckt, in der bei weitem kleineren Stundenzahl erreicht werde« usw. S. 102.

und diese Bemerkung ist begründet, weil die Zahl der Lehrstunden für Latein in dem Lehrplane vor 1849 für sechs Classen 64 Stunden betrug, daher eine bedeutende Reduction stattfand.

Was die Lectüre betrifft, so ist zwar in der Instruction nirgends mit jener Schärfe betont, dass sie im Obergymnasium vorzüglich und fast ausschließlich die Beschäftigung der Schüler in Anspruch zu nehmen habe, wie dies bezüglich des Unterrichtes im Griechischen hervorgehoben ist, allein schon jetzt muss bemerkt werden, dass auch hier das Verhältnis, in dem der grammatische Unterricht zur Lectüre stehen soll, im Sinne des Punktes III der Grundzüge geregelt ist; denn schon aus dem Stundenplane, wornach für den grammatisch-stilistischen Unterricht in jeder Classe je eine Stunde bestimmt ist, geht hervor, dass dieser Unterricht dem Hauptzwecke, der Lectüre nur untergeordnet sein kann.

Welches Gewicht, welche Bedeutung der Lectüre übrigens beigelegt wird, beweist die Fassung des Zieles im §. 25 des Organisations-Entwurfes „Kenntnis der römischen Literatur in ihren bedeutendsten Erscheinungen und in ihr des römischen Staatslebens“, worin die Richtung und Beschaffenheit der Lectüre für einen bestimmten Zweck, der erreicht werden soll, nicht zu verkennen ist.

Was den Canon der Schriftsteller und den Umfang der Lectüre betrifft, so enthält der §. 26 des Organisations-Entwurfes darüber eine Vorschrift, die in ihrer Art ein Unicum für ihre Zeit ist, weil sie in dieser Form in keinem Lehrplane damaliger Zeit erscheint. Es ist eine gebundene Marschroute, welche die Freiheit in der Wahl dessen, was gelesen und wieviel gelesen werden soll, einschränkt. Und doch musste diese Vorschrift gegeben werden; denn einerseits gehört dies mit zum Programm, das gewiss auf reiche Erfahrung gestützt die ernste Mahnung enthält, „das Gymnasium soll die Lesung der Schriftsteller nicht bloß möglich machen, sondern in reichem Maße und guter Auswahl wirklich vornehmen,[1]) andererseits musste, wenn das für die Lectüre gesteckte Ziel erreicht werden sollte, auch jener Weg, der dazu führt, genau eingehalten werden. Und auf dieses Ziel, „die Lectüre von Quellenschriftstellern für das gründliche Eindringen in die Geschichte des römischen Staates“, wofür der §. 26 des Organisations-Entwurfes die entsprechende Auswahl trifft, weisen auch die Instructionen Nr. II, S. 102 und Nr. V, S. 159 wiederholt und mit allem Nachdruck hin. Allein nicht bloß der Umstand ist von Bedeutung, dass im §. 26 des Organisations-Entwurfes die römischen Geschichtsschreiber in den Vordergrund treten, auch die Thatsache, dass in dem österreichischen Lehrplane Cicero nicht mehr jene Stellung einnimmt, die er in allen Lehrplänen der deutschen Staaten innehatte, darf nicht übersehen werden, da sie eine Tragweite hat, die hier weiter zu erörtern wohl nicht nöthig ist.

Für den grammatisch-stilistischen Unterricht bestimmt der Lehrplan, wie bereits bemerkt, wöchentlich je eine Stunde für jede Classe des Obergymnasiums, alle 14 Tage ein Pensum, alle vier Wochen eine

[1]) Vorbem. S. 5, Absatz 3.

Composition, und mehr konnte wohl weder mit Rücksicht auf das Stundenausmaß im Latein noch auch im Sinne des Punktes III der Grundzüge diesem Zwecke gewidmet werden. Es ist daher erklärlich, dass unter diesen Verhältnissen ein freier lateinischer Aufsatz als Erfordernis der Maturitätsprüfung entfallen musste. Zwar ist derselbe nach dem Lehrplane aus dem Lateinbetriebe nicht ganz ausgeschlossen; denn nach §. 26 des Organisations-Entwurfes kann in der obersten Classe statt der gewöhnlichen Pensen zuweilen ein der lateinischen Lectüre entlehnter Gegenstand zur lateinischen Bearbeitung aufgegeben werden (vgl. damit Instruction Nr. II, S. 116); allein es ist dies keine bestimmte Forderung, die auch im Sinne des Punktes III der Grundzüge nicht gestellt werden konnte. Wenn diese Form der schriftlichen Übungen in Österreich keine Wurzel fassen konnte, so ist dies begreiflich; es fehlen hierzu die entsprechenden Mittel und die Vorübungen. Welche Mittel dazu gehören, das ersieht man aus dem preußischen Lehrplane von 1882. In Obersecunda wurden drei Stunden, in jeder der beiden Prima je zwei Stunden für den grammatisch-stilistischen Unterricht verwendet; dazu wöchentlich eine Correcturarbeit, abwechselnd ein Exercitium und Extemporale, endlich in Obersecunda jährlich sechs Aufgaben historischen Inhalts, in jeder Prima jährlich neun Aufsätze, Erläuterungen von in Lectüre vorgekommenen allgemeinen Sentenzen.[1])

Eng, sehr eng ist das Feld für den grammatisch-stilistischen Unterricht in Österreich begrenzt, und es ist begreiflich, dass es schwer war, das Ziel in diesem Unterrichte nach Inhalt und Form zu fassen. Wenn dasselbe in die Worte »Erwerbung des Sinnes für stilistische Form der lateinischen Sprache und dadurch mittelbar für Schönheit der Rede überhaupt« eingekleidet ist (§. 25), so wird man die Vorsicht nicht verkennen, mit der hier die schwierige Aufgabe ins Auge gefasst wurde, allein es dürfte nicht leicht sein, aus dieser Fassung concrete Forderungen abzuleiten. Bestimmter lautet die Forderung im §. 26, II des Organisations-Entwurfes: »In den Übersetzungen ins Lateinische wird für alle Classen des Obergymnasiums grammatische Correctheit erfordert und ein nach Maßgabe der Classen steigender Sinn für die lateinische Form des Ausdruckes.« Volle Aufklärung erhalten wir in der Instruction Nr. II, S. 115: »Die Aufgaben hierzu sind in allmählich steigender Schwierigkeit des Ausdruckes zu wählen, je nachdem durch die Lectüre der Wortreichthum gemehrt und der Sinn für den Unterschied der Muttersprache von der lateinischen geschärft ist, und mehr und mehr sind solche Aufgaben zu wählen, welche Schriftstellern der Muttersprache selbst entlehnt und nicht erst für das Übersetzen eingerichtet, diesen Unterschied deutlicher hervortreten lassen; von der III. (VII.) Classe an ist diese Entlehnung aus Schriftstellern der Muttersprache für die häuslichen

[1]) Vergl. das Programm des Gymnasiums zu Luckau 1884: Der neue Normalplan des Gymnasiums nebst Mittheilungen aus den Berathungen des Lehrercollegiums über denselben.

Pensen im ganzen als Regel anzusehen.“ Es wird hierbei für die obersten Classen auf Seyfferts Palaestra Ciceroniana und Nägelsbach hingewiesen und schließlich bemerkt, „aus Schriftstellern der Muttersprache ist auch die in der schriftlichen Maturitätsprüfung zu stellende Aufgabe zum Übersetzen ins Lateinische zu wählen“.

Dass diese Forderungen in dem grammatisch-stilistischen Unterricht für den österreichischen Lehrplan zu hoch gegriffen waren, ergibt sich aus der Thatsache, dass im Jahre 1882 selbst an den preußischen Gymnasien, die, wie bereits bemerkt, für diesen Unterricht ganz andere Mittel zur Verfügung hatten, diese Art schriftlicher Übungen aufgegeben wurde. „Die Versuche“, bemerken die Erläuterungen,[1]) „Abschnitte aus modernen Schriftstellern in das Lateinische zu übersetzen, haben bei geschickter Leitung den Wert, dass sie zu schärferer Auffassung der in moderner Form ausgesprochenen Gedanken und zur Erwägung der Ausdrucksmittel der lateinischen Sprache führen; sie sind in der Lehraufgabe nicht ausdrücklich erwähnt, weil sich für die Höhe der zu stellenden Forderungen kaum ein bestimmtes Maß bezeichnen lässt.“

Die Forderung in den stilistischen Übungen an den preußischen Gymnasien wurde ermäßigt und als Ziel für den grammatisch-stilistischen Unterricht festgesetzt: „Fertigkeit, die lateinische Sprache innerhalb des durch die Lectüre bestimmten Gedankenkreises schriftlich ohne grobe Incorrectheit und mit einiger Gewandtheit zu verwenden“[2]) mit folgender Motivierung: „In den oberen Classen wurde in früherer Zeit (vor 1882) der Zweck verfolgt, dass die Schüler des Gymnasiums die lateinische Sprache zum Organe für den Ausdruck ihrer Gedanken machen könnten ... Ein solches Ziel, von allen etwaigen Zweifeln an seinem Werte abgesehen, ist nicht mehr erreichbar, seitdem selbst unter den Meistern der Philologie diese Virtuosität nicht mehr Regel ist und daher diesem Theile des Gymnasialunterrichtes nicht selten die unerlässlichste Bedingung des Erfolges fehlt, das eigene sichere und leichte Können des Lehrers.“[3])

In diesem Sinne haben auch die österreichischen Instructionen von 1884 die Forderungen für den grammatisch-stilistischen Unterricht geändert; die Entlehnung der Themen aus Schriftstellern der Muttersprache für die Hauspensa wurde fallen gelassen — selbstverständlich musste diese Forderung auch für die Maturitätsprüfung fallen —, die Hinweisung auf Seyfferts Palaestra Ciceroniana usw. wurde beseitigt und als Ziel für den grammatisch-stilistischen Unterricht hingestellt: „Der Schüler soll die Fertigkeit erlangen, die lateinische Sprache innerhalb des durch die Lectüre erschlossenen Gedankenkreises und Wortschatzes ohne grobe Fehler und mit einiger Gewandtheit zu gebrauchen“ (S. 44).

---

[1]) Lehrpläne für die höheren Schulen nebst der darauf bezüglichen Circularverfügung des königl. preußischen Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten vom 31. März 1882. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz 1882. S. 21.

[2]) Lehrpläne für die höheren Schulen S. 15, 3.

[3]) Lehrpläne für die höheren Schulen S. 20.

Dass auch die Verfolgung dieses Zieles mit Schwierigkeiten verbunden sei, wird in den Instructionen von 1884 rückhaltlos zugegeben, indem sie darauf hinweisen, die Aufgabe sei keine leichte, sowohl was die stilistische Unterweisung als auch was den Übersetzungsstoff betreffe; in erster Beziehung wird bemerkt: »Weit entfernt, den schematischen Aufbau eines stilistischen Lehrsystems etwa nach Paragraphen eines Handbuches der lateinischen Stilistik zu erstreben, wird der Lehrer gleichwohl auf planmäßige Zusammenfassung und Einübung der bei der Lectüre und den Stilübungen nur kurz besprochenen stilistischen Eigenthümlichkeiten nicht verzichten dürfen, wenn anders dieser Theil des lateinischen Unterrichtes nicht allen Halt verlieren und den Charakter einer zufälligen Belehrung erhalten soll«, während in letzterer Beziehung hervorgehoben wird (S. 45): »Für den Lehrer erwächst, solange es an Übungsbüchern fehlt, die nach diesen Grundsätzen gearbeitet sind, eine nicht geringe Arbeit, indem er nicht leicht bei einem modernen Autor den für solchen Zweck dienlichen Übersetzungsstoff auftreiben wird, sondern ihn selber und zwar in einem in Bezug auf Ausdrucksweise, Satzverbindung und Periodenbau völlig correcten Deutsch herstellen muss.«

Thatsächlich konnte also zum mindesten für die Übergangszeit, bis geeignete Übungsbücher zugebote standen, ein entsprechender Vorgang im grammatisch-stilistischen Unterrichte nicht erfolgen, da unter solchen Verhältnissen Fehlgriffe nicht selten eintreten konnten; allein auch dann, wenn Übungsbücher, die nach den gegebenen Weisungen verfasst, zur Auswahl vorlagen, stellte sich eine andere Schwierigkeit entgegen, nämlich die, dass das wichtigste Mittel hierzu, die Übungen (Instruct. 1849, S. 115), wesentlich geschmälert wurde, indem die schriftlichen Übungen von drei auf zwei monatlich reduciert wurden. Endlich darf nicht übersehen werden, dass für Erreichung jenes Zieles, »Fertigkeit, die lateinische Sprache innerhalb des durch die Lectüre bestimmten Gedankenkreises und Wortschatzes schriftlich ohne grobe Fehler und mit einiger Gewandtheit zu verwenden«, das aus dem preußischen Lehrplane 1884 in den österreichischen übertragen wurde, nach dem preußischen Lehrplane ganz andere Mittel als erforderlich bezeichnet werden.

Welches Ziel für einen grammatisch-stilistischen Unterricht, für den *eine* Stunde wöchentlich angesetzt ist, als erreichbar hingestellt werden kann, vorausgesetzt, dass als Mittel zur Erreichung desselben alle 14 Tage eine schriftliche Übersetzung in das Lateinische abwechselnd als Classen- und Hausarbeit (daneben alle sechs Wochen eine Übersetzung ins Deutsche als Classenarbeit) angewendet wird, darüber enthält der Lehrplan der preußischen Gymnasien von 1891 eine sehr bezeichnende Belehrung: »Auf der oberen Stufe (II a, I b, I a) kann in der einen zur Verfügung stehenden Stunde nur die Festhaltung erlangter Übung und die gelegentliche Zusammenfassung und Erweiterung des Gelernten behufs Unterstützung der Lectüre das Ziel sein.«

»Die Texte für die häuslichen oder Classenübersetzungen ins Lateinische hat in der Regel der Lehrer und zwar im Anschlusse an Gelesenes

zu entwerfen. Dieselben sind einfach zu halten und fast nu als Rückübersetzungen ins Lateinische zu behandeln.«[1])

Es ist wohl nicht nothwendig, die verschiedenen Wandlungen un Ermäßigungen für den grammatisch-stilistischen Unterricht von dem freie Aufsatze an bis zu den bloßen Rückübersetzungen hier noch einmal zu sammenzufassen. Welchen Erfolg die jüngste Forderung im Lateinschreibe haben werde, darüber wird die Erfahrung Aufschluss geben. Allein di vorliegenden Thatsachen lassen es wohl klar erkennen, dass der grammatisch-stilistische Unterricht und die Übungen im Lateinschreiben sei geraumer Zeit sich auf einem sehr unsicheren Boden bewegen; sie be weisen ferner, dass die Forderungen, die für diesen Unterricht in Öster reich seit 1849 gestellt worden sind, weit über das Maß des Erreichbare hinausgehen, und dass die Schwierigkeiten in Verfolgung dieses Zieles i dem Grade zunehmen mussten, als das wichtigste Mittel hiezu, die schrift lichen Übungen, immer mehr eingeschränkt worden ist. Wenn man nu erwägt, wie unzureichend diese Mittel sind, wenn man bedenkt, dass da lateinische Scriptum für die Maturitätsprüfung Beweise liefern soll, i welchem Grade der Sinn der Schüler für stilistische Form der latei nischen Sprache und dadurch mittelbar für Schönheit der Rede über haupt entwickelt sei, so wird man die Mühen und Sorgen der Lehrer, die ja bestrebt sein müssen, auch dieser Aufgabe nachzukommen, er messen können; man wird ferner jene Erscheinung, das langsame Fort schreiten in der Lectüre bei dem Umstande, dass die Lehrer laut der Instruction von 1884, S. 44 in der sprachlichen Behandlung der Lectüre den stilistischen Übungen vorzuarbeiten haben, einigermaßen erklär lich finden. Dass die Lectüre unter solchen Verhältnissen verkürzt wird, ist richtig; dass dieser Vorgang sich nicht in Übereinstimmung mit Punkt III der Grundzüge befindet, ist zweifellos; aber ebenso gewiss ist es, dass die bisher verfolgten Ziele im grammatisch-stilistischen Unterrichte dem Sinne des Punktes III der Grundzüge nicht entsprechen.

Mit diesen Wahrnehmungen und Erfahrungen, die in Österreich[2]) wie in Preußen dasselbe Ergebnis liefern, nämlich das nicht befriedigende Resultat des Unterrichtes in der lateinischen Sprache, hängt es zusammen, dass 1891 außer jenem Regulativ für den grammatisch-stilistischen Unterricht auch für die Lectüre der classischen Schriftsteller weitere Anordnungen getroffen wurden.

»Ein bisher«, so lauten die methodischen Bemerkungen,[3]) »zu wenig gewürdigter und doch im Interesse der Concentration des Unterrichtes überaus wichtiger Gesichtspunkt ist die nähere Verbindung der Prosalectüre mit der Geschichte. Dies gilt wie für das

---

[1]) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen nebst Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz 1891. S. 24.

[2]) Vgl. Ministerial-Verordnung vom 30. September 1891.

[3]) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen 1891, S. 24, 25.

Deutsche und alle Fremdsprachen so insbesondere für das Lateinische. Dadurch wird es ermöglicht, ohne Überladung des Geschichtsunterrichtes für bedeutsame Abschnitte der Geschichte und hervorragende Persönlichkeiten einen durch individuelle Züge belebten Hintergrund zu gewinnen.«

»Das Zurücktreten Ciceros aus seiner hervorragenden Stellung in der Schullectüre ist bedingt durch die Änderung des Lehrzieles.[1]) Die zu lesenden Reden und Briefe sind in erster Linie aus sachlichen Gesichtspunkten zu behandeln.«

»Überall sind die sachlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen. Etwaige Versuche, die bereits in den Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1882 entschieden bekämpfte grammatische Erklärungsweise in Anwendung zu bringen, sind überall streng zurückzuweisen; das inhaltliche Verständnis des Gelesenen und die Einführung in das Geistes- und Culturleben der Römer bilden die Hauptsache.«

»Die beste Erklärung ist und bleibt eine gute deutsche Übersetzung des Schriftstellers;[2]) dieselbe ist in gemeinsamer Arbeit von Lehrer und Schüler in der Classe festzustellen und durch die Schüler zu wiederholen.«

Was den Canon der Schriftsteller betrifft, so ist für die Oberstufe bestimmt: II a Lectüre 5 Stunden, Livius, Sallust mit Rücksicht auf den Geschichtsunterricht, Ausgewählte Reden Ciceros, Virgil nach einem Canon. I b: Lectüre 5 Stunden, Tacitus, Auswahl aus Ciceros Briefen, sowie aus Horaz. Ergänzende Privatlectüre namentlich aus Livius. I a: wie in I b, nur statt Ciceros Briefen eine größere Rede aus Cicero. Ergänzende Privatlectüre aus Livius.

Was den Unterricht im Griechischen betrifft, dessen Ziel Verständnis der bedeutenderen classischen Schriftstelle der Griechen ist, so sollen nach den methodischen Bemerkungen die schriftlichen Übungen (Übersetzungen ins Griechische) in III b und a, II b elementarster Art sein und nur der Einübung der Formen und der wichtigsten Sprachgesetze dienen. Auf der Oberstufe entfallen sie ganz, dafür treten an ihre Stelle Übersetzungen aus dem Griechischen in Verbindung mit dem Lesen des Prosaikers und zwar in der Regel in der Classe, in I a und I b aus dem Schriftsteller oder auch nach Dictaten.

---

[1]) Das geänderte Lehrziel lautet: »Verständnis der bedeutenderen classischen Schriftsteller der Römer und sprachlich-logische Schulung.« Lehrpläne S. 18. Das Lehrziel von 1882 lautet: »Lectüre einer Auswahl der dem Bildungsgrade der Schüler zugänglichen bedeutendsten Werke der classischen Literatur; die Lectüre hat auf grammatisch genauem Verständnisse beruhend zu einer Auffassung und Wertschätzung des Inhalts und der Form zu führen. Fertigkeit, die lateinische Sprache innerhalb des durch die Lectüre bestimmten Gedankenkreises schriftlich, ohne grobe Incorrectheit und mit einiger Gewandtheit zu verwenden.« Lehrpläne 1882, S. 15, 3.

[2]) Schon bei der Erörterung der Ordnung für die Maturitätsprüfung wurde die Weglassung einer Übersetzung aus dem Latein ins Deutsche bemerkt und erscheint im Sinne dieser methodischen Bemerkungen nicht gerechtfertigt.

Der grammatische Unterricht, wofür in II a eine Stunde angese
ist, wird in dieser Classe zusammenfassend abgeschlossen; in I b u
I a finden grammatische Wiederholungen je nach Bedürfnis, aber
gelegentlich statt.

Für die Lectüre sind in I b und I a je 6 Stunden, in II a 5 St
den bestimmt; in dieser Cl. Auswahl aus Herodot, Xenophons Memo
bilien und Odyssee, in jenen Cl. Plato mit Auswahl, Thukydides, letzte
mit Ausschluss schwererer Reden, Demosthenes' olynthische und phi
pische Reden, Ilias und Sophokles, dieser mit den Schülern eine Zeitl
gemeinsam vorzubereiten.

»Die Lectüre«, betonen die methodischen Bemerkungen, »m
unbeschadet der Gründlichkeit, zumal auf der Oberstufe, umfassen
werden, als bisher. Ilias und Odyssee sind thunlichst ganz zu lesen.

IV.

Das sind die wesentlichen Momente der Gymnasialreform von 18
Obwohl diese Änderungen in den althergebrachten Lehrgang tief
schneiden, so stehen sie doch in principieller Beziehung der Reform
1882 nach;[2]) denn diese hat nicht bloß den Vorzug der Initiative
sich, sie führte thatsächlich eine wesentliche Umgestaltung der Gymnas
organisation herbei, während jene von 1891 nur als eine nothwend
Ergänzung und als Abschluss der begonnenen Reform zu betrachten

Da die Reform von 1882 nur gelegentlich in diesen Blättern
rührt wurde, erscheint es nothwendig, ihr Wesen und ihren Zusamm
hang mit jener von 1891 noch mit einigen Worten näher zu bezeichn

Zunächst ist hervorzuheben, dass die Reform von 1882 in ih
Tendenz den sogenannten Realien freundlich gesinnt ist, und darin un

---

[1]) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen 1891, S.

[2]) »In Preußen«, sagt Rethwisch über die Reform von 1882, »kon
es sich nur darum handeln, die stetig gebliebene Entwicklung
einige Schritte dem Ziele weiter entgegenzuführen, dem sie u
ihrem innern Gesetze zustrebte. So kehrt in Bonitz' preußischer G
nasialreform wohl der pädagogische Grundgedanke seiner österreichisc
wieder, aber abgeschwächt in der Ausführung. Er sagte in den
bemerkungen zum österreichischen Organisations-Entwurfe von 1849:
den Gegenstand, in welchem an Gymnasien gleichsam der Schwerpu
des ganzen Unterrichtes usw.« Deutschlands höheres Schulwesen S.
So irrig die Ansicht von Rethwisch über den Autor der »Vorbemerkung
zum österreichischen Organisations-Entwurf von 1849 ist, so dunkel
seiner Rede Sinn über Bonitz' preußische Gymnasialreform, wenn
vergleicht, was er an einer anderen Stelle über die Reform von
sagt (S. 111): »Die Lehrpläne von 1882 konnten nur als eine wertv
Abschlagszahlung gelten. Dem vorhandenen Reformbedürfni
genügten sie beiweitem nicht«, und wenn man sich ins Gedäch
zurückruft, was über die Schulgesetzentwürfe von 1846/49 bemerkt wo
ist. Man wäre beinahe versucht zu fragen: Warum konnte es sic
Preußen 1882 *nur* darum handeln, die stetig gebliebene Entwickl
für die »ein festeres Richtziel für eine spätere Zukunft« seit 1849
bereitet lag, um einige Schritte dem Ziele weiter entgeg
zuführen, wenn diese Schritte (die Lehrpläne von 1882) dem
handenen Reformbedürfnisse beiweitem nicht genügten?

scheidet sie sich in vortheilhafter Weise von der Revision des Lehrplanes im Jahre 1856; es wurde nicht bloß die Naturgeschichte als ein verbindlicher Gegenstand in den Lehrplan wieder eingeführt, auch die Lehrstunden wurden in allen realen Fächern vermehrt. Dagegen wurde die philosophische Propädeutik als besonderer obligater Lehrgegenstand im Lehrplane nicht bezeichnet (auch im Lehrplane von 1891 nicht) und dies damit motiviert, die Befähigung zu einem das Nachdenken der Schüler weckenden, nicht sie verwirrenden oder überspannenden oder ermüdenden philosophischen Unterrichte sei verhältnismäßig so selten, dass sich nicht verlangen oder erreichen lasse, sie in jedem Lehrercollegium eines Gymnasiums vertreten zu finden.[1]) Abgesehen von diesem Gegenstande sowie von der Verlegung des Griechischen aus IV. in III. erscheint im ganzen die Lehrordnung von 1834 und 1837 wiederhergestellt mit dem Unterschiede, dass die Lehrstunden in den Realien vermehrt wurden.

Allein die Reform von 1882 beschränkte sich nicht auf die Revision des Stundenplanes, sie that einen Schritt weiter, der allerdings dadurch, dass er den althergebrachten Besitzstand, seine Stellung empfindlich berührte, eine wesentliche Umgestaltung der Grundlagen in der Gymnasialorganisation herbeiführen musste; es wurde nämlich die seit jeher bestehende Unterscheidung von Haupt- und Nebengegenständen in der Lehrordnung aufgehoben; und welche Bedeutung und Tragweite diese Neuerung hat, das ist aus der Erörterung des Punktes IV der Grundzüge zu ersehen. Indem dieser Grundsatz als Grundlage für die Organisation der preußischen Gymnasien angenommen wurde, was die Annahme des Punktes I der Grundzüge zur nothwendigen Voraussetzung hat, konnte nun die Reform auch auf die volle Wirkung jener Änderungen rechnen, die in dem revidierten Lehrplane beabsichtigt waren. Allein dieser Schritt war, wenngleich der wichtigste, doch nur der Anfang der Reform; denn die Änderung der Grundlage, welche den bestehenden Organismus des Gymnasiums in seinen bisherigen Grundfesten (Aufhebung des Schwerpunktes in den alten Sprachen) erschütterte, konnte nicht ohne Einfluss auf den Betrieb der alten Sprachen bleiben; indes die Reform von 1882 machte hier halt; sie gieng über die nothwendigen Consequenzen hinweg, indem sie weitere Änderungen als nicht nothwendig erachtete. Und hier gehen die beiden Lehrpläne, der österreichische und preußische, die infolge der gleichen Grundzüge (Punkt I und IV) sich einander näherten, wieder auseinander. Der österreichische von 1849 hat die Forderungen des preußischen von 1834 und 1837 als zuweitgehend befunden und abgelehnt; er hat nach Punkt III der Grundzüge das Ziel in den alten Sprachen festgestellt, das Verhältnis geregelt, in dem der grammatische Unterricht zur Lectüre auf der Oberstufe stehen soll und demgemäß das Erfordernis für die Maturitätsprüfung auf eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Latein beschränkt, und dieser Aufgabe den zweiten, beziehungsweise dritten Platz angewiesen, während die Übersetzung aus dem Latein ins Deutsche die erste Stelle einnimmt (vgl. Org.-Entw. §. 81);

[1]) Lehrpläne für die höheren Schulen 1882, S. 19.

der preußische Lehrplan von 1882 hat Punkt III der Grundzüge des österreichischen für ungenügend befunden, die Forderungen des Lehrplanes in den alten Sprachen von 1856 im wesentlichen beibehalten und demgemäß den lateinischen Aufsatz und Lateinsprechen als Erfordernis der Maturitätsprüfung aufrecht erhalten.

Für uns in Österreich, die wir den Entwicklungsgang der Gymnasialreform in Preußen mit dem lebhaftesten Interesse begleiteten, konnte die Reform von 1882 nur als ein Versuch erscheinen, dasjenige durch zuführen, was 1849 von vielen competenten Beurtheilern der Gymnasialeinrichtungen für den österreichischen Lehrplan gewünscht, aber nicht gewährt war, eine höhere Stundenzahl in den alten Sprachen zur Aufrechthaltung der Forderungen der Lateinschule.

Diese höhere Stundenzahl war in dem preußischen Lehrplane vor 1882 vorhanden: 77 Stunden für Latein, 40 Stunden für Griechisch.

Die Gesammtstundenzahl von 268, die, wenn wir nicht irren, seit 1834 bestand, wurde bei der Revision des Lehrplanes von 1882 nicht geändert, die Hauptsumme stimmt; allein eines in der Rechnung stimmt nicht: jene Posten, welche die realen Gegenstände darstellen, Geographie Geschichte + 3 Stunden, Mathematik + 2 Stunden, Naturgeschichte + 2 Stunden, Physik + 2 Stunden betragen + 9 Stunden. Nun ist diese Summe nicht bloß eine Erhöhung der Ziffer, sie bedeutet infolge der Aufhebung der Unterscheidung von Haupt- und Nebengegenständen auch eine Erhöhung des Wertes; es fand also eine doppelte Erhöhung der Forderungen in diesen Lehrgegenständen statt, die für die Schüler eine namhafte Vermehrung der Arbeitszeit zur Folge haben musste.

Diese erhöhten Forderungen konnten gestellt, die vermehrte Arbeit den Schülern auferlegt werden entweder in der Voraussetzung, dass die preußische Jugend nach dem früheren Lehrplane nicht hinreichend beschäftigt war, dass somit diese Erhöhung der Arbeitszeit ihr ohne Bedenken zugemuthet werden konnte, wie dies in Österreich 1849 thatsächlich erfolgt ist, oder in der Voraussetzung, dass die Forderungen anderweitig, also in den alten Sprachen, herabgemindert werden.

Da die erste Voraussetzung unzulässig ist, wofür der Normallehrplan von 1856 den Beweis liefert, so muss angenommen werden, dass die zweite Voraussetzung hier maßgebend war, dass also die Forderungen in den classischen Sprachen herabgemindert wurden.

Soweit der Stundenplan von 1882 Anhaltspunkte bietet, wäre die Annahme zulässig, dass im Unterrichte der lateinischen Sprache eine Ermäßigung der Forderungen beabsichtigt war, denn darauf weist die Herabminderung der Stunden im Latein von 86 auf 77 hin. Es bedarf wohl nicht erst der Bemerkung, dass hiebei an eine Einschränkung der Lectüre gar nicht gedacht werden darf. Dagegen scheint es, dass diese Ermäßigung in dem grammatisch-stilistischen Unterrichte der lateinischen Sprache gesucht wurde; denn wie schon oben hervorgehoben wurde, sollte im Lateinschreiben nicht mehr wie früher der Zweck verfolgt werden, dass die Schüler des Gymnasiums die lateinische Sprache zum Organe für den Ausdruck ihrer Gedanken machen, sondern »dass sie

eine Herrschaft über die Sprache nur innerhalb des durch die Lectüre zugeführten Gedankenkreises und Wortschatzes gewinnen.“

Und was das Verhältnis des grammatisch-stilistischen Unterrichtes zur Lectüre betrifft, so lässt sich, soweit der Stundenplan in Betracht kommt, wo in II a 3 Stunden, in I b und I a je 2 Stunden für den grammatisch-stilistischen Unterricht bestimmt sind, während überall die Lectüre 5 Stunden hat, kaum behaupten, dass der Lectüre der grammatisch-stilistische Unterricht beigeordnet sei.

Allein wenn andererseits die Erläuterungen zum Lehrplane 1882 hervorheben „als Verwertung der Lectüre geben die Übungen im Lateinschreiben, sowohl Übersetzungen ins Lateinische, als Bearbeitung von Aufsätzen, erfahrungsmäßig den wichtigsten Beitrag zur Vertiefung der Lectüre in Hinsicht auf Sprache und Gedankeninhalt“, wenn sie mit Nachdruck betonen „in der bezeichneten Begrenzung sind die lateinischen Aufsätze als ein integrierender Theil des lateinischen Unterrichtes beibehalten worden. Die Übung im mündlichen Gebrauche der lateinischen Sprache zur Repetition und mannigfacher Verwendung (nicht zu der erst das Verständnis vermittelnden Erklärung) schon in mittleren Classen zweckmäßig anwendbar, ist geeignet, die prompte Herrschaft über einen Sprachschatz zu fördern und das lateinische Schreiben wesentlich zu unterstützen“,[1]) so geht daraus hervor, dass zwar in der Form, der Methode des grammatisch-stilistischen Unterrichtes Änderungen vorgenommen, im wesentlichen aber die alten Forderungen von 1856, Lateinschreiben, Lateinsprechen beibehalten wurden, und es ist begreiflich, wenn das Verhältnis des grammatisch-stilistischen Unterrichtes zur Lectüre dahin interpretiert wurde, die beiden integrierenden Theile des lateinischen Unterrichtes seien einander beigeordnet.[2])

Das Condominium in einem Gegenstande bleibt aber immer eine bedenkliche Form des Verhältnisses, das allerlei Gefahren, Verwicklungen und Übergriffe im Schoße birgt, und die Erläuterungen selbst weisen darauf hin, wenn sie sagen, es komme in nicht seltenen Fällen vor, dass die Erklärung der Classiker selbst auf den obersten Stufen in eine Repetition grammatischer Regeln und eine Anhäufung stilistischer und synonymischer Bemerkungen verwandelt wird.[3])

Wenn die sprachliche Behandlung der Lectüre den stilistischen Übungen in solcher Weise vorarbeitet, dann ist dies ein bedenkliches

---

[1]) Lehrpläne für die höheren Schulen 1882, S. 21.

[2]) „Zweitens ist aber gerade neueren Richtungen gegenüber hervorzuheben, dass ein mindestens ebenso bildendes Element bei der Erlernung jeder fremden Sprache darin liegt, dass die Schüler in den Stand gesetzt werden, die fremde Sprache mit einer gewissen Freiheit zum Ausdrucke ihrer eigenen Gedanken zu gebrauchen. Als zweites Ziel des lateinischen Unterrichtes muss also auch jetzt noch festgehalten werden, dass die Schüler befähigt werden, sich mündlich und schriftlich correct lateinisch auszudrücken.“ Programm des Gymnasiums zu Luckau 1884.

[3]) Lehrpläne für die höheren Schulen 1882, S. 20.

Symptom, welches deutlich auf die Gefahren hinweist, denen die Lect
preisgegeben ist; und da dies in nicht seltenen Fällen geschah, so w
wie wir meinen, hier nicht bloß die passende Gelegenheit, sondern a
der dringende Anlass zu der bestimmten Erklärung, dass auf der obe
Stufe die Lectüre der Schriftsteller der Hauptzweck sei, dass der gr
matisch-stilistische Unterricht diesem Zwecke nicht beigeordnet, sond
untergeordnet sei.

Das ist nun nicht geschehen, auch findet sich in den Erläuterun
von 1882 nirgends eine solche Erklärung vor, und wir müssen beifü
dass eine solche Erklärung nicht gegeben werden konnte, weil dies
Annahme des Punktes III der Grundzüge des österreichischen Lehrpla
bedeuten würde, welcher Fall nach dem oben Gesagten als ausgeschlos
zu betrachten ist. Wenn aber, wie es den Anschein hat, bei der G
nasialreform von 1882 darauf gerechnet wurde, dass der Lateinbet
durch das Schwergericht seiner Stundenzahl wie bisher seine Stell
werde behaupten können, so war dies ein Irrthum, und deshalb kon
die Rechnung nicht stimmen.

Es wurde hierbei der Einfluss der realen Fächer unterschätzt,
wurde übersehen, dass das Interesse, welches früher auf die alten Sprac
concentriert war, durch Beseitigung der Unterscheidung von Haupt-
Nebengegenständen jetzt getheilt und zwar grundsätzlich getheilt wu
diese Theilung des Interesses aber war für die alten Sprachen ein Verl
der unersetzlich ist, der also auch durch eine Stundenerhöhung ni
ersetzt werden kann.

So musste der Versuch der Gymnasialreform von 1882, durch e
höhere Stundenzahl die Forderungen der Lateinschule aufrechtzuerhal
nicht bloß scheitern, sondern eine Wirkung zur Folge haben, die bei
Berechnung nicht in Betracht gezogen wurde.

Denn wenn die Forderungen der Lateinschule nur unter der
dingung erfüllbar waren, dass die sogenannten Realien als Nebengeg
stände behandelt und theilweise beseitigt wurden, wie es Wieses Norm
plan von 1856 beweist, so musste, wenn diese Bedingung wegfiel,
Summe der Forderungen größer werden als früher, und sie musste n
weiter wachsen, wenn die Forderungen in den Realien, wie dies
Lehrplane 1882 thatsächlich erfolgt ist, noch erhöht worden sind.

Die Wirkung der erhöhten Forderungen und der vermehrten Ar
der Schüler war eine allgemeine Klage wegen Überbürdung der Juge
ein Zustand, der vollends durch die lex horrendi carminis der Maturit
prüfung unerträglich geworden ist.

Die preußischen Gymnasien standen vor einem Scheidewege; w
die Forderungen in den alten Sprachen insbesondere im Latein,
Lateinschreiben, Lateinsprechen, die Ziele der alten Lateinschule, aufre
erhalten werden sollten, so musste man zu den Ideen Wieses zurü
kehren und auf den Normalplan von 1856 zurückgreifen; die 1882
eröffnete Bahn musste verlassen, die Scheidewand zwischen den Ha
und Nebengegenständen wieder aufgerichtet und der Schwerpunkt
alten Sprachen wieder hergestellt werden.

Wie der Lehrplan von 1891 beweist, wurde dieser Weg nicht betreten; die Ideen Wieses wurden aufgegeben und die im Jahre 1882 begonnene Reform dort, wo sie unterbrochen wurde, wieder aufgenommen und dadurch zum Abschluss gebracht, dass das Ziel für den Unterricht in den alten Sprachen, insbesondere im Latein (im Sinne des Punktes III der Grundzüge) geändert und die Forderungen ermäßigt wurden.

Sowohl die Ordnung für die Reifeprüfung als auch der Lehrplan von 1891 haben ein gemeinsames Merkmal, die σεισάχθεια. In welcher Weise die Entlastung bei der Maturitätsprüfung erfolgt ist, wurde bereits hier dargelegt. Die Reform des Lehrplanes von 1891 brachte eine zweifache Entlastung; die eine betrifft die Gesammtstundenzahl, die von 268 auf 252 herabgemindert wurde, die andere die alten Sprachen, indem die Stundenzahl für Latein um 15, für Griechisch um 4 Stunden und demgemäß auch die Forderungen herabgemindert wurden: mit Einrechnung der im Jahre 1882 verminderten Stundenzahl beträgt die gesammte Reduction der Stunden im Latein 24 Stunden, im Griechischen 6 Stunden, eine Maßragel,[1]) die geeignet war, in den deutschen Staaten einiges Aufsehen zu erregen; auch lässt sich die Bedeutung und Tragweite derselben nicht verkennen: sie erhält in dem Lehrplane von 1891 ihre Erklärung und bedeutet einen Bruch mit der Lateinschule, wie derselbe in Österreich 1849 erfolgt ist.

Auch die preußische Gymnasialreform hat ihre »Einleitung«, worin ihre Stellung zur Lateinschule deutlich bezeichnet ist.

»Der Grundgedanke«, berichtet Rethwisch,[2]) »in der zielbewussten Eröffnungsrede des Kaisers ist: Die Schule hat die erforderliche Fühlung mit dem Leben verloren und soll sie wiedergewinnen. Erwachsen aus der mittelalterlichen Lateinschule und vorzugsweise von Männern geleitet, welche in der Beschäftigung mit den alten Sprachen ihre wissenschaftliche Lebensaufgabe erkennen, hat das Gymnasium einen Lehrgang erhalten, dessen Richtlinie in den Interessenkreis altphilologischer Gelehrsamkeit mündet, und nicht, wie es nothwendig ist, dem Brennpunkt unseres heutigen deutschen Volkslebens sich zulenkt.«

So ist denn die Gymnasialreform in Preußen an demselben Ziele angelangt, welches das Programm des Ministeriums Graf Thun für die Reform der österreichischen Gymnasien festgestellt hat. Wir wollen dies nicht missverstanden wissen und damit sagen, dass jede Reform, die von gleichen Grundsätzen ausgeht, am gleichen Ziele anlangen muss. Schon längst war die Pädagogik[3]) der Frage nähergetreten, welche Stellung

---

[1]) Der Lehrplan von 1891 hat für Latein 62 St., für Griechisch 36 St.; der von Ladenberg'sche Gesetzentwurf für Latein 58 St., für Griechisch 30 St.; der österreichische für Latein 50 St., für Griechisch 28 St.

[2]) Deutschlands höheres Schulwesen S. 117.

[3]) »Die bloßen Sprachen für sich allein aber geben dem Knaben gar kein Bild weder von Zeiten noch von Menschen; sie sind ihm lediglich Aufgaben, womit ihn der Lehrer belästigt. Auch können weder goldene Sprüche noch Fabeln und kurze Erzählungen daran etwas ändern;

die alten Sprachen mit Rücksicht auf die wohlbegründeten Bedürfnisse der Zeit in dem Gymnasium werden einzunehmen haben, und Schulmänner in Preußen wie in Österreich haben sich mit dieser Frage ernstlich beschäftigt, wie denn ja in dem preußischen Lehrplane von 1891 im wesentlichen dasjenige zur Durchführung kam, was jener Schulmann von S. Meiningen 1849 so dringend und vergeblich befürwortet hatte.

Österreich nimmt in dieser Frage nur den Vortritt in Anspruch; denn dieser Staat war der erste unter den deutschen Staaten, der die Lösung des neuen Problems energisch in die Hand genommen hat: es war ein Werk nicht des Augenblicks — langjährige Vorbereitungen und Berathungen giengen voraus — und nicht für einen augenblicklichen Erfolg berechnet — denn auf diesem Felde reifen die Früchte langsam.

Ist nun auch das Programm des Ministeriums Graf Thun, das in das von Exner concipierten Einleitung zum Organisations-Entwurfe enthalten ist, nicht ein κτῆμα ἐς ἀεί, so beweist doch die Geltung der Grundzüge der Gymnasialorganisation durch nahezu ein halbes Jahrhundert, dass sie für ihre Zeit richtig waren, und, wie aus der Gymnasialreform in Preußen von 1891 zu ersehen ist, dass diese Grundzüge noch immer einen Wert besitzen.

Wien. J. Ptaschnik.

---

sie haben gegen die Unlust der Arbeit an Wortstämmen, die eingeprägt, Flexionen, die eingeübt, Conjunctionen, die zu Wegweisern in der Periode gebraucht werden müssen, kein bedeutendes Gewicht, selbst wenn sie der Jugend angemessen sind. Die alte Geschichte ist der einzige mögliche Stützpunkt für pädagogische Behandlung der alten Sprachen.« Umriss pädagogischer Vorlesungen von Herbart 3. verm. Aufl. Göttingen 1841. S. 220 f.

Educazione e istruzione. Rivista di pedagogia e scienze affini diretta da Giuseppe Sergi, prof. di antropologia nell' università di Roma. Roma, Paravia e Comp.

Diese neue Zeitschrift, welche mit Januar dieses Jahres begonnen hat, erscheint in zwölf Monatsheften in der Stärke von je vier Bogen (Preis 12 Lire für das Jahr). Der Leiter des Blattes entwickelt im Eingange des ersten Heftes ausführlich sein Programm, in dem er sich als einen weitgehenden Reformer zu erkennen gibt. S. 9 wird als Forderung bezeichnet: L'abolizione della coltura classica obligatoria. Das Programm verlangt Reformen nach allen Seiten, darunter allerdings auch gewiss berechtigte, namentlich was die Universitäten betrifft. Eine besondere Beachtung wird der Schulhygiene gewidmet, wie dies aus den in dem ersten Hefte enthaltenen Aufsätzen, aus der Rivista dei Giornali und der Bibliografia ersichtlich ist. Eine große Zahl von Professoren haben ihre Mitarbeiterschaft zugesagt.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Dr. Immanuel Schmidt, Lehrbuch der englischen Sprache. I. Theil. Elementarbuch der englischen Sprache. 10. unv. Aufl. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling) 1890. VIII u. 305 SS. Preis geb. 2 Mk. — II. Theil. Schulgrammatik der englischen Sprache mit Übungsbeispielen. 4. umg. Aufl. 1892. VIII u. 503 SS. Preis geb. 3 Mk. — Grammatik der englischen Sprache. 5. unv. Aufl. 1892. XII u. 608 SS. Preis geb. 4 Mk. — Übungsbeispiele zur Einübung der englischen Syntax für höhere Classen. 3. Aufl. 1884. II u. 285 SS. Preis brosch. 1 Mk. 60 Pf.

In der Erscheinungsweise der rühmlichst bekannten Lehrbücher von Dr. Immanuel Schmidt ist eine Veränderung eingetreten. Sie besteht im wesentlichen darin, dass die frühere »Englische Schulgrammatik« (3. Aufl. 1884), eine gekürzte Fassung der großen »Grammatik der englischen Sprache für die oberen Classen höherer Lehranstalten«, nunmehr mit etwas verändertem Titel (siehe oben) den zweiten Theil des 'Lehrbuches der englischen Sprache' bildet, während das größere Werk, welches früher diesen zweiten Theil bildete, unter dem oben angeführten Titel selbständig daneben weiter besteht. Die Schulgrammatik ist gegenüber der früheren Auflage vielfach gekürzt, andererseits um eine Auswahl aus den »Übungsbeispielen« vermehrt, so dass sie nunmehr Grammatik und Übungsbuch vereinigt. Einige Veränderungen in der Anordnung bezwecken größere Übersichtlichkeit und leichtere Erlernbarkeit des Wortstoffes.

Wir zweifeln nicht, dass diese Neugruppierung sich des Beifalles aller Lehrer zu erfreuen haben wird. Auch in höheren Anstalten wird man doch zumeist zur kürzeren Fassung der Grammatik greifen, die nun auch ein Übungsbuch enthält. Das größere Werk behält daneben seinen selbständigen Wert für alle jene, die sich im Englischen weiter ausbilden wollen. Die Vorzüge dieses Lehrgebäudes hervorzuheben ist kaum nöthig; es nimmt schon seit langem eine hervorragende Stellung unter den Lehrbüchern der englischen Sprache ein und hat den Beifall der ersten Autoritäten erlangt. Auch in dieser Zeitschrift ist es bereits ehrend genannt worden (Jahrg. 1882, S. 76). Reichhaltigkeit des Stoffes im größeren Werk, richtige Auswahl in der Schulgrammatik, Klarheit und Übersichtlichkeit in der Darstellung zeichnen es vor allem aus. Die größere Grammatik ist eine wahre Fundgrube auch für jene, welche bereits im Englischen vorgeschritten sind. Dass das Elementarbuch gegenüber den Reformbestrebungen einen schwierigeren Stand hat, ist unvermeidlich; doch soll uns dies nicht hindern, die Vorzüge dieses verdienten Werkes hervorzuheben.

Meffert, Dr. Franz, Englische Grammatik für die oberen Classen. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, VIII u. 178 SS Preis 1 Mk. 60 Pf.

Degenhardt, Dr. Rudolf, Lehrgang der englischen Sprache 14. Aufl. In zeitgemäßer Neubearbeitung. II. Schulgrammatik in kurzer Fassung. Dresden, L. Ehlermann 1892. 8°, XII u. 367 SS Preis 3 Mk.

Beide Werke enthalten den Lehrstoff für die obere Stufe des englischen Unterrichtes, also im wesentlichen die Syntax und, zum Theil als Wiederholung, viel aus der Formenlehre. In der Behandlung zeigt sich aber ein starker Unterschied. Das erstere bietet einen reichen grammatischen Stoff nach logischen Kategorien streng eingetheilt, mit nicht allzu vielen Beispielen, welche überwiegend der Regel folgen und sie nur belegen, nicht zu ihrer Ableitung dienen. Strenge Systematik ist allerdings erreicht worden, aber auch all die Trockenheit der älteren Grammatiken, und die Überfülle des Stoffes wirkt abschreckend. Die Vollständigkeit eines Nachschlagebuches taugt nicht für ein Lehrbuch.

Ein anderes Aussehen zeigt das zweite in seiner neuen Auflage von Dr. Otto Kares bearbeitete Werk. Mit Recht führt der Titel den Zusatz: 'In zeitgemäßer Neubearbeitung'. Hier ist der Regelstoff energisch auf das Hauptsächliche zusammengestrichen und das Phraseologische, welches unsere Lehrbücher gewöhnlich ziemlich stark heranziehen, stark gekürzt. Die Regeln werden aus zahlreichen Beispielen abgeleitet, an deutschen Sätzen eingeübt und schließlich alles bisher Erworbene in 'gemischten Übungen' zusammengefasst. Inhaltlich ist Concentration angestrebt worden. Einmal werden die Beispiele häufig in zusammenhängenden Stücken gebracht oder Dickens' Christmas Carol entnommen, dessen Lectüre vorausgesetzt wird. Andererseits bilden die 'gemischten Übungen' vom Ende des zweiten Capitels an eine fortlaufende Darstellung der englischen Geschichte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, auf welche wieder bei den Beispielen Rücksicht genommen ist. An der Hand dieser Übungen soll dann auch zur Conversation vorgeschritten werden. Etwas bedenklich scheint uns das starke Überwiegen des geschichtlichen Stoffes. Wie sehr auch diese Darstellung von den trockenen Aufzählungen mancher anderer Lehrbücher abweicht, so würden wir doch ein stärkeres Hervortreten der Umgangssprache wünschen. Aber gewiss haben wir eine tüchtige Arbeit vor uns, welche die Beachtung aller englischen Lehrer verdient.

Regel, Dr. Ernst, Eiserner Bestand. Das Nothwendigste aus der englischen Syntax in Beispielen, namentlich für militärische Vorbereitungsanstalten. Halle a. S., E. Karras 1892. Preis 60 Pf.

Auf 35 Seiten klein Octav gibt der Verf. eine Sammlung von Beispielen, welche die Hauptregeln der englischen Syntax belegen und idiomatische Abweichungen vom Deutschen zur Anschauung bringen, deutsche Erklärungen sind sparsam eingefügt, im allgemeinen nur, um das, worum es sich handelt, hervortreten zu lassen. Wer die englische Syntax durchgearbeitet hat und ihre Hauptpunkte kurz wiederholen will, wird sich mit Nutzen dieses Büchleins bedienen. Auch zum Nachschlagen wird es sich in vielen Fällen gut eignen.

Graz. Karl Luick.

Programmenschau.

32. Antonii Piffraderi disputatio de Demosthenis Philippica I. Progr. des Landes-Real- und Obergymn. in St. Pölten 1892, 8°, 32 SS.

In sechs Abschnitten handelt die Schrift über die der Rede vorausliegenden historischen Ereignisse, den einheitlichen Charakter der Rede, die Zeit, in der sie gehalten wurde, ihre Disposition, ihre Composition und endlich über die Frage, welchen Erfolg sie gehabt habe. In einem Schlussworte bittet der Verf. um nachsichtiges Urtheil für seine vor vielen Jahren in deutscher Sprache niedergeschriebene Jugendarbeit. Wir werden der gestellten Bitte zwar gern entsprechen, meinen jedoch, die Wissenschaft hätte es nicht schmerzlich zu beklagen gehabt, wenn die Abhandlung unveröffentlicht geblieben wäre.

33. Kirschnek, Dr. Anton, Über die Äschines' Namen tragenden Briefe. Progr. des Staatsgymn. in Arnau 1892, 8°, 24 SS.

Der Verf. bespricht zuerst im Anschlusse an Blass' Untersuchungen die dem Demosthenes zugeschriebenen Briefe, von denen er die ersten drei für echt erklärt, sodann erörtert er die Beziehungen der Äschinesbriefe zu den demosthenischen und gelangt zu dem Schlusse, dass dem Verfasser jener diese als Vorlage gedient haben. Der übrige Theil der Abhandlung bemüht sich einerseits durch sachliche Gründe, andererseits durch Hervorhebung gewisser sprachlicher Eigenthümlichkeiten den Nachweis zu liefern, dass alle Briefe von einem und demselben Verfasser herrühren, dieser jedoch Äschines nicht sein kann. — Kommt sonach auch der Verf. zu keinem neuen Resultate, so ist doch die eingehendere Behandlung des Themas nicht unerwünscht. Jedoch lässt die Arbeit in der Beweisführung noch manches an Vollständigkeit vermissen. Der Beziehungen zwischen den beiden Briefsammlungen hätte sowohl dem Ausdrucke als dem Inhalte nach noch weit mehr aufgezeigt werden können. Aber auch an die Reden des Demosthenes finden sich, besonders in den beiden letzten Briefen des Ps.-Äschines, recht deutliche Anklänge, die K. entgangen zu sein scheinen. Ohne hier die Sache weiter verfolgen zu können, verweise ich nur beispielshalber auf den Schlusssatz des 11. Briefes; dieser macht unverkennbar den Eindruck, als habe der Schreiber gegen Gedanken, wie sie Dem. IV. 2 oder IX. 5 ausgesprochen sind, polemisieren wollen.

Wien. Franz Slameczka.

---

34. Lopot Johann, Beispiele zur Einübung der lateinischen Syntax, und zwar der Congruenz und Casuslehre sowie der Präpositionen, geschöpft aus Cornelius Nepos. II. Theil. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Weidenau 1892, 8°, 35 SS.

Der vorliegende Programmaufsatz ist die Fortsetzung des vorjährigen, der die Beispiele über den Accusativ und Dativ enthielt. Mit dem zweiten Programme ist jedoch die Arbeit keineswegs abgeschlossen, da sie nur Beispiele über den Genetiv bei Nepos und einen Theil des Ablativs enthält, von den Präpositionen aber noch gar nichts bringt. Dann fehlt noch die Congruenz, die man wegen ihrer Voranstellung zuerst behandelt erwarten möchte. Dem Genetiv sind drei Abschnitte (Genetiv bei Verben, Adjectiven und Substantiven) von S. 3—18 gewidmet. Vor jedem Abschnitte sind die einschlägigen Paragraphen der Grammatiken

von Goldbacher, Schmidt und Scheindler angeführt. Alcib. 8, 4 wird *nullius momenti esse* als gen. pretii genommen (statt qualitatis); S. 6 und 7 trennt der Verf. *gratia* und *ergo* von *causa* und nimmt beim letzten Worte einen genet. explicativus an. Warum setzte er dann die betreffenden Beispiele nicht S. 8 und 9 ein? Wahrscheinlich stiegen ihm doch Bedenken auf. — S. 8 hat L. die Stelle Ages. 6, 2 missverstanden, denn unter *eius* ist nicht Epaminondas, sondern Agesilaus selbst zu verstehen. — S. 10 init. ist Arist. 1, 2 falsch citiert. Es muss heißen *exsilio decem annorum multatus est*. Dafür bringt L. zweimal nacheinander die Wendung *legitimam poenam non pertulit*. — S. 13 fin. wird aus Hann. 12, 1 auffällig citiert *potentissimum Hannibalem in Prusiae regno esse*. — Beim gen. obiectivus werden S. 14 ff. manche Beispiele angeführt, die Ref. in eine andere Rubrik rechnen möchte. Es wird dann noch der ablativus causae, instrumenti und modi vorgenommen. S. 21 init. ist *quorum moribus* nicht ablativus causae, sondern modi; S. 24 steht ein Beispiel aus Hannibal vor den Beispielen aus Hamilcar; Milt. 1, 4 ist vergessen, *hoc oraculi responso* als abl. causae anzuführen; S. 25 steht sinnlos *Themistocles litteris sermone neque* (statt *sermoneque*) *Persarum adeo eruditus est*; S. 26 gehört das Beispiel aus Thrasyb. 3, 1 wegen *superioris more crudelitatis erant usi* auch unter b) S. 32, wo es jedoch fehlt; S. 28 ist *saepe* groß gedruckt, obwohl es nicht abl. instrumenti ist; S. 32 wird aus Ages. 2, 2 (nicht 1) ein Consecutivsatz mit Indicativ citiert; S. 34 ist Milt. 5, 1 *quae manus mirabili flagrabat pugnandi cupiditate* wohl kein abl. modi, sondern eher ein abl. causae; ibid. ist Paus. 3, 1 statt des widersinnigen *incalida* die Lesart *callida* einzusetzen. An mehreren Stellen S. 34 und 35 kann Ref. keinen abl. modi erblicken.

Den Aufsatz entstellen Dutzende von Druckfehlern. Ref. begnügt sich, die drei auffälligsten anzuführen: S. 7 *inimicitates*, S. 10 *carcadas* statt *Cardacas* und S. 20 *sororem germanen*. Viel Schuld kann allerdings an der Druckerei liegen. Bedauerlich bleibt aber in jedem Falle, dass kein Druckfehlerverzeichnis beigegeben wurde.

Krems. Ig. Prammer.

---

35. Traube Alois, Versuch, Weidners Cornelius Nepos für die Schule brauchbarer zu gestalten. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Kaaden 1892, 8°, 32 SS.

Verf. bringt für mehr als 200 Stellen obengenannter Ausgabe Änderungsvorschläge und zeigt, namentlich in textkritischen Fragen, ein gesundes Urtheil; leider scheint demselben nur ein dürftiges Material zugebote gestanden zu sein, was aus der Art des Citierens und der Angabe der Lesarten ersichtlich ist. — An einer großen Anzahl von Stellen nimmt der Verf. mit Recht die handschr. Überlieferung gegen Weidner in Schutz und schlägt ein consequentes Verfahren bei syntaktischen Änderungen (z. B. neve in Finalsätzen, absolute Zeitgebung, quin) ein; an anderen wird, dem classischen Sprachgebrauche entsprechend, geändert, lange Perioden werden gekürzt. Nicht zu billigen ist das Einschieben von Pronomina wie se, eum, ipse (an 23 Stellen), sowie die Herstellung des Plusq. Indic. in iterativen Zeitsätzen; auch mit den Änderungen, welche historische Versehen des Nepos (mitunter gewaltsam) beseitigen sollen, ist Ref. nicht einverstanden. Ein consequenteres Verfahren wäre nach genauer Einsichtnahme von Lupus „Der Sprachgebrauch des Corn. Nep.“ manchmal möglich gewesen (z. B. I. 5, 3; IV. 3, 3; XVIII. 5, 4; XXI. 3, 3). Nicht neu sind des Verf.s Vermuthungen I. 3, 1; 5, 1; II. 2, 1; 6, 5; XIV. 8, 3; die Stellen, wo quin vorgeschlagen wird, u. a. Der

Druck ist, auch äußerlich, nicht fehlerfrei. Immerhin bietet die fleißige und mit großem Eifer geschriebene Abhandlung genug Anregendes.

36. Winkler Leop., Die Dittographien in den nikomachianischen Codices des Livius. (II. Theil.) Progr. des Comm.-Real- und Obergymn. im II. Bezirke in Wien 1892, 8°, 27 SS.

Vorliegender Theil behandelt B. VI—X und bildet den Schluss der im Jahresberichte der Anstalt 1890 begonnenen Arbeit, welche, wie der Verf. S. 27 mittheilt, bereits 1880 in Erlangen unter Luchs' Leitung im großen und ganzen fertiggestellt und nunmehr auf Anregung dieses Gelehrten veröffentlicht wurde. Wie im I. Theile wird die Entstehung der Doppellesarten zumeist auf Glossen, seltener auf Verschreibung oder falsche Auffassung von Abkürzungen zurückgeführt. Ref. ist den Auseinandersetzungen des Verf.s mit großem Interesse gefolgt, wenn er diesem auch an einigen Stellen (6, 5, 8; 32, 6; 7, 14, 1; 21, 6; 9, 32, 4) nicht beipflichtet. 8, 35, 6 spricht gegen die vom Verf. gebilligte Lesart insultabas, dass dieses Wort sonst (auch 6, 23, 8) nur mit einem modalen Ablativ verbunden wird, s. die Stellen bei Jonas, Progr. Posen 1884, S. 14; 10, 6, 3 ist deducta zu halten, da dieses Verbum mit colonia an zahlreichen Stellen verbunden ist. 8, 25, 12 war bezüglich der Construction von succedere Ignatius de verb. c. praepp. conp. ap. C. Nep., T. Liv., Curt. Ruf. cum dat. structura, Berlin 1877, S. 27 u. 126 f. nachzusehen. Für die Arbeit wäre es von Vortheil gewesen, wenn H. J. Müllers neueste Ausgaben berücksichtigt worden wären, so z. B. 7, 1, 8; 10, 3, 2; 19, 20; 29, 7. Wenn auch dieser Theil für die Textkritik nichts wesentlich Neues bietet, ist die mit großem Fleiße und gesundem Urtheile geschriebene Arbeit insoferne für uns von Interesse, als sich hierin eine neue Bestätigung unseres Urtheiles über die Stellung der Handschriften zeigt; vgl. die sorgfältige Zusammenstellung des Verf. S. 23—25.

St. Pölten. Dr. Adolf M. A. Schmidt.

---

37. Schlosser, Dr. A., Leichtfassliche, gründliche Ableitung der Gesetze der sieben Rechenoperationen. Progr. der Communal-Oberrealschule in Böhm.-Leipa 1892.

Ausgehend von der besonders in neuerer Zeit oft betonten Thatsache, dass die Entwicklung der Rechenoperationen nach streng deductiver Methode, als deren Vertreter der Verf. das Lehrbuch von Močnik betrachtet, besonders aus dem Grunde nicht befriedigt, weil in den einzelnen Beweisen die Erkenntnisgründe nicht gleichzeitig Realgründe sind, infolge dessen die Deductionen gekünstelt erscheinen und dadurch das Studium der Mathematik erschwert wird, versucht der Verf. in vorliegender Arbeit die Gesetze von den Rechenoperationen auf nachstehende drei Arten zu begründen. Einmal „aus dem Begriffe der Operationen selbst"; aber es wäre ein Irrthum, würde man, diese Worte im strengen Sinne nehmend, eine Deduction der Rechengesetze aus den Definitionen der Rechnungsarten erwarten; vielmehr zeigt uns der weitere Verlauf der Darstellung, dass diese Art der Herleitung vorzugsweise auf der Anschauung beruht. Die zweite Art der Ableitung geht von dem Satze aus, dass die Addition usw. und die Subtraction entgegengesetzte Rechnungsoperationen sind. Besonderes Gewicht legt der Verf. auf die dritte Herleitung, welche auf folgendem Satze beruht: In jedem Lehrsatze, der sich auf die Verbindung von Zahlen durch Rechnungsoperationen bezieht, kann jede Rechnungsoperation durch ihre höhere ersetzt werden, d. h. die Addition durch die Multiplication, diese durch die Potenz und ebenso die

Subtraction durch die Division und diese durch das Radicieren und Logarithmieren. Da dieser Satz keineswegs evident ist, da er ferner auch nicht bewiesen wird (die auf S. 14 versuchte Deduction für einen speciellen Fall kann nicht acceptiert werden), so bleibt nichts anderes übrig, als denselben als ein Princip aufzufassen, als welches derselbe (S. 24) auch thatsächlich hingestellt wird; dieser Auffassung steht jedoch der Umstand hindernd im Wege, dass dieses Princip mancherlei Einschränkungen und Ausnahmen unterworfen ist. Mit Vortheil könnte aber dieser Satz im Unterrichte als ein Wegweiser verwendet werden, der den Schüler auf Sätze führen würde, die vorläufig hypothetisch angenommen und sodann hinsichtlich ihrer Richtigkeit geprüft werden müssten. Interessant ist endlich des Verf.s Definition der Multiplication und der Potenz. Indem derselbe dem Symbole $a.b$ die Bedeutung gibt, es soll zur Null die Größe a so oftmal addiert werden, als die Zahl b Einheiten enthält, haben auch die Symbole $a.0$ und $a.1$ einen bestimmten Sinn. Ähnlich gibt derselbe dem Symbole a^b die Bedeutung, dass die Einheit so oftmal mit a multipliciert werden soll, als die Zahl b Einheiten enthält und erhält daraus ohneweiters die bekannten Relationen $a^0 = 1$ und $a^1 = a$.

Leitmeritz. Dr. J. Jacob.

---

38. Jäkel J., Geschichte des Gymnasiums in Freistadt. A. Vorgeschichte. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Staatsgymn. in Freistadt in Oberösterreich 1892, 8°, 36 SS.

Die am 1. October 1867 eröffnete Anstalt hat eine Art Vorläufer in an der Lateinschule der Piaristen, die von 1761 bis inclusive 1787 bestand. Die Geschichte derselben wird hier erzählt, soweit es nach den verwendbaren Quellen möglich war. Der Verf. entdeckte selbst mehrere wertvolle Materialien: neben Verzeichnissen derjenigen Ordenspersonen, die überhaupt einmal in Freistadt waren, Angaben über die Zeit ihrer Anwesenheit dortselbst, des Amtes, welches sie versahen, Berichte und Ausweise über Lehrer- und Schülerstand, die tradierten Gegenstände und andere allgemeine Verordnungen von Behörden in Schulangelegenheiten, Instructionen für Professoren und Directoren über Lehrpläne u. ä. Solche Beiträge zur Geschichte unseres Schulwesens sind auch dadurch interessant, dass sie Gelegenheit zu Ausblicken auf die jetzigen Schulverhältnisse bieten.

39. Lebinger N., Zur Geschichte des Gymnasiums in Klagenfurt. Progr. des Staats-Obergymn. in Klagenfurt 1892, 8°, 26 SS.

In Klagenfurt wird eine lateinische Schule das erstemal in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts als bestehend erwähnt; sie war „höchstwahrscheinlich bald nach 1518“ entstanden. Dieselbe war für Bürgerssöhne bestimmt, als im Jahre 1563 von den fast ausschließlich zum Protestantismus sich bekennenden weltlichen Ständen eine adelige Schule oder das „Collegium sapientiae et pietatis“ gegründet wurde, in der sich „wohl die ersten Anfänge eines Gymnasiums in Kärnten“ finden. Beide Schulen fanden 1600 durch die Gegenreformation ihr Ende. Die Quellen, welche über beide Schulen Kunde geben, fließen äußerst spärlich, der gelehrte Verf. hat sie offenbar mit größtem Fleiße gesammelt. S. 19 steht ein Druckfehler (1676 statt 1576).

Wien. J. Rappold.

---

40. Rappold J., Über eine Jugendschrift. Eine Jugenderzählung. Progr. des k. k. Staatsgymn. im IV. Bezirke von Wien 1892, 8°, 30 SS.

Der in Fragen der Pädagogik als Theoretiker und Praktiker bekannte Schulmann Rappold hat es in diesem Programmaufsatze unternommen, seine Ansichten über Jugendschriften niederzulegen, und einen eigenen Versuch auf diesem Gebiete angeschlossen.

Der wertvollere Theil ist unstreitig der erstgenannte, der zu folgenden Ergebnissen kommt: Es fehlt an geeigneten Jugendschriften für die unteren Stände, besonders den Bauernstand. Derartige Erzählungen müssen gesunder Hausmannskost gleichen, sie dürfen die Phantasie nicht überhitzen und müssen reichliche Belehrung enthalten. Sie sollen aus dem praktischen Leben und für dasselbe etwas bieten, sie müssen nützlich und interessant sein. Hofmann und Chr. Schmid sind aus verschiedenen Gründen ungeeignete Muster. Realistische und idealistische Weltanschauung mögen in glücklicher Weise verschmolzen werden; die Wirklichkeit muss natürlich Ausgangspunkt der Erzählung sein. Wir sehen, es sind hauptsächlich die Kinder der Landvolksschulen, an die R. denkt.

An diese theilweise in Dialogform vorgetragenen, im ganzen zu billigenden Erörterungen schließt sich nun die Erzählung „Der Invalide“ (S. 9—30) an, die einer größeren Sammlung desselben Verfassers „Sieben Erzählungen“ entnommen ist.

Aus jeder Zeile spricht der erfahrene Mann, der Jugendfreund, der Patriot, aus jeder Zeile aber auch der mehr mit dem Verstande als mit der Phantasie schaffende Lehrer. Von Erfindungskraft, geschickter Composition, fesselnder Darstellung ist wenig zu bemerken. Das Ganze bildet eigentlich nur das durchsichtige Gerüste für die Erzählung hervorragender Ruhmesthaten aus der vaterländischen Geschichte alter und neuer Zeit. Dabei kommt aber die eigentliche Fabel zu kurz, der belehrende Theil erdrückt das rein Poetische. Ich fürchte daher sehr, dass solche Erzählungen nicht das erforderliche Interesse beim kindlichen Leser erwecken werden, um mit Wohlgefallen und Hingabe aufgenommen zu werden. Dann dürften aber auch die wünschenswerten indirecten Wirkungen ausbleiben.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Berichtigung.

In der Recension meiner Ausgabe des Willehalm von U. v. d. Türlein zieht Khull (S. 45 des laufenden Jahrganges dieser Zs.) die „Meinung“ des Herausgebers, dass derselbe der Heidelberger Hs. „überall dort gefolgt ist, wo sie irgend etwas bot, was der Dichter seiner Herkunft nach hätte geschrieben haben können“ (S. LX der Einleitung), in Zweifel. Er fährt fort, „wenn diese Äußerung besagen will, dass er nur dort von ihr abgewichen sei, wo sie Formen bot, die der kärntnerischen Mundart Ulrichs nicht entsprechen, so würde daraus folgen, dass die Hs. in der mittelhochdeutschen Schriftsprache der Ausgabe geschrieben sei, was aber natürlich nicht der Fall ist, da sie aus dem 14. Jahrh. stammt.“

Darauf erwidere ich, dass ich die Ansichten Kh.s von mittelhochdeutscher Schriftsprache und Handschriften des 14. Jahrhunderts nicht kenne und auch auf dieselben einzugehen keinen Anlass habe, dass aber dasjenige, was ich versichert und nicht bloß „gemeint“ habe, natürlich der Fall ist, eben weil ich es versichert habe, und Kh. keine Berechtigung hat, meine Aussage in Zweifel zu ziehen. Bevor er seinen Zweifel aussprach, hätte er die Verpflichtung gehabt, die Hs. einzusehen und ihn

aus derselben zu beweisen. Da ich keine Entgegnung, sondern nur eine thatsächliche Berichtigung schreiben will, schließe ich hier, nur noch darauf hinweisend, dass sich durch diese Feststellung des Sachverhaltes zugleich ein großer Theil der mir von Kh. vorgeworfenen Inconsequenzen als berechtigt aufklärt.

Bern. S. Singer.

Erwiderung.

Meine in der obenstehenden »Berichtigung« angeführten Worte wollen natürlich nicht sagen, dass der Herausgeber von der Hs. öfter, als er selbst angibt, abgewichen sei, sondern dass er in Ermanglung genauer Untersuchungen der sprachlichen und metrischen Besonderheiten des Sprachdenkmals besser gethan hätte, einen mit Satzzeichen versehenen Abdruck der Handschrift zu geben an Stelle seines durch Längezeichen und Schreibgebrauch älterer Ausgaben halb geregelten Textes; diese Regelung nannte ich »Umschreibung ins Mittelhochdeutsche«. Dass anstatt des Ausdruckes »geäußerte Meinung« deutlicher »gethane Äußerung« gewesen wäre, kann ich unbeschadet meines Urtheiles über sein Buch Herrn S. ganz leicht zugeben.

Graz. Dr. F. Khull.

Bauernfeld'sche Prämienstiftung.

1. Preisausschreibung für eine dramatische Arbeit. Das Curatorium hat beschlossen, einen Preis von 2000 fl. ö. W. auf das beste Drama in deutscher Sprache auszuschreiben, das in dem Zeitraume vom 13. Januar (Geburtstag des Stifters) 1894 bis zum 9. August (Todestag des Stifters) 1895 auf einer deutschen Bühne gegeben worden ist und literarischen Wert besitzt. Bei gleichem Werte hat ein Lustspiel den Vorzug. Nach den Statuten der Stiftung bedarf es zur Zuerkennung des Preises der Stimmeneinhelligkeit des Curatoriums. — 2. Preisausschreibung für eine biographische Arbeit. Das Curatorium hat beschlossen, einen Preis von 1000 fl. ö. W. auf die beste literarische Arbeit auszuschreiben, welche die Bedeutung Bauernfelds für die Entwicklung der deutschen Lustspieldichtung überhaupt und für das Repertoire des Wiener Hof-Burgtheaters im besonderen behandelt. Nach den Statuten der Stiftung bedarf es zur Zuerkennung dieses Preises der Stimmenmehrheit des von dem Curatorium nach dem Einlangen der Arbeiten eventuell einzusetzenden Preisrichtercollegiums. Die Arbeiten sind längstens bis 9. August 1895 an den Administrator der Stiftung, Herrn Dr. Edmund Weissel, Hof- und Gerichtsadvocaten in Wien, I., Naglergasse 31, und zwar entweder in Buchform gedruckt oder als Manuscript mit der Erklärung einzusenden, die Arbeit im Falle der Zuerkennung des Preises in Buchform gedruckt erscheinen zu lassen. Im letzteren Falle erfolgt die Ausfolgung des Preises gegen Übergabe eines gedruckten Exemplares. Autoren, welche bis zur Zuerkennung des Preises ihre Anonymität zu wahren wünschen, haben ihre mit einem beliebigen Motto versehene Arbeit sammt einem dasselbe Motto tragenden Couvert, das den Namen, die Adresse und die oben geforderte Erklärung enthält, einzusenden.

Das Curatorium der Eduard von Bauernfeld'schen Prämienstiftung: Hofrath Professor Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, Professor Dr. Jakob Minor, Dr. Alfred Freiherr von Berger, Josef Lewinsky, Dr. Edmund Weissel.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die ursprüngliche Ordnung der Aristotelischen Politik.

Vor allem hat man sich bei der Lösung dieses viel ventilierten Problems vor Augen zu halten, dass kaum eine Schrift älteren und neueren Datums so sehr die Eignung dazu an der Stirne trägt, einer beliebigen Aufeinanderfolge ihrer einzelnen Theile gewürdigt zu werden, als gerade unsere hier vorliegende. Ich will dafür als Beweis nur die Möglichkeit hervorheben, dass der eigentliche oder Haupttheil des Werkes entweder anfangs oder am Ende behandelt werden konnte, da es ziemlich gleichgiltig zu sein scheint, ob die ausführliche Darlegung der Eigenschaften des besten Staates vorausgieng und die Abweichungen von denselben anhangsweise nachfolgten, oder ob umgekehrt die Eigenthümlichkeiten anderer Verfassungen den Übergang zu dem den Schluss bildenden besten Staate anbahnten. Doch gibt es nicht bloß gewisse Feinheiten der Disposition und des Stils, durch welche die eine oder andere Anordnung empfohlen wird, sondern man kann überhaupt bei derartigen Fragen auf die Eigenart des in Behandlung stehenden Schriftstellers selbst Rücksicht nehmen. Die Methode der Durchführung einer solchen Aufgabe jedoch ist eine doppelte; es handelt sich darum, die eigene Anschauung festzustellen und dann mit den damit nicht übereinstimmenden in Vergleich zu bringen.

Ich will vorläufig das erstere versuchen. Zu erwähnen ist rücksichtlich der Überlieferung eines solchen Werkes, dass man nicht einsieht, warum die Anordnung der einzelnen Theile, wenn sie ganze Bücher betrifft, im Laufe der Zeit eine andere geworden sein soll, insbesondere wenn man weiß, dass die Kritik sich in der Regel nur mit Einzelheiten und nicht mit derart umfassenden Arbeiten beschäftigt hat.

Meine Meinung aber geht darauf hinaus, dass die Politik des Aristoteles genau in jener Ordnung von demselben verfasst wurde, wie sie bis auf kurze Zeit in den Ausgaben vorlag. Denn

aus derselben zu beweisen. Da ich kei ... nicht möglich ist, ... thatsächliche Berichtigung schreiben wi ... welche von Sus ... darauf hinweisend, dass sich durch dies ... nach der nothwen ... zugleich ein großer Theil der mir von ... handelt und dann ... als berechtigt aufklärt.

Bern. ... sich befassende ... So wird in dessen ... der nöthigen Vo

Erwi ... henden Gedanken v

Meine in der obenstehende ... vorgedrungen, so e ... wollen natürlich nicht sagen, dass ... ung der ethischen ... er selbst angibt, abgewichen sei, s ... Erörterung des mens ... Untersuchungen der sprachlichen un ... seine Logik, nachdem ... denkmals besser gethan hätte, ein ... werden, endlich ... der Handschrift zu geben an Stell ... gebrauch älterer Ausgaben halb ... die am wenigsten u ... ich „Umschreibung ins Mittelhoch ... mende Metaphysik er ... -geäußerte Meinung" deutlicher ... gleich nur Polemik ... ich unbeschadet meines Urthei ... gen Abschluss, weil ... zugeben.

Graz. ... auf Grund seiner b ... Stellung zu nehm ... Richtigkeit der sei

Bauernfel ... Faden des Inhalts der

1. Preisausschre ... von der Stichhältigke ... Das Curatorium hat beschl ... seinen Hauptwerken (... beste Drama in deutscher ... en Logik) beginnt Ar. ... vom 13. Januar (Geburtsta ... nachdem über das W ... des Stifters) 1895 auf ein ... besprochen ist, wobei s ... literarischen Wert besitzt ... wird (*A*), geht Ar. auf ... Vorzug. Nach den Statute ... der bisher aufgestellte ... Preises der Stimmeneinh ... schreibung für ein ... wendigen Grundlagen de ... beschlossen, einen Prei ... Arbeit auszuschreiben, w ... reimenden Bürger betreffe ... wicklung der deutschen ... ungen hervor, welche d ... toire des Wiener Hof B ... helfen. [1]) Die Erwägung ... Statuten der Stiftung ... Bürgern eine Persönlichkeit ... Stimmenmehrheit des ... vorrage, führt unseren Ph ... Arbeiten eventuell ein ... iedenen Arten des Kö ... sind längstens bis 9. ... Herrn Dr. Edmund W ... t. Diesem in sich so ... Naglergasse 31, und ... des ganzen Werkes folgt ... script mit der Erklär ... nung des Preises in ... lichen Verfassungen (*A*). w ... Falle erfolgt die Aus ... der Erhaltung derselb ... Exemplares. Autor ... unter den bisher erwähnte ... Anonymität zu wah ... versehene Arbeit ... den Namen, die A ... zusenden.

... betont, dass nur dort ... Bürger nicht bloß zu herrs ... ein Punkt, der ihm, wie ... absolut besten Staates erach ... kein banausischer Bürger

Das Curat ... Hofrath Professo ... Minor, Dr. Alfr ... Weissel.

sungen die einen sich der Demokratie, die anderen der Oligarchie zuneigen, so hat Ar. es (Z) unternommen, die verschiedenen Erscheinungen dieser beiden Verfassungen noch ausführlicher als es bisher geschah zu behandeln. Und an diese Darlegung, welche mit einer Aufzählung der im Staate nothwendigen Behörden endet (Z 8), schließt sich endlich die von der Einrichtung des besten Staates (1288 b 2 — b 4 *H* und *Θ*).

Eine eingehendere Begründung dieser Anordnung will ich der nunmehr zu unternehmenden Kritik der bisher angenommenen Meinungen folgen lassen. Spengel (Abhandlungen d. k. bayr. Akademie V 1 [1847]) bemerkt vor allem, dass das Programm, das am Anfange des Buches *Δ* aufgestellt sei, die Behandlung des ersten Punktes desselben, nämlich des besten Staates, schon voraussetze. Darauf ist zu sagen, dass dies nur dann angenommen werden könnte, wenn die Bücher *Δ*—Z ohne Vorhergang von *H* und *Θ* nicht verständlich wären. Da dies nun aber, wie meine obige Zusammenstellung zeigt, nicht der Fall ist, so kann jener Einwendung kein Gewicht beigelegt werden. Wenn Sp. ferner dem Gedanken Ausdruck gibt, dass erst mit der Voranstellung des 7. und 8. Buches (*H* und *Θ*) klar werde, warum Ar. in den folgenden Büchern (*Δ*—Z) oft so kurz verfahre — man habe das Ideal voraus und wisse von selbst, wie die Sache sein soll —, so muss darauf entgegnet werden, dass nicht abzusehen ist, weshalb Ar. die verschiedenen Abstufungen der einzelnen Verfassungen, da die dazu angegebenen kurzen Merkmale ohnedies hinreichen, um die Bedeutung der Begriffe erkennen zu lassen, in längerer Auseinandersetzung hätte vorbringen sollen.

Ein Hauptgrund, welcher mich bewegt, die Annahme von der Voranstellung der beiden bisher als letzte angesehenen Bücher zu verwerfen, besteht in der Voraussetzung, dass die wenigen Citate der Politik, in welchen Aristoteles sich auf Früheres bezieht, das vom besten Staate handeln soll, also die in der Ausgabe von Susemihl S. 365 sq. und bei Zeller, Philos. der Gr. II 2³, S. 675 angegebenen, sich ganz leicht aus der Annahme erklären lassen, dass Ar. unter der daselbst gemachten Beziehung auf das über die *ἀριστοκρατουμένη πόλις* Gesagte nichts weiter als die in Buch *Γ* über die dem richtigen Staate nothwendigerweise zukommenden Eigenschaften versteht. Um dies zu beweisen, wollen wir eine Zergliederung des genannten Buches liefern. — Gleich schon von allem Anfang an, nachdem die kurze Recapitulation über die in dem vorigen Buche (*B*) abgehandelten praktischen und theoretischen Verfassungen angebracht worden, bemerkt Ar., dass, wenn man über die (bestehenden und nicht bestehenden) Verfassungen (*περὶ πολιτείας*) ein Urtheil abgeben will, es zunächst nothwendig sei, über den Staat und sein Wesen Betrachtungen anzustellen. Denn an den heutzutage darüber angestellten Untersuchungen muss das gerügt werden, dass, während einige allerdings die Geschäfte des Staates

wer den Ar. kennt, w
nehmen, er habe zu
zu Buch Δ und E
Einleitung in A—I
nicht unmittelbar
suchungen als Anh
nach der Entwick
allmählich zu den
ersten Bewegende
nach der Erklärun
h ießlich als H
Glückes sich be
schiedenen Elem
physischen Sub
meiner Behaup
durch die gr
tenden Bücher
erst jetzt in
Deductionen
zugleich auc
gewinnen.

Ich w
Bücher au
Behauptun
nahme der
lemik. So
die Vorau
bekannte
suchung
theorien
soweit si
darauf i
des St
möglic
ihrer T
auf di
welche
geschl
suchu
Lehre
trage

Staat
dern
wer
7 fl
(Γ 1

Mit
d
er B
n der
herrsc
wüns
die i
darauf

(πόλις) an sich betrachten, andere ni
gewisse besondere Formen desselben, ü
reden. Die einzig entsprechende Beha
steht jedoch darin, dass man die E
sich darlegt, was nun im Folgenden a
lich bei solchen Gelegenheiten geht
dem Gegenstande der Untersuchung z
zu betrachten; und das ist in diesem
nachdem er sich in dieser oder jener Ve
sein muss (1275 a 1—5). Indem abe
der Theilnahme an der Regierung des
Demokratie diesem Ziele am nächsten
1276 a 4 f.). Da nun darauf ausgeg
rungen in dem, sagen wir, Normalst
lich anders gestalten und welche nic
auf die Erörterung des Unterschiedes
Bürgers und des Mannes überhaupt
Resultate, dass die Tugend des Bür
verschiedene ist, während jene des
diesen letzteren Umstand gilt, also
Zum Herrschen ist auch derjenige
hat jede dieser beiden Eigenschaf
(1277 a 25 ff.), wozu noch kommt,
Aufgabe ausschließlich widmen mu
von den hiezu berufenen einzelne
letzteren können daher nicht zug
schens obliegen In dem Normals
des Ganzen bedacht sein, was ni
in Regierende und Regierte vork
welche hiebei eintreten (1279 a
einer oder wenige oder alle das
Nachtheile im Gefolge haben,
zum Grundsatz gemacht wird, so
schaften (Reichthum, Adel). Un
Hauptprincip des Staates, das
sondern dass man trefflich beis
Volksmenge zu übertragen. Die
zur Regierung berufen sind, m
tugenden ausgezeichnet sein.
die Grundlagen für die Errich
diese auf der Herrschergewalt
setzung schließt sich die en
gewalt eines Einzigen oder v
ständen nicht die erwähnte A
Alleinherrschaft eines Einzig

Und jetzt ein Wort üb
den Citate, weil von Zeller u. A

lerer Staats-
.st“ — sind
'1—3 (1278
hte vor Augen
ere Ausführung
etzen; denn die
gt nicht mittelst
ıf Grund der aus
ıst der gute Mann
Person“, erscheint
·rke der Unterthanen
oder der gute Bürger
Gebrauch; denn nicht
:, bald Diener sei. Son-
thun, in welcher über
··hte nach dieselben und
·r bürgerlichen Regierung
Gehorchen sich aneignen
er unter einem solchen
em Strategen untergeben
zu sagen, dass es nicht
werden, wenn man nicht
welche damit verbunden er-
te Bürger muss aber beides
und imstande sein, sich be-
die Tugend des Bürgers,
ne Herrschaft nach beiden
Sache des guten Mannes“.
horchenkönnen liegt eben der
guten Mannes und des guten
Ar. nach seiner Gewohnheit
Zweifel hegt (1276 b. 40 f.,
weis dafür im unmittelbar Fol-
Vgl. 1278 a 41—b 6. Und
folgende Gedanke, rücksichtlich
verweise, nur in Buch *I'* aus-
man, wenn Ar. an unserer Stelle
des Staates hier in *A* mit dem
sich wohl sehr inacht zu nehmen
den Verweisungen auf diesen besten
beziehen, als auf diese Auseinander-

diesem Falle muss auch in den anderen Fällen
wo über die Beziehung auf die beste St
wenn wir von der ohnehin nicht vor
lung der Bücher *E* und *Z* absehen,
fliche Gliederung des Ganzen in folg

seine Theorie stützt, so dass man nicht umhin kann, eine der-
artige Argumentation bedenklich zu finden. Was vor allem die Stelle
1289 a 30 anbelangt, in der gesagt wird, dass über die Aristo-
kratie und das Königthum bereits geschrieben sei, so muss man
schon über diese Zusammenstellung der beiden stutzig werden,
weil ja Ar. doch auch im Folgenden (1289 a 33—35) so spricht,
dass man unwillkürlich an seine Äußerung im Buche *Γ* (1283
21 ff., 1288 a 15 ff.) erinnert wird, wo im Zusammenhang mit
der Einrichtung des besten Staates, vermöge welcher eine (ab-
wechselnde) Herrschaft aller stattfindet, das Königthum als die
einzig mögliche Regierungsform in dem Falle zugestanden wird,
wenn sich Ein Mensch oder Ein Geschlecht unter den übrigen so
hervorthut, dass man nicht umhin kann, diesem die Herrschaft zu
übergeben. Man wende nicht ein, dass dann die Behandlung der
besten Verfassung doppelt vorkomme, einmal im Buche *Γ* und dann
in *H* und *Θ*. Denn wenn man näher zusieht, so spricht Ar. in der
Einleitung zu *H* (1288 b 2—4) nicht schlechthin davon, dass von
der besten Verfassung nunmehr gehandelt werden soll, sondern von
der Art und Weise der Einrichtung des Staates, in welchem die
beste Verfassung zur Anwendung gelangt (*τίνα πέφυκε γίνεσθαι
τρόπον καὶ καθίστασθαι πῶς*), indem er mit zweimaliger Wie-
dung gerade diesen Umstand betont, welche Mittel angewendet
werden müssen (*τίνα τρόπον*), um den nach all dem bisherigen
so weit über die anderen Staatsformen emporragenden Musterstaat
einrichten zu helfen, und auf welchem Wege (*πῶς*) die Herstellung
desselben möglich sei. Man beachte also, dass in den Bücher
Δ—*Z* immer nur von der gegebenen Einrichtung der wirk-
lichen Staaten gesprochen ist, auch in Buch *Γ* von der Beschaffen-
heit der Aristokratie und des Königthums als bereits bestehen-
der Verfassungen, so dass es sich auch leicht erklären lässt,
weshalb Ar. erst am Schlusse des Werkes die Einrichtung des
besten Staates vornimmt, also nicht in beschreibender Weise
den schon bestehenden dem Leser vorführt, sondern diejenigen
Operationen dem Staatsmanne nahelegt, welche derselbe übernehmen
muss, um diesen besten Staat erst wirklich herzustellen.

In dieser Annahme werden wir durch die 1293 a 35 ff. ge-
machten Ausführungen bestärkt, welche, weit entfernt, für Zeller's
Behauptung zu sprechen, gerade das Gegentheil von dem besagen,
was derselbe hiemit beweisen will. Ich brauche nur auf meine
obige Analyse des Buches *Γ* zu verweisen, um darzuthun, dass in
der erwähnten Stelle nichts anderes als eine Wiederholung und
Recapitulation des dort über den besten Staat Bemerkten vorge-
bracht wird. Die Worte: „Es ist gerecht, dass der schlechthin
aus den mit Rücksicht auf die Tugend Besten bestehende Staat
und nicht so, dass man diese Besten nur auf Grund einer beson-
deren Voraussetzung gelten lässt, allein Aristokratie heiße; denn in
ihr nur ist der gute Mann überhaupt und der gute Bürger ein

und dieselbe Person, während die Güte der Bürger anderer Staatsformen eine auf die jeweilige Verfassung gegründete ist" — sind doch nur verständlich, wenn man sich das im Buche Γ 1—3 (1278 b 6) Gesagte und oben von mir im Auszuge Vorgebrachte vor Augen hält. Dabei braucht man also gar nicht die besondere Ausführung des in den Büchern H und Θ Gegebenen vorauszusetzen; denn die Begründung des eben erwähnten Gedankens erfolgt nicht mittelst des in H und Θ Dargelegten, sondern einzig auf Grund der aus Γ erwähnten Capitel. „Nur in der Aristokratie ist der gute Mann überhaupt und der gute Bürger eine und dieselbe Person", erscheint als ein in Γ 2 ausgeführter Gedanke: „Die Werke der Unterthanen nun also braucht der Gute oder der Staatsmann oder der gute Bürger nicht zu lernen, außer zu seinem besonderen Gebrauch; denn nicht mehr kommt es bei ihm vor, dass er bald Herr, bald Diener sei. Sondern man hat es mit einer Herrschaft zu thun, in welcher über Leute regiert wird, welche dem Geschlechte nach dieselben und frei sind. Denn wir verstehen unter der bürgerlichen Regierung diejenige, welche der Herrscher durch Gehorchen sich aneignen muss, wie der Hipparch dadurch, dass er unter einem solchen dient, der Strateg dadurch, dass er einem Strategen untergeben ist. Und deshalb ist es ganz richtig, zu sagen, dass es nicht möglich sei, ein trefflicher Herrscher zu werden, wenn man nicht gehorcht hat. Und die Trefflichkeit, welche damit verbunden erscheint, ist jedesmal eine andere, der gute Bürger muss aber beides verstehen, er muss herrschen können und imstande sein, sich beherrschen zu lassen; und das ist nun die Tugend des Bürgers, nämlich die an die Freiheit gebundene Herrschaft nach beiden Seiten hin kennen. Und beides ist nun Sache des guten Mannes". Gerade in diesem Herrschen- und Gehorchenkönnen liegt eben der Beweis dafür, dass die Tugend des guten Mannes und des guten Bürgers dieselbe ist. Denn während Ar. nach seiner Gewohnheit über die Richtigkeit dieses Postulates Zweifel hegt (1276 b. 40 f., 1277 a 12, 21 f.), hat er den Beweis dafür im unmittelbar Folgenden (1277 a 23 ff.) geliefert. Vgl. 1278 a 41—b 6. Und wenn dies nun ebenso wie der folgende Gedanke, rücksichtlich dessen ich bloß auf 1275 a 1—5 verweise, nur in Buch Γ auseinandergesetzt wird, dann wird man, wenn Ar. an unserer Stelle diese in Γ erwähnte Einrichtung des Staates hier in Δ mit dem Namen ἀριστοκρατία bezeichnet, sich wohl sehr inacht zu nehmen haben, die in Δ—Z vorkommenden Verweisungen auf diesen besten Staat auf etwas anderes zu beziehen, als auf diese Auseinandersetzung in Γ.

Ebenso wie in diesem Falle muss auch in den anderen Fällen entschieden werden, wo über die Beziehung auf die beste Staatsform die Rede ist. Und wenn wir von der ohnehin nicht von allen Seiten anerkannten Umstellung der Bücher E und Z absehen, dann ergibt sich eine ganz treffliche Gliederung des Ganzen in folgender Weise.

Nach der Besprechung des Ursprungs und der Grundlagen des Staates im 1. Buche unterzieht Ar. im 2. die bisherigen Verfassungen einer eingehenden Kritik zu dem Zwecke, um über den besten Staat ein Urtheil zu gewinnen, wie er selbst am Schlusse des 1. und am Anfange des 2. Buches bemerkt. Schon aus dieser Motivierung dürfte sich abnehmen lassen, dass Ar. unmittelbar nach den oben erwähnten Vorbemerkungen seine eigene Ansicht über die objective Beschaffenheit des trefflichsten Staates und über die Grundlagen desselben zum besten gibt, was eben im Buche *Γ* geschieht. Und wenn wir finden, dass daselbst die Frage noch offen gelassen ist, ob eine größere oder kleinere Menge, ob die Reichen oder die Tugendhaften als die eigentlichen Regenten des Staates angesehen werden dürfen, dann brauchte Ar. nicht mehr, wie Susemihl in seiner Übersetzung meint, daran (1284 a 3) noch einen weiteren Punkt anzuschließen, in welchem behandelt sei, dass aus dem bisherigen die beste Verfassung oder die Aristokratie, im anderen Falle die Politie sich ergebe, einen Punkt, welcher hier fehle. Denn auf solche specielle Schlussfolgerungen lässt sich Ar in diesem 1. Haupttheil überhaupt nicht ein, und da 1283 b 3 bis 1284 a 3 ohnehin einen ganz guten Abschluss des vorhin Bemerkten bildet, indem nunmehr auf die Frage von der Entstehung der Monarchie eingegangen wird, war es auch nicht am Platze die von Susemihl hier gewünschte Erörterung noch anzuschließen Zugleich ergibt sich aus dem Gesagten, dass man nicht einsehe kann, warum vor den Worten 1284 a 4 etwas fehlen soll, w Conring gemeint hat, welchem Susemihl zu 1283 b 10 in dem Sin beistimmt, dass er nicht bloß diese Lücke acceptiert, sondern au die von Thurot veranstaltete Transposition der Worte 1283 b 1 bis 13 vor 1284 a 4 ausführt. Denn warum sollen diese Zeilen nic als vorläufiger Abschluss hinter denjenigen Worten sich befinde welche den Hauptgedanken darlegen, dass die Reichen oder d Tugendhaften an der Spitze des Staates stehen müssen, da ja n noch diese Frage offen steht, ob viele oder wenige Reiche od Tugendhafte regieren sollen? Und da die Auseinandersetzung 1284 4 ff. an den bereits 1283 b 17 ff. vorgebrachten Gedanken a schließt, so ist nicht abzusehen, inwiefern zwischen 1284 a 3 u 4 eine Lücke angenommen werden solle. Und überhaupt schlie das Buch *Γ* mit dem Zweifel darüber, ob es erwünscht sei, da die Leitung des Staates sich in den Händen eines Königs od einer Menge befinde, nenne man nun die letztere Regierungsfo Politie oder Aristokratie.

Nun dürfte es aber am Platze sein, eines Grundirrthums zu gedenken, welcher meines Erachtens bisher bei allen Erklärern u Beurtheilern unseres Werkes vorgekommen ist. Derselbe besteh darin, dass diese Gelehrten von dem Gesichtspunkte ausgegange sind, dass Ar. nur eine einzige Verfassung als die beste, d. h. a die *ἀριστοκρατουμένη* anerkannt habe, während er doch me

als einmal darauf verweist, dass man als beste Verfassung auch eine solche ansehen kann und muss, welche den jeweiligen Umständen angepasst ist. Und weil nun in Buch Γ die Frage noch nicht entscheidend beantwortet wurde, ob man die Herrschaft eines Einzigen, Mehrerer oder Aller als für den besten Staat geeignet anerkennen muss, indem vielmehr unter allen diesen Bedingungen der beste Staat erzielt werden kann, so kann es auch nicht befremden, wenn Ar. durch das Mittel der Untersuchung über die anderen Verfassungen, namentlich über Demokratie und Oligarchie zu seinem Schlussresultate kommt. Unter dieser Voraussetzung könnte es nicht einmal ohne Belang sein, wenn man auch die Worte 1288 b 2—6 noch zu Buch Γ zieht, wie es die Handschriften und alten Ausgaben thun; denn dann erklärt sich nach meinen eigen Voraussetzungen ganz gut, dass mit Buch Δ angefangen wird, die entsprechende Untersuchung (*τὴν προσήκουσαν σκέψιν*) zu veranstalten, um darzustellen, nicht nur auf welche Weise der beste Staat eingerichtet werden muss (*καθίστασθαι πῶς*), was in Η und Θ geschieht, sondern auch, wie er sich allmählich und naturgemäß herausbilden kann (*τίνα πέφυκε γίνεσθαι τρόπον*).

Mit dieser Auffassung stimmt nun auch die Einleitung des Buches Δ, welche in auffallender Weise ohne Conjunction sich an Γ anschließt. Denn die am Schlusse von Γ in alter Weise stehenden Worte, dass derjenige, welcher die erwähnte Untersuchung über den besten Staat anstellen will, sich auf die der Sache geziemende Betrachtung verlegen muss, finden ein lebhaftes Echo in den Worten, mit welchen Buch Δ beginnt. Denn diese der Sache geziemende Betrachtung wird daselbst von dem schon aus der Metaphysik Γ (Anfang) bekannten Grundsatze hergeholt, welchem gemäß man für jede Sache alle sie betreffenden Momente in Betrachtung ziehen muss, selbst wenn sie nur untereinander von homonymer Bedeutung sind (vgl. Metaph. Γ 1. 2 mit den Ausführungen Syrians dazu). Doch hören wir Ar. selbst: „In allen Künsten und Wissenschaften, welche nicht bloß in Bezug auf einen besonderen Theil betrachtet werden, sondern welche mit Rücksicht auf die durch sie bestimmte Gattung etwas in sich Abgeschlossenes bezeichnen, gehört es einer jeden besonders an, was auf sie passt, zu behandeln, d. h. die Merkmale derselben rücksichtlich ihrer praktischen Verwendung und ihrer ästhetisch-theoretischen Beschaffenheit, wie z. B. auf dem Gebiete der Gymnastik es nothwendig ist, zu erkennen, welche Körperübung für die verschiedenartigen Körperbeschaffenheiten Giltigkeit habe, wobei natürlich die beste für den besten Körper in Anwendung zu kommen hat; dabei besteht eine zweite Aufgabe in der Untersuchung der Eigenschaften jener Kunst und Wissenschaft, welche, wie die Gymnastik, nicht für verschiedene Körperbildungen, also nicht für verschieden geartete reale Voraussetzungen, sondern für die meisten Fälle, wie sie in der Natur und im Leben vorkommen, Geltung haben; und

ein drittes Problem ist darin gelegen, dass man sich selbst den jenigen Verhältnissen anbequemen lerne, welche schlechterer Natu sind als das Mittelmaß. Und weil diese Methode nun in der Arznei kunst, in der Kunst des Schiffbaues, in der Schneiderkunst usw gilt, so muss dieselbe auch in der Kunst der Staatseinrichtun vorausgesetzt werden, so dass man vor allem die beste Staats verfassung und ihre Beschaffenheit kennen lerne, unter der Voraus setzung, dass sie ohne irgend ein Hindernis zustande kommt, her nach aber auch darauf sein Augenmerk lenke, wie in den gewöhn lichen Staatseinrichtungen und unter Beibehaltung derselben da möglichst beste Ziel erreicht wird, und endlich wie sich in den jenigen Verfassungen, welche noch schlechter sind als die alltäg lichen, noch die Erhaltung der betreffenden Staaten erreichen lässt." Und deshalb wendet sich Ar. gegen diejenigen Staatstheoretike welche nur darauf ausgehen, den absolut besten Staat zu gewinn (wie Platon), oder welche einfach eine der bestehenden Verfa sungen als die preiswürdigste acceptieren. „Das sei aber ei verkehrte Methode, weil man dadurch nicht den nothwendige Zweck erreicht, eine Ordnung festzustellen, welche sich leicht a der Stelle der bisherigen schlechteren Verfassungen einführen läss Denn es sei keine geringere Mühe, einen schlecht gewordene Staat wieder ins richtige Geleise zurückführen, als ihn von Anfa an einzurichten, ebenso wie es schwieriger ist, etwas, was m einmal gelernt hat, später zu verbessern, als es schon gleich a fangs richtig zu lernen; und aus diesem Grunde muss d Staatstheoretiker, wie gesagt, den bestehenden Gemeinwesen z hilfe kommen." Ar. fährt fort: „Dies ist aber unmöglic wenn man nicht die Zahl der Staatsformen kennt. De nach der gewöhnlichen Anschauung gäbe es nur eine Demokrat und eine Oligarchie, und zwar bloß eine einzige Gattung ein jeden von beiden." Man müsse aber nicht bloß die Staatsforme sondern auch die einer jeden angepassten Gesetze kennen, w alles gleichzeitig unternommen werden kann; und zudem ergi sich eine ganze Anzahl von Verfassungsschattierungen, welche ma sämmtlich kennen lernen muss. Von diesen ist über die Arist kratie und das Königthum bereits gesprochen. Es bleibt al noch Politie, Oligarchie, Demokratie und Tyrannis.

Ich glaube, dass Ar. schwerlich davon gesprochen hätte, da man die Darlegung der Gesetze der einzelnen Staatsformen unte Einem durchnehmen müsse, wenn er die Einrichtung des beste Staates bereits abgehandelt hätte. Denn da bedurfte es nicht eine speciellen Aufforderung, dass es nothwendig sei, neben der Dar legung der einzelnen Staatsformen auch noch die darin geltende Gesetze vorzubringen, und am allerwenigsten der Bemerkung, das man die besten Gesetze kennen lernen müsse (1289 a 11—13) Wenn wir ihn nun ferner in *H* 4, 1325 b 31—36 genau an da anknüpfen sehen, was in *Δ*—Z ausgeführt und in *Δ* 1, 1288 b 2

versprochen ist, dann wird der Zweifel, welchen man bisher in die herkömmliche Ordnung der Bücher gesetzt hat, wohl vollständig verschwinden.

Ein weiteres Moment, welches sehr in die Wagschale fällt, ist die Thatsache, dass die Bücher H und Θ einen ziemlich schalen, nichtssagenden Charakter aufweisen, wenn man ihnen die Stelle einräumt, welche sie nach Zeller und seinen Anhängern haben sollen. Denn es ist ja doch Regel, dass, bevor man zur Aufstellung positiver Daten gelangt, die Gesichtspunkte erwogen werden, von denen aus die Bestimmung derselben erst in Angriff genommen werden kann. Und abgesehen von dem Programm, welches Ar. sich zu Beginn des Buches Δ gestellt hat, da er erklärt, man müsse neben demjenigen Staat, den man ganz nach Wunsch einrichten könne, auch den betrachten, welcher für die meisten Verhältnisse passt, also abgesehen von der Thatsache, wornach die nunmehrige Ausführung (1325 b 35 ff.) genau mit der damaligen Eintheilung stimmt, ergibt sich aus einer einfachen Erwägung des in H und Θ wirklich Vorgeführten, dass es unmöglich ist, dieses letztere richtig zu verstehen, wenn man nicht auch immerfort diejenigen Erörterungen bereit hält, welche in Δ—Z vorausgegangen sind. Wenn man nämlich vielleicht deshalb, weil Ar. in H von der Beschaffenheit des wünschenswertesten Lebens ausgeht, meint, es sei die Darlegung des besten Staates in H und Θ nicht in Zusammenhang mit Δ—Z, so muss dem entgegengehalten werden, dass es Ar.s Brauch ist, die Grundlagen seiner Untersuchungen immer möglichst tief zu legen, also dass es nicht überraschen darf, wenn man ihn, wenn auch nur scheinbar, von dem gewöhnlichen Zwecke seiner Darlegungen abweichen sieht. Ich frage: Sollte nicht erst jetzt, nachdem in den Büchern Δ—Z die verschiedenartigsten Verirrungen und Fehlgriffe erörtert worden sind, in welche ein Staat und ein Staatstheoretiker verfallen kann, das richtige und wünschenswerteste Ziel jedes Staatsbürgers in klarer Beleuchtung erscheinen? Zudem wäre die Behandlung des am Beginn von Buch H dargelegten Problems so nahe an das fast gleiche Thema am Anfange von Buch Γ herangerückt, dass man sich jedenfalls fragen müsste, wie Ar. zu dieser Wiederholung gelangt. Ist man aber darüber ins Reine gekommen, dass das Problem der richtigen Lebensführung am Beginne von H wegen seines Anschlusses an die Behandlung der verschiedensten Einrichtungen der Staaten und mit Rücksicht auf die nunmehr als reife Frucht sich ergebende Betrachtung des besten Staates von einem ganz anderen Standpunkte genommen werden muss, dann wird man auch jener Schwierigkeit entgehen. Es soll damit nicht gesagt sein, dass die Ausführungen des 7. und 8. Buches nicht auch in der neueren Anordnung verständlich erscheinen; man versteht sie wohl, aber das Verständnis wird viel besser, wenn sie als Schlusstheil des ganzen Werkes angesehen werden, weil sie wegen ihres ohnehin abschließenden Charakters

[illegible]

[illegible] aus der Ethik und [illegible] Politik [illegible] Bekannte [illegible] Tugend [illegible] Politik [illegible] das Angewiesen auf Gewinn und [illegible] Vortheil ohne Rücksicht auf das Wohlbefinden seiner nächsten Bekannten und Freunde [illegible] Glück nicht erreichen hilft, indem [illegible] die Tugend als [illegible] Grundzug sämmtlicher Handlungen des Menschen aufgestellt [illegible] den müsse. Wer denkt dabei nicht an die im Buch E vorgebracht[illegible] Fälle von Staatsumwälzungen aus reiner Gewinnsucht und Hybri[illegible] Zugleich ist das auf jene Ausschreitungen der beiden Grundv[illegible] fassungen, Demokratie und Oligarchie, zu beziehen, welche weg[illegible] Unterdrückung eines Theiles des Volkes und wegen unberechtig[illegible] Herrschaftsgelüste einiger Weniger oder gewisser Factoren im Sta[illegible] Ungleichheit und Unfrieden im Gefolge haben und dadurch [illegible] Hauptbedingung eines geordneten Staatswesens widersprech[illegible] welches auf dem Glücke sämmtlicher Theilnehmer des Staates [illegible] [illegible] Vgl. [illegible] 4. 5. Aus den in solchen schlimmen Auswüchsen

Gründeten unseligen Erscheinungen folgert daher Ar. in Buch *H* 1, 1323 b 3—6 mit Recht, dass das Glück der Staatstheilnehmer eher in einem Übermaß der imponderablen moralischen als der materiellen Güter besteht. Daran schließt sich dann ganz entsprechend die allgemeine Begründung für diese Erscheinung, indem erwähnt wird, dass jedes äußere, körperliche Gut, da es nur als Werkzeug innerer Befriedigung gilt, eine begrenzte Ausdehnung haben müsse, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, und diesem Satze steht der andere gegenüber, dass man nur den innerlichen oder seelischen Gütern das Merkmal beilegen dürfe, dass sie um so größeren Nutzen gewähren, je mehr sie alles (gewöhnliche) Maß überschreiten. Daher denn z. B. die Sucht nach Reichthum und Wohlleben für diejenigen Anlass zu Staatsumwälzungen gibt, welche dadurch den Nacheiferern viele Gelegenheit bieten, wie *E* 1312 b 23—25 rücksichtlich der Tyrannis gesagt wurde, wogegen umgekehrt durch Vermeidung dieses Fehlers die Erhaltung der Tyrannis garantiert wird *E* 1314 b 28 ff. Wir haben also mit dieser Ausführung diejenige allgemeine Schlussfolgerung gesetzt, welche sich aus der Betrachtung der verschiedenen Schwierigkeiten ergibt, in die ein Staatswesen geräth, wenn es nicht auf dem Grunde der seelischen Vorzüge der Bürger aufgebaut wird, sondern wenn im Gegentheile die in *Δ*—*Z* an verschiedenen Stellen besprochenen Übelstände zutage treten. Indem nun Ar. diesen Gedanken weiter ausführt, bemerkt er am Schlusse, dass man nicht etwa glauben darf, dass die Gerechtigkeit, Mannhaftigkeit und Einsicht, wie sie sich in den einzelnen Menschen äußere, nicht auch der nothwendige Inhalt des Staates sein müsse. Und damit hat unser Verf. in der That alle jene Zufälligkeiten, welche das staatliche Leben in seinen Grundfesten zu erschüttern geeignet und uns aus der vorhergegangenen Untersuchung bekannt sind, aus dem besten Staate ausgeschlossen; er hat damit eine Perspective eröffnet, welche uns ersehen lässt, dass der von dem Philosophen als der beste eingeführte Staat auf einem ganz anderen Fundamente beruhen müsse, als man in Wirklichkeit annehme, wodurch denn auch der eigenthümliche und von dem Inhalte der anderen Bücher so sonderbar abstechende Gehalt von *H* und *Θ* sich erklärt.

In welch umfassender Weise aber Ar. gerade diesen letzten Hauptttheil seines Werkes (*H* und *Θ*) behandelt und auf wie breiter Grundlage er ihn aufgebaut hat, getreu seinem bereits erwähnten Plane, die Sache von allen Seiten zu betrachten, bevor der Schlussstein wirklich gelegt wird, ergibt sich aus der nun folgenden Disposition der ganzen noch ausständigen Darlegung. Dieselbe erstreckt sich von 1323 b 37—1324 a 33 und ist keineswegs einer mehrfachen Athetisierung zuzuführen, wie Susemihl und andere angenommen haben. Denn man muss seinen Ar. kennen, dessen Stil mit Vorliebe darauf ausgeht, in die Abschließung der bereits ausgeführten Materien kürzere oder längere Recapitulationen ein-

der besten Verfassung nach dem in Buch Γ Dargelegten eigentlich sämmtliche Bürger zur Regierung berufen sind, wenn sie auch nicht alle auf einmal dieses Amt übernehmen können (1317 b 2 ff.), so sind doch alle jene Arten und Abarten der beiden Hauptverfassungen, jener zwei Pole, um welche sich sämmtliche anderen Staatserscheinungen gruppieren, weil in ihnen eben dieses Princip nicht verwirklicht erscheint, mit dem soeben gerügten Übel behaftet, dass sie zu großes Gewicht auf die Regierungsgewalt als solche legen. Dieser Egoismus, welcher sich in der Herrschsucht gewisser Naturen zeigt, wurde ohnehin in Δ—Z gehörig beleuchtet, so dass es ganz entsprechend erscheint, wenn nun hier die daraus resultierende allgemeine Regel ausgesprochen wird (1324 b 33—36). Und der nämliche Gedanke wird im Folgenden dadurch ausgedrückt, dass erklärt wird, wie die Bürger eines Staates unmöglich ein glückliches Leben führen können, wenn von ihnen nur auf den Krieg Bedacht genommen wird (1324 b 41—1325 a 5), indem jede Sorge im Interesse des Staates nicht auf das Äußere gerichtet sein darf, sondern nur darauf, dass die Einwohnerschaft sich unter trefflichen Gesetzen befinde. Es ist Sache des guten Gesetzgebers, die Eigenart des Volkes zu bedenken, welchem Gesetze gegeben werden sollen; denn nach diesen Dingen muss sich die Gesetzgebungskunst richten, weil eine einheitliche Gesetzgebung überhaupt nicht denkbar ist (*διοίσει τῶν τακτομένων ἔνια νομίμων* 1325 a 10 f.). — Wer könnte diese Worte verstehen, wenn nicht schon im Vorhergehenden über die Verschiedenheit aller Verfassungen und über die Nothwendigkeit gesprochen wäre, dass die Mannigfaltigkeit, welche aus dem Vorhandensein der einzelnen Volkselemente entspringt, als Ursache dafür bezeichnet werden muss, die Verfassungen dem jeweiligen Stande der Dinge anzupassen, eine Aufgabe, welche ja, wie wir wissen, in das bereits in Buch Δ entwickelte Programm aufgenommen worden ist, und welche demgemäß auch in Δ—Z des weiteren ausgeführt wurde. Man erinnert sich bei der Lectüre von Sätzen, wie 1325 a 11—13, wo davon die Rede ist, dass der weise Gesetzgeber ganz besonders auf das Zusammenwohnen der Nachbarn sein Augenmerk zu richten habe, unwillkürlich an die Schwierigkeiten, welche unter solchen Umständen entstehen können, wie sie etwa in E 3, 1303 b 7 ff. geschildert sind, wo davon die Rede ist, dass Uneinigkeiten in Gemeinwesen dann entstehen, wenn vermöge nicht entsprechender Verhältnisse der Örtlichkeiten, über welche die Theile eines Staates sich verbreiten, eine Vereinigung derselben nicht leicht erscheint. Natürlich konnte Ar. diesen und ähnlichen Gedanken an dieser Stelle keinen anderen als einen allgemeinen Ausdruck verleihen, weil er sich sonst nur hätte wiederholen müssen. Zudem ist es ihm hier nur darum zu thun, nachzuweisen, dass man das höchste Ziel eines Gemeinwesens und der in demselben lebenden Bürger nicht in den Herrschaftsgelüsten und in der Geltendmachung der bloßen rohen Macht zu

suchen habe, sondern dass Krieg und was dazu gehört ausschließlich als Mittel zum Zwecke in Anwendung kommen dürfen.

In der nun daran sich knüpfenden, eingehenden Untersuchung der Frage, ob dasjenige Leben vorzuziehen sei, in welchem man sich von allen Staatsgeschäften losgemacht habe, während man nur auf die Beschaulichkeit sich hingewendet hat oder auf dasjenige, wobei man ausschließlich dem Thun und Treiben in der Gemeinde sein Augenmerk zulenkt, kommt Ar. noch einmal auf die Anschauung derjenigen zu sprechen, welchen die Despotie und die Macht als das Höchste gilt, so dass sie (*H* 1325 b 34 ff.) ohne Rücksicht auf die Bande der Freundschaft und des Blutes nur auf dies Ziel ausgehen. Beispiele für den Zerfall gewisser Herrschaften aus solchen und ähnlichen Ursachen finden wir mehrere in Buch *E* angeführt. Ich verweise nur auf 1303 b 17 ff., 1306 a 31 ff., 1314 b 23 ff.

Und kurz — um dieses Thema richtig abzuschließen — offenbart auch hier Ar. seine Ansicht darüber, dass es nicht angehe, denjenigen, welchen im Staate eine gewisse Geltung von Natur aus zukommt, dieselbe vorzuenthalten; und wenn auch nur ein einziger sich findet, der die Eigenschaften des Regierenden besitzt, muss man diesem die Herrschaft übergeben. Und so wie hier (1325 b 7) auf die Gleichheit der Bürger unter sich die richtige Vertheilung von Ämtern und Würden basiert erscheint, so wird auch in *Z* 2, 1317 b 2 ff. als ein Attribut der Freiheit die Eigenthümlichkeit hingestellt, abwechselnd zu herrschen und zu gehorchen (ebenso 1325 b 7 f., indem an beiden Stellen, um diesen Gedanken zu bezeichnen, der Ausdruck *ἐν μέρει* gebraucht wird, so dass an der zuletzt erwähnten Stelle Susemihl und Thurot nicht Noth hatten, noch ein zweites *ἐν* hinzuzufügen), was eben von der demokratischen Gerechtigkeit abgeleitet wird, von welcher nicht nach der Gebür, sondern nach der Kopfzahl die Gleichheit bestimmt ist, die jener allgemeinen Freiheit zur Grundlage dient.

Der nun folgende Gedanke ist ganz geeignet, einen relativen Abschluss der Auseinandersetzungen zu bieten, welche bisher vorgekommen sind, indem Ar. jetzt darthut, dass ein Leben ohne Bethätigung nicht naturgemäß ist, ferner aber auch, dass diese Bethätigung nicht etwa nur eine nach außen gehende sein muss, sondern ja eigentlich in noch viel höherem Grade eine innerliche, also nicht ein *ποιεῖν*, sondern ein *πράττειν*, wovon ja auch der Name des wahren Glückes, *εὐπραγία*, herstammt. Und wenn nach diesen abschließenden Worten Ar. auf die eigentliche Behandlung des besten Staates eingeht, indem er sich insbesondere (1325 b 33—35) auf die bisher vorgekommene Untersuchung von den einzelnen Verfassungen beruft, so kann das Alles nur so aufgefasst werden, dass der Inhalt der Bücher *Δ*—*Z* vorausgegangen ist, weil ja nur auf diese Weise die erwähnten Worte der Recapitulation

(1325 b 34 f.) verständlich werden. Allerdings hat Susemihl, abgesehen von der unbegründeten Annahme einer doppelten Recension für 1324 a 4—13, die ganze Stelle 1324 a 13—1325 b 35 als unecht erklärt, ohne auf den echt aristotelischen, ganz vortrefflich passenden Inhalt zu sehen, ohne darauf zu achten, dass sich das *ἀρχὴ τῶν λοιπῶν* im Folgenden (1325 b 35) nur unter der Voraussetzung beibehalten lässt, dass die von Susemihl entfernte Partie an ihrem Orte bleibt. Bedenkt man nun aber, wie Spengel die nothwendigen Consequenzen dieser Weglassung unter anderem darin gefunden hat, dass er jenes *τῶν λοιπῶν* aus dem Texte verwies, wogegen allerdings Susemihl, aber in ungenügender Weise remonstriert, dann bekommt das ganze, unmotivierte Verfahren den Anstrich, als hätten jene Interpreten und Kritiker nur deshalb diese Wege betreten, damit sie imstande wären, die von ihnen im vorhinein aufgestellte Theorie zu rechtfertigen, ohne dass ihnen jedoch, wie wir sahen, dieses Unternehmen gelungen wäre.

Und wenn wir nun vor der Thatsache stehen, dass die jetzt folgende Darlegung der Beschaffenheit des besten Staates eigentlich nichts mit dem gemeinsam hat, was in der bisherigen Auseinandersetzung der Verfassungen von Ar. vorgebracht wurde, so beruht das auf dem Umstande, dass die frühere Behandlung der Sache in diesem Werke als eine Art Aufzählung der verschiedenen Möglichkeiten gelten muss, als welche der Staat erscheint, während nunmehr Ar. jetzt seine eigene Ansicht über die Eigenschaften des Staates entwickelt, wie er nach ihm am besten eingerichtet werden könnte. Und trotz dieser auf einem ganz neuen, von den Ausführungen in Δ—Ζ abweichenden Gesichtspunkte ruhenden Schilderung finden wir wieder Anknüpfungspunkte. Das ergibt sich schon aus der gleich folgenden Voraussetzung, dass man sich über die Beschaffenheit des Materials klar werde, welches der Errichtung des besten Staates zugrunde gelegt werden muss. Denn gleichwie in Δ 4, 1290 b 21 ff. erklärt ist, dass die Beschaffenheit der verschiedenen Arten von Verfassungen davon abhänge, dass die Staaten aus mannigfachen Theilen, den Ständen der Staatstheilnehmer bestehen, wie denn auch sofort die verschiedenen Arten von Demokratie und Oligarchie daraus abgeleitet werden, gerade so untersucht Ar. auch hier die Beschaffenheit der Volksmenge, welche in dem besten Staate vorhanden ist. Dass er dabei (1326 a 6 ff.) auch auf die Eigenthümlichkeit des Landes zu sprechen kommt, in welchem diese Volksmenge sich befindet, darf nicht als eine Sache betrachtet werden, durch welche ein im Bisherigen noch nie betontes Thema begonnen wird, sondern wenn man bedenkt, wie gerade die in Buch Δ behandelte Scheidung des Volkes nach Ständen in Ackerbauer, Taglöhner, Kaufleute, Krieger usw. von der Qualität des Landes abhängt, in welchem sich dieselben bilden sollen, dann bleibt nichts anderes übrig als dass Ar. auch hier in der Beantwortung der Frage nach der Beschaffenheit

der Grundlagen des besten Staates diese Eigenthümlichkeit d
Landes untersucht, auf welchem der letztere erstehen soll. Bil
ja doch der beste Staat nur eine bestimmte Art aller jener V
fassungen, welche nach dem Grundsatze aufgestellt worden si
den Ar. so anschaulich im 4. Capitel des Buches *Δ* dadurch
schrieben hat, dass er die verschiedenen Arten des Staates
den Elementen desselben in ähnlicher Weise hervorgehen lä
wie die mannigfache Welt der lebenden Wesen aus der bu
Vielheit der ihnen zueigen gehörigen Organe. Denn diesen l
teren gleichen die verschiedenen Stände in einem Staate, von d
bald der eine, bald der andere in einer hervorragenderen W
entwickelt erscheint. Und so erklärt sich auf ganz naturgem
Art, wie z. B. ein Land, dessen Lage an der See demselben
erster Linie den überseeischen Handel zur Aufgabe gestellt
eine ganz andere staatliche Physiognomie zeigen muss als
Land, welches weit von der Meeresküste entfernt liegt.

Offenbar hat nun Ar. auch auf die in den früheren Büchern angegebenen Kriterien eines nicht zu den besten Staaten gehörigen Gemeinwesens Rücksicht genommen, wenn er hier erklärt, dass die erste Anforderung an einen Staat, der den Namen groß verdient, nicht in der zahlreichen Masse des Volkes gelegen ist, sondern darin, dass nur auf jene Menschenclassen hiebei gesehen werden muss, welche im eigentlichen Sinn den Staat bilden sollen, nicht also auf die Zahl der Sclaven und Banausen, sondern auf die der Krieger. Insbesondere steht die an unserer Stelle gemachte Anforderung in directem Bezug auf Z 4, 1319 b 1 ff., weil daselbst eben im Gegensatze zu *H* dem Gedanken Ausdruck gegeben wird, dass eine Verfassung schlecht sein muss, welche allen Elementen des Staates ohne Unterschied Zutritt zur Theilnahme an dem Verfassungsleben gewährt, wie das in der letzten unter den vier Arten der Demokratie stattfindet. Die daselbst erwähnten Maßregeln, um diese letzte und äußerste Demokratie herzustellen und einzurichten, gipfeln gerade in dem Gegensatze des Verfahrens, das hier vorausgesetzt wird, um den besten Staat zu bilden. Denn während im letzteren Falle ohne Rücksicht auf die Zahl der Sclaven, Metöken und Fremden nur darauf gesehen wird, dass die eigentlichen Elemente des Staates von bedeutender Zahl sind, weil nur die entsprechende Menge aus diesen ein Beweis der Größe des Staates ist, während eine Vervielfältigung der Personen in den früher erwähnten Elementen den Staat zwar zahlreich macht, ohne aber seine Tüchtigkeit (*δύναμιν H* 1326 a 12) zu vergrößern. Denn während in der äußersten Demokratie nicht bloß die Edlen, sondern auch die Bastarde von väterlicher oder mütterlicher Seite in die Bürgerrolle aufgenommen werden (Z 1319 b 8 f.), darf in dem besten Staate die Erhöhung der Volkszahl nicht so geschehen, dass man die betreffende Menge aufs Gerathewohl sich zu verschaffen sucht (*H* 1326 a 18). Denn man darf nicht das Ver-

fahren der Demokraten einhalten, sondern nur soweit den Staat verstärken, dass die Volksmenge eben gerade über die Zahl der Vornehmen und der zur Mittelclasse Gehörigen hinausragt, aber nicht mehr weiter. Denn ein Überschreiten dieser Grenze bewirkt, dass die Verfassung in Unordnung geräth (*ἀτακτοτέραν* Z 1319 b 15), da der Menge es lieber ist, ohne Ordnung zu leben als mit Besonnenheit (*ἥδιον τὸ ζῆν ἀτάκτως ἢ τὸ σωφρόνως* Z 1319 b 31 f.). Und mit dieser Darstellung stimmt wörtlich die Anknüpfung in *H*, wo es heißt, dass kein einziger unter den Staaten, welche gut eingerichtet sind, der Menge einen zu großen Spielraum gibt. Denn das Gesetz ist Ordnung, und die Wohlgesetzlichkeit muss gute Ordnung sein, die allzu große Volkszahl kann aber nicht mit der Ordnung bestehen (*ὁ νόμος τάξις ἐστί, καὶ τὴν εὐνομίαν ἀναγκαῖον εὐταξίαν εἶναι, ὁ δὲ λίαν ὑπερβάλλων ἀριθμὸς οὐ δύναται μετέχειν τάξεως H* 1326 a 27—32; vgl. Z 1320 b 40—1321 a 4). Und während in Z nur die Schäden aufgedeckt sind, welche in einem derartigen Staatswesen sich ergeben, hat Ar. in unserem Buche *H* nun auch den positiven Grund dafür bezeichnet, warum eine ins Unermessliche gehende Volksmenge den Staat ungelenk, ja unmöglich macht. Denn sowie ein anderer Organismus, ein Thier, eine Pflanze, eine Maschine nur unter Voraussetzung einer bestimmten, endlichen Größe derselben bestehen kann, indem weder eine zu große Kleinheit, noch eine zu weit gehende Ausdehnung dem richtigen Staate gegeben werden darf (*H* 1326 a 35 ff.), so ist es auch hier. Wer sollte nicht einsehen, dass diese Auseinandersetzung auf demjenigen fußt, was wir in Z ausgesprochen finden und soeben angeführt haben. Und so sahen wir durchgehends bestätigt, was ich als Princip dieser Darlegung aufgestellt habe. Ist ja doch die Begründung des Satzes, dass es eine Grenze für die Volksvermehrung gibt, in der nur aus den früheren Büchern (*Δ*—Z) bekannten Eintheilung der staatlichen Verrichtungen der Behörden und Ämter gelegen. Denn wenn Ar. *H* 1326 b 11 ff. erklärt, dass man aus den *ἔργα, πράξεις τῆς πόλεως* darüber urtheilt, dass dazu das Richteramt und die Beamtenwahl gehört, so muss doch wohl über diese Aufgaben des staatlichen Verbandes bereits gesprochen worden sein, zumal wenn hinzugefügt wird, in welcher Weise jene Ämter ausgeübt werden sollen. Denn die Äußerung, dass es nothwendig sei, damit man ordentlich Recht sprechen und jedem nach seiner Leistungsfähigkeit das entsprechende Amt auferlegen könne, sich gegenseitig zu kennen, setzt doch wohl diejenigen Erörterungen voraus, welche sich auf die Art und Weise der Ausübung des Richterberufes und der Einsetzung der Magistrate beziehen, wie sie in Buch *Δ* gegen Ende und Z cap. 8 mitgetheilt ist.

Aber nicht bloß mit Bezug auf die Einwohnerzahl, sondern auch in Hinsicht auf die Beschaffenheit des Landes, in welchem der beste Staat eingerichtet werden soll, knüpft Ar. an Dinge an,

welche schon im Vorigen (*Δ*—*Z*) zur Behandlung gekommen sind. Das ersehen wir schon daraus, dass z. B. *Δ* 6, 1292 b 25 ff. als eine Art der Demokratie, und zwar als die beste, diejenige aufgestellt wird, in welcher die Bevölkerung aus Landbauern und solchen besteht, die mäßigen Besitz haben, ganz ähnlich wie *Z* 1318 b 9 ff., wo derselbe Grund für diese Thatsache aufgeführt wird wie dort in *Δ*, nämlich die Verhütung des Müßigganges, weil auf solche Weise die Bürger nicht gar zu häufig in die Volksversammlungen sich begeben können. Und wie damit jenen Anforderungen am ehesten genügt wird, welche in Buch *Γ* an die beste Verfassung überhaupt gestellt werden, gerade so geht Ar. in Buch *Z* a. a. O. von dem Grundsatze aus, dass die beste Demokratie dann zur Geltung gelangt, wenn die relative Mitte zwischen Freiheit und Beschränkung (Ausübung der Volksrechte und Arbeit) eingehalten wird. Und genau entsprechend heißt es *H* 1326 b 26 ff., dass man dasjenige Land allen anderen vorziehen müsse, welches am wenigsten auf andere (Nachbar-)Länder hinsichtlich der Befriedigung aller Bedürfnisse angewiesen sei. Das sei aber ein Land, von welchem alles hervorgebracht wird, was man braucht, und ein solches, in welchem die Bewohner in entsprechender Muße zugleich frei und mit gesundem Maße sich aufhalten können (*ὥστε δύνασθαι τοὺς οἰκοῦντας ζῆν σχολάζοντας ἐλευθερίως ἅμα καὶ σωφρόνως*).

Wenn man ferner darüber informiert wird, dass die Benützung der Besitzthümer und Güter je nach ihrer Verwendung Knickerei oder Wohlleben im Gefolge haben kann, so ist diese Thatsache (*H* 1326 b 37 f.) doch auf die eigenthümlichen Einrichtungen in den Staaten gemünzt, von denen z. B. der lakedämonische die erste Art, die Tyrannis überall die zweite Art repräsentiert (vgl. *Δ* 1288 b 41. *Θ* 1314 a 40 ff., b 28 ff., 1311 a 11). Dass ferner die kriegerischen Verhältnisse überall in Betracht kommen, muss als selbstverständlich anerkannt werden, da ja in *Δ*—*Z* von Ar. ein eigener Kriegerstand vorausgesetzt werde, so dass die Rücksichtnahme auf den Vertheidigungszustand des Landes der besten Staatsverfassung (*H* 1326 b 39—1327 a 3) als ganz natürlich erscheint. Vgl. *Δ* 1291 b 20 f., a 6—8, 19 ff. 26. *Θ* 1305 a 7 ff., 1314 b 16. *Z* 1321 a 6 ff. Wenn Ar. meint, dass das für den besten Staat bestimmte Land den Feinden schwer zugänglich, dagegen den Einheimischen leicht zu verlassen sein soll (*H* 1326 b 40 f.), so kann man nicht außeracht lassen, dass damit auf die in *Z* 1321 a 7 ff. behandelten Unterschiede des Landes angespielt ist, je nachdem es dazu geeignet erscheint, eine Oligarchie oder eine Demokratie zu errichten. Denn wenn das Land zur Pferdezucht dienlich ist (*ὅπου μὲν συμβέβηκε τὴν χώραν ἱππάσιμον εἶναι*), ersteht sehr leicht die erstere (vgl. *Δ* 1297 b 16 ff.), wenn aber die Lage an der See zur Schiffahrt auffordert, lässt sich am ehesten eine Demokratie einrichten. Es ergibt sich

daher von selbst, dass jene in *H* erwähnte schwere Zugänglichkeit des Landes von dem Gesichtspunkte zu betrachten ist, dass weder der Erstehung der einen noch der anderen unter den genannten Verfassungen Vorschub geleistet wird. Auf denselben Umstand führt die Behauptung der leichten Übersehbarkeit des Landes, indem offenbar auch diese Eigenschaft darauf berechnet erscheint, dass man, falls in der That Umsturzbestrebungen von außen oder von innen drohen, sofort in der Möglichkeit sich befindet, rasch von einem Punkte des Landes zum andern in entsprechender Weise Hilfstruppen zu senden. Auf diesen Umstand der Doppellage an der See und im Innern muss auch die eben erwähnte Nothwendigkeit der Verhütung dafür zurückgeführt werden, dass Oligarchie und Volksherrschaft entstehen. Denn durch entsprechende Bodenbeschaffenheit im Innern wird nach dem Gesagten die Nothwendigkeit abgeschnitten, dass man sich ausschließlich auf den Handel zur See verlegt, womit die Entstehung sämmtlicher Unannehmlichkeiten und üblen Volksgewohnheiten abgeschnitten ist, welche sich im Gefolge einer solchen Beschäftigung befinden, während andererseits durch das gleichzeitige Vorhandensein einer Meeresküste der allzu einseitigen Entwicklung einer Adelsherrschaft vorgebeugt wird. Darauf beziehen sich ja auch die besonderen Gründe, welche Ar. *H* 1327 a 6—10 für die erwähnte Doppellage vorbringt. Er sagt nämlich, dass diese Lage erstens insofern von Vortheil sei, als man auf solche Weise leicht nach allen Richtungen einer feindlichen Invasion vorzubeugen in den Stand gesetzt werde, zweitens weil durch die Hervorbringung von verschiedenen Getreide- und Fruchtgattungen, sowie von Bäumen aller Art sowohl die Unabhängigkeit von äußeren Factoren, wie von der Einfuhr garantiert ist, als auch die Möglichkeit besteht, durch die Schiffe, welche aus dem Holze jener Bäume verfertigt werden können, mit der Außenwelt in entsprechende Verbindung zu treten.

Ried (Oberösterreich). Johann Zahlfleisch.

(Schluss folgt.)

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

1. Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von K. [illegible]r. Ameis. I. Bd. 2. Heft. Ges. VII—XII. 9. bericht. Aufl., beso[illegible]gt von C. Hentze. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 8°, 192 SS.

2. Homers Odyssee. Erklärt von V. H. Koch. Neu bearbeitet v[illegible]on Capelle. I. Heft (*α*—*δ*). Hannover und Leipzig, Hahn'sche Bu[illegible]ch-handlung 1893. 8°, 179 SS.

3. Wörterverzeichnis zu Homeri Iliadis *A*—*Δ*. Nach der Reih[illegible]en-folge der Verse geordnet von Dr. A. Scheindler. 3. unv. A[illegible]ufl. Prag, Wien, Leipzig, F. Tempsky 1894. 8°, VI u. 85 SS.

1. Die 8. berichtigte Auflage des Commentars von C. Hen[illegible]tze zu den Gesängen VII—IX war von dem Ref. in dieser Zeitsch[illegible]rift 1890, S. 896 angezeigt worden. Die neue Auflage, welche in d[illegible]den vier seither verstrichenen Jahren nöthig geworden ist, zählt [illegible]nur um zwei Seiten mehr als die voraufgegangene von 1889. [illegible]Der Berichtigungen waren nicht viele zu geben. Einiges was v[illegible]vom Ref. an jener Auflage ausgestellt worden war, scheint den Herau[illegible]aus-geber nicht überzeugt zu haben. So ist *η* 86 *ἐληλέδατ'* beil[illegible]ibe-halten und *κ* 465 *πέποσθε*; die Noten zu *λ* 191 und 482 [illegible]mit ihrer unzulässigen sprachlichen Erklärung von *εἶται* und *σεῖο* si[illegible]sind unverändert in die neue Auflage herübergenommen worden. [illegible]Nur *η* 301 ist jetzt *εἰς ἡμετέρου* st. *ἡμέτερον* berichtigt. Was [illegible]die beiden Verbalformen angeht, so wird man sich mit denselben [illegible]ab-finden müssen, wenn man den sprachwissenschaftlichen Standpun[illegible]nkt bei Feststellung des Textes unserer Gedichte verlässt, und es w[illegible]will dem Ref. scheinen, als ob in dieser Hinsicht eine methodisch [illegible]ge-rechtfertigte Besinnung eingetreten sei. In der Note zu *ι* 331 [illegible]ist jetzt zu *πεπαλάσθαι παλάζω*, nicht mehr *παλάσσω* als Pr[illegible]räs. hingestellt; zu *κ* 493 ist die Note bezüglich der *φρένες ἔμπεδ*[illegible]δοι ausführlich geworden. Hinsichtlich des *εἶκε* .. *ἀφικοίμεθα* (Nab[illegible]ber *ἀφικώμεθα*) *μ* 345 möchte ein Einfluss des Hauptsatzes auf [illegible]die Form des Nebensatzes anzunehmen sein, wie dies der Ref. in d[illegible]em Programmaufsatze (Brünn 1893) zu erweisen versucht hat.

2. Die Odyssee-Ausgabe Vict. Hugo Kochs (2. Auflage in den Jahren 1873—1878 erschienen), war nicht unvortheilhaft bekannt. Der neue Herausgeber Dr. C. Capelle, Mitarbeiter am Lexicon homericum von Ebeling und Bearbeiter des ehrwürdigen Seiler'schen Wörterbuches über die Gedichte des Homeros und der Homeriden, neunte Auflage 1890, war eine geeignete Persönlichkeit für die Arbeit, deren Art und Weise er in dem Vorworte kurz kennzeichnet. Er berichtigte Versehen und Irrthümer, beseitigte gar zu bedenkliche Etymologien und verwertete den Ertrag der sprachlichen und sachlichen Erklärungsversuche aus den letzten 20 Jahren. Der Commentar straft diese Versprechungen nicht Lügen; er liest sich ohne bedeutenden Anstoß. Es sind erklärende, kritische und den Sprachgebrauch durch Anführung der Parallelstellen erläuternde Anmerkungen, nach Bedarf, ungetrennt dargeboten. Auch gegentheilige Ansichten werden zur Auswahl mitgetheilt. Auf die Disposition der Handlung ist Sorgfalt verwendet; Auffälliges in der Composition wird kurz angedeutet. Den Verhältnissen entsprechend, die in der Kritik und Erklärung der homerischen Gedichte herrschen, ist ein näheres Eingehen auf die vorliegende Arbeit nicht thunlich. Es sei im allgemeinen bemerkt, dass sich viel Gutes in derselben findet und dass dies etwaige Mängel überwiegt; auffallend Neues wäre aber auch nicht zu berichten. In einer Neuauflage werden manche Druckfehler verschwinden, so zählte der Ref. auf S. 1—52 (Ges. *α*) sieben Druckfehler.

3. Director Dr. Scheindlers Wörterverzeichnis zu *A* — *Λ* ist schon so eingebürgert in unseren Gymnasien, dass über die Einrichtung desselben zu sprechen hier überflüssig wäre. Es erfüllt seinen Zweck, den ihm der Verf. gesteckt hat, vollkommen, und damit ist dessen Dasein gerechtfertigt. Nur muss der Lehrer es selbst bei der Vorbereitung auf die Stunde zurathe ziehen, damit er nicht Abweichendes vorbringe und so in Gegensatz trete zu dem, was der Schüler dort findet. In Einzelheiten kann man eben anderer Meinung sein als der Verf. Einiges sei hier berührt.

Die Erklärung der Bedeutung von *κέ(ν)* *A* 32 dürfte für Schüler der Klarheit entbehren. Aus einem Beispiele lässt sich die Bedeutung einer solchen eigenartigen Partikel nicht erkennen. Mit dem Begriffe der Bedingtheit ließe sich eine wertvolle Erkenntnis erreichen. Die Note zu *A* 70 — *ἴδει* urspr. Anlaut mit Digamma (wissen) — ist nicht zutreffend, sie passte nur, wenn *ὃς εἴδει* gelesen wird. *A* 105 ist *κάκ' ὀσσόμενος* wohl nur „übles schauend, Unglücksprophet"; 'lasse ahnen' kann nur als eine freie Übersetzung gelten. Bei *ἀγέραστος* wäre an unsere Scheinparticipien 'unbeweibt', 'beherzt' zu erinnern; *θε-ί-ομεν* (vgl. *ἐρε-ί-ομεν*, *τελείετο* ist wohl so geschrieben, um die Dehnung des normalen *ε* zu kennzeichnen; aber bei v. Hartel §. 255, 3 ist *θεί-ο-μεν* zu lesen und eine andere Auffassung wäre auch verständlich zu machen. *ἔκπαγλος* *A* 146 mit *πάγος* in Verbindung zu bringen und frostig, schreck-

... E. ...

... ἐξεπλάγη ... st der Zusammenh... und valius zusammen... Weck gelernt zu ha... vom Stamme ὀπ ... engt haben.

... an ἀθέρες Spren... ὑπο-βλή-δην heisst ... — Bei ὀ-τρηρός A 32... Vorsilbe ὀ, die ... ὀρέγ-νυ-μι, ὀ-μιχλή, ὀ-πιδέ... σε παρ-είπῃ (andere Les... scheinlich „durch Reden auf einen ... beschwatzen", aber nicht „ü... zur Grundbedeutung 'aufklauben'. ... Bedeutungen: „forttragen und ... ἀγωλή 'Siegespreis': B 35... ὑπέρθυμ... als noch 'hochgemuth', aber ... hochsinn... Zug hineinzutragen.

... bemerkt, dass κουρίδιος ... wohl nur ... mit „jugendlich" gegeben ist; denn ... eine andere.

... Bemerkungen dem Verf. zeigen, dass ... gfältiger Überlegung benützt wurde.

G. Vogrinz

... bibliotheca historica. Editionem primam curavit ... Ludovicus Dindorf, recognovit Fridericus Vog... Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri 1893. ... XLIX u. ...

... Diodor-Ausgabe schreitet rasch vorwärts. Der Heraus... der Einleitung mit Genugthuung darauf hinweis... Bethes' gründliche Durchforschung der Bibliothek ... ersten Bande vorgetragene Ansicht über das Han... verhältnis vollinhaltlich bestätigte. Nur hinsichtlich ... 375 stimmt jetzt Vogel dem jungen Rostocker Profes... dieser Handschrift den cod. F ableitet, der wie... von M war.

... für die Bücher XIII—XV, die in dem vorliegenden Ba... sind, ist P die Haupthandschrift und gleichzeitig ... Vertreter der besseren Classe, während die andere in z... ... theilungen (p. VII—IX) enthält. Auf den folgenden Sei... Einleitung werden einige Stellen, über die die Meinungen

gelehrten besonders auseinandergehen, im conservativen Sinne besprochen. Der Herausgeber verräth bei dieser Gelegenheit genaue Kenntnis des Sprachgebrauches, die auch aus dem äußerst vorsichtig constituierten Texte erhellt.

Eine wertvolle Beigabe enthält der Abschnitt, der die Aufschrift 'De rebus orthographicis' (p. XV—XVIII) trägt. Vogel erklärt, dass er in diesem Bande in Fragen der Rechtschreibung mit der Uniformierungsmethode Dindorfs, der er bisher gefolgt war, gebrochen habe. Er hält sich vorwiegend an P und schreckt vor einigen inconsequenten Schreibweisen dieser Handschrift nicht zurück. Die hier vorgetragenen Worte verdienen auch von den Editoren anderer Autoren Beherzigung. Für lateinische Schriftsteller, besonders für Kirchenväter, haben diese Grundsätze schon seit langer Zeit Geltung. Man kann sich also nicht wundern, wenn sie der gelehrte Bearbeiter des Ennodius auch auf Diodor übertrug.

Ref. kann mit Vergnügen constatieren, dass das günstige Urtheil, das er über den ersten Band abgab, auch von allen anderen Recensenten getheilt wurde. Es gilt aber ebenso vom zweiten und dritten Theil. Jetzt hat die Wissenschaft endlich eine sichere Grundlage für sprachliche Untersuchungen. Und was noch auf diesem Gebiete für die sog. *κοινή* zu leisten ist, zeigen in überzeugender Weise die einschlägigen Arbeiten des gelehrten Herausgebers des Polybios, die hoffentlich vielfach zu Nachahmungen aufmuntern werden.

Oberhollabrunn. Dr. K. Wotke.

M. Tulli Ciceronis Epistularum libri sedecim. Edidit Ludovicus Mendelssohn. Accedunt tabulae chronologicae ab Aemilio Koernero et O. E. Schmidtio confectae. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. 1893. Lex.-8°, XXXII u. 460 SS. Preis geh. 12 Mk.

Gerade die letzte Zeit war für die Cicero-Kritik von außerordentlichem Ertrage: sie brachte uns Stangls grundlegende kritische Ausgabe der bedeutendsten rhetorischen Schrift Ciceros, der Bücher *de oratore*, von der freilich ein wichtiger Theil leider noch ausständig ist, und nunmehr beschenkt Mendelssohn die Freunde Ciceros mit seiner auf diesem Gebiete geradezu epochemachenden Edition der ciceronischen Briefe, der früher fälschlich sogenannten *Epistulae ad familiares*. Es ist ja doch wohl jedem, der sich nur einigermaßen mit diesen Briefen Ciceros in den letzten Jahren beschäftigte, bekannt, wie seit geraumer Zeit schon immer dringender und lauter von verschiedenen Seiten das Verlangen geäußert wurde, endlich einmal erstens einen wirklich auf solider wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Text derselben zu besitzen, zweitens eine Ausgabe, die auch sonst auf der Höhe der gegenwärtigen

wissenschaftlichen Anforderungen stehen und alles das, was bisher für die Erforschung dieser Briefe nach den verschiedenen Richtungen hin geleistet wurde, und was bisher in zahlreichen, kaum übersehbaren Einzelabhandlungen zerstreut vorlag, zusammenfassen und so eine sichere Grundlage für weitere Studien bilden sollte. Es ist nun in der That eine gewaltige, schier über die Arbeitskraft eines Einzelnen hinausgehende Leistung, die M. mit diesem monumentalen Werke deutschen Gelehrtenfleißes vollbracht hat und für die nicht nur die Philologen im engeren Sinne, sondern auch die Antiquare und Historiker ihm zu großem Danke verpflichtet sind. Um einen Begriff zu bekommen von der vielseitigen, wirklich bewunderungswürdigen Arbeit, die M. der vorliegenden Ausgabe zuwendete, braucht man beispielsweise nur jenen Theil der praefatio zu lesen, aus dem hervorgeht, welcher Fülle von Arbeit es bedurfte, um den Spuren einer Kenntnis oder Benützung dieser Briefe Ciceros durch das ganze Mittelalter nachzugehen (praef. p. IV sq.), freilich *cum fructu perexiguo*, wie M. selbst p. IV bemerkt. Aber um so ergiebiger und ertragreicher war auf allen anderen Gebieten die umfassende Thätigkeit, die M. durch volle zehn Jahre auf seine Ausgabe verwendete. Um es kurz zu sagen, dem unermüdlichen Fleiße und dem eindringenden Scharfsinne des gelehrten Herausgebers ist es allein zu danken, dass überhaupt künftig eine methodische Arbeit auf dem Gebiete der Kritik dieser Briefe möglich sein wird; denn bei den bekanntermaßen einander so sehr widersprechenden bisherigen Anschauungen über den Stand der Überlieferung, über das gegenseitige Verhältnis und den Wert der Handschriften lief ja die Kritik Gefahr, sich geradezu ins Ziellose zu verlieren, und die Briefe Ciceros waren zum Versuchsfelde für Conjecturenjäger geworden. Diesem unmethodischen Verfahren nun ist durch Mendelssohns Durchforschung und Neuvergleichung einer großen Menge von Handschriften, die zu einer richtigeren Erkenntnis derselben führte, nunmehr endgiltig ein Ziel gesetzt worden. Die Art, wie Mendelssohn mit fein abwägendem Scharfsinn das gegenseitige Verhältnis der Handschriften erörtert, dürfte im wesentlichen kaum mehr eine Anfechtung erfahren. Man darf vor allem getrost als eine Frucht seiner sorgfältigen Untersuchungen die Erkenntnis bezeichnen, dass es mit der handschriftlichen Überlieferung dieser Briefe gar nicht so schlimm bestellt sei, als vielfach geglaubt wurde, und dass demzufolge jenes zügel- und schrankenlose Conjicieren, wie es namentlich Wesenberg betrieben hatte, hier ganz und gar nicht am Platze sei.

Und wie es als ein großer Gewinn für die Kritik bezeichnet werden muss, dass Mendelssohn statt der schier unentwirrbaren Farrago von handschriftlichen Lesearten, welche die älteren Ausgaben boten, und bei der herrschenden Unklarheit in der Beurtheilung des Wertes der Handschriften auch bieten

müssen glaubten, in der Constituierung seines Textes sich fast immer nur auf eine wohlüberlegte Auswahl aus drei bis vier wirklich wertvollen Handschriften beschränkt, so hat er mit vollem Recht auch den ins Ungeheuere angewachsenen Ballast der Conjecturalkritik zum großen Theile über Bord geworfen und hievon nur das in die adnotatio critica aufgenommen, was wirklich auf irgend einen Wert Anspruch erheben kann. Denn zahllose Conjecturen verdankten eben, wie schon angedeutet, die Möglichkeit ihrer Entstehung einzig und allein ganz falschen Voraussetzungen über den Stand der handschriftlichen Überlieferung, andere wiederum der noch nicht genügend geklärten Kenntnis des ciceronischen Briefstils, die zur Folge hatte, dass man vieles, was in den Reden Ciceros, wie nicht minder in seinen philosophischen oder rhetorischen Schriften allerdings auffällig und anstößig gewesen wäre, in einem ganz verkehrten Nivellierungsbestreben auch aus den Briefen, die ja vielfach den *sermo vulgaris* wiederspiegeln, auszumerzen suchte. Aber die Studien, die in den letzten Jahrzehnten unter der Führung von Männern wie E. Wölfflin, F. Bücheler, C. F. W. und Iwan Müller, J. H. Schmalz der Kenntnis der Entwicklung der lateinischen Sprache gewidmet wurden, weiters die von eben den genannten Männern inaugurierte und dann von C. A. Lehmann, O. Streicher, F. Becher u. A. mit schönem Erfolge fortgesetzte Durchforschung des *sermo epistularis* haben die Irrgänge des bisherigen kritischen Verfahrens aufgedeckt und künftiger Forschung die Bahn vorgezeichnet.

Dass aber M. selbst bei dieser beschränten Auswahl aus der Conjecturalkritik vielleicht doch ab und zu eine erwähnenswerte Vermuthung übersehen haben könne, gibt er gerne zu, spricht jedoch zu seiner Entschuldigung praef. p. XXX ein vortreffliches Wort aus, das hier angeführt werden möge: '*Ne nimis obrueretur adnotatio critica, constitui non omnes, quae umquam factae sunt, coacervare coniecturas, sed earum exhibere delectum quendam. Quo in delectu fieri quidem non potest, quin modo memoraverim immemorabilia, modo omiserim probabilia; relegens tamen adnotationem videor mihi neutram in partem plus peccasse, quam quod possit ignosci. Atque omnino hae editiones fiunt veterum causa, non nostra: illorum igitur, qui ipsa scripta reliquerunt honori consulendum est, non nostrae gloriolae. Quapropter si quando accidit, ut coniectura aliqua recens falso nomini sit ascripta, non capitale id equidem duco facinus, expectans scilicet idem in meis fatum.*' Mit eigenen Verbesserungsvorschlägen tritt indessen der gelehrte Herausgeber, ganz entsprechend seiner vorsichtig abwägenden Art, im ganzen bescheiden zurück, wenn auch selbstverständlich manche schöne Emendation die Frucht seiner sorgfältigen Studien bildet.

Das Hauptverdienst der Ausgabe beruht vor allem in der Sichtung des gesammten überhaupt vorliegenden handschriftlichen

Materials und in der streng methodischen Verwertung desselben für die Gestaltung des Textes. Mit Recht darf M. von seiner Ausgabe rühmen (praef. p. XXX): '*haec igitur editio prima habet has epistulas ad omnes qui in censum veniunt codices exactas*'. — Den Titel dieser Briefsammlung, die seit dem Mittelalter fälschlich die Bezeichnung *epistulae ad familiares* trug, hat M., da das Alterthum einen solchen zusammenfassenden Namen nicht kannte, mit gutem Grunde geändert und sie einfach als *epistularum l. XVI* bezeichnet. Was die Frage der Entstehung dieser Sammlung betrifft, so schließt sich M. hierin im wesentlichen der bekannten Hypothese L. Gurlitts an.[1]) Über das gegenseitige Verhältnis und den Ursprung der *codices vetusti* spricht er sich p. XIV dahin aus, dass sie in letzter Linie alle auf einen Archetypus zurückgehen, der aus zwei Volumina zu je acht Büchern bestand und in Uncialschrift geschrieben war. Diese beiden Gruppen, nämlich die Bücher I—VIII und IX—XVI, deren Überlieferung eine wesentlich verschiedene ist, werden von M. mit vollem Rechte durchaus auseinander gehalten. — Was nun die in der ersten Gruppe, den Büchern I—VIII, befolgte kritische Methode anlangt, so weist er auch hier vor allem dem codex Mediceus 49, 9 saec. IX/X (M) die höchste Bedeutung zu. Von den Correcturen in dieser Handschrift seien die von dem Herausgeber mit M' bezeichneten von besonderer Wichtigkeit. Eine Abschrift dieser vortrefflichen Handschrift sei der aus dem XIV. Jahrhundert stammende cod. Med. 49, 7 (P), der freilich eine große Zahl von Schreibfehlern aufweist. Außer diesen beiden Handschriften jedoch komme für diesen Theil der Briefsammlung noch der lange Zeit gar nicht recht bekannte cod. Harleianus 2773 des Britischen Museums saec. XII (G bei Mendelssohn) und ein cod. Parisinus 17812 saec. XII (R) in Betracht, doch so, dass M durchaus die Grundlage der Kritik bleiben müsse, während G und R, die vielfach fehlerhafte Wortumstellungen und Auslassungen zeigen, daneben nur den Wert eines *supplementum* beanspruchen könnten, aber eines Supplementums, dessen man doch wieder anderseits nicht entrathen könne, da sowohl manche Lücke in M nur durch G und R ergänzt, als auch mancher andere Fehler der Haupthandschrift nur aus den genannten beiden Codices berichtigt werden könne. Von G und R zeigt Mendelssohn, dass sie untereinander verwandt seien und in letzter Linie auf eine gemeinsame Quelle X zurückgehen. Eine Vergleichung ferner von X und M zeige auch hier mannigfache Berührungspunkte: '*patet cognatio ipsa, latet cognationis gradus*' (praef. p. XIX). — Während also in diesem ersten Theile der Sammlung nach Mendelssohns Ausführungen keine Unsicherheit bezüglich des einzuschlagenden Ver-

[1]) L. Gurlitt's Dissert. 'De M. Tulli Ciceronis epistulis earumque pristina collectione', Göttingen 1879, und Fleckeis. Jhb. 1885, S. 561 ff. 1888, S. 863 ff. und Prog. Steplitz 1888.

fahrens herrschen kann, ist das gegenseitige Verhältnis der Handschriften im zweiten Theile vielfach recht verworren und unklar. Denn einmal ist hier die Zahl der außer dem M(ediceus) in Betracht kommenden Handschriften größer als in der ersten Gruppe, und welcher von diesen Handschriften die Führung gebüre, ist nicht immer mit Sicherheit zu entscheiden. Die für die Kritik wichtigen Handschriften, die außer M noch herangezogen werden müssen, sind folgende: cod. Harleianus 2682, saec. XI (H),[1]) weiters ein zweifellos auf dieselbe Urhandschrift wie H zurückgehender cod. Erfurtensis, jetzt Berolinensis saec. XII/XIII (F), ferner ein cod. Palatinus 598 saec. XV/XVI (D), einst in Heidelberg, seit 1623 in Rom, eine Handschrift, die, wenn auch jüngeren Ursprungs, doch auf eine vortreffliche Vorlage zurückgehe. Von großer Wichtigkeit ist die Entscheidung, die Mend. in der Frage der Beurtheilung des Wertes der *editio Cratandrina* (Basel 1528) fällt. Ohne Zweifel war Cratander in der Lage, für den zweiten Theil dieser Sammlung der Cicero-Briefe eine alte gute Handschrift benützen zu können, die von M verschieden ist und vielmehr eine sehr nahe Verwandtschaft mit der Handschriftenclasse HD verräth. Viele eigenthümliche Lesearten der editio Cratandrina werden durch die genannten beiden Handschriften bestätigt. Daneben aber zeigt diese alte Ausgabe doch wieder eine so große Anzahl von Unrichtigkeiten, deren Quelle in der Benutzung einer schlechteren Handschriftenclasse zu suchen ist, dass es dem Herausgeber nach reiflicher Erwägung gerathener schien, die editio Cratandrina für die Kritik gar nicht mehr heranzuziehen. Es ist ganz berechtigt und einleuchtend, was Mend. p. XXIV erklärt: '*Cum bona Cratandrini exempli nulla sit scriptura, quae non extet in HD codicibus, ego re saepius pensitata totam illam farraginem abiciendam putavi utpote dubiam et inutilem*'. — Noch sei über die wichtige Frage bezüglich des *mutuus nexus* der Handschriften FHD untereinander und dieser selbst wieder mit M das Urtheil Mendelssohns kurz skizziert. Über allen Zweifel erhaben erscheint ihm der gemeinsame Ursprung von FH, und mit der höchsten Wahrscheinlichkeit sei hieher auch jene Handschrift zu ziehen, von der D abgeschrieben wurde. Es gab also einmal einen diesen Codices gemeinsamen, von M verschiedenen Archetypus der Bücher IX—XVI, den Mend. mit T bezeichnet. Diese gemeinsame Urhandschrift dürfte etwa gleichalterig mit M, schwerlich älter als M gewesen sein. Welches Verfahren empfiehlt nun Mend. der Kritik dort, wo der Lesart in M eine abweichende, durch die Übereinstimmung[2]) der

[1]) Also von jenem cod. Harleianus für die Bücher I—VIII verschieden.

[2]) Auf diese Übereinstimmung kommt es an; denn wo nur eine der genannten Handschriften eine Variante aufweist, ist diese mit großer Wahrscheinlichkeit als eine bloße Conjectur zu betrachten.

codd. FHD gestützte Lesart gegenübersteht? Es entsteht dann in der That in vielen Fällen eine 'res variae dubitationis plen[illegible]'. Denn einerseits ist es richtig, dass aus der Handschriftenclasse Υ eine beträchtliche Anzahl von Lücken des cod. M(ed.) richtig er-gänzt und auch sonst viele unrichtige Lesarten desselben berich[illegible]gt werden, aber dem steht andererseits wieder die Thatsache geg[illegible]en-über, dass auch Lücken in Υ nur aus dem cod. M ergänzt wer[illegible]den können und dass auch Υ wieder eine namhafte Anzahl von Feh[illegible]lern aufweist, von denen M frei ist. Darnach hat der Herausgeber an vielen Stellen, an welchen die Lesart von M und von Υ, jede für sich betrachtet, annehmbar erscheint, nach reiflicher Erwägun[illegible]g es vorgezogen, sich doch lieber dem cod. M als dem erprobten Fü[illegible]hrer anzuschließen. Außer den genannten wertvollen Handschri[illegible]ften, denen noch das *folium Heilbronnense* beizuzählen wäre, gib[illegible]t es noch eine große Anzahl von codices und zwar sowohl solcher, die alle 16 Bücher, als auch solcher, die nur die Bücher IX—XVI enthalten, welche bald ganz zweifellose Kennzeichen der Verwa[illegible]ndt-schaft mit Υ, bald nicht minder sichere einer Verwandtschaft mit M oder richtiger P aufweisen. Lange Zeit wurde der Herausg[illegible]eber, wie er selbst berichtet, durch die ganz besonderen Eigenthüm[illegible]lich-keiten dieser Handschriftenclasse irregeführt und glaubte, es mit einer sehr wichtigen, von M und Υ verschiedenen Gruppe von Handschriften zu thun zu haben. Doch gelang es seinem Sc[illegible]harf-sinne endlich, diese Handschriften vielmehr als auf eine im XV. Jahrhundert entstandene Contamination der Handschriftenclasse[illegible]n M und Υ zu erweisen.

Das Voranstehende dürfte wohl gezeigt haben, dass es der außerordentlich mühevollen und erfolgreichen Arbeit Mendelss[illegible]ohns zu danken ist, dass nunmehr eine klare Einsicht in das Verhä[illegible]ltnis und den Wert der Handschriften gewonnen wurde, und dass alle diejenigen, die sich künftig mit der Kritik dieser Cicero-Briefe be-schäftigen werden, auf dem von Mend. geschaffenen Fundam[illegible]ente ruhig werden weiterbauen können. — In der wichtigen Frage der Orthographie folgt der Herausgeber der Führung des cod[illegible] M durchaus, dergestalt, dass sein Text auch alle Ungleichmäßigk[illegible]iten der genannten Handschrift — ausgenommen die zweifellos [illegible]iner späteren Zeit zuzuschreibenden Verstöße — wiederspiegelt; [illegible]enn seine Absicht war: '*ut primarii codicis imago talis qualis [illegible]sset legentibus proponeretur*' (p. XXX). So finden sich denn neben [illegible]in-ander Formen wie: *epistula* und *epistola*, *cum* und *quom*, *abs* [illegible]nd *aps*, *benevolus* und *benivolus*, *quamtus* und *quantus*, *recipero* [illegible]nd *recupero*, *paullum* und *paulum*, *opportunus* und *oportunus*, *pr[illegible]sus* und *prorsus*. Mend. meint nämlich: '*ne ipsam quidem bor[illegible]am aetatem his similibusque in vocabulis putidam adfectasse aeq[illegible]ua-bilitatem*'. — Wie alles was für die Kritik dieser Cicero-Br[illegible]efe irgend von Wert ist, von der musterhaften Umsicht des Her[illegible]ns-gebers herangezogen wurde, so fasst die Ausgabe auch alles [illegible]as

für die sprachliche, historische und antiquarische Durchforschung derselben bisher geschehen ist, zum erstenmale vollständig zusammen. — Die Ausgabe enthält jedoch noch einen in hohem Grade wertvollen Anhang (p. 449—460), nämlich eine chronologische Tabelle der Briefe, die von zwei Forschern, welche auf diesem Gebiete sich bereits einen Namen gemacht haben, angelegt wurde, von Otto Eduard Schmidt und Emil Körner. In dieser Tabelle wird jeder einzelne Brief seinem bestimmten Datum zugewiesen. Welchen Wert eine solche durch scharfsinnige Untersuchung der einzelnen Briefe gewonnene chronologische Tabelle habe, liegt auf der Hand. Erst dadurch werden diese hochwichtigen Briefe der Benützung durch den Historiker recht zugänglich gemacht. Die Tabelle enthält indes bloß die kurze Bezeichnung des jeweiligen Datums ohne irgend eine Art von Begründung, die bei der Knappheit des zugewiesenen Raumes hier auch nicht gegeben werden konnte. Eine solche jedoch in ausführlicher Form demnächst nachzutragen, behalten beide Forscher sich vor. Und so scheiden wir denn von dieser Ausgabe, die den Ruhm deutschen Gelehrtenfleißes und Gelehrtenscharfsinnes in alle Lande zu tragen berufen ist, mit dem Ausdruck aufrichtiger Dankbarkeit für die reiche Fülle von Belehrung, die man aus derselben schöpft.

Nikolsburg. Alois Konnitzer.

Phaedri Fabulae Aesopiae. In usum scholarum selectas recognovit J. M. Stowasser. Vindobonae et Pragae, sumptus fecit F. Tempsky, 1893. 8°. VIII u. 57 SS. Preis 25 kr.

In der Einleitung, die lateinisch abgefasst ist, gibt Stowasser einen kurzen kritischen Apparat. Er ist der erste, bei dem sich v. Hartels Conjecturen verzeichnet und verwertet finden. Doch steuerte der Herausgeber selbst auch vieles bei, das, mit Σ bezeichnet, den Text lesbarer machen soll. Leider ist nicht zu erkennen, welche Änderungen in usum Delphini gemacht sind und welche Stowasser für wissenschaftlich berechtigt hält. Er verspricht über diese bald ausführlicher zu handeln. Wir müssen offen gestehen, dass wir uns auf diese Abhandlung aufrichtig freuen. Denn viele von den hier vorgebrachten Vorschlägen verrathen, wie ja das meiste, was von Stowasser herrührt, sehr viel Geist. Doch soll nicht verschwiegen werden, dass dem Ref. einige auch recht kühn vorkommen. Dies gilt besonders von den Änderungen in I 5. Es ist doch fraglich, ob wir uns bei der Emendation des Phädrus so eng an Babrius anschließen müssen. Konnte der Grieche nicht eine Handschrift vor sich haben, die eine andere Recension repräsentierte? Was das Wort *arbores* Prol. 6 betrifft, wofür unser Herausgeber *adeo res* schreibt, so möchte Ref. eher vermuthen, dass unsere Fabelsammlung nicht vollständig ist, was

auch Teuffel aus anderen Gründen annimmt. Die Appendix hält Stowasser für unterschoben. — Unlängst gieng die Kunde durch Frankreichs Blätter, dass der gegenwärtige Besitzer des Pithoeanus eine Neuvergleichung gestattet habe. Wenn sich, was wir hoffen wollen, diese Kunde bewahrheitet, so würde wohl daraus für den Text des Phädrus bedeutender Nutzen erwachsen.

P. VIII stehen kurze deutsche Notizen über Phädrus. Die Fabeln sind mit lateinischen Aufschriften versehen. Druck und Ausstattung sind musterhaft. Das Büchlein dürfte nicht nur Tertianern, sondern auch Octavanern bei der Lectüre der Lessing'schen Abhandlung über die Fabel treffliche Dienste leisten.

1. Deutsche Lyriker des sechzehnten Jahrhunderts. Ausgewählt und herausgegeben von Georg Ellinger. Berlin, Verlag von Speyer u. Peters 1893. 8°, XL u. 122 SS. Preis 2 Mk. 80 Pf.

2. Xistus Betulius. Susanna. Herausgegeben von Johannes Bolte. Berlin, Verlag von Speyer u. Peters 1894. 8°, XVIII u. 92 SS. Preis 2 Mk. 20 Pf.

3. Pauli Manutii epistulae selectae. Ed. Martinus Fickelscherer. (Bibliotheca scriptorum Latinorum recentioris aetatis. Edidit Josephus Frey). Leipzig, B. G. Teubner 1892. 8°, VIII u. 176 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

4. Die lateinischen Dramen von Wimphelings Stylpho bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte von Dr. P. Bahlmann. Münster 1893. 4°, 114 SS.

Die beiden ersten Hefte bilden Nr. 7 und 8 der 'Lateinischen Literaturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts. Herausgegeben von Max Herrmann und Siegfried Szamotólski', deren äußere Einrichtung als bekannt vorausgesetzt werden darf. Über Ellingers Arbeit berichtete Ref. ausführlich in der Berliner philologischen Wochenschrift vom 29. Juli 1893, Sp. 1005—1006. Er erkannte den großen Fleiß und die bedeutende Gelehrsamkeit des Herausgebers an, vermisste aber den Mangel jeglicher Literaturnachweise schmerzlich. Ebenso wurde das Fehlen des comparativen Elementes als Fehler bezeichnet. Auf eine größere Reihe von Druckfehlern wies Jac. Meister hin (Österreichisches Literaturblatt 1894, Sp. 110 f.). Sonst verdient die literarhistorische Einleitung und die Disposition der Gedichte alle Anerkennung. Von einer Überschätzung jener Dichter ist Ellinger frei. — Bolte betont zunächst, dass Susanna das erste biblische Drama sei, das nach dem Muster des Niederländers Gnapheus in Deutschland gearbeitet wurde. Hierauf folgt die Biographie des in Augsburg geborenen Verfassers Betulius (Sixt Birk), die überraschende literarische Entdeckungen bringt. Der Text ist nach der ersten Augsburger Ausgabe vom Jahre 1537 abgedruckt. Da Betulius keineswegs nach Art des Gnapheus Terenz und Plautus ausbeutet, so ist auch das Verzeichnis benutzter Stellen antiker Autoren sehr dürftig. Nur de

zweite Act von Senecas Hyppolytus wurde theilweise wörtlich ausgenutzt. Ein schöner Holzschnitt des Augsburgers Jörg Brew ziert dieses nette Heft.[1])

3. Fickelscherer führte sich bereits durch die Programmabhandlung 'Paolo Manutio, der venetianische Buchdrucker und Gelehrte' (Chemnitz 1892) als gründlichen Kenner jener Zeit ein. Vorliegende Briefe sind chronologisch geordnet. Aus dieser Briefsammlung lernen wir alle bedeutenderen Zeitgenossen des P. Manutius kennen. Leider treten rein literarische Fragen zu sehr in den Hintergrund, die gerade auf Interesse in weiteren Kreisen rechnen dürften. In der Orthographie steht Fickelscherer nicht ganz auf dem Standpunkte der Berliner, was wohl kaum gebilligt werden wird. Den Briefen dieses Ciceronianers wünschen wir sehr viele Leser. Philologen dürften am meisten Nr. XVI (Urtheil über Cicero), (XVIII Wert der italienischen Sprache), XXV (Römische Obrigkeiten) interessieren. Es wäre sehr wünschenswert, wenn der Herausgeber uns bald mit einem neuen Bande beschenken würde, der sich die Frey'sche Muretbearbeitung zum Muster nehmen sollte (vgl. des Ref. Anzeige in der 'Deutschen Literaturzeitung 1893' Nr. 34, Sp. 1065 f.).

4. Bahlmann erwarb sich durch seine äußerst emsigen bibliographischen Zusammenstellungen begründeten Anspruch auf Dank von unserer Seite. Gleich anderen Recensenten vermag auch Ref. keine nennenswerten Nachträge zu liefern. Wir hoffen den Verf. auf diesem Gebiete der Forschung noch öfter zu treffen. Unter den Beamten der Bibliothek zu Münster herrscht jetzt warmes Interesse für den deutschen Humanismus, der wohl noch manche schöne Frucht zeitigen wird.

Claudii Claudiani carmina. Recognovit Julius Koch. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri 1893. 8°, LXI u. 346 SS. Preis 3 Mk. 60 Pf.

An Birt, der für die Berliner Akademie die Bearbeitung des Claudius Claudianus übernommen und in vorzüglicher Weise ausgeführt hatte, ergieng die Aufforderung, für die Teubner'sche Bibliothek einen Abdruck zu veranstalten. Er musste dieses Anerbieten ablehnen, empfahl aber seinen Schüler Koch, der auch diesem Rufe Folge leistete. Dieser erfreute sich bei der Arbeit der Unterstützung seines Lehrers. Was enthält nun diese Ausgabe Neues, das sich bei Birt nicht findet? Zunächst bringt der Herausgeber die Collation zweier Handschriften, die er selbst als ziemlich wertlos bezeichnet. Es sind dies ein cod. Rodomensis saec. XIII und ein cod. Musei Britannici collect. Egerton saec. XII (?). Dann folgt eine ausführliche Vergleichung der Isengrinischen Ausgabe mit der

[1]) Die lat. Literaturdenkmäler erscheinen künftig unter alleinige Redaction von Max Herrmann bei C. Calvary.

von Camers veranstalteten, da sie Birt nicht für alle Gedichte vorgenommen hatte. Der Gewinn, der aus dieser mühseligen Arbeit erwächst, wird p. XIV mit Recht ganz unbedeutend genannt. Auf den beiden folgenden Seiten werden die wenigen Fälle besprochen, in denen Koch in der Handschriftenfrage von Birt abweicht. Ref. kann es nur billigen, wenn der Schüler den Excerpten *E* und *ε* noch weniger Geltung zuspricht als der Lehrer.

Wir sehen also, dass wir keine neuen nennenswerten Textquellen in dieser Ausgabe finden. Man kann mithin nur damit einverstanden sein, wenn sich Koch in der Recensio eng an Birts musterhafte Ausgabe anschließt; dass er aber nicht ohne Urtheil verfuhr, beweist das p. XVII—XLI abgedruckte Verzeichnis der Abweichungen, denen stets eine kurze Begründung beigegeben ist. Hierbei wurden bereits die Besprechungen der Birt'schen Ausgabe verwertet. Leider erinnert hier die Sprache zuweilen an das nicht rühmlich bekannte Notenlatein, während gegen die Einleitung gar nichts einzuwenden ist. Unter dem Texte sind nur die aufgenommenen Conjecturen verzeichnet; was den handschriftlichen Apparat betrifft, so werden wir auf Birts Ausgabe verwiesen. Ob damit alle Leser einverstanden sein werden? Ein Index nominum et rerum (S. 318—346) beschließt die Ausgabe.

Es wäre sehr zu wünschen, das uns Koch wenigstens mit einem Commentar des Gedichtes 'De raptu Proserpinae' beschenken möchte, das auf die gallischen Schriftsteller einen mächtigen Einfluss ausübte, wie Ref. als Herausgeber des Eucherius constatieren kann. Gerade das comparative Element müsste in einem solchen Buche überwiegen. Als Muster schwebt Ref. das treffliche Büchlein vor, das soeben erschien: 'Die Mosella des Decimus Magnus Ausonius. Herausgegeben und erklärt von Dr. Karl Hosius. Marburg 1894. 8°, VII u. 100 SS.' Gute Dienste würde dann eine kurze übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Punkte leisten.

Konrad Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. Erstes Heft. Erweiterter Abdruck aus dem Centralblatt für Bibliothekswesen. Jahrgang 1891. Halle, Max Niemeyer 1893. 4°, XIV u. 137 SS.

Die Staatsmänner behaupten, dass die alten Schlagworte, die das Hauptunterscheidungszeichen der einzelnen Parteien bilden, allen Wert verloren haben. Ähnlich geht es aber auch in der Wissenschaft zu. Während oberflächliche Köpfe über eine zu große Specialisierung der Wissenschaft Klage führen, da sie deren Fortschritte nur aus Programmen und Dissertationen kennen, sehen wir eine Anzahl Werke entstehen, in denen die alten Schranken zwischen Historikern und Philologen eingerissen sind. Zu diesen Schöpfungen gehört auch das vorliegende Buch. Der Verf., Professor der deutschen Sprache an der Universität Halle, will die

Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache untersuchen, deren Wiege er in der böhmischen Kanzlei vermuthet.

Um nun nicht überstürzt vorzugehen, sucht er sich zunächst die ganze damalige Zeitlage zu vergegenwärtigen. Hierbei entwirft er ein derartig gelungenes Bild der geistigen Bestrebungen am Hofe Karls IV., wie es uns bisher kein Historiker zu schenken vermochte. Es werden die Elemente, die uns in der Bildung des Königs entgegentreten, aufgezeigt. Er wurde in Frankreich erzogen, wo bereits eine Art Renaissance bestand. Hier wandelt der Verf. Bahnen, die Ref. in seiner Abhandlung über Strozzi, die Burdach unbekannt blieb, zuerst betrat. Von Frankreich und England stammt die Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, die wir an Karl bewundern. Diese Behauptung wird ausführlich begründet, wobei sich der Verf. auch in der Geschichte der Kunst trefflich bewandert zeigt. Bei dieser Gelegenheit wird auch — so viel Ref. bekannt hier zuerst — die hohe Bedeutung betont, die in jener Zeit dem Augustinerorden, der in Avignon entstanden war, zukommt. Karl wird auch in seiner Thätigkeit als deutscher Kaiser in Schutz genommen und als ein Mann hingestellt, der im Gegensatze zu dem romantisch angehauchten Maximilian mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen wusste.

Am meisten herausgearbeitet ist das Bild Johann v. Neumarkts, dessen Schriftstellerei einer gründlichen Untersuchung unterworfen wird. Dass dabei über Tadras in jeder Hinsicht ungenügende Publication ein hartes Wort gesprochen wird, kann nicht missbilligt werden. Das Buch ist reich an Anregungen zu neuen Untersuchungen, wobei besonders der geschulte Philologe zur Geltung kommt. Auf die Beziehungen, in denen die Beamten der königlichen Kanzlei, besonders Joh. v. Neumarkt, zu den italienischen Humanisten standen, wird gründlich eingegangen. Cola wird gebürend gewürdigt, nur scheint dem Verf. die neuere Literatur über den Geisteszustand des Tribunen, die Ref. in dieser Zeitschrift besprochen hatte, entgangen zu sein. Das Urtheil über Pius ist wie bei Zingerle ein sanftes und mildes, wie ja überhaupt das Buch von einem Geiste ruhiger Begeisterung durchdrungen ist. Bei einem Werke, das in Deutschland erschien und über den Humanismus in Österreich handelt, eine seltene Erscheinung! Über die Beamten, die S. 126 ff. angeführt werden, besteht eine böhmische Abhandlung von Truhlář, über die Ref. in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 21. April 1893 ('Die Literatur über den Humanismus in Böhmen und Mähren') berichtet hat. Diese Darstellung ist Burdach entgangen. Wenn S. 95 erwähnt wird, dass in Altbrünn ein Augustinerkloster gegründet wurde, so ist das nicht ganz richtig. Heute ist es allerdings dort, wohin es von Josef II. verlegt wurde; doch früher befand es sich mitten in der Stadt in dem jetzigen Statthaltereigebäude. Burdachs Kenntnis der historischen Literatur Böhmens und Mährens ist eine erstaun-

liche.[1]) Er ist aber auch in der juristischen Literatur wohl bewandert.

Wenn wir unser Urtheil zusammenfassen sollen, so müssen wir gestehen, dass wir in dem vorliegenden Werke einen äußerst wichtigen Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Österreich begrüßen und uns auf die Fortsetzung dieser Untersuchungen sehr freuen.

Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Von Georg Voigt. In zwei Bänden. 3. Aufl. besorgt von Max Lehnerdt. Berlin, Georg Reimer 1893. 4°, XVI u. 591 SS. + VIII u. 543 SS. Preis 20 Mk.

Man musste auf eine neue Auflage dieses bedeutenden Werkes sehr gespannt sein. Denn in den letzten Jahren wurde gegen die gesammte Auffassung, wie sie uns in diesem Buche entgegentritt, Sturm gelaufen. Bezeichnete es doch Hartfelder geradezu als eine Caricatur des Humanismus! Dazu kommen noch heftige Angriffe von Eberhard Gothein ('Die Culturentwicklung Süditaliens in Einzeldarstellungen. Breslau 1889') und Pastor ('Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance. Freiburg i. B. 1891'). Wie verhält sich nun Lehnerdt diesen Anschauungen gegenüber? Er nimmt von ihnen einfach gar keine Notiz. Der Text blieb bis auf einige ganz unwesentliche Änderungen der der zweiten Auflage, die im Jahre 1880 erschienen war. Lehnerdt hielt nur in dem unbedeutenden Abschnitte über Giovanni von Ravenna eine durchgreifende Änderung für angemessen, da er über ihn eine Programmabhandlung geschrieben hatte. Wie weit er den Conservativismus trieb, ersieht man aus II S. 102, wo noch folgender Satz der zweiten Auflage unverändert steht: „Es fehlt uns noch gänzlich an einer Untersuchung, inwieweit und in welcher Würdigung die alte hellenische Literatur im byzantinischen Reiche selbst fortgelebt". Keine Anmerkung macht den ahnungslosen Leser darauf aufmerksam, dass inzwischen Krumbachers byzantinische Literaturgeschichte veröffentlicht wurde, die denn doch nicht zu den unbekannten Büchern gehört.

Ein Hauptvorzug des Voigt'schen Werkes waren die reichlichen Anmerkungen, die eine Fülle von Literaturnachweisen enthielten. Gleichzeitig schöpften aus ihnen zahlreiche Gelehrte Anregung zu selbständigen Untersuchungen. Kann man der dritten Auflage in dieser Hinsicht dasselbe Lob spenden? Leider gilt von dieser nur das Gegentheil. Es sollen im Folgenden vor allem nur die Leser dieser Zeitschrift berücksichtigt werden, weshalb Ref. nur die gröbsten Unterlassungssünden des neuen Herausgebers anführen will, während alle kleineren Verstöße übergangen werden

[1]) Dem S. 116, Anm. 1 ausgesprochenen berechtigten Wunsche Burdachs hofft Ref. demnächst entsprechen zu können, da er mit Max Herrmann befreundet ist.

können. Bei der Schilderung Vallas und des Neapler Hofes vermisst man die allerwichtigste Untersuchung, die vielfach eine abschließende genannt werden muss. Ich meine damit Gotheins oben angeführtes Werk. Dass über Karl IV. seit dem Jahre 1880 auch schon die übrigen Bände der Geschichte Werunskys erschienen sind, ist aus diesem Buche nicht zu ersehen. Es wird nur der erste Band angeführt, dessen schon in der zweiten Auflage Erwähnung geschah. Ebensowenig kennt Lehnerdt Burdachs treffliche Untersuchung über Johann von Neumarkt, die im Centralblatt für Bibliothekswesen 1891 veröffentlicht wurde. Unter solchen Umständen wird man sich auch nicht wundern können, wenn des Ref. Aufsatz 'Die Literatur über den Humanismus in Böhmen und Mähren' (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1893, Nr. 110) dem Herausgeber entgangen ist. Über Matthias Corvinus erschien eine treffliche Geschichte von Fraknoi, die auf den Humanismus die weiteste Rücksicht nimmt. Aber man wird sie in dieser Auflage vergebens suchen. Die Anfänge des polnischen Humanismus behandelt mit zahlreichen Literaturangaben Josef Kallenbach in der akademischen Abhandlung 'Les humanistes Polonais' (Freiburg in der Schweiz 1891), doch kam sie Lehnerdt nicht zu Gesicht. Pius II. war Voigts Schmerzenskind. Inzwischen hat sich aber das Urtheil über diesen Pabst geändert, da über ihn zahlreiche Arbeiten erschienen, die nicht angeführt werden. Die Literatur über dessen Geschichte Friedrichs III., die besonders Bayer und Ilgen zu Verf.n hat, wird dem Leser vorenthalten, obschon sie z. B. im 'Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte' 1892, S. 134 verzeichnet ist. Der heftige Gegner des Äneas Georg Heimburg fand an Joachimsohn (Historische Abhandlungen aus dem Münchener histor. Seminar. Bamberg 1891) einen sorgfältigen Biographen, dessen Bekanntschaft uns der neidische Herausgeber nicht gönnt. Und doch wird Joachimsohn von Pastor öfter citiert, den Lehnerdt hin und wieder anführt. Es kommt deshalb kaum mehr in Betracht, dass z. B. die ital. Untersuchungen über den Geisteszustand des Tribunen Cola Rienzo und Zingerles treffliche Darstellung 'Der Humanismus in Tirol unter Erzherzog Sigmund dem Münzreichen' dem Bearbeiter der dritten Auflage entgangen sind. Charakteristisch für Lehnerdts Arbeitsweise, der meistens nur aus zweiter und dritter Hand schöpft, dürfte auch Folgendes sein. Er kennt des Ref. Untersuchung über Petrarcas Schrift 'De casu Medeae',[1]) aber nicht die über den Dichter Brippi,[2]) obgleich beide vereint in den Commentationes Wölfflinianae erschienen und zusammen nur 4½ Seiten umfassen.

Was enthält nun diese Bearbeitung Neues? Ein genaues Verzeichnis der Schriften Klettes, Novatis und Sabbadinis, die Lehnerdt von den Verf.n selbst zugeschickt wurden. Um so auffälliger

[1]) I 153 Nr. 1.
[2]) I 506.

ist die Bemerkung des Herausgebers I 548 A., dass Sabbadi
'Vita des Quarino' wegen des Mangels jeder Belegstelle nur
Vorbehalt benutzbar sei. Eine solche Vorsicht hielt bisher niema
dem berühmten italienischen Gelehrten gegenüber für nöthig,
es muss wohl gegen diese Äußerung Einspruch erhoben werd
Warum hätte auch Sabbadini Unwahres bringen sollen? Au
sonst ist hin und wieder einiges von der neueren Literatur v
zeichnet; doch muss im ganzen diese Bearbeitung wohl als un
nügend bezeichnet werden. Man muss es höchlichst bedauern, d
Voigts berühmtes Werk jetzt fast unbrauchbar genannt werd
muss. Der Herausgeber war eben für eine solche Arbeit sehr we
vorbereitet.

Oberhollabrunn. Dr. K. Wotke.

Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts. Eine A
wahl von Karl Bartsch. 3. Aufl. besorgt von Wolfgang Golth
Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1893. LXXXVI u. 407

Principielle Änderungen in Bezug auf Auswahl, Anordn
u. dgl. hat sich Golther bei dieser neuen Ausgabe, deren Äuße
viel gefälliger ist als das der früheren, nicht gestattet, vielm
in den Texten nur einzelne Stellen auf Grund neuerer und üb
zeugender Vorschläge gebessert und kleine Inconcinnitäten, Inco
sequenzen und Druckfehler berichtigt. Dieser Weg ist von Bart
selbst gewiesen, theils durch sein Verhalten bei der zweiten A
lage, theils durch die Art seines Vorgehens bei Herausgabe
Schweizer Minnesänger.

In allen Fällen, wo Bartsch in letzterem Werke von
Textgestalt in der bekanntlich um sieben Jahre früher erschien
zweiten Auflage der Liederdichter abwich, hat Golther denn
mit Recht die Lesung der SM. eingesetzt.

Infolge dessen hat der Text der vorliegenden Ausgabe
folgenden Stellen Änderungen erfahren: IX 6 *durch* (früher *dur*);
XXX 11. 16. 21. 173 2. pers. plur. auf *-ent* (früher *-et*); 47 *muget*
(*müget*); 58 *ir sîtz diech dâ* (*ir sît ez diech*); 62 *an dirre welt*
nie mêre an niht (*zer welte an nihte niemer mê*): 79 *prüef* (*prüev*);
109 *daz* (*diz*); 112 *Sus heize ich wirt und rîte hein: da ist*
niht wê (*Sus rîte ich spâte und kume doch hein: mirst niht*
wê); 137 *dur* (*durh*); 149 *alrêrest* (*alrêste*); 171 *daz, daz er*
(*daz er danne*); XLVIII 2 *ze* (*zuo*); 6 *der schallet* (. . .); LXI
sælderîche (*sældenrîche*); LXIV 2 *vogele* (*vogel*); 52 *Unmuot kur*
si (*Si k. ungemüete*); LXXII 10 *diu* (*die*); 23 *vunt* (*funt*);
Bodemsê (*Bodensê*); 135 *wîp* (*wîb*); LXXV 45 *hânt* (*habt*); LX
40 *durh* (*dur*); 107 *strou* (*strô*); LXXXVI 9 *reinem* (*eine*
LXXXVII 22 *balde* (*bald*); 89 *kleit diu* (*zîtkleit*); 100 *liep* (*lî*

101 *nacht* (*naht*); 111 *send* ... *herz* (*sende* ... *herze*); 123. 217 *lieplîch* (*lieplich*); 149 *clâr* (*klâr*); 153 *wunnenclîchen* (*-e*); 161 *mecht* (*möcht*); 169 f. *culter*, *clâr* (*k.*, *kl.*); 181 *gewaltic* (*-g*); 198 *sitzt* (*sizt*); 210. 318 *frouwe*, *-en* (*frowe*, *-en*); 227 *ie* (fehlt); 237 *malch* (*malc*); 284 *guotiu* (*guote*); 294 *nent* (*nement*); 341 *ine* (*ane*); LXXXVIII 8. 15 *nâh* (*nâch*); 19 *clâren* (*kl.*); 23 *möht* (*meht*); XCI 6. 17. 21 die 2. pers. plur. auf *-ent* (*-et*): XCV 24 *und* (*unt*); XCVI 9 *möhte* (*möht*); 45 *hôhgemüete* (*hôchg.*).

Von sonstigen Abweichungen dieser Ausgabe gegenüber der früheren bemerke ich folgende: I 13 hat Golther einem Vorschlage Sievers mit Unrecht (Paul Mhd. Gr. §. 364) folgend den Indicativ *hânt* st. des überlieferten Conjunctivs eingesetzt; IV 8 begegnen wir Edw. Schröders überzeugender Conjectur *seinelichen* st. *semelichen*; 34 *nimmer* st. *niemer*; VII 42 ist Edw. Schröders Ergänzung gewählt worden; 158 *scône* st. *schône*; VIII 32 *sân* st. *hân* nach Pfaff; 90 *nan* st. *nam* (wohl wegen 118); X 53 *tumbes* st. *tumber*; 68 *frône* st. *schône*; 146 *rât* (*râte*); XIV 11 *die* (*dî*); 50 *si mich* (*sie mir*); 75 nach Edw. Schröder *zît* (*leit*); XV 232 *genædig* (*genædic*); 365 *niht sô* (*sô niht*); 516 *den* (*des*); XXI 87 *kranechen* (*kraneches*); 948 *ab* (*abe*); XXV 527 *gar* eingesetzt; 534 *kan* (*gan*); 641 *niemen* (*niemer*); XXXIII 105 *hôhem* (*guotem*); XXXIV 45 *gewinne* (*gwinne*); 141 *heinlîch* (*heinlich*); XXXV 17 *der* gestrichen; XXXVI 110 *heide* (*-n*); 134 *iuwen* (*iuwern*); XXXVIII 131 *muoz* (*muos*); 159 *vil von der* (*von der vil*); XL 20 *wandels* (*wandel*); 26 *triuwe* (*triwe*); 42 *swenn* (*swann*); XLIII 131 *als* (*alse*); XLVII 87 *sie* (*si*); 166. 184 *frowen* (*frouwen*); 232 *sutten* (*sulten*); LIII 23. 24 *si* (*sie*); 41. 45 *zuhtflieher* (*-ære*); 48 *ern* (*er*); LIX 19 *trûwete* (*trûwet*); LXVII 40 *der* (*die*); LXXVIII 53. 57. 61 *lop* (*lob*); LXXIX 334 *mîn* (*mich*); LXXXII 28 *coninghinne* (*coninginne*); LXXXIX 3 *eine* (*ein*); XCVII 29 *si* (*sie*); XCVIII 44 *licht* nach Edw. Schröders trefflichen Bemerkungen; 117 *Meister* (*meister*).

Von Druckfehlern, die sich im Texte der 2. Auflage fanden, hat G. etwa 15 verbessert und 4 in die Neuauflage herübergenommen (darunter *hüniginne* st. *k.* LXIII 36). Ebensoviel als verbessert wurden, sind neu hinzugekommen; ich führe nur die sinnstörenden auf: *wande* st. *wânde* XXXIV 107; *das* st *dahs* XXXVI 196; *zen* st. *den* XLVII 210; *des* st. *der* LXXVII 9; *das* st. *dar* XCVIII 260. Die Varianten sind nicht überall von Fehlern gereinigt (s. z. B. S. 327, Z. 16—14 v. u.).

Ich habe diese so eingehenden Vergleichungen aus dem Grunde nicht unterlassen, weil G. die von ihm vorgenommenen Änderungen leider nur in wenigen Fällen kenntlich gemacht hat und es mir Pflicht des Ref. zu sein scheint, bei einer Neuauflage nicht bloß hervorzuheben, was der Bearbeiter hätte thun sollen, sondern auch was er wirklich gethan hat.

Das Eingreifen G.s beschränkt sich also in der That, wie man aus meinen Zusammenstellungen ersieht, darauf, die von Bartsch gewählten Principien der Schreibung consequent durchzuführen. Größere Abweichungen von der früheren Textgestalt kommen nur selten vor: ich stimme ihm hier mit Ausnahme des einen Falles, wo ich meinen Widerspruch schon oben geltend gemacht habe, überall bei. Es will mir jedoch scheinen, dass G. seinen Conservativismus etwas zu weit getrieben habe. Es lässt sich nämlich nicht verkennen, dass Bartsch bei aller principieller und persönlicher Gegnerschaft gegen die Herausgeber von Minnesangs Frühling doch so sehr unter dem Banne ihrer Bedeutung stand, dass er ihnen wiederholt folgte, wo es durchaus nicht geboten war. Wir nehmen heute einen freieren Standpunkt ein gegenüber jenem Werke, und daraus hätte G., wie mich dünkt, die Berechtigung eines etwas freieren Verfahrens ableiten dürfen. Die Besprechung einiger solcher Fälle und sonstige Bemerkungen zum Texte mögen folgen.

II (Dietmâr von Aiste) 59 ff.:

'Slâfst du, friedel ziere?
wan wekt uns leider schiere.
ein vogellîn sô wol getân
daz ist der linden an daz zwî gegân.'

So Bartsch nach MF. Golther dagegen streicht mit Paul Beitr. II 466 den Punkt nach *schiere*. Das kann ich nicht für richtig halten. Paul paraphrasiert: 'Schläfst du, Geliebter? [aber du darfst nicht weiter schlafen], denn es weckt uns leider bald (d. h. nicht 'in kurzer Zeit', sondern 'nach kurzer Zeit', 'nachdem wir erst kurze Zeit geschlafen haben') ein Vöglein.' Aber abgesehen von der Ellipse hätte Paul Belege für *schiere* in der Bedeutung 'nach kurzer Zeit' bringen müssen. Solange das nicht geschieht, ist die Interpretation 'man wird uns bald wecken: denn schon ist ein Vöglein auf die Linde geflattert' die einzig mögliche. Wenn Paul bemerkt, nach dieser Auffassung müsste der Weckruf folgen, während die Liebenden so ohne einen solchen Abschied nähmen, also auf keinen Weckruf mehr warteten, so ist das nicht stringent. Nichts hindert uns, den Weckruf hinter die in den drei Strophen geschilderten Vorgänge zu verlegen (was man ja mit dem Fortreiten des Mannes ohnedies thun muss). Die Frau entnimmt aus dem Erwachen der Vögel (möglicherweise aus ihrem Gesange, aber nöthig ist diese Auffassung nicht), dass der Weckruf sogleich ertönen werde, und treibt den Geliebten an, sich zum Aufbruch zu rüsten. Hierauf Abschied (dann Weckruf, endlich Aufbruch).

III (Spervogel) 163 ff.: die Strophe ist deutlich in Anlehnung an Dan. III 55. 58. 59. 76 gedichtet.

IV (Meinlôh von Sevelingen) 17 *unstætiu friuntschaft machet wankelen muot*. Scherer wollte (DSt. II 19) *ungæhiu* lesen, was Sievers Beitr. XII 493 mit Recht verwirft. Aber was er selbst vorschlägt, die Vertauschung von Object und Subject, befriedigt auch nicht, da der Gedanke, dass Wankelmuth die Liebe nicht

stäte sein lasse, doch so selbstverständlich ist, dass er keiner Erwähnung bedarf. Ich halte die Stelle für richtig überliefert: man muss nur *friuntschaft* nicht durch 'Liebe', sondern durch 'Verwandtschaft' übersetzen. 'Langes Werben taugt nichts, denn die Leute werden darauf aufmerksam. Untreue Verwandte machen (durch Zwischenträgereien u. dgl.) die Liebenden wankend.' Zu dieser Auffassung stimmt auch, dass bei der Wiederholung des Rathes, in der Liebe rasch vorzugehen, nur die *merkære* als Motivierung benützt werden (18).

VI (Burggraf von Rietenburg) 9 ff.:

Ich hôrte wîlent sagen ein mære,
daz ist min alre bester trôst,
Wie minne ein sælekeit wære
unde *harnschar* nie erkôs.

So Bartsch nach Haupt, der *harnschar* als Nothbehelf gewählt hatte. B liest *anherschat*. Ich glaube, die hsl. Überlieferung ist ganz in Ordnung: ... *wære und an her schat nie erkôs*. 'Ich hörte, dass die Liebe bisher noch niemand Schaden gebracht hat: das ist meine einzige Zuversicht.' Wegen des Accus. *schat* vgl. den Reim *schat* (Acc.) : *mat* Reinbots Georg 4986 f. (so alle Hss.). Durch Einsetzung des gewöhnlichen Accus. mag man den Vers bessern. *und* ist möglicherweise nicht = 'et', sondern die alte Präposition und somit *und an her* = *unz an her*. Bei dieser Annahme wäre vor *und* ein Komma zu setzen. Der durch den Reim hervorgerufene Moduswechsel hat nichts Auffallendes (Lachm. z. Walth. 29, 34).

VII (Heinrich von Veldeke). Hier war 85. 145 *van* st. *von* und 161 *tît* (oder *tîd*) st. *zît* zu schreiben. Auch hätte ich es für angezeigt gehalten, diesen Liedern die Lautform zu geben, in die Behaghel die Eneide umgeschrieben hat: bekanntlich erschienen diese gleichfalls von Behaghel bearbeiteten Lieder etwa sechs Jahre vor seiner Ausgabe der Eneide und in diesem Zeitraume gelangte er in manchen Punkten (germ. *ô* = *oe*, nicht *o* usw.) zu anderen Anschauungen.

VIII (Friedrich von Hûsen) 55:

Swerz krûze nam *und wider warp*,
dem wirt ez doch ze jungest schîn,
swann im die porte ist vor verspart.

Die Hs. hat 55 *und niendert vert* und 57 *verspert*. Die von Bartsch aufgenommene Änderung Haupts geht wohl von der Annahme aus, dass auf *vart : bewart* (52. 54) ein Reimpaar zu beschaffen sei. Nach der Analogie des Baues anderer Hausen'scher Strophen ist das auch sehr wahrscheinlich. Aber die Conjectur liegt von der hsl. Überlieferung allzuweit ab. Ich schlage vor, *vart : verspart* zu lesen: 'Wer das Kreuz auf sich nimmt und nicht fährt.' *vart nemen* s. Mhd. Wb. II 1, 363^{b}. Der Schreiber von C fasste *vart* als Verbum und lautete es um, was die Schreibung *verspert* nach sich zog. Dass *vart* schon 52 Reimwort ist, verschlägt nichts, vgl. 172. 176 und Lehfeld Beitr. II 355 Anm.

XII (Bernger von Horheim) 19 ff.:

Swer nu deheine vröude hât,
der vingerzeige muoz ich sin.
Swes herze in ungebiten stât,
die selben vorhte die sint mîn,
Daz sie mir tuon ir nîden schîn.

Die letzten Zeilen, die in MF. ebenso lauten, paraphrasiert Bart auf folgende Weise: 'Ich fürchte, dass diejenigen, die den Erf ihrer Liebesbewerbungen nicht abwarten können, an mir ihren H erzeigen.' Wenn darin überhaupt Sinn ist, so ist er sehr gezwun und kommt nach den Eingangszeilen ganz überraschend. Und d haben die Herausgeber von MF. richtig empfunden, dass zwisc 19. 20 und 21 ff. ein Contrast beabsichtigt ist, weshalb sie *ungebiten* für das überlieferte *in guoten gebiten* einsetzten. A sie sind auf halbem Wege stehen geblieben; der geforderte S ist: 'die freudvollen verlachen mich, der ungeduldigen Befürchtun theile ich.' Durch die kleine Änderung *tuo* st. *tuon* ist alles Ordnung: 'die Befürchtungen, dass sie (die Geliebte) mich *nî* Die Bedeutung von *nîden* ist hier dieselbe wie z. B. an der M Wb. II 1, 344[b] angeführten Stelle Engelh. 1870.

XIII (Der von Kolmas) 35 f.:

wir suln durch niht lâze, enbereiten den wirt
der uns hât geborget dâ her mangen tac.

So Haupt und Bartsch: die Hs. hat *dez* st. *der*, wodurch der S an Prägnanz ungemein gewinnt: 'Wir sollen dem Wirte (d. h. G das bezahlen, was er uns geborgt hat.' Dass der Dichter die E zahlung alles dessen verlangt, was Gott dem Menschen geb hat, geht aus V. 40 (*begrîft uns die naht mit der schulde, sô e ez zu spâte*) deutlich hervor. Das Fehlen des pronominalen Subj im untergeordneten Satze, das die Veranlassung zu Haupts C jectur gewesen sein mag, hat nichts Auffallendes, s. zu Rhein. Pa 107, II 1, a, γ.

XIV (Heinrich von Mörungen) 82 ff.:

Swige ich unde singe niet,
sô sprechint sie daz mir mîn singin zême baz.
Spreche ab ich und singe ein liet,
sô mûz ich duldin beide ir spot und ouch ir haz.
Wie sol man den nu gelebin
di dem man mit schônir rede virgebin?

Die Tendenz dieser Zeilen (wie überhaupt des Gedichtes) geht da über die schnöde Behandlung ernster Männer durch die Frauen klagen. Sänger wie Heinrich machen sie zum Ziele ihres Spo Spott trifft sein Schweigen wie sein Singen. Besonders letzt erbittert unsern Heinrich. Von nun ab will er sich aber dad in der Ausübung seiner Sangeskunst nicht mehr beirren las wie er es früher gethan. Man sieht, das Hauptgewicht lieg den Versen 84 f. Kann man das nun *schône rede* nennen? glaube, nein, und schlage daher vor, *hônir* zu lesen. 'Wie k man nun für solche leben, die den Mann mit höhnischer Rede

gîten?' Die Klage ist dieselbe wie in einem andern Liede des Morungers (180 ff.): *daz sin schône grûzint wal und zu ime rede gânt* (vgl. in unserem Liede 101 f.: *Lachin unde schôniz sên und gût gelêze hât irtôrit lange mich*) *und in doch als einin zwal mit ir bôsin wortin umbe slânt.*

Das. 166 f.:

sînir trênin wart ich nat
und irkülde idoch daz herze min.

Sowohl *idoch* wie der traditionelle Gedanke 'Thränen können die Herzensglut nicht verlöschen' (vgl. 161 *dô er mich vil seninde lie*) fordern *inkûlde* st. *irkûlde*. *niht* darf in solchen Fällen (antithetische Sätze) fehlen.

XVIII (Hartmann von Ouwe) 87 f. Warum ist Pauls einleuchtende Besserung und Erklärung dieser Stelle (Beitr. I 535) nicht berücksichtigt?

XCVIII (Anonymon) 126: *Ir velschiu minne stuont mir ie ze vâre.* Da die Hs. *zo* st. *ie* bietet, liegt *sô* näher.

das. 381 l. *jouchet* st. *gâchet* nach Bartsch zu Reinfried 7481.

Große und dankenswerte Arbeit hat Golther in den Einleitungen zu den einzelnen Dichtern geleistet. Die Bibliographie ist von 1877 ab nachgetragen und der Inhalt nach den neueren Ergebnissen umgestaltet, beides, soweit ich nach einzelnen Stichproben beurtheilen kann, in vollkommen zuverlässiger und erschöpfender Weise.

Das praktische Bedürfnis, welches das Buch seinerzeit hervorgerufen hat, besteht heute ungemindert fort, und so ist nicht zu zweifeln, dass dieser dritten Auflage in einigen Jahren eine weitere folgen wird — hoffentlich eine, welche die Lesarten unter dem Texte bringt.

Wien. Carl Kraus.

Kleine Poetik. Für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte. Von Prof. Dr. C. Beyer. Abriss der vom königl. württemb. Cultusministerium zur Einführung empfohlenen dreibändigen „Deutschen Poetik" des gleichen Verfassers. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlagsanstalt 1893. 8°, VIII u. 127 SS. Preis geb. 1 Mk.

Das Büchlein Beyers endet mit folgender Schlussbemerkung: „Ein für sich abgeschlossenes Werk (der dritte Band der 'Deutschen Poetik' des Verf.s) hat sich die Aufgabe gesetzt, die in der großen Poetik wie im vorstehenden Abriss gebotene Theorie praktisch anzuwenden und in methodisch geordneten, vom Leichteren zum Schwereren fortschreitenden Aufgaben und Übungen alle Kunstgeheimnisse zu lehren, deren sich der Dichter bei seinem Schaffen bedient".

Ich will nicht von der Marktschreiermiene sprechen, mit der Beyer seine unfehlbaren poetischen Recepte ankündigt. Wer wollte

auch über die Form rechten, da doch der Inhalt der Reclamenotiz so unglaublich klingt, dass man seinen Augen nicht trauen möchte. Da wäre ja endlich das große Problem gelöst; jetzt kann jeder, und wäre er der ärgste Stümper, sicheren Schrittes der Unsterblichkeit entgegengehen. Hr. Beyer wird ihm den Weg weisen! Ich zweifle auch nicht, dass manches dürftige Poetlein mit beiden Händen zu Beyers Hodegetik greifen werde. Allein — und das überschreitet denn doch die Grenzen erlaubten Scherzes — Beyers „Kleine Poetik" ist als Schulbuch gedacht. Eine Verlagshandlung ersten Ranges hat sie unter ihre schützenden Fittiche genommen. Sie ist dem Könige von Württemberg zugeeignet. Endlich wird man dank dem Übereifer eines strebsamen Verlegers immer wieder daran erinnert, dass die oben erwähnte große, dreibändige „Deutsche Poetik" Beyers eine ganze Reihe günstiger Besprechungen gefunden hat. Kurz, der Apparat, mit dem B. auftritt, ist zu umfangreich, als dass man sein Büchlein mit ironischem Lächeln beiseite legen dürfte. Ich scheue nicht vor der Behauptung zurück, dass diese „Kleine Poetik" eine ernste Gefahr für das deutsche Schulwesen bedeutet. Gerade in unserer Zeit junger und jüngster Talente greift dichterisches Dilettieren an unseren Mittelschulen wieder mehr als je um sich. Und da soll dem Schüler von seinem Lehrer ein Buch in die Hand gedrückt werden, das ihm von vornherein eine völlig falsche Ansicht vom dichterischen Schaffen beibringt? Eine irrige Tendenz, die der Pädagoge mit leiser, aber energischer Hand bekämpfen muss, soll noch mühsam groß gezogen werden? Mich wundert nur, dass ein Programm solcher Art aus dem schulberühmten Württemberg uns zukommen kann.

Doch vielleicht setze ich mich dem Vorwurfe aus, auf jene beiläufige Schlussbemerkung zu viel Gewicht zu legen. Leider ist sie für das ganze Werklein so charakteristisch, dass nur mit Mühe eine bessere Umschreibung der Absichten B.s sich finden ließe. Gleich auf S. 2 verkündet er der staunenden Mitwelt die neue Entdeckung: „Das dichterische Genie ist nicht angeboren, es muss erworben werden durch angestrengten Fleiß, durch eine Schule der Technik und des Handwerks. Voraussetzung ist Urkräftigkeit der Anlagen, sowie Gesundheit des Geistes." Beyer hat wohl einmal von der rastlosen Energie reden hören, mit der gerade die größten künstlerischen Begabungen an sich und für sich arbeiten mussten. Er hat das aber nur halb erfasst.

Ferner — und diese Thatsache macht die „Schlussbemerkung" noch charakteristischer — vergisst Beyer keinen Augenblick, dass er als Lehrer der Dichtkunst zu Schülern der Dichtkunst spricht. Ein schroff einseitiges ästhetisches System kann man ablehnen; aber es lässt sich verstehen, begreifen und würdigen. Beyers Systematik löst sich hingegen in eine lange Kette von gut gemeinten Rathschlägen für lernende Dichter auf. Ich citiere einen der bezeichnendsten; Beyers dritte „ästhetische Anforderung an den

Roman" lautet: „Der Name soll nicht schon den Charakter des Trägers verrathen (z. B. wäre zu tadeln „Spürnase" für einen Spion), aber er soll auch nicht in Widerspruch zu dem vornehmen Charakter desselben erscheinen (z. B. einen ernsten Helden nicht „Knöpfle" nennen). Ebenso verwerflich ist die Farblosigkeit (z. B. Major N. in N.)" (S. 112). Der reine Receptstil!

Ich will die Citate nicht mehren, so verlockend es wäre. Eine ergiebige Blütenlese wurde schon von Richard M. Meyer (Deutsche Literaturzeitung 1892, Nr. 28, Sp. 881 ff.) angestellt. Wer nach meinen Andeutungen von Beyers „Kleiner Poetik" noch irgendwelchen Gewinn hofft, kann durch Meyer einen Einblick in Beyers Unkenntnis bekommen. Ich wollte nur andeuten, dass die „Kleine Poetik" für unsere Mittelschulen ganz und gar nicht tauge.

W i e n. Oskar F. Walzel.

Německá čítanka pro III. a IV. třídu českých škol středních. Složil Antonín Trnka. (Deutsches Lesebuch für die III. und IV. Classe böhm. Mittelschulen. Verfasst von Anton Trnka.) Prag, Alois Wiesner 1892. 8°, 336 SS.

Vysvětlivky k německé čítance pro III. a IV. třídu českých škol středních, již složil Antonín Trnka. (Erklärungen zum deutschen Lesebuche für die III. und IV. Classe böhm. Mittelschulen. Verfasst von Anton Trnka.) Prag, Alois Wiesner 1892. 8°, 76 SS.

Wenn auch die sonst übliche Vorrede, die den Leser über Veranlassung und Zweck der beiden Bücher aufklären könnte, hier fehlt, so kann man die Absicht des Verf.s aus der Anlage des Ganzen leicht entnehmen. Dass es mit den bisher in den beiden genannten Classen gebräuchlichen Lesebüchern, die sich auf eine deutsch-böhmische Wortkunde gründen, nicht mehr weitergehen kann und will, hat der Verf. vielleicht nach eigenen Erfahrungen erkannt. Zu der Zeit, als er die vorliegende Arbeit in Angriff nahm, war die analytische Unterrichtsmethode noch kaum ans Licht getreten. Da musste freilich ein Übergang von der vorwiegend der Grammatik und den Einzelsätzen, neben welchen nur ab und zu kurze, verhältnismäßig leichte Übungen von einheitlichem Gusse vorkamen, dienenden Synthesis zu längeren, schwierigeren Stücken eines Lesebuches, für welche die Sprachlehre keinen unmittelbaren Anhaltspunkt bietet, sich zu einer Schwierigkeit zuspitzen, die für den Schüler, wenn auch unter der sorgfältigsten und umsichtigsten Leitung des Lehrers, nicht zu überwinden war. Oder liegt etwa der deutsche Unterricht und dessen Ergebnisse nicht noch vielfach im Argen? An einem den Bedürfnissen der böhmischen Mittelschulen entsprechenden Lesebuche fehlte es immer noch. Ein solches glauben wir nun in dem vorliegenden zu erblicken. Der Verf. verstand es, den Weg durch verlässlichere Mittel als bisher zu

ebnen, die das Eindringen in den Zusammenhang des fremdsprachigen Textes ermöglichen, ohne den Schüler auch nur einen Augenblick imstiche zu lassen. Ein gediegener Pädagoge, ein ganzer Lehrer tritt hier dem betheiligten Beobachter entgegen.

Wir sprechen zuerst von dem Lesebuche. Hier geht keines der ausgewählten Stücke über das Fassungsvermögen der Schüler auf dieser Stufe hinaus. Sie sind insgesammt sowohl inhaltlich als auch stilistisch im Vergleiche zu den für deutsche Mittelschulen berechneten ungefähr um zwei Jahre derart zurückgeschoben, dass die in den Canon für die I. und II. Classe jener Anstalten laut den Instructionen aufzunehmenden Stücke hier aus leicht fasslichen Gründen in die III. und IV. Classe verlegt werden. Man begegnet denn auch anfangs den einfachsten Stilarten der epischen Poesie und der erzählenden Prosa, wie Fabeln, Märchen, Sagen, erzählenden Gedichten, Mythen, Bruchstücken aus der Geschichte, Reisebeschreibungen, an welche sich dann einige Muster des didaktischen Gedichtes anschließen. Ein ähnlicher Vorgang wird in dem II. für die IV. Classe bestimmten Theile beobachtet, der mit dem hübschen Gedichtchen „Es taget in dem Osten ...“ abschließt. Ref. vermisst allerdings einige Stücke, insbesondere das anheimelnde Gedicht „Das Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“. Eine neue Auflage wird ihm gewiss, allerdings nach Änderung des 2. Verses der 4. Strophe, der künftighin „Gieng der Bettler durch den Wald“ wird zu lauten haben, seinen Platz gönnen. Ferner steht zu erwarten, dass die Zahl dem classischen Alterthume entnommenen Stücke eine Vermehrung, etwa im Anschlusse an Nepos und Cäsar, erfahren wird, zumal andere Stücke ohne Schaden entfallen können, z. B. Nr. 21 (dessen edle Lehre aus trivialen Prämissen gefolgert wird. Wie anders wusste z. B. Hölty in seinem Gedichte „Der alte Landmann an seinen Sohn“ eine ähnliche Idee zum Ausdruck zu bringen!), Nr. 32, Nr. 41, Nr. 107. Allerdings ist der weitaus überwiegende Theil der Lesestücke auch in den andern bisher im Gebrauche stehenden Lesebüchern wiederzufinden; indes trifft man hier auch eine ziemliche Anzahl von Stücken, die dem ganzen Lesestoffe ein besonderes Gepräge aufdrücken und völlig geeignet sind, das patriotische Interesse in den jungen Seelen zu erregen, indem sie ruhmvolle Heldenthaten österreichischer Krieger vorführen. Der sprachliche Theil einiger Stücke muss einer strengen Recension unterzogen werden.

Die in der Form von Fußnoten unter die Lesestücke gesetzten Declinations- und Conjugationsübungen erstrecken sich allerdings auf alle wichtigen Theile der Formenlehre. Gleichwohl hätte Ref. auch noch andere Beispiele, so z. B. für die Bildung des einfachen und umschriebenen Conditionalis beider Tempora gewünscht. Indes will er daraus dem Verf. umsoweniger einen Vorwurf machen, als der Lehrer in Bedarfsfällen so gut hier wie überall nach eigenem Ermessen miteingreifen wird.

Ein zweiter Abschnitt ist der „Zerlegung der Lesestücke in Fragen" gewidmet. Verständnisvolles Auffassen einzelner Satzglieder und tieferes Eindringen in die Ort- und Zeitumstände der Handlung — „den Verlauf des Dargestellten" — ist als die Hauptaufgabe dieses Theiles anzusehen. In der ersteren Hinsicht äußert sich die gelegentlich der häuslichen Präparation angeregte Beantwortung der Fragen als eine kräftige psychologische Hilfe, indem die beim Lesen des Stückes ins Bewusstsein tretenden Empfindungen von mehr oder minder klarem Inhalt, durch jenes Medium reproduciert, eine festere und durchsichtigere Gestalt annehmen. Wird nun hiedurch der Zusammenhang des Satzbaues in allen seinen Theilen deutlich erkannt, so erfährt wiederum durch die Eigenschaft der Fragen die Handlung eine zeitliche und räumliche Abgrenzung und geht mit den bereits vorhandenen, gleichartigen Vorstellungen feste Verbindungen ein, die nicht so leicht wieder dem Gedächtnisse entschwinden, zumal da derselbe Vorgang in der Schule während des Unterrichtes selbst wieder stattfindet. — Indes macht den Inhalt dieses Abschnittes auch noch ein anderer Umstand sehr verdienstlich, der nämlich, dass die wesentlichen Merkmale einzelner Darstellungsformen, „der Form im weiteren Sinne" (J) Fall für Fall hervorgekehrt werden, ohne jedoch eine Verbindung zur Definition einzugehen. Doch diese Vorgänge erscheinen in praktischer Hinsicht in ihrer Verwendung zum Dialoge noch in einem andern Lichte. Einmal ist es Thatsache, dass der Dialog, eines der hervorstechendsten Merkmale der analytisch-empirischen Methode, der bloßen Wiedergabe des Inhaltes, die bekanntlich seitens des nacherzählenden Schülers so schwerfällig vor sich zu gehen pflegt, dass letzterer durch das ständige Eingreifen des Lehrers zu einer Art Echo wird, schon längst von den meisten Lehrern vorgezogen wird, indem sie die zusammenhängende Nacherzählung erst am Schlusse anwenden. Sonach hat man es hier mit keiner Neuerung zu thun. Ferner sind es nicht gedruckte Fragen, aus deren Verbindung mit den zu erwartenden Antworten sich ein Dialog ergeben kann und darf. Die Gefahr eines schablonenhaften Memorierens liegt hier nahe. Besteht ja doch das Wesen des Dialogs in der freien Anwendung der bereits erkannten Gesetze der Sprache, wobei der Schüler seine Geisteskräfte auf das Object zu concentrieren und das durch eigene Beobachtung Gewonnene auszusprechen hat. Das durch den raschen Fluss der Rede aufgenöthigte Absehen von dem bequemen Auskunftsmittel der Übersetzung in die Muttersprache ist es eben, was den Dialog zu dem macht, was er wirklich ist. Demnach wird weder der Lehrer selbst von der wörtlichen Reproduction der Fragen seinen Schülern gegenüber Gebrauch machen noch auch letztere etwa zum Auswendiglernen der Fragen verhalten dürfen. Anfangs wird allerdings bei geringer Vorübung eine freilich nur unbedeutende Verschiebung der Satz-

glieder platzgreifen müssen, späterhin aber wird der Schüler in den Fragen nur mehr einen Wegweiser, aber keinen Führer zu erblicken haben.

Einen weiteren Theil bilden die „Phrasen". Wenn ich mich auch aus leicht begreiflichen Gründen hier einer ausführlicheren Würdigung ihrer Stellung in dem rationell fortschreitenden Unterrichte enthalte, so glaube ich doch dies eine hervorheben zu dürfen, dass in ihrem Schoße das Sprachgefühl geborgen liegt. Idiomatische Redensarten nebst richtiger Aussprache sind es unstreitig, was einen Schluss auf die Muttersprache der sich ihrer richtig Bedienenden zulässig macht. Ja noch mehr, auf einer höheren Stufe ihrer Ausbildung spricht man sogar von einem Sprachbewusstsein und dem Sprachgeiste. In specieller Ansehung der Art und Weise nun, wie der Verf. diesem Theile gegenüber sich zu verhalten wusste, ist zu bemerken, dass dem Ref. eine genauere Scheidung der bloß grammatischen, wenn auch zumeist gewandten Übersetzung von den beide Sprachen wirklich trennenden eigenthümlichen Ausdrucksweisen sehr willkommen gewesen wäre. Ersteres trifft unter umsichtiger Controle des Lehrers der gut vorbereitete Schüler von selbst. Oder lag es etwa in der Absicht des Verf.s, einige Übersetzungsproben zu liefern? Wird man aber etwa bei jedem Schritte helfen wollen? Nur echte deutsche Wendungen, durch entsprechende böhmische umschrieben, dürfen gedächtnismäßig angeeignet werden. Demnach hat in der Folge alles, was nicht gegenwärtig durch gesperrten Druck als wirkliche Phrase gekennzeichnet ist, in Wegfall zu kommen. Auf einer höheren Stufe muss dann allerdings auch eine Zusammenstellung dieses Sprachstoffes nicht nach den Lesestücken, wie in dem vorliegenden Falle, sondern nach nominalen und verbalen Gesichtspunkten erfolgen. Der Dialog und die Phrasen sind also die wichtigsten Bestandtheile des Lesebuches. Wenn durch den ersteren der Grundstein zur selbständigen Handhabung einer fremden Sprache gelegt wird, so schafft die Aneignung der Redensarten und Redewendungen gleichsam die Seele für den Körper.

Über den letzten Theil endlich, die deutsch-böhmische, sorgfältig zusammengestellte Wortkunde, habe ich nur weniges zu sagen. Allfällige Trennbarkeit der Verbalpräfixe wird durch den Druck angedeutet. Das Gleiche geschieht bei dem Bestimmungsworte zusammengesetzter Substantive dort, wo es beim Übersetzen adjectivische Bekleidung annimmt. Ebenso erfolgt die Differenzierung der Bedeutungen einzelner Wörter in dem Ausmaße, als sie durch den Text der Lesestücke jeweilig gefordert werden. Das Verfahren jedoch, bei allen Verben das Hilfszeitwort zur Bildung des Perfects ausdrücklich anzugeben, kann ich umsoweniger billigen, als dies sogar bei den Verben der Bewegung platzgreift. So gering sind die in den beiden vorangehenden Classen von den Schülern erworbenen Kenntnisse doch wohl nicht, um ihrem selbständigen Urtheile auch in derlei Dingen vorzugreifen.

Fassen wir nun das zweite, „Erklärungen“ betitelte Büchlein ins Auge, so drängt sich vor allem die Bemerkung auf, dass man es hier mit der Verkörperung einer das Bedürfnis und die Anlage von Anmerkungen behandelnden Stelle der Instructionen (S. 133 der Pichler'schen Ausgabe) zu thun hat. Ist sonach selbst bei den deutschen Schülern die Möglichkeit vorhanden, dass sie beim Vielschreiben „incorrect“ und „formlos“ schreiben, umwieviel mehr hat man es erst von jenen zu erwarten, die kaum über die ersten Anfangsgründe des deutschen Unterrichtes hinaus sind? In dieser Thatsache ist eben auch die Entschuldigung für gedruckte Anmerkungen zu suchen. Oder gestalten sich die „Erklärungen“ etwa anders als eine systematische, nach den Lesestücken geordnete Sammlung von Anmerkungen, die anstatt in der Form von fortlaufenden, vielfach störenden Fußnoten aufzutreten in einem Sonderabdrucke zusammengefasst vorgeführt werden. Worin besteht aber der Unterschied zwischen dem deutschen und nichtdeutschen Schüler hinsichtlich der Herstellung von Notatenheften? Wohl darin, dass der erstere einen viel weiteren Kreis von Vorstellungen schon vom Hause aus mitbringt, der letztere aber sich ihn erst erwerben muss. Daher müssen denn auch die „besonderen Vortheile“ hier auf einem Wege erreicht werden, der die Schwierigkeiten des geistigen Aneignens erleichtert, aber dennoch sicher zum Ziele führt — ich meine das sogenannte immanente Memorieren, welches bekanntlich „das Neulernen von selbst ausführt, nicht als besondere Thätigkeit für sich vorgenommen wird und den weitesten Spielraum offen lässt ...“ „Je mehr daher der Unterricht so beschaffen ist, dass möglichst viel immanent memoriert wird, desto vollkommener ist er“ (vgl. H. Schillers Praktische Pädagogik, S. 252[2]). Dies trifft besonders bei den Anmerkungen zu. Die Loslösung des einzelnen Wortes oder der einzelnen Redensart aus dem Zusammenhange muss die Concentrierung der Aufmerksamkeit auf eine sprachliche Erscheinung, auf ein Object zur Folge haben. Etwas Neues, noch nicht Gewusstes tritt vor die Augen; die Stärke und Dauer der Empfindung hält länger an; daher ist die Vorstellung auch viel klarer und anhaltender. Ja noch mehr! jede Anmerkung knüpft sich als Erklärendes an das zu Erklärende an und geht so auf Grund des Gesetzes der Coëxistenz eine feste Verbindung ein; parallele Erscheinungen können, falls ihre Reihe durch etwaige allzugroße Länge jenem Gesetze nicht widerspricht, die Innigkeit der Verbindung nur noch mehr steigern. Will man diese Bedingung nicht festhalten, so wird die Arbeit ohne Frucht bleiben. Und in der That ist der Verf. an manchen Stellen zuweit gegangen, wie wenn er z. B. St. 86 an die Worte „das Gegentheil vom sanften grasfressenden Känguruh ist (das Opossum)“ alle dem Deutschen zum Ausdrucke des böhmischen possessiven Genetivs zugebote stehenden Mittel darlegt. Dies heißt die Grammatik zum Nachtheile der Lectüre in den Vordergrund

schieben und den Eindruck des Gelesenen stören. Abgesehen davon, dass die Didaktik dagegen ein Veto einlegt, hat ja der Schüler schon mit den andern Theilen seiner Vorbereitung vollauf zu thun. Eben dadurch lässt sich ja auch der Wegfall der im Sinne der Instructionen liegenden „stilistischen und sachlichen Anmerkungen" vollkommen entschuldigen. Man trachte daher auch hier in Hinkunft, den Lernstoff in die Bahn des Erreichbaren zu lenken, und ersetze die selbstgemachten Belege durch classische Beispiele.

2, 2 heißt es ausdrücklich: „Als Object steht der Inf. mit zu nach folgenden Verben: anfangen ...." Wo bleiben dann noch solche Verba, wie unterlassen, vermeiden, versäumen, zögern; ferner thun (= zu wissen thun) und geben (= zu hören geben)? 3, 2 findet man diese Gleichstellung: nach ihm = nach demselben = darnach (das Bienchen schwamm darnach). Abgesehen von dem immer weiter um sich greifenden Missbrauche des Identitätspronomens derselbe an Stellen, wo man mit dem einfachen persönlichen Fürworte „er" ausreicht, ist das erste Glied der Gleichung nicht recht verständlich, zumal hier im Sinne der Instructionen, wonach „poetische Stücke niemals zu grammatischen Übungen benutzt werden sollen", die einfachste Glosse: darnach = nach ihm (dem Blättchen) vollkommen genügt hätte. Ferner macht die mustergiltige Prosa einen Unterschied, wo vor hinzutretenden Präpositionen „da" und wo „dar" zu schreiben ist, indem sie letzteres nur mit vocalisch anlautenden Vorwörtern eine Verbindung eingehen lässt. Endlich erscheint der Umfang derartiger Zusammensetzungen nicht deutlich genug umschrieben; eine gewisse Scheu, überall dort hievon Gebrauch zu machen, wo das Relativ sich nicht geradezu auf eine Person zurückbezieht, ist noch kein Beweis dafür, dass sie nicht auch für die Mehrzahl zur Geltung kommen können. 6, 4 leidet die Fassung der über den Begriff „Gott" aufgestellten Regel an mancher Unklarheit. Man unterscheide einfach zwischen dem Gott der Monotheisten und den Göttern der Polytheisten. Einmal wird es, wenn jedes Attributes bar, als Individualbegriff angesehen und wie ein Eigenname behandelt. Andererseits fällt es jedoch, gleichgiltig, ob näher bestimmt oder nicht, in die Kategorie der Gemeinnamen; dann wolle man auch Fälle, wie wenn der Maler einen Gott malt oder der Goldschmied einen solchen aus Gold herstellt, heranziehen. Die vom Verf. versuchte Zweitheilung des Begriffes in das höchste Wesen und die heidnischen Götter ist sogar logisch unzulässig, da die beiden membra divisionis nicht auf derselben Stufe stehen, sondern dieses jenem untergeordnet ist. Sodann ist zu bedenken, dass Zeus doch wohl auch den alten Griechen, die unstreitig Heiden waren, als das höchste Wesen gegolten hat. Umgekehrt wird der Schüler, bevor er sich über das Vorhandensein eines Attributes oder das Gegentheil klar wird, wenn er etwa auf Verbindungen, wie: der Gott der

Christen, der Gott Israels oder gar Gott Zeus, welch letzteres allerdings einer andern Regel untersteht, stößt, recht verlegen sein. — Was hindert 8, 1 „speisen“ durch stolovati wiederzugeben? Auch der für die Anwendung des Perfects vorgebrachte Beweis ist unzulänglich, nicht etwa deshalb, weil der Satz „Herzog Karl aß oder speiste eigentlich zu Mittag“ undeutsch wäre, sondern deswegen, weil das Perfect hier stehen muss, falls der Schriftsteller die Wirklichkeit der zu schildernden Thatsache hervorheben wollte. Zu 9, 2 „Sie (die Sonne) scheint in Königs Prunkgemach“ besagt die Anmerkung, dass, so oft ein Genetiv ohne Artikel vor sein Substantiv gesetzt ist, der unbestimmte Artikel zu ergänzen sei, also: eines Königs. Was will dann der Verf. mit dem coordinierten Vers: „Sie scheint durch des Bettlers Dach“ anfangen? Oder will er das Sprichwort: „Volkes Stimme Gottes Stimme“ durch: „Eines Volkes Stimme (eines) Gottes Stimme“ interpretieren? 10, 4 vermisst man: „betteln gehen“. 23, 2: allerdings, die Herren sahen es wirklich, da der Kaiser in der That herablassend war; sonst hätten sie es ja nicht einmal sehen können; allein sie vermochten augenblicklich eine solche Herablassung nicht zu begreifen, sie trauten ihren Sinnen nicht. Daher der Conjunctiv zum Ausdrucke bloß angenommener Wirklichkeit im Objectsatze. Das Imperfect des übergeordneten Satzes übt darauf gar keinen Einfluss aus. 26, 1 wird dem Missbrauche des Fürwortes „derselbe“ nur noch weiter das Wort geredet in dem Beispiele: „Das ist ein gutes Buch; ich habe vieles aus demselben“ (= daraus) „gelernt“. Ebenda 2: „Der Vater denkt“ (= glaubt) „das Haus verkaufen zu können.“ 29, 1 dürfte das Gewirre von nur lose verknüpften Vorstellungen kaum zu einem einheitlichen Begriffe verschmelzen, falls man zu dessen Klärung nicht noch etwa die Merkmale fixiert, dass der präpositionelle Infinitiv als Subject immerhin die Möglichkeit oder Nothwendigkeit der Handlung, dagegen der bloße die reine, durch keine Nebenumstände beeinflusste Thätigkeit zum Ausdrucke bringt. Die 30, 5 vorgeführte Deutung des Plusquamperfects ist ganz misslungen. Vor allem war logisch nachzuweisen, weshalb die Wendung „bist du schuld“ zuerst einem Präteritum, dann wiederum derselbe Wortlaut einem Präsens gleichkommen soll. Man beachte ferner, dass die Identität sogar äußerlich durch die Zahladverbien „zuerst“ und „fürs andere“ bezeichnet ist. Doch der Verf. zog es, um gemäß der 25, 1 vorgetragenen Lehre consequent zu bleiben, vor, etwas unterzulegen, als richtig auszulegen. Herder dachte sich das logische Verhältnis ganz anders; ihm hießen die Worte „am Tode des Pferdes“ soviel als: es starb das Pferd, dessen Verpflegung ich dir aufgetragen hatte! Wie 37, 4 der Verf. über die Qualität des Conjunctivs auch nur einen Augenblick im Zweifel sein konnte, ist unbegreiflich. Daher muss der erste Theil der Alternative wegfallen. Ferner ist die Wendung: da wünschte Elend, dass es einen wilden Baum erhalten möge, undeutsch. Ebenda 7 ist es sowie

überhaupt ein heikles Ding, eine oder die andere Form deutscher Schriftsteller für „überflüssig“ zu erklären, bevor man nicht alles genau erwogen hat. Ich wenigstens halte hier die Setzung des Conditionalis (= conj. imperf.) für die einzig richtige Ausdrucksweise der Herrn Elend vorschwebenden Ungewissheit in Bezug auf die Erfüllung der von ihm gestellten Bedingung. Die 39, 4 aufgeführten, nicht in der Volks-, sondern vereinzelt in der Dichtersprache gebrauchten Formen, wie: beutst, kreucht ... haben in Hinkunft aus bereits oben erwähnten Gründen in Wegfall zu kommen. In der 40, 3 über die Rection des Adjectivs breit vorgetragenen Regel wird die sowohl der Schrift- als auch der Volkssprache ziemlich geläufige Form „voller“ als ein beachtenswerter Überrest des früher declinationsfähigen adjectivischen Prädicates nicht erwähnt. Der 43, 4 genannte Infinitiv „däuchen“ ist reine Fiction. Die 44, 6 zu dem Satze: „Er flieht aus Furcht“ beigeschriebene Glosse: d. h. absichtlich und zwar aus Furcht — enthält, da die beiden Begriffe einander ausschließen, einen bedenklichen Widerspruch. Absichtlich flieht z. B. der Feind, um die hartnäckigen Vertheidiger aus der Stadt herauszulocken und sie auf offenem Felde anzugreifen. 46, 3 scheint Campe eher alle Abend (statt a. Abends) geschrieben zu haben; ebenda 7 entscheide man sich endlich für die richtigere Form „wir jungen Leser“. 49, 4 schreibe man außer Rand und Band. 56, 1. C. hält der Verf. den Satz: „Man wird getadelt und man weiß nicht warum“ wirklich für ein untergeordnetes Satzgefüge? Im Sinne der Regel müsste man den Dichter selbst etwa so corrigieren: da wandert man so fröhlich fort, und man fragt nach Brücke nicht und Steg. 69, 1. Mit derlei Nuancierungen ist wieder dem Obergymnasium vorgegriffen. Worin besteht 70, 1 der Unterschied zwischen „etwas fürchten“ und „sich vor einer Sache fürchten“? Wenn es ferner unpädagogisch ist, falsche Formen dem Schüler auch nur zu Gehör zu bringen, umwieviel gefährlicher ist es, ihm solche gedruckt vor die Augen zu stellen! 73, 2 versteht man nicht, wozu die Bemerkung dienen soll. Einmal verbieten die Instructionen dergleichen, dann käme bloß etwas Zerhacktes heraus. 73, 7 ist das als Analogon herangezogene „Ohnmacht“ deshalb unpassend, weil das Mittelhochdeutsche nur ein â-maht und nicht auch ân(e)-maht aufweist; ohn trägt vielmehr deswegen keinen Apostroph, da es sein Correlat im Mittelhochdeutschen ân in âne (= adj. ledig) hat. Dass man 79, 3 „mit Freude“ und „mit Freuden“ der Bedeutung nach voneinander trennen sollte, leuchtet nicht ein, zumal beide der Einzahl angehört. 80, 2 b ist die ganze Bemerkung kaum stichhältig und für diese Unterrichtsstufe schwer verständlich. Die ebenda 5 über den Gebrauch der Hilfszeitwörter „sein“ und „haben“ bei den Verben der Bewegung im Perfect aufgestellten Regeln sollten besser wegbleiben, da die daraus allfällig entspringende Verwirrung gegenüber dem Nutzen, den die Bemerkung schaffe

kann, überwiegt. Widrigenfalls versuche man eine andere Stilisierung: „haben“ wird gesetzt, wenn die Thätigkeit allein, „sein“ dagegen, wenn das Ziel der Thätigkeit angegeben wird. In diesem Sinne ist dann auch in dem von dem Verf. erdichteten Beispiele zu schreiben: er ist vom Baume herabgesprungen statt „gesprungen“. 82, 1: Will man etwa den Dichter eines Fehlers zeihen, weil er nicht von dem rothen Ton schrieb? „Die Türkenpfeife“ war gewiss aus dem „bekannten rothen Thon“ gefertigt, woraus alle andern hergestellt werden! Ebenda 9 genügt ein einziges Wort: kann = könne; jeder weitere Zusatz ist unpädagogisch. 86, 8 „Blüten von den Bäumen“, nicht Baumblüten? In gleicher Weise wird kein deutscher Prosaschriftsteller den Ausdruck „die Äste von den Bäumen“ dort wählen, wo er deutlicher sagen kann: Die von den Bäumen abgebrochenen (abgesägten) Äste hinderten unsern Weg. Ersteres würde man bloß im Zusammenhange der Rede sich gestatten dürfen. Die Classicität der ebenda 19 für zulässig erklärten Redensart: „ein Schiff auf das Land ziehen“ ist durch verlässliche Belege nachzuweisen. Sodann hat es den Anschein, als ob der Verf. sich über den Gebrauch des sinnverwandten Begriffes Erde nicht äußern wollte. Endlich ließe sich wohl eine größere Deutlichkeit der Anmerkung durch die Fixierung des Begriffes Land einmal im Gegensatze zum Meere, das anderemal zur Stadt erzielen. — Obwohl 83, 1 versichert wird, dass von nun an der Schüler „bloß auf wichtigere Dinge aufmerksam gemacht“ werde, merkt man doch davon im folgenden viel zu wenig. Kehrt ja doch die bis zum Überdruss durch das ganze Büchlein sich hinschleppende Frage: „Weshalb Infinitiv mit zu?“ immer wieder, um von anderen vielfältigen Wiederholungen nicht zu sprechen. Sollen vielleicht der Selbstthätigkeit der Schüler fort und fort solch enge Schranken gezogen werden? Hinsichtlich der 90, 4 gegebenen Übersetzung des Satzes: „Der Vogel fliegt über den Wald“ scheint den Verf. das Sprachgefühl imstiche gelassen zu haben. Das Böhmische erheischt nämlich eine Wiedergabe wie: der Vogel erhebt sich über den Wald. Der Satz hingegen bedeutet soviel als: der Vogel fliegt in gerader Richtung hinüber; „über dem Walde“ müsste endlich heißen: „darüber kreisend“. Unter den 121, 4 aufgezählten, mittels Umlautes aus dem Plural des Imperfects gebildeten Formen des Conditionalis darf „stünde“ nicht fehlen.

Zum Schlusse kann Ref. dem Verf. nicht genug einschärfen, fürderhin alles, was von dem mustergiltigen Sprachgebrauche irgendwie abweicht, vorzugsweise die nur der Dichter- und der Volkssprache eigenen Ausdrucksweisen und Wendungen einfach durch solche, welche der guten Schriftsprache angehören, zu umschreiben, ohne daran grammatische Bemerkungen zu knüpfen. Desgleichen muss von allen Alternativen Abstand genommen und nur das eine oder das andere als richtig hervorgehoben werden.

Endlich ist die Anzahl analoger Fälle auf ein mit Erfolg zu v arbeitendes, zweckdienliches Maß zurückzuführen. Alles was hierü hinausgeht, ist unpädagogisch, weil psychologisch unbegründ non multa, sed multum!

Darnach kann Ref. beide Bücher, durch welche sowohl d Lernenden als auch den Lehrenden die Arbeit wesentlich erleichte wird, den betheiligten Fachgenossen zur wohlverdienten Beachtu umsomehr empfehlen, als sie sich nicht bloß, wenn vorher d analytische, sondern auch wenn die synthetische Methode gebrauc wurde, gleichmäßig verwerten lassen.

Die äußere Ausstattung beider Theile ist recht gefällig u der Preis von 1 fl. 80 kr. sowohl in Ansehung des Umfang (336 + 76 SS.) als auch des kostspieligen Druckes nicht zu hoc

Wall.-Meseritsch. Dr. Franz Kovář.

Savelli Agostino, Temistocle dal primo processo alla s morte. Florenz, Loescher u. Seeber 1893. 8°, 126 SS.

Die Nachricht der *Ἀθ. πολ.* c. 25, dass Themistokl unter Konons Archontat (462/1) als Mitglied des Areopag neb Ephialtes am Sturze dieser Körperschaft betheiligt gewesen s bildet den Ausgangspunkt der im Vorstehenden genannten Unt suchung. Ihr Verf. gehört zu den wenigen, die diese Angabe u das damit verbundene Datum für geschichtlich halten. Er ist dar bemüht zu erweisen, dass sie mit den sonstigen Nachrichten üb die Ereignisse seit dem Ende der Perserkriege in Übereinstimmu gebracht werden könne. An der Stelle der Politik (II. 9. 3), mit der vulgären Überlieferung übereinstimmend Ephialtes u Perikles als diejenigen nennt, die den Sturz des Areopag herb geführt haben, schlägt S. vor *καὶ Περικλῆς* als späteren Zus auszuscheiden. Er weist ferner darauf hin, dass sowohl das Ar mentum zum Areopagitikos des Isokrates als auch Cicero (de I. 22. 75) dafür sprechen, dass die im c. 25 der *Ἀθ. πολ.* e haltene Nachricht im Alterthum bekannt war. Das Schweig Plutarchs erklärt S. durch den Widerspruch der Aristotelischen A gabe mit der Mehrzahl der übrigen Nachrichten, die dieser Schr steller vor sich hatte. Plutarch sei überhaupt zu keiner kla Vorstellung des Herganges durchgedrungen, nur der Antheil Ephialtes stand für ihn fest. Innere Gründe, die für die Ungla würdigkeit der Erzählung des Aristoteles sprechen, vermag der V nicht zu entdecken. Den chronologischen Bedenken, die gegen so langes Verweilen des Themistokles in Athen erhoben worden s und die sich aus der mit Rücksicht auf Thuk. I. 137 nothwendi Verlegung der Belagerung von Naxos, der Schlacht am Eurym und des thasischen Krieges nach 461 ergeben, sucht er sei

seits dadurch zu begegnen, dass er die Lesart des Seitenstettensis und des Parisinus Fa in Plutarchs Themistokles bevorzugt. Diese Handschriften bieten bekanntlich statt des in den übrigen Plutarchcodices und in denen des Thukydides, sowie bei Cornelius Nepos, Polyaen und Aristodemos ausnahmslos erwähnten Naxos — vielmehr Thasos als den Namen der Insel, an der Themistokles von Pydna nach Asien flüchtend vorüberfuhr. S. hält nun *Νάξον* für ein altes Verderbnis des Thukydidestextes und das in jenen beiden Plutarchhandschriften erhaltene *Θάσον* für richtig und gewinnt so die Möglichkeit, die Belagerung von Naxos und die Schlacht am Eurymedon vor 462/1 zu setzen und die Flucht des Themistokles 461 in eines der drei Jahre des thasischen Krieges zu bringen. Demnach ist der Tod des Pausanias nicht lange vor 461 anzusetzen. Dass die Angabe bei Thukydides (I. 137), Themistokles sei zu Artaxerxes *νεωστὶ βασιλεύοντα* gekommen, damit nicht im Widerspruch steht, wie Savelli ferner betont, sollten auch diejenigen zugeben, die aus sonstigen Gründen das Datum 461 als jenes der Flucht des Themistokles bekämpfen. S. nimmt an, dass Themistokles von der Anklage wegen Medismos freigesprochen wurde, im Frühling 461 jedoch infolge des Ostrakismos sich nach Argos begab, worauf dann im Laufe desselben Jahres die Anklage wegen Einverständnisses mit Pausanias und seine Verurtheilung erfolgt sei, die seine Flucht aus Argos zur Folge hatte. Das Archontat des Themistokles setzt der Verf. ins Jahr 482/1, seinen Tod ins Jahr 449, die Ostrakisierung Kimons ins Jahr 456/5, seine Zurückberufung und die Vermittlung des fünfjährigen Friedens ins Jahr 450/49.

Er sucht ferner in eingehender Untersuchung aus den vornehmlich bei Thukydides, Plutarch und Diodor erhaltenen Angaben über des Themistokles Aufenthalt in Asien und seine letzten Schicksale Glaubhaftes von romanhafter Ausschmückung zu sondern.

Den Versuch S.s, die Flucht des Themistokles nach Asien gleichzeitig mit einem der drei Jahre des thasischen Krieges anzusetzen, halte ich für verfehlt, und damit auch die Grundlage seiner chronologischen Ansätze für unbrauchbar.

Die Lesart der beiden Plutarchhandschriften, auf die der Verf. seine Hypothese aufgebaut hat, hat seit dem Erscheinen seiner Schrift durch v. Wilamowitz (Arist. und Athen I. 150) eine andere Erklärung erhalten. Dieser Forscher, der im wesentlichen die bisherige Chronologie des Zeitraumes von 449—446 festhält, da er die Erzählung, die Aristoteles zum Jahre 462/1 bietet, als wertlose Anekdote betrachtet, hält *Θάσον* des Seitenstettner Codex für die richtige Lesart bei Plutarch, während *Νάξον* der übrigen Handschriften aus Thukydides eingeschwärzt sei. Da nun bei Plutarch die Fahrt des Themistokles von Pydna über Thasos nach Kyme, bei Thukydides aber von Pydna über Naxos nach Ephesos gehe, so sieht v. W. in der bei Plutarch erhaltenen Über-

lieferung einen Versuch „die Erzählung des Thukydides mit der Chronologie in Einklang zu bringen“. Durch diese Correctur, die keine bloße Buchstabenänderung sei, sollte nämlich die Schwierigkeit behoben werden, die des Thukydides Angaben enthielten, der Themistokles an den Hof des Artaxerxes (464) gelangen, ihn aber auf seiner Flucht nach Asien an dem (471/70) belagerten Naxos vorbeifahren lässt.

Ich habe mich verpflichtet gefühlt, die Lesart des Seitenstettensis in meiner Ausgabe des Plutarch'schen Themistokles (1884) unter dem Text anzuführen, in meiner Schrift über die *Ἀθ. πολ.* des Aristoteles habe ich jedoch keinen Bezug auf sie genommen, weil ich darin nur eine wertlose Verschreibung zu erkennen vermag.

Der von Fuhr (Ausgew. Biogr. d. Plut. 4. Aufl. Berl. 1880) zuerst ausgesprochenen und von Wilamowitz wieder aufgenommenen Vermuthung, *Θάσον* sei von Plutarch einer Quelle entnommen, die Themistokles von Pydna über Thasos nach Kyme fliehen ließ, während er nach Thukydides über Naxos nach Ephesos gelangt sei, steht zweierlei entgegen. Thasos als die Insel, nach der Themistokles vom Sturme verschlagen wird, wäre bei Plutarch in einem Satze genannt, der wörtlich, nur etwas anders stilisiert, überdies mit dem ausdrücklichen Citat *Θουκυδίδης φησίν* eben dem Thukydides entnommen ist. Die Quelle Plutarchs kann daher den Thukydides nicht corrigieren wollen, weil sie Thukydides selbst ist. Der Satz c. 26 *ἐπεὶ δὲ κατέπλευσεν εἰς Κύμην* muss sich ferner nicht nothwendig auf die erste Landung des Themistokles in Asien beziehen. Er entstammt überdies sicher einer anderen Quelle, als die vorhergehenden Thukydides, Theopompos und Theophrastos entlehnten Sätze in c. 25. Beides spricht gleichmäßig gegen die Annahme von Fuhr und v. Wilamowitz, dass in „der Quelle“ Plutarchs eine andere Darstellung von der Reiseroute des Themistokles gegeben war, als bei Thukydides.

Wer also die Variante des Seitenstettensis überhaupt ernst nimmt, müsste mit Savelli folgern, dass Plutarch einen Thukydidestext gelesen habe, der *Θάσον* statt *Νάξον* bot. Unsere Thukydideshandschriften, Nepos, Polyaen und Aristodemos verbieten jedoch, diese singuläre Variante in den Thukydidestext aufzunehmen, wie Savelli verlangt.

Die Lesart des Seitenstettensis ist daher ebensowenig geeignet, die Annahme zu stützen, „dass man schon im Alterthum an dem mit der Thukydideischen Chronologie streitenden Zug seiner Erzählung, dass Themistokles bei Naxos vorbeigefahren sei, Anstoß genommen und ihn zu beseitigen gesucht habe“ (v. Wil. a. a. O.), als sie zur Verdrängung der Lesung *Νάξον* aus Plutarch oder aus Thukydides oder aus beiden Schriftstellern verwendet werden darf.

Graz. Adolf Bauer.

Dr. Johann Polek, General Splénys Beschreibung der Bukowina. Czernowitz, H. Pardini 1893. XVI u. 173 SS.

General Gabriel Freiherr Splény v. Miháldy wurde vom Kaiser Josef II., dem die Tüchtigkeit und Vielseitigkeit dieses Officiers nicht entgangen war, im Jahre 1774 mit der Mission betraut, die Occupation des nördlichen Theiles der Moldau, der heutigen Bukowina, vorzunehmen und die Verwaltung des Landes zu organisieren. Vier Jahre war Splény unermüdlich thätig, das Land, von dem er „die gesunde Luft, die besten Wässer, die Abundanz der Äcker und Wiesen, die Menge des Holzes" rühmt, aus dem tiefen Verfalle, in dem es sich befand, zu heben. Splény suchte zunächst „durch mühsame Untersuchung und verschiedene Reißen" die Verhältnisse des Landes aus eigener Anschauung näher kennen zu lernen, um darauf sein Reformwerk basieren zu können, und bereits im Jahre 1775 konnte er auf Grund der gemachten Wahrnehmungen ein reichhaltiges Material in einer Denkschrift niederlegen, die gegenwärtig im k. und k. Kriegsarchiv in Wien aufbewahrt wird und die die Überschrift führt: „Beschreibung des Bukowiner Districts nach der vorherigen und jetzo noch bestehenden Beschaffenheit desselben nebst ohnmaaßgebigsten Vorschlag, wie deßen bisherige Landesverfaßung sowohl in Politicis als Oeconomicis in das künftige verbeßert werden könnte."

Dieses wichtige Schriftstück, von dem Dr. Polek eine Ausgabe besorgt hat, zerfällt in drei Theile.

In dem ersten (S. 1—72) „von dem ehenigen Zustand verschiedener Gegenstände dieses Bukowiner Districts" lernen wir die natürlichen Verhältnisse, die Producte, die Bevölkerung und deren Wohnsitze und die wirtschaftliche Lage des Landes kennen; daran reiht sich eine höchst interessante, an drastischen Zügen reiche „Beschreibung der vorigen Regierungsform", zu deren näherer Charakterisierung schon einige Sätze genügen dürften: „da nun dieses sämmtliche Administrationspersonale, vom Starosten (Districtsvorsteher) anfangend, die einzige Arnauten („eine Art von Landmiliz") ausgenommen, von dem Fürsten gar keine Besoldung zu empfangen hatten, so kann man sich leicht vorstellen, wie sie ihrem Amt vorgestanden, und wie sie das Volk mögen gedrucket haben" ... „Alles, was zu einer guten Policey gehöret, ware vernachläßiget. Die Gesundheit und die Conservation des Menschen sowohl als des Viehes ware der letzte Gegenstand, worauf der gehörige Bedacht genommen worden" ... „Wider die Pest ware niemal die geringste Veranstaltung gemacht" ... „Für die Sicherheit der Strasen ist nie gewachet worden, so dass sie niemalen sicher waren" ... „Gegen Überschwemmungen, welche ganze Ortschaften bedrohen, geschahe gar keine Vorkehrung." — Und wie es in der Rechtspflege bestellt war, ersehen wir aus den kurzen Worten: „Die Verkaufung der Gerechtigkeit ware überhaupt eine

gemeine Sache, und da über die Starosten niemand gesetzet war so thaten selbe auch immer, was sie wollten ..".

Dass in dem dünn bevölkerten — die Bukowina zählte 177 ungefähr 75.000 Einwohner —, schlecht angebauten — von „d Faulheit der Moldauer" spricht er an gar vielen Stellen — un ebenso schlecht verwalteten Lande die Occupationstruppen viel au zustehen hatten, ist begreiflich, und Splény klagt denn auch da über in bitteren Worten: „Der Hauswirth mit Weib und Kind samt Gesind und oftmals auch Kälber und Schweine liegen m der Mannschaft in der nemlichen Stube".

In dem zweiten Theile (S. 73—115) bespricht Splény di seiner „Meynung nach dieser Provinz angemeßenste Landesver faßung auf Absicht derer in Policey-, Justitial- und Oeconomial wesen jetzo gleich thunlicher Meliorationen". In diesem Theile lerne wir Splény als einen scharfsichtigen und zugleich bedächtigen Orga nisator kennen, der nicht etwa ein System, das sich anderswo unte ganz anderen Verhältnissen bewährt hat, „in einem fast wüste und gänzlich ungesitteten Lande sogleich anzubringen" sucht, son dern der den Verhältnissen Rechnung trägt und mit gebotener Vor sicht das Reformwerk durchgeführt wissen will. „Meine Bemühun gieng nun dahin, die Mittel anzuzeigen, wie man diese Provin einstweilen bestmöglichst benutzen, zugleich aber auch, wie ma die Gefahr, welche sonsten die allzu grose Neuerungen nach sic zu ziehen pflegen, vermeiden könnte." Splény will mit seinen Vor schlägen zu der „zu veranlassenden Gouvernements-Verfassung" zu nächst den dringendsten Bedürfnissen der Gegenwart gerecht wer den, ohne sie jedoch „als eine immer dauern sollende Sache" hin zustellen; er ist sich im Gegentheil dessen wohl bewusst, dass di beantragten Regierungsmaßregeln „noch viele Verbesserunge benöthigen, die aber nur mit der Zeit vorgenommen werde können".

Während Splény sich in dem zweiten Theile mit der un mittelbaren Gegenwart beschäftigt, fasst er in dem dritten (S. 11 bis 153), der sich ergänzend an den zweiten anschließt, die Zu kunft ins Auge; in demselben „wird von Meliorationen, die zu Einführung mehrerer Zeit benöthigen, gehandelt." — Es würd zuweit führen, wenn ich das mannigfache Detail dieser beide Theile auch nur in Kürze skizzieren wollte. Splénys „Vorschla zu einer neuen Regierungsform" ist nicht in allen seinen Theile ausgeführt worden, immerhin aber war von kundiger Hand de Weg gewiesen worden, auf welchem in der Folgezeit das Land z besseren Zuständen emporgeführt werden konnte.

Dr. Polek hat sich durch die Veröffentlichung dieser Denk schrift um das Andenken dieses ausgezeichneten und unter de schwierigsten Verhältnissen segensreich wirkenden ersten Admini stators der Bukowina unstreitig ein Verdienst erworben; aber auch für die Bereicherung, welche die Landeskunde einer Provinz de

Monarchie durch diese Publication erfahren hat, wird ihm jeder Freund der Geschichte unseres Vaterlandes nur dankbar sein.

Linz. Chr. Würfl.

Thermodynamische Studien von J. Willard Gibbs, Professor am Yale College in Newhaven. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von W. Ostwald, Professor an der Universität Leipzig. Mit 33 Textfiguren. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1892.

In dem vorliegenden Buche sind drei in den Transactions of the Connecticut Academy erschienene Abhandlungen von Prof. Gibbs, die wenig zugänglich waren, vereinigt und dadurch dem Studierenden und dem Forscher Gelegenheit gegeben, die in denselben niedergelegten scharfsinnigen Untersuchungen kennen zu lernen. Die Titel dieser sind: „Graphische Methoden in der Thermodynamik der Flüssigkeiten", „Methode geometrischer Darstellung der thermodynamischen Eigenschaften der Stoffe mittelst Flächen", „Über das Gleichgewicht heterogener Stoffe". Wenn nun auch diese Abhandlungen nahezu vor zwei Decennien veröffentlicht wurden, so ist ihr Inhalt nichtsdestoweniger noch heute von großer Bedeutung; „denn von der großen Fülle der Ergebnisse, die das Werk enthält oder anbahnt, ist bisher nur ein geringer Antheil fruchtbar gemacht worden, und hier liegen ungehobene Schätze für den theoretischen wie namentlich für den experimentellen Forscher von größter Mannigfaltigkeit und Bedeutung zutage". Bemerkenswert für den Inhalt dieses Buches ist es, dass die meisten Beziehungen, welche in den letzten Jahren auf dem Gebiete der chemischen wie physikalischen Gleichgewichtszustände von verschiedenen Forschern entdeckt worden sind, sich schon in den Gibbs'schen Abhandlungen vorfinden. Wir nennen hier besonders die Abhandlung „Über das Gleichgewicht heterogener Stoffe", welche dem Forscher viele neue Gesichtspunkte eröffnet und welche sicher mehrfache Anregungen bieten wird.

Das vorliegende Buch ist nicht leicht durchzuarbeiten. Der Grund davon liegt, wie Prof. Oswald ganz richtig bemerkt, in der Form der Darstellung, welche in manchen Theilen allzu abstract und schwer übersehbar ist, da der Autor den Untersuchungen die größtmögliche Allgemeinheit und den Ausdrücken die größtmögliche Unzweideutigkeit verleihen wollte. Doch möge dies den Leser nicht entmuthigen; denn er wird, wenn er den richtigen Pfad gefunden hat, reichlich entschädigt werden durch die gewonnene Aussicht und durch die Einsicht in das Wesen der thermodynamischen Vorgänge und der molecularen Verhältnisse der Körper. Die Übersetzung ist möglichst wort- und sinngetreu; Anmerkungen und Erläuterungen sind nicht hinzugefügt.

In der ersten Abhandlung werden die gebräuchlichen thermodynamischen Diagramme dargelegt und dem Volum-Entropie-Diagramm besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Auch wird das Temperatur-Entropie-Diagramm mit dem gewöhnlichen verglichen und für einige einfache Fälle erläutert. Die zweite Abhandlung umfasst eine geniale Arbeit über die thermodynamische Fläche, über die Eigenschaften derselben bezüglich der Stabilität des thermodynamischen Gleichgewichtes, über die Eigenthümlichkeiten derselben für Stoffe, welche sich in den verschiedenen Aggregatzuständen befinden. In der dritten Abhandlung wird in erster Linie die Rolle der Energie und Entropie in der Theorie thermodynamischer Gebilde entwickelt, dann werden die Kriterien des Gleichgewichtes und der Beständigkeit angegeben, die Bedingungen des Gleichgewichtes sich berührender, heterogener Massen ohne Rücksicht auf den Einfluss der Schwere, der Elektricität, der Gestaltsänderung der festen Massen oder der Capillarspannung deduciert. Weiters werden die Gleichgewichtsbedingungen für heterogene Massen aufgestellt, wenn die genannten Kräfte berücksichtigt werden. Hier wird eine eingehende Theorie der Capillarität entwickelt, wobei zunächst die Unstetigkeitsflächen zwischen flüssigen Massen, dann zwischen festen Körpern und Flüssigkeiten in allgemeinster Weise untersucht werden. Im letzten Theile wird die Modification der Gleichgewichtsbedingungen durch eine elektromotorische Kraft betrachtet und auf die Theorie der allgemeinen Eigenschaften eines vollkommenen elektrischen Apparates des Näheren eingegangen; als Zeichen der Vollkommenheit wird die Umkehrbarkeit angesehen und aus den Änderungen, welche in der Zelle stattfinden, die elektromotorische Kraft bestimmt, sowie die Formel für den Fall abgeändert, als man es mit einem unvollkommenen elektrischen Apparate zu thun hat. Dann werden die Entropieveränderungen, die in der Zelle stattfinden, theoretisch untersucht und mit den Versuchsergebnissen, deren allerdings nur wenige vorliegen, verglichen.

Wir empfehlen das Studium des vorliegenden Werkes, das Ref. zu den genussreichsten rechnet, auf das Beste den Fachgenossen und erhoffen aus dem mehrfachen Studium desselben manche für die weitere Forschung belangreiche Anregung.

Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme, das Ptolemäische und das Kopernikanische von Galileo Galilei. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Emil Strauss, ord. Lehrer an der Realschule »Philanthropie« in Frankfurt a. M. Leipzig, B. G. Teubner 1892.

Mit vollem Rechte betont der Herausgeber der deutschen Ausgabe des „Dialoges“, dass dieser als eines der merkwürdigsten Bücher bezeichnet werden muss. Das Interesse, das er erregt, liege darin, dass „er in greifbarer Anschaulichkeit die Berührung

moderner Wissenschaft mit scholastischer Naturphilosophie und die daraus sich ergebenden Reactionen dem Leser enthülle", und aus diesem Grunde „Galileis Buch für den Culturhistoriker ein Schlüssel zur Erfassung des Umschwunges in der Weltanschauung" genannt werden könnte. Andererseits ist Galileis Buch sosehr von dem Geiste der richtigen Naturforschung durchweht und sosehr ist in ihm die Kunst hervorgehoben, durch Beobachtung und Versuche den Thatsachen Rechnung zu tragen und so Erkenntnis zu gewinnen, dass es schon aus diesem Grunde würdig ist, von den Naturforschern und Philosophen gelesen zu werden. Daher muss man dem Herausgeber dafür dankbar sein, dass er dieses wertvolle Buch dem deutschen Publicum in einer vortrefflichen Übersetzung darbot, dass er ferner, um das Buch weiteren Kreisen verständlich zu machen, Hinweise aufnahm, die das Verständnis und die Würdigung des Buches erleichtern und dem Leser die Möglichkeit bieten sollen, „den Erkenntnisfortschritt zu verstehen, der sich in ihm vollzieht". Bei der Bearbeitung wurde das Werk nicht gekürzt, um den Gesammteindruck, den das Buch, in dem sich ein Stück Culturgeschichte, ein Denkprocess der Menschheit abspielt, auf den Leser macht, in keinerlei Weise zu stören.

In der Einleitung ist eine Geschichte des Buches gegeben, welche gleichzeitig die wesentlichsten Thatsachen aus dem Leben des berühmten italienischen Forschers enthält. Die Anmerkungen umfassen sachliche und auch historische Notizen; irrige Anschauungen Galileis werden hier hervorgehoben und auf ihren richtigen Wert reduciert. Bei der Übersetzung ist der Text der ersten Ausgabe zugrunde gelegt; die handschriftlichen Zusätze Galileis zu dem in der Seminarbibliothek zu Padua aufbewahrten Exemplare des Dialoges sind auf Grund der Publication Favaros fast vollständig aufgenommen. Ferner wurden Schriften, welche von Galilei entweder herrühren oder auf ihn bezugnehmen, citiert und zwar mit Rücksicht auf das große von Eugenio Albiri veranstaltete Sammelwerk, das von den Werken Galileis handelt. Die Seitenzahlen dieses Werkes sind am Kopfe jeder Seite angegeben.

Der Inhalt des Dialoges bezieht sich, wie Galilei selbst in sehr lichtvoller Weise auseinandersetzt, auf drei Hauptpunkte: 1. wird dargethan, „dass alle auf Erden anstellbaren Versuche ungenügende Mittel sind, um die Bewegung der Himmelskörper darzuthun, und sich unterschiedslos ebensowohl mit der Bewegung wie mit der Ruhe der Erde vereinbaren lassen; 2. werden die Himmelserscheinungen einer Prüfung unterzogen, die sehr zugunsten der kopernikanischen Annahme ausfällt; dabei werden neue Forschungen vorgeführt, die als astronomische Hilfsmittel zu betrachten sind, nicht aber als thatsächlich giltige Naturgesetze; 3. wird in einem sehr ausführlichen Abschnitte das Problem von Ebbe und Flut und dessen Zusammenhang mit der Erdbewegung besprochen.

Der vorliegende Dialog ist eine wahre Quelle natu philosophischer Forschung, seine Lectüre in hohem Gra anregend und instructiv. Daher sollte kein der Naturlehre B flissener es verabsäumen, sich mit den in dem Dialoge niedergelegte Untersuchungen, mit der uns in demselben entgegentretenden Den art des Begründers der modernen Mechanik vertraut zu mache

Der Herausgeber, der bald nach dem Erscheinen des Buche einem schweren Leiden erlegen ist, hat durch die Edition d vorliegenden Schrift, welche auch weiteren Kreisen zur Belehrun dienen soll, der Verbreitung der Galileischen Schriften einen große Dienst erwiesen.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Classen und Ordnungen des Thierreiches. Wissenschaftlich da gestellt in Wort und Bild von Dr. H. G. Bronn. In neuer Bearbe tung oder fortgesetzt von verschiedenen Autoren. Leipzig u. Heide berg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. gr. 8°. erscheint in Lief rungen mit Tafeln. Preis jeder Lieferung 1 Mk. 50 Pf.

Die letzte Besprechung dieses Werkes findet sich in der Zei schrift f. d. österr. Gymnasien, Jahrg. 1890, S. 819. Seitdem sin folgende Fortsetzungen eingelaufen: Von der 3. Abtheilung d II. Bandes die Lief. 7—16 mit Taf. IX—XVII (1890—1892 enthaltend: *Echinodermata*, von Dr. H. Ludwig; von der 2 Abtheil. des V. Bandes die Lief. 28—34 mit Taf. LXIX—LXXX (1890—1892), enthaltend: *Arthropoda*, von Dr. A. Gerstäcke von der 3. Abtheil. des VI. Bandes die Lief. 67—69 mit Ta CLXIII—CLXX und 11 Holzschnitten (1890), enthaltend: *Reptili* von C. K. Hoffmann; endlich von der 5. Abtheil. des VI. Bande die Lief. 35—41 mit Taf. CII—CVII und 27 Holzschnitten (189 bis 1893), enthaltend: *Mammalia*, von Dr. W. Leche. — Hiem ist der Schluss des Buches über die Seewalzen erschienen. D Lieff. 7—9 schließen den anatomischen Bau dieser vielgestaltige Thiere ab, Lieff. 10—12 enthalten einen „Nachtrag zur Morph logie der Holothurien" und das Capitel „Ontogenie", worin d Entwicklung der Larven nicht minder als die Weiterentwicklu der einzelnen Organe besonderes Interesse bieten. Es folgt dar (S. 303—361) die Geschichte des Systems und die Systemati ferner die geographische Verbreitung der Seewalzen (S. 362—38 mit 12 Erdkarten im Texte). Der Schluss selbst (S. 383—44 ergeht sich über die Physiologie und Ökologie der Holothuri und bespricht die Function einzelner Organe und Organsystem das Vorkommen und die Locomotion, die nächtliche Lebensweis Nahrung und Nahrungsaufnahme, das Verhalten gegen starke Re zungen und in der Gefangenschaft, die Lebenszähigkeit, Regene ration, Lebensdauer und Wachsthumsschnelligkeit, die Feind

Schutzeinrichtungen, Abnormitäten und Schmarotzer, endlich den Nutzen für den Menschen, die Paläontologie und Phylogenie dieser Thiere. Wir haben die einzelnen Abschnitte des mit einem reichen Inhaltsverzeichnisse versehenen I. Buches der Echinodermen hier deshalb hervorgehoben, um dessen Vielseitigkeit und den modernen Standpunkt, auf welchem sich dasselbe befindet, anzudeuten. Das Buch enthält im ganzen 17 fein ausgeführte Tafeln, 25 Figuren und 12 Karten im Texte. Wir sehen mit Vergnügen den weiteren Büchern über die Stachelhäuter entgegen. Auch der Band, welcher die Gliederfüßler enthält, macht erfreuliche Fortschritte. Die Lieferungen 28—34 handeln über die Dekapoden, und zwar als Einleitung die „Geschichte der Literatur" derselben und (S. 778 bis 816) ein reichliches Literaturverzeichnis, wie man es umfassender kaum anderwärts finden dürfte. Dasselbe ordnet die Publicationen in folgende Abschnitte (ist aber noch nicht abgeschlossen): 1. Geschichte; 2. Morphologie; 3. Physiologie, Biologie, Chemie; 4. Entwicklung; 5. allgemeine Systematik; 6. Bilderwerke; 7. Erdumseglungen; 8. Faunen; 9. Monographien; 10. Gattungen und Arten; 11. Geographische und Tiefen-Verbreitung. Den Lieferungen 29—34 sind 14 Tafeln mit Abbildungen aus der Morphologie der Dekapoden beigegeben. — Die Lieff. 67—69 über Reptilien bringen den Schluss des entwicklungsgeschichtlichen Theiles dieser Classe, ferner (auf S. 2087—2089) das Register der genannten Materie. Hiemit ist das stattliche 3. Buch der 3. Abtheil. des VI. Bandes: über „Schlangen" und „Entwicklungsgeschichte der Reptilien" beendet. Es enthält 63 Tafeln und 11 Holzschnitte. — In den Lieff. 35—41 der 5. Abtheil. des VI. Bandes (S. 721 bis 864) wird die Anatomie der Säugethiere fortgesetzt.

Leitfaden für den zoologischen Unterricht an mittleren und höheren Schulen. 2. verb. Aufl. Von Prof. Dr. Karl Kräpelin, Director des Naturhistor. Museums in Hamburg. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, 252 SS., mit 380 Holzschnitten.

Der Leitfaden war zunächst für den zoologischen Unterricht an deutschen Realschulen I. Ordnung, und zwar für acht Jahrescurse, bemessen. Die vorliegende Auflage wurde unter anderem dahin abgeändert, dass das Wichtigere von dem minder Wichtigen durch besonderen Druck hervorgehoben erscheint, wodurch dieselbe auch für Schulen mit beschränkterem Ziele verwendbar sein soll. — Dieser Leitfaden zeigt die Tendenz, „ein tieferes Verständnis der unendlichen Mannigfaltigkeit in der organischen Welt durch Auffindung höherer Gesichtspunkte, durch Betonung des Allgemeinen, Gesetzmäßigen gegenüber dem Besonderen anzubahnen". Der eigentliche Schwerpunkt der Arbeit ist daher in die Schilderung der größeren Gruppen des Thierreiches verlegt; Familien, Gattungen und Arten sind vielfach nur aufgezählt worden, „um die Begriffe jener höheren Kategorien mit Inhalt zu füllen". Dem

Lehrer soll dadurch die Freiheit gewahrt werden, die concreten Daten des Unterrichtsstoffes verwerten zu können je nach seiner Individualität und nach den gegebenen Umständen, welche sich beim naturhistorischen Unterrichte vielfacher gestalten als in anderen Disciplinen, da nicht nur die Anzahl der Schüler und deren Begabung, sondern auch die Umgebung des Schulortes und die Beschaffenheit der Schulsammlung Einfluss nehmen. Demnach gestaltet sich das Buch in seinem ersten, d. i. dem systematischen Theile zu einem Schema der Gruppen des Thierreiches, von welchen besonders die niederen nur durch kurze Diagnosen charakterisiert werden. Dadurch aber bietet sich in manchen Partien des Lehrstoffes ein förmlicher Wust von Merkmalen und wissenschaftlichen Namen dar (vgl. z. B. die Ordnung der Käfer auf S. 110 bis 111). Der Gedanke liegt uns ferne, soweit wir den Verf. in seiner Eigenschaft als Schul- und Fachmann kennen, dass es etwa in seiner Absicht gelegen war, den Lehrer durch die Einrichtung des Buches abzuhalten, stets vom Speciellen auszugehen und so auf inductivem Wege allgemeine Thatsachen abzuleiten und zur Abstraction hinzuführen. Wir betrachten das Buch zunächsst nur als ein Repetitorium für den Schüler. Doch liegt bei einem Leitfaden, der zum größten Theile nur dogmatisch vorgeht, ein Ausgleiten vom Wege einer richtigen Methode nicht zu ferne. Durch das Zugeständnis dieser Möglichkeit wollen wir uns aber durchaus nicht mit jener Art von Schulbüchern ins volle Einvernehmen setzen, welche dem Lehrer die Methode sozusagen wörtlich in den Mund legen. — Der zweite Theil des Leitfadens enthält eine „anatomisch-physiologische Übersicht des Thierreiches". Nach einem kurzen geschichtlichen Abrisse über die Lehre von dem inneren Bau der Thiere und von der Function ihrer Organe wird diese Lehre nach den einzelnen Organsystemen in vergleichender Weise so dargelegt, dass bei jedem derselben sämmtliche Thiergruppen von der niedersten angefangen, abgehandelt werden, ein Vorgang der uns zu langwierig (es sind diesem Abschnitte 72 Druckseiten gewidmet) und für die Schüler auch zu langweilig erscheint. Freilich ist in diesen Abschnitt auch die Somatologie des Menschen aufgenommen. Vieles aber könnte aus dem vorhergegangenen systematischen Theile und auf gehörige Winke des Lehrers von den Schülern selbst abstrahiert werden. Überhaupt erscheint uns der Umfang des Lehrstoffes in dem vorliegenden Leitfaden nach unseren Schulverhältnissen für einen Jahrescurs zu groß. — Als ein besonderer Vorzug des Buches ist die gründliche Fachbildung des Verf.s hervorzuheben, welche sich in dem gesammten Inhalte des Buches vortheilhaft abspiegelt. Eine gewisse Originalität wird man ihn den meisten der so zahlreichen Schulzoologien gegenüber nicht abzusprechen imstande sein. Nichtsdestoweniger können wir uns mit manchem nicht einverstanden erklären. Die wissenschaftliche Nomenclatur ist häufig veraltet, ebenso die Systematik der Insecten. D

Coelenteraten „darmlose Thiere" zu nennen, geht nicht an. Mit den Diagrammen der Mundtheile der Insecten werden sich die Schüler jener Stufe, für welche der Leitfaden bestimmt ist, nicht befreunden. Die Abbildungen fallen durch ihre mitunter naive Einfachheit, aber auch durch manche Unrichtigkeit auf. Wenn der Verf. in der Vorrede zur zweiten Auflage betont, dass er kein „Bilderbuch schaffen wollte", sondern „leidlich correcte Skizzen zur Fixierung des Gesehenen" in den Leitfaden aufzunehmen sich bemüssigt fand, können wir diesem Gesichtspunkte in der Hauptsache nicht beistimmen. Der systematische Theil des Leitfadens ist für die Unterclassen bestimmt; hier aber bedarf es vorzüglich der Habitusbilder — und zwar vollendet guter Habitusbilder. Das in der Schule Gesehene prägt sich nicht so tief dem Gedächtnisse ein, wie das Bild im Buche, das immer und immer wieder zur Hand genommen wird. Jeder von uns kennt die bleibenden Eindrücke, welche unsere Jugendbilderbücher in uns zurückgelassen haben. Den ersten Anschauungsunterricht vermitteln diese „Bilderbücher" und selbst dem reifen Alter kommt man in wissenschaftlichen, populären, ja selbst belletristischen Büchern dem Verständnisse und dem Erinnerungsvermögen heutzutage mehr denn je zuhilfe. In dem Leitfaden begegnen wir aber nur wenigen Habitusbildern; die meisten von ihnen streifen überdies durch ihre Einfachheit oder durch ihre minder gelungene Ausführung ans Komische, so z. B. Fig. 30 (Seehund), Fig. 50 (Känguruh), Fig. 51 (Schnabelthier), Fig. 70 (Kopf des Uhu), Fig. 81 (Pinguin), Fig. 94 (Schlangenkopf), Fig. 153 (schematisches Bild eines Insects), Fig. 181 (ein Käfer, wohl der Maikäfer?) usw. Aber auch schematische Bilder, und gerade diese am meisten, sollen correct sein. Das Gegentheil zeigen Fig. 188 (Borkenkäfer, den niemand erkennen wird, indem Fühler, Halsschild und Tarsen falsch dargestellt sind), Fig. 207 (Fliegenkopf, mit viergliederigen Fühlern) usw. In Bezug auf die Abbildungen scheint uns also der vorliegende Leitfaden am meisten verbesserungsfähig zu sein. Der Verf. nennt es einen Fortschritt für die zweite Auflage seines Schulbuches, dass er demselben „erläuternde Zeichnungen" in den Text einfügen ließ; möge er in den weiteren Auflagen durch Vervollkommnung und Verbesserung der Abbildungen für einen weiteren Fortschritt sorgen! Dann können wir das Buch für unsere Schülerbibliotheken (oberer Stufe) als Nachlesebuch für strebsame Schüler wärmstens empfehlen.

Illustriertes Schmetterlingsbuch. Beschreibung der am häufigsten gesammelten Großschmetterlinge Mitteleuropas, nebst einer Anleitung dieselben zu fangen und zu präparieren. Von Dr. Eduard Hoffer, Oberrealschulprofessor in Graz. Wien u. Leipzig, A. Pichlers Witwe u. Sohn. 8°, 129 SS., mit 305 Orig.-Abbildungen auf 24 colorierten Tafeln und 15 Illustrationen im Text. Elegant gebunden 3 fl.

Dem Verf., welcher sich besondere Verdienste um die Erforschung der Hymenopterenfauna Steiermarks erworben hat, ist es

in dem vorliegenden Buche vollständig gelungen, seine Erfahrunge
als Entomologe und als Schulmann der Jugend nutzbar zu machen
Sowohl in wissenschaftlicher als praktischer Beziehung reiht sich
das Schmetterlingsbuch dem Besten an, was wir in dieser Bezie
hung besitzen. Die Auswahl des Gebotenen gibt ein Zeugnis vo
dem Verständnisse aller Anforderungen an derlei Jugendschriften
Es wird daher das Buch auch ein willkommenes Geschenk für all
jene sein, die an der Pracht und an den merkwürdigen Lebens
zügen der Schmetterlinge Gefallen finden und sich mit denselbe
bekannt machen wollen. Aus leicht erklärlichen Gründen handelt da
Werkchen nur von den sogenannten Großschmetterlingen. Nichts
destoweniger möchten wir aber sowohl den Verf., als die Verlags
handlung ermuntern, auch für vorgeschrittene Liebhaber der Schme
terlingskunde Sorge zu tragen, indem sie sich zur Herausgabe eine
Handbuches bestimmen ließen, welches die Kenntnis der häufigere
und ausgezeichneteren Formen der Kleinschmetterlinge in ähnliche
Weise wie das vorliegende vermitteln möchte. — Unser Schmette
lingsbuch beschreibt in der Einleitung die äußeren Körpertheile de
Schmtterlinge, unterrichtet daselbst über die Metamorphose, üb
den Fang und über die Zucht dieser Thiere, und gibt die wich
tigsten Rathschläge zur Anlage und Conservierung einer Schmette
lingssammlung. Unter den angeführten Tödtungsmethoden ver
missen wir jedoch die einfachste und für den jugendlichen Samml
ungefährlichste, nämich diejenige, welche concentrierte Zinkvitrio
lösung durch Punktur mittelst zweier parallel gestellter Nadeln i
Anwendung bringt. Nur wenige Falter (z. B. Zygaeniden) wider
stehen dieser Lösung. — Im weiteren Verlaufe werden die häuf
geren und ausgezeichneteren Großschmetterlinge Mitteleuropas i
systematischer und übersichtlicher Reihenfolge durch genaue un
bündige Beschreibungen charakterisiert und durch colorierte Abbil
dungen der wichtigsten Arten (auf 24 dem Texte beigebundene
Tafeln) erläutert, so dass die richtige Bestimmung vieler Schmet
terlinge dem Anfänger nach einiger Übung ohne besondere Müh
ermöglicht wird. Durch die Beschreibung der Raupen und durch
die Angabe ihrer Fundstellen ergeben sich eine Menge Anregungen
zur Zucht der Schmetterlinge. — Die Originalzeichnungen und di
Reproduction derselben verrathen Verständnis der Sache und künst
lerische Begabung; die Handmalereien machen trotz ihrer flotte
Behandlung einen recht günstigen Eindruck, wie denn auch di
Gesammtausstattung des Buches nichts zu wünschen übrig lässt

Wien. Prof. Jos. Mik.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Übersicht neuerer pädagogischer Literatur.

Das Hauptwerk „Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit“, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern von Dr. K. A. Schmid, fortgeführt von Dr. G. Schmid (Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger), schreitet in verhältnismäßiger Raschheit vorwärts. Vor uns liegen II. Band, 1. Abtheilung (1892, 611 SS.) und III. Band, 1. Abtheilung (1892, 439 SS.). Der erstere Band behandelt die Erziehung im Mittelalter (von der Geburt Christi an bis zum Eintritte des Humanismus). Weitaus im Vordergrunde steht hier der christliche Occident. Das Wesen der christlichen Erziehung wird in ihrem Verhältnisse zum (vorchristlichen) Judenthum und zur antiken Welt ausführlich geschildert. Der Schluss dieses Bandes enthält die jüdische und die muhammedanische Erziehung. Der andere Band behandelt den Unterricht und die Erziehung in der Gesellschaft Jesu während des 16. Jahrhunderts, die Bildung und das Bildungswesen Frankreichs während desselben Jahrhunderts und das Schulwesen Englands im 16. und 17. Jahrhundert. Dass uns hier eines der gediegensten und umfassendsten Werke vorliegt, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Im einzelnen sei nur das unparteiische Streben nach Wahrheit hervorgehoben. — In II 1, S. 333, Z. 3 v. u. steht Hümer statt Huemer.

Dr. Fr. Schultze, Deutsche Erziehung (Leipzig, E. Günthers Verlag 1893. 8°, 332 SS.) ist ein Hauptwerk von echt deutscher Gründlichkeit und ausgebreiteter Gelehrsamkeit. Mit diesen Worten ist zwar für den Kenner die hohe Bedeutung dieses Werkes zur Genüge gekennzeichnet, es sei aber doch noch einiges über den Inhalt angeführt. Im I. Haupttheile wird die theoretische Grundlegung der Erziehungslehre gegeben: das Hauptziel aller erzieherischen Thätigkeit, die Bedeutung und Pflege der Individualität des Zöglings, die angebornen Anlagen des Zöglings, die erworbenen Vorstellungen. Der II. Haupttheil behandelt die besonderen praktischen Aufgaben der Erziehung: die Regierung der

Lehrer soll dadurch die Freiheit
Daten des Unterrichtsstoffes verwe
Individualität und nach den gege
beim naturhistorischen Unterrichte
deren Disciplinen, da nicht nur di
Begabung, sondern auch die Um
Beschaffenheit der Schulsammlung
staltet sich das Buch in seinem
Theile zu einem Schema der
welchen besonders die niederen nu
torisiert werden. Dadurch aber bi
Lehrstoffes ein förmlicher Wust v
lichen Namen dar (vgl. z. B. d
bis 111). Der Gedanke liegt u
seiner Eigenschaft als Schul- un
in seiner Absicht gelegen war,
des Buches abzuhalten, stets
auf inductivem Wege allgemei
Abstraction hinzuführen. Wir
als ein Repetitorium für den S
faden, der zum größten Theile
gleiten vom Wege einer richtig
das Zugeständnis dieser Mögli
nicht mit jener Art von Schulbü
welche dem Lehrer die Metho
legen. — Der zweite Theil
tomisch-physiologische Übersi
kurzen geschichtlichen Abrisse
Bau der Thiere und von der
Lehre nach den einzelnen Org
so dargelegt, dass bei jedem
von der niedersten angefange
der uns zu langwierig (es sin
gewidmet) und für die Schüler
lich ist in diesen Abschnitt au
genommen. Vieles aber könn
matischen Theile und auf ge
Schülern selbst abstrahiert we
Umfang des Lehrstoffes in dem
Schulverhältnissen für einen J
sonderer Vorzug des Buches
Verf.s hervorzuheben, welche
Buches vortheilhaft abspiegelt.
ihn den meisten der so zahlre
abzusprechen imstande sein. N
manchem nicht einverstanden e
clatur ist häufig veraltet, eben

gasse 6, von der uns IX. Jahrgang (1892) Nr. 9—12 und X. Jahrgang (1893) Nr. 1—8 vorliegen (Preis 2 fl. jährlich). — Desgleichen haben wir schon angezeigt: Für die Jugend des Volkes, Monatsschrift zur Bildung und Belehrung, herausgeg. von K. Hilber und F. Mariner. Verlag in Baden bei Wien, von welcher uns der II. Jahrgang 1893 vorliegt. (Preis jährlich 1 fl.)

In Wien hat sich, wie in dieser Zeitschrift bereits mitgetheilt wurde, ein Verein zur Pflege des Jugendspieles gebildet. Derselbe gibt im Selbstverlage Mittheilungen heraus als „zwangslose Hefte zur Förderung einer gesunden Jugenderziehung“; dieselben „haben den Zweck, das gegenwärtige lebhafte Bestreben zu Gunsten einer geänderten Jugenderziehung .... in die weitesten Kreise zu tragen und durch Besprechung vor allem der österreichischen und überdies auch der Fortschritte des Auslandes, zunächst auf dem Gebiete der Jugendspiele, ein Verständigungs- und Anregungsmittel ... zu bilden“ und wenden sich an Eltern, Lehrer, Ärzte und alle Menschenfreunde. Die uns vorliegende Erste Mittheilung (1892, 8°, 32 SS.) enthält nach dem einleitenden Aufrufe die Geschichte der Entstehung des Vereines, die Eingaben des Vereines an das h. k. k. Ministerpräsidium und das h. k. k. Unterrichtsministerium, je einen Vortrag über die Nothwendigkeit und die Durchführung der Jugendspiele, die Verhandlungen des II. und des III. deutsch-österreichischen Mittelschultages über das Jugendspiel, Literatur, Erwerbungen für die Vereinsbibliothek usw.

Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel. Herausgeg. von Dr. H. Schnell und H. Wickenhagen. R. Voigtländers Verlag in Leipzig-Gohlis. Preis vierteljährlich 1 Mk. 80 Pf. Vor uns liegt Nr. 6 des II. Jahrganges vom 17. Juni 1893 mit interessanten „Beiträgen zur körperlichen Erziehung in Österreich im Jahre 1892“ von M. Guttmann, Turnlehrer am Realgymnasium des II. Bezirkes in Wien.

Gesundheit und Höflichkeit. Rathschläge für die Jugend von einem Jugendfreunde. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung Gebhardt u. Wilisch 1893. 8°, 16 SS. Preis: 20 Exemplare 3 Mk., 50 Exemplare 6 Mk., 100 Exemplare 11 Mk., jedes weitere Hundert 10 Mk. Sehr zu empfehlen.

Bereits in 3. Auflage ist erschienen: P. B. Sepp, Wichtige Gesundheitsregeln nicht bloß den Schülern, sondern auch den Eltern und treuen Pflegern der Jugend in wohlmeinendster Absicht gewidmet. Augsburg, Kranzfelder 1892. 22 SS. Das Werkchen ist jetzt von Ch. P. Féron ins Französische übersetzt und diese Übersetzung auch von demselben Verlage zu beziehen.

In 2. Auflage ist erschienen: Systematische Darstellung der Pädagogik Johann Heinrich Pestalozzis mit durchgängiger Angabe der quellenmäßigen Belegstellen aus seinen sämmtlichen Werken. Von Dr. A. Vogel. Mit einem Porträt nebst Facsimile Pestalozzis. Hannover, Verlag von C. Meyer (G. Prior) 1893. 8°, 276 SS. Preis 3 Mk. 80 Pf. — Ebenfalls in 2. Auflage und von demselben Verf. in dem nämlichen Verlage ist erschienen: Herbart oder Pestalozzi? Eine

kritische Darstellung ihrer Systeme, als Beitrag zur richtigen Würdigung ihres gegenseitigen Verhältnisses. 1893. 8°, 163 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

W. Kayser, Johann Amos Comenius. Sein Leben und seine Werke. Mit Brustbild. 3. durchges. Auflage. Mit einem Anhange: Die Schriften von und über Comenius. Hannover-Linden, Verlag von Manz und Lange 1892. 8°, 160 SS. Preis 2 Mk. — Schon durch den äußeren Umstand, dass der Verf. ein gebürtiger Japanese ist, erweckt unser Interesse die auf reicher Kenntnis der Literatur, auch der chinesischen und japanesischen, fußende Doctordissertation von Hidesaburo Endo, Das Leben und die pädagogische Bedeutung des Confucius. Leipzig, K. W. Hiersemann 1893. 8°, 55 SS. Der Verf. weist auch nach, dass sich in den europäischen pädagogischen Schriften viele irrthümliche Angaben über C. finden.

W. Münch, Neue pädagogische Vorträge. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung H. Heyfelder 1893. 8°, 160 SS. Das von hoher Warte aus mit weitem Ausblicke, tiefer Einsicht und umfassender Übersicht geschriebene Buch — der Verf. ist kgl. preuß. Provinzialschulrath — bereitet inhaltlich reiche Belehrung, formell Genuss, ist daher bestens zu empfehlen; das meiste des in den Theilen „An der Schwelle des Lehramts“ (Seminarvorträge) und „Soll und Haben der höheren Schulen“ Gesagten passt auch auf unsere Verhältnisse.

P. Dettweiler, Untersuchungen über den didaktischen Wert ciceronianischer Schulschriften. II. Die philippischen Reden. (Aus der „Sammlung Pädagogischer Abhandlungen“. VI.) Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1892. 8°, 146 SS. Ergebnis der eingehenden Untersuchung ist, dass Ciceros philippische Reden aus dem Canon der Schulschriften zu streichen seien.

Gute Orientierung über die sogenannte Frauenfrage im Deutschen Reiche, über Entstehung, Motive und die nächsten Ziele der Frauenbewegung und über die Ansichten, welche die Volksvertretungen des Deutschen Reiches und der einzelnen Staaten darüber ausgesprochen haben, bietet das Buch: Deutsche Frauen vor dem Parlament. Actenstücke, gesammelt von W. Grimm. Weimarer Verlagsanstalt in Weimar 1892. 8°, 162 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf. Den Inhalt bilden vorzugsweise die Petitionen, welche der Verein „Frauenbildungs-Reform“ an das Deutsche Parlament und die Volksvertretungen der Einzelstaaten gerichtet hat, und die Discussionen und Erledigungen derselben. Die nächsten praktischen Ziele, um diese zu erwähnen, sind: Mädchengymnasien mit dem vollen Lehrplane der Knabengymnasien und Zulassung zum Universitätsstudium. — Sehr interessant ist die Rectoratsrede von L. Pochhammer, Beiträge zur Frage des Universitätsstudiums der Frauen. Kiel, Universitäts-Buchhandlung (P. Toeche) 1893. 8°, 20 SS.

Eine altbekannte und wohlverdiente Zeitschrift ist: Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht. Organ für die Gesammtinteressen des Erziehungswesens. Im Jahre 1827 begründet von Adolf Diesterweg und von demselben fortgeführt bis 1866; fortgesetzt von V. Lange von 1867 bis 1884, von R. Köhler von 1885 bis 1887; nunmehr

herausgeg. von Dr. Fr. Bartels. Preis pro Jahrgang von 6 Heften 8 Mk. Vor uns liegt Heft I des 66. Jahrganges (Januar-Februar). Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1892. 8°, 92 SS. — Vor uns liegt: Blätter für höheres Schulwesen. Herausgeg. von Dr. Steinmeyer, Nr. 6 des 10. Jahrg., 25. März 1893. Verlag von H. Söderström. Grünberg i. Schl. — Südwestdeutsche Schulblätter. Organ der Vereine akademisch gebildeter Lehrer an den badischen, (großh.) hessischen und elsass-lothringischen höheren Lehranstalten. Monatlich 1—1½ Bogen. Preis jährl. 4 Mk. In Commission bei Fr. Gutsch in Karlsruhe. Vor uns liegen Nr. 2 und 3 des 10. Jahrganges 1893. — Pädagogische Warte. Wochenschrift für die Erzeugnisse der Wissenschaft, Kunst und Industrie auf dem Gesammtgebiete der Pädagogik. Herausgeg. unter Mitwirkung bewährter Fachmänner von E. Piltz. Verlag der Leipziger Lehrmittelanstalt. Preis vierteljährl. 1 Mk. 90 Pf. Vor uns liegt I. Jahrg. Nr. 38—52 und II. Jahrg. Nr. 1—27. — Eine amerikanische Zeitschrift für Mittelschulwesen (Secondary Education) ist The School Review. Herausgeg. von J. G. Schurman. Verlag der Cornell University, Ithaca, New York. Jährl. 10 Nummern, Preis 1 Sh. 50 C., die einzelne Nummer 20 C. Vor uns liegt Nr. 3 des I. Bandes (vom März 1893), S. 131—194, 8°.

Interessant ist: J. Beeger, Die Pädagogischen Bibliotheken, Schulmuseen und ständigen Lehrmittelausstellungen der Welt mit besonderer Berücksichtigung der Pädagogischen Centralbibliothek (Comenius-Stiftung) zu Leipzig. Eine geschichtlich-statistische Zusammenstellung. Leipzig, Zangenberg u. Himly 1892. 8°, 84 SS.

H. Seeger, Über die Stellung des Güstrower Realgymnasiums zu dem Erlasse des Preußischen Unterrichtsministeriums vom 6. Januar 1892. Güstrow, Opitz u. Co. 1893. 8°, 40 SS. Preis 60 Pf.

Das Übersetzen ins Griechische und Lateinische. Pädagogische Gedankengänge eines Gymnasiallehrers. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus 1892. 8°, 19 SS. Preis 30 Pf.

System der Pädagogik von DDr. H. Heppe. Herausgeg. von H. Wiegand. Hannover-Linden, Manz u. Lange 1892. 8°, 32 SS. Preis 60 Pf. Es werden besonders fürs Elternhaus in großen Zügen die leitenden Grund- und Hauptsätze der Erziehungslehre vor Augen geführt.

Richard Wagner und das Gymnasium. Eine zeitgemäße Betrachtung von einem Gymnasiallehrer. Leipzig, G. Fock (wann?), kl. 8°, 15 SS. Preis 50 Pf.

O. Perthes, Die deutsch-conservative Partei und das höhere Schulwesen. Eine Bitte an den Vorstand der deutsch-conservativen Partei. Bielefeld, E. Siedhoff 1892. 8°, 23 SS. 50 Pf.

F. Stoerk, Der staatsbürgerliche Unterricht. Freiburg i. B. und Leipzig, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 1893. 8°, 40 SS. Preis 60 Pf.

K. Lorentz, Das Internat. Ein Beitrag zur Lehrerbildungsfrage. Leipzig, K. Jacobsen 1893. 8°, 32 SS.

Prof. Dr. G. Jägers Monatsblatt. Zugleich Bundeszeitschrift des Deutschen Gustav Jäger-Bundes. Organ für Gesundheitspflege und

Lebensregeln. W. Kohlhammer in Stuttgart. Vor uns liegt Nr. 1 des VIII. Jahrg., Januar 1889.

P. S. In meinem vorausgehenden Berichte dieser Art (Jahrg. 1893, S. 362) sagte ich in der Besprechung der Schrift Dr. v. Kerschensteiners, Reform des Bayerischen Mittelschulwesens: „Die ärztliche Mitwirkung in allen Ehren! Wie sehr sie aber irrt, wenn sie ein ihr nicht gehöriges Gebiet betritt, das lässt sich aus dem „methodischen Unterrichtsgange für Botanik S. 18 ersehen.“ Den von mir eingesandten Recensionsbeleg erhielt ich zurückgeschickt mit der Randbemerkung: „ist von einem modernen Botaniker entworfen!“ (Die Unterschrift unleserlich.) Von wem der „methodische Unterrichtsgang“ entworfen wurde, ist hier gleichgiltig und in meiner Anzeige nicht erwähnt; da aber der Herr Verf. der Schrift diesen „Unterrichtsgang“ nicht bloß acceptiert, sondern auch billigt und sogar vertheidigt, so hat ein Rec. das Recht, sich gegen jene Schrift zu wenden. Dass es aber, um auf die Sache selbst einzugehen, ein grober Verstoß gegen die Pädagogik ist, Botanik im Wintersemester lehren und mit einer Einleitung in die Pflanzenkunde und „Formenlehre“ derselben beginnen zu lassen, darüber sind bei uns alle Fachmänner und auch Nichtfachmänner einig, und das hat auch ein Landsmann des Herrn Verf.s „einen Rückschritt zum Anfange des Jahrhunderts“ genannt.

Wien J. Rappold.

Beiträge zur Methodik des altsprachlichen Unterrichtes, insbesondere des lateinischen. Pädagogisch-didaktische Aphorismen über Syntaxis ornata (Elementarstilistik), Construieren, Extemporieren und Präparieren. Von Dr. Julius Rothfuchs, Provincialschulrath. 3. verm., mit Rücksicht auf die preußischen Lehrplän von 1892 neu bearb. Aufl. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1893. 8°, 156 SS.

Dass eine didaktische Abhandlung — denn daraus ist das vorliegende Buch hervorgegangen — drei Auflagen erlebt, ist in unseren Zeiten ein beredtes Zeugnis von ihrer Tüchtigkeit. Die jetzige Auflage ist vermehrt und in Rücksichtnahme auf die preußischen Lehrpläne von 1892 mehrfach geändert. Eine weitere Parallele mit den früheren Auflagen liegt unserer Besprechung ferne, sondern es werde hier nur das für uns Bedeutendste hervorgehoben.

Den Grund, dass der Erfolg des Lateinunterrichtes in keinem richtigen Verhältnisse zu der darauf verwendeten Zeit steht, sieht der Verf. in fehlerhafter Methode. Und zwar liegt nach ihm der mangelnde Erfolg nicht auf Seiten der Formenlehre oder der regulären Syntax oder der Vocabelnkenntnis, sondern auf Seiten des Gefühls für den color Latinus und der Fähigkeit, den Satzbau eines Autors schnell zu überschauen. So bilden die Elementarstilistik (syntaxis ornata) und das Construieren nebst dem Extemporieren und Präparieren die Haupttheile des Buches. Die Elementarstilistik ist von der untersten Classe an zu berücksichtigen — wie dies ja auch unsere „Instructionen“ verlangen. — Es muss zunächst verhütet werden, dass Unlateinisches sich einniste, das

...iter nur mit Mühe oder gar nicht zu vertreiben wäre, es muss aber ...ch ein regelrechter Unterricht hierin stattfinden, so gut als in der regu... ...en Syntax, und zwar nicht etwa bloß einfache Unterweisung oder Ab... ...tung der Regeln aus dem Lectürestoff, sondern es muss Regelfassung ...d Einübung des Richtigen durch eine Reihe darauf berechneter Bei... ...ele stattfinden, schon in den untersten Classen, wozu Wiederholung ...mal in den oberen Classen zu kommen hat. Zu diesem Zwecke müssen die zu berücksichtigenden Regeln der syntaxis ornata zweck- und plan... ...äßig auf alle Gymnasialclassen vertheilt werden nach den zwei Ge... ...chtspunkten, ob diese oder jene Regel der Fassungskraft dieser oder ...er Classe entspricht, und ob die Anwendung dieser oder jener Regel in der Lectüre dieser oder jener Classe häufig vorkommt. (Dabei würden dann, um das gelegentlich zu erwähnen, Fälle wie sapiens Socrates und populus Romanus nicht der Quinta = unserer Secunda zuzutheilen sein, wie der Verf. S. 11 thut, sondern wohl jener einer höheren, dieser der Anfängerclasse.) Dieser ganze Unterricht hat nicht bloß mündlich zu geschehen und auch nicht bloß beim Herübersetzen, sondern es müssen die Übungsbücher der verschiedenen Classenstufen — jedoch ohne Noten in und unter dem Texte! — den elementarstilistischen Stoff in kurze Regeln fassen und an passenden Beispielen genügend einüben.

Das Construieren muss methodisch gelehrt werden. Der regelmäßige Unterricht, der die Schüler mit der Methode des Construierens vertraut macht, hat bereits in Sexta zu beginnen und ist bis zur Obertertia einschließlich fortzusetzen und zwar in Sexta und Quinta in jeder Stunde, in Quarta und Untertertia wöchentlich eine oder zwei halbe Stunden, in Obertertia ebenso viele zweiwöchentlich; von Untersecunda an kommen nur mehr Übungen „nach Bedürfnis“ vor. Jede theoretische Anweisung muss mit praktischer Anwendung Hand in Hand gehen. Hiebei hat die Hilfe des Lehrers nie materieller (Vorsagen), sondern immer directiver Art zu sein. Dies wird ausführlich gezeigt und zugleich auf Fehler aufmerksam gemacht, welche von Schülern beim Construieren häufig gemacht werden.

Auf dem Construieren baut sich das Extemporieren, das unvorbereitete Herübersetzen auf. Die Forderung des Extemporierens wird ausführlich begründet und gegen Einwendungen und Besorgnisse verfochten. Der Schüler wird dadurch zu einem befriedigenden Grade von Fähigkeit und Gewandtheit gebracht, und wenn so die Lectüre der Alten am Ende der Schulzeit möglichst ein Genuss und keine saure Arbeit ist, dann, hofft der Verf., wird sie auch in Mußestunden des späteren Lebens gepflegt werden; die Schüler werden so auch an Fassung und Geistesgegenwart gewöhnt. Aus diesen Sätzen lässt sich zugleich ersehen, dass der Verf. sein Thema nicht bloß vom engen Standpunkte des Faches behandelt, sondern auf der hohen Warte der allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtsaufgabe des Gymnasiums steht.

Das Extemporieren muss fleißig gelernt werden, was aber nur durch Pflege und Übung geschieht. Die preuß. Lehrpläne von 1892 schreiben es für die Classen Quarta bis Prima ausdrücklich vor. Nach dem Verf.

müssen regelmäßige Übungen, Extemporierstunden durch alle mittle
und oberen Classen gehalten werden; für Tertia und Secunda empfi
es sich, Schriftsteller der nächst unteren Classe zu nehmen. Das
vorbereitete Herübersetzen soll vorwiegend mündlich geschehen, sch
liches wird jedoch nicht ausgeschlossen — letzteres ist bekanntlich
uns vorgeschrieben. —

Nun folgt der letzte Theil vom Präparieren. Das Construie
Extemporieren und Präparieren sind scheinbar unzusammenhänge
Dinge, sie hängen aber nach der Lehre des Verf.s aufs engste zusamm
Das Extemporieren beruht, wie oben gesagt, auf dem Construieren, j
häusliche und Schulpräparieren beginne mit Extemporieren und
struieren, d. h. der Schüler extemporiere zuerst den aufgegebenen
schnitt, und wo er stockt, suche er sich durch Construieren zu hel
beides wie er es früher gelernt hat; er mache so mit frischem An
den Versuch, ob er die Stelle mit vorläufiger Weglassung des Un
kannten extemporieren und eine Vorstellung von dem Sinne des Tex
soweit es möglich ist, gewinnen kann; dann erst gehe er daran, Stel
die ihm unklar geblieben sind, vermittelst passender Hilfsmittel zu
wirren und Zweifel zu beseitigen. Das wäre zugleich ein sicheres
nach dem Verf. das wirksamste Mittel, um allerlei schädliche Hilfsmi
endlich einmal aus dem Schulleben zu entfernen. Über diese, die sch
lichen Hilfsmittel und deren Beseitigung, ergeht sich der Verf. ausf
lich. Erlaubte Hilfsmittel sind ihm für die unteren, aber auch für
mittleren Classen Vocabularien, Specialwörterbücher nicht unbedingt.
Vortheile des Vocabulars vor dem Special- und dem Universalwörterb
und vor der vom Schüler angefertigten Präparation werden ausführ
dargelegt. Um zu zeigen, in welchem Ausmaße und in welcher Weise
Präparation vorgenommen und die dafür vorhandenen Mittel ben
werden sollen, werden die Classen von Sexta bis Prima durchwand
ähnlich wie es in unseren »Instructionen« geschieht.

Das dürfte so ziemlich das für uns Wichtigste aus dem lehrreic
Buche sein. Daneben findet sich noch manches andere, so eine ausf
liche Begründung der Verwerfung des lateinischen Aufsatzes, auße
zur gründlichen und lichtvollen Erläuterung der Lehren manche Ex
plification.

Das Buch sei hiemit allen Fachgenossen eindringlich zum Stud
empfohlen. Dasselbe bietet so manches zur Erklärung und Begründ
unserer »Instructionen« und neuerer Vorschriften für den Unterricht
den altclassischen Sprachen. Denn das Wesentlichste und Wichtigste
Buches ist bei uns bereits in die für die Unterrichtspraxis geltenden
schriften eingeführt, zum Theile wenigstens, wie es scheint, auf Gr
der vorliegenden Schrift, so die Berücksichtigung der Elementarstili
schon von der untersten Classe an, wobei eben in den »Instruction
der Verf. angezogen wird, so weiter die Vorpräparation u. a.

Als gewissenhafter Rec. glaube ich erwähnen zu sollen, dass
dem Buche sich manche Druckfehler finden, dass es S. 23 nach
strengen Stilistik Nuntii si poterunt usw. heißen müsste, dass »w

.. verleiten würde« S. 41 als nicht gutes Deutsch gilt, dass das sche Citat S. VI Tempora mutantur, et nos (recte: nos et) usw. bei em Philologen wohl nicht zu erwarten war.

Schließlich sei noch die Bemerkung erlaubt, dass eben von dem danken, ein Extemporieren, wie es dem Verf. vorschwebt, und hiebei Zurückgehen auch auf die Classiker der vorangehenden Classen leicht machen, der Rec. zur Zusammenstellung seiner zwei Chrestomathien (— Chrestomathie aus lateinischen Classikern« und »Chrestomathie aus echischen Classikern«) bestimmt worden ist.

Wien. J. Rappold.

Die österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Berlin.

Nachdem im April 1892 auf der Generalversammlung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Berlin die Organisation von Gruppen empfohlen worden war, wurde durch das Mitglied des Curatoriums Dr. E. Hannak die Gründung einer österreichischen Gruppe angeregt, und es versammelten sich im Sommer 1892 die in Wien ansässigen Mitglieder des Berliner Curatoriums, um die vorbereitenden Schritte zu unternehmen. Es wurde beschlossen, ein Statut auszuarbeiten, das die Möglichkeit bieten sollte, auch in den einzelnen Kronländern Sectionen zu bilden, und dasselbe dem hohen k. k. Ministerium des Innern zur Genehmigung zu unterbreiten. Zu diesem Zwecke wurde ein Comité gebildet, dem als Vorstand Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, k. k. Hofrath, als Vorstandstellvertreter Dr. Kopallik, Domherr und Universitätsprofessor, als 1. Schriftführer Pädagogiumsdirector Dr. Hannak und als 2. Schriftführer Prof. Pröll, Chorherr des Stiftes Schlägl, angehörten. Dieses wandte sich an das hohe Ministerium des Innern, erhielt aber die Verständigung, dass die behördliche Genehmigung zur Constituierung der Gesellschaftsgruppe von einem officiellen Nachweise darüber abhänge, dass die Gesellschaft mit dem Sitze in Berlin zu Recht bestehe. Da in Preußen literarische Gesellschaften keiner behördlichen Controle unterstehen, so konnte der erforderliche Nachweis nicht leicht beschafft werden, Erst Ende Mai 1893, zur Zeit der 42. Versammlung der Philologen und Schulmänner, brachte der Begründer der Gesellschaft Dr. Karl Kehrbach die Bestätigung ihres Bestandes durch das kgl. preuß. Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten nach Wien. Im persönlichen Verkehre wusste er auch das Interesse Sr. Excellenz des Herrn Ministers Dr. Freiherrn von Gautsch für die Bestrebungen der Gesellschaft zu gewinnen, und bei dem Empfange der Philologen und Schulmänner durch Se. Majestät den Kaiser nahm er die Gelegenheit wahr, um die Aufmerksamkeit Hochdesselben auf ein Unternehmen zu lenken, das unter anderen Aufgaben sich auch die gestellt hat, die

Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes in dem durchlauchtigsten habsburgischen Kaiserhause zur Darstellung zu bringen. Die huldvollen Worte, die Se. Majestät an ihn richtete, bekundeten die Theilnahme, die der Kaiser diesem Unternehmen entgegenbringe. Dr. Karl Kehrbach berichtete auch in der pädagogischen Section der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner über die Veröffentlichungen der Gesellschaft unter Vorlage der bis dahin erschienenen „Monumenta“ und „Mittheilungen“ und empfahl den Versammelten eine rege Betheiligung an der zu bildenden österreichischen Gruppe.

Um die Constituierung derselben zu fördern, versammelte er dann die meisten Mitglieder des Curatoriums in Wien und einige andere Gelehrte zu einer Besprechung, wobei insbesondere in allgemeinen Zügen die der Behörde vorzulegenden Statuten den Gegenstand der Verhandlung bildeten. Auf Grund dieser Vereinbarungen wurden von dem ersten Schriftführer Dr. Hannak im Einvernehmen mit dem Vorstande Hofrath Dr. Ritter von Hartel die Statuten festgestellt und dem hohen k. k. Ministerium des Innern unterbreitet. Daraufhin erfolgte am 18. Juli 1893, Z. 46.835, die Erledigung, dass „die Bildung des Vereines „Österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Berlin mit dem Sitze in Wien mit dem Beifügen bewilligt werde, dass die Bescheinigung des legalen Bestandes des Vereines erst nach dessen Constituierung über Ansuchen des Vereines selbst und gegen Vorlage eines tarifmäßig gestempelten Exemplares der Statuten erfolgen kann“.

Da jedoch unvorhergesehene Umstände die Proponenten hinderten, die Action zur Constituierung einzuleiten, so kommen sie erst jetzt in die Lage, für den 3. Mai d. J. alle jene Herren, die ein Interesse an der vaterländischen Culturgeschichte und speciell am Schul- und Unterrichtswesen haben, in den philologischen Hörsaal der Universität (Wien, I. Franzensring 1) um 10 Uhr Früh zur Constituierung eines Vereines einzuladen, der nicht bloß literarische, sondern gleichzeitig durch Aufhellung einer der wichtigsten Seiten geistiger Entwicklung des Vaterlandes und seines durchlauchtigsten Herrscherhauses patriotische Zwecke verfolgt. Österreich hat im Mittelalter, in der Zeit des Humanismus und in der Periode der Aufklärung eine so hervorragende Stelle im Geistesleben des deutschen Volkes eingenommen, dass es eine dankenswerte Arbeit ist, durch Erforschung und Veröffentlichung der verschiedenartigen Quellen zur Schul- und Erziehungsgeschichte diese Thatsache deutlicher und bestimmter zu erweisen, als dies bisher wegen des Mangels entsprechender Untersuchungen möglich war. Nur durch das Zusammenwirken der verschiedenen Kreise der Kirche, der Wissenschaft und der Schule kann dieses schöne Unternehmen gelingen. Deshalb ergeht an alle Vertreter und Freunde der heimischen Geschichte und des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens die Bitte, sich in den Dienst dieser guten und patriotischen Sache zu stellen.

Wien. Dr. E. Hannak.

Die „Monumenta Germaniae paedagogica“ und die „Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“ von Dr. Karl Kehrbach.

Die verdienstlichen Bestrebungen der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Berlin“ sowie ihrer wertvollen Publicationen vor dem Jahre 1892 wurde bereits in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1892, S. 817—820) gedacht. Seitdem sind sowohl in den Monumentis als auch in den Mittheilungen wichtige Beiträge zur Schul- und Erziehungsgeschichte in den Ländern deutscher Zunge erschienen. Der *XII. Band* der Monumenta brachte eine kritisch-exegetische Ausgabe des Doctrinale des Alexander de Villa-Dei (Villedieu) von Prof. Dr. Dietrich Reichling in Heiligenstadt (Berlin 1893). Seit dem 12. Jahrhunderte bis in die Zeit der Reformation bildete dieses Werk die Grundlage des grammatischen Unterrichtes fast in allen civilisierten Ländern Europas. Es ist daher ein außerordentlich dankenswertes Unternehmen, es in einer allen Forderungen der Wissenschaft entsprechenden Ausgabe der Forschung zugänglich zu machen. Dass der Verf. mit seltenem Fleiße und einer fast beispiellosen Gründlichkeit seiner Aufgabe gerecht wurde, mag schon die Thatsache beweisen, dass er 239 Codices, die vom Jahre 1259 bis 1526 reichen, verwertete und außerdem mehr als 267 Drucke, die zwischen den Jahren 1470 und 1588 entstanden, herbeizog. Die große Anzahl der Manuscripte und Druckwerke ist ein deutlicher Beweis von der allgemeinen Verbreitung dieses Werkes. Indem der Verf. unter dem Texte alle abweichenden Lesarten mit großer Sorgfalt hervorhob und gleichzeitig fortlaufende Erklärungen unter Herbeiziehung der anderen grammatischen Schriftsteller anfügte, schuf er eine kritisch-exegetische Ausgabe des Doctrinale von seltener Vollkommenheit. Nicht weniger wertvoll, ja von einer für weitere Kreise wichtigeren Bedeutung ist die Einleitung, welche zunächst „Umfang, Ziel und Methode des grammatischen Unterrichtes im Mittelalter“ darstellt, dann das Leben und die Schriften des Alexander de Villa-Dei behandelt und zuletzt das Doctrinale nach seiner Verbreitung, nach Eintheilung, Inhalt, Stil und Quellen würdigt, um mit einer Schilderung des Kampfes um das Doctrinale abzuschließen, die als eine Geschichte des grammatischen Unterrichtes zur Zeit der Humanisten und Reformatoren bezeichnet werden kann. Sowohl den Philologen als auch allen Freunden wissenschaftlicher Forschung auf dem Gebiete der Culturgeschichte des Mittelalters kann diese Publication aufs wärmste empfohlen werden. Sie ist geeignet, manches Vorurtheil von der in dieser Zeit herrschenden Barbarei zu zerstören.

Der *XIII. Band* der Monumenta schließt die im VI. Bande begonnene Veröffentlichung der siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen ab. Dr. Friedrich Teutsch, Seminardirector in Hermannstadt, publiciert in diesem 1892 erschienenen Bande die Schulordnungen vom Jahre 1782 bis 1883. Sie schließen mit einer ausführlich motivierten

Gesch[illegible] des Landes-Consistoriums an Se. Majestät den [illegible] de dato 5. Februar 1883, der Organisation des [illegible], wie sie der ungarische Reichstag in einem Entwurfe [illegible] 1882 plante, die Sanction zu versagen. Leider ist nicht zu [illegible], welche organischen Veränderungen im Mittelschulwesen des [illegible] Siebenbürgens seit diesem Jahre platzgriffen, sowie überhaupt die beiden Bände des verdienstvollen Schulmannes Quellenmaterials [illegible], das er wohl selbst am besten zu einer Geschichte dieses so interessanten und für die Deutschen Österreich-Ungarns wichtigen Schulwesens verarbeiten kann.

Der *XIV. Band* liefert die Geschichte der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher von den frühesten Zeiten bis 1750 von Dr. Friedrich Schmidt in München (Berlin 1892). Es ist dies die erste umfassende Arbeit, die sich mit der Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes in einem Regentenhause befasst, und der andere dieser Art folgen sollen. Der Verf. liefert zuerst einen geschichtlichen Überblick, der bei dem Herzoge Otto von Wittelsbach, dem Zeitgenossen Kaiser Friedrichs I., beginnt und mit dem Kurfürsten Maximilian Josef († 1777) schließt, woran sich eine große Anzahl von Urkunden der verschiedensten Art (Instructionen, Briefe, aber auch Schulhefte und Zahlungsanweisungen) anreiht. Ein Namen- und Sachregister erleichtert die Orientierung und Verwertung.

Der *XI. Band* bildet den 2., der *XV. Band* den 3. Theil der Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens von Oberst B. Poten (Berlin 1893). Der erstere befasst sich mit Hannover, Hessen, Mecklenburg, Münster, Nassau und Oldenburg, der letztere mit Österreich. Dieser ist für uns von erhöhtem Interesse, weil er das Militär-Erziehungs- und Bildungswesen unseres Vaterlandes behandelt. Von historischem Interesse ist die Akademie, welche Wallenstein 1624 in Gitschin gründete, mit welcher Potens Werk anhebt. Am umfangreichsten ist die Gegenwart (der VI. Zeitraum) bedacht, welche die Zeit von 1874—1891 umfasst und nach einer kurzen historischen Einleitung alle Anordnungen zusammenstellt, die noch jetzt im Militär-Erziehungs- und Bildungswesen gelten. Nächst der Gegenwart sind auch die Reformen auf diesem Gebiete, die an Maria Theresia (II. Zeitraum) und Erzherzog Karl (III. Zeitraum) anknüpfen, ausführlicher dargestellt.

Neben diesen umfangreichen Publicationen enthalten auch die *Mittheilungen der Gesellschaft* viel wertvolles Material. Seit der ersten Anzeige (l. c. S. 818) sind zwei Jahrgänge vollständig und das 1. Heft des IV. Jahrganges erschienen. Aus dem II. Jahrgange (1892) seien insbesondere die Beiträge zur Geschichte des Philanthropins in Dessau von Dr. Franke hervorgehoben, welche wichtige, bisher nicht veröffentlichte Urkunden aus der Zeit nach der Abdankung Basedows beibringen, die einen Einblick in den Lehrplan und Unterrichtsbetrieb in den Jahren 1779—1782 ermöglichen. Auf österreichische Verhältnisse Bezügliches bieten: Karl Werner, indem er aus der Chronik des Iglauer Gymnasiums jene Reformen mittheilt, die daselbst unter

Maria Theresia bei dem Übergange von einer Jesuitenschule in eine Staatsanstalt platzgriffen; Dr. E. Hannak, der einen Brief im Original und in deutscher Übersetzung veröffentlicht, den der Bischof von Trient Hinderbach an die Kaiserin Eleonore bezüglich der Erziehung ihres Sohnes, des nachmaligen Kaisers Maximilian I., richtete, und diesen Brief durch die erforderlichen Erläuterungen über das Leben des Bischofs und über die pädagogische Schrift des Äneas Silvius, die von Hinderbach der Kaiserin empfohlen wurde, ergänzt; Prof. Dr. Lösche durch Zusammenstellung eines Verzeichnisses der Bibliothek der Lateinschule zu Joachimsthal in Böhmen, aus welchem ein Einblick in den Stand des Bildungswesens in Böhmen während des 16. Jahrhunderts, dem die weitaus größte Zahl der Bücher angehört, gewonnen und die Geschichte des Humanismus in der Reformationszeit erläutert werden kann.

Der III. Jahrgang (1893) bringt wieder viel Lehrreiches und Interessantes. Dr. Max Hermann behandelt die Verwendung der Dramen des Terentius in den deutschen Schulen von den Sachsenkaisern angefangen bis ins 16. Jahrhundert und liefert damit einen wertvollen Beitrag zur Schulgeschichte des Mittelalters. Dr. K. Kehrbach veröffentlicht eine Studierordnung, welche die Herzogin Dorothea Susanna von Weimar für ihren Sohn Herzog Johann im Jahre 1583 gab, die uns mit allen Details der Tages- und Wochenordnung des Prinzen bekannt macht. Die Bedeutung Iustus Mösers für die nationale Erziehung beleuchtet Dr. Hugo Isenbart durch Publication eines Briefes Mösers an W. v. Edelsheim über »Erziehung fürs praktische Leben«. Eine Anregung zu besonderen Forschungen bieten Dr. P. Stötzner durch die Angabe des Inhaltes eines Schulliederbuches von 1532 und Dr. P. Bahlmann durch Zusammenstellung von lateinischen und deutschen Schulregeln aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Speciell auf die Geschichte der Pädagogik in Österreich bezieht sich die übersichtliche Darstellung der Geschichte des Volksschulwesens in Salzburg von H. J. Wagner und das Verzeichnis der Schulcomödien, die in der Jesuitenschule zu Neisse in den Jahren 1706—1709 aufgeführt wurden, das H. Becker liefert. Es fällt auf, dass in diesem Verzeichnisse die Stoffe aus dem classischen Alterthume ganz vernachlässigt erscheinen.

Wenn wir noch hinzufügen, dass von dem rührigen Herausgeber Dr. K. Kehrbach alle im Buchhandel selbständig erscheinenden Werke und alle in den Zeitschriften enthaltenen Abhandlungen, die sich auf die Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes beziehen, sorgfältig zusammengestellt werden, so dürfte zur Genüge erwiesen sein, dass die Publicationen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte für alle, die sich mit dem Schul- und Unterrichtswesen befassen, viel des Interessanten und Wertvollen enthalten, weshalb speciell allen Mittelschulen aufs wärmste empfohlen wird, durch Beitritt zu dieser Gesellschaft sich in den Besitz von deren Schriften zu setzen.

Wien. Dr. E. Hannak.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Peter Corssen, Der Cyprianische Text der Acta apostolorum. Progr. Schöneberg-Berlin 1892.

Der künftige Herausgeber der Vulgata überrascht uns hier mit einer schönen Entdeckung. Er weist einfach und überzeugend nach, dass der von Berger edierte Palimpsest von Fleury (Le Palimpseste de Fleury, Paris 1889), der Codex Gigas und der Codex Bezae mit Lucifer von Cagliari die bei Cyprian gebrauchte lateinische Bibelübersetzung repräsentieren, die sich auch in Augustins Schriften gegen die Manichäer findet. Ferner wird dargelegt, dass diese alte Übersetzung, die offenbar damals in der Kirche canonische Bedeutung hatte, mit dem sogenannten occidentalischen Texte unserer griechischen Bibelhandschriften stimmt. Corssen wagt noch keinen eigentlichen Angriff auf den Vaticanus und Sinaiticus, der jetzt bereits von zwei Schülern A. Harnacks für die Apokalypse und die apostolischen Briefe mit aller Wucht ausgeführt worden ist. So viel steht wenigstens für den Ref. fest, dass man jetzt nicht mehr auf jene zwei Handschriften allein den griechischen Text wird aufbauen dürfen. Abermals gewinnt so die Übersetzung des Hieronymus an Bedeutung für diesen Text. Es ist zu bedauern, dass C. die betreffenden Schriften Augustins noch nicht in Zychas Ausgabe benützen konnte. In manchen Einzelheiten ist Ref. anderer Meinung als der Verf. Die von Belsheim so schlecht edierten Fragmenta Vindobonensia (Christiania 1886), dessen Ausgabe C. mit Recht wegen ihrer notorischen Wertlosigkeit bei seiner Untersuchung nicht heranzog, werden bald in neuer Ausgabe erscheinen.[1]

Studien zu den Legenden des h. Theodosios von Karl Krumbacher. München 1892. (Aus den Sitzungsberichten der k. bayer. Akad. d. Wissensch. 1892, Heft II.)

Vielleicht wird man fragen, was die Anzeige einer derartigen Untersuchung in dieser Zeitschrift zu thun habe. Sie eröffnet der allgemeinen Forschung ein bisher fast ganz verschlossenes Gebiet. Usener und seine Schüler benützten die Legenden fast nur zu mythologischen Zwecken, wie den Lesern dieser Zeitschrift aus der Anzeige des Wiseschen Buches bekannt ist. Der Meister verfolgte dabei allerdings auch

[1]) Nach Dr. Ph. Thielmanns Angabe im Archiv für lat. Lexicographie 1893, der uns eine neue Ausgabe der Itala verspricht, die uns gleichzeitig auch von Linke in derselben Zeitschrift in Aussicht gestellt wird.

streng theologische Ziele. Nun sind sie aber auch für die Cultur-, Profan- und Kirchengeschichte eine schier unerschöpfliche Quelle. Die hohe Bedeutung der lateinischen Legenden wurde bereits von der Centraldirection der Monumenta Germaniae historica anerkannt, die eines ihrer tüchtigsten Mitglieder Krusch mit der Bearbeitung der merovingischen Heiligenleben betraute. Ob nun eine gründliche historische Untersuchung dieser ohne eine auf wissenschaftlicher Basis begründete Ausgabe der griechischen Legenden möglich sei, ist wohl zu bezweifeln. Vorliegende Abhandlung weist nicht nur die Nothwendigkeit einer solchen Sammlung, der zunächst ein Verzeichnis sämmtlicher hieher gehörigen Handschriften vorangehen muss, nach, sondern zeigt auch den Weg, der bei einer solchen Arbeit einzuschlagen ist.

Das Hauptverdienst dieser Schrift liegt auf dem Gebiete der Methode. Kr. geht von der Usener'schen Bearbeitung der Theodosioslegende aus und weist auf das desultorische und willkürliche Verfahren, das auf diesem Arbeitsfelde bisher beobachtet wurde, hin. Man veröffentlichte ein Heiligenleben nach einer und zwei Handschriften, die einem zufällig in die Hände kamen. Der Verf. lehrt nun nach einer gründlichen Untersuchung fast sämmtlicher Bibliotheken Europas, dass die in Betracht kommenden Handschriften in solche zerfallen, die noch nicht einen von Symeon Metaphrastes umgearbeiteten Text enthalten, und solche, die einen nach dessen Schablone gebildeten Wortlaut überliefern. Von wirklichem Werte ist natürlich nur die erste Classe, während die zweite mit einer dritten, in der nur verkürzte Legendenmenäen stehen, nicht herangezogen zu werden braucht. Es werden auch die Erkennungszeichen der einzelnen Gruppen angegeben. Der Verf. ladet uns zu einer reich besetzten Tafel ein, und es ist nur zu wünschen, dass recht viele von dieser Einladung Gebrauch machen; denn es ist Platz in Menge vorhanden. Freilich ist auch wenigstens einige Kenntnis des byzantinischen Griechisch nöthig, und Kr. liefert S. 270 und 271 einige köstliche Proben von Missverständnissen, die uns selbst bei Philologen ersten Ranges begegnen, welche ein Studium der späteren Gräcität für überflüssig hielten.

Es steht aber auch vieles andere in dem Buche, das unser reges Interesse erregt. Dazu rechnet Ref. besonders die Darstellung, welche den poetischen Bearbeitungen der Theodosiuslegende und den Todtenfiertagen zutheil wurde. Endlich sei auch noch auf die 'Randglossen' (S. 361—377) hingewiesen, deren wichtigste wohl jene ist, welche über 'Byzantinergriechisch' handelt, für das in der ganzen Abhandlung sehr vieles in einzelnen hingestreuten Bemerkungen abfällt. Pitras Arbeiten wird S. 271 der Stempel vollständiger Unzuverlässigkeit aufgedrückt. Hoffentlich findet sich bald jemand anderer, der sie von neuem in Angriff nimmt. Für den Ref. war der Hinweis auf die Entstehung der antikisierenden Epigrammatik (S. 337), die im 10.—12. Jahrhundert mit glücklichem Erfolge weitergepflegt wurde, höchst wertvoll; denn nur so erklärt sich die Vorliebe für diese Dichtungsart bereits bei den älteren Humanisten Italiens, die eben von den Byzantinern viel mehr gelernt haben als trockene Grammatik. Ref. behält es sich vor, den Einfluss, den die Byzantiner auf allen Gebieten literarischer Production auf die italienischen Humanisten ausgeübt haben, an anderer Stelle ausführlich zu behandeln.[1])

Kurz, es gibt wenige Bücher, aus denen soviel Neues gelernt werden kann, wie aus dem vorliegenden. Ein Index würde die Benützung dieser Studien noch bedeutend erleichtern.

Oberhollabrunn. Dr. Karl Wotke.

[1]) Vgl. jetzt dessen Vortrag auf der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 'Über den Einfluss der byzantinischen Literatur auf die älteren Humanisten Italiens' (vgl. Verhandlungen der 42. Vers. S. 290—293).

Programmenschau.

41. Škoda Anton, Der Froschmäusekrieg (Übersetzung). — Ovids Heroide Penelope Ulixi (Übersetzungsprobe). (Překlad Batrachomyomachie, ukázka z překladu Ovidia Nason „List Penelopin Ulixovi"). Progr. des k. k. Gymn. in Příbram 1891. 8°, 15 SS.

Beide Übersetzungen ohne Angabe der benützten Textrecension. Für die Batrachomyomachie scheint ein noch älterer Text als Baumeister zugrunde gelegen haben. Man vgl. die vv. 235, 267, 275 u. a. (der Übersetzung), welche weder nach Baumeister, noch nach Abel behandelt sind. Der Mühe kritische Beiträge zu vergleichen hat sich der Übersetzer überhoben geglaubt, jedenfalls nicht zum Vortheil seiner Übertragung, die sonst durch ihre Glätte und treffende Wiedergabe der Eigennamen anspricht, für die Kritik aber eine genauere Controle misslich macht.

Auch der zweiten Übersetzungsprobe lässt sich das Lob der Gewandtheit nicht versagen. V. 6 ist für 'insanis' als Object des Wunsches der Penelope ein stärkerer Ausdruck zu wählen als das schwache 'rozčeřených' — v. 7 ist 'frigida' wörtlich zu nehmen, in dem bei römischen Erotikern so häufigen Sinne; v. 28 gibt 'facta' für 'fata' gesetzt einen weit deutlicheren Sinn; auch im folgenden Vers bietet Schenkls Lesung 'laeti' für 'justi senes' einen passenderen Gegensatz zu 'trepidae puellae'. Kann 'posita mensa' v. 31 'auf vollbesetztem Tische' heißen? Man erwartet den Gedanken: nachdem die Tafel abgeräumt wurde und das Symposium anfieng. — Den v. 44 verlangt die Logik des liebenden Weibes als Frage zu fassen; ante ist mit memor zu verbinden also: hast du dich gut vorgesehen und hast du auch vorher meiner gedacht? Ismarius ist v. 46 ohne Noth unübersetzt geblieben.

42. Korec, Dr. Johann, 1. Über einige Nachrichten über Herodot, die bisher als echt betrachtet wurden. 2. Über die Chronologie einiger Herodoteischen Reisen. (1. Úvaha o některých zprávách o Herodotovi posud za pravé pokládaných. 2. O chronologii některých Herodotových cest.) Progr. des k. k. böhm. Obergymn. in Brünn 1891, 8°, 30 SS.

Nach einigen einleitenden Worten über Herodots Wertschätzung im Alterthum geht der Verf. an den ersten negativen Theil seiner Abhandlung, und liefert uns eine genaue Analyse des Suidas'schen Berichtes, deren Ergebnisse S. 18 folgendermaßen resumiert werden: Der Bericht des Suidas ist späteren Urprungs, er ist lückenhaft und enthält Unrichtiges und Unsicheres. Als unrichtig werden unter anderem besonders die politische Action des Herodot gegen Lygdamis, sein 'Exil' auf Samos und die Angabe erwiesen, Herodot habe erst auf Samos den ionischen Dialect kennen gelernt. Unsicher sind: die Verwandtschaft mit dem Epiker Panyassis und der Sterbeort. Kirchhoffs, Bauers und Hachez' Theorien über Entstehung des Herodoteischen Geschichtswerkes werden kritisch behandelt und gegen Bauers Annahme einer Überarbeitung die einer späteren Ausarbeitung aufgestellt, wobei Buch VII—IX zuletzt geschrieben wurden. Der folgende positive Theil bespricht die Chronologie einiger Reisen Herodots. Es wird versucht festzustellen, wann Herodot sich in Athen, Sparta, Delphi und Samos aufgehalten habe, und zum Schluss der Eindruck charakterisiert, welchen der ägyptische Aufenthalt auf den Geschichtsschreiber ausgeübt hat. Die negativen Resultate sind wohl anzunehmen, die Beweisführung ist eingehend. Auch den Ausführungen des zweiten Theiles ist hohe Wahrscheinlichkeit nicht abzusprechen. Der Verf.

cht vorsichtige Methode, man vgl. die S. 20 ff. aufgestellten For-
kriterien. Trotzdem kommt man dabei nicht über Hypothesen

Der Verf. zieht die Art und Weise der Herodoteischen Vergleiche
und meint, man könne daraus, dass Ding x zu y verglichen wird,
en, Ding y sei dem Historiker bekannter, also älter gewesen. Da-
ist zu bemerken — abgesehen von den Fällen, die der Verf. selbst
nderen Gründen ausgenommen wissen will — dass bei der späteren
rbeitung des Werkes Herodot mehrere Parallelen vorgelegen sein
en. Was nun als y zum Vergleich benützt wird, darüber muss nicht
de die Zeitfolge entscheiden; auch logische Ähnlichkeitsgründe mögen
der Wahl des jüngeren als passenderen Gegenstandes bestimmend
esen sein. Auf Grund der Stelle V. 77 nimmt der Verf. an, Herodot
e sich nach dem Jahre 432 für längere Zeit in Athen aufgehalten.
t Recht wird an der Annahme festgehalten, dass Herodot die fertigen
opyläen persönlich in Augenschein genommen habe. Wenigstens lassen
h z. B. die Worte ἀντίον δὲ τοῦ μεγάρου τοῦ πρὸς ἑσπέρην τετραμ-
μενου und τὸ δὲ ἀριστερῆς χειρὸς ἑστηκε cet. nur als auf Autopsie be-
thend deuten. Im Schlusscapitel des dritten Buches erwähnt Herodot
ines Enkels des Zopyros, der nach Athen übergelaufen war. Auf diese Er-
ähnung stützt der Verf. die Vermuthung eines dritten Aufenthaltes des
Herodot in Athen und zwar um das Jahr 440. Darnach hätte Her. die
Zopyrosgeschichte von diesem Zopyros gehört und dieselbe ungeschickter-
weise mit seiner persischen Erzählung verflochten. Aber eine Anekdote
von so allgemeiner Verbreitung — sie hat ja bekanntlich auch ihre Dop-
pelgänger — kann der weltgereiste Forscher auch anderswo vernommen
haben. Warum hätte er sich sonst das Vergnügen versagen sollen, die
interessante Thatsache einer persönlichen Begegnung mit dem Nach-
kommen des Zopyros seinen Lesern mitzutheilen? Auch den ehrlichen
Herodot werden wir von einer gewissen Touristeneitelkeit nicht frei-
sprechen wollen.

Prerau. Alois Fischer.

---

43. Barewicz Witold, Goethes Egmont in Schillers Bearbeitung. Progr. des Franz Josef-Gymn. in Lemberg 1892, 8°, 38 SS.

Der Verf. erwähnt in der Einleitung die Beweggründe, welche Goethe und Schiller zu einer Theaterbearbeitung für die Weimarer Hofbühne veranlassten, stellt sodann den Verlauf der Handlung in Schillers Bearbeitung dar und unterzieht im Fortgange seiner Darstellung einzelne Scenengruppen der Umarbeitung einer genauen Kritik. Schiller hat die bei Goethe weniger beachtete Einheit des Ortes und der Handlung wiederhergestellt, allerdings dadurch, dass er ganz gewaltige, in den Bau, ja in das Wesen des Stückes tief einschneidende Verschiebungen und Neugruppierungen von Scenen vornahm, so durch Zusammenrückung der Volksscenen, durch Vereinigung der Clärchenscenen. Auch auf die Charaktere des Stückes blieben die Veränderungen nicht ganz ohne Einfluss. Nicht unbeträchtlich sind die stilistischen Änderungen. Sie lassen sich in folgende Hauptgruppen bringen: Die Wortfülle, welche Goethe oft zur Bezeichnung einer Thätigkeit oder eines Begriffes anwandte, wichen in der Bühnenbearbeitung einem knapperen Ausdrucke. Bildliche Ausdrücke wurden durch nicht bildliche ersetzt oder gestrichen. Damit hängt zusammen, dass Gleichnisse, Personificationen und ausgeführte Naturbilder verschwanden, Vergleiche wurden gestrichen. Ebenso wurde das leidenschaftlich Erregte des Ausdruckes, wo er hyperbolisch wird, besond
den Worten Clärchens, von Schiller ausnahmslos getilgt. Auch

wähnung des Wunderbaren und Religiösen fiel fast immer weg. Sodann verschwand in der Bearbeitung das Derbe und Realistische, wodurch der charakteristische Stil starke Einbußen in den Volksscenen erlitt. — Manche stilistischen Änderungen sollen dem Ausdrucke größere Präcision und Klarheit geben, manche enthalten Winke für die Schauspieler oder stehen mit Änderungen des Ganzen im Zusammenhange. »Da die Bearbeitung«, sagt der Verf., »vor allem die Aufführbarkeit und den Erfolg des Dramas auf der Bühne im Auge hatte, durfte Schiller vor allem anderen das Bühnenbild und die Geschmacksrichtung des Weimarer Publicums nicht unberücksichtigt lassen. Auf dieses Bestreben Schillers lassen sich eine ganze Reihe von Änderungen zurückführen, in denen die Eigenart Schillers im Unterschiede zu Goethe am markantesten hervortritt.«

Besonders sind bei den Actschlüssen Veränderungen vorgekommen, die in einem gewissen inneren Zusammenhange stehen. Die Betrachtung ergibt, was schon von den Zeitgenossen erkannt und hervorgehoben wurde, dass Schiller mit erbarmungsloser Kritik das Werk Goethes umgearbeitet hat. Es gewann dadurch allerdings an Präcision und Bühnenwirksamkeit, es wurde aus einem Buchdrama ein aufführbares Stück, aber auch das eigentliche Wesen des Originals und manche große Schönheit wurde geopfert. Es ist nicht mehr Goethe, der uns entgegentritt, wir sehen eine Vorstudie zum Wallenstein. Auch Lessings Nathan wurde von Schiller in ähnlicher, gewaltsamer Weise bühnengerecht zugestutzt, was bereits Klingers Unwillen erregt hatte.

44. Feierfeil Georg, „Die Verlobung in St. Domingo“ von Heinrich v. Kleist und Th. Körners „Toni“. Progr. des Stift-Obergymn. der Benedictiner in Braunau 1892, 8°, 39 SS.

Die beiden im Titel erwähnten Werke stehen ihrem Inhalte nach in einem nahen Zusammenhange. Heinrich v. Kleist hat den Stoff zu seiner classischen Novelle wahrscheinlich in der Schweiz kennen gelernt, Theodor Körner diesen bald nach dem Erscheinen der Erzählung, welcher von den Zeitgenossen wenig Beachtung geschenkt wurde, dramatisch verwertet. »Toni« gehört zu den schwächsten Leistungen Körners, gleichwohl hat ihm das Stück bedeutend mehr Ruhm eingetragen, als Kleist für seine Novelle erntete.

Die Abhandlung beschäftigt sich mit einer eingehenden Analyse zunächst der Kleist'schen Dichtung. Die Mittel der poetischen Darstellung, welche diesem Dichter zugebote standen und die er in seiner Novelle mit großer Kunstfertigkeit zur Anwendung brachte, werden einer genauen Betrachtung unterzogen. Die klare Veranschaulichung der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse bis auf den geringsten Nebenumstand, die sprachlichen und stilistischen Kunstmittel werden sorgfältig besprochen. Nach denselben Gesichtspunkten wird auch Körners Drama geprüft. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist für Körner ungünstig. Die Schilderungen sind im Vergleiche matt, die Sprache phrasenhaft. Zahlreiche Entlehnungen aus Schillers Ausdrucksweise, die man bei Körner überall finden kann, werden auch hier nachgewiesen. Durch die willkürliche Änderung des Schlusses wird die tragisch angelegte Novelle Kleists ziemlich äußerlich und willkürlich in ein Stück mit gutem Ausgange verwandelt.

45. Pölzl Ignaz, Das Fremdwort in der deutschen Sprache. Progr. der Comm.-Oberrealschule im IV. Bez. in Wien 1892, 8°, 50 SS.

Der Aufsatz ist für die Lectüre der Schüler berechnet. Diese sollen über den gegenwärtigen herrschenden Kampf gegen den Missbrauch mit Fremdwörtern belehrt werden. Der Verf. erwähnt die älteren und

gegenwärtigen Bestrebungen, unsere Sprache zu reinigen, ist mit ißvollem Vorgange durchaus einverstanden, schließt sich jedoch nicht übertriebenen Ansicht an, dass man die fremden Ausdrücke um jeden is, also auch auf Kosten der Deutlichkeit und des guten Geschmackes drängen soll. Es ist kein Gewinn für die deutsche Sprache, wenn nde Worte, welche sich bereits eingebürgert haben, durch schleppende, tschweifige und unschöne Zusammensetzungen mühsam umschrieben den; ferner zeigt er an einer Reihe trefflich gewählter Beispiele, dass Wahl eines Fremdwortes oft darum nöthig ist, weil mit ihm eine benbedeutung verbunden wird, welche in dem deutschen Ausdrucke t liegt und auch nicht hineingelegt werden kann. Da eine Anzahl ndwörter Gemeingut aller Culturvölker geworden ist, somit einen Beidtheil aller modernen Cultursprachen bildet, empfiehlt es sich nicht, e zu beseitigen. Dagegen wendet sich der Verf. gegen den gedankenn Gebrauch fremder Ausdrücke, z. B. gegen Redewendungen, in hen ein beigesetzter deutscher Ausdruck den fremdländischen umreibt, sowie gegen die nicht hinwegzuleugnende Nachlässigkeit der tschen, Worte aus anderen Sprachen häufiger aufzunehmen, als dies hig ist. Zumal empfiehlt es sich beim schriftlichen Ausdrucke stets untersuchen, ob man für das fremde Wort nicht einen passenden atz finden kann. Dies nöthigt zum Nachdenken über die Sprache ist jedenfalls ein großer Gewinn. Die Einführung einheimischer rter an Stelle der fremden soll zugleich eine Bereicherung unserer ache sein (vgl. S. 15), Goethe (Kunst und Alterthum I. Bd.) weist Bahn hiezu mit nachstehenden Worten: »Die Muttersprache zugleich igen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung e Bereicherung erweist sich öfters geistlos; denn es ist nichts bemer, als von dem Inhalte absehen und auf den Ausdruck passen. Der streiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche rrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten lässt, da ihm es Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte?«

Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung macht der Verf. die Jugend rauf aufmerksam, dass es neben dem Missbrauche mit fremden Worten ch eine Reihe von Sprachsünden gibt, welche mindestens ebenso verrblich genannt werden können wie diese und bringt hiefür eine Reihe n Beispielen. Den Beschluss macht eine Zusammenstellung: »Im Kreise r Schule vorkommende Fremdwörter nach Abstammung und Bedeutung.« 21—50.

Wien. Dr. F. Prosch.

. Laharner A., La Fonetica come scienza ausiliare nell' insegnamento della lingua tedesca col metodo analitico. — Zatelli Domenico, Il primo capitolo di un corso di lingua francese per le scuole. Progr. der k. k. Oberrealschule Elisabettina in Rovereto 1892, 8°, 25 SS.

Das vorliegende Programm enthält zwei Abhandlungen, von welchen erstere, von Prof. A. Laharner herrührend, den deutschen Sprachterricht zum Inhalt hat, während die zweite, von Prof. Domenico Zatelli, ch auf das Französische bezieht. Beide Arbeiten verfolgen den Zweck, ss die »gesprochene« Sprache in den Vordergrund zu treten habe und ss die systematische Behandlung der Grammatik auf die »wichtigsten« rscheinungen der Sprache zu beschränken sei. In beiden Abhandlungen it die Lautschrift, wenn auch in beschränktem Maße, ihre Verwertung funden.

Laharner bespricht zuerst in kurzen Worten die Geschichte d analytischen Methode, erwähnt ihre wichtigsten Vertreter und lässt dan ohne weitere Einleitung, ein kleines Lesestück in seiner phonetische Transscriptionsart folgen, die jedoch nicht immer consequent durchgefüh ist; wenn z. B. S. 7 seien = zäien, zwei = tsvai, warum dann auf d gleichen Seite unverändert »einen«, »nein«, dagegen wieder S. 12 ein 'ain, Verein = fɛr-'ain, S. 15 »nein«, aber mein = main? Mutter = M und einige Zeilen später »mutr«. Hierauf folgt S. 9—15 eine »bre esposizione del sistema fonetico«, was nur ein kurzer Auszug aus Viet »Elemente der Phonetik und Orthoepie« ist und daher einen besonde Wert nicht besitzt. Der Lehrer wird ja immer lieber zu den Werk der großen Meister greifen, also eines Helmholz, eines Sievers, ei Vietor, eines Trautmann, und was die Schüler betrifft, gibt der V selbst zu, dass »la fonetica è fatta pel maestro e non per gli scola Übrigens soll die Abhandlung eine Fortsetzung haben und es lässt daher derzeit über dieselbe ein abschließendes Urtheil noch nicht fäll

Zatelli gibt uns zuerst eine kurze Beschreibung der Laute, o natürlich auf die Art ihrer Entwicklung einzugehen; die Darstellung Lautgesetze findet in klarer, knapper und übersichtlicher Weise st die Lautschrift kommt hierbei in consequenter Art und ausgedehnt Maßstabe zur Verwendung; auf die richtige Aussprache der französisc Wörter wird die größte Sorgfalt verwendet; die Quantität und die Qual der Vocale werden fortwährend in gleicher Weise berücksichtigt; k Hinweise auf analoges Lautverhältnis im Italienischen oder Deutsc erhöhen noch den Wert der Arbeit. Die ganze Anordnung ist klar obwohl auf wissenschaftlicher Grundlage ruhend, doch elementar ge gehalten. Der junge Zögling findet in dieser Abhandlung in schön und oft geradezu peinlicher Ordnung alles, was er braucht, aber a nur das. Abgesehen von den Lautgesetzen werden die Schüler mit wichtigsten französischen Vocabeln vertraut gemacht und zugleich ihnen das Nöthigste aus der Verballehre in durchgehends verständlic fasslicher und logischer Gruppierung geboten. Die kleinen Übungen eine dem Gedankenkreise der jungen Zöglinge angepasste Blüten Mit Recht glaube ich Zatellis Abhandlung eine Musterarbeit nennen dürfen, selbstverständlich in ihrer elementaren Art.

Wien. Joh. Alto

---

47. Anděl Anton, Die Spirale in der decorativen Ku
Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule in Graz 1892, 8°, 12 S

Der Verf. hat seiner vorjährigen Abhandlung über den Akan eine neue folgen lassen, über die Spirale. Er bespricht die mathemati Natur der zwei Arten von Spirallinien und geht dann auf die Anwen derselben in der Kunst über, die er aus der Flechterei, aus Metalltechnik und aus der Naturnachahmung erklärt. An Hand der Koldewey'schen Untersuchungen der zwei Typen mit v caler und horizontaler Tendenz der bei Kapitälen angewendeten Sp (Voluten) bespricht er die vorderasiatischen und ionischen Bildungen verfolgt dann deren Anwendung in der römischen, byzantinischen, r nischen Kunst und der Renaissance. Die lesenswerte Abhandlung von drei Tafeln mit guten Zeichnungen begleitet und liefert ein brauchbares, instructives Material allen jenen, welche sich für den Urs architektonischer Organismen interessieren.

Graz. Josef Wastle

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1894, Heft 2, S. 185).

Deutsch.

Mach Franz J., Katholische Liturgik. Zum Gebrauche für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten. 2. unv. Aufl. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1893. Pr. geh. 70 kr., geb. 85 kr. (Min.-Erl. v. 6. Febr. 894, Z. 1184).

— — Geschichte der Offenbarung des neuen Bundes. Zum Unterrichtsgebrauche an Mittelschulen und verwandten Lehranstalten. 2. unv. Aufl. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1892. Pr. geh. 80 kr., geb. 95 kr. (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1894, Z. 1184).

Steiner, Dr. Josef und Scheindler, Dr. August, Lateinisches Lehr- und Übungsbuch für die I. Classe der österr. Gymn. Im Anschlusse an die latein. Grammatik von Dr. August Scheindler. 2 Theile. 1. Theil: Übungsstücke. 2. Theil: Wortkunde. 2. umg. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1894. Pr. beider Theile geh. 75 kr., geb. 1 fl., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 15. Febr. 1894, Z. 2438).

Lampel Leopold, Deutsches Lesebuch für die 3. Classe österr. Mittelschulen. 3. wes. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr. (Min.-Erl. v. 14. Febr. 1894, Z. 2803).

Willomitzer, Dr. F., Deutsche Grammatik für österr. Mittelschulen 6. verb. Aufl. Wien, J. Klinkhardt u. Comp. 1894. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Classe allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Febr. 1894, Z. 2789).

Fetter Johann, Lehrgang der französischen Sprache. I. und II. Theil. 5. unv. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1894. Pr. brosch. 1 fl., geb. 1 fl. 15 kr. (Min.-Erl. v. 10. Febr. 1894, Z. 2790).

— — Lehrgang der französischen Sprache. IV. Theil: Übungs- und Lesebuch. 2. unv. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1894. Pr. brosch. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr. (Min.-Erl. v. 10. Febr. 1894, Z. 2790).

Hannak, Dr. Emanuel, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die unteren Classen der Mittelschulen. Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen. 10. umg. Aufl. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 54 kr., geb. 74 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. März 1894, Z. 5212).

Kiepert Richard, Westlicher und östlicher Planiglob. 10 Blätter, polit. Ausg. Berlin, Dietrich Reimer 1892. Pr. in Umschlag roh 6 fl. 30 kr., auf Leinwand in Mappe 10 fl., auf Leinwand mit Stäben 11 fl. 50 kr.

— — Stumme physikalische Wandkarte von Mitteleuropa. 9 Blätter. Berlin, Dietrich Reimer 1892. Pr. in Umschlag roh 7 fl. 50 kr., auf Leinwand in Mappe 12 fl. 50 kr., auf Leinwand mit Stäben 13 fl. 90 kr., als Lehrmittel allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 29. Dec. 1893, Z. 28.426).

Močnik, Dr. Franz Ritter von, Geometrische Anschauungslehre für Untergymn. II. Abth. (für die 3. und 4. Classe). 18. umg. Aufl. von Dr. Fr. Wallentin. Wien, K. Gerolds Sohn 1894. Pr. 50 kr., geb. 65 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. März 1894, Z. 4938).

Močnik, Dr. Franz Ritter von, Lehrbuch der Geometrie für die oberen Classen der Mittelschulen. 22. im wesentl. unv. Aufl., bearbeitet von Dr. Fr. Wallentin. Wien, K. Gerolds Sohn 1894. Pr. geh. 1 fl. 65 kr., in Leinwand geb. 1 fl. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. April 1894, Z. 6380).

Monatshefte für Mathematik und Physik (vom Jahrg. 1894 um eine Literaturbeilage bereichert). Mit Unterstützung des Min. für C.

und U. herausg. von den Univ.-Proff. G. v. Escherich und Hofrath E. Weyr in Wien. Commissionsverlag Buchhändler S. Eisenstein, Wien, Währingerstraße 4. Pr. des Jahrg. 7 fl. Auf das Erscheinen dieser Monatshefte werden die Lehrkörper der Gymnasien abermals aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 31. Januar 1894, Z. 29.342 ex 1893).

Klippel A. in Dortmund, Der Sternenhimmel zu jeder Stunde des Jahres. Drehbare Sternkarte (Modell). 11. Aufl. Verlag der Deutschen Lehrmittelanstalt von Fr. H. Klodt in Frankfurt a. M. Pr. 1 Mk. 25 Pf., als Lehrmittel für den Unterricht in der astronomischen Geographie allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Febr. 1894, Z. 1715).

Kukula Wilhelm, Lehrbuch der Botanik für die unteren Classen der Realschulen und Gymnasien. 4. gänzlich umg. Aufl. mit 153 Holzschnitten. Wien, W. Braumüller 1894. Pr. geh. 1 fl. 15 kr., geb 1 fl. 30 kr., unter Ausschluss der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. März 1894, Z. 5315).

Scharizer, Dr. Rudolf, Lehrbuch der Mineralogie und Geologie für die oberen Classen der österr. Gymnasien. Mit 118 Abbildungen. 2. verb. Aufl. Prag, Wien, F. Tempsky 1894. Pr. geh. 60 kr., geb. 85 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 7. Januar 1894, Z. 28.764 ex 1893).

Anděl Anton, Das polychrome Flachornament. Ein Lehrmittel für den elementaren Zeichenunterricht. Heft XV (der neuen Serie Heft III), Tafel 91—95. Wien, R. v. Waldheim 1892. Pr. 3 fl. (Dasselbe mit böhm. Texte unter dem Titel: »Plochý ornament polychromovaný«), zum Lehrgebrauche allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. Dec. 1893, Z. 10.738).

Italienisch.

Zatelli Dominico, Corso di lingua francese. 1. Theil. Rovereto, Tipografia Roveretana (ditta V. Sattochiesa) 1892. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., in Leinwand geb. 1 fl. 45 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1894, Z. 28.859 ex 1893).

Klun, Dr. V. F., Geografia universale ad uso delle scuole medie. III. Theil: Die Staaten Europas (außer Österreich-Ungarn), Asien, Afrika, Amerika, Australien. 5. durchges. u. verb. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1894. Pr. geh. 80 kr., bis auf weiteres allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. März 1894, Z. 3680).

Čechisch.

Kosina Jan a Bartoš Frant., Malá Slovesnost, kterou za knihu učebnou a čitací pro vyšší třídy škol středních sestavili. 4. verb. Aufl. Brünn, K. Winiker 1893. Pr. 1 fl. 70 kr., geb. 1 fl. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Febr. 1894, Z. 2866).

Roth Julius und Bílý Franz, Úvod do jazyka německého rozborem a nápodobou. Díl II. Pro druhou třídu škol středních. Prag, Selbstverlag 1893. Pr. geb. 64 kr. Dieser zweite Theil wird an jenen Mittelschulen, an welchen der erste Theil desselben als Lehrbuch eingeführt ist, zugelassen (Min. Erl. v. 14. Febr. 1894, Z. 947).

Jandečka Wenzel, Geometria pro vyšší gymnasia. Díl prvý. Planimetria. 5. Aufl. Prag, J. L. Kober 1893. Pr. 70 kr., geb. 90 kr., wie die 4. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 18. Dec. 1893, Z. 27.713).

Slovenisch.

Sket, Dr. J., Slovenska čitanka za četrti razred srednjih šol. Klagenfurt, Buchdruckerei der St. Hermagoras-Bruderschaft 1893. Pr. geh. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Januar 1894, Z. 699).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. vom 12. Januar 1894, Z. 1302/C. U. M. 1893, an sämmtliche Landeschefs, zugleich als Vorsitzende der Landesschulbehörden, betreffend die Festsetzung der für die Ausdrücke „Krone" und „Heller" zu gebrauchenden Abkürzungen. — Das k. k. Finanzministerium hat mit Verordnung vom 1. April 1893, Z. 2112/F. M. festgesetzt, dass für die Bezeichnung von Krone und Heller folgende Abkürzungen zu gebrauchen sind: für Krone „K", für Heller „h". Diese Abkürzungen sind nunmehr auch beim Unterrichte an sämmtlichen, dem Min. für C. und U. unterstehenden Lehranstalten zu gebrauchen. Anmerkung: 1. Zu den Abkürzungszeichen wird in Schrift und Druck die lateinische Schrift (Antiqua) verwendet, 2. den Zeichen ist rechts kein Punkt beizusetzen, 3. die Zeichen werden an der Zahl rechts in gleicher Zeile beigefügt, bei Zahlen mit Decimalstellen nach der letzten Decimalstelle.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 26. Februar 1894, Z. 1733, betreffend die Errichtung einer Prüfungscommission für Candidaten des Lehramtes des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Krakau. — Über Antrag des k. k. Landesschulrathes für Galizien finde ich mich bestimmt, auf Grundlage der mit Ministerial-Verordnung vom 10. Sept. 1870, Z. 9167, kundgemachten Prüfungsvorschrift in Krakau eine Prüfungscommission für Candidaten des Lehramtes des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten zu errichten.

Erlass des Min. für C. und U. vom 15. Februar 1894, Z. 27.288 ex 1893, an sämmtliche k. k. Landesschulbehörden, betreffend die Bemessung von Remunerationen für Mehrleistungen der Zeichenlehrer an Staats-Mittelschulen (Staats-Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen). — Zum Zwecke eines gleichförmigen Vorganges bei Bemessung von Remunerationen für Mehrleistungen der Zeichenlehrer an Staats-Mittelschulen (Staats-Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen) finde ich in theilweiser Abänderung des Punktes 2 des Staats-Ministerial-Erlasses vom 17. März 1866, Z. 1922/C. U. Nachfolgendes anzuordnen: Gemäß der §§. 6 und 10 des Substitutions-Normales vom Jahre 1839 ist bei Bemessung der Substitutionsgebür einerseits der Gehalt, andererseits das Lehrverpflichtungsausmaß der supplierten Lehrstelle zur Grundlage zu nehmen. Da nun die Zeichenlehrer an den erwähnten Anstalten nach den bestehenden Realschulgesetzen, sowie nach der Ministerial-Verordnung vom 22. Oct. 1874, Z. 14.594, in der Ertheilung des Unterrichtes bis zu 24 Stunden der Woche verhalten werden können, ist jede durch die Nothwendigkeit gerechtfertigte Aushilfe, welche ein Zeichenlehrer über das Maß seiner

Verpflichtung leistet, derart zu remunerieren, dass von der directivmäßigen Supplierungsgebür jährlich $^1/_{24}$ ebensovielmal entfällt, als die Anzahl der wöchentlichen Aushilfsstunden beträgt.

Der Min. für C. und U. hat der aus acht aufsteigenden Classen bestehenden Privat-Lehranstalt der Gesellschaft Jesu in Bakowice bei Chyrów unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen auf die Dauer von drei Jahren, vom Schuljahre 1893/94 angefangen, das Recht zur Führung des Namens Gymnasium, das Öffentlichkeitsrecht sowie das Recht verliehen, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen (Min.-Erl. v. 16. Dec. 1893, Z. 27.655).

Der Min. für C. und U. hat der VII. Classe des mit dem fürstbischöfl. Diöcesan-Knabenseminare Carolinum-Augustineum in Graz verbundenen Gymnasiums vom Schuljahre 1893/94 angefangen das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bestimmungen verliehen (Min.-Erl. v. 27. Dec. 1893, Z. 28.383).

Der Min. für C. und U. hat das dem an der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt »Stella matutina« der Gesellschaft Jesu in Feldkirch errichteten Privat-Untergymn. für die vier unteren Classen rücksichtlich der als öffentliche Schüler desselben eingeschriebenen internen Zöglinge der genannten Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen auf die Dauer von drei Jahren vom II. Semester des Schuljahres 1891/92 angefangen verliehene Öffentlichkeitsrecht auf die V. und VI. Classe für die gleiche Zeitdauer, d. i. bis einschließlich das I. Semester 1894/95, ausgedehnt (Min.-Erl. v. 28. Dec. 1893, Z. 28.722).

Der Min. für C. und U. hat das der I. Classe des städtischen Kaiser Franz Joseph-Realgymnasiums in Karlsbad mit dem Erlasse vom 3. Juni 1893, Z. 11.718, auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehene Recht der Öffentlichkeit sowie das im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 anerkannte Verhältnis der Reciprocität vom Schuljahre 1893/94 angefangen auf die II. Classe ausgedehnt (Min.-Erl. v. 28. Dec. 1893, Z. 28.710).

Der Min. für C. und U. hat der von der Stadtgemeinde Mährisch-Schönberg errichteten V. Gymnasialclasse am Landes-Realgymn. in Mährisch-Schönberg vom Schuljahre 1893/94 angefangen das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehen (Min.-Erl. v. 29. Dec. 1893, Z. 28.797).

Der Min. für C. und U. hat das dem Privat-Untergymn. des Collegiums der Gesellschaft Jesu in Kalksburg mit hierortigem Erlasse vom 19. August 1892, Z. 15.258, für die unteren drei Classen unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen auf die Dauer von drei Jahren verliehene Öffentlichkeitsrecht für den Rest dieser dreijährigen Periode, d. i. für die Schuljahre 1893/94 und 1894/95, auch auf die vierte Classe, und zwar rücksichtlich der als öffentliche Schüler derselben eingeschriebenen internen Zöglinge der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt daselbst ausgedehnt (Min.-Erl. v. 4. Febr. 1894, Z. 2032).

Der Min. für C. und U. hat das dem Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz mit dem hieramtlichen Erlasse vom 11. Januar 1885, Z. 24.915 ex 1884, für die vier unteren Classen verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die V. und VI. Classe für das Schuljahr 1893/94 ausgedehnt und den Bestand der Reciprocität für das aus Anlass der Eröffnung der VI. Classe der genannten Anstalt ordnungsmäßig angestellte Lehrpersonal im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 anerkannt (Min.-Erl. v. 7. Febr. 1894, Z. 1971).

Der Min. für C. und U. hat der I. bis IV. Classe des Communal-Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königinhof für das Schuljahr 1893/94 das Recht der Öffentlichkeit unter gleichzeitiger Anerkennung des Fortbestandes des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 verliehen (Min.-Erl. v. 7. Febr. 1894, Z. 2012).

Der Min. für C. und U. hat der I. Classe des Communal-Untergymn. in Aussig an der Elbe vom I. Semester des Schuljahres 1893/94 angefangen das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 verliehen (Min.-Erl. v. 8. Febr. 1894, Z. 2360).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Die von der Akademie der Wissenschaften in Krakau vorgenommene Wiederwahl des Univ.-Prof. Dr. Stanislaus Grafen Tarnowski zum Präsidenten dieser Akademie wurde bestätigt (a. h. Entschl. v. 20. Jan. 1894).

Der Privatdocent Dr. Bohuslav Rieger zum a. o. Prof. der österr. Reichsgeschichte an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 4. Dec. 1893), der Privatdocent Dr. Karl Zelinka zum a. o. Prof. der Zoologie und vergleichenden Entwicklungsgeschichte an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 11. Dec. 1893), der Gymnasialprof. in Innsbruck Dr. Anton Ive zum a. o. Prof. der italienischen Sprache und Literatur an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 14. Dec. 1893), der a. o. Prof. Dr. Wilhelm Czermak zum ord. Prof. der Augenheilkunde an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 13. Dec. 1893), der mit dem Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. bekleidete a. o. Prof. der Thierzuchtlehre Leopold Adametz zum ord. Prof. des bezeichneten Faches an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 2. Dec. 1893), der ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Otto von Zallinger zum ord. Prof. des deutschen Rechtes an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 2. Jan. 1894), der a. o. Prof. Dr. Emil Reisch zum ord. Prof. der class. Archäologie und der Realfächer der class. Philologie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 18. Dec. 1893), der Privatdocent Dr. Johann Deyl zum a. o. Prof. der Augenheilkunde an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 25. Dec. 1893), der Privatdocent Dr. Alfred Freiherr von Berger zum a. o. Prof. der Ästhetik an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 7. Jan. 1894), der Privatdocent Dr. Josef Schaffer zum a. o. Prof. der Histologie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 6. Jan. l. J.), der a. o. Prof. Dr. Alphons Edler von Rosthorn zum ord. Prof. der Geburtshilfe und Gynäkologie an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 8. Jan. l. J.), der Privatdocent an der techn. Hochschule in Brünn und Prosector an der dortigen Landeskrankenanstalt Dr. Ludwig Kerschner zum a. o. Prof. der Histologie und Entwicklungsgeschichte an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 6. Jan. l. J.), der Privatdocent an der Univ. in München Dr. Wilhelm Prausnitz zum a. o. Prof. der Hygiene an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 30. Dec. 1893), der ord. Prof. an der theolog. Fac. der Univ. in Krakau Dr. Stefan Pavlicki zum ord. Prof. der Philosophie an der philos. Fac. der Univ. daselbst (a. h. Entschl. v. 4. Jan. l. J.), der a. o. Prof. Dr. Josef Strzygowski zum ord. Prof. der neueren Kunstgeschichte an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 7. Febr. l. J.), der Privatdocent Dr. Camill Henner zum a. o. Prof. des Kirchenrechtes an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 11. Febr. l. J.), der Privatdocent Dr. Bronislaus Lachowicz zum a. o. Prof. der allg. Chemie an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 13. Febr. l. J.), der Gymn.-Prof. in Wien und Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Karl Exner zum ord. Prof. der math. Physik an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 15. März l. J.).

Dem a. o. Prof. des Strafrechtes und Strafprocesses an der Univ. in Krakau Dr. Josef Rosenblatt wurde der Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 2. Dec. 1893), dem Privat-

docenten an der Univ. in Graz Dr. Arthur Ritter von Heider eines a. o. Univ.-Prof. (a. h. Entschl. v. 11. Dec. 1893).

Die Wahl des bisherigen Prorectors Prof. J. M. Trer und die des Prof. K. Kundmann zum Prorector der k. k. Aka bildenden Künste für die restliche Dauer des Studienjahres 1893/ bestätigt.

Der Prof. an der theolog. Diöcesanlehranstalt und Re bischöfl. Clericalseminars in Brünn Dr. Josef Pospišil wurde z herrn des Cathedral-Capitels daselbst ernannt (a. h. Entschl. v.

Der ord. Prof. an der Univ. in Krakau Dr. Boleslaus Ula und der a. o. Prof. an der Univ. in Lemberg Dr. Johann R Bołoz-Antoniewicz zu Conservatoren der k. k. Centralco für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen D

Der ord. Prof. an der Univ. in Graz Dr. Anton Wassm Mitgliede der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt und Realschulen in Graz und zum Examinator für Physik. Im wurde die genannte Commission in ihrer dermaligen Zusamme für das Studienjahr 1893/94 bestätigt.

Die Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographi wurde in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjah bestätigt (Min.-Erl. v. 29. Dec. 1893, Z. 29.073).

Zum Vorsitzenden der Prüfungscommission für Candid Lehramtes des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsans Krakau der a. o. Univ.-Prof. in Krakau Dr. Heinrich Jordan.

Die Zulassung des Dr. Robert Sieger als Privatdocent graphie an der phil. Fac. der Univ. in Wien wurde genehmigt, de die des Custos bei den kunsthistorischen Sammlungen des a. h hauses Dr. Robert Ritter von Schneider als Privatdocent Archäologie an der phil. Fac. der Univ. in Wien, die des Dr. Grafen von Dzieduszycki als Privatdocent für Geschichte d sophie, Ästhetik und Ethik an der phil. Fac. der Univ. in Lem k. u. k. Regimentsarztes Dr. Johann Habart als Privatdocent fü chirurgie an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Ludwig als Privatdocent für österr. Staatsrecht an der rechts- und staa schaftl. Fac. der deutschen Univ. in Prag, die des Dr. Adolf Privatdocent für österr. Strafrecht und Strafverfahren an der re staatswissenschaftl. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Otto vor als Privatdocent für Geburtshilfe und Gynäkologie an der me der Univ. in Wien.

Die Erweiterung der venia legendi des Privatdocenten fü Verwaltungsrecht an der rechts- und staatswissenschaftl. Fac. in Wien Dr. Friedrich Tegner auf das Gebiet des allg. un Staatsrechtes wurde genehmigt und die Giltigkeit der von den docenten Dr. Rudolf Ritter von Limbeck an der med. Fac. der Univ. in Prag für interne Medicin erworbenen venia legendi für Fac. der Univ. in Wien anerkannt, desgleichen die Giltigkeit dem Privatdocenten Dr. Conrad Zindler an der Univ. in Graz thetische Geometrie erworbene venia legendi unter gleichzeiti dehnung auf das gesammte Gebiet der Mathematik für die phil. Univ. in Wien.

Der Director der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Josef Palla zum Mitgliede des Landesschulrathes in Schlesie restliche Dauer der laufenden Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 1893).

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Görz und Gra die Dauer der nächsten sechsjährigen Functionsperiode der Pr fürsterzbischöfl. Metropolitancapitels Andreas Jordan und de

Religionsprof. Andreas Marušić, ferner der Realschuldirector Schulrath Dr. Egyd Schreiber und der Gymn.-Director Heinrich Gross, sämmtlich in Görz (a. h. Entschl. v. 5. Jan. l. J.).

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Istrien für die nächste sechsjährige Functionsperiode der Domherr des Triester Kathedralcapitels Josef Križman, der Director des Gymn. in Capodistria Jakob Babuder, der Director des Gymn. in Pola Dr. Franz Swida und der Director der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria Johann Markelj (a. h. Entschl. v. 7. Jan. l. J.).

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes für die Bukowina auf die Dauer der nächsten sechsjährigen Functionsperiode der röm.-kath. Pfarrer Josef Schmid, die Proff. an der griech.-orient. theolog. Fac. der Univ. Isidor Ritter von Onciul und Dr. Emilian Wojucki, der evang. Pfarrer Josef Fronius, der Vorstand der israel. Cultusgemeinde Naftali Titinger, der Director der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt Schulrath Demeter Isopescul und der Prof. an der griech.-orient. Oberrealschule Hierotheus Pihuliak, sämmtlich in Czernowitz.

Der Prof. am Gymn. in Linz Johann Habenicht zum Director des Gymn. in Freistadt (a. h. Entschl. v. 20. Jan. l. J.).

Dem pens. Prof. Raimund Čuček wurde eine erledigte Lehrstelle am Gymn. in Cattaro verliehen, desgleichen eine erledigte Lehrstelle an der Realschule in Lemberg dem der Realschule in Krakau zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. der Mittelschule in Jaroslau Edmund Grzębski.

Zu prov. Lehrern am akad. Gymn. in Wien die Lehramtscandidaten Dr. Rudolf Heberdey und Dr. Ernst Kalinka, zum wirkl. Religionslehrer am böhm. Untergymn. in Brünn der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Thomas Korec, zum wirkl. Lehrer am I. deutschen Gymn. in Brünn der Prof. am Landesrealgymn. in Mährisch-Neustadt Karl A. Schwertassek, der Supplent an der griech.-oriental. Oberrealschule in Czernowitz Constantin Maximowicz zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Radautz, zum wirkl. griech.-kath. Religionslehrer am Gymn. in Drohobycz der suppl. Prof. des Kirchenrechtes an der griech.-kath. theolog. Diöcesan-Lehranstalt in Przemysl Polyeukt Kmit, zum röm.-kath. Religionslehrer am Untergymn. in Buczaz der suppl. röm.-kath. Religionslehrer an dieser Anstalt Josef Scisłowski, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Nikolsburg der Supplent am Gymn. im III. Bezirke in Wien Hermann Schickinger, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Kołomea der Supplent am Gymn. in Drohobycz Peter Kristof und zum wirkl Lehrer am Gymn. in Cattaro der Supplent am Gymn. in Spalato Nikolaus Zagar.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: der Prof. am 1. Gymn. in Graz Andreas Gubo, der Prof. am 2. Gymn. in Graz Franz Ferk, der Prof. am Gymn. in Marburg Anton Lautschner, der Prof. am Gymn. in Bochnia Heinrich Machnicki, der der Realschule in Krakau zur Dienstleistung zugewiesene Prof. am Gymn. in Jaroslau Edmund Grzębski, der Prof. am Gymn. bei St. Anna in Krakau Julius von Mikłaszewski, die Proff. am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau Leo Borokowski, Dr. Stanislaus Stodolak, Johann Ritter von Korczyński und Wladimir Alexandrowicz, der Prof. am 3. Gymn. in Krakau Dr. Stanislaus Zaręczny, die Proff. am akad. Gymn. in Lemberg Anatol Wachnianin und Isidor Gromnicki, der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Thomas Sołtysik, der Prof. am 2. Gymn. in Lemberg Cornel Fischer, der Prof. am Gymn. in Przemysl Georg Harwot, der Prof. am Gymn. in Sambor Adalbert Sołtys, die Proff. am Gymn. in Neu-Sandez Michael Sękowski und Johann Dworzanski, der Prof. am Gymn. in Stanislau Andreas Makowski, der Prof. am Gymn. in Stryi Julian Fedusiewicz, die Proff. am Gymn. in Tarnow Cornel Kossak, Siegmund Morawski und Dr. Alexander Pechnik, der Prof. am Gymn. in Wadowice Michael Frąckiewicz, der Prof. am Gymn. in Zloczów Josef Baron, der Prof. am Gymn. in Czernowitz Johann Bum-

bacu, die Proff. am Gymn. in Bielitz Oswald Kaiser, Benedict Pichler und Franz Poppler, die Proff. am Gymn. in Weidenau Josef Karasek, Johann Saliger und Adalbert Wese, die Proff. am Gymn. in Klagenfurt Dr. Jakob Sket und Dr. Franz Hann.

Der Prof. am Staatsgymn. im II. Bezirke in Wien Dr. Franz Wiedenhofer zum Bezirksschulinspector für den 10. Inspectionsbezirk in Wien, der Prof. am Gymn. in Brüx Ludwig Appel zum Bezirksschulinspector für den Schulbezirk Brüx, der Prof. an der k. k. Univ. in Czernowitz Archimandrit Vladimir Basil von Repta zum Bezirksschulinspector für den Stadtschulbezirk Czernowitz und der Prof. am Gymn. in Radautz Ladislaus Koczynski zum Bezirksschulinspector für den Schulbezirk Suczawa.

Auszeichnungen erhielten:

Der ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Wien Dr. Emil Weyr den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 7. Dec. 1893).

Der Gymn.-Prof. und Bezirksschulinspector im II. Wiener Gemeindebezirke Johann Hinterwaldner den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 7. Jan. l. J.).

Der Director des Gymn. in Jasło Clemens Sienkiewicz das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 16. Jan. l. J.).

Der Rector des fürsterzbischöfl. Knabenseminars in Oberhollabrunn Franz Reuckl das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 22. Jan. l. J.).

Der Landeshauptmann im Erzherzogthume Österreich ob der Enns, Abt von Kremsmünster, Leonard Achleuthner, das Commandeurkreuz des Leopold-Ordens (a. h. Entschl. v. 27. Jan. l. J.).

Der Leiter der Handels- und nautischen Akademie in Triest Prof. Dr. Pius Sandrinelli den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 9. März l. J.).

Der bei dem österr. Institute für Geschichtsforschung in Rom in Verwendung stehende Dr. C. Christomanos Manno das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Handschr. v. 20. März l. J.).

Nekrologie.

Am 3. Dec. 1893 in Christiania der Privatdocent an der dortigen Univ. Dr. Ingwald Undset.

Am 10. Dec. in Gießen der ord. Prof. der Chemie an der Univ. daselbst Dr. E. Lellmann, 37 J. alt.

Am 11. Dec. in Braunschweig der Schulrath a. D. Hermann Dürre, 75 J. alt.

Am 13. Dec. in Karlsruhe der Oberschulrath geh. Hofrath Armbruster, 70 J. alt.

Am 14. Dec. in Berlin der Prof. am Seminare für orient. Sprachen daselbst, Dr. C. G. Büttner, 46 J. alt.

Am 15. Dec. in Christiania der Naturforscher H. J. Knik.

Am 17. Dec. in Berlin der publicistische Schriftsteller Dr. Ludwig Behrendt, 59 J. alt.

Am 18. Dec. in Halle a. S. der Schuldirector Scharlach, als Schriftsteller auf dem Gebiete der Pädagogik verdient, 86 J. alt.

Am 21. Dec. in Halle a. S. der ord. Prof. an der med. Fac. der dortigen Univ., geh. Medicinalrath Dr. Ludwig Krahmer, 83 J. alt, und durch einen Sturz auf dem Berge Skadell der Prof. der Zoologie am Owens-College in Manchester, Arthur Milnes Marshall.

Am 22. Dec. in Berlin der Herausgeber der „Deutschen medicinischen Wochenschrift“ Dr. S. Gutmann, 53 J. alt.

Am 23. Dec. auf ihrem Landsitze Mariafeld am Züricher See die Schriftstellerin Frau Eliza Wille, 84 J. alt.

Am 26. Dec. in Wien der Privatdocent für Hygiene an der hiesigen Univ. Dr. Adolf Heider, 31 J. alt.

Am 27. Dec. in Karlsruhe der Prof. an der dortigen techn. Hochschule Ad. Knopp.

Am 30. Dec. in Castle Howard, Malton der Botaniker Richard Spruce, 66 J. alt.

Am 31. Dec. in Newton Abbey in Devonshire der Afrikaforscher Sir Sam White Baker, im 73. Lebensjahre, und in Amsterdam der Kirchenhistoriker Gysbert de Hoop Scheffer.

Im December in Moskau der russische Literarhistoriker Nikolai Tschonrawow, Mitglied der Akademie, früher Prof. an der Univ. in Moskau, in Friedenau der als Schriftsteller geschätzte Techniker Gustav van Muyden, im 57. Lebensjahre, in Zürich der Director der dortigen Sternwarte Prof. Dr. Wolf, 77 J. alt, und in Edinburg der vormalige Prof. der Theologie an der Univ. Aberdeen, William Milligan, 74 J. alt.

Am 1. Jan. 1894 in Straßburg i. E. der vormalige Prof. der Medicin an der dortigen Univ. Dr. Christian E. Strahl, 80 J. alt.

Am 3. Jan. in Bonn der ord. Prof. der Physik an der dortigen Univ., Dr. Heinrich Hertz, 37 J. alt.

Am 5. Jan. in Cassel der Botaniker Karl Hasskarl.

Am 6. Jan. in Königsberg i. Pr. der ord. Prof. der class. Philologie an der Univ. daselbst, Dr. Johannes Schmidt, 43 J. alt.

Am 8. Jan. in Kiel der ord. Prof. des Strafrechtes an der Univ. daselbst, Dr. August von Kries, 37 J. alt, und in Löwen der Prof. der Zoologie an der dortigen Univ., Dr. van Beneden.

Am 9. Jan. in Kiel der ord. Prof. der class. Philologie geh. Regierungsrath Dr. Peter W. Forchhammer, 93 J. alt, und in Freiburg i. B. der Prof. der christl. Moraltheologie Dr. Friedrich Kössing, im 69. Lebensjahre.

Am 10. Jan. in Philadelphia der Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der Pennsylvania-Univ. Dr. Oswald Seidensticker, 69 J. alt.

Am 11. Jan. in Vissous bei Paris der Alterthumsforscher César Daly, 84 J. alt.

Am 13. Jan. in Paris der geschätzte Archäologe Henry Waddington, 67 J. alt.

Am 25. Jan. in Hannover der Prof. der Mineralogie und Geologie an der dortigen techn. Hochschule F. Ulrich, im 64. Lebensjahre, und in Wien der ord. Prof. der Mathematik an der hiesigen Univ. Hofrath Dr. Emil Weyr, 46 J. alt.

Am 28. Jan. in Berlin der ord. Prof. der Geschichte der Medicin Geh. Medicinalrath Dr. August Hirsch, 76 J. alt, in Hellenorm (Livland) der Naturforscher Dr. Alexander Th. von Middendorf und in Budapest der Prof. der Anatomie an der dortigen Univ., Dr. Gustav Scheuthauer, 65 J. alt.

Am 30. Jan. in Zürich der Prof. der Mathematik an der Univ. in Göttingen, Dr. M. A. Stern, 85 J. alt.

Am 1. Febr. in Rom der Prof. an der päpstl. historisch-juridischen Akademie daselbst, Alibrandi.

Am 2. Febr. in Göttingen der a. o. Prof. der Exegese des neuen Bundes an der dortigen Univ. Dr. Gottlieb Lünemann, 75 J. alt.

Am 3. Febr. in Jena der vormalige Prof. der Medicin Dr. Frankenhäuser, in Kairo der hervorragende Forscher auf dem Gebiete der Augenheilkunde, Dr. Alexander Brugsch und in Paris der Chemiker Edmond Frémy.

Am 6. Febr. in Abbazia der berühmte Chirurge Hofrath Dr. Th. Billroth, ord. Prof. an der Univ. in Wien, 65 J. alt.

Am 7. Febr. in Erlangen der ord. Prof. der Dogmatik an der Univ. daselbst, geh. Rath Dr. Franz H. R. von Frank, 67 J. alt.

Am 8. Febr. in Straßburg i. E. der ord. Prof. der Ägyptologie an der Univ. daselbst, Dr. Johannes von Dümichen, 61 J. alt, und in Baden-Baden das Mitglied der französ. Akademie Maxime de Camp, 72 J. alt.

Am 11. Febr. in Leipzig der ord. Prof. des römischen Rechtes an der dortigen Univ., geh. Hofrath Dr. Johannes E. Kuntze, im 79. Lebensjahre.

Am 13. Febr. in Gießen der em. Prof. der Theologie geh. Kirchenrath Dr. E. Köllner, 88 J. alt, in Agram der Domherr Dr. Franz Rački, Präsident-Stellvertreter der südslavischen Akademie der Wissenschaften und Künste, 65 J. alt, und in Frankfurt a. M. der Prof. der Architektur am Städel'schen Kunstinstitute daselbst Oskar Sommer, im 54. Lebensjahre.

Am 15. Febr. in Berlin der Prof. am Cöllnischen Gymn. August Lorenz, durch seine Arbeiten über Epicharmos und Plautus verdient, 58 J. alt.

Am 17. Febr. in Dorpat der ehemalige Prof. der Rechte an der dortigen Univ. Geheimrath Dr. Otto Meykow, im 71. Lebensjahre, und in Rostock der ord. Honorarprof. der Hygiene, Dr. J. Uffelmann, 57 J. alt.

Am 20. Febr. in Straßburg i. E. der ord. Prof. der Chirurgie an der dortigen Univ., Dr. Albert Lücke, 64 J. alt, und in Michelbeuren der Benedictiner-Ordenspriester P. Heinrich Schwarz, als pädagogischer Schriftsteller verdient, 75 J. alt.

Am 22. Febr. in Athen der Vorsteher der epigraphischen Abtheilung des Museums daselbst, Dr. Colling.

Am 24. Febr. in Bautzen der Domcapitular Michel Hornig, als Kenner der wendischen Sprache und Geschichtsforscher geschätzt, 60 J. alt.

Am 28. Febr. in Hannover Prof. Dr. Theodor Ludwig, als mathematischer Schriftsteller geschätzt, 78 J. alt.

Ende Februar in Krakau der Prof. der Archäologie an der Univ. daselbst, Dr. Josef Lepkowski.

Am 2. März in Joachimsthal in der Uckermark der Schriftsteller August F. Meyer, unter dem Namen F. Brunold als Jugendschriftsteller bekannt, im 83. Lebensjahre.

Am 4. März in München der Rabbiner Dr. Josef Perles, ein hervorragender Semitist, 58 J. alt, und in Stockholm der Botaniker Knut Frederik Thedenius, 80 J. alt.

Am 5. März in Wiesbaden der vormalige Oberbibliothekar in St. Petersburg, k. russ. wirkl. Staatsrath Karl von Becker, 74 J. alt, und in Wittstock der Director des dortigen Gymn., Prof. Richard Grosser, 59 J. alt.

Am 12. März in Wien der Dichter und Schriftsteller Dr. Ludwig August Frankl R. von Hochwart, 84 J. alt.

Am 19. März in Prag der Prof. der Botanik an der dortigen deutschen Univ., G. A. Weiß, im 36. Lebensjahre.

Am 21. März in Gießen der a. o. Prof. der Kinderheilkunde an der dortigen Univ., Dr. Friedrich Birnbaum, 79 J. alt.

Am 3. April in Meran der Schriftsteller Friedrich Hitschmann.

Am 11. April in Wien der Sectionschef im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht Dr. Benno Ritter von David, wegen seiner edlen Gesinnung, seines Wohlwollens, seiner reichen Kenntnisse und seines Interesses für die Wissenschaft hochgeschätzt und allgemein betrauert, im 53. Lebensjahre.

Berichtigung. Jahrg. 1893, S. 1152, Z. 29 v. o. lies Röpell statt Röper.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die ursprüngliche Ordnung der Aristotelischen Politik.

(Schluss.)

Aber eine ausführliche Untersuchung der wichtigen Frage, ob die Lage an der Seeküste nicht am Ende für den Bestand des besten Staates verhängnisvoll werden könnte, wie schon in der oben aus Buch Z erwähnten Stelle angedeutet wurde, folgt jetzt (*H* 1327 a 10—b 15). Ar. beginnt, entsprechend den besagten Worten in Z, mit der Erklärung, dass über diese Frage verschiedene Ansichten zutage getreten sind; denn dass durch die überseeische Verbindung manche üblen Sitten und Gewohnheiten in das Land sich einschleichen, muss zugegeben werden; andererseits aber (und damit anerkennt Ar. auch das Gute in dieser Buch Z übel aufgenommenen Lage zur See) hat die Küste am Meere die Möglichkeit in sich, sowohl feindlichen Angriffen leichter Trotz zu bieten, als auch Ein- und Ausfuhrhandel im eigenen Interesse zu treiben. Und was den Verkehr mit jenem Schiffsvolke betrifft, welches durch seine von den Bewohnern des besten Staates abweichenden Sitten über den letzteren eine Gefahr bringen könnte, so braucht man nur, wie dies in Athen geschieht (vgl. Hermann, Staatsalt. §. 150, 8), die Bürger möglichst von dem Zusammensein mit solchen Leuten ferne zu halten, indem man zugleich die Quartiere derselben nicht zu nahe der Stadt anlegen und sie noch dazu durch Bollwerke von der letzteren aus beherrschen lässt.

Es lässt sich daher nicht verkennen, dass Ar. nur im Hinblicke auf jene bereits erwähnten Möglichkeiten, dass der Staat auf Grund der Erhebung der Macht jener unteren Volksschichten, aus welchen die Seeleute hervorgehen, Umwälzungen entgegengeht, von welchen wir auch in *E* 1304 a 21—24 ein berühmtes Beispiel erkennen, die in *H* gemachte Auseinandersetzung gegeben habe. Dahin gehört auch die folgende weitere Ausführung des Verfahrens mit dem Schiffsvolke, wo der Gedanke wiederkehrt, dass

es am besten sei, wenn nur eine gewisse Zahl solcher Leute im Staate vorhanden ist, weil man denn einmal im Interesse der Macht desselben diesen Stand nicht missen kann. Die Führung müssen jedoch die eingebornen Freien übernehmen (*H* 1327 a 40 bis b 15).

Nachdem ferner Ar. mit Rücksicht auf die Anschauungen Platons über die psychischen Eigenschaften des Volkes gesprochen hat, welches den besten Staat bilden soll, untersucht er die Frage, zu welcher Art von Verfassung mit Bezug auf die daselbst vorkommenden Stände eigentlich der beste Staat gehört.

In ersterer Hinsicht fällt uns die Thatsache auf, dass Ar. bereits in den Büchern *Δ* — *Z* hie und da die üblen Seiten des *θυμός* hervorgehoben hat, wenn er unter den Bürgern eines Staates zum Vorschein kommt. So z. B. werden *E* 1312 b 17 ff. verschiedene Arten von Affecten genannt, welche den Grund des Umsturzes für die Tyrannis bilden. Und wenn *H* 1327 b 36—38 nach der mit Beispielen belegten Auseinandersetzung 1327 b 20 ff. die daraus gezogene Schlussfolgerung resultiert, dass Verstand und Gefühl sich gegenseitig das Gleichgewicht halten müssen, wenn die Bürger glücklich sein sollen, so stimmt das ganz gut mit der *E* 1312 b 28 vorgetragenen Lehre, wo dargethan wird, dass der Affect des Zornes deshalb geeigneter sei als der Hass, um Gewaltherrschaften zu stürzen, weil er im Unterschiede vom letzteren der Überlegung und der Verstandeskräfte sich überhaupt gar nicht bedient. Und noch einmal, nachdem weiter die Affecte als Ursachen der Auflösung der Tyrannis, vorzugsweise jener der Pisistratiden bezeichnet worden, heißt es *E* 1312 b 32 f. vom Zorn, dass er mit Schmerz (*λύπη*) gepaart ist, so dass man in diesem Zustande nur schwer zu einer Überlegung kommt. Vgl. dazu die *E* 1314 a 40 ff. gemachten Auseinandersetzungen, in welcher Weise vorgegangen werden muss, damit der Tyrann durch Erbitterung der Volksmenge nicht der Herrschaft verlustig gehe, sowie 1314 b 23 ff., wo in gleichem Sinne bemerkt wird, dass derjenige, welcher Tyrann bleiben will, auch keiner Hybris sich schuldig mache. Denn offenbar ist dies alles darauf gemünzt, dass man ersehe, wie überall da, wo die Leidenschaften und Affecte der Unterthanen erregt werden, von dem Bestande einer Verfassung nicht die Rede sein könne. Dies geht auch in ganz besonderer Weise aus *E* 1315 a 24—31 hervor, eine Stelle, welche mit dem in Buch *H* über die Nothwendigkeit der Regelung der Affecte Gesagten ganz vortrefflich stimmt. Es heißt an jener Stelle, dass der Tyrann sich vornehmlich denen gegenüber in acht zu nehmen habe, welche selbst um den Preis ihrer eigenen Existenz, ihres Lebens die Gewaltherrschaft zu stürzen unternehmen, weil sie tödtlich beleidiget worden seien. Denn, fügt Ar. hinzu, die aus Leidenschaft (*διὰ θυμὸν*) sich zu irgend einem Wagnis hergeben, sind zu allem fähig, wie schon Heraklit sagt, wenn er bemerkt: schwer sei es mit der

Leidenschaft (θυμῷ) zu kämpfen, weil sie das Leben aufs Spiel setze; denn bei ihnen sei jede Überlegung in der besagten Hinsicht von vornherein ausgeschlossen (μὴ προαιροῦνται a 26). Nur durch Mäßigung also, schließt Ar. diesen Abschnitt über die Tyrannis (315 b 4 ff.), könne diese Herrschaft ertragen werden, welche Maß bei Vermeidung von Hass und Furcht, die in den Unterthanen entstehen könnten, einen relativen Bestand habe. — In welcher Beleuchtung nimmt sich aber doch wohl die nun folgende Behandlung der Platonischen Anschauung, dass die Wächter gegen Bekannte im Staate freundlich sein sollen, gegen die Unbekannten aber streng und herb, ganz anders aus als nach einer Annahme, die dem Buche *H* seine Stellung vor den oben über die Tyrannis erwähnten Darlegungen anweist. Denn es passt ja dann ganz trefflich in stillschweigendem Verweis auf die Unzukömmlichkeiten, welche jede Weckung der Affecte im Gefolge hat, zu bemerken, dass gerade der Affect es ist, welcher den Befreundeten gegenüber unter der Bedingung sich ganz besonders erhebt, dass man von diesen gering geachtet zu werden glaubt (*H* 1327 b 38 ff.), während die Hochherzigen nicht in diesen Fehler verfallen, gegen Unbekannte denjenigen Gefühlen freien Lauf zu lassen, welche vielleicht einer vorgefassten Antipathie gegen jene entspringen. Denn gerade darin besteht das Aristokratische des θυμός, welcher die Eigenschaften des zum Herrscherthum besonders Geeigneten und des Unüberwindlichen besitzt, insoweit ja auch die Freiheit eine Tugend ist, welche gerade dem θυμός zu eigen gegeben wird. Aber eben darin liegt auch die Veranlassung zu demjenigen Wohlwollen, welches nur den Edelgesinnten kennzeichnet, keineswegs zu dem rauhen Betragen, welches die Gewaltherrscher, wie wir sahen, charakterisiert, außer dann, wenn es sich um ein Unrecht handelt, das gerächt werden soll.[1]) Und wenn in diesem Falle zwischen Freunden und Verwandten Streitigkeiten vorliegen, dann erhebt sich der Affect nur um so mächtiger. Dass aber letzteres bei politischen Umtrieben in der That vorkommt, beweist die in *E* 1311 a 32 ff. vorgeführte Reihe von Beispielen.

Und wenn wir nun die nächste von Ar. behandelte Frage untersuchen, welche es mit der Bestimmung der Eigenschaften des besten Staates unter Voraussetzung der darin vorkommenden Stände zu thun hat, so erscheint darin als Leitmotiv durchgehends die theoretisch abschließende, im eigentlichen Sinne des Wortes philosophierende Durchführung der Frage nach der Verschiedenheit der Stände, welche den Staat ausmachen. Denn Ar. lässt einzelne Stände, wie er sie in den Büchern *Δ*—*Z*, z. B. *Δ* 1290 b 40 ff., voraussetzt und auf Grund der Beobachtung der wirklichen Staaten, die bis zu seiner Zeit bestanden haben, festgestellt hat,

[1]) Ein Vorläufer dieses Gedankens findet sich schon in *Δ* 1295 b 22–28.

vorläufig gelten, begründet aber jetzt in der Beschreibung sein[illegible] besten Staates die Thatsache ihres Bestehens, was früher nat[illegible]rlich nicht geschehen konnte, als er sich noch mit der Schilder[illegible]g vorhandener Verfassungen abgeben musste. Dass sich Ar. se[illegible]st auch wohl dieses Unterschiedes der Methode in jenen Büchern [illegible]nd am Schlusse seines Werkes bewusst ist, ergibt sich aus einer [illegible]n-scheinend nebensächlichen Bemerkung, die aber bei Festhalt[illegible]ng der von mir verfochtenen Anordnung dieser Bücher erst ihre [illegible]e-deutung bekommt; ich meine die Parenthese *H* 1328 a 19—21. Denn daselbst bemerkt der Stagirite, nachdem er seine Recap[illegible]it-ulation der vorhergehenden Darlegungen mit dem Worte σχεδόν beendet und somit gesagt hat, dass „im allgemeinen" über [illegible]ie Zahl und Beschaffenheit der Bürger, sowie über das Land g[illegible]e-sprochen worden sei, dass man nämlich nicht dieselbe Genauigke[illegible]eit bei einer bloß abstracten Ausführung und bei auf sinnlicher Be[illegible]oll obachtung beruhender Darlegung voraussetzen dürfe. Worauf soll[illegible] sich eine derartige Motivierung gründen? In den Büchern *Δ*—*Γ* kann man doch wohl nicht die offenbar hier von Ar. vorausgesetzte erschöpfende Behandlung der einzelnen Staatengebilde, wie sie sich dem aufmerksamen Beobachter in Wirklichkeit darstellen, finden und erkennen. Also bleibt nur die Beziehung auf etwas anderes; und welche Beziehung soll nun näher gelegen sein als die, welche auf solche Bücher unserer Schrift sich erstreckt, in denen die wirklichen bis zu den Zeiten des Ar. gewöhnlich vorkommenden Verfassungen behandelt werden, somit die Beziehung auf *Δ*—*Z*?

Indem ich die jedem aufmerksamen Leser unmöglich entgehende Darstellung der Theorie für die Entstehung der verschiedenen Stände (*H* 1328 a 21 — b 1) übergehe, bemerke ich vorläufig, dass man aus Anführungen, wie *Δ* 1290 b 39, wo es heißt, dass über die Theile des Staates, d. h. wie aus dem Folgenden hervorgeht, über die einzelnen Stände und Berufsclassen in demselben, schon oft in diesem Werke gesprochen worden sei, nicht berechtigt ist, anzunehmen, dass auch die nun in *H* (1328 b 2 ff.) angegebene Eintheilung des Staates besagter Art unter die in diesem πολλάκις einzureihenden Stellen gehört. Denn abgesehen von der Thatsache, dass mit einem πολλάκις keineswegs auch noch eine oder die andere sich sonst noch findende Stelle gemeint sein muss, in welcher von den Berufsclassen geredet wird („Eine Schwalbe macht ja noch keinen Sommer"), so hat man zu bedenken, dass selbst von den Gegnern meiner Anschauung die Beziehung auf vorhergegangene Stellen des Buches *Δ* angenommen wird (vgl. Susemihl p. 366 supra), sowie dass außerdem an verschiedenen anderen Stellen der Buchreihe *Δ*—*Z* die Berufsclasseneintheilung vorkommt, wie *Z* 1317 a 24 f., *Δ* 1291 b 18 ff., 1292 b 24 f., 1296 b 27 ff., abgesehen von einer ziemlichen Anzahl von Stellen, in welchen die einzelnen Classen vorübergehend genannt werden (man

vgl. hierüber die Indices s. v. γεωργικός, θητικός usw.). Man kann nun, was die weitere Ausführung der Nothwendigkeit der sechs von Ar. in *H* angegebenen Stände anbetrifft, schwerlich sich einem Zweifel hingeben, wo diese ganze Darlegung ihre entsprechende Stelle zu finden hat, ob am Anfange des meritorischen Theiles oder am Schlusse desselben. Denn wenn wir überhaupt für irgend eine Theorie ein entsprechendes Verständnis gewinnen und geben wollen, so machen wir dies nicht so, dass wir zuerst diese Theorie entwickeln und nachher erst die wirklich vorkommenden Dinge in derselben gleichsam sich spiegeln lassen. Und am allerwenigsten dürfen wir diese Maxime einem Aristoteles zutrauen, dessen Standpunkt der inductive ist (vgl. dazu O. F. Gruppe, Die kosmischen Systeme der Griechen. Berlin 1851. S. 190). Ganz dasselbe muss bezüglich der folgenden Ausführung bemerkt werden, indem unser Philosoph (*H* 1328 b 24 ff.) die Frage berührt, ob alle Stände an sämmtlichen Staatsgeschäften theilnehmen sollen oder nicht. Die sehr eingehende Untersuchung dieser Frage seitens des Ar. setzt schon an und für sich eine genaue Kenntnis der realen Verhältnisse in den bereits bestehenden Staatenbildungen voraus, so dass es fast ganz unmöglich erscheint, dass ein Leser unseres Werkes diese Ausführungen in Buch *H* verstehen und würdigen kann, wenn ihm nicht die in Buch *Δ*—*Z* angegebenen diesbezüglichen Einrichtungen der vorhandenen Verfassungen bekannt sind. Zudem sind es ja gerade die Übelstände, welche bei den in Buch *Δ* 14—16 geschilderten Arten und Abarten der Staatsverfassungen eintreten, Übelstände, die gerade daraus resultieren, dass die einzelnen Stände nicht zu den ihnen entsprechenden Geschäften herangezogen werden, welche den Ar. veranlassen mussten, bei der Darlegung der Eigenschaften des besten Staates auf diese Fragen Rücksicht zu nehmen und ein kurzes abschließendes Urtheil darüber zu geben. Dies geschieht nun eben in *H* cap. 9, und wenn Ar. keine ausdrückliche Erwähnung der in den vorangehenden Büchern vorgeführten Verfassungen macht, dann ist dies dem Umstande zuzuschreiben, dass er es als selbstverständlich ansieht, dass man die bereits ausgeführten Zustände in den verschiedenen Verfassungsschattierungen fortwährend vor Augen habe, will man die von ihm jetzt auseinandergesetzte Lehre über den besten Staat ordentlich verstehen. Und trotzdem kommt eine Stelle in diesem Capitel vor, in welcher beinahe ausdrücklich eine Verweisung auf die Bücher *Δ*—*Z* gegeben wird. Denn mit den Worten *ἐν τῇ κάλλιστα πολιτευομένῃ πόλει, ἀλλὰ μὴ πρὸς τὴν ὑπόθεσιν* *H* 1328 b 37—39 wird offenbar daran erinnert, dass wir es jetzt nicht mehr mit einem Staate zu thun haben, welcher nur der den jeweilig gegebenen Verhältnissen entsprechende ist, sondern mit demjenigen, in welchem der Staatsgründer sich diese Verhältnisse selbst auswählen kann, mit dem absolut besten Gemeinwesen.

Die in *H* cap. 10 durchgeführte Anweisung für den Staatsmann, die Bürger zu Syssitien zu vereinigen, wurzelt natürlich

der von Ar. an verschiedenen Stellen betonten Nothwendigkeit, dass die Bürger sich als Ein Volk fühlen sollen und daher möglichste Gemeinschaft unter ihnen walte. Von dieser im neuen, besten Staate einzuführenden Sitte ist natürlich die in Δ—Z mehrfach erwähnte Demokratie in ihren verschiedenen Variationen nur ein Zerrbild, geeignet zur Abschreckung gegen solche Einrichtungen. Ar. weiß zugleich das Gute an dem Platonischen Staatsgebilde sehr wohl zu schätzen, und deshalb hat er auch mit Rücksicht auf diese Staatstheorie und in gerechter Würdigung der anklingenden Lacedämonischen Verhältnisse (vgl. Plutarch Apophthegm. Lac. Agesilaos. 50. 51. u. sonst) den Gedanken der Gleichheit der Staatstheilnehmer sich stets vor Augen gehalten. — Die Schilderung der baulichen Einrichtungen der Stadt ferner setzt in manchen Stücken die Erörterung über die gewöhnlichen Verfassungen bereits voraus. Denn wenn Ar. auf gesundheitliche Zustände, auf die Marktpolizei u. dgl. (*H* 1330 a 38. 1331 b 9 f. 15) und auf die schon am Äußeren der Stadt kenntliche innere Verfassungsform (*H* 1330 b 19 f.) Rücksicht nimmt, so kann auch damit nur der Beweis geliefert werden, dass *H* und Θ unmöglich richtig vor Δ—Z gesetzt sind. Denn man kann ja doch schwerlich eine solche eingehende Behandlung der Frage, wie die neue Stadt eingerichtet werden soll, verstehen, wenn man nicht schon genau all dasjenige vor Augen hat, was Z 1321 b 12 ff., Δ 1297 b 12 ff. u. dgl. über diese Dinge auseinandergesetzt wurde. Übrigens darf man es dem Ar. nicht verargen, wenn seine Behandlung des besten Staates auf diesem Punkte eine gewisse behagliche Breite aufweist; denn gerade am Schlusse des ganzen Werkes hatte Ar. nicht bloß das Recht, er war auch verpflichtet, seiner eigenen Meinung über die Beschaffenheit seines Staates unverholen Ausdruck zu geben, was ihm nicht bloß deshalb leicht wurde, weil die formellen Fragen, deren Beantwortung hier zu erwarten steht, ohnehin in Δ—Z zur Erörterung gekommen und einer eingehenden Kritik unterworfen waren, sondern weil er offenbar auch auf zeitgenössische reale Zustände in Griechenland sein Augenmerk gerichtet hält.

Wenn nunmehr von Ar. die inneren Vorkehrungen behandelt werden, welche dazu bestimmt sind, dem besten Staate das ihm zukommende Gepräge zu geben, so darf man auch in diesem selbständigsten aller Theile unseres Werkes nicht die Hinweise auf die vorangehenden Bücher übersehen. Freilich dürfen wir auch hier nicht glauben, dass Ar. ausdrücklich auf bereits besprochene Übelstände der vorhandenen Verfassungen hinweist. Aber zwischen den Zeilen lesen wir die Bezugnahme auf schon Behandeltes. Schon die Rücksichtnahme auf die Frage nach dem höchsten Gut, das den Menschen zur Erreichung vorgesetzt ist (*H* 1332 b 8 ff.), muss uns darauf führen, dass Ar. stillschweigend darauf Bezug nimmt, dass die verschiedenen Verfassungsarten, welche in Δ—Z behandelt werden, deshalb nicht auf das richtige Ziel gerichtet waren, weil sie jenes oberste Erfordernis aus dem Auge gelassen,

welches darin besteht, dass man die nothwendigen Verrichtungen im Staate (Bestrafung der Übelthäter u. dgl.) als Hauptzweck betrachte, obschon nur die auf die Erringung einer Ehrenstellung und Wohlstand gerichteten Handlungen als die absolut besten und schönsten bezeichnet werden dürfen (*H* 1332 a 15 f. Vgl. *Δ* 1296 a 15).

Wenn aber die Bürger, welche alle nach Ar. im besten Staate an der Regierung theilnehmen sollen, trefflich werden müssen, dann bleibt nur übrig, dass sie bei der leicht zum Wechsel des Charakters geneigten menschlichen Natur solche sichere Grundsätze eingepflanzt erhalten, welche ihnen in allen Lebenslagen einen Leitstern für ihr Verhalten abgeben können. Und dies vermag wieder nur durch eine rationelle Erziehung zu geschehen. Und dieser Grundsatz, wornach die Schaffung eines ordentlichen Bürgerstandes nur von Erziehung abhängt, ist es allein, welcher unserem Philosophen bis zum Ende seines Werkes vorschwebt, so dass nur mit darauf gerichteter Untersuchung Ar. im Folgenden sich befasst. Ar. ist eben in den Büchern *Δ*—*Z* zur Einsicht gekommen, dass man in keiner der bestehenden Verfassungen das richtige Materiale an Bürgern oder Staatstheilnehmern für die Schaffung des neuen, besten Staates zu gewinnen vermag. Was bleibt ihm daher (nach dem Muster, das ihm Platon in seinen beiden idealen Staatsverfassungen gezeigt) anderes übrig, als sich die Bewohner dieser neuen Stadt selbst zu schaffen, d. h. ihres Charakters sich zu versichern, um auf diesem Wege alle Schwierigkeiten zu beseitigen, welche sich etwa im Laufe der Zeit innerhalb des Staatsganzen und in den einzelnen Theilen desselben erheben? Das ist denn auch der Grund, weshalb er einen so großen Nachdruck auf die richtige Erziehung legt. Dass aber, nur diese letztere zu behandeln, in dem großen Werke noch erübrigt, geht aus den Worten *H* 1332 a 39 ff. unverkennbar hervor, wo es heißt, dass man nicht bloß auf die natürliche Beschaffenheit des Staates, wie sie bisher von Ar. durchgenommen wurde, sondern auch auf die Gewöhnung und die verständige Seite der Bürger, also auf richtige Erziehung derselben, Rücksicht zu nehmen habe. — Dass aber auch die in *Δ*–*Z* vorgebrachten Verfassungsschattierungen und ihre Eigenthümlichkeiten an dem auf dieses letzte Ziel gerichteten Geiste des Ar. nicht spurlos vorübergegangen, das ersieht man aus verschiedenen Stellen des noch übrig bleibenden Theiles von *H* und aus *Θ*. Denn darauf weisen schon die Ausführungen über die Unmöglichkeit der Ungleichheit unter den Bürgern (*H* 1332 b 16 ff.), welche nach dem in *E* in vielen Beispielen vorgeführten Grundgedanken die übelsten Consequenzen im Staate nach sich zieht. Auch die specielle Bemerkung (*H* 1332 b 29 ff.), dass die unzufriedene größere Menge immer auf Neuerungen bedacht ist, hat in *E* 1310 a 12-36 ihr Vorspiel, insbesondere mit Rücksicht auf den ganzen Zusammenhang unserer Stelle in *H*. Denn wenn in *E* a. a. O. hervorgehoben wird, dass das beste Mittel, den Staaten Beständigkeit zu

verleihen, die der betreffenden Verfassung entsprechende Erziehung der Bürger ist, eine Sache, welche gewöhnlich außeracht gelassen werde, so muss man sich fragen, warum Ar., wenn wirklich *H* und *Θ*, worin am ausführlichsten diese Angelegenheit behandelt erscheint, vorangehen, hier in *E* nicht auf die in *H* cap. 13 vorgebrachte Begründung für die Wichtigkeit der entsprechenden Erziehung verwiesen hat. Dagegen setzt Ar. doch wohl in *H* a. O. diese Thatsache, welcher in *E* 1310 a 12 ff. in so eclatanter Weise Ausdruck gegeben ist, stillschweigend voraus. Übrigens dürften auch andere Stellen, wie *E* 1307 a 40 ff. 1306 b 20 ff., vgl. 130[illegible] b 20 ff., einen Anhalt bieten, um Äußerungen zu erklären, wie sie mit den Worten *H* 1332 b 29—32 ausgesprochen worden. Es wäre höchst auffallend, wenn Ar. in *Δ* 1295 a 25—1296 b 4 über die Kriterien der besten Verfassung handeln wollte, wenn ohnehin schon im Voraufgehenden (*H* und *Θ*) das Nöthige darüber gesagt worden wäre. Inwiefern aber in der That bei der aus *Δ* 1295 a 25 ff. hervorgehenden Schilderung der für die beste Verfassung erforderlichen Eigenschaften, dass sie nämlich ein gewisses Mittelmaß zwischen Herrschaft und Freiheit in sich enthalten muss, die Annahme bestehen kann, dass die von uns citierte Partie aus *H* vorangehe, lässt sich schon deshalb schwerlich beweisen, weil man nicht einzusehen vermag, wie denn Ar. in diesem Falle noch einmal die ohnehin ausführlich begründete Eigenschaft des besten Staates, ein Verein von gleich geltenden Bürgern zu sein, in welchem das Herrschen und das Gehorchen in einer naturgemäßen Weise unter den Staatstheilnehmern geübt wird, behandelt habe. Denn wenn *H* 1332 b 35 ff. endgiltig erklärt, dass die Jugend zum Gehorchen, das Alter zum Gebieten von Natur aus geschaffen sei, so dass niemand von den Bürgern auf seinen eigenen Vortheil in unberechtigter Weise Bedacht nehmen kann, weil jedem seine Stellung schon von Natur aus angewiesen ist, so stimmt das nicht bloß zu der Schilderung in *Δ* 1295 b 13 ff. (vgl. *Δ* 1296 a 22 ff.), wo die Nachtheile eines Volkes beschrieben werden, das in seinen Gliedern das Gehorchen entweder nicht gelernt oder verlernt hat, sondern durchaus kann man nicht umhin zuzugeben, dass es unmöglich sei, einen Ar. sich in einer Sache wiederholen zu lassen, die ohnehin bereits abgehandelt sein soll. Umgekehrt dagegen, wenn *Δ* nicht hinter, sondern vor *H* seine Stellung bekommt, erweist sich die hier angezogene Untersuchung deshalb als von Bedeutung, weil Ar. nach den Ausführungen in *Δ* sich eine gute Grundlage für die eingehende und auf philosophischem Unterbau ruhende Beschreibung der Einrichtungen des besten Staates geschaffen hat. Von diesem Gesichtspunkte gewinnt auch Z 1321 a 21—26 Bedeutung, wo bereits ganz in dem Sinne von *H* 1332 b 32—41 der Gedanke von der Doppelbeschäftigung jedes Einzelnen im Staate je nach seinen Lebensjahren besonders mit dem Ausdruck (a 22 f.) *διῃρημένης τῆς ἡλικίας* betont erscheint. Zugleich ersieht

wir gerade aus den Worten Δ 1295 b 16—18 wieder eine Veranlassung dazu, in der Behandlung des absolut besten Staates einen Hauptnachdruck auf die Erziehung der Bürger zu legen, was denn auch Ar. in *H* und Θ redlich gethan hat. Zudem glaube ich, dass Ar. *H* 1333 a 2 mit dem φασι wohl auf den so eben aus Δ angeführten Gedanken angespielt hat, wobei auch die folgenden Worte (*H* 1333 a 3—6) so viel Analogie mit Δ 1295 b 18 ff. aufweisen, dass man schwerlich anders kann, als diese ganze Partie in *H* durch den in Δ a. a. O. vorgebrachten Gedanken hervorgerufen anzunehmen. Wie schal, wie abgeschmackt klängen alle diese Darlegungen in Δ, wenn sie nach den tief gründenden Untersuchungen in *H* noch einmal vorgeführt würden! Denn es hätte dann Ar. doch wenigstens es nur bei einem kurzen Hinweis auf das in *H* bereits Behandelte bewenden lassen sollen; aber so werden dieselben Gedanken noch einmal aufgetischt, was natürlich im höchsten Grad ein Überfluss wäre, wenn der natürliche Abschluss ohnehin schon durch *H* und Θ erzielt worden ist. Ganz anders nimmt sich die Sache aus, wenn solche Bemerkungen, wie wir sie nun schon zu wiederholtenmalen in Δ—Z gefunden, als die Vorläufer oder Voraussetzungen zum Zwecke der gründlichen Betrachtung der Erfordernisse des absolut besten Staates angesehen werden. Denn dann sind derlei Äußerungen ebenso viele Bausteine zum Zwecke der Errichtung jenes bewundernswerten Werkes, wie es in *H* und Θ als die Beschaffenheit des besten Staates gegeben worden. In solchem Lichte betrachtet erhalten Gedanken, wie der folgende (*H* 1333 a 6—11), erst ihre rechte Bedeutung, wenn bereits früher (Δ a. a. O.) die Selbstüberwindung der Jugend bei ihren staatlichen Verrichtungen als eine conditio sine qua non für den Bestand der Verfassungsgemeinschaft hingestellt wurde. Denn wenn Ar. dort zu erwägen gibt, inwieferne es freigebornen Jünglingen ganz wohl ansteht, gewisse Verrichtungen selbst auszuführen und eigenhändig Arbeiten zu verrichten, so kann diese Idee doch nur durch die bereits in Δ a. a. O. gemachte Erwähnung hervorgerufen sein, dass es leider Staaten gibt, in denen die Jugend nicht einmal das Gehorchen gelernt hat, also dass sie nur ihren eigenen Gelüsten lebt, ohne im Interesse eines höheren Zweckes sich verwenden zu lassen. Umgekehrt musste aber diese Thatsache schon vorausgesetzt sein, wenn *H* vor Δ steht, weil sonst Ar. nicht in der Lage war, die Norm festzustellen, welche in dieser Hinsicht im besten Staate maßgebend bleiben soll, da ja doch der Philosoph, bevor er daran gieng, die Einrichtungen des absolut besten Staates darzulegen, wissen und erklären musste, in welchen Punkten der Hebel anzulegen sei, wo denn überhaupt die bestehenden Gemeinwesen der Schuh drücke; und zwar nicht bloß ihm allein musste das bekannt sein, sondern, wenn er ein entsprechendes Verständnis bei seinen Lesern finden wollte, war es nothwendig, dass er auch diese letzteren allmählich dahin führte, wo er sie haben wollte,

nämlich dazu, dass sie auf Grund der Behandlung sämmtlicher Übelstände der Verfassungen, wie man sie bisher hatte, zu der Einsicht der Fehler derselben und hiemit auch naturgemäß nach der Diagnose zum Bewusstsein der Mittel kamen, welche den nachtheilbringenden Zuständen ein Ende zu machen geeignet erscheinen konnten. Wir werden auch im Folgenden finden, dass Ar. nur in der vollen Erkenntnis dieser Sachlage gehandelt hat.

Da dem Ar. einmal die Thatsache feststand, dass nur in einer rationellen Erziehung das Universalremedium für die Herstellung eines ordentlichen Gemeinwesens gelegen ist, so blieb unserem Philosophen nichts weiter übrig als wieder von Grund aus die Sache zu untersuchen, was *H* 1333 a 17 ff. dadurch geschieht, dass auf die Beschaffenheit der menschlichen Seele eingegangen wird, welche theils eine gebietende, theils eine gehorchende ist. Der aristokratische Grundzug, der die Anschauung des Ar. über den besten Staat bestimmt, macht sich nun aber sogleich in den von dem erwähnten Principe der Seeleneintheilung abgeleiteten Ideen bemerkbar. Denn Ar. theilt die Handlungen der Menschen in solche, welche als nothwendig zur Erreichung eines schönen Zweckes angesehen werden müssen, und in solche, welche diesen schönen Zweck unmittelbar erreichen helfen. Diejenigen nun, welche letzterer Natur sind, beziehen sich auf den Frieden, die ersteren auf den Krieg. Und weil der Friede, die Muße, der Hauptzweck ist, so soll auch das Leben der Menschen nach diesem eingerichtet sein, also dass dasselbe nur durch die nun einmal für alle nöthige, auf dieses Princip basierte Erziehung zum richtigen Ende geführt werden kann. Dass nun aber die Muße und das glückliche, sorgenlose Leben als das beste Ziel des Menschen betrachtet werden muss, das hat Ar. nicht bloß in der Ethik *K* 7. 1177 b 4 f. ausgesprochen, sondern das ergibt sich aus verschiedenen Stellen der Bücher *Δ*—*Z*, in denen eingeschärft wird, nur ja dem gemeinen Volke keine Muße zu gewähren, offenbar in Rücksicht auf die von Ar. vorausgesetzte aristokratische Maxime, dem niederen Volke die Arbeiten niederer Natur aufzutragen, während der Edle dazu da sei, um der Muße zu leben. Vgl. *Z* 1318 b 12 und 1317 b 10—13. Überhaupt erscheint der in *HΘ* von Ar. bevorzugte absolut beste Staat nur eine Variation der besten Demokratie, von welcher *Z* 4 gesprochen wird, und in welcher die aristokratisch Gesinnten die Zügel der Regierung führen, während das ganze Volk von ihnen Rechenschaft fordern kann. Denn, sagt Ar. *Z* 1318 b 38 — 1319 a 4: „Es ist immer heilsam, abhängig zu sein, und nicht alles, was man beliebt, thun zu dürfen, weil durch diese Freiheit der Mensch nicht imstande ist, seinen schlechteren Theil, die Leidenschaften, zu zügeln". Wir brauchen dabei als herrschend und gehorchend nur die Bürger des besten Staates zu denken, was Ar. auch wirklich annimmt, da sie von ihm in *HΘ* so geschildert sind; dann haben wir in denselben Individuen

beide Gewalten, die regierende und die Rechenschaft fordernde vereinigt, während dieselben in der besten Demokratie (*Z* 4) noch getrennt erscheinen. Eine Trennung ist es zwar allerdings auch, wenn Ar. in *HΘ* zu bedenken gibt, dass vorzugsweise die Jugend dazu geeignet sei, gewisse Regierungsverrichtungen auszuüben (*H* 1332 b 32—41); aber Ar. überträgt die auf das Gehorchen gerichteten Handlungen daselbst denjenigen jungen Personen, welche im Alter dann zur Regierung berufen sind. Aber auf solchem Grunde basiert die ganze Erziehung. Und wenn Ar. meint, dass das niedere Volk auch sehr leicht zu Krieg und Aufständen geneigt sei, so ergibt sich gerade aus dem von ihm hinzugefügten Grundsatze, dies mit allen Mitteln hintanzuhalten, dass er auch hier wieder darauf Bedacht nimmt, den Frieden in letzter Hinsicht als Zweck aufzustellen (vgl. *Δ* 1297 b 6 ff.). Und so führt alles, was *Δ*—*Z* von Ar. über die verschiedenen zu seinen Zeiten bestehenden Verfassungen in Griechenland bemerkt worden, am Ende immer wieder auf den von ihm als den besten erachteten Staat. Denn das deutet Ar. selbst an *H* 1333 b 5 ff., wenn er bemerkt, dass die heutzutage bestehenden Staatengebilde nur mit Rücksicht auf nebensächliche Zwecke eingerichtet sind, welche nicht die schönen Eigenschaften, Friede, Muße und liebevolles Beisammensein aller Staatstheilnehmer, zu Merkmalen haben, sondern nur mehr Mittel zum Zwecke sind und auf unrechtmäßigen Vortheil des einen oder anderen Theiles im Staate gerichtet erscheinen, wodurch der Hauptzweck jedes Staates das ζῆν καλῶς (*H* 1333 b 25 f.) vereitelt wird. Deshalb wiederholt Ar. an dieser Stelle (*H* 1333 b 27—29) den Grundsatz, welcher sich als das Ergebnis der mancherlei verfehlten Verfassungen, wie wir schon zu wiederholtenmalen gesehen, darstellt, dass die Herrschaft der Freien und Tugendhaften unter allen Umständen dem despotischen Regimente vorzuziehen sei. Und wenn sich, wie wir sahen, ein ruhiges Leben im Staate für sämmtliche Theilnehmer an demselben als das wünschenswerteste Ziel ergibt, wenn ferner aus dem ganzen Tenor und aus einzelnen besonderen Bemerkungen der Bücher *Δ*—*Z* dieser Schluss folgt (existiert ja fast keine Seite in den genannten Büchern, aus welcher nicht dieser Grundgedanke herausgelesen werden kann), so kann man *H* 1333 b 29 ff. nur als die nächste Consequenz solcher Grundsätze erkennen, da Ar. bemerkt, dass es nicht in der Ordnung ist, die Jugenderziehung in erster Linie darauf einzurichten, dass die Bürgerschaft vorzugsweise in den Kriegsübungen unterrichtet und geschult werde. Denn in diesem Falle hätte jeder Bürger, dem die Mittel und Fähigkeit zugebote stünden, Gelegenheit, sich einen Anhang zu sammeln, um die Regierung als Tyrann an sich zu reißen. Wer denkt hiebei nicht an die in *E* über die Usurpationen und Revolutionen oder Staatsstreiche gemachten einschlägigen Bemerkungen und vorgeführten Beispiele? Und wenn in der That der Einzelne in der Staats-

gemeinschaft sicher sein soll, dann muss auch die Gesammtheit geschützt werden; und dies kann wieder nur dadurch geschehen, dass jeder Einzelne durch die richtige Erziehung von dem entsprechenden Staatsgedanken vollkommen durchdrungen werde. Ar. kann nun aber nach dem von ihm bisher über die Eigenschaften des besten Staates Vorgebrachten diejenigen Einrichtungen nicht vollständig über Bord werfen, welche gewöhnlich in den Staaten vorkommen. Denn z. B. Krieger müssen trotz der allgemeinen Richtung des Strebens nach dem Frieden und nach der Muße im besten Staate jederzeit vorhanden sein. Aber dieser Stand und andere zum friedlichen Leben nothwendige Institutionen sind eben nur Mittel zum Zweck. Der Spruch: „sic vis pacem para bellum" hat einen weit über seine unmittelbare Bedeutung hinausgehenden Sinn. Deshalb setzt Ar. im großen Ganzen ohneweiters voraus, dass in seinem besten Staate dieselben formellen Einrichtungen bestehen, welche in den gewöhnlichen Gemeinwesen, wie sie Δ—Z erwähnt werden, vorhanden sind (*H* 15). Indem Ar. als Stellvertreter dieser letzteren das Lacedämonische hinstellt, bemerkt er geradezu *H* 1334 a 40 — b 3, dass dasselbe nicht darin von den anderen Staaten sich unterscheide, dass es nicht dieselben letzten Endzwecke sich vornimmt, wie sie für den absolut besten Staat vorliegen, sondern dass es diese nur mit verfehlten Mitteln zu erreichen strebt.

Theils veranlasst durch die ungenügenden Vorkehrungen in den zu den Zeiten des Ar. bestehenden Gemeinwesen, theils durch die Darstellungen Platons über denselben Gegenstand, theils wegen der in den bisherigen in Δ—Z gemachten Beobachtungen, die unseren Philosophen eben bewogen, den Ausbau seines Staatsgebildes von Grund auf und im ganzen total verschieden von jenen anderen Gemeinwesen zu gestalten, beginnt nunmehr Ar. seine Ansicht über die Erziehung zum Staatsbürger zu entwickeln, nachdem er die nothwendigen psychologischen Principien zu diesem Zwecke vorausgeschickt (*H* 1334 b 4 ff.). Es versteht sich von selbst, dass diese Darstellung eine große Selbständigkeit zur Schau trägt, weil sich Ar. dabei ganz auf eigene Füße zu stellen gezwungen war, sollte überhaupt seine eigene Ansicht zur Geltung gelangen. Obwohl diese Selbständigkeit also nicht bloß eine nur vermeinte, sondern geradezu eine geforderte, weil in der Natur der Sache gelegene ist, so können wir doch sogar hier wieder wohl die in Δ—Z begründeten Ursachen erkennen, welche unseren Philosophen zur Aufstellung gerade dieses Staates bewogen haben.

Was vor allem die Regelung der Eheverhältnisse *H* 1334 b 31 ff. anbelangt, so sind doch wohl die früher (*E* 6, 1306 a 34 ff., *E* 4, 1. 3 f.) vorkommenden Revolutionen infolge von Ehezwistigkeiten und Ehebrüchen dem Ar. Veranlassung genug gewesen, diesen Punkt zu behandeln, weil die von ihm durchgeführte Ehegesetzgebung am besten imstande sei, Misshelligkeiten und Zwiespalt

zu vermeiden (*H* 1334 b 36 f.). Welchen Einfluss aber auch die hieher gehörige Ordnung oder das Gegentheil auf das Verhältnis zwischen Eltern und Kinder hat, wie Ar. *H* 1334 b 38 ff. darthut, das zeigt insbesondere *E* 1303 b 34 ff. Da natürlich jede Verweichlichung, in deren Gefolge die von Ar. in *Δ*—*Z* so oft verpönte Genusssucht sich befindet, hintangehalten werden muss, so hat Ar. *H* 1335 a 4—6 auf diesen Punkt Bedacht genommen. Indem in diesem Sinne ferner auf Grund der bereits in dem Werke περὶ ζῴων γενέσεως *Δ* 1 ff. gegebenen Untersuchungen das Princip ausgesprochen wird, dass man die Leute sich nicht zu jung verheiraten lassen dürfe, ein Princip, welches Ar. mit Rücksicht auf seine eigenen Beobachtungen an den bestehenden Gemeinwesen sofort verificiert (*H* 1335 a 15—22), wird auch hier wieder (*H* 1335 a 22—24) ein Hauptgewicht auf die Verhinderung der τρυφή gelegt, welche in *E* an gewissen Stellen verpönt erscheint. Auch die Verweisung an die Ärzte, welche den neu zu Vermählenden den Zeitpunkt angeben können, in welchem die Vermählung stattfinden dürfe, ist ganz am Platze, weil Ar. nach seinen Schriften (Naturgeschichte, Meteorologie usw.) am ehesten diese relativ wichtige Sache verstand. Aus dem aber, was Ar. in *Δ*—*Z*, wie wir gesehen, über den geringen Nutzen hervorgehoben hat, den eine kriegerische Bevölkerung gewährt, ergibt sich von selbst die Anforderung an die, welche den besten Staat einrichten wollen, dass die Bürger desselben nicht bloß so erzogen werden, dass sie von Verweichlichung und Üppigkeit ferne gehalten werden, Dingen, welche im Gefolge einer rein knechtischen und banausischen Beschäftigung liegen, sondern auch von dem renommierenden Athletenthum, welches alles sich unterthan zu machen bestrebt ist. Wenn demgemäß nun Ar. Anweisungen darüber gibt, welche Maßnahmen die Schwangeren zu befolgen haben, damit sie ihr Ziel erreichen, schon die Frucht im Mutterleibe richtig zu erhalten und zu ernähren (*H* 1335 b 12—20), so ist das nur die nothwendige Consequenz des von ihm auf Grund der vorausgegangenen Bücher *Δ*—*Z* gewonnenen Principes, und man konnte von einem Ar. mit seinem reichen Schatze naturhistorischen Wissens und ungemein ausgebreiteter Erfahrung nichts anderes erwarten, als dass er mit stillschweigender Polemik gegen seinen Vorgänger in der Staatstheorie die auf seinen eigenen Staat passenden Verhaltungsregeln möglichst eingehend schilderte. Dasselbe bezieht sich auf die Bestimmungen, welche er hinsichtlich der Abtreibung der Leibesfrucht gibt (*H* 1335 b 19—26); denn auch die Rücksichtnahme auf diese Frage ist nur eine Consequenz der von ihm oben über die Bevölkerungszahl seines Staates aufgestellten Norm, die ihrerseits, wie wir sahen, auf Grund seiner in *Δ*—*Z* geübten Kritik angenommen wurde. Eine nothwendige Consequenz seiner auf diesem Gebiete oben aufgestellten und von uns durch die in *Δ*—*Z* wahrgenommenen und dargestellten Mängel in anderen Verfassungen motivierten Grundsätze ist in der nun folgenden Bestimmung über die Grenze,

die mit Bezug auf das Alter für die Begattung gesetzt werden soll, niedergelegt. Darauf bezieht sich ja auch die bereits oben (*H* 1327 b 36—38) getroffene und von mir besprochene Forderung, dass die Bürger des neuen Staates an Leib und Seele tüchtig sein müssen. Denn gerade in diesem Sinne bemerkt auch hier Ar., dass die untere und obere Grenze jenes Geschäftes in jenem Alter liegen müsse, welches nicht mehr beide Factoren in sich schließe, sondern wo nur entweder der eine (das vorwiegend körperliche mit Ausschluss des Verstandes in der früheren Jugend) oder nur der andere (die geistige Reife mit abnehmender Körperkraft im Alter) zum Vorschein komme (*H* 1335 b 29—32). Diese große und berechtigte Sorgfalt, welche auf die harmonische Entwicklung von Geist und Körper verwendet werden soll, zeigt sich natürlich dann mit umsomehr Recht in der Ernährung und Erziehung des Kindes, ein Capitel, in welchem uns wieder der Satz interessiert, in welchem davon die Rede ist, dass das Kind im Alter bis zu fünf Jahren bereits von Trägheit abgehalten und zu angemessenem Thun in Spiel und Unterhaltung angeleitet werden muss (*H* 1336 a 23 ff.). Und weil Ar. bisher immer einen Nachdruck darauf gelegt hat, dass nichts Unedles oder Sclavisches an den Bürgern seines Staates zum Durchbruch gelange, so kann uns seine Forderung nicht überraschen, dass schon in diesem zarten Alter der Jugend keine ausgelassenen oder nicht zu jenem aristokratischen Bewusstsein stimmenden Spiele und Scherze angesonnen werden dürfen (*H* 1336 a 28—30), sowie dass Fabeln und Märchen, die der Jugend erzählt werden, von diesem Gesichtspunkte ausgewählt werden müssen. Kurz, alle diese Regeln, welche von Ar. vorgebracht werden, um schon in der Jugend den Grund zu dem kräftigen Bürgerthum zu legen, das ihm als das geeignetste Menschenmaterial zu seinem besten Staate vorschwebte, wie die nun folgende Regel bezüglich des Verhaltens der Wärterinnen beim Schreien der Kinder (*H* 1336 a 34—39), über den Umgang der letzteren mit ihrer Umgebung (a 39 ff.), über die Aufnahme von gewissen Kunstdarstellungen im Staate (b 14 ff.) und die Theilnahme an Schauspielen und Gastereien (b 20 ff.), haben ihre Basis und ihren Ausgangspunkt in den von ihm bereits zu Anfang unseres Buches dargelegten und aus der in Δ—Z vorgenommenen Kritik abgeklärten Grundsätzen. Ebenso ist Ar. zu der am Beginne von Θ erörterten Frage, inwiefern die Erziehung der Bürger verstaatlicht werden muss, und derjenigen über die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Erziehung nur durch die Übelstände gekommen, welche in den von Δ—Z vorgeführten Gemeinwesen zutage traten, Übelstände, welche großentheils nur deshalb sich ergaben, weil die starke Hand, oder besser, der moralische Einfluss fehlte, durch welchen diese verschiedenartigen Elemente des Staates zusammen- und von verhängnisvollen Ausschreitungen abgehalten werden. Dieses Ziel, sagt Ar. hier (Θ 1337 a 11 ff.) kann nur erreicht werden, wenn die gesammte Erziehung von demjenigen Manne geregelt wird, welcher die Gründung des Gemein

esens unternommen hat, weil jene in einheitlichem Sinne geschehen
uss und auch nur von demjenigen am besten eingeleitet werden
ann, welcher gleichsam als Künstler und Hersteller seines staat-
chen Kunstgebildes (vgl. Θ 1337 a 19) am ehesten berufen ist,
arüber zu verfügen. Daraus ergibt sich dann als nothwendige
olge die Gemeinschaftlichkeit der Erziehung nach Art der Lace-
ämonischen von selbst (Θ 1337 a 31). Auf bereits bekannten,
on Ar. in *H* hervorgehobenen und von mir nur auf dem Funda-
ente von Δ—Z als möglich dargethanen Grundsätzen ruht die
un folgende Anweisung, die Erziehung auf die mehrfach erwähnte
oppelstellung des Bürgers als handelnden und als der σχολή sich
idmenden zu basieren. Denn die Anleitung des Ar., die jungen
ürger zu gewissen nützlichen Handlungen und Arbeiten, die aber
ichts Banausisches oder Geisttödtendes an sich tragen dürfen,
arunter auch die Wissenschaften, anzueifern (Θ 1337 b 4 ff.),
scheint ganz im Geiste der oben betonten harmonischen Erziehung,
leich geeignet zum Zwecke der Heranbildung von tüchtigen Ar-
eitern wie zu dem eigentlichen Ziele und Ende des richtigen Ge-
ießens. Und dieser Grundgedanke kehrt immer wieder, z. B. auch
, wo Ar. nach Aufzählung der Bildungsmittel und Unterrichts-
egenstände im besonderen der Streitfrage gedenkt, zu welchem
wecke die Musik gelehrt werden soll (Θ 1337 b 27 ff.). Und
eil Ar. eben in dem ruhigen Genusse und in der ungestörten
uße das Hauptziel für jeden einzelnen Staatstheilnehmer erblickt,
kann es nicht befremden, wenn er der gerade diesen Zweck
fördernden Musik eine so ausführliche Besprechung widmet,
ährend mit Ausnahme des Turnens die anderen zwei Gegenstände
s Unterrichtes, die Grammatik und das Zeichnen, nur eine ge-
gentliche Erwähnung finden (Θ 1338 a 15—19, 37—b 2.
eshalb kann ich auch nicht mit Spengel einverstanden sein,
elcher aus den Worten Θ 1338 a 31—37 schließt, es müsse Ar.
ch im Sinne gehabt haben, über andere Bildungsmittel für die
ugend außer der Musik zu sprechen, obwohl Buch Θ mit dieser
det. Denn ich halte dafür, dass mit dem *μία τῷ ἀριθμῷ ἢ ἓξίους* die verschiedenen Tonarten der Musik bezeichnet sind,
n welchen Ar. später handelt). Und diese Frage, inwiefern die
usik als der wichtigste Unterrichtsgegenstand zu betrachten ist,
ird von Ar. auf das eingehendste behandelt, indem er zeigt (Θ
339 b 11 ff.), welche Zwecke damit erfüllt werden, und inwiefern
it der richtigen Unterweisung in der Musik dem bisher festge-
ellten Bedürfnisse des Menschen und Bürgers überhaupt entgegen-
kommen wird. Ar. zeigt vor allem, dass die Musik das treff-
chste Mittel ist, die im Leben des Menschen nach der Arbeit
rkommenden Erholungspausen auszufüllen und dadurch seine
Glückseligkeit herbeiführen zu helfen (Θ 1339 b 27 ff.), welche
nun einmal als der Hauptzweck der politischen Gemeinschaft voraus-
zusetzen ist und, wie wir sahen, von Ar. aus der Unzulänglichkeit
der bestehenden, in Δ—Z behandelten Verfassungen auch wirklich

abgeleitet und als Princip seines besten Staates hingestellt wird. Aber auch zu der für den besten Staat, wie für jeden anderen so nothwendigen (vgl. Θ 1337 a 14 ff.) Charakterbildung ist die Musik ein unumgängliches Erfordernis (Θ 1340 a 6 ff.). Es ist hier nicht der Ort, die von Ar. Θ 1340 a 9 ff. aufgestellten Thesen eingehender zu untersuchen, inwiefern die Musik geeignet ist, auf die Bildung des menschlichen Herzens Einfluss zu nehmen; denn wir müssen seine in schwungvoller Periode dargelegte Ansicht, dass kein anderer Zweig der Kunst so sehr geeignet sei, dieses Ziel erreichen zu helfen, von seinem Standpunkte vollkommen anerkennen. Hier interessiert uns besonders die schon Θ 1340 a 32 — b 5 gemachte Unterscheidung der verschiedenen Tonarten, welche einen verschiedenen Einfluss auf das Gemüth zu nehmen vermögen. Und wenn schon einmal diese Frage von der Wichtigkeit der musikalischen Bildung aufgeworfen wird, dann musste der Philosoph die darauf zu gebende Antwort auch weiter ins Detail verfolgen, womit nur begründet erscheint, dass er sich in dem Schlusstheile dieses Abschnittes so eingehend mit dieser Frage nach der richtigen Tonart befasst, welche dem Unterrichte in der Musik zugrunde gelegt werden soll. Zudem beweisen Äußerungen wie Θ 1340 b 14—17, dass Ar. sich dessen wohl bewusst war; es würden die Kritiker seines besten Staates vielleicht unwillig den Kopf schütteln, wenn sie sähen, welch großes Gewicht von ihm auf die Erziehung in der Musik gelegt wird. Denn er motiviert dieses Verfahren mit dem Hinweis darauf, dass man der nun einmal nur schwer zu ernster Arbeit anzuhaltenden Jugend bloß auf dem Wege beikommen kann, dass man ihr die Mühen möglichst versüßt, denen sie sich eben nothwendigerweise unterziehen muss: und deshalb sei die Musik mit der Annehmlichkeit ihres Rhythmus und ihrer Melodien nach jeder Richtung für Unterrichtszwecke so passend: bei aller tiefen Begründung ein dem Staatstheoretiker eben nicht zu raubender, eher zu achtender Subjectivismus, der wieder sehr durch die Beobachtung abgeschwächt erscheint, dass nicht bloß in früheren Zeiten, sondern auch in denen des Ar. die Musik als Unterrichtszweig in den Schulen Griechenlands eingeführt war, wie wir aus Θ 1340 a 32 ff. ersehen. Trotzdem behält der Philosoph durchgehends bei der weiteren Behandlung der Sache seinen Gegenstand im Auge und das eigentliche Ziel seines Staates, das uns ohnehin aus den bisherigen Ausführungen bekannt ist, so dass ich mich der Mühe überhoben ansehen darf, die darauf bezüglichen stillschweigenden Verweisungen des Ar. auf dieses sein allgemeines Princip in diesem letzten Theile besonders anzuzeigen. Was uns darin besonders angeht, beruht darauf, dass es doch jedem unbefangenen Leser auffallen muss, wenn er sieht, wie Ar. hier in so behaglicher Breite über seinen Gegenstand sich auslässt, bald von der Art der Musikinstrumente bald von den Wirkungen der Musik usw. spricht, indem er gewissermaßen vom Hundertsten ins Tausendste kommt, so dass man zum nothwendigen Schluss gelangen muss: Wenn alle

diese Dinge vor dem Gegenstande der Bücher $\Delta - Z$ besprochen werden, dann muss man ja überhaupt nicht bloß das Ziel aus dem geistigen Gesichtskreis verlieren, welches Ar. bei der Abfassung des ganzen Werkes vor Augen schwebte, sondern es zeigt sich die große Schwierigkeit, nachdem durch die erwähnten weitläufigen Darlegungen der eigentliche Kern der Sache, der beste Staat in seiner wesentlichen Beschaffenheit sozusagen verdunkelt wurde, sich nach diesen in Θ niedergelegten Ausführungen bei den einschlägigen Bemerkungen in $\Delta - Z$ wieder an die wichtigen Eigenschaften dieses besten Staates zu erinnern, ohne dass dieselben durch die Menge der Einzelheiten am Schlusse von Θ gleichsam erdrückt werden.

Abgesehen davon finden wir aber selbst in diesen vom eigentlichen Hauptgegenstand so entlegen scheinenden Ausführungen des Schlusstheiles von Θ Anspielungen auf in Δ—Z bereits Behandeltes in einer Weise, dass man eben darauf zu schließen berechtigt ist, dass die von mir vorausgesetzte Anordnung der Bücher die einzig entsprechende ist. Denn dass die dorische als die Mitte unter sämmtlichen Tonarten die beste für die Erziehung der Jugend ist (Θ 1342 b 14 ff., 1340 b 3 f.), erscheint nur als eine Folge der für den besten Staat bereits in Δ cap. 11 gezogenen Grundlinien, wie ich sie bereits oben vorgeführt habe.

Überblicken wir nochmals die verschiedenen Gründe, welche uns dazu bewogen, der ursprünglichen Aufeinanderfolge der Bücher unseres Werkes das Wort zu reden, dann ergibt sich, dass dieselben auf drei Gesichtspunkte gebracht werden können. Erstlich muss man nämlich die Aristotelischen Citate und Verweisungen in demselben Werke anders auffassen als dies von den Anhängern jener anderen Stellung der Bücher geschieht, dann zeigen die Ausführungen über den absolut besten Staat in H und Θ so viele bloß durch vorgängige Erörterung in Δ—Z möglich gewordene Gedanken, dass man nicht umhin kann, die Beschreibung dieses absolut besten Staates nur als eine reife Frucht der in den vorausgegangenen Büchern $\Delta - Z$ entwickelten Keime zu betrachten. Und endlich sind die Schilderungen der Mittel, diesen Idealstaat wirklich durchzuführen, namentlich die auf die Erziehung gerichtete, trotz ihrer selbst hier nicht zu verkennenden Beziehung auf den nothwendig vorausgehenden Theil Δ—Z in einer Weise breit und ausführlich gehalten, dass man es für ganz unzutreffend und eines Ar. in hohem Grade unwürdig halten müsste, wollte man ihm zumuthen, er habe den natürlichen Gang seiner Kritik und Untersuchung über die bestehenden und überhaupt möglichen Verfassungen durch eine so weitläufige und in vom geraden Wege abseits gelegenes Detail sich verlierende Abhandlung unterbrechen und dadurch die folgenden Darlegungen unverständlich machen wollen.

Ried (Oberösterreich). Johann Zahlfleisch.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Catulli Veronensis Liber. Recensuit Aemilius Baehrens. Nova Editio a K. P. Schulze Curata. Lipsiae, B. G. Teubner 1893. LXXVI u. 127 SS.

Anthologie aus den Elegikern der Römer. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Jacoby. I. Heft: Catull. 2. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. X u. 81 SS.

Die Besorgung einer neuen Auflage des Bährens'schen Catull war keine leichte Aufgabe. Denn einerseits waren die zahlreichen Beiträge der letzten Zeit zu verwerten, welche auch eine Reihe von Angaben über den cod. Sangermanensis (G, vgl. Bonnet, Revue crit. 1887, S. 37ff.) und Oxoniensis (O, vgl. K. P. Schulze, Hermes XIII, S. 30 ff.) berichtigten oder ergänzten, dann wiederholt gegenüber Bährens zeigten, dass die jüngeren Handschriften nicht sämmtlich aus G geflossen und daher neben G und O wenigstens in gewissen Fällen auch noch zu beachten sind; anderseits waren die vielen Conjecturen, welche Bährens manchmal voreilig in den Text gesetzt hatte, einer genauen Sichtung zu unterziehen, um den nicht unbegründeten Vorwurf „eines theilweise interpolierten Textes" soviel als möglich zu vermeiden. K. P. Schulze, der unter den neueren Arbeitern auf dem Gebiete der Catullforschung wiederholt sich zeigte und zuletzt über den cod. Venetus (M) in Hermes XXIII, 567 ff. eine beachtenswerte Untersuchung anstellte, hat die genannten Hauptpunkte im ganzen richtig gewürdigt. Aus der Vorrede, in welcher bedauert das ruhige Urtheil über Bährens' Vorzüge und Schwächen angenommen Eindruck macht, ersehen wir auch, dass vier Codices ausser O und M der Datanus [D] und Santenianus [L]) von neuem für diese Ausgabe verglichen wurden. Die Prolegomena mussten natürlich zum großen Theile umgearbeitet werden, so dass der Bährens'sche Wortlaut nur mehr partienweise erhalten und die Seitenzahl von 69 auf 76 gestiegen ist. Das Hauptresultat ist im wesentlichen dasselbe, welches Schulze, nach Modificierung einiger seiner früheren Ansichten, in der genannten Abhandlung Hermes XXIII

und bündig in der 3. Auflage seiner „Röm. Elegiker“ S. V formuliert hatte: „O und G sind die besten Handschriften; wo sie offenbar falsche Lesarten bieten oder nicht übereinstimmen, darf man auch die geringeren Codices zurathe ziehen, die nicht alle aus G stammen“. Letzterer Satz wird nun stärker und wiederholt betont Praef. p. IV, Proleg. p. XXXXIII; am stärksten p. XXXXVI ff., wo nach der Bemerkung „tantum autem abest, ut omnes praeter O et G codices ut interpolationibus infectos abiciendos esse censeamus, ut etiam ς in recensendis Catulli carminibus suam habere vim ac virtutem arbitremur“ ein Überblick über jene Stellen folgt, wo jüngere Handschriften Besseres als OG erhalten haben. Die Partie p. LIIII ff., welche die in neuerer Zeit mehrfach behandelte Streitfrage über die Doppellesarten erörtert, ist namentlich in der Äußerung p. LX vorsichtig gehalten, dürfte aber in Einzelheiten noch weitere Bemerkungen veranlassen.

Für die Anlage des kritischen Apparates ist die Regel aufgestellt, von handschriftlichen Lesarten, die aus GOM (für carm. 62 natürlich auch aus T [Thuaneus]) vollständig, die der übrigen Codices in Auswahl vorzuführen, von Conjecturen nur die wirklich beachtenswerten zu erwähnen. In ersterer Beziehung hätte man vielleicht doch auch noch ein vollständiges Bild des von Sch. neuerdings verglichenen cod. D nicht ungerne gesehen; bezüglich der Conjecturen wäre in einem solchen Apparate hie und da wenigstens eine etwas weiter gehende Auswahl wünschenswert erschienen, weil das Urtheil über den Wert oder die gebotene Anregung hier bekanntlich nicht selten einigermaßen schwankt. Dagegen zwar ist kaum etwas einzuwenden, dass mehrere gewagte Vermuthungen von Bährens, welche früher im Texte standen, jetzt sogar im Apparate übergangen sind (so 1, 8; 31, 9; 62, 53; 96, 3—4; 112, 1 u. dgl.); aber wenn z. B. an der letzten, so zweifelhaften und allen Erklärern so schwierigen Stelle die interessante Behandlung derselben durch Magnus, Jahrb. f. Phil. 137, 483 gar nicht erwähnt ist, so muss dies und Ähnliches als eine Lücke bezeichnet werden. Die Textesgestaltung als solche wird man sonst im ganzen nun als eine besonnene bezeichnen müssen, auf ein paar Punkte kommen wir noch unten gelegentlich zurück. Hie und da hat Sch. im Anschlusse an seine Abhandlung über cod. M auch Orthographisches geändert und schreibt z. B. 3, 18 *turgidoli*; 17, 1 *loedere*; 50, 5 *loedebat* (vgl. dazu F. Stolz bei Iw. Müller II², 274) u. dgl. Für die Testimonia sind jetzt auch Weymans Beiträge („Zum Fortleben Catulls“, Phil. 1889, S. 760) gewissenhaft benützt. Es wäre übrigens zu wünschen, dass die von Schwabe (Ausg. 1886) so hübsch angelegten Sammlungen über Erwähnung und Nachahmung des Catull vom Alterthum[1]) bis in die Renais-

[1]) Die paar Anspielungen auf Catull, die man bei Cicero zu finden glaubt, sind jetzt theilweise wieder bezweifelt, z. B. bei Riese zu c. 25, 2.

hie und da, namentlich für letztere Zeit, ergänzt würden.
auch des Ref. Beiträge zur Gesch. d. Philolog. I p. 5; 60.)
Nachdem Sch. den ersten Theil des Bährens'schen Catull zu
em Pflegekinde gemacht, wird er hoffentlich sich auch des
iten, den Commentar enthaltenden, bald annehmen und wir
en nun diesen Bemühungen mit doppeltem Interesse entgegen.
Jacoby hat sich entschlossen, seine Anthologie in der neuen
uflage in vier Hefte zu theilen, von denen das vorliegende erste
ie allgemeine Einleitung und Catull umfasst. Wir bemerkten in
demselben unleugbaren Fortschritt und das Bestreben, das Buch
durch Berücksichtigung der in den Recensionen der 1. Auflage ge-
gebenen Winke und der seitdem zugewachsenen Literatur möglichst
zu fördern. Namentlich wird auch der jetzt am Schlusse ange-
fügte literarische Anhang den Lehrern vielfach willkommen sein.
In den Anmerkungen sind nun öfter Stellen aus deutschen Dichtern
zur Vergleichung herangezogen. Ich füge ein paar kleine Bemer-
kungen an, die uns theilweise auch noch auf Bährens-Schulze
zurückführen.

31, 13 hatte J. früher mit Rossberg *vos quoque hoc die* ge-
schrieben, jetzt liest er mit Heyse, dem auch Bährens und Schmidt
folgten, *vos quoque incitae*; Ref. hält an dieser vielbesprochenen
Stelle noch immer das von der Überlieferung so gut bezeugte
Lydiae für haltbar und glaubt, dass Schulze nun mit Recht *vosque*
Lydiae in den Text der Bährens'schen Ausgabe gesetzt hat, wie er
es auch in seiner Ausgabe der römischen Elegiker bietet und in
der Anmerkung bündig erklärt. Vielleicht könnte noch besser mit
Schwabe *vosque o Lydiae* geschrieben und den verwandten Stellen
in der Anmerkung auch *Lydia stagna* (für Trasumennus) bei Silius
XI, 139 und XIII, 8 beigefügt werden. Ist die Überlieferung so
gesichert und die Erklärung, wie auch Riese zugibt, an sich gut
möglich (zur Sache im allgemeinen vgl. jetzt noch Fr. Stolz, Ur-
bevölkerung Tirols[2], S. 38 u. 28), so kann die Ansicht von einer
zu großen Künstelei, die man dabei dem Catull zutrauen müsste,
oder der Umstand, dass uns sonst Ähnliches erst seit der augu-
steischen Zeit nachweisbar ist, kaum dagegen den Ausschlag geben
— 14, 3 kann ich mich von der in dieser Zeitschrift 1885, S. 10

— Sollten umgekehrt die Lautanklänge am Anfange des Weihegedichtes
Catulls auf das Abbild seines Schiffes (phaselus), das ihn aus Bithynien
zurückgebracht (c. 4, 1 *Phaselus ille, quem*), und am Beginne des 10. Ca-
pitels der 4. Verrina Ciceros, wo er auf die lykische Seestadt Phaselis
zu sprechen kommt (*Phaselis illa, quam*), am Ende auf einen Scherz
Catulls gegenüber Cicero deuten? Da Cicero aus den *νεώτεροι* so wenig
citierte, wäre es vielleicht nicht undenkbar, dass umgekehrt der schalk-
hafte Dichter Catull auf jenen rhythmischen Capitelanfang in der Rede
Ciceros anspielte (vgl. zur Sache im allgemeinen Quintil. IX, 4, 72
Auf weitere Combinationen, welche die Streitfrage über Lesbia-Clo
berühren und die Gleichzeitigkeit jenes Catull'schen Gedichtes mit Cic
pro Caelio etwa heranziehen könnten, wollen wir nicht einge

näher begründeten Auffassung des *odium Vatinianum*, welche Schulze sammt den angeführten Belegstellen für die 3. Auflage seiner Röm. Elegiker trefflich benutzt hat, nicht trennen. — 8, 9 wird mit Recht der Herstellung des Avantius *tu quoque, inpotens, noli* gefolgt, welche auch Schulze bei Bährens an die Stelle der Scaliger'schen Conjectur setzte, wie sie überhaupt bei den meisten neuesten Herausgebern zu Ehren gekommen ist. J. erklärt: „der Du Deiner selbst nicht mächtig bist, ermanne Dich und wolle auch Du nicht"; sollte aber *inpotens* mit der nun überall angewendeten richtigen Interpunction hier nicht am einfachsten in der primitiven Bedeutung „ohnmächtig", wie es auch Hor. Carm. II, 1, 26 fast durchweg erklärt wird, und zugleich participialisch zu fassen sein: „so woll', da's ändern Du nicht kannst, auch Du nicht"? — 51, 11 möchte ich J. beistimmen, wenn er mit M. Haupt (vgl. Opusc. I, 106), Bährens, Riese, Schmidt, Schraders leichte Änderung *geminae* dem handschriftlichen *gemina* vorzog, während Schulze mit Vahlen und Schwabe nunmehr letzteres in den Bährens'schen Text stellte. Nur ist es nicht recht erklärlich, warum er in der Anmerkung bezüglich der Verbindung *aures geminae* jetzt die in der 1. Auflage citierte Culexstelle v. 150 wegließ und nicht lieber auch noch Ov. Met. X, 116 hinzufügte.[1]) — Wenn J. 101, 8 nun *tristi munere ad inferias* mit den Itali in *tristes munera ad inferias* geändert hat, kann ich ihn auch nicht tadeln und möchte nur darauf aufmerksam machen, dass so dieser Vers formell hübscher an den zweiten des Gedichtes anklingt; und paläographisch liegt ja, zumal wenn man mit Schmidt *tristis* schreibt, die Sache sehr nahe; war einmal durch den in Handschriften so häufigen Abfall des schließenden *s* (vgl. auch des Ref. Beiträge zur 4. Decade des Livius [Wien 1892] S. 2) aus *tristis* ein *tristi* geworden, so war der Übergang des *munera ad* in *munere ad* eine leicht erklärliche Folge.

Innsbruck. Anton Zingerle.

M. Tullii Ciceronis epistulae selectae. Für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. Dettweiler, großh. hess. Gymnasialdirector. Gotha, Friedrich Andr. Perthes 1894. 8°, 223 SS.

Wie der Herausgeber in der Vorrede mittheilt, verdankt diese Auswahl nicht dem durch die jüngsten preußischen Lehrpläne vermehrten Bedarfe, sondern vielmehr einer eilfjährigen Behandlung von Ciceros Briefen in der Schule ihre Entstehung.

Sie bietet in correctem, auf Grund der neuesten Arbeiten revidierten Texte eine Reihe von 64 chronologisch geordneten Briefen, aus welchen man 35 auch schon bei Hofmann-Lehmann

[1]) Auch O. Ribbeck, Gesch. d. röm. Dichtung I, 318, schließt sich sichtlich Schrader an (-gellt der Ohren Paar-).

und Andresen, je 29 bei Süpfle-Böckel und Lange, 21 in dem vom Ref. auf S. 109 Anm. dieses Jahrganges zusammengestellten Canon vorfindet. Um der Individualität des Lehrers in der Trennung dessen, was in der Schule gelesen und was der Privatlectüre überlassen bleiben solle, möglichst freien Spielraum zu gewähren, verzichtete Dettweiler auf eine Eintheilung in Abschnitte und überantwortete somit dem Lehrer die Aufgabe, „nach bestimmten Gesichtspunkten den allmählichen Gewinn der Lectüre durch die Schüler selbst ordnen und an geeigneten Ruhepunkten diesen Gewinn als selbsterarbeitet durch sie feststellen zu lassen". Dagegen findet der Schüler in den Anmerkungen[1]) unter einer orientierenden Inhaltsüberschrift zu jeder einzelnen Epistel eine historische Vorbemerkung, nöthigenfalls eine mustergiltige Gliederung des Gedankenganges und in formell und inhaltlich vollendeter Darstellung den durch die neueste Forschung gesicherten Aufschluss über sprachliche Eigenthümlichkeiten, Fragen der Chronologie und die anderen Zweige der Alterthümer.

Selbstverständlich ergeben sich hiebei, namentlich dort, wo derselbe Brief auch in anderen Ausgaben steht, Berührungspunkte und sachliche Übereinstimmungen mit fremder Arbeit: allein für den hervorragendsten Vorzug dieser Ausgabe, vermöge dessen sich dieselbe gerade von den neuesten Ciceronianischen Blütenlesen ohneweiters unterscheidet und aus einem fesselnden Lesebuche zu einem gehaltvollen Lehrbuch eigener Art emporgedeiht, kann Dettweiler das unbestreitbare Eigenthumsrecht in Anspruch nehmen. Als oberster Grundsatz schwebte ihm nämlich vor, besonders solche Briefe auszuwählen, die am deutlichsten erklären könnten, wie die äußere und innere Entwicklung Roms zur Monarchie hindrängte, die also „das Werden des römischen Kaiserthums im besonderen oder einer kräftigen Monarchie im allgemeinen vor Augen zu führen geeignet wären".[2]) Deshalb ist diese Sammlung nicht so sehr nach Ciceros literarischer Entwicklung, als vielmehr mit Rücksichtnahme auf sein Leben und Wirken, die zeitgenössischen Helden der Geschichte Cäsar und Augustus und jene Schar charakteristischer Gehilfen und Gegner geordnet worden, die als Typen damaliger politischer Strömungen gelten können. Ebenso ungezwungen wie überzeugend gelingt es auf diesem Wege dem Herausgeber, dem Lernenden darzuthun, dass alle Kenntnis der Vergangenheit und des antiken Menschen in letzter Linie nur die Gegenwart und unseren eigenen Lebens- und Werdeprocess verstehen lehre, und das dadurch angespornte Interesse nicht nur auf die politischen,[3]) sondern auch auf die wirt-

[1]) Der Text ist übrigens auch ohne den Commentar erhältlich.
[2]) Vgl. Einleitung, S. 5.
[3]) Vgl. insbesondere die Vorbemerkungen zu den Briefen Nr. II, XI, XII, L und LI der Sammlung.

schaftlichen Verhältnisse und namentlich auf jene uralten Versuche hinzuleiten, die jetzt wieder brennend gewordene sociale Frage einer gedeihlichen Lösung zuzuführen.[1])

Erschien es mithin trotz der von Dettweiler anerkannten Nothwendigkeit eines objectiven Geschichtsunterrichtes für wichtig und geboten, im Commentar politische Fragen und Verhältnisse der Gegenwart in ihren Elementen überall dort zu berühren oder ausdrücklich hervorzuheben, wo sie zur Erklärung führen oder selbst durch den antiken Schriftsteller Erklärung finden, so diente er nur seinem Zwecke, wenn er dieses Programm dem Schüler der obersten Gymnasialclasse nicht nur nicht „weise verschwieg", sondern in der für diesen bestimmten kurzen Einleitung frisch und bündig entwickelte und begründete. Denn das Studium der classischen Sprachen kann sich in einer Zeit, in welcher curpfuschende Unterrichtspolitiker unberufenster Gattung das Schlagwort von der Wert- und Nutzlosigkeit des altsprachlichen Unterrichtes in die breitesten Schichten des Publicums getragen haben, für jugendliche Köpfe und Herzen doch nur dann freudig und erfolgreich gestalten, wenn ihnen gezeigt wird, dass sie nicht zweck- und sinnlos mit den verhassten Schwierigkeiten einer todten Sprache gemartert werden, sondern durch die Lectüre das lebenswahre Bild des antiken Menschen, das ja mit unserem eigenen so viele Züge gemein hat, nicht das Zerrbild pathetischer Gliederpuppen erforschen, beschauen und fürs Leben gewinnen und festhalten sollen. Dieses schöne Ziel des philologischen Unterrichtes aber hat der Herausgeber in durchaus consequenter Weise im Auge behalten. Durch die Gleichstellung der Ciceronianischen Briefsammlungen als einer Literaturgattung mit den modernen Tagesblättern und amtlichen Berichten[2]) eifert er schon in der Einleitung den Schüler zu selbständiger Aus- und Fortführung dieser Parallele an, fördert im Commentar durch graphische Mittel, namentlich durch Anwendung fetter oder gesperrter Lettern, das vorläufige Verständnis bei der Vorbereitung wie die Feststellung des Wesentlichen nach der Durchnahme und vermeidet überall mit wohlthuender Selbstbeschränkung jene Überfülle der Hofmann-Andresen'schen oder der Süpfle-Böckel'schen Ausgaben, durch welche das selbständige Denken des Schülers nur allzu oft gehemmt und dem Classenunterrichte zweckwidrig vorgegriffen wird.

So darf man von dieser Schulausgabe in der That rühmend hervorheben, dass sie die Vorzüge historischer und philologischer Unterweisungskunst glücklich vereinige, die Erziehung zu fruchtbringender Arbeit zu fördern geeignet und als neues Beweisstück für den hohen didaktischen Gehalt der Cicero-Briefe und deren

---

[1]) Vgl. die Anmerkungen zu den Briefen Nr. V, XVI, XXXIX und anderen.

[2]) Vgl. die Gliederung des XIV. Briefes der Ausgabe.

Wert für allgemein menschliche Bildung willkommen sei. Einer recht bald erhofften zweiten Auflage des Buches würde manche kleine Erweiterung, so ein etwas breiterer Bericht über Herstellung und Beförderung der Briefe zur Zeit Ciceros und vor allem ein jetzt noch vermisstes Sach- und Namenregister zum Vortheile gereichen.

C. Sallusti Crispi bellum Catilinae, bellum Jugurthinum, orationes et epistulae ex historiis excerptae. Für den Schulgebrauch erklärt von Theodor Opitz. I. Heft: Bellum Catilinae. Leipzig, B. G. Teubner 1894. 8°, 51 SS.

Die von Adam Eussner übernommene Schulausgabe des Sallustius war erst bis zum zweiten Bogen gediehen, als der Tod den Herausgeber abberief; Theodor Opitz unterzog sich hierauf der Mühe, „nicht sowohl den Commentar des Verstorbenen zu Ende zu führen, als vielmehr einen ganz neuen auszuarbeiten".

Auf eine knappe Einleitung, in welcher über Leben, Werke und Stil des Schriftstellers gehandelt wird, folgt der in Fußnoten erläuterte Text des Bellum Catilinae, dem der Herausgeber „im ganzen" die Eussner'sche Lectio zugrunde legte. Einzelne Abweichungen und Nachweise sind in einem Anhange verzeichnet, dessen Vollständigkeit nicht beabsichtigt wurde.[1]) Cap. 18, 3 schreibt Opitz *nequiverat* statt des von seinem Vorgänger an Stelle des überlieferten *nequiverit* gesetzten *nequivit*, das nach *prohibitus erat* „unmöglich" sei; 22, 2 ist *dictitare* aus dem Texte gestrichen; 26, 5 schlägt der Herausgeber *consuli* für das im Texte belassene *consulibus* vor; 53, 5 hat er auf Grund von Plin. ep. 6, 21, 1 an *effeta [natura] parentum* für *effeta [vi] parentum* „gedacht"; 57, 4 bessert er im Anschluss an Dietsch *expeditas impeditos fuga* mit Weglassung des *in* vor *fuga*, „da in ihm wohl der Rest von *inpeditos* zu sehen sei" und manches andere von geringem Gewichte und noch geringerer Wahrscheinlichkeit.

Die Einleitung und den Commentar kennzeichnen eine fröstelnde Nüchternheit, manche recht überflüssige oder geschraubte Erklärung und eine eintönige und nicht selten unklare, ja geradezu unrichtige oder durch entbehrliche Wörter beladene Ausdrucksweise. So liest man auf S. 3 f. dreimal hintereinander die Wendung: „*so kommt es, dass*" und hört, dass *variatio* das „Streben des Sallustius sei, gleichartige Satzglieder ungleichartig auszudrücken"; S. 7 wird betont, dass „die Erzählung des Sallust von der sonst üblichen (statt richtig: von der üblichen) abweiche"; S. 13: „der Process wegen Incest", statt wegen Incestes, vgl. S. 46: „Nominativ des Plural"; S. 15: „auf unerlaubtem, ungesetzlichem Wege"; S. 19 wird zu cap. 23, 4 bemerkt, dass *insolentia* „gewissermaßen das Substantivum zu dem vorangängigen *ferocius solitus erat* sei"

[1]) Vorwort p. IV.

und cap. 25, 2 *elegantius* unnöthigerweise mit dem fremdsprachlichen „virtuoser“ übersetzt; S. 22: „die, die auf einen Triumph rechneten, mussten vor der Stadt warten“, vgl. Einl. S. 2: „die Misserfolge, die die Römer zu verzeichnen hatten“ und S. 34: „die Abstimmung, zu der der Vorsitzende aufforderte“; S. 24: „Dies war eine Reduction auf den vierten Theil der Schuldsumme, das heißt auf 25 %“ (vgl. Einl. S. 1: „im Jahre 52 war er Volkstribun, also in dem Jahre, in dem Clodius ermordet wurde“); S. 27 wird der Leser zu cap. 39, 1 (paucorum potentia crevit) mit der Aufklärung überrascht, dass *paucorum* „im politischen Sinne“ zu fassen sei; S. 33: „Daran schloss sich dann Debatte und Abstimmung an“ statt einfach: „Daran schloss sich Deb. und Abst.“ (vgl. Einl. S. 1: „die daran anschließenden Ereignisse“); S. 38: „Prügel- und Todesstrafe sind echtrömischen Ursprungs“; S. 42: „Wie nun auch der Privatmann eventuell das Recht hatte, einen bei einer That Ertappten zu tödten, so sollen die Angeklagten zum Tode verurtheilt werden, gerade als ob sie bei ihrem Unternehmen erwischt (!) worden wären“; S. 50: „Beachtlich (st. beachtenswert) ist der Gedanke von Hellwig“ u. dgl. m.

Einer „Schulausgabe“ in solcher Gewandung wird wohl auch der milde Beurtheiler das Lob einer gelungenen Leistung vorenthalten müssen.

Brünn. R. C. Kukula.

J. Lattmann und J. D. Müller, Griechische Grammatik für Gymnasien. 1. Theil: Formenlehre. 5. verkürzte Aufl. besorgt von H. Lattmann. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1893. IV u. 130 SS.

Diese neue Auflage ist im Verhältnis zur vorausgehenden um 49 Seiten gekürzt. Ermöglicht wurde diese Kürzung durch Einschränkung der zum Theil recht weitläufigen Erklärungen, durch wesentlich kürzere Fassung des Vocabulariums am Schlusse des Buches (5 SS. gegen 13 der früheren Auflage), durch Weglassung einzelner seltener Worte und Wortformen und endlich durch bessere Ausnützung des Raumes und gelegentliche Anwendung kleineren Druckes. Im übrigen ist die Anlage des Buches gleichgeblieben, und Verbesserungen beschränken sich auf Einzelheiten. In der Besprechung der 4. Auflage im Jahrg. 1888, S. 520 f. hatte ich eine Reihe von Fällen herausgehoben, die gegen feststehende Thatsachen der Grammatik verstießen. Zu meinem Staunen musste ich sehen, dass nur ein verhältnismäßig kleiner Theil dieser Ausstellungen Berücksichtigung gefunden hat. Ja trotz der Versicherung des neuen Herausgebers, dass es sein Bestreben gewesen sei, „von den Ergebnissen der neueren Sprachforschung, wie man sie in K. Brugmanns Grundriss der vergleichenden Grammatik niedergelegt findet,

zu verwerten, was hinreichend sicher schien und was sich in so einfacher Form anwenden ließ, wie es der Schulunterricht fordert, soweit es mit der Pietät gegen den Begründer des Buches vereinbar war", bleibt noch recht viel zu bessern übrig. Einen wirklichen Fortschritt bedeutet die §. 135 stehende Ausführung über die Vocale, insbesondere ist neu eingeschaltet die Auseinandersetzung über den Ablaut. Aber sonst wuchern vielfach die alten Fehler. Man vgl. z. B. §. 131, Anm. das über angebliches **ἦιαμι* und **ἦ(σ)αμι* Gesagte, woraus ja **ἦιαν* und **ἦαν* hätten werden müssen, die im §. 132 vorgetragene angebliche Umstellung von *ποτ-* zu *πτο-* und *σεχ* zu *σχε*, während in Wirklichkeit Weiterbildung der schwachen Stämme *πτ- σχ-* durch Wurzeldeterminative vorliegt. §. 136, 1 a und b enthält zwei oft gerügte Fehler, die viele Verfasser von Schulgrammatiken um keinen Preis aufgeben wollen, die Herleitung der Formen des Dat. d. Pl. auf *-οις* und *-αις* von solchen auf *-οισι* und *-αισι* und die der Imperative auf *-ς* (*δός, δός*) aus Grundformen auf *-θι*. Und wie kann, um noch ein Beispiel zu nennen, *σῆμα* zu *ἵημι* gehören, wie §. 79 vorgetragen wird? Das dorische *σᾶμα* zeigt, dass der *ᾱ*-Laut ursprünglich ist, und *σ* kann nicht ursprünglich sein, da ursprünglichem indogermanischen *σ-* nur der Spiritus asper entspricht. Ansprechend hat es L. Meyer, Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1890, S. 80, zu ai. *khyā-* „sichtbar werden, sehen" gestellt (vgl. auch G. Meyer, Alb. Stud. III, 52). Auch hier zeigt sich, wie anderwärts oft, dass die classischen Philologen im allgemeinen keine genügende Ausbildung in der Sprachwissenschaft besitzen und daher auch des nöthigen Verständnisses ermangeln.

F. Holzweißig, Griechische Schulgrammatik in kurzer, übersichtlicher Fassung auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung zum Gebrauche für Schüler bearbeitet. Leipzig, B. G. Teubner 1893. XVI u. 240 SS.

Diese in Hinsicht auf die äußere Form recht hübsch ausgestattete Grammatik enthält auf S. 1—110 die Laut- und Formenlehre, auf S. 110—121 die Wortbildung und Zusammensetzung, auf S. 122—190 die Syntax und auf S. 191—215 einen Anhang „Zur Homerlectüre". Plan und Anordnung des Stoffes bietet gegenüber den Grammatiken von Gerth, Kägi, von Hartel-Curtius nichts wesentlich Verschiedenes. Die Darstellung ist knapp und verständlich; in weitem Umfange ist zur Erleichterung der Übersicht die tabellarische Form gewählt, in der beispielsweise die Lehre von der Wortbildung recht hübsch zur Darstellung gebracht ist. Der Anhang, welcher eine ziemlich eingehende Darstellung der Sprache der Homerischen Gedichte enthält, ist im ganzen sehr dankenswert. Es darf demnach die vorliegende Grammatik, welche gewissermaßen als eine Ergänzung der von demselben Verf. herrührenden und mit Recht bestens bekannten „Griechischen Syntax

in kurzer übersichtlicher Fassung auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung zum Gebrauche für Schulen" zu betrachten ist, im ganzen als zweckentsprechend empfohlen werden. Jedoch kann ich nicht umhin, einen empfindlichen Mangel hervorzuheben, der darin besteht, dass die Ergebnisse der indogermanischen Sprachforschung, deren erschöpfende Berücksichtigung der Titel erwarten ließe, nicht in einer dem heutigen Stande des Wissens entsprechenden Weise verwertet sind. Brugmanns Grundriss hätte natürlich vollkommen genügt, das Richtige zu lehren, und dieses Werk musste doch benützen, wer auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung eine griechische Schulgrammatik schreiben wollte. Zudem handelt es sich meist um bekannte Dinge, die schon oft und oft ausgestellt worden sind. §. 48 wird wieder die nachweisbar falsche Form **βασιλεϝ-ος* aufgeführt, während doch nur **βασιλῆϝος* berechtigt ist. §. 113 wird *παιδεύω* wieder einmal aus **παιδευ-ο-μι*, *παιδεύεις* aus **παιδευ-ε-σι*, *παιδεύει* aus **παιδευ-ε-τι* hergeleitet und zu letzterem bemerkt: *τ* im Auslaut muss wegfallen. Wo bleiben da die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung? Hat die 1. Sing. des sigmatischen Aoristes wirklich keine Personalendung, wie §. 115 gelehrt wird? Die Lehre von der Bildung des Futurums der Verba liquida (§. 142) ist ein rein mechanisches Auskunftsmittel, während doch das Richtige so leicht zu lehren ist und in verschiedenen Schulgrammatiken thatsächlich gelehrt wird. Ähnlich verhält es sich mit der im §. 143 stehenden Regel über die Bildung des sigmatischen Aoristes dieser Verba. Jedeϝ, der mit den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung vertraut ist, weiß, dass *εἶ* nicht, wie im §. 169 zu lesen ist, aus *ἐσσὶ* hervorgegangen sein kann, sondern nur aus **ἐσι* = ai. *ási*. Ich habe nicht die Absicht, hier ein ausführliches Verzeichnis solcher doch recht empfindlicher Mängel zu bringen, nur auf einen Punkt will ich noch ausdrücklich hinweisen, zumal derselbe Irrthum auch in dem übrigens sehr verdienstlichen und bestens zu empfehlenden Buche von R. C. Jebb, Homer. Eine Einführung in die Ilias und Odyssee. Deutsch von Emma Schlesinger, Berlin 1893, S. 189 f. gelehrt wird. Im §. 337, Anm. 3 (vgl. auch §. 344) wird vorgetragen, dass versteckte Position auch vorliege, wenn *σ* im Anlaute eines positionbildenden Wortes geschwunden sei. Es kann nicht scharf genug betont werden, dass der Schwund des anlautenden, vor Vocalen stehenden *σ* (und *j*, wie ich wegen Jebb hinzufüge) schon in urgriechischer Zeit stattgefunden hat. Also hat in einzeldialectischer und mithin auch in der Zeit, in welcher die Homerischen Gedichte entstanden, der Anlant *σ* und *j* überhaupt gar nicht mehr existiert, sondern war bereits durch den Spiritus asper ersetzt, welcher der einzige lautgesetzliche Vertreter von indog. *s* und *i* in der historischen Gräcität ist. Anders freilich mit dem anlautenden Digamma, das bis in späte Zeit in einzelnen Dialecten noch gesprochen und geschrieben wurde.

Bei Veranstaltung einer neuen Auflage muss mit Sorgfalt auf eine Säuberung des Buches in der angedeuteten Richtung gedrungen oder von dem Titel das stolze „auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung" gestrichen werden.

J. Lattmann und H. D. Müller, Grammatisches Hilfs- und Übungsbuch für den griechischen Unterricht in Untersecunda. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1893. 80 SS.

Die Verff. gehen, wie sie in einem mir nicht vorliegenden Begleitschreiben „Über den griechischen Unterricht", dessen methodische Grundsätze aber an der Spitze dieses Büchleins kurz zusammengefasst sind, eingehend begründen, von der Ansicht aus, dass die inductive Ableitung der syntaktischen Regeln aus der Lectüre in der Grammatikstunde an einer systematischen Zusammenstellung der betreffenden, früher gelesenen Sätze vollzogen werden solle. Es bedürfe keines grammatischen Lehrbuches für Untersecunda, vielmehr müsse die griechische Syntax auf Grundlage der lateinischen gelehrt werden. Dementsprechend müssten auch die Übungen zu den einzelnen Regeln an bekannten lateinischen Sätzen angestellt werden, während deutscher Text nur dort herbeigezogen werde, wo es nützlich erscheine, die deutsche Ausdrucksform der griechischen gegenüber zu stellen, und dann in längeren zusammenhängenden Stücken. Diesem Plane entsprechend besteht der Inhalt dieses Büchleins aus einer reichen Zusammenstellung von Einzelsätzen, die zum weitaus größten Theile den Schriften Xenophons entnommen sind und in systematischer Reihenfolge zur Erläuterung folgender Capitel der Grammatik dienen: Genera verbi, Besonderheiten im Gebrauche der Tempora und Modi, Abhängige Sätze (das umfangreichste Capitel mit den reichhaltigsten Sammlungen). Zur Lehre vom Infinitiv und Participium, Negation. Am Schlusse der einzelnen Capitel sind regelmäßig Übungen angefügt, welche fast ausschließlich aus lateinischen Sätzen bestehen, wie dies dem oben kurz berührten Grundsatze der beiden Verff. entspricht. Das mit umsichtiger Auswahl des Materials zusammengestellte Büchlein kann nach dem Gesagten ganz gut als ein Ersatz eines systematischen Abrisses der betreffenden Theile der Syntax bezeichnet werden und wird sich ohne Zweifel für die gesammte grammatische Repetition, sowohl der Formenlehre als der Syntax, die sich nach der Meinung der Verff. an die hier zusammengestellten Einzelsätze knüpfen soll, recht gut eignen.

A. Müller-Flensburg, Griechische Schulgrammatik auf Grund von H. L. Ahrens' Griechischer Formenlehre. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1893. 241 SS.

— — Griechisches Lese- und Übungsbuch für Untertertia. III u. 94 SS.

Diese Neubearbeitung des Ahrens'schen Buches weicht von dem Originale zunächst darin ab, dass sie nicht, wie dieses, eine

Getrennte „Formenlehre des Homerischen und Attischen Dialectes" enthält, wie dieselbe nach dem bekannten Plane des berühmten Gelehrten und Schulmannes, die Lectüre mit Homer zu beginnen, dem vor nicht langer Zeit O. Hoffmann wieder das Wort geredet hat (vgl. meine Besprechung seiner auf diesen Gegenstand bezüglichen Schrift im Jahrg. 1890, S. 506 dieser Zeitschr.), unbedingt nothwendig war. Infolge dieser veränderten Anlage wurde auch eine andere Anordnung des Stoffes nothwendig, die jedoch nur die äußere Anlage des Buches berührt, da der Inhalt und Gedankengang der einzelnen jetzt in anderer Ordnung erscheinenden Theile, sowie der wissenschaftliche Standpunkt, den die erste Bearbeitung eingenommen hatte, fast ganz gleich geblieben sind. Nur manche Termini, die Ahrens gebraucht hatte, wie Objectivum und Subjectivum für Activum und Passivum, schwache und starke Flexion der Verba für die jetzt gewählte Bezeichnung „mit Flexionsvocal" und „ohne Flexionsvocal", Primarium und Präteritum für Haupt-Indicativ und historischen Indicativ, wie statt Indicativ des Präsens und Perfects einerseits und Indicativ des Imperfectums und Plusquamperfectums andererseits jetzt gesagt wird, sind aufgegeben. Allerdings in der Bezeichnung „Systeme mit gemischter Flexion", wofür als Paradigma der Systemstamm *τετροφ-* aufgeführt ist, scheint doch noch ein Nachklang an die alte Terminologie von Ahrens zu liegen, die auch sonst nicht immer mit Geschmack beibehalten ist, z. B. in der Bezeichnung der Accentsilbe im Nom. d. Sing. durch den überflüssigen Latinismus '*sedes*'. Vgl. §. 15 a: „In allen Declinationen bleibt der Accent solange als möglich auf seiner sedes." Da ich nicht voraussetzen kann, dass Ahrens' Grammatik in weiteren Kreisen bekannt ist, will ich kurz den Lehrgang von Müllers Neubearbeitung angeben, bei dessen schon von Ahrens herrührender Feststellung vor allem auf die praktische Seite des Lernens Rücksicht genommen ist (inductiver Elementarunterricht). In der Lehre von der Declination weicht von der gewöhnlich üblichen Anordnung eigentlich nur die consonantische Declination ab, indem hier *ἥρως*, *πίτυς*, *δάκρυ* (§. 21) an die Spitze gestellt sind, da sie als zur Einübung der reinen Casusendungen dienlich bezeichnet werden. Von größerer Wichtigkeit sind die Abweichungen in der Behandlung des Verbums. Zunächst wird unterschieden zwischen Flexion und Formation, indem zuerst im Zusammenhange die 11 Systeme der ersten Hauptconjugation hinsichtlich ihrer Abwandlung, dann die Bildung der einzelnen Systeme (= Tempora) erklärt wird. Dabei wird folgende Anordnung der verschiedenen Systeme eingehalten: Präsens, Futurum und Aoristus I (§. 59—61), welchen nach Einschiebung eines Paragraphen mit dem Titel „Verkürzter und abgelauteter Stamm" Aoristus II. mit Flexionsvocal (§. 63), Aoristus I. Pass. und Futurum I. Pass. (§. 64), Aoristus II. Pass. und Futurum II. Pass. (§. 65), Reduplication (§. 66), Perfectum Med. oder Pass.

und Futurum III. (§. 67), Perfectum II. Act. (§. 68), Perfectum I. Act. (§. 69) folgen. Ganz analog ist die Anordnung der zweiten Hauptconjugation, für deren regelmäßige Flexion nur *ἵστημι* und *δείκνυμι* als Paradigmen fungieren. Es folgt dann „Bedeutung der Systeme und Genera Verbi. Verbindung der Systeme“ (§. 80) und eine Reihe von Verzeichnissen regelmäßiger Verba mit ersten Systemen (Verba pura, muta, liquida, Verba im Activum mit Fut. Med.), dann von solchen mit zweiten Systemen (mit Perf. Act. II., mit einem Aor. II. Act. oder Med., mit Aor. II. Pass. und folglich auch Fut. II. Pass.), dann von regelmäßigen Verben auf *-μι*. Nun folgt von §. 84 an die „Unregelmäßige Flexion“ mit den Verben *φημί*, *εἶμι*, *κεῖμαι*, *τίθημι*, *ἵημι*, *δίδωμι*, *εἰμί*, *χρή*, *ἧμαι*, *οἶδα*, *δέδοικα*, und im §. 93 „Unregelmäßigkeiten des Augments und der Reduplication“. Die mit §. 95 beginnende „Unregelmäßige Formation“ umfasst die Verba mit dem ursprünglichen Kennlaut *ϝ*, mit dem Kennlaute *σ*, seltenere Gestalten des Verbalstammes (*πέτομαι*, *ἐγείρω*, *ἔχω*, *ἕπομαι* wegen des Aoristus II.; *βάλλω*, *κάμνω*, *τέμνω*, *πέπρωται* wegen der Metathesis; *κλίνω*, *κρίνω*, *πλύνω*, *τείνω*), ferner „Secundäre Stämme“, welche der *ε*-Classe entsprechen (§. 98), „Seltenere Bildungen des Präsens“ (§. 99), welche außer *γίγνομαι*, *πίπτω*, *τίκτω*, *καθίζω* die Inchoativ- und Nasalclasse umfassen (§. 100 bis 103), endlich „Vereinigung nicht verwandter Stämme“ (§. 104). Jetzt schließen sich an Correlativa (§. 105), Bildung der Adverbia (§. 106), Zahlwörter (§. 108—110), Steigerung der Adjectiva und Adverbia (§. 11—113), einiges aus der Wortbildungslehre (Bildung der Adiectiva verbalia, §. 104), *ἀ-* priv. und *ἀ-* (§. 115), Accent der zusammengesetzten Nomina (§. 116). In einem Anhange I. (§. 117—140) werden „Verschiedene Affecte der Buchstaben“ behandelt (eine Art Lautlehre) und in einem II. (§. 141—144) wird „von der Quantität der Silben und den Accenten“ gehandelt (Ergänzung zu §. 6). Ein III. Anhang (§. 145) enthält ein „vollständiges Paradigma des Verbums auf *ω*“. Der zweite Theil (S. 160—221) enthält in 33 Paragraphen (146—182) „die nothwendigsten syntaktischen Regeln“, den Schluss bilden je ein deutsches Sach- und je ein griechisches Wortregister zur Formenlehre und Syntax.

Wenn ich ein Gesammturtheil über diese neue Grammatik abgeben soll, so muss ich zunächst hervorheben, dass der Abriss der Syntax zweckentsprechend und in seiner Gesammtheit auch richtig ist. Es könnte zwar manches entschieden noch gebessert werden: so ließe sich eine schärfere Scheidung des echten und ablativischen Genetivs durchführen. Der Dativ des Interesses ist irrigerweise als eigene Art bezeichnet, während der locale fehlt. Auch ist es recht zweifelhaft, ob die Lehre von der Bedeutung der Systeme, insbesondere was die einzelnen Modi der Systeme betrifft (§. 162), wirklich einen Fortschritt gegenüber der Darstellung

in unseren bisherigen als bewährt anerkannten Grammatiken bedeutet. Doch wenn ich absehe von dieser Zugabe zu dem ursprünglichen Buche von Ahrens, drängt sich mir unwillkürlich die Frage auf, ob der nahezu unveränderte Abdruck einer vor 40 Jahren erschienenen grammatischen Arbeit wissenschaftlich gerechtfertigt war. Ahrens freilich konnte S. VI des Vorwortes mit Recht schreiben: „Überhaupt gibt dies Buch den ersten Versuch einer historischen Behandlung der griechischen Grammatik nach dem Muster von Jakob Grimms Meisterwerke der deutschen Grammatik." Aber ein Neubearbeiter von Ahrens' vortrefflicher Arbeit, die auch heute noch entschiedenen Wert beanspruchen darf, und zwar nicht allein historischen, musste unbedingt auch den Fortschritt der Wissenschaft innerhalb der abgelaufenen 40 Jahre berücksichtigen und dementsprechend den ersten Entwurf abändern. Über die pädagogisch-didaktische Seite der Anordnung kann ich mich kaum äußern, da mir die Erfahrung des Unterrichtes nach diesem Lehrgange mangelt. Doch darf ich nicht verschweigen, dass sie mir zum Theile nicht leichter und einfacher vorkommt als die in den meisten Lehrbüchern mit nicht allzu großen Ausnahmen jetzt übliche.

Die Stelle, welche früher Ahrens' „Griechisches Elementarbuch aus Homer" (Göttingen 1850) einzunehmen bestimmt war, nimmt dem geänderten Plane entsprechend jetzt das griechische Lese- und Übungsbuch für Untertertia ein. Es umfasst an Lesestoff die messenischen Kriege nach Pausanias (Nr. 1—36), die wir in mehreren neueren griechischen Lesebüchern verwendet sehen, das Schatzhaus des Rhampsinit (Nr. 37—41), die Hochzeit zu Sikyon (Nr. 42—44), Lebensgefahr und Rettung des Sängers Arion (Nr. 45—46), die letzten drei nach Herodot. Dazu kommen ebensoviele deutsche Stücke, von denen jedes die Paraphrase des die gleiche Nummer tragenden griechischen Stückes ist. Jedem einzelnen griechischen Stücke ist ein Verzeichnis der unbekannten Wörter beigegeben und durch einen alphabetischen Nachweis sämmtlicher vorgekommenen Wörter mit Angabe der Nummer des betreffenden Stückes auch der Vergesslichkeit der Schüler Rechnung getragen. In einem Vorworte sind die Paragraphe bezeichnet, welche erstens vor Beginn der Lectüre durchzunehmen und mündlich und schriftlich einzuüben sind, und zweitens jene, deren Durchnahme im Anschlusse an die Lectüre erfolgen muss.

Eine ausführliche Vorrede (8 SS.), welche über Verlangen jede Buchhandlung oder der Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen kostenfrei liefert, gibt ausführlichen Aufschluss über die Einrichtung der Grammatik und des Übungsbuches, sowie über den Gebrauch des letzteren.

Innsbruck. Fr. Stolz.

…sche Grammatik. ang. v. J. Kirste.

…sche Grammatik für Gymnasien. I. Theil: … Aufl. Belgrad 1893. (Serbisch.)

…nische Schulgrammatik, die nur für den be… der Gymnasien mit serbischer Unterrichtssprache … 3. Auflage erreicht, so ist dies immerhin ein … praktischen Wertes. Umso auffallender muss es … dass in der serbischen gelehrten Zeitschrift … Glasnik" vom Jahre 1893 (S. 345—354) von dem … Gymnasialprofessor Herrn V. Malina eine Anzeige ver… welche dem Buche eine ganze Reihe von that… Unrichtigkeiten und methodischen Fehlern vorwirft, die, … begründet sind, dasselbe als zum Unterrichte unbrauchbar … wenigstens bedenklich qualificieren würden.

… kurzem erschien nun unter dem Titel „Unsere gegen… Lehrbücher für die classischen Sprachen. I. Dr. J. Turo… ‚lateinische Formenlehre'. Belgrad 1893" (serbisch) eine … gung der Malina'schen Angriffe von Herrn P. Dimitrijević, … bei dieser Polemik auch einige allgemeinere Gesichtspunkte, … der Beurtheilung solcher Lehrbücher in Betracht zu ziehen … zur Sprache kommen, so erlaubt sich der Ref., der von der … Seite direct um sein *arbitrium* ersucht wurde, hier einige … darüber zu sagen.

Zwei Momente sind es besonders, um die in neuester Zeit … lebhafte Controverse geführt wird: erstens die Forderung nach … wissenschaftlicher Anordnung des Stoffes und zweitens die Statistik … Formen.

Was zunächst die erste Forderung betrifft, so muss man sich … Augen halten, dass eine lateinische Formenlehre für Anfänger … eine vergleichende, noch eine historische Grammatik sein … kann oder darf, sondern dass in allem und jedem der praktische … Hauptzweck eines solchen Buches, die möglichst schnelle Erlernung … gebräuchlichsten Formen, der dominierende Grundton sein muss. … daher Malina den Vorwurf erhebt, dass Turoman in der … Declinationslehre die neue Stammtheorie nicht angewendet habe, … muss vor allem gefragt werden, ob dadurch die betreffende … Partie klarer und übersichtlicher, kurzum leichter erlernbar gemacht … wird. Die Antwort darauf dürfte meines Erachtens kaum zweifel… sein, da einerseits die ursprünglichen Casusendungen mit den … Nominalstämmen oft so verschmolzen sind, dass es unmöglich wird, … jedem Falle beide reinlich zu sondern — ich erinnere hier nur … Vocative wie Tullī, Valerī, filī, über deren Schlussvocal, ob aus … entstanden oder Tiefstufe (Dimitrijević S. 29), die Acten noch … nicht geschlossen sind[1]) — andererseits infolge des allmählichen … Überhandnehmens der i-Declination bei den consonantischen Stämmen

[1]) Vgl. über die letztere Hypothese meinen Aufsatz ‚Le gouna in… in den Mém. de la Soc. de Lingu. de Paris, VIII, p. 98.

häufig zwei Themata angesetzt werden müssten, z. B. *ferent* neben *ferenti*, was den Anfänger nur verwirren würde.

Im engsten Zusammenhange mit dieser Frage steht die von Malina gemachte Bemerkung, dass der §. 29 der Turoman'schen Grammatik, in welchem, im Anschlusse an den §. 35 der Grammatik von F. Schultz, das Verhältnis des Nominativs zum Genitiv in der dritten Declination gelehrt wird, überflüssig und unwissenschaftlich sei. Nun ist es allerdings wissenschaftlich nicht ganz correct zu sagen, dass z. B. die Worte auf *e*, wie *mare*, im Genitiv *e* durch *is* ersetzen, wodurch der Schüler zu dem Glauben verleitet wird, den Nominativ als den Grundcasus zu betrachten, ich glaube jedoch, dass dieser irrigen Auffassung sehr leicht dadurch vorgebeugt werden kann, dass der Lehrer den Schüler zeitweilig auch wieder den Nominativ aus dem Genitiv bilden lässt. Der Genitiv ist der charakteristischeste Casus der lateinischen Declination und seine genaue Kenntnis bei der Bildung von secundären Ableitungen und der Composition dringend nothwendig, so dass ich sogar die Benennung der Declinationen nach den Genitivausgängen (ae-, -i, is-, us-, ei-Declination) statt der Numerierung für angemessener halten würde, als den Knaben mit der abstracten Idee des Nominalthemas zu belasten, der ich nur für die Erlernung des Sanskrit, bei der noch dazu eine ganz andere Altersstufe in Betracht kommt, einen praktischen Wert zutheile.

Zwei andere Punkte, die in der Kritik und Antikritik des Turoman'schen Buches zur Sprache kommen, stehen mit der Statistik in Beziehung. Der erste betrifft die Vereinfachung der Regeln über das Geschlecht der Substantiva der dritten Declination. So wünschenswert es nun auch wäre, die alten 'versus memoriales' durch ein paar einfache ausnahmslose Regeln ersetzen zu können, so geht es doch auch bei dem bekannten Versuche Scheindlers nicht ohne Ausnahmen ab, und selbst Harre, der geneigt scheint, ihm beizustimmen, muss darauf aufmerksam machen, dass, wenn man als Hauptregel aufstellt: „Die Wörter auf *o* sind Feminina, ausgenommen *ordo*, *sermo* und Concreta wie *leo*", eine Ausnahme von der Ausnahme bezüglich der Wörter *legio*, *munitio* und *regio* zu statuieren ist. Die meisten Grammatiken sind deshalb, wie Dimitrijević (S. 63 ff.) ausführt, bei den alten Regeln geblieben.

Noch weniger bin ich geneigt, mit Malina Turoman einen Vorwurf daraus zu machen, dass er Scheindlers Vorschlag, das Supinum als verbale Merkform aufzugeben, nicht acceptiert habe. Vor allem will ich bemerken, dass es dem Anfänger vollkommen gleichgiltig sein kann, dass das *u* des Supinums *amātum* auf ein indogermanisches *u*, das *u* des Participiums perf. pass. gen. neutrius *amātum* jedoch auf ein indogermanisches *o* zurückgeht. Wird dies zugegeben — und hier möchte ich mir den praktischen Schulmännern einen neuen Vorschlag zu unterbreiten erlauben —, so sehe ich nicht ein, warum man den Schüler die eben angeführten

Verbalformen nicht als eine einheitliche, für die vielleicht der Name 'Definitum' nicht unpassend wäre, lernen lassen soll. Dass dann die Form als Participium perf. pass. genommen im Neutrum oder Accusativus masc. gelernt wird, hat bei der Häufigkeit dieses Casus im Lateinischen und wegen der Intransitiva wohl nichts auf sich, während es andererseits den Schüler auch nicht befremden dürfte zu hören, dass zu diesem *tum* nach der 2. Declination ein Ablativ auf *tu* gehört, nachdem ihm ein ähnliches Verhältnis schon bezüglich der Genitive *domus domi* vorgekommen ist; der Ablativ *domu* (neben *domo*), der aber fürs erste wohl gewöhnlich nicht gelernt wird, würde die Analogie allerdings noch schlagender machen.

Den meisten Anwürfen Malinas begegnet der Antikritiker siegreich durch Anführung der entsprechenden Regeln in den besten deutschen Schulgrammatiken, in denen die Sache genau mit denselben Worten oder wenigstens in demselben Geiste dargestellt ist, wie bei Turoman. So behauptet der Recensent, dass der Autor Unrecht habe, dem Fragepronomen *quis, quid* einen Plural zuzutheilen, wohingegen ihn Dimitrijević nach Aufzählung von 14 der besten Grammatiken, in denen sich dieselbe Regel findet, auf Verg. Aen. I, 369 verweist, wo *qui* unzweifelhaft als Nominativ des Plurals des unabhängigen Pronomens gebraucht wird. Es macht auch keinen angenehmen Eindruck, dass der Recensent den Ausdruck *osnovni oblik*, der die wörtliche Übersetzung des deutschen 'Stammform' ist, beanständet (Prosv. Glas. S. 346, b), einige Seiten später denselben aber selbst gebraucht (S. 352, a), wenngleich gesagt werden muss, dass es sich allerdings empfehlen würde, die Unbestimmtheit des deutschen Wortes 'Form' nicht auf das serbische Wort 'oblik', das in präciser Weise nur die fertige Wortform im Gegensatze zum Thema bezeichnet, zu übertragen.

Weiter will ich ein paar Bemerkungen über Punkte machen, die in der Polemik nicht zur Sprache kommen.

Die Eintheilung der Consonanten in §. 2 der Grammatik ist etwas verworren. Es geht nicht an, die lateinischen Consonanten in zwei Kategorien, *jasne* und *mukle*, einzutheilen und zu der ersten Abtheilung h, s und f, zu der zweiten die Mediae g, d und b zu stellen, welch letztere gewiss tönend waren. Auch die Übersetzung *mukle* = mutae ist nicht zutreffend, da das lateinische Wort sowohl 'stumm', als 'Verschlusslaut' bezeichnet. Besser wäre es, zwei Hauptkategorien: 1. 'Verschlusslaute', zu denen auch die Nasale gehören, und 2. 'Dauerlaute' zu unterscheiden und bei jeder Kategorie als Unterabtheilung tönende und tonlose Laute voneinander zu trennen.

Die in §. 9 gegebene Eintheilung der Substantiva in Concreta (sammt Unterabtheilungen) und Abstracta gehört, streng genommen, nicht in eine Formenlehre. Ferner würde ich die Regeln über das natürliche Geschlecht (§. 11—18) nicht an den Anfang der Declinationslehre stellen, da man ganz gut die Paradigmata an Wörtern einüben kann, bei denen das grammatische Geschlecht

mit dem natürlichen übereinstimmt. Das Hinweisen auf den Widerspruch zwischen beiden bei gewissen Substantiva erschwert den Anfängern häufig, wie ich aus Erfahrung weiß, das scharfe Auseinanderhalten der einzelnen Declinationsformen. Der Verf. ist infolge seiner Anordnung gezwungen, im §. 17 bereits vom Nominalthema zu sprechen, über dessen Begriff und Bildung der Schüler erst im §. 20 unterrichtet wird. Übrigens bin ich, wie oben angedeutet, überhaupt gegen die Einführung der Lehre vom Nominalthema in eine Elementargrammatik der lateinischen Formenlehre.

Die Übersetzung des lateinischen Terminus *genus* (verbi) durch *oblik* (§. 84) halte ich für wenig glücklich, da dadurch die oben besprochene, aus dem Deutschen herstammende Unsicherheit bezüglich des Begriffsumfanges des serbischen Ausdruckes noch vergrößert wird.

Auch die Tabelle der Personalendungen (§. 86) ist nicht ganz einwurfsfrei. So sagt der Verf., dass die erste Person Singularis *m* oder gar kein Suffix habe; *m* ist das seltene und wäre also an zweiter Stelle zu setzen. Ferner wird durch die angegebene Fassung der Schüler, der die Lehre vom Verbalstamm kennt, zu dem Glauben veranlasst werden, als wenn in der ersten Person *amā*, *delē* usw. zu bilden wäre, besonders wenn er die danebenstehende Angabe, dass in der zweiten Person Imperativi ebenfalls keine Personalendung zum Vorschein komme, berücksichtigt. Der Ausdruck 'keine Personalendung' bedeutet also in den beiden Rubriken nicht dasselbe, und dazu gesellt sich der Übelstand, dass der Schüler außerdem infolge dieser Angaben bei der Bildung des Imperativs der dritten Conjugation, sei es von Verben wie *lego* oder *capio*, in Zweifel gerathen muss, ob *leg*, *lege*, *cap*, *capi* oder *cape* das Richtige wäre.[1]) Es zeigt sich eben hier wieder wie bei der Declination, dass es unmöglich ist, den Begriff des Themas in der lateinischen Formenlehre zu praktischen Zwecken consequent zu verwerten, und dass es vielleicht noch immer am einfachsten ist, den Schüler lernen zu lassen: 'Der Ausgang der ersten Person Sing. Act. ist *ō*, der zweiten Person Imp. der dritten Conjugation *ĕ*.'

Die besprochenen Punkte dürften dem Leser gezeigt haben, dass Turomans Grammatik eine vollkommen selbständige Arbeit ist, die nach der Ansicht des Ref. ihren Platz an der Seite der besten deutschen Schulgrammatiken behaupten darf. Der Verf., der seit einem Menschenalter für die Pflege der classischen Studien thätig und ihr hervorragendster Vertreter in Serbien ist, hat sich in der That auch bemüht, sein Lehrbuch bei jeder folgenden Auflage immer handlicher und besser zu machen, und so schließen wir denn mit der Überzeugung, dass seine 'lateinische Formenlehre' ihren Zweck auch in der Zukunft immer vollkommener erreichen wird.

Graz. J. Kirste.

[1]) Dieselbe Tabelle findet sich bei Scheindler S. 37.

Verbalformen nicht als eine einheitliche, für die
Name 'Definitum' nicht unpassend wäre, lernen l
dann die Form als Participium perf. pass. geno
oder Accusativus masc. gelernt wird, hat bei
Casus im Lateinischen und wegen der Int
auf sich, während es andererseits den Schüle
dürfte zu hören, dass zu diesem *tum* nac
Ablativ auf *tu* gehört, nachdem ihm ein
bezüglich der Genitive *domus domi* vor
domu (neben *domo*), der aber fürs erst
lernt wird, würde die Analogie allerdi

Den meisten Anwürfen Malir
siegreich durch Anführung der ents
deutschen Schulgrammatiken, in
selben Worten oder wenigstens
wie bei Turoman. So behaupt
Unrecht habe, dem Fragepronom
wohingegen ihn Dimitrijević
Grammatiken, in denen sich
I, 369 verweist, wo *qui* u
des unabhängigen Pronom
keinen angenehmen Eind
osnovni oblik, der die wö
form' ist, beanständet (
denselben aber selbst
werden muss, dass e
bestimmtheit des de
Wort 'oblik', das i
Gegensatze zum T

Weiter will
die in der Poler
Die Eint
etwas verworr
in zwei Kate
ersten Abth
zu stellen, v
mukle =
'stumm',
kategori
und 2.
Untera

creta
nom
üb
d
a

Langes Commentar wie
arf markierter Stufen des
n bis zur abschließende,
elche innerhalb der durch die
gegebenen Abschnitte stetig
die Vorbesprechung, die ver-
Interpretation nach Form und
enden Rückblick am Schlusse der
kes.

L. meist in kurzen Capiteln: 1. Die
ctüre, 2. die Aufgabe der Ovidlectüre,
einzuhaltende Reihenfolge und 5. dem
nd bespricht er 3. die Auswahl des Stoffes,
der Metamorphosen in ihren einzelnen Ab-
s Unterrichtsverfahren, d. i. die Art und Weise
Lectürestoffes entsprechend der Persönlichkeit
seiner Bildungsstufe. Ref. hat in der ganzen
Gedanken gefunden, den er bekämpfen möchte,
lich die von L. empfohlene Auswahl trotz guter
einzelnen nicht für jedermann gleich acceptabel

richtung des Commentars mit seiner Dreistufigkeit ist
tet. Was ihn inhaltlich (es handelt sich selbstver-
allem um die zweite Stufe) von den sonst üblichen
Lehrers unterscheidet, ist der Ausschluss alles dessen,
gelehrtes Beiwerk nennt und was der formellen (gram-
und metrischen) Seite der Erklärung angehört. 'Das
ist dabei gelegt auf eine möglichst klare Entwick-
Gedankeninhaltes, auf die Pflege der Anschauung (es er-
weise auf die Abbildungen in Baumeisters „Denkmälern
chen Alterthums" und in R. Engelmanns „Bilder-Atlas
Metamorphosen") und der verschiedenen Seiten des In-
die Anknüpfung des Neuen an bereits Bekanntes, die
der geistigen Selbstthätigkeit der Schüler, und ganz be-

Sonders auf die Verknüpfung mit den übrigen Unterrichtsfächern, soweit sich dieselbe ungekünstelt ergibt, vor allem mit dem Deutschen (durch Aufnahme von Parallelen aus den deutschen Classikern).' — Der zusammenfassende Rückblick am Schlusse eines ganzen Stückes (z. B. hinter der Schöpfungsgeschichte I 5—88; Concentrationsfragen, die sich auf den Gedankenfortschritt beziehen, finden sich hier schon hinter V. 20, 31 und 68) ist im ganzen nur eine unter feste Gesichtspunkte gebrachte Wiederholung der vertiefenden Bearbeitung, nur dass im Rückblick die formellen Punkte der Erklärung mit aufgenommen erscheinen. So gliedert sich dieser Rückblick in folgender Weise: I. Concentrationsfragen, betreffend die Haupt- und Kernpunkte des behandelten Stückes. II. Hinweis auf die Anordnung (Disposition) des Ganzen. III. Kurze, zusammenhängende Inhaltsangabe. IV. Charakteristik der handelnden Personen. V. Parallelen. VI. Realien (Mythologie, Alterthümer, Geschichte, Geographie, Naturkunde). VII. Sprachliches. VIII. Prosodisches und Metrisches. IX. Tonmalerei. X. Themata für deutsche Aufsätze.

Dies in Kürze die Einrichtung des Buches. Ref. hatte ursprünglich die Absicht, die ihm seit längerem übertragene Anzeige zu verschieben, bis Langes Arbeit vollendet vorläge. Da indessen nach eingeholten Informationen auf Vollendung nicht zu rechnen ist,[1]) glaubte Ref. mit der Anzeige des einen Heftes nicht zurückhalten zu sollen, zumal dasselbe hinreichenden Einblick bietet, wie der Verf. sich eine fruchtbringende Lectüre von Ovids Metamorphosen vorstellt: wer Lust und Geschick in sich fühlt, verfolge den von L. einmal gewiesenen Weg ohne den Führer weiter. Zu bedenken bleibt nur, ob L.s Methode bis ins Einzelne verfolgt, — zu den vier ersten Versen der Metamorphosen eine in Petit gesetzte Octavseite Commentar! — zur Norm werden darf. Auf alle Fälle aber verlohnt es sich, L.s Vorgang wenigstens an ausgewählten Partien praktisch zu erproben.

P. Simon Rettenbachers lyrische Gedichte. Mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft herausg. von P. Thassilo Lehner, O. S. B., Prof. am Gymnasium zu Kremsmünster. Wien, J. Roller u. Comp. 1893. Lex. 8°, LXV u. 482 SS.

Bis vor kurzem wusste man von dem Benedictiner Rettenbacher (1634—1706) recht wenig: denn was von diesem die Schriften über das Wirken der Benedictiner im allgemeinen, sowie insbesondere über die Thätigkeit des Stiftes Kremsmünster, dessen Conventuale Rettenbacher gewesen, berichten, blieb einerseits nur einem engeren Kreise bekannt und konnte anderseits der Bedeu-

[1]) Im höchsten Grade zu bedauern wäre, wenn, wie es allerdings der Fall zu sein scheint, überhaupt Arbeiten ähnlicher Art, dergleichen der allgemeine Titel von Langes Buch in Aussicht stellt, unterblieben.

tung des Mannes, dessen Werke zum großen Theile nur handschrif lich vorhanden waren, nicht im entferntesten gerecht werden. D publicierte jüngst P. Tass. Lehner 'Lateinische Oden des P. Simo Rettenbacher, eine Festgabe zur Eröffnung des neuen Gymnasium am 21. September 1891', und sofort wurde der Wunsch laut, d Herausgeber möge die lyrischen Dichtungen des genialen Mann ganz der Öffentlichkeit übergeben.

Vorliegende Ausgabe wird mit einer Biographie Rettenbache eingeleitet, welche nicht nur als solche auf ganz neuer Grundla aufgebaut ist, sondern auch als Beitrag zur Geschichte der Sal burger Universität, welcher R. geraume Zeit hindurch angehört von hervorragendem Interesse ist; lag doch dem Herausgeber bish unbenutztes Quellenmaterial vor, insbesondere Briefe von und an — Was der Herausgeber weiter über Form und Inhalt der R.sch Oden beibringt, beruht auf gründlicher Kenntnis des Dichters u Vertrautheit mit der hier in Betracht kommenden formellen Sei der antiken Poesie. Lehner lehrt uns in seiner Würdigung der Le stungen R.s diesen als hochbegabten Dichter kennen, der Sprac und Versbau seines Vorbildes Horaz mit staunenswerter Meiste schaft beherrscht, vor allem aber als begeisterten patriotisch Sänger. Denn neben den reich vertretenen religiösen Oden steh Dichtungen im Vordergrunde, die sich auf R.s unmittelbare Gege wart beziehen, auf die Kämpfe gegen Türken und Franzosen. I Ref. nicht, so sind es gerade diese von Begeisterung für Deutsc lands Ruhm und Einigkeit getragenen Gesänge, welche dem Nam Rettenbacher unter Deutschlands Dichtern für alle Zeiten eine he vorragende Stelle zuweisen und ihn in die weitesten Kreise bring werden. Der Herausgeber nennt seine Publication ein patriotisch Unternehmen; in welchem Sinne, geht aus dem eben Gesagt hervor. Aber auch insoferne hat die Arbeit heimisches Interes als der Herausgeber durch die Veröffentlichung von R.s Oden dem Beweise beigetragen, dass Österreichs geistiges Leben 17. Jahrhundert nicht, wie noch immer behauptet wird, erstorb war, und sich so um die literarische Ehre Österreichs ein Verdien erworben hat.

Wien. J. Golling.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedri Kluge. 5. verb. Aufl. Lief. 1—10 (Schluss). Straßburg, Trübner 18 bis 1894. 4°, XXVI u. 491 SS.

Auf diese 5. Auflage des weitverbreiteten Buches muss b sonders aufmerksam gemacht werden, da sie vornehmlich dur zwei Eigenschaften auch die Besitzer der früheren Auflagen nöthig wird von ihr Kenntnis zu nehmen: die Anzahl der Artikel ist se stark vermehrt und die Behandlung der Wörter erfolgt aus neue

Gesichtspunkt, indem der Verf. auch die Zeit und den Ort ihres Aufkommens zu bestimmen sucht.

Die Übersicht über die neuen Artikel des Buchstaben A mag ein Urtheil über die Art der Vermehrung vermitteln; es kamen hier hinzu die Wörter: *Abbild, Abele, abhold, abonnieren, abschätzig, absolvieren, Abstecher, Abstimmung, Accent, Adamsapfel, Ade (adieu), Adjutant, Admiral, Adresse, Advocat, Affect, Agio, Agraffe, ähneln, Akt, Akten, Aktie, alert, Alkohol, Allee, Aloe, Alt, Altan, altfränkisch, Altweibersommer, Amarant, Amber, Amethyst, Amnestie, Amulet, amüsieren, Ananas, Anchovi, anderweit, anheimeln, Anhöhe, Anke*[1], *anstellig, antik, Antipathie, anzetteln, anziehend, Äonen, Apanage, apart, Apfelsine, Apotheke, Appetit, Aprikose, apropos, Archiv, Arie, Arithmetik, Arkade, Armee, aromatisch, Arrak, Arras, Arrest, Arsenal, Arsenik, Artillerie, Artischoke, Äther, Atlas*[1, 2], *Atout, Attentat, Audienz, aufhören, aufstöbern, aufwiegeln, Auktion, Ausbund, ausmerzen, ausstaffieren, Autor, Autorität* — wie man sieht, vorwiegend Fremdwörter, doch fast durchwegs solche, an die sich ein culturhistorisches Interesse knüpft. Der Verf. hat dabei fortwährend das Ziel im Auge, das sein Wörterbuch sichtlich von der 1. Auflage an verfolgte: durch die Geschichte der Wörter die Geschichte der materiellen und geistigen Cultur zu beleuchten. Es ist begreiflich und nur zu billigen, dass ein Werk wie das vorliegende in der Auswahl der aufzunehmenden Fremdwörter vorsichtig ist, neben dem sachlichen Interesse auch ihre größere oder geringere Verbreitung in Anschlag bringt, die Bezeichnungen concreter Vorstellungen daher bevorzugt; dennoch wiegen mir unter den neu aufgenommenen Artikeln die Sachwörter zu stark vor und ich vermisse so wichtige Abstracta wie *Person, Charakter, Substanz, Phantasie, Materie* (die nebenbei bemerkt schon mhd. belegt sind), aber auch so interessante, für ganze Richtungen der geistigen Cultur bezeichnende Wörter wie *Drama, Theater* oder *Roman, classisch*. Kluges Wörterbuch entwickelt sich jedoch von Auflage zu Auflage und die Berücksichtigung solcher Wünsche dürfte wohl nur eine Frage der Zeit sein.

Noch wesentlicher als durch die Vergrößerung des Wortschatzes ist das Werk durch den neuen lexikalischen Gesichtspunkt verändert worden, der innerhalb der nhd. Periode die Zeit des Aufkommens oder der allgemeineren Verbreitung oder der Formveränderung eines Wortes, ferner den Ausgangspunkt, den landschaftlichen Charakter desselben zu bestimmen sucht. Damit ist ein ganz neues Element — ein philologisches — dem inneren Gefüge des Buches nahe gerückt, denn das Aufkommen und die Verwendung von Wörtern in einer Literatursprache wird in allererster Linie durch philologische Arbeit beobachtet und bestimmt. Das Wort ist aber da in seinem lebendigen stilistischen Gefüge, nicht bloß der Wortschatz sondern der eigentliche Sprachgebrauch drängt sich auf, und mit dessen Beobachtung und Verzeichnung wäre das Gefüge,

das Kluges Buch bisher hatte, gesprengt gewesen. Der Verf. hat das dadurch vermieden, dass er in der Regel nicht die unmittelbaren Quellen des Sprachschatzes, die Denkmäler, sondern die Wörterbücher zur Zeitbestimmung verwendet hat. Daraus ergibt sich, in welchem Sinne diese Zeitangaben zu verstehen sind: wie die Schreibung dem lebendigen Laute, so hinkt ein Wörterbuch dem Sprachschatze und Sprachgebrauche nach. Unter solcher Einschränkung ist diese sorgfältig durchgeführte Bereicherung des Wörterbuches sehr willkommen zu heißen. Der Verf. gibt ein 'Verzeichnis der zu Altersbestimmungen zugezogenen deutschen Wörterbücher': in der Reihe der 'allgemeinen Wörterbücher' ist das des Alberus (1540), in der der Fremdwörterbücher das des Simon Roth (1571) das erste. Mir ist nicht klar, warum er Dasypodius, insbesondere aber, warum er die Vocabularien der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts beiseite gelassen hat. Wenn sie auch bezüglich des Wortschatzes nicht besonders ergiebig sind, so sind sie umso wichtiger, was Wortformen und landschaftliche Eigenthümlichkeiten betrifft. Denn auch diese berücksichtigt die neue Auflage des Wörterbuches in sehr verstärktem Maße. Zunächst in der Absicht, die Mundart zu bestimmen, aus der ein Wort in die Schriftsprache drang, dann auch durch Anführung landschaftlicher, heute und früher in der Umgangssprache gebrauchter Varianten und Parallelwörter. In dieser Beziehung ist besonders hervorzuheben, dass die von Kluge an die Verbreitung der Luther'schen Bibelübersetzung geknüpften sprachlichen Studien den auf das 16. Jahrhundert sich beziehenden Angaben sehr zugute kommen.

Als Ziel und Summe aller dieser Beobachtungen steht dem Verf. eine Schichtung des nhd. Sprachschatzes nach Zeit und Ort vor Augen. In der That hat auf Grundlage des Wörterbuches F. Mentz im Anhange eine 'chronologische Darstellung' geliefert, in der in vier Hauptabtheilungen Vorgermanisch, Urdeutsch, Altdeutsch, Neuhochdeutsch die nhd. Wörter verzeichnet werden, die nach Kluge vorgermanischen usw. Ursprunges sind; von der zweiten Abtheilung ab beginnen die Entlehnungen von Culturwörtern aus fremden Sprachen; schon das Mhd., besonders aber das Nhd. — als Schriftsprache — entlehnt ferner aus den deutschen Dialecten, und diese selbst werden im Verzeichnisse unterschieden. Wenn irgend der Inhalt eines Schemas vorläufig und weiterer Prüfung anheimgestellt ist, so ist es natürlich der des vorliegenden. Aber es hat praktischen Wert, weil es übersichtlich ist und Correctur wie Ergänzung leicht ermöglicht. Nur gegen die Rubrik 'α) Einheimisch' in der nhd. Abtheilung habe ich Bedenken, da nicht deutlich wird, wodurch sich die darin aufgezählten Wörter von den unter β) als Entlehnungen aus dem Oberdeutschen (oder auch Mitteldeutschen) bezeichneten unterscheiden.

Zahlreich sind die sonstigen — die ursprüngliche Anlage des Wörterbuches jedoch nicht berührenden — Veränderungen und Ver-

besserungen, in Streichung aufgegebener, Aufnahme neuer, Stützung früherer Etymologien, Vermehrung fremdsprachlicher Parallelen u. ä.[1])

Welche Menge von Material für die historische und für die specielle nhd. Grammatik in dem Wörterbuche Kluges steckt, zeigt am deutlichsten der lehrreiche von V. Fr. Janssen zur vierten Auflage verfasste 'Gesammtindex' (Straßburg, Trübner 1890), der die vielseitige Verwendbarkeit des Werkes erheblich fördert. Es wäre zu wünschen, dass er eine der 5. Auflage angepasste Bearbeitung erführe.

Innsbruck. Josef Seemüller.

Victor Hehn, Über Goethes Hermann und Dorothea. Aus dessen Nachlass herausgegeben von Albert Leitzmann und Theodor Schiemann. Stuttgart, Cotta 1893. 8°, VI u. 164 SS.

Victor Hehn war 37 Jahre alt, als er das Manuscript dieses Buches fertigstellte. Aus einer langen, unfreiwilligen Weltabgeschiedenheit tritt es jetzt, wohl nicht vollständig lückenlos, in pietätvoller Redaction Theodor Schiemanns ans Tageslicht. Eines gewissen Misstrauens wird sich niemand erwehren können: Was kann ein Werk, an dem die ganze neuere Goethe-Forschung unberücksichtigt vorüberziehen musste, zu sagen haben? Welche Existenzberechtigung hat der Jugendversuch, ein erweitertes Collegienheft, neben der reifen Frucht der „Gedanken über Goethe"? Umso angenehmer die Enttäuschung. Das Buch entbehrt wohl der Weite des Blickes, der scharfen Kritik des großen Werkes; aber es fehlen ihm auch manche böse Schlagschatten desselben, es ist liebevoller und liebenswürdiger, schlicht und einfach im Vortrage. Und was das erste Bedenken betrifft, gerade mit diesem „Bibelwerke deutscher Religion und Tugend", wie Hildebrand sagt, hat sich die Wissenschaft nur wenig beschäftigt. Wie jedes echte Kunstwerk, erschien es so allverständlich, dass man es ruhig dem Allverständnis überließ. Aber heute, wo Hermann und Dorothea ein Schulbuch im wahrsten Sinne des Wortes geworden, thut es noth, von einem geistvollen Manne ein Urtheil zu hören, das die dünnen Commentatoren-Stimmchen eines Düntzer und Cholevius übertönt. Gerade dieses Blatt hat die Pflicht, die Lehrer auf ein Werk aufmerksam zu machen, in dem sie manche Anregung finden und nach ihm geben können.

Während A. W. Schlegels Besprechung in der einleitenden Quellenangabe mit höchstem Lobe genannt wird und sich auch in dem ersten Theile der Schrift als anregend bekundet, fallen hier scharfe Lichter auf W. v. Humboldts Schrift, wie auch in den

---

[1]) Ich mache auf den Druckfehler aufmerksam, der die Schlusssätze der Artikel *auf* und *aus* vertauscht hat.

S. 42 ff. ein deutliches Vorspiel. Diese Bedeutung des Staates für die Familie ist eine Überzeugung Just. Moesers, die Goethe zu der seinen machte (Lorenz, Goethes politische Lehrjahre S. 39). S. 52 ff. wird die wohlbekannte Quelle, die Salzburger Emigrantengeschichte, abgedruckt. In neuerer Zeit hat man auch Anregungen aus der Literatur nachzuweisen gesucht. Einen engen Zusammenhang, wie ihn Kreiter zwischen dem Gedichte Stolbergs „Der Abend“ und dem 4. Gesange annimmt (Ausgabe der Gedichte der Brüder Stolberg, Paderborn 1889, Einleitung XVI), kann ich nicht entdecken. Eher ließen sich Berührungspunkte mit Mercks Geschichte des Herrn Oheim auffinden, ohne dass man deshalb mit Loebell Goethe als „großen Nehmer“ bezeichnen müsste (Zeitschrift für deutschen Unterricht V, 770—775). Der junge Oheim, der uns vorgeführt wird, wie er seine Pferde versorgt, erzählt von seiner Abneigung gegen die Stadt, begründet auf seine Erfahrungen bei einem Besuche. Da habe er im Hause seines Onkels eine sonderbare Rolle gespielt, besonders vor den Mädchen, die ihn über Lectüre gefragt und eine ausführliche Unterhaltung über das Theater, das er mit ihnen besucht, angeknüpft, ja ihm sogar eine Nachahmung vorgeführt. Auf diese Erwähnung des Theaters und des Spielens scheint sich auch eine, bis heute meines Wissens wenig beachtete Briefstelle Goethes zu beziehen, der 5. Aug. 1778 an Merck schreibt: „Auch habe ich eine Bitte, dass, wenn Du mehr sowas schreibst, Du mir weder direct noch indirect ins theatralische Gehege kommst, indem ich das ganze Theaterwesen in einem Roman, wovon das erste Buch, dessen Anfang Du gesehn, fertig ist, vorzutragen bereit bin“ (Briefe, Weim. Ausg. 3, 238). — Äußerst kurz hat H. die Entstehungsgeschichte der Dichtung behandelt (S. 56). Wir sehen heute weiter, besonders nach Aufsätzen Schreyers (Goethe-Jahrbuch X,) und A. Schmidts (Zeitschrift für deutsche Philologie 26, 279) und den neuen Briefbänden der Weimarer Ausgabe, welche Mittheilungen an Christiane Vulpius bringen. Wir wollen hier einiges zusammenfassen. Es ist richtig, dass Goethe den Stoff einige Jahre mit sich trug, zunächst aber nicht in der großen Form, welche die Dichtung später annahm. Es ist kein Zufall, dass Alexis und Dora (nach den Tagebüchern vom 12.—14. Mai niedergeschrieben) in so unmittelbarer Nachbarschaft steht. Nicht nur die idyllische Grundstimmung, auch Einzelheiten, wie der Mädchenname, das Finden der Nachbarskinder, wirken hinüber. Ende Mai und Juni ist öfter von „Idylle“ in den Tagebüchern die Rede und Schiller wird am 10. Juni die „Idylle“ versprochen. Damit ist wohl zumeist Alexis und Dora gemeint, ob aber nicht auch gelegentlich an Hermann und Dorothea gedacht ist, bleibt fraglich, besonders da Goethe am 7. Juli 1796 in einem Briefconcepte an Schiller melden will: „Außer Hero und Leander habe ich eine bürgerliche Idylle im Sinn“ (Brfe. W. A. XI, 324). Dem entspricht auch, wenn das

Herzog erhalten am 9., respective 12. Juni die Nachricht „das Gedicht ist fertig". — Diese verschiedenen Umarbeitungen sollen, wie Schreyer versichert, nur Kleinigkeiten betreffen. Hoffentlich erhalten wir bald den Band der Weimarer Ausgabe, der das ganze Werden des Werkes übersehen lässt. Goethe selbst schreibt an Meyer „die Zeit der Handlung ist ohngefähr im vergangenen August" (5. Dec. 1796) und Schmidt weist nach, wie die Ereignisse des August 1796 den Anlass zur Ausbildung des Stoffes gegeben, der zunächst nur als kleinere Arbeit sich entwickeln sollte. Schmidt zeigt, dass die Briefe der Frau Rath manchen Einfluss auf die Schilderung im allgemeinen geübt, sowie auch im einzelnen die Löwenwirtin mancher Zug aus den Frankfurter Briefen illustriert. Deshalb aber darf man doch nicht, wie Schmidt es thut, jeden Zusammenhang mit der Campagne in Frankreich und Belagerung von Mainz in Abrede stellen. Für die Handlung und die Stimmung waren einzelne Situationen entschieden bedeutsam, wie schon Cholevius S. 102 ff. gut hervorhebt. Ich füge eine Stelle hinzu, die Goethe aus Pempelfort scheidend niederschreibt: „Die Neigung hielt mich in dem freundlichsten Kreise und ich sollte bei schrecklichem Wind und Wetter mich nun wieder in die wilde weite Welt wagen, von dem Strom mit fortgezogen, der unaufhaltsam eilenden Flüchtlinge, selbst mit Flüchtlingsgefühl" (Hempel 25, 138). Zu vergleichen mit Dorotheens Worten beim Abschied im letzten Gesange. In den Briefen von 1796 kehrt eben oft die Stimmung von 1793, durch die ähnlichen Verhältnisse hervorgerufen, wieder. Aber schon Briefe aus der Zeit betonen die Freude an der ruhigen Stätigkeit im Gegensatze zum Unglück der Vertriebenen (Brfe. X, 40), oft kehrt der Gedanke wieder „Was man hat, muss man halten" (ebd. 81, 86, 198), ähnlich wie der Apotheker preist G. die Freunde, das Unheil nicht mit eigenen Augen gesehen zu haben (85).

Kehren wir zu Hehn zurück. Er bespricht S. 57 ff. das elegische Gedicht Hermann und Dorothea. Es geht schon am 7. December 1796 (XI, 284) an Schiller ab. Schon in dem Concepte zum Briefe vom 4. Juli gebraucht er von sich den Ausdruck Homeride (XI, 323). — Der Ort, die Rheingegend, erscheint in seiner Bedeutung für Goethes literarische Production bereits erkannt. „Alle Dichtungen Goethes sind nur später aufschlagende Blüten seines Main- und Rheinaufenthaltes" (S. 61). Das ist die Wurzel der schönen Betrachtungen in den „Gedanken über Goethe" S. 18 ff. Hehn vermeidet es, nach dem Städtchen zu suchen, nach dem auch Varnhagen 7. Nov. 1823 neugierig frägt (Goethe-Jahrbuch 14, 65). Goethe selbst hat über derartige Untersuchungen gespöttelt (Gespräche 5, 338). Dass Localzüge aus Ilmenau an den Rhein übertragen sein könnten, lässt Schillers Äußerung vom 31. Oct. 1796 vermuthen: „Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann finden und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stukaturarbeit giebt's dort auch." Nachdem Hehn noch die

Hermann ist in Unruhe, ob nicht schon ein Jüngling um sie geworben. Der Pfarrer will ihm mittheilen, was er weiß; denn anders lässt sich der Vers

»Ihn zu trösten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund schon«

nicht deuten, wenn auch Cholevius dies nicht zugeben will (S. 224). Es darf aber nicht zum Aussprechen kommen, denn der Ring, den Hermann an der Hand des Mädchen sieht und fühlt, muss seine Zurückhaltung noch später motivieren. Wie kann aber dann im 9. Gesange der Pfarrer „staunend" den Ring erblicken und fragen: „Wie? du verlobest dich schon zum zweitenmale." Es ist dies ein Widerspruch, der sich nicht vollständig lösen lässt, aber durch die vorher gekennzeichnete Arbeit Goethes an dem Epos erklärt wird. Der Ring und die Verlobung führen ja hinüber zur allgemeinen Betrachtung, die den Schluss frei ausklingen lässt. Diese ganze kleine Verwicklung scheinen mir die 100 Hexameter zu sein, die Goethe so lange fehlten, und die früheren Erwähnungen des Ringes dürften als außerordentlich feine „Verzahnungen" eingefügt worden sein. — Das Bild im Anfange des 7. Gesanges hängt sichtlich mit Goethes optischen Studien zusammen. Im 9. Gesange ist die Rede des Pfarrers über den Tod, wie Schreyer berichtet, ein späterer Einschub.

S. 86—100 behandeln die Charaktere. Für den Vater möchte ich nur betonen, wie wenig sein Beruf mitspielt. Wenn er nicht einmal von seiner Geschicklichkeit, Herren und Frauen zu bewirten, sprechen würde, nirgends hätten wir den Eindruck, in einem Gasthause zu stehen, alles deutet vielmehr ausschließlich auf wohlhabende Landwirtschaft. Hehn hat es glücklich vermieden, zu den einzelnen Gestalten in Goethes Leben Originale aufzusuchen. Vater und Mutter sind ganz klar, aber Bielschowskys Deutung von Dorothea auf Lili (Preuß. Jahrbücher 60, 335—346; 69, 666—672) ist schon mehr als überflüssig. Eher möchte er ihr Elemente seiner Christiane gegeben haben, wie Huther ausgeführt hat (Zeitschrift f. deutschen Unterricht II, 72—87), aber auch dieser nimmt mehr Erlebtes an als nothwendig und bringt den Pfarrer in eine höchst gezwungene Verbindung mit Herder. — Der Abschnitt „Sitten- und Lebenssphäre" (S. 100—114) ist uns zum großen Theile schon aus den „Gedanken über Goethe" S. 220, 234 ff. bekannt. S. 111 führt Hehn die sprichwörtlichen Redensarten an. Das „Sprüchlein der Alten", „Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke" ist bei Wander (IV, 1707) mehrfach belegt, auch französisch: Qui n'avance pas recule (vgl. auch Henkel, Goethe-Jahrbuch XI, 180 ff.). Sehr hübsch führt der Abschnitt „Diction" (S. 115 bis 129) den Nachweis der sprachlichen Zurückhaltung und Mäßigung, der breiten Anknüpfung durch „denn", „und so", "so auch". In Bezug auf directe Anklänge der Antike macht H. für die Scene, in der der Schultheiß die Menge beruhigt, auf Aeneis: ac veluti magno in populo cum saepe coorta est seditio ... aufmerksam, für

eine Reflexion des Richters auf Cicero (S. 126). Cholevius S. 22 erinnert für das Zurückschleichen nach misslungener Werbung (Hemp 103) an Pindar (Olymp. VIII, 90). Die homerischen Element die H. anführt (S. 128), ließen sich noch vermehren. Telemac hat eine ähnliche Schlafkammer wie Hermann (Odys. I, 426 Zwanzig, als unbestimmte Zahl, wie es S. 110 (Hempel) verwend wird, ist echt homerisch (Cholevius S. 240). Die biblischen El mente werden nicht berücksichtigt. Hehn selbst hat von ihne Goethe-Jahrbuch VIII, 194 gesprochen. In dieser Richtung wäre noch kleine Nachträge möglich. Ich vermisse auch einen Hinwei auf die meisterhafte Technik, mit der Goethe unbedeutende, al Kleinmalerei erscheinende Details mit Bedeutung zu verwerten weiß Der oft erwähnte Brand, um den sich die ganze Chronologie de Kleinstadt dreht, ist nicht nur für die Eltern bedeutsam, auc Hermann ruft sein Andenken für seine Liebe herauf. Oder ma lasse den Schüler beobachten, wie wichtig der verschenkte Schla rock wird. S. 130 ff. behandelt H. den Vers, den Freiheiten, d sich Goethe genommen, voll zustimmend. Dass ein Vergleic zwischen der Louise von Voss und dem Goethe'schen Epos heu ganz zu Gunsten des letzteren ausfällt (S. 139 ff.), ist natürlic Zu den Äußerungen, die sich für Voss entschieden, gehört au Kretschmanns Ausspruch vom 4. November 1797: „Er (Goeth hat Voss nachgeahmt, aber nicht erreicht" (Goethe-Jahrbuch V 214). Andererseits aber darf Goethes „reiner Enthusiasmus" nic unbeachtet gelassen werden: „Diese Freude ist am Ende do productiv geworden, sie hat mich in diese Gattung gebracht, d Hermann erzeuget" (an Schiller 28. Febr. 1798). Freilich, das genug Dank für die Anregung, die Voss ihm gegeben: Form u deutschen Gehalt. Handlungsleer und bewegungslos ist das ga Gedicht. Was sich in ihm zuträgt, hat Goethe selbst in d Vers zusammengefasst:

»... des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund uns zu entzücken, verband.«

Sonst reiht sich Mahlzeit an Mahlzeit, fast jeder Gesang sche die uns Süddeutschen so unheimliche Aufschrift „Hier könn Familien Kaffee kochen" zu tragen. Suchen wir nach Berührun punkten mit Goethe, so lässt sich an die Wanderung des liebend Paares erinnern, das von der Höhe über die Gegend ausblic Wie Hermann sein Mädchen stützt, so führt Luise die leite Hand des Jünglings über den Bach, sie treten nahe zusamm der „rosigen Lippen ätherischer Odem" streift seine Wang Wenn ferner Goethe in der so oft citierten Schilderung Dorothe Schönheit in Bewegung malt, so umweht auch bei Voss das wei Gewand die Füße, ihr Haar fließt in den Wind. Empfindet m mit F. Th. Vischer als einzige Unvollkommenheit der Goethe'sch Dichtung, dass kein Hund vorkomme, so wird doch Vossens „Packa

kaum den Sieg der Louise entscheiden. Von all dem wüsten Detailkram kann man nur sagen:

„Liebe Natur, du scheinst mir gar zu natürlich.“

In dem Gedichte „Die glücklichen Gatten“, das Hehn als eine Art Fortsetzung von Hermann und Dorothea auffasst, sind die Voss'schen Töne viele stärker als im Epos. Die Herbeiziehung des Messias endlich (144 ff.) scheint mir ziemlich überflüssig. Die Anmerkungen Albert Leitzmanns erhöhen noch den Wert des Buches, das ich nochmals der Beachtung empfehle.

Wien. A. v. Weilen.

Lehrgang der französischen Sprache für Gymnasien von E. Feichtinger, Prof. am k. k. Staats-, Real- und Obergymnasium im VI. Bezirke in Wien. I. Theil. (Für zwei Jahrescurse zu je zwei Stunden in der Woche.) Mit einem „Begleitwort“. Wien, A. Hölder 1894. 8°, 265 SS. Preis geb. 1 fl. 30 kr.

Wie uns im Wege der Redaction mitgetheilt wird, soll diese für Gymnasien bestimmte Grammatik noch einer Revision unterzogen werden, bevor sie ihre definitive Gestalt erhält. Dieselbe würde sich vor allem auf die in richtiges Deutsch umzusetzende „wörtliche Übersetzung“ der ersten zusammenhängenden Stücke (S. 228 ff.) und auf die auszumerzenden Druckfehler erstrecken. Auch anderes soll noch verändert werden. Da das Buch also noch nicht abgeschlossen ist, wollen wir nicht auf Einzelnes eingehen, sondern nur so viel sagen, dass es, namentlich in der Hauptpartie, d. i. im „Übungsbuch“, welches die Grundlage für den Unterricht bildet (S. 112—226), eine tüchtige Leistung darstellt und auch sonst eine recht fleißige Arbeit ist. Maßgebend sind in diesem praktischen Theile durchaus die Principien der neuen Methode gewesen. Demgemäß ist das Hinübersetzen entfallen und auf die Ausbildung im Sprechen besondere Rücksicht genommen worden. Diese Grundsätze und die Grundlinien des einzuhaltenden Vorganges theilt der Verf. in dem beigegebenen „Begleitwort“ mit.

Nur einen Punkt möchten wir näher beleuchten, weil wir nicht wissen, wie sich der Verf. jetzt zu demselben stellt, d. i. die Etymologie, die er ganz besonders berücksichtigt wissen will. Unserer Meinung nach könnte diese freilich schon wegen der so knappen Unterrichtszeit nur eine bescheidene Stelle einnehmen. Wagt man sich aber schon auf das Gebiet der Sprachvergleichung, so muss das wohl in anderer Weise geschehen, als es von Seiten des Verf.s der Fall gewesen ist. Was soll der Schüler mit zahlreichen Einzelheiten anfangen, wie *vrai (verus)*, *pris (prensus)*, *muet (mutus)* u. ähnl., die noch dazu mehr Falsches als Wahres bieten? Wozu braucht er höchst zweifelhafte Ableitungen, über welche die Romanisten selber nicht einig sind, kennen zu lernen, wie: ob *aller* von *ambulare* oder von *aditare* kommt (höchst wahr-

scheinlich von keinem). Muss nicht durch solche Zusammenste
lungen die in dem Schüler ohnedies schon vorhandene Vorstellu
von der Gesetzlosigkeit der sprachlichen Veränderungen noch g
nährt und bekräftigt werden? Vollends, wenn ganz Falsches g
boten wird, wie *parmi (per milieu)*, *outil (utile)*, *il neige (ningit*
nager (natare), *bonheur (bona hora)* u. v. a. Statt dessen hätt
in einem einleitenden Capitel über die Entstehung des Franz
sischen aus dem Volkslatein einige der Hauptgesetze der lautlich
Veränderungen durch passende Beispiele erläutert werden solle
damit der Schüler lerne, dass hier nicht ein wirres Chaos herrsch
sondern Gesetze, die mechanisch wirken. Allerdings gibt uns d
Verf. ein Capitel „Veränderungen der Wörter beim Übergang a
dem Lateinischen ins Französische" (S. 51 ff.), das aber in durch
aus dilettantenhafter Weise, welche lebhaft an die Zeit erinner
wo es noch keine romanische Sprachwissenschaft gab, alles Mög
liche bunt durcheinander wirft. Wer möchte glauben, dass hi
mit keinem Worte des Unterschiedes zwischen Erb- und Frem
wörtern, der verschiedenen Behandlung der Vocale nach ihrer B
tonung, Quantität usw. gedacht wird? Wie fruchtbringend hät
für einen Latein lernenden Schüler z. B. die Bemerkung werd
können: in volksthümlichen Wörtern wird lat. bet. a in offener Sil
zu frz. e, in gelehrten Wörtern bleibt a erhalten! Nun hätte
mit einem Schlage verstanden, warum *nasus nez*, *casis chez*, *cap*
chef, *(mor)talis (mor)tel*, *qualis quel*, *mare mer*, Inf. End. *-a*
-er usw., dagegen *casus cas*, *moralis moral* ergibt. Solche B
merkungen fehlen aber in dem Buche gänzlich. Dafür wird, u
ein Beispiel anzuführen, in jenem Capitel unter „Abfall des A
lautes" folgende den Schüler nur verwirrende statt aufzuklären
Zusammenstellung gegeben: *la boutique (apotheca)*, *le (ille)*, *le*
(illorum), *on (homo)* und last, not least: *mi (hemi)*!! Nicht z
frieden damit, gibt uns der Verf. mit Zuhilfenahme des Italien
schen sprachhistorische Erklärungsversuche eigener Mache, wie
der Anmerkung S. 40: „Das ital. *cogliere* mit Metathesis (!) zei
den Übergang", nämlich vom lat. *colligere* zum frz. *cueillir*. A
Metathesis wird auch erklärt *peignant* = *pingentem*; in *dompt*
soll p zur Erleichterung der Aussprache eingeschoben sein u. a.
Das nennt der Verf. „die Etymologie heranziehen". Kurz es
nicht bloß die Methode verfehlt, sondern die einzelnen Vergle
chungen sind der Mehrzahl nach ganz oder theilweise falsch, w
es dem Verf. nicht nur an jeder Kenntnis auf diesem Gebie
sondern auch an allgemein sprachwissenschaftlicher Schulung g
bricht. Im Interesse seiner wissenschaftlichen Reputation hätte
am besten gethan, auf die „Heranziehung der Etymologie" zu ve
zichten. Kenntnis des Lateins reicht eben noch nicht aus, um si
in romanischer Etymologie zu versuchen. Dieser Theil bedarf al
mehr als irgend einer einer gründlichen Umarbeitung.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

F. Sander, Rigveda und Edda. Eine vergleichende Untersuchung der alten arischen und der germanischen oder nordischen Mythen. Stockholm 1893. 76 SS.

Der Verf. erwähnt im Vorworte seiner Broschüre, dass er angeregt durch den im Jahre 1889 in Stockholm abgehaltenen 'Orientalistcongress' begonnen habe, sich mit der indischen Mythologie zu beschäftigen und dass er überrascht gewesen sei, zwischen ihr und der nordischen Mythologie, die bis dahin der ausschließliche Gegenstand seines Studiums war, 'so viele und bedeutende Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen zu finden'. Die 'Überraschung' war aber leider nicht intensiv genug, den Verf. zu einem gründlichen Studium der einschlägigen Literatur zu veranlassen, und schon nach den ersten Zeilen wird man bedenklich, da das Wort Rigveda (masc.) — wie dann durchwegs bis zum Ende der Arbeit — als Femininum behandelt und die Namen der beiden bekannten Rigvedaforscher als 'Ludvig' und 'Grassman' orthographiert werden. Dem Autor fehlt außerdem die elementarste Kenntnis des Sanskrit, was ihn aber merkwürdigerweise nicht abhält, Etymologien von *mārtāṇḍa* (natürlich nachlässig *mārtānda* geschrieben) und *ṛṣi* zum besten zu geben, die das mitleidige Lächeln eines jeden hervorrufen müssen, der sich einige Wochen mit der Sprache beschäftigt hat (S. 59, 64).

Ein ebenso kühnes Selbstbewusstsein trägt der Verf. zur Schau, wenn er von dem Charakter der indischen Gottheiten spricht und jeder Vedist wird erstaunt sein zu hören, dass Varuṇa der Luftgott, Aryaman das Element Wasser, Agni der Gott des Krieges sei (S. 8) und dass der zuletzt genannte 'vom Himmel als befruchtende Samenkörner in das Wasser und die Atmosphäre hinabsteige' (S. 31). Da es nun einmal ausgemacht ist, dass die indische und die nordische Mythologie identisch sind, so muss auch alles bis aufs kleinste klappen, und so erfahren wir denn, dass der vedische Indr drei Uṣas (Morgenröthe), nicht mehr und nicht weniger, gekannt habe, da es drei Nornen gibt (S. 15), und dass Vāyu (Wind) drei Söhne gehabt hätte: Rudra, Parjanya und Vadhasnu — oder wie er sonst geheißen habe; der Verf. gelangt darüber bedauerlicherweise zu keiner Entscheidung —, weil auch Heimdallr, der Windgott, drei Söhne Egil, Slagfinn und Völundr sein eigen nenne (S. 44).

Das Gesagte dürfte hinreichen, um den Wert und die Tendenz des Schriftchens zu kennzeichnen. Das Beste in demselben sind die kurzen und präcisen Angaben über die nordische Götterwelt; hier befindet sich der Verf. in seinem Elemente und wenn er schon durchaus eine vergleichende Studie schreiben wollte, so hätte er sich auf eine einzelne Gottheit beschränken und ihre Stellung einerseits im indischen, andererseits im nordischen Pantheon so scharf als möglich präcisieren sollen. Der Wissenschaft hätte er dadurch

mehr gedient, als durch seine abrupte Nebeneinanderstellung der beiden Mythologien.

Graz. J. Kirste.

Cauer Friedrich, Philotas, Kleitos, Kallisthenes. Beiträge zur Geschichte Alexanders des Großen. Aus dem XX. Supplementband d. Jahrb. f. class. Phil. bes. abgedruckt. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 8°, 79 SS.

Die eingehenden Quellenforschungen zur Geschichte Alexanders d. Gr., über die der Verf. in der Einleitung eine Übersicht gibt (ich vermisse darin den meines Erachtens misslungenen Versuch Luedeckes [Leipz. Stud. XI S. 55 ff.], Arrian Satz für Satz in seine Quellen zu zerlegen), haben nur zu wenigen unumstößlichen Ergebnissen geführt. Für die Beurtheilung Alexanders selbst ist auch, wie C. mit Recht bemerkt, nicht der Name, auf dessen Autorität eine Nachricht beruht, sondern die Glaubwürdigkeit dieser selbst, die von dem Gewährsmanne ganz unabhängig ist, das Entscheidende.

C. behandelt daher die Nachrichten, die uns über die drei großen Katastrophen in Alexanders nächster Umgebung erhalten sind, ohne Rücksicht auf das quellenkritische Problem, und sucht die glaubwürdigen von den unglaubwürdigen Nachrichten zu sondern. Ich halte ein solches Verfahren nicht nur auf dem Boden der Alexandergeschichte gegenüber dem Überschwang von literargeschichtlichen Quellenuntersuchungen für heilsam und im Interesse der Geschichte für wünschenswert. Es ist allerdings Sicheres, wie C selbst hervorhebt, auch auf diesem Wege nicht eben viel zu er mitteln. Trotz vieler Übereinstimmungen enthalten die verschie denen Überlieferungen, die der Verf. mit Rücksicht auf ihren Inh aufs Genaueste verglichen hat, auch viel Widersprechendes gera in sehr wesentlichen Punkten, was dann ein endgiltiges Urth über die Thatsachen erschwert. Die Gegensätze einer Alexan verherrlichenden und seine Handlungen beschönigenden, und ei ihm ungünstigen älteren Tradition erscheinen bei den späteren richterstattern verschmolzen, insbesondere bei Curtius, so dass kaum gelingt, überall die ursprünglichen Bestandtheile zu tren Auf diesen Gegensatz der Berichterstatter hatte Kaerst zuerst n drücklich hingewiesen und bemerkt, dass er in den Parteien Hofe des Königs seinen letzten Grund habe. Dieser Auffas pflichtet C. im wesentlichen bei, er ist aber geneigt, den A der erhaltenen Schriftsteller an den Umgestaltungen der Üb ferung stärker einzuschätzen als Kaerst.

Philotas fiel nach C.s Darlegung ohne Beweis seiner als Opfer des Selbstgefühles, das ihn und andere makedo Officiere beim König unbeliebt und verdächtig gemacht hatte

menion wurde ermordet, da Alexander, schon früher eifersüchtig auf den Ruhm des älteren und erfahreneren Mannes, nach der Verurtheilung seines Sohnes dessen Beseitigung als politisch nothwendigen Schritt betrachten mochte. Die Truppen standen bei dem Process des Philotas und der Verschworenen ganz auf Alexanders Seite, die Ermordung des Parmenion erregte auch in diesen Kreisen böses Blut. Alexander ließ aus denen, die sich compromittiert hatten, ein besonderes Strafregiment bilden.

In der Darlegung über die Tödtung des Kleitos kommt C. zu dem Ergebnis, dass von einem politischen Gegensatze zwischen dem König und diesem Opfer seines Zornes beim Gelage nicht die Rede sein könne. Nicht der Unwille des Makedonen über Alexanders Neigung zu persischen Sitten, sondern ein untergeordneter Anlass unpolitischer Art war der Anstoß zur Katastrophe. In diesem Zusammenhange gibt der Verf. eine recht lehrreiche Analyse der Droysen'schen Darstellung des Ereignisses, um zu zeigen, wie ein späterer Schriftsteller (Droysen also in diesem Falle ähnlich wie Arrian, Justin oder Curtius) frei und selbständig mit den Quellen verfährt, und dass es unmöglich ist, eine solche Erzählung in ihre Bestandtheile zu zerlegen und das ihr Eigenthümliche zu erkennen, wenn wir nicht die sämmtlichen Quellenberichte wirklich besitzen.

In der Erörterung über die Verschwörung der königlichen Pagen und das Ende des Kallisthenes kommt C. zu der Ansicht, dass Kallisthenes nicht als Vertreter des freimüthigen Makedonenthums gefallen ist, sondern weil er trotz aller Kriecherei einmal das Unglück hatte, durch eine rhetorische Probeleistung den Zorn Alexanders zu erregen. Als entscheidend für die Beurtheilung dieses Mannes bezeichnet der Verf. mit Recht die Prüfung der Bruchstücke aus seinem Geschichtswerk über Alexander den Großen. Sie beweisen, dass er vor keiner Schmeichelei zurückschreckte. Seine rhetorischen Tiraden scheinen auch auf die an der Pagenverschwörung Betheiligten aneifernd gewirkt zu haben, wenn sie auch nicht gerade so von ihrem Urheber gemeint waren. Dass er eines gewaltsamen und nicht eines natürlichen Todes starb, stehe ebenfalls fest. Über Kallisthenes liegen verhältnismäßig am meisten Nachrichten vor, die von Zeugen aus Alexanders Umgebung und aus seiner Zeit herrühren; es ist daher richtig, dass C. in der Erörterung seines Endes auf die Urheber der Nachrichten mehr Gewicht gelegt hat, als in den beiden anderen Fällen, in denen er mit Fug von Benennungen der Quellen Umgang nimmt.

Der Verf. hat jedesmal die Darstellungen Grotes und Droysens nach der Darlegung der antiken Überlieferung vorgenommen und gezeigt, wie verschieden ihre Beurtheilung ausgefallen ist, da Grote einen antimakedonischen, Alexander abgeneigten, Droysen einen Alexander verherrlichenden Standpunkt einnimmt. Schließlich bemerkt der Verf. noch, dass in den drei von ihm behandelten Episoden aus Alexanders nächster Umgebung sich keine Anhaltspunkte

dafür finden, dass die großen politischen Gegensätze der Altmak donen, die Alexander immer mehr entfremdet wurden, und d eigentlichen Königspartei eine Rolle gespielt hätten. So biet diese drei Katastrophen mehr Anhaltspunkte zur Erkenntnis v Alexanders Charakter als zur Beurtheilung seiner politischen Grun sätze. Die Existenz der bezeichneten Gegensätze stellt C. nicht Abrede, meint aber, dass sie vor dem indischen Feldzug in d Überlieferung nicht erweislich seien. Bezüglich der Ermordung d Kleitos ist meines Erachtens dieser Nachweis gelungen; dass den beiden anderen Fällen „die Forscher, die in die Tiefe dringen suchten, das Wesentliche im Unwesentlichen zu erkenn bemüht gewesen seien", glaube ich nicht. Allerdings ist C. zuz geben, dass die äußere Beglaubigung jenes Gegensatzes gering is auf dessen Wirkungen Kaerst in seinen Untersuchungen das größ Gewicht gelegt hat, die innere Wahrscheinlichkeit ist dafür um größer. Den Kampfgenossen Philipps, die an dessen Politik fes hielten und daher naturgemäße Gegner des persischen Großköni thums und der Weltherrschaftspläne Alexanders waren, steht s der Eroberung Ägyptens eine dem jugendlichen Herrscher unb dingt ergebene Hofpartei gegenüber. Allerdings kann man nicht als die Jungen den Alten oder als Makedonen den Nich makedonen gegenüberstellen, vielleicht eher als die Anhänger d alten Curses gegenüber dem neuen. Und in die äußere Wirksa keit ist dieser Gegensatz doch auch schon vor dem indischen Fel zug getreten.

Fuchs Josef, Der zweite punische Krieg und seine Quell Polybius und Livius nach strategisch-taktischen Gesicht punkten beleuchtet. Die Jahre 219 und 218 mit Au schluss des Alpenüberganges. Wr.-Neustadt 1894. 8°, 120 S

Der Verf. ist, wie die Einleitung lehrt, vornehmlich a Interesse für Livius zu dieser Untersuchung gekommen; er w vor allem zeigen, dass man Unrecht habe, dem Livius Verständn für militärische Dinge abzusprechen, dass er mit Polybios si nicht im Widerspruch befinde, sondern, wo er mehr bietet als diese ihn vervollständigt. Ich bin vollkommen mit dem Verf. einversta den, wenn er S. 11 bemerkt, „dass ohne grundlegende militärisc Kenntnisse die Auslegung der alten Autoren, insoferne sie Krieg geschichte schreiben, nicht möglich ist", und ebenso einverstande dass er gegen die Mode gewordene ausschließliche Beurtheilung d Nachrichten eines Schriftstellers nach Maßgabe der „Quellen", d er benutzt hat, Einsprache erhebt. Freilich die eine Frage, Livius den Polybios im XXI. Buche benutzt hat oder nicht, durf meines Erachtens nicht unerörtert bleiben. Ich kann auch geg den das Buch eröffnenden Vergleich Hannibals mit Cäsar und N poleon nur einwenden, dass es überhaupt schwierig ist, die Reihe

folge dieser drei großen Feldherrn zu finden und mit Bestimmtheit Hannibals Leistung als die größte zu bezeichnen. F. führt unter anderem an, dass Hannibal seine Operationsbasis aufgegeben habe und in Oberitalien erst sich eine neue Rückendeckung schuf; er sieht darin mit Recht einen Beweis der Kühnheit und Begabung Hannibals. Allein Alexanders Übergang nach Asien und seine Kriegführung daselbst, ohne durch eine Flotte sich den Rücken zu decken, da er doch gewärtigen musste, dass die attische Flotte sich mit der persischen vereinige und ihn von Makedonien gänzlich abschneide und sein Entschluss deshalb vor allem das persische Reich von den Mittelmeerküsten zu isolieren, indem er ihm in raschem Siegeslauf diese abnahm, zeugen von der gleich seltenen Verbindung kühnen Wagemuthes und kühler, strategischer Berechnung wie der Alpenübergang Hannibals, dem die karthagische Regierung die Flotte nicht zur Verfügung gestellt hat, wodurch er gezwungen war, auf Spanien als Operationsbasis zu verzichten.

Es ist angesichts der von keinerlei militärischem Verständnisse zeugenden Urtheile, die man in commentierten Ausgaben und in Quellenuntersuchungen über das 21. Buch des Livius lesen kann, höchst erfreulich und verdienstlich zugleich, dass F. den Standpunkt der kriegsgeschichtlichen Würdigung einer Kriegserzählung gewählt und festgehalten hat, dass er sich kriegswissenschaftliche Kenntnisse erworben hat, ehe er über den zweiten punischen Krieg, wie ihn Polybios und Livius darstellen, geschrieben hat. Dennoch glaube ich, dass er die Einsicht des letzteren Schriftstellers überschätzt. Livius hat sich in das Kriegswesen betreffenden Dingen so zahlreiche nachweisliche Fehler und Missverständnisse zu Schulden kommen lassen, dass man ihm nicht zutrauen kann, er habe — zum Theil sogar im Gegensatze zur Darstellung des Polybios — in kurzen und einsichtigen Sätzen, die militärischen Situationen der Jahre 219 und 218 treffend und zuverlässig gekennzeichnet. F. überschätzt den Livius und vergisst, dass er ein Rhetor ist, wenn er von seiner Wahrheitsliebe und seiner Verarbeitung des mit unermüdlichem Fleiße zusammengetragenen Stoffes spricht. Die anerkennenden Urtheile des Alterthums beweisen nichts: das Alterthum verlangte von dem Geschichtschreiber nicht dasselbe wie wir, und das argumentum e silentio, dass im Alterthum des Livius militärisches Urtheil nicht angetastet worden sei, beweist erst recht nichts. Tadel über mangelndes militärisches Verständnis bei Geschichtschreibern haben im Alterthum überhaupt nur die zwei einzigen Schriftsteller, die wirklich von militärischen Dingen etwas verstanden haben, Thukydides und Polybios ausgesprochen. Selbst ein so tüchtiger Militär wie Frontinus hat in seine Strategemensammlung ganz alberne, abgeschmackte und gerade militärisch recht bedenkliche Erzählungen aufgenommen, weil er mit seinem Buche vor allem unterhalten und dafür Leser finden wollte. Und gerade in dem von F. behandelten Abschnitt findet sich eine

Stelle, die meines Erachtens ebensowohl für die Benutzung [redacted]e Polybios, wie für jene aus Missversändnissen und Vergröberung [redacted]en entspringende Übersetzungsweise des Livius spricht, die Nissen [redacted]ür die 4. und 5. Dekade nachgewiesen hat. (Vgl. Polyb. III 72, 6 ἠλείφοντο καὶ καθωπλίζοντο Liv. XXI 55, 1. oleoque per ma[redacted]i-pulos, ut mollirent artus, misso.)

Der Plan Roms, der Plan der Karthager, die Durchführ[redacted]ng der punischen Offensive und die Durchführung der römisch[redacted]hen Defensive hat der Verf. die einzelnen Abschnitte seiner Darleg[redacted]ung betitelt und sich dabei in die Tiefen der strategischen Erwägun[redacted]gen beider Kämpfenden mit Nachdruck eingelassen. Sein Ergebnis [redacted]ist in den Hauptumrissen das folgende. Unter den drei von Li[redacted]vius erwähnten Ansichten in Rom: Offensive gegen Spanien und K[redacted]Kar-thago — Offensive in Spanien — und Zuwarten erkennt F. [redacted]der dritten die Palme richtiger Erwägung zu, weil sie sich für [redacted]— die unter den gegebenen Umständen allein zulässige strategische De[redacted]efen-sive entschieden hatte. Ich bin nun durchaus mit F. der Ansi[redacted]sicht, dass die rücksichtslose Offensive nicht unter allen Umständen [redacted]das einzig richtige Verfahren ist (Delbrücks diese Frage behandeln[redacted]nden kriegsgeschichtlichen Studien über Clausewitz, Perikles und Fri[redacted]ried-rich den Großen hätten hier wohl vom Verf. angeführt werden sol[redacted]ollen) und dass der Verf. gegen Mommsen u. A. recht hat, die Aussic[redacted]chts-losigkeit eines Angriffes der Römer in Spanien oder gar in Spa[redacted]anien und Afrika zu betonen; seine Argumente lassen sich sogar n[redacted]noch verstärken durch den Hinweis darauf, dass die römische Hee[redacted]eres-organisation mit ihrem Wechsel des Obercommandos und der Ab-lösung der Truppen zu einem voraussichtlich lange währen[redacted]nden Kriege auf fernem, überseeischen Kriegsschauplatz ungeeignet [redacted]war, endlich glaube ich, dass F. mit Recht aus Polybios und Li[redacted]vius den Schluss zieht, dass die Römer Hannibal nur auf dem La[redacted]and-wege erwarteten. Einigen anderen Punkten dieser Darlegung m[redacted]uss ich aber widersprechen. Nicht weil den Karthagern eine Fl[redacted]lotte fehlte und Rom eine dominierende Stellung zur See hatte, mu[redacted]sste Hannibal auf den Seeweg verzichten, sondern weil die Regier[redacted]ung von Karthago, die sehr wohl eine Flotte hätte mobil mac[redacted]hen können, Hannibal in der Führung des Krieges nicht genüg[redacted]end unterstützt hat. Gewichtiger scheint mir Folgendes. Aus dem Sa[redacted]atze bei Livius XXI 17, 6 neque enim mari venturum aut ea p[redacted]arte belli dimicaturum hostem credebant schließt F. weiter, dass die Römer die strategische Lage ganz richtig beurtheilt hätten, [redacted]und dass nur der Augenblick, in dem sie Hannibals Anmarsch e[redacted]nt-gegentraten, schlecht gewählt gewesen sei. Er übersetzt: m[redacted]man glaubte weder, dass der Feind den Seeweg wählen, noch au[redacted]ch, dass er auf diesem Schauplatze die Entscheidung suchen wer[redacted]de. Aus dem Zusammenhang bei Livius geht nun hervor, dass er diese Erwägungen der Römer darum anführt, um zu erklären, w[redacted]es-halb man zur See und zu Land die Nordarmee des Publius C[redacted]r-

lius Scipio so schwach ausstattete, und darin liegt ohne Zweifel
r Tadel ausgesprochen, dass man Hannibal ungenügende Truppen
gegengestellt hat, weil man das größere Heer für die entscheidende
fensive in Afrika auf Sicilien bereit haben wollte. Ich kann also
nicht zugeben, dass er den römischen Kriegsplan vollständig
arakterisiert hat; der Tadel, den andere dagegen ausgesprochen
ben, ist berechtigt, nur die Gründe — Unkenntnis der An-
rschrichtung Hannibals — die man für diesen Tadel angeführt
t, sind nicht stichhältig. Der Fehler lag darin, dass Rom seine
räfte in der gleichzeitig beabsichtigten Offensive und Defensive
rsplitterte und die defensiven Aufgaben der Nordarmee unter-
chätzte. Die Folge war, dass die Offensive zunächst unterbleiben
usste und Hannibal Gelegenheit bekam, die Heere der beiden
onsuln nacheinander zu schlagen, kurz man begieng den Fehler,
as schwächere Heer dort zu verwenden, wo die taktische Ent-
cheidung zu Gunsten Roms fallen musste, ehe man an den
ngriff in Afrika denken konnte. Da man, mit Livius zu sprechen,
icht sicher gewesen sein soll, si ad arcendum Italia Poenum
onsul alter satis esset, so durfte man unter dieser Voraussetzung
m wenigsten sein Heer auf Kosten der für die Offensive be-
timmten Armee schwächen. Welche Gründe die Römer bestimmt
aben so zu verfahren, wissen wir nicht; es ist wahrscheinlich,
ass sie zu sehr auf die Verluste rechneten, die Hannibal bei dem
ngen Marsche nach Italien erleiden werde. Zur Entscheidung
ann man nie stark genug sein; die Römer wussten, dass Han-
ibal den Ebro überschritten habe, folglich musste man mit allen
räften eine Entscheidung gegen seine Armee herbeiführen. Scipio
er hatte außerdem noch den Auftrag Spanien zu decken, wie
olybios und Livius berichten. Das konnte er trotz der Stellung
es Manlius in Oberitalien, mit seinem Heere nicht leisten und
arin liegt unstreitig der große Fehler der römischen Strategie,
ie, obschon sie den Feind zunächst im Norden erwartete, den-
och die beste Kraft nach Sicilien sendete. Davon, dass der Senat,
ie F. (S. 30) sagt, anfänglich strenge Defensive wahren wollte,
ann meines Erachtens nicht die Rede sein, und deshalb kann ich
uch die Rechtfertigung des römischen Planes, die daran geknüpft
ird, nicht billigen. Es zeigt sich hier vielmehr noch dieselbe Ge-
ringschätzung der Gefahr, die den Römern von dem iberischen Reiche
rohte, das die Barciden für Karthago gewonnen hatten. Wie Rom
ch bisher um die Fortschritte Hannibals und seines Vaters in
panien nicht gekümmert hatte und erst durch den Fall Sagunts
m diplomatischen Eingreifen bestimmt wurde, so verfuhr es auch
ei der Conception des Kriegplanes im Jahre 219, als ob man
paniens und Hannibals mit leichter Mühe Herr werden könne.
on diesem Fehler kann die römische Strategie nicht weiß ge-
aschen werden, am wenigsten dann, wenn man mit F. der An-
ht ist, dass die Defensiv-Offensive für Rom das richtige Ver-

fahren war. F. selbst hat in seiner Darlegung die Namen Marathon und Miltiades ausgesprochen. Die Stellungnahme in der Flanke der persischen Marschrichtung auf Athen mit der gesammten verfügbaren Truppenmacht zeigt, wie eine solche Defensiv gegen einen numerisch überlegenen Gegner geführt werden muss. Der Auffassung, dass die Vorkehrungen Roms in Oberitalien ungenügend waren, gibt F. selber später Ausdruck; der Rechtfertigung des Scipio, die er daran knüpft, stimme ich, soweit es sich um seine Tüchtigkeit als Feldherr handelt, zu, auch darin hat F. recht, dass ihm an der Rhone nicht Saumseligkeit vorgeworfen werden darf (die Schwierigkeiten und die daher lange Dauer der Ausschiffung eines Heeres hätte F. mit lehrreichen Analogien aus dem Krimkriege belegen können), allein der Auftrag, den Scipio erhalten hatte — Spanien als Provinz und damit Offensive gegen die karthagische Macht daselbst und Defensive gegen den anrückenden Hannibal — war unlösbar mit den Mitteln, über die er verfügte. Natürlich ist dann, wie das zu gehen pflegt, der Führer für den Misserfolg verantwortlich gemacht worden und F. ist im vollen Recht, wenn er ihn dagegen in Schutz nimmt. Nur musste meines Erachtens gesagt werden, dass der Kriegsplan Roms im Jahre 219 durchaus verfehlt war, und insoferne haben die nicht Unrecht, die von einer kopflosen Strategie des Senates sprechen. Die Unterschätzung des Heeres Hannibals, die F. als Fehler in den Berechnungen Roms einräumt, ist das geringere, verkehrter war der Versuch, gegen Karthago in Spanien und in Afrika zugleich Krieg führen zu wollen, während Hannibal mit einem großen Heere in Oberitalien auf dem Landweg erwartet wurde. Thatsächlich hat nämlich doch von den drei Parteien, deren Livius XXI 6, 6 gedenkt, die erste die Oberhand behalten, deren Absichten von F. mit Recht nachdrücklich als verkehrt bezeichnet wurden.

Die Abhandlung enthält mehrere sehr lehrreiche Beispiele, welch' unglaublicher Mangel an Kenntnis des Krieges und der realen Verhältnisse oftmals in Beurtheilungen von strategischen und taktischen Dingen durch Philologen und Historiker zutage tritt. Ich sage dem Verf. nichts Neues, bemerke dies aber, um meinen Dissens in verschiedenen wesentlichen Punkten zu erklären, wenn ich schließlich hervorhebe, dass die Erörterung von derlei Fragen, wie sie F. hier behandelt hat, wegen der mangelnden Kunde, die uns zugebote steht, überaus schwierig ist. Schließlich kommt es auch für die Schätzung strategischer Anordnungen in ihren äußersten und daher scheinbar feststehenden Umrissen auf die Kenntnis der einzelsten Einzelheiten an, die eben nicht für

---

[1]) Die Deutung der Worte Liv. XXI. 56. 2 ex magna parte tum als »Gros« kann ich mir dagegen so wenig aneignen, als die sprachliche Unterscheidung, die zwischen pervenire mit dem bloßen Accusativ und mit der Präposition gemacht wird.

efert sind. Die Beurtheilung der strategischen Maßnahmen Hanni-
als, die ihm das Ausweichen vor Scipios Heer geboten erscheinen
eßen, hängt im letzten Ende doch davon ab, ob er auf dem
larsch in Gallien bereits Kenntnis von dem Aufstand der Bojer
atte oder nicht. F. nimmt an, dass dies der Fall war, ich halte
ebenfalls für möglich, diese Möglichkeit ist aber meines Er-
htens nicht ausreichend, um darauf eine Reconstruction des stra-
gischen Calculs des karthagischen Feldherrn zu bauen. Mag
er im einzelnen des Zweifelhaften und Unsicheren in dem Buche
's noch so viel enthalten sein, es zeugt von der rühmlichen
kenntnis und dem Streben des Verf.s, die Discussion über Han-
bal, Scipio und die Schlachten am Tessin und der Trebia auf
s Gebiet zu lenken, auf dem sie allein förderlich und ergebnis-
ch sein kann — auf das kriegsgeschichtliche — und die Er-
terung der strategisch-taktischen Fragen, die dabei in Betracht
mmen, in den Vordergrund zu rücken.

Graz. Adolf Bauer.

---

ehrbuch der Geographie. Für die I., II. und III. Classe der Mittel-
schulen. Von Dr. Eduard Richter, o. ö. Prof. an der Universität
Graz. Mit 19 Karten und 32 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky
1893. Preis geh. 1 fl. 25 kr., geb. 1 fl. 50 kr.

Mit aufrichtigem Vergnügen begrüßen wir das Erscheinen
eses Buches als eines Lehrbehelfes, der auf der Höhe moderner
rschung und Darstellung zugleich den Anordnungen der neuen
hrpläne und Instructionen in Bezug auf Auswahl des Stoffes und
tlastung der Schüler zu entsprechen sucht. Man schlage das
ch auf wo immer, die Vorzüge desselben springen sofort in die
gen: die altübliche ängstliche Scheidung zwischen Terrain- und
ndeskunde, physikalischer und politischer Geographie, ist fast
nz fallen gelassen, so dass der Lehrstoff einheitlich gestaltet er-
heint, logisch und klar überall das Gewordene aus dem Gege-
nen, die staatlichen Verhältnisse aus den natürlichen entwickelt.
ese Selbständigkeit der Anlage, die die Anlehnung an jede Vor-
beit ausschloss, macht es begreiflich, dass bei einem solchen
iten, tapferen, in einzelnen Partien mustergiltigen Versuche doch
eder manche Abschnitte das richtige Gleichmaß zwischen der
htvollen und behaglichen Darstellung der physikalischen Ver-
ltnisse und der allzu knappen Topographie des betreffenden Landes
rmissen lassen. Schlimmer ist die Menge von sachlichen und for-
ellen Flüchtigkeitsfehlern, die das Buch enthält und durch welche
e Verwendung wenigstens dieser ersten Auflage in der Schule nahezu
sgeschlossen erscheint.

So wird es schon im I. Abschnitte, der die scheinbare Be-
egung der Sonne behandelt, dem Lehrer schwer werden, sich in

die ihm durch den Verf. auferlegte Beschränkung zu finden. D[ie] wirkliche Bewegung aus der scheinbaren zu erklären, ist he[ute] allgemein üblich; nicht billigen wird man es jedoch können, we[nn] die Thatsache der wirklichen Bewegung ganz aus dem Unterric[hte] der drei unteren Classen ausgeschieden werden soll. Der Physi[ker] kommt in IV. notorisch oft gar nicht dazu, dieses sein letztes Capitel zu tradieren; die Folge davon ist, dass die absolvierten Schüler des Untergymnasiums in diesem Punkte an Reife und Wissen unter den Schülern der Bürgerschule stehen. Weiß man sich aber auf das Nothwendige und Gemeinverständliche zu beschränken, so lassen sich bei gehöriger Geduld auch auf der untersten Stufe die Erscheinungen der wirklichen Bewegung mit ganz gutem Erfolge durchnehmen. Auch Begriffe wie geogr. Länge und Breite, Ebbe und Flut möchte Ref. in I. nicht missen. Dass in dem ganzen Buche die Dauer des Jahres nicht angegeben ist, ist vielleicht nur ein Versehen.

Dagegen wissen wir uns keine Erklärung für den Satz S. 11: 'Die Meere stehen alle gleich hoch, weil sie miteinander zusammenhängen'. Da wir einem so durch und durch modernen Autor wie Richter unmöglich die Behauptung einer so obsoleten und seit mehr als einem Decennium aufgegebenen Lehrmeinung[1]) zumuthen können, haben wir es wohl auch hier mit einem Versehen zu thun. Der Mangel einer durchdachten und gleichmäßig ausgearbeiteten Morphologie, die doch nicht so völlig entbehrlich ist, wie Richter in seinem 'Begleitworte' glauben machen will (§§. 1, 6 u. ff. enthalten ja auch nichts anderes als Elemente der Terrainlehre), macht sich im Laufe der Darstellung nur zu fühlbar und zwingt, in Fußnoten und Klammern beiläufig nachzutragen (S. 16, 53 u. ö), was logisch und methodisch unter die Voraussetzungen der speciellen Länderkunde gehört; hieraus folgen natürlich Lücken, Sprünge, Widersprüche. So fehlen vollständig die Begriffe 'Wasserscheide', 'Schneegrenze' u. v. a. S. 122 ist die Rede von einer 'fjordartigen' Bucht; erst S. 124 folgt — in einer Klammer — die Erklärung des Wortes 'Fjord'. S. 125 wird nur gesprochen von einer 'trompetenartigen Mündung'; S. 132 erscheint dann doch das bis dahin vermiedene, auch an dieser Stelle unerklärt bleibende 'Liman'. S. 26 ist angeführt die 'Hochebene von Tibet'; S. 73 wird ausdrücklich und mit Rufzeichen vor dieser Bezeichnung gewarnt: 'Hochland — nicht Hochebene! — von Tibet' (sic). Dass die Kama der Wolga 'aus dem Ural entgegenfließt' (S. 209) wird für den Schüler schon durch das nebenstehende Kärtchen widerlegt; dass aber die März

[1]) Allerdings ergibt sich nun die Frage, wie beim Schwanken der modernen Theorie auf der Elementarstufe der Begriff der absoluten Höhe zu definieren sei. Ref. hilft sich, indem er (ohne alle weiteren Erklärungen) sagt: 'A. H. ist die Erhebung über das Niveau des nächsten Meeres.'

vom Semmering kommt' (S. 58), hätte dem steierischen Hochschullehrer auch bei der größten Eilfertigkeit nicht entschlüpfen sollen. Noch schlimmeres Zeugnis für die Flüchtigkeit des Verf.s bietet das Kärtchen S. 151. Dasselbe ist eigentlich bestimmt zur Darstellung des Passsystems um das Gotthardmassiv; nun fehlt von den vier in Frage kommenden Pässen der eine, die Grimsel, zwar nicht im Texte, wohl aber in der Zeichnung, wo sich zwischen der oberen Aar und der oberen Rhône der rothe Diagrammstrich für den Gebirgszug ununterbrochen hinzieht!

Eine der schönsten Partien des Buches ist die Einleitung in die Schilderung der Alpen. Etwas zu ausführlich behandelt erscheinen die eigentlichen Westalpen; aufgefallen ist dem Ref. die durchgängige Vermeidung des Wortes Stufe mit allen seinen Ableitungen. Ref. würde gerade eine Zeichnung wie etwa die des Gasteiner Thales bei Geistbeck in den Erläuterungen zu seinen 'Geogr. Charb.' in diesem Buche sehr am Platze finden. In der speciellen Länderkunde ist die Eleganz und Übersichtlichkeit der Anordnung, die Knappheit und Beschränkung des Stoffes zu rühmen, die Ausscheidung alles unnützen Ballastes an topographischem und statistischem Detail. An einzelnen Stellen mag hierin zu weit gegangen sein. Dass die Staaten Deutschlands, der Schweiz, Nordamerikas nicht vollständig aufgezählt werden, ist wohl zu billigen; doch fehlt auch Unentbehrliches (z. B. die Namen der Urcantone; Staaten wie Texas, Illinois, Pennsylvanien, Virginien; Orte wie Goslar, Osnabrück, Marburg, Jena (!) u. v. a.). Derlei muss in III. schon aus Rücksicht auf den Geschichtsunterricht vorgenommen werden. Ref. ist weit entfernt von der alten Anschauung, die Geographie nur als eine Hilfswissenschaft der Geschichte zu betrachten, und weiß es dem Autor dank, dass er in die Reihe derer tritt, die der Erdkunde als naturwissenschaftlicher Doctrin ihren gleichberechtigten Platz an der Mittelschule zu erkämpfen streben; aber wenn man vom Historiker fordert, dass er überall auf die geographischen Verhältnisse gebürend Rücksicht nehme, darf auch er verlangen, dass ihm von Seite des Geographen entsprechend vorgearbeitet werde. Dieses Moment aber ist im Richter'schen Buche vollständig vernachlässigt. Dabei arge Ungleichmäßigkeit: wozu Caracas in Venezuela (S. 231), Christchurch auf Neuseeland (S. 234), wenn daneben Orte wie Ems, Ostende, die Inseln Capri und Ischia, Man, Anglesea und Wight fehlen? Bei der Aufzählung der deutschen Stämme S. 186 vermisst man Friesen, Ostpreußen und Schlesier; bei der umständlichen Aufzählung der Elemente, aus denen die heutige englische Nation entstanden ist (S. 128), sind zwar Kelten, Angeln, Sachsen, Dänen genannt, aber die Normannen vergessen!

Unbegreiflich ist Ref. auch der Vorgang Richters hinsichtlich der Einwohnerzahlen der großen Städte. Dieselben scheinen durchaus der besten Quelle (Peterm.-Supan, Geogr. Mitth. 1893, EH. Nr. 8) entnommen; aber offenbar ist dabei dem Autor die am

Schlusse des Heftes beigefügte tabellarische Übersicht mit den 'combinierten Zahlen' entgangen. Diese Zahlen entsprechen nämlich den factischen Verhältnissen ohne Rücksicht auf administrative Eintheilung. Bei einem Autor nun, der so durchaus nur auf der Basis des Positiven stehen will, können wir keine anderen Angaben dulden, als die den augenscheinlichen Thatsachen entsprechen. So gut wir Wien mit 1,400.000 Einwohnern anführen, müssen wir auch Edinburgh — Leith, Manchester — Salford u. a. als topographische Einheiten betrachten; dann hat aber Glasgow nicht 570.000, sondern 800.000, Manchester nicht 505.000, sondern 750.000 E. usw.[1]) Bei den Großstädten Chinas sind S. 71 Zahlenangaben verständigerweise vermieden; nur zur Bekämpfung alteingenisteter falscher Vorstellungen würde sich empfehlen etwa hinzuzufügen, zu Canton: 'mit mehr als $1^1/_2$ Millionen E. die volkreichste Stadt Asiens', und zu Peking: 'mit einer $^1/_2$ Mill. E. ungefähr erst die zehnte Stadt des Reiches' (Petermann, a. a. O.).

Prächtig und bestechend ist die Ausstattung des Buches. Ein glücklicher Gedanke war die Erwerbung und Einfügung der bekannten Kärtchen von Dewes; die Abbildungen überbieten alles auf dem Gebiete der Schulliteratur bisher Dagewesene; nur die Diagramme des Verf.s selbst sind dürftig und nicht immer correct.

Leider dürfen wir von dem in vielfacher Hinsicht so verdienstvollen Buche nicht scheiden, ohne der vielen sprachlichen Mängel desselben zu gedenken, von denen wir hier nur wenige hervorheben können: S. 15 'mit (l. von) einem Hochgebirge erfüllt'; (vgl. den umgekehrten Fehler 'von etwas ausgefüllt', S. 216). S. 71 f. '(Die Mandschu), aus (l. von) denen die jetzigen Kaiser stammen.' S. 108. Eine stilistische Perle: 'Durch die gebirgige Beschaffenheit des Landes werden viele Gegenden in kühlere Regionen versetzt.' S. 215. 'New-York liegt auf (l. unter) der Breite von Neapel.' S. 226 'die Büffeln', S. 232 'die Flussbetten'. Zudem dutzendmale falsche Anwendung der Conjunction als beim Positiv. Wie soll die mühsame Arbeit des Lehrers der Muttersprache, der immer wieder (Kummer §. 284, 2., Willomitzer §. 165, 1.) vor solchem Provinzialismus warnen muss, gedeihen, wenn nicht einmal die approbierten Lehrtexte formale Correctheit beobachten? Und das ist mit ein Grund, weshalb Ref. und mit ihm wahrscheinlich viele Fachcollegen die Einführung des Richter'schen Buches in der vorliegenden Gestalt nicht wagen werden. Möge der Autor sich bei der ja nicht ausbleibenden 2. Auflage jene Gewissenhaftigkeit zur Pflicht machen, die an

[1]) Der Lehrer, der gerade nicht über alle modernen Hilfsmittel verfügt, kommt durch die Differenzen in den Angaben der Lehrbücher mitunter in peinliche Verlegenheit. Annahme der combinierten Zahlen und Abrundung derselben nach Vielfachen von 25 (je nach steigender oder fallender Tendenz) erscheint als die einfache und natürliche Abhilfe hiefür.

diesem ersten Versuche noch vermisst wird; dann, aber auch nur dann, wird das Buch werden, was es seiner ganzen Anlage nach zu werden verdient, und was wir Richter als einem Bahnbrecher exacter Methode, dessen Werk einen so wesentlichen didaktischen Fortschritt bedeutet, von Herzen wünschen: auf Jahre hinaus das maßgebende Lehrbuch der Erdkunde für die Unterstufe unserer Mittelschulen.

Wiener-Neustadt. Dr. Rich. v. Muth.

Weltkarte zur Übersicht der Meerestiefen und Höhenschichten mit Angabe der unterseeischen Telegraphen-Kabel und Überland-Telegraphen, sowie der Kohlenstationen und Docks. Berlin, Dietrich Reimer (1893). Fol. 3 Blatt.

Dieses Kartenwerk, welches vom Hydrographischen Amte des Reichs-Marine-Amtes in Berlin herausgegeben und von K. Blume bearbeitet und gezeichnet ist, umfasst drei colorierte und schön ausgestattete Blätter, welche einzeln eine Höhe von 80 *cm* und eine Breite von 56 *cm* haben. Von den Höhenschichten sind jene, welche sich unter den Meeresspiegel senken, grün veranschaulicht, während jene vier Schichten, welche von 0—300 *m*, 300—1000 *m*, 1000—2000 *m* und von 2000 *m* aufwärts über den Meeresspiegel sich erheben, durch vier gelbe Farbentöne dargestellt werden. Die Meerestiefen werden in den Stufen 0—200 *m*, 200—2000 *m*, 2000—4000 *m*, 4000—6000 *m* und über 6000 *m* durch fünf blaue Farbennuancen versinnlicht. Vier verschiedene Linienarten unterscheiden die deutschen Telegraphen-Kabel von den englischen und den sonstigen Kabeln und den Überland-Telegraphen. Bei den Kohlenstationen werden jene mit weniger als fünf Tonnen und solche mit 500—1000 Tonnen und von mehr als 1000 Tonnen besonders ersichtlich gemacht. Die Kohlenstationen und Docks von Europa, ausgenommen jene der Mittelmeerhäfen, sind nicht angegeben.

Wien. Dr. F. Grassauer.

Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Von Moritz Cantor. I. Band: Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1200 n. Chr. II. Band: Von 1200 bis 1668. I. Theil. Leipzig, B. G. Teubner 1892.

Die Vorlesungen über Geschichte der Mathematik von Prof. Cantor nehmen unter den ähnlichen Werken über diesen Gegenstand zuverlässig den ersten Rang ein, zumal da die Fehler früherer Geschichtswerke, z. B. des berühmten Werkes über Geschichte der Mathematik von Montucla, in demselben beseitigt erscheinen. Das Buch entstand aus den Vorträgen, welche Prof. Cantor an der Universität zu Heidelberg gehalten hat, und soll die in den

Vorträgen rasch durchlaufenen Partien der Geschichte der Mathematik dem Leser in einer ausführlicheren Darstellung bieten. Die Herausgabe eines derartigen Werkes ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, die aber der Verf. glücklich überwunden hat. In erster Linie mussten Einzelnarbeiten aus dem Gebiete der Geschichte der Mathematik, die in verschiedenen Schriften zerstreut sind, gesammelt und gesichtet, dann musste bei einem Buche, das als zusammenfassendes Handbuch gelten kann, auf die während der Arbeit erscheinenden Forschungen Rücksicht genommen werden, welche Dank dem Bestreben deutscher und französischer Fachgenossen und der von diesen ausgehenden Anregung recht zahlreich sind.

Der erste Band der Vorlesungen der Geschichte der Mathematik erschien schon im Jahre 1880. Er umfasst den sehr bedeutenden Zeitraum von den ältesten Zeiten, den ägyptischen Mathematikern bis zu den Abacisten und Algorithmikern inclusive, also ungefähr bis zum Jahre 1200 n. Chr. Wir finden hier die Arithmetik und Geometrie der Araber, das Rechnen der Babylonier, jenes der Griechen (Zahlzeichen, Fingerrechnen, Rechnenbrett), Thales und die älteste griechische Geometrie, die Arithmetik und die Geometrie von Pythagoras und der Pythagoreer, die Mathematik außerhalb der pythagoreischen Schule, die Forschungen Platons, der Akademie, des Aristoteles, die Mathematik in der alexandrinischen Schule mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiten Euclids, die in sehr ansprechender Weise dargelegt werden, die geometrischen Leistungen von Archimedes mit Einbeziehung der übrigen Arbeiten dieses Forschers (besonders auf dem Gebiete der Mechanik und Optik), die Arbeiten von Eratosthenes, Apollonius von Pergae und der „Epigonen" der großen Mathematiker, des Alexandriners Heron, die Geometrie und Trigonometrie bis zu Ptolemaeus, die Geschichte der Leistungen der neupythagoreischen Arithmetiker, des Nicomachus, Theon, Thymaridas, des Sextus Julius Africanus und die bedeutungsvollen Arbeiten des Pappus von Alexandria, der Neuplatoniker, des Diophantus von Alexandria in das richtige Licht gesetzt. In treffender Weise schildert der gelehrte Verf., wie nach Pappus einerseits, nach Diophant andererseits eine Entartung der griechischen Mathematik eintrat, wie die Griechen begannen, dem Fortschritte in der Kunst und Wissenschaft untreu zu werden. Der Geschichte der Mathematik bei den Römern ist ein begreiflicherweise geringerer Raum gewidmet; waren es doch vorzugsweise griechische Mathematiker, welche sich in Rom niederließen und den Einheimischen wertvolle Anregung boten. Der Verf. gedenkt der ältesten Rechenkunst und Feldmessung und zeigt, dass unter Cäsar die Blütezeit der römischen Geometrie eröffnet wurde; die Thätigkeit und das verdienstvolle Wirken der Agrimensoren wird in gebürender Weise gewürdigt. Sodann wird auf

die spätere mathematische Literatur der Römer, in welcher besonders die Leistungen in der Arithmetik sich behaupten und vermehrt erscheinen, eingegangen. — In dem folgenden Abschnitte, welcher von der Geschichte der Mathematik bei den Indern handelt, wird die elementare und höhere Rechenkunst bei ihnen, die Geometrie und Trigonometrie in gelungener und klarer Weise auseinandergesetzt und die hohe Entwicklung der mathematischen Wissenschaft bei diesem Volke hervorgehoben. — Die Geometrie und Arithmetik der Chinesen und der Araber mit besonderer Berücksichtigung der Forschungen Muhammeds ben Musa, der Mathematiker unter den Abbasiden und der Geometer unter den Bujiden, der Zahlentheoretiker und der geometrischen Algebraiker von 950 bis 1100 ist ausführlich dargestellt. Den Übergang zur Mathematik des Mittelalters, welche in den Klöstern ihre Fortsetzung fand, bildet die Mathematik der Westaraber, welche ungleich weit einseitiger als die ostarabische Mathematik ist und sich durch einseitige arithmetisch-algebraische Deductionen kennzeichnet, im übrigen aber deutlich die Einwirkung anderer Völker offenbart.

In dem Abschnitte über die „Klostergelehrsamkeit des Mittelalters" werden die Verdienste Isidors von Sevilla um die Mathematik und dessen Fürsorge für den Unterricht, die Leistungen Bedas des Ehrwürdigen, Alcuins, Hrabanus Maurus und der Schüler desselben gewürdigt. Ein sehr eingehender Abschnitt ist Gerbert gewidmet, von dem mit Recht gesagt wird, dass er einen geistigen Mittelpunkt seiner Zeit gebildet hat. Aus der Schule Gerberts giengen Männer hervor, welche in dem Kampfe zwischen der alten und neuen Rechenkunst, zwischen dem Columnenrechnen und dem Zifferrechnen eine hervorragende Rolle spielten und als Abacisten und Algorithmiker bezeichnet werden; diesen wendet nun der Verf. seine Aufmerksamkeit zu und schließt mit dem für die Mathematik bedeutungsvollen Jahre 1200 den ersten Band seiner geschichtlichen Darstellung ab. „In diesem Jahre", sagt er, „ist das christliche Abendland im Besitze der Rechenkunst aus den verschiedensten Quellen, im Besitze der Null und des durch sie ermöglichten vollen Stellenwertes der Ziffern. Die Algebra als Lehre von den Gleichungen ersten und zweiten Grades ist durch Gerhard von Cremona zugänglich geworden. Die Geometrie des Euclid, die Astronomie des Ptolemäus, Schriften des Theodosius, des Menelaus sind in lateinischen Übersetzungen vorhanden."

Der zweite Band beginnt mit Leonardo von Pisa und dessen Liber Abaci, von dem die 2. Ausgabe im Jahre 1228 erschienen sein dürfte. Im Folgenden wird der Inhalt der 15 Abschnitte dieses bedeutungsvollen Werkes besprochen und gezeigt, dass die von Leonardo genannte Methode der Inder identisch mit der Methode des falschen Ansatzes sein dürfte. Nun werden auch die anderen Schriften Leonardos, unter denen eine der praktischen

Geometrie gewidmete besonders hervorgehoben wird, erörtert. Im weiteren wird das Wirken des Jordanus Nemorarius und die Arithmetica sowie der Algorithmus demonstratus dieses Forschers einer eingehenden Besprechung unterzogen und auf die weiteren Schriften desselben „de numeris datis“ und „de triangulis“ eingegangen. Dann werden einige Mathematiker des 13. Jahrhunderts, unter ihnen an erster Stelle Johannes de Sacrobosco und Johannes Campanus, von denen der letztere als sehr begabter mathematischer Übersetzer gewürdigt wird, in ihrem Wirken beleuchtet.

Die Geschichte der Mathematik von 1300—1400 umfasst eine Reihe von ausgezeichneten englischen, französischen, deutschen und italienischen Mathematikern, und es zeigt sich hier, dass das 14. Jahrhundert, wenn auch die Ergebnisse des 13. nicht vollständig beherrscht wurden, doch in wichtigen Dingen fortgeschritten ist. Hier sind als Ergebnisse der Forschung zu erwähnen: die Lehre von den Sternvielecken, der Beginn der Lehre vom unendlich Großen und unendlich Kleinen, der Anfang der Lehre von den gebrochenen Exponenten, die Einbeziehung von Gleichungen höheren Grades als des zweiten. — Die Darstellung des 15. Jahrhunderts gedenkt zunächst der deutschen Rechenlehrer im allgemeinen, dann des Johann von Gemunden und des Georg von Peurbach, des Nicolaus Cusanus im besonderen. Von allen Mathematikern dieser Epoche, auch die italienischen mitinbegriffen, war als Erfinder ausgezeichnet Nicolaus von Cusa. — In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts tritt uns das Rechnen auf den Linien und das vielleicht von Ulrich Wagner herausgegebene Bamberger Rechenbuch vom Jahre 1483 entgegen, dessen Inhalt und Methode in lichtvoller Weise skizziert wird. Die Anfänge einer deutschen Algebra fallen ebenfalls gegen Ende des 15. Jahrhunderts, und hier kann als erwiesen gelten, dass Johannes Widmann sich dieser Kunst bediente. Das mathematische Wirken an den deutschen Universitäten hängt innig mit Regiomontanus zusammen, dessen Leistungen in sehr ausführlicher Weise dargelegt werden. Weitere Abschnitte des Buches sind der Euclid-Ausgabe von Ratdolt, den Mathematikern Alberti und Lionardo da Vinci und der Arithmetik von Treviso, sowie den bemerkenswerten Leistungen von Luca Paciuolo gewidmet. Der letztere, sowie einige andere Italiener und Franzosen hatten die rein geometrische Untersuchungsweise zurückgedrängt und widmeten sich der Rechenkunst, Problemen der Algebra und der Anwendung derselben auf die Geometrie. — Im Zeitraume von 1500—1550 treten bahnbrechend französische, spanische und portugiesische Mathematiker auf; auch an den deutschen Universitäten wirkten hervorragende Mathematiker, denen der Verf. volle Aufmerksamkeit widmet; besonders ist es unser Wien, das an seiner Universität bedeutende Forscher und Lehrer der Mathematik aufzuweisen hat, so dass man

wirklich von einer Geschichte der Wiener Mathematiker in der damaligen Epoche sprechen kann. Sodann werden die mathematischen Leistungen an den Universitäten Ingolstadt, Heidelberg, Tübingen, Wittenberg, Löwen vorgeführt, desgleichen diejenigen der deutschen Rechenmeister und Cossisten, welche außer dem Verbande der Universitäten standen. Von letzteren sind es vorzugsweise Rudolff und Riese, denen eine Bedeutung beigemessen werden kann. Mit ersterem geistig verbunden ist Michael Stifel, welcher die 2. Auflage des Buches von Rudolff Coss veranstaltete und vom Verf. als der erste große deutsche Zahlentheoretiker der Zeit nach, zugleich als einer der ersten für alle Zeiten bezeichnet wird, sofern man erwägt, dass er sich so gut wie ganz unbewusst Aufgaben gestellt hat. Der Schluss der ersten Abtheilung des 2. Bandes ist den deutschen Geometern, den englischen Mathematikern, den italienischen Mathematikern und deren Behandlung der kubischen Gleichung gewidmet, wobei auf das Wirken von Cardano und Tartaglia und auf den berühmten Streit der beiden letztgenannten Forscher eingegangen wird.

Wir hielten es für angemessen, eine Skizze des Inhaltes des vorliegenden Werkes zu geben, um die Bedeutung desselben einigermaßen in das rechte Licht zu setzen. Es ist ein Handbuch im besten Sinne des Wortes, ausgezeichnet durch sach- und sinngemäße Verkettung der historischen Thatsachen und Personen, ausgezeichnet durch elegante und klare Darstellungsweise, durch übersichtliche Zusammenfassung ganzer Epochen und bezeichnende Charakterisierung des mathematischen Wirkens in denselben. Dem Weiterstrebenden wird durch die in den Fußnoten enthaltenen Bemerkungen und Quellenangaben ein willkommener Dienst erwiesen. Jedenfalls hat die deutsche Literatur Recht und Grund, auf dieses Werk, das von der Schaffensfreudigkeit und dem Sammelfleiße, wie von dem kritischen Blicke des Verf.s ein beredtes Zeugnis ablegt, stolz zu sein. Wir sehen dem zweiten Theile des 2. Bandes, der demnächst erscheinen soll, mit begreiflichem Interesse und mit Spannung entgegen.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zur Abwehr gegen einen neuen Angriff auf die philosophische Propädeutik.

Ein recht heftiger Angriff gegen den Unterricht in der philosophischen Propädeutik ist im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift S. 449 ff.[1]) an einer Stelle enthalten, wo man ihn kaum vermuthet hätte, nämlich in einer Anzeige von Baumanns „Volksschulen, höhere Schulen und Universitäten“ (S. 449 – 459). Baumann bezeichnet da unter anderem das Englische als einen für alle Mittelschulen durchaus nothwendigen Lehrgegenstand, und der Referent Herr Karl Überhorst, Professor der Philosophie an der Universität Innsbruck, pflichtet dem vollständig bei; um aber hiefür an unseren Gymnasien Platz zu schaffen, will er die philosophische Propädeutik beseitigt wissen.

Da es nun ein Vertreter der philosophischen Wissenschaft selbst ist, der dies thut, so müssen wir Lehrer der Propädeutik an Gymnasien gewiss mit umso größerer Spannung der Begründung dieses Vorschlages entgegensehen. Die Argumente Überhorsts sind denn folgende: 1. Die Erfassung der logischen und psychologischen Lehren erfordere eine Abstractionsfähigkeit, wie sie „selbst bei der größten Anzahl der Universitätsstudenten nicht oder höchstens in späteren Semestern vorhanden zu sein pflegt“; 2. es gebe dermalen überhaupt „gar keinen als fest und sicher zu bezeichnenden Bestand der beiden Disciplinen“; da nun am Gymnasium dem Schüler nur „ein unanfechtbar dastehendes Wissen“ und zwar „in rein dogmatischer Weise vorgetragen und beigebracht werden soll“, verstehe es sich von selbst, dass diese beiden Gegenstände wegfallen müssen; und 3. „pflegen die Lehrer dieses Gegenstandes nicht die .. nothwendige wissenschaftliche Durchbildung zu besitzen, namentlich dann nicht, wenn sie nicht einmal die Prüfung aus der philosophischen Propädeutik abgelegt haben.“

[1]) Allerdings unter ausdrücklicher Verwahrung der Redaction.

Diese Argumente sind jedenfalls nicht neu, da sie in dem 1885 bei Hölder in Wien erschienenen, von Überhorst aber nicht berücksichtigten Buche A. Meinongs »Über philosophische Wissenschaft und ihre Propädeutik« nicht nur eingehend gewürdigt, sondern auch widerlegt sind (das 1. Argument a. a. O. S. 68—78, das 2. Argument S. 34—54 und S. 169—182, das 3. Argument S. 110—168). Außerdem mag nur noch bemerkt werden, dass, wer Höflers tiefdurchdachten und zugleich warm empfundenen Aufsatz »Zur Propädeutikfrage« (Wien, Hölder 1884) gelesen hat und desselben Verfassers Lehrbuch der Logik kennt, unmöglich über philosophische Propädeutik so leichten Herzens aburtheilen kann, wie es hier geschieht.

Was ich speciell aus Überhorsts Ausführungen herausgreifen will und muss, ist Punkt 1, worin es heißt, nicht nur die Gymnasiasten, sondern selbst die Hörer der Universität bis in die späteren Semester hätten nicht jene Abstractionsfähigkeit, die zum Betriebe dieser Disciplinen nothwendig sei. Dem gegenüber muss mit aller Schärfe erklärt werden, dass, solange Ü. den Umfang und die Tiefe dessen, was er als Lehrpensum des Gymnasiums im Auge hat, nicht genau angibt, das Argument jedweder Beweiskraft entbehrt, allerdings sich aber auch jeder Widerlegung entzieht. Geht er aber so weit, selbst die Anfangsgründe dieser Fächer für so schwierig zu halten, dass auch Hochschüler denselben nicht gewachsen sind, dann habe ich allerdings nichts vorzubringen als die schlichte und einfache Erfahrung, die ich gemacht habe, dass ich bis jetzt den Lehrstoff jederzeit ganz wohl verständlich machen konnte, ja dass ich auch stets dem allerregsten Interesse von Seite der Schüler begegnete. Außerdem aber scheint es mir doch unwahrscheinlich, dass, wenn der Lehrstoff wirklich, wie es Ü.s Meinung ist, von den Schülern einfach nicht verstanden werden kann, keiner von den vielen hunderten von österreichischen Gymnasiallehrern, die dieses Fach seit dem Organisations-Entwurfe lehrten, die traurige Entdeckung gemacht haben sollte, wie jahraus jahrein vollständig tauben Ohren gepredigt wird, und dass es erst des Juniheftes 1893 dieser Zeitschrift bedurfte, um dies festzustellen! Ich denke, man mag als Mittelschullehrer noch so bescheiden sein: diese Annahme muss man denn doch einfach zurückweisen. — Was ein besonnener Propädeutikunterricht will, sagt ja schon sein Name, er will eine Vorschule sein für philosophisches Denken, oder vielleicht noch klarer gesagt: nachdem wir unsere Jungens alles Mögliche gelehrt, wollen wir ihnen die Köpfe auch einmal gleichsam von innen fassen, sie zur Selbstschau zwingen und so philosophisches, d. h. auf das psychische Leben reflectierendes Denken anbahnen. Darin liegt das Abweichende von allen anderen Lehrgegenständen, gerade darin aber auch der hohe, unverlierbare und leider erstaunlich oft verkannte Wert der philosophischen Propädeutik. Sache des Lehrers ist es dann, den Stoff und das Lehrverfahren dem Abstractionsvermögen seiner Schüler anzupassen, eine Forderung, die übrigens recht selbstverständlich ist und für andere Gegenstände nicht um ein Haar weniger gilt, ja für Mathematik und Physik in den oberen Classen

gewiss in noch höherem Maße als für Logik und Psychologie. Wenn der Lehrer aber dies thut und, in ständiger Fühlung mit seinen Schülern bleibend, genau weiß, quid valeant humeri, quid ferre recusent, dann wird er, wie ich oben betont habe, auch bei der philosophischen Propädeutik das erreichen, was jeder gute Unterricht erreichen muss – Verständnis und Interesse.

Freilich darf man — und hiemit komme ich auf den zweiten Punkt der Ausführungen Ü.s zu sprechen — nicht so unterrichten, wie er es als für das Gymnasium selbstverständlich bezeichnet: rein dogmatisch. Denn sosehr ich auch die Nothwendigkeit, im Unterrichte gelegentlich dogmatisch sein zu müssen, anerkenne, sosehr glaube ich doch, dass im Propädeutik-Unterrichte gerade dieses rein dogmatische Vorgehen bisher so viel Unheil angerichtet und jene Abneigung in den jungen Leuten erzeugt hat, die Ü. als im Gegenstande selbst begründet ansieht. Und sollte es wirklich einem Fachmanne wie ihm entgangen sein, dass wir, soweit frischeres Leben heute in diesem Unterrichtszweige bei uns in Österreich zutage tritt, dies doch nur dem freieren, eben nicht dogmatischen Betriebe des Propädeutik-Unterrichtes zu danken haben, wie er insbesondere durch Höflers und Meinongs Arbeiten angeregt wurde?

Es erübrigt von dem zu sprechen, was Ü. als Ersatz für die philosophische Propädeutik eintreten lassen will; ich meine hier nicht den englischen Unterricht, für den ja eigentlich nur Platz geschaffen werden soll, sondern Ü.s Andeutung, dem Schüler des Gymnasiums möge „doch nicht alle Kenntnis der Philosophie vorenthalten werden", es müsse „nur das Interesse für Philosophie geweckt werden". Durch die Lectüre einiger Stücke Platos und etwa der Poetik des Aristoteles im Griechischen und einiger Schriften der neueren deutschen Philosophie im deutschen Unterrichte sei dies „leicht zu erreichen"! — Dem gegenüber will ich, um kurz zu sein, nur einige Fragen stellen: soll diese Aufgabe, philosophisches Interesse zu erwecken, zwischen den Lehrer des Griechischen und den des Deutschen getheilt werden? — wieviel Zeit haben sie dieser Aufgabe zu widmen? — müssen sie zu diesem Zwecke philosophisch gründlich durchgebildet sein, eventuell die Lehramtsprüfung aus Philosophie gemacht haben, oder genügt jene mangelhafte philosophische Vorbildung, die Ü. an den bisherigen Propädeutiklehrern tadelt? — ja kann nicht am Ende gar auch dann „das Interesse für Philosophie leicht erweckt werden", wenn die betreffenden Lehrer eben, wie es doch meistens der Fall ist, mit Philosophie sich nicht näher beschäftigt haben? — und sind endlich die Erfahrungen, die man in Deutschland macht, sosehr ermunternd, dass man auf den Propädeutik-Unterricht so leichten Kaufes verzichten möchte?

Schon die wenigen Fragen deuten auf die Menge von Schwierigkeiten und Bedenken hin, die der Vorschlag Ü.s in jedem mit der Praxis halbwegs Vertrauten erwecken muss. Und so meine ich denn, dass wohl auch in dieser Sache, wie so oft sonst, die Schöpfer des bewährten Organisations-Entwurfes tiefer geblickt haben als dessen Gegner, und

hoffe, dass dieser neueste Angriff, obwohl er von fachmännischer Seite kommt, die Stellung der philosophischen Propädeutik ebensowenig erschüttern wird, als es die von Nicht-Fachmännern meist nur aus engherzigem Eifer für das „eigene Fach“ versuchten Anstürme vermocht haben.

Graz. Dr. Ed. Martinak.

Shakespeare im österreichischen Gymnasium.

Trotz der Wandlungen, die der deutsche Unterricht im Obergymnasium in den letzten zehn Jahren durchgemacht hat, dürften die Erörterungen von Fragen, welche den Umfang und die Behandlung des deutschen Lehrstoffes betreffen, nicht so bald zur Ruhe kommen. Viel des Guten ist ja geschehen: durch den h. Min.-Erlass vom 14. Januar 1890 sind wichtige und zeitgemäße Anordnungen für den grammatischen Unterricht getroffen: das Mittelhochdeutsche ist wieder eingeführt; eine fruchtbare Methode für den Betrieb desselben ist nun wohl endgiltig gewonnen.[1])

Aber für den Lesestoff ist noch keine feste Norm gefunden. Knieschek schlug vor, das Mittelhochdeutsche in der 5. Classe zu beginnen und mit dem Lesen der Inhaltsangabe des Nibelungenliedes die Lectüre von Bruchstücken des Originales zu vereinigen. Obgleich man nun einwenden kann, dass gerade in dieser Classe schon die beiden classischen Sprachen dem Schüler Schwierigkeiten genug bieten, so ist doch die Unmöglichkeit der Ausführung nicht bewiesen. Die jährlich erfolgenden Änderungen in den Lesebüchern beweisen ebenfalls ein vorsichtiges Tasten, wie der Lesestoff am besten zu vertheilen wäre.

Auch die Privatlectüre, die von den „Instructionen“ mit glücklichem Griff in den Lehrplan einbezogen wurde, erscheint noch keineswegs fest begrenzt. Schon mussten die „Partien aus Wielands Oberon und Klopstocks Messias“ der 5. Classe zugewiesen werden. Ein anderer Beweis ist, dass Kummer und Stejskal in der Vorrede zum 7. Bande ihres approbierten Lesebuches beim Schüler die Kenntnis Macbeths, Lears, Othellos und Hamlets voraussetzen, während in den „Instructionen“ bloß die Lectüre des „Julius Cäsar“ für die 7. Classe und die Erweiterung der Privatlectüre Shakespeares erst in der 8. Classe als wünschenswert bezeichnet wird. Aber schon die Fassung des eben erwähnten Wunsches lässt erkennen, dass die „Instructionen“ selbst kein rechtes Vertrauen auf dessen Erfüllung hegen. Und wirklich hat der Octavaner, wenn er die Lectüre von Schillers Dramen vollenden, den Faust, Stücke der romantischen Schule, Kleists und Grillparzers lesen soll, wohl wenig Zeit mehr für Shakespeare übrig.

Gleichwohl kann unser Gymnasium diesen Dichter weder ganz beiseite lassen, noch sich mit der Lectüre des einzigen „Julius Cäsar“ begnügen. Denn erstens „hat Shakespeare in die Entwicklung unserer

---

[1]) Die darauf bezügliche Literatur ist zusammengestellt bei Kummer u. Stejskal, Mhd. Lesebuch, Vorwort.

Literatur gestaltend und bestimmend, fördernd und verwirrend eingegriffen wie nie und nirgends ein fremder Dichter in die Literatur eines anderen Volkes«, so dass der Bildungsgang unserer größten Dichter ohne Kenntnis wenigstens einiger Werke des großen Briten nicht annähernd verstanden werden kann, zweitens ist derselbe beim deutschen Volke so heimisch geworden, dass bei jedem Gebildeten die Kenntnis seiner Hauptwerke vorausgesetzt wird.

Es gilt also zunächst festzustellen, welche Stücke Shakespeares gelesen werden sollen. Darüber gehen die Meinungen ziemlich weit auseinander. Unsere »Instructionen« stimmen mit Laas überein, indem sie ausdrücklich auf »Julius Cäsar« hinweisen. Wenn sie ferner für die 8. Classe die Weiterführung der Shakespeare-Lectüre ansetzen, so habe ich oben schon angedeutet, dass in dieser Classe die Zeit dazu fehlt. Übrigens wäre zum Zwecke gleichmäßigen Vorgehens eine genauere Angabe der zu lesenden Stücke erwünscht. Otto Apelt[1]) will sich auf Cäsar, Coriolanus und Macbeth beschränken, das übrige der eigenen Leselust der Schüler überlassen. Er erklärt zugleich, dass ihm für seine Person die Lectüre des Coriolanus minder dankbar erscheine, worin ich ihm beistimme. Aus den von ihm gesammelten Themen, die in der Prima deutscher Gymnasien des Jahres 1878/79 gestellt wurden, ersieht man aber, dass andere Lehrer auch Hamlet, Richard III., Lear, Heinrich IV. und den Kaufmann von Venedig für die Schule herangezogen haben, eine Thatsache, über die Apelt sein Befremden äußert. Kluge[2]) legt das Schwergewicht auf Julius Cäsar, Coriolanus und Othello, scheint aber vorauszusetzen, dass der Schüler auch fast alle übrigen Tragödien des Dichters kenne. Kummer und Stejskal[3]) glauben nicht zu viel zu fordern, wenn sie dem Schüler der 7. Classe zu Anfang des Schuljahres zumuthen, dass er Macbeth, Hamlet, Othello und Lear bereits kenne. Sie bringen außerdem in Kobersteins Erläuterung zu Goethes »Euphrosyne« ein Bruchstück aus »König Johann«.[4])

Soll nun der Verfasser mit seiner eigenen Meinung hervortreten, so gilt es zunächst, einen sicheren Boden zu suchen, auf welchem die Gefahr subjectiver Vorliebe oder Abneigung möglichst gering sei. Eine solche Grundlage lässt sich in der That finden, wenn wir uns vorher über den Zweck der Shakespeare-Lectüre einigen. Offenbar kann sie nicht selbst Zweck sein. Sie ist vielmehr nur ein Mittel, den Schüler zu befähigen, dass er dem Bildungsgange unserer größten Dichter mit Verständnis folge und deren Werke richtig erfasse. Zufällig, oder sagen wir lieber naturgemäß, deckt sich dieses Ziel mit der Forderung, dem Schüler jene Kenntnis Shakespeare'scher Werke zu vermitteln, die man bei jedem Gebildeten unseres Volkes vorauszusetzen gewöhnt ist.

---

[1]) Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Leipzig 1883, S. 115.

[2]) Themata zu deutschen Aufsätzen, 4. Aufl., Altenburg 1886, S. 232–242.

[3]) Lesebuch, 7. Bd., S. IV.

[4]) 7. Bd., S. 353.

Wenn es richtig ist anzunehmen, dass aus allbekannten Werken auch viel citiert wird, so kann der Citatenschatz, den sich das deutsche Volk aus Shakespeares Stücken angeeignet hat, nützlich werden, die Popularität der einzelnen Dramen zu erweisen. Nun finden sich in Büchmanns »Geflügelten Worten« 21 Citate aus Hamlet, 11 aus Heinrich IV., je 5 aus Julius Cäsar, Lear, Romeo und Julia, je 3 aus Othello, dem Kaufmann von Venedig und Sommernachtstraum, je 2 aus Macbeth, Sturm, Richard III. und Heinrich V., wozu noch je 1 aus Heinrich VIII. und vier Lustspielen kommt.

Untrüglich für unsere Zwecke ist die Zahl der »geflügelten Worte« freilich nicht, da es ja Dramen geben kann, die trotz großer Popularität doch keine Sentenz bieten, welche man leicht aus dem Zusammenhange lösen könnte. Das ist z. B. der Fall bei Grillparzer. Daher ziehen wir zur Correctur unseres Ergebnisses die größere oder geringere Beliebtheit der einzelnen Werke auf den deutschen Bühnen heran. Denn wenn auch die Aufführungen von manchen Zufällen abhängen, so trifft doch im ganzen der Schluss zu, dass ein Stück umso häufiger dargestellt wird, je beliebter es ist. Nun scheint sich aus den Einleitungen, die Max Koch zu der Cotta'schen Shakespeare-Ausgabe (Bibl. der Weltliteratur) gibt, schließen zu lassen, dass auf den deutschen Bühnen am häufigsten Hamlet, Julius Cäsar, Othello, Lear, Romeo und Julia, Der Kaufmann von Venedig, ferner die für den Schauspieler besonders dankbaren Stücke Richard III. und Heinrich IV. (wegen der Rolle des Falstaff) gespielt werden. Etwas seltener als man erwarten sollte, aber nur weil eine allgemein anerkannte Übersetzung fehlt, erscheint Macbeth auf der Bühne. Weil ich aber diese Angaben nicht ziffermäßig belegen kann (in meinem Dienstorte fehlt dazu jeglicher Behelf), sei es gestattet, noch einen Gewährsmann zu nennen.

Gustav Freytag bringt in seiner »Technik des Dramas«, nachdem er S. 6 ausdrücklich erklärt hat, dass er seine Angaben nur auf allbekannte Werke beschränke, 20 Beispiele aus Julius Cäsar, 17 aus Romeo und Julia, je 16 aus Macbeth und Richard III., 13 aus Hamlet, je 11 aus Lear, Othello, Coriolan, dagegen nur 4 aus Antonius und Kleopatra, 2 aus dem Kaufmann von Venedig und nur je 1 aus Heinrich IV., Heinrich VIII., sowie aus Troilus und Cressida. Diese drei Listen stimmen also überein in den Titeln: Hamlet, Julius Cäsar, Lear, Othello, Romeo und Julia, Macbeth, Der Kaufmann von Venedig, Richard III., Heinrich IV. Weit gefehlt kann es daher nicht sein, wenn man annimmt, dass die genannten Stücke beim deutschen Volke am bekanntesten sind.

Untersuchen wir nun, welche Stücke Shakespeares der Schüler kennen muss, um die deutschen Schulclassiker zu verstehen. Lessing nennt im 17. Literaturbrief Othello, König Lear und Hamlet als jene Stücke, welche »nach dem Ödipus des Sophokles die meiste Gewalt über unsere Leidenschaften haben müssen«. Und noch einmal kommt er auf die Wichtigkeit Shakespeares zu sprechen im 51. Briefe, wo er von den Leuten redet, die »so unglücklich sind, keinen Shakespeare zu kennen«. Häufigere Hinweise auf bestimmte Dramen Shakespeares finden sich in

Historien für die Bühne zu bearbeiten, lobte Goethe in seiner Antwort darauf diesen Vorsatz: »Ich wünsche sehr, dass eine Bearbeitung der Shakespeare'schen Productionen Sie anlocken könnte. Da so viel schon vorbereitet ist und man nur zu reinigen, wieder aufs neue genießbar zu machen hätte, so wäre es ein großer Vortheil.« — Im ersten Abschnitte von »Shakespeare und kein Ende« erwähnt er »Hamlets Geist, Macbeths Hexen« und gibt die Hauptidee von Coriolanus, Caesar, von Antonius und Kleopatra an. Im zweiten Aufsatze (1813) heißt es: »Wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch die Hexen, Hekate und die Überhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in die Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan lässt sich das Ähnliche finden: genug, ein Wollen, das über die Kräfte des Individuums hinausgeht, ist modern.« — 1812 unternahm er mit Riemer eine Bearbeitung von Romeo und Julia und in dem erst 1826 geschriebenen Aufsatze »Shakespeare als Theaterdichter« werden Hamlet, Romeo, König Johann, Lear als Beispiele angeführt, wie Shakespeare sich gegen seine Quellen verhalten habe. Noch 1827 erschien von Goethe im 1. Hefte des 6. Bandes von »Kunst und Alterthum« die Recension der »Ersten Ausgabe des Hamlet«, in welcher sich Goethe für das Erscheinen des Geistes im Schlafrock (III, 4) aussprach.

Aber auch bei Schiller, der mit den Werken des großen Briten zuerst auf der Karlsschule bekannt wurde, zeigt sich eine fortdauernde Einwirkung Shakespeares. Zu Franz Moor in den »Räubern« sind Richard III., Edmund im König Lear und Jago im Othello Gegenbilder. Die Monologe des jüngeren Bruders klingen deutlich an Edmunds Worte an; Franz Moor schilt über die ungerechten Einrichtungen und beruft sich auf das Recht der Natur, wie Glosters Bastard. Karls Selbstgespräch (IV, 5) ist sichtlich von Hamlets Monolog (III, 1) beeinflusst, das Gebet Franz Moors vor der Katastrophe erinnert an das Gebet des Königs im Hamlet (III, 3), und wenn Karl Moor (IV, 5) das Römerlied singt, wird man ganz entschieden an Brutus bei Philippi in Shakespeares Julius Cäsar erinnert.

Die Thierfabel des Fiesco II, 8 stellt man unwillkürlich zusammen mit der Fabel des Menenius Agrippa im Coriolanus (I, 1); die Maske der Narrheit des Fiesco (II, 4 u. 8) mit der von Hamlet angenommenen Maske; das »Sein oder Nichtsein« im zweiten großen Monolog Fiescos (III, 2) mit Hamlets Selbstgespräch (III, 1); die Scheinkomödie, welche Fiesco vorbereitet (III, 6, 10, 11) und in gewissem Sinne auch vorführt (IV, 12), mit dem Schauspiel, durch welches Hamlet die Überzeugung von der Schuld des Königs zu gewinnen sucht. — An Julius Cäsar erinnert der Dichter selbst ausdrücklich durch die Worte Leonores (V, 5): »Ich bin Porcia«, aber auch durch eine Reihe gleichartiger Vorgänge; vgl. die Scene II, 14, in welcher über das Leben der 12 Senatoren entschieden wird, und die Scene im Julius Cäsar IV, 1, wo die Triumvirn über die Proscription ihrer Gegner verhandeln; den Fußfall Verrinas (V, 16) unmittelbar vor dem Attentat und den Fußfall des Metellus Cimber unmittelbar vor der Ermordung Cäsars (III, 1); den Verrath der

Verschwörung durch den Mohren hart vor ihrem Ausbruch (IV. 7) und den ähnlichen Verrath des Artemidorus im Julius Cäsar (III. 1).[1]) In „Kabale und Liebe" sind einzelne Motive aus Othello benützt; vgl. den Plan des Secretärs Wurm mit dem des Jago (Schluss des 1. Aufz.); die wachsende Eifersucht Ferdinands und denselben Vorgang in Othellos Seele; den Beschluss beider, die Geliebte zu tödten, und die Erkenntnis des Irrthums nach vollbrachter That.

Die „Horen" brachten Shakespeare-Übersetzungen von A. W. Schlegel. In der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" heißt es: „Als ich in einem sehr frühen Alter den letzteren Dichter (Sh.) zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriss, wo das Herz so gern still gestanden wäre." — Das Xenion 328 spottet über die Beurtheilung des Hamlet durch A. W. Schlegel und Nr. 390—412 zeigen mannigfache Beziehungen auf Shakespeare.

Hamlet schwebte Schillern beim Charakter Wallensteins und theilweise auch beim Plane dieses Stückes vor, und ob für die Gräfin Terzky nicht die Lady Macbeth das Urbild gewesen ist, darüber lässt sich wenigstens streiten. Den Macbeth bearbeitete er selbst für die Bühne, und dadurch wurde er bewogen, wieder die freiere Form des englischen Dramas anzustreben, nachdem er sich in Maria Stuart auffällig der französischen Tragödie genähert hatte. Die Kampfscenen der „Jungfrau von Orleans" legen davon Zeugnis ab. Welchen Plan Schiller mit dem Historiencyklus hatte, ist oben bereits angegeben, hier ist aber auch noch zu erwähnen, dass er die Othello-Übersetzung des jungen Voß für die Bühne einzurichten unternahm (in Goedekes Schillerausgabe XV, 2, 229 bis 327). — Wie sehr die Aufführung des Julius Cäsar auf den Fortgang der Arbeit am Tell wirkte, schreibt Schiller selbst an Goethe (1. Oct. 1803), und aus der Darstellung des Volkes in diesem Stücke hat er viel gelernt für die Behandlung des Schweizervolkes im Tell.

Stellt man nun die Titel nach der Häufigkeit ihres Erscheinens in der obigen Darlegung zusammen, so ergibt sich die Reihe: Hamlet, Cäsar, Macbeth, Othello, Lear, Romeo, Coriolanus, Heinrich IV. und Richard III. Und vergleicht man dieses Resultat mit dem früher gefundenen, das die Untersuchung über die Beliebtheit der einzelnen Stücke beim deutschen Volke zutage förderte, so zeigt es sich, dass beide Listen fast übereinstimmen, nur steht dort „Der Kaufmann von Venedig", wo hier Coriolanus erscheint.

Es fragt sich nur noch, welche Stellung die Schule gegenüber diesen Stücken einzunehmen habe. Wird sie sich mit all den genannten Stücken beschäftigen können? So wünschenswert das erscheinen mag,

---

[1]) Aus Frick, Wegweiser durch die classischen Schuldramen, 2. Abth., S. 40 u. 86.

so fehlt doch bei der dem deutschen Unterrichte zugemessenen Stundenzahl die Zeit. Wenn aber schon eine Beschränkung eintreten muss, so werden für unsere Schüler die Historien Heinrich IV. und Richard III. am entbehrlichsten erscheinen. Aus anderen Gründen wird die Schule wahrscheinlich auch von Romeo und Julia absehen. Soll endlich Coriolan oder Der Kaufmann von Venedig, oder sollen beide wegfallen? Coriolan ist, wie schon Apelt[1]) erklärt hat, als Schülerlectüre wenig dankbar, weil das Stück durch den bunten Scenenwechsel etwas verwirrend wirkt. Dazu kommt, dass der Stoff auf kein so entgegenkommendes Interesse der Schüler rechnen darf wie etwa Cäsar und dass die Diction dem Leser stellenweise doch etwas gar zu gehoben erscheint. Rathsam wäre es z. B. gewiss nicht, die kühnen Bilder und Hyperbeln nachzuahmen, die Aufidius (IV, 5) gebraucht. Die feste Fügung dieses Dramas als eines Kunstwerkes ist freilich bewundernswert, aber trotzdem darf man wohl sagen, dass kein wesentliches Bildungselement verloren geht, wenn die Schule dieses Stück nicht in ihr Bereich zieht.

Über die Aufnahme des »Kaufmanns von Venedig« unter die zu lesenden Dramen kann man verschiedener Meinung sein. Gewiss heimelt die Fabel dieses Stückes den Deutschen ebenso an, wie alle Sagen und Märchen, die auf dem Grunde der alten Mythe entwachsen sind und deshalb ein instinctives Entgegenkommen in der Seele finden; gewiss ist der Kampf ums Recht, der hier geführt wird, ergreifend, spannend und regt das eigene Nachdenken über den sophistischen Urtheilsspruch gewaltig an; aber es scheint mir keineswegs sicher, dass die Jugend beim Lesen unbefangen genug ist, den Shylock richtig aufzufassen, selbst wenn es der Lehrer an orientierenden Worten nicht fehlen lässt. Möglich wenigstens ist es, dass Voreingenommenheit an dem Stücke mehr roh stoffliches als ästhetisches Interesse hat. Dann aber wäre der daraus zu holende Gewinn für die allgemeine Bildung gering. Wieviel die Besprechung in der Schule zu unbefangener Würdigung dieses Kunstwerkes beitragen kann, darüber fehlt mir die Erfahrung.

Weit eher einig dürften die Ansichten der Schulmänner über die Brauchbarkeit der übrigen Dramen sein. Dass Cäsar sich in den Rahmen des Gymnasiums und in den Gedankenkreis der Schüler fügt wie wenig andere Werke, ist ja nirgends bestritten; unsere Instructionen haben denn auch gerade diese Tragödie ausdrücklich zur Privatlectüre bestimmt. Ebenso wird sich kaum etwas Gegründetes einwenden lassen gegen die Heranziehung des Macbeth, Lear, Othello und Hamlet.[2])

Wohl ist nicht zu leugnen, dass auch in diesen Stücken einige Derbheiten, zweideutige Reden und Zoten vorkommen, aber der hohe sittliche Ernst, der in Shakespeares Dramen überhaupt und besonders in den genannten waltet, ist von solcher Eindringlichkeit, dass einige derbe Ausdrücke im Munde irgend einer seiner Personen die Sittlichkeit

[1]) Der deutsche Aufsatz usw. S. 116.

[2]) Schon oben ist erwähnt, dass Kummer und Stejskal ebenfalls auf die Kenntnis dieser Werke dringen.

unserer Schüler nicht gefährden können. Gesetzt aber, es gäbe einen Jüngling, dem die parteilose Darstellung der Roheit und des Lasters Behagen in der Seele weckte, wer wollte behaupten, dass einem solchen irgend ein Werk Shakespeares noch schaden könnte? Die Schule darf es in diesem Falle unbedenklich mit A. W. Schlegel[1]) halten, der vom Theater sagt: „Es ist löblich, wenn bei allem Öffentlichen, und also auch auf der Bühne, für Anständigkeit gesorgt wird, allein man kann darin auch zu weit gehen. Eine ängstliche Splitterrichterei, die in jedem dreisten Scherze eine Sünde wittert, ist ein zweideutiges Kennzeichen von Reinheit der Sitten."

So müsste denn die Privatlectüre des Schülers sich mindestens auf Cäsar, Macbeth, Lear, Othello und Hamlet erstrecken. Da erhebt sich die Frage, wo denn im Lehrplane für so viele Dramen Platz zu finden sei. Nun sind für den Betrieb der deutschen Lectüre zwei Fälle denkbar: Entweder geht der Lesestoff parallel mit der Literaturgeschichte, oder er macht sich davon unabhängig. Nach Dr. Gotthold Klee[2]) werden am Bautzener Gymnasium und auch an einigen anderen Anstalten Sachsens Dramen von Uhland, Schiller, Goethe und Kleist in der 5. und 6. Classe gelesen. Dort geht also die Schullectüre unabhängig von der Literaturgeschichte ihren Weg, und man scheint damit keine schlechten Erfahrungen gemacht zu haben. Aber auch der Parallelismus von Lectüre und Literaturgeschichte, der durch unsere Instructionen gefordert wird, hat keine schlechten Erfolge aufzuweisen. Für die Beibehaltung dieses Einklanges zwischen dem Lesestoffe und der Literaturgeschichte spricht außer theoretischen Erwägungen auch das Vorgehen von Praktikern selbst im Auslande. Der „Wegweiser durch die classischen Schuldramen von Dr. O. Frick" schlägt denselben Gang ein. Eine Neuerung einzuführen ist kein Grund vorhanden. Naturgemäß folgt dann, dass der Schüler Shakespeare zu lesen beginnen soll, wenn der Unterricht in der Literaturgeschichte zu jener Periode kommt, in welcher dieser Dichter nachhaltig auf unser Schriftthum zu wirken begann. Die beste Gelegenheit, mit der Privatlectüre dieses Dichters anzufangen, scheint mir mit der Erwähnung von Wielands Shakespeare-Übersetzung gegeben. Hier ist auch gewiss Raum dafür, weil durch den Min.-Erlass vom 14. Januar 1890 die 6. Classe von den „Partien aus 'Messias' und 'Oberon'" entlastet wurde, weil ferner die Schule auf Wielands Werke nicht eingehen kann und weil endlich auch bei Lessing eine starke Entlastung dieser Classe eingetreten ist. Etwa drei Stücke Shakespeares kann also der Schüler auf dieser Stufe leicht bewältigen. Damit ist dem Verständnisse Lessings wesentlich vorgearbeitet. Nun werden dessen Dramen durchgearbeitet, und dann findet sich neuerdings Platz zur Fortsetzung der Shakespeare-Lectüre am Anfange des ersten Semesters der 7. Classe, während in der Schule die Sturm- und Drangperiode und Herders Wirken besprochen werden. Hier

---

[1]) Vorlesungen über dram. Kunst u. Lit. Wien 1825. 3. Th., S. 132.
[2]) Lehrplan für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelclassen eines sächsischen Gymnasiums. Leipzig 1891.

passt diese Lectüre auch wieder vorzüglich zum literargeschichtlichen Lehrstoff.

Auf einen Einwurf werde ich gefasst sein müssen: Shakespeares Werke haben eine gewisse herbe Schönheit, die nicht jeden Anfänger in der dramatischen Lectüre sogleich anzieht. Ja es wäre nicht unmöglich, dass einem Schüler, der zu früh an das Lesen dieser Dramen gienge, die Lust zum Dramenlesen überhaupt abhanden käme. Meine Erfahrung sagt aber, dass wir eben nicht zu früh an diese Lectüre herantreten. Ich habe bisher drei, einmal auch vier Dramen Shakespeares zu Anfang der 7. Classe lesen lassen und stets aufrichtige Begeisterung dafür gefunden. Das waren also Schüler, die höchstens ein Halbjahr älter waren als diejenigen, für welche ich hier den Beginn derselben Privatlectüre vorschlage. So gewaltig kann der Unterschied zwischen der Auffassung eines Septimaners am Anfange und der eines Sextaners am Schlusse des Schuljahres nicht sein, dass etwas, was die Begeisterung des ersteren zu wecken vermag, den letzteren abstieße.[1]) Dadurch ferner, dass wir dem Schüler zum Beginn der Dramenlectüre die Schiller'sche Bearbeitung des Macbeth in die Hand geben, können wir ihm das Fortschreiten erleichtern. Es weht etwas Modernes durch diese Bearbeitung, so dass gerade sie eine für unsere Zwecke trefflich geeignete Brücke zu den nicht für die Aufführung auf deutschen Bühnen zugestutzten Übersetzungen der Originale ist. Die vielen Angriffe, die gegen diese Arbeit Schillers gerichtet wurden, und Schillers eigenes Geständnis, dass dieser Macbeth »gegen das englische Original eine schlechte Figur« mache, brauchen uns nicht zu schrecken. Vom Standpunkte der Schule aus ist gegen die Änderung des Pförtnerliedes gar nichts einzuwenden; uns genügt es, dass die Gestalten in Schillers Macbeth der Hauptsache nach unverfälscht sind. Und haben die Schüler Shakespeare'schen Geist in dieser immerhin modernen Hülle schätzen gelernt, so gehen sie mit Feuereifer an andere »unverfälschte« Dramen des großen Briten. Gewiss ist es dem Geschmacke der Schüler auf dieser Altersstufe entsprechender, sie ein solches Drama lesen zu lassen, als — wie es früher gefordert war — die häusliche Durcharbeitung der »Abhandlungen über die Fabel« oder gar der »Dramaturgie« zu verlangen. Warum sollte man auch ein vorhandenes Interesse für die Literatur durch solche Forderungen künstlich ertödten? Auch scheint es passender, die Privatlectüre von Dramen mit einem so wuchtigen Werke zu beginnen als mit der keineswegs erhebend ausklingenden »Miss Sara Sampson« oder mit »Philotas«, dem zu voller tragischer Wirkung doch auch manches fehlt. Letztere Stücke mögen vielmehr dem Schüler, wenn er einige Shakespeare'sche kennt, zum Bewusstsein bringen, wie schwer es dem deutschen Drama wurde, sich zu wahrhafter Tragik emporzuringen.

[1]) Thatsächlich verlangen in der Schülerbibliothek schon Sextaner sehr häufig Shakespeare'sche Stücke. Auch geben sie auf gelegentliche, darauf bezügliche Fragen des Bibliothekars verständige Auskunft. — Seit der Einsendung dieser Arbeit hat sich der Verfasser auch überzeugt, dass der Privatlectüre des Macbeth selbst eine schwache Sexta gewachsen war.

Trotzdem will ich nicht behaupten, dass ein anderer Platz für die Shakespeare-Lectüre im Lehrplane überhaupt nicht gefunden werden kann. Zweck dieser Arbeit war es, bei möglichster Schonung des Bestehenden einen gangbaren Weg zu ermitteln. Wer einen besseren, kürzeren oder bequemeren zeigen kann, wird dem Verfasser dieses Aufsatzes einen ebenso großen Gefallen thun wie dem deutschen Unterrichte an unserem Gymnasium.

Böhmisch-Leipa. Alexander Tragl.

Adamek, Dr. Otto, Die pädagogische Vorbildung für das Lehramt an der Mittelschule. Graz, Verlag von Leuschner u. Lubensky 1892. 8°, 70 SS.

»Über keinen Gegenstand ist so häufig und so vollständig verhandelt worden wie über vorliegenden, und etwas Neues wird sich nicht leicht beibringen lassen.« Der Verf. that recht daran, sich durch diese Eingangsworte nicht von der Veröffentlichung seiner Abhandlung abschrecken zu lassen. Zur Begründung benöthigen wir wohl nicht die zwei von ihm angeführten Gründe, sondern es genügt der einfache Hinweis auf die außerordentliche Wichtigkeit des Themas und darauf, dass bei uns bisher für die pädagogische Ausbildung der künftigen Mittelschullehrer im Vergleich zu den Versuchen und Einrichtungen anderer Länder wenig gethan worden ist. Freilich bewahrheiten sich die Eingangsworte auch an der vorliegenden Abhandlung: es ist kaum etwas Neues vorgebracht worden. Wohl aber ist mit wahrhaft staunenswertem Bienenfleiße Material zusammengetragen, welches Theorie und Praxis auf diesem Felde zutage gefördert haben. Der Verf. liefert so zugleich den Nachweis, dass vieles versucht und nach seinen Licht- und Schattenseiten aufs schärfste untersucht und beurtheilt worden ist. Dieser Nachweis scheint dem Ref. das Verdienstlichste an der Abhandlung, um dessentwillen er sie der allgemeinen Beachtung empfiehlt. Auf Grund dieser ausgedehnten und eindringenden Ausschau über das Probejahr, über Lehrerberuf und Lehrerbildung, über die bisher angestellten Versuche und bereits gemachten Vorschläge macht der Verf. im letzten Abschnitte seinen eigenen Vorschlag. Auf diesen werde hier nicht näher eingegangen, sondern nur weniges bemerkt. Das Wichtigste für die pädagogische Vorbildung der künftigen Mittelschullehrer scheint uns, wie auch der Verf. vorschlägt, die Verbindung und gegenseitige Durchdringung von Theorie und Praxis. Wie dieses im näheren geschehe — der Verf. bringt genaue Vorschläge hiefür —, das halten wir für minder wichtig; es handelt sich nur darum, dass der rechte Mann an diesen Platz gestellt werde, und er wird sicher seine Aufgabe in einem überhaupt erreichbaren Grade lösen. In so ausgedehntem Maße aber, wie der Verf. will, kann und darf die Theorie wohl nicht gepflegt werden. Ferner darf die Lehranstalt, an welcher die künftigen Mittelschullehrer praktisch herangebildet werden, in Bezug auf die Ausgestaltung des Lehrplanes und Einrichtung des Schullebens wohl

nicht vollständige Freiheit genießen, wie der Verf. will, sondern es müsste im Gegentheil gerade eine solche Anstalt die Instructionen des Staates am peinlichsten ausführen; denn für den modernen Staat handelt es sich — der Ref. glaubt kein Banausier zu sein, und doch muss er dieses sagen — in erster Linie um Organe oder Arbeiter zur Ausführung seiner Weisungen, nicht um Förderung der Wissenschaft, der ja von ihm die Freiheit gewährleistet ist. So wird es ja auch in der Justiz, im Finanzwesen usw. gehalten.

Wien. J. Rappold.

Reinhardt, Dr. Karl, Die Frankfurter Lehrpläne. Frankfurt a. M., Disterweg 1892. 8°, 54 SS. Preis 70 Pf.

Es ist bekannt, dass in Frankfurt a. M. mit Genehmigung des Ministers zu Ostern 1892 das eine der beiden städtischen Gymnasien so eingerichtet wurde, dass der französische Unterricht in VI., der lateinische in U.-III., der griechische aber erst in U.-II. beginnt. Der Lehrplan der drei untersten Classen, VI., V. und IV., ist für das Gymnasium, das Realgymnasium und die lateinlose höhere Schule derselbe. In III. tritt zwischen Gymnasium und Realgymnasium nur eine kleine Verschiebung des Lateinischen und Französischen ein, indem ersteres im Gymnasium, letzteres im Realgymnasium um je 2 Stunden höher angesetzt ist. Es kann also noch mit dem Beginn der U.-II. ein Übertritt von der einen in die andere Anstalt unter denselben Bedingungen gestattet werden, welche jetzt für den Übertritt nach Abschluss der IV. bestehen.

Das Frankfurter Versuchsgymnasium ist also eine Einheitsschule, und man darf der Weiterentwicklung desselben mit großer Spannung entgegensehen. Freilich, sieben Jahre wird man noch Geduld haben müssen, bis die Früchte gezeitigt sein werden, d. h. bis die kleinen Sextaner vom Jahre 1891 ihr Abiturientenexamen ablegen werden, dann wird es sich, wenn nicht früher, zeigen, ob die leitenden Gesichtspunkte, die Director Reinhardt bei der Aufstellung der Lehr- und Stundenpläne für sein neues Gymnasium anwendete, die richtigen waren. Gegenüber einer Reihe anderer Reformversuche, die bald das Zeitliche gesegnet haben, muss der Frankfurter Versuch als höchst beachtenswert bezeichnet werden: dafür bürgt der Mann, der die Anstalt leitet. Auch ist der Versuch nicht in einer vorgefassten Meinung gegen die beiden alten Sprachen unternommen worden, wie es bei den meisten Vertretern des Einheitsschulgedankens der Fall ist, es spricht sich sogar ein gewisses Wohlwollen für jene in den Worten Reinhardts aus: „Sein (des Frankfurter Gymnasial-Lehrplans) Charakter ist die im Stoffe gegebene Concentration des Unterrichtes: Das stärkere Hervortreten der realistischen und nationalen Bildungsstoffe auf der Unterstufe, das Überwiegen der humanistischen Richtung auf der Oberstufe. Man würde diesem Plane das Herzblatt ausbrechen, wenn man, um die realistischen Fächer zu vermehren, die alten Sprachen in den oberen Classen ver-

kürzen wollte«. Man sehe nun die Lehrpläne selbst ein und vergle
dann die beiden einander widersprechenden Prophezeiungen von Dire
Reinhardt und Director Uhlig (»Einheitsschule« p. XVIII)! Das 20. J
hundert wird es lehren, wer von Beiden Recht behalten hat.

Wien. J. Loo

Über die Gehalts- und Rangsfragen der Mitt schullehrer.[1])

Referat, erstattet in der zweiten Hauptversammlung des V. deut österreichischen Mittelschultages (1894) auf Grund der in den let Jahren überreichten Petitionen von Prof. M. Glöser (Wien).

Seit der vor zwei Decennien erfolgten Aufbesserung der Bez der staatlichen Mittelschulprofessoren ist eine erhebliche Steigerung den Wertverhältnissen aller Lebensbedürfnisse eingetreten, die zur F hat, dass die mit Rücksicht auf die Erfordernisse jener Zeit normie Gehaltssätze heute als ganz und gar unzureichend sich erweisen un nicht ferner Zeit für einen großen Theil unserer Collegen verhängnisv materielle Bedrängnisse herbeizuführen geeignet erscheinen.

Kein Wunder darum, dass in den letzten Jahren aus den verso densten Theilen des Reiches immer lauter Stimmen sich erhoben, auf das Unhaltbare dieser Verhältnisse hinwiesen, den für den Unterr gefahrdrohenden Charakter der traurigen materiellen Lage des Mit schullehrstandes darzulegen suchten und vertrauensvoll an den n gebenden Stellen um entsprechende Abhilfe bittlich wurden. In sicheren Anhoffnung eines endlichen raschen Wandels in den dermali Verhältnissen, die gerade für unseren Stand, der zur Lösung se ebenso wichtigen als schwierigen Aufgaben einer namhaften Schaff freude nicht entbehren kann, als besonders drückend sich erweisen, den in den letzten Jahren zahlreiche Petitionen der hohen Regier dem hohen Herrn- und Abgeordnetenhause unterbreitet.

Der vorbereitenden Commission des Mittelschultages erschien von großer Wichtigkeit, die Hauptrepräsentanten jener Petitionen ei näheren Studium zu dem Zwecke zu unterziehen, um durch Vergleich ihres Inhaltes diejenigen Punkte zu finden, bezüglich deren die Wün aller staatlichen Mittelschulprofessoren sich decken. Diese Punkte, eine entsprechende Resolution zusammengefasst, böten dann die zu lässige Gewähr, von der heutigen Versammlung stimmeneinhellig a nommen zu werden — ein anzuhoffender Beschluss, dessen gewich Bedeutung für die Gestaltung unserer Zukunft wohl kaum angezwe werden dürfte.

---

[1]) Auf Wunsch des Präsidiums des V. deutsch-österreichis Mittelschultages bringt die Redaction diesen Vortrag hier zum Abdr Die verehrliche Verlagsbuchhandlung hat mit gewohnter Liberalität hiezu nothwendigen, über das gewöhnliche Maß hinausgehenden R gewährt.

Als ich über Einladung der Mittelschultags-Commission das dem gekennzeichneten Rahmen anzupassende kurze Referat übernahm, verhehlte ich mir keineswegs die Schwierigkeiten, welche die Lösung einer derartigen Aufgabe in sich schließt. Gilt es doch, bei Inangriffnahme derselben den richtigen Mittelweg zu finden, der allein uns unserem Ziele mit einiger Aussicht auf Erfolg näherzubringen imstande ist.

Den nun folgenden Ausführungen wurden zugrunde gelegt: die Petition des galizischen Lehrervereines für das höhere Schulwesen (März 1891); die vom III. deutsch-österreichischen Mittelschultage (1891) angenommene Petition; die von den Lehrkörpern der Olmützer Mittelschulen überreichte Petition (März 1893); die vom Lehrkörper der deutschen Staats-Realschule in Budweis ausgegangene Petition (Mai 1893); die in Angelegenheit der Witwenpensionen und Erziehungsbeiträge von dem Vereine »Mittelschule für Oberösterreich und Salzburg« unterbreitete Petition (Mai 1893); die Petition der Wiener Vereine »Mittelschule« und »Die Realschule« (December 1893), welch letzterer sich alle übrigen deutschen Mittelschulvereine — ein einziger ausgenommen — angeschlossen haben; endlich das in der jüngsten Zeit Sr. Excellenz dem Herrn Unterrichtsminister unterbreitete Promemoria des »Vereines der Supplenten deutscher Mittelschulen« in Wien (März 1894).

Das vergleichende Studium der erwähnten Petitionen führt zu dem Ergebnisse, dass auf Grund allseitiger Erfahrungen die derzeitigen Bezüge der staatlichen Mittelschullehrer mit den während der letzten zwei Decennien so erheblich im Preise gestiegenen Lebensbedürfnissen im grellsten Missverhältnisse stehen und darum eine namhafte Aufbesserung der Besoldung des Lehrpersonals der Mittelschulen zu einer immer dringlicher werdenden Nothwendigkeit sich gestalte. Nur bezüglich der Art und Weise dieser Aufbesserung weichen die in den einzelnen Petitionen niedergelegten Wünsche von einander ab. Die Lemberger Petition verlangt bei einem anfänglichen Stammgehalte von 1000 fl. zwei Quinquennalzulagen à 200 fl., zwei Quinquennalzulagen à 300 fl. und eine Quinquennalzulage à 400 fl., so dass der Höchstbetrag des Gehaltes eines Professors 2400 fl. ausmachen würde. Den Directoren käme überdies noch eine Functionszulage jährlicher 600 fl., bez. 800 fl. zu.

Die Petition des III. deutsch-österreichischen Mittelschultages schlägt die Bildung eines Status sämmtlicher Directoren und Professoren vor, welche in denselben nach der in der betreffenden Stellung zugebrachten Dienstzeit so einzureihen wären, dass der Status der Directoren in zwei und jener der Professoren in drei Gruppen sich zu theilen hätte. Bei Aufrechterhaltung der Zahl und der Höhe der bisherigen Quinquennalzulagen wäre der Stammgehalt der Directoren der beiden Gruppen mit 2000, bezw. 1800 fl. und jener der drei Gruppen der Professoren mit 1600, 1400, 1200 fl. zu bemessen. Darnach beliefe sich der erreichbare Höchstgehalt der Directoren auf 3000 fl., jener der Professoren auf 2600 fl.

Die Olmützer Petition tritt für eine entsprechende Erhöhung der Functionszulage der Directoren ein, begehrt für alle wirklichen Lehr-

personen einen anfänglichen Stammgehalt von 1300 fl., der nach zwölf Jahren um 100 fl. und nach weiteren neun Dienstjahren um 150 fl. zu erhöhen wäre. An Stelle der bisherigen fünf Quinquennalzulagen werden neun Triennalzulagen à 150 fl. gefordert, so dass der erreichbare Höchstgehalt der Professoren 2900 fl. wäre.

Die Budweiser Petition begehrt eine den gesteigerten Preisverhältnissen entsprechende Erhöhung des Stammgehaltes auf die mittlere Gehaltsstufe der betreffenden Rangsclasse der anderen Staatsbeamten und die Beibehaltung der bisherigen Quinquennalzulagen.

Die von den Wiener Vereinen „Mittelschule“ und „Die Realschule“ ausgehende Petition wünscht die Bemessung des Anfangsgehaltes der staatlichen Mittelschulprofessoren in der Höhe der mittleren Gehaltsstufe der Staatsbeamten der IX. Rangsclasse und die Steigerung der Bezüge unter Aufrechterhaltung der Zahl und Höhe der bisherigen Quinquennalzulagen in der Art, dass der Maximalgehalt der Professoren die höchste Gehaltsstufe der Beamten der VII. Rangsclasse, jener der Directoren die niedrigste Gehaltsstufe der Beamten der VI. Rangsclasse erreiche. — Zu den angeführten Gehaltsansätzen kämen durchweg noch die entsprechenden Activitätszulagen.

Hervorzuheben wäre überdies, dass alle Petitionen übereinstimmen in dem Verlangen, es mögen die anfänglichen Stammgehalte aller staatlichen Mittelschulprofessoren ohne Rücksicht auf ihren Dienstort gleichgestellt werden.

Es sei mir gestattet, im Anschlusse an diese Darlegungen auch auf die Thatsache hinzuweisen, dass die Großcommune Wien und außerdem auch einige Kronländer, den durchweg geänderten Lebenserfordernissen Rechnung tragend, sich veranlasst fanden, die Gehaltsbezüge der Volks- und Bürgerschullehrer so aufzubessern, dass die Differenz zwischen der Besoldung der letzteren und jener der Mittelschullehrer nun keineswegs in dem richtigen Verhältnisse steht zu der Verschiedenheit der geforderten Vorbildung dieser beiden Gruppen von Lehrpersonen. Ich halte es für überflüssig, in der heutigen Versammlung noch besonders die Nothwendigkeit einer baldigen ausgiebigen Aufbesserung unserer Bezüge zu begründen; jede der erwähnten Petitionen behandelt dieses Thema in ebenso ausführlicher als erschöpfender Weise.

Ein zweiter, in allen Petitionen wiederkehrender Wunsch betrifft die Regelung der Rangsverhältnisse der staatlichen Mittelschulprofessoren. Eine unbefangene Prüfung der diesbezüglichen heutigen Sachlage muss nothwendigerweise das Unhaltbare der gegenwärtigen Rangsstellung der Mittelschulprofessoren, verglichen mit jener der übrigen Staatsbeamten, ergeben. Der Beförderung der Mittelschulprofessoren in die VIII. Rangsclasse, die ursprünglich als bloße Auszeichnung gedacht war, mangelt im Hinblick auf die heutige, schärfere Scheidung der Rangsclassen gänzlich die materielle Unterlage. Abgesehen von der Belanglosigkeit dieser Beförderung für die Ruhegenüsse des Beförderten, zeigte sich anlässlich der Vertheilung der sogenannten „Beamtenmillion“, wie der College der VIII. Rangsclasse an irgend einer Provinzanstalt mit der um 40—60 fl.

höheren Activitätszulage trotz seiner vielleicht größeren Bedürftigkeit grundsätzlich von der Theilnahme an jener Aushilfe ausgeschlossen war, während der College der IX. Rangsclasse und fast derselben Dienstzeit mit einem jene 40 bis 60 fl. oft übersteigenden Betrage bedacht worden ist. — Seit 1. Januar d. J. ist auch den Collegen der VIII. Rangsclasse die Giltigkeit ihrer „Amtlichen Legitimation“ bei Benützung der III. Wagenclasse der jene Legitimation respectierenden Eisenbahnen entzogen — ein Umstand, der gerade bei unserem Stande von gewichtiger Bedeutung ist.

Bei der gegenüber der Gesammtzahl der staatlichen Mittelschulprofessoren äußerst geringen Zahl von Directoren und Landes-Schulinspectoren ist für die große Mehrzahl der Angehörigen unseres Standes die Carrière mit der Erreichung der überdies materiell nicht fundierten VIII. Rangsclasse abgeschlossen. Es erscheint daher begreiflich, dass in sämmtlichen Petitionen großes Gewicht darauf gelegt wird, dass dem Mittelschulprofessor die Erreichung der VII. Rangsclasse ermöglicht werde. Die Befürchtung, als könnten, wenn infolge einer diesbezüglichen gesetzlichen Verfügung Director und Professor in demselben Range ständen, dienstliche Schwierigkeiten sich ergeben, muss als grundlos sich herausstellen, wenn man bedenkt, dass der Professor der VII. Rangsclasse genau in derselben subalternen Stellung verbleibt wie früher. Ist ja doch in Preußen durch kgl. Erlass vom 28. Juli 1892 der Hälfte der Professoren der Rang der Räthe IV. Classe gesichert, in welchem Range auch die Directoren der Vollanstalten stehen.

Wer wollte leugnen, dass die Frage der Rangstellung der Mittelschulprofessoren durch die Einführung der Beamten-Uniform ein besonders actuelles Interesse gewonnen hat und dass es eine Schädigung des Ansehens des Mittelschullehrstandes bedeutet, wenn derselbe in seinen Beförderungsverhältnissen offenkundig allen übrigen Beamtenkategorien mit äquivalenter Vorbildung zurücksteht?

Hat man doch in der neuesten Zeit den richterlichen Beamten, deren Beförderungsverhältnisse, verglichen mit jenen des akademisch gebildeten Lehrstandes, unstreitig von jeher günstiger gewesen, durch Einreihung eines Theiles der Bezirksrichter in die VII. Rangsclasse eine ihnen neidlos zu gönnende noch bessere Zukunft eröffnet, so dass nun der Behauptung kaum wird widersprochen werden können, ein tüchtiger richterlicher Beamte müsse wenigstens die VII. Rangsclasse erreichen. — Es möge mir gestattet sein, unseren Hoffnungen dahin Ausdruck zu geben, dass die oberste Unterrichtsbehörde in Anbetracht der hohen Bedeutung einer ersprießlichen Thätigkeit des höheren Lehrstandes in der wohlwollendsten Weise unseren Interessen eine gleichwertige Förderung werde angedeihen lassen.

Hinsichtlich der Art und Weise, wie die Vorrückung der Mittelschulprofessoren in die höheren Rangsclassen erfolgen solle, weichen die Forderungen der Petitionen wesentlich von einander ab. Die Lemberger, Olmützer und Budweiser Petition wünschen die Zuerkennung der höheren Rangsclasse nach Vollstreckung einer bestimmten Dienstzeit, während die

Petition des III. deutsch-österreichischen Mittelschultages, sowie die d Wiener Vereine die Wahl der Zeit der Zuerkennung des höheren Rang vertrauensvoll der Unterrichtsbehörde anheimstellen.

Eine dritte in allen Petitionen zur Erörterung gelangende Frag bezieht sich auf die gegenwärtige Stellung der Supplenten. Die trostlo Lage unserer Supplenten, die Unsicherheit ihrer Stellung mit allen dara sich ergebenden Consequenzen sind in so vielseitiger Weise beleucht und bezüglich ihrer unausbleiblichen ungünstigen Rückwirkung auf de Unterricht und das Ansehen des ganzen Mittelschullehrstandes so ei gehend erörtert worden (ich verweise da ganz besonders auf das in d jüngsten Zeit der obersten Unterrichtsbehörde unterbreitete Promemori des „Vereines der Supplenten deutscher Mittelschulen" in Wien), da ich wohl, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, die Behauptung wage darf: Eine gesunde Regelung der Besoldungs- und Beförderungsverhält nisse der Mittelschullehrer hat eine einigermaßen zufriedenstellend Lösung der Supplentenfrage zur nothwendigen Voraussetzung. Ein solche Lösung könnte am wirksamsten dadurch vorbereitet und ang bahnt werden, wenn jede durch drei Jahre supplierte Lehrstelle in ein definitive der IX. Rangsclasse umgewandelt und besetzt würde. Nac Erfüllung dieses den Unterricht sicherlich in erheblichem Maße förder den Wunsches wäre unstreitig ein vielverheißender Schritt zur Behebun des traurigen Loses der Supplenten gethan.

Der in allen Petitionen vertretene Wunsch nach Anrechnung de Supplentenjahre bei Zuerkennung der Quinquennien, bei Beförderunge und bei der Witwen- und Waisenversorgung findet seine ausreichend Begründung durch den wohl kaum zu leugnenden Umstand, dass di stete Sorge um die materielle, oft von sehr variablen Factoren abhängig Existenz einen unausbleiblichen, schädigenden Einfluss auf die Lehrthätigkei üben muss. Wer von uns hätte nicht schon die Erfahrung an sich selb gemacht, welch gewaltige Selbstbeherrschung in solchen kritischen Mo menten gerade der Lehrer üben muss, um seiner durchaus nicht leichte Aufgabe vor den ihn stets beobachtenden und controlierenden Schüler nachzukommen? Es gibt keine öffentliche Stellung, welche in diese Beziehung mit der des gewissenhaften Lehrers auch nur annähernd eine Vergleich aushielte.

Das Studium des Promemoria des Wiener Supplentenvereines un der demselben angefügten statistischen Tabelle zeigt, dass das durch schnittliche Lebensalter der Supplenten deutscher Mittelschulen bei Er reichung des Definitivums zwischen 36 und 37 liegt. Bei Beachtung dieser Thatsache drängt sich unwillkürlich jedem Unbefangenen di Frage auf: Soll der Supplent mit der Gründung eines Hausstandes, a dem doch sicherlich der Staat in mehr als einer Beziehung interessier ist — von der ethischen Bedeutung dieser Frage für den Lehrer al solchen gar nicht zu reden — bis in die zweite Hälfte der Dreißiger Jahre warten, oder während seiner an Entbehrungen so überaus reiche Supplentenzeit das Wagstück (ich darf wohl unter solchen Prämisse diese Bezeichnung gebrauchen) unternehmen? Ich stütze mich auf di

Publicationen der k. k. statistischen Centralcommission, wenn ich die übrigens längst feststehende Behauptung wiederhole, dass das Normalalter des Mannes bei der ersten Eheschließung zwischen 24 und 30 liege, woraus die Antwort auf die gestellte Frage von selbst sich ergibt. Der Discussion dieser Frage wird sofort eine nicht überschreitbare Grenze gesteckt, wenn man die heutigen Supplentenbezüge in Betracht zieht. Gehört doch ihre Feststellung einer Zeit an, in welcher der als Supplent verwendete geprüfte Lehramtscandidat nur äußerst kurze Zeit auf ein Definitivum zu warten hatte. Wenn heute die Wartezeit eines Supplenten bei den gleichen Bezügen nahezu ein Decennium währt, so ist es wohl erklärlich, dass das zum geflügelten Worte gewordene »Supplentenelend« nur zu begründet ist und in potenzierter Form sich äußert, wenn es gilt, mit dem so winzigen Einkommen eine Familie zu erhalten. Die bedenkliche Rückwirkung solcher Verhältnisse auf die Schule und alles, was mit dieser zusammenhängt, kann — namentlich in der kleineren Stadt — fast täglich beobachtet werden.

Der vierte Punkt, bezüglich dessen die vorliegenden Petitionen volle Übereinstimmung zeigen, ist die Versorgung der Hinterbliebenen nach Mittelschulprofessoren. Eine der genannten Petitionen, ausgehend vom Verein »Mittelschule für Oberösterreich und Salzburg«, beschäftigt sich ausschließlich mit dieser Frage und behandelt dieselbe in ebenso ausführlicher als sachkundiger Weise. Nach einer dem Schlusse der Petition angefügten tabellarischen Zusammenstellung entfiele auf eine kinderlose Witwe nach einem Professor der IX. Rangsclasse ein Pensionsgenuss von 600 fl., der bei einem Kinde auf 720 fl., bei zwei Kindern auf 820 fl., bei drei Kindern auf 900 fl., bei vier Kindern auf 960 fl. und bei fünf und mehr Kindern auf 1000 fl. sich erhöhen würde. Als Normalversorgung für eine Ganzwaise sind in derselben Rangsclasse 200 fl. festgesetzt, die bei mehreren Ganzwaisen eine Steigerung bis zum Maximalbetrage von 600 fl. erfahren können. Für die VIII., VII. und VI. Rangsclasse sind die Ansätze entsprechend höher. Zur Deckung der hieraus erwachsenden Mehrkosten wird ein 2procentiger Abzug von den in die Pension einrechenbaren Bezügen aller activen Lehrpersonen vorgeschlagen. Nach erfolgter Gehaltsregulierung könnte dieser Abzug höchstens auf 2·5 Procent erhöht werden.

Jedem von uns würde es ein Leichtes sein, zahlreiche Beispiele aus der Praxis anzuführen, die vollkommen hinreichten, die bittere Noth und das unsägliche Elend zu illustrieren, in das die Familie eines Mittelschullehrers durch den Tod ihres Ernährers versetzt werden kann. Ich gehe darum nicht näher auf dieses nur zu bekannte traurige Capitel unseres gerade bezüglich der materiellen Anforderungen bei der Verheiratung recht anspruchslosen Standes ein.

Nachdem ich das den erwähnten Petitionen Gemeinsame einer näheren Erörterung unterzogen habe, will ich in Kürze (wenn es nicht bereits an früherer Stelle geschehen ist) nur darauf verweisen, dass in den einzelnen Petitionen noch mancherlei Wünsche ausgesprochen erscheinen, die mit Rücksicht auf den im Eingange charakterisierten Rahmen

meines Referates in diesem nicht Platz finden konnten. Ich zähle diesen Wünschen: die Abschaffung der geheimen Qualification und d Einführung einer Dienstespragmatik; die Wahl der Vertreter des Mitt schullehrstandes im Landesschulrathe durch die Mittelschullehrer; d Auflassung des Probetrienniums; die Regelung der Bezüge der kath lischen Religionslehrer an den unvollständigen Mittelschulen und an de jenigen Oberrealschulen, an denen in den oberen Classen kein Religio unterricht besteht, falls der Religionslehrer mit der vollen Stundenza bedacht ist; die Möglichkeit der Erreichuug der IX. Rangsclasse für d Turnlehrer.

Wie erwägenswert jeder einzelne dieser Wünsche für sich auch se mag, so stehen dieselben trotzdem den in allen Petitionen übereinsti mend aufgestellten Hauptforderungen nach, und bezüglich dieser let teren empfehle ich die nachfolgende Resolution Ihrer geneigten Beachtun

„Der V. deutsch-österreichische Mittelschultag hä im Hinblick auf die dermalige höchst missliche materiel Lage der staatlichen Mittelschulprofessoren eine mö lichst baldige, ausgiebige Erhöhung der gegenwärtige Gehaltsansätze für eine dringende Nothwendigkeit un spricht die zuversichtliche Hoffnung aus, dass die b keiner anderen Beamtenkategorie mit akademischer Vo bildung wiederkehrenden ungünstigen Beförderungsve hältnisse des Mittelschullehrstandes eine baldige erhe liche Besserung insofern erfahren werden, dass einer gr ßeren Anzahl von Professoren die Erreichung der mat riell entsprechend fundierten VII. Rangsclasse ermöglic werde.

In gleicher Weise erfordert die heutige unsicher jeden gedeihlichen Unterricht schädigende Stellung d Supplenten einen tiefgreifenden Wandel zum Besseren.

Endlich erheischen die Bezüge der Witwen und d Waisen nach Angehörigen des Mittelschullehrstandes dri gend die baldigste zeitgemäße Regelung."

Ich bin von der Überzeugung durchdrungen, dass Sie durch d einmüthige Annahme dieser Resolution, ohne die durch die Überreichu der bekannten Petitionen unternommenen Schritte im entferntesten kreuzen, den Interessen unseres Standes und infolge dessen auch d Vollbringung der schwierigen Aufgaben unseres Berufes einen wese lichen Dienst leisten werden.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Vatnsdælasaga, d. i. die Geschichte der Bewohner des Vatnsdal auf Island um 890—1010 n. Chr. Aus dem Altisländischen zum erstenmale ins Deutsche übertragen von Dr. Heinrich v. Lenk. Leipzig, Philipp Reclam (Univ.-Bibl. 3035, 3036).

Die Übersetzung ist nach der Ausgabe gearbeitet, welche wir von Vigfusson in den Fornsǫgur erhalten haben. Die Vatzdælasaga gehört zu den isländischen Familiensagas, sie erzählt also die Geschichte eines vornehmen isländischen Geschlechtes. Die Ereignisse und Personen sind wohl nicht so bedeutend, wie etwa die der Njála, aber gerade in der Kleinmalerei liegt ja für uns die große Wichtigkeit dieser Literatur: sie verschafft uns ein klares Bild von dem Leben eines germanischen Stammes. Das Denkmal gehört nicht der eigentlichen Blütezeit der Sagadichtung an, es zeigt auch nicht mehr die stilistische Meisterschaft der Egilssaga oder Njála, aber in der Charakteristik der Personen steht es dem besten, was die Sagaliteratur hervorgebracht hat, nicht nach. Es war ein guter Einfall des Übersetzers, gerade diese Saga zu wählen; sie empfahl sich auch dadurch, dass sie keine Strophen enthält. Die Vísur machen dem Übersetzer oft die größten Schwierigkeiten, viele sind überhaupt nicht sicher zu deuten, und zudem ist es nicht jedermanns Sache, Verse zu schmieden. L.s Übersetzung liest sich recht gut, nur hätten wir mehr Freiheit gegenüber dem Original gewünscht. An manchen Stellen ist das Deutsch doch etwas zu isländisch ausgefallen.

Wien. Ferd. Detter.

Wiener Literaturzeitung, herausgegeben von Dr. A. Bauer. 3. Jahrgang. Wien 1892/3. Preis jährlich 1 fl.

Die Wiener Literaturzeitung, von welcher bereits der 3. Jahrgang begonnen hat, erscheint in monatlichen Heften von 16—32 Quartseiten. Sie stellt es sich zur Aufgabe, in übersichtlicher und für jedermann leicht verständlicher Form über »alles wissenswerte Neue auf dem Gebiete der Literatur« zu berichten. Die Redaction erklärt in ihrem Prospect, dass diese Zeitschrift nicht ein für den engen Kreis der Schriftsteller und Kritiker bestimmtes Fachblatt sein soll. Aus diesem Grunde behandelt der ständige Artikel »Literatur und Leben«, welcher jede Nummer einleitet, den Zusammenhang zwischen den beiden genannten Factoren und sucht die hieraus entspringenden literarischen Strömungen in ihren drei

Hauptrichtungen, Theater, Presse und Büchermarkt, zu charakterisiere
Der Herausgeber hofft, hiedurch ein allgemeines lebhaftes Interesse f
die Literatur der Gegenwart zu erwecken. Der Kürze halber will i
nur einige Artikel der Nummern 2 und 3 aus 1892 beispielsweise b
sprechen.

In Nr. 2 gipfelt der Abschnitt „Literatur und Leben“ in dem Satz
„Unsere Zeit erzwingt sich förmlich eine die Gesellschaftsfragen beha
delnde, socialkritische Literatur. Wir müssen sie haben.“ Der Ver
dieses Artikels spricht die Ansicht aus, dass die untersten Schichten d
Bevölkerung nicht mehr wie die Sclaven des Alterthums vom literarisch
Leben ausgeschlossen werden können, daher habe die Literatur die doppel
Pflicht, die genannten Kreise als Lesepublicum heranzuziehen, aber auc
das „Proletarierleben“ fern von jeder „sentimental verlogenen“ Darstellu
vorzuführen. Es wird also mit einem Worte eine Lanze für den Realism
in der Literatur eingelegt, und daher ist es auch nicht zufällig, wenn
dem Aufsatze an ein Citat aus dem jüngsten Stücke von Richard V
weitreichende Folgerungen geknüpft werden. In der nächsten Numm
in welcher derselbe Autor im Abschnitte „Literatur und Leben“ Fuld
Schauspiel „Die Sclavin“ und Blumenthals Lustspiel „Die falsche Heilig
bespricht, charakterisiert er seinen Standpunkt abermals durch die sark
stischen Worte: „Wir, das Publicum, sind nämlich die wohlhaben
Mittelclasse, die Bücher kauft und ins Theater geht.“ In Nr. 2 wi
unter der Rubrik „Literarisches Allerlei“ darüber geklagt, dass Ibs
in Frankreich noch nicht zur Geltung gekommen ist. Ich glaube, da
diese Proben für die literarische Stellung des Blattes recht bezeichne
sind; doch verweise ich auch auf den Wiener Theaterbrief von Ad
Müller-Guttenbrunn, welcher den letzten Winterfeldzug der Wiener Theat
literarisch betrachtet und über die neue und alte Richtung in der dram
tischen Kunst in sehr beherzigenswerter Weise spricht.

Aus dem Inhalte seien noch erwähnt: „Die österreichische Dialec
dichtung und ihre Hauptvertreter“ von Leopold Hörmann, die Skiz
„Auch ein Arbeitsloser“ von Emil Marriot, „Der deutsche Romanhel
von A. Noël. Übrigens sorgt das Blatt auch für Unterhaltungslectü
durch Novellen, Gedichte u. dgl. Den Erzählungen in Nr. 3 und
„Liebe mit Geist“ von Welten und „Ein Modell“ von Schoeppl verm
ich wegen des derben Naturalismus kein Lob zu spenden. Ich finde s
abstoßend. Recensionen enthält der Abschnitt „Was sollen wir lesen

Wien. Dr. F. Prosch.

Rein B., Anschauungstafel für den Glockenguss unter b
sonderer Berücksichtigung von Schillers Lied von d
Glocke. Text und eine Wandtafel in Farben. Gotha, F. A. Perth

Der Gedanke, den Glockenguss durch eine Tafel zu veranschaulich
um so ein richtiges Verständnis des Rahmens des Schiller'schen Gedicht
zu erzielen, muss jedenfalls als ein glücklicher bezeichnet werden, u
zwar umsomehr, als es sich hier nicht um die moderne Technik hande
sondern um das Verfahren, das Schiller in der Werkstatt zu Rudolsta
in der Mayer'schen Glockengießerei selbst gesehen und aus den damalig
Büchern kennen gelernt hat. Mit Hilfe dieser sauber ausgeführten Taf
der Anmerkungen auf derselben und des für den Lehrer bestimmt
Textes, der über die damals üblichen und von Schiller gebrauchten Kun
ausdrücke Aufschluss gibt, lässt sich nun die ganze Sache dem Schü
sehr gut verdeutlichen. Wir können daher dieses Hilfsmittel unse
Schulen auf das Beste empfehlen.

Von der Weidmann'schen Sammlung französischer und englischer Schriftsteller, mit deutschen Anmerkungen herausgegeben von E. Pfundheller und G. Lücking, sind uns in der letzteren Zeit zugegangen: Histoire de Charles XII, roi de Suède par Voltaire, erklärt von E. Pfundheller. 4. Aufl. mit 2 Karten von H. Kiepert (1893), Thiers Ägyptische Expedition der Franzosen 1798—1801, erklärt von F. Koldewey, 4. Aufl. mit 2 Karten von H. Kiepert (1892), Sandeau Mademoiselle de la Seiglière, erklärt von R. Wilcke, 2. Aufl. bearbeitet von K. Kaphengst (1893), Dickens A. Christmas Carol erklärt von F. Fischer, 3. Aufl. (1891). Wir machen unsere Leser auf diese Bändchen, namentlich auf die beiden an erster Stelle genannten aufmerksam, die sich für Schülerbibliotheken ganz besonders eignen. Die Erklärung entspricht in allen jeden Anforderungen wie dies ja schon der Umstand zeigt, dass alle diese Ausgaben schon in mehreren Auflagen erschienen sind.

Akademischer Kalender für die deutsch-österreichischen Hochschulen. Jahrgang 1893/4, bearbeitet von W. Brix. Wien, M. Perles. 166 SS. und Tagebuch.

Dieser Kalender ist uns etwas spät zugegangen, was auch die Verspätung der Anzeige entschuldigen wird. Aus dem Vorworte erfährt man, dass die Redaction nach dem Tode des früheren Redacteurs L. Hermann nun Dr. W. Brix übernommen hat. Der neue Herausgeber hat sich bemüht, durch eine Umarbeitung, welche besonders den Theil »Studienpraxis« betroffen hat, das Büchlein für die Hörer aller Hochschulen brauchbar zu machen. Auch war er bestrebt, das statistische Material zu ergänzen und so genau als möglich herzustellen. Man wird den Fortschritt, der so erzielt wurde, gewiss anerkennen und gerne zugestehen, dass der Kalender so, wie er jetzt ist, den Bedürfnissen der Studierenden entspricht. S. 39 ist der Ausdruck undeutlich. Die alte Fahne wurde nicht für die Universität Wien und etwa von dieser, sondern von der Studentenschaft, die sich an dem Fackelzuge bei der Schillerfeier 1859 betheiligte, für diesen angeschafft und hatte nie irgendwie einen officiellen Charakter.

Programmenschau.

48. Primožić, Dr. A., Zur Homerlectüre. (I. Theil.) Progr des k. k. Staats-Obergymn. zu Iglau 1892, 8°, 20 SS.

Nachdem Fr. Keim in der Beilage zum Programme des großherzoglichen Gymnasiums zu Karlsruhe für das Schuljahr 1890/91 die Auswahl der Homerlectüre mit Rücksicht auf die deutschen Verhältnisse einer prüfenden Auseinandersetzung unterzogen hatte, hat der Verf. der vorliegenden Programmabhandlung denselben Gegenstand in Beziehung auf unsere österreichischen Gymnasien in dankenswerter Weise behandelt. Die von P. befolgten Grundsätze kann ich in der Hauptsache als vollkommen richtige bezeichnen. Von den S. 6 aufgestellten drei Thesen, deren erste schon in den Instructionen ausgesprochen ist und deren dritte Scheindler in dieser Zeitschrift 1885, S. 567 f. angedeutet hat, fordert die erste, dass man nur den echten Homer lesen solle, die zweite, dass das wirklich Schöne und Wertvolle gelesen werde; die dritte, dass man Homer so lese, »dass man einen Überblick über den Gang der Haupthandlung und ein gewisses Gesammtbild der beiden Dichtungen gewinne«. Gewiss hat der Verf. darin Recht, wenn er behauptet, dies sei unmöglich, »wenn man nur zusammenhanglose Fragmente und nicht vielmehr alle für das einheitliche Ganze entscheidenden Momente kennen

lerne«. Dieser Gesichtspunkt sollte überhaupt bei jeglicher Lectüre ma gebend sein, und man sollte sich wohl streng davor hüten, den Schüle irgend welchen beliebigen Torso eines Epos, Dramas, einer Rede, ein Dialoges vorzuführen. Doch um auf Homer zurückzukommen, ist es na dem gegenwärtigen Stande der Forschung, welche mit entschiedene Rechte die wohl nur durch das Ansehen ihres Begründers und durch d gefürchtete Schärfe seiner Anhänger zu so großem Ansehen emporgeh bene Lachmann'sche Liedertheorie aufgegeben und sich, allerdings in ve schiedenen Abstufungen, dem Grote'schen Gedanken wieder zugewend hat, bis zu einem gewissen Grade möglich, den ursprünglichen Kern, d die »μῆνις Ἀχιλλέως« ausmachte, herauszuschälen, und mit Recht sa daher der Verf. S. 5: die wissenschaftliche Kritik müsse einen richtige Fingerzeig geben für die Homerlectüre in der Schule. Es thut dab nichts zur Sache, dass die uns gegenwärtig vorliegenden beiden Epe schon bei der ersten schriftlichen Aufzeichnung im wesentlichen diesel Gestalt gehabt haben dürften, die sie heute haben.

Von dem oben erwähnten Grundgedanken ausgehend, stellt d Verf., der sich vornehmlich an Kammers ästhetischen Commentar Homers Ilias anschließt, nach eingehender Begründung zunächst für d Ilias nach den beiden Epitomen von Scheindler und Christ d Schema jener Verse zusammen, welche nach seiner Auswahl gelesen we den sollen und den oben ausgesprochenen Anforderungen genügen. Wen sich auch im einzelnen über manches wird streiten lassen, ist doch der Gesammtheit die Auswahl, welche Pr. getroffen hat, zu loben un zweckentsprechend und vor allem auch hinsichtlich des Umfanges ih Lectüre zu bewältigen.

49. Krispin K., Etymologische Übersicht der homerische Sprache. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Böhm.-Leipa 189 8°, 34 SS.

Der Verf. dieser compilatorischen Arbeit hat ein alphabetisch Verzeichnis der den homerischen Wörtern zugrunde liegenden indoge manischen Wurzeln entworfen, das bis *kap* reicht. Unter den einzeln Wurzeln sind sämmtliche nach des Verf.s Meinung von derselben he stammenden Wörter der homerischen Sprache[1]) verzeichnet und auc textkritische Bemerkungen, diese aber keineswegs in erschöpfendem Maß werden nicht selten vorgebracht.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich mich in eine vollständi Aufzählung aller Bedenken einlassen wollte, die mir beim Durchlesen d Arbeit aufgestoßen sind. Das etymologische Material ist ein so manni fach zerstreutes, dass es nicht möglich ist, dasselbe erschöpfend ausz beuten, wenn man nicht Gelegenheit hat, seine Sammlungen in der sor fältigsten Weise aus den Originalarbeiten anzulegen. Nun scheinen de Verf. dieser Arbeit gerade die Zeitschriften nicht zur Verfügung gesta den zu haben, denen bekanntlich gar viele auf Etymologie bezüglic Artikel zu entnehmen sind. Auch vermisse ich in der an der Spit stehenden Übersicht der benützten Hilfsmittel ein hervorragendes Buc den ersten Band der vierten Auflage von Ficks vergleichendem Wörte buch der indogermanischen Sprachen. Unter solchen Umständen ist begreiflich, dass diese etymologische Übersicht keineswegs vollständig is Andererseits sind manche zweifelhafte und falsche Etymologien aufg nommen, wodurch natürlich auch wiederum der Wert der Arbeit geschm lert wird. Natürlich wird auch — und dies ist glücklicherweise der wei aus größere Theil — sehr vieles Richtige geboten, aber es ist nicht mö

[1]) Eine specielle Untersuchung darüber, ob Vollständigkeit wir lich erreicht ist, habe ich nicht anstellen können.

lich, von den in unserer Abhandlung gebotenen Etymologien ohne sorgfältige Kritik Gebrauch zu machen. Ref. kann daher trotz des sichtlichen Fleißes, den der Verf. dieser etymologischen Übersicht der homerischen Sprache aufgewendet hat, nicht sagen, dass die Arbeit ihren Zweck vollkommen erfülle.

50. Wisnar Julius, Griechische Syntax. Unter steter Berücksichtigung der lateinischen Sprache für Obergymnasien zusammengestellt (II. Theil). Progr. des k. k. Gymn. in Znaim 1892, 8°, 32 SS.

Dieser zweite Theil enthält den Lehrstoff der sechsten Classe, also die Lehre von den Tempora und Modi in den einfachen und zusammengesetzten Sätzen. Der Verf. dieser Syntax hat seine Arbeit mit gutem Geschick und verständiger Klarheit ausgeführt und in der That ein brauchbares Mittel zum Unterricht im Griechischen geschaffen. Zum Beweise des Interesses, mit dem ich diese Schrift durchgelesen habe, will ich einige Punkte hervorheben, in welchen die Darstellung des Verf.s einer Berichtigung bedarf. Die in §. 81 (S. VI) stehende Erklärung der bei Homer vorkommenden Construction von *πάρος* mit dem Indicativ des Präsens entspricht nicht vollkommen der Wahrheit. Nicht das Präteritum schlechthin vertritt die eben erwähnte Construction, sondern sie wird angewendet, „um eine Handlung auszudrücken, die sich durch die Vergangenheit bis zur Zeit des Sprechers hinzieht“ (vgl. Brugmann, Griech. Gramm. 2. Aufl. S. 181 f.). Ferner bemerke ich, dass der Verf., welcher S. VIII den Gebrauch von *ἦν* und *ἔφη* in erzählendem Sinne als eine Antiquität anzusehen geneigt ist, doch auch Delbrücks hierauf bezügliche Ausführungen in dessen syntaktischen Forschungen IV, 112 zuratheziehen hätte sollen, da gerade a. a. O. meines Erachtens mit guten Gründen die von dem Verf. ausgesprochene Ansicht in Zweifel gezogen und der Grund des Gebrauches der beiden angeführten Präterita in dem angegebenen Sinne darin gesucht wird, dass die beiden Wurzeln *es-* und *bhū-* der Bildung eines Aoristes nicht fähig sind. Der S. XIII stehende Satz: „Tempusbedeutung erhalten die Optative und Infinitive in der oratio obliqua usw.“ scheint mir nicht richtig. Das Wesen der griechischen Modusfolge wird auch vom Verf. S. XXI ganz richtig bestimmt, und es stand daher nichts im Wege auch an dieser Stelle das Richtige zu lehren. Wenn weiter auf S. XVIII die Partikel *εἶεν* „gut denn“ als Optativ bezeichnet wird, so ist dies wieder nicht richtig. Es genügt, auf Brugmanns Ausführungen in den Morph. Studien I 185 f. zu verweisen, wenn auch die dort ausgesprochene Ansicht von der Identität von griech. *εἶεν* mit ai. *áyat* (Coniunctiv) durch Brugmann selbst (Griech. Gramm.² S. 225) wieder zurückgezogen, beziehungsweise als unhaltbar erklärt worden ist. Möglicherweise trifft Fröhde das Richtige, der unser *εἶεν* mit ai. *evám evá* „geradeso, allerdings, wirklich, ja“ identificiert (Bezzenbergers Beiträge X, 297). Endlich sei noch erwähnt, dass auf S. XXI (§. 96) in ganz unnöthiger, ja störender Weise bei der Consecutio modorum die Rede ist von dem Optativ ohne *ἄν*, der die bekannte stellvertretende Stelle einnimmt. Von *ἄν* war hier überhaupt gar nichts zu erwähnen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

---

51. Bulić Fr., Demostenov govor proti Midiji (Die Rede des Demosthenes gegen Meidias). Progr. des k. k. Obergymn. in Spalato, 1891, 8°, 52 SS.

Diese lesenswerte Abhandlung zerfällt in vier Theile. In der allgemeinen Einleitung berührt der Verf. die persönlichen Verhältnisse des

lerne Di
gebend
ugend
Di
Rech
gebi
Zwecke
ten hat, we
der Ger
er Abhandlung
chen. Der Ver
zwar nach
t ist, jedoch
r Redner an diese

S. 20–35 wird
nur ein Entwurf sei
vorliegenden Form ge
kommt der Verf. i
dem Resultate, dass
che vorhanden sind,
Demosthenes nicht öffer
wiederum in derselben so
finden, dass sie, wie Blas
in keinem Punkte nachst
digkeit und Kraft vor
hervorragt
Theil der Abhandlung enth
wann diese Rede abgefasst
ünde und bei sorgfältiger
der Verf. zu dem Schluss
351 vor Chr. = Olymp.
ysien übernommen habe; im
Athener einen Feldzug nach E
; bald nach diesem Siege
Demosthenes von Meidias
den Archontenjahre, Olymp. 1
Meidias verfasst, und zwar, wie
Ereignissen ergibt, im Herbst
Winter 348.
Angabe des Demosthenes §. 15
Rede 32 Jahre alt gewesen, häl
sich schon in sehr früher Zeit in
mit Schäfer an, dass statt τριά
zu schreiben se
Untersuchung führt, sind
mit den Ergebnissen der neuesten
ist die Abhandlung auf selbstän
und legt von dessen guter und kri
Zeugnis ab

Anton, O metodiskem
sloveńsko-utrakvisti
thodischen Unterricht des Deu
sse der slovenisch-utraquistis

zur in slovenischer Sprache zu lesen ist. Wir müssen es als auffallend bezeichnen, dass man verschiedenen methodischen Fragen beim Unterrichte an den slovenisch-utraquistischen Gymnasien, sowie an jenen Mittelschulen, wo das Slovenische als Muttersprache gelehrt wird, aus dem Wege geht und dieselben nicht öffentlich vermittelst kurzer Programmaufsätze zur weiteren Discussion vorlegt. Während z. B. über die Methodik des deutschen Unterrichtes an den Mittelschulen von den deutschen Fachmännern sehr viel und ausführlich geschrieben wurde, blieb diese Frage bezüglich der slovenischen Sprache bei den slovenischen Fachlehrern fast unbeachtet. Gerade die älteren Fachmänner würden berufen sein, in solchen pädagogischen Fragen eine entscheidende Stimme abzugeben, und es wäre wünschenswert, dass erfahrene slovenische Pädagogen auf Grund der „Instructionen“ und Erlässe, die für den Unterricht des Deutschen an den Mittelschulen erflossen sind, über die Methodik des planmäßigen Unterrichtes der slovenischen Sprache an den Mittelschulen die Meinung äußerten und ihre vieljährige Erfahrung den jungen Lehrern zunutze machten.

Der vorliegende Aufsatz handelt über die Methodik des deutschen Unterrichtes in der I. und II. Classe an den slovenisch-utraquistischen Gymnasien. Die Frage, wie der deutsche Unterricht in der I. und II. Classe an den Gymnasien zu Laibach, Rudolfswert und Marburg einzurichten sei, ist schon öfters Gegenstand näherer Untersuchung gewesen. Im Supplement-Heft zum 42. Jahrgang (1891) dieser Zeitschrift (S. 76 bis 101) hat H. V. Bežek diese Frage behandelt unter dem Titel: „Die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand auf der Unterstufe slovenisch-utraquistischer Gymnasien“, und in der Zeitschrift selbst (1891) lesen wir aus der Feder des H. R. Čuček die Abhandlung „Wie sind die Elemente der deutschen Sprache an slavischen Mittelschulen zu lehren?“ Die zwei eben genannten Abhandlungen fußen auf verschiedenen Principien, in der ersten wird der analytischen, in der letzten der synthetischen Methode das Wort gesprochen. Der Verf. der vorliegenden Abhandlung schließt sich den Principien der analytischen Methode an und versucht diese eingehend zu begründen. In diesem Jahresberichte ist nur der erste Theil: die theoretische Abhandlung enthalten, während der zweite, praktische Theil im nächsten Jahre folgen soll. Der erste Theil spricht I. über den Umfang des Lehrstoffes, behandelt II. die Frage, ob die synthetische oder die analytische Methode vorzuziehen sei, erörtert III. die Grundprincipien der analytischen Methode im Geiste der Psychologie, und bespricht IV. die sogenannten Formalstufen des Unterrichtes. Sich enge anschließend an die bekannten Verfechter der analytischen Methode, wie J. Vetter, J. Bierbaum, E. v. Sallwürk u. a., sieht der Verf. im Übereifer für die analytische Methode nur die guten Seiten derselben und unterschätzt die Bedeutung der synthetischen Unterrichtsweise, vorausgesetzt, dass dieselbe vernünftig angewendet wird. Für die Richtigkeit und bessere Güte einer jeden Methode spricht nur deren Erfolg, und diesen wird die analytische Methode erst aufzuweisen haben. Ich kann nicht umhin, es sehr in Zweifel zu ziehen, ob man bei der rein analytischen Methode in überfüllten Classen, wo 40 bis 50 Schüler sitzen, dieselben Resultate erzielen wird, wie bei der synthetischen Methode, wie sie jetzt gang und gäbe ist. Bei der letztgenannten Methode dürfte der Schüler jedenfalls tiefer in das Wesen der fremden Sprache eindringen und sich ein positiveres Wissen aneignen, und dazu wird besonders das Übersetzen in die fremde Sprache beitragen; denn das Übersetzen in fremde Sprachen ist ein solches Bildungs- und Übungsmittel, dessen die Schule nicht entrathen kann.

Bei den Verhältnissen, wie sie an den slovenisch-utraquistischen Gymnasien anzutreffen sind, ist natürlich beim Unterrichte des Deutschen ein anderer Weg einzuschlagen, als beim Anfangsunterrichte einer anderen fremden Sprache. Slovenische Schüler, die in das Gymnasium eintreten,

haben bereits zwei oder drei Jahre an der Volksschule deutschen Unterricht genossen und müssen aus dem Deutschen laut Vorschrift eine Aufnahmsprüfung machen, wobei Fertigkeit im Lesen und Schreiben, Kenntnis der Elemente aus der Formenlehre, Analyse einfach bekleideter Sätze verlangt wird. Die Aufgabe des deutschen Unterrichtes in der I. und II. Classe ist es nun, in dem Schüler die Kenntnis der deutschen Sprache so zu erweitern, dass er in der III. Classe imstande sein wird, vermittelst der deutschen Unterrichtssprache dem Unterrichte im Griechischen und Deutschen zu folgen. Dies kann nach meinem Dafürhalten am besten dadurch erreicht werden, dass den Schülern ein passendes deutsches Lesebuch mit einem Phrasenvocabularium und ein kurzer Leitfaden der deutschen Sprache in die Hand gegeben wird. Durch fleißige und anhaltende Lectüre, durch Wiedererzählen und Memorieren kleiner Lesestücke und Gedichte dürfte der Unterricht am meisten gefördert werden. Um aber überhaupt günstigere Resultate zu erzielen und den gestellten Anforderungen leichter zu genügen, müssten vor allem die vier wöchentlichen Stunden vermehrt, wenn nicht verdoppelt werden.

Die Abhandlung ist im fließenden und correcten Slovenisch geschrieben, und der Verf. hat den Beweis geliefert, dass sich schwierige pädagogische Fragen in der slovenischen Sprache gut und allgemein verständlich behandeln lassen.

Klagenfurt. Dr. J. Sket.

---

53. Mattel Victor, Die griechischen Lyriker und deren Verwertung im Gymnasial-Unterricht. Progr. des II. deutschen Obergymn. in Brünn 1892, 8°, 29 SS.

Ref. hat in diesen Blättern (Jahrg. 1892, S. 881 ff.) gelegentlich der Besprechung von A. Bieses Buch „Griechische Lyriker in Auswahl“ seine Ansichten über die Bedeutung der Lectüre der griechischen Lyriker an unseren Gymnasien, sowie über die Zeit, welche man etwa für diesen Zweck dem übrigen Unterrichte abgewinnen könnte, kurz dargelegt, und es gereicht ihm zu großer Befriedigung zu sehen, dass zwischen ihm und dem Verf. vollkommene Einmüthigkeit besteht, und zwar in so hohem Grade, dass er es für nöthig hält, seine Unabhängigkeit von vorliegender Schrift ausdrücklich zu betonen. Der Verf. widerlegt zunächst die zwei Gründe, welche scheinbar gegen diese Lectüre sprechen könnten, dass die Werke der griechischen Lyriker zumeist nur fragmentarisch erhalten sind und dass die metrischen und sprachlichen (dialectischen) Schwierigkeiten zu groß sind. Hiebei konnte bezüglich des zweiten Punktes darauf hingewiesen werden, dass im Gegentheil einige dieser sprachlichen Erscheinungen, so z. B. die Spuren des Digamma, die dorischen Casus- und Verbalformen u. dgl. in den obersten Classen sogar zur Vertiefung des grammatikalischen Wissens der Schüler sehr vortheilhaft ausgebeutet werden könnten. Sodann folgen S. 5—26 Proben griechischer Lyrik in Original (zu Tyrt. Frgm. 11 v. 37 theilt der Verf. seine Conj. ἔχεσθε [haltet euch, haltet Stand!] statt ἐς αὐτούς mit, die er auf Hom. Il. XVI 501 stützt) und (fremder) Übersetzung — dankenswert für jene Lehrer, die ihre Lehrbefähigung erlangten, ehe der h. Min.-Erl. v. 7. Febr. 1885, Z. 2117 in Kraft trat, und seither nicht Gelegenheit fanden, sich mit griechischer Lyrik zu befassen —, unter gleichzeitigem Nachweise der großen Bedeutung der Lyriker-Lectüre für den Unterricht in der Geschichte, in den classischen Sprachen und im Deutschen. Auch wegen ihres patriotischen Gehaltes, fährt der Verf. fort, ihrer tiefen Religiosität, ihrer „gnomenhaften“ Sprache und — fügen wir hinzu — wegen ihres regen Naturgefühles verdienen diese Dichter von unserer Jugend kennen gelernt zu werden. Daher zum Schlusse der Vorschlag, im 1. und

2. Semester der VII. Classe neben Demosthenes und Homer wöchentlich eine Stunde den griechischen Lyrikern zuzuweisen. Auch hierin erklären wir uns einverstanden. Selbstverständlich wären auf dieser Stufe nur die schwierigeren melischen Stücke, darunter auch einiges aus Pindar und Theokrit vorzunehmen, während die Elegiker und die Epigramme in der VI. Classe gelegentlich der Herodotlectüre (nicht, wie der Verf. meint, schon in der V., da auf dieser Stufe der Schüler im Homer zu wenig heimisch ist) berücksichtigt werden könnten. Einiges müsse erst für die Zeit der Horazlectüre, wieder anderes für die deutsche Unterrichtsstunde zurückgestellt werden. Endlich halten wir es für zweckmäßig, dass eine passende Schulausgabe der griech. Lyriker in zwei Partien erscheinen sollte, damit die erotischen Stücke erst dem reiferen Schüler in die Hand gegeben werden. Wir verweisen auch in dieser Beziehung auf unsere Bemerkungen in obcitierter Recension.

54. Friedel, Dr. Otto, Materialien zum Ovid-Unterricht. Beilage zum Progr. des Fürstl. Stolberg'schen Gymn. zu Wernigerode. 1892, 4°, 24 SS.

Eine sehr lesenswerte Abhandlung, welche zeigt, welch reichhaltiges Material ein einziges Stück des Ovid (Philemon und Baucis) für alle Zweige der Schul- und allgemeinen Bildung und für die religiös-sittliche Erziehung der Jugend darbietet. Auf Schritt und Tritt begegnen wir hier dem erfahrenen, vielseitigen und fleißigen Lehrer, so dass der pädagogische Wert der Schrift sehr bedeutend ist. Dass der Verf. für die Erklärung des Stückes 20 Unterrichtsstunden brauchte, rechtfertigt er durch das Motto »im kleinsten Punkte die größte Kraft«. So haben wir ein Ideal vor uns, dessen Erstrebung man sich im Interesse der Absolvierung eines bestimmten Lehrstoffes zumeist versagen muss.

55. Mužik H., Bemerkungen zu Weidners Textausgabe. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Krems 1892, 8°, 3 SS.

Den Verf. hat die Schulpraxis belehrt, dass Weidner in seiner Nepos-ausgabe (Wien, Tempsky 1890) »in seinem Bemühen, den Schülern einen gut lesbaren und doch classischen Text zu bieten, leider nur zu oft über das Maß des Nothwendigen hinausgegangen ist«. Er sucht dies an ungefähr 30 Stellen nachzuweisen. An mehreren derselben (hieher gehört auch Thras. 4, 1) stimmt er der neuen Textgestaltung des Ref. (Wien, Hölder 1891) bei. In den meisten Fällen wird man dem Verf. Recht geben können; doch ist Them. 6, 1 das sonst überflüssige isque vielleicht Corruptel aus iisque: warum soll aber der Schüler is in dieser Bedeutung (er lernt bald umständlich: tantus, talis, tam und is, wenn es anstatt talis steht), ferner Them. 7, 3 ut ne nicht schon auf dieser Stufe kennen lernen?

56. Molčik M., Ukázka kollektaneí ke klassikům latinským. (Proben von Collectaneen zu lateinischen Classikern.) Progr. des k. k. böhm. Staatsgymn. zu Ungarisch-Hradisch 1892, 8°, 21 SS.

Der Verf. will den vorliegenden Aufsatz als Ergänzung seiner in der böhmischen Zeitschrift für Mittelschulwesen »Krok« vom Jahre 1892, Heft 5—7 erschienenen Abhandlung »Über Anlage und Inhalt der Collectaneen zu griechischen und römischen Schriftstellern« nach der praktischen Seite hin aufgefasst wissen. Insbesondere gilt seine Arbeit dem Nachweise, dass die Anfertigung von Collectaneen nach den in den Instructionen dargelegten Grundsätzen durchaus nicht Vielschreiberei zur Folge haben müsse, eine Befürchtung, die H. Schiller, »Handbuch der

prakt. Pädagogik«, Leipzig 1886, S. 413 Anm. ausgesprochen hatte. Un dieser Gefahr vorzubeugen, soll die Anlage der Sammlung so beschaffe sein, dass alle Wiederholungen vermieden werden, indem für jede Gegenstand der Collectaneen ein bestimmtes Centrum festgesetzt wird Hier ist das Wichtigste zusammengefasst. Damit aber die bezüglichen Anmerkungen zu den anderen Autoren nicht in der Luft hängen, wir deren Verbindung mit dem jeweiligen Centrum durch Schlagworte, Ziffer u. dgl. hergestellt. Die Übersichtlichkeit der Anlage soll eine detaillierte äußerlich leicht erkennbare Gruppierung ermöglichen, und soll auch inner halb derselben Gruppe durch die Art der Schrift, durch Unterstreichunge u. s. f. das Wichtigste für das Auge erkenntlich gemacht werden. Da Ganze ist so wohl durchdacht und geordnet, dass wir den Entwurf eine völlig neuen Disciplin vor uns zu haben vermeinen. Wenn nun der Ver versichert, dass er in dieser Art von Collectaneen mit seinen Schüler schöne Erfolge erzielt habe, so gönnen wir ihm dieselben vom Herzen da wir meinen, dass große Bemühung und auch wohl viel Aufwand a Zeit nothwendig ist, um bei den bekannten Eigenschaften unserer Schu jugend in Arbeiten, die so viel Umsicht, Fleiß und Genauigkeit erfordern auch nur halbwegs Befriedigendes zu erzielen.

Wien. Hugo Jurenka.

---

57. Micholitsch Albert, Über die Entwicklung der Ornamente. Progr. der n.-öst. Landes-Oberrealschule und der mit derselben verbundenen Landes-Handelsschule in Krems 1892, 8°, 15 S.

Der Verf. bespricht eine Reihe von Ornamenten, die sich aus de primitiven Schnitzwerk und aus dem Flechtwerk ableiten lassen, u geht dann auf jene Formen über, die aus der Naturbetrachtung, besonde der Pflanzenwelt (Lotos, Akanthus, Granatapfel, Nelke) entstanden sin wobei allerdings ein kleiner Irrthum unterläuft, indem eine griechisc Palmette (Nr. 4, Fig. 14) und ein venetianisches Akanthusblatt (Nr. Fig. 14) aus dem Lotos abgeleitet werden. Sind auch die gewählt Beispiele nicht erschöpfend, so wird die kleine Abhandlung besond den zeichnenden Schülern manche Aufklärung und Anregung bringen.

Graz. Josef Wastler.

Eranos Vindobonensis.

Wintersemester 1893/4.

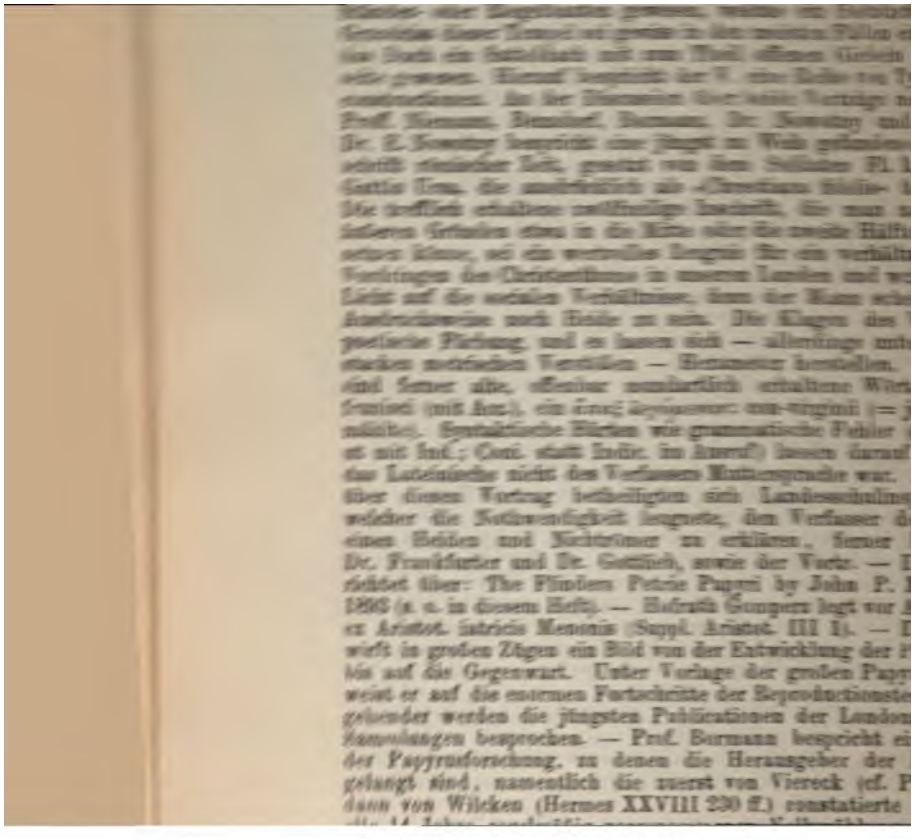
I. Sitzung am 26. October.

Hofrath Gomperz referiert über G. Kaibel, Stil und Text der πολιτεία Ἀθηναίων des Aristoteles, Berlin 1893. An der Debatte theiligt sich Hofrath Hartel und der Vortr. — Prof. Loewy spricht 1. ü eine wiedergefundene Inschrift der Sammlung Nani, 2. über das Gew der weiblichen Akropolisfiguren. Das Untergewand derselben werde we der Fältelung für leinen angesehen. Der Vortr. zeigt indes einen Ba wollstoff vor, dem durch die Art des Webens eine ähnliche Fältelu verliehen wurde. Daher sei bei der erwähnten Annahme Vorsicht nöth In die Debatte griffen Hofrath Benndorf und Dr. Heberdey nebst d Vortr. ein. — Prof. Zycha über interpretatio Itala. Nach einer E leitung über die Verschiedenheit der Ansichten der Gelehrten gibt d V. übersichtlich die Genesis der Italafrage. Von der Stelle des Augustin de doctr. christ. II 15, der zuerst einen besonderen Text der heilig Schrift erwähnt, ausgehend habe man zunächst die Hypothese aufgestell

»In der westlichen lateinischen Kirche hat es eine authentische Bibel unter dem Namen Itala gegeben«, welche im Laufe der Zeit allerdings interpoliert worden sei. Trotz dieser Entstellung lasse sich ein einheitlicher Charakter nicht verkennen; die verschiedenen Gestaltungen verhielten sich wie Familien-Recensionen zur Urübersetzung. Zum Theil im Anschluss an dieselbe Stelle, mehr aber noch auf Grund der Stelle II 11 derselben Schrift hätten andere Gelehrte die der ersteren ganz entgegengesetzte Hypothese aufgebaut, dass es ursprünglich eine Mehrheit von Bibeln gegeben habe. Da man diese Annahme hauptsächlich damit zu Falle bringen wollte, dass man bei den Wörtern interpres, interpretari, interpretatio die Bedeutung des Übersetzens bestritt, unternahm es der V. den Beweis zu führen, dass Augustinus diese Ausdrücke im Sinne des Übersetzens gebrauche. Er gieng dabei von dem Begriffe interpretatio ex hebraeo aus, welcher Ausdruck von Augustinus für die Übersetzung des Hieronymus angewendet werde. Ferner führte er zum Beweise die Stelle II 14 (Schluss) an, wo die Worte ex uno dumtaxat interpretationis genere uenientes erstens auf eine andere Übersetzungsweise schließen lassen, also eine Mehrheit von Übersetzungen zur Voraussetzung haben, sodann die in cap. 13 für interpretationis genus gegebene Erklärung, die wieder auf die Bedeutung »übersetzen« führt, indem der Eintheilungsgrund nach dem größeren oder kleineren Grade der Worttreue sonst keinen Sinn hat. Die Kritik der früheren Bearbeiter, deren Material sich nur auf die Stellen in den Kirchenvätern beschränkte, bietet ihm Gelegenheit auch die Frage zu streifen, wie weit man sich auf die Citate der Kirchenschriftsteller verlassen könne, und er weist für den Heptateuch des Augustinus ziffermäßig nach, dass man im großen und ganzen mit diesen Citaten eine sichere Basis gewinne. Dabei hebt er hervor, dass jene Gelehrten, da sie doch von Augustinus ausgiengen, vom Anfang an die Stelle de ciuit. dei XVIII 43 zum Ausgangspunkte hätten nehmen sollen, welche Stelle richtig aufgefasst den Standpunkt präcisiere, den Thidmann mit Recht eingenommen hat, man müsse sich immer die Frage gegenwärtig halten: Wie stellen sich die einzelnen Übersetzer zum griechischen Original? Dann schreitet er zur Bestimmung des Wortes Itala. Der Bildungsgang des Augustinus, das Verhältnis der Psalmen des Ambrosius zu denen des Augustinus sowie andere Momente drängen zu dem Schlusse, dass unter interpretatio Itala gemäß dem sonstigen Gebrauche des Adjectivs Italus nur die »italische Übersetzungsweise« zu verstehen sei. Er wähle diese Bezeichnung, weil theils diese Verhältnisse theils andere Momente eine befriedigende Erklärung nur in der Annahme finden, dass es weder eine einzige noch mehrere Bibeln — d. h. die ganze heilige Schrift enthaltende, von je einem Manne herrührende Übersetzungen — gegeben habe, sondern dass vielfache Übersetzungen einzelner Theile der Bibel existiert haben. Bei dieser Voraussetzung begreife sich das Interesse des Papstes Damasus und seiner Nachfolger, endlich einmal eine einheitliche Bibel zu schaffen.

II. Sitzung am 9. November.

Debatte über den Vortrag des Prof. Zycha. Hofrath Hartel stimmt den Resultaten des Vortragenden bei und betont die durch die Unzuverlässigkeit der Texte bedingte Schwierigkeit des Problems, in welcher Form die Bibel im Gebrauche war. Landesschulinspector Huemer weist auf den Gebrauch von interpretatio = Übersetzung bei Hieronymus de vir. ill. hin. Dr. Gottlieb gibt Nachricht von einem schon vor längerer Zeit von ihm gefundenen Fragmente einer vorhieronymischen Übersetzung aus den Indices. Der Wert des Stückes bestehe darin, dass uns gerade für diesen Theil der Bibel sehr wenige Fragmente und kein so zusammenhängendes Stück erhalten ist. Das Verhältnis zum griechischen Text wurde durch Auswahl einiger Stellen in entsprechender Weise beleuchtet. Eine Bemerkung des Rev. W. Hechler und die Antwort des Vortr. bezog sich auf



Ära von Actium, 6 n. Chr. in Syrien (Eph. epigr. IV 537 CIL III suppl. 6687) und Judäa (Flav. Joseph. A. I. XVIII 1; Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes I³ 426—455) vornahm, sich in den 14jährigen Cyklus der aus den ägyptischen Urkunden bisher zuerst für das Jahr 75/6 n. Chr. nachgewiesenen ἀπογραφαί einfüge. Vermuthlich hätten in den einst zu Ägypten gehörigen Gebieten Vorderasiens und wohl auch in den Ländern des syrischen Reiches gleichartige Einrichtungen bestanden, die von den Römern einfach übernommen wurden. In diesem Zusammenhange sei die bereits von Wilcken zur Erklärung der 14jährigen Epoche herangezogene Stelle der Digesten, derzufolge in Syrien die Männer vom 14. Jahre an zur Zahlung der Kopfsteuer verpflichtet waren, zu verwerten. Die angeregte Frage sei für die Beurtheilung der Tradition über das Geburtsjahr Jesu Christi und für die Geschichte des ägyptischen wie des römischen Census von weittragender Bedeutung; die fernere Untersuchung werde insbesondere an die Inschriftsteine anzuknüpfen haben (Joh. Unger, Lpz. St. X), in denen mit der Vornahme des Census betraute Commissäre genannt sind. Zu diesem Vortrage machten noch Prof. Bormann und Prof. Jerusalem kurze Bemerkungen. — Prof. Szanto legt das 8. Heft der Berliner Papyruspublication vor und behandelt namentlich Nr. 252 nebst den analogen bereits früher publicierten Urkunden, die sich als Erbverträge, welche nach römischem Recht bekanntlich ungiltig sind, charakterisieren. Der Stammbaum der in diesen Urkunden erwähnten und contrahierenden Personen weist durchwegs enge Verwandtschaft auch der die Ehe eingehenden Personen, wiederholt auch Geschwisterehen auf. Der Erbvertrag wird nach vollzogener Ehe der eingesetzten Erben etwa im 60. Lebensjahre der verwitweten Erblasserin errichtet und vertritt vollkommen die Stelle des Testamentes, dagegen hat er den Zweck, dem erbenden Ehemann Leistungen an die Frau aufzuerlegen besonders für den Fall seines Todes. Weiter bespricht der V. die juristische und wirtschaftliche Bedeutung dieser Erbverträge.

V. Sitzung am 21. December.

Dr. Oehler über den Papyrus des Brit. Mus. CXXXI recto, welcher verso die *Πολιτεία Ἀθηναίων* des Aristoteles enthält. Es ist dies ein Wirtschaftsbuch aus dem 11. Jahre der Regierung Vespasians, das von dem Verwalter Didymos für den in Hermupolis wohnhaften Besitzer Epimachos geführt wird, indem die täglichen Einnahmen und Ausgaben gesondert verzeichnet werden und am Schlusse eines jeden Monates die Bilanz erfolgt. Hiebei wird bei den Einnahmen nach Silberdrachmen, bei den Ausgaben aber nach Silber- und Kupferdrachmen gerechnet, die letzteren werden dann auf die ersteren nach dem Verhältnis 24 : 28 oder 24 : 29 reduciert. Die Arbeitslöhne der Erwachsenen schwanken zwischen 3—5 Obolen, während Kinder 2—3 Obolen täglich erhalten. Die in den Rechnungen verzeichneten Arbeiten vertheilen sich wie folgt: September (Toth) Bewässerung, October (Phaophi) Anbau, Januar (Tybi) Arbeiten im Weingarten, April (Pharmuthi) Beginn der Ernte, Mai (Pachon) Drusch, wie dies auch jetzt noch in Ägypten der Fall ist. Die Felder oder Parcellen sind mit Namen versehen, und aus den beigefügten Zahlen glaubte der V. die Größe des Meierhofes bestimmen zu können und gelangte zu 50 Aruren = 75 iugera. Eine Bearbeitung dieses Papyrus von Sachverständigen wäre dringend zu wünschen. An der Debatte, die sich namentlich um die Art der Arbeiter und um die Währungsverhältnisse drehte, betheiligten sich Dr. Hartmann, Prof. Bormann, Prof. Szanto, Hofrath Schenkl und Prof. Kubitschek. — Prof. Mekler berichtet über Karl Krumbachers »Mittelgriechische Sprichwörter«. Aus einem ungewöhnlich spröden Rohstoff hat hier ein wissenschaftlicher Geist, ohne sich die mühseligsten Quellenstudien verdrießen zu lassen, ein ebenso ertragreiches als methodisch mustergiltiges Werk geschaffen. Krumbacher hat zehn handschriftliche Sprichwörtersammlungen, worunter sieben noch

ungenutzte, gelesen und ihre Stoffmasse mit der ungleich umfangreich verarbeitet, die in den alt- und neugriechischen Corpora paroemiogr und den Spruchspeichern all der Nationen vorliegt, die jeweilig mit By Fühlung bekamen, also der Slaven, Romanen, der Westeuropäer überh so gut wie der orientalischen Völker. Die »unscheinbaren Erzeugni proverbialen Sinnes werden ihm zum Krystallisierungspunkt einer du greifenden Analyse, die sich auf die verschiedensten Fragen erstre den Reichthum des abend- und morgenländischen Sprichwortes an cha teristischen Formen, den katechetischen Zweck der byzantinischen V sprichwörter und den Antheil, den er bei allem Aberwitz der zwa weisen Hermenie an ihrer Aufbewahrung hat, die theilweise nachw lichen Urheber der Sammlungen, und nicht zuletzt die psychologis Factoren, die bei Verbreitung und Umredigierung der populären Spr weisheit mitwirkten.

VI. Sitzung am 11. Januar 1894.

Prof. Meringer legt vor: J. Wackernagel, Beiträge zur Lehre griechischen Accent, Progr. der Univ. Basel 1893, und verbreitet namentlich über die Bedeutung des Gravis. In die sich anschließ Debatte griffen ein Prof. Jerusalem, die Hofräthe Gomperz, Bü Schenkl und der Vortr. — Landesschulinspector Huemer sprach über ce und cervulus. Ausgehend von der Bemerkung, dass die lateinischen Le das Vorkommen dieser Wörter nur aus der classischen Literatur bel cervulus in Frontin. strat. I 5, 2) und nur die Bedeutungen Hi Hirschlein, Pallisaden, spanische Reiter (cervuli) feststellen und n weisen, führt der V. aus, dass diese Wörter in der späteren, christli Literatur oft und in auffallenden Bedeutungen und Verbindungen finden, die umsomehr beachtet werden müssen, als die Wörterbücher romanischen Sprachen nicht selten höchst zweifelhafte Ableitungen dem Lateinischen bieten. Er verweist auf cerro (sp. pg.), ser (prov.), nach Diez, Etym. Wörterbuch der rom. Sprache, Anhöhe, Berg bed und daselbst auf lateinisches cirrus Haarbüschel zurückgeführt we ferner auf sierra, port. serra, neuprov. serro. Die Bedeutungsentwick cerro aus cirrus gebe gewiss Anlass zu begründetem Zweifel. Der V macht nun auf eine Stelle in Hieron. de vir. ill. c. 106 aufmerksam, es heißt: Pacianus, in Pyrenaei iugis Barcelonae episcopus ... scr varia opuscula, de quibus est 'Cervus' et contra Novatianos etc. In Handschrift des VIII. Jahrhunderts findet sich nun über Cervus, Titel eines Werkes, das nicht erhalten ist, die Glosse: c. quia *mons cervo* fieri in altis et sic altum est, woraus mit großer Wahrschein keit für cervus die Bedeutung 'Anhöhe, Berg' erschlossen werde. Ce und cervulus findet sich auch in der Paraenesis desselben Autors, auch unter Anspielung auf eine sonderbare spanische Sitte jener Zeit Ausdruck cervulum facere, der der sicheren Erklärung harre. Durch Sicherstellung der Bedeutung cervus = Anhöhe, Berg glaubt der V. Übergang zur Erklärung des Wortes cerro gefunden zu haben, wob zur Beseitigung der lautlichen Schwierigkeiten noch auf die wich Stelle im Grammatiker Virgilius Maro hinweist, welcher sagt: Di etiam *cerus* pro *cervus* et sic tamen declinant cervi, cervo, et cet et tamen peregrinum tamque *barbarum* est, ut unde allatum est, inte non potest. Bei der nun folgenden Debatte, an der sich die Hofr Benndorf und Schenkl, Dr. Detter und Dr. Heberdey betheiligten, wu auch von dem deutschen Ausdruck »spanische Reiter« verschiedene klärungen aufgestellt. — Weiters legt Landesschulinspector Huemer Harnack, Geschichte der altchristlichen Literatur, Leipzig 1893, und merkt, dass eine eingehende Besprechung dieses großartig angele Werkes, das besonders für die Mitarbeiter am Corpus scriptorum eccl sticorum von Wichtigkeit sei, sehr erwünscht wäre. — Prof. Szanto l neue Literatur vor.

VII. Sitzung am 25. Januar.

Hofrath Benndorf bespricht die von Appleton in Troja gefundene und von Milchhöfer in den Verh. d. Berl. anthropol. Gesellsch 1893, S. 366 ff. veröffentlichte Scherbe mit der primitiven Darstellung eines Löwen, der von einem Manne bekämpft wird. Dergleichen Scherben wurden nach Geopon. II 42 an den vier Ecken und in der Mitte eines Ackers niedergelegt, um das Unkraut ἀσπρολέων zu vertreiben. — Prof. Bormann legt zunächst den Bericht der Carnuntum Gesellschaft vor und macht sodann aufmerksam auf ein in Carnuntum gefundenes Marmorfragment, jetzt im Besitze des Grafen Traun, von guter Arbeit. Erhalten sind Kopf und Büste eines Jünglings, der, wie es scheint, ein Füllhorn trug. Dr. von Schneider vermuthet darin einen Bonus eventus. Weiters zeigt der V. einige voraussetzlich antike, aber mit gefälschten Inschriften versehene Bronzeplatten vor. Zwei derselben sollen von der Akropolis stammen. Die Fälschungen sind raffiniert und nicht ohne Gelehrsamkeit gemacht. — Hofrath Schenkl weist nach, dass das zweite Buch der Schrift des Ambrosius de excessu fratris in seinem ersten Theile wesentlich aus der Consolatio Ciceros entnommen ist, so dass man daraus nicht bloß auf Einzelheiten, sondern auch auf die Anordnung bei Cicero Schlüsse ziehen könne. Die Untersuchung wird in dem nächsten Hefte der Wiener Studien veröffentlicht. An der Debatte betheiligten sich Hofrath Hartel, Landesschulinspector Huemer, Prof. Jerusalem und der Vortr. — Dr. Löhr spricht über Bruno Sauer, Der Torso von Belvedere (Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung 1894). Der Ref. spricht sich durchaus zustimmend über die hier gegebene neue Deutung des Torso auf Polyphem aus und hält auch den übrigen Inhalt der Schrift, die pragmatische Darstellung der bisherigen Beurtheilungen, Deutungen und Ergänzungsversuche dieses Kunstwerkes für sehr verdienstlich. Denn die Wichtigkeit des kunstgeschichtlichen Problems, ohne Stütze der schriftlichen Überlieferung ein Kunstwerk nur auf Grundlage des plastischen Thatbestandes und stilistischer Erwägungen zu würdigen, sowie die sich hieran knüpfende Geschichte methodisch höchst lehrreicher Irrthümer rechtfertige hier die Ausführlichkeit der Darstellung von schon Bekanntem auch heute, wo wir sonst entschlossen sind, auf manchen Ballast älterer Literatur zu verzichten. Ein äußeres Hauptargument Sauers, dass der Torso kein Löwen-, sondern ein Pantherfell zeige, lässt sich leider weder am Abguss, noch an den der Schrift beigegebenen Abbildungen mit beruhigender Sicherheit controlieren. Doch darf man hier dem bewährt sicheren Blicke Sauers vertrauen, besonders da die gleiche Beobachtung des Anatomen Hasse gelegentlich eines recht verunglückten Ergänzungsversuches vorliegt. Für ausschlaggebend hält Ref. ein inneres Argument. Denkt man sich den ergänzten Torso als Polyphemdarstellung, dann bekommt gerade das Specielle an dieser Formgebung die lebendige Grundlage, dann versteht man diese Formen, die sogar nicht zum Heraklestypus passen wollten, das treffliche plastische Werk kommt zu seinem Recht, ohne dass man ihm mit unmöglichen gelehrten Argumenten zuhilfe kommen oder es einem Michelangelo gegenüber herabsetzen müsste. In der Debatte werden von Dr. von Schneider und Hofrath Benndorf Zweifel an der Richtigkeit des Ergebnisses der Untersuchung geäußert.

VIII. Sitzung am 15. Februar.

Dr. Zingerle spricht zur Kritik der Zauberpapyri. Nach einer Übersicht über die bisher veröffentlichten Zauberbücher bespricht er die kritische Methode, nach der diese Denkmäler volksthümlichen Aberglaubens von den einzelnen Herausgebern behandelt worden sind, und weist im einzelnen nach, dass die allzugroße Zurückhaltung bei Herstellung des Textes ebenso zu verwerfen ist, wie dessen durchgängige Uniformierung, die einerseits der höheren Kritik von vornhere[illegible]ht, andererseits die Gefahr in sich schließt, sprach

Formen aus dem Texte zu entfernen. An einzelnen Beispielen, die das Vorkommen von sprachlichen Erscheinungen, die bisher nur aus dem Mittel- und Neugriechischen zu belegen waren, bis in das 3. und 4. nachchristl. Jahrhundert hinaufrücken, wird die Wichtigkeit dieser Texte auch für die historische Grammatik der griechischen Sprache dargethan. — Hofrath Hartel hebt einige Schwierigkeiten hervor, denen der Herausgeber von Zauberpapyri gegenübersteht, und bemerkt, dass auch der Text der Septuaginta zum Vergleiche der Sprache herangezogen werden müsse. — Dr. Wilhelm legt eine Ergänzung der von U. Köhler CIA II 160 mitgetheilten athenischen Inschrift vor und weist nach, dass sich die Urkunde auf den von König Philipp (Z. 9 ff. *οὐδὲ τ]ὴν βασιλ[ί]σ[σ]ι τὴν] Φ[ιλίππου καὶ τῶν ἐγόν]των καταλυσ[ω*) mit den griechischen Staaten geschlossenen Frieden bezieht. — Prof. Szanto erklärt sich mit der Ergänzung der Inschrift vollkommen einverstanden, möchte aber die Frage, ob unser Exemplar sich auf den Vertrag Philipps oder Alexanders bezog, die beide gleichlautend waren, unentschieden lassen.

IX. Sitzung am 1. März.

An Stelle des nach Kleinasien abgehenden Prof. Szanto wird Dr. Heberdey zum Vicepräses gewählt. — Prof. Wotke legt vor Vogt, Wiederbelebung des classischen Alterthums, 3. Aufl. Die Neubearbeitung dieses Buches sei in jeder Hinsicht ungenügend. — Dr. Heberdey legt eine selbstentworfene Karte des Schauplatzes der Schlacht bei Issos vor und erläutert sie an der Hand des Arrian. — Dr. von Grienberger spricht über die auf einer 1893 zu Lanchester, Grafschaft Durham, gefundenen, von vexillarii Sueborum gestifteten Weiheinschrift erwähnte Dea Garmangabis und gibt eine Erklärung des Namens (cf. Ztschr. f. deutsch. Alterth. 1894, 3. Heft). — Prof. Bormann legt die meisterhafte, Mommsen verdankte Publication und einen Abklatsch des Protokolles der ludi saeculares vor, das vor kurzem bei der Tiberregulierung in Rom gefunden wurde und bekanntlich auch den Namen des Horaz als Verfassers des Festliedes enthält. Die durch diesen Fund veranlasste Würdigung des Carmen saeculare durch Vahlen könne als ein Muster philologischer Interpretation bezeichnet werden.

X. Sitzung am 15. März.

Hofrath Gomperz referiert ausführlich über U. von Wilamowitz-Möllendorf, Aristoteles und Athen.

Wir setzen unsere Leser von einem Aufrufe in Kenntnis, der von einer Anzahl hervorragender Gelehrten unterzeichnet ist, darunter J. Minor, A. Sauer, E. Schmidt, und zum Zwecke hat, eine Sammlung zur Herstellung eines würdigen Grabdenkmales in Göttingen für Gottfried August Bürger (mit der Büste oder dem Reliefbilde des großen Dichters) einzuleiten. Diejenigen, welche zu diesem edlen Zwecke ihr Scherflein beizusteuern gesonnen sind, wollen ihre Geldbeiträge an die Dieterich'sche Buchhandlung in Göttingen, die einst Bürgers Gedichte verlegt hat, einsenden.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zwei Recensionen Bürgerischer Dichtungen von A. W. Schlegel.

Zum Jubiläum mitgetheilt von J. Minor.

Die beiden folgenden Recensionen haben nicht bloß ein literarhistorisches, sondern auch ein persönliches Interesse. Sie rühren von dem Kritiker her, dem wir aus späteren Jahren die objectivste und geistreichste Charakteristik des Dichters verdanken. Aber sie sind in den Tagen geschrieben, wo Wilhelm Schlegel noch unter dem unmittelbaren Einflusse Bürgers recensierte, übersetzte und dichtete. Sie sind darum auch ein Denkmal der innigen Beziehungen, welche den Jünger mit dem Meister verbanden. Niemals sei begeisterter von Bürger gesprochen worden, als in diesen Erstlingen des zukünftigen großen Kritikers: so urtheilt einer der neuesten Biographen Bürgers. Und wenn Schlegel auch nicht blind ist gegen die Fehler seines Vorbildes, so kann Bürger doch an seinem Ehrentage keinen beredteren Anwalt finden als an dem „jungen Aar", dessen kritische und dichterische Anfänge er selber einstmals begrüßt hat.

Die beiden Recensionen fehlen in der Böckingischen Ausgabe der Werke W. Schlegels. Die erste hat schon Koberstein als Schlegels Eigenthum erkannt; beide hat ihm dann Haym in seiner Romantischen Schule (S. 869) zugeschrieben. Seit der Publication des Bürgerischen Briefwechsels und der Briefe der Gebrüder Schlegel liegen die äußeren Zeugnisse für die Autorschaft Schlegels sichtbar vor. In seinem Buch über die Entstehungsgeschichte des Schlegel-Tieckschen Shakespeare hat dann Bernays (S. 36 ff.) eine feinsinnige Würdigung der Besprechung des Hohen Liedes gegeben; die vortreffliche Einleitung Sauers zu der Ausgabe der Bürgerischen Gedichte in Kürschners Nationalliteratur (S. LXV ff.) bringt Auszüge aus beiden Stücken. Ihrem Wortlaute nach sind die beiden Kritiken in neuerer Zeit nicht wieder bekannt geworden. Sie sollen an Bürgers Jubeltag ihre Wiederauferstehung feiern; die letztere zugleich ein unübertroffenes Muster einer künstlerischen Interpretation.

[illegible] Bürgerischer Dichtungen von A. W. Schlegel.

[illegible] Recension (über Bürgers Gedichte 1789) ist in den [illegible] Gelehrten Anzeigen, den 9. Juli 1789, 109. Stück, S. 1089 ff. [illegible] Bürger selber bezeichnet W. Schlegel als Recensenten (Strodt-[illegible] IV 31).

[illegible] zweite Recension (über Bürgers Hohes Lied) ist im Neuen [illegible] Museum von Boie 1790, 2, 205—214 (Februarheft) und 3, [illegible] (Märzheft) gedruckt. Über die Autorschaft vergleiche man die [illegible] Strodtmann III 299, IV 5. S. 42, und den Brief Friedrich [illegible] an Wilhelm bei Walzel S. 36 f. Man liest dort auch, welchen [illegible] auf diesen Beitrag Schlegels legte, den er gut honorierte.

1.

Gedichte von Gottfried August Bürger. Mit Kupfern. Bey Dieterich 1789. Erster Theil 272 S., ohne die Vorrede. Zweyter Theil 296 S. Diese lang erwartete zweyte Auflage von den Werken eines unserer beliebtesten Dichter ist, wie die Seitenzahl ausweist, fast doppelt so stark, als die erste, welche im J. 1778. in eben dem Format und Druck erschien. Das meiste von dem Hinzugekommenen ist vorhin zerstreut in Almanachen gedruckt gewesen, die sich meistens schon vergriffen hatten, so daß manches darunter selbst dem Kenner der deutschen Litteratur neu seyn möchte. Vorzüglich ziehen aber die ganz neuen Stücke unsere Aufmerksamkeit auf sich, besonders wenn sie, wie Hr. B. in der Vorrede zu sagen scheint, das letzte Geschenk seyn sollten, welches er dem Publikum zu machen (1090) im Stande ist, wogegen indessen doch das Gedicht, welches den ersten Band beschließt, Vorgefühl der Gesundheit, wenigstens angenehme Hoffnungen erregt. Die Gedichte stehen nicht, wie in der ersten Ausgabe, blos nach der Zeit geordnet, vermischt durch einander, sondern sind in Classen abgetheilt, wovon der erste Band die lyrischen, der zweyte die episch-lyrischen und dann vermischte Gedichte enthält, worunter einige Fabeln, mehrere Epigrammen, eine Epistel und andere Ergießungen der Laune oder der Empfindungen sind. In den alten Stücken findet man Veränderungen; sie betreffen aber selten das Wesentliche, sind fast nie Umschmelzungen des Gedankens, sondern zeugen nur von dem unermüdeten Streben des Dichters nach Correctheit, und von seiner tiefen Kenntniß der Sprache. Am meisten veränderte Lesarten findet man in der Nachtfeier der Venus, die dadurch an Fülle und Gedrängtheit des Ausdrucks gewonnen hat, ohne daß er der leichten, sanften Melodie, die durch das Ganze herrscht, Eintrag thäte. Auch in dem lieblichen Liede, Abendfantasie eines Liebenden, ist die Sprache in mehrern Zeilen noch zarter geworden, und eine schöne neue Strophe hineingefügt. Indessen scheint der Dichter zuweilen zu vergessen, daß er den aus der lebendigsten Mundsprache aufgegriffenen Ausdruck selbst für den besten hält, indem er größere Energie einer vielleicht nur im Kopfe manches Sprachforschers existierenden Regel aufopfert. Eine merkwürdige Erscheinung in dieser Sammlung ist eine Anzahl

Sonnetten, unter denen ein Paar eine Idee des Petrarca zum Grunde haben, die meisten aber dem Dichter ganz gehören. Wir können sie nicht kürzer und nachdrücklicher würdigen, als wenn wir sagen, daß die Foderungen, die (1091) der Dichter an ein vollkommnes Sonnet macht, und die selbst in den meisten Sonnetten des Petrarca nicht erfüllt sind, darin fast immer in dem Grade erreicht sind, wie es in unserer Sprache möglich ist. Vermuthlich werden sie indessen eine Menge angeblicher Kunstrichter gegen sich haben, die den Werth des Reimes in unserer Poesie nicht eingestehen, und nicht ahnden, wie tief die Metrik in das innerste Wesen der Dichtkunst eingreift. Besonders originell und werth, im Munde und Herzen des Volkes zu leben, um den edelsten Zweck der Poesie, Beförderung der Tugend, zu erfüllen, ist das Blümchen Wunderhold. Aber allen Zauber der Kunst, Pracht von Bildern und Symbolen, Schätze der Sprache, Musik des Versbaues und was mehr ist, die ganze Fülle und Tiefe seiner Empfindungen hat der Dichter in dem hohen Liede von der Einzigen aufgeboten. Es ist, nach des Rec. Gefühl, das erhabenste und vollendetste in der lyrischen Poesie, was unsere Sprache aufzuweisen hat. Der Hauptausdruck ist hohes Gefühl, und Freude, die in entzückter Ruhe gefeyert wird; nichts ist Machwerk oder seyn sollender Pindarischer Schwung, alles Wahrheit und Stimme des Herzens. In einem niemals ungestümen, aber auch niemals ermattenden, Gange vollendet der Dichter seine lange Bahn, kehrt endlich dahin wieder zurück, wo er auslief, und erkennt sich die Palme der Unsterblichkeit zu.

Beim zweyten Theil hat sich uns die Bemerkung sehr lebhaft aufgedrungen, daß der erste in irgend einer Art immer der glücklichste ist; daß der Erfinder selbst, wenn er die erste Blüthe der Neuheit abgepflückt hat, mit einem weit geringern Antheil von Beyfall vorlieb nehmen muß. (1092) Eine Wahrheit, die uns von einem Schwall von Nachahmungen retten würde, wenn man sie mehr beherzigen wollte! Unter den Balladen sind die trefflichsten Stücke beinahe die, welche in der ersten Ausgabe noch nicht erschienen sind, und doch haben sie lange nicht so viele Sensation gemacht, als die ältern. So lassen z. B. der wilde Jäger und des Pfarrers Tochter zu Taubenhayn, die in eben dem Geiste geschrieben sind, als die berühmte Lenore, diese gewiß an Kunst und Stärke der Darstellung weit hinter sich. So ist Untreue über alles sehr wenig bekannt, ob es gleich in seiner kindlichen Einfalt einem unverdorbenen Herzen wunderbar schmeichelt. Ganz neu hinzugekommen ist Graf Walter, nach einer alten Ballade in Percy's Reliques.

Hr. B. spricht in der Vorrede von einer noch strengern, bey einer künftigen Ausgabe vorzunehmenden, Auswahl unter seinen Gedichten. Vielleicht ist es zu spät; er hat einige jugendliche Stücke, die gegen die übrigen ein wenig contrastieren, zu lange leben lassen, als daß sie nicht auch gegen seinen Willen fortleben sollten.

2.

Über Bürgers hohes Lied.

Wie man in einen großen, prachtvollen Tempel tritt, wo alle vorhergehenden Eindrücke vor der Ahndung einer nähern Gottheit verschwinden, wo tausend heilige Betrachtungen sich verworren herandrängen, wo die Seele in der sie umgebenden Welt sich willig verliert, und Eins mit ihr zu werden scheinet; wie man dann, wenn das erste Staunen vorüber ist, sich sammelt, und nun ruhig, doch unaussprechlich gerührt, überall hohe Einheit und Vollendung wahrnimmt: so las ich zuerst Bürgers hohes Lied von der Einzigen, so verweilt' ich mich nachher bei seinen Theilen; einzelnen Strofen, Zeilen, Wörtern und Tönen. Eben so wirkte es auf Mehrere, die ich kenne. Ob es in Deutschland überhaupt viele Aufmerksamkeit erregt habe, lässt sich noch nicht mit Sicherheit entscheiden, ist aber kaum zu erwarten. Umständlich beurtheilt, wie ein solches Gedicht es verdient, ist es bis jezt nur ein einzigesmal.*) Ich glaube bei der Zergliederung (206) desselben die Regel des Raphael Mengs befolgen zu müssen, welcher anräth, bei Kunstwerken die im Ganzen vortreflich sind, sich mehr um die Aufsuchung der Schönheiten als der Fehler zu bemühen. Denn, sagt er, das Schöne ist nur eins, und daher schwerer zu finden, der Abweichungen aber sind hundert.

Man erlaube mir, ehe ich an das Gedicht selbst gehe, noch einiges über den Gegenstand, die Anordnung und das Silbenmaß zu bemerken.

Unzählige haben die Liebe und das Glück derselben besungen. Tausend kanten sie nur vom Hörensagen. Tausend gaben dem schalsten und alltäglichsten Dinge von der Welt diesen Namen. Wenn Du den Gegenstand des hohen Liedes ganz fassen wilst, so laß Deinen betrachtenden Blick bei vielen der vorhergehenden Gedichte verweilen, mit denen es zusammenhängt.**) Nur auf solche Kämpfe konte ein solcher Triumf folgen. Wer für die Liebe gelitten hat, den belohnt sie. Seligkeiten, die fast über die Sphäre der Sterblichkeit erheben, kan der Mensch nur durch jahrelange Leiden erkaufen.

(207) Und nun lies weiter in dem Buche, vernim die Klagen, die unmittelbar auf den Triumfgesang folgen, und weihe einen Seufzer dem Loose der Menschheit. Einen Becher voll Nektar wolte der Dichter seiner Braut am Feste der Liebe weihen, und siehe! er ist zum Trankopfer auf ihrem Grabe geworden.

Eine kurze Darlegung des Ganges und der Verknüpfung der Gedanken wird dazu dienen, uns bei der Betrachtung des Einzelnen

---

*) In der neuen Leipziger Bibliothek.

**) Elegie als Molly sich losreißen wollte. Volters Schwanenlied; die Sonnette; an Adoniden; Mollys Abschied.

das Bild des Ganzen immer gegenwärtig zu erhalten. — Der Dichter kündigt sein Lied an. Sein schönstes und höchstes Lied soll es werden, weil es seiner Geliebten zum Ehrendenkmal bestimt ist, der er nur dies zu geben vermag. Er kündigts an im stolzen Bewußtsein des Vermögens, das sein jeziger seliger Zustand ihm dazu verleihet. Er ergießt seine Freude in eine Schilderung dieses Zustandes, so wie des vormaligen drückenden Elends, dessen er sich nun so plözlich entladen fühlt, dass ihm alles fast wie ein Traum dünket. Nichts ist natürlicher, als dass er nun diejenigen Eigenschaften der Geliebten preist, ohne welche ihm diese Seligkeit nie zu Theil geworden wäre: ihre ausdauernde Liebe und Treue; die Grosmut, womit sie jedem andern Glück entsagte, um sein zeitliches und ewiges Wohl zu retten. Jezt ist es die dringendste Foderung seines dankbaren Herzens, die Geliebte, die eben um dieser (208) Grosmut willen so harte Urtheile hatte dulden müssen, völlig zu entsündigen, und alle Schuld auf sich, auf seine wütende Leidenschaft zu nehmen. Die Schilderung dieser Leidenschaft führt ihn auf das, was sie erregte, und was zugleich bei dem ruhigen Zuhörer ihrer gewaltsamen Heftigkeit sowol das Widernatürliche als das Verdamliche benehmen muss; die geistige und leibliche Vollkommenheit, in deren Lichte ihm seine Geliebte erschien. Die Seligkeit, die eine solche Vollkommenheit in der innigsten Liebesverbindung gewähret, konte in ihm jene mächtige Begierde erzeugen, in welcher er eher fähig gewesen wäre, die Welt zertrümmern und sich unter ihren Ruinen begraben zu lassen, als auf ein Gut Verzicht zu thun, das nur Einmal für ihn in der ganzen Schöpfung vorhanden war. Jedoch ein gütiges Schicksal hat dies abgewendet. Mit dieser Betrachtung fällt er wieder in den Taumel der Freude und Dankbarkeit zurück, in welchem er anhub. Er will die Ehre seiner Geliebten auf ewig retten; er will sie zum Lohne für ihre Aufopferungen des schönsten Ruhmes theilhaftig machen, oder vielmehr: er hat es schon gethan. In diesem entzückenden Bewußtsein redet er den nunmehr vollendeten Gesang als den geliebtesten Sohn seines Geistes an, segnet und entläßt ihn mit der zuversichtlichsten Weissagung der Unsterblichkeit.

(209) So wenig auch sonst eine logisch verknüpfte Ideenreihe in der lyrischen, besonders in der höhern lyrischen Poesie statt findet, so wird doch hieraus erhellen, daß Verstand, Fantasie und Empfindung sich hier immer die Hände bieten, und nie ganz fahren lassen. Ungerrißner, wiewol bald enger, bald weiter geschürzter Verbindung schweben sie durch den ganzen Gesang in mannichfaltigen Wendungen,

Gleich Ullers Tanz auf Meerkrystalle,

aus ihrem Thema wieder in ihr Thema zurück.

Ich darf das Silbenmaß des hohen Liedes nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, ob es gleich äusserst schwer ist, treffend darüber zu reden, zugleich aber auch die Besorgniß eintritt, was

man sagt, werde größtentheils nur Ungläubigen gepredigt sein. Die meisten machen sich so seltsame Vorstellungen von der Poesie, daß sie das Silbenmaß nur für einen zufälligen Zierrath halten, und es nicht begreifen, wie der Dichter in seiner Begeisterung, die sie für eine Art von Eingebung zu halten geneigt sind, Sylben messen und Töne gegen einander abwägen könne, ob sie gleich sehr wohl wissen, daß der Maler bei jedem Pinselstriche genau überlegt, was für eine Farbenmischung er zu wählen habe. Ein schönes Gedicht ist ja kein Exerzizium, welches zuerst (210) prosaisch ausgearbeitet, dann mit Tropen und Phrasen amplifizirt, in ein beliebiges Silbenmaß, wie in ein fremdes Kleid hineingezwängt würde. Dem wahren Dichter schwebt sein Gegenstand zugleich mit der Behandlung desselben in der Idee, wenigstens dunkel, vor; oder vielmehr: Gegenstand und Behandlung fließen in seiner Seele in eins zusammen. Das Silbenmaß ist aber ein wesentliches Stück der Behandlung, vor allen andern im lyrischen Gedichte. Die Poesie ist ja ein Mittel, Ideen (im weitesten Sinne des Wortes) oder Modifikazionen der Seele mittheilbar zu machen, die es durch die gewöhnliche Rede nicht sein würden, und der ist der Geschickteste im Gebrauch dieses Mittels, welcher durch die Wahl und Stellung der Worte, durch Rhythmus, Klang und Reim, die Nüancen, das individuelle Gepräge seiner Vorstellungen und Empfindungen am vollkommensten nachzubilden versteht. Aber eben darum ist es auch schwer davon zu sprechen, weil das durch diese Dinge Ausgedrückte, meistens in der Region dunkler Empfindnisse, gleichsam also ausser dem Gebiete der Sprache liegt, und, sobald man es mit dem kritischen Zergliederungsmesser berührt, in ein unwesentliches Nichts zu verschwinden scheinet. Man kan daher auch bei dieser Untersuchung mit dem Verstande sehr irre gehen, wenn man schon mit dem Sinne alles ganz richtig aufgefaßt hatte.

(211) Was den Reim betrift, so ist dem großen Haufen der Leser noch weniger zu verübeln, wenn sie, irre geleitet von einigen unserer angesehensten Kunstrichter, die aber entweder etwas harthörig oder von Vorurtheilen eingenommen waren, ihn nur für einen eitlen Kizel der Ohren halten. Im Grunde ist dies auch ein nicht sehr großes Uebel. Der Reim wirkt doch mit bei dem Eindrucke, den ein Gedicht auf sie macht, wenn sie es schon nicht glauben, oder nicht wissen, wie es damit zugeht. Diesen kan ich einstweilen, bis einmal jemand aus musikalischen und psychologischen Gründen die großen Schönheiten des Reims erklärt haben wird, das Zeugniß mehrerer großer Dichter, besonders Wielands, für dieselben anführen. Es würde hier zu weitläuftig sein, zu zeigen, daß es gar nicht gleichgültig sei, wie man reimt; (die Richtigkeit der Reimsilben, die ich schon vorausseze, abgerechnet) aber ich darf mich auf die Verständigen berufen, daß, wenn überhaupt in den Reimen viel liegt, der Verfasser des hohen Liedes ganz besonders viel hineingelegt, und in Rücksicht auf den Klang, die Neuheit

und mannichfaltige Abwechselung derselben in diesem Gedichte alles geleistet habe, was in unserer Sprache zu leisten möglich ist.

Das Silbenmaß ist einer doppelten Schönheit empfänglich: einer absoluten, die in dem Wohlklingenden und dem Ohre an sich Gefälligen (212) besteht; und einer relativen oder des Ausdrucks. Beide besizt, wie mich dünkt, das Silbenmaß des hohen Liedes in einem sehr hohen Grade. Mit großem Vorbedacht ist die Strofe aus lauter Versen von gleicher Länge (ausgenommen, daß die Hälfte davon katalektisch ist) zusammengesezt, weil in dem Gedichte kein stürmischer Taumel herscht, der mit dem plözlichen Steigen und Fallen der Empfindung auch ein plözliches Steigen und Fallen der Rhythmen erfodert, sondern die Seele sich nur auf den sanftern und gleichförmigern Wellen eines anhaltenden Entzückens wiegt. Mit eben so großem Vorbedacht ist hiezu der vierfüßige Trochäe gewählt, da der Gang des fünffüßigen Trochäen in unsrer Sprache zu elegisch, der des vierfüßigen Jamben zu rasch und fröhlich für dies Gedicht gewesen wäre; der drei und fünffüßige Jambe aber, jener zu viel tändelndes, dieser nicht Grazie genug gehabt hätte. Die ungemeine Lieblichkeit dieses trochäischen Verses, die beinahe an Weichheit grenzt, ist durch den weiten Umfang der Strofe, der einen vollen, doch nicht üppigen Periodenbau herbeiführt, in welchem sich der Gedanke wie ein zusammengelegter Stof auf einer geräumigen Tafel entfaltet, mit Pracht und Würde vereinigt. Der Einförmigkeit, die aus diesem weiten Umfange bei der Gleichheit der Verse entstehen konnte, ist durch die mannigfaltigen Verschränkungen der (213) weiblichen und männlichen Reime, (die in der That fast alle, oder wenigstens die schönsten Stellungen von Reimen in sich enthalten) aufs glücklichste abgeholfen worden. Die Strofe zerfällt in zwei gleichlange Hauptglieder, die sich nicht wiederholen, sondern wie Vor- und Nachsaz, wie Phona und Antiphona, einander gleichsam antwortend entgegen tönen. Bald zu Einem Ganzen gebildet (wenn nämlich eine einzige Periode die Strofe ausfüllt), bald wie zwei verschwisterte Ganze neben einander gestellt; in der Einerleiheit verschieden, und in der Verschiedenheit einerlei; jedes in sich und im andern vollendet, bringen sie ein wundersames Zauberspiel von abwechselnden und doch symmetrischen Rhythmen hervor. Die erste Hälfte der Strofe steigt mit dem dreifachen weiblichen Reime melodisch empor; die andre sinkt anfangs ein wenig, bis sie mit dem weiblichen Reime ihrer vierten Zeile sich wiederum hebt und zum Schlusse hinabsenkt.

Man mache mir nicht den Einwurf, daß diese immer wiederkehrende Bewegung des Versmaßes, bei dem so verschiedenartigen Gedanken- und Bilderstof des Gedichtes nicht immer gleich passend sein könne. Der Strofenbau bezeichnet nur die allgemeine Gefühlenstimmung, welche die Grundlage des ganzen Gedichtes ist und überall durchschimmert. Für den Ausdruck der einzelnen Empfindungen konte der Dichter ihn durch (214) die Stellung der

längern und kürzern Pausen, durch die verschiedenen Wortfüße, besonders aber durch die Mischung der Töne und die Wahl der Reime, hinlänglich modifiziren, so wie es ein geschickter Tänzer versteht, dieselben Figuren nach derselben Musik, jedesmal mit einem verschiednen Ausdrucke zu tanzen. Wir werden mehrmals Anlaß finden, zu beobachten, mit wie vielem Glücke er dies wirklich gethan habe.

(306) Nun wollen wir in die Lage und Stimmung des Dichters ganz einzudringen suchen, um mit unsern Empfindungen den seinigen desto williger zu folgen. Erlöst von dem jahrelangen beklemmenden Gram, das edelste und unauslöschlichste Verlangen der Seele um der Pflicht willen zernichten zu müssen, ist er endlich zum sichern Besiz der Erwählten seines Herzens gelangt, die ihm nun in einer Glorie von Wonne und Liebe, nicht mehr in der stillen Schönheit der leidenden Unschuld erscheint. Er fühlt sich durchdrungen und erfüllt (307) vom ruhigsten Bewußtsein der gegenwärtigen Seligkeit, bei welchem die Szenen der Vergangenheit wie ängstliche Träume verschwinden, und die Zukunft im Glanze der Morgenröthe aufsteigt; und indem er der lieblichen Täuschung nachhängt, als sei die ganze Natur um ihn her verwandelt, und nehme Theil an seiner Feier, hebt er seinen Gesang also an:

Hört von meiner Auserwählten,
Höret an mein schönstes Lied!
Ha, ein Lied des Neubeseelten
Von der süßen Anvermählten,
Die ihm endlich Gott beschied!
Wie aus tiefer Ohnmacht Banden,
Wie aus Graus und Moderduft
In verschloßner Todtengruft,
Fühlt er froh sich auferstanden
Zu des Frühlings Licht und Luft.

Eine bescheidne und simple Einladung zum Anhören seines Liedes. Noch fühlt er nichts, als das Bedürfniß seine Freude mitzutheilen. Es ist wie der erste Aufflug der Lerche, wenn die Tage des Winters vorbei sind.

Ich muss hier noch die ausdrucksvolle Mischung der Vokale in der siebenten, achten und neunten Zeile bemerklich machen. Die beiden erstern enthalten eine Menge tief und dumpfklingender Vokale. In dem neunten Verse hingegen steigen sie von der Tiefe bis zur Höhe des A (308) in dem Reimworte empor, bestimmen die Deklamazion auf eine musikalische Weise, und gewähren ihr eine sehr angenehme Hülfe. — Das Gedicht ist zu voll von dergleichen Feinheiten, als daß ich sie jedesmal solte auseinander sezen können.

Zepter, Diademe, Thronen,
Gold und Silber hab' ich nicht:
Hätten auch, ihr voll zu lohnen,
Silber, Gold und Perlenkronen
Ein genügendes Gewicht?
Was ich habe, will ich geben:
Ihrem Namen, den mein Lied

Schüchtern sonst zu nennen mied,
Will ich schaffen Glanz und Leben
Durch mein höchstes Feierlied.

Schon höher strebt er in dieser Strofe. Nichts kan er geben als ein Lied; aber er fühlt den Werth des Liedes. Und nun:

Schweig', o Chor der Nachtigallen!
Mir nur lausche jedes Ohr!
Murmelbach, hör' auf zu wallen!
Winde, laßt die Flügel fallen,
Rasselt nicht durch Laub und Rohr!
Halt in jedem Elemente,
Halt in Garten, Hain und Flur,
Jeden Laut, der irgend nur
Meine Feier stören könte,
Halt den Odem an, Natur!

Der Quell des Gesanges ist zum Strome geworden. Wer vermag es, sich gegen ihn zu (309) stemmen? Wäre jemand auch noch so wild und trozig, würde er sich nicht gezwungen fühlen, dem Machtgebote zu gehorchen, und in stiller Erwartung zu lauschen? Wie nachdrücklich ergießt sich in der ersten Hälfte der Strofe der Affekt in lauter einzelnen, mit jeder Zeile abgesezten Apostrofen! Die lezte Hälfte hingegen hat durch das dreimal wiederholte Halt, und den bis auf die beiden lezten Worte aufgesparten Schluß des Gedankens einen ruhigeren Gang und eine ganz eigne Feierlichkeit gewonnen.

Glorreich, wie des Aethers Bogen,
Weichgefiedert, wie der Schwan,
Auf des Wohllauts Silberwogen
Majestätisch fortgezogen,
Wall', o Lied, des Ruhmes Bahn!

Welch ein Bild in den vier lezten Zeilen! und welch ein Klang! Wie hinabgleitend und dann sanft im Ohre verhallend! So verlieren sich allmählich auf der Wasserfläche die Ringe, die der Schwan hinter sich zieht. Die drei langen Worte in der dritten und vierten Zeile, wovon jedes einen Ditrochäus ausmacht, tragen nicht wenig zur Wirkung bei. Die erste Zeile ist an sich schön; allein sie würde schöner sein, wenn sie die Pracht des Gedichts auch durch einen vom Bilde des Schwans hergenommenen Zug, etwan seine glänzende Weise, versinnlicht hätte. Der Dichter hatte allerdings die Freiheit, hiezu ein (310) andres Bild zu brauchen, und er hat diese Pracht vielleicht stärker und auffallender durch den Bogen des Aethers ausgedrückt, unter welchem man sich entweder den Regenbogen, oder das blaue Gewölbe des Himmels denken kan; aber ein Gleichniß wird um desto sinnreicher und darstellender, je mehrere Aehnlichkeiten mit dem verglichenen Gegenstande der Dichter ohne Zwang daraus hervorzulocken weis. Der allzuhäufige Wechsel der Tropen ist wohl überhaupt ein kleiner Tadel am hohen Liede. Doch, wir wollen billig sein. Unsre Sprache ist so ungeschmeidig, daß sie auch den, der sie ganz zu beherschen versteht, unvermerkt in diesen Fehler verstrickt, indem

der Reim (und noch mehr der Dreifache, den wir doch vieles nicht missen mögten) beständig bereit ist, frei herbeizuführen. Und dann hat doch unser Dichter sein Bilder durch ihre verschiednen Wendungen glücklich ver

Denn bis zu den lezten Tagen
Die der kleinste Hauch erlebt,
Der von deutscher Lippe schwebt,
Solst Du deren Namen tragen,
Welche mich zum Gott erhebt.

Ich weis nicht, ob man nicht: der schwächste, Hauch, anstatt: der kleinste Hauch, sagen müsse. Do eine Kleinigkeit. Mit ächt lyrischem Gange greift das E Strofe, durch die Wiederholung der lezten (311) Idee, d vollständiger ausgebildet wird, sogleich in den Anfang d den ein, und führt uns leicht und rasch von der Ankünd Darstellung der Lage des Dichters über.

Ja, zum himmelfrohen Gotte,
Der nun, frei und wohlgemut
Vor des Tadels Ernst und Spotte,
Wie in seiner Göttin Grotte
Nach dem Sturm Odysseus ruht!

Hier ist eine kleine grammatische Unrichtigkeit. posizion vor paßt zu keinem der vorhergehenden Adjekti regieren sollen. Man kan nur sagen: frei von und wohlg des Tadels Ernst und Spotte. Das Wort sicher hat de wie es scheint im Sinne behalten. — Das Gleichniß vo paßt nicht ganz. Ulysses wohnte ja bei der Kalypso nur nicht wie in seiner Heimat, sehnte sich unaufhörlich na wolte nur den Rauch seiner väterlichen Hütten sehen un

Indessen läßt uns der Dichter nicht die Zeit, dies suchen. Er ergreift schnell das Allgemeine des Gleichn spinnt es zur Allegorie aus. Er selbst ist nun der Sch lange auf den Wogen unglücklicher Leidenschaft vom S hergetrieben ward. Plözlich, da er schon von den Müh seiner (312) Reise aufs äusserste erschöpft, und dem Unterg ist, zertheilt sich das Ungewitter, der Himmel wird h Tempe, ein elysisches Gefilde liegt vor ihm. Wollust we jedem Lüftchen entgegen, denn es ist das Land der Li

Sturm und Woge sind entschlafen,
Die durch Zonen, kalt und feucht,
Dürr und glühend, ihn gescheucht;
Seines Wonnelandes Hafen
Hat der Dulder nun erreicht.

Seine Stärke war gesunken,
Lechzend hing die Zung' am Gaum,
Alles Oel war ausgetrunken,
Und des Lebens lezter Funken
Glimt' am dürren Tachte kaum.
Da zerriß die Wolkenhülle
Wie durch Zauberwort und Schlag.

Heiter lacht' ein blauer Tag
Auf des Wunderheiles Fülle,
Welche duftend vor ihm lag.

Der Rezensent in der neuen leipziger Bibliothek erklärt die drei lezten Zeilen entweder für gedankenleer, oder für unverständlich. Nur das einzige Wort Heil ist auf eine fehlerhafte, oder wenigstens seltsame Art für: Sammelplaz aller Freuden gebraucht. Sobald es weggenommen und der vorlezte Vers etwa so gelesen wird: Auf des Landes Segensfülle, so bleibt nicht die mindeste Dunkelheit übrig.

(313) Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wangen an.

Die emphatischen Wiederholungen in diesen Versen schmeicheln sich gefällig in das Herz. Man spotte nicht, wenn ich sage, daß sie auch einen großen Theil ihrer schmelzenden Lieblichkeit dem häufigen W im Anfange, und dem häufigen L in der Mitte und am Ende der Worte verdanken. Es ist nun so, daß wir oft glauben, ein bloß geistiges Vergnügen zu empfinden, wenn doch im Grunde irgend eine zarte Seite unsrer Sinnlichkeit gerührt wird.

Die folgende Hälfte der Strofe mögte ich nicht ganz vertheidigen. Eben ist die Wonne als eine erquickende Frühlingsluft geschildert worden, die in dem Lande, welches der Pilot erreicht hat, über allen Gegenständen webet, allgegenwärtig, aber nirgends sichtbar ist. Flügel werden ihr blos metaphorisch, wie dem Winde überhaupt, zugeschrieben. Jezt bekomt sie eine sichtbare Gestalt und wird zur Person:

Ihr Gefieder nicht mit Aschen
Trauriger Vergangenheit
Für die Schmähsucht mehr bestreut,
Glänzet rein und hell gewaschen
Wie des Schwanes Silberkleid.

(314) Dies verträgt sich nicht mit dem Vorhergehenden, und unterbricht durchaus die Allegorie, die in der folgenden Strofe weiter fortgeht. Der oben angeführte Rezensent tadelt Aschen als unrichtig. Dagegen ließe sich noch einwenden, daß es vielleicht der alte Dativus für: mit der Asche, so wie: auf Erden, statt: auf der Erde sein soll; und daß, wenn es auch für den Pluralis angenommen wird, Dichter in alten und neuern Sprachen immer die Freiheit gehabt haben, einen Pluralis von Wörtern zu machen, bei denen er in Prosa nicht gebräuchlich war. Dieses inzwischen beiseite gesezt: was bedeutet die Asche? Ich glaubte lange, sie olle entweder den Kummer, welcher vorhin die Wonne trübte, oder en Tadel, der sie traf, anzeigen, und dabei blieb mir ungeachtet les Nachsinnens der Zusaz: für die Schmähsucht, unerklärbar. dlich bin ich darauf gefallen, daß die Asche auch das Fehlerfte, Verdamliche an dieser vormaligen Freude bedeuten könne.

Hieran fand die Schmähsucht freilich Stof für ihre Neigung. Indessen ist doch der Ausdruck zum mindesten zweideutig; den Meisten, befürchte ich, wird er sogar verschroben vorkommen.

Die nächste Strofe hält uns schadlos. In dem Tempe wohnt — nicht mehr Molly, nicht mehr Adonide! Erhoben über die Sterblichkeit (315) ist sie nun; sie und die Göttin der Himlischen sind Eins.

In dem Paradiesgefilde,
Wie sein Aug' es nimmer sah,
Waltet mit des Himmels Milde,
Nach der Gottheit Ebenbilde,
Adonid-Urania.

Ich will nicht darüber kritteln, daß das Paradiesgefilde und das Ebenbild der Gottheit so nahe bei Urania stehen, da sie doch zu einem ganz andern Ideenkreise gehören. Der Dichter brauchte Bilder von göttlichen Dingen; er nahm sie, wo er sie fand. Und welche Majestät in dem allen! Wie konte die Apotheose kürzer, kräftiger, tönender ausgedrückt werden, als durch die Zusammensezung der beiden Namen, die so schön ineinander fließen?

Froh hat sie ihn aufgenommen,
Hat erquickt mit süßem Lohn
Ihn, des Kummers müden Sohn.
»Nun, o lieber Mann, willkommen!«
Sang ihr Filomelenton.

Simpel und herzlich! Die Vergötterte liebt noch wie eine Sterbliche. Im gänzlichen Unbewußtsein ihrer Hoheit, empfängt sie ihn, und ergießt das Entzücken, ihn nun lieben zu dürfen, in einem naiven aber innigen Gruße.

(316) „Sang ihr Filomelenton" sagt der öfter angeführte Rezensent, ist unrichtig. Freilich singt der Ton eigentlich nicht: er wird gesungen; eigentlich singt die Stimme. Allein, wenn man in allen Dingen so den eigentlichen Ausdruck verlangen wolte, so fände überall keine Poesie, vorzüglich keine lyrische Poesie mehr statt. Und dann, wie wahr und ausdrucksvoll ist das Wort sang an dieser Stelle! Bei den zärtlichsten Akzenten der Liebe modulirt sich in der That die sanfte Stimme des Weibes zum Gesange, welches hier noch überdies durch die reinen, weichen, geflöteten Töne in dem Verse: Nun, o lieber Mann, willkommen! so reizend versinnlicht ist.

Ach, in ihren Feenarmen
Nun zu ruhen, ohne Schuld;
An dem Busen zu erwarmen,
An dem Busen voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu und Huld.
Das ist mehr, als von der Kette,
Aus der Folterkammer Pein,
Oder von dem Rabenstein
In der Wollust Flaumenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein.

Ist es wahr, was mir begegnet,
Oder Traum, der mich bethört,
Wie er oft den Armen segnet

Und ihm goldne Berge regnet,
Die ein Hahnenruf zerstört?
Darf ichs glauben, daß die Eine,
Die sich selbst in mir vergißt,
(317) Den Vermählungskuß mir küßt?
Daß die Herliche die Meine
Ganz vor Welt und Himmel ist? —

Alles schön! So fühlbar auch die selige Ueberzeugung von der Veränderung seines Schicksals ist, so ist diese doch zu groß und zu plözlich, als daß nicht noch ein leiser Zweifel sich regen sollte, ob nicht alles ein Fantom der verirten Fantasie sei. Nur die Folterkammer und der Rabenstein scheinen mir mit einem harten Miston die Harmonie zu zerreißen. Der Rabenstein! Er gehört nicht in diese Götterwelt.

In der ersten Hälfte der lezten Strofe sind mit einer ganz eignen Kunst die weiblichen Reimwörter, welche die einzigen in unsrer Sprache sind, die so endigen, und zugleich sehr weit von einander liegende Begriffe bezeichnen, so natürlich herbeigeführt, als ob sie gar nicht anders stehen dürften. Dies ist noch an andern Stellen des hohen Liedes der Fall, wo wir es nicht ausdrücklich bemerken, und eins von den Geheimnissen der Kunst zu reimen, woran der Meister in der Sprache und Versifikazion, wie der Löwe an der Klaue erkant wird.

Durch das Wiederauffassen des Ausdrucks Herliche in der folgenden Strofe, ist der Uebergang noch faßlicher, und zugleich auch lyrischer (318) geworden, indem es einer stark bewegten Seele sehr natürlich ist, daß sie sich, sobald eine ihr wichtige Idee nur ganz leise angeregt wird, plözlich mit ihrer ganzen Kraft zu der damit verwandten Ideenreihe hinwendet.

Hohe Namen zu erkiesen
Ziemt dir wohl, o Lautenspiel!
Nie wird die zu hoch gepriesen,
Die so herlich sich erwiesen,
Herlich ohne Maß und Ziel:
Daß sie, troz dem Hohngeschreie,
Troz der Hofnung Untergang,
Gegen Sturm und Wogendrang,
Mir gehalten Lieb' und Treue
Mehr als hundert Monden lang.

Nunmehr kömt er auf ihr Lob. Doch, was preißt er zuerst an ihr? Nicht was sie ist, sondern was sie that. So ist es in der Natur. Eigenschaften knüpfen zuerst das Band der Liebe. Thaten machen es unzerreißbar fest. Auch vorhin war es nicht der Busen voll Jugendreizes, sondern der Busen,

voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu und Huld,

an dem er sich so selig fühlt.

Ich bemerke noch, wie geschickt durch den Ausdruck: Mehr als hundert Monden lang, ohne jene chronologische Genauigkeit, die im Petrarka oft so unpoetisch auffält, doch ein (319) bestimter Begrif von der Dauer der Leidenschaft gegeben wird.

Und warum, warum gehalten?
Kont' ich, wie der Grossultan,
Ueber Millionen schalten?
War ich unter Mannsgestalten
Ein Apoll des Vatikan?
War ich Herzog großer Geister,
Strahlend [Bürger: Prangend] in dem Kranz von Licht,
Den die Hand der Fama flicht?
War ich holder Künste Meister?
Ach, das alles war ich nicht!

Herzog großer Geister ist ein Opitzischer ächtdeutscher Ausdruck, der wohl verdiente wieder erneuert zu werden. Sehr richtig geordnet ist die Stufenfolge der Eigenschaften, die ein Weib fesseln können: Macht und Reichthum, Ruhm und Genie; holde Künste gelten in der Liebe mehr als das alles. Wie wohl ist es ferner überlegt, daß die Schilderung jener verschiednen Vorzüge mit glänzenden Ausdrücken pranget, das willige Geständniß aber: Ach! das alles war ich nicht! einfältig und schmucklos und leise wie ein Seufzer darauf antwortet.

Einen ernsten Blick wendet er nun auf die für ewig entflohene Jugend. Was hätte er werden können, hätte glückliche Liebe ihn empor getragen!

(320) Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,
Durch beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft!
Doch des Herzens Loos, zu darben,
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Trieb und Kraft zerstört.
Meiner Palmen Keime starben
Eines mildern Lenzes Werth.

Ein gerechter Stolz, durch alte Erinnerungen aufgeweckt, liegt in diesem Zwar, der aber gegen das Ende der Strofe sich in Wehmut auflöset und dem Leser Wehmut einhaucht. Denn was ist rührender als edle Anlagen so niedergeschmettert zu sehen, daß sie sich nie wieder aufzurichten vermögen? Und doch! Wer aus den Trümmern seines Glücks solchen Stolz, solches Selbstgefühl rettet, der hat noch nicht alles verloren; der war es werth, daß eine zärtliche Schwärmerin um seinetwillen alles Glück von sich stieß, und Elend wählte für Liebe.

Sie mit aller Götter Gnaden
Hoch, an Seel' und Leib, geschmückt,
Schön und werth, Alcibiaden
Zur Umarmung einzuladen,
Hätt' ein Beßrer leicht beglückt.
Hymen hätte zur Belohnung
Sie im Freudenchor umschwebt,
Und ein Leben ihr gewebt,
Wie es in Kronions Wohnung
Hebe mit Alciden lebt.

(321) In königlichen Schmuck ist die ganze Strofe gekleidet. Schluß, der in unsrer Sprache ohne die griechischen Namen

nicht so tönend hatte gemacht werden können, sezt ihr die Krone auf. Nur scheint der Zusaz zur Belohnung ein wenig zu schleppen, oder man wird wenigstens versucht zu fragen: zur Belohnung wofür? Für angeborne Gaben verdient man keine Belohnung; und wie viel hätte Adonide an ihrem sittlichen Werth verloren, wenn sie solch einen Tausch hätte annehmen können? Das Bild: er hätte ihr ein Leben gewebt, ist von den Parzen, die die Faden des menschlichen Schicksals spinnen, auf eine allerdings erlaubte Weise auf den Hymen übergetragen; indessen entfernt es sich doch etwas von den vorhergehenden Zeilen, wo die Freude, die Hymen gewährt, unter den Tänzen eines ewigen Festes vorgestellt wird.

Dennoch, ohne je zu wanken,
Käm' ihr ganzes Heil auch um,
Schlangen ihrer Liebe Ranken
Um den hingewelkten Kranken
Unablöslich sich herum.
Schmelzend im Bekümmernisse,
Dass der Eumeniden Schaar,
Die um ihn gelagert war,
Nicht in Höllenglut ihn risse,
Bot sie sich zum Opfer [Bürger: Schirme] dar.

(322) Das sanfte liebliche Weib war stark genug, den Vorurtheilen zum Troz, der Natur treu zu bleiben — nicht aus Heldenmut — nein, aus Unbekümmertheit; fähig, sich ohne allen Eigennuz dem Hange ihres Herzens hinzugeben; sich in ihrer Liebe nicht durch den Hohn erniedrigt, wenn auch verwundet zu fühlen; die Hofnung sogar, diese heimliche Stüze großer Aufopferungen, entbehren zu können. Von Liebe beseelt, schäzte sie, wußte sie es vielleicht nicht, was sie für ihn that; er aber weis und erkennt es, und fühlt sich gedrungen, jedes Opfer, das er kan, ihr wiederum zu bringen.

Macht in meiner Schuld, o Saiten,
Ihrer Tugend Adel kund!
Wahrheit knüpfe des geweihten
Lautenschlägers Hand zu leiten
Mit Gerechtigkeit den Bund!
Manche Tugend mag er missen:
Aber Du, Gerechtigkeit,
Warst ihm heilig jederzeit!
Nein! mit Willen und mit Wissen
Hat er nimmer Dich entweiht.

Ruf' es laut aus voller Seele:
Schuldlos war ihr Herz und Blut!
Welches Ziel die Rüge wähle,
O so trift sie meine Fehle,
Fehle meiner Liebeswut!
Geißle mich des Hartsinns Tadel!
Wölke sich ob meiner Schuld
(323) Selbst die Stirne milder Huld!
Büß' ich nur für ihren Adel,
O so büß' ich mit Geduld.

[illegible] im Wesen der That, und edel in der Art sie au[illegible] selbst von den Verirrungen ihres weichen Herzens, [illegible] und in denen jeder, der mensch[illegible] die schöne weibliche Eigenschaft ehret, aus [illegible] die Schuld nicht tragen; [illegible] noch mehr Glauben zu [illegible] sittlichen Mängel ein, nur auf die Tug[illegible]

[illegible] Blasen
[illegible] Lust!
[illegible] Busen!
[illegible] verglühen
[illegible] Brust!

[illegible] in den beiden letzten Zeilen freil[illegible] Eine Flamme, die heiß ger[illegible] Weg mit dem chemischen Bilde!

[illegible] grausen Landen
[illegible] in der Pflicht,
[illegible] Noth zerbricht,
[illegible] widerstanden:
[illegible] zarte Holdin nicht! —

[illegible] widerstand dem Ungestüm seiner Leidensc[illegible] zu verdammen, müßte man das Verrecht [illegible] und schwächsten Seite der Menschheit [illegible] brechen ihre Pflicht nie, nicht aus Liebe [illegible] das süße Flehen nicht eindringt in die eis[illegible] Einen Sterblichen, der unverwundbar, wie [illegible] getaucht, für die Pflicht kämpfte, ohne Haß [illegible] wie nur wie einen Fremdling auf der Erde, wie [illegible] mit Schaudern betrachten. Menschliche Tug[illegible] Sie schmilzt, sie darf schmelzen in der G[illegible] menschlichen Busen erwärmt, in eben der Glut, in [illegible] geläutert.

Unglückssohn, warum entflammte
Deinen Busen solche Glut?
Sprich woher, woher sie stammte?
Welches Zaubers [Bürger: Dämons] Macht verdamm
Frevler, dich zu dieser Wut? —
Eitle Frage! Nimm, Gesunder,
Nimm mein Herz und meinen Sinn
Ohne dieses Fieber hin!
Staune dann noch ob dem Wunder,
Wie ich dieser war und bin!

Der Dichter konnte nicht umhin, bei der Darstellung sei[illegible] Leidenschaft ein Wort von der Person derjenigen zu sagen, [illegible] sie erregte. Nichts (325) war gefährlicher, als daß dies in d[illegible] abgenutzten Gemeinplatz von den Reizen der Geliebten ausart[illegible] Wie hat er sich aber durch die Wendung zu helfen [illegible] wußt! Er schildert nichts selbst; er fodert nur seinen Zuhörer a[illegible] zu sehen, und dann der Macht solcher Reizungen nicht zu unt[illegible] Dadurch ist alles energisch geworden, hat Leben und Han[illegible]

lung bekommen, da hingegen das bloße Malen in der Poesie immer kalt läßt.

Nimm mein Auge hin, und schaue,
Schau in ihres Auges Licht!
Ah, das klare Himmelblaue,
Das so heilig sein: Vertraue
Meinem Himmelssinne spricht!
Sieh die Pfirsichzier der Wange,
Sieh nur halb, wie auf der Flucht,
Dieser Lippe Kirschenfrucht,
Ach, und werde von dem Drange
Deines Durstes nicht versucht!

Sieh, o Blöder, auf und nieder,
Sieh mit meinem Sinn den Bau
Und den Einklang ihrer Glieder!
Wende dann das Auge wieder,
Sprich: ich sah nur eine Frau!
Sieh das Leben und das Weben
Dieser Graziengestalt,
Sieh es ruhig an und kalt!
Fühle nicht das Wonnebeben
Vor der Anmut Allgewalt!

Fast jeder Zug dieser Schilderung läßt Seele in der Gestalt erblicken; und das ist der höchste (326) Ruhm der Schönheit, wenn sie sich gleichsam hinter dem Ausdrucke zurückzieht, und dadurch jeden Eindruck, den sie macht, heiligt. — Nun wird die wollüstige Schwärmerei des Sängers immer trunkner; seine Bezauberung wächst; die Reize der Angebeteten werden immer idealischer, immer geistig sinnlicher und sinnlich geistiger.

Hat die Milde der Kamönen
Gütig dir ein Ohr verliehn,
Aufgethan den Zaubertönen,
Die in Leid und Freudenthränen
Seelen aus den Busen ziehn:
O, so neig' es ihrer Stimme,
Und es ist um dich gethan!
Deine Seele faßt ein Wahn,
Daß sie in der Flut verglimme
Wie ein Funk' im Ozean.

Nirgends fand ich noch die Gewalt der Töne über das menschliche Herz so und in solchen Tönen ausgedrückt. Ich mag mir diese Strofe so oft vorsagen, als ich will: ich zerschmelze bei ihr immer von neuem in wunderbarer Rührung.

Der Rezens. in der Leipz. Bibl. hält Wahn in der achten Zeile für das unrechte Wort: Auch müsse es der Wahn und nicht ein Wahn heißen. Wahn heißt ja eine Einbildung, ein Blendwerk der Fantasie und ist hier also gerade das rechte Wort. Und warum nicht ein Wahn, so wie man sagt eine Einbildung?

(327) Nahe dich dem Taumelkreise,
Wo ihr Nelkenathem weht;
Wo ihr warmes Leben leise
Nach Magnetenstromes Weise
Dir an Leib und Seele geht!

Eben derselbe Rezens. findet die beiden ersten Zeilen höchst abentheuerlich. Nahe dich dem Taumelkreise, dem Kreise, in welchen niemand treten kann, ohne von einem Taumel ergriffen zu werden; wo ihr Nelkenathem, ihr süßduftender Athem, weht; ich dächte, das wäre bis zur Simplizität natürlich. Doch, wer mag etwas, das ein Dichter so im höchsten Entzücken der Liebe sagt, wie diese und die folgenden Zeilen, grammatisch zergliedern? Mag es sein, daß nur ein Rausch, ein süßer Wahnsinn so träumen läßt: dieser Rausch, dieser süße Wahnsinn, diese holdseligen Träume gehören zu den Mysterien der Liebe! Wie sind diese Verse gleichsam hingeathmet! Wie gaukeln sie mit ihrer wellenförmigen Bewegung so gefällig heran!

Arm und Arm dann um einander!
An einander Brust und Brust!
Wenn du dann in heißer Lust —
Ha, du bist ein Salamander,
Wenn du nicht zerlodern mußt! —

Ich fühle, daß der Dichter beim Schlusse dieser Strofe erstaunlich viel gewagt hat. Bei (328) einer geringern Vorbereitung, in einer andern Verbindung, hätte so leicht das Bild vom Salamander, besonders, da dies das Reimwort ist, und daher die Aufmerksamkeit noch stärker auf sich zieht, etwas Komisches bekommen und die Wirkung verderben können. Aber so, wie es jezt steht, ist äußerst viel Natur darin. Er wird unwillig darüber, daß der, mit dem er in seiner Vorstellung spricht, nicht so stark wie er selbst von den Reizen seiner Geliebten gerührt wird. Bei den Worten:

Wenn du dann in heißer Lust —

scheint er, von der Heftigkeit seines Gefühls überrascht, gleichsam auf einen Augenblick zu verstummen, und dann nach dem ersten, dem besten Worte zu greifen, welches sich zum Ausdrucke desselben ihm darbietet. Wie ein Bliz trift diese rasche Wendung des Schlusses.

Doch still! Der Sänger hebt in einer ganz veränderten Stimmung wieder an. Sein feierlicher Ton heischet unser andächtiges Lauschen. Er denkt sich ihre geistige Vollkommenheit und nun scheint ihm alle ihre irdische Schönheit dieser nur untergeordnet zu sein.

Steig' empor vom Erdenthale,
Was auch Florens Hand es kränzt!
Sonne dich, o Lied, im Strale
Der herab vom Göttersaale
Diesen Frühling überglänzt!

(329) Der Rezens. sagt von dieser ganzen Stelle, die sich bis zur 29ten Strofe erstreckt, sie sei ihm und mehrern andern völlig unerklärlich. Er ahnde freilich, daß hier geistige Vollkommenheiten gepriesen würden; aber er ahnde es auch nur. Auch wage er es nicht zu entscheiden, ob damit Adonide oder sonst jemand gemeint sei. — Unbegreiflich! Ich gestehe gern, daß man das hohe Lied, und vorzüglich diese Stelle vielleicht beim ersten Lesen nicht ganz faßt, daß es Studium fodert; doch ein solches Gedicht ist auch

des Studiums werth. Wie kan man darauf fallen, daß der Dichter hier jemand anders preisen wolle, als seine Geliebte? Und was ist natürlicher, als daß die Jugendblüthe weiblicher Reize mit einer anmutigen Gegend im Schmucke des Frühlings; der Geist aber, der sie belebt, mit der Sonne verglichen wird, die Licht und Wärme über die Frühlingsgegend verbreitet? Die Vergleichung wird noch weiter fortgeführt:

Siehe, wie des Maies Wonne,
So verarmt Autumnus Horn;
Wir verschwelgen Most und Korn:
Aber nie versiegt die Sonne,
Gottes goldner Segensborn.

Der irdische Reiz eines Weibes ist vergänglich, wie die Blüthe des Frühlings und der Segen des Herbstes, aber der Genuß, den geistige (330) Vollkommenheit gewährt, bleibet ewig. Ich finde hier noch nichts dunkles. Der Dichter hat sogar, um Misverstand zu verhüten, den Gedanken mit eigentlicheren Worten, doch noch immer in Rücksicht auf das Gleichniß von der Sonne, wiederholt:

Ohne Wandel durch die Jahre,
Durch den Wechsel aller Zeit,
Leuchtet hoch das reine, klare
Geistig-Schöne, Gute, Wahre
Dieser Seel' in Ewigkeit.

Nun wird freilich der Ideengang mystischer; die Farben werden ätherischer, und fließen luftig ineinander:

Lebensgeist; von Gott gehauchet,
Odem, Wärme, Licht zu Rath,
Kraft zu jeder Edelthat,
Selig, wer in dich sich tauchet,
Du der Seelen Labebad!

Schmeichelflut der Vorgefühle
Hoher Götterlust schon hier
Wallet oft, bei Frost und Schwüle,
Wie mit Wärme, so mit Kühle,
Lieblich um den Busen mir.

Wenn man dies dunkel nennen will — Wer hat wohl nie etwas Unaussprechliches empfunden? Wer wurde dann nicht ein Kommen und Fliehen der Bilder in seiner Seele gewahr, die sich immer in andre auflößten, wenn sie kaum noch Gestalt hatten? Wohl! um dem Unaussprechlichen (331) näher zu kommen, hat der Dichter nur dies Eine Mittel: den Gang der Fantasie nachzuahmen. Aber alsdann singt er auch nur für Fantasie und Herz: nicht der grübelnde Verstand, nur Fantasie und Herz muß ihn richten.

Jezt steigt er wieder in die Region bestimterer Begriffe herab. Die Betrachtung ihrer Tugenden ist ihm eine himlische Offenbarung:

Fühlet wohl ein Gottesseher,
Wenn [Bürger: Wann] sein Seelenaug' entzückt
In die bessern Welten blickt,
Fühlt er seinen Busen höher,
Unaussprechlicher beglückt?

O der Wahrheit! o der Güte!
Rein wie Perlen, ächt wie Gold!
O der Sittenanmut! Blühte
Je im weiblichen Gemüthe
Jeder Tugend Reiz so hold?

Welch ein unnenbarer Seelenfrieden athmete aus dem folg

Hinter sanfter Hügel Schirme
Wo die Purpurbeere reift
Und der Liebe Nektar träuft,
Hat kein Fittig rauher Stürme
Dies Elysium bestreift.

Da vergiftet nichts die Lüfte,
Nichts den Sonnenschein und Thau,
Nichts die Blum' und ihre Düfte;
Da sind keine Mördergrüfte;
Da beschleicht kein Tod die Au;
(332) Da berückt dich keine Schlange,
Zwischen Moos und Klee versteckt;
Da umschwirrt dich kein Insekt,
So das Lächeln von der Wange,
Aus der Brust den Frieden neckt.

Das Gemüt seiner Geliebten ist dem Dichter ein ges Land, wo er wohnet; ein Land dem keine Feindseligkeit Ungemach sich nahen darf; wo noch das goldne Zeitalter h wo Unschuld, Ruhe und Liebe ihren Siz haben. Nur ihm ist Heiligthum ganz offen; ihm, den ihr Herz, der Ort, wo ei licher Sinn jene Eigenschaften gleichsam einheimisch glaubt, zu sich einladet; ihm, der in dem Bilde:

Hinter sanfter Hügel Schirme
Wo die Purpurbeere reift,
Und der Liebe Nektar träuft,

die sinnliche Wollust, die ihm dort zu Theile wird, nur lassen will, obgleich diese Wollust mit zarter Unschuld ve stert, selbst den Grazien nicht misfallen kan. —

Was bei dieser Allegorie den Leser irren könte, ist, es noch nicht vergessen hat, daß vorhin ein Thal, von Fl Hand bekränzt, die körperlichen Reize der Geliebten bezei da jezt fast das nämliche Bild auf ihre geistigen Eigens angewandt wird. Indessen hat es doch so viele verschiedne kazionen erhalten, daß es wohl für ein ganz neues (33 gelten kan. Und gesezt auch, es läge in dieser und den gehenden Vorstellungarten etwas, das nicht ganz träfe, wie wir den Dichter deshalb anklagen, da er es selbst eingeste gleich aber sich rechtfertigt:

Doch, du fühlest dich verlassen,
Lied, in dieser Region!
Lange weigern sich dir schon,
Das Unsägliche zu fassen,
Bild, Gedanke, Wort und Ton.

Bei einem Rückblick auf alles, was der Dichter zu Adonidens gesagt hat, bietet sich einem überall der unverk

Karakter der Wahrheit, Einheit und Uebereinstimmung dar. In dem Gemälde ist nirgends Ueberladung oder Disharmonie. Er leiht ihr keine von aller Individualität entkleidete, abstrakte Vollkommenheit, keinen strahlenden Heroismus; nichts, das die anziehende Kraft, den Zauber der stillen anspruchlosen Weiblichkeit vernichten könte. Anmut, Wahrheit, Güte, von diesen Grundlinien weicht er nicht, auch nicht in der Darstellung ihrer körperlichen Reize. Kein mächtiges Feuer im Auge, kein stolzer Wuchs der Glieder — in jenem bescheidner Ausdruck, in diesen lieblicher Einklang.

Etwas ganz anders ist es, wenn er von dem Eindrucke spricht, den sie auf ihn macht. Dann trägt ihn seine Schwärmerei in ungemeßne (334) Höhen empor, und nirgends mit so erhabner Kühnheit als in den folgenden Strofen, wo er die Seligkeit schildert, die solch ein Weib zu geben vermag.

Der, dem sie die Götter schufen
Zur Genoßin seiner Zeit,
Ist vor aller Welt berufen,
Zu erobern alle Stufen
Höchster Erdenseligkeit,
Ihm gedeihn des Glückes Saaten,
Seinem Wunsch ist alles [Bürger: jedes] Heil,
Ehre, Macht und Reichthum feil:
Denn zu tausend Wunderthaten
Wird Vermögen ihm zu Theil.

Durch den Balsam ihres Kusses
Höhnt das Leben Zeit [Bürger: Sarg] und Grab;
Stark im Segen des Genusses
Giebts der Flut des Zeitenflusses
Keine seiner Blüten ab.
Rosigt hebt es sich und golden,
Wie des Morgens lichtes Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieser Holden,
Mit verjüngtem Schmuck umlaubt.

Vorzüglich erkennt man in der zweiten Strofe die ersten Schöpfungen einer durch Liebe neugebornen Fantasie. Alles darin ist im höchsten Grade lebendig und bildlich darstellend. Wie ist das geradezu Sinnliche in der Zeile:

Aus dem Bette dieser Holden,

durch die innige Vermählung mit dem Geistigen (335) fast göttlich geadelt! — Hier glüht ein Funken des wahren Wesens wahrer Liebe, den man nur mit der süßen Verwirrung auffängt, mit der man Bilder faßt, welche irgend eine innerste Idee, für welche man keinen Ausdruck hatte, deutlicher machen.

Welch ein Kontrast zwischen dem Tone dieser und der folgenden Strofe:

Erd' und Himmel! Eine Solche
Solt' ich nicht mein eigen sehn?
Ueber Nattern weg und Molche,
Mitten hin durch Pfeil' und Dolche
Kont' ich stürmend nach ihr gehn.

Mit der Stimme der Empörung
Kont' ich furchtbar: Sie ist mein!
Gegen alle Mächte schrein;
Tempel lieber der Zerstörung,
Eh' ich ihrer mißte, weihn.

Und doch wie natürlich der Uebergang! Vorhin hat er sich wegen der Heftigkeit einer Begierde, die den Gegenstand, dem sie nachstrebte, elend machte, einen Frevler gescholten. Durch die Betrachtung dessen, was sie ist, und was sie dem, den sie liebt, zu geben vermag, gedrungen, widerruft er dies jezt. Alles konte und durfte er wagen, um sie dem Schicksale abzugewinnen.

Wir dürfen hier nicht unbemerkt lassen, wie in der lezten Hälfte der Strofe der schwerfällige weibliche Reim, bei welchem die Stimme länger (336) als gewöhnlich verweilen muß, den schon so mächtigen Nachdruck noch vermehren hilft.

Singt mir nicht das Lied von Andern!
Andre sind für mich nicht da:
Solt' ich auch, gleich Alexandern,
Durch die Welt erobernd wandern,
Ost- und Westhin, fern und nah.
Andre füllen Andrer Herzen;
Andre reizen Andrer Sinn.
Wenn ich erst ein Andrer bin,
Dann sind Andrer Lust und Schmerzen
Mir Verlust auch und Gewinn.

Nach dem Urtheile des Rezensenten soll die achtmalige Wiederholung des Worts Andre in dieser Strofe ein wahres Misgetön verursachen. Auf den zartesten Wohlklang war es hiebei freilich wohl nicht abgesehen. Aber der wäre auch hier nicht an seiner Stelle, bei diesem wegwerfenden Troze, der selbst in den häufigen Wiederholungen sich so treffend schildert. Wie kurz und nervig ist gleich die erste Zeile! Nur am Schlusse scheint eine kleine Unrichtigkeit im Ausdrucke zu liegen. Der Sinn soll doch wohl sein: Wenn ich erst ein Andrer bin, werde ich auch an eben demjenigen Misfallen und Wohlgefallen finden, woran Andre es finden; und so wie es jezt steht, könte man es leicht erklären: Wenn ich erst ein Andrer bin, dann werde ich an dem Guten und Bösen, das Andern widerfährt, Antheil nehmen.

(337) Läßt, so ganz nach allen Fernen,
So von allem abgetrennt,
Was die Sehnsucht mögte körnen,
Schwebend zwischen Meer und Sternen,
Von des Durstes Glut verbrennt,
Läßt die Strebekraft sich dämpfen
Wenn wir dann, so weit wir sehn,
Eine Labung nur erspähn?
Gilt was anders als erkämpfen,
Oder kämpfend untergehn? [1])

[1]) Wenn der Rezensent diese Strofe wegen des Mangels an logischem und grammatischem Zusammenhange für leeren Klingklang ausgiebt, so wünschte ich, er hätte seine Behauptung zu beweisen gesucht.

Der Ausdruck körnen ist nicht allzugewöhnlich, und hier wohl nur durch den Reim herbeigeführt. Der Gedanke:

Wenn wir dann, so weit wir sehn,
Eine Labung nur erspähn,

(338) ist in den ersten Zeilen schon antizipirt; denn die Labung ist doch wohl das, was die Sehnsucht körnen mögte. Uebrigens bahnt diese nachdrückliche Schilderung der ehemaligen Lage des Dichters, in der jeder Zug darauf abzweckt, sein Verfahren in derselben zu rechtfertigen, den Weg zu dem Jubel, der das Gedicht beschließt, durch eine schnelle Vergleichung jenes Zustandes mit seinem jezigen:

Herr des Schicksals! Deine Hände
Wandten meinen Untergang!
Nun hat alle Fehd' ein Ende;
Dich, o neue Sonnenwende!
Grüßet jubelnd mein Gesang.

Die Sonnenwende ist eine eben so treffende als neue Metapher für die Epoche einer plözlichen Schicksalsveränderung. Nur steht die Fehde zu nahe dabei; es ist mit den Bildern hier wieder zu flüchtig gewechselt. — Der nunmehr Beglückte läßt seine jauchzende Freude sofort in eine Hymne ausströmen:

Hymen, den ich benedeie,
Der Du mich der langen Last
Endlich nun entladen hast,
Habe Dank für deine Weihe!
Sei willkommen, Himmelsgast!

Sei willkommen, Fackelschwinger!
Sei gegrüßt im Freudenchor,
Schuldversöhner, Grambezwinger!
Sei gesegnet, Wiederbringer
Aller Huld, die ich verlor!

Doch nicht lange verweilt er dabei. Einige dithyrambisch wiederholte Grüße und hohe Ehrennamen, die der gepriesenen Gottheit beigelegt werden, fassen das Stärkste, was sich sagen läßt, bündig zusammen. Er schaut friedlich umher; alles ist mit ihm, er mit allem ausgesöhnt:

Ach, von Gott und Welt vergeben,
Und vergessen werd' ich sehn
Alles, was nicht recht geschehn,
Wann im schönsten neuen Leben
Gott und Welt mich wandeln sehn.

---

alsdann würde es sich vermutlich gezeigt haben, daß er diese, sowie mehrere andre Stellen im hohen Liede nicht recht verstanden habe. Was den Mangel an grammatischem Zusammenhange betrift, so kan ich ungefähr rathen, daß das auf die Partizipalkonstruktion gehen soll, die entweder so gefaßt werden muß: Läßt die Strebekraft — so ganz abgetrennt — schwebend — verbrennt, sich dämpfen; oder so: Läßt die Strebekraft sich dämpfen, wenn wir, so ganz abgetrennt — schwebend — verbrennt u. s. w. Dies ist aber eine Konstruktion, dergleichen es in andern Sprachen noch weit härtere giebt, und dergleichen sich selbst unsre besten Schriftsteller erlaubt haben.

Doch noch Einen zürnenden Blick hat er für die Verleumdung, die es wagte, seine Heilige anzugreifen; gegen die er, selbst aus Schonung für sie, lange hatte schweigen müssen.

Schände nun nicht mehr die Blume
Meiner Freuden, niedre Schmach!
Schleiche bis zum Heiligthume
Frommer Unschuld nicht dem Ruhme
Meiner Auserwählten nach!
Stirb nunmehr, verworfne Schlange!
Längst verheertest du genug!
Ihres Retters Adlerflug
Rauscht heran im Waffenklange
Dessen, der den Python schlug.

So vernichtend und niederschmetternd auch hier der Ton ist, so darf er doch dabei des Bei- (340) falls aller Gerechten gewiß sein, da er vorher in einem so hochachtungsvollen Tone zu den Edlen sprach, von denen seine Geliebte miskant worden war.*) Wie furchtbar schön, mit wie mächtigem Klange wälzen sich die letzten Zeilen heran! Wer die Leyer Apollons so zu schlagen versteht, den kleidet auch die Rüstung des Gottes.

Schwing', o Lied, als Ehrenfahne
Deinen Fittig um ihr Haupt!
Und erstatt' ihr, troz dem Wahne,
Was ihr mit dem Drachenzahne
Pöbellästerung geraubt!
Spät, wan dies' im Staubgewimmel
Längst des Unwerths Buße zahlt,
Stral', in dies Panier gemalt,
Adonide, wie am Himmel
Dort die Halmenjungfrau stralt.

Erdentöchter, unbesungen,
Roher Faunen Spiel und Scherz,
Seht, mit solchen Huldigungen
Lohnt die theuren Opferungen
Des gerechten Sängers Herz!
Offenbar und groß auf Erden
Hoch und hehr zu jeder Frist,
Wie die Sonn' am Himmel ist,
Heißt ers vor den Edlen werden,
Was ihm seine Holdin ist.

Eine ähnliche Stimme des Selbstgefühls erhob sich im Anfange des Gesanges; nur mit (341) dem Unterschiede, daß sich hier die Stimme des Jubels und Triumfs einmischt. Dort trat der Kämpfer in die Schranken, hier steht er als Sieger am Ziele, aber nicht für sich, sondern für seine Geliebte greift er nach der Krone der Unsterblichkeit. — Troz dem Wahne ist ein wenig dunkel, weil zu viel von dem Gedanken weggelassen ist. Dieser Wahn, der so schiefe Urtheile erzeugte, (so muß man's vielleicht auslegen) wird ohngeachtet der Ehrenrettung noch fortdauern, aber für die Zukunft doch fruchtlos sein.

*) In der Strofe: Ruf' es laut aus voller Seele u. s. w.

Lange hatt' ich mich gesehnet,
Lange hatt' ein stummer Drang
Meinen Busen ausgedehnet.
Endlich hast du sie gekrönet,
Meine Sehnsucht, o Gesang!
Ach, dies bange süße Drücken
Macht vielleicht ihr Segensstand
Nur der jungen Frau bekant.
Trägt sie so nicht vom Entzücken
Der Vermählungsnacht das Pfand?

Vielleicht wird dies Bild nicht allen Lesern gefallen; es kömt bei dergleichen zu sehr auf individuelle Eigenheiten des Geschmacks an, die wiederum auf besondren Ideenverknüpfungen in den verschiednen Köpfen beruhen. Aber Wahrheit enthält es wenigstens, und ist mit der zärtlichsten Sorgfalt behandelt.

(342) In der folgenden Strofe herscht ganz die reine kindliche Freude über das Gelungene, ohne alle Beimischung von Selbstgefühl oder Ehrgeiz. Das Entzücken, dessen Ausguß der Gesang war, strömt aus ihm wieder auf das Herz des Dichters zurück. Wie wünscht er, es überall um sich her zu verbreiten!

Ah, nun bist du mir geboren,
Schön, ein geistiger Adon!
Tanzet nun, in Lust verloren,
Ihr, der Liebe goldne Horen,
Tanzt um meinen schönsten Sohn!
Segnet ihn, ihr Pierinnen!
Laß, o süße Melodie,
Laß ihn, Schwester Harmonie,
Jedes Ohr und Herz gewinnen,
Jede Götterfantasie!

Kühn, lyrisch und festlich, und doch nicht unverständlich ist in der ersten Hälfte der Strofe der Gedanke ausgedrückt: Liebende Seelen werden sich in ihren zärtlichsten Stunden an diesem Gesange ergözen. Man darf bei den Horen nicht an die Horen der Alten, die Begleiterinnen der Venus, denken. Horen sind hier überhaupt nur personifizirte Stunden oder Zeiten. Golden heissen sie wie: aurea Venus. Mit magischer Gewalt gewinnen die schmeichelnden Bitten am Ende Ohr und Herz und Fantasie.

Nimm, o Sohn, das Meistersiegel
Der Vollendung an die Stirn!
(343) Ewig stralen dir die Flügel,
Meines Geistes helle Spiegel,
Wie der Liebe Nachtgestirn!

Hierin soll nach dem Urtheile des Rezensenten kein Zusammenklang der Gedanken und Bilder sein. — Der Gesang wird wie ein geflügelter Genius vorgestellt; die Flügel deuten auf seinen lyrischen Schwung; warum soll sich der Geist des Dichters nicht in dem Schwunge des Gesanges abbilden können? Dies wird noch weiter geschmückt: Die Flügel des Gesanges stralen hell, wie der Stern der Venus, der schönste unter allen Sternen. Einheit fände sich doch also bei dieser beinahe blendenden Pracht. Die Zusammensetzung Nachtgestirn scheint leer zu sein, weil jedes Gestirn ja

ein Gestirn der Nacht ist. — Nun neigt sich das Lied zum Ende mit stiller Hoheit:

Schweb', o Liebling, nun hinnieder,
Schweb' in deiner Herlichkeit
Stolz hinab den Strom der Zeit!
Keiner wird von nun an wieder
Deiner Töne Pomp geweiht.

Es ist nicht poetische Phrase; es ist einleuchtende Wahrheit, was der Dichter am Schlusse sagt: nur Einmal in seinem Leben konte er so dichten. Wenn angebliche Kunstrichter nun meinen, er könne noch viel solche Lieder, ja, noch (344) weit beßre hervorbringen, so ist das kaum des Spottes, sicher nicht der Verwunderung werth: Denn jedem Menschen muß das eine Thorheit sein, zu dessen Wahrnehmung ihm das Organ fehlt, und wenn es die Musik der Sphären wäre. — In jeder Kunst des Schönen giebt es nur äusserst wenig, was das Höchste genant zu werden verdiente; des vortreflichen ungleich mehr. Es giebt viel schöne Statuen des Apollo, aber nur Einen Apollo von Belvedere. Weil ein sehr reiner geschärfter Sinn für Vollkommenheit dazu gehört, jenes Höchste zu erkennen, so wissen die meisten es nicht von dem bloß Vortreflichen zu unterscheiden, und dennoch geschieht ihm ein größeres Unrecht, wenn es mit diesem verwechselt, als wenn dem Vortreflichen das Mittelmäßige zur Seite gestellt wird. Allerdings scheinen zwischen dem Mittelmäßigen und Vortreflichen mehrere Mittelstufen zu sein, als zwischen diesem und dem höchsten Gipfel der Kunst. Allein beim Ringen nach aesthetischer Vollkommenheit werden die Fortschritte um so schwerer, je näher man schon der Grenze gekommen ist, welche die Eingeschränktheit der menschlichen Natur nicht zu überschreiten erlaubt. Ein schon sehr erhabnes Ideal noch um ein weniges zu erhöhen, kostet vielleicht eine grössere Anstrengung jedes intellektuellen und sinnlichen Vermögens, als die erste Erfindung desselben. (345) Reine Himmelsluft weht da oben, die kein Sterblicher lange zu athmen vermag.

Gewöhnlich sind es daher auch ausserordentliche äußere Antriebe, die diese gewaltige Spannung der Geisteskräfte im Künstler erzeugen. Phidias hatte schon viele und vortrefliche Werke geliefert, als ihm edler Zorn über Athen, welches ihn undankbar verstoßen hatte, das Erhabenste derselben entlockte.*) Eine Gestalt von noch nie auf Erden gesehener Hoheit, solte sein Jupiter Olympius werden, und ward es. Man weis, wie eine Stelle des Homer gleich einem Zauberspruche seine arbeitende Seele traf, und die mächtige Geburt ins Dasein hervor rief.

Bürger leistete als Mann, was er als Jüngling für Ruhm nicht hätte leisten können. Diesmal aber dichtete er nicht für

*) S. Wieland über die Ideale der Alten.

Ruhm. Er wolte der Leidenschaft, die sein Leben erfüllt hatte, ein Denkmal sezen. Da schuf er das hohe Lied.

Wenn ein vortreflicher Künstler, von überaus starker Liebe zu seinem Gegenstande beseelt, alles aufbietet, um ein Abbild von dem zu geben, was sein Geist in den Augenblicken seiner vollsten überschwenglichsten Existenz war, so ist zu erwarten, dass er dem, was vermöge der Eingeschränktheit seiner Kräfte, und des Widerstandes, oder der Unvollkommenheit der Materie, in und mit welcher er arbeitet (sei es nun Stein, Farbe, oder Sprache) (346) unerreichbar ist, näher kommen werde, als in seinen andern vortreflichen Werken. Dies nannte ich vorhin das Höchste der Kunst. Denn es versteht sich, dass ein absolut höchster Punkt sich nicht festsezen läßt, weil niemand sich anmaßen darf, die Grenzen des menschlichen Geistes auszumessen.

Ein Kunstwerk, das sich nur durch Eine Eigenschaft vorzüglich auszeichnet, kan die Seele nach dieser Einen Richtung hin stark bewegen; wenn aber der Künstler eine große Mannigfaltigkeit von Eigenschaften, die so heterogen sind, daß sie, noch einen Grad weiter getrieben, gar nicht mehr verträglich sein würden, zu einem schönen Ganzen innigst in einander verschmelzt hat, so entsteht ein süßes Staunen über die vielen Regungen, die gemischt in der Seele aufsteigen, und die geistigste Wollust gewähren. Dies empfand ich beim hohen Liede in einem Maße, wie bei wenig andern Gedichten. Mir scheint darin die sorgfältigste Abrundung mit unverfälschter Natur und Wahrheit; Fülle mit Gedrängtheit, Kühnheit mit Genauigkeit des Ausdrucks; Majestät mit Leichtigkeit; Stärke mit Zartheit; Erhabenheit mit Grazie auf eine bezaubernde Weise gepaart zu sein. Nun nehme man noch hinzu: die so kunstlose und doch so überlegte Anordnung des viel umfassenden Ganzen; die Geschicklichkeit, mit der die meisten Partien so in einander ge- (347) fugt sind, daß man, ohne es zu merken, von einer zur andern hinübergleitet; den gehaltnen Schwung, der nie mit plözlichem Ungestüm sich erhebt, und auch nie aus Ermattung sinkt, sondern in sanften Wallungen fortschwebt; diese geistige Melodie, durch welche die Seele das eigenste und geheimste ihrer Gefühle allein ausathmen kan, die durch alle Töne des Liedes hindurchgeführt ist — und dies alles in dem Schmucke — nein: nicht Schmucke, sondern in dem durchsichtigen, sich anschmiegenden Schleier der gewähltesten Diction, des vollendetsten Verbaues! Endlich nirgends eine Spur von langsamen mühseligem Hervorbringen, sondern alles wie durch Ein Schöpferwort hingestellt und beseelt — Man mögte sagen: Der Dichter redet gar nicht mit Worten; er spricht in bildlichen Zeichen des Himmels und der Erden, wie die Götter ihren Willen nur in Gesichten kund thun. Man steht im Anschauen verloren und es bleibt nur ein verwirrter Eindruck zurück, weil das, was man sah, zu glänzend und überirdisch war.

Bei allem dem kenne ich gefühlvolle Leser und Leserinnen, die mit ihrer Vorliebe zwischen dem hohen Liede und der Elegie als Molly sich losreißen wolte, unentschieden hin und her wanken. Ob gleich in Ansehung des poetischen Werths das große Uebergewicht des erstern mir nie zweifelhaft war, so finde ich dies (348) doch aus dem verschiednen Karakter der beiden Stücke sehr erklärbar. In jenem fühlt sich der Dichter nicht in diesem Augenblicke gedrungen, eine mächtige Leidenschaft auszuhauchen; seine Empfindung ist zwischen Erinnerung und Gegenwart getheilt; er will, aber er muß nicht — er will seine Liebe feiern und seine Geliebte. Darum trift er auch das Herz nicht so ganz unwiderstehlich. Für jenes will ist es, wofür er so unendlich viel geleistet hat, als vor ihm vielleicht niemand in der Gattung. Sein Werk ist Kunst, und darin liegt die Erhabenheit desselben. Stände er aber, wenn ich so sagen darf, dramatischer da, so wäre die Theilnehmung erschütternder. Leidenschaft reißt das natürliche Gefühl mit sich, das rohe Gefühl sogar; um der Leidenschaft willen, vergißt es die schöne Form, in der sie sich darstellt — vergißt sich selbst, und preist so den Sänger. Diese Elegie mit ihren einfachen und doch schönen Bildern, der unmittelbar aus dem tobenden ungestümen Herzen dringenden Sprache, dem natürlichen Aufschreien der wütenden und doch nicht trostlosen Verzweiflung — sie wird immer menschliche Herzen mit Wärme für den Menschen im Dichter interressiren: an jenem stolzen Monumente wird die Nachwelt die Größe des Künstlers messen.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Auswahl aus Herodot. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Franz Harder. Leipzig, G. Freytag 1893. X u. 269 SS.

Schülercommentar zu der Auswahl aus Herodot von Franz Harder, herausgegeben von demselben. Leipzig, G. Freytag 1893. IV u. 100 SS.

Gemäß den neuen Instructionen für den Unterricht an den preußischen Gymnasien, welche als Lectüre für die Obersecunda unter anderem auch eine Auswahl aus Herodot ansetzen, hat der Herausgeber bei der äußeren Gestaltung des Textes besonders jene Partie des Geschichtswerkes berücksichtigt, welche den Mittelpunkt desselben bildet, die Kämpfe der Hellenen und Barbaren unter den Perserkönigen Darius und Xerxes, eine Partie, die auch an unseren Gymnasien zumeist Gegenstand der Lectüre ist. In Verfolgung dieses praktischen Zweckes hat nun H. alle jene Capitel der Bücher VI—IX gestrichen, welche inhaltlich nicht unbedingt mit der Geschichte der Perserkriege zusammenhängen, und so diesen Theil des Geschichtswerkes, indem er, was dem Inhalte nach zusammengehört, heraushob und verband, erbarmungslos zerstückelt. Als Rest dieser Resection bleiben 22 Capitel, jedes mit einer Aufschrift versehen. H. hat wohl selbst das Gewagte dieser Operation gefühlt und sich daher bemüht, Abhilfe zu schaffen. Er glaubt sie in einem Mittel gefunden zu haben, das wohl nur äußerlichem Gebrauche dient, nämlich in der Einfügung eines „verbindenden deutschen Textes", der die einzelnen Theile zusammenhalten soll. Dass durch diese bisweilen allzuknapp, im ganzen aber geschickt gehaltenen Inhaltsangaben der Zusammenhang der einzelnen Capitel wenigstens äußerlich hergestellt wird, soll immerhin zugestanden werden. Wenn aber H., wie er im Vorworte p. VI sagt, dem Schüler dadurch „einen Überblick über die Composition des ganzen Werkes" zu verschaffen glaubt, ihm „die Stellung deutlich zu bezeichnen, welche die einzelnen Abschnitte innerhalb des großen Zusammenhanges einnehmen", wenn er behauptet, dass dieser „ver-

bindende deutsche Text auch für sich allein gelesen dem Schüle eine annähernde Vorstellung von der Disposition und der Mannig faltigkeit des Inhaltes geben wird", so hat er diesem Texte ein Bedeutung beigemessen, die ihm kaum jemand geben wird. Ein annähernde Vorstellung von der Composition des Werkes, von de Stellung, welche einzelne Abschnitte innerhalb des großen Zusammen hanges haben, von der Disposition und Mannigfaltigkeit des In haltes wird der Schüler nur durch die Lectüre zusammenhängende Partien gewinnen können. Will man ihm das Verständnis für di Bedeutung eines Mannes, der zu einer Zeit, da die Geschicht schreibung noch in ihren Anfängen lag, nichts Geringeres unter nommen hat, als eine Universalgeschichte der damals bekannte Welt zu schreiben, nur einigermaßen vermitteln, ihm zeigen, wi er diese Aufgabe zu lösen verstand, ihm die Art seiner historische Darstellung vorführen, die mit der umständlichen Breite des epische Erzählers quasi sedatus amnis dahinfließt und mit sichtlichem Be hagen da innehält, wo der Gegenstand nur irgendwie zum Ver weilen ladet, ihm die große Mannigfaltigkeit des Inhaltes, di Composition des Werkes nur theilweise klarmachen, so darf ma ihm nicht Trümmer desselben vorlegen, nicht hie und da eine Stein aus dem großartigen Bau herausheben, sondern man mus ihm eine zusammenhängende Partie, und sollte dieselbe bei de diesem Schriftsteller bemessenen kurzen Zeit auch nicht ganz ei Buch ausmachen, zur Lectüre geben. Ich darf mich, um mein Ansicht zu stützen, auf die Instructionen für den Unterricht an de österreichischen Gymnasien S. 61 berufen: „Innerhalb dieser für Bücher (V—IX), die ohnehin nur in verkürzter Ausgabe gelese zu werden pflegen, den Kreis noch enger zu ziehen und etw speciell auf die Schlachten von Thermopylae, Salamis, Plataeae un Mykale einzuengen, ist nicht ersprießlich. Da ein jedes der ge nannten Bücher dem Zwecke, den die Lectüre dieses Schriftsteller am Gymnasium verfolgt, vollkommen entspricht, ist das einma gewählte Buch im Zusammenhange zu lesen. Dadurch gewinn der Schüler für seine durch gelegentliche Rückblicke zu erweiternd Kenntnis des Autors und der Composition des Gesammtwerkes ein natürlichere und breitere Grundlage, als aus einer noch so geschick getroffenen Auswahl einzelner Episoden." Dass der Schüler durc diese Umgestaltung des Geschichtswerkes eine schiefe Vorstellun von dem Ganzen erhalten dürfte, hat H. auch selbst gefühlt; den er sagt in seinem Vorworte p. V: „Will man den Schüler in de Stand setzen, sich ein nur einigermaßen vollständiges Bild vo der so anziehenden literarischen Persönlichkeit Herodots und vo der bedeutsamen Stellung seines Werkes in der Geschichtschreibun zu machen, so wird man sich auf die oben angedeutete Art de Behandlung nicht beschränken dürfen. Das eigenthümliche Dar stellungstalent Herodots tritt ganz besonders in den kleinen, i sich abgeschlossenen Erzählungen hervor, an denen gerade di

ersten Bücher so reich sind, Erzählungen, die schon dem Knaben bekannt zu werden pflegen, und die nun im Originale zu lesen, dem älteren Schüler gewiss Vergnügen bereiten wird." Diese Seite der Lectüre hat nun H. durch Aufnahme solcher Episoden aus den ersten Büchern fördern wollen, doch dürfte ihm dies nicht ganz gelungen sein. Will man dem Schüler das Verständnis für das Erzählungstalent dieses Autors näherbringen, so darf man diese kleinen, in sich abgeschlossenen Erzählungen aus ihrer Umgebung nicht entfernen. Nur in ihrem Zusammenhange gelesen geben sie uns ein Bild der Darstellungsart Herodots, die ja besonders in der Kunst solcher Kleinmalerei besteht, mit der er dergleichen anmuthige Bildchen in den Rahmen seines großen Geschichtswerkes einzuweben weiß. Aus dem Zusammenhange losgelöst verlieren sie ihre Bedeutung, das Charakteristische ihrer Stellung, die sie dem Ganzen gegenüber einnehmen, sie sind dann nichts anderes als schöne Geschichten — Edelsteine ohne Fassung.

Wenn ich nun auf die Besprechung des Buches im einzelnen übergehe, so will ich nicht säumen, allsogleich zu bemerken, dass ich abgesehen von der äußeren Gestaltung des Textes, bei dessen Plan und Auswahl H. gewiss besondere Rücksichten für die Schule und ihre Forderungen und maßgebende Erwägungen, die ich jedoch nicht theilen konnte, geleitet haben mögen, dem Buche manch schöne Seite nachrühmen kann. Die Einleitung bildet eine Biographie des Schriftstellers, die in knapper Form alles für die Schule Wissenswerte bietet. Ein zweites Capitel, „Das Werk Herodots" betitelt, beleuchtet zunächst Anordnung und Plan des Werkes, zeichnet kurz die Stellung Herodots gegenüber den älteren Vertretern dieser Gattung, hebt den einheitlichen Grundgedanken des ganzen Werkes hervor, das überall von einer tiefen religiös-sittlichen Weltanschauung getragen wird. Den Schluss bilden einige Bemerkungen über das Schicksal des Werkes im Alterthume. Ein weiteres Capitel der Einleitung bildet eine „Auswahl der wichtigeren Zeugnisse des Alterthums" über Herodot, ein Abschnitt, der ohne Schaden für die Schule entfallen könnte, zumal vieles, was diese Quellen bieten, bereits widerlegt ist. Die Grabinschrift auf Herodot, die uns Stephanus Byz. s. v. *Θούριοι* überliefert, konnte immerhin am Ende der Biographie ihren Platz finden. S. 6 weist einen Druckfehler auf: Suidas (Lexikograph ca. 960 vor Chr.). Den Schluss der Einleitung bildet eine kurzgefasste Darstellung der wichtigsten Eigenthümlichkeiten des Herodotischen Dialectes. S. 9 vermisse ich bei Anführung der Contraction (12) die Beibringung von Beispielen für die Contraction von *ε* + *o* in *ευ* statt in *ου* (*ἐμεῦ, ποιεῦμαι*). S. 10 muss es *ἐπιτηδεότερος* statt *ἐπιτηδεώτερος* heißen. S. 11 (unter 34) ist die Angabe: *μίν* = *αὐτόν* und *ἑωυτόν* ungenau; *μίν* steht nicht nur fürs Masc. Zu *σφι* = *αὐτοῖς* hätte ich noch *αὐταῖς* und daneben *σφίσι* = *ἑαυτοῖς, ἑαυταῖς* beigefügt.

Was nun die Auswahl selbst betrifft, so mag rühmend hervorgehoben werden, dass dieselbe mit Geschick getroffen wurde. Außer den üblichen Stücken, die sich auch in der von Lauczizky besorgten Wilhelm'schen Ausgabe finden, sind aus den ersten vier Büchern noch die Partien über Peisistratos I, 59—64, Jugendgeschichte des Kyros I, 108—130, Helena in Ägypten (II, 113—120), Psammetich (II, 147—154) und einzelne Capitel aufgenommen. Aus der zweiten Hälfte (B. V—IX) haben, wie schon erwähnt, fast nur jene Partien Aufnahme gefunden, die mit den Perserkriegen im Zusammenhange stehen. Hier ist die Auswahl durch den Inhalt gegeben. Die Digression über die Alkmäoniden (VI, c. 121—126) und die Reinigung derselben von dem Verdachte, es mit den Persern gehalten zu haben, durfte meines Erachtens nicht ausgeschieden werden. Sie bietet uns ein treffendes Beispiel für die geschichtliche Kritik, wie sie Herodot übte, und einen schönen Beweis, wie dieser Geschichtschreiber sich stets von dem Streben leiten ließ, die Wahrheit zu ergründen. Sie charakterisiert treffend die Art seiner geschichtlichen Darstellung und ist besonders geeignet, ihn von einer Seite zu beleuchten, die H. durch die Auswahl aus den ersten Büchern berücksichtigen wollte. So wäre es auch möglich gewesen, dem Schüler eine größere Partie (VI, 94 bis 131) im Zusammenhange ohne Abstriche vorzuführen. Auch das Ende des Miltiades (131 bis Ende) hätte Aufnahme verdient. Eher noch konnte die Werbung um Agariste (126—131) ausgeschieden werden. Äußerst störend finde ich die Anordnung des Textes in diesem Abschnitte c. 107 f. Der erste Satz des Capitels ist angeführt: *οὗτοι μέν νυν τὴν πανσέληνον ἔμενον· τοῖσι δὲ βαρβάροισι κατηγέετο Ἱππίης ὁ Πεισιστράτου ἐς τὸν Μαραθῶνα.* Dann folgt mitten im Texte in Parenthesi der Beisatz: „Hier folgt die Erzählung von einem Traume des Hippias und einem ihm widerfahrenen (!) bösen Vorzeichen." Daran schließen sich die zwei ersten Sätze des c. 108, dann folgt wieder in Parenthesi der Beisatz: „Hier ein Bericht über die Hilfe, welche die Athener den Plataiensern (!) gegen die Thebaner geleistet hatten." Dann erst schreitet die Erzählung mit c. 109 fort. Das heißt doch in dem Streben nach Ausscheidung alles nicht unbedingt zur Sache Gehörigen zuweit gehen! Beide Stellen waren unbedingt beizubehalten. Beide sind, und zwar jede in einer andern Art, charakteristisch für Herodots Darstellungsweise, sowohl der Traum und das ominöse Vorzeichen des Hippias, als auch die Erzählung über den Anschluss von Plataeae an Athen mit der Rede der Lacedaemonier und der Ansicht Herodots über die wahren Beweggründe derselben.

Eine zweckmäßige Beigabe erhält das Schulbuch durch ein fleißig gearbeitetes, ausführliches Verzeichnis sämmtlicher Namen, die sich in der Auswahl finden, und durch fünf Karten mit den Schlachtfeldern von Marathon, Thermopylae, Salamis und Plataeae und dem Heereszug des Xerxes durch Kleinasien und Griechenland.

Befremdend, vielleicht nur für unser Ohr, klingt die Anführung der Namen mit griechischer Lautbezeichnung und Endung anstatt der allgemein gebräuchlichen latinisierten Form. Doch ist dieses Princip keineswegs mit Consequenz durchgeführt. Wir finden Boiotier, Phoinikier neben Phönikiern, Aigina und Aigineten neben Ägineten, Plataiai neben Plataeern und Plataiensern (!). Wir begegnen Histiaia, Euboia neben Lakedämoniern und Gephyräern, daneben dem Maiander und dem aigäischen (!) Meer. Wir machen Bekanntschaft mit dem in Italien geborenen Ailianos, dem H. jedoch selbst einen Commentar mitgab: Ailianos (Älianus, aus Praeneste). Hinter Älianus hat der Beistrich wegzufallen. — Wir lesen Hellespont und Hellespontos, Thermopylai und Thermopylen, Pontus Euxinus, Kerasus, Milet und Miletos, Cypern und Kypros, Theodoros, aber Asopodorus, Eurykleides, Hippokleides, aber wiederholt Heraklide. Wir finden die Schreibung mittelländisches Meer, daneben Schwarzes Meer, ein andermal wieder schwarzes Meer. Chersones als Masculinum zu construieren, ist durch den allgemeinen Gebrauch gestützt; daher ist gegen die Verbindung: über den Chersones, auf dem Ch. nichts einzuwenden. Sobald man jedoch die griechische Nominativform Chersonesos gebraucht, halte ich Verbindungen wie: im Chersonesos, aus dem Chersonesos (abgesehen von der Inconsequenz) für bedenklich. Eigenthümlich muthete mich auch die Bemerkung an, dass *Σερίφιοι* die Bewohner der Kykladen Seriphos sind; da halte ich es mit *Νάξος*, einer Insel aus der Gruppe der Kykladen. Befremdet hat mich auch die Schreibung Sizilisch, Ozean. S. 249 soll es s. v. *Κήιοι* statt Inseln heißen: Insel.

Die Gestaltung des Textes bietet nichts Bemerkenswertes. H. hat sich im allgemeinen an die Ausgaben von Stein und Kallenberg gehalten. Die Ausstattung des Buches, dessen Titelblatt das Bild Herodots ziert, ist empfehlend, der schöne und deutliche Druck im ganzen frei von Fehlern.

Was nun den von demselben Verf. zu seiner Ausgabe besorgten Schülercommentar anbelangt, so will ich gleich hier bekennen, dass ich mich mit dergleichen Behelfen für den Schüler nicht einverstanden erklären kann. Die Beweggründe, die H. bei diesem Unternehmen geleitet haben und seine Arbeit empfehlen sollen, dürften kaum die gewünschte Würdigung finden. Wenn er behauptet, es müsse bei der in den neuen preußischen Lehrplänen angeordneten Herabsetzung der Stundenzahl für die classischen Sprachen, wenn nicht etwa ein erheblicher Niedergang in den Leistungen oder eine bedeutende Mehrbelastung der Schüler erfolgen soll, ein Mittel ausfindig gemacht werden, das beiden Übelständen in gleicher Weise steuert, so hat er das eine übersehen, dass die neuen Instructionen an dem alten Lehrpensum unmöglich festhalten, bei der geringeren Stundenzahl nicht die gleichen Anforderungen stellen können, sondern sich selbstverständlich mit einer geringeren Leistung begnügen müssen, die eben der geringeren dem Gegen-

stande zugemessenen Unterrichtszeit entspricht. Hier also bedarf es keines Mittels, „den Unterrichtsbetrieb zu beschleunigen", was nur auf Kosten der Gründlichkeit geschehen könnte, noch auch einer Hilfe für den Schüler, ihm die Arbeit zu erleichtern; er wird hier naturgemäß weniger zu thun haben, weil die an ihn gestellten Anforderungen sich auf einer andern Seite erhöht haben. Wenn H. ferner der Meinung ist, es handle sich nun darum, „dem Schüler solche Arbeiten zu ersparen, bei denen, wenn sie auch an sich nicht als unnütz bezeichnet werden können, doch die aufgewandte Mühe in keinem richtigen Verhältnisse zum Erfolge steht", so dürfte er mit diesem Urtheil über den Wert der Präparation kaum auf den Beifall der Schulmänner rechnen dürfen. Den Erfolg des Unterrichtes verbürgt zum großen Theile eine gewissenhafte, verständnisvolle Präparation, ihre erziehende und bildende Bedeutung darf nicht angezweifelt werden. Im Mittelpunkte der Präparation steht aber das Schulwörterbuch, und zwar dasselbe durch alle Classen des Gymnasiums — etwa die Homerlectüre ausgenommen.[1]) Das Lexikon, das den Schüler durch mehrere Jahre begleitet, das er täglich zu benützen genöthigt ist, wird so für ihn ein vertrautes Buch, in dem er sich von Tag zu Tag leichter und sicherer zurechtfindet. Dieses Buch darf nicht verdrängt werden, es muss stets der erste Berather des Schülers bleiben. Und sollten etwa dem Schüler bei seiner Präparation Wörter oder Constructionen begegnen, über die ihm Wörterbuch oder Grammatik keine genügende Auskunft geben, so wird der Lehrer durch passend vorausgeschickte Bemerkungen eine erfolgreiche Präparation erleichtern. Haben sich schon Schulmänner gegen die Benützung von Specialwörterbüchern mit allem Nachdrucke ausgesprochen, so muss dasselbe Urtheil in noch schärferer Weise die Anwendung von Schülercommentaren und Präparationen treffen. Die Bedenken gegen derlei Behelfe führt H. in seiner Vorrede selbst an. Doch ist ihre Zahl nicht erschöpft. Nicht allein, dass dergleichen Commentare dem Schüler die Sache vielfach zu leicht machen, ihn nur allzuleicht zu mechanischer Arbeit verleiten, sie haben noch andere Übelstände im Gefolge. Ein Schülercommentar kann den Bedürfnissen einer Classe nie so genau angepasst werden, dass er nicht Gefahr liefe, des Guten zu viel zu thun; er wird dem Können wie dem Kennen der einzelnen Schüler bei der Verschiedenheit des Schülermaterials nie gerecht werden. Er wird durch seine Angaben oft dem guten, denkenden Schüler die Freude an dem Auffinden und Aufspüren sich etwa ergebender Schwierigkeiten verkümmern, er wird andererseits dem schwächeren, gedankenlosen Schüler mehr schaden als nützen, da dieser die äußerlich gegebenen

---

[1]) Ich darf diesbezüglich auf Stowassers am letzten Philologentag unter großem Beifalle der vereinigten philologisch-pädagogischen Sectio gehaltenen Vortrag verweisen.

Gebrauchsanweisungen ohne Urtheil und Prüfung mechanisch sich aneignen wird. Und ergeben sich bei der Präparation Schwierigkeiten, die zu beheben dem einen oder andern der Schüler nicht gelungen ist, dann wird der Lehrer (neben dem bereits oben angedeuteten Vorgange) in gerechter Würdigung dieses Umstandes beim Unterrichte in gemeinsamer Classenarbeit unter regem Wetteifer der Jugend solche Schwierigkeiten mit Erfolg lösen. Und diese geistige Gymnastik wirksamster Art wird durch die vorlauten Bemerkungen einer Schülerpräparation beeinträchtigt.

Den bedeutendsten Übelstand in der Anlage des Commentars glaubt Ref. jedoch in der nackten Angabe der nicht als sicher vorauszusetzenden Vocabeln zu erblicken. Wie mag wohl bei einer Classe, die aus guten und schwachen Schülern besteht, ein Maßstab gefunden werden, welche Vocabeln als bekannt, welche als unbekannt vorauszusetzen sind! Da es ferner kaum in der Absicht H.s liegen kann, dass sein Schülercommentar die schriftliche Präparation des Schülers ersetzen soll, so wird dieser die im Commentar gegebenen Vocabeln nebst ihrer Bedeutung einfach in sein Heft übertragen. Das heißt doch jedes selbständige Nachdenken des Schülers geradezu verbieten, ihn systematisch zu mechanischer Arbeit anhalten. Gerade das Spüren nach der eben passenden Bedeutung eines Wortes im Schulwörterbuche ist eine geistbildende Arbeit, die den Schüler zwingt, nicht bloß Wörter nachzuschlagen, sondern den Ausdruck im Zusammenhange zu betrachten und die durch den Zusammenhang bewirkte Modification der Bedeutung zu finden. Wenn H. ferner betont, dass bei der Angabe der Vocabeln allemal von der Grundbedeutung ausgegangen wird, so ist dieses Princip keineswegs consequent durchgeführt. Ich will aus vielen nur einige Fälle anführen. Ist S. 1 die Grundbedeutung von *ἀποδείκνυσθαι* wirklich „verrichten, ausführen“ und wie stimmt diese Angabe zu der kurz vorher gemachten: „*ἀπόδειξις* Darlegung vgl. *ἀποδείκνυσθαι*“, wenn letzteres „verrichten“ heißt? Ebenso verhält es sich mit *ἀκμάζειν* (S. 2), dessen Grundbedeutung mit „blühen“, mit *ὑπερβάλλειν* (S. 4), wo sie mit „überkochen“ angegeben wird! Da allemal von der Grundbedeutung ausgegangen wird, so heißt *ἐκκλῆιειν* = *ἐκκλείειν* „hindern“ (S. 3); *νόμος ὄρθιος* (S. 2) wird übersetzt: „eine feierlich und erhaben klingende Melodie“; somit heißt *ὄρθιος* in der Grundbedeutung „feierlich“. Diese Bedeutung wird der Schüler sich merken und zu seinem Nachtheile dem Lehrer auch als die ursprüngliche angeben. Um wieviel besser war er daran, wenn er das Wörterbuch zurathe zog! Solche Fälle begegnen uns in dem Commentar äußerst zahlreich und lassen im Vereine mit den oben gemachten principiellen Bemerkungen die Einführung solcher Behelfe als nicht empfehlenswert erscheinen.

Wien. J. Kukutsch.

Die attische Beredsamkeit. 3. Abth., 1. Abschnitt: Demosthenes. Dargestellt von Friedrich Blass. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 8°. VIII u. 644 SS.

In kurzem Zwischenraume ist der neuen Bearbeitung des zweiten, Isokrates und Isaios behandelnden Theiles nun auch der dritte Band in neuer Auflage gefolgt. Die Anordnung und Behandlung des Stoffes ist im allgemeinen unverändert geblieben; einzelnes ist aber theils ganz umgearbeitet, theils stark erweitert, wodurch sich auch der größere Umfang des Buches erklärt (644 gegen 564 Seiten!). Der wichtigsten Änderungen soll hier kurz gedacht werden.

Hiatusgesetz (S. 101 ff.). Es ist davor zu warnen, Hiaten mit *καί* jedesmal durch Krasis tilgen zu wollen, was Bl. selbst in seiner Textausgabe zumeist gethan hat. Wie nämlich der Rhythmus lehrt, tritt, wo im vorausgehenden Worte langer Vocal oder Diphthong am Ende steht, Verkürzung desselben ein, ohne dass die Silbe verloren geht. Die Entscheidung bildet immer der Rhythmus, mit dem das Gesetz der Meidung des Hiatus jedenfalls im Zusammenhange steht.

Kürzengesetz (S. 109 f.). Ausnahmen konnte sich der Redner da und dort aus Bequemlichkeit gestatten, oft dienen sie auch zum malerischen Ausdrucke der Stimmung. In solchen Fällen wäre der Versuch, sie um jeden Preis aus dem Texte zu entfernen, verfehlt.

Über die Abgrenzung der Kola (S. 112 ff.) sind neue Quellen für die Erkenntnis der hiefür geltenden Regeln nicht hinzugekommen; im Gegentheil, die Meinung, dass die in den Handschriften erhaltenen Zahlenangaben über die Zeilen der einzelnen Reden sich auf Sinnzeilen, nicht auf Raumzeilen beziehen, hat Bl. wieder aufgegeben. Es bleibt also als sicheres Kriterium nur Hiatus und Syllaba anceps, um das Ende des Kolon zu bestimmen. Wenn nun aber Bl. auch in dem Rhythmus ein Mittel sehen will, die Grenzen der Glieder zu erkennen, so geräth er hiebei in einen Cirkel, der, mag er es immerhin beschönigen, nicht ohne Bedenken ist. Denn in den meisten Fällen setzt ein sicheres Urtheil über etwa vorhandenen Rhythmus richtige Zergliederung in Kola voraus, nicht umgekehrt.

Dass die Lehre vom Rhythmus bei Demosthenes eine wesentlich andere Darstellung erfahren werde, konnte nach dem neue Ergebnisse, das der 2. Band über den isokratischen gebracht hatte, sicher angenommen werden. Es hat sich bei der Beurtheilung des letzteren (vgl. diese Zeitschr. Jahrg. 1893, S. 31 ff.) gezeigt, dass Bl. auf seinem neu eingeschlagenen Wege zu wirklich greifbaren Resultaten gelangt war, und es war dem Ref. eine angenehme Aufgabe, an einer Reihe von Beispielen, welche er keineswegs besonders mühselig zu suchen brauchte, die sich vielmehr sehr zahlreich in zusammenhängenden Partien der einen oder

andern Rede wiederholten, die Richtigkeit der vorgetragenen Ansichten zu erhärten. Mit der an Isokrates bewährten Methode verfährt nun Bl. auch bei der Erörterung des demosthenischen Rhythmus (SS. 124—141).

Zum Ausgangspunkt wird der freilich verfehlte Versuch des Dionysius genommen, in den Prooemien der Aristocratea und der Kranzrede Verse nachzuweisen. Indessen zeigt es sich, dass der Rhetor in manchem Punkte bereits richtige Empfindung, wenn auch kein klares Bewusstsein hatte. Von sich selbst gesteht jetzt Bl. zu, dass er bisher in der Constatierung von Rhythmus einerseits zu lax gewesen und oft sich mit einer ungefähren Ähnlichkeit begnügt habe, anstatt genaues Entsprechen zu fordern, anderseits aber bei der Textkritik zu leicht geneigt war, durch gewaltsame Änderungen oder Ausscheidungen ein solches scheinbares Entsprechen herbeizuführen. Als Minimum verlangt er jetzt fünf Silben, das Maximum geht weit über zehn Silben hinaus, der Durchschnitt beträgt aber acht Silben. Anfang oder Ende sollen mit einer Pause zusammenfallen, die entsprechenden Glieder dürfen nicht in zu weiten Abständen sein, und häufig gesellt sich dazu auch Ähnlichkeit im Sinne oder Klange. Kleine Stücke können dabei außerhalb des Rhythmus bleiben, aber es können auch Stücke einer in Rhythmus stehenden Partie zur Bildung einer neuen rhythmischen Reihe verwendet werden. — Zur Erläuterung dieser allgemeinen Normen schließt Bl. im Anhange zwei vollständige Reden an: die 1. olynthische und die 3. philippische, sowie den Eingang der Kranzrede, nach Kolen zerlegt, aber nicht, wie in der früheren Auflage, um die Zeilenzahl mit der handschriftlich überlieferten Zahl der *στίχοι* zu vergleichen, sondern zum genauen Nachweise der Rhythmen. Zu diesem Zwecke sind unter dem Texte alle Stellen nachgewiesen, wo genaues oder annähernd genaues Entsprechen stattfindet.

Mag man nun immerhin aus der Masse der hier gebotenen Nachweise Einzelnes ausscheiden, wo zu große räumliche Entfernung eine gegenseitige Beziehung der Glieder unwahrscheinlich macht, mag man ferner auch nur die Stellen gelten lassen, wo vollständige Gleichheit stattfindet, und höchstens die Freiheit zugestehen, welche die Dichterpraxis gestattete, so wird man doch angesichts der Fülle dessen, was übrig bleibt, das Vorhandensein eines Rhythmus in der Sprache des Redners nicht leugnen können. Es lässt sich aber schwerlich annehmen, dass es jedesmal oder auch nur in der Mehrzahl der Fälle bestimmte Absicht des Redners war, diesen Rhythmus hervortreten zu lassen; vielmehr hat sich diese Eigenthümlichkeit allmählich zu einer unbewusst geübten Gewohnheit ausgebildet. Nur so erklärt es sich, wenn zwar im allgemeinen der rhythmische Charakter der Sprache zutage tritt, im einzelnen aber Rhythmen nicht überall erscheinen, wo wir sie suchen, und mit einer gewissen bunten Freiheit angewendet sind,

[illegible] spottet, sie in die Fesseln stricter Regeln zu [illegible] Gerade die fehlende oder doch weit seltener vorhandene [illegible] mag das unterscheidende Merkmal zwischen der [illegible] des Demosthenes und der des Isokrates bilden. — Die [illegible] des Gesagten auf die Textkritik ergibt sich nun [illegible] Vermeintliche Responsion zum Anlass einer Änderung des [illegible] zu nehmen, ist entschieden zu widerrathen; wohl [illegible] in Fällen, wo die Handschriften schwanken, mit zur Ent[illegible] herangezogen werden und dann in erhaltendem Sinne [illegible] So scheint sich auch bei Blass selbst in seiner bisher [illegible] Methode eine Wendung zu besonnener Mäßigung vorzu[illegible]

In der Würdigung der demosthenischen Reden [illegible] treten gleichfalls mehrfach neue Gesichtspunkte hervor. Die [illegible] über den trierarchischen Kranz (S. 243 f.) lässt Bl. von [illegible] in eigener Sache gehalten sein. Als Zeitpunkt für [illegible] Rede eignet sich am besten das Jahr 359, in welchem er[illegible] Dem. Trierarchie geleistet hat unter dem Feldherrn [illegible] Ein Mann dieses Namens wird zu Beginn der Rede [illegible] Anwalt des Sprechers erwähnt. Es liegt nun kein Grund [illegible] für einen andern als für den Feldherrn zu halten. — Da[illegible] erscheint es jetzt Bl. als zweifelhaft, ob in dem Processe [illegible] Leptines Demosthenes selbst als Redner aufgetreten ist. Aus [illegible] selbst lässt sich weder dafür, noch dagegen ein Beweis [illegible] Allein da sich im übrigen Dem., seit er als Staatsredner [illegible] war, von der Synegorie zurückzog, ist es wahrschein[illegible] dass die Rede für einen andern Sprecher geschrieben wor[illegible] Ktesippos war jedenfalls nicht selbst Ankläger, da er [illegible] noch minderjährig war.

Auch in der so oft behandelten Frage der von Dionysius [illegible] Einheit der ersten Rede gegen Philipp tritt Bl. mit [illegible] Combination auf (S. 304). Busolt macht in den Staats[illegible] auf den Widerspruch aufmerksam, dass nach §. 35 [illegible] Rede die Epimeleten der Dionysien erlost, nach §. 15 der [illegible] gewählt wurden; letzteres erklärt aber Aristoteles in der [illegible] für die jüngere Einrichtung. Da man nun die 1. philip[illegible] Rede unmöglich nach der gegen Meidias ansetzen kann, so [illegible] Bl., Demosth. hätte im Jahre 347 die Rede neu bearbeitet [illegible]; damals habe er als Rathsherr den dort erwähnten [illegible] wieder eingebracht und vielleicht auch bei dem Volke durch[illegible] — So scharfsinnig auch diese Vermuthung ist, so ist sie [illegible] wenigstens in ihrem zweiten Theile, meines Erachtens nicht [illegible] Von den Verfechtern der Einheit dieser Rede ist ja [illegible] nachdrücklich betont worden, dass nichts in der Rede [illegible] was über das Jahr 351 hinausweise, dass man aus [illegible] des Redners über die zwischen 351 und 347 fallen[illegible] Ereignisse geradezu den Schluss ziehen müsse, die Rede könne

nicht in das letztere Jahr gehören. Sollte man nun annehmen, dass Demosth. im Jahre 347 zur Begründung seines Antrages sich damit begnügte, die Momente ins Feld zu führen, welche für 351 ausreichten, ohne neue zur Unterstützung heranzuziehen? Hätte er es sich z. B. versagen können, auf die traurigen Erfahrungen hinzuweisen, welche inzwischen Athen beim Falle Olynths gesammelt hatte? Sicherlich nicht, wenn eine Erweiterung der 351 gehaltenen Rede i. J. 347 dem von Bl. angenommenen Zwecke dienen sollte. So viel ist immerhin möglich, dass die Rede von Dem. erst in einem späteren Zeitpunkte veröffentlicht und dann in §. 35 bei der Erwähnung der Epimeleten der Ausdruck angepasst worden ist dem später geltenden Modus ihrer Ernennung.

Längere Ausführungen sind ferner den kritischen Zeichen gewidmet, welche in den Handschriften der Midiana beigefügt sind (S. 338 f.), der 13. Rede, welche Bl. im ganzen nach Weil beurtheilt (S. 401 ff.), sodann den beiden Reden gegen Aristogeiton (S. 410 ff.), deren erste wohl von Dem. verfasst, aber nicht herausgegeben worden sei, auch nicht zum praktischen Gebrauche gedient habe.

Wien. Franz Slameczka.

La natura dell' uomo di Nemesio e le vecchie traduzioni in italiano e in armeno. Nota del Prof. E. Teza. Estratto dagli Atti del R. Istituto veneto di scienze, lettere ed arti, Tomo III, Serie VII, p. 1239 [1]—1279 [41]. Venezia, Tip. Antonelli 1892. 8°.

Die mit Begeisterung für Nemesius geschriebene Arbeit handelt in ihrem ersten Abschnitte eingehend von unserem Theosophen und den über ihn vorhandenen Schriften. Als Hauptquelle für die ältere Literatur diente dem Prof. T. die Ausgabe Matthäis,[1]) welcher bekanntlich alles, was er über Nemesius in Erfahrung gebracht hatte, fleißig zusammengetragen hat. Der Verf. hat natürlich auch die seither veröffentlichten kleineren und größeren Arbeiten, die übrigens gering an Zahl sind, herangezogen. Übersehen wurden, soviel ich sah, hier nur: L. Dittmeyer, „Zur vetusta translatio des Nemesius", Blätter f. d. bayer. Gymnasialschulwesen XXIV, 454 f. und meine Ausgabe der Burgundio-Übersetzung, cap. I—IV in den Jahresberichten des Meidlinger Staatsgymnasiums 1891 und 1892. Doch sind beide Schriften in einer späteren Abhandlung des Verf.s, die ich nächstens besprechen will, nachgetragen.[2]) Im besonderen bespricht T. die Zeit des Schriftstellers,

[1]) Nemesius Emesenus de natura hominis. Graece et Latine. Halae Magdeburgicae 1802.

[2]) Diese bildet gewissermaßen eine Ergänzung zu der vorliegenden und ist betitelt: Nemesiana. Sopra alcuni luoghi della „Natura dell' uomo" in armeno. Nota del socio Emilio Teza. Roma 1893. Vgl. dort S. 11, Anm. 1.

... seines Werkes, das verschiedenen Verfassern ..., und die Ausgaben des griechischen Textes ... der lateinischen Übersetzungen. Zum Schlusse werden drei ... im Handel vergriffene und gar nicht oder nur schwer ... Übersetzungen in noch lebende Sprachen erwähnt, und ... eine englische: „The nature of man. A learned and ... Treat. written in Greek by Nemesius surnamed the Philo- ... Englished ... by Geo. Wither. London, H. Taunton ..." die Matthäi entgangen war. Aus dieser gibt Teza im An- ... (appendice S. 1275—1279) eine Probe (19. Cap. des Nem.) ... gibt aus der Einleitung einige auf die Kritik des Philosophen ... Betrachtungen Withers bei. Die deutsche Übersetzung ... von Osterhammer her und erschien in Salzburg bei Duyle ... Die dritte und neueste ist eine französische: Nemesius, ... nature de l'homme. Trad. par J. B. Thibaut 1844 (Hachette).

Ganz neu und anregend sind die Mittheilungen, welche T. ... den folgenden Abschnitten (II und III) über eine bislang unbe- ... gebliebene altitalienische Übersetzung macht. Nach längerem ... Suchen auf den Büchereien in Florenz und Venedig fand ... sie endlich auf der Marciana. Dort liegt ein älterer Druck mit ... folgender Aufschrift: Operetta d'un autor incerto raccolta dal sapi- ... Solomone, e dal Gran Basilio, della natura degli animali e ... tradotta da greco in volgare da Domenico Pizzimenti. Diesem, ... 53 Capiteln bestehenden Werke, dessen Inhalt, beziehungsweise ... Capitelaufschriften T. in der Anmerkung 1, S. 1249 [11] ff. angibt, ... lässt der Verfasser Pizzimenti am Ende auf sieben Seiten „Nemesio, ... natura dell' uomo", d. i. die Übersetzung eines Bruchstückes ... Nemesius folgen. Ort und Zeit des Druckes sind nicht genannt; ... vermuthet der Verf. aus einer handschriftlichen Bemerkung ... aufmerksamen Lesers und den Widmungsworten Pizzimentis ... seine „Herrin und Gebieterin" Aurelia Carrafa, dass das aus ... unbezifferten Blättern in Quart bestehende Buch um das ... 1509 in Neapel gedruckt wurde, und er fügt bei, dass Pizzi- ... wahrscheinlich allen Übersetzern des Abendlandes, auch dem ... (1512), vorangieng. Die letztere Bemerkung ist nur dann ... wenn T. unter „allen Übersetzern" alle jene versteht, ... ihre Übersetzung schon im Drucke veröffentlichten, denn ... hatten vor Cono bereits Burgundio (1159) und noch ... Alfanus (11. Jhdt.) den Nemesius übersetzt.

Die Übersetzung, welche im dritten Abschnitte (S. 1253 ... abgedruckt ist, schickt der Verf. einige Bemerkungen ... denen wir Folgendes entnehmen. Von Nemesius ist nur ... Capitel vorhanden und dies nicht vollständig. Pizzimenti ... mit dem Anfange und überspringt ab und zu einige ... in der Absicht abzukürzen, nicht infolge eines Verderbnisses ... Er übersetzt mit Feinheit und Treue und dem ... des griechischen Textes angemessen. Die Übertragung selbst

(Nemesio della natura dell' uomo) lautet im Eingange: Noi sappiamo che l'huomo da principio non è stato creato chiaramente mortale, ne immortale, ma partecipe dell' una e dell' altra natura, am Ende: è stanza, è tempio di dio et herede del regno di lui. Der Anfang entspricht noch so ziemlich den Worten *ἑβραῖοι δὲ τὸν ἄνθρωπον ἐξ ἀρχῆς οὔτε θνητὸν ὁμολογουμένως οὔτε ἀθάνατον γεγενῆσθαί φασιν, ἀλλ' ἐν μεθορίοις ἑκατέρας φύσεως* (45, 17 f. Matth.), während die Schlussworte in dem griechischen Texte des Nemesius vergebens gesucht werden. Daher lässt Teza S. 1257 [19] dem Pizzimentischen Texte die Bemerkung folgen: Le ultime parole sulla eredità celeste, non sono quelle proprie di Nemesio, ma rispondono ai pensieri di lui: *forse un codice le aveva.* Und in der That trifft die Vermuthung des italienischen Gelehrten zu, doch sind nicht nur die letzten Worte, sondern der ganze Text Pizzimentis von mehreren griechischen Hss. überliefert, und der griechische Text ist auch in Druck erschienen. Wie ich nämlich in den Wiener Studien XI, S. 256 ff. gezeigt habe, enthalten der Ambrosianus B. 39. Sup. (m) auf dem Pergamentblatte 26 aus dem 13. oder 14. Jahrh., der Coislinianus CXX (C) des 10. Jahrh. auf fol. 116^{b}, 1—118^{a}, 7, [1]) der Coislinianus CXV (*c*) des 12. Jahrh. auf fol. 170^{b}, col. 2—175^{a} und der Vindobonensis Theol. Gr. CXCIX (*u*) des 16. Jahrh. auf fol. 2^{b} ff., endlich auch Matthäi in seiner Ausgabe S. 369 f. einen von Athanasius herrührenden Auszug aus Nemesius, der mit den Worten *τὸν ἄνθρωπον ἴσμεν ἐξ ἀρχῆς οὔτε θνητὸν ὁμολογουμένως οὔτε ἀθάνατον γεγενῆσθαι, ἀλλ' ἐν μεθορίοις ἑκατέρας φύσεως ...* beginnt und folgendermaßen endigt: *οἶκος καὶ ναὸς γίνεται θεοῦ καὶ κληρονόμος τῆς αὐτοῦ βασιλείας* (*τῆς βασιλείας τῶν οὐρανῶν u*). Wie mit diesen Stellen, stimmt auch mit dem übrigen Texte die italienische Übersetzung fast vollständig überein. Ich beschränke mich auf einige wenige Belegstellen: 47, 12 *φησὶ γὰρ ἡ γραφή. ἔγνω ὅτι γυμνός ἐστιν*: perciò che dice la scrittura, se cognobbe esser ignudo; 51, 4 *διὰ τὰς τῶν θηρίων βλάβας*: per lo nocimento delle bestie; 48, 4 *συνεχωρήθη τὰ τῆς ἀπολαύσεως* · (51, 13—14) *χρεία γὰρ ἀνθρώπῳ τροφῆς μὲν καὶ ποτοῦ διὰ τὰς κενώσεις καὶ διαφορήσεις.* (48, 9—10) *κενοῦται γὰρ τὸ ζῷον διά τε τῶν προδήλων πόρων καὶ* (*διὰ c* m *u*, fehlt in C) *τῶν ἀδήλων. ἀνάγκη τοίνυν*: gli fù concesso di godersi de' cibi. perciò che l'huomo ha bisogno di mangiare, e di bere per le uacuationi, e digestioni che manda fuori l'animale per li pori manifesti; e per li non apparenti. È adunque necessario. Größere Abweichungen finden wir nirgends. Von neuen Lesarten ist wohl nur hervorzuheben: l'hauria mutato = *μετέστησε* oder *μετεποίησε* für *μετενόησε* 46, 10; al lungo andar für *τῇ συγκαταβάσει* 48, 3; e l'appetito für *καὶ τῆς ἐν αὐτῷ ἀλογίας* 63, 7; irragioneuoli =

[1]) Statt ^{b} und ^{a} hätte überall richtiger ^{v} und ^{r} stehen sollen.

die Wort[illegible] wo übrigens schon c ἀλόγως hat, zugeschr[illegible] Erweiterungen oder Zusätzen, die sowie [illegible] Übersetzer herrühren, so: perfetto dal pro- leider [illegible] προκοπῆς τελειούμενος 46, 16; zugängl[illegible] für ἀπηγόρευσεν (αὐτῷ fehlt in C zwar [illegible] l'huomo astratto dal corpo alla con- usefull [illegible] für πρότερον δὲ ἐν ἐκστάσει αὐτὸν sopher [illegible] *[illegible]mente* hariamo bisogno di medicina 1636" [illegible] 52, 1; *fieri* leoni für τῶν λεόντων hange [illegible] τῆς ἐχίδνης 63, 14, u. a. m. Anderer- und [illegible] — di queste cose", „cotal honore", bezügl[illegible] Anm. 2 und S. 1256 [18], Anm. 2 rührt [illegible] hält, schon im Athanasiusauszug ent- 1819 [illegible] die S. 1255 [17], Anm. 1 erwähnte De la [illegible] dem Sinne nach fast gleichlautend, so dass [illegible] Freiheit des Übersetzers zu denken in [illegible] haben. Vgl. Wr. Stud. a. a. O. S. 258, kann [illegible] Folgende Belege finden kann. Lücken von eifri[illegible] zeigt die Übersetzung wohl nur 46, 16 er [illegible] ; 64, 2 δι' ὃ καὶ μικρὸς κόσμος folg[illegible] fehlt καὶ πειθήνια, 65, 2 καὶ μέθοδον ent[illegible]

[illegible] geht also deutlich hervor, dass die itali- [illegible] auf das erwähnte Athanasiusexcerpt zurück- [illegible] ist zugleich die Forderung Tezas im allge- [illegible] S. 1257 [19] an die oben erwähnten Worte [illegible] per ogni parte, prima di giudicare l'arte e il [illegible] bisognerebbe scoprire quale fosse la lezione [illegible] da altri, come parebbe, egli veniva inter- [illegible] wir dem Verf. in dem oben angeführten Urtheile [illegible] im wesentlichen beipflichten, glauben wir Folgendes [illegible] theils ergänzend bemerken zu sollen. Dem [illegible] war es weniger um eine wörtliche, als um [illegible] geschmackvolle Übersetzung zu thun. Daher [illegible] die Wortstellung der Urschrift nicht so nach- [illegible] in lateinischen Übersetzungen, insbesondere in der [illegible] geschehen ist, und sah sich andererseits genöthigt, [illegible] Umschreibung zu wählen oder einen erläuternden [illegible] machen. Dagegen hat P. nirgends Kürzungen vorge- [illegible] oder sonst den Text absichtlich verändert, sondern, wo [illegible] zu sein scheint, dort ist die Änderung auf die [illegible] Vorlage zurückzuführen. Ferner ist es nicht recht [illegible], dass P. mehr als das Vorhandene von Nemesius [illegible] hat.

[illegible] Am Schlusse des Abschnittes veröffentlicht der Verf. noch einige [illegible] über die Persönlichkeit des Übersetzers und gibt eine Probe [illegible] Schreibweise, deren sich P. am Ende des Widmungsbriefes bedient.

Es bleibt noch übrig, den Wert der Übersetzung für die Textkritik kurz zu besprechen. Die Hauptsache ist durch das Vorausgehende gegeben. Wenn schon eine freiere Übersetzung für den Textkritiker in der Regel von geringerem Werte ist als eine wortgetreue, so kommt, ganz abgesehen davon, dass Auszüge an und für sich mit Vorsicht zu gebrauchen sind, hier noch in Betracht, dass uns die griechische Urschrift selbst und zwar in Codd. erhalten ist, die, den Vindobonensis ausgenommen, mehrere Jahrhunderte vor der italienischen Übersetzung abgefasst wurden.

Der vierte Abschnitt ist hauptsächlich einer Besprechung der beachtenswerten Schrift des Margarites Evangelides „Zwei Capitel aus einer Monographie über Nemesius und seine Quellen. Inauguraldissertation. Berlin, Dräger 1882. 8°, 59 SS." gewidmet. Einzelne Theile derselben sind in italienischer Übersetzung wiedergegeben.

Wir wenden uns zum fünften Capitel. Hier wird der Verdienste gedacht, die sich die Armenier um die Schrift des Nemesius erworben haben. Zuerst erwähnte, wie T. ausführt, Pater Placid. S. Somalean in „Quadro delle opere di vari autori anticamente tradotte in armeno", gedruckt in Venedig 1825, dass Stephanus, Bischof von Siunia, der im 8. Jahrhunderte lebte, griechische Werke des heil. Gregor von Nyssa übersetzt habe, die sich allgemeinen Beifalls erfreuten. Unter diesen gehört aber das erste dem Nemesius an, dessen Schrift also, wie man sieht, schon sehr früh dem h. Gregor zugeschrieben und daher mit seinen Werken vereinigt wurde.[1]) Dann begann Pater Arsenio Sukhri in der armenischen Zeitschrift Bazmavêp B. 38, S. 325—340, San Lazzaro 1880, von Peri physeôs anthrôpoy zu handeln, indem er über den Wert des Buches und die Beschaffenheit der Übersetzung Bemerkungen machte und eine Handschriftenprobe gab. Den Text bis zum Ende des 11. Capitels veröffentlichte in derselben Zeitschrift B. 45, S. 318 und im folgenden Bande (1887 u. 1888) Pater Atanasio Tirojean. Das ganze Buch erschien das Jahr darauf ohne Angabe des Verfassers, der sich der Sprache der gelehrten Armenier bedient, unter dem Titel: Nemesiosi, philisophaji Emesaz'ioj hal'ags Bnûthean mardoj: Venetik, 1889.

Handschriften von der Übersetzung sind in der Klosterbücherei der Mechitaristen von San Lazzaro aufbewahrt; leider ist bisher über ihr Alter und ihren Wert ebensowenig bekannt, wie über ihr Verhältnis zu dem armenischen Drucke. Wir schließen uns dem Wunsche Tezas an, dass bald eine genaue Beschreibung und Würdigung derselben und eine kritische Ausgabe der Übersetzung erscheinen möge. Dann wird wohl auch der Wert derselben für die Textgestaltung des Nemesius sicherer und bestimmter beurtheilt

[1]) Bisher waren uns als älteste Beispiele dafür nur der Augustanus p. 34, n. 13, jetzt Monac. 562 (A) des 11. Jahrh. und die Übersetzung Burgundios aus dem J. 1159 bekannt.

werden können, als dies nach den auf S. 1269 [31] ff. veröffentlichten Lesarten des armenischen Druckes möglich ist. Von diesen ist der weitaus größere Theil in keiner der von mir verglichenen Hss. zu finden; an der Stelle 195, 12 (Matth.) stimmt der armenische Text mit F *Bg.* *a* M[1]) (καὶ fehlt), 230, 4 mit *a* M[1] *Alf.* (κακὸν κακῷ, bonum malo), 234, 8 mit F A *a* 𝔄 (θυμικοῦ), 47, 12 mit F 𝔉 *a* a U m C *c u*, 47, 14 mit S *a* a 𝔄 M C *c u*, 64, 11 mit 𝔄 M C *c* m *u Alf.*, 330, 11 mit F *a* 𝔄 *m*. Soweit man aus diesen wenigen Stellen einen Schluss zu ziehen berechtigt ist,[2]) geht die armenische Übersetzung auf eine Vorlage zurück, die der ersten Classe (β) der griech. Hss., und zwar ihrer Unterabtheilung δ am nächsten steht. Vgl. meine Handschriftenstammtafel Wr. Stud. XI, S. 261.

Im letzten Abschnitte spricht T. mit Wärme von der politischen und wissenschaftlichen Sendung der heutigen Griechen und Armenier, sowie von den Schwierigkeiten, mit denen beide Völker zu kämpfen haben.

Wir scheiden von der verdienstvollen Schrift mit dem Wunsche, es möge uns der italienische Gelehrte noch öfters mit wertvollen Beiträgen zu Nemesius erfreuen.

Bad Medratz, Aug. 1893. Karl Im. Burkhard.

De Valerio Flacco imitatore scripsit Arthurus Gruenebergius. Berolini, Rich. Heinrich 1893. 8°, 94 SS.

Die Behandlung des Stoffes muss im ganzen als eine besonnene bezeichnet werden, wenn auch nicht alle Auseinandersetzungen gleichmäßig überzeugen. Im Capitel über die Nachahmung vergilischer Stellen bei Valerius fällt es auf, dass die

---

[1]) F = Laurent. Plut. 86, cod. 6 (saec. XII); *Bg.* = Burgundios lat. Übersetzung; *a* = A_1, 𝔄 = A_1, M = M_1, *m* = M_2 bei Matth.; *Alf.* = Alfanus' lat. Übersetzung (herausg. von Holzinger); A = Monac. 562 (saec. XI) = A_2 bei Matth.; 𝔉 = Laurent. Plut. VII cod. XXXVI (nicht XXV, wie bei Teza S. 1245 [7] zu lesen ist); U = Vindob. Phil. Gr. 181; S = Coislin. 294 (saec. XII); a siehe Wr. St. X, S. 105.

[2]) Hoffentlich gibt der zur Vergleichung des Armenischen mit dem Griechischen besonders berufene Verf., ohne erst auf die allerdings sehr wünschenswerte kritische Ausgabe zu warten, recht bald eine gedrängte Zusammenstellung aller wichtigen Abweichungen vom griech. Texte mit den nothwendigsten Erläuterungen für den des Armenischen Unkundigen heraus, etwa in der Art, wie es bisher bei den auf S. 127 [33] f. angeführten Stellen geschehen ist. Eine solche Zusammenstellung würde der Kritik allem Anscheine nach sehr förderlich sein, schon in Rücksicht auf den Umstand, dass die armenische Übersetzung die älteste bekannte griechische Hs. von Patmos aus dem 10. Jahrhundert (*Πατμιακὴ βιβλιοθήκη, κῶδιξ πρῶτον, στοιχεῖον Ν ΣΒ'* [Sakkelion, S. 113]), deren Vergleichung zu erlangen mir bisher trotz wiederholter Bemühungen leider nicht geglückt ist, an Alter um mehrere Jahrhunderte übertrifft.

diesbezügliche Partie in K. Schenkls Studien zu den Argonautica (Wien 1871) und J. Greiffs Programm „de Valerii Argon. cum Verg. Aen. comparatis“ (Trient 1869), deren Beiträge auch Bährens im Index der loci Vergiliani seiner Valeriusausgabe p. 174 hervorheben musste, hier gar nicht erwähnt sind. Schenkl hätte noch außerdem deshalb genannt werden müssen, weil er auch Proben von valerischen Nachahmungen anderer römischer Dichter anreihte, dabei ausdrücklich zur Ergänzung dieser Sammlungen aneiferte und im wesentlichen bereits zu demselben Resultate gelangt war, wie der Verf. am Schlusse seiner Abhandlung (S. 94), wo auf diesem Gebiete neben dem vorzugsweise nachgeahmten Vergil ebenfalls Ovid, Lucan, Properz betont werden. Nur bezüglich der Anklänge an Seneca tragicus, die hier S. 91 nach gar kurzer Berührung des Gegenstandes gänzlich geleugnet werden, herrscht eine erheblichere Abweichung; ob in dieser Beziehung ein so bestimmtes Urtheil berechtigt ist, dürfte bezweifelt und erst durch eine eingehendere Detailuntersuchung endgiltig festgestellt werden können. — Hinsichtlich der Versausgänge beobachtet der Verf. zwar gewisse Vorsicht, doch hätte der Ref. nach seinen dieses Gebiet behandelnden Auseinandersetzungen (Zu später. lat. Dichtern I, 45 ff.) hie und da fast noch etwas größere gewünscht. Für die Arbeitsmethode des Valerius ergibt sich aus liebevoll eingehenden Bemerkungen manches; Schlüsse für die Textkritik sind nicht gezogen. Ein Druckfehler begegnete S. 30 (*a*tiam st. *e*tiam).

Innsbruck. Anton Zingerle.

Karl Brugmann, Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. II. Band: Wortbildungslehre (Stammbildungs- und Flexionslehre). Straßburg 1889—1892.[1])

Mit diesem II. Bande ist Brugmanns „Grundriss“, soweit Brugmann selbst ihn verfasst, zum Abschluss gekommen. Mit einer seltenen Leichtigkeit hat Brugmann einen großen Stoff bewältigt und viele Klippen glücklich vermieden.

Äußerlich ist dieser zweite Band ein ungemüthliches Ungeheuer; er hat 1438 Seiten gegen 568 Seiten des ersten Bandes. Brugmann unterschätzte anscheinend die Länge des Weges, der vor ihm lag, als er auszog; möglich auch, dass er bei vielen Punkten länger verweilte, als ursprünglich beabsichtigt war.

Der zweite Band zerfällt in zwei „Hälften“, die aber sehr ungleich gerathen sind. Die erste Hälfte enthält die Stammbildungslehre mit den Unterabtheilungen: Nominalcomposita, Reduplicierte Nominalbildungen, Nomina mit stammbildenden Suffixen, Wurzelnomina.

[1]) Vgl. Zts. f. öst. Gymn. 1888, S. 128 u. 770.

Die einzelnen Theile des zweiten Bandes sind nich
gleichmäßig gelungen. Am meisten reizt die Declination zum
spruche, am wenigsten die Conjugation. Doch auch die
wird manchem bedenklich sein dadurch, dass Brugmann hie
lich ein ganz neues Eintheilungsprincip einführt. Er ord
Verbalformen mit Rücksicht auf die Tempusstammbildung
Gruppen: 1. Präsentia (Imperfect- und Aoristpräsentia),
Aoriste, 3. Perfecta. Brugmann verwirft den Unterschied vo
tiven und nicht primitiven Verben, weil er die entwicklungsge
liche, etymologische Gestaltung der Form, nicht die Funct
schiedenheit zum Eintheilungsprincip erheben will (II S. 875);
sieht er davon ab, die Präsentia in themavocalische und
vocallose zu zerlegen (vgl. II 886). Über den starken Aori
man sich beim Präsens orientieren, weil ein „Bildungsunt
zwischen den Formen des Präsensstammes und denen des
Aorists von idg. Urzeit her nicht vorhanden war" (II 872
verschiedenen s-Futura werden bei den s-Präsentien II 1
abgehandelt.

So gelangt Brugmann zu XXXII Präsensclassen, d
Kundigen wenig anthun können, aber dem weniger Erf
bösen Schrecken in die Glieder jagen werden. Seine Ana
streckt sich bis zum Einzellaut; deshalb zieht er alle n-P
zusammen: Abtheilung D, Classe XII—XVIII, Nasalpräsen
gleicher Weise die s-Präsentia, die io-Präsentia. Eine kleine
principii läuft natürlich dabei mit unter, nämlich die Annah
seien alle n, alle s, alle io derselben Herkunft, was bek
kein Mensch weiß. Wie weit man mit diesem rein formali
Principe kommt, sieht man an einem Beispiele klar: Auf
beginnt die Abhandlung über Classe X—XI: Die Wurzel
gefügtem ā ē ō als Präsensstamm. Da wird constatiert, d

derselbe ē wie asl. mīnĕti S. 961. Das ē von ἔβλην, ἐμάνην liegt ferner im lat. futurum solvēs, sowie im coniunct. īrēs vor. Das ā von ἔδρᾱν, ἔτλᾱς erscheine im Ital., Kelt., Slaw. auch als coniunctivisches, also gehöre z. B. lat. ferās hieher. Ebenso glaube er, unser ā-Suffix mit dem Femininsuffix -ā- identificieren zu sollen.

Kurz, ein beängstigender sprachwissenschaftlicher Traum, den einer der trefflichsten Gelehrten träumt. Wenn man's nur bestimmt wüsste, dass auch dieser Traum von Gott kommt.

Bei der Darstellung der Declination war Brugmann noch von einem anderen Principe ausgegangen. Er hatte den functionellen Unterschied als obersten Eintheilungsgrund genommen (also: Nominativ, Genetiv usw.) und die Bildungsart als Unterabtheilungsprincip (also Nominative mit s gebildet, mit Dehnung u. dgl.). Man denke sich nur, dass man einmal auch bei der Declination rein formalistisch eintheilt und die Function erst in zweiter Stelle berücksichtigt. Dann kommt in den einzelnen Rubriken eine sehr gemischte Gesellschaft zusammen. Z. B.

s-Casus (Ablaut -es, -os, -ēs, -s). *a)* -s liegt vor im Nom. sg. m. f. *ovis 'Schaf', *sūnús 'Sohn', im gen. sg. *mātŕs 'der Mutter', *ék'uās 'der Stute'; in indeclinabeln Wörtern: ἰθύς, ἄχρις usw. Nach Brugmann gehörte auch der Loc. Plur. auf -s-(u) hieher. *b)* -es liegt vor in Nom. pl. *treies 'drei', im gen. sg. *mēnsés 'des Monats'. *c)* -os liegt vor im gen. sg. *ménesos 'des Sinnes'; wozu man consequent auch die Nom. gen. neutr. *ménos 'der Sinn', und gen. masc. *nīrós 'der Held' zu rücken sich entschließen müsste.

i-Casus. Nom. sg. neutr. *óqi 'das Auge', *mári 'das Meer'. Loc. sg. *démi 'in dem Hause' (so Bd. II, S. 454).

n-Casus. Ai. gen. pl. der ā-St. vṛ́kānām soll bekanntlich das n von den n-Stämmen übernommen haben. Dortselbst ist es aber locativischen Ursprungs, wie Johansson „erkannt" hat und Brugmann (II S. 528) anzuerkennen nicht übel Lust hat. Darnach wäre der ai. Stamm rā́jan- 'König' aus dem loc. *rā́jan (belegt rā́jani RV.) erwachsen und *rā́jan ist nichts anders als *rāj (lat. rēc-s) + an = ἐν, in. Im Ai. findet sich ja selbst noch rāj (Brugmann II 454) usw. usw.

Ein berechtigter Kern steckt ja auch in dieser Betrachtungsweise, aber zu viel Gewicht darauf legen, heißt sie direct ad absurdum führen.

Brugmann braucht solche Dinge von niemand zu lernen. Erst die Nothwendigkeit überhaupt zu rubricieren, hat ihn zu solchen schwer annehmbaren Consequenzen geführt. Meine Wenigkeit weiß natürlich auch nicht rath. Aber Brugmann selbst hätte schon helfen können. Musste man von der alten Methode, Form und Function gleichmäßig zu berücksichtigen, so weit abgehen? Hätten die Kundigen Brugmann nicht auch Dank gewusst, wenn er die Combination in Anmerkungen verwiesen hätte, während sie jetzt im Text stehend nur gefährlich wirken können?

Brugmanns Werk soll doch ein Schulbuch sein. Das ist seine klare Aufgabe gewesen; es soll das Feste in klarer Form bringen, soll zeigen, wo weiterzuarbeiten ist, soll der Sprachwissenschaft zu der Stellung verhelfen, die ihr neben den Einzelphilologien gebürt und soll diesen ein rasches und gedeihliches Anschließen ermöglichen. Dazu ist nach meinem Urtheile Brugmann nicht genug conservativ geblieben.

Doch der „Grundriss" ist einmal da und der akademische Unterricht muss ihn so benutzen lehren, dass dem Schüler der größtmögliche Nutzen erwachse. Das wird bei einiger Vorsicht nicht so schwer sein. Umso leichter, je allgemeiner die Überzeugung wird, dass es für alle Philologien ein Lebensinteresse ist, in ein festes Verhältnis zur historisch-comparativen Philologie zu gelangen. Einem so groß angelegten Werke werden immer Mängel anhaften.

Brugmanns „Grundriss" bedeutet wieder den Abschluss einer Periode unserer Wissenschaft, die Codification der Errungenschaften derselben. Es ist seit einiger Zeit etwas stiller geworden, als sammelte man sich allerorten. Wer auch nur die Ereignisse der letzten zehn Jahre verfolgt hat, der hat gewiss vor der Sprachwissenschaft zu viel Achtung, um zu glauben, dass diese Ruhe eine längere sein wird.

Wien. Dr. Rud. Meringer.

Rector Manso im Xenienkampfe. Von Oberlehrer Dr. Jul. Tröger. Sonderabdruck aus der Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena zu Breslau. Breslau, E. Morgenstern 1893. 8°, 25 SS.

Johann Kaspar Friedrich Manso bekleidete seit dem Jahre 1793 die Stelle des Rectors am Magdalenen-Gymnasium zu Breslau. Gerade hundert Jahre nach seinem Amtsantritte schiebt ihn eine Festschrift derselben Anstalt wieder in den Vordergrund. Manso hat sich als Gelehrter einen guten Namen gemacht. Gern nähme man daher eine Charakteristik seiner wissenschaftlichen Erfolge in Empfang; sie wäre ein schönes Ruhmesblatt für die Schule, deren Leiter er einst war, und nirgends fände ein solches Ruhmesblatt besser Platz, als in einer Festschrift, die das 250jährige Jubiläum der genannten Schule feiert. Tröger wählte indes aus dem Leben Mansos eine Episode, die diesem wenig zum Ruhme dient. Manso war eines der Zielblätter der Goethe-Schiller'schen Xenien. Er spielte in den Xenien neben den Nicolai, Dyk, Jacobs eine traurige Rolle. Jacobs bewies später durch seine philologischen Arbeiten, dass Schiller und Goethe ihn unterschätzt hatten. Auch Manso wäre durch seine wissenschaftliche Thätigkeit zu retten. Aber um eine Rettung ist's unserem Aufsatze nicht zu thun. Tröger

scheint nur das Für und Wider sorgsam abzuwägen. Ich sage: er scheint; denn ich vermisse in seinen Ausführungen jede Einheit. Und er hätte für seinen Helden mehr thun können. Gewiss behandelten die Xenien ihre Opfer zu scharf; ein starker, temperamentvoller literarischer Angriff muss übers Ziel schießen. Einseitigkeit und Schärfe sind die Bürgschaften seines Erfolges; nicht mit sorgsam schonungsvoller Hand bahnt eine neue Bewegung sich den Weg. Wenn aber dann endlich der Sieg errungen ist, so erbringt der Erfolg noch lange nicht den Nachweis, dass alle Besiegten in Zeit und Ewigkeit verdammt und verurtheilt sind. Eines muss doch zu ihren Gunsten ins Feld geführt werden: Jeder neuen Phase literarischer und künstlerischer Thätigkeit haften Züge an, deren charakteristische Eigenart nicht sofort allgemeinen Beifall finden kann. Gerade die Tageskritik, die Jahre und Jahrzehnte hindurch einen festen Standpunkt eingenommen hat, ist am wenigsten geeignet, die mehr oder minder äußerlichen Eigenheiten einer neuen Bewegung zu begreifen; denn sie widersprechen derselben Tradition, der die Tageskritik seit langem huldigte. Die Tageskritik glaubt sich berechtigt, die Tradition gegen die Neuerer auszuspielen, sie meint, ein heiliges, festes Besitzthum gegen ungehörige Ausschreitungen wahren zu müssen. In dieser hemmenden und zurückhaltenden Tendenz liegt ohne allen Zweifel ein starker literarhistorischer Factor: durch sie werden schwache Talente erdrückt, starke Begabungen zu energischem Zusammenfassen ihrer Kräfte veranlasst. Die Stellung, die Goethe und Schiller den Antixenien gegenüber einnehmen, spricht für das angedeutete Verhältnis. Sie setzten den Wortkampf nicht fort, sondern stellten mit Bewusstsein dem Gegner neue, große Schöpfungen entgegen; „Hermann und Dorothea“ und „Wallenstein“ waren die Antwort, die den Antixenien zutheil wurde. Die Nicolai aber, die Dyk, Manso und Jacobs vertreten eben jenen hochwichtigen Factor, sie repräsentieren die Tageskritik der Zeit: in dieser Stellung liegt ihre Bedeutung. Dieser Bedeutung muss man gerecht werden, sonst schrumpfen die Bände, in denen J. W. Braun die zeitgenössischen Besprechungen Lessing'scher, Goethe'scher und Schiller'scher Schriften gesammelt hat, zu einer langen Reihe von Documenten der Geschichte menschlichen Unverstandes zusammen.

Trögers Darstellung verzichtet auf einen höheren Gesichtspunkt. Er erzählt, wie Manso die Xeniensalve auf sich gelenkt, er stellt die gegen ihn gerichteten Stachelverse zusammen und gibt eine Auswahl aus Mansos Antixenien, aus den „Gegengeschenken an die Sudelköche in Weimar“. Neben der im 55. Bande der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ gedruckten Besprechung der „Horen“ weist er auch die im 58. Bande derselben Zeitschrift gegebene Recension des Schiller'schen „Musenalmanachs für 1796“ Manso zu. Dann wäre auch Xenion 300 gegen Manso gerichtet (vgl. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf 1, 163). Unter

[illegible] Epigrammen Mansos finden sich [illegible] mitgetheilt worden waren. Tr. schließt [illegible] in der Blütezeit des deutschen Epigramms [illegible] satirischer Stachelverse wurde". Ich [illegible] theilen.

[illegible]ute der Braut von Messina. Ein Bei[illegible] Literaturgeschichte von Dr. J. B. Gerlinger. [illegible] durchgesehen von Joh. Ev. Einhauser. Neu[illegible] Drechter 1893. 8°, 106 SS.

[illegible] über die „Braut von Messina" erschien im [illegible] Bericht der k. Studienanstalt Neuburg. Rasch [illegible] schon im folgenden Jahre neu gedruckt. Eine [illegible], eingeleitet durch eine Vorrede des da[illegible] Hoftheater-Intendanten Dingelstedt, verschaffte [illegible] Verf. den Tübinger Doctortitel. Gerlingers [illegible] ihre Zeit sicherlich ein braves Stück Arbeit. [illegible] vier Decennien alte Monographie noch einmal [illegible] vorgelegt wurde, motiviert der Herausgeber [illegible] der Verlagshandlung, die neueren Bestellungen [illegible] werden konnte. Dennoch glaube ich, dass Ger[illegible] die Literarhistorik der Gegenwart nur mehr [illegible] hat. Wir machen solche Untersuchungen jetzt [illegible] Standpunkte erscheint manches veraltet und [illegible]. Die Thatsachen, die Gerlinger nachweist, sind [illegible] der Wissenschaft geworden. Die Art, in der er [illegible] uns antiquiert, noch mehr: sie ist äußerlicher [illegible], als es heute angeht. Veraltet ist schon die [illegible] Schiller'sche Verse und antike Belegstellen [illegible] die Bedeutung seiner Parallelen zu bewerten, [illegible] Wichtigem und Unwichtigem zu scheiden. Das [illegible] in einige Kategorien ordnet, wünschte man ver[illegible] zu sehen. Die ästhetischen Gesichtspunkte Gerlingers sind [illegible] unbrauchbar geworden. „An keiner Stelle der Braut von [illegible]", sagt er (S. 39 f.), „finden wir die hohe Feierlichkeit in [illegible] Sprache gedämpft und selbst die untergeordneten Per[illegible] legen den Kothurn nicht ab, so dass ein Longin und Dionys, [illegible] Sophokles aus der Herabstimmung des Tones in Meldungen [illegible] des Wächters in der Antigone, und sonst, einen Vorwurf ge[illegible], hier nichts zu tadeln fänden. Hat Shakespeare, der bei [illegible] Gelegenheiten und bei Darstellungen niederer Personen der [illegible] trivialen Volkston gibt, das Richtige getroffen, dann [illegible] jene alten Techniker an Sophokles getadelt, was gerade eine [illegible] Schönheit ist." Die Beobachtung ist an sich richtig. Doch warum soll Sophokles und Shakespeare der „Braut von Messina" zum Vorwurf gemacht werden? Sind nicht beide Stilarten die Sophokleisch-Shakespeare'sche und die von Longin und Dionys

geschätzte Methode, der Schiller huldigte, nebeneinander möglich? Überhaupt ließ Gerlinger sich zu einseitig von dem Gedanken leiten, Schiller habe in der „Braut von Messina“ ein antikes Drama schaffen wollen. Hätte er nur mehr an seiner Beobachtung festgehalten, dass die „Braut“ mit den Bestrebungen und Erzeugnissen der Romantik zusammenhänge (S. 65), dann wäre manches ihm Räthselhafte und Widersprechende zu deuten gewesen. Ich musste bei Gerlingers Büchlein immer eines Wortes gedenken, das Scherer einmal über die Goethe'sche „Achilleis“ gesagt hat: „Ist es denn unmöglich, das Fragment für sich zu nehmen und sich darein zu versenken und die Fülle der Schönheit zu genießen, ohne den Seitenblick auf Homer. Müssen wir immer unsere Maßstäbe von außen holen? Es wäre ein schlechter Ruhm für Goethe gewesen, eine recht vollkommene Imitation zu liefern!“ — Für Schiller gewiss auch.

Der Herausgeber hat sich aller Zusätze enthalten, auch offenkundige Versehen nicht gebessert. S. 58 citiert Gerlinger August Wilhelm Schlegels Epigramm auf Grillparzers „Ahnfrau“ und „Sappho“, augenscheinlich ohne den Verf. zu kennen, und nennt es „einen nicht eben noblen Wiener Schwank“. Solche Flecken sollten beseitigt werden, ehe ein solches Buch dem gelehrten Publicum wieder zugeführt wird.

Wien. Oscar F. Walzel.

Sammlung Göschen (Kleine Bibliothek zur deutschen Literaturgeschichte). Kirchenlied und Volkslied. Geistliche und weltliche Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf Klopstock. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Georg Ellinger. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1892. 143 SS. Preis geb. 48 kr.

Das voliegende Bändchen ist das 5. der sogenannten „Kleinen Bibliothek zur deutschen Literaturgeschichte“. Die vier früheren aus der Sammlung Göschen enthalten: Auswahl der Nibelungen und Kudrun mit Grammatik und kurzem Wörterbuche, Auswahl aus dem höfischen Epos (Hartmann, Wolfram, Gottfried) mit Anmerkungen und Wörterbuch, Walther von der Vogelweide nebst anderen Minnesängern und Spruchdichtern, gleichfalls mit Anmerkungen und Wörterbuch, endlich eine Auswahl aus Dichtungen des 16. Jahrhunderts (Sebastian Brant, Hans Sachs, Luther, Fischart) mit Anmerkungen.

Die Proben aus der geistlichen und weltlichen Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf Klopstock reihen sich chronologisch an die früheren Bändchen an. Der Haupttitel „Kirchenlied und Volkslied“ ist für den Inhalt des Büchleins nicht richtig gewählt. Besser entspricht die zweite Bezeichnung „Geistliche und weltliche Lyrik usw.“; denn neben Volks- und Kirchenliedern findet

man eine Reihe von Gedichten, welche der kunstmäßigen weltlichen Poesie, ja sogar der Gelehrtenpoesie angehören. Das Buch zerfällt in zwei Theile; auf eine Einleitung (S. 11—16), welche die Lyrik des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts behandelt, in der jedoch auch nebenher auf Roman und Drama verwiesen wird, folgen Gedichte von Martin Opitz, Paul Flemming, Simon Dach, Georg Rudolf Weckherlin, Johannes Rist, Philipp von Zesen, Andreas Gryphius, Hans Christoffel von Grimmelshausen, Johann Michael Moscherosch, Friedrich von Logau, Paul Gerhardt, Friedrich Spee, Johann Scheffler, Johann Christian Günther, Barthold Heinrich Brockes, Albrecht Haller, Friedrich Hagedorn, Christian Fürchtegott Gellert (S. 17—82). Hieran schließt sich für den 2. Theil eine Einleitung über das deutsche Volkslied (S. 85—91), sodann eine Auswahl aus dem älteren Volksliede des 15.—16. Jahrhunderts (S. 92—117), an diese reiht sich das Gesellschaftlied (S. 124—130), den Beschluss macht das neuere Volkslied (S. 131 bis 143).

Die Anmerkungen sind zumeist aus Goedekes und Tittmans Ausgabe deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts und aus Liliencrons Sammlung „Das deutsche Volkslied um 1530", in „Kürschners deutscher Nationalliteratur", Band 13, geschöpft.

Die Auswahl der Volkslieder ist gut und gibt eine Übersicht über alle Gebiete dieser Poesie. Die sprachlichen Anmerkungen, welche dem Verständnisse zuhilfe kommen, sind vielleicht zu reichhaltig, da sie manches Selbstverständliche erklären. Bei einigen Volksliedern wäre für den Leserkreis von Interesse, auf neuere Gedichte hinzuweisen, welche aus ihnen hervorgegangen sind, so z. B. S. 95 bei dem Liede „Die Mühle", S. 138 bei „Häsleins Klage". S. 96 befremdet die Form frägst. S. 117 ist zwar bei der altgermanischen Sage von Hildebrand und Hadubrand auf die Verwandtschaft mit der Ödipussage hingewiesen, dagegen der viel näher liegende Zusammenhang mit der persischen Heldensage nicht erwähnt.

Wien. Dr. F. Prosch.

Christoph Fr. Griebs Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. 10. Aufl. mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neu bearbeitet und vermehrt von Dr. Arnold Schröer, a. o. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B. Stuttgart, Paul Neff 1894. Heft 1 bis 3 (*A—Canvass*).

Der Aufschwung der englischen Lexikographie, der innerhalb des letzten Jahrzehnts etwa in England und Amerika sowohl als in Deutschland eingetreten ist, hat bei uns eine Lücke gelassen, die sich sehr unangenehm fühlbar macht. Es fehlt an einem guten

Wörterbuche von mäßigem Umfange und entsprechendem Preise, welches für die Bedürfnisse des allgemein Gebildeten, der Englisch treibt, und namentlich für die Bedürfnisse der Schule ausreichte, also ungefähr die Stelle einnähme wie die kleinere Ausgabe von Sachs-Villattes Französischem Wörterbuche. Die großen Werke von Flügel und Muret — letzteres wird nach den vorliegenden eilf Lieferungen im englisch-deutschen Theile allein gegen 3000 Seiten umfassen — gehen weit über diese Grenzen hinaus und die älteren Wörterbücher sind in mehr als einer Beziehung mangelhaft. Diesen Übelstand hat wohl schon jeder Fachgenosse empfunden, wenn er von Laien oder auch von Schülern gebeten wurde, ein englisches Wörterbuch zu empfehlen. Die vorliegende Neubearbeitung Griebs scheint nun, nach den ersten drei Lieferungen zu schließen, bestimmt zu sein, diese Lücke auszufüllen. Der englisch-deutsche Theil dürfte etwa 1400 Seiten umfassen, also weniger als die Hälfte Murets, dabei aber alles enthalten, was für die genannten Zwecke nothwendig ist. In erster Linie wurde nach der Vorrede die heute übliche, lebende Sprache Englands und Amerikas, in zweiter Linie die Literatursprache seit dem Ende des 16. Jahrhunderts berücksichtigt. Auch die wichtigeren und nicht allzu speciellen Ausdrücke des Handels und der Gewerbe fanden Aufnahme. Eine Vergleichung mit den entsprechenden Heften Murets zeigt, dass in der That nichts fehlt, was in einem solchen Werke vermisst würde. Die Plusartikel bei Muret bestehen aus ganz oder halb veralteten Wörtern oder specifisch technischen Ausdrücken, die dem gewöhnlichen Wörterbuchbenutzer kaum je aufstoßen, wie auch aus einer Menge von Eigennamen, Abkürzungen u. dgl., welche das Buch sehr anschwellen. Wir möchten sie in einem so breit angelegten Werke nicht missen, aber ein Wörterbuch mit beschränkterem Umfange (und Preise) kann ihrer zumeist entbehren. Viel Raum wurde auch gewonnen durch die Zusammenfassung aller Ableitungen und Zusammensetzungen unter dem Grundworte oder dem ersten Worte der Sippe, obwohl dadurch manchmal von der streng alphabetischen Anordnung abgegangen werden musste; aber soviel Überlegung als nöthig ist, um sich da zurechtzufinden, muss man dem Benutzer schon zumuthen dürfen.

Was aber diesem Wörterbuche seinen besonderen Wert vor allen anderen verleihen wird, ist der Umstand, dass sein Bearbeiter einer der Vertreter der englischen Philologie ist, dass er die Ergebnisse der Wissenschaft von der englischen Sprache nicht vielfach aus zweiter Hand zu übernehmen hat, sondern durchaus aus unmittelbarer Kenntnis schöpft und überall in streng wissenschaftlichem Geiste arbeitet. Das tritt zutage in der schon berührten Auswahl dessen, was überhaupt Aufnahme fand, in der Darstellung der Bedeutungsabstufungen, namentlich aber in der Behandlung der Etymologie und der Bezeichnung der Aussprache. Jene ist nicht bloß, wie so oft in anderen Wörterbüchern, ein schöner aber

äußerlicher Zierat, sondern die Grundlage für die Erklärung der Bedeutung und dazu viel präciser gefasst als wir es sonst gewohnt sind (vgl. Artikel wie *allow, bill, bound*). In der Aussprachebezeichnung ist mit den veralteten Systemen, wie sie sich in allen anderen Wörterbüchern noch immer finden, gebrochen und eine durchsichtige, leicht verständliche Transscription eingeführt, welche auf den Ergebnissen der neueren Phonetik beruht. Maßgebend ist das gebildete Londoner Englisch, welches, wie Schröer an einem Beispiele unlängst selbst dargethan hat, auch in den anderen Theilen des englischen Sprachgebietes mehr oder weniger deutlich als mustergiltig vorschwebt und angestrebt wird, und unter den verschiedenen Formen desselben Wortes die in pausa, die sogenannte Wörterbuchaussprache; mit Recht wird in der Einleitung betont, dass die häufig abgeschliffeneren Formen der Umgangssprache sich aus den volleren von selbst ergeben und nicht in ein Wörterbuch gehören.

Soweit also von drei Lieferungen auf das Ganze geschlossen werden kann, fällt das Urtheil über dieses Werk sehr günstig aus. Wir möchten es, namentlich für die oben erwähnten Kategorien von Benutzern, umsomehr empfehlen, als auch der Preis ein sehr mäßiger ist. Es soll in 42 Lieferungen zu 50 Pf. vollendet werden, also auf nicht ganz 13 fl. zu stehen kommen, und ein Vergleich der vorliegenden Hefte mit vollständigen Wörterbüchern lässt es wahrscheinlich erscheinen, dass die Zahl der Hefte nicht überschritten wird.

Dr. A. Hoppe, Englisch-Deutsches Supplement-Lexikon als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen Englisch-Deutschen Wörterbüchern. I. Hälfte der 2. Abtheilung: *Close—Do*. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung 1893. Preis 4 Mk.

Dass das rühmlichst bekannte Hoppe'sche Supplement-Lexikon im Jahre 1888 in zweiter umgearbeiteter und bedeutend vermehrter Auflage zu erscheinen begann, ist den Lesern dieser Zeischrift bereits mitgetheilt worden (Bd. 40, S. 796). Leider ist der Druck nicht so rasch fortgeschritten als zu erwarten und zu wünschen war; eine längere Erkrankung des Verf.s brachte ihn ins Stocken. Nun ist diese behoben und die Verlagsbuchhandlung hofft, ein rascheres Tempo eintreten lassen zu können.

Über die Art und den Wert dieses Werkes sind die Leser ebenfalls schon unterrichtet. Hoppe sucht an allen Punkten, wo die übrigen Wörterbücher unvollständig sind und unvollständig sein müssen, Ergänzungen zu liefern. Er bietet für seltene, ja individuelle Gebrauchsweisen Belege und namentlich ausführlichere Belege und Erklärungen für alles, was mit Realien zusammenhängt, wodurch er weit über die Grenzen eines allgemeinen Wörterbuches hinausschreitet. Dabei versteht er in verhältnismäßig knappem Raume klar und scharf darzulegen, was leider nicht allen Werken, die sich mit englischen Realien befassen, eigen ist. Aus dem

Artikel *committee* z. B. belehrt man sich viel rascher und besser als aus den betreffenden Abschnitten von Wendts 'England'.

Möge es dem Verf. vergönnt sein, sein verdienstliches Werk rüstig zu fördern und in nicht zu ferner Zeit zu vollenden.

Graz. Karl Luick.

Edm. Meyer, Untersuchungen über die Schlacht im Teutoburgerwald. Berlin, Gärtner 1893. 8°, 232 SS.

Der erste Abschnitt dieses Buches erörtert die Frage, wie weit die Notiz der Fasten von Antium über einen Sieg des Tiberius am 3. August in Illyricum zur Datierung der Schlacht im Teutoburgerwalde verwendet werden könne, da Velleius angibt, dass die Nachricht von der Niederlage in Deutschland im Lager des Tiberius am fünften Tag nach der Beendigung des dalmatisch-pannonischen Krieges eintraf. Der Verf. hatte schon 1878 den Sieg in Illyricum auf die Eroberung von Andetrium im Jahre 9 bezogen und so Ende Juli oder Anfang August als die Zeit der Schlacht in Deutschland bestimmt. Zangemeister glaubte noch genauer den 2. August als den Tag derselben ermitteln zu können. O. Hirschfeld hatte als das Ereignis, auf welches sich die Fasten von Antium beziehen, die Auslieferung des Breukerfürsten Bato und die Ergebung der pannonischen Rebellen am Bathinus im Jahre 8 angenommen und damit alle Schlussfolgerungen aus dieser Notiz auf Monat und Tag der Varusschlacht als hinfällig bezeichnet. M. sucht nun gegen Hirschfeld die Deutung auf die Erstürmung von Andetrium festzuhalten und gegen Zangemeister die Unmöglichkeit einer genaueren Berechnung als des Monates August (vielleicht Mitte) darzuthun. Dies geschieht mit eingehender Berücksichtigung der sonstigen Literatur über die hier in Betracht kommenden Einzelheiten; der Verf. hat jedoch seine Polemik durch einige von persönlicher Gereiztheit zeugende Bemerkungen gegen Mommsen und Zangemeister zu einer unerquicklichen Lectüre gemacht. Was die Sache betrifft, so kann ich die Beziehung der Fastennotiz auf das Jahr 8 durch M. nicht für widerlegt erachten; gerade wenn die Fasten von Antium, wie S. 16 bemerkt wird, einen privaten Charakter hatten, geht es nicht an, mit Bestimmtheit zwischen den verschiedenen Möglichkeiten zu entscheiden, die sich für die Deutung der fraglichen Notiz ergeben, da uns die Gründe unbekannt sind, die Private zur Einrichtung eines Gedenktages bestimmt haben können. Daher halte ich Schlüsse auf den Monat der Varusschlacht aus dieser Fastennotiz für ebensowenig zulässig, als solche auf deren Tag und das non liquet der Vorrede auch hier für angebracht.

Der zweite, umfangreichste Abschnitt ist der Untersuchung der Nachrichten des Velleius, Florus, Frontinus, Tacitus und Cas-

sius Dio über die Schlacht im Teutoburgerwalde selbst gewidmet. Er wird eingeleitet durch polemische Auseinandersetzungen mit Abraham, Asbach und Grohs, deren Ansichten über Cassius Dio der Verf. nicht beizustimmen vermag. Die beiden ersteren hatten in der Erzählung, die Dio von den germanischen und pannonischen Kriegen unter Augustus gibt, mancherlei Mängel und Irrthümer zu erweisen gesucht, Grohs hingegen die Darstellung der Ereignisse von 49—44 v. Chr. im gleichen Sinne kritisiert. Hierauf erst, nachdem durch die Polemik gegen Dios Verkleinerer einer günstigeren Auffassung für diesen Autor der Boden bereitet ist, tritt M. den Nachweis an, dass sein Bericht über die Varusschlacht der beste von allen uns erhaltenen sei, mit dem sich auch die Darstellungen der übrigen Quellen vereinbaren ließen. Eine Ausnahme bietet nur die rhetorische Erzählung des Florus, demzufolge der Überfall im Lager selbst, da Varus zu Gerichte saß, stattgefunden hätte. Ferner kann nach M. die Erzählung des Frontinus, dass Arminius durch die auf Lanzen gesteckten Köpfe der Getödteten die im Lager Befindlichen geschreckt und zur Übergabe veranlasst habe, auch auf einen andern Krieg des Arminius bezogen werden, etwa auf den gegen Maroboduus; denn es sei aus seiner Erzählung nicht einmal ersichtlich, dass die im Lager Eingeschlossenen Römer gewesen seien. Die Nachricht des Velleius endlich, dass der Kopf des halbverbrannten Varus an Maroboduus geschickt wurde, hält E. M. für einen Irrthum dieses Schriftstellers, und für wahrscheinlich, dass Varus in der Eile beerdigt und nicht verbrannt wurde. In dem Berichte des Dio gibt der Verf. nur eine einzige Unrichtigkeit zu, die Angabe, dass dem Beispiele des Varus folgend sich die hervorragendsten Officiere getödtet hätten. M. nimmt fern an, dass Dio nur von zwei Lagern des Varus spreche, von dem Sommerlager, aus dem er zur Bekämpfung des Aufstandes aufmarschierte, und von dem am Abend des ersten Marschtages geschlagenen und nur unvollständig fertig gestellten Lager. In dem Umstand, dass auch Tacitus in seiner Erzählung von dem Zuge des Germanicus im Jahre 15 nur von zwei Lagern spreche, sieht der Verf. eine Bestätigung für die Vortrefflichkeit des Dionischen Berichtes. Der Angriff der Deutschen fand also nach ihm bereits am ersten Marschtage statt und die Vernichtung des röm. Heeres bereits am zweiten Tage. Mommsens und Anderer Annahme, dass zunächst Varus mit dem Heere einen längeren friedlichen Marsch gehabt habe, ehe der Angriff erfolgte, bezeichnet M. ausdrücklich als irrig.

Diese Auffassung des Vorganges halte ich für mindestens ebenso unwahrscheinlich, wie die Erzählung des Florus von dem Überfall der Römer im Sommerlager des Varus, die M. verwirft. Die Marschcolonne von ca. 20.000 Mann, die Varus befehligte, hätte ja doch das Sommerlager noch gar nicht vollständig verlassen gehabt, wenn der Angriff der Deutschen schon am ersten

Marschtage erfolgt wäre; der Plan der Verschwornen, den Varus gegen eine entfernter wohnende Völkerschaft, die sich angeblich im Aufstand befand, ins Land hineinzulocken, hätte gar keinen Sinn gehabt; unter dieser Voraussetzung wäre ja Varus in der nächsten Nähe seines Sommerlagers bereits angegriffen worden und eine Nöthigung den Tross durch Verbrennen der Wagen und alles Entbehrlichen zu verringern wäre auch nicht vorhanden gewesen, da dieser das Sommerlager noch kaum verlassen haben könnte. M.s Ansicht über den Hergang der Niederlage des Varus widerspricht also den Angaben gerade der Quelle, die er selbst als die beste zu erweisen bemüht ist.

So wenig als diesem Endergebnisse vermag ich einer Reihe anderer Ausführungen des Verf.s beizustimmen. Den Ton seiner Polemik gegen Ranke muss ich ebenso missbilligen, wie den gegen noch lebende Mitforscher auch in diesem und dem folgenden Abschnitte. Ich halte Mommsens Einwände gegen Rankes Auffassung des Berichtes des Florus gleich M. für begründet, das Streben aber Dios Bericht um jeden Preis durch gewaltsame Angleichungen an die sonst erhaltenen Erzählungen als vorzüglich zu erweisen, kann ich nicht für richtig halten. Über die Niederlage im Teutoburgerwalde sind der Natur des Ereignisses und den Umständen, unter denen es eintrat, entsprechend sehr verschiedene und mit einander unvereinbare und überhaupt nur wenig zuverlässige Berichte in Umlauf gekommen; diesen Sachverhalt lassen auch die uns erhaltenen Quellen noch erkennen: dies ist peinlich, weil dem lebhaften Wunsch heute Genaueres über das Ereignis zu erfahren, die Gewährung versagt bleibt, aber es ist immer noch besser die Widersprüche zuzugeben, als sie um jeden Preis auszugleichen.

Ich halte, wie gesagt, gleich wie der Verf. den Bericht des Dio für den zuverlässigsten, den wir besitzen, aber gegen ein Argument, dessen sich M. wiederholt bedient, um Dio gegen die Angriffe, die er erfahren hat, in Schutz zu nehmen, muss ich um so entschiedener Einsprache erheben. Was Abraham und Asbach an Dios Darstellung der pannonischen und germanischen Kriege auszusetzen haben, sucht M. oftmals durch den Hinweis zu entkräften, dass Dio ein Grieche sei und für Griechen geschrieben habe (S. 60, 77, 78, 87). Damit wird meines Erachtens gar nichts widerlegt, und der Satz, dass die Griechen einen für Geschichte wenig entwickelten Sinn gehabt hätten (S. 66), dass ihnen die Kriege der Römer in Spanien, Germanien und Gallien uninteressant gewesen seien, nimmt sich sehr sonderbar aus, sowohl überhaupt als auch gerade mit Rücksicht auf Dio, der diese Kriege verhältnismäßig recht ausführlich behandelt hat. Obschon der Verf. recht wohl weiß, dass Dio später als Tacitus geschrieben hat, sagt er doch S. 78 Dio würde vielleicht anders geschrieben haben, wenn er wie Tacitus die Bedeutung der Germanen geahnt hätte; „aber dazu war zu seiner Zeit noch kein Anlass".

Ich bemerke übrigens, dass ich den Eindruck habe, M. nehme den Dio mit Recht gegen einzelne Angriffe in Schutz, z. B. wenn er S. 74/5 bestreitet, dass Ereignisse aus dem Jahre 8 erst zum Jahre 9 nachgeholt seien, weil sie früher vergessen wurden, oder wenn er den Vorwurf nicht gelten lässt (S. 71), Dio habe die Niederlage des Lollius statt zum Jahre 17 v. Chr. zum folgenden erzählt. Derartiges beweist deshalb nicht viel, weil das annalistische Schema der Geschichtserzählung kaum von irgend einem Schriftsteller, der den Zusammenhang der Ereignisse berücksichtigt hat, ganz streng festgehalten werden konnte. O. Hirschfeld hat dies ja auch für Tacitus an einer Reihe von Beispielen gezeigt (Hermes Bd. XXIV). Dagegen habe ich mich nicht davon überzeugen können, dass die von Abraham und von Hirschfeld gegen Dios Bericht über den Ausbruch des pannonisch-dalmatischen Aufstandes erhobenen Bedenken durch M. widerlegt sind. Die Wahrscheinlichkeit, dass hier zweimal zwei verschiedene Versionen über dieselben Ereignisse verarbeitet sind, halte ich für sehr groß.

Allein mag Dio in diesem Abschnitte seines Werkes dieser und anderer Versehen für überführt gelten oder nicht, die Glaubwürdigkeit seines Berichtes über die Varusschlacht, den er besonders ausführlich gehalten hat, wird dadurch kaum berührt; darüber entscheiden, weil Dio von der Güte seiner jeweiligen Quellen abhängig ist, die wir in diesem Falle nicht kennen, lediglich innere Kriterien und diese sprechen zu seinen Gunsten und zu Ungunsten der rhetorischen Darstellung des Florus.

Der dritte Abschnitt sucht die Örtlichkeit der Varusschlacht selbst zu bestimmen. Aliso liegt nach der Ansicht M.s bei Hamm. Das Castell in der Nähe des Schlachtfeldes, das Tacitus Ann. II 7 in seiner Erzählung des Feldzuges vom Jahre 16 erwähnt, ist von Aliso verschieden und an der oberen Lippe bei Ringboke zu suchen, die Schlacht selbst wurde im Lippeschen Walde geschlagen, also dort, wo sich heute das Hermannsdenkmal befindet. Das Sommerlager des Varus wird in die Gegend von Blomberg und Barntrup verlegt. Die Unwahrscheinlichkeit des Herganges der Kriegsereignisse hat der Verf. in diesem Abschnitte noch durch die Annahme erhöht (S. 219), dass der zweitägige Marsch des Varus nach dem Aufbruch aus dem Sommerlager nahezu auf zwei Seiten eines Dreieckes sich vollzogen habe, dessen dritte ungefähr in der Heerstraße lag, auf der Varus ins Sommerlager gekommen war, und dass diese Märsche insgesammt kaum mehr, sondern eher weniger als zwei Meilen betragen hätten. Im übrigen enthält auch dieser Theil des Buches viel Polemik gegen Höfer, Mommsen, Zangemeister, Knoke u. A. und am Schlusse steht die zutreffendste Bemerkung der ganzen Schrift, „dass vielleicht noch ein glücklicher Zufall allen Erörterungen über die Örtlichkeit der Schlacht und des Lagers ein für allemal ein Ende mache".

Besonders empört scheint der Verf. darüber zu sein, dass an Mommsens Verwertung des Barenauer Münzenfundes von Zange-

meister und anderen die Methode gerühmt worden ist. Er erhebt nämlich wiederholt den gerade gegen Mommsen abgeschmackten und unziemlichen Vorwurf mangelnder Methode, ja er versteigt sich sogar zu der Behauptung, die Barenauer Münzensammlung habe Mommsen auf ein Gebiet verlockt, das ihm sonst ferner lag! E. M. ist es offenbar nicht deutlich geworden, dass in dem Verfahren Mommsens, welches die Schriftstellerangaben, die zu unbestimmt sind, um über die Örtlichkeit der Schlacht etwas zu lehren, aus der Beweisführung eliminiert hat und an ihrer Statt die in ihrer Zusammensetzung ganz eigenartigen Barenauer Münzen, die eben darum auf die Zeit, wann sie unter die Erde gekommen sind, Schlüsse gestatten, als Beweismittel auch für den Ort der Schlacht herangezogen hat, ein großer methodischer Fortschritt gelegen ist. Dies Verdienst bleibt der Abhandlung Mommsens, wenngleich ihre Beweisführung heute nicht mehr so zwingend ist, als damals, da sie erschienen war, Zangemeister und Andere, zu denen ich mich ebenfalls zähle, gemeint haben. Die Kraft der Argumente Mommsens, die für Barenau als den Ort der Katastrophe sprachen, ist aber meines Erachtens dadurch erschüttert worden, sein Resultat dadurch ein bloß wahrscheinliches oder, wenn man will, zu einer Möglichkeit geworden, dass Knoke bemerkt hat, Münzen wie die von Barenau brauchten nicht nothwendig im Jahre 9 n. Chr. unter die Erde gekommen zu sein, sondern könnten auch mit den Feldzügen des Germanicus in den Jahren 15 und 16 in Zusammenhang gebracht werden. Die schöne und lehrreiche Beobachtung Mommsens über die eigenthümliche Beschaffenheit der in dem Barenauer Moor gefundenen römischen Münzen bleibt also als richtig bestehen, und nur der Schluss, der aus ihr gezogen wurde, ist anfechtbar geworden. Ausführungen der Art aber, wie sie der dritte Abschnitt des vorliegenden Buches enthält, in dem eine in Bezug auf Localangaben ganz unzureichende antike Tradition zum so und so vieltenmale auf der heutigen Karte des Landes zwischen Rhein und Weser festgelegt wird, sind nicht geeignet, die Frage nach der Örtlichkeit der Varusschlacht auch nur um eines Haares Breite zu fördern.

Graz. Adolf Bauer.

Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten, sowie zur Einführung in das Studium der neueren Physik. Von Dr. H. Börner, Director des Realgymnasiums in Elberfeld. Mit 470 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Weidmann 1892.

Ref. hat unter den elementaren Lehrbüchern der Physik, die gleichzeitig als einleitende Werke in das Studium der allgemeinen Physik betrachtet werden können, nur sehr wenige gefunden, die ihm in jeder Beziehung so entsprechend bearbeitet scheinen, wie

das vorliegende Buch, in dem die reichen Erfahrungen eines v jährigen Unterrichtes gesammelt sind. Der Verf. hat den moder Anschauungen in der Naturlehre, den Ergebnissen der neue Forschung ebenso Rechnung getragen, wie den didaktischen rungenschaften der letzten Jahre auf dem Gebiete des naturwiss schaftlichen Unterrichtes. Insbesonders hat er den Hauptzw dieses Unterrichtes vor Augen gehabt, wornach dieser durch Üb in der Anwendung der logischen Methoden formal bildend wir soll. Aus diesem Grunde ist die inductive Methode an die Sp der Betrachtungen gestellt und im weiteren Verlaufe der Entwi lungen die Bedeutung der deductiven Schlussweise durchwegs das richtige Licht gesetzt. Um der Deduction vollen Spielra zu gewähren, musste die elementare Mathematik als wichti Hilfsmittel in ziemlich weitgehender Weise herangezogen werd Man muss auch anerkennen, dass in einigen Theilen, so vorzu weise der Mechanik, der Verf. vor manchen mathematischen Schwier keiten nicht zurückgeschreckt hat. Entsprechend dem Umstan dass durch die neuen Lehrpläne in Preußen ein vorläufiger Abschl des Physikunterrichtes nach der Untersecunda vorgeschrieben sowie aus „psychologisch-pädagogischen" Gründen hat der V den gesammten Unterrichtsstoff auf zwei fortschreitende Stu vertheilt. Auch auf der unteren Stufe wurde das deductive Le verfahren insoweit gepflegt, als es dem jeweiligen Bildungszusta der Schüler entspricht. Auf der oberen Stufe wurde die Induct überall dort angewendet, wo im Unterrichte neue Erscheinun auftreten. Das logische Lehrverfahren ist in den beiden Thei mit Strenge durchgeführt und auf die Aneinanderreihung der Th sachen, auf die aus denselben gezogenen Schlüsse und Schlu reihen besondere Sorgfalt verwendet. Die Anwendungen der phy kalischen Erscheinungen und Gesetze im praktischen Leben s in vollkommen entsprechender Weise berücksichtigt. Ref. stim mit dem Verf. ganz darin überein, dass das Lehrbuch dem Leh in der Auswahl nicht vorgreifen darf, sondern alle Theile, wel schulgemäß behandelt werden können, in gleicher Güte darbie muss. Niemals wird es möglich sein, das im Lehrbuche Gebot vollständig durchzunehmen, und immer wird es Sache des Lehr sein, die entsprechende Auswahl zu treffen. Das vorliegende Le buch soll aber auch den strebsamen Schülern auf solche Frag Antwort geben, die im Unterrichte nicht besonders betont werd konnten. Und gewiss wird es auch beim Selbststudium mit d größten Vortheile gebraucht werden und sich als geeignet erweis das Studium der neueren Physik anzubahnen. Die Ausstattung sehr gelungen, wie man dies von der Verlagsbuchhandlung gewo ist. Die Figuren sind meist schematisch und werden sich fruc barer erweisen als manche detaillierte Darstellung von Apparat und Versuchen.

Im besonderen hätten wir Folgendes hervorzuheben: S. 6 ist das specifische Gewicht eines Körpers nicht richtig definiert; man kann dasselbe nicht mit der relativen Dichte identificieren. Dass schon auf der ersten Stufe der Begriff der Arbeit und das Princip der Erhaltung der Arbeit bei den Maschinen erörtert wird, kann nur gebilligt werden. In der Hydrostatik hätten wir gerne (vorzüglich auf der 1. Stufe) die Betrachtungen von Simon Stevin aufgenommen gesehen; sie sind viel anschaulicher als die mathematischen Deductionen der Gesetze. Von der Spectralanalyse könnte man auf der Unterstufe ganz und gar absehen; das in dem Buche darüber Gesagte wird ohnehin nicht mit voller Klarheit vom Schüler erfasst werden können, da es der Natur der Sache entsprechend allzu knapp dargestellt ist. Ebenso wäre auf die Holtz'sche Influenzmaschine auf der Unterstufe nicht einzugehen, das Verständnis derselben bereitet dem Schüler nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Wenn man schon auf dieser Stufe von der Multiplication der Elektricitätsmengen sprechen will, so wäre es angezeigter, dem Schüler das Princip der Duplicatoren oder der Thomson'schen Wasserinfluenzelektrisiermaschine vorzuführen. Auch scheint es dem Ref. angezeigt, auf der Unterstufe den Galvanismus nicht durch die Volta'schen Fundamentalversuche einzuleiten; diese sind thatsächlich zu complicierter Natur, wie deren Erklärung durch Exner beweist, als dass sie als vorbildend betrachtet werden können. Die Lehre von den Fernwirkungen des galvanischen Stromes ist sachgemäß durchgeführt, nur finden wir die Anordnung dieser Partien eigenthümlich. Dass man in diesen Entwicklungen die Oersted'sche Entdeckung von der Ablenkung einer Magnetnadel durch einen Strom zum Schlusse behandelt, kann nicht gebilligt werden, da ein solcher Vorgang weder der didaktischen noch der historischen Seite des Gegenstandes entspricht. Recht klar ist das Princip der Maschine von Gramme gegeben.

Als Einleitung zur zweiten Stufe werden mehrere mathematische Hilfssätze aufgestellt, welche sich auf die Summation einiger oft in der Folge gebrauchten Reihen beziehen. In der Mechanik ist bemerkenswert, dass das Problem des schiefen Wurfes abwärts vor jenem des schiefen Wurfes aufwärts besonders betrachtet ist. Der Fall eines Massenpunktes auf einer Curve konnte eingehender besprochen werden; die Anwendung auf die Gesetze des einfachen Pendels ergibt sich ganz leicht. Besonders hervorzuheben sind jene Abschnitte, welche sich auf die Lehre vom Potential und auf die Grundlagen des Attractionscalcüls beziehen. Ausführlich werden die Schwungkraftsverhältnisse der Erdoberfläche behandelt, ebenso jene der Sonne. In sehr entsprechender Weise ist das Problem der Drehung eines Körpers um eine Achse erörtert und auf den Fall der Atwood'schen Maschine, des physischen Pendels, der Drehwage angewendet. Ausführlicher, als es sonst zu geschehen pflegt, wird die Drehung um freie Achsen und die Drehung der Erde,

die Erscheinung der Präcession und Nutation betrachtet. Wir machen die Fachgenossen insbesondere auf die klaren Entwicklungen dieses Abschnittes aufmerksam.

In dem Abschnitte über Maschinen können wir nicht die Aufnahme des Beweises für die Gleichgewichtsbedingung in der beweglichen Rolle befürworten, der sich auf das Princip der virtuellen Arbeiten stützt, da die erforderliche Zeichnung dem Schüler einige Schwierigkeiten bereiten wird. In sehr gelungener Weise ist der auf die verschiedenen Hebelwagen bezugnehmende Abschnitt behandelt. Aufgenommen ist auch das Wesentlichste über Krystallsysteme, was wir nur billigen können, da die krystallographischen Verhältnisse besonders in der Optik vielfach zur Sprache kommen. In der Hydrostatik wurde dem Probleme des Mittelpunktes des Druckes mehr Beachtung geschenkt als dies in anderen elementaren Lehrbüchern geschieht. Den Unterrichtszwecken vollkommen entsprechend ist die mathematische Behandlung der Wellenlehre, insbesondere ist das Problem der Interferenz der Wellen ausführlich erörtert. Die Einführung in die musikalischen Verhältnisse, wie sie in diesem Buche gegeben wird, halten wir für sehr lehrreich, da die Entwicklung der Tonverhältnisse in natürlicher Weise vorgenommen wurde. Die Lehre vom Lichte ist mit besonderer Hingebung und Sorgfalt bearbeitet. Wir finden in diesem Abschnitte mehr Partien berücksichtigt, als dies in anderen elementaren Lehrbüchern der Fall ist. Im besonderen sei hingewiesen auf die Erörterung der Wirkungsweise der Winkelspiegel, auf die Behandlung des Problemes der Hohlspiegel unter Berücksichtigung von Randstrahlen, auf die sehr scharfe und genaue Betrachtung der durch die verschiedenen Linsen erzeugten Bilder, auf die Methoden zur Bestimmung der Brennweite der Linsen. In einem so groß angelegten Buche hätten wir wenigstens die Grundzüge der Theorie dicker Linsen einigermaßen berücksichtigt gewünscht. Sehr hübsch bearbeitet scheint uns der Abschnitt über optische Instrumente; in ihm ist auf die Größenverhältnisse des Gesichtsfeldes, sowie auf die Helligkeitsverhältnisse des erzeugten Bildes die gebürende Rücksicht genommen. Ein ausgezeichnet verfasster Abschnitt ist jener über theoretische Optik; besonders möge das über die Polarisation des Lichtes Gesagte hervorgehoben werden. Auch die chromatische Polarisation wurde in den Kreis der Betrachtungen einbezogen. Ein eigener Abschnitt ist den Lichterscheinungen der Atmosphäre gewidmet. In der Calorik war dem Verf. Gelegenheit geboten, auf die Molecular theorie näher einzugehen und die Grundzüge der Thermodynamik zu behandeln. Auch der zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie hat eine sachgemäße Erörterung gefunden. Dasselbe gilt von der kinetischen Gastheorie. Recht schön und instructiv, sowie leicht auszuführen sind die im Buche angegebenen Versuche, die sich auf die Leitung in Flüssigkeiten und Gasen beziehen. In dem Abschnitte „Erwärmung der Erd-

oberfläche, Bewegungen der Luft und des Meeres" sind die Grundzüge der modernen Klimatologie und Meteorologie gegeben; früher ist auf die Wasserdampfverhältnisse in der Atmosphäre die entsprechende Rücksicht genommen. Die Behandlung der Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus unterscheidet sich in manchen Beziehungen vortheilhaft von der in anderen Lehrbüchern. Wir finden hier die Lehre vom elektrischen und magnetischen Potential nicht nur erörtert, sondern auch in entsprechender Weise in Anwendung gebracht. Allerdings scheint es dem Ref., dass der Verf. gerade in diesem Abschnitte sehr häufig von der schulgerechten Behandlung abgegangen ist. So glaubt der Ref., dass die Lehre von den elektrischen Bildern nicht in ein elementares Lehrbuch gehört. Im Galvanismus findet man eine sehr klare Auseinandersetzung der chemischen Theorie desselben. Die Messung der elektrischen Constanten wird nach bewährten Methoden gelehrt. Auf die elektrischen Einheiten ist in diesem Abschnitte durchwegs entsprechend Rücksicht genommen. Mit großer Klarheit ist in den folgenden Entwicklungen das elektromagnetische Potential eines Stromes auseinandergesetzt und eine Anwendung der vorgetragenen Lehren auf die magnetische Kraft einer Spule gemacht. Rein theoretischer Natur sind die folgenden Abschnitte, welche von den Wirkungen von Strömen aufeinander und von den Inductionserscheinungen handeln. In den Bemerkungen über das magnetische Feld eines Stromes findet man eine ganz kurze Skizze der Maxwell'schen Theorie der Elektricität, die allerdings in dieser unzulänglichen Form in ein elementares Lehrbuch nicht hineinpasst. Auf die Kraftlinientheorie ist der Verf. nicht eingegangen, da nach seiner Ansicht „diese Theorie zu wenig ausgebaut ist, um in die Schule aufgenommen werden zu können". Dem stimmen wir nicht bei. Man muss vielmehr der Aufnahme dieser Theorie in den Unterricht aus dem Grunde entsagen, weil alles das, was in der Schule gesagt wird — wenn es fruchtbringend sein soll —, vertieft werden muss, und zu einer solchen Vertiefung in die Kraftlinientheorie keine Zeit vorhanden ist. In den folgenden Abschnitten bespricht der Verf. die Entladung von Condensatoren, welche als oscillierende betrachtet werden, ebenso die Hertz'schen Versuche, die allerdings durch einige Figuren hätten verdeutlicht werden können. Weiters werden die Einheiten im absoluten Maßsysteme betrachtet. Ein wichtiger Abschnitt ist jener, in welchem die Anwendungen der Elektricität in der Elektrotechnik besprochen werden. Mit großer Klarheit wird unter anderem das Princip der Kraftübertragung auseinandergesetzt und auch schon der neuen Drehstrommotoren gedacht, sowie auf die Vertheilung der elektrischen Energie Rücksicht genommen. Allzu kurz sind die Bemerkungen über Galvanoplastik und Reinmetallgewinnung ausgefallen.

Die Endergebnisse der physikalischen Forschung werden in einem Schlussabschnitte zusammengefasst und hierbei das Princip

der Verhandlung der Energie besonders hervorgehoben. Der berühmte Satz, „dass die Entropie der Welt einem Maximum zustrebt", wird in anschaulicher Weise vorgeführt.

Wie schon eingangs erwähnt wurde, ist das vorliegende Buch eine bedeutende literarische Erscheinung, welche die Beachtung der Fachcollegen nicht minder wie jene der weiteren Kreise verdient, die den Anschauungen, die heute in der Physik gangbar sind, Interesse entgegenbringen. Für den eigentlichen Unterricht muss eine beträchtliche Reduction des in dem Buche enthaltenen Lehrstoffes eintreten. Für den Lehrer selbst ist das Buch ein verlässlicher Rathgeber, zumal da die Entwicklungen an Klarheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Grundriss der Mechanik und Physik für Gymnasien bearbeitet von Wilhelm Winter, Professor für Mathematik und Physik am kgl. alten Gymnasium in Regensburg. Mit 235 eingedruckten Abbildungen. München, Theodor Ackermann 1892. Preis 3·2 Mk.

Der Verf. hatte früher ein von der Kritik im allgemeinen beifällig aufgenommenes Lehrbuch der Physik herausgegeben; nun tritt er auf Grund der gewonnenen Erfahrungen als Schulmann und Autor jenes Buches mit einem Grundriss der Mechanik und Physik für humanistische Gymnasien hervor, wobei er sich vollständig dem Lehrplane für diese Anstalten nach Form und Inhalt anschließt. Er hat hierbei mehr Gewicht auf den experimentellen Theil als auf die Vorführung der Theorie gelegt und die Darstellung so gestaltet, dass sich das Buch auch bei Repetitionen als nützlich erweisen wird. Besonders hat er die Anwendung der physikalischen Forschung in der Praxis berücksichtigt und dementsprechend die betreffenden Partien eingehend behandelt. Auch auf den Zusammenhang der einzelnen Naturerscheinungen ist an den geeigneten Stellen aufmerksam gemacht und das Band, welches sich um alle Naturerscheinungen schlingt, das Princip der Verwandlung und Erhaltung der Energie, in das rechte Licht gesetzt. Zur Festigung und Vertiefung der gewonnenen Lehren dienen einige Aufgaben, deren Lösung leicht vollzogen werden und als instructiv bezeichnet werden kann.

Das Buch ist in folgende Abschnitte getheilt: Allgemeine Eigenschaften; Lehre von den Kräften; Lehre von den flüssigen Körpern; Lehre von den gasförmigen Körpern; Schall; Wärme; Bewegungslehre; Optik; Magnetismus; Reibungselektricität; galvanische Elektricität; Inductionselektricität. Einer so abgesonderten Behandlung der Dynamik, wie sie in dem vorliegenden Buche uns entgegentritt, können wir aus mehrfachen Gründen nicht das Wort sprechen. Erstlich ist dies Verfahren nicht naturgemäß und dann entspricht es mehr der wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Gegenstandes, die Statik als Theil der Dynamik zu fassen, was auch didaktisch mehrfache Vortheile bietet.

Die Richtung des Bleilothes senkrecht zu nennen (S. 5) ist unter allen Umständen zu verwerfen. Die Einheit des Gewichtes wird (S. 6) unzureichend definiert. Das Wort „Universalgravitation" (S. 7) halten wir für unpassend; es hätte genügt, von „allgemeiner Schwere" oder „Gravitation" zu sprechen.

Bevor ein Maß der Kräfte aufgestellt wurde, wäre es entsprechend gewesen, von dem statischen und dynamischen Maße einer Kraft zu sprechen. Dass luftförmige Körper keine Cohäsion besitzen (S. 12), ist unrichtig. Bei der Zerlegung einer Kraft in Componenten wird ganz passend darauf verwiesen, dass ein Körper unter den Richtungen, in welchen er sich bewegen könnte, sich gerade diejenige von selbst aussucht, welche von der Richtung der gegebenen Kraft am wenigsten abweicht (Richtung des kleinsten Zwanges). Die Lehre vom Hebel ganz auf Versuche zu stützen, wie es hier (S. 25) geschieht, halten wir für die Unterrichtsstufe, für welche das Buch bestimmt ist, nicht passend. Die Resultante von Parallelkräften wird mittelst der für den Hebel erwiesenen Gesetze gefunden. S. 32 hätte statt von „vielen parallelen kleinen Kräften" von „unendlich vielen usw." die Rede sein sollen. Die Formeln für die Coordinaten des Schwerpunktes eines räumlichen Systems haben keinen Sinn, wenn von demselben keinerlei Anwendung gemacht wird. Recht gut sind die auf die Arbeit und den Effect einer Kraft und auf die goldene Regel der Mechanik bezugnehmenden Erläuterungen. Die Anwendung der Maschinenlehre ist gelungen und den didaktischen Anforderungen vollkommen entsprechend.

In der Lehre vom Gleichgewichte der schiefen Ebene ist auch auf den Fall der Reibung Rücksicht genommen und es sind die betreffenden Gleichungen abgeleitet. Der Satz vom hydrostatischen Paradoxon hätte nicht nur experimentell, sondern auch theoretisch betrachtet werden sollen. Die Definition des specifischen Gewichtes, welcher Begriff erst im Anschlusse an das Archimedische Princip zur Sprache kommt, ist unrichtig. In dieser Beziehung widersprechen einander die §§. 40 und 41. Unbegreiflich bleibt, dass die deutschen Schulmänner den doch so einfachen und klaren Begriff der „relativen Dichte" perhorrescieren. Die Lehre von der Capillarität hat eine ganz unzureichende Behandlung erfahren. Angezeigt wäre es auch gewesen, das Gesetz der Abnahme des Luftdruckes mit der Erhebung vom Meeresspiegel theoretisch nachzuweisen; gerade dieser Nachweis bietet eine hübsche Anwendung und Bestätigung der Mariotteschen Formel für die Gase. Dass der Verf. in der Beschreibung der Luftpumpe die vollends nicht mehr angewendete unvollkommene Hahnluftpumpe von Otto v. Guericke als Ausgangsapparat wählt, werden die Fachgenossen nicht billigen. In dem Abschnitte über das Mariottesche Gesetz wurde nicht hervorgehoben, dass dieses nur dann giltig ist, wenn die Temperatur des Gases constant bleibt. Das über die Theorie des Saughebers Ge-

sagte muss als ganz unzureichend bezeichnet werden. Die Betrach
tung der Luft als eines elastischen Körpers gehört nicht an da
Ende der Aërostatik, sondern es soll mit der Erörterung dies
Eigenschaft der Gase die Aërostatik eingeleitet werden. Über d
Wellenbewegung ist allzuwenig gesagt worden; das Angegeben
reicht zum Verständnisse vieler Erscheinungen des Schalles, d
Lichtes und der strahlenden Wärme entschieden nicht aus. Unt
jeder Bedingung muss das Interferenzprincip, dessen Anwendun
z. B. auf die Theorie der stehenden Schwingungen, das Wesen
lichste über die Beugung erörtert werden. Dass wir kein Mitt
besitzen, Schallstärken zu messen, ist unrichtig. Didaktisch rich
tiger wäre es gewesen, von der Entstehung und dem Wesen d
Töne zu sprechen, bevor von der Geschwindigkeit, der Intensit
und der Reflexion des Schalles gehandelt wird. Über die Schal
erreger ist im Einzelnen nichts gesagt, was befremden muss; d
Akustik hat eine ganz und gar unzureichende Behandlung erfahre
— Der nachfolgende Abschnitt umfasst die Wärmelehre; dies
Abschnitt ist den Schulzwecken entsprechender bearbeitet, wen
auch hier einige Unrichtigkeiten und didaktische Verirrungen vo
kommen. Dass man zur Bestimmung des zweiten Fundamenta
punktes des Thermometers dieses in kochendes Wasser stellen mus
ist ganz und gar verfehlt. Die eigentliche Calorimetrie (Wärm
calorie, specifische Wärme) hätte durch andere Erscheinungen d
Thermik vorbereitet werden sollen. Unrichtig ist es, das Löse
mit dem Schmelzen eines Körpers zu identificieren, wie es S. 11
geschehen ist. Bei der Aufstellung des Gay-Lussac'schen Gesetze
für Gase hätte die Constanthaltung des Druckes betont werde
sollen; auch wäre der Unterschied zwischen dem Spannungs- un
Ausdehnungscoëfficienten eines Gases hervorzuheben gewesen. D
die Arbeit der Wärme besprechende Abschnitt ist recht klar; doc
hätte der Verf. immerhin auf einige der classischen Versuche zu
Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalentes aufmerksa
machen können. Gelungen und recht instructiv ist auch die klein
Tabelle, welche von der Expansionsarbeit und der dadurch e
zeugten Temperaturerniedrigung eines Gases handelt, wenn das
selbe verschieden starken Drucken ausgesetzt war. Die Lehre vo
der Dampfmaschine ist eingehend behandelt und hierbei auf ihr
verschiedenen Arten, sowie auf die Gaskraftmaschinen Bezug ge
nommen. Der meteorologische Theil ist allzu knapp geworden, wa
sich als ein entschiedener Mangel fühlbar macht.

Im folgenden Abschnitte, der von der Bewegungslehre handel
hätte die Formel für den Weg beim freien Fall der Körper kürze
und instructiver entwickelt werden können. An die Grundbetrach
tungen der Dynamik sofort die Erörterung der Ausflussgeschwindig
keit von Flüssigkeiten und Gasen anzuschließen, scheint un
didaktisch nicht correct. Ob es nicht entsprechender gewese
wäre, die Masseneinheit als Grammasse zu definieren, statt ein

Reihe von dynamischen Betrachtungen (§. 90) anzustellen, möge dahingestellt bleiben. Die Lehre von der Energie, von der Fliehkraft, der Planeten- und Pendelbewegung ist schulgerecht; jene vom physischen Pendel hätte eingehender behandelt werden sollen, wie denn überhaupt alle Probleme, die sich auf die Betrachtungen der Drehbewegung und des Trägheitsmomentes stützen, außeracht gelassen sind. — In der nun folgenden Optik ist die Definition des optischen Bildes und die klare Unterscheidung des reellen und virtuellen Bildes deutlich und für den Unterricht empfehlenswert. Die Deviation des Lichtstrahles in einem Prisma und die Bedingung für das Minimum der Deviation konnte berücksichtigt werden. Dass die theoretische Optik gänzlich fehlt ist ein schwerer Mangel des Buches. Wenigstens die Principien der Interferenz, Beugung und Polarisation des Lichtes hätten dargelegt werden sollen. — Allzu dürftig ist auch die Lehre vom Magnetismus behandelt; wir erfahren in dem betreffenden Abschnitte nichts von dem Grundgesetze der magnetischen Anziehung und Abstoßung, nichts von der Erklärung der erdmagnetischen Erscheinungen. — In der Elektricitätslehre ist in einem besonderen Abschnitte („Die Elektricität als Energie") der Begriff des Potentials erörtert. Dass aber mit einer solchen Behandlung dieses Gegenstandes der Sache nicht gedient ist, wurde bereits von mehreren Seiten genügend hervorgehoben. Die Lehre von der Gewitterelektricität, dem Blitze und den Blitzableitern hätte in gründlicher Weise gekürzt werden können. — S. 266, §. 151 hätte der Verdienste Ampères Erwähnung geschehen sollen, während nur der Oerstedt'schen Entdeckung gedacht wird. — Trotzdem der Verf. S. 255 behauptet, „dass Potential verwandt ist mit Spannung", „nicht identisch ist mit Spannung" identificiert er S. 271 in unverzeihlicher Weise den „Spannungsunterschied" mit „Potentialunterschied" und bewegt sich von da an wieder in dem schon so oft gerügten Geleise. Auf Grund des Gesetzes von Ohm werden die praktischen, in der Elektricitätslehre geltenden Einheiten eingeführt und das Wesentlichste über Elementenvereinigung, nicht aber über Stromverzweigung dargelegt. — S. 283 finden wir einige Bemerkungen über den Erdstrom, der nach des Verf.s Ansicht die Ursache des Erdmagnetismus ist, ein Ausspruch, der in dieser apodiktischen Form dem Ref. nicht behagen will. Die Anwendungen der Elektricität sind genau und klar erörtert; in dem Abschnitte über Inductionselektricität wird auf die Bedeutung der magnetischen Kraftlinien eingegangen, ohne aber aus diesem wichtigen Begriffe die entsprechenden Folgerungen zu ziehen. Der Anhang umfasst einige Aufgaben aus der Statik und Dynamik.

Das Buch muss jedenfalls, wenn es den Zwecken des Unterrichtes entsprechen soll, den man heute in der Physik leiten muss, einige Umarbeitungen und Ergänzungen erfahren; insbesonders wird eine Durchsicht im Sinne der oben angegebenen Bemängelungen,

die übrigens auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, den Buche zustatten kommen.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Levin, Dr. Wilhelm, Methodischer Leitfaden für den Anfangsunterricht in der Chemie unter Berücksichtigung der Mineralogie. Mit 80 Abbildungen. Braunschweig, Otto Salle 1892. 8° 166 SS.

Das vorliegende, mit hübschen Illustrationen versehene und auch sonst gut ausgestattete Buch ist abgefasst nach den am 6. Januar 1892 vom kgl. preußischen Cultus-Ministerium herausgegebenen neuen Lehrplänen für höhere Schulen, nach denen der chemische Unterricht auf Realgymnasien und Realschulen mit einem propädeutischen Cursus beginnen soll, in dem auch die chemische Zusammensetzung der bekanntesten Mineralien und die Anfangsgründe der Krystallographie zu berücksichtigen sind.

„Der Leitfaden ist eine Zusammenstellung des Lehrganges welcher sich an der Oberrealschule zu Braunschweig im Laufe der Jahre für die untere Stufe des chemisch-mineralogischen Unterrichtes herausgebildet hat."

Im ganzen Buche ist eine logische Entwicklung der Begriffe überall erkenntlich, und es wird darin eine Fülle wichtigen Materiales auf kleinem Raume geboten. Am Schlusse jedes Capitels wird das bisher Durchgenommene übersichtlich zusammengestellt und das Ähnliche besonders hervorgehoben. Jedem Abschnitte ist eine reichliche Auswahl von Rechnungsaufgaben beigegeben, denen viele die behandelten Gegenstände betreffende Fragen eingeschaltet sind; die gründliche Durcharbeitung dieser Fragen und Aufgaben ermöglicht ein tieferes Eindringen in das Arbeitspensum in ausgezeichneter Weise.

Beobachtungen über die quantitative Zusammensetzung der Stoffe werden nach Thunlichkeit angestellt (so beim Kalkbrennen S. 76 usw.). Überflüssige Temperaturangaben sind möglichst vermieden worden; ja selbst die Schmelztemperaturen der Eisensorten deren Charakter übrigens kurz aber ausreichend angegeben ist haben keine Erwähnung gefunden. Hier soll gleich auch bemerkt werden, dass Eisen und Aluminum als dreiwertig angenommen werden.

„Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, die allerwichtigsten Thatsachen aus dem Gebiete der Chemie durch ganz elementare Versuche zu veranschaulichen, und den Schüler von der Beobachtung und Beschreibung der einzelnen Versuche auf inductivem Wege allmählich zur Erkenntnis der Naturgesetze hinüberzuleiten."

Bei den Versuchen, die sich auch auf die Ernährung der Pflanzen und auf die Gährung erstrecken, ist das Streben dar-

gerichtet, sie durch die einfachsten Mittel auszuführen (H_2O-Zersetzung) und eine Parallele zu ziehen zwischen ihrem Ergebnisse und den Vorgängen in der großen Natur (Destillation und Wasserkreislauf in der Atmosphäre). Sie sind nicht separat beschrieben, sondern die Angaben hierüber sind in den Context aufgenommen; dies ist im allgemeinen recht gut gelungen, wenn auch nicht behauptet werden kann, dass ein Neuling im Experimentieren, sich bloß auf die Angaben in dem Buche stützend, sie alle ohne Gefahr nachmachen könnte.

Als hübsche Versuche müssen hier besonders hervorgehoben werden: die Reduction von CO_2 mit brennendem Mg (S. 73), die Oxydation des Weingeistes zu Essigsäure (S. 138), das hübsche und einfache Arrangement der Abscheidung von O aus CO_2 durch die Pflanze (S. 130), die eigenthümliche Anordnung zum Zwecke der Absorption von Gasen in Wasser (S. 21, 22, 123) und der Darlegung der bleichenden Wirkung von Gasen (S. 23, 26).

Auszusetzen wäre in dieser Richtung nur, dass das Verbrennungsproduct des Antimons als „grau" bezeichnet wird (S. 4), und dass zur Abscheidung des Stickstoffs aus Luft nicht Phosphor, sondern Spiritus als brennbarer Körper gewählt wird (S. 8). Im letzteren Falle ist dem Stickstoff das die Flamme gleichfalls erstickende CO_2-Gas beigemengt.

Die Nomenclatur ist fast ausnahmslos correct und modern. Bei der Bezeichnung der Salze werden fast ausschließlich die „deutschen" Namen gebraucht, z. B. „salpetersaures Calcium". Mineralogisch-krystallographische Einschaltungen finden sich sammt Illustrationen beim Magnetit (S. 35), Schwefel (42), Steinsalz (50), Gips (58), Kalkspat (75), Quarz (119); auf Seite 150—156 ist eine Zusammenstellung und Eintheilung der im Buche erwähnten Mineralien nach Krystallsystemen gegeben. Auch hier ist fast alles gelungen.

„Die Auswahl des Lehrstoffes ist nicht die wissenschaftlich-systematische, es ist vielmehr sowohl in der Auswahl als bei der Anordnung des Stoffes lediglich nach methodischen Grundsätzen verfahren." Diese Worte bestätigt das folgende allgemeine Inhaltsverzeichnis vollinhaltlich: I. Luft, II. Wasser, III. Salzsäure, IV. Verbindungsgewicht, V. Eisen, VI. Schwefel, VII. Kochsalz, VIII. Gips, IX. Kohlensäure, X. Holz, XI. Schießpulver, Salpetersäure, Ammoniak, XII. Phosphor, XIII. Feste Edelmetalle, Legierungen, XIV. Quarz, XV. Feldspat, XVI. Ernährung der Pflanzen, XVII. Gährung, XVIII. Molecüle und Atome, XIX. Zusammenstellung und Eintheilung der Grundstoffe, XX. Zusammenstellung und Eintheilung der erwähnten Mineralien nach den Krystallsystemen, XXI. Wiederholungsaufgaben und Anhang (specifische Gewichte der bekannten Körper)!

Um von der Fülle des Stoffes, der in dem eigenartig angelegten Buche abgehandelt wird, eine Vorstellung zu geben, glaubt

Ad VIII. Vorkommen und Beschreibung des Minerals, Gipsbrennen, Anhydrit, Analyse von Gips, CaS aus Gips und Nachweis des Sulfides, $CaCl_2$, Ca, $Ca(OH)_2$, gebrannter und gelöschter Kalk, Kalkwasser; Schwefelsäure, Entwicklung von H und SO_2 daraus, Sulfate von Fe, Zn, Cu, Ca, Bildung von Gips in der Natur, Nachweis von H_2SO_4, $BaSO_4$, $Ba(OH)_2$, Barytwasser, Schwerspat; Erklärung der Wirkungskreise von Cu und Hg auf H_2SO_4, Wirkungsweise der schwefeligen Säure beim Bleichen, Vergleich mit der Chlorbleiche; Metalloxyde $+ HCl$, Metalloxyde $+ H_2SO_4$, Chloride $+ H_2SO_4$, relative Stärke der Säuren und jene der Basen; Constitutionswasser bei $Ca(OH)_2$, $Cu(OH)_2$, Krystallwasser.

Ad IX. Constatierung von CO_2 in der Luft, Menge desselben; Vorkommen desselben in verschiedenen Wässern, Darstellung, Eigenschaften und Nachweisung von CO_2, Versuche mit flüssigem, beziehungsweise festem CO_2, Analyse von CO_2 mit Na, Synthese; reines, trockenes CO_2 und SO_2 als „Anhydride von Säuren" charakterisiert; Kalkspat und Aragonit, Kalkbrennen, kohlensaures Magnesium; Chlormagnesium, Mg, Magnesit, Dolomit; Entstehung und Darstellung von CO, Eigenschaften und Wirkung im Hochofen, ungesättigte Verbindung.

Ad X. Trockene Destillation, Kohlenmeiler, concentrierte Schwefelsäure und Holz, Entstehung der fossilen Kohlen, Leuchtgasfabrication, Grubengas, Davys Lampe; Bau der Kerzen- und Gasflamme; Asche, Zusammensetzung von Pottasche und Soda; K, KOH, Kalilauge, K_2O, KCl (Stassfurt), K_2SO_4; Leblanc-Process, die Ausscheidung einer stärkeren Basis durch eine schwächere: wenn das Metall der schwächeren Basis in ein unlösliches Salz übergehen kann — $Na_2CO_3 + Ca(OH)_2 = CaCO_3 + 2NaOH$ —; Anwendung der Laugen zur Seifengewinnung, Glycerin.

Ad XI. Beschreibung des Schießpulvers, Kali- und Natronsalpeter, Analyse des Salpeters, Salpetersäure, salpetersaures Calcium und -Kupfer, Schießbaumwolle und Sprengöl, Bildung von salpetersauren Salzen in der Natur, die Oxyde des Stickstoffes (NO, NO_2, N_2O), salpetrigsaueres Kalium, salpetrige Säure; $FeCl_2$ in $FeCl_3$, $FeSO_4$ in $Fe_2(SO_4)_3$ durch HNO_3; Königswasser ($HNO_3 + 3HCl = 2H_2O + 2Cl + NOCl$), Anhydride von HNO_3 und HNO_2; Wiederholung des Gesetzes der vielfachen Verhältnisse an den Oxyden des N; NH_3 aus Salpeter mit NaOH und Zn! NH_4Cl, NH_3 aus Salpeter mit NaOH und Fe, NH_3 aus NH_4Cl mit Natronlauge, Salmiakgeist, Volum-Analyse des NH_3, (NH_4), Wertigkeit des N, $(NH_4)_2SO_4$, $(NH_4)_2CO_3$ usw.; Chlorsäure, chlorsaures Kalium, Chlorstickstoff.

Ad XII. Eigenschaften des Phosphors, rothe Modification, PH_3, Phosphorsäure-Anhydrid und Phosphorsäure, phosphorsaures Na und Fe, Basicität der Phosphorsäuren; Na_3PO_4, Na_2HPO_4, NaH_2PO_4 werden als neutrales, einfachsaures und zweifachsaures phosphorsaures Natrium bezeichnet; Kalksalze der Phosphorsäure,

Apatit und Phosphorit, Superphosphat, Gewinnung des Phosphors aus Knochenasche, Zündhölzerbereitung, Ozon.

Ad XIII. Vorkommen von Au, Pt, Ag; $AgNO_3$, AgCl, AgI, AgBr; Photographie; Ag_2O, Ag_2S; $PtCl_4$; Legierungen, Amalgam.

Ad XIV. Quarzvarietäten, Eigenschaften von Quarz, kieselsaures Kalium, Kieselsäure-Hydrat, Kaliwasserglas, Kieselsäure-Anhydrid, Silicium; Glas; Flusspat, Glasätzen, Flussäure.

Ad XV. Vorkommen und Verwitterungsproducte des Feldspates, Thonerdehydrat, kieselsaure Thonerde; Korund, Smirgel; Aluminium; schwefelsaures Aluminium, Chloraluminium; Darstellung und Eigenschaften von Aluminium; Verhalten von Aluminiumhydroxyd zu Säuren und starken Basen; Granat, Alaun, Thonwaren.

Ad XVI. Qualitative Zusammensetzung der Pflanzen, Zerlegung von CO_2 durch die Pflanze am Lichte, Athmung der Pflanze demonstriert an keimenden Samen (S. 131, 132), chlorophyllfreie Pflanzen, Aufnahme von N, S und P, Pflanzenasche, Düngemittel.

Ad XVII. Wesen der Mostgährung, Saccharomyces, Milchsäure- und Essigsäure-Gährung, Essigpilz, Wirkung von Platinmohr auf Weingeist.

Ad XVIII. Ableitung der Begriffe, Wesen der chemischen Umsetzungen, Aggregatzustand, Gesetze von „Gay-Lussac“ und „Mariotte“, Regel von Avogardro, Atom- und Molecülgewicht.

Ad XIX. Tabelle der Elemente mit Symbol, Atom- und Molecülgewicht, Eintheilung der Elemente nach der Wertigkeit und in Metalle und Nichtmetalle; das „natürliche“ System der Elemente.

Ad XX. Aufzählung der in dem Buche erwähnten Mineralien sammt Angabe ihrer Zusammensetzung, Charakterisierung der Krystallsysteme und Abbildung der am häufigsten vorkommenden Gestalten, Mineralien mit undeutlich ausgebildeten Krystallformen oder ohne solche. Isomorphe und dimorphe Mineralien.

Es ist schon weiter oben gesagt worden, dass jedem Abschnitte viele Rechenaufgaben beigegeben sind.

Der Beweis, dass Sauerstoff schwerer, Stickstoff leichter ist als Luft, ist wohl durch die auf S. 6 und 9 skizzierten Versuche schwer zu erbringen. Etwas dürftig ist die Begründung gerathen, mit der die Luft als ein Gemenge und nicht als eine chemische Verbindung anzusprechen ist (S. 9). S. 12. 3. Absatz wird beim ruhigen Stehenlassen von Trinkwasser im offenen Gefäße die Ausscheidung eines festen weißen Körpers constatiert, der sich als feiner Rand in der Höhe der Wasseroberfläche am Glase ansetzt! Das müsste ein sauberes Trinkwasser sein! S. 34 heißt es „Gusseisen kann ziemlich leicht geschmolzen werden“; da wäre doch eine nähere Temperaturangabe nöthig!

S. 58, 3. Absatz steht „beim nochmaligen Wiegen des Krystalls“.

S. 106, letzter Absatz „Wenn die beiden leicht veränderlichen Grundstoffe N und Cl ...“

S. 110, 1. Absatz findet sich der Satz: „Erwärmt man etwas rothen Phosphor mit concentrierter HNO_3 so bemerkt man das Entweichen rothbrauner Dämpfe, da der Phosphor zu Phosphorsäure oxydiert wird". Von diesen kleinen Mängeln abgesehen, ist auch der Stil, klar, prägnant, fast durchwegs mustergiltig! Die Gleichungen sind größtentheils in das Capitel „Aufgaben" verwiesen.

Möge das Buch recht vielen Lesern so großes Vergnügen bieten wie dem Referenten!

Wien. Prof. J. A. Kail.

John Lockes Gedanken über Erziehung dargestellt und gewürdigt von Dr. Ed. Fechtner. Wien, Hölder 1894. 43 SS.

Wieder begegnen wir dem Verf., welcher erst kürzlich eine eingehende Darstellung des Lebens und der Pädagogik Comenius' (im XIII. Bd. d. Ö.-U. Revue und als Sep.-Abdr. 1893) und zur Zeit der Berathung über die Reform der juridischen Studien eine Arbeit über die praktische Philosophie als Gegenstand des Universitäts- und des Gymnasialunterrichtes geliefert hat (vom Ref. angezeigt in dieser Zeitschrift 1888), als pädagogischen Monographen. Das von ihm diesmal gewählte Thema liegt dem Verf. ganz besonders am Herzen, womit wir die Mittheilung im Literatur-Verzeichnis, dass der Verf. eine deutsche Lebensbeschreibung Lockes vorbereite, in inneren Zusammenhang bringen dürfen. Die historische und noch mehr die inhaltliche Bedeutung von Lockes „Versuch über den menschlichen Verstand" ist sosehr geeignet, durch den unvergänglichen Glanz dieses theoretischen Hauptwerkes alle übrigen Schriften Lockes in Schatten zu stellen, dass es kein überflüssiges Unternehmen ist, welches uns den Philosophen auch als weltweisen Praktiker in Erinnerung und persönlich nahe bringt. Auf diesen Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis weist der selbst gründlich philosophisch geschulte Verf. hin: „Locke, der Begründer der analytischen Psychologie, macht von ihr auch in seiner Erziehungslehre einen reichlichen Gebrauch. Seine „Gedanken", stückweise verfasst und mit zahlreichen Zusätzen und Nachträgen erweitert, bieten zwar kein formvollendetes, regelrechtes System der Pädagogik, decken aber fast auf jeder Seite ein fein durchdachtes pädagogisches Motiv auf und scheuen weder Weitschweifigkeit noch Wiederholung, wo es sich darum handelt, irgend eine psychologische oder ethische Wahrheit zur Geltung zu bringen. So bei den Auseinandersetzungen über die Erziehung zur Tugend, zur Enthaltsamkeit, zur feinen Lebensart; so bei den Rathschlägen betreffend die milde Behandlung der Kinder, die Erleichterung des Unterrichtes usw." Sehr treffend bemerkt hier der Verf.: „Viele von den Vorwürfen gegen die Pädagogik Lockes werden hinfällig .. viele angebliche

Widersprüche und Mängel werden aufgeklärt oder wenigstens g
mildert, wenn man alle diesbezüglichen Stellen in den „Gedanke
zusammenstellt, vergleicht und erst dann das Urtheil fällt" (S. 3
— und er weiß, mit feinem wissenschaftlichen Gefühl verallg
meinernd, aus einer formellen Untugend Lockes eine sachliche Tuge
zu machen: „Solche scheinbare Widersprüche kommen in all
Schriften Lockes vor. Sie haben ihren Grund in der erwähnt
Gewohnheit des Philosophen, jeden Gegenstand von allen Seiten
beobachten und ebenso sorgfältig alle diese Beobachtungen
verzeichnen, ohne sie zuvor miteinander in Einklang gebracht
haben" (Anm. S. 42). — Über die historische Bedeutung v
Lockes Erziehungsschrift denkt der Verf. so groß als möglic
„Der Mann von Genf schrieb mit Flammenzügen, was kühl al
solid vor ihm der Engländer begründet hatte" (S. 6) und „
Pädagogik und Didaktik der neuen Zeit ist die Locke'sche — m
oder minder folgerecht" (F. H. Ch. Schwarz) (S. 36).

Die klare, wohlgeordnete, lebhafte Darstellung macht
Schriftchen geeignet, viel weitere Kreise, als die nur der vorwiege
historischen Betrachtung zugewendeten zu interessieren; und
verdient vollauf, dass sich Widmung und Wunsch der Vorr
erfüllen: „Dieses Büchlein ist allen jenen gewidmet, welche ni
die Gelegenheit haben, in Lockes Schriften selbst zu lesen,
wertvollsten pädagogischen Rathschläge darin ausfindig zu mach
und ihre Bedeutung für die Geschichte der Erziehung gebürend
würdigen. Es ist auch jenen zugeeignet, die eine Einleitung
das Studium der Locke'schen Pädagogik wünschen, welche ku
übersichtlich und im Zusammenhange mit der ganzen Eigenart
Philosophen dargestellt wäre. Möge das Büchlein dieser Aufg
genügen und den „Gedanken", deren zweihundertjähriges Jubilä
man heuer begeht, neue Freunde erwerben."

Wien. Dr. A. Höfler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Monumenta Germaniae Paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von K. Kehrbach.

a) Band XIII: Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen mit Einleitung, Anmerkungen und Register herausgeg. von Dr. Fr. Teutsch. II. Band 1782—1883. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1892.

Der Band enthält als Fortsetzung und Schluss des von uns bereits kurz angezeigten VI. Bandes als Haupttheil (S. 3—542) 55 (Nr. 77—131) Schulpläne, Instructionen, Visitationsartikel, Synodenbeschlüsse usw., weitaus die meisten in deutscher, einige in lateinischer Sprache, eine in ungarischer mit beigefügter Übersetzung ins Deutsche. Voran geht (S. III—LXXXVI) eine Einleitung, welche in ausführlicher Weise über die einzelnen Acten nach ihrer sachlichen Seite, deren Entstehung, Wert usw. orientiert. Zum Verständnisse von Einzelheiten der Acten sind (S. 567—592) Anmerkungen beigegeben. Außerdem findet sich nebst einem Vorworte ein Verzeichnis der allgemeinen Literatur über die Schulgeschichte der Siebenbürger Sachsen (S. LXXXV), ein Verzeichnis der in Siebenbürgen bis 1850 gedruckten und in sächsischen Schulen gebrauchten Schulbücher (S. 545—564) nebst Einleitung und Register hiezu, ein Verzeichnis der mehrfach erwähnten Schriften, ein sehr ausführliches Namen- und Sachregister über beide Bände, endlich eine Einzelheit. Schon aus dieser Inhaltsangabe lässt sich ersehen, dass der Verf. alles zum vollen Verständnisse Nothwendige bietet.

Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen liegen nunmehr abgeschlossen vor. Der Verf. hat es verstanden, in den mitgetheilten Acten und in den Einleitungen die Geschichte der siebenbürgischen Schule zu schreiben und einen wertvollen Beitrag zur Culturentwicklung Siebenbürgens in ihrem Zusammenhange besonders mit der deutschen Bildung zu liefern.

b) Band XIV: Geschichte der Erziehung der Bayerischen Wittelsbache von den frühesten Zeiten bis 1750. Urkunden nebst geschichtliche Überblicke und Register von Dr. Fr. Schmidt. Berlin, A. Hofman u. Comp. 1892.

Ein eigenartiger und höchst interessanter Band der Monument Germaniae Paedagogica. Das reichhaltige Material ist „mühsam au mancherlei Acten und Urkunden ausgelesen und zusammengetragen", zu großen Theile also neu veröffentlicht. Dasselbe ist (S. 1—457) nac Sachgruppen geordnet, in denselben chronologisch. Die Gruppen sind 1. Instructionen nebst Entwürfen, Vorschlägen, Gutachten und Auszüge 2. Briefe der Prinzen und Prinzessinen an ihre Eltern und der letztere an ihre Kinder; 3. Berichte, briefliche Mittheilungen von Hofmeister Lehrern und anderen Personen an die Eltern der fürstlichen Zöglinge 4. Schulhefte, kurze Beschreibungen, Auszüge und sonstige Mittheilunge über den Betrieb und die Gegenstände des Unterrichtes; 5. Auszüge un Notizen aus den Hofzahlamtsrechnungen und anderen Acten über Au gaben. Diese sachliche Gruppierung der zumeist in deutscher, zum Theil in lateinischer oder französischer Sprache geschriebenen Urkunden erleich tert die Zusammenfassung und die Vergleichung mit anderen Urkunde über diesen Theil der Geschichte der Pädagogik, sie würde jedoch de Gesammtüberblick über die Prinzenerziehung erschweren. Letzteren Mangel ist durch die ausführliche und das Wichtigste zusammenfassend Einleitung „Geschichtlicher Überblick" (S. IX—CXXIV) abgeholfen. Be gegeben sind ferner das Facsimile von zwei Handschriften, der Stamm baum derjenigen fürstlichen Persönlichkeiten, die in der Erziehungs geschichte erwähnt werden, und zu den Urkunden Fußnoten, durch welch Einzelheiten, z. B. sprachliche Ausdrücke, erklärt werden. Die ganz Anordnung des Stoffes halten wir ob ihrer Einfachheit für musterhaf Abgesondert ist ein sehr ausführliches Namen- und Sachregister (50 SS erschienen.

Auf die große Bedeutung der Monumenta Germaniae Paedagogic ist in dieser Zeitschrift zu wiederholtenmalen hingewiesen, sowie nic minder deren Anschaffung besonders für Bibliotheken empfohlen worde

Wien. J. Rappold.

Das humanistische Gymnasium. Organ des Gymnasialvereins. Heid berg, Winters Buchhandlung.

In dieser Zeitschrift ist bereits zweimal Anlass genommen worde auf den reichen Inhalt des von Dir. Uhlig in Heidelberg redigiert Organs des deutschen Gymnasialvereins hinzuweisen. Es ist dasse eben eine Sammelstätte für alle auf die Reform und Entwicklung d Gymnasiums bezüglichen Fragen und deshalb gewiss ein dankenswert Unternehmen. Zu einer Zeit entstanden, wo es galt, mannhaft für d guten Rechte der Lehrstätten humanistischer Richtung einzutreten, ha die Zeitschrift anfänglich mehr einen polemischen Charakter; da

aber der Kampf nicht mit gleicher Stärke mehr forttobt und Besinnung eingetreten ist, kann sie sich mehr damit befassen, auf dem weiten Gebiete der Schulverbesserungsfragen zu orientieren. Im Anschlusse an meine Anzeige der ersten Hefte in dieser Zeitschrift (1890, S. 104 ff.) will ich hier, zunächst fortsetzend, über den Jahrgang 1891 etwas ausführlicher berichten, während ich den Inhalt der Jahrgänge 1892—1894 nur in einer Überschau biete.

Im 3. Hefte des Jahrganges 1891 sind die Hauptsätze aus den Nuovi scritti pedagogici des italienischen Unterrichtsministers P. Villari, eines in Schulfragen außerordentlich bewanderten Mannes, zum Abdruck gekommen. Wer sich in italienischen Schulfragen orientieren will, müsste zunächst zu diesem Buche greifen. Aus Frankreich wird jetzt gerade der Name des Pädagogen Michel Bréal öfter genannt. Ich selbst fand seine Schrift „De l'enseignement de langues anciennes“ öfter auf dem Programme theoretischer Erörterungen in den Gymnasialseminaren Deutschlands. Bréal ist Gegner der Einheitsschule; er verlangt für Frankreich eine größere Mannigfaltigkeit von Schulgattungen, um die Forderungen der Gegenwart zu befriedigen. Über die norwegischen Gymnasialangelegenheiten erhalten wir Bericht durch P. Östbye aus Christiania. Darnach gibt es von nun ab in Norwegen nur zwei Hauptschulgattungen: die Mittelschule und das Gymnasium, die erstere mit einer englischen und lateinischen Linie, das letztere nach drei Richtungen differenziert: als Realgymnasium (ungefähr unserer österreichischen Oberrealschule entsprechend, mit Deutsch, Englisch, Latein und Französisch neben der Muttersprache) und als Latein-griechisches Gymnasium (unserem österreichischen Gymnasium entsprechend mit Deutsch, Latein und Griechisch neben der Muttersprache). Aus diesem Berichte geht außerdem hervor, dass in Norwegen als Ziel des classischen Unterrichtes betont wird, die Schüler zum innerlichen Verständnis des Typischen im Leben und Denken des Alterthums anzuleiten. Ähnliches berichtet Sergius Nicolajeff aus Russland, wo nach den neuesten Änderungen im Lehrplane das Latein noch immer 43 (in Österreich 50), das Griechische 33 (in Österreich 28) Stunden hat. Die Muttersprache betreffend sagen die russischen Instructionen, man solle bestrebt sein, jede Unterrichtsstunde zu einer russischen zu machen. Auf den unteren Stufen sollen die alten Sprachen und das Russische in den Händen desselben Lehrers liegen usw. Man merkt schon an diesen Sätzen, woher die Russen ihre Schulweisheit nehmen. Aus England sind zwei Briefe abgedruckt, wodurch klar wird, dass die „griechische Frage“ nunmehr in Cambridge endgiltig zugunsten der Griechenfreunde erledigt worden ist, indem denen, welche keine griechischen Kenntnisse aufzuweisen haben, auch weiterhin die Universitäten verschlossen bleiben sollen.

Dem eben ausgezogenen Doppelhefte steht das 1. Heft des Jahrganges 1892 an Reichhaltigkeit kaum nach. Im Nachhange zu den Schulreformen in Deutschland werden von Prof. Uhlig — und darin ist er Meister — die neuen Lehrpläne der Gymnasien in Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg sammt den Stundenplänen vorgeführt, zusammen-

geordnet, verglichen und kritisiert. Belehrend ist besonders die Tabelle über die Summe der wöchentlichen Stunden, mit welchen die einzelnen Gegenstände jetzt in den sechs größten deutschen Staaten vertreten sind. Der leichteren Vergleichung halber erweitere ich dieselbe hier um die bezüglichen Stundenzahlen an unseren Gymnasien:

	Preußen		Bayern		Sachsen		Württemb.		Baden	Hessen	Österreich
	jetzt	bisher	jetzt	bisher	jetzt	bisher	jetzt	bisher			
Religion	19	19	18	18	20	21	18	20	18	18	16—17
Deutsch	26	21	27	26	25	23	22	20	22	25	26
Latein	62	77	66	73	71—73	78	81	102½	72	74	50
Griechisch	36	40	36	36	40—42	40—42	40	42	36	38	28
Französisch	19	21	10	8	18	20	18	16	20	17	—
Geschichte	26	28	16	16	29	31	24	26	18	27	27
Geographie			9	10					8		
Rechn. u. Math.	34	34	33	31	33	34	33	30½	33	35	24
Physik	10	8			8	7	8	3	8	8	11 (10)
Naturbeschreib.	8	10	5	—	7	9	6	6	10	10	10 (9)
Phil. Propäd.	—	—	—	—	—	—	2	2	2	—	4
Schreiben	4	4	4	9	3	3	4	6	4	5	—
Zeichnen	8	6	4	—	4	4	7	—	10	8	—

Dazu kommen noch je 3 wöchentliche Turnstunden für alle Classen in Preußen und je 2 in den übrigen Staaten und der Gesangunterricht mit 1—2 Stunden. In Österreich gilt das Schreiben als relativ obligater Gegenstand in den untersten zwei Classen, Zeichnen und Französisch sind daselbst an reinen Gymnasien (nicht Realgymnasien) facultativ, ebenso der Gesangunterricht. Für eine vergleichende Beurtheilung der allgemein verpflichtenden Stunden an österreichischen und an deutschen Gymnasien kommt natürlich zunächst der Umstand in Betracht, dass an ersteren die Unterrichtszeit nur 8 Jahre dauert gegenüber der 9jährigen Unterrichtszeit an den deutschen Gymnasien oder gar dem 10jährigen Gymnasialcurse in Württemberg.

Aus den Jahrgängen 1892, 1893 und 1894 ließe sich folgendes Materienverzeichnis zusammenstellen: Zur Schulreform: „Die Umgestaltung des höheren Schulwesens." Vortrag von K. Reinhardt (1892, 3). Ebenda: Aus den Verhandlungen des preußischen, bayerischen und badischen Abgeordnetenhauses über die in der Gestaltung der Gymnasiallehrpläne eingetretenen Neuerungen. Der neue Lehrplan des französischen

Gymnasiums in Berlin und die Frankfurter Reformschule von G. Uhlig (1893, 2). Philologie und Schulreform von Willamovitz-Möllendorf (1893, 3). „36 Gründe gegen das deutsch-fremdsprachliche Übersetzen an hum. Gymnasien“ und „Zu den 36 Gründen ....“ besprochen von O. Jäger (1893, 4). Zur Einheitsschule: Zur Einheitsschulfrage von G. Uhlig (1892, 2). Die Einheitsschule in Ungarn (1893, 2.. Eine Dreischule oder Schulvereinigung mit theils verbundenen, theils getrennten Gymnasial-, Realgymnasial- und Realunterricht von Prof. Wirth (1893, 4). Vgl. auch Uhligs Entgegnung auf die Lange'schen und Nohl'schen Angriffe in Sachen der Einheitsschule (1892, 4). — Außerpreußische Gymnasialverfassungen: Zur Geschichte der badischen Gymnasien (1892, 3). Das holländische Gymnasium von K. Blümlein (1892, 3; fortges. 1893, 1. 3). Der neue Lehrplan für die Gymnasien im Großherzogthum Sachsen-Weimar, im Herzogthum Anhalt und in Hamburg (1893, 2). Der revidierte Lehrplan der hessischen Gymnasien (1893, 3). Der internationale Congress für das Erziehungswesen vom Jahre 1893 in Chicago und die griechische Frage in Nordamerika von G. Uhlig (1893, 4).

Berichte über Versammlungen: des Gymnasialvereins (1892, 2. 1893, 1); des Wiener Philologentages (1893, 3 u. 4); der internationalen Pädagogenversammlung in Chicago (1892, 4); des sächsischen Gymnasialvereines (1893, 1;; der deutschen Historiker in München (1893, 1 u. 3); des 10. deutschen Geographentages (1893, 2); der Rheinischen Schulmänner (1893, 2); der deutschen Historiker in Leipzig (1894, 1); des 1. deutschen Congresses für Jugend- und Volksspiele in Berlin (1894, 1).

Sonstige Berichte: Über die Besoldungsfrage von Prof. Kropatschek (1892, 2); über die Comeniusfeier in Heidelberg (1892, 2); über die griechische Studienreise badischer Philologen (1892, 2. 3 u. 4); über die Ausstellung für das niedere und höhere Unterrichtswesen in Chicago (1892, 4); über die Pädagogik auf den Weltausstellungen (1893, 2); über die Monumenta Germ. Paedag. von Kehrbach (1893, 4).

Bemerkenswerte Anzeigen neuerer literarischer Erscheinungen auf dem Gebiete der Schulreform und Didaktik: Stengler, Lindner u. Landwehr: Lehr- und Lesebuch der Geschichte von der Gegenwart bis auf Karl den Großen (1892, 3). J. Lattmann: Die Verirrungen des deutschen und lateinischen Elementarunterrichtes (1892, 3). W. Münch: Neue pädagogische Beiträge; J. Rothfuchs: Bekenntnisse aus der Arbeit des erziehenden Unterrichtes. M. Planck: Schulreden; O. Perthes: Die deutsch-conservative Partei und das höhere Schulwesen (alle drei 1892, 4). R. Martens: Neugestaltung des Geschichtsunterrichtes. K. Biedermann: Inwieweit hat der Geschichtsunterricht als Vorbereitung für die Theilnahme an den Aufgaben des öffentlichen Lebens zu dienen? (1893, 2). A. Grumme: Bemerkungen über den neuen preußischen Lehrplan (1893, 4). K. Hirzel: Über Vorbildung und Prüfung zum höheren Lehramt (1893, 4) und J. Loos: Der österreichische Gymnasiallehrplan im Lichte der Concentration (1894, 1). Außer dieser letzten Arbeit nehmen folgende speciell auf österreichische Verhältnisse Bezug: Rede des österreichischen Unterrichtsministers in der Abgeordneten-

haussitzung vom 4. Februar 1893 (1892, 4); Instruction für die Studienreise von österreichischen Gymnasiallehrern nach Italien und Griechenland (1893, 2); die Einheitsschule in Ungarn (1893, 2) und die Wiener Philologenversammlung (1893, 3 u. 4).

Es wird in Hinkunft kaum mehr möglich sein, in dieser Zeitschrift auf den Inhalt der folgenden Hefte des „Humanistischen Gymnasium" näher einzugehen. Daher schien es mit Rücksicht auf die Bedeutung der Heidelberger Zeitschrift geboten, nochmals auf deren Tendenz und Anlage hinzuweisen. Ihrer Reichhaltigkeit gegenüber ist der Abonnementpreis (2 Mk. pro Jahr) ein so geringer, dass mindestens jede Anstaltsbibliothek sich ein Exemplar beschaffen sollte.

Wien. J. Loos.

Leimbach K. L., In der Abschiedsstunde. Mahnworte an deutsche Jünglinge in 25 Entlassungsreden dargeboten. 2. verm. Aufl. Goslar, L. Koch 1894, kl. 8°, 288 SS.

Der Verf., Director des Gymnasiums zu Goslar, hatte schon 1886 und 1890 zwei Sammlungen seiner Schulreden unter dem Titel „Ausgewählte Schulreden" und „Neue Schulreden" veröffentlicht, von denen die erste neun, die zweite fünf Reden enthielt. Der Beifall, mit welchen diese Schriften aufgenommen wurden, und der Umstand, dass sie bald vergriffen waren, bestimmte ihn, eine neue, vermehrte Sammlung herauszugeben, welche nun 25 Reden umfasst. Diese sind chronologisch geordnet (sie reichen von 1877—1894) und mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet, der ihrem Titel entspricht, was freilich nicht mehr als ein Spiel ist. Sie unterscheiden sich von den sonst üblichen Reden dadurch, dass sie sich nicht an ein größeres Publicum, sondern direct an die Schüler richten und bloß ethische Themen behandeln. Sie sollen dem Schüler bei seinem Übergange in das offene Leben eine wichtige Lehre als Zehrpfennig mitgeben. Diese Aufgabe erfüllen sie in vollem Maße, und man begreift, wenn man diese Reden liest, dass sie den Schülern eine liebe Erinnerung und ein wertvolles Angedenken geworden sind. Wir können sie daher zur Anschaffung für Schülerbibliotheken empfehlen, wenn auch nicht alle gleichen Wertes sind und Nr. 24 Y „Von den bösen Buchstaben" im ganzen wenig befriedigt. Ist auch das gesprochene Wort von ganz anderer Bedeutung als das geschriebene, so werden doch so manche ernste Schüler der obersten Classen aus dem Buche, das sich auch durch eine hübsche Ausstattung empfiehlt, reiche Belehrung schöpfen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Archäologischer Ferialcurs für Gymnasialprofessoren an der Universität Innsbruck.

(15.—20. Mai 1894.)

Auf Anordnung des h. k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht hat (nach dem Vorbilde der an einigen reichsdeutschen Universitäten neuerdings üblich gewordenen archäologischen Ferialcurse) an der Universität Innsbruck in der Pfingstwoche 1894 (15—20. Mai) ein Cyklus archäologischer Vorträge für Gymnasialprofessoren mit folgendem Programme stattgefunden: Prof. Emil Reisch: Die neuen Funde aus der Zeit der sogenannten „mykenischen“ und der „Dipylon“-Cultur und ihre Ergebnisse für das Verständnis der homerischen Gedichte (3 Stunden). — Charakteristik der wichtigsten Zweige griechisch-römischer Kleinkunst und ihrer Bedeutung für die Kenntnis des antiken Lebens (3 Stunden). — Hauptphasen der griechischen Kunstentwicklung vom VI. bis IV. Jahrh. (mit Erklärungen im Gipsmuseum der Universität) (6 Stunden). — Die Geschichte des Dionysostheaters in Athen nach Maßgabe der neueren Entdeckungen (2 Stunden). — Die Verwertung antiker Denkmäler für die Zwecke des Gymnasiums (nebst einer Kritik der einschlägigen Hilfsmittel) (2 Stunden). — Prof. Rud. v. Scala: Fortschritte des letzten Jahrzehnts auf dem Gebiete der alten Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der griechischen Inschriften und Papyrusfunde (5 Stunden). — Prof. Franz R. v. Wieser: Die wichtigsten vorgeschichtlichen Funde Tirols in der Sammlung des Museums Ferdinandeum (4 Stunden). — Prof. Anton Zingerle: Über neuere Forschungen auf dem Gebiete der lateinischen Epigraphik mit besonderer Berücksichtigung österreichischer Funde (zugleich Besichtigung der Steine im Museum Ferdinandeum) (4½ Stunden). — Im ganzen haben an diesem Curse 26 Professoren von den Gymnasien in Bozen, Brixen, Feldkirch, Hall, Innsbruck, Meran, Roveredo, Trient (deutsche und italienische Abtheilung) theilgenommen, welche mit regstem Interesse und unermüdlicher Ausdauer den täglich 5—6 Stunden umfassenden Vorträgen folgten.

Literarische Miscellen.

Auswahl aus Xenophons Hellenika. Für den Schulgebrauch bearbeitet und in geschichtlichen Zusammenhang gebracht von Dr. C. Bünger, Oberlehrer am protestant. Gymnasium in Straßburg i. E. Leipzig, G. Freytag 1893. Preis geh. 80 Pf., geb. 1 Mk. 10 Pf.

Der vom Ref. S. 984 des Jahrganges 1892 ausgesprochene Wunsch, es möchte recht bald eine Auswahl aus den Hellen[illegible]

zu seiner größten Freude sehr schnell in Erfüllung. Wir lernen in Büng einen tüchtigen und erfahrenen Schulmann kennen, der sich seiner Arb mit großer Geschicklichkeit entledigte. Ausgewählt sind nur solche A schnitte, die durch die Darstellungsweise empfohlen werden, oder die die Sitten, Zustände und Anschauungen jener Zeit interessante Str lichter werfen. Der Zusammenhang wird nicht durch Inhaltsangat der ausgelassenen Theile, sondern durch Einfügung der nöthigen geschic lichen Thatsachen erreicht. Dem Texte ist Kellers größere Ausg zugrunde gelegt; nur ist der Herausgeber häufig noch conservativer, aus dem S. 125—128 abgedruckten Verzeichnisse der Abweichungen jener Ausgabe erhellt. Die Einleitung, in der über das Leben und Schriften Xenophons gehandelt wird, ist in einem dem Autor sehr g stigen Sinne abgefasst. Das 4. Capitel (S. VII) ist stark rhetorisch färbt, was auch vom Schlusssatze des 11. Capitels (S. X) gilt. Et in die Enge kommt der Herausgeber, wenn er S. XII Xenophon Thukydides vergleicht, da er doch auch einige Schwächen des jüng Historikers zugeben muss. Die *Κύρου παιδεία* wird viel richtiger würdigt als bei Lindner. Ebenso sind die Äußerungen über die and Schriften theils treffender theils vorsichtiger gehalten. Den einzelnen Abschnitten sind entsprechende Aufschriften vorgesetzt und durch richtig gewählte und knapp gehaltene Bemerkungen am Rande bekommt der Schüler einen klaren Einblick in die Disposition der einzelnen Erzählungen. Diese Dinge verrathen den erfahrenen Schulmann. Unsere Gymnasi sind diesem Buche allerdings verschlossen, da die Instructionen die Lect der Hellenika nicht gestatten. Doch kann dieses treffliche Buch d Schülern der oberen Classen zur Privatlectüre recht warm empfohl werden. Der Umstand, dass im deutschen Texte die vom preußisch Ministerium vorgeschriebene Orthographie befolgt wurde, dürfte f diesen Zweck kaum als Hindernis angesehen werden. Auch dem Lehr wird das Buch für die Maturitätsprüfung sehr gute Dienste leisten.

Schülercommentar zur Auswahl von Xenophons Hellenik Bearbeitet von Dr. C. Bünger. Leipzig, G. Freytag 1893. Pr geh. 40 Pf., geb. 65 Pf.

Der Commentar ist ganz in der Weise aller anderer derartiger Büch des Freytag'schen Verlages bearbeitet. Nach der Vorrede ist das Bu für Unter- und Obersecundaner Deutschlands bestimmt; nach dem, was all in dem Commentar noch erklärt wird, bekommt man keine besonders hoh Meinung von deren Kenntnis des Griechischen.

Pauli Manutii epistulae selectae edidit Martinus Fickelscher Lipsiae, in aedibus Teubneri 1892. (Bibliotheca scriptorum latinorum recentioris aetatis edidit Josephus Frey.)

Während die Briefe des Paulus Manutius in früherer Zeit wegen ihrer ciceronianischen Latinität eine beliebte Schullectüre bildeten, werden sie jetzt über Gebür vernachlässigt. Man kann also obige Auswahl nur mit Freuden begrüßen. Fickelscherer bewährte sich als gründlicher Kenner des Manutius und seiner Zeit in der Abhandlung, welche er im vorjährigen Programme seiner Anstalt abdrucken ließ; die einzelnen Briefe sind chronologisch geordnet und umfassen die Zeit von 1531—1573; sie gewähren einen äußerst interessanten Einblick in das Leben eines Mannes, der in einem gewissen Sinne ein Märtyrer der Wissenschaft, zum mindesten seines Idealismus genannt werden kann. Von diesem Standpunkte aus muss das Buch allen empfohlen werden, die sich für die Renaissance interessieren. Es kann aber auch noch einen anderen Nutzen stiften. Diese Briefe enthalten eine Fülle allgemeiner Anschauungen und breit ausgeführter Schilderungen, die für weitere Kreise inter-

irften, und diese Stellen werden einem jeden Lateinlehrer en gute Dienste leisten. Überhaupt möchte ich bei dieser uf den großen Nutzen hinweisen, den wir aus den Neu- pfen können, wenn wir nur wollen. Aber niemand oder hr wenige gehen zu dieser lauteren Quelle, die doch viel als alle Stilistiken zusammengenommen. Man denke nur Latein der großen französischen und holländischen Philo- rgesse dabei nicht, woher sie es genommen haben. Die Verlagsbuchhandlung würde zu ihren alten Verdiensten um ıschaft ein neues hinzufügen, wenn sie die 'Bibliotheca inorum recentioris aetatis' fortsetzen würde. Wieviel ver- ıngeren Philologen den Briefen Murets und Ruhnkens Bio- lemsterhuys, denen wir unsere ersten Kenntnisse des philo- ein entlehnten? Möchte die emsige Thätigkeit, die italienische Verleger auf diesem Gebiete entfalten, auch uns Deutschen en.

ıollabrunn. Dr. Karl Wotke.

---

che Repetitionsfragen und Ausführungen. Ein Hilfs- r Unterricht und Studium von Dr. Fr. Zurbonsen, Gym- rer in Arnsberg. 4 Theile: Alterthum (51 SS.), Mittelalter Neuzeit (60 SS.) und Brandenburgisch-preußische Geschichte 2. Aufl. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker)

be die 1. Auflage der Zurbonsen'schen Werkchen in einem gange dieser Zeitschrift besprochen und kann hier bemerken, esserungen, welche der Verf. bei der 2. Auflage angebracht eheißen werden können. Dem dritten Theile ist ein An- ben, der „Deutsche Reichsverhältnisse“ überschrieben ist nthält, die sich auf die gegenwärtige Verfassung und Ver- Deutschen Reiches beziehen. Im vierten Theile ist jetzt der die Provinzen beseitigt, dagegen ist die Zahl der Fragen nwärtigen Staatsverhältnisse vermehrt worden. Ich bemerke, chriftchen nicht bloß die Fragen, sondern auch die Ant- lten.

Darstellungen und Charakteristiken für Schule und ammelt und bearbeitet von Prof. Wilhelm Pütz. 4. Band: chichte der neuesten Zeit. Revidierte und erweiterte Be- von Julius Asbach. 3. umgearb. Aufl. Köln, Verlag von Mont Schauberg'schen Buchhandlung 1892. VII u. 642 SS.

erte Band der Pütz'schen Darstellungen und Charakteristiken über die Zeit von 1815—1871. Im Anhange werden die reignisse der Jahre 1871 - 1888 übersichtlich in einer Tabelle Der ganze Stoff ist in fünf Perioden getheilt; jede derselben ier Übersicht eingeleitet, welche die wichtigsten Begeben- menfasst und „namentlich dem Fortschritte der constitutio- ationalen Idee gerecht zu werden sucht“. Der Herausgeber rakter des Buches soviel als möglich gewahrt; doch hat er und preußische Geschichte durch Erweiterung und Aufnahme de „mehr in den Mittelpunkt des Buches gerückt“. Er hat wecke vorzugsweise drei Werke stark benützt: H. v. Sybel ung des Deutschen Reichs“, Jastrow „Geschichte des deutschen nes und seiner Erfüllung“ und Volz „Geschichte Deutschlands ten Jahrhundert“. Bezüglich der österreichischen Verhält-

dieses hätte auch manches neuere Werk, so beispielsweise
»Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener Octoberaufsta
benützt werden können. Im allgemeinen schließt sich der v
in seiner Neubearbeitung den früheren ebenbürtig an.

Die Jesuiten-Republik in Paraguay, eine Pombal'sch
schrift. Herausgegeben von Dr. H. Baumgartner. W
stadt. Selbstverlag des Herausgebers 1892.

Baumgartner hat eine im vorigen Jahrhundert erschie
schrift »Kurtze Nachricht von der Republique so von denen
der Gesellschaft Jesu der Portugießisch- und Spanischen Pr
den über Meer gelegenen diesen zweien Mächten gehörigen K
aufgerichtet worden; und von dem Kriege, welchen gemelde Pat
wider Spanien und Portugall geführet und ausgehalten haben«
gegeben. Diese Ausgabe wird denen, die sich mit der Ge
Jesuiten und ihrer Ansiedlungen in Amerika beschäftigen,
sein. Dass diese Schrift, die »aus der Portugießischen in
und von dieser in die Teutsche Sprache übersetzt worden«,
bal'sche Lügenschrift« ist, scheint richtig; aber der Heraus
den wissenschaftlichen Beweis dafür erbringen sollen, das
nicht unverdienstliche Arbeit gewesen. Statt dessen begn
zu sagen: »Dem Herausgeber wurde auch von Seite der Re
»Stimmen aus Maria Laach« privatim mitgetheilt, dass unser
eine Pombal'sche Lügenschrift sei.« Auch hätte er den Le
Einleitung in die Situation einführen sollen.

Graz. F. M

Denkmäler der Tonkunst in Österreich redigiert von
Dr. Guido Adler.

Von dieser Sammlung, welche die Gesellschaft zur Her
Denkmälern der Tonkunst in Österreich veröffentlicht, sind
Halbbände in Großquart bei Artaria & Co. in prächtiger
erschienen. Der erste umfasst Messen des Hofcompositors un
meisters der Kaiser Leopold I., Joseph I. und Karl VI. in
1698—1740, Johann Joseph Fux, herausgegeben von J. Ha
Glossner. Fux, der Verfasser des berühmten 'Gradus ad Par
bekanntlich sowohl auf dem Gebiete der kirchlichen Vocalmusik
geschaffen, als auch auf dem des kirchlichen Instrumentalstil
für die nachmalige so großartige Entwicklung durch Haydn,
Beethoven gebahnt. Der zweite Halbband enthält das erste
von Georg Muffat, der 1704 zu Passau starb, d. i. 50 Stücke
Instrumente, welche er während seines Aufenthaltes in Sa
poniert hat. Es sind reizende, meistens in Tanzweisen sich
Compositionen, die, sowohl was die Erfindung als auch was
betrifft, großes Interesse erregen und auch einen hervorrag
in der Geschichte der Instrumentalmusik einnehmen. Die
hat H. Rietsch besorgt. Da diese Sammlung nicht bloß
punkte der Tonkunst und ihrer Geschichte aus, sondern auch
vaterländischen Interesses im hohen Maße Beachtung verdient,
wir sie den Lesern dieser Zeitschrift auf das wärmste mit de
dass sie beim Musikunterrichte und Schülerconcerten gebür
sichtigt werden möge.

Programmenschau.

8. Hintner F., Der Pflichtenstreit der Agamemnonskinder in Sophokles' Elektra und seine Lösung (Schluss). Progr. des Gymn. in Laibach 1892, 8°, 18 SS.

Derselbe unerquickliche Phrasenschwall wie in dem von uns im Vorjahre angezeigten ersten Theile der Abhandlung. Es überläuft einen schon kalt, wenn man das Thema dieses zweiten Theiles liest: es soll nämlich die Art und Weise betrachtet werden, »wie jedes unserer drei Königskinder in dem Kreuzfeuer der Sittengesetze schließlich auf dieser oder jener Seite seine Deckung sucht und den beengenden Gedankenthaten die befreiende Werkesthat folgen lässt«. In welcher Weise der Verf. seiner Aufgabe gerecht geworden ist, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, denn die Häufung von schwülstigen Phrasen macht das Verständnis und damit die Beurtheilung der vielleicht gut gedachten Arbeit unmöglich. »Das natürliche Gefühl der Liebe zum Vater und Bruder, des ungebrochenen Frommsinns gegen Blut und Namensehre ihres Stammes ..... ist der Grundtrieb von Elektras Natur.« So wird die Heldin des Stückes auf S. 2 charakterisiert, wozu wir nur bemerken, dass uns, wiewohl wir schon oft Psychologie tradierten, ein Gefühl, welches ein Trieb ist, ebenso räthselhaft ist wie ein »Frommsinn gegen Blut«. Wenn auf S. 10 Elektra »den flehentlichen Ruf der peinlich ringenden Todesanwärterin (!!) in den Wind schlägt«, oder auf S. 15 »der Hauch des Kindes (?) mit der Eisesluft des Hades zugleich von dem bebenden Munde Klytaimnestras wallt«, wenn auf S. 16 »die überraschende falsche Todeskunde .... die goldenen Hoffnungen der älteren Schwester wie die naturlauteren Träume der jüngeren Schwester in den Staub tritt« (wie sieht wohl ein getretener Traum aus?), so können wir zu dem und manch anderem nur sagen: derartiges mag sich für einen Journalisten schicken, nicht aber für einen Mann der Wissenschaft, wie es der Verf. ist.

59. Appunti critici al testo delle Trachinie. Progr. des Comm.-Gymn. in Triest 1892, 8°, 60 SS.

Wir machen hiemit alle Sophokleskritiker auf diese gediegene Arbeit aufmerksam. Sie enthält zu vielen Stellen der Trachinierinnen die Rechtfertigung der Überlieferung (so z. B. v. 1 *φανείς* nach Antig. v. 621; v. 5 *ἔχουσα*, v. 11 *ἐναργής*; v. 25—26; v. 94 u. a.) oder Verbesserungsvorschläge, von denen mehrere alle Beachtung verdienen, so v. 74 f. *Εὐβοΐδα χώραν φασὶν Ἐνούτου πάλιν ἐπαμφιεννύναι· αὐτὸ δὴ μᾶλλον ἔτι.* — v. 97 *πόθι μοι· πόθι μὰν αἰεί μοι'.* — v. 114 f. *χώπως ἂν εὐρὼ πόντω ..... ἴδοι.* — v. 146 *οὐδ' ὄμβρος οὐδὲ πνευμάτων ὀρμὴ χλονεῖ* (trefflich!). — v. 289 *φρουρεῖ· ὡς ἔξοιδα.* — v. 526 *ἐγὼ δὴ μαντὴρ μὲν οὐκ φράζω ταῦτ' ἐπάοιδος, ἐπῳδῶν, ἐφεσμητής* Hesychius). — Minder glücklich scheint uns der Vorschlag *ποθοῦμεν'*, *ἐ γὰρ φρενὶ πυνθάνομαι*, wozu der Verf. bemerkt: si che possa intendersi *ποθούμεν(α)* soggiunto a modo di epifonema all' *εἰπέ* del verso precedente (ist uns nicht recht verständlich), ma non resti esclusa l' apostrofe *ποθούμεν'ε* (das letztere unwahrscheinlich, weil der so Apostrophierte in der nun folgenden Strophe mit keinem Worte angeredet wird, was man nach dem Vocativ erwarten würde. — v. 122 f. wäre *ὃν ἐπιμεμφομένᾳ 'σθ' ἃ λείπει μὲν ἀνία δ' οὕτω* nicht übel, vorausgesetzt, dass sich ein '*στ*', d. h. die Verbindung von Apokope und Elision, leicht belegen lässt.

Wien. **H. St. Sedlmayr.**

60. Wessely C., Bemerkungen zu einigen Publicationen auf dem Gebiete der älteren griechischen Palāographie. Prog. des k. k. Staatsgymn. im III. Bezirke in Wien 1892, 8°, 20 SS.

W. bietet nebst einer Zusammenstellung der auf Papyrusfunde bezüglichen Publicationen der letzten Zeit (wobei das unter den Flinders Petrie-Papyri an 26. Stelle angeführte Actenstück ausführlicher behandelt wird) Resultate seiner schon anderweitig (vgl. Kenyons 3. Ausg. d. *Ἀθην. πολ.* S. LVII) rühmlich genannten Beschäftigung mit dem Aristoteles-Papyrus (S. 7—13) und Mittheilungen aus dem Papyrus CXXVI des British Museums, den W., ohne Kenyons Publication (Classical Texts S. 82 ff.) überhaupt zu erwähnen, ins 3. Jahrhunderts setzt. Statt des Abdruckes von B 248—302 (außerdem wird aus dem Papyrus ein grammatischer Tractat veröffentlicht) wäre vielleicht eine Ergänzung und Berichtigung der ganzen von Kenyon gegebenen Variantensammlung und eine systematische Behandlung der von ihm beiseite gelassenen Zeichen (über die Quantitätszeichen vgl. A. Ludwich im Königsberger Index 1892/3) erwünschter gewesen; als für die Textgeschichte wichtige Variante greife ich eine bei Kenyon nicht erwähnte heraus: V. 278 *ἀνα δε* mit übergeschriebenem *ο* (vgl. 277 *ονειδειοις επεσσιν*).

Die Bemerkungen zu Aristoteles betreffen über 60 Stellen; die schönsten Lesungen stehen in Kenyons 3. Ausg., so 2, 11 (Wil.[1]) nach *Ἀχάστου* nachträglich hinzugefügt *τὰ*, dann *αρχια* oder *αρτια* (*ὄρκια* K.) *ποιήσειν*, 2, 12 *Κοδ[ρια]ῶ[ν] ἀντὶ τῶν δοδέντων* (*ἀ. τ. δοδεισῶν* K. ohne W. zu nennen), 6, 6 *νοσοῦντα μαρτυρια σ[α]το* (*μαρτυρο* K., der W. *ἃ ἴάσατο* bezweifelt), 8, 7 *πολλαχο[ῦ* für *πολλάκις*, 11, 10 *περὶ τῆς ἀπ[ο]χοπῆς τῶν χρεῶν*. Sonst nenne ich als besonders bemerkenswert 2, 17 *ἀλλὰ ὁποῖ[ον ...]εγα*, 2, 22 *τῶν ὕβριν φυγ[ό]ντων κρίσιν*, 3, 4 das Compendium kann sowohl mit *πολεμαοχῶν* als mit *πολεμαρχήσας* aufgelöst werden, 6, 18 *τιμήματι*, während Lesungsversuche wie 1, 6 *ἡ ὀλιγαρχία* für *ἦν γὰρ τότε* (und *η* und *γ* seien sicher), 1, 13 *ἐγίνοντο καὶ οὐδενὸς τὴν κατάστασιν* ('sie waren politisch Nullen') *ἐπὶ τοῖς σώμασιν ἦσαν*, 2, 4 *αὕτη γὰρ ἦν π[ρ]ωτ[ε]ία*, 2, 6 *παῖ[δα] δὲ τὸν Ἴωνα* ([*ὅθεν καὶ*] *τ. Ἰ.* K.) weniger Beifall finden dürften. Immerhin muss jeder, der sich mit der Kritik der *Ἀθην. πολ.* beschäftigt, 'diese palāographischen Bemerkungen, die auf die Textgestaltung keinen Anspruch machen wollen' (S. 13), zurathe ziehen.

Wien. Dr. Wilh. Weinberger.

---

61. Fischer J. N., Zu Horaz' zweitem Literaturbrief. Progr. des Privat-Untergymn. an der Stella matutina zu Feldkirch 1892, 8°, 22 SS.

In einer kurzen Einleitung betont der Verf. die Wichtigkeit dieser Epistel als Schullectüre, spricht über die Person des Adressaten, die Zeit der Abfassung (742) und zeichnet in knappen Zügen den Gedankengang des Gedichtes. Die Abhandlung enthält theils eine genauere Begründung der gegebenen Disposition, theils sucht sie grammatikalische und exegetische Schwierigkeiten hinwegzuräumen. Hiebei werden nicht nur die Erklärungsversuche der Neueren gewissenhaft berücksichtigt, sondern nicht selten auch ältere Commentatoren: Glareanus, Pulmanus, Lemaire, Fabricius u. a. zurathe gezogen. Bei der Abschätzung der Lesarten wird einer Handschrift der Laurentiana in Florenz Nr. 201 eine schwerlich gerechtfertigte Bedeutung beigemessen. Die »sehr gut beglaubigte (?) Variante quia (v. 170), die auch der Cod. Laur. hat«, erklärt beispielsweise Keller, Epileg. 730 für eine offenbare Verschreibung. Aus einer

Handschrift in der Stadtbibliothek von Neapel (IV 31) wird die Variante versum (v. 54) f. versus verzeichnet. Die Erklärung, man weiß nicht recht, für wen sie berechnet ist, da sie neben elementaren Bemerkungen sich mit Begründung und Widerlegung von Lesarten und Conjecturen, wie Birts moralis (v. 187) st. mortalis (Roscher, Lexikon d. Mythologie, S. 1616), Spengels dirae (v. 207) f. et irae u. a. abmüht, scheint mir an manchen Stellen gekünstelt zu sein. So wird vici (v. 177) = Häuserreihen in einer Stadt aufgefasst, so dass »drei Quellen des Wohlstandes angeführt würden: Hausbesitz, Landbau, Viehzucht«, rudem (v. 47) absolut im Sinne von übereilt und kurzsichtig genommen. In den Versen 208—211 sieht F. die weitere Ausführung der v. 207 genannten Fehler Todesfurcht und Zorn. »Wer frei ist von Todesfurcht, ist erhaben über den Aberglauben und zufrieden auch in und mit den späteren Jahren; wer den Zorn überwindet, ist nachsichtig gegen Freunde und wird milder und gemäßigter mit dem kommenden Alter«. Die gegen die Verbindung von formido und ira mit mortis (v. 207) vorgebrachten Gründe sind mehr bestechend als stichhältig. Unverständlich ist mir, mit welchem Rechte v. 208 miracula einer Stelle bei Suidas I 1127 (Bernhardy) zuliebe im Sinne von *γοητεία* genommen werden soll.

Wien. F. Hanna.

---

62. Boguth W., M. Valerius Laevinus. Progr. des k. k. Gymn. in Krems 1892, 8°, 24 SS.

Ich habe nicht gefunden, dass dieser Aufsatz Neues zur Geschichte des zweiten punischen Krieges enthält, zu der er als ein »Beitrag« bezeichnet wird. Der Verf. ist sich nicht überall der Schwierigkeiten bewusst geworden, welche die von ihm benützten Nachrichten bieten. Nach S. 2 »war im Jahre 215 v. Chr. Hiero bereits gestorben«, S. 6 schickt er aber zur Führung des makedonischen Krieges neuerdings Getreide. Dass B. auf den Widerspruch nicht aufmerksam geworden ist, befremdet umsomehr, als Ihne (R. G. II, S. 231, Anm. 192) darauf aufmerksam gemacht hat, dass die Stelle bei Livius XXIII 38 nöthigt, Hieros Tod ins Jahr 215 zu setzen, und dass auch Matzat S. 135 diesen auf den Sommer 215 bestimmt, womit der Ansatz Krügers auf 216, dem Mommsen R. G. I, 615 gefolgt ist, hinfällig wird. Ihne und Matzat führt der Verf. doch wiederholt als seine Gewährsmänner an. S. 6 »annalistisch gefälscht« ist keine glückliche Wendung und S. 8 ist Livius nicht gut wiedergegeben; mit »Belagerungsmaschinen« hätten die Apolloniaten »zur Befestigung ihrer Stadt« nichts anfangen können; nach Livius schenkt Laevinus der Stadt die im Belagerungspark Philipps erbeuteten Geschütze, damit sie sich deren zur Vertheidigung ihrer Mauern bedienen sollten, wenn dies nöthig sein werde.

63. Mair G., Res Raeticae, *a*) Der Brenner, Pryenn und Herodots *Πυρήνη*, *b*) Die Wohnsitze der Genauni. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte Tirols. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Villach 1892, 8°, 28 SS.

Der phantasiereiche und belesene Verf. sucht auf Grund allgemeiner topographischer Erwägungen, sprachlicher Vergleiche und archäologischer Funde zu beweisen, dass der Brenner schon in vorrömischer Zeit als Verkehrsstraße für den Bernsteinhandel gedient habe, und folgert daraus, dass an der bekannten Stelle Herodots über den Ursprung der Donau mit der Stadt *Πυρήνη* die heutige Ortschaft Perjen bei Landeck gemeint sei, für die der älteste, urkundlich nachweisbare Name Pryenn zu sein

»scheint«. Der Fluss Alpis ist der Inn, der Karpis die March oder Waag. Der Verf., dem Methode und Besonnenheit in der Verwertung der Forschungsergebnisse anderer und in der Beurtheilung von Namensanklängen fehlt, rechnet mit den Hypothesen Sadowskis, Genthes u. a. über die Bernsteinstraßen und über die Verbreitung des etruskischen Handels wie mit feststehenden Thatsachen. Ich halte seine Aufstellungen für gänzlich unbegründet. Der Verf. operiert ferner mit der rätischen Sprache und mit etruskischen Lautgesetzen, als ob wir davon eine wirkliche Kenntnis besäßen. Der Quartinus nationis Noricorum et Pregnariorum in einer Urkunde des 9. Jahrhunderts wird allerdings als Bewohner des Brenner betrachtet; wenn aber M. meint, dass das zarteste philologische Gewissen sich gegen die Gleichung Vallgenāun (so schreibt der Verf. mit Staffler statt Vallgenein) und Vallis Genaunorum nicht sträuben werde, so ist er im Irrthume. Sowohl Stolz, Die Urbevölkerung Tirols, 2. Aufl., S. 45, als auch Unterforcher, Progr. d. Gymn. in Eger 1891, der die älteren Formen dieses Namens zusammengestellt hat (Stolz S. 101), bestreiten die Identität. Gründlichere Kenner als ich mögen beurtheilen, ob in den übrigen von dem Verf. angeführten modernen Orts- und Familiennamen noch weitere Spuren der Genauni und Breuni sich erhalten haben. Ich bezweifle aber, dass die Sprachforscher dem Verf. Recht geben werden, der z. B. aus Pur-une — nach Steub der rätischen Urform für Brenner — nach etruskischem Lautgesetze (!) die Form Purene = *Πυρήνη* ableitet.

Graz. Adolf Bauer.

---

64. Ammann H., Versuch einer Charakteristik Kaiser Maximilians I., seiner Regierungsthätigkeit und äußeren Politik. Progr. des k. k. Gymn. in Brixen 1892, 8°, 29 SS.

Die Schrift sucht die Regierung Maximilians I. gegen die nach der Ansicht des Verf.s nicht ganz gerechten Urtheile neuerer Historiker in Schutz zu nehmen. Er findet den Grund zu den Misserfolgen dieses Kaisers in den entgegengesetzten Ansichten und Bestrebungen Maximilians und der Stände. Während jener den Krieg zum Schutze der bedrohten Interessen des Reiches in die erste, die Reform in die zweite Linie stellte, wollten diese von auswärtigen Unternehmungen nichts wissen. Er legt dar, dass an dem Scheitern der Reformversuche nicht der König allein, sondern auch die Stände schuld waren. Im übrigen schließt er sich in Bezug auf die Charakteristik Maximilians Hubers Urtheil an: »Mochte Maximilian sich auch leichtsinnig und ohne genügende Vorbereitung in Kriege stürzen, so hatte er doch ein richtiges Gefühl für die Größe des Reiches, während die Stände sich nur durch den nackten Egoismus, durch die Scheu vor jedem kleinen Opfer leiten ließen.«

65. Oščadal F., Význam Srbska v dějinách říše rakousko-uherské od roku 1350 do r. 1790 (Die Bedeutung Serbiens für die Geschichte Österreich-Ungarns vom Jahre 1350 bis 1790). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Prerau 1892, 8°, 36 SS.

Der Verf. schließt seine im vorigen Jahre begonnene Arbeit ab. Zu der in der vorliegenden Schrift angemerkten Literatur sind die Arbeiten Rosens nachzutragen, noch mehr das bekannte Buch von Adolf Beer, das für viele der hier in Betracht kommenden Punkte wichtige Daten enthält.

6. Hampl V., Úpadek Uher v letech 1520—1530 (Der Niedergang Ungarns in den Jahren 1520—1530). Progr. der böhm. Oberrealschule in Pardubitz 1892, 8°, 23 SS.

Ein abgerundetes Geschichtsbild auf Grundlage der einschlägigen Werke von Fessler, Krones, Zinkeisen, Katona, Hammer, Horváth, Pray, Fiske, Buchholz, Miller. Neuere ungarische Literatur ist nicht zurathe gezogen worden.

7. Štěpánek J., O spiknutí a povstáních stavův uherských za císaře Leopolda I. a Josefa I. (Über die Verschwörungen und Aufstände der ungarischen Stände unter Kaiser Leopold I. und Josef I.). Progr. der k. k. Staats-Mittelschule in Kuttenberg 1892, 8°, 43 SS.

Eine abgerundete Darstellung auf Grundlage der neueren Bearbeitungen. Das Buch von Adam Wolf, Wenzel Lobkowitz, fehlt unter den auf S. 1 verzeichneten Schriften.

8. Hamburger J., Die französische Invasion in Kärnten im Jahre 1809. (III. Theil, I. Folge.) Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Klagenfurt 1892, 8°, 48 SS.

In einem früheren Aufsatze (1889) hatte der Verf. die Vorbereitungen für den Krieg im Jahre 1809 und dessen Verlauf bis zur Besetzung Kärntens durch die Franzosen behandelt; der dritte Theil soll die Lage des Landes zur Zeit der Anwesenheit der Feinde schildern. Überfülle des Stoffes bewog den Verf., auch diesen Theil in zwei Abschnitte zu gliedern, von denen der vorliegende erste die Lage des Landes von der Besetzung der Hauptstadt (19. Mai) an bis ungefähr zur Zeit der Ankunft des französischen Generals Rusca daselbst behandelt. Die Arbeit ruht vornehmlich auf den sogenannten Invasionsacten, sowie den betreffenden Acten aus dem Markte Spital und den Berichten der Klagenfurter Zeitung und schildert das Verhalten der Feinde im allgemeinen, ihre Ausschreibungen und Requisitionen sowie die Bemühungen des französischen Obercommandos, die Ordnung herzustellen, die Besetzung Klagenfurts, die Verwaltung des Landes, die Kriegscontribution und die verschiedenen Lieferungen von Materialien usw. Die Schilderung der weiteren Verhältnisse bis zum Abmarsche der Franzosen bleibt späteren Jahresberichten vorbehalten.

9. Hopf A., Anton Wolfradt, Fürstbischof von Wien und Abt des Benedictinerstiftes Kremsmünster, Geheimer Rath und Minister Kaiser Ferdinands II. Progr. der Comm.-Oberrealschule im VI. Bezirke in Wien 1892, 8°, 47 SS.

Nachdem sich der Verf. in seinem ersten Aufsatze mit den Anfängen Wolfradts und seinem Emporkommen im Dienste des Staates und der Kirche beschäftigt hatte, schildert er in dem vorliegenden ersten Abschnitte der zweiten Abtheilung seiner Studien die politische und diplomatische Thätigkeit Wolfradts. Schon als Abt des Klosters Kremsmünster, demnach als Mitglied der Landstände, hatte Wolfradt Gelegenheit, in die politische Geschichte des Landes ob der Enns einzugreifen; bedeutsamer wurde seine politische Thätigkeit, als sich beim Regierungsantritte Ferdinands II. in Oberösterreich eine lebhafte Opposition gegen diesen kundgab, wobei die Stellung der geistlichen und der katholischen Stände überhaupt eine sehr schwierige war. Der Verf. schildert sachgemäß auf Grund eines reichen Actenmaterials den Antheil Wolfradts an den poli-

tischen Strömungen und Gegenströmungen in Oberösterreich von 1619 bis 1621, dann seine Theilnahme an den Bestrebungen zur Abkürzung der bayerischen Pfandschaft. 1623 wurde Wolfradt nach Wien zur Leitung der finanziellen Angelegenheiten des Reiches gerufen und kam hiedurch in die Lage, an den weiteren Verhandlungen betreffs des Landes Oberösterreich Antheil zu nehmen. Ausführlich erörtert der Verf. die Wirksamkeit Wolfradts während des oberösterreichen Bauernkrieges. In Wolfradts Hände gaben die bayerischen Commissäre am 1. Mai 1628 das Land Oberösterreich zurück. In den beiden folgenden Jahren wurde er zu mehrfachen Missionen im Interesse des Reiches nach München und Mergentheim verwendet, die von dem Verf. in übersichtlicher Weise unter Mittheilung einiger wichtiger Briefe Wolfradts dargestellt werden. Eine Anzahl von Briefen wird auch unter den ziemlich reichhaltigen Anmerkungen mitgetheilt.

70. Kürschner G., Regesten zur Geschichte Jägerndorfs unter den Herrschern aus dem Hause Brandenburg (1523 bis 1622). Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Troppau 1892, 8°, 21 SS.

Der Aufsatz enthält Auszüge aus 69 Urkunden zur Geschichte Jägerndorfs vom Jahre 1523, in welchem Markgraf Georg von Brandenburg Jägerndorf erwarb, bis zum Jahre 1622, wo die Landschaft dem neuen Herrn, Fürsten Karl von Liechtenstein, ihre Huldigung darbrachte. Die meisten Stücke haben nur vom localgeschichtlichen Standpunkte einen Wert. Von mehr Bedeutung sind die Nummern, die der Zeit des böhmischen Aufstandes angehören.

71. Hermann A., Zur Verwaltungsgeschichte der Stadt St. Pölten. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in St. Pölten 1892, 8°, 24 SS.

Mit dem vorliegenden Aufsatze schließen die Studien des Verfs über die Verwaltung der Stadt St. Pölten und speciell über die Finanzverwaltung im 16. und 17. Jahrhunderte ab. Er spricht zunächst über die Besteuerung der Waisengelder — eine besondere und ziemlich ertragliche Einnahmsquelle (Statut vom 30. April 1551: daz man von der weisen güeter albeg vom hundert 2 Pfund zu gemainem nutz nemen soll) —, dann über die Umlagen. Diese, die anfänglich nur von den Bürgern getragen wurden, mussten in späterer Zeit auch von den Inwohnern und Edelleuten, die in der Stadt einen Besitz hatten, gezahlt werden. Es gab regelmäßige und außerordentliche Umlagen; letztere wurden eingehoben, wenn die Stadtlade allein nicht alle Bedürfnisse zu decken vermochte.

Nachdem der Verf. über die wichtigsten Einnahmstitel der Stadt gesprochen hat, wendet er sich der Erörterung der hauptsächlichsten Ausgaben zu: der ordentlichen und außerordentlichen landesfürstl. Steuern, nämlich der Urbarsteuer, Schatzsteuer und des Gerichtsgeldes, dann der Leibsteuer, des Aufbotgeldes usw. Zum Schlusse wird noch dreier Anlehen gedacht, die St. Pölten entweder allein aufgebracht oder an denen es sich betheiligt hat.

Die Aufsätze des Verf.s bieten, wie sie nun vorliegen, ein gutes Bild der inneren und äußeren Entwicklung von St. Pölten bis auf die neueren Zeiten herab.

72. Slavík Fr., Okolí Brněnské před 200 lety (Die Umgebung von Brünn vor 200 Jahren). Progr. des böhm. Realgymn. in Brünn 1892, 8°, 19 SS.

Die Studie enthält viele für die Localgeschichte Brünns, deren Quellen der Verf. genau kennt, beachtenswerte Angaben.

73. Rypáček J., Z archivu města Třebíče. Kronika Eliáše Střelky a pokračovatelův (Aus dem Archiv der Stadt Trebitsch. Die Chronik des Elias Střelka und ihrer Fortsetzer). Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Trebitsch 1892, 8°, 36 SS.

Das Archiv der Stadt Trebitsch zeichnete sich in früheren Jahrhunderten durch seinen besonderen Reichthum aus: hier befand sich eines der berühmtesten Benedictinerklöster Mährens, die Stadt gehörte den berühmtesten Geschlechtern des Landes, den Pernstein, Osovsky von Doubravic, den Grafen von Waldstein u. a., schließlich lag Trebitsch an einem wichtigen Punkte des Weges von Wien nach Prag. Hier gab es namentlich aus dem 15., 16. und 17. Jahrhunderte zahlreiche Urkunden. Heutzutage ist leider, wie der Verf. berichtet, das Wertvollste verloren, d. h. wohl in andere, zum Theile vielleicht unberufene Hände gekommen. Dass leider noch heutzutage Archivalien massenhaft verschleudert werden, steht außer allem Zweifel, und der Übelstand wird nicht gehoben werden, bevor nicht eine durchgreifende Reform des Archivswesens in Österreich, zu der schon vor mehr als 20 Jahren unter dem Minister Giskra Anfänge zu verzeichnen waren, durchgeführt ist. Zum Glücke dürfte manches von dem, was allzueifrige Sammler eingeheimst haben, hinterher doch wieder nach Brünn gekommen, also im Lande geblieben sein. Von solchen Verlusten kann auch das Trebitscher Archiv erzählen. Der Verf. verbreitet sich über die ältesten Geschichtschreiber von Trebitsch, deren bei Comenius und im Mars Moravicus gedacht wird, um dann auf die späteren Chronisten Elias Střelka aus Nachod (1574), Georg Přemysl aus Prossnitz (1578), Johann Suchenius aus Neubydžow (1655) und Nikolaus Bisata aus Trebitsch näher einzugehen. Indem der Verf. diese chronikalischen Aufzeichnungen von Trebitsch veröffentlicht, erhalten wir eine mit reichen Literaturangaben versehene Übersicht der Geschichte dieser Stadt.

Graz. J. Loserth.

---

74. Tertnik, Dr. J., O jeziku Prešernovem (Über die Sprache Prešerns). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Marburg 1892, 8°, 34 SS.

Es war ein glücklicher Gedanke, die Sprache des besten slovenischen Dichters, Dr. Franz Prešern (1800—1849), zum Gegenstande einer Programmarbeit zu wählen; denn nur auf Grund eingehender Durchforschung der Spracheigenthümlichkeiten der einzelnen slovenischen Dichter und Schriftsteller aus den verschiedenen Jahrhunderten wird es möglich sein, eine historische Grammatik der slovenischen Sprache zusammenzustellen und alle Phasen der Entwicklung unserer Schriftsprache von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis heute zu verfolgen. Die Kenntnis der Entwicklung unserer Schriftsprache ist zwar, dank den Bemühungen der jüngeren slovenischen Sprachforscher, durch mehrere wertvolle Monographien gefördert worden, allein man vermisste bisher ungerne eine Abhandlung über die Sprache Prešerns aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Einer solchen Monographie sah man mit umso größerem Interesse entgegen, weil die poetischen Producte des genannten Dichters einem jeden gebildeten Slovenen lieb geworden sind.

Diese fühlbare Lücke sucht der Verf. auszufüllen. Mit großem Fleiße hat er sich seiner Aufgabe gewidmet und die Haupteigenthümlichkeiten der Sprache Prešerns nach gewissen Gesichtspunkten geordnet. Die Monographie handelt *A.* über die Lautlehre, *B.* Formenlehre, *C.* Syntax, *D.* über die Bedeutung einiger Worte, und *E.* über die Germanismen und Fremdwörter. Während die beiden ersten Punkte auf 24 Seiten behandelt werden, sind den letzten drei Abtheilungen nur 8 Seiten zuge-

wiesen. Daraus erhellt schon klar, dass die Behandlung der syntaktischen und anderer Spracheigenthümlichkeiten sehr spärlich ausgefallen ist, und daran leidet die ganze Monographie. Bei dem geringen Umfange, den ein Gymn.-Programm bildet, hätte es sich empfohlen, die drei letzten Punkte in einem eigenen Programmaufsatze zu behandeln und uns dieselben erschöpfend darzulegen.

Die vorliegende Untersuchung fußt auf der vom Dichter selbst besorgten Ausgabe des Jahres 1847. Die Lesearten einzelner seit dem Jahre 1827 herausgegebenen Gedichte wurden nicht berücksichtigt. Dies ist als ein sichtbarer Mangel der Abhandlung zu bezeichnen. Im Laufe von 20 Jahren hat Prešern in der Orthographie und Diction manches geändert, und es wäre lehrreich zu erfahren, unter welchem Einflusse diese Änderungen vorgenommen wurden. So z. B. schrieb Prešern im Jahre 1830 *ležámi, ležnjiv, danas, zunej, germenje*, dagegen im Jahre 1847 *lažámi, lažnjiv, danes, zunaj, gromenje*. Von welchem Vortheile die Vergleichung der älteren Lesearten gewesen wäre, zeigt uns folgendes Beispiel. Auf S. 67 der Ausgabe 1847 lesen wir: *o čudeža neznane*. Da der Verf. den organischen Plural *čudesa* von *čudo* in der Ausgabe 1847 nicht gefunden hat, so nimmt er an, Prešern habe die Form *čudo* und *čudež* miteinander vermengt und daher falsch *o čudeža neznane* statt *o čudesa neznane* geschrieben. Nun liest man in der Kranjska Čbelica 1830, S. 100 an dieser Stelle des Gedichtes wirklich *o čudesa neznane*. Daraus folgt, dass Prešern den organischen Plural *čudesa* gekannt hat, und dass in der Ausgabe 1847 eher ein Druckfehler als eine Vermengung von *čudo* und *čudež*, welch letzteres Prešern sonst im männlichen Geschlechte gebraucht, anzunehmen ist. An dieser Stelle haben daher auch Jurčič-Stritar in der Ausgabe 1866 richtig die Form *čudesa* eingesetzt.

Die Orthographie und Sprache Prešerns sind von zwei Gesichtspunkten aus zu beurtheilen. Die Grundlage bildet die damals übliche Schriftsprache, welche mit Elementen der oberkrainerischen Mundart als des Heimatdialectes unseres Dichters vermengt wurde. Der Verf. hätte also die Beeinflussung der Schriftsprache durch die dialectischen Eigenthümlichkeiten des Oberkrainerischen verfolgen und uns die vielen Schwankungen in der Schreibweise des Dichters erklären sollen. Indem derselbe auf die Erklärungen verschiedener Spracherscheinungen verzichtet, hat er mehr oder weniger nur eine Statistik der Formen Prešerns zusammengestellt, ohne näher anzugeben, in welchem Verhältnisse dieselben zur Schriftsprache und zum oberkrainerischen Heimatdialecte des Dichters stehen. Der Verf. hätte uns zeigen sollen, warum Prešern *dalj* und *delj*, *nekdaj* und *nekdej*, *saj* und *sej*, *zdaj* und *zdej* promiscue gebraucht. Es ist für eine wissenschaftliche Abhandlung zu mangelhaft, einfach zu behaupten, Prešern habe hinter Vocalen gerne Consonanten eingefügt, z. B. *gojzd, plajš, ojster, razujzdan*, und dabei auf jede Erklärung zu verzichten. Der Verf. hätte auf die weite dialectische Verbreitung dieser Erscheinung hinweisen und die Einschiebung des *j* auf physiologischem Wege erklären sollen.

Bei dem uns hier zugebote stehenden Raume können wir uns in die Einzelheiten nicht näher einlassen und wollen nur einige Punkte kurz berühren. Die Schreibung *oltár* ist richtig, nicht *altar*; in *prijatel* (S. 12 ist kein erweichtes *l* zu verzeichnen, da in diesem Worte die Erweichung schon längst verloren gegangen ist. Es ist unrichtig anzunehmen, Prešern habe in *prašati* und *poprašati* überall *v* ausgestoßen und in *oprašati* dasselbe in *o* verwandelt, sondern *prašati* kann das Verbum imperfectivum zu *prositi* sein, *poprašati* ist aus *po* + *prašati* entstanden, und *oprašati* (abfragen) hat eine von *vprašati* (fragen, Verb. perf.) verschiedene Bedeutung. Unrichtig ist die Behauptung, Prešern habe nach der sogenannten »Metathesis« aus *bučela* ein *čebela* gemacht; an dieser Umstellung der Consonanten ist Prešern ganz unschuldig, sondern dieselbe ist schon lange vor seiner Zeit in den slovenischen Dialecten vor sich gegangen; den

wir lesen schon bei Megiser Dictionarium² 1744 *čibele* und bei Goličnik 1792 *čebela, čebelar* usw. Ein Druckfehler ist die Angabe: iz »kropiv« je ustvaril »koprive« (Pr. 144, Z. 5), vielmehr umgekehrt ist es richtig. Wie die Genetivform *rodú, sadú* usw. durch den Accent veranlasst worden wäre, ist nicht einleuchtend, da wir ja auch *hodá, Bogá, dolgá* usw. betonen, ohne dass diese Substantive die Endung *u* im Genetiv aufweisen. *Prsa* ist nicht die gewöhnliche Form, sondern *prsi* nach der i-Declination; der Gen. Plur. *prs* ist so zu erklären, wie die Gen. *misel, pesem* statt *mislij, pesmij*. Der Verf. liebt es, von richtigen, unrichtigen und falschen Formen zu sprechen. Die Formen, die in der Sprache eines Volkes gebräuchlich sind, dürfen wohl nicht in die erwähnten Kategorien eingetheilt werden, sondern die Aufgabe des Forschers ist es nachzuweisen, auf welchem Wege die im Volke gebräuchlichen Formen entstanden sind, ob auf dem Wege der uns bekannten Lautgesetze oder auf dem Wege der Analogie vermöge des Einflusses anderer Wortformen. Es genügt nicht, einfach zu behaupten, *živéte* ist ein »unregelmäßiger« (nepravilen) Imperativ, sondern man sollte diese Imperativform zu erklären versuchen. *Živéte* ist soviel wie *živéjte* und ist eine organisch gebildete Imperativform nach der 1. Gruppe der III. Classe; vgl. altslov. *ožívěją, ožíveti*. In der östlichen Steiermark hört man noch im Volksmunde diesen Imperativ, z. B. *živéjte, kakor hočete*. Für die Behauptung, *gréde* sei dem *gre* gegenüber eine alte Form, *čem* sei älter als *hočem*, ist uns der Verf. den Beweis schuldig geblieben. Prešern hat richtig geschrieben: dokler ... bilo je zagrinjalo (162, 10), dokler ... kdo sope (173, 16), unrichtig ist die Correctur: dokler ... ni bilo zagrinjala, dokler ... nikdo ne sope.

Trotz dieser Mängel, die wir nur aus Interesse für die Sprache unseres Dichters angedeutet haben, muss man den Fleiß und die Genauigkeit des Verf.s lobend hervorheben und den Wunsch aussprechen, der Verf. möge seine diesen Stoff betreffenden Studien hiermit nicht abschließen, sondern die vorliegende Arbeit durch weitere Untersuchungen ergänzen.

Klagenfurt. Dr. J. Sket.

---

75. Krecar, Dr. Ant., Česká literatura logická (Böhmische logische Literatur). Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Schlan 1892, 8°, 27 SS.

Die Bedingungen, welche die Pflege der philosophischen Disciplinen in der böhmischen Literatur bestimmen, sind wesentlich andere als bei Völkern, welche sich einer ungestörten Entwicklung erfreuen. Die sogenannte Wiedergeburt fällt in eine Zeit, wo die Nachbarvölker bereits so bedeutend vorgeschritten waren, dass an eine Fortsetzung der gewaltsam unterbrochenen Entwicklung nicht zu denken war. Es konnte sich vor allem nur darum handeln Bedingungen zu schaffen, um sich die fremden Errungenschaften auf geistigem Gebiete aneignen zu können und das Volk auf das Niveau der allgemeinen Aufklärung zu bringen. Die Wissenschaften konnten also nicht um ihrer selbst willen gepflegt werden, sondern nur in dem Maße, in welchem ihre Pflege jenen ersten Bedürfnissen des wiedererwachenden nationalen Bewusstseins entsprach. Diesen Bedürfnissen entsprach die vaterländische Geschichte und Sprachwissenschaft; und sie wurden von Anfang an so eifrig gepflegt, dass das böhmische Volk diesem Umstande das Prädicat einer »philologischen Nation« zu verdanken hat. Für die übrigen Wissenschaften wurde der Boden nach und nach geebnet und ihre Literatur ist an diese Bedingungen gebunden und spiegelt alle Stadien des Ringens um Sicherstellung der nationalen Existenz und des Strebens mit anderen Völkern in geistiger Entwicklung gleichen Schritt zu halten wider.

Der Verf. hat diesen Umstand in gehörigem Maße berücksichtigt er hat sich mit der chronologischen Aufzählung von logischen Schrifte und mit ihrer wissenschaftlichen Kritik nicht begnügt und bietet un somit einen guten Beitrag zur böhmischen Literaturgeschichte. Mit seine Auffassung kann sich der Ref. im großen und ganzen für einverstande erklären; nur wäre vielleicht eine gleichmäßigere Behandlung einzelne Autoren wünschenswert. Die graphische Darstellung der Zunahme de logischen Schriften nach Jahren (S. 25) ist überflüssig. Die Bibliographi ist fast vollständig. Wir vermissen jedoch die Logik von Em. Schul (Brünn), dann Šimerkas interessantes Werk: Die Kraft der Überzeugun (abgedruckt auch in den Schriften der k. k. Akademie in Wien), ferne einige Abhandlungen im Pädagogium, in Osvěta (Miks, Über Eintheilun der Wissenschaften), im Athenäum (Kovářs, Grammatik, Logik und Ps chologie) und etwa zwei, drei Schriften, deren Zuständigkeit in das Gebi der Logik dem Titel nach strittig sein könnte.

Die der Übersicht vorausgeschickte Aufzählung von verschiedene Richtungen in der Logik ist ein wenig oberflächlich.

76. Pražák, Dr. Johann, Kant a Herbart v záhadě ethick (Kant und Herbarts Stellung zum ethischen Grund probleme). Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Kolin 189 8°, 25 SS.

In dieser mit einer räthselhaften Aufschrift versehenen Abhandlun wird Kants und Herbarts ethischer Standpunkt und ihr beiderseitiges Ver hältnis besprochen. Im 1. Capitel wird nach einer kurzen (sehr dürftigen Übersicht der vorkantischen ethischen Ansichten, an denen mit Kant Worten die eudaimonistische Tendenz ausgesetzt wird, als Hauptverdiens Kants hervorgehoben, dass er die Ethik als von aller Metaphysik unab hängig auffasst. Im 2. Cap. wird der kategorische Imperativ und di Idee der transcendentalen Freiheit dargestellt. Im 3. Cap. erfahren wi worin Herbart mit Kant übereinstimmt. Es folgt im 4. Cap. Herbart Kritik seines Vorgängers und endlich im 5. Cap. eine kurze Darstellun der praktischen Ideen. Der Verf. lässt sich in keine Kritik ein und wi könnten ihm schließlich für eine getreue geschichtliche Darstellung de Ansichten der beiden großen Denker und ihres beiderseitigen Verhält nisses dankbar sein, obgleich es in der böhmischen Literatur an solche Darstellungen nicht gebricht. Wenn er aber fast auf jeder Seite zu er kennen gibt, dass er Herbarts Ethik für richtig hält und die von Kan nur insoferne, als er mit H. übereinstimmt, so wäre es wünschenswert, das er diese seine Ansicht zu beweisen versucht hätte. Dazu wäre natürlich nothwendig, sich sowohl in der Geschichte der ethischen Ansichten ge nauer umzusehen, als auch die modernen Ansichten den Herbart'sche entgegenzustellen, seine praktischen Ideen an den Consequenzen der Evolu tionstheorie, welche in allen die geistige Entwicklung betreffenden Wissen schaften in Betracht kommt, zu prüfen, das Verhältnis der Weltanschau ung zum ethischen Probleme und dadurch den inneren Widerspruch eine praktischen Philosophie, welche von der theoretischen Philosophi nichts wissen will, zu beleuchten. Das hat der Verf. zu thun unterlasse und somit erscheint seine Abhandlung trotz der der möglichst treue Wiedergabe gewidmeten Sorgfalt, als unkritisch. Über verschiedene Be hauptungen, welche den Kant'schen und Herbart'schen Schriften nich direct entnommen sind, so z. B. über das ethische Problem, über de Eudaimonismus u. dgl. wäre unter solchen Umständen eine Discussio überflüssig.

Außerdem ist die Abhängigkeit der Darstellung von des Verf Hauptquelle, als welche trotz aller anderwärtigen Citate, namentlich fo

us 2., 3. und 5. Capitel, Durdíks Buch über neueste Philosophie anzu-ben ist, zu constatieren. Man wird kaum einen Gedanken finden, der i dem erwähnten Buche nicht enthalten wäre. S. 4 ist die Über-tzung einer längeren deutschen Stelle wörtlich aus Durdík herüberge-ommen und dies nicht angegeben. S. 5 citiert der Verf. aus Durdík lgenden Satz: 'Der Wille ist nach Kant durch das gut, was er will, nicht urch das, was er erreicht', obgleich dieser Satz aus dem Contexte heraus erissen, keinen Kant'schen Gedanken enthält und der richtigen Behaup-ng S. 4: »Kant verwirft alle den Willen bestimmenden Objecte und er-lärt den wahren moralischen Wert in der Qualität des Willens .« zu-iderläuft. Der die Abhandlung schließende Epilog ist gänzlich überflüssig.

7. Kapras Johann, Jana Amosa Komenského myšlénky psychologické (Komenskýs psychologische Ideen). Progr. des k. k. Obergymn. in Brünn 1892, 8°, 26 SS.

Wenn die Pädagogik eigentlich ein praktische Anwendung der Psychologie ist, so haben pädagogische Theoreme ausgeprägte, feste, sychologische Ansichten zur Voraussetzung und es muss möglich sein, liese aus jenen zu erschließen. Bei Männern, deren pädagogische Thätig-keit in eine längst überwundene Periode der psychologischen Wissen-schaft fällt, und deren Ansichten trotzdem bis heutzutage ihre Giltigkeit nicht eingebüßt haben, ist es interessant zu erfahren, ob sie der unge-nügenden psychologischen Theorie vorauseilend das Richtige mit klarem Blicke anticipierten, oder ob ihre Ansichten nur als Consequenzen der damaligen psychologischen Theoreme zu betrachten sind, welche dadurch bestätigt werden. In beiden Fällen erhalten wir belehrende Winke zur Beurtheilung der Entwicklungsgeschichte sowohl der Pädagogik, als auch der Psychologie. An solchen Winken ist die Arbeit des Verf.s, welche einen der größten Pädagogen im angegebenen Sinne behandelt, sehr reich; denn der im psychologischen Fache bewährte Verf. besitzt alle Bedingungen, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Das gegenwärtige Programm ist ein Bruchstück eines größeren Werkes, welches bereits er-schienen ist, und enthält nebst einer Einleitung über Komenskýs päda-gogische Bedeutung und philosophischen Standpunkt das Capitel über die menschliche Natur und über äußere Sinne. Wir können nicht umhin, die Schrift bestens anzuempfehlen.

Neubydžow. Dr. Franz Krejčí.

Indogermanische Abende.

Eine Anzahl von fast 30 Herren, Professoren, Docenten und Studenten in höheren Semestern, haben sich im Laufe des Decembers 1893 zusammengethan mit der Absicht, eine Gesellschaft zu gründen, in welcher alle auf die Erforschung der einzelnen indogermanischen Sprachen gerich-teten Interessen und Bestrebungen von Angehörigen der Wiener Univer-sität einen gemeinsamen Sammelpunkt finden sollten. Auf die Einladung des Herrn Hofrathes G. Bühler hin finden die Sitzungen im Orientalischen Institute der Universität statt. Bei der ersten Sitzung lud Herr Hofrath G. Bühler Herrn Hofrath V. Jagić ein, den Vorsitz an den Abenden zu übernehmen. Von einem festeren Gefüge oder von der Gründung einer mit Statuten versehenen Gesellschaft wurde für die Dauer dieses Jahres abgesehen. Die Sitzungen sollten ursprünglich alle drei Wochen statt-finden, wurden aber später für alle 14 Tage anberaumt.

1. Abend: 27. Januar 1894.

1. Hofrath Bühler spricht über Jaina-Sculpturen aus Mathurā. 2. Privatdocent Dr. Vondrak weist einen Einfluss althochdeutscher Beichtformeln auf das Alt-Kirchenslavische nach. 3. Prof. Meringer referiert über neue sprachwissenschaftliche Erscheinungen. 4. Prof. Bormann legt eine neugefundene Inschrift aus Pesaro vor, deren Dialect unbekannt ist. Der Sitzung wohnt Herr Prof. G. A. Lundell aus Upsala als Gast bei.

2. Abend: 17. Februar 1894.

1. Prof. Meringer versucht den Nachweis, dass der Dialect der von Prof. Bormann vorgelegten Inschrift von Pesaro dem der altumbrischen Iguvinischen Tafeln verwandt ist. (Dieselbe ist soeben von E. Lattes: Di due nuove Socrizioni preromane, Roma 1894, herausgegeben und besprochen worden.) 2. Dr. Th. von Grienberger spricht über den Namen Vindobona und sein Verhältnis zu mhd. Wiene, Wien.

3. Abend: 10. März 1894.

1. Dr. Th. von Grienberger setzt seinen Vortrag über den Namen Wien fort. An der sich daran anschließenden Discussion betheiligen sich Jagić, Heinzel und Pastrnek. 2. Dr. Th. Bloch referiert über Jacobis Ansicht vom Alter des Rigveda. Hofrath Bühler vervollständigt und ergänzt die Ausführungen des Referenten. 3. Hofrath Jagić spricht über die Frage, inwieweit moderne Dialecte die Ansetzungen von Urformen berechtigen. Hieran schließt sich eine lebhafte Debatte.

4. Abend: 21. April 1894.

1. Privatdocent Dr. Pastrnek referiert über Streitberg, Meillet und Hirts Versuche, den urslavischen Accent zur Erklärung der lautlichen Veränderungen der Endsilben heranzuziehen. 2. Privatdocent Dr. Heberdey gibt einen Überblick über den Stand der Erklärung der lykischen Inschriften. Hofrath Benndorf knüpft hieran einige principielle Bemerkungen.

5. Abend: 19. Mai 1894.

1. Privatdocent Dr. Pastrnek setzt sein in der vorigen Sitzung begonnenes Referat fort. 2. Dr. Th. von Grienberger referiert über zwei vor einigen Jahren in Ungarn gefundene Runeninschriften und ihre durch Wimmer versuchte Deutung. Prof. Heinzel erweitert die Ausführungen des Referenten. 3. Dr. Th. Bloch referiert über Hirts Aufsatz über die Urheimat der Indogermanen.

Berichtigung zu S. 423.

Bei der Besprechung der 3. Auflage von Bartschs »Liederdichter« habe ich Sievers' Vorschlag, I 13 *hánt* st. *hán* zu lesen, mit Hinweis auf Paul, Mhd. Gr. §. 364 abgelehnt. Da aber die bei Paul gesammelten Beispiele anderer Art sind, worauf mich Jellinek und Sievers freundlichst aufmerksam machen, bleibt des letzteren Conjectur zu Recht bestehen.

Wien. Carl Kraus.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Beitrag zur Erklärung des Platonischen Dialoges Euthyphron.

Im Nachfolgenden soll ein Beitrag zur Erklärung des Platonischen Dialoges Euthyphron geliefert werden und zwar nach zwei Richtungen: I. soll dargelegt werden, welche formal logischen Sätze Platon zum Bewusstsein bringen will, um auf Grund derselben nachzuweisen, dass τὸ ὅσιον und τὸ θεοφιλές nicht identisch seien und wie er die zum Bewusstsein gebrachten Sätze in seiner Argumentation anwendet; II. soll der Nachweis erbracht werden, dass am Schlusse des Dialoges die Rückkehr zur ursprünglichen Definition nur eine scheinbare sei und dass in Wirklichkeit die Definition des ὅσιον im Platonischen Sinne erreicht sei.

I. Die Argumentation von 9 E — 11 B.

Es scheint, dass die Argumentation, durch welche der Nachweis gebracht wird, dass τὸ ὅσιον mit τὸ θεοφιλές nicht identisch sei, nicht vollends beachtet werde.

Wohlrab schreibt in der Einleitung zu Platons Euthyphron (Platons Euthyphron. Für den Schulgebrauch erklärt von M. Wohlrab. 3. verb. Aufl. Leipzig 1887) S. 5 so:

„Sokrates schreitet nun zur Prüfung dieser Erklärung. Er unterscheidet zwischen Prädicaten, die durch das Particip, und solchen, die durch das Verbum finitum gegeben sind. Das Particip ist im Passiv wie im Activ aus dem Verbum finitum hervorgegangen. Demgemäß ist das Geliebtwerdende, weil es geliebt wird, geliebt werdend. Das Fromme wird also von den Göttern geliebt, weil es fromm ist, ist nicht deshalb fromm, weil es von den Göttern geliebt wird. Denn was von den Göttern geliebt wird, ist infolge dessen gottgeliebt, aber nicht fromm.

Hieraus folgt, dass gottgeliebt und fromm von einander verschieden sind. Wären sie identisch, so müsste ja das Gottgeliebte

geliebt werden, weil es gottgeliebt ist, und das Fromme wi
fromm, weil es geliebt würde, während doch von beiden Behau
gegen das Gegentheil stattfindet. Euthyphron hat also in sei
Erklärung nur eine Eigenschaft des Frommen angegeben, nic
das Wesen desselben bezeichnet."

In dieser Darlegung scheint die Argumentation Platons nic
erschöpft zu sein. Es empfiehlt sich demnach, alle Einzelheit
zu beachten. S. 10 A beginnt Sokrates mit der Frage: ἆρα
ὅσιον, ὅτι ὅσιόν ἐστι, φιλεῖται ὑπὸ τῶν θεῶν, ἢ ὅτι φιλεῖ
ὅσιόν ἐστιν;

Als Euthyphron diese Frage nicht versteht, bringt Sokra
seine Analogiefälle, die er zuerst an dem Ausdrucke τὸ φιλ
μενον verwertet und dann auf τὸ ὅσιον anwendet.

Die Analogiefälle lassen sich in folgender Weise ordnen:

A) positiv:

1. Fall: τὸ *φερόμενον, διότι φέρεται, φερόμενόν ἐστ*
2. Fall: τὸ *ἀγόμενον, διότι ἄγεται, ἀγόμενόν ἐστιν,*
3. Fall: τὸ *ὁρώμενον, διότι ὁρᾶται, ὁρώμενόν ἐστιν.*

B) negativ:

1. Fall: τὸ *ὁρώμενον οὐκ ἄρα, διότι ὁρώμενόν ἐ*
διὰ τοῦτο *ὁρᾶται,*
2. Fall: τὸ *ἀγόμενον, διότι ἀγόμενόν ἐστιν, οὐ*
τοῦτο *ἄγεται,*
3. Fall: τὸ *φερόμενον, διότι φερόμενόν ἐστιν, οὐ*
τοῦτο *φέρεται.*

4. generell ausgedrückt:

A) positiv:

(πρᾶγμά)τι, *ὅτι γίγνεται, γιγνόμενόν ἐστιν*
„ *ὅτι πάσχει, πάσχον ἐστίν.*

B) negativ:

(πρᾶγμά) τι *οὐχ, ὅτι γιγνόμενόν ἐστι, γίγνεται,*
„ *οὐχ, ὅτι πάσχον ἐστί, πάσχει.*

Mit diesen Analogiefällen wollte Platon folgende logische S
zum Bewusstsein bringen:

I. Die Identität findet nur dann statt, wenn sich der Be
des Subjectes mit dem des Prädicates vollkommen deckt. Τὸ φ
φερόμενον als Subject erhält seinen Begriff daraus, *ὅτι φέρεται*
das Subject τὸ *φερόμενον* ist mit dem Prädicate *φερόμ*
identisch διὰ τοῦτο, *διὰ τὸ φέρεσθαι*, d. h. beide Begriffe
haben auf demselben *φέρεσθαι*.

II. Das Subject und das Prädicat gewisser qualitativ
haben Begriffe haben nicht den gleichen Umfang, sie decken
sich nicht, eine Identität findet in diesem Falle nicht statt.
ἀγαθόν, διότι *φερόμενόν ἐστιν, οὐ διὰ τοῦτο (ἀεὶ) φέρ*
ἀγαθόν, d. i. *διὰ τὸ φερόμενον εἶναι*. Das Subject τὸ φ
φερόμενον und das Prädicat *φέρεται* haben nicht den gleichen Umf

sie decken sich also nicht, es findet keine Identität statt. Das Subject τὸ φερόμενον beruht auf einem gewissen φέρεσθαι, infolge dessen es ein φερόμενον ist, das Prädicat φέρεται beruht aber auf einem anderen, auf dem allgemeinen Begriffe φέρεσθαι.

III. Im Falle der Nicht-Identität des Subjectes und Prädicates ist die Definition des Subjectsbegriffes durch den Prädicatsbegriff nicht gegeben; ein Satz, der sich aus dem Satze II. von selbst ergibt und in der Argumentation einfach verwertet wird. Infolge dessen ist die Verbindung eines Subjectes mit einem gewissen Prädicate möglich, allein die Umkehrung des Subjectes und Prädicates ist bei der Nicht-Identität nicht möglich. Daher ist die Möglichkeit der Umkehrung eine Probe für die Identität, beziehungsweise für die Richtigkeit der Definition, und die Unmöglichkeit der Umkehrung der Beweis der Nicht-Identität, bez. der Unrichtigkeit der Definition.

Die Argumentation selbst hat nun bei Platon folgende Stufen:

1. Das an den Analogiefällen gewonnene Resultat wird an dem Ausdrucke τὸ φιλούμενον angewendet. Es wird nämlich τὸ φιλούμενον als Subject des Urtheils gesetzt, dem ein Prädicat zukommt: οὐκοῦν τὸ φιλούμενον ἢ γιγνόμενόν τί ἐστιν ἢ πάσχον τι ὑπό τινος; Dann wird zum Subjecte das analoge Prädicat gesucht: καὶ τοῦτο ἄρα οὕτως ἔχει, ὥσπερ τὰ πρότερα; Demnach findet der logische Satz I. hier seine Anwendung: τὸ φιλούμενον, ὅτι φιλεῖται, φιλούμενον. Ebenso gilt auch hier der logische Satz II.: τὸ φιλούμενον, ὅτι φιλούμενόν ἐστιν, οὐκ (ἀεὶ) φιλεῖται. Demnach kommt dem Subjecte τὸ φιλούμενον das Prädicat φιλεῖται als Identitätsbegriff nicht zu.

2. Nun wird τὸ ὅσιον als Subject genommen, dem das Prädicat φιλεῖται zugesprochen wurde und zugesprochen wird: τί δὴ οὖν λέγομεν περὶ τοῦ ὁσίου, ὦ Εὐθύφρον; ἆλλο τι φιλεῖται ὑπὸ τῶν θεῶν πάντων, ὡς ὁ σὸς λόγος; ΕΥΘ. ναί. Dem Subjecte τὸ ὅσιον kommt das Prädicat φιλεῖται nach dem logischen Satze II. zu: τὸ ὅσιον ἄρα διότι ὅσιόν ἐστι, φιλεῖται, allein die Umkehrung findet nicht statt: ἀλλ' οὐχ (τὸ ὅσιον), ὅτι φιλεῖται, διὰ τοῦτο ὅσιόν ἐστιν (log. Satz III.).

3. Für den Ausdruck (ὑπὸ θεῶν) φιλούμενον wird sodann der Ausdruck θεοφιλές eingeführt: ἀλλὰ μὲν δὴ διότι γε φιλεῖται ὑπὸ θεῶν, φιλούμενόν ἐστι καὶ θεοφιλὲς *τὸ θεοφιλές*.

Damit ist die Kette der Argumente beendet und Sokrates zieht ruhig die Schlussfolgerung: οὐκ ἄρα τὸ θεοφιλὲς ὅσιόν ἐστιν, οὐδὲ τὸ ὅσιον θεοφιλές, ὡς σὺ λέγεις, ἀλλ' ἕτερον τοῦτο τούτου. Sokrates hätte nichts mehr hinzuzufügen.

Allein für Euthyphron blieb die Sache noch unverständlich. Euthyphron fragt deshalb: πῶς δή, ὦ Σώκρατες;

Sokrates bringt nun nichts Neues vor, sondern betont nur noch einmal, warum auf Grund der aufgestellten Sätze und Beispiele die Schlussfolgerung giltig ist. Er sagt

a) über *τὸ ὅσιον*:

ὅτι ὁμολογοῦμεν, τὸ μὲν ὅσιον διὰ τοῦτο φιλεῖσθαι, ὅτι ὅσιόν ἐστιν, d. h. das Subject *τὸ ὅσιον* hat wegen seines Subjectsbegriffes *διὰ τοῦτο, ὅτι ὅσιόν ἐστιν* das Prädicat *φιλεῖσθαι* (II.).

Ferner: *ἀλλ οὐ[τὸ ὅσιον] διότι φιλεῖται, ὅσιον εἶναι*, das heißt, der Begriff *ὅσιον* ist nicht deswegen *ὅσιον*, weil er das Prädicat *φιλεῖται* hat (III.). Wenn man den Prädicatsbegriff zur Bestimmung des Subjectes einsetzt, so ist damit das Subject noch nicht erklärt. Das Prädicat bezeichnet vom Subjecte, wie es weiter unten heißt, hier nur ein *πάθος*, bestimmt nicht die *οὐσία*.

b) Desgleichen recapituliert Sokrates über *τὸ θεοφιλές* folgendes: *(ὁμολογοῦμεν), τὸ θεοφιλές, ὅτι φιλεῖται ὑπὸ τῶν θεῶν, αὐτῷ τούτῳ τῷ φιλεῖσθαι θεοφιλὲς εἶναι* (I.);

sodann (II.): *ἀλλ' οὐ [τὸ θεοφιλὲς] ὅτι θεοφιλές, διὰ τοῦτο φιλεῖσθαι.*

Die hier angeführten Sätze bringen somit nichts Neues, sondern recapitulieren nur das früher Gesagte. Euthyphron bestätigt die Richtigkeit der Argumentation mit den Worten *ἀληθῆ λέγεις*, worauf nun Sokrates noch die Probe macht. Diese Probe lautet so:

Unter der Voraussetzung der Identität von *τὸ θεοφιλὲς* und *τὸ ὅσιον — εἴ γε ταὐτὸν ἦν τὸ θεοφιλὲς καὶ τὸ ὅσιον* — müsste 1. das Prädicat, welches beim Subjecte *ὅσιον* wegen des Subjectes *ὅσιον* möglich ist, auch beim Subjecte *θεοφιλές* wegen des Subjectes *θεοφιλές* möglich sein: *εἰ μὲν διὰ τὸ ὅσιον εἶναι ἐφιλεῖτο τὸ ὅσιον, καὶ διὰ τὸ θεοφιλὲς εἶναι ἐφιλεῖτο ἂν τὸ θεοφιλές.* Nun aber lässt sich *φιλεῖται* nur bei *τὸ ὅσιον*, nicht aber bei *τὸ θεοφιλές* setzen, wie dieses ja oben gesagt wurde. Unter der Voraussetzung der Identität von *τὸ ὅσιον* und *τὸ θεοφιλές* müsste 2. in gleicher Weise, wie das Identitätsurtheil *τὸ θεοφιλὲς θεοφιλές ἐστιν* auf dem *φιλεῖσθαι ὑπὸ τῶν θεῶν* beruht, auch das Identitätsurtheil *τὸ ὅσιον ὁσιόν ἐστιν* auf dem gleichen Grunde, nämlich auf *φιλεῖσθαι* beruhen: *εἰ δὲ διὰ τὸ φιλεῖσθαι ὑπὸ τῶν θεῶν τὸ θεοφιλὲς θεοφιλὲς ἦν, καὶ τὸ ὅσιον ἂν διὰ τὸ φιλεῖσθαι ὅσιον ἦν.* Nun ist aber oben gesagt worden, dass *τὸ ὅσιον, διότι ὅσιόν ἐστιν, φιλεῖται, ἀλλ' οὐχ ὅτι φιλεῖται, διὰ τοῦτο ὅσιόν ἐστιν.*

Nachdem also die hiemit gemachte Probe auch nicht zutrifft, so ist es klar, dass *τὸ ὅσιον* und *τὸ θεοφιλές* nicht identisch sind: *νῦν δὲ ὁρᾷς, ὅτι ἐναντίως ἔχετον, ὡς παντάπασιν ἑτέρω ὄντε ἀλλήλων.*

Aus dieser Darstellung geht hervor, dass Platon die oben aufgestellten logischen Sätze thatsächlich zum Bewusstsein bringen wollte und sie an den besprochenen Stellen der Argumentation angewendet hat. Nur so kommt eine Beweisführung zustande und wird die Stelle verständlich.

Unten S. 12 beruht die Definition des *τὸ ὅσιον* als *πᾶν δίκαιον, τὸ δὲ δίκαιον οὐ πᾶν ὅσιον* auf der Erkenntnis der gleichen logischen Sätze.

II. S. 15 B.

Es folgt nun die zweite Erörterung und soll der Nachweis versucht werden, dass die Rückkehr zur ursprünglichen Definition am Schlusse des Dialoges nur eine scheinbare sei und dass in Wirklichkeit die Definition des *ὅσιον* im Platonischen Sinne erreicht werde.

Auf Sokrates' Frage, wozu die Opfergaben der Menschen den Göttern seien, antwortet Euthyphron, indem er sagt, sie seien nur eine Ehrenbezeugung, Ehrengaben, ein Ausdruck der *χάρις*. Sokrates fasst nun diese Antwort und die vorausgehende Erörterung so zusammen, dass er sagt: *κεχαρισμένον ἄρα ἐστίν, ὦ Εὐθύφρον, τὸ ὅσιον, ἀλλ' οὐχὶ ὠφέλιμον οὐδὲ φίλον τοῖς θεοῖς*; 15 B.

Gegen diese Zusammenfassung erhebt nun Euthyphron Einsprache mit den Worten: *οἶμαι γε ἔγωγε πάντων γε μάλιστα φίλον.* Anlässlich dieses Einspruches erklärt nun Sokrates, dass dann die Erörterung auf jenem Punkte stehe, wo sie war, als man das *ὅσιον* mit *θεοφιλές* zu erklären versuchte.

Indem hiemit Euthyphron auf seinen früheren Standpunkt zurückfällt und Sokrates dieses constatiert, so war die Erörterung selbst doch schon weiter gekommen. Inwiefern die Frage, was das *ὅσιον* sei, in dieser Partie, die resultatlos zu verlaufen scheint, gefördert worden sei, soll nun zunächst beleuchtet werden.

Zu diesem Zwecke ist es nöthig, bei S. 14 B anzuknüpfen. Dort ist der glatte Verlauf der Erörterung abgebrochen und in ein neues Geleise gebracht worden. Bonitz (Platonische Studien von Bonitz, 3. Auflage, Berlin 1886) resumiert in seinen Plat. Studien S. 231 die hier zu besprechende Stelle folgendermaßen:

„Wollen wir also das Wesen der Frömmigkeit bestimmen, so müssen wir angeben können, welches denn das Werk der Götter ist, zu dessen Ausführung sie die Menschen in Dienst nehmen. Dieser bestimmt gestellten Frage des Sokrates weicht Euthyphron zunächst durch allgemeine Wendungen und, da diese nicht Annahme finden, durch die Erklärung aus, es würde zu weit führen, hierauf genaue Antwort zu geben; Frömmigkeit bestehe eben, kurz gesagt, darin, dass man es verstehe, in Opfern und Beten den Göttern Wohlgefälliges zu thun. Da nun in diesem Beten und Opfern, das heißt in diesem Verkehre des Forderns und Gebens, den Göttern doch nichts gegeben werden kann, was ihnen nothwendig oder nützlich wäre, sondern die Gaben an die Götter nur Ehrengaben sein können zu der Götter Wohlgefallen, so ist die Erklärung im Kreislaufe zu der vorher widerlegten, fromm sei das Gottgefällige, zurückgekehrt und Sokrates sieht sich somit in der

Hoffnung getäuscht, durch Euthyphron über das Wesen der Frömmigkeit Belehrung zu erhalten."

Ähnlich gibt Wohlrab den Inhalt der Stelle an, indem er o. c. S. 6 schreibt: „Indem nun Sokrates den Begriff Dienst untersucht, findet er, dass durch jede Dienstleistung etwas hervorgebracht wird. Er fragt also, was die Götter dadurch, dass wir ihnen dienen, ins Werk setzen. Vieles Gute, antwortete Euthyphron. Diese Antwort tadelt Sokrates als zu allgemein. Statt aber näher zu bestimmen, was das besondere Gute sei, was gerade durch dieses Dienstverhältnis hervorgebracht werde, bringt Euthyphron einen neuen Erklärungsversuch. 13 D — 14 A.

c) Euthyphron behauptet: fromm ist, wer den Göttern Wohlgefälliges sagt und thut in Gebet und Opfer; dadurch erhält man sein Haus wie den Staat. Sokrates tadelt diese längere Antwort als eine Abweichung von dem rechten Wege, den man eingeschlagen hatte. Er präcisiert des Euthyphron Erklärung dahin, Frömmigkeit sei die Kenntnis zu opfern und zu beten; im Opfer beschenke man die Götter, im Gebet wünsche man etwas von ihnen. Wer die Götter recht bittet, bittet um das, was er bedarf; wer sie recht beschenkt, schenkt ihnen das, was sie bedürfen. So wäre die Frömmigkeit eine Art Handelsgeschäft. Während nun ganz offenbar ist, welchen Nutzen die Menschen von den Gaben der Götter haben — alles Gute kommt ja von ihnen — ist nicht so leicht verständlich, was den Göttern unsere Gaben nützen. Man könnte das Wesen derselben damit bezeichnen, dass man sagt, sie seien den Göttern etwas Wohlgefälliges. Dann würde man wieder auf die Erklärung kommen: fromm ist, was den Göttern angenehm ist. Auf diese Weise wäre man zu der anfänglichen Erklärung, die bereits widerlegt war, zurückgekehrt. 14 A — 15 C."

In der Weise wird der Inhalt der in Frage stehenden Partie von den beiden citierten Gelehrten ausgeführt.

Diese Inhaltsangaben lassen sich nun, wie ich glaube, nach dem Platonischen Texte in einem Punkte ergänzen. Zunächst mög bemerkt werden, dass Platon die frühere Erklärung *τὸ ὅσιον θεοφιλές ἐστιν* mit der hier sich ergebenden doch nicht ganz einfach identificiert. S. 15 B lässt Platon den Sokrates fragen *κεχαρισμένον ἄρα ἐστίν, ὦ Εὐθύφρον, τὸ ὅσιον, ἀλλ' οὐχ ὠφέλιμον οὐδὲ φίλον τοῖς θεοῖς*; Der Ausdruck *κεχαρισμένον* wird demnach vom Sokrates angenommen, dagegen der Ausdruck *ὠφέλιμον* und *φίλον* abgelehnt. Indem sich Euthyphron gegen diese Ablehnung des Ausdruckes *τὸ ὅσιον φίλον τοῖς θεοῖς* wendet und im Gegensatz dazu behauptet, nach seiner Meinung sei das Fromme *πάντων γε μάλιστα φίλον*, da erst fasst ihn Sokrates beim Worte und erklärt: *τοῦτο ἄρ' ἐστὶν αὖ, ὡς ἔοικε, τὸ ὅσιον, τὸ θεοῖς φίλον*, was Euthyphron bestätigt mit den Worten *μάλιστά γε*. Darauf constatiert nun Sokrates, dass so die Erklärung im Kreislaufe zu der vorher widerlegten zurückgekeh

sei. Mit dem Worte *φίλον* berührt sich thatsächlich die frühere Erklärung, die mit dem Ausdrucke *προσφιλές* begonnen und dann mit *θεοφιλές* und *ὑπὸ θεῶν φιλούμενον* fortgesetzt wurde: *ἔστι τοίνυν τὸ μὲν τοῖς θεοῖς προσφιλὲς ὅσιον* S. 7 A, *τὸ μὲν θεοφιλές τε καὶ ὁ θεοφιλὴς ἄνθρωπος ὅσιος* S. 7 A, *ἀλλὰ μὲν δὴ διότι γε φιλεῖται ὑπὸ θεῶν, φιλούμενόν ἐστι καὶ θεοφιλὲς *τὸ θεοφιλές** S. 10 D.

Es ist darum festzuhalten, dass Platon beim Worte *τὸ ὅσιον τὸ τοῖς θεοῖς φίλον* den Euthyphron in die vorne gegebene Erklärung, welche mit S. 11 A als unhaltbar und abgethan erschien, zurückfallen lässt. Das Wort *κεχαρισμένον* dagegen, mit welchem Sokrates infolge der Auseinandersetzung über den Zweck der Opfergaben eine neue Definition des Frommen aufstellt, wird in den wiederkehrenden Kreislauf nicht einbezogen, sondern erscheint geradezu als Gegensatz zu *ὠφέλιμον* und *φίλον*. Das ist demnach der Punkt, womit die oben angeführten Inhaltsangaben zu ergänzen sind. Und nun entsteht die Frage, ob mit dem Worte *κεχαρισμένον ἆρα ἐστίν, ὦ Εὐθύφρον, τὸ ὅσιον* nicht ein Fortschritt in dem Gange des Dialoges und unter entsprechender Betonung, beziehungsweise Auslegung des Wortes *κεχαρισμένον*, ein befriedigender Abschluss desselben festzustellen sei.

Ich will nun versuchen, den Inhalt der fraglichen Partie so darzustellen, dass die Tendenz des Ausdruckes *κεχαρισμένον* hervorgehoben und verwertet wird. Vorerst möge hingewiesen werden, dass dieses Wort in der Form *κεχαρισμένα* zuerst dort angewendet wird, wo das Gespräch eine Störung erleidet und auf ein anderes Geleise gebracht wird. Dort S. 14 B wendet es Euthyphron an und zwar in der fast gleichen Verbindung, wie es hier S. 15 B Sokrates gebraucht. Auf die Frage des Sokrates, was denn das Werk der Götter sei, zu dessen Ausführung sie die Menschen in Dienst nehmen, gibt Euthyphron, indem er gleichsam zur Entschuldigung für Sokrates hervorhebt, dass es schwer sei, dieses alles zu verstehen, die nach seiner Meinung einfache Antwort dahin ab, dass er sagt, wenn jemand versteht, den Göttern *κεχαρισμένα* zu sagen und zu thun in Gebet und Opfer, so ist das fromm und das erhält Familien und Staaten; das Gegentheil von *κεχαρισμένα* ist gottlos und das zerstört und vernichtet alles.

In diesen Worten des Euthyphron sind nun zweierlei Dinge enthalten: Die Antwort auf die Frage und der Stoff für die Fortführung des weiteren Gespräches. Die Antwort auf die obige Frage liegt in den Worten: *σώζει (τὰ ὅσια) τούς τε ἰδίους οἴκους καὶ τὰ κοινὰ τῶν πόλεων*. Hätte Euthyphron auf die obige Frage *τί δὲ δή; τῶν πολλῶν καὶ καλῶν ἃ οἱ θεοὶ ἀπεργάζονται, τί τό κεφάλαιόν ἐστι τῆς ἐργασίας;* hätte er nur die ausgezogenen Worte in die Antwort gebracht, Sokrates hätte sich wahrscheinlich mit der Antwort begnügen können. So aber macht er dem Euthyphron Ausstellungen an der Antwort, die Antwort sei

zu lang und weiche von der Frage ab. Indem also Platon hier den bisherigen Stoff des Gespräches für den aufmerksamen Leser abschließt, sucht er zugleich durch die Art der Antwort einen geeigneten Übergang für die Fortführung des Gespräches in einer anderen Richtung zu gewinnen. In dieser Verflechtung des Gesprächsstoffes liegt gewissermaßen eine Art äußerer Technik des Dialoges, die mit solchen Mitteln das Interesse für den Gegenstand des Gespräches in erhöhtem Maße zu erwecken und den Hörer, bezw. Leser zur selbstthätigen Theilnahme heranzuziehen sucht.

Dass der Stoff in der Richtung der gegebenen Frage hier abgeschlossen sei, dürfte aus folgender Auseinandersetzung hervorgehen. Die Frömmigkeit wurde als ein Theil der Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit, d. i. der Sittlichkeit bezeichnet und zwar als derjenige Theil, welcher die den Göttern zugewendete Sorge — *θεραπεία* — betrifft. Diese Sorge ist selbstverständlich nicht mit der Sorge eines höheren Wesens gegenüber einem niederen — *ἱππική, κυνηγετική, βοηλατική* — zu vergleichen, sondern ist die Sorge eines niederen Wesens gegenüber einem höheren, sie ist ein Dienst — *ὑπηρετική* — vergleichbar dem Dienste der Sclaven gegenüber ihrem Herrn. Und als nun die Frage beantwortet werden sollte, welche Werkthätigkeit, welches Ziel damit erreicht werde, dass wir Menschen im Dienste der Götter stehen, dass die Götter uns als ihre Diener benützen, so weicht zuerst Euthyphron mit der allgemeinen Wendung aus, dass mit diesem Dienste die Götter viel Schönes erzielen. Mit dieser Antwort ist Sokrates nicht zufrieden und leitet Euthyphron zu einer näheren und bestimmteren Antwort an, indem er in Vergleich zieht, dass z. B. bei einem Feldherrn unter dem vielen Schönen das hauptsächlichste Werk der Sieg, beim Landmanne die aus der Erde gewonnene Nahrung sei. Darnach möge nun Euthyphron antworten, was das hauptsächlichste Werk der Götter sei, das sie durch den menschlichen Dienst hervorbringen. Auf diese Frage nun passt, wie es scheint, ganz klar und einfach die Antwort, welche in Euthyphrons Worten liegt: Die Wohlfahrt der Familien und Staaten *καὶ σώζει τὰ τοιαῦτα τούς τε ἰδίους οἴκους καὶ τὰ κοινὰ τῶν πόλεων.*

Noch heutzutage betrachten die Dichter und Denker die Gottesverehrung als einen integrierenden Theil der Sittlichkeit, als die Basis eines gedeihlichen Bestehens der Familien und Staaten. Nehmen wir die Heiligkeit der Ehe, den im Eide ruhenden, durch der Gottheit Auge bewachten Treubund der Gesellschaft im großen und kleinen hinweg, hinweggenommen ist die Basis des Bestandes der Familien und der Staaten. Ich denke, dieses wollte auch Platon sagen, indem er schrieb: *καὶ σώζει τὰ τοιαῦτα τούς τε ἰδίους οἴκους καὶ τὰ κοινὰ τῶν πόλεων· τὰ δ' ἐναντία τῶν κεχαρισμένων ἀσεβῆ, ἃ δὴ καὶ ἀνατρέπει ἅπαντα καὶ ἀπόλλυσιν.*

Werden die Worte *σώζει τούς τε ἰδίους οἴκους καὶ τὰ κοινὰ τῶν πόλεων* in diesem Sinne gelesen und betont, so dürfte

wohl kein Zweifel bestehen, dass in ihnen die geheischte Antwort auf die gegebene Frage nach der Werkthätigkeit des der Gottheit geweihten Dienstes thatsächlich enthalten sei. Auf diesen Theil der Antwort sind dann auch die Worte des Sokrates zu beziehen, welche die Erklärung enthalten, dass ihm Euthyphron auf seine Frage viel kürzer hätte antworten können, wenn er es gewollt hätte. Hätte Euthyphron, der bei der Sache war — *ἐπειδὴ ἐπ' αὐτῷ ἦσθα* — bloß das Bezügliche geantwortet, erklärt Sokrates, so hätte er von Euthyphron genug gelernt betreffs der Frömmigkeit. In diesen Worten liegt wohl deutlich die Annehmbarkeit der Antwort, und wir können diese Worte geradezu als die durch Platon gegebene äußere Bestätigung der Richtigkeit der Antwort bezüglich der gestellten Frage ansehen.

Nun aber sind in der gegebenen Antwort noch andere Äußerungen enthalten, welche Sokrates als eine Ablenkung vom Thema bezeichnet. Euthyphron sagt nämlich außerdem noch: *ἐὰν μὲν κεχαρισμένα τις ἐπίσταται τοῖς θεοῖς λέγειν τε καὶ πράττειν εὐχόμενός τε καὶ θύων, ταῦτ' ἔστι τὰ ὅσια.* Es gibt also Euthyphron aus Anlass der gestellten Frage eine neue Definition vom *ὅσιον*. Euthyphron lässt unberücksichtigt, wieweit die bisherige Erörterung des Themas gelangt ist, er vergisst, dass bereits ausgeführt wurde, dass die Frömmigkeit ein Theil der menschlichen Sittlichkeit sei, und indem er dieses vergisst oder vielmehr seine eigenen Vorstellungen über die Frömmigkeit von neuem wieder in den Vordergrund stellt, verbindet er damit die oben ausgeführte Antwort. Während nun Sokrates die Antwort auf seine Frage durch die oben berührten Wendungen annimmt, verfolgt er im weiteren die mitgeäußerte Zuthat, den ferneren Stoff des Gespräches, der als eine Ablenkung vom Thema bezeichnet wurde — *ἀπερόπου* —. Denn der Liebhaber müsse ja dem Geliebten folgen, wohin dieser führe.

Sokrates formuliert also zunächst wieder den Gegenstand der Ablenkung in seiner kritischen Weise, indem er sagt: Die Frömmigkeit ist Dir demnach irgend eine Kenntnis des Opferns und Betens. Dann analysiert er diesen Satz in der gleichen Weise im einzelnen. Das Beten sei ein Bitten, das Opfern ein Gabengeben, ein Schenken. Man bitte um das, was man brauche, wenn man richtig bitte, und man schenke, was der zu Beschenkende brauche, wenn man richtig schenke. Dies alles gibt Euthyphron zu. Selbst die ironische Schlussfolgerung, die Sokrates macht, indem er die äußere und scheinbare Frömmigkeit beim Beten und Opfern charakterisiert, gibt Euthyphron zum Theile zu, wenn es ihm auch nicht vom Herzen zu gehen scheint. Sokrates sagt, dann ist ja die Frömmigkeit eine Handelsfertigkeit — *ἐμπορικὴ τέχνη* — für den gegenseitigen Verkehr zwischen den Menschen und Göttern. Ja, eine Handelsfertigkeit, erklärt Euthyphron, hinzufügend, wenn es Dir angenehmer ist, sie so zu nennen. Sokrates wird wieder ernst und erklärt, dass es ihm um die Wahrheit zu thun sei. Nun möge Euthyphron

ihm sagen, welchen Nutzen denn die Götter von de
Menschen hätten. Was die Götter den Menschen geben
es gäbe nichts Gutes, was uns die Götter nicht geben
haben die Götter von uns? Oder sind wir Mensc
genannten Handelsgeschäfte um soviel besser daran,
den Göttern alles erhalten, die Götter aber von uns
Hier erhält Euthyphron wieder die Fassung und erkl
Götter von den Menschen nichts erhalten können.
stellt Sokrates die weitere Frage: *ἀλλὰ τί δήποτ' ἄ*
ὦ Εὐθύφρον, τὰ παρ' ἡμῶν δῶρα τοῖς θεοῖς;

Mit dieser Frage sind wir zu unserer Stelle ge
den Ausgangspunkt der vorliegenden Erörterung bildet.
antwortet auf die Frage, was die Opfergaben an d
bedeuten haben, mit den Worten: *τί δ' οἴει ἄλλο, ἢ*
γέρα καὶ ὅπερ ἐγὼ ἄρτι ἔλεγον, χάρις; Die Opfe
anderes, sagt Euthyphron, als eine Ehrenbezeugung
sind Ehrengaben und, wie er es schon früher —
κεχαρισμένα — bezeichnet haben will, eine *χάρις*.
hier die Frage, was bedeutet *χάρις*? Wenn die Me
die Opfergaben den Göttern nichts geben können, was
wozu opfern sie dann? Um den Göttern nebst *τιμ*
die *χάρις* auszudrücken. Heutzutage würden wir sag
Göttern die Huldigung, d. i. das Gefühl der Liebe u
keit, der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit unter ihre
ihre Macht auszudrücken. *Χάρις* bedeutet hier w
Huldigung.

Könnte *χάρις* auch Wohlgefallen bedeuten? Die
gereichen den Göttern zum Wohlgefallen, zur Freude
Bedeutung würde allerdings das Wort *κεχαρισμένον* pa
Sokrates anwendet, um damit eine neue Definition de
zustellen. Unter Beziehung auf den Ausdruck *χάρις*
lich Sokrates nunmehr *τὸ ὅσιον* mit *κεχαρισμένον*
κεχαρισμένον ἄρα ἐστίν, ὦ Εὐθύφρον, τὸ ὅσιο
χαρισμένον wäre nach gewöhnlicher Annahme das W
Ist diese Annahme richtig, dann wäre auch für *χά*
deutung Wohlgefallen, Freude nothwendig. Ich glaube
diese Annahme nicht richtig ist. Wie wäre sonst d
zu *κεχαρισμένον*, der in die folgenden Worte *ἀλλ' οὐ*
οὐδὲ φίλον τοῖς θεοῖς gelegt ist, verständlich. We
lich den Begriff wohlgefällig in den Ausdruck *κεχαρισ*
so können wir daneben den Gegensatz *φίλον* nic
Wohlgefällig und lieb kommt doch auf eins hinaus
soll *φίλον* einen Gegensatz zu *κεχαρισμένον* bilden,
den Sokrates sagen lässt: *κεχαρισμένον ἄρα τὸ*
ἀλλ' οὐ ... φίλον τοῖς θεοῖς. Das Fromme ist
fällig, aber nicht ... lieb. Das wäre doch nur ei
aber kein Gegensatz.

Deshalb halte ich dafür, dass sich die Bedeutung von *κεχαρισμένον* an die Bedeutung von *χάρις* im Sinne von Huldigung anzulehnen hat. Die Worte *χάρις* und *κεχαρισμένον* sollen hier eine Eigenschaft ausdrücken, welche die Frömmigkeit am Menschen charakterisiert, und zunächst nicht den Eindruck wiedergeben, den allenfalls die Götter haben, wenn sie auf die Menschen, welche die Frömmigkeit üben, herniederschauen. Dieser Standpunkt ist auch vorne stets so festgehalten, so in der Frage S. 13 E, wo es heißt: *τί ποτ' ἐστὶν ἐκεῖνο τὸ παγκάλον ἔργον, ὃ οἱ θεοὶ ἀπεργάζονται ἡμῖν ὑπηρέταις χρώμενοι*; Ferner S. 14 C: *τί δὴ αὖ λέγεις τὸ ὅσιον εἶναι καὶ τὴν ὁσιότητα; οὐχὶ ἐπιστήμην τινὰ τοῦ θύειν τε καὶ εὔχεσθαι*; Indem also die Menschen den Göttern dienen, erzielen sie den Vortheil nur für sich und die menschliche Gesellschaft, ohne den Göttern selbst damit etwas zu nützen, und indem sie opfern, bezeugen sie den Göttern, von denen sie alles Gute haben, die Verehrung, die Huldigung. Wie *τιμή* und *γέρα*, so soll auch *χάρις* und im Zusammenhange damit auch *κεχαρισμένον* die Gesinnung der Menschen gegen die Götter und nicht die der Götter gegen die Menschen ausdrücken. Dieser Standpunkt ist für *χάρις* und für *κεχαρισμένον* festzuhalten.

Χάρις bedeutet demnach hier Huldigung und nicht Wohlgefallen. Aus dieser Bedeutung von *χάρις* wird sich nun auch die Bedeutung von *κεχαρισμένον* erschließen lassen. Sokrates benützt den Standpunkt des Euthyphron, welchen dieser bezüglich der Opfergaben einnimmt, um von diesem Standpunkte aus die Definition für das *ὅσιον* zu gewinnen. Während sich nämlich sonst Euthyphron sozusagen in den höheren Regionen bewegt, indem er *περὶ τῶν θείων ὅπῃ ἔχει καὶ τῶν ὁσίων τε καὶ ἀνοσίων* ganz genau unterrichtet zu sein vorgibt — S. 4 E — und betreffs der Götter nicht bloß die gewöhnlichen Erzählungen zu wissen behauptet, sondern auch noch Außergewöhnliches, worüber dem Sokrates, falls er es hört, die Haare zu Berge stehen werden — S. 6 C — und hiebei seine Meinung über das Fromme von dem Standpunkte abgibt, als ob er wüsste, was die Götter davon halten, dass sie es nämlich lieben und nicht hassen, ohne jedoch im weiteren den Grund der Liebe zum Frommen seitens der Götter, somit das Wesen der Frömmigkeit bestimmen zu können, so wird er im zweiten Theile des Dialoges von Sokrates auf ein anderes Gebiet geleitet, auf den menschlichen Standpunkt und gelangt zur Erkenntnis, dass das Fromme ein Theil der Gerechtigkeit sei. Diesen Standpunkt gewinnt Euthyphron nun auch bezüglich der Opfergaben, wenn er sie als *τιμή* und *γέρα* bezeichnet, als Ehrenbezeugung, als Ehrengaben der Menschen an die Götter. Darin liegt schon die Frömmigkeit. Und wenn *χάρις* als die Huldigung gegen die Götter aufgefasst wird, so ist damit dieser gleiche Standpunkt gewahrt. Von diesem Standpunkte aus kann also Sokrates das Resultat der Unterredung zusammenfassen und sagen: In dieser Huldigungsbezeugung

gegen die Götter liegt also die Frömmigkeit — *κεχαρισμέ ἐστίν, ὦ Εὐθύφρον, τὸ ὅσιον.*

Im Gorgias S. 507 B ist die Frömmigkeit am bezeichnet, indem es heißt: *καὶ μὴν περὶ μὲν ἀνθρώ προσήκοντα πράττων δίκαι' ἂν πράττοι, περὶ δὲ θεο τὸν δὲ τὰ δίκαια καὶ ὅσια πράττοντα ἀνάγκη δίκ ὅσιον εἶναι.* Darnach ist *ὁ ὅσιος — ὁ περὶ τοὺς προσήκοντα πράττων.* Wollte man hieraus die Def *τὸ ὅσιον* construieren, so könnte sie lauten: *τὸ ὅσιόν περὶ τοὺς θεοὺς προσηκόντως πεπραγμένον.* Aus uns im Euthyphron könnte man hinwiederum die Definition fü aufstellen, die demnach lauten müsste: *ὁ ὅσιός ἐστιν ὁ χαριζόμενος*, fromm ist derjenige, der den Göttern huldi sächlich ist nun dieses Wort in Xenophons Memorabilien Sinne angewendet. In IV. 3. 16 liest man: *ὁρᾷς γάρ, Δελφοῖς θεός, ὅταν τις αὐτὸν ἐπερωτᾷ, πῶς ἂν τ χαρίζοιτο, ἀποκρίνεται· Νόμῳ πόλεως· νόμος δὲ δή ταχοῦ ἐστι κατὰ δύναμιν ἱεροῖς θεοὺς ἀρέσκεσθαι· ἂν τις κάλλιον καὶ εὐσεβέστερον τιμᾷ θεούς, ἢ κελεύουσιν, οὕτω ποιῶν;*

Darnach ist es also wahrscheinlich gemacht, dass das Wort *χάρις* an unserer Stelle in Euthyphron im Z hange mit *τιμή* und *γέρα* als Huldigung, andererseits *κεχα* in Anlehnung an *χάρις* und im Gegensatze zu *φίλον* al Huldigung Dargebrachte — Opfer —, als das zur Bezeugte — Gebet —, sagen wir, als Huldigungsbeze deutet werden müsse.

Wird diese Bedeutung festgehalten, so bekommen neue und zwar hier die letzte und entschiedene Definitio *ὅσιον*, eine Definition, welche den Gedanken Platons wi soll. Die Frömmigkeit ist die Huldigungsbezeugung Götter, gegen die Gottheit als ein ethisch vollkommene Der Gedanke erinnert an die christlichen Sätze: Liebe Alles und halte seine Gebote. Der Gedanke ist demnac würdig und dieser Gedanke liegt in den Worten *κεχα ἄρα τὸ ὅσιον.* Mit dieser Aufstellung erhält nun aber eine ganz andere Wendung und der Inhalt einen befri Abschluss.

Wenn wir den Gedankengang des Dialoges überb ist die Frömmigkeit ein Theil der Sittlichkeit, d. i. der g sittlichen Haltung und Gesinnung des Menschen, und Theil, der den Dienst der Götter betrifft. Dieser Theil de keit ist wichtig, darauf beruht das Heil der Familien un Insofern nämlich der Mensch seine Frömmigkeit in Ge Opfern äußert, um damit den Göttern seine Huldigung zu ist er sich der Unterordnung unter das Walten und die Götter bewusst, was wegen der daraus entspringenden f

Selbstbeschränkung auch der Familie und dem Staate zugute kommt. Ist dieses der Fall, dann und nur dann ist die Frömmigkeit vorhanden. Eine solche Frömmigkeit ist dann auch den Göttern lieb. Und diese Frömmigkeit ist wohl zu unterscheiden von jener fanatischen Frömmigkeit, mit welcher der Sohn den eigenen Vater wegen eines vermeintlichen Vergehens verfolgen will, oder von jener Frömmigkeit, welcher so verkehrte Vorstellungen über das göttliche Wesen zugrunde liegen, dass ihm Unklarheit in ethischen Fragen und menschliche Schwächen oder Fehler zugemuthet werden, oder von der Frömmigkeit der Phrase ohne bewussten sittlichen Halt, wie diese Scheinarten im ersten Theile des Dialoges zur Darstellung gelangen. Diesen Spielarten gegenüber ist das *ὅσιον* als *κεχαρισμένον τοῖς θεοῖς* als Huldigungsbezeugung gegen die Götter auch eine Frömmigkeit im Platonischen Sinne. Denn wie Euthyphron zuvor das als fromm erklärt hatte, wenn jemand versteht *κεχαρισμένα λέγειν τε καὶ πράττειν εὐχόμενός τε καὶ θύων*, so konnte Sokrates diese Erklärung annehmen unter der Voraussetzung, dass die Opfergaben den zuletzt ausgesprochenen Charakter haben und dass in das Wort *κεχαρισμένον* jene Bedeutung gelegt werde, welche in den correspondierenden Worten *τιμή τε καὶ γέρα καὶ χάρις* liegt. In diesem Sinne konnte sich Sokrates die Definition *κεχαρισμένον τὸ ὅσιον* aneignen.

Das Übrige gehört zur Technik des Dialoges. Der Ausdruck *οὐδὲ φίλον*, welcher mit *οὐχὶ ὠφέλιμον* verbunden wird, ist an unserer Stelle ironisch gemeint. Indem sich Euthyphron für das positive *φίλον* und zwar hier mit Recht einsetzt, zieht er sich den Vorwurf zu, dass er hiemit zur früheren Definition zurückgekehrt sei. In Wirklichkeit hat aber das von Euthyphron hier vertheidigte *φίλον* eine ähnliche Stelle, wie z. B. im Protagoras das *διδακτόν* bei *ἀρετή*. Die *ἀρετή* wird im Protagoras nämlich anfangs vom Sokrates als *οὐ διδακτόν*, zuletzt aber als *διδακτόν* erklärt, ein Widerspruch, der sachlich in der Weise gelöst wird, dass die „gemeine auf der *δόξα* beruhende Tugend" als nicht lehrbar, dagegen die „philosophische auf der *ἐπιστήμη* beruhende Tugend" als lehrbar bezeichnet wird. Das scheinbare Räthsel ist demnach dort wie hier kein Räthsel, und Platon hat für die Leser das Resultat fertig gestellt, wenn er auch, um die Niederlage und den Rückzug des Gegners äußerlich erträglicher zu gestalten, den Sokrates so zeichnet, als sei auch für ihn etwas in der Schwebe geblieben. Dieser scheinbare Zweifel, die vorgegebene Unwissenheit gehört aber so ganz zu jener Sokratischen Ironie, mit der Platon in ähnlichen Scenen die Gestalt des Sokrates ausstattet. Über das wirkliche Resultat des Dialoges braucht man deshalb nicht im Zweifel zu sein.

Auch die Wirkung des Gespräches auf Euthyphron ist im Dialoge ausdrücklich charakterisiert. Euthyphron geht nicht zum Gerichte, um seinen Vater anzuklagen, was er anfangs thun wollte.

der Weise zum Ausdruck gebracht zu haben, d
Dialoges im ganzen hiedurch einen befriedigenden

Laibach.

Zur Grundbedeutung des Conju
Lateinischen.

Nachdem B. Delbrück (Der Gebrauch des
Optativus im Sanskrit und Griechischen, Halle
Behauptung aufgestellt hat, dass der einfache S
der zusammengesetzte, und dass man demzufolge
der selbständigen Sätze als einziges Operations
findung der grammatischen Grundbegriffe ansehe
selbe ungeachtet der dagegen von Ludwig und
erhobenen Einsprüche von vielen Seiten mit Bei
worden (vgl. Delbrück, Die Grundlagen der gri
Halle 1879, S. 115) und für die syntaktischen
lateinischen Sprache besonders von W. Deecke
und lateinischen Nebensätze auf wissenschaftliche
geordnet; Progr. des Gymn. zu Buchsweiler, Colma
S. 50 ff.; Lateinische Schulgrammatik, hierzu Erlä
1893, §. 437) und von Gardner Hale (Die cu
ihre Geschichte und ihre Functionen. Aus dem
setzt von Neitzert, Leipzig 1891) verwertet wor
hauptet in seiner lateinischen Schulgrammatik un
alle Hypotaxis aus der Parataxis hervorgegangen

Dass die Sprache in der Zeit ihrer Entste

verhältnis von der äußeren, rein grammatischen Form einer Gedankenreihe nicht streng unterscheidet. Denn wenn auch zugegeben werden mag, dass eine gewisse hypotaktische Satzverbindung formell aus einer entsprechenden parataktischen entstanden ist, so muss doch eingeräumt werden, dass eben jene ursprüngliche parataktische Verbindung von Anfang an eine logische Hypotaxis war. Wer sagt: *facias, rogo* oder *venerit, videbit*, dem schwebt schon dasselbe logische Verhältnis vor, wie jenem, welcher *rogo, ut facias* oder *si venerit, videbit* spricht. Daraus folgt, dass in logischer Hinsicht die Hypotaxis ebenso alt ist, als die Parataxis. Das gibt gewissermaßen auch Delbrück (Der Gebrauch des Conjunctivs und Optativs, S. 98) zu, indem er behauptet, dass die Hypotaxis anfangs nur durch eine entsprechende Satzbetonung bezeichnet wurde. Will man nun diese ansprechende Annahme billigen, so liegt es nahe zu vermuthen, dass eben diese Satzbetonung, indem sie sich an der bedeutendsten Stelle der Sätze, an dem aussagenden Verbum, stets wiederholte, den ältesten Keim der Modi bildete. Sonst ist noch bei diesem schwierigen Problem auch das wohl zu berücksichtigen, dass die Häufigkeit der parataktischen Verbindungen nicht durchgehends in einem verkehrten und ebenso die der hypotaktischen in einem geraden Verhältnisse zur geschichtlichen Entwicklung einer Sprache steht. Es könnte wohl vorkommen, dass mit dem Verfall der Cultur eines Volkes auch die parataktischen Verbindungen in der Sprache desselben überhandnehmen; ja auch hoch in der Cultur stehende Völker und Schriftsteller werden manchmal der eingewucherten, übertrieben langen hypotaktischen Satzgefüge überdrüssig und bevorzugen die Parataxis, wie das Beispiel der römischen Literatur nach Cicero, insbesondere des Philosophen Seneca Schreibweise lehrt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehe ich zum lateinischen Conjunctivus über. Bekanntlich haben die Versuche der gelehrten Forscher die indoeuropäische oder, wie sie Delbrück nennt, proethnische Bedeutung des Conjunctiv festzustellen, aus welcher sich die Anwendung dieses Modus in der historischen Zeit verschiedener Sprachen erklären ließe, zu keinem sicheren Resultate geführt. Delbrück selbst, der dem Conjunctiv den Grundbegriff des Wollens, dem Optativ den des Wunsches anfänglich vindicierte, gab später zu (Die Grundlagen der griechischen Syntax, S. 116 f.), dass es wohl möglich wäre, in beiden Modi den ursprünglichen futurischen Sinn zu finden, und zwar im Conjunctiv die Bezeichnung der nahen, im Optativ die der ferneren Zukunft. Brugmann (Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogerm. Sprachen, S. 1280) schreibt dem Conjunctiv zwei ursprüngliche Bedeutungen, die des Wollens und die der Zukunft zu. Schmalz (Latein. Syntax in Müllers Handb. der class. Alterthumsw. Bd. II, 1, S. 257) vindiciert nach Delbrücks Vorgang dem lateinischen Conjunctiv als dem Erben des semasiologischen Umfanges des indoeuropäischen Con-

junctivs und Optativs die Grundbedeutung des Wollens und des Wunsches, im allgemeinen die etwas zu unbestimmte, ihm schon von Madvig zuerkannte Bedeutung der Subjectivität. Deecke (Erläuterungen §. 355) nennt den lateinischen Conjunctiv eine Möglichkeitsform, Kühner und Zumpt einen Modus der Vorstellung. Überhaupt suchten die älteren Forscher den Grundbegriff dieses Modus im Lateinischen aus allen seinen Anwendungen, sowohl in Haupt- als auch in Nebensätzen zu ermitteln, die neueren hingegen giengen in der Reconstruierung seiner Grundbedeutung von der Ansicht aus, dass diese ursprüngliche Bedeutung in der Anwendung dieses Modus in den Hauptsätzen zu suchen sei, woher sie sich in die Nebensätze verpflanzt habe. Wenn man nun der älteren Auffassungsweise mit Recht vorwerfen kann, dass sie mechanisch sei, so erscheint mir, wie ich schon oben angedeutet habe, auch die neuere nicht berechtigt, sei es, dass man sich in dieser Hinsicht auf die historischen Erscheinungen der lateinischen Sprache beschränkt oder auch auf die ursprünglichen Zustände des Indoeuropäischen zurückgeht. Zur näheren Begründung meiner Ansicht füge ich hier hinzu, dass ohne Aufstellung unwahrscheinlicher Hypothesen viele Arten des lateinischen Conjunctivs in den Nebensätzen aus der Bedeutung dieses Modus in den Hauptsätzen nicht erklärt werden können. In erster Reihe kommen in dieser Beziehung die lateinischen Consecutivsätze in Betracht, deren Conjunctiv in keiner Schwestersprache ein Analogon findet. Es ist wohl ein verfehlter Versuch, den Conjunctiv dieser Sätze auf Grund des Conjunctivs der Hauptsätze erklären zu wollen (vgl. Deecke, Lateinische Schulgrammatik, §. 452); denn der Folgesatz drückt in den meisten Fällen eine Thatsache aus. Und zu behaupten, dass von der verhältnismäßig geringen Anzahl von Verbindungen, in denen der Folgesatz eine beabsichtigte, eine mögliche oder bedingte Folge ausdrückt und deswegen schon in der unabhängigen Form den Conjunctiv haben mochte, dieser Conjunctiv durch eine falsche Analogie auf die weit überwiegende Mehrzahl der übrigen Fälle übergangen sei, hieße Ungewöhnliches und Unregelmäßiges auf eine unregelmäßige und ungewöhnliche Weise erklären zu wollen. Auch der Conjunctiv der indirecten Fragesätze lässt sich wohl nicht aus dem Coniunctivus dubitativus unabhängiger Fragen durchgehends ohne Zwang erklären, wie Deecke (Erläuterungen §. 476) anzunehmen scheint. Die Zahl dieser Fragesätze, welche schon in der unabhängigen Form einen Coniunctivus dubitativus zulassen, ist entschieden zu klein, als dass sich der Conjunctiv von denselben gegen das allgemeine Gesetz der Assimilation einer vielmal größeren Anzahl mitgetheilt haben könnte. Übrigens beruht hier der Conjunctiv auf demselben Principe, wie der Conjunctiv der aus dem Sinne dessen, über welchen man eine Mittheilung macht, angeführten Nebensätze (coniunctivus orationis obliquae), und dieser entzieht sich jeder Ableitung von dem Conjunctiv der Hauptsätze.

Vielleicht noch klarer stellt sich die Unmöglichkeit einer Erklärung des Conjunctivs in allen Nebensätzen aus dem Conjunctiv der Hauptsätze in jenen Nebensätzen heraus, welche theils den Conjunctiv, theils den Indicativ je nach dem Zusammenhange und der Anschauung des Mittheilenden haben (relative, temporale, causale, einräumende Sätze). Bekanntlich schwanken unter denselben die cum-Sätze im Gebrauch beider Modi so stark, dass sie sich strengen Regeln fast entziehen, und haben in der neuesten Zeit eine reichhaltige Discussion von vielen Seiten hervorgerufen. Gardner Hale, der in der oben angeführten Schrift hauptsächlich gegen die von vielen Gelehrten gebilligte Ansicht E. Hoffmanns, nach welcher der Conjunctiv in diesen Sätzen von der relativen Zeitgebung bedingt wird, auftrat, hat zwar manche Schwächen der in dieser Beziehung herrschenden Theorien bloßgelegt, aber doch seinen eigenen Standpunkt nicht siegreich behauptet. Denn dass die cum-Sätze meistens der Analogie der relativen Sätze folgen — was schon Zumpt in seiner lateinischen Grammatik dargethan hat — und dass in beiden Arten dieser Sätze nicht der ursächliche, folgernde, einschränkende oder verallgemeinende Zusammenhang principiell den Conjunctiv hervorruft, da es Sätze gibt, die in denselben Bedingungen den Indicativ aufweisen, das wird man Hale wohl zugeben, aber dass der Conjunctiv der Möglichkeit sich zuerst in consecutiven Relativsätzen, die von einem negativen Satze abhängen (Nemo est, quin audeat) festgesetzt, dann von diesem winzigen Bereiche sich auf alle consecutive Sätze, hernach durch Vermittlung solcher consecutiver Relativsätze, in denen die Folge zugleich als Ursache aufgefasst werden kann (Sumne ego homo insipiens, qui haec mecum egomet loquar solus: Plaut. Pseudul. 908), auf alle causale Relativsätze, dann von den causalen durch eine ähnliche, selten auftretende Mittelstufe auf die einschränkenden oder adversativen Relativsätze fortgepflanzt habe, das ist, wenn auch möglich, doch jedenfalls nicht leicht glaublich, da in der Natur überall Schwächeres sich dem Stärkeren und nicht das Stärkere dem Schwächeren assimiliert. Kurz gesagt: nur der Conjunctiv der Absichtsätze, der Vordersätze hypothetischer Perioden und einiger weniger secundärer Arten von Nebensätzen lässt sich leicht als ein ursprünglicher Conjunctiv der Hauptsätze begreifen und erklären.

Das Alles scheint mir zu beweisen, dass das Wesen und die ursprüngliche Bedeutung des lateinischen Conjunctivs nicht lediglich in den Hauptsätzen zu suchen ist. In einer so wichtigen und das innerste Wesen der Sprache betreffenden Angelegenheit ist es jedenfalls angezeigt, diejenigen zurathe zu ziehen, in deren Seele die lateinische Sprache noch lebte, nämlich die lateinischen Grammatiker. Leider haben sich dieselben bis in die spätesten Zeiten wenig und noch dazu aus einem anderen, philosophisch-rhetorischen, Standpunkte mit der Syntax befasst. Das was aus ihnen erhalten ist, hat meist den Charakter von Auszügen und Fragmenten.

Steinthal (vgl. Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, 1. Aufl. S. 309 f., 630, 643 f., 2. Aufl. I. Theil, S. 317) erklärt, dass vor der Zeit der alexandrinischen Grammatiker nicht einmal der Begriff des grammatischen Modus festgestellt worden ist; man unterschied eigentlich nur Satzarten, nicht Modi. Erst die Nachfolger Aristarchs befassen sich eingehender mit dem Wesen der Modi, und bei Apollonios Dyskolos im zweiten Jahrhundert n. Chr. trägt schon der Conjunctiv den bezeichnenden Namen *ὑποτακτική*, weil er nach seiner Ansicht immer gewissen Conjunctionen subordiniert werde. Wegen dieser Verbindung mit Conjunctionen nannte man diesen Modus *ἐπιζευκτικόν*. Andere nannten ihn auch *ἐπηρμένη*, nach der Meinung Steinthals vielleicht nicht so wegen des langen thematischen Vocales, als eher deswegen, weil man den Conjunctiv im Vergleich mit dem Indicativ mit gehobener Stimme, mit Emphase ausspreche, um zu bezeichnen, dass die Rede noch nicht vollendet sei. Das Wesen des Optativs dagegen finden Apollonios und andere griechische Grammatiker in dem Wunsche (*εὐχή*); dieser Modus heißt daher *εὐκτική*. Die lateinischen Grammatiker folgen in den Hauptsachen ihren Meistern, den Griechen. Sie sehen richtig ein, dass der lateinische Conjunctiv dem griechischen Conjunctiv und Optativ der Bedeutung nach entspricht, und suchen sogar eine Scheidung in Conjunctiv- und Optativ-Formen im Lateinischen durchzuführen (vgl. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redetheilen bei den lateinischen Grammatikern, Leipzig 1893, S. 222 ff.). Sie nennen, den Griechen folgend, den betreffenden Modus nach Abzug der Optativ- und Imperativ-Formen Subiunctivus, Iunctivus, Adiunctivus oder Coniunctivus, und definieren denselben ähnlich wie die Griechen, nämlich als einen nothwendig auf Conjunctionen oder auch Adverbien sich stützenden Modus, setzen aber hinzu, dass er überhaupt syntaktisch unselbständig ist. Diomedes (S. 340, 24 K.) bemerkt, dass der Subiunctivus daher seinen Namen hat, *quod per se non exprimat sensum nisi insuper alius addatur sermo, quo superior patefiat*. Aus dem Vorgebrachten erhellt, dass die lateinischen Grammatiker in ihren Betrachtungen über die Modi mehr die Bedeutung der Formen als ihre äußere Gestalt berücksichtigten, — sonst hätten sie den Hortativus und bei aller sclavischen Nachahmung der Griechen auch den Optativus vom Coniunctivus nicht unterscheiden können —, und dass sie dabei nicht von allen, sondern nur von den am meisten verbreiteten Spracherscheinungen ausgiengen, sie dem Conjunctiv die Kraft, ein Zaudern oder eine Möglichkeit auszudrücken, zuschreiben (vgl. Jeep, Zur Geschichte usw. S. 22, Anm. 3, S. 225 und daselbst Anm. 2) und doch diesen Modus als einen einer Aushilfe durch Conjunctionen oder Adverbien bedürfenden definieren, was auf solche Wendungen, wie *eam?*: soll ich gehen, oder *dicat quispiam*: es dürfte jemand sagen, nicht passt. Zugegeben aber, dass sie manche seltenere Ausdrucksweise über-

hen und nach Aussonderung von optativischen und imperatischen Conjunctiven hauptsächlich nach den Erscheinungen in den ebensätzen über den Conjunctiv urtheilten, ist es doch immerhin zeichnend, dass sie im Conjunctiv einen Modus des unselbständigen durch einen anderen Gedanken erklärlichen Gedankens herausalten, zumal da sie, wie gesagt, vornehmlich durch den Sinn r Spracherscheinungen und nicht durch ihre äußere Form sich ten ließen.

Ich bin nun auf einem anderen Wege, wie man schon aus m oben Gesagten vermuthen kann, zu der Überzeugung gelangt, ss dieser von den Alten angedeutete Standpunkt der einzige ist, s dem sich sämmtliche Conjunctiv-Erscheinungen in der lateischen Sprache erklären lassen. Die im Lateinischen, wie sonst keiner anderen indoeuropäischen Sprache, weit verbreitete Andung des Conjunctivs in Neben-, theilweise auch in Hauptzen zur Bezeichnung der Urtheile, die man aus dem Sinne jener rson, über welche berichtet wird, anführt, kann ohne Zwang nur erklärt werden, dass der Conjunctiv im Lateinischen principiell Modus der unselbständigen, relativen, nur beziehungsweise gilen Aussage ist. Aus dieser Grundbedeutung des Conjunctivs als es Modus der Relativität oder, wenn ich mich so ausdrücken rf, der Obliquität, erhellt unmittelbar seine Anwendung in den directen Fragesätzen und in den Absichtsätzen, unter denen einige, die finalen Adverbialsätze (*legum idcirco omnes servi sumus, liberi esse possimus* Cic. pro Cluent. 53, 146) sich nicht leicht s dem unabhängigen Coniunctivus optativus oder hortativus ausen lassen, die aber augenscheinlich die Beschaffenheit der aus n Sinne des eingeführten Subjectes angegebenen Nebensätze ilen. Ferner ist es klar, dass bei dieser Beschaffenheit des Conctivs auch diese Folgesätze, welche in einer innigen logischen hängigkeit von ihren Hauptsätzen stehen, den Conjunctiv durchg angenommen haben. Denn nicht einfach die Folge als solche rde durch den Conjunctiv ausgedrückt — es gibt ja Folgesätze t igitur, itaque u. ä., die keinen Conjunctiv annehmen — sondern wird das streng logische Verhältnis zwischen dem Haupt- und n Nebensatze, demgemäß die Folge gleichsam aus dem Sinne r sie hervorrufenden Ursache, angegeben. Bei dieser Auffassung es auch richtig, dass die Festsetzung des Conjunctivs in den einischen Consecutivsätzen die zahlreichen Sätze der erstrebten irkung (sol efficit, ut omnia floreant) stark beeinflusst, wenn ch nicht einfach herbeigeführt haben. Überhaupt drückt der Conctiv in lateinischen Folgesätzen denselben logischen Zusammenng aus, wie der Infinitiv nach ὥστε im Griechischen, wie denn ch auf dem Gebiete des Lateins, z. B. in den Haupsätzen der ratio obliqua der Infinitiv als Nebenbuhler des Conjunctiv auftt. — Was nun den Conjunctiv in diesen Nebensätzen anbegt, welche theilweise auch den Indicativ annehmen, so ist es

klar, dass hier die Wahl des Modus von der Art des logischen Zusammenhanges des Nebensatzes mit dem Hauptsatze abhängt. Ist dieser Zusammenhang ein strenger, so dass das im Nebensatze Ausgesagte als ein unmittelbar durch den Inhalt des Hauptsatztes Beeinflusstes und Bedingtes dargestellt wird, so steht der Conjunctiv, mit welchem auch sogleich die Consecutio temporum zur Anwendung kommt. Ist derselbe ein loser, so dass der Inhalt des Nebensatzes eher überhaupt auf den Gedankenzusammenhang der ganzen Stelle, als auf den mit diesem Nebensatze unmittelbar verknüpften Hauptsatz bezogen wird, so steht der Indicativ ohne strenge Anwendung der Regel über die Zeitenfolge. Cicero (Brut. 96, 329) schreibt: *fortunatus Hortensii exitus, qui ea non vidit, . . . quae providit futura,* indem er den Satz: *qui ea non vidit* ebenso auffasst, als wenn er gesagt hätte: *is enim ea non vidit*; hätte er diesen relativen Satz in einer strengen Abhängigkeit vom Hauptsatze darstellen wollen, so würde er *qui ea non vidisset* geschrieben haben. Wenn E. Hoffmann behauptet, dass der Conjunctiv in Zeitsätzen eine Folge der relativen Zeitgebung ist, so stimmt diese Ansicht mit der hier über die Grundbedeutung des Conjunctivs entwickelten wohl überein. Man könnte ja diese für die Zeitsätze zutreffende Regel in Bezug auf alle Conjunctivsätze dahin erweitern, dass man im Conjunctiv den Ausdruck einer relativen Inhaltsgebung anerkennt. Das einzige, was gegen Hoffmanns Ansicht zu sprechen scheint, ist, so viel ich sehe, dies, dass von zwei zukünftigen Handlungen oft die eine, welche vor der anderen vollbracht wird, eben in strenger Beziehung auf die andere, nach der herrschenden Auffassung durch ein Futurum exactum und nicht durch einen entsprechenden Conjunctiv ausgedrückt wird. (Cic. in Verr. V 59, 154 *cum ego P. Granium testem produxero. . . ., refellito, si poteris*). Aber in solchen Fällen ist wohl zu erwägen, dass viele Grammatiker des Alterthums Formen, wie *fecero, legero,* für Conjunctive des Futurum exactum ansahen (vgl. Jeep, Zur Geschichte usw. S. 225 f.; Gell. Noct. Att. XVIII 2, 14; Madvig, Opusc. II, 2). Übrigens scheint mir die bekannte Erscheinung, dass besonders in Erzählungen der Ereignisse der Vergangenheit der Conjunctiv des Imperfectums und Plusquamperfectums mit *cum* auftritt, zum Theil auf einer auch sonst oft und vielleicht öfters, als man annimmt, vorkommenden (vgl. Kühner, Ausf. Gramm. d. lat. Spr. §. 182, 5) Assimilation an die dem Lateiner so geläufige Oratio obliqua zu beruhen. Wenn z. B. Nepos 21, 3, 2 schreibt: *Antigonus, cum adversus Seleucum Lysimachumque dimicaret, in proelio occisus est,* so scheint mir der Conjunctiv *dimicaret* den Inhalt der Tradition und nicht des Schriftstellers unmittelbare Angabe zu bezeichnen. Ob in solchen Fällen immer der Unterschied zwischen dem Indicativ und dem Conjunctiv von den lateinischen Schriftstellern empfunden wurde, will ich nicht entscheiden, aber die Erscheinung scheint mir doch ursprünglich auf einer Vermischung der Oratio recta mit der Oratio obliqua zu beruhen.

Ich gehe nun zur Analyse der Bedeutung des Conjunctivs in Hauptsätzen über und beschränke mich zuerst auf das Gebiet des Lateinischen, wie ich es schon in den Nebensätzen gethan habe. Ohne sofort darauf einzugehen, ob eine Anwendung des lateinischen Conjunctivs im Hauptsatze auf lateinischem Boden entstanden oder aus den früheren Sprachperioden ererbt sei, behaupte ich, dass alle Arten dieses Conjunctivs auf Grund der noch im Lateinischen dem Conjunctiv innewohnenden Kraft der Relativität oder Obliquität, welche in den Nebensätzen zutage tritt, sich sogar während des Sonderlebens der lateinischen Sprache herausbilden konnten. Nach meiner Ansicht wäre diese Entwicklung auf dem Wege einer natürlichen, der Sprache auch sonst geläufigen Ellipse des entsprechenden regierenden Verbums leicht möglich gewesen. Wie man: *iniurias te facere ausum esse!, mene incepto desistere victam?, heu me miserum!, me hercle, edepol* u. ä. sagte, indem man aus dem Gedankenzusammenhange ein entsprechendes regierendes Verbum gleichsam hinzudachte, so konnte leicht in Wendungen, wie *fieri potest, concedo, cupio, iubeo, oportet, necesse est* mit nachfolgendem *amet,* oder *haesito, nescio* mit nachfolgendem *quid faciam (= facturus sim)* nach längerem Gebrauch die Bedeutung der regierenden Verba auf den abhängigen Conjunctiv übertragen worden sein, worauf man die regierenden Verba selbst allmählich entfallen ließ. Wenn manche unter den hier angeführten und ähnlichen regierenden Verba dieser Art in den uns erhaltenen Denkmälern der Latinität ohne *ut* mit dem Conjunctiv nicht verbunden werden, so beweist das keineswegs, dass sie ohne *ut* mit diesem Modus nicht verbunden werden konnten, zumal in jener vorhistorischen Periode, um die es sich hier handelt. Hier und da tauchen noch Spuren dieses Sprachprocesses auf, z. B. wenn einem Coniunctivus potentialis gern ein *forsitan*, einem hortativus ein *cave* vorausgeschickt wird. Auch die jedenfalls ungewöhnliche Bedeutung der Potentialformen, wie *dixeris* (man kann sagen), *diceres* (man konnte sagen), darf kaum passender als auf Grund einer Ellipse des Hauptsatzes in den Verbindungen: *potest fieri, ut dixeris, — potuit fieri, ut diceres* erklärt werden.

Ich will aber natürlich nicht behaupten, dass alle Arten des lateinischen Conjunctivs in Hauptsätzen oder auch in Nebensätzen auf lateinischem Sondergebiete sich wirklich herausgebildet haben; nur so viel scheint mir doch daraus zu folgen, dass sich dieser sprachliche Process in einzelnen Fällen wohl noch auf diesem Gebiete wiederholt haben mag und deswegen das ursprüngliche Abhängigkeitsverhältnis der Conjunctiv-Hauptsätze von den Lateinern noch empfunden werden konnte. So viel ich urtheilen kann, wird wohl der Coniunctivus concessivus, zum Theil auch der Coniunctivus condicionalis in Hauptsätzen, in Nebensätzen dagegen der Conjunctiv der absichtslosen Folge, der Zeit, und theilweise der Ursache und der Einschränkung, ein Sondergebilde der lateinischen

Sprache sein, weil diese Arten in den Schwestersprachen entweder gar nicht vorkommen oder doch zum Theil in einer anderen Weise auftreten. Dagegen ist der Conjunctiv des Befehles in Haupt- und der Conjunctiv der Absicht in Nebensätzen, wahrscheinlich auch der Coniunctivus-Optativus des Wunsches und der Möglichkeit in Hauptsätzen indoeuropäisch; auch der Coniunctivus dubitativus reicht wohl über das Sonderleben des Lateinischen wenigstens in die graecoitalische Zeit zurück (vgl. Delbrück, Der Gebrauch des Conj. u. Opt. im Sanskr. u. Griech.; Grundzüge der griech. Syntax S. 117 f.). Auf Einzelnes hier näher einzugehen übersteigt meine Kenntnis der indoeuropäischen Sprachen, namentlich des hier wichtigsten Sanskrits, und ist auch zur Lösung der vorliegenden Aufgabe nicht nöthig. Für meinen Zweck genügt es, die feststehende Thatsache zu berücksichtigen, dass der Gebrauch des Conjunctivs im Lateinischen sowohl in Haupt-, als auch in Nebensätzen zum großen Theil aus früheren Sprachentwicklungsperioden herrührt, und in Rücksicht darauf wahrscheinlich zu machen, dass 1. der Conjunctiv in der indoeuropäischen Grundsprache zur Bezeichnung einer logischen Abhängigkeit der Nebensätze von Hauptsätzen verwendet wurde und auf demselben Wege, wie ich es im Lateinischen dargethan habe, in die Hauptsätze übergehen konnte, und dass 2. der Optativ, welcher im lateinischen Conjunctiv aufgieng, die syntaktischen Eigenschaften des Conjunctivs im Indoeuropäischen theilte.

Es wird wohl mit Recht angenommen, dass das Indoeuropäische ursprünglich zwei von einander geschiedene Modusformen hatte, die eine für den Conjunctiv, die andere für den Optativ. Wenn nun dieser Zustand sich nur im Sanskrit, im Zend, im Altpersischen und im Griechischen erhalten hat, während die anderen Abkömmlinge des indoeuropäischen Sprachstammes, namentlich das Italische, Germanische und Baltisch-Slavische, die beiden ursprünglich gesonderten Formen in eine gemeinschaftliche Form eine Coniunctivus-Optativus oder eines Optativus zusammenfließen ließen (vgl. Brugmann, Grundriss d. vergl. Gram. d. indog. Spr. II, §. 910, S. 1280), so darf daraus gefolgert werden, dass die Bedeutung beider Modi nicht grundsätzlich verschieden war. Die Verwandtschaft beider Modi tritt in morphologischer Hinsicht so ausdrucksvoll hervor, dass Schleicher (Compendium der vgl. Gram. 4. Aufl. Weimar 1876, §. 288: Moduselemente) selbst den Namen Modus ausschließlich für den Conjunctiv und Optativ in Anspruch nahm; in syntaktischer Anwendung ist dieselbe wenigstens im Griechischen so bedeutend, dass Kühner (Ausführl. Grammatik der griech. Spr. 2. Aufl. Thl. II, §. 393) behauptet, der Optativ sei nichts anderes, als der Conjunctiv der historischen Zeitformen. Dasselbe folgt aber auch für das Altindische aus der eingehenden Untersuchung, welche Delbrück über den Gebrauch des Coniunctivus und Optativus im Sanskrit und Griechischen angestellt hat: nirgends tritt ein tiefer-

gehender Bedeutungsunterschied beider Modi zutage, was desto schwerer ins Gewicht fällt, da sich diese Erscheinung in zwei sonst so verschiedenen Sprachen, wie das Altindische und Griechische, wiederholt. Mag man Delbrücks erster Ansicht, dass dem Coniunctivus ursprünglich die Bedeutung des Wollens, dem Optativus dagegen die des Wünschens zugrunde liege, zustimmen oder auch mit ihm zugeben, dass beide Modi ursprünglich die Zukunft bezeichnen, und zwar der Conjunctiv die nahe, der Optativ die fernere Zukunft, in beiden Fällen lässt sich die Verwandtschaft der Bedeutungen beider Modi nicht leugnen. Speciell in der syntaktischen Anwendung des Conjunctivs und Optativs in den Nebensätzen bemerkt man einen durch keine bedeutenderen Abweichungen gestörten Parallelismus, der sich, wie aus Delbrücks Zusammenstellungen hervorgeht, in den Hauptpunkten sowohl im Altindischen, als auch im Griechischen in derselben Weise wiederholt. Alle diese Rücksichten berechtigen wohl zu der Behauptung, dass beide Modi ursprünglich der Bedeutung nach eher quantitativ als qualitativ von einander sich unterschieden und dass der Optativ dem Conjunctiv analoge Functionen in der geschichtlichen Entwicklung der indoeuropäischen Sprachen erfüllte. Delbrück (Der Gebrauch des Conj. u. Optat., S. 101) stellt auf Grund seiner Untersuchungen beide Modi zusammen und urtheilt über ihren syntaktischen Gebrauch folgendermaßen: „Der Conjunctiv und Optativ erzählen nicht etwas Thatsächliches, draußen Gegebenes, sondern enthalten Begehrungen des Subjects. Der Inhalt conjunctivischer und optativischer Sätze steht also im höheren Grade unter der Botmäßigkeit des Subjects, als der Inhalt indicativischer Sätze. Darum sind die conjunctivischen und optativischen Nebensätze ganz besonders geeignet, auf das Engste an den Hauptsatz angeknüpft zu werden, sie sind das eigentliche Gebiet der Satzunterordnung, in ihnen kommen alle jene Kategorien, wie Absicht, Folge, Bedingung u. a. zur Anwendung.“ Delbrück gelangt also zu der Ansicht, dass der Conjunctiv und Optativ ganz besonders Modi der Hypotaxis sind, er behauptet aber dennoch, dass beide ursprünglich in den Hauptsätzen gebraucht wurden. Wäre diese Behauptung richtig, so könnte man sich mit Recht darüber wundern, dass die indoeuropäische Grundsprache dazu kam, diese beiden Modi herauszubilden, da sie doch in anderen Formen für die Hauptsätze geeignete Mittel besaß, um meistens dasselbe auszudrücken, was der Conjunctiv und Optativ in den Hauptsätzen wirklich bezeichnet. Diese Formen sind: der Imperativ (die sogenannten Injunctiv- und Indicativformen desselben mit eingerechnet), das Futurum und der aus demselben im Sanskrit gebildete Condicionalis, die stark im Sanskrit hervortretenen, im Lateinischen und Griechischen viel selteneren Desiderativa, verschiedene Verba zur Umschreibung der Begriffe des Wollens und Könnens. Anstatt mich einfach mit der Annahme zu

begnügen, dass hier die Sprache zufällig Doppelformen hervor brachte, will ich eher glauben, dass alle diese Mittel die Grund sprache geschaffen hat, ehe noch der Conjunctiv und Optativ durch die oben angedeutete Ellipse des regierenden Verbums in den Haupt sätzen zur Anwendung kam. In den slavischen Sprachen, in denen die Parataxis überwiegt und vielleicht gerade infolge dessen der Conjunctiv und Optativ in den Nebensätzen verschwindet, wurde der ursprüngliche Imperativ factisch überflüssig und der Optativ übernahm seine Function, während der Conjunctiv die Schicksale des Imperativs theilte.

Der Conjunctiv im Altindischen, wie er noch in dem älteren Veda-Dialect auftritt, ist bereits im Sanskrit (in welchem die Hypotaxis verhältnismäßig schwach ausgebildet ist und namentlich eine besondere Form für die Oratio obliqua, deren schwache Spuren Delbrück noch im Veda-Dialect findet, gänzlich fehlt) bereits im Absterben begriffen, indem er, vornehmlich auf die Hauptsätze angewiesen, in der ersten Person eine den Imperativ ergänzende Function übernimmt, in den übrigen Personen aber neben den Formen des Imperativs außer Gebrauch kommt (vgl. Delbrück, Der Gebrauch des Conj. u. Optat., S. 80 f.; Schleicher, Compend. d. vgl. Grm. 4. Aufl. §. 289; Brugmann, Grundr. d. vgl. Grm. II, §. 913). Dagegen haben diese Sprachen, in denen die Hypotaxis stärker ausgebildet ist, auch die ursprünglichen Mittel zur Bezeichnung derselben treuer bewahrt: das Griechische in zwei besonderen Formen, das Italische in einer aus dem alten Conjunctiv und Optativ entwickelten Mischform, das Germanische in einer Optativform. Daneben erhielten sich in diesen Sprachen auch die Imperativformen, weil man die Conjunctiv-Optativformen noch als obliqua Aussagen empfand, besonders in der lateinischen Sprache, in welcher wie in keiner anderen, der Conjunctiv als ein Modus orationis obliquae hervortritt. Wenn die griechischen Grammatiker den Optativ einen Modus des Wunsches nannten, so thaten sie das nicht nur deswegen, weil er viel häufiger als der Conjunctiv in unabhängigen Sätzen angewendet wird, sondern auch deswegen, um ihn von Conjunctiv zu unterscheiden; dass er aber auch im Griechischen ähnlich, wie im Lateinischen, wenn auch viel seltener, als Modus orationis obliquae angewendet wird, ist bekannt.

Lemberg. Dr. Bronislaus Kruczkiewicz.

Sieben Gedichte Goethes, nach ihrem Gedankengange erläutert.

I.

Die folgenden Erklärungen schrieb ich zunächst zu meiner eigenen Verständigung nieder, als mir die Aufgabe zufiel, Goethe

in der Schule zu behandeln. Dabei gieng ich von der Ansicht aus, dass der dauernde und fruchtbare Besitz, den Schüler aus der Literaturstunde gewinnen, in dem geschärften Verständnisse für die Schönheit literarischer Kunstwerke bestehe, sowie in der damit Hand in Hand gehenden Fähigkeit und Freude des Genießens. Dies Ziel zu erreichen, schien mir liebevolle Vertiefung in den inneren Zusammenhang der zugebote stehenden Dichtungen der richtige Weg. Hingegen galt es alle biographischen oder gar literarhistorischen Erklärungen auf ein geringes Maß einzuschränken.

Auf Originalität kann ich natürlich nur theilweise Anspruch erheben; denn meinen Vorgängern, von denen mir H. Düntzer, Goethes lyrische Gedichte erläutert, 2. Aufl., Leipzig 1876; H. Viehoff, Goethes Gedichte, 2. Aufl., Stuttgart 1869/70; F. Kern, Goethes Lyrik, Berlin 1889, ferner das Sammelwerk „Aus deutschen Lesebüchern", 1.—4. Bd., zugebote standen, fühle ich mich vielfach zu Dank verpflichtet.

Für den „Wanderer" durfte ich zudem meine Aufschreibnngen aus einem im Sommer 1888 bei Herrn Prof. Wackernell in Innsbruck gehörten Colleg über Goethes Lyrik benützen und erlaube mir hiefür meinen Dank auszusprechen.

Von einer Kritik der üblichen Gedichterklärung kann ich absehen; nur auf Einen empfindlichen Mangel hinzuweisen, sei mir gestattet. Die Erklärer bringen entweder, ohne jeden Zusammenhang mit den Einzelheiten der Dichtung selbst, mehr oder minder zutreffende Paraphrasen, oder sie schreiten von Vers zu Vers vor und begnügen sich mit der Erklärung einzelner Stellen, wobei gerade das Wichtigste, der innere Zusammenhang des Gedichtes, unberücksichtigt bleibt.

„Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band."

Den fortlaufenden Gedankengang eines Gedichtes an der Dichtung selbst zu entwickeln, die Einzelheiten zu erklären, ohne dabei „das Heft aus der Hand zu verlieren", das ist es, was mir als Ideal einer guten Erklärung — wenigstens vorschwebte. Dies Ideal aber verdanke ich den von meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Minor, im germanistischen Seminar der Wiener Universität angestellten Interpretationsübungen; Herr Prof. Minor hatte sogar die Güte, die folgenden Erläuterungen durchzusehen und mir zahlreiche, berichtigende Winke zu geben. Für beides den gebürenden Dank auszusprechen, fühle ich mich aufrichtig verpflichtet.

Dass ich mir die Benützung derartiger Erläuterungen so vorstelle, dass der betreffende Fachlehrer zunächst selbst einige Gedichte erklärt, dann über eine gemeinschaftliche Erklärung zu möglichst selbständiger der Schüler fortschreitet, ist wohl selbstverständlich.

Der Wanderer.

Das Gedicht versetzt uns auf den mit „Resten heiliger Vergangenheit“ d. h. mit Trümmern antiker Kunst bedeckten Boden Italiens und zwar in die Gegend um den Golf von Neapel; drei Meilen von Cuma, in einsamer Gegend wohnt eine schlichte Bauernfamilie; sie haben sich eine auf emporsteigendem Fels gelegene Tempelruine zu einer Hütte zurechtgerichtet; dorthin gelangt an einem heißen Sommernachmittage ein Wanderer; er wird der mit ihrem Knäblein unter einem Ulmbaume sitzenden Frau ansichtig und begrüßt sie:

Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!

und nun die Bitte:

Lass mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau: *Welch Gewerbe treibt dich*
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?

Durch diese Worte wird das Landschaftsbild ergänzt.

Bringst du Waren aus der Stadt
Im Land herum? —

Die Frage, ob er ein wandernder Handwerker oder (mit einem Blicke auf die abgeworfene Bürde) ein Krämer aus der Stadt sei, verräth den naiven Charakter der Landfrau; es sind dies eben die einzigen Leute aus der Stadt, die sie kennt, auch kann sie sich keinen anderen Beweggrund für das Herwandern in staubiger Hitze vorstellen.

Der Wanderer erwidert diese Frage mit einem Lächeln; daher:

Frau: *Lächelst, Fremdling,*
Über meine Frage?

und antwortet:

Keine Waren bring' ich aus der Stadt. —

Er verzichtet darauf ihr auseinanderzusetzen, was er ist, und lenkt das Gespräch auf etwas anderes:

Kühl wird nun der Abend;
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkest,
Liebes junges Weib!

Der hereinbrechende Abend mahnt ihn, den durch die staubige Hitze erregten Durst zu stillen; denn er will heute noch weiter wandern. Dies der erste Theil des Gedichtes; es ist ein „einleitendes Gespräch“, das sich um alltägliche Dinge dreht.

Die Bitte um Wasser führt zum Scenenwechsel; die Frau ebt sich:

Hier den Felsenpfad hinauf.
Geh voran! Durchs Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Dadurch, dass Hütte und Brunnen oben auf dem Felsen sich nden, sie hinaufzusteigen gezwungen sind, kommt Bewegung die Handlung, ein Nacheinander. Das Gebüsch um die Ruinen, n italienischen Landschaftsbilde entsprechend, erhöht im folgenden Überraschung des Entdeckens. Den Fremdling lässt der Dichter dem engen Felsenpfade vorangehen, um ihm den Blick auf den len freizuhalten; und was gewahrt er hier?

Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reich hinstreuende Natur!

Er sieht Mauerreste, einst von „*ordnender Menschenhand*“ Gegensatze zu „*Reich hinstreuende Natur*“) aus Steinen ammengefügt und bleibt verwundert stehen. Die Frau begreift n Stillestehen nicht; sie meint, er suche bereits hier den Brunnen, l ruft deshalb:

Weiter hinauf!

geht weiter und sein Erstaunen wächst, als er ein künstlerisch geführtes Architrav (Querbalken, der die Bestimmung hatte, auf llen zu ruhen) findet:

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

em er dem Steine schöne Formen gab; früher „*ordnende schenhand*“, jetzt „*bildender Geist*“.

Frau: *Weiter, Fremdling!*

Ihm steht noch eine größere Überraschung bevor:

Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seid ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet.

r diesen Worten liegt bereits ein elegischer Hauch.

Die drei Sätze hat der Wanderer leise vor sich hingesprochen bloß gedacht. Am längsten verweilte er bei der Inschrift; uchte sie ja zu lesen; und jetzt merkt die Frau erst, was ihn ntlich beim Hinaufsteigen verzögerte, dass er die Steine, wie

sie der Dichter ihrem naiven Charakter entsprechend sagen lässt, anstaune; daher:

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Dadurch glaubt sie ihn jetzt am besten zum Weiterschreiten bewegen zu können.

„*Droben?*“ wiederholt der Fremdling halb in Gedanken verloren.

Frau: *Gleich zur Linken*
Durchs Gebüsch hinan. —
Hier!

und damit treten sie aus dem Gebüsche auf die Anhöhe. Der Wanderer sieht nun Tempeltrümmer vor sich, und das ist der Gipfelpunkt seiner Überraschung, die ihm den Ausruf entlockt:

Ihr Musen und Grazien!
Eines Tempels Trümmer!

Die Worte der Frau: „*Das ist meine Hütte*“ hat er ganz überhört. Hier offenbart sich der Unterschied zwischen den beiden Menschen: der Wanderer sieht entzückt nur den Tempel, sie erblickt in dem Mauerwerke nur ihre Hütte; er hat im Anschauen der Kunstreste sein Verlangen zu trinken ganz vergessen, lebt nur in der Vergangenheit, sie hat nur Sinn für das zum gegenwärtigen Leben Nöthige und weist ihm die Lage des Brunnens an:

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Er hat ihre Worte kaum gehört, wenigstens interessieren sie ihn nicht; er ist nur von Begeisterung über die Macht der Kunst erfüllt, die noch aus diesen Trümmern wirkt, und sein Entzücken bricht in die Worte aus:

Glühend webst du
Über deinem Grabe
Genius!

Mit glühender Begeisterung erfüllen uns noch die letzten Trümmer des zerstörten Werkes (= „*Grab*“), das künstlerische Schöpferkraft (= „*Genius*“) gebildet hat.

über dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Nicht einmal der Zusammensturz des Tempels konnte den Ruhm seines Schöpfers begraben; denn aus den Trümmern spricht die Kunst, die nachgeborene Künstler anregend fort und fortwirkt daher: „*O du Unsterblicher!*

Der schlichten Frau ist der kunstbegeisterte Fremdling ein Räthsel; da sie sieht, dass er wie festgebannt bleibt und nicht gewillt ist weiterzugehen zur Hütte, wo sich Trinkgefäße befinden, ist sie dienstbereit genug, selbst eines herbeizuholen:

Wart! ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken. —

und damit lässt sie den Wanderer allein, wodurch der nun folgende Monolog äußerlich motiviert ist; dadurch erhalten wir ein Bild der Tempelruine oder besser ihrer Wirkung auf den Beschauer; naturgemäß fesselt zunächst das Augenfälligste, die noch aufrechten Säulen, seine Aufmerksamkeit:

Epheu (das wuchernde Unkraut) *hat deine schlanke*
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!

Das Säulenpaar, an deren Linien das Auge unwillkürlich emporgleitet, scheint sich wie ein letztes Heldenpaar stolz und widerwillig aus dem niederen Schutt zu erheben, dem auch sie anheimfallen werden.

Und du einsame Schwester dort,
Wie ihr, (alle drei)
Düstres Moos (als Trauerzeichen) *auf dem heiligen*
Haupt (Kapitäl)
Majestätisch trauernd (groß noch im Untergange)
herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu euren Füßen,
Eure Geschwister!

Sein Auge ist an den senkrechten Linien wieder herabgesunken zu den am Boden liegenden Säulen:

In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!

Ja, seine elegische Wehmuth steigert sich zur Anklage gegen die unempfindliche Natur, die das Kunstwerk der Menschenhand zertrümmert und überwuchernd begräbt:

Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?

Das Meisterstück der Natur ist der Mensch, Meisterstück des Menschen das Kunstwerk, der Tempel.

Unempfindlich (gefühllos) *zertrümmerst du*
Dein Heiligthum?

wüthest also sogar gegen dich selbst; die Alten vergötterten Natur und Naturkräfte, daher: „*Dein Heiligthum*“.

Säest Disteln drein?

Jetzt hat der Wanderer für das üppige Naturleben um ihn nur das wegwerfende Wort „*Disteln*“; die Werke der Kunst erscheinen ihm als das einzig Herrliche. Da kehrt die Frau zurück, trägt den Knaben in den Armen; ihre Empfindungen sind rein menschliche, sie ist nur Mutter und Gastfreundin:

Wie der Knabe schläft!
Willst du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willst du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es ist kühl!

Und nun nöthigt sie in ihrer zutraulichen Naivität den Fremdling den Knaben auf:

Nimm den Knaben,
Dass ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! schlaf!

Mit diesen an ein Schlummerlied anklingenden Worten eilt sie zum Brunnen. Der Wanderer geht nicht in die Hütte; die hat für den Künstler kein Interesse; er ist mit dem Kinde allein; es schlummert theilnahmslos, recht im Gegensatze zum aufgeregten Wanderer. Hier endet der zweite Theil des Gedichtes. Bisher erschien dem Wanderer die Kunst als das einzig den Menschen Beglückende.

Unwillkürlich wird nun seine Aufmerksamkeit auf das in Fülle der Gesundheit auf seinen Armen schlummernde Kind gelenkt, von der verwüsteten Vergangenheit auf die liebliche Gegenwart; und so redet er es an:

Süß ist deine Ruh!
Wie's, in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!

recht im Gegensatze zu seinem unruhigen Innenleben. Aber noch schlägt die frühere Gedankenreihe durch in dem Segensworte, das er über den Knaben spricht:

Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir! (denn)
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.

Der für die Antike Begeisterte weiß dem Knaben nichts Besseres zu wünschen, als dass der Geist der Antike ihn erfülle, dass das antike Lebensideal,[1]) in kraftvollem Selbstgefühle jedes Tages stolz zu genießen, seines werde. So hat der Anblick des Kindes seine Gedanken aus der Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft geleitet; er malt sie weiter aus, indem er das Kind mit einem fruchtbaren Keime vergleicht:

[1]) Nach der Auffassung des Stürmers und Drängers.

Voller (lebensvoller) *Keim, blüh auf,*
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen! (Altersgenossen)
Kommst du aber in den Sommer des Lebens
Und welkt die Blütenhülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen (wie aus einem Blütenkelch)
Die volle Frucht
Und reife der Sonn' entgegen!

Früchte wenden sich der Sonne zu, symbolisch gefasst das Aufstreben zum Überirdischen. Damit endet der dritte Theil des Gedichtes: „Der Segensspruch des Wanderers über den Knaben." Kurz vorher hatte er für die wuchernde Natur nur Worte des Tadels; der Anblick des Kindes hat ihre lebentreibende Kraft in den Vordergrund seines Bewusstseins gerückt.

Da kehrt die Bauersfrau vom Brunnen zurück; mit einem schlichten Dankesworte und einer sorglichen Frage nimmt sie das Kind sogleich wieder an sich: „*Gesegne's Gott!*" (das Halten des Kindes) — „*Und schläft er noch?*" Und nun tritt die Güte der armen Frau, die ungebeten geben will, immer deutlicher hervor:

Ich habe nichts zum frischen Trunk
Als ein Stück Brot, das ich dir bieten kann.

Der Wanderer lehnt dankend ab:

Ich danke dir. —

Ließ ihn früher die Kunstbegeisterung die schlichte Frau halb übersehen, so hält ihn jetzt die Schönheit der Natur gefangen, für die ihm, seit er das Kind im Arme gehalten, der Sinn geöffnet wurde:

Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

während er früher im Pflanzenwuchse nur verderblich wucherndes Unkraut sah.

Die Frau lässt sich durch die abwehrende Haltung des Fremden in ihrer Gastfreundschaft nicht beirren:

Mein Mann wird bald
Nach Hause sein
Vom Feld. O bleibe, bleibe Mann!
Und iss mit uns das Abendbrot!
Wanderer: *Ihr wohnet hier?*

Er merkt erst jetzt, eine Bauernansiedlung vor sich zu haben, und verräth durch die Frage überhaupt zum erstenmal eine gewisse Theilnahme an der Persönlichkeit der Frau; es beginnt eben den vorher von Kunst und dann von Natur Begeisterten ein Gefühl für das Vollglück in stiller Beschränkung, wie es ihm aus den Worten der Frau entgegenathmet, zu ergreifen.

Mit unbefangener, mittheilsamer Offenheit erzählt die Bauersfrau auf die einfache Frage hin dem Fremdling sogleich ihre ganze, einfache Lebensgeschichte:

Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.

Sie verbringt ihr Dasein auf dem Fleckchen Erde, auf dem sie geboren ist.

Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann
Und starb in unsern Armen. —

Da erwacht der Knabe:

Hast du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist und spielen will!
Du Schelm!

Das Erwachen des Knaben und seine Munterkeit führt den Höhepunkt des Familienglückes herbei; er erwacht in dem Augenblicke, als die Frau erzählt, wie der greise Vater in ihren Armen starb; aus denselben Armen lacht ihr fast im nämlichen Augenblicke das junge, keimende Leben wie ein rascher Trost entgegen.

Jetzt fühlt sich der Wanderer, staunend über dies glückliche Leben auf Ruinen, zum Preise der Natur hingerissen:

Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuss des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.

Früher (v. 78—82) war die Natur das gefühllos zertrümmernde Ungeheuer, jetzt ist sie die lebensvolle, alle Kinder mit gleicher Liebe umfassende Mutter.

Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrat
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den goldnen (herrlichen) *Zweig*
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniss'
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Grübern!

Die Natur hat jedes Wesen zum Genusse der Gegenwart geschaffen; sowie die Schwalbe das Gesims, die Raupe den Zweig sich zum Hause bereitet, so flickt der Mensch aus Tempeltrümmern sich eine Hütte zusammen; Versöhnung von Kunst und Natur!

Die Einladung hier zu bleiben nimmt der Wanderer nicht an; er fühlt, dass er in das naive Schwalben- und Raupenleben, das die Menschen hier führen, nicht hineinpasse; aber reicher an innerer Erfahrung spricht er, zum Gehen gewandt, in fast gerührtem Tone:

Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau: *Du willst nicht bleiben?*
versteht die Ursache seines Abschiedes nicht.
Wanderer: *Gott erhalt' euch,* (sie und ihren Mann)
Segn' euern Knaben!

Gedankenvoll schreitet er weiter und so erfüllt von dem fangenen Eindruck, dass er erst durch das Abschiedswort der : 145 „*Glück auf den Weg!*" daran erinnert wird, dass er Weges unkundig ist; daher:

Wohin führt mich der Pfad
Dort übern Berg?
Frau: *Nach Cuma.*
W.: *Wie weit ist's hin?*
Fr.: 150 *Drei Meilen gut.*
W.: *Leb' wohl!* —

Nach erhaltener Auskunft wandert er fort, indem sein begtes Gemüth in ein Bittgebet, einen Reisesegen ausströmt, den im Weitergehen spricht:

O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlingsreisetritt,
155 *Den über Gräber heiliger Vergangenheit*
Ich wandle.

Jetzt, nachdem er das häusliche Familienglück empfunden, rd ihm die Fremde schmerzlich bewusst.

Leit' ihn zum Schutzort,
Vorm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
160 *Ein Pappelwäldchen wehrt.*

Er ist von Extremen zurückgekommen, indem er um ein tleres Glück bittet; symbolisch ausgedrückt durch den Schutzort, gegen den erstarrenden Nord, wie gegen den versengenden tag geschützt ist.

Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl
s steigert das Verlangen der Einkehr)
165 *Lass mich empfangen solch ein Weib*
ängig von „Lass" ist „solch ein Weib")
Den Knaben auf dem Arm!

Der Wanderer hält zwar an seinem auf die „*heilige Vergenheit*" gerichteten Sinn fest, erbittet sich aber für sein späteres en das rein menschliche Glück der Familie, dessen Zauber er zum erstenmal empfand; er geht als ein anderer, als er kam.

Der Mensch kann ohne Ahnung von der Welt des Wahren Schönen, allein im Guten vollen Frieden finden (Frau als Verin der Natur); hingegen kann Bildung allein den Menschen t voll beseligen (Wanderer als Vertreter der Cultur). Das

Höchste aber ist es, wenn sich in einem Menschenleben häusliches Liebesglück mit dem Streben nach idealen Gütern vereinigt. Dieser Gedanke ist nicht als fertige Behauptung gegeben; er entsteht vor unseren Augen durch das zufällige Zusammentreffen des Wanderers mit der Bauersfrau; daher die dramatische Form. Vgl. F. Kern, Goethes Lyrik S. 75—77.

Gesang der Geister über den Wassern.

Am Abend des 9. Octobers 1779 sah Goethe den Staubbachfall im Lauterbrunnerthale (Berneroberland); er senkt sich einem wallenden Schleier gleich an einer fast senkrechten, 3—400 m hohen Felswand zum Wiesengrund hinab, „indem er in freier Luft sich allmählich in glänzenden Regenstaub auflöst und unten in tiefem Wasserbecken sich wieder sammelt" Keil, Ein Goethe-Strauß S. 118. Es ist eine sanfte Erscheinung, von leisem Geräusche begleitet, das von keiner einzelnen, bestimmbaren Stelle herzukommen scheint; das Ohr vernimmt eine Wirkung, deren Ursache das Auge nicht sieht; das Rauschen lädt zum ausdeutenden Horchen ein, ist geheimnisvoll, geisterhaft; es müssen „*liebliche*" Wassergeister sein, die sich so sanft äußern; ihnen, den seelischen, zwischen Himmel und Erde schwebenden Wesen legt der Dichter den Gedanken in den Mund, den das Wasser in ihm weckte, und den er an dem Wasser, wie an einem einzigen Tropus fortlaufend durchführt. Die Anfangsverse sprechen klar und direct den Grundgedanken aus; sie geben uns den Schlüssel zum Verständnis der folgenden Gedankenreihe:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser: (denn)
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,

(die parallel gebauten Sätze versinnlichen das Gleichmäßige der Erscheinung, in dem etwas Erhabenes liegt)

Und wieder nieder
Zur Erde muss es,
Ewig wechselnd.

Nachdem die Einleitungsworte unsere Phantasie in die gewünschte vergleichende Thätigkeit lenkten, gibt der Dichter nur mehr den einen Theil, nämlich die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen des Wassers, und überlässt den ausdeutenden Vergleich mit dem Unsinnlichen, der Seele, unserer eigenen Phantasie; unser Inneres ist in mitdichtender Bewegung: Wie das Wasser als Regen vom Himmel kommt und verdunstend wieder zum Himmel steigt, so kommt die Seele von Gott und kehrt nach ihrem Erdenleben zu Gott zurück.[1]) Vor allem legte uns der Dichter den Vergleich

[1]) Wollte man die Ausdeutung des Naturbildes auch auf die folgenden Verse ausdehnen, so läge in ihnen ein bei Goethe nicht ungehörter Anklang an die Lehre von der Seelenwanderung.

zwischen Wasser und Seele nach Ursprung und Ziel nahe, Anfang und Ende; es klappt in diesen Hauptpunkten; wir sind gewonnen für das ernste Gedankenspiel und hören nun auch die Mittelglieder gern.

Da finden wir einige Erscheinungsformen des Wassers, wie sie durch äußere Gewalten bedingt sind, festgehalten und zwar Stadien in einem Flusslaufe; zunächst haftet die Phantasie des Dichters noch an demjenigen Naturbilde, das ihm die Anregung zum Ganzen gab, dem lieblichen Staubbachfalle:

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl, (wie hier)
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels (in der Mitte der Wand)
Und, leicht empfangen, (wie ein aufgefangener Ball)
Wallt er verschleiernd, (indem er zum Schleier wird)
Leis rauschend,
Zur Tiefe nieder.

Die syntaktische Construction des Absatzes, der aus einem bedingenden Vordersatze und zwei Nachsätzen besteht, versinnlicht das Heranströmen und das Herabgleiten des Flusses in zwei Absätzen (3 : 3 : 4). Außerdem trägt die ins Ohr fallende Lautmalerei zur Versinnlichung des Vorganges bei: so beginnen die Hauptbegriffe des ersten Satzes, der eine gewaltsame Bewegung ausdrückt, mit den scharfen Consonantenverbindungen str, st, str = *strömt* (Handlung), *steil* (Situation), *Strahl* (Sache). Hingegen fällt in der Schilderung des nächsten, sanften Vorganges das weiche w und das flüssige l charakteristisch ins Gehör: Dann stäubt er lieblich | In Wolkenwellen | Zum glatten Fels, | Und leicht empfangen, | Wallt er verschleiernd, | Leisrauschend | Zur Tiefe nieder.

Das Naturbild weckt in uns die Vorstellung einer jugendlich-heiteren Seele, deren Leben spielend dahingleitet.

Nun verlässt die Phantasie des Dichters den Staubbachfall und ergeht sich in frei erfundenen Flussbildern; die sanfte Erscheinung ruft zunächst eine gegentheilige ins Bewusstsein:

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig (sich einen Weg suchend)
Stufenweise (über stufenförmige Cascaden)
Zum Abgrund.

Wir erinnern uns einer Mannesseele, deren Streben starre Hindernisse hemmen und sie in kraftvollem Zorn aufschwellen lassen; ihr Weg geht dennoch über sie hinweg.

Die Phantasie folgt nun dem Laufe des Wassers und verweilt erst bei einem veränderten Bilde:

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin.

Eine alternde Seele, in ang·
Streben ermattet infolge des Ma·
Und in dem glut·

Weiden ihr Antl
Alle Gestirne.

Kein fließendes Wasser m·
beruhigte Greis betrachtet still
seine Vorstellung ist ein Spieg·"
Das waren Erscheinungsfo·
den dauernden Einfluss der ver·
sind an ein Ende gekommen.
Dichters im Dienste des Einen
äußeren Gewalt über, dem zeitw·
Ordnung der Anschauungsbilder
si e werden durch die dahinterli·

Wind ist der W·
Lieblicher Buhler·.
(Aber) *Wind misc·.*
Schäumende Woge·.

Bald kräuselt ein leichter
Artikels personificiert) im neckisch·
Wassers, bald regen es Stürme bis .
bald unverhofftes Glück die Mens·
ungeahnt hereinbrechende Unglüc·
Mächte, die außerhalb des regeln
bestimmbar nach ihrem Kommen,
was dem Wasser der Wind, ist
Schicksal. Und jetzt tritt das G·
einer Reihe packender Anschauu·
abermals in directen Worten hera·
tiefer von seiner Richtigkeit dur·
die letzte Vorstellung, fasst er e·

Seele des Menschen.
Wie (sehr) *gleichst*
Schicksal des Me·
Wie gleichst du d·

Promet

Prometheus sitzt vor seiner
mit frevler Hand Menschen aus
aber steigt ein Gewitter auf. Di·
Himmelsgottes stört ihn nicht, s·
stachelt ihn auf, seiner Götterverac·
richtet er an Zeus die höhnenden

Bedecke (nur immerhi·
Mit Wolkendunst

s verächtliche Wort stellt das Thun des „Wolkensammlers" als
l hin)

Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn!

t deinem Blitz, wie du zu thun gewohnt bist.) Mich schiert
nicht; denn du

Musst mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Trotzig setzt seine Rede mit „*musst*" ein, und mit wach-
der Erbitterung zieht seine Phantasie sich auf immer persön-
eren, unbestreitbareren Besitz zusammen (Erde, Hütte, Herd).
Selbstüberhebung des Titanen erhellt aus der Behauptung,
s dem Zeus, der im Blauen immerhin thronen (*deinen* Himmel)
dort oben sein Spiel treiben möge, über die Erde keine Macht
tehe (*meine* Erde usw.) und nicht über die Hütte, da er sie
ht gebaut, und nicht über seinen Herd. Der Herd führt ihn
Glut darauf; die hat er widerrechtlich vom Himmel geholt.
n Bewusstwerden des Unrechtes; vielmehr lenkt er die Auf-
rksamkeit des Himmelsbeherrschers im Schlusssatze mit absicht-
em Hohn auf den Raub. Warum soll ihn Zeus um die Glut
nes Herdes *beneiden*? Der gefasste Gedanke findet in der
genden Äußerung seine Erklärung:

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn' als euch, Götter!

ter mit contrastierendem Hohn ans Ende gestellt, fällt ins
r. Denn:

Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern

ufgebürdete, daher spärlich einkommende Abgaben; die Götter
d lüstern nach dem aufsteigenden Fettdampfe der Opferthiere.)

Und Gebetshauch

s Wort *-hauch* soll auf das Nichtige hindeuten)

Eure Majestät

s anspruchsvolle Gebahren ist in Gegensatz gestellt zur kümmer-
en Ernährung; komischer Contrast zwischen Sein und Scheinen)

Und darbtet (sogar), *wären*
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Also selbst diese kümmerliche Ernährung ist auf die Un-
digen und die Verzweifelten unter den Menschen gegründet:
gerung!

Hingegen besitzt Prometheus doch seinen eigenen Herd, ist unabhängig. — Im ersten Absatze hat der Titane bloß eine Trennung des Besitzkreises zwischen Zeus und sich vorgenommen; er gab sich als Gleichberechtigten. Im zweiten erklärte er das Leben der Götter, nicht das des Zeus allein, sogar für armseliger als seines. — Der Ausdruck „*Kinder*“, „*Hoffnungsvolle Thoren*“ erinnert ihn daran, dass auch er einstmals unter sie gehörte; verachtend geht sein Gedankengang von den Göttern zu sich selbst über; er begründet den gegenwärtigen Hass aus seiner Lebenserfahrung; Befestigung seiner Stimmung durch Vertiefung!

Da ich ein Kind war, also:
Nicht wusste, wo aus noch ein, da allerdings:
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne,
(„*verirrt*“, weil es dort oben Hilfe suchte, wo keine zu finden war)
als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
(Er erbarmte sich der Menschen.)

Nicht nur armseliger, sondern auch hartherziger sind die Olympier als er; dies beweist er aus seiner eigenen Lebenserfahrung in Form energischer, rhetorischer Fragen, in denen schon die Antwort liegt:

Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Du, Zeus, nicht![1]) Vielmehr:
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig (für das Höchste) *glühend*(es) *Herz?*
Und glühtest (dennoch) *jung und gut*
(wie du eben warst, d. h. befangen in dem kindlichen Glauben von einer helfenden Himmelsmacht). Aber:
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Die Götter rührt der Schmerz der Menschen nicht. Als Kind hat er gebetet, zum Manne gereift erkannt, dass Zeus armselig und hartherzig ist; mit dem aus betrogener Liebe entstandenen Hasse zieht er die Consequenz für sein jetziges Verhalten zu Zeus:

Ich (soll) *dich ehren? Wofür?*

Die unwillkürliche Frage lenkt die Phantasie des Erbitterten nochmals auf den wundesten Punkt seines Herzens zurück, auf die erduldete Hartherzigkeit der Götter, die den Bruch mit ihnen, deren Ausdruck seine Trotzrede ist, zur Folge hatte.

---

[1]) Goethe nimmt hier Kämpfe des Prometheus mit den Titanen an.

Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?

und die parallel gebaute Frage:

Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?

nicht bei inneren Leiden getröstet? Nein! Und nun wieder wie im vorigen Absatze der Hinweis auf jene Macht, der er thatsächlich Hilfe verdankt; zu Thaten trieb ihn das eigene, hochstrebende Herz, aus Gemüthsleiden rettete ihn die stählende Gewalt von Zeit und Schicksal:

Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?

Das Fatum steht über Zeus. Also Prometheus und Zeus unterstehen den gleichen Herren; damit hat er den Gott auch hinsichtlich der Machtfülle auf seine Basis herabgezogen.

Aber weder die Enttäuschung von Seiten der Götter, noch das Bewusstsein der Gebundenheit gegenüber dem Schicksale haben die unverwüstliche Lebenskraft des Titanen gebrochen, — wie Zeus glauben könnte; deshalb ruft er ihm höhnend zu:

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen, (und)
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

weil nicht alle jugendlichen Zukunftsträume zur Wirklichkeit wurden? Als ob alle Blüten zu Früchten reiften! — Nein, ich erhielt mir Lebenskraft genug, das Leben zu lieben, ja sogar noch neues Leben zu schaffen:

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich —

(„Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen", Faust.)

Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

und damit setzt er unbekümmert um Zeus und Gewitter seine Thätigkeit fort. Im Schlusssatze gipfelt der Hohn; denn künftig soll nicht er allein Zeus verachten, sondern das ganze, auf sich selbst gestellte Geschlecht des Prometheus, die Menschen.

Goethe träumt sich in ziemlich engem Anschlusse an die Sage in die Gemüthswelt des griechischen Titanen; aber unter der antiken Maske spricht ein moderner Übermensch, der sich im Vollbewusstsein der eigenen, nur durch das „ewige Schicksal" beschränkten Kraft zur Auflehnung gegen die in der Kindheit verehrten Himmels-

mächte getrieben fühlt; und dieser Übermensch ist er selbst, d[illegible] der Stürmer und Dränger.

Wien. Dr. Friedrich Bauer.

Zum Rhythmus bei Demosthenes.

Während der Lectüre der III. olynthischen Rede wurde i[illegible] ich in der Unterrichtsstunde durch einen Schüler auf einen im Tex[illegible]xte enthaltenen Hexameter aufmerksam gemacht, der sich bisher eige[illegible]en-thümlicherweise der Forschung entzogen hat, obwohl gerade [illegible]die bezeichnete Rede zu den häufigst gelesenen gehört. Derselbe [illegible]ist wenigstens weder in dem Werke von Friedrich Blass, „Die attisc[illegible]he Beredsamkeit. — Demosthenes", 2. Aufl. 1893, noch in der v[illegible]on eben diesem Gelehrten besorgten 5. Auflage des Rehdantz'sch[illegible]en Commentars aufgenommen. Ich glaube, den entdeckten Vers um [illegible]so eher mittheilen zu sollen, als sich derselbe durch den abgeschlossen[illegible]en Gedanken sowie durch den correcten Bau vielleicht vor all[illegible]en anderen bei Demosthenes nachgewiesenen Versen auszeichnet. [illegible]Er steht III, 34:

καὶ παραχρῆμά γε τὴν αὐτὴν σύνταξιν ἅπάντων

und enthält die bedeutsame Antwort des Redners auf die von ih[illegible]m selbst aufgeworfene Frage: *οὐκοῦν σὺ μισθοφορὰν λέγεις; φήσ[illegible]ει τις.* Nebenbei bemerkt hat auch diese Frage ein unverkennb[illegible]ar rhythmisches Gepräge.

Ich will diesem Verse noch einen anderen hinzufügen, d[illegible]en ich bei weiteren Vergleichen in dieser Richtung bei Demosthen[illegible]es gefunden habe, und der — soweit mir bekannt — bisher ebenfal[illegible]ls unbeachtet geblieben ist. Es ist dies ein trochäischer Tetramete[illegible]r, eine Versart, welche bei einem prosaischen Schriftsteller vielleic[illegible]ht nirgends mehr nachweisbar sein dürfte. Freilich bildet der unte[illegible]n näher zu bezeichnende Vers kein Kolon und theilt somit nicht d[illegible]en Vorzug, welchen, wofern bekanntlich von einem Vorzuge in diese[illegible]m Falle überhaupt die Rede sein kann, der eben erwähnte Hexamet[illegible]er besitzt; vielmehr greift er in den nächstfolgenden Satz hinüb[illegible]er und endet überdies mit einer Fülle von Partikeln, welche in eine[illegible]m beabsichtigten Verse gewiss vermieden worden wären. Immerh[illegible]in beginnt er einen neuen Gedanken und ist, wenn man von de[illegible]m Fehlen der übrigens nicht immer streng eingehaltenen Diäre[illegible]se absehen will, rhythmisch correct gebaut. Er findet sich VIII, [illegible]8 und lautet:

ταῦτα μὴ ποιεῖν ἃ νῦν ποιεῖτε, οὐ μὴν ἀλλὰ καί ...

Es ist interessant, dass auch dieser Vers die Antwort des Redne[illegible]rs auf eine von ihm selbst gestellte Frage einleitet.

Bemerken will ich noch, dass in der Schulausgabe von Wot[illegible]ke für *νῦν*: „*νυνί*" gelesen wird. Ob diese Lesart aus dem Grun[illegible]de

aufgenommen wurde, um den sichtlichen Rhythmus zu vermeiden, ist mir nicht bekannt.

Böhmisch-Leipa. Leopold Eysert.

Superuacuanea et noxia bei Jesaias 2, 20.

Die von Wölfflin im Archiv für lat. Lexikogr. 8, 562 besprochene Form *superuacuaneus* liegt auch in der handschriftlichen Überlieferung der Bibelstelle Jesaias 2, 20 bei Augustinus De consensu euangelistarum 1, 28, n. 44 vor, und muss daselbst künftig in den Text aufgenommen werden. Augustinus citiert hier ums Jahr 400 (Migne 34, 1063):

illa enim die proiciet homo
abominationes aureas et argenteas,
quae fecerunt ut adorarent
superuacuanea et noxia.

Die Form *superuacuanea* steht im Karlsruher Codex Augiensis 98 des 9. Jahrhunderts fol. 18^{v}. Der Cod. Corbeiensis des 8. Jahrhunderts, Parisin. lat. 12190, hat fol. 25^{v} von erster Hand gleichfalls *superuacuanea,* wogegen von zweiter Hand über die Endung *-nea* noch *ina* gesetzt und *e* mit leisem Striche in *i* corrigiert ist. Daher bietet denn die Salzburger Handschrift des Stiftes St. Peter (a. IX. 13) aus dem 9. Jahrhundert p. 29: *superuacua inania et noxia,* aber *inania* erst infolge einer Correctur aus *inanea.* Andere Handschriften haben theils *superuacua* wie der Fossatensis (Paris. 12191) und der Cluniacensis (Paris. 1442 nouv. acq.) des 10. Jahrhunderts, theils *superuacanea* wie der Fiscannensis zu Rouen aus dem 9. Jahrhundert. In dem Codex Sti. Nazarii des Klosters Lorsch, der nach Heidelberg kam und sich jetzt als Palatinus 195 im Vatican befindet, ebenfalls aus dem 9. Jahrhundert, liest man *superuacanea,* indem das ausgebliebene *u* sogar nachgetragen ist. Es kann nicht gezweifelt werden, dass die merkwürdige Form an der citierten Stelle in der Itala des h. Augustinus stand.

Kurz vorher, gegen 400, hatte Augustinus auch die Schrift Contra Faustum abgefasst, deren 22. Buch schon vor dem ersten Buche des Werkes De consensu euangelistarum vollendet war. Diese Zeitbestimmung ergibt sich aus Aug. De consensu euang. 1, 5, n. 8 *de quibus aduersus Faustum Manichaeum pro modulo meo quantum illi operi sufficere uidebatur disserui,* nämlich Contra Faustum 22, 52, womit zu vergl. Retr. 2, 7 und 16. Mithin dürfte Contra Faustum 13, 9 (Zycha 389, 4. Migne 42, 287) ebenfalls *superuacuanea* zu lesen sein. Die neueste Ausgabe (Corpus script. eccl. Lat. Vol. XXV, ed. Zycha) bemerkt nichts; übrigens musste Zycha *quae* schreiben, nicht *quas,* zumal der Cod. Lugd. von erster Hand, sowie der Carnutensis und die Baseler Ausgabe von 1506 diese richtige Lesart bieten.

Die Interpolation *inania*, die gleichsam vor unseren Aug[illegible]gen im Cod. Corbeiensis entsteht, mag von sachkundiger Hand h[illegible]er-rühren; denn sie trifft den Sinn des griechischen Originals bes[illegible]sser als das richtige Wort. Es muss indessen auch die Möglichk[illegible]keit eingeräumt werden, dass sie sich durch reine Conjectur aus [illegible] der ungewöhnlichen Wortform entwickelt hat.

Das Wort des Propheten hat aber hier eine solche Umgest[illegible]tal-tung erfahren, dass ich es nicht unterlassen kann, einen Rückbl[illegible]lick auf die Geschichte dieser Stelle zu werfen.

Im hebräischen Urtext heißt es: „An jenem Tage wird h[illegible]in-werfen der Mensch seine Goldgötzen und seine Silbergötzen, [illegible] die sie ihm gemacht um anzubeten, den Maulwürfen und Fled[illegible]r-mäusen," nach Delitzsch F., Biblischer Commentar über den P[illegible]ro-pheten Jesaia, Leipzig 1866, S. 68. Die alexandrinische Üb[illegible]er-setzung lautet:

τῇ γὰρ ἡμέρᾳ ἐκείνῃ ἐκβαλεῖ ἄνθρωπος
τὰ βδελύγματα αὐτοῦ τὰ ἀργυρᾶ καὶ τὰ χρυσᾶ
ἃ ἐποίησαν ⟨ἑαυτοῖς εἰς τὸ⟩ προσκυνεῖν
τοῖς ματαίοις καὶ ταῖς νυκτερίσι,

wozu ich nur anmerken muss, dass *γάρ* vom Übersetzer ein[illegible]e-schaltet ist und die Worte *ἑαυτοῖς εἰς τό*, die in der Ausg[illegible]abe von Tischendorf-Nestle fehlen, im Commentar des h. Chrysosto[illegible]mus († 407) stehen.

Was zunächst die Maulwürfe betrifft, so ist die Übersetzung *τοῖς ματαίοις* fehlerhaft. Der gelehrte Alexandriner, dem wir sie verdanken, hat irgend einen Missgriff gethan; mag nun eine erklärende Glosse oder ein auf Verwechslung von Buchstaben beruhender Textfehler im Hebräischen die Ursache sein, nach Scholz (Die Alexandrinische Übersetzung des Buches Jesaias, Würzburg 1880) braucht das nicht aufzufallen. Man erwartet *τοῖς ἀσπάλαξι*. Im Jahre 207 wird die Stelle von Tertullian Contra Marcionem 3, 23 (Migne 2, 382) so angeführt: *ex die qua secundum Esaiam proiecit homo aspernamenta sua aurea et argentea quae fecerunt adorandis uanis et noctuis*, und ferner Aduersus Iudaeos 13 (Migne 2, 677) *ex qua die secundum illud dictum Esaiae proiecit homo abominamenta sua aurea et argentea quae fecerunt adorandis uanis et noctuis*, wo im ersteren Falle bekannt geworden ist, dass für *noctuis* die Variante *nociuis* überliefert sei. Fast zweihundert Jahre später bringt Augustinus die Stelle in dem italischen Texte, wie sie oben angeführt ist. Hieronymus († 420), der wieder zum Hebräischen zurückgreift, übersetzt (Biblia Sacra Vulgatae Editionis. Rom 1861, p. 451):

in die illa proiciet homo
idola argenti sui et simulacra auri sui,
quae fecerat sibi ut adoraret
talpas et uespertiliones,

und lässt sich in seinem Commentar zu Jesaias (Migne 24, 55

hierüber also vernehmen: *Pro talpis quas nos interpretati sumus LXX uana, Aquila ὀρυκτά, Symmachus infructuosa, Theodotio ipsum verbum Hebraicum posuit pharpharoth. Est autem animal absque oculis quod semper terram fodit et humum egerit et radices subter comedens frugibus noxium est, quod Graeci ἀσπάλακα uocant. Vespertilio autem nocturna auis, quae congruum ab eis nomen accepit νυκτερίς eo quod in nocte uolitet, paruum animal est et murium simile, non tam uoce et cantu resonans quam stridore; quod cum uideatur uolitare lucifugum est et solem uidere non patitur. Istiusmodi animantibus idola comparata sunt, quae caeca et tenebrosa coluntur a caecis, et omnia dogmata contraria ueritati.* Im Griechischen ließ der Dativ eine zweifache Construction zu, die Lateiner entschieden sich für die näherliegende. Es werden die „Maulwürfe und Fledermäuse" bei Hieronymus, „Eitles und Nachtvögel" bei Tertullian, „Unnützes und Schädliches" bei Augustinus als verglichenes Object neben den Götzen auf „anbeten" und nicht als entfernteres Object auf „hinwerfen" bezogen.

Während nun die Maulwürfe durch die griechische Übersetzung τοῖς ταταίοις aus dem Texte verschwinden, so erleiden die Fledermäuse bei den Lateinern vom Tertullianischen *noctuis* an bis zum Augustinischen *noxia* ein Schicksal, das unsere Aufmerksamkeit beansprucht (vgl. Sabatier 2, 522). Die Variante *nociuis*, die an der einen Stelle bei Tertullian auftaucht, muss dort zwar das Urtheil, das die Textkritik über sie fällen wird, erst noch abwarten, aber für die Geschichte des Bibeltextes ist sie unter allen Umständen von Interesse. Es leuchtet ein, dass *noctuis*, die fast buchstäbliche Übersetzung von ταῖς νυκτερίσι, nach der allgemeinen Bedeutung völlig zutrifft, zumal das hebräische Wort als Compositum gleichfalls „Nachtvogel" bedeutet (Delitzsch, a. a. O. S. 68). Wie der Vergleich mit den Idolen gedacht sei, erklärt Chrysostomus in seinem Commentar zu Jesaias (Migne, Patrol., Ser. Gr. 56, 39): *Νυκτερίδας δὲ ἐκάλεσε τὰ εἴδωλα ἢ διὰ τὴν ἀσθένειαν ἢ διὰ τὸ τῆς πλάνης ἐσκοτισμένον καὶ τὸ πάντα λάθρα παρὰ τῶν δαιμόνων πράττεσθαι. ὥσπερ γὰρ ταῖς νυκτερίσιν ὁ μὲν ἥλιος πολέμιον καὶ τὸ φῶς, ἡ δὲ νὺξ καὶ τὸ σκότος φίλον, οὕτω καὶ τοῖς δαίμοσι καὶ τοῖς ὑπ' ἐκείνων πλανωμένοις ἡ πονηρία μὲν καὶ τὰ παράνομα ἅπαντα συνήθη καὶ φίλα, ἐχθρὰ δὲ ἡ ἀρετή ...* Daher passt *nociuis* auch nicht in freier, erklärender Übertragung zu νυκτερίσι und könnte eher auf den Maulwurf bezogen werden, den Hieronymus als *frugibus noxium* bezeichnet. Es ist vielmehr ein Lesefehler, von dem man aber annehmen muss, dass er sich auch schon in alte Bibelexemplare selbst eingeschlichen und in deren Copien festgesetzt habe. Der Dativ war nach dem bekannten Grăcismus, von welchem Augustinus Locut. in Gen. 80 (ed. Zycha 519, 25) spricht (vgl. Mai, Spicileg. Roman. IX, p. 2. Kaulen, Handbuch, Mainz 1870,

S. 222. Rönsch, It. u. V., 439), auch bei der Übersetzung v *adorarent* anwendbar, so dass aus *noctuis* der Fehler *nociui* und nach Beseitigung des Gräcismus die geläufigere Construction *adorarent ... nocius* entstehen konnte. Eine Vorlage mit diesem Texte ist es vermuthlich gewesen, wonach der italische Bibeltext, wie er bei Augustinus zum Vorschein kommt, überarbeitet wurde, nur dass *nocius* die in Italien gebräuchlichere Form *nóxius* erhielt. Bei dieser Änderung konnte man sich beruhigen, da nun die Götzen an sich als „eitel" und in Bezug auf die Menschen als „schädlich" erschienen, und man mochte diesen Text selbst gegenüber der ursprünglichen Lesart umso lieber festgehalten haben, als er bei weitem verständlicher ist.

Wien. Franz Weihrich.

Zur Aufklärung.

In seinem ausgezeichneten Buche Nennius vindicatus S. 291 bis 336 bespricht H. Zimmer in Greifswald die Entstehung der hisperica famina und sucht die von mir gewonnenen Resultate vertiefend sie in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts nach Südwestbritannien zu verlegen. Indem ich seiner Ausführung beipflichte, kann ich aber nicht umhin, ein komisches Missverständnis seinerseits zu berichtigen. In dem genannten Buche werde ich nämlich sehr heftig getadelt wegen eines angeblichen Fehlschlusses. Weil die Sprache der Glossen bretonisch ist, so sage ich angeblich, muss der Verfasser ein — Schotte gewesen sein! Und so hirnrissig das auf den ersten Anblick klingen mag, ich halte es dennoch aufrecht. Freilich muss man nicht mit Herrn Zimmer an das Volk der Schotten denken. Das lag mir gewiss ganz fern, und wer mich kennt, besser kennt als eben Herr Zimmer, wird mich einer solchen Thorheit nicht leicht für fähig halten. Zudem spreche ich a ausdrücklich von einer scotica quam dicunt Latinitas, und somit sieht jeder Unbefangene, dass ein „sogenanntes" schottisches Latein eben nicht ein Latein aus Schottland ist. Woran ich gedacht habe, das war der Orden der Schotten. Die Mönche celtischer — meist irischer — Abstammung, welche als Glaubensboten Süddeutschland christneten, fanden hier eine Gesammtbezeichnung unter dem Namen der Schotten, ein Sprachgebrauch, der uns in Wien überaus lebendig erhalten geblieben ist durch die ehrwürdige Abtei unserer lieben Frau zu den Schotten. Wenn sich also Herr Zimmer entschließt, in meinen Worten Scotus als Appellativ (= celtischer Mönch) aufzufassen, wird er den scheinbaren Widerspruch völlig beseitigt finden. Und so bitte ich auch andere, die Sache aufzufassen.

Wien. J. M. Stowasser.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Le odi di Pindaro dichiarate e tradotte da Giuseppe Fraccaroli, prof. ord. di letteratura greca nell' università di Messina. Verona 1894. gr. 8°, XV u. 732 SS.

Wir haben das umfangreichste und bedeutungsvollste der Werke, welche seit mehr denn zehn Jahren auf diesem Gebiete erschienen sind, vor uns, eine erklärende und übersetzende Ausgabe (ohne Text) sämmtlicher Epinikien Pindars mit überaus reichlichen Prolegomena, wohl die gesammte einschlägige Literatur, welche Italien, Deutschland, Frankreich, England und Amerika hervorgebracht hat, verwertend, auf der Grundlage eingehendster wissenschaftlicher Forschung mit durchaus selbständiger, souveräner Kritik aufgebaut. Einen besonderen Reiz verleiht dem Buche die Anwendung der so modernen naturalistischen Ed. v. Hartmann'schen 'Philosophie des Unbewussten', die nach des Verf.s Darstellung den ehrwürdigen alten Bau der pindarischen Poesie wie mit frischgrünenden Ranken umzieht. Ich spreche es daher schon hier mit voller Überzeugung aus: es wäre hohen Dankes wert, wenn dem großen Werke recht bald durch eine deutsche Übersetzung die Weltbürgerschaft gesichert würde.

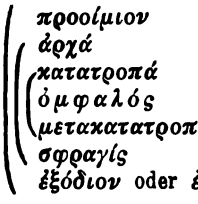
Das Vorwort „An die Philologen und an die Nicht-Philologen" bestimmt den Zweck des Buches dahin, den Dichter „aus dem Dornenzaune, mit dem ihn die Philologen umhegt haben, damit niemandem die Lust nach ihren Trauben komme" zu erlösen und durch angemessene Darstellung den Genuss seiner Oden weiteren Kreisen Gebildeter zugänglich zu machen. Und man muss in der That zugeben, dass der Verf. es meisterhaft versteht, den Leser durch eine lichtvolle, anziehende, an sehr vielen Stellen mit schlagfertigem Witze gewürzte, von dem Vorwurfe gelehrter Unverständlichkeit durchaus freie Darstellung wie spielend durch alle die Irrgänge der Pindarforschung zu geleiten, wobei er seine eigene Ansicht niemals hervordrängt, sondern sie aus einer sorgfältigen

Abwägung der Ergebnisse seiner Vorgänger hervorwachsen lässt, so dass wir so zugleich mit der Geschichte der Pindarstudien vertraut werden. Dabei hegt Fraccaroli die größte Hochachtung insbesondere vor der deutschen Forschung: er beklagt die großen Lücken, die der Tod in den letzten Jahren in die Reihen der Pindariker — Bergk, Ed. Lübbert, Eugen Abel, Leop. Schmidt, Friedr. Mezger — gerissen, von Boehmers Ausgabe der sicilischen Oden rühmt er: troppo piccolo volume e troppo magro commento, ma denso di dottrina e di vedute geniali. Warmes und verdientes Lob spendet er auch den Arbeiten von Alfred Croiset. Seine Textkritik bezeichnet er als strettamente conservativa, die Grundlage seines Commentars bildet die Ausgabe Tycho Mommsens (1864), daneben wird zum Handgebrauche die kleine Teubner'sche v. Christs empfohlen. Auf die Fachleute ist Fr. nicht besonders gut zu sprechen trotzdem gewährt er ihrem Hunger in den Anmerkungen reichlich Nahrung. Nur müssen sie ihre Lust durch ein Augenpulver vor Druck büßen.

Die Prolegomena zerfallen in folgende Abschnitte: Cap. I. Leben des Pindar (Geburt Ol. 44, 3), eine erschöpfende, auf eingehender Kritik der Quellen und namentlich selbständigen chronologischen Studien beruhende Darstellung. Die letzteren sind überhaupt eine starke Seite der Arbeiten Fr.s. Ich gestehe offen, dass ich mir ein competentes Urtheil in diesen 'verwickelten und weitverzweigten' Fragen, deren endgiltige Lösung wohl nie gelingen wird, nicht zutraue. Zum Glücke gehört eine Kritik derselben nicht strenge in diese Recension. Denn Fr. theilt in unserem Buche nur die Resultate einer früheren Abhandlung: *Per la cronologia delle odi di Pindaro* im *Museo Italiano d' Antichità classica* vol. III (1890) mit, mit stellenweiser Einschaltung einzelner Partien derselben. Ich verweise daher hier auf L. Bornemanns eingehende Besprechung dieser Abhandlung Fr.s in Bursians Jahresber. 189[illegible] I, S. 282 ff. Hier sei nur hervorgehoben, dass die Cardinalfrage der Pythiadenrechnung von Fr. in Übereinstimmung mit Corsini, Bergk und Bornemann (unter Zustimmung v. Wilamowitz-Möllendorffs[1]) dahin gelöst ist, dass Pythiade I = Olympiade XLIX, 3 ist. Die 1. pyth. Ode setzt Fr. auf Ol. 77, 3, weil die pythischen Spiele im zweiten Monate (nicht im zehnten, wie Böckh meinte) des olympischen Jahres gefeiert wurden und die Schlacht bei Kyme in Ol. 76, 3 fällt. Es könne also in zwei Monaten der Krieg nicht beendet und eine so tiefe Ruhe wiederhergestellt sein. Setzen wir die Schlacht nach den pythischen Spielen an und die Ode nach der Schlacht, so verlieren wir den wichtigsten Anhaltspunkt dafür, die Ode auf Ol. 76, 3 zu fixieren. Im übrigen ist für die Chronologie der Epinikien am wichtigsten Fr.s Behandlung der 1. und 9. nemeischen Ode.

[1]) Aristoteles und Athen II, S. 325.

Cap. II behandelt 'Die Tradition der dorischen Lyrik und die Technik des Pindar'. Auf S. 41 ff. erörtert der Verf. den Nomos des Terpandros und räumt in seinem Commentar der zuerst von Westphal in den Prolegg. zu Äschylus' Tragödien S. 69 ff. vorgetragenen Ansicht, der sich auch Mezger angeschlossen hat, dass nämlich alle (oder doch die meisten) Epinikien des Pindar nach dem terpandrischen Nomos gearbeitet sind und in folgende Theile:



zerfallen, soviel ein, dass er am Schlusse der Erklärung jeder Ode seine eigene Gliederung derselben mittheilt. Seine eigene, das will betont sein. Es hat nämlich C. Bulle in seiner Recension des Mezger'schen Buches Philol. Rundschau I 1 (1881) S. 6 die wichtigsten, auch von Christ (Griech. Lit.-Gesch. in Iwan Müllers Handb. VII, S. 150 f.) u. a. acceptierten Bedenken gegen die Nomostheorie entwickelt, 'selbst für den Fall, wenn man die Richtigkeit der Mezger'schen Dispositionen ungeprüft annehmen wollte'. Nun sehen wir also aus Fr.s Darlegungen, dass nicht bloß darüber Zweifel entstehen kann, welche Theile des Nomos in einem Gedichte nachweisbar sind, sondern auch welches die Grenzen der einzelnen Theile sind: eine Thatsache, die mit dem Wesen eines Nomos sehr schlecht vereinbar ist und daher die Theorie sehr discreditiert. Man muss indes zugeben, dass die Nomostheorie einen wahren Kern besitzt. Sie beruht auf der richtigen Wahrnehmung eines Rücklaufes der Gedanken, welche denn auch die Wiederkehr gleicher Wörter zur Folge hat. Darauf macht Fr. mit Recht S. 141 aufmerksam. In der ersten olympischen Ode wird der Mythus mit demselben Bilde und mit ähnlichen Worten begonnen und verlassen: V. 24 f. *λάμπει δέ Ϝοι κλέος ἐν εὐάνορι Λυδοῦ Πέλοπος ἀποικίᾳ* und V. 96 f. *τὸ δὲ κλέος τηλόθεν δέδορκε τᾶν Ὀλυμπιάδων ἐν δρόμοις Πέλοπος*, desgleichen in der achten olympischen, vgl. V. 30 f. und 48—51, in der dritten pythischen, wo der Mythus mit Cheiron beginnt und, obwohl er mit Cheiron streng genommen nichts zu thun hat, doch mit einer abermaligen Nennung desselben abschließt (V. 63). Aus diesen und zahllosen anderen Beispielen ersieht man, dass die Compositionsweise Pindars eine Bewegung im Kreise darstellt, dessen Mittelpunkt der Mythus bildet. Und zwar sind es in der einfachsten Form zwei concentrische Kreise, deren äußerer das *πρόοίμον* und den Schluss, der innere die beiden Übergänge, einerseits vom Prooemium zum Mythus, andererseits von

diesem zum Schlusse verbindet. An der ersten olympischen Ode tritt dies in folgender Weise zutage:

1. Einleitung: Preis des olympischen Kampfspieles (V. 1—11).
2. Übergang: Der Sieger (V. 12—24).
3. Mitte: Der Mythus von Pelops (V. 25—103).
4. Übergang: Rückkehr zum Sieger (V. 103—108).
5. Schluss: Der Sieger und der Dichter (V. 114—120).

Dieses unzweifelhaft vorhandene Gesetz finden wir aber vom Dichter in der größten Mannigfaltigkeit angewendet. So bemerken wir eine Verletzung der eben gezeigten durchsichtigen Form gleich in der dritten olympischen Ode, in welcher die einzelnen Theile sich in folgender Weise aneinanderreihen:

1. Einleitung: Das Siegesfest zu Ehren der Dioskuren in Akragas (V. 1—5).
2. Übergang: Das Siegesfest in Olympia (V. 6—13).
3. Mitte: Der Mythus vom olympischen Ölbaume und seiner Beschaffung durch Herakles (V. 13—34).
4. Übergang: Rückkehr zu den Dioskuren und zum Feste in Akragas (V. 35—41).
5. Schluss: Der Sieger und der Dichter (V. 42—45).[1])

Noch freier ist dieses Gesetz in der zweiten olympischen Ode, der kunstvollsten von allen, durchgeführt:

1. Einleitung: Der Sieger.
2. Des Siegers Ahnen, und zwar:
   - α) in näherer Vergangenheit (die Aigiden und die Emmeniden),
   - β) in fernerer (die Kadmiden und die Labdakiden).
3. Rückkehr zum Sieger. Dessen Glück:
   - α) in der Gegenwart (seine Siege),
   - β) in der Zukunft nach dem Tode (im Elysion).
4. Schluss, eine Art Postscriptum: Der Dichter und die Dichterlinge.

Durch solche Betrachtungen kommen wir zu dem Schlusse, dass die Erzwingung der Elemente des terpandrischen Nomos einem Eingriff in die Freiheit der technischen Composition gleichkommt, und finden es unlogisch, dass Fr., der sonst für den Dichter mit Recht die vollste Freiheit in der künstlerischen Schaffensweise vindiciert, ihn hier dennoch die Sclavenketten eines starren Principes zu tragen verurtheilt.

Bei weitem das wichtigste Capitel, auf welches Fr. selbst das größte Gewicht gelegt wissen will, ist das III. 'I' arte di Pindaro' S. 49—144. Jeder, der sich mit der Kritik und Inter-

[1]) Zum genaueren Verständnis dieser und der folgenden Darlegungen verweise ich auf meinen im heurigen Jahresbericht des k. k. Staatsgymn. in Wien, IX., Wasagasse, enthaltenen Commentar zur 1. und 3. olympischen Ode als Proben der von mir vorbereiteten exegetisch-kritischen Ausgabe.

etation eines antiken Dichters, insbesondere aber mit der des indar befasst hat, wird es Fr. Dank wissen, dass er jener Methode, elche dem Genius des Dichters dictatorisch die Bahnen logischer esetze vorschreibt, die Fehde erklärt und für ihn — selbst ichter — das Anrecht auf den 'impeto cieco' in umfangichem Maße in Anspruch nimmt. Aus Plat. Ion p. 533 E, haidr. p. 245 A, Menon p. 99 D, Symp. 202 A, Theait. p. 200 —201 D nämlich leitet Fr. die Wichtigkeit 'des Unbewussten' hon in der Denkweise der Griechen ab. Die bekannteste obiger tellen ist jene der Apologie, wo Sokrates erzählt, wie er die Erhrung gemacht habe, dass die Dichter selbst über ihre Werke nd zwar gerade diejenigen, welche sie mit der größten Sorgfalt usgearbeitet hatten, am wenigsten Auskunft zu geben imstande aren: *ἅπαντες οἱ παρόντες ἂν βέλτιον ἔλεγον περὶ ὧν αὐτοὶ πεποιήκεσαν. ἔγνων οὖν ..., ὅτι οὐ σοφίᾳ ποιοῖεν ἃ ποιοῖεν, ἀλλὰ φύσει τινὶ καὶ ἐνθουσιάζοντες ὥσπερ οἱ θεομάντεις καὶ χρησμῳδοί· καὶ γὰρ οὗτοι λέγουσι μὲν πολλὰ καὶ καλά, ἴσασι δὲ οὐδὲν ὧν λέγουσι. τοιοῦτόν τί μοι ἐφάνησαν πάθος καὶ οἱ ποιηταὶ πεπονθότες.* Es sei gestattet, hier auf ine verwandte Äußerung Goethes hinzuweisen. Er sagt in „Aus einem Leben. Wahrheit und Dichtung' 2. Theil, Buch 6, S. 140 er Prachtausgabe von H. Düntzer (Hallberger): 'Die Philosophie ollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es ir wunderlich vor, dass ich diejenigen Geistesoperationen, die ich on Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit (im Sinne Fr.s v. a. 'unbewusst') verrichtete, so auseinanderzerren, vereinzeln nd gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch erselben einzusehen.' — Nach einer eingehenden Besprechung ner platonischen Stellen entwickelt Fr. S. 51—167 in vier Abhnitten: 1. della creazione artistica, 2. associazione delle idee ngole, 3. gruppi di idee und 4. unità dell' epinicio pindarico ine Anwendung der Hartmann'schen Philosophie auf die pindasche Denk- und Schaffensweise, indem er mit dem Lichte dieser hilosophie bis in die geheimnisvollsten Tiefen der niederen Exegese neinleuchtet und damit zugleich seinen conservativen Standpunkt der Kritik rechtfertigt. Ein genaues Studium dieser Partie — ir müssen uns eine Wiedergabe ihres wesentlichen Inhaltes verıgen, weil eine knappe Darstellung, wie sie einer Recension vorschrieben ist, unmöglich einen richtigen Einblick gewähren nnte — ist durchaus nothwendig, weil mit den hier entwickelten rincipien die ganze höhere und niedere Exegese der einzelnen inikien aufs innigste verknüpft ist.

Indes hoffe ich den Leser mit dem Inhalte des Buches nach dieser chtung hin vertraut machen zu können, wenn ich hier die Stellungnahme Fr.s in den gewichtigsten Fragen der Pindar-Forschung darlege.

Zunächst also die Frage nach der Einheitlichkeit der Compositon des Siegesliedes. Böckh hatte in der großen Ab-

handlung in den Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1825 die Forderung aufgestellt, es müsse ein jedes Epinikion, da es, gleichwie eine Pflanze aus dem Samenkorne, aus einer einzigen, in des Dichters Seele aufgetauchten Idee entstehe, wie jene, trotz aller scheinbaren Verschiedenheit der Theile, eine Einheit darstellen, es müsse ein Grundgedanke alle Bestandtheile einigen. Nun entstand eine rechte Jagd nach diesem „Grundgedanken". Fr. kritisiert die Theorien der Gelehrten wie folgt: Dissen wolle diese Einheit Fall für Fall in eine Formel fassen, etwa einen Titel, welchen man über das Ganze setzen könnte. Fr. meint, dass diese Methode nur ausnahmsweise sich bewähre, z. B. in Nem. VI oder in einigen anderen von den älteren Oden. Böckh (und Boehmer) finde die Einheit in der Darstellung des gepriesenen Helden, nehme also einen völlig bewussten und rationalen Zweck des Dichters an. Ihn widerlege G. Hermann, welcher nicht eine 'kalte' Idee, sondern eine 'poetische' Idee als das einigende Element annehme. Croiset bekämpfe wieder Hermann und vertheidige Dissen, nicht mit Recht; denn er verwechsle die Technik mit der Kunst. In der Darlegung der Technik habe Dissen unstreitig große Verdienste, in der Kunst insoferne nicht, als er den 'impeto cieco' leugne. Nur die Technik beruhe auf Bewusstsein, die Kunst, die poetische Schöpfung sei ein Ergebnis des Unbewussten. Es habe daher Croiset zwar recht, wenn er eine logische Einheit, die Beweisführung einer Thesis, leugne, vielmehr eine eher zu empfindende als rationale Association der Theile annehme, unrecht jedoch, wenn er eine Vielheit der Elemente mit der Vorherrschaft eines Grundmotivs statuiere. Der Dichter combiniere nicht einzelne Elemente, sondern intuiere diese fertig und das Ganze zugleich. Sonach sei die Einheit nicht die Resultierende der vorhergehenden Pluralität, sondern ein datum a priori, eine unbewusste Synthesis des Werkes, und wir empfinden sie nur mit dem Gefühle, nicht mit der Vernunft, sie entziehe sich der logischen Berechnung. Dies sei die Einheit des Gedichtes und das Leben derselben. Mit diesen Ausführungen kann sich jedermann zufrieden geben, auch wer, wie ich (s. meinen Vortrag anlässlich der Philologenversammlung in Wien 1893: *Über die Wichtigkeit der gegenwärtigen Richtungen und die Aufgaben der Pindarstudien*), die Einheit der Composition leugnet. Ich möchte hier nur noch bemerken, dass der Annahme einer Einheitlichkeit im Böckh-Dissen-Mezger'schen Sinne schon das Vorhandensein der sogenannten 'Postscripta', eine Bezeichnung, die zuerst v. Wilamowitz-Möllendorff für Ol. VI 87 ff. gebraucht hat, und die ich auch auf Ol. II 91 ff., Pyth. II 92 ff. und in kleinerem Umfange auf Ol. I 114 (*ἐμοὶ μὲν ὤν*) ff. und Ol. III 42 ff. angewendet wissen möchte, widerstreitet.

Bei dieser Gelegenheit kommt Fr. auf die Mezger'sche Responsionstheorie zu sprechen. Mezger vermeinte nämlich den flüchtigen Proteus von Grundgedanken erhascht und zur Be-

kennung seiner wahren Gestalt gezwungen zu haben, indem er darlegte, dass ein Zweifel über denselben vom Dichter selbst dadurch verhütet worden sei, dass er fast in jedem Gedichte bedeutungsvolle Wörter an der gleichen Versstelle — daher tauft C. Fennell (in seiner 2. Ausgabe, Cambridge 1893, S. XVIII) Mezgers Theorie 'tautometric, tautometrically' — setzte, die dann, durch Musik und Orchestik gestützt, dem Hörer die richtigen Führer wurden. Diese Entdeckung, zuerst von C. Bulle a. a. O. S. 6 ff. auf ihre Stichhältigkeit geprüft und abgewiesen, untersucht Fr. noch einmal. Auch er findet, dass Mezger zuweit gegangen (z. B. wenn er Ol. I 18 und 69 *ἀμφὶ ... τράπεζαν* und *ἀμφίπολον* oder v. 14 *ἀγλαΐζεται* und v. 91 *ἀγλααῖσι* zueinander in Beziehung bringt), räumt ihm aber ein, dass eine solche Wiederkehr veranlasst sein könne durch eine, wenn auch unbewusste Beigesellung der Vorstellungen. Dort also, wo diese Wiederkehr nicht ein Spiel des Zufalls sei, sondern einen Einblick in die seelischen Vorgänge des schaffenden Dichters gestatte, habe er diese Responsionen zu erwähnen nicht unterlassen. Dies halte ich für eine zuweit gehende Concession. Dass nämlich solche Responsionswörter von Wirkung sein können, hat Bulle a. a. O. S. 7 unter Hinweis auf unzweifelbare Beispiele aus Aischylos dargethan. Aber wenn man Stellen wie die in Aisch. Pers.

Ξέρξης μὲν ἄγαγεν ποποῖ,
Ξέρξης δ' ἀπώλεσεν, τοτοῖ,
Ξέρξης δὲ πάντ' ἐπέσπε δυσφρόνως

und in der Gegenstrophe

νᾶες μὲν ἄγαγεν, ποποῖ,
νᾶες δ' ἀπώλεσεν, τοτοῖ,
νᾶες πανωλέθροισιν ἐμβολαῖς

und Fälle, wie den von Fr. (S. 142) aus Dante angeführten, dass dieser am Ende der drei großen Theile seiner Commedia jedesmal das Wort *stelle* gesetzt hat, in Erwägung zieht, so erkennt man, dass hier die Responsionen nur vermöge ihrer großen örtlichen Nähe oder ihrer jedermann auffallenden Stellung wirksam sind. Man wird dieselbe Wahrnehmung auch in deutschen Gedichten machen, z. B. in der Klopstock'schen Ode „Hermann und Thusnelda". Hier finden sich, durchwegs wegen ihrer örtlichen Nähe sofort ohrenfällig, folgende Responsionen:

Strophe 1, Vers 1, 3. Arsis: ha, dort kommt er, mit Schweiß, mit Römerblute,
„ 3, „ 1, 3. „ ruh hier, dass ich den Schweiß der Stirn abtrockne;
„ 1, „ 3, 3. „ so hatt's ihm,
„ 3, „ 3, 3. „ so hat dich;
„ 3, „ 4, 1. „ niemals Thusnelda geliebt,
„ 4, „ 4, 1. „ nie vom Auge geflammt;

Strophe 4, Vers 4, von der 2. Thesis des Dactylus an: schon die Unsterblichkeit an,
„ 5, „ 4, 2. Thesis des Dactylus: Hermann, Unsterblicher du;
„ 6, „ 1, 3. Arsis: Warum lockst du mein Haar
„ 7, „ 1, 3. „ Lass dein sinkendes Haar.

Wenn man hingegen die Mezger'schen Responsionen prüft, so sind sie von der Art, dass man sie, wenn man nicht besonders darauf aufmerksam gemacht wurde, absolut nicht heraushört. Mezger spricht selbst gegen sich, wenn er berichtet, er habe diese Responsionswörter gefunden, als er jedes Gedicht auswendig lernte und laut recitierte. Das Auskunftsmittel, der Dichter habe diese bedeutungsvollen Wörter durch Musik (moderne Leitmotive!?) und Orchestik (das wäre noch mehr neu!) kenntlich gemacht, verfängt nicht; denn wir haben hiefür in den Quellen auch nicht den geringsten Anhaltspunkt. Da nun also hier der Zufall ohne Zweifel eine große Rolle gespielt hat, da ferner die Wiederkehr dieser Wörter gewiss nicht beabsichtigt war und auch von den Hörern jedenfalls nicht wahrgenommen wurde, so meine ich, dass Fr. am besten gethan hätte, die Mezger'sche Theorie ad acta zu legen, selbst für den Fall, dass sie wirklich hie und da einen Aufschluss geben kann über die Gedankenarbeit des Dichters. Denn das Zurückgreifen auf dieselbe hat zur Folge, dass sich die Forscher immer wieder mit der mühevollen Auffindung der Responsionen — Mezger selbst vermochte sie nicht vollständig aufzuzeigen — werden beschäftigen müssen, was einen ganz unglaublichen Aufwand an Zeit verursacht, während jene Combinationen auch aus Elementen, die, wenn sie wirklich vorhanden, der Wahrnehmung weit leichter zugänglich sind, erkennbar sein müssen. Fr. hätte eine erlösende That vollbracht, wenn er auch diese Theorie, geradeso wie die Bury'sche Echotheorie, die ich nicht einmal der Mühe wert halte ihrem Wesen nach mitzutheilen und die Fr. mit Recht mit einer tiefempfundenen, philosophischen Leichenrede in die Grube senkt, aus welcher sie hoffentlich nie mehr erstehen wird, für alle Zukunft unschädlich gemacht hätte.

Eine halb erlösende That vollzieht Fr. auch in Bezug auf die Deutung des Mythus, diesen eigentlichen „Tummelplatz subjectiver Anschauungen und Auslegungen". In die vorderste Reihe seiner Ausführungen hierüber stellt er das Zugeständnis, dass der Mythus ein nothwendiger Bestandtheil des Siegesliedes ist und dass in seiner Wahl der Dichter auch durch die Rücksicht auf die Heimatstadt des Siegers oder auf die Localität des errungenen Sieges gebunden war. Aber während dies der neueren Richtung in der Mythenforschung Pindars, z. B. Drachmann, dem auch ich mich anschließe, vollständig genügt, um den Inhalt des Mythus zu erklären, tritt Fr. mit der älteren Böckh-Dissen'schen Methode, welche die Wahl des Mythus durchwegs durch die Rücksicht auf

thatsächliche, womöglich historische Verhältnisse des Siegers und seiner Umgebung beeinflusst sein lässt, insofern in Fühlung, als er sowohl die Wahl als auch die Darstellung des Mythus als beeinflusst annimmt von einer allerdings unbewussten, von einer Reflexion freien Beigesellung der mythischen und der realen Vorstellungen. Pindar habe trotz der dringenden Forderung nach einem Mythus denselben doch nicht aus der Rumpelkammer mythologischen Krams (S. 474, A. 3) hervorgefischt; seine Darstellung biete durch jene Vermengung reichliche Nahrung demjenigen, der je nach Maßgabe seiner geistigen Potenz oder Disposition den Reiz dieses Neuen zu empfinden und zu genießen verstand und verstehe. Der Mythus der ersten olympischen Ode, die Erzählung vom Hochmuthe des Tantalos, seiner Qual, indem er, an der Göttertafel sitzend, gleichwohl wegen des über seinem Haupte schwebenden Felsblockes keine Speise anrühren darf, sei keine Anspielung auf die Verhältnisse des Hieron, sein Glück und seine Macht, über welcher jedoch das Damoklesschwert der Gefahren eines Tyrannenlebens schwebe, ebensowenig als die Darstellung des Damoklesmahles von Michelangelo Aliprandi auf einem Palaste zu Verona als eine vorsätzliche Satire auf den Besitzer des Palastes zu deuten sei. Dass aber Pindar diese Gedanken unbewusst associerte, sei doch anzunehmen. Die Voraussetzung solcher unbewusster Association gestatte uns aber gleichzeitig anzunehmen, dass auch der mit dem Tantalosmythus verwobene Mythus von Pelops eine Vergleichung des letzteren mit Hieron zulasse. Pelops werde also gewissermaßen als das positive Gegenbild des Hieron hingestellt, Tantalos als das negative, das Beispiel jenes mahne zu demüthiger Unterwerfung vor der Gottheit, dieser warne vor stolzer Überhebung. Das Wesentliche dieser Methode ist also dies, dass für Fr. der Mythus nicht mehr bloß ein poetisches Mittel zur Darstellung wirklicher Verhältnisse ist, sondern dass nur die Darstellung des Mythus durch die letzteren (unbewusst) bedingt ist. Die Verhältnisse der Gegenwart des Siegers sind also im Zusammenhalte mit der mythischen Erzählung, wenn ich den Verf. richtig verstehe, etwa das frische Grün, welches um das alte mythologische Getrümmer sich schlingt und ihm etwas vom Reize des herrschenden Frühlings verleiht. Wo also, wie in der neunten pythischen Ode, von den realen Verhältnissen des Siegers uns durch die Ungunst der Überlieferung gar nichts bekannt ist, da beklagt zwar Fr. das Manco, aber er capriciert sich nicht, wie es die Böckh-Dissen-Mezger'sche Richtung thut, aus dem Mythus diese Verhältnisse herauszuinterpretieren. Und hierin erblicke ich nun wirklich, wie gesagt, eine erlösende That. Denn ich erlaube mir daraus für die Forderung nach Knappheit eines commentarius perpetuus die Berechtigung abzuleiten, der Denkthätigkeit der Leser bloß durch Mittheilung jener reellen Folie des Mythus eine Directive zu geben, im übrigen aber derselben freien Lauf zu lassen, sie von der intellectuellen

und psychischen Constitution ebenso abhängig zu machen, wie es der Dichter seinen Hörern gegenüber gethan hat. Die stetige Hinweisung auf die eigene Empfindung des Commentators könnte allzusehr auf das Gebiet unsicheren Conjicierens verleiten. Aber auf eines muss ich hier, wie in meinem oben erwähnten Vortrage, nachdrücklich aufmerksam machen: dass der Mythenschatz dem Pindar durchaus nicht das war, was er einem Kallimachus, einem Ovid, den Dichtern unserer mythologischen Opernlibretti ist, abgebrauchtes, lebloses Material, das er aufzufrischen und durch modernen Schliff lebens- und repräsentationsfähig zu machen hätte: Pindar, ein Zeitgenosse des Aischylos, glaubte frommen Sinnes an das, was die Mythen erzählten, es gilt ihm für historische Wahrheit, und diese verlangt nicht, ja sie verträgt nicht einmal die Reflexion.

Ein Gegenstand der höheren Exegese ist aber auch die Darlegung der bewussten Tendenzen der einzelnen Gedichte. Auch dies ist ein weites Feld für Combinationen, die man mit großer Vorsicht entgegennehmen muss. Die psychische Pathologie desjenigen, der sich eingehend mit Pindar befasst, ist folgende. Wenn er sich mit Hilfe seines Sprach- und Antiquitäten-Wissens, mit Hilfe eines Universal-Lexikons und selbst einer Übersetzung über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen und ein Epinikion glücklich zuende gearbeitet hat, so vermeint er, ihm fehle zum vollen Verständnisse nichts oder nicht viel. Nimmt er nun aber einen oder zwei oder mehrere Commentare vor, um sein Verständnis zu vervollständigen, so ist er über seinen Stumpfsinn anfangs ganz verzweifelt. Geht er aber daraufhin das Original noch einmal durch, so wird er geheilt. Er findet die Erklärungen der Gelehrten überaus scharfsinnig, ja genial, allein — sie scheinen ihm in der Luft zu flattern, nicht im Gedichte, sondern nur in der Einbildungskraft des Interpreten zu leben.[1]) Man muss zugeben, Fr.s neue Erklärungen tragen fast durchwegs den Stempel bestechenden Scharfsinnes, aber auch sie sind mit Reserve zu gebrauchen. Wer wird es ihm z. B. glauben, dass die erste olympische Ode eine Polemik speciell gegen Bakchylides darstellt? Zwar stellt sich Pindar ausdrücklich in Gegensatz zu anderen Dichtern (v. 36 *ἀντία προτέρων φθέγξομαι*). Aber genügen wohl die Thatsachen, dass auch Bakchylides den Renner Pherenikos besungen hat (*frgm.* 6 Bgk. III[4]) und die Notiz in den Scholien (zu v. 37) *ὁ δὲ Βακχυλίδης τὸν Πέλοπα τὴν Ῥέαν λέγει ὑγιάσαι καθεῖσαν διὰ τοῦ λέβητος*, um ohne weiteres anzunehmen, dass der Dichter bei so festlichem Anlasse eine literarische Fehde ausgetragen habe, die sich um einzelne Züge des Mythus dreht, geradeso als ob er in einem literarischen Club spräche? Oder meint Fr., dass Pindar wirklich zu einem solchen

[1]) Man mache diesen Versuch z. B. mit Ol. VI, 13—18 und v. 100 ff.

spreche, weil v. 18 von den Dichtern die Rede ist, die sich um Hierons Herd scharen? Fürwahr, das wäre ein gar zu kleinlicher Standpunkt: es hieße um einer einzigen Stelle willen den Eindruck, den das ganze Gedicht macht, preiszugeben. Um wieviel großartiger ist dagegen die Auffassung dieses Zwiespaltes zwischen der Darstellung des Dichters und der landläufigen, auch von anderen Dichter befolgten Tradition, wie sie neuestens E. Rohde, Psyche II, S. 508 gegeben hat!

Dasselbe Urtheil habe ich betreffs der niederen Exegese. Auch hier muss man sich hüten, sich durch den Schimmer genialer Einfälle und pikanter Argumentation blenden zu lassen. Ich finde also nicht, dass die Nähe von *κελαδεῖν Κρόνου παῖδ'* (v. 10) und *ἐς ἀφνεὰν ἱκομένους μάκαιραν Ἱέρωνος ἑστιάν* (v. 11) ein Vergleich des Hiero mit Zeus nahegelegt sei. Das wäre, um Fr. mit seinen eigenen Waffen anzugreifen, so, als wenn etwa einer, der in Amt oder Schule unter einem Christusbilde das Bild des Herrschers hängen sieht, aus dieser örtlichen Nähe auf einen beabsichtigten Vergleich schlösse. Auch höre ich nichts von der intonazione letteraria und fühle nichts von dem Hauche des Friedens, der aus dem Proömium dieses Gedichtes entgegenströmen soll. Dazu scheinen mir die vier Verslein:

ἀγλαΐζεται δὲ καὶ
μουσικᾶς ἐν ἀώτῳ,
οἷα παίζομεν φίλαν
ἀνδρες ἀμφὶ θαμὰ τράπεζαν

denn doch viel zu geringfügig. Ich würde mich nicht wundern, wenn jemand zur weiteren Begründung dieser Auffassung auch noch auf das Epitheton Siciliens v. 12 *πολυμάλῳ* 'das lämmerreiche' hinwiese! Und wenn Fr. in der Klotho v. 26, die den Neugebornen aus der Badewanne hebt, eine „Madame Maier" bespöttelt, so bestimmt mich das durchaus nicht, von der Erklärung abzugehen, dass Klotho hier eine Repräsentantin der *λόχιαι θεαί* ist, die uns auch Ol. VI 40 und X 51 begegnen. Heißt doch bei Isyll. v. Epid. *frgm.* 4, 18 *Wil.-Moell.* (*Philol. Unters.* IX p. 13) Lachesis geradezu *μαῖα*. — Indes will damit freilich nicht gesagt sein, dass solche Observationen völlig wertlos seien, ebensowenig will damit geleugnet sein, dass Fr.s Commentar zahllose Goldkörnchen enthalte.

Ich verweise hier noch auf diejenigen Stellen, wo Fr. Neues und Wichtiges auf dem Gebiete der Exegese vorträgt: Ol. II S. 193, A. 1; S. 199, A. 2 und die folgenden auf die eschatologische Partie vv. 56—82 bezüglichen, wobei ihm jedoch die Werke: A. Dieterich, *Νέκυια* und Rohde, Psyche II., welche zur Aufhellung der schwierigen Stelle viel Neues bringen, noch nicht zugebote standen; Ol. V (unecht, neue Argumente S. 229); Ol. VII S. 253 (die Auslegung von *ἔχραον* V. 96 f.); Ol. VIII S. 261—264, wo Fr. den doppelten Orakelspruch ins Reine zu bringen versucht;

Ol. IX S. 279, A. 1 u. 2; S. 280, A. 2 u. 5; Ol. XIII S. 319, A. 3; S. 323, A. 1; Pyth. I S. 342, A. 1; S. 354, A. 3; S. 357 A.; Pyth. II S. 366, A. 3; S. 367, A. 2; S. 368, A. 2; S. 371, A.; Pyth. III S. 384, A. 2; Pyth. IV S. 403, A. 2; S. 411, A. 1; Pyth. VI S. 438, A. 2; S. 440, A. 2; Pyth. VII S. 451, A. 2; Pyth. VIII S. 461, A. 2; Pyth. IX S. 476, A. 1; Pyth. XI S. 498, A.; S. 499, A. 2; S. 501, A. 3; S. 505, A. 2. — Nem. I S. 526, A. 1; S. 527, A. 2; Nem. III S. 542, A. 1; Nem. IV S. 556, A. 2; Nem. V S. 571, A. 1; Nem. VIII S. 588, A. 2; S. 589, A. 1; S. 592, A. 4; Nem. X S. 624, A. 2; S. 628, A.; Nem. XI S. 635, A. 4; S. 637, A. 1; Isthm. S. 673 und A. 1 u. 2; Is. IV S. 691, A. 1 u. 2; S. 693, A. 2; Is. VI S. 710, A.

Am geringsten ist leider der Ertrag auf dem Felde der Textkritik. Ich gebe nicht zu, dass nur die Resultate einer streng conservativen Kritik 'dürrer Weizen' sind, dagegen die der Conjecturalkritik den Hoffnungen eines 'Terno im Lottospiele' gleichkommen. Ich finde es bedauerlich, dass an einer nunmehr dreißig Jahre alten Textesconstitution festgehalten, dagegen an den epochalen Leistungen Bergks fast ganz achtungslos vorübergegangen wird. Zwar gebe ich zu, dass wir heutzutage manches in den Kauf nehmen werden, was man noch vor kurzem mit Feuer und Schwert verfolgt hat. Aber wer wollte bei der allbekannten Fehlerhaftigkeit unserer handschriftlichen Überlieferung geringfügige, palāographisch unbedenkliche Textesänderungen, die gleichwohl schlagend den geforderten Sinn herstellen, abweisen? Ich erblicke also in Fr.s Erklärungen von Stellen, die die Kritiker, insbesondere Bergk, als verderbt bezeichnet haben, zwar dankenswerte letzte Rettungsversuche, bedauere aber trotzdem, dass Fr. nicht auch dieser Seite der Forschung, die doch die allerwichtigste ist, seinen Scharfsinn hat angedeihen lassen. Darin, dass seine Methode der Interpretation sich im Sinne seiner ängstlich conservativen Kritik zu bewähren scheint, erblicke ich die geringste Empfehlung derselben.

Auf S. XVI sind die Errata verzeichnet; Fr. ersucht mich noch nachzutragen, dass S. 199, A. 3, Z. 17 v. u. die Worte 'e dei recenti il Boehmer' zu streichen sind.

Über den selbständigen künstlerischen Wert der (in italienischen Metren hergestellten) Übersetzung, auf welche übrigens Fr. selbst nicht viel Gewicht gelegt wissen will (praef. S. XII ff.), habe ich leider kein Urtheil.

Wien. Hugo Jurenka.

. W. Botsford, The Athenian constitution. Cornell Studies in classical philology IV, Ithaca, New York, Ginn & Company 1893 8°, VIII u. 249 SS.

Botsford entwirft in der vorliegenden Abhandlung ein Bild n der Entwicklung der attischen Verfassung von den ältesten iten bis zum Beginne des peloponnesischen Krieges. Da er jedoch seiner Darstellung das Hauptgewicht darauf legt, die Bedeun g der einzelnen Verfassungsänderungen zu kennzeichnen, und bei das Verhältnis der Elemente des Staates untereinander und n gesammten Gemeinwesen in Betracht ziehen muss, holt er ter aus, um die Grundlagen zu charakterisieren, auf denen sich griechisches Staatswesen überhaupt aufbaut, d. h. zu zeigen, s dieselben ursprünglich rein gentilicischer Natur sind. Dies t ihm wieder Anlass in zwei vorausgeschickten Capiteln die riarchalischen Urzustände der Gemeinwesen im allgemeinen und Entwicklung derselben bei den arischen Völkern zu veranaulichen.

So leistet das Buch zum Theil mehr, als der Titel verspricht, die einleitenden Untersuchungen über die Staatenbildung bei Ariern und im besonderen bei den Griechen 101 SS. umfassen, denen natürlich auch Athen, zumal zum Schlusse, gestreift wird; dererseits lässt der Titel die Beschränkung des Stoffes, dass nämh die Schilderung der attischen Verfassung nur bis zum Beginne s peloponnesischen Krieges weitergeführt wird, nicht ahnen.

Gerade wegen der Eigenart des Verf.s, der in gleicher Weise e allgemein leitenden Ideen in den ältesten Zeiten des arischen emeinwesens durch reichliche Beispiele, durch Analogien aus den rschiedensten Ländern, zu veranschaulichen, wie die Bedeutung r mannigfachen Wandlungen der attischen Verfassung in ihrem esen nicht minder als in den Ursachen und Folgen derselben zu kennen und zu vergegenwärtigen weiß, hätte Ref. gewünscht, ss er seine Aufgabe einheitlicher gestaltet hätte. Würde er z. B. ir die Entwicklung des arischen Staatenlebens haben schildern ollen, dann hätte er die Analogien in noch größerer Vollständigit, als es jetzt geschehen ist, heranziehen können, so u. a. den rhältnissen der Südslaven vor allem jene bei den germanischen ämmen Schritt für Schritt gegenüberzustellen vermocht, und das tworfene Bild hätte damit nicht bloß an Vollständigkeit, sondern ch an Klarheit, Sicherheit und Entschiedenheit gewonnen. Dass er die Darlegung der attischen Verfassung mit der Fortführung rselben bis zum Ende der Selbständigkeit Athens nur gewonnen tte, ist wohl nicht zu bestreiten, zumal dann noch manches tail zu dem schon jetzt behandelten Stoffe aufzunehmen gesen wäre.

Doch wollen wir mit dem Verf. nicht weiter rechten, vielhr ihm Dank wissen für das, was er uns in seiner Schrift geten hat. Die Reichhaltigkeit derselben kann schon ein Überblick

ihres Inhaltes zeigen: Das 1. Capitel (The patriarchal theory) bringt den Nachweis, dass der Staat auf dem Boden der Familie fuße; das 2. handelt über die arische Geschlechterverfassung (Familie, Verwandtschaft, Geschlecht); das 3. über die griechische Geschlechterverfassung (die Familie vor Solon, die Geschlechter, die Clienten der adeligen Geschlechter, Schwächung des Geschlechtsverbandes); das 4. über die Phratrie und die Phyle; das 5. über die vier ionischen Phylen; das 6. über das Königthum (Entstehung und Rechte desselben, den Adelsrath, die Volksversammlung, Schwächung der königlichen Gewalt); das 7. über die Oligarchie vor Drakon; das 8. über Drakons timokratische Verfassung; das 9. über Solons Reform; das 10. über die Tyrannis; das 11. über die kleisthenische Verfassung; das 12. über die attische Verfassung von der Schlacht bei Salamis bis zum Beginne des peloponnesischen Krieges.

Nach eingehendem Studium des Werkes kann der Ref. seiner Überzeugung dahin Ausdruck geben, dass Botsford Quellen wie moderne Literatur sorgsam genutzt und geprüft und sich selbst auf dieser sicheren Grundlage zu einem selbständigen Urtheile hindurchgearbeitet hat. So seien denn die Leser dieser Zeitschrift auf Botsfords Werk besonders aufmerksam gemacht, zumal es der Ref. auch im Interesse der Schule wünscht, dass wenigstens jene Resultate, zu denen uns nach dem übereinstimmenden Urtheile der Fachgenossen Aristoteles' Schrift verhalf, entschiedener als bisher in den Lehrbüchern der Gymnasien und Realschulen berücksichtigt werden mögen.

Wien. Victor Thumser.

Die griechischen Dialekte in ihrem historischen Zusammenhange mit den wichtigsten ihrer Quellen. Dargestellt von Dr. Otto Hoffmann, Privatdocent an der Universität Königsberg. 1. Band. Der süd-achäische Dialekt. XVI u. 344 SS. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprechts Verlag 1891. Preis 8 Mk. — 2. Band. Der nord-achäische Dialekt. XII u. 608 SS. Ebenda 1893. Pr. 14 Mk.

Als Heinrich Ludolf Ahrens vor mehr als fünfzig Jahren die beiden Bände seines Werkes *De Graecae linguae dialectis* veröffentlichte, hat es ihm an Beifall nicht gefehlt. Und doch darf man behaupten, dass die volle Bedeutung des dort Geleisteten erst nach vielen Jahren die richtige Würdigung gefunden hat und wohl auch nicht früher finden konnte, so lange die Wissenschaft, die trotz allem Gerede doch nur eine ist, noch nicht durch die wetteifernden Bemühungen der Sprachforscher wie der Philologen auf diejenige Höhe der Entwicklung gebracht war, die Ahrens lange vorher, seiner Zeit vorauseilend, erreicht hatte. Was ihm an Material und an Methode abgieng, das ersetzte sein feines Empfinden für alle historischen Probleme der Sprache; dieses veranlasste ihn,

richtigem Gefühl so manche Excentricität des damaligen Betriebes der vergleichenden Sprachforschung abzulehnen, welche unbesehen herübergenommen und oft nur zum Theil richtig aufgefasst in der classischen Philologie jener Tage großes Unheil angerichtet hat. Ich brauche nur an die einseitige Bevorzugung des alleinseligmachenden Sanskrit zu erinnern, von dem man mit kühnem Sprunge zum homerischen und attischen Griechisch zu gelangen liebte, ohne sich viel um andere Glieder der Sprachenkette zu kümmern. Wessen Universitätsstudien in die Siebzigerjahre fallen, der wird sich zu erinnern wissen, welche Mühe es kostete, sich von diesen ererbten Vorstellungen loszumachen, und wird sich nachträglich nicht wundern, dass so viele Philologen derartige unklare Ansichten aus dem Kreise ihrer Studien lieber ganz ferne gehalten wissen wollten. Ahrens hat beide Klippen vermieden: er hat niemals mit unverdauten Sanskritparadigmen geprunkt, er hat sich aber auch durch seine Vorsicht niemals dazu hinreissen lassen, von der Sprachwissenschaft nichts lernen zu wollen. Schade, dass sein Werk ein Torso geblieben ist und dass er, durch andere Aufgaben abgelenkt, keine Zeit mehr fand, seine volle Kraft der Bearbeitung der griechischen Dialectologie zuzuwenden. Er hat vor seinem im Jahre 1881 erfolgten Tode die vollständige Umgestaltung der Sprachwissenschaft noch erlebt, welche das von Bopp errichtete Gebäude über den Haufen warf, um dann den Nachfolgern ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Der mächtige Anstoß, den Schleichers imponierende wissenschaftliche Persönlichkeit gegeben hat, dauert fort, aber sein Compendium gehört bereits der Vergangenheit an, so gut wie Curtius' Grundzüge nebst Vaničeks Etymologischem Wörterbuch oder Corssens Vocalismus. Und es ist gewiss kein verächtliches Zeugnis für Ahrens und sein Werk, dass alle diese Umwälzungen doch schließlich seine Verdienste immer wieder zu Ehren gebracht haben.

Freilich fand er zunächst auf dem von ihm betretenen Wege keine Nachfolger; auch waren die folgenden Jahrzehnte nicht darnach angethan, zur Verfolgung dieser Richtung zu reizen. Die fieberhafte Thätigkeit auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft, die Abneigung der einflussreichen Königsberger Grammatikerschule gegen alles, was über die griechischen Literaturdenkmäler hinausgieng, die Bevorzugung des Lateinischen durch den noch einflussreicheren Ritschl und das Aufblühen der Archäologie waren der systematischen Erforschung der griechischen Dialecte nicht förderlich; die großartige Entfaltung der Alterthumswissenschaft im Sinne und unter der Ägide Böckhs vernachlässigte zwar diese Specialdisciplin durchaus nicht, wies ihr aber doch im Rahmen des ganzen Systems eine recht untergeordnete Stellung an, so dass die dialectologischen Studien durch die Böckh'sche Richtung (und durch die Bemühungen seiner Antagonisten ihm auf formalem Gebiete die Wage zu halten) mehr erdrückt als gefördert

wurden. Es ist das große Verdienst von G. Curtius, eine Re
von Einzeluntersuchungen über die griechischen Dialecte unter ei
fältiger Benützung des neugewonnenen epigraphischen Materi
veranlasst zu haben, die größtentheils in den 'Studien zur grie
schen und lateinischen Grammatik' erschienen und unsere Kenn
dieses so lange vernachlässigten Zweiges der griechischen Gramm
in wünschenswertester Weise bereicherten. Die von Leipzig
gehende Anregung fiel auf fruchtbaren Boden; besonders ware
die 'Göttinger' Fick, Bezzenberger, Bechtel, Collitz, welche in
'Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen' und a
wärts die Dialectologie mit großem Eifer pflegten; am da
wertesten ist wohl die von ihnen begründete (leider noch
nicht vollendete) 'Sammlung der griechischen Dialectinsch
durch die einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen wurde,
ein von Leipzig nach dieser Richtung ausgegangener Vers
seiner ersten Form wenig gelungen war und auch in seiner
vervollkommneten Gestalt nur als Behelf zur ersten Einführun
als Grundlage für eindringendere Studien angesehen werd

Je weiter die Einzelforschung vorschritt, desto meh
sich der Wunsch nach einer zusammenfassenden Darste
griechischen Dialecte geltend machen, da das Ahrens'
antiquiert und zuletzt auch im Buchhandel vergriffen w
erhielten wir in G. Meyers Grammatik ein Werk, welch
scheinungen der Dialecte in klarer und übersichtlicher
das Fachwerk des Ganzen einreiht und vorzüglich geeigne
als Ausgangspunkt für weitere Forschungen zu dienen;
die Sprachwissenschaft, wie die Philologie können der
der einzelnen Dialecte unter concentriertem Lichte, w
über wichtige Fragen, wie über das Verhältnis zwischen
und Schrift Aufschluss zu geben vermag, auf die
entrathen. Dass Brugmanns Grundriss oder die als
(namentlich für die Literaturdialecte und Grammati
sehr achtbare Neubearbeitung der Kühner'schen Form
Blass dieser Forderung nicht entsprechen können,
Ahrens eine Neubearbeitung seines Werkes nicht übe
dieselbe einem Leipziger Gelehrten, R. Meister, übert
Jahre 1882 den ersten Band seiner 'Griechischen
Grundlage von Ahrens' Werk' veröffentlichte (Asi
Böotisch, Thessalisch enthaltend); im Jahre 1889 fo
(Eleisch, Arkadisch, Kyprisch). Jetzt liegt uns ei
Verlage erschienene Parallelbearbeitung vor, welch
terial, jedoch unter Ausschluss des Böotischen und
handelt. Man muss selbstverständlich bei der B
jüngeren Werkes stets auf die Leistungen des Vo
nehmen; auf eine unerquickliche Polemik zwische
lehrten, die noch in das Vorwort zu Hoffmanns erst
spielt, hier einzugehen, ist kein Anlass, zumal d

ligten ohnedies von der ersten Hitze des Streites schon etwas abgelassen zu haben scheinen.

Vor Meister hat Hoffmann zunächst die Planmäßigkeit der Anlage voraus. Während jener an den für die Literatur wichtigsten Dialect, den asiatisch-äolischen, ziemlich äußerlich zuerst den böotischen (durch Korinna und die Komiker auch für die Literatur in Betracht kommend) anreiht, um dann thessalisch, eleisch, arkadisch und kyprisch der Reihe nach zu behandeln, hat sich Hoffmann, zumeist nach den in seiner Dissertation *De mixtis linguae graecae dialectis* (Göttingen 1888) vorgetragenen Behauptungen ein festes Schema aufgestellt, nach dem er vorgeht. Zum südachäischen Dialecte rechnet er die arkadische und kyprische, zum nordachäischen die thessalische und äolische Mundart. Selbst wer nicht alle in der genannten Dissertation vertretenen Ansichten unterschreibt (was ich nicht thue), wird zugestehen müssen, dass die Darstellung durch die Beobachtung dieses Kanons nur gewonnen hat. Und wer nicht an Einzelheiten Anstoß nimmt oder sich an Namen klammert, wird gleichfalls gestehen müssen, dass die beiden von Hoffmann behandelten Dialectgruppen in der That untereinander größere Verwandtschaft haben, als mit irgend einer anderen Mundart. Der Verf. hat zwar sein im ersten Bande (S. VIII) gegebenes Versprechen, die 'gemeinachäischen' Eigenthümlichkeiten zusammenstellen zu wollen, im zweiten Bande nicht eingehalten; aber die beiden Übersichten S. 327 und 593 sprechen deutlich genug. Die Frage, in wie weit das Böotische zur Reconstruction des gemeinsamen (panäolischen) Urdialectes herangezogen werden darf, ist eine sehr schwierige; der Verf. räumt demselben zwar S. 294 ff. eine entscheidende Stelle ein, hat es aber in der Darstellung äußerst selten herangezogen. Auch in der Ausnützung des homerischen Idioms ist der Verf. sehr vorsichtig gewesen; es figuriert hauptsächlich bei der Darstellung des südachäischen Wortschatzes (im zweiten Bande ist die ganze Partie wegen Mangel an Raum gar nicht zur Behandlung gekommen). Wenig glücklich ist die Heranziehung des epischen Genetivs der *o*-Stämme auf *-οιο* (S. 251; vgl. S. 533) und sehr unwahrscheinlich die vom Verf. vertheidigte Hypothese vom Abfall des *-ο* im Thessalischen (*τοῖ ἀργύρροι* u. ähnl.); denn die drei (oder zwei?) Fälle im Kyprischen, wie *Θυρσίjα* neben dem regelmäßigen *Στασίjαυ*, *Ἀρισταγόραυ* u. dgl., können mit ihrem *ᾱ* (-*ο*) für ein angebliches *οι*-(*ο*) doch nichts beweisen. Es bleibt also nach wie vor dabei, dass im Thessalischen der Locativ als Genetiv verwendet wurde, und dass die Grammatiker mit ihrer Lehre vom 'böotischen oder thessalischen' Genetiv auf *-οιο* Unrecht haben. Beiläufig bemerkt ist der Begründer (oder doch Einführer) dieser 'thessalischen' Theorie kein geringerer als Aristarchos (bei Apollonios *περὶ ἀντων.* 138 c), der ohne Zweifel, um für das homerische *-οιο* ein Analogon zu finden, in der dialectischen Literatur Umschau hielt und als einzigen Stützpunkt jenes thessalische *-οι* fand;

darf ich eine Vermuthung äußern, so möchte ich meinen, das vocalisch anlautende Worte nach der fraglichen Endung ihn auf den Gedanken brachten, es sei hier ein -o durch Elision abgefallen. Im allgemeinen ist anzuerkennen, dass Hoffmann, obwohl er begreiflicherweise mit Pietät an seinem Lehrer A. Fick hängt, sich doch Freiheit des Urtheils wahrt; der homerische Dialect ist ihm wenigstens ein Mischdialect und mit einem äolischen Hesiodos bleiben wir glücklicherweise verschont. Die ethnographischen und historischen Fragen behandelt der Verf. in ziemlich ausführlichen Einleitungen, die etwas apodiktische Form der Darstellung wird jeder Billigdenkende richtig auffassen; solche Aporien lassen sich einmal gar nicht erörtern ohne viele Hypothesen, die durch möglichst häufige Anwendung des coniunctivus dubitativus nicht besser werden. Befremdend wirkt heutzutage die Bd. I, S. VII festgehaltene Ansicht von der Ursprünglichkeit des *α purum* im Attischen; aber vielleicht waren dem Verf., als er die Vorrede schrieb, weder Brugmanns noch Kretschmers Bemerkungen (im Grundriss S. 27[2] und *KZ* 1890, 2. Heft) bekannt geworden.

Ein weiterer Vorzug des Hoffmann'schen Werkes liegt darin, dass der Verf. die wichtigsten inschriftlichen und literarischen Quellen der Dialecte in selbständiger Bearbeitung seiner Darstellung einverleibt hat. Allerdings ist dadurch der Umfang des Buches beträchtlich erweitert und damit auch der Preis bedeutend erhöht worden (die 'Quellen' füllen ein gutes Drittel des Ganzen); aber dafür hat man den großen Vortheil, die Behauptungen des Verf.s gleich mit Hilfe der urkundlichen Überlieferung prüfen zu können, ohne erst eine sehr zerstreute und nicht jedermann leicht zugängliche Literatur nachschlagen zu müssen. Es empfiehlt sich also das vorliegende Werk ganz vorzüglich zur Anschaffung an Orten, wo keine größeren Bibliotheken zur Verfügung stehen. Auch für denjenigen, der sich nicht bei Hoffmanns Angaben beruhigen will, bildet das Buch mit seinen sorgfältigen, bis auf die letzte Zeit fortgesetzten Literaturangaben und Nachweisen ein bequemes Repertorium. Am deutlichsten tritt dies hervor bei den kyprischen Inschriften, deren zum Theil in Frankreich und Amerika erschienene Publicationen nur für wenige erreichbar sein mögen. Auch der Text und die Deutung der Quellen haben Hoffmann viel zu verdanken. Unter den arkadischen Inschriften ist die Weidevorschrift von Alea besonders zu nennen, zu deren Erklärung der Verfasser manche schöne Bemerkung beigesteuert hat. Freilich kann ich mich mit seiner Deutung der Worte *εἴ δ' ἄν καταλλάσσῃ* 'wenn er sie aber vertauschen sollte' ebensowenig wie A. Fick in den Göttinger Gel. Anz. von 1892 zufrieden geben; die Übersetzung des letzteren 'wenn der *ἱερῆς* wechselt' berücksichtigt zwar in ganz richtiger Weise, dass es sich hier offenbar um eine regelmäßig wiederkehrende Erscheinung handelt, empfiehlt sich aber sachlich nicht, da durch einen Wechsel in der Person des Priesters

lie Weideverhältnisse nicht berührt werden. Ich dachte zuerst daran, n *καταλλάσσειν* einen euphemistischen Ausdruck für das factitive)χεύειν (wie bei Aristoteles de gen. anim. 2, 8) zu suchen, meine aber jetzt, dass mit dem in Rede stehenden Verbum vielmehr ein jährlicher oder halbjähriger Wechsel der Weideplätze bezeichnet ist, bei dem allerdings die Anhalfterung dringend geboten erscheint. Der erste Paragraph unserer Gesetzestafel (die doch wohl nur die Fortsetzung einer oder mehrerer vorhergehender Columnen enthält) verfügt also, dass auch der *ἱερῆς* von der allgemeinen Vorschrift nicht dispensiert, der *ἱερομνάμων* aber für die Ausführung verantwortlich sein soll. In §. 2 (Z. 7) ist *ἱεροθυτές* sehr glücklich als *ἱεροθυτένς* gedeutet und damit der Sinn des Abschnittes endgiltig festgestellt; zu erwägen wäre, ob nicht *λέγη* hier in der Bedeutung des Auslesens, Auswählens angewendet ist. — Große Mühe hat der Verf. auf die kyprischen Inschriften verwendet und auch auf diesem Gebiete hübsche Resultate erzielt, obgleich die eigenthümliche Schreibweise derselben vielfach absolute Sicherheit in der Deutung ausschließt. Denn die kyprischen Inschriften sind bekanntlich nicht in Buchstabenschrift, sondern in einem ganz eigenthümlichen (obendrein in Paphos variierenden) Syllabar abgefasst, das erst in den Siebziger Jahren von P. Smith, Brandis, M. Schmidt und Deecke entziffert worden ist und nicht selten mehrere Lesungen zulässt. Wenn z. B. Deecke aus den überlieferten Silben *ni ka po ro ti vo se e mi* herausliest *Νίκα Πρώτιϝός ἠμι*, so deutet dagegen Fick *Νίκαφόρω Διϝός ἠμι*. Ohne Kühnheit kommt man dabei nicht durch; der Verf. hat davon reichlichen Gebrauch gemacht. Er hat allerdings auch manches Gute, das ihm von anderer Seite geboten wurde, ohne Noth zurückgewiesen. Die von Meister empfohlenen Kurzverse hätten zu 120 (45) und 146 (71) doch Erwähnung verdient; ebenso die von Deecke zu 152 (77) angeführte Hesychiusglosse *Ζωτεάτας*. Beiläufig: der Name des Weihenden in der letzteren Inschrift *ka ma la ko se* scheint doch ein phönikischer zu sein (*Γάμαλχος*?); sollte in dem Folgenden *zo te* nicht vielleicht der 190—192 vorkommende Name *ΖωϝῆΣ* (so doch wohl nach der Betonungsweise der Septuaginta) und zwar in der patronymischen Form *ΖωϝῆΙ* stecken? — Eines der interessantesten Stücke ist wohl das Epigramm 144 (68) aus Golgoi:

1. *ka i re te· ka ra si ti· va na xe· ka po ti· ve po me ka· me po te ve i se se·*
2. *te o i se· po ro a ta na to i se· e re ra me na· pa ta ko ra i to se.*
3. *o vo ka re ti· e pi si ta i se· a to ro po· te o i· a le tu ka ke re·*
4. *te o i· ku me re na i pa ta· ta a to ro po i· po ro ne o i· ka i re te.*

Χαίρετε.

Γράσθι, ϝάναξ, κά(π) πῶθι· ϝέπο(μ) μέγα· μήποτε ϝέλσης
Θεοῖς πόρω ἀθανάτοις ἐρεραμένα πά(ρ)τ' ἀκοραιτῶς.
Οἱ γάρ τι ἐπίσταις ἀ(ν)θρώπω θεῶι, ἀλ'λ)' ἔτυχ' ἃ χήρ
Θεῶι κιμερῆναι πά(ρ)τα, τὰ ἀ(ν)θρωποι φρονέωί.

Χαίρετε.

Die Imperative der ersten Verse ('Iss, Herr, und trink') hat Neubauer, *Ϝεπό(μ)μεγα* = *ἔπος μέγα* Meister und Fick gedeutet; die schöne Lesung von *ἀ χήρ* am Ende der dritten Zeile wird Meister verdankt (was Hoffmann nicht hätte verschweigen sollen). Unter seinen eigenen Lesungen erscheint mir die der dritten Zeile *οὐ γάρ τι ἐπίσταις* (= *ἀπίστασις*) *ἀνθρώπῳ θεῷ* von allen bisher vorgeschlagenen die beste. Der metrische Anstoß des ersten Daktylus *οὐ γάρ τι ἔπ-*, den der Verf. in wenig consequenter Weise einmal durch vollständige Elision von *τι*, ein andermal (S. 63) durch Annahme eines Hexameters mit Auftakt (also wohl *οὐ | γᾶρ τῖ ἐπ-* mit Hiatus?) vermeiden möchte, erklärt sich durch die Entstehung von *γάρ* aus *γ' + ἄρ*, welches für das Kyprische in der lautschwachen, dem epischen *ῥά* nahekommenden Form *ἔρ* bezeugt ist, wogegen sich Hoffmann unnöthig wehrt (vgl. S. 144); daher kann *οὐ γᾰρ τι* als Daktylus gelten. Aber an das Hoffmann'sche *μήποτε Ϝείσης θεοῖς πόρω* (= *πόρρω*) *ἀθ.* in V. 1 u. 2, was bedeuten soll verlange niemals ferne von, d. h. ohne Rücksicht auf die unsterblichen Götter usw., kann ich nicht glauben. Deecke war ganz im Rechte, als er an *ἴσης* dachte, aber sein *ἐϜείσης* ist dialectisch unhaltbar und schwebt bezüglich der Construction in der Luft. Der griechische Sprachgebrauch erfordert *ἐπ' ἴσης*, und wenn die Glosse (S. 114) *εὐτρόσσεσθαι*: *ἐπιστρέφεσθαι Πάφιοι* Recht hat, so steht auf dem Stein wörtlich: *μή ποτ' εὐ ἴσης* (*me po te ve se se*; oder *μήποτε ὐ ἴσης?*, vgl. S. 312); es ist hier wie in *o vo* (Z. 3) = *οὐ* statt eines urgriechischen *υ* ein *Ϝ* gesetzt. Das fehlende Verbum muss natürlich in dem räthselhaften *po ro* stehen, dessen zweiter Bestandtheil auf dem Stein (nach Meister II 157) verschabt zu sein scheint; ich lese statt 8 (*ro*) vielmehr 8 (*le*) und gewinne so das Verbum *βόλομαι*, das hier entweder in der Form *βόλεο* mit elidiertem Schlussvocal oder *βόλη* erscheint. Das ganze Epigramm möchte ich demnach folgendermaßen übersetzen: 'Iss, Herr, und trink': (das ist) ein großes Wort. Niemals gleichstehend | mit den Göttern wünsche (Dir), mit den Unsterblichen, jegliches Ersehnte in unersättlicher Weise (oder *ἀκόραιτος* als Unersättlicher?). | Denn nicht in irgend etwas (gibt es) Herrschaft des Menschen über den Gott, sondern es war zu Theil die Hand | dem Gotte zu steuern alles, was Menschen denken.

Besondere Anerkennung verdient, dass der Verf. sich bei der Behandlung von Inschriften nicht mit den vorliegenden Publicationen begnügt, sondern wo es möglich war, Abklatsche und Abgüsse nachgeprüft hat. Dies ist auch den Gedichten der Balbilla von der Memnonstatue zugute gekommen, so dass jetzt die Entscheidung zwischen den Lesungen von Puchstein und Lepsius in

nicht wenigen Fällen leichter wird. Leider wird dadurch für die vier bis jetzt unvollständig entzifferten Verse (in 175 und 176) nur wenig gewonnen. Doch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, dass der Verf. nicht gut daran gethan hat, die verschiedenen von Franz, Kaibel, Puchstein u. A. vorgeschlagenen Supplemente gänzlich zu unterdrücken. Solche Vorschläge haben freilich keine urkundliche Gewähr; aber sie können doch zu neuen Versuchen anregen. So durfte auch in dem thessalischen Epigramm 71 (S. 48) das von v. Wilamowitz ergänzte *αἰαῖ* nicht unerwähnt bleiben; es ist die einzige passende Ausfüllung und gewiss ebenso der Berücksichtigung oder doch der Zurückweisung wert, wie das im selben Verse von ihm vermuthete und von Hoffmann bekämpfte *πηλοῦ*. Auch im dritten Gedichte der Balbilla, das mit dem Verse *Χδίσθον μέν, Μέμνον, σίγαις Α? ΕΚΩ? ΛΩΤΑ* beginnt, hätte Puchsteins Vorschlag *ἄωτος* ('ohrenlos') mit Rücksicht auf die sicherstehende Lesung *ΑΩΤΑ* zurückgewiesen, hingegen das pindarische *ἄωτον* (vgl. Meister II 325) 'Lied' (hier vielleicht 'Seufzer') herangezogen werden sollen; *ἄωτα* ist der Objectsaccusativ zu *σίγαις*. Von den dazwischen stehenden Buchstaben las Puchstein den zweiten als Π, Hoffmann als Π; vor *ΛΩΤΑ* vermochte Puchstein nichts zu entziffern, Hoffmann liest bestimmt Ν. Das dem Begriffe nach am nächsten liegende Verbum *ἀποκωφόω* in den Vers zu zwängen, verbieten übereinstimmend die Construction und der schmale Raum vor *ΛΩΤΑ*. Sollte Balbilla in einer Anwandlung von Gelehrsamkeit (zu der sie ihre Compendien wohl verleiten konnten; man vergleiche Meister I, 104 Anm. 3 u. 109 Anm. 1) ein intervocalisches *ϝ*, nach ihrer Schreibweise Γ, angewendet und gedichtet haben: *Χδίσθον μέν, Μέμνον, σίγαις ἀϝεκώσι' ἄωτα*? Im zweiten Gedichte ist mir aufgefallen, dass Hoffmann im Apparat über die von Puchstein am Schlusse von V. 10 (nach *ΩΝΛ*) notierte Beschädigung des Steines, durch die ja zwei Buchstaben verloren gegangen sein können, gänzlich schweigt.

Für den Philologen muss selbstverständliche die vom Verf. unternommene Neubearbeitung der Fragmente der Sappho und des Alkaios, in welche alle einigermaßen bedeutenden Fragmente aufgenommen sind, vom größten Interesse sein. Auch hiebei ist Hoffmann überall auf die handschriftliche Überlieferung zurückgegangen, so dass in dieser Hinsicht sein Text durch sorgfältige Ausnützung der neueren Literatur vor der 1882 erschienenen vierten (posthumen) Auflage von Bergks Poetae Lyr. Gr. III manches voraus hat. — Einiges ist ihm freilich entgangen; so die grundlegenden Erörterungen Useners über die handschriftliche Überlieferung der sogen. rhetorischen Schriften des Dionysios von Halikarnassos, aus denen der Verf. hätte lernen können (was auch Piccolomini nicht gewusst hat, dass der Vaticanus 64 (Bd. II, S. XI) nur eine Abschrift des Laurentianus ist. Für Demetrios' *περὶ ἑρμ.* habe ich eine Collation des einzig maßgebenden Paris. 1741 in den Wiener St

veröffentlicht, welche für Sapph. Fr. 109 ergibt, dass das zweite παρθενία erst vom Corrector *e coni.* beigefügt ist. H. Rabes Ausgabe des Syrianoscommentars zu Hermogenes' περὶ ἰδεῶν, welche gleichfalls einige Nachträge liefert, konnte der Verf. noch nicht benützen. — In der formalen Durcharbeitung hatte Hoffmann eine wichtige Vorarbeit an Ficks Aufsatz in *BB* Bd. XVII, dessen Spuren er auch meist folgt. Der so unter die sprachliche Lupe genommene Text hat manche Besserung aufzuweisen, namentlich was die consequenter durchgeführte Barytonesis betrifft; z. B. πλάσιον und οὐδεν (Sapph. 2_3 und $_8$) statt πλασίον und οὐδέν bei Bergk. Ob χρυσόστεφαν' (9_1) als Neuerung beabsichtigt ist, lasse ich dahingestellt; auch δακτυλίω περί statt πέρι (35) ist befremdlich. An scharfsinnigen Textesverbesserungen fehlt es nicht; Fr. 11 ist durch die von Hoffmann vorgeschlagene Lesung ἑταίραις ταὶς ἔμαις τέρπ⟨ο⟩ν⟨τ⟩α die Hand der Dichterin, wie mir scheint, unzweifelhaft hergestellt; auch die Ergänzung von Fr. 29 ist, dünkt mich, sehr glücklich, wenngleich der Herausgeber seinem Principe, nur was urkundlich bezeugt ist, in den Text aufzunehmen, auch seinen eigenen Einfällen gegenüber hätte getreu bleiben sollen. Im kritischen Apparate vermisst man mancherlei, was einmal uns philologischen Kleinkrämern unabweisbare Forderung scheint. Wenn z. B. die Fick'sche Conjectur zu Fr. 2_7 βρόχεός με φώνας οὐδεν ἔτ' εἴκει mit hohem Lobe begrüßt wird, so durfte die Erwähnung von Hartungs ἐκ βροχίοιο ('quod interpretatur *e faucibus*' Bergk) nicht unterbleiben.[1]) — Fr. 5_4 rührt die Verbesserung οἰνοχόεισα nicht von Ahrens, sondern von Neue her. — (Fr. 3_2 heißt es 'ἀποκρύπτιουσι überl.: ἀπυκρύπτοισι Scaliger Ahrens'; richtiger: 'ἀποκρύπτοισι Scaliger, ἀπυκρ. Ahrens'. — Fr. 16_1. Die schöne Vermuthung Bergks Ταῖσ⟨ιν αἴ⟩ψ ὔγρος (statt des überlieferten Ταῖσι ψυχρὸς) durfte nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Und selbst wenn Ficks ψαῦκρος ganz unzweifelhaft das Richtige treffen sollte, so musste man es sich doch überlegen, Neues entsetzlich ledernes δέ in den Text einzusetzen; überdies zähle man die Fälle eines betonten δέ in der Lyrik (bei Sappho nur 78_1; bei Alkaios nur ein ganz unsicherer Fall in 97). Vielleicht ist Ταῖσιν ⟨αὖ⟩ ψ. zu schreiben. — Fr. 28_4 δίκαιον hat Spengel hergestellt, allerdings mit dem unnöthigen und dialectisch falschen Fῶ; aus Hoffmanns Note erfährt man über den Urheber der Verbesserung nichts. Im dritten Verse desselben Fragmentes ist αἴδως κέν σε οὐκ εἶχεν ὄππατ' (so Blomfield für ὄμματ') überliefert, wozu Bergk schon nicht weniger als sechs Conjecturen verzeichnet; als siebente vermuthet Hoffmann αἴδως κε⟨μὰ⟩ν σ'

[1]) Seltsam ist die Übersetzung Hoffmanns: Aus der Kehle dringt nichts von Stimme zu mir, an mein Ohr. Das altbekannte *vox faucibus haesit* hätte ihn doch vor einem solchen Missgriff bewahren sollen.

οὐκ ἦχεν ὅ. Vielleicht ist gar nichts zu ändern und bloß mit einer den Äolikern nicht ungewohnten Diärese zu scandieren εἰδως κεν σ' οὐκ ἦχεν ὅ. Ob der von Aristoteles citierte Vers des Alkaios (Fr. 55_2), auf dessen Gedicht Sappho antwortete, von Bergk richtig mit Fr. 55_1 (aus Hephästio) verbunden worden ist, erscheint mir sehr fraglich. Denn diese Annahme zwingt uns zur Einführung einer ganz singulären Synaloephe (κωλύει_αἴδως; – ⏑ – –), was ihr Urheber selbst zugibt, oder zu metrischen Künsteleien (siehe Bergks Note). Außerdem ist es doch nur wahrscheinlich, dass das Gedicht des Alkaios und die Antwort Sapphos im gleichen Metrum verfasst waren. — Fr. 107 ist in den beiden Handschriften des Mar. Plotius vor Ὑμήνιον YECZEP und YECCEP überliefert; Bergk las ἔσπετ' Ὑμήναον, Fick μέλπετ' Ὑμήναον. Warum Hoffmann die letztere Vermuthung bevorzugt, welche den Zügen der Handschrift weit mehr Gewalt anthut, als die des geübten Kritikers, weiß ich nicht. Aber ich weiß eine noch einfachere Lesung, die nur einen einzigen Buchstaben ändert, und die ist ϝECΠEP, d. h. ϝέσπερ', Ὑμήναον.

Mein Bericht hat bereits so viel Raum in Anspruch genommen, dass ich darauf verzichten muss, den systematischen Theil des Werkes eingehend zu besprechen. Es genüge zu sagen, dass derselbe in der äußeren Anordnung sehr übersichtlich ist und auch an Klarheit der Darstellung nichts zu wünschen übrig lässt. Der Verf. hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht; mit derselben gleichmüthigen Gewissenhaftigkeit spürt er jedem sprachlichen Vorgange nach und schenkt sich nicht das kleinste Detail. Eine größere Freigebigkeit in den Literaturnachweisen hätte die Brauchbarkeit des Buches entschieden erhöht; und der dafür nöthige Raum hätte sich bei etwas weniger splendider Druckeinrichtung leicht gewinnen lassen. Dass der Verf. einer ausgesprochenen Parteirichtung angehört, schadet der Benützung durch den Kundigen nicht; und ein Verfahren, welches dem Unkundigen jedes Straucheln ersparen soll, muss erst erfunden werden. Wer sich nicht fest im Sattel fühlt, dem ist allerdings anzurathen, in jedem einzelnen Falle eines der Handbücher von Brugmann oder Meyer zurathe zu ziehen.

Der Verf. hat eine große Aufgabe mit Eifer und Hingebung im Dienste der Wissenschaft gelöst und dafür darf ihm die Anerkennung nicht vorenthalten werden. Nur Eines möchte ich noch bemerken. Er hat seinen Vorgänger in vielen Stücken berichtigt und übertroffen; aber es muss auch ausgesprochen werden, was mir in dem vorliegenden Werke nicht genügend betont erscheint, dass die vortreffliche Leistung Meisters ihm seine eigene Aufgabe ganz wesentlich erleichtert hat. Bei der versprochenen Bearbeitung des ionischen Dialectes wird es sich zeigen, was der Verf. ohne eine solche Vorarbeit zu leisten vermag.

Graz. Heinrich Schenkl.

De apium mellisque apud veteres significatione et symbolica et mythologica scripsit Gualterus Robert-Tornow. Berlin Weidmann 1893. 8°, 177 SS. Preis 4 Mk.

Der Verf. hat, wie er im Vorworte bemerkt, diese Schrift welche zunächst freundlichen Jugenderinnerungen entsprang, schon vor Jahren entworfen, sich aber erst jetzt, nachdem er dieselbe „beinahe vergessen hatte", zur Herausgabe entschlossen. Daraus erklärt es sich wohl, dass er inzwischen die auf ähnlichem Gebiete sich bewegenden Forschungen nicht Schritt für Schritt verfolgte und aus der hieher gehörigen Literatur unseres Jahrhunderts wiederholt nur Creuzer, W. Menzel und Magerstedt hervorhebt (vgl. besonders S. 8 und 176). Dabei muss es, selbst abgesehen von gelegentlichen Bemerkungen in neueren mythologischen Schriften ausgedehnteren Inhaltes, am meisten auffallen, dass Roschers speciell einschlagende Abhandlung „Nektar und Ambrosia" (Leipzig 1883) gar nicht herangezogen ist. So kam es, dass gar manche Partien theils in den bezeichnendsten Belegstellen, theils in der Auffassung sich einfach enge mit der genannten Arbeit berühren (Vgl. z. B. S. 75 ff. mit R. S. 18 f. — S. 80 mit R. S. 16 — S. 86 mit R. S. 24 — S. 88 mit R. S. 67 — S. 96 mit R. S. 62 — S. 102 mit R. S. 72 — S. 119 ff. mit R. S. 63, sogar das Citat aus Grimm R. A. 457 übereinstimmt, — S. 123 mit R. S. 47 — S. 129 mit R. S. 58 f. — S. 135 mit R. S. 6 u. dgl.). Wäre mit Rücksicht auf Roschers Buch vorgegangen und in derartigen Partien der Zweck einer noch besseren Klärung oder Stellenergänzung, wie sich eine solche wirklich hie und da findet, mit gleichzeitiger Verwertung gelegentlicher, für dieses Gebiet beachtenswerter Bemerkungen in allerneuesten Schriften methodisch verfolgt worden, so hätte die Arbeit vom streng wissenschaftlichen Standpunkte mehr Interesse erregen können, als dies jetzt der Fall sein dürfte (vgl. z. B. über Honigkuchen für Unterirdische Rohde Psyche S. 218; 702, über Honigopfer im Culte der Hekate und Selene Roschers Selene S. 65, über Honigtrank Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere 6. Aufl. S. 151, über *μέλισσαι* als Priesterinnen Sam Wide, Lakon. Culte S. 179 u. dgl.). Dabei hätte eine consequente Durchführung des bei den Belegstellen manchmal mit Glück angebahnten Gedankens, auch hier noch Anspielungen bei alten Kirchenschriftstellern zu verwerten, das Interesse für das Gesammtbild nur erhöhen können (vgl. um nur ein Beispiel dieser Art anzudeuten, zu der S. 106 gebotenen guten Zusammenstellung bezüglich der Vergleichung des süßen Honigs mit der Rede v. Hartels Index zu seiner Ausgabe des Ennodius S. 684).

Wie die Arbeit jetzt vorliegt, macht sie mehrfach den Eindruck, dass der für den Gegenstand begeisterte Verf. weniger für strenge Fachkreise, als für ein größeres Publicum schreiben wollte, wie er denn auch bei gelegentlichen Hinweisen ohne Auswahl vorgeht (Avienus citiert er z. B. noch nach Wernsdorf poet. lat. min.

für *Δέσποιναι* und die mythologische Ausdehnung des Ausdruckes beruft er sich auf Papes Wörterbuch ohne Rücksicht auf den nunmehrigen Artikel in Roschers Mytholog. Lexikon I, 993 u. ä.). Der Standpunkt wäre vielleicht zu rechtfertigen, aber warum dann Anwendung der lateinischen Sprache und breite Ausschreibung der griechischen und lateinischen Belegstellen im Urtexte mit zum Theil veralteten Lesearten? In solchem Falle hätte sich wohl eine ähnliche Methode, wie sie Lenz in seiner Zoologie der alten Griechen und Römer befolgte, fast besser empfohlen.

Innsbruck. Anton Zingerle.

C. Sallusti Crispi Historiarum reliquiae. Edidit Bertoldus Maurenbrecher. Fasciculus II.: Fragmenta argumentis, commentariis, apparatu critico instructa. Accedunt indices. Lipsiae in aedibus Teubneri 1893. XXII u. 312 SS. Preis 8 Mk.

Zwei volle Jahre nach Veröffentlichung des ersten Theiles, welcher gründliche und methodische Prolegomena enthält, bietet uns M. in diesem zweiten Bande die Sammlung der Fragmente zu Sallusts Historien selbst mit verbindendem geschichtlichen Texte, sachlicher Erklärung, kritischem Apparate, drei Anhängen und Verzeichnissen.

In der Einleitung weist der Verf. zunächst mit Recht auf die vielen Schwierigkeiten hin, welche die Anordnung und Herausgabe der zerstreuten, zusammenhangslosen, oft kritisch unsicheren Bruchstücke verursachte. Gegenüber seinen Vorgängern de Brosses, Kritz, Gerlach und Dietsch hatte M. freilich den Vortheil voraus, dass er bezüglich des Textes auf den neueren trefflichen Ausgaben der lateinischen Grammatiker, Scholiasten und Quellenschriftsteller fußte und hinsichtlich der Anordnung die aus dem Orléaner Palimpsestfunde gewonnenen Ergebnisse verwerten konnte. Durch diesen sind wir nämlich nicht nur über die Disposition der wichtigsten Theile des II. und über die Anfangscapitel des III. Buches (vgl. Maurenbr. S. 57 ff.) orientiert, sondern auch darüber, dass Sallust mehrjährige Kriege nicht (wie Kritz meinte) möglichst zusammenhängend behandelte, sondern dass er ihre Darstellung sogar innerhalb eines Buches unterbrach. Trotzdem oder eben dadurch ist für einen Herausgeber die Zuweisung der Fragmente im einzelnen oft recht schwer. M.s Grundsatz, die größeren Kriege streng nach der Zeitfolge anzuordnen, bei minder wichtigen Ereignissen (außerhalb Roms) auch mehrere Jahre zusammenzufassen, die Vorgänge in der Stadt aber Jahr für Jahr in einem Abschnitte zu behandeln, dürfte im wesentlichen keinen erheblichen Widerspruch zu erfahren haben, wenn auch seine Anordnung im einzelnen oft nur auf Wahrscheinlichkeit Anspruch erheben darf. Nach diesen allgemeinen Gesichtspunkten weist M. die meisten der überlieferten Bruchstücke einem

bestimmten Buche und innerhalb dieses einem der von ihm (th
weise nach Kritz) aufgestellten Capitel zu. Jeden dieser Abschn
leitet er mit einer *enarratio* ein, welche zwischen den einzel
Bruchstücken einen Zusammenhang herstellt und die maßgeben
Stellen der von Sallust abhängigen Historiker anführt. Unter
Text jedes Fragmentes setzt der Verf. ferner den kritisch
Apparat, dessen Kürze besonders davon herrührt, dass ein
praktische Zusammenstellung der wichtigsten Handschriften all
Quellenschriftsteller im Vorworte vorausgeschickt ist und die Gram
matikercitate nur in wichtigen Fällen ausgeschrieben sind. Keine
Vorwurf wird man dem Herausgeber daraus machen, dass er seine
Angabe (p. VII.), die orthographischen Varianten im *apparatus crit.*
weglassen und bloß im zweiten Anhange behandeln zu wollen,
untreu geworden ist, indem er besonders zu den im Vaticanischen
Bruchstück, im Orléaner Palimpsest und im Vatican. 3864 erhal-
tenen größeren Fragmenten zahlreiche orthographische Lesarten
angibt. Der nach dem Apparate jedem Fragmente beigegebene
Commentar erläutert dessen Inhalt und bekämpft andere Auf-
fassungen, ohne Vollständigkeit zu erstreben. Die Behandlung des
sprachlichen Momentes, so besonders die Heranziehung der Parallel-
stellen von Nachahmern Sallusts wurde ausgeschlossen und einer
eigenen Publication vorbehalten. Ablehnend verhält sich M. daher
auch gegen die Aufnahme jener Bruchstücke, welche Vogel (*in*
den *Acta semin. Erlang.* II, 432 ff.) aus späteren Schriftstellern
durch sprachliche Übereinstimmungen erschlossen hat. Die Bedeutung
späterer Nachahmungen wenigstens für die Textkritik hat aber
neuerdings P. Jürges in seiner Göttinger Dissertation (*De Sallustii
Historiarum reliquiis capita selecta* 1892, S. 6 ff.) an mehreren
schlagenden Beispielen dargethan (I 25, IV 28, 36, 66), und an
diesen Stellen folgt ihm auch M. Wie wertvoll die Berücksichti-
gung der Sprache auch für die Vermehrung der Fragmente selbst
sein kann, zeigt übrigens am besten der dritte Abschnitt des I. Buches
aus *Firmicus Maternus Mathes.*, welcher eine aus Sallust und
Livius excerpierte Darstellung der Bürgerkriege gibt. Der Verf.
bedauert selbst, dass er erst nachträglich von Professor Usener
auf dieses Stück aufmerksam gemacht wurde und den von dem
genannten Gelehrten recensierten Text bloß der Praefatio einver-
leiben konnte.

Die Zahl der neuen Einzelfragmente, welche direct unter
Sallusts Namen überliefert sind, ist ganz gering. M. hat die
Bruchstücke, welche Prof. Wölfflin in seiner Recension de
Ausgabe Dietschs (Philol. XVII, 540) nachgetragen hatte, u
die wenigen von P. Jürges aufgespürten genau verwer
fünf Stellen aus den Lucanscholien verdankt er Prof. Use
Zu diesen wenig umfangreichen Fragmenten treten die vom
im Orléaner Palimpsest gefundenen 18 Spalten aus dem II–
III. Buche. In Anbetracht der Unmöglichkeit, auf alle k

Einzelbruchstücke einzugehen, bezüglich deren ich von M.s Textierung, Einreihung oder Erklärung abweiche,[1]) anderseits der größeren Wichtigkeit der umfangreicheren Orléaner und Vaticanischen Bruchstücke, zu welchen der Herausgeber mehrfach selbständige Erklärungen und Ergänzungen vorbringt, wird man es dem Ref. nicht verübeln, wenn er auf diese ausführlicher eingeht, in der Hoffnung, im einzelnen den Text oder die Erklärung fördern und M.s Annahmen bestätigen oder berichtigen zu können.

Im Frg. 42 des II. Buches (Spalte I. des Orléaner Bruchst.) schreibt der Herausgeber: *Octavius langu⟨i⟩de et incuriose fuit, C⟨o⟩ta promptius, sed ambiti⟨on⟩e tum ingenita largitio⟨n⟩e cupiens gratiam sing⟨ul⟩orum* ... An die von M. als eigene Conjectur bezeichnete Verbindung *ambitione ingenita* hatte ich schon bei meiner ersten Publication gedacht, dieselbe aber wegen des überlieferten *largito-* abgelehnt, das ich zu *largito⟨r⟩e* ergänzte und mit dem statt *ingenita* gleich möglichen *ingenio* verband. Dazu kommt, dass nach der obigen Lesung die Häufung der Ablative und die Stellung von *tum* auffällt. Auch verlangt man wegen der vorhergehenden Charakterisierung des Octavius durch zwei Adverbien ein entsprechendes Doppelglied bei Cotta. Das danach von mir vorgeschlagene *ambiti⟨os⟩e* passt abgesehen von dem empfehlenden Homoioteleuton (*incuriose — ambitiose*) auch besser in den fehlenden Raum als das etwas zu breite *ambiti⟨on⟩e*. Mit *tum* hebt dann passend die Schilderung der damaligen Handlungsweise Cottas an, wobei durch die Adverbialbestimmung die Charakteristik gut vervollständigt wird. An der Verbindung *ingenio largitore*, bezüglich welcher ich auf Jug. 64, 1 *contemptor animus*, 95, 3 *pecuniae largitor* hingewiesen hatte, ist kein Anstoß zu nehmen, da *ingenium* ebenso wie *animus* oft die Person umschreibt (vgl. *ingenium avorsum flectere* Jug. 102, 3; *per vana ingenia* Cat. 20, 2 u. a.) und nicht nur Feminina (Jug. 64, 5 *cupidine atque ira, pessumis consultoribus*), sondern auch Neutra mit Verbalsubstantiven auf *-or* verbunden werden; so ist bei Cic. de or. I, 198 *cum ingenio sibi auctore dignitatem peperissent* überliefert; sicher steht Verg. Aen. X, 67 *Italiam petiit fatis auctoribus*; Sallusts Nachahmer Ammian schreibt u. a. XXIX, 1, 31 *numine praescitionum auctore*, und hieher gehören auch die ablativischen

[1]) Die Einreihung z. B. des Frgs. I, 14 (bei Kritz III, 74, Dietsch *inc.* 26) scheint mir recht fraglich; Bruchst. 16 dürfte näher an 11 und 12 zu rücken sein. Die letztgenannten Stücke hätten wegen ihres Umfanges in Paragraphe getheilt werden können. Von der Richtigkeit des Bezuges der dunkeln Worte (V, 21) *spe, celebritate* (*cod.*; M. nicht sehr wahrscheinlich: *speciem et celebritatem*) *nominis intellego timentem* auf die Rede des Gabinius bin ich nicht überzeugt. Mir scheinen die Worte einem der bei Sallust häufigen Raisonnements anzugehören; den Auszug der Reden und Briefe im Vat. 3864 halte ich für vollständig (ausführlicher habe ich darüber in dieser Zeitschr. 1889, S. 313 f. gehandelt).

Verbindungen *indigena vino* (Plin.) und *ultore ferro* (Justin.).[1]) — Im Frg. II, 87, das sich auf die Action des Servilius im Isaurerlande bezieht, schließt sich M. in allem Wesentlichen an meinen Text (Col. VII—X) an. Seine Conjectur *qua repentina formidine pars in vallo* (st. *vallo*) *transfixa* (A, 20) halte ich nicht für richtig, da man bei *transfigi* zunächst einen *ablat. instrum.* erwartet und das collectivische *vallum* die Schanzpfähle, Pallisaden bezeichnet, durch welche die angreifenden Isaurer den Tod fanden; ähnlich sagt Caes. b. Gall. VII, 73, 4 *quo qui intraverant, se ipsi acutissimis vallis induebant.* — Bezüglich der Auffassung der Stelle des gleichen Bruchst. (B, 18) *ne de missione mutarent animos* stimme ich jetzt der Erklärung des Verf.s, einfach *obsidum* zu ergänzen, bei. Übrigens hatte ich meine Vermuthung weit hypothetischer hingestellt, als nach M.s Angabe '*Hauler ... de demissione scribendum esse iussit*' angenommen werden muss; Hofr. v. Hartels frühere Conjectur lautet ferner nicht *demissi prone*, sondern *dimissi prone.* — Gegen die von M. in den nächsten Zeilen statt des überlieferten APPELLATIONIB· aufgenommene Conjectur *a populationibus* weise ich abermals darauf hin, dass mein Vorschlag *a pr(a)edationibus* (APREDATIONIB·) sich den Capitalzeichen des Palimpsestes mehr nähert und durch den übrigen Sprachgebrauch Sallusts (*praedari, praedatores, praedatorius*) und den Taciteischen (Ann. XII, 29 *praedationibus*) gegenüber dem bei Sallust fehlenden *populatio* und *populari* empfohlen wird. — Statt des im Frgm. (D, 16) überlieferten *in fugam oppidi* hat M. nach Mommsen *in iuga o.* geschrieben. Darüber sowie über die sachliche Erklärung des ganzen Bruchstückes, ferner bezüglich der Frgm. II, 47 und III, 6 verweise ich auf meine 'Epilegomena zu den Orléaner Palimpsestfragmenten' (Wiener Stud. 1894). — In den Schlussworten des Serviliusfragmentes hat M. den Sinn m. E. nicht verbessert, indem er die Worte *cuius erat de nomine* als Attributsatz zu *dea* fasst. Abgesehen von der Undeutlichkeit des Ausdruckes wäre die Angabe, der Berg habe den Namen der *Mater magna* geführt, nach dem gerade vorhergehenden *montem occupavit sacrum Matri magnae* überflüssig. Man wird daher wohl bei meiner nach Prof. Wölfflin gegebenen Deutung (Wiener Studien IX, 44 und Sitzungsber. der Wiener Akad. phil.-hist. Cl. 1886, 621) besonders mit Rücksicht auf Tacit. Germ. 7 *unde feminarum ululatus (est) audiri* verbleiben müssen. — Im Frgm. II, 92 (Col. XI) schreibt der Verf. nach *facinora militaria viris memorabantur in bellum aut ad latrocinia pergentibus* statt des von mir vermutheten *qui illorum*

[1]) Gleich hier erwähne ich, dass das Frg. II, 52 (Sp. V und VI bei mir) bei M. nicht genau wiedergegeben ist, indem aus seinem Texte nicht erhellt, dass die unter *a* stehenden Zeilenreste (Spalte V) den Anfang einer verstümmelten Columne bilden. Das erste Zeichen (O) hätte durch einen großen Initialen hervorgehoben und jeder erste Buchstabe der folgenden Zeilen in gleicher Höhe angesetzt werden sollen.

fortia facta canebant mit geringer Änderung *ubi illorum f. f. canebant*. Obwohl am Indicativ in dem Thatsächliches enthaltenden Relativsatze mit *qui* kein begründeter Anstoß zu nehmen ist, gebe ich doch gern zu, dass nach Catil. 54, 4 (*bellum novum .., ubi*) und dem Raume M.s Fassung möglich und beachtenswert ist. Statt des von ihm (nach meinem Vorschlage) aufgenommenen ⟨*ca*⟩*nebant* vermuthe ich jetzt mit Rücksicht auf das vorhandene größere Spatium ⟨*conci*⟩*nebant*. Dass die Männer die ihnen von den Frauen erzählten Heldenlieder beim Ausziehen auf Raub oder ins Feld zusammen (also im Chore) sangen, ist auch dem Sinne nach recht passend. Für diese Bedeutung des Verbums ist es kaum nöthig, auf Cic. Tusc. I, 106; Colum. XII, 2, 4; Catull. 61, 12; Suet. Cal. 6 hinzuweisen. Schon des Raumes wegen halte ich (Z. 12) die Einfügung von *et* nach *cepere*,[1]) ferner wegen der im Pal. unbelegten Brechung *ill|os* diese Vermuthung M.s für weniger plausibel als meine Ergänzung *e|os* (ev. *obvi|os* oder *dubi|os*). Im Folgenden, wo er Hofr. v. Hartels Conjectur *ubera* aufnimmt, trifft nicht seine Fassung *ubera, partus et cetera mulierum munia* das Richtige, sondern das durch den Raum, den Sprachgebrauch und den lebhafteren Ton der Stelle naheliegende Polysyndeton: *ubera et partus et cetera m. m.* — Die in der nächsten Spalte von M. vorgeschlagene Lesung *cuius (Sertorii) multum in*⟨*terer*⟩*at, ne ei perinde Asiae* ⟨*Galli*⟩*aeque vad*[*eren*]*t e facultate* leidet abgesehen von sachlichen und sprachlichen Bedenken an der paläographischen Unwahrscheinlichkeit, dass innerhalb einer Zeile ohne sichtbaren Grund vier Buchstaben ausgefallen sein sollen. Um diese problematische Änderung durchzuführen, muss *atque* in ⟨*Galli*⟩*aeque* und das Schlusszeichen von *vadi* in *-t* verwandelt und das harte Asyndeton zu Beginn des nächsten Satzes *Pompeius aliquot dies castra stativa habuit* (statt *Atque P. al. d...*) mit in den Kauf genommen werden. Alle diese Schwierigkeiten vermeidet die sehr leichte von mir aufgenommene Conjectur Hofr. v. Hartels *ne ei periret* (st. *perinde*) *Asiae* ⟨*spes*⟩. Das Bedenken M.s gegen *vadi e facultate*, dass beim Vorhandensein einer Furt Pompeius rasch abgezogen wäre, nicht aber ein Standlager aufgeschlagen hätte, ist m. E. nicht zutreffend, da der Feldherr keinen Grund hatte, vor Sertorius, der sich damals in der Defensive hielt, sich zu fürchten. Er litt wie dieser an Proviant- und Futtermangel; die Furt nun ermöglichte es ihm, auch auf das jenseitige Ufer seine Requisitionen oder Plünderungen auszudehnen. Der Besitz der Furt musste ihm ferner als eventuelle Angriffs- oder Rückmarschlinie erwünscht sein. Vielleicht ist das von M. unter die *fragm. incerta* desselben Buches gestellte Bruchstück 100: *suos equites hortatus vado transmisit* dieser Situation nahezurücken. — Zum 5. Frgm. des III. Buches

[1]) So, nicht *capere*, wie irrthümlich im *apparat. crit.* steht, schrieb auch ich.

(Sp. XV) nimmt M. an, dass die Ligurer nicht nur die
sondern auch das Meeresgestade und den Hafen besetzt ha
dass die Römer das an diesem gelegene Castell angreifen.
Worten *periaci telum poterat angusto introitu* ist aber wol
folgern, dass die Ligurer auf die Schiffe der Römer schießen
welche die schmale Einfahrt in den Hafen benützen oder
wollen. Aus dem folgenden ⟨*ne*⟩*que Mamercus hosti*⟨*u*
in dextera commu⟨*nis*⟩ *classis aestate qu*⟨*ieta*⟩ *tutior in*
s⟨*eque*⟩*batur* ist mir wahrscheinlich, dass Antonius in dies
eine sichere Operationsbasis gesucht, aber nicht gefund
Auffällig ist bei der Ansicht M.s, dass das Castell auch
einem Worte erwähnt wird, und zwar auch nicht nach dem
vom Abzuge der Ligurer; denn darnach wäre es doch am
gelegen, dass Antonius dasselbe umso heftiger bestür
möchte daher die Ergänzung *haud facile prohibens a* ⟨*n*
in Z. 2 statt *h. f. proh. a* ⟨*portu*⟩ nicht gerade für sich
Ferner ziehe ich die stärkere Interpunction nach *introitu*
Sallust kleinere Satzgefüge liebt. — In Z. 11 ist es w
möglich, *Ligurum praes*⟨*idia cessissent*⟩ bei dem nur
bis neun Buchstaben ausreichenden Raume unterzubringe
passt mein früherer Vorschlag *L. prae*⟨*sidia issent*⟩.
hat M. zu erwähnen vergessen, dass vor der Lücke nic
sondern sicher bloß *pre* überliefert ist. Man könnte dar
sucht sein, entweder *Ligurum pr*(*a*)*e*⟨*tor*[1]⟩ *isset*⟩ oder u
nahme der Verschreibung von *pre* für *re* etwa *Ligurum r*
in Alpis zu ergänzen und dann *Terentun*⟨*orumque*
aufzunehmen. Jedenfalls aber scheint mir in Zeile
quaestio facta eine Form des Hilfsverbums (*esset*) schon
sicht auf den verfügbaren Raum höchst glaublich; statt de
den *perve*⟨*hi cum*⟩ würde ich die Ergänzung ⟨*pervehi id*
wahrscheinlich vorschlagen. Hierauf lässt sich mit M.
als *infinitivus historicus* auffassen.[2]) Auch das nach *po*
von M. eingeschobene *vero* ist dann passend; doch li

---

[1]) Bekanntlich steht *praetor* gern zur Bezeichnung ausl
besonders griechischer Befehlshaber (στρατηγός).

[2]) Würde man Sallust die Begründung von *regressu in A*
den Ablativ *accitu* zutrauen, so wäre damit in recht angemesse
der Grund für den sonst auffälligen Abzug der bisher erfolgre
Antonius operierenden Ligurer angegeben. *Regressus* scheint
den Orig. XIV 6, 42 (*cuius regressu*, einer ganz nach Sallust ge
Stelle, aus dessen Texte entlehnt zu haben.

[3]) Doch kann ich mit dem Herausgeber nicht übereir
wenn er im Falle der Abhängigkeit des Infinitivs *maturare* vo
in *cum .... quaestio facta esset* (*est*) *ad Sertorium pervehi*
Ausdrucke *cum Antonio ceterisque placeret navibus in H*
maturare eine Tautologie erblickt. Denn von der Aufwerfung
im Kriegsrathe bis zur definitiven Beschlussfassung ist doch
schritt der Handlung unverkennbar; zudem ist in *maturare* da
und rechtzeitige Abziehen mit ausgedrückt.

auch an *inde, aegre* oder *deniq(ue)* denken. Fraglich ist es nur, ob die *Terentuni* Spanier sind. Bei der großen Entfernung zwischen Ligurien und Spanien wäre es sonderbar, wenn sich Völkerschaften aus so weiter Ferne an den unglücklich fechtenden Antonius statt an die im Lande selbst glücklich kämpfenden und gerade damals von Rom aus mit Truppen und Geld unterstützten Feldherren gewendet haben sollten. — In den Frgm. 96 und 98 desselben Buches gibt der Herausgeber den Text des Vatican. Frgm. über den Sclavenkrieg auf Grund meiner Revision und meiner Vorschläge in den Wiener Studien X, p. 136 ff. wieder. Seine Annahme, dass zwischen den zwei Blättern ein Foliopaar ausgefallen sei, ist sehr beachtenswert. Aber seine Ergänzung in Frgm. 96 (B, 1) *iuxta illos castra ponit* statt des von mir vorgeschlagenen *loco tuto castra ponit* wird durch den Umstand unwahrscheinlich, dass Varinius' Heer vollkommen geschlagen ist, seine zersprengten Soldaten nicht zur Fahne zurückkehren wollen und er nur 4000 ungeübte Freiwillige bei sich hat. Auch das folgende *ne praedantibus ex propinquo hostis instaret* begünstigt seinen Vorschlag nicht; denn die Truppen können wohl beim Beutemachen einander nahekommen, aber ein vorsichtiger Feldherr wird nach solchen Vorgängen sein Lager nicht *iuxta hostem* aufschlagen. Zudem ist die Erwähnung der Flüchtigen hier unnöthig, da gleich der nächste Satz mit *deinde fugitivi* beginnt. Gegen M.s weiteren Vorschlag (C, 17) *munito tamen ag⟨mine insidia⟩s pavens se recipit* waltet das Bedenken ob, dass, wie die vorhergehende und die folgende Zeile zeigen, der fehlende Raum damit nicht ausgefüllt ist. — Im Frgm. 98 A, Z. 13 überschreitet M.s Ergänzung *pru|dentes p⟨robare, liberi ani⟩mi* ... das Maximum der Buchstaben einer Zeile und das vorhandene Spatium. Irrigerweise wird mir zu dieser Stelle Kritz' Conjectur *ingenuique animi* zugeschrieben. Endlich ist die Ergänzung *laudantque, quod ille iubet facere* in dieser Form (statt *iubet se f.* oder *i. fieri*) auffällig. — Druckfehler und Versehen sind innerhalb dieser und verwandter Fragmente im Texte seltener als in den Anmerkungen.[1])

---

[1]) Im Texte: Frgm. II, 45 soll es heißen *consu⟨les⟩* statt *consul⟨es⟩*; 47 (Rede Cottas), 4: *facundiam* st. *facundium*; II, 76 *comparavit* st. *comparat*, das. ist nach *quod Mithridates Ponticus fuit* ausgelassen der Relativsatz *quae patria Medeae est* und zum folgenden *ex facto* ist nicht notiert, dass *fato* überliefert ist; II, 87, D ist zu verbessern: *met⟨u⟩s*; III, 5, Z. 6 *communis*, 98, A 21 *⟨crudeli⟩tatem*. — In den Anmerkungen schreibe I, 5 (Comm. Z. 4) *longissimo aevo* (st. *longinquo a.*); II, 45, Z. 10 *propriore B*(erol.) st. *proriore*, das. 52 b, Z. 11 der Zusatz *vel T* ist zu streichen; 87, A 14 *tertia decima amissa* (nicht *evanida*), das. B 2 *seminpletae* Mommsen, D 3 *secunda tertiaque* (AE) *non certae* zu corrigieren in: *tertia* (E) *non certa*, das. Z. 9 (st. 10) *extrema victis*; III, 5, 21 fehlt die Angabe, dass bloß *no-* überliefert ist; III, 6, 16 *vel N* zu streichen; S. 149, Z. 19 f. v. u.: *de ... fragmentis* Meißen 1835 (st. *fragmento* 1735). Ferner ist nicht erwähnt,

Den Text der Reden und Briefe aus Sallusts Historien hat M. nach der ihm zur Verfügung gestellten Collation H. Jordans wiedergegeben und dabei auch die Orthographie des Vaticanus 3864 mitberücksichtigt. Auffällig ist es aber, dass der Herausgeber gegen diese Handschrift und gegen den Text aller Ausgaben Jordans, dazu ohne ein Wort im kritischen Apparate zu erwähnen, in der Rede des Lepidus (I, 55) §. 19 (S. 25 ff.) *sceleris et contumeliarum finis sit; quorum Sullam non poenitet* schreibt, obgleich es nach der Handschrift, die ich selbst verglichen habe, *scelerum et contumeliarum omnium finis sit; quorum adeo Sullam non paenitet* heißen muss. Im §. 22 derselben Rede liest man bei M.: *Fufidius, ancilla turpis, bonorum omnium dehonestamentum* (so auch im Index) statt des handschriftlichen und mit Rücksicht auf den Sinn nothwendigen *honorum*, worauf speciell das vorhergehende *in magistratibus capiendis* und die beabsichtigte Klangfigur (*honorum omnium dehonestamentum* aller Ehren Entehrung) geradezu hinweist. Gegen den Vat. schreibt ferner der Herausgeber in der Rede des Philippus (I, 77) §. 17 *dilectus adversus vos habiti* statt des überdies euphonischen *dilectus adversum vos habiti*. In der Überschrift zur Rede des Cotta (II, 47) ist abweichend von der Schreibung des Vat. (hier in Übereinstimmung mit Jordan) *Oratio Gai Cottae* statt *Oratio C. Cottae Cos.* gedruckt. In der Rede des Macer (III, 48) §. 15 ist *pro aliis tolerate* in das handschriftliche *p. a. toleratis* zu verbessern. Andere Versehen von geringerer Wichtigkeit finden ihre Begründung in der nicht völlig zuverlässigen Collation Jordans.[1]) — Die aus der Überlieferung des Palimpsestes zum Briefe des Pompeius sich ergebenden Varianten §. 5 *ex ambitione* (von Eussner aufgenommen) statt *ambitione mea*, §. 6 *exercitus* statt *exercitu*, *nobis* statt *vobis*, §. 9 *ultro nobis sumptui aerique* (gleichfalls von Eussner vertheidigt) statt *u. n. s. onerique* hat M. meist ohne ein Wort der Begründung in den kritischen Apparat verwiesen.

---

dass III, 96, D 9 das erste *n* von *incognitos*, 98, A 3 das erste *e* von ⟨*ali*⟩*enis*, das. B 6 das *a* von *pecuarios* über der Zeile nachgetragen sind. Endlich hat es III, 98, A 8 *paenultima* I, *vix* M (st. *aut* M), das. 19 *inme*⟨*mores*⟩ *V*. zu lauten. Die Angabe zu demselben Frgm. A 11, *capie*|*endam* sei die Überlieferung des Vatican. Bruchstückes, ist ein Irrthum; ich habe bereits 1887 in dieser Zeitschr. S. 841 dieses Druckversehen der 3. Auflage Jordan-Krügers richtiggestellt; Frgm. III, 98, A 18 ist einzufügen: ALI *sequente sive I sive T, post lacunam* TE *sive* IE.

[1]) So war z. B. im Apparate zum Briefe des Pompeius (II, 98) §. 5 als Schreibung des Vat. nicht *ambitione mea*, sondern (wie ich in d. Wiener Stud. IX, 31 bemerkt habe) *ambitionem ea* aufzunehmen. In der Rede Macers §. 4 ist *advorsa*, §. 16 *exsequendo*, §. 21 *conparant* (§. 15 *sufragia*, §. 18 *triumfos*) überliefert. Ferner sind im Briefe des Mithridates (IV, 69) die orthograph. Varianten des Vat. unerwähnt geblieben: §. 13 *pulcherruma*, §. 14 *hiemps* und *Patrium* (statt *Parium*), §. 15 *subvertundi*, §. 19 *inclytis* (§. 3 *prospere*, §. 5 *Chartaginiensibus praemebantur*).

Nach den einem bestimmten Buche eingereihten Fragmenten gibt M. 38 *incertae sedis fragmenta* und 6 *dubia vel falsa*, welchen er im I. Anhange eine Reihe anderer *loci falso antea pro fragmentis Historiarum Sallustianarum habiti* anfügt. Außer jenen 38 nicht direct eingereihten Fragmenten (bei Kritz sind es deren 94) hat M. weitere 41 Fragmente bestimmten Büchern, aber keinem bestimmten Capitel derselben zugewiesen. Diesen entsprechen bei Kritz 109 Bruchstücke. Aus diesen Zahlen dürfte hervorgehen, umwieviel entschiedener der neue Herausgeber in der Zuweisung bisher uneingereihter Fragmente vorgeht. Freilich wird man ihm bei seinen oft scharfsinnigen, öfter kühnen Schlüssen nicht immer folgen können. So wenn er den bloß aus formellen Gründen citierten Genetiv *Samnitium* als 39. Frgm. dem I. Buche einreiht. Dieses wichtige Volk konnte ja in den fünf Büchern außer bei der Erwähnung seines Anrückens gegen Rom im Jahre 86 auch sonst, so z. B. in den Sclavenkriegen, genannt worden sein. Dasselbe ist der Fall beim Frgm. 56 des I. Buches *sed ubi tempore anni mare classibus patefactum est*, das M. auf eine ganz bestimmte Situation bezieht, während sich Kritz und Dietsch mit dem *dulce mare* begnügten. Hier und in anderen Fällen scheint mir M. in seiner Vorliebe, unbestimmbare und geringfügige Fragmente zu verificieren, zuweit gegangen zu sein.

Im II. Anhange *De orthographia Sallustiana* sucht M. seine von Jordan vielfach abweichende Orthographie zu begründen. Gegenüber der Uniformierung der Schreibung bei diesem ist es anerkennenswert, dass M. auf eine genauere Erwägung dieser durch die Lesungen des Palimpsestes angeregten Fragen eingieng. Der Herausgeber vertritt die Ansicht, dass viele ältere Formen, die unser Palimpsest, die Vatican. Fragmente, der Vat. 3864 und der Paris. C aufweisen, nicht auf den Schriftsteller zurückgehen, sondern durch die Grammatiker der Hadrianischen Zeit in unseren Text hineingeschwärzt wurden. Dagegen ist aber erstlich doch zu erwägen, dass Sallust anerkanntermaßen eine ausgeprägte Vorliebe für archaische Formen hatte. Da wir ferner annehmen dürfen, dass Sallust ebensowenig wie die anderen alten Schriftsteller eine sorgfältige orthographische Redaction seiner Werke vorgenommen und somit wohl Doppelformen, die gleichzeitig der lebendigen Sprache angehörten, zugelassen hat, so gewinnen unsere alten handschriftlichen Lesarten, die zahlreicher sind, als sie M. verzeichnet hat,[1]) doppelten Wert, und wir werden nicht das Recht haben, überlieferte Superlative auf *-umus*, die Formen des Gerundiums auf *-undus*, ferner *voster*, *vorto* u. a., wie M. es thut, abzuändern. Im allgemeinen ist ja die bekannte Thatsache zutreffend, dass die Schriftsteller gegenüber den gleichzeitigen Inschriften etwas jüngere

[1]) Vgl. im Vatic. 3864 orat. Macri (III, 48) §. 4: *advorsa*, epist. Mithrid. (IV, 69) §. 13 *pulcherruma*, §. 15 *subvertundi*.

Formen zeigen. Aber M.s Behauptung, dass Sallusts Orthographie darnach moderner sein müsse als die im Jahre 45 gegebene lex *Iulia municipalis* und etwa zwischen der des Cäsarianischen und Augusteischen Zeitalters die Mitte halte, wird nach dem Obigen nicht ohneweiters anzuerkennen sein. Ich halte vielmehr die in den ältesten Fragmenten überlieferten Formen *proxumus, plurumus, finitumorum,* sowie die des Vaticanus 3864 *optumis, pessumis, maxuma, pulcherruma,* auch wenn sie gegenüber den Formen auf *-imus* in der Minorität sind, für ursprünglich. Denn wenn auch diese seit Cäsar aufkamen, so wurden doch die älteren dadurch nicht sofort außer Curs gesetzt, noch weniger aber von einem archaisierenden Autor gemieden. Dasselbe gilt bezüglich der Gerundivformen auf *-undus,* vor allem denen mit vorhergehendem *-i-* wie *circumveniundus, faciundus,* oder juristischen Ausdrücken wie *repetundarum.* Auch der Hinweis M.s auf Brambach (Neugestaltung der latein. Orthographie, S. 101) stimmt nicht zu seiner Behauptung, dass zu Sallusts Zeit *vester* und *verto* geschrieben worden sei; denn a. a. O. heißt es, dass sich diese Formen während der ganzen Republik erhalten haben, ja einzelnes sich selbst noch spät in der Kaiserzeit vorfindet. Da ferner noch Cicero *ingenuus* schrieb und *-uu* erst seit August in Gebrauch kam, halte ich M.s Ansicht, mit seiner durchgängigen Schreibung *novos,* aber *annus* u. ä. Sallusts Hand wiedergegeben zu haben, für zweifelhaft. An *quom* ändert der Herausgeber gegen den Palimpsest und den Vatic.[1] in *cum,* obwohl ja selbst Cicero so schrieb. Seine Entscheidung für die Formen *volnus, volt* u. ä., sodann seinen Anschluss an die Handschriften bezüglich der Schreibung doppelter *I*-Laute, wie *Octavi, auxilis* (für *Octavii, auxiliis*), ohne eine consequente Durchführung einer Schreibung zu erzwingen, halte ich für richtig. Jordans Beschränkung der Nominativformen wie *labos* auf die Rede war nicht gerechtfertigt; dass aber Sallust nach M.s Annahme überall diese Form geschrieben habe, wird durch die Stelle des *Serv.* zur Aen. I, 253, auf die er sich vor allem stützt, nicht völlig bewiesen; denn hier heißt es: *Sallustius paene ubique labos posuit.* Richtig billigt der Herausgeber weiter die Form *intellego* und *neglego,* obwohl er selbst ständig zwischen *intelli-* und *intellego* schwankt (so sieben Zeilen vor Aufstellung des Lemmatsetzes *intelligamus*). Endlich wird man zustimmen, wenn er sich bei den *I*-Stämmen der 3. Declination für die Accusativform auf *-is* entscheidet. Irrig aber schiebt mir M. die Aufnahme von *permoestus* in den Text des Frgm. II, 47 zu; ich habe in meinen Publicationen (Wiener Studien VIII, 330, IX, 28; Revue de phil. X, 119) *permaestus* statt des überlieferten *permoestus* aufgenom-

[1]) Zu §. 13 der Epist. Mithrid. (IV, 69), wo der *Vatic.* das t-porale *quom* überliefert, fügt M. dieser in den *apparat. crit.* verwiesenen Form in Klammer ein *sic!* bei.

nd vertheidigt. Wohl aber schreibt der Herausgeber gegen die ichtige Überlieferung des Vatic. und die Lehren der Orthographie n der Rede des Lepidus §. 19 *poenitet*, ferner inc. 35 *poeniturum* vgl. auch den Index). Das auch sonst handschriftlich sehr gut[1]) eglaubigte ältere *nanctus*, welches das Vatic. Historienfragm. III, 8 B (von M. falsch S. 225 *rescriptum* genannt) bietet, lässt sich icht durch die spätere Überlieferung *nactus* bei *Gell.* und *Non.* iderlegen. Gegen die Schreibung *oportunus* ist hervorzuheben, lass an den beiden Stellen, an denen das Wort im Pal. erscheint, oppeltes *p* geschrieben steht und der Vatic. zu IV, 69, 2 gleichalls diese Form aufweist. Bedenklich scheint mir endlich ohne inen Beleg und gegen die Etymologie *percuntari* statt *percontari* oder *percunctari*) zu schreiben; nicht minder M.s Orthographie on *scenis* und *futilis* (gegen *futtilis* des Palimps.).

Im III. Theile des Anhanges, *Quaestionum historicarum epirisis* betitelt, sucht der Verf. seine abweichenden Ansichten beüglich des Erscheinens des Pompeius in Spanien (J. 76) gegen lommsen und Bienkowski (77) und über die Reihenfolge der reignisse im Mithridatischen Kriege gegen Ihne, Reinach, Tilley nd Jürges m. E. größtentheils mit Glück zu vertheidigen.

Drei Indices schließen das Buch ab. Der erste gibt eine usammenstellung der Fragmentnummern nach den Ausgaben von ritz, Dietsch und Maurenbrecher. Der zweite wird als *index ominum atque historicus* bezeichnet.[2]) Der dritte wichtigste ist in brauchbarer *index verborum*, der bei Conjunctionen, Präpositionen und Verben grammatische Unterabtheilungen aufweist. Die ammlung ist nach Stichproben ziemlich vollständig. Ich bemerkte as Fehlen der Artikel *ictus* (II, 101), *inferre* (IV, 28), *percarus* I, 94), *perignarus* (III, 102), *perincertus* (IV, 1),[3]) unter *is* der telle II, 101. In den Citaten finden sich aber manche Versehen nd Ungenauigkeiten.[4]) Die durch Conjectur aufgenommenen Wörter

---

[1]) Vgl. Brix zu Plaut. Trin. 64, Ter. Andr. 967, Eun. 556, Hec. 86 *nanctus* (vgl. Eun. 104 *finctumst*), Halm zu Cic. Sest. 12 u. a. m.

[2]) Zu verbessern unter *Aristaeus: Appollinis*; *Crassus: omnibus in)grata* I, 20; *Fufidius: bonorum omnium* (schr. *honorum o.*) I, 55, 2; *Hispania* und *Metellus: pecunia ad Hispaniense bellum data* schr. *facta erat*) II, 34; *Vettius: Picens* (st. *Picens*) I, 55, 17.

[3]) Denn ohne irgendeine Verweisung wird niemand diese Adjectiva unter *carus*, *ignarus* und *incertus* suchen.

[4]) *adulescebant* (S. 255); *adversum* (schr. *-us*) *vos* I, 55 (st. 77), 17; *amnis: Arsaniam* (st. *Arsaniam*; *antiquam patriam* I, 92 (st. 93); *cogo: c. in augustias* (f. *angustias*) IV, 23; *compono: fugam componerent* I, 36 (f. 42); nach *detractantibus* ist falsch als Stichwort *dignitatem* hervorgehoben statt *detrahi*, das mit dem folgenden Artikel zu vereinen ist; unter *emergere* soll es heißen: *se fundo emergunt* IV, 28; nicht genau wird unter *incuriosus* citiert: *incuriosam ab armis* st. *infrequentem stationem nostram incuriosamque tum ab armis*. Nach *industria* ist falsch *ingenium* st. *indomitum* als Schlagwort angegeben und überdies diese Stelle vor *industria* zu stellen. Unter *in* S. 278,

und Formen sind leider nicht durchaus kenntlich gemacht, so gleich die drittangeführte (unter *a, ab: haud longe a loco illo* III, 6), dann der nächste Artikel *abalienata* II, 47 A (ebenso unter *pro*) u. v. a.[1])

Das Latein, in welchem das Werk geschrieben ist, macht keinen Anspruch auf stilistische Correctheit,[2]) ist aber immerhin verständlich.

Die Ausgabe bedeutet hinsichtlich Kritik, Erklärung und Anordnung der Fragmente einen Fortschritt; die meisten ausgestellten Mängel berühren das Wesen der Arbeit wenig und ließen sich zum Theile nachträglich beheben, wenn sich der Herausgeber entschlösse, die auf der letzten Seite angeführten drei *Corrigenda* entsprechend zu vermehren.

Wien. Edmund Hauler.

P. Vergili Maronis carmina selecta. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Josef Golling. Wien, Hölder 1893. 8°, XXXI und 288 SS. Preis geh. 90 kr., geb. 1 fl. 6 kr.

Eine neue verdienstliche Arbeit des bekannten Herausgebers der Ovid- und der Livius-Chrestomathie. Dem Texte geht eine umfangreiche Einleitung voraus mit folgenden zwei Hauptheilen:

Z. 3 ist *cervices*, unter *inimicitiae: maximas*, unter *poena: acerbissimas*, unter *pro* I, 19 *Italica gente*, unter *quaerere* I, 55, 22 *quaesitum*, unter *simulare* I, 77, 11, unter *vadus* II, 100 zu verbessern. *Ruere* ist falsch gestellt, und unter *sexaginta* (IV, 28) ist *aut amplius* gegen die Überlieferung hinzugefügt.

[1]) Nicht als Conjectur bezeichnet ist unter *ingenitus* die Verbindung *ambitione i.* II, 42; dieselbe Stelle wird unter *largitio* nach Mommsens Conjectur *ingenti a largitione* wieder ohne Bezeichnung der Unsicherheit citiert. Dasselbe gilt von den Stellen *lex ingrata fuit* I, 20, *haud longe a* III, 6, *Ligurum praesidia* III, 5, *tam altas ripas* I 108, *sp(eciem et) celebritatem timentem* V, 21. Unter *prohibere* ist in III, 5 das sichere *copias* durch in Klammer beigesetztes *classem?* unrichtig als fraglich bezeichnet, dagegen das von M. vermuthete *a navibus* als überliefert hingestellt. Unter *flumen* und *ruere* wird II, 101 *ictu eorum qui in flumen se ruebant, necabantur* als Sallustianisch bezeichnet; *se ruere* ist aber eine Conjectur M.s, der m. E. die Erklärung Donats zu Ter. Ad. 319 (III, 2, 21) missverstanden hat; denn dieser dachte wohl an ein im Gedanken zu *ruebant* zu ergänzendes *eos*.

[2]) So schreibt z. B. M. S. 213: *Parisinus 500, optimus eorum liber, qui Catilinarium ac Iugurthinum praebent, etsi hunc grammaticae traditionis paulo posterioris testem esse ..... constat* S. 216: *Etiam gerundium in Sallustio non effugit manus editorum nostratium ἀρχαΐζοντας*. S. 215 wird *alias* örtlich und *magis* für *saepius (etiam in Parisino magis -imus quam -umus scriptum est* gebraucht. S. 74 heißt es: *fragmenti 52. codice Aurelianensi contenti argumentum obscurum est* u. v. a. m.

I. Virgil[1]) und seine Werke. II. Zur Wortstellung bei Virgil. Der I. Theil behandelt des Dichters Lebensgang und seine Werke, am eingehendsten natürlich die Aeneis. Hier ist zunächst von der Herausgabe und der politischen Bedeutung des Werkes die Rede, sodann wird der Gang der Handlung dargestellt, darauf über Stoff und Form der Dichtung, über Ökonomie und epische Technik (Anlehnung an Homer), schließlich über die Wirkungen der Virgilschen Poesie im Alterthum, im Mittelalter und in der Neuzeit gehandelt. Der II. Theil behandelt in sechs Paragraphen die Wortstellung bei Virgil; ihm folgt ein Anhang: Stellung der Präpositionen. Der Text bringt zunächst eine Auswahl aus den Bucolica und Georgica (darunter auch die 4. Ecloge und das 1. Buch der Georgica unverkürzt); es folgt eine Epitome aus der Aeneis,[2]) die über die in den Instructionen gesetzten Grenzen hinausgeht und außer dem vollständigen Texte der Bücher I, II, IV und VI und den am genannten Orte zur Lectüre empfohlenen Episoden noch alle diejenigen Partien enthält, die den wesentlichen Inhalt des Epos bilden.[3]) Den Schluss bildet eine Sammlung von Sentenzen aus den Gedichten Virgils.

Unser Gesammturtheil über das Buch kann nur ein günstiges sein, wie wir dies schon im Eingange andeuteten; im einzelnen dagegen möchten wir uns nachstehende Bemerkungen erlauben. Der 1. Theil der Einleitung (Virgil und seine Werke) ist uns in seinem Inhalte und namentlich auch in seiner Ausführlichkeit sehr willkommen; nur würden wir uns ein etwas flüssigeres Deutsch wünschen; stellenweise begegnet uns da ein echtes Philologendeutsch, riesige Perioden und mancherlei Härten im einzelnen; man könnte meinen, eine Übersetzung aus dem Lateinischen vor sich zu haben. Dadurch leidet — von manchem anderen abgesehen — die Deutlichkeit und Verständlichkeit der Darstellung. Was den 2. Theil der Einleitung betrifft: „Zur Wortstellung bei Virgil", so wird der Schüler mit der ganzen, sehr gelehrten Untersuchung kaum etwas anfangen können (es bemerkt übrigens der Herr Verf. im Vorworte selbst, dass dieser Theil zunächst für den Lehrer bestimmt ist); der Lehrer wird aber, wofern er überhaupt Zeit und Lust hat, mit jenen Fragen sich in der Schule zu beschäftigen, das hier Gebotene auch anderswo finden können, so dass es zweifel-

[1]) So nennt der Hr. Verf. zu unserer Freude den Dichter; 'Vergil' ist trotz des lat. Vergilius im Deutschen durchaus unberechtigt. Wird jemand 'intellegent' und 'Intellegenz' sagen, weil gegenwärtig 'intellegere' als die richtige Schreibung erkannt ist?

[2]) Der Text ist im wesentlichen der Ladewig-Deuticke'sche mit wenigen Abweichungen. Aen. VI, 664 ist Emanuel Hoffmanns geniales, aber viel angefochtenes *memores Salios* zu Ehren gekommen.

[3]) So sind z. B., um des Hrn. Verf.s Verfahren an einem der letzten Bücher zu zeigen, aus dem XI. Buche mitgetheilt: vv. 1—4; 100—107; 110—129; 132—138; 204—214; 226—238; 301—339; 342—382; 410 bis 521; 597—611; 646—698; 725—735; 741—835; 868—890; 896—915.

haft erscheint, ob der genannte Abschnitt nicht eine unnöthige Vergrößerung des Umfanges der Ausgabe ist. — Mit der getroffenen Auswahl wird man wohl einverstanden sein können. Dass beispielsweise das I. Buch der Georgica unverkürzt mitgetheilt wurde, wird man nur billigen können. Wenn auch das Ganze kaum in der Schule gelesen werden kann, so ist dem Schüler doch die Gelegenheit geboten, bei privater Lectüre eine Vorstellung von einem Werke der didaktischen Poesie der Römer zu gewinnen, während ihm sonst die Georgica als eine Sammlung von schönen loci memoriales erscheinen. Dass der Text der Aeneis sich nicht auf die in den Instructionen angedeuteten Grenzen beschränkt, ist gleichfalls nur zu billigen; die Instructionen haben ja auch nur die in der Schule in erster Linie zu berücksichtigenden Partien im Auge, und bei einer umfangreicheren Epitome kann der Schüler durch fleißige Privatlectüre sich doch ein Bild des ganzen Werkes machen, dessen gründliche Kenntnis nun einmal unerlässlich ist wegen seiner mannigfaltigen Beziehungen zur Literatur- und Culturgeschichte auch anderer Zeiten und Völker. Unsere Ausstellungen in diesem Theile des Buches beziehen sich auf äußerliche Dinge. Einmal missfällt uns das Zerreißen des Textes durch eine Menge Titel von Abtheilungen und Unterabtheilungen, in welche die einzelnen Bücher gegliedert sind; dies scheint uns, zumal bei einem Dichterwerke, selbst in einer Schulausgabe nicht sehr geschmackvoll. Nicht übel wäre eine vom Texte getrennte Übersicht über die Gliederung des Werkes; auch kleingedruckte Randnoten dieses Inhaltes ließen sich noch vertragen. Nicht einverstanden sind wir auch mit dem gesperrten Drucke sämmtlicher loci memoriales; dies erscheint uns geradezu wie eine Versündigung an dem Dichter und war in den guten alten Zeiten der Scholastik Sitte, wo man den Schülern die Meinung beibrachte, die alten Autoren hätten ihre Werke vor allem für die Gymnasiallectüre geschrieben; es erschwert auch das Lesen, wenn der gesperrte Druck ganze Seiten hindurch fortgesetzt ist, wie z. B. S. 132—134.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Lateinische Lehrbücher.

Lateinisches Übungsbuch für die unteren Classen von Dr. Ferdinand Schultz, Geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath zu Münster. 15. Aufl., vollständig umgearbeitet von Dr. Josef Weisweiler, Gymnasial-Oberlehrer. 1. Theil. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferdinand Schöningh 1893. 8°, VI u. 115 SS.

Mit Benützung des ursprünglichen Materials neben neuem und unter Beibehaltung der alten, durch vieljährige Erfahrungen erprobten Methode, neben dem für den Unterricht allerdings wichtigeren lateinischen Übungsstoff auch deutschen, der den erwor-

enen Besitz an Wort- und Formenkenntnissen sichert und befestigt, zu bringen und den zusammenhängenden Stücken einzelne Sätze vorauszuschicken, hat der Herausgeber eine vollständige Umgestaltung des altbewährten Übungsbuches in der vorliegenden 15. Auflage vorgenommen.

Das Übungsmaterial des auf das Regelmäßigste beschränkten grammatischen Stoffes der 1. Classe unter vollständigem Ausschluss der Deponentia ist in 16 Gruppen eingetheilt, die aus einer gleichen Anzahl lateinischer und deutscher Abschnitte von Einzelsätzen bestehen, an die sich ein lateinisches und ein deutsches zusammenhangendes Lesestück anfügt, das mit dem fortschreitenden Können länger und schwieriger wird. Die Anordnung des Übungsstoffes ist folgende: Die 1. Declination mit vier Abschnitten von Einzelsätzen, die 2. ebenfalls mit vier, das Adjectiv der 1. und 2. Declination auch mit vier, die 3. consonantische Declination mit 14 und zwar die Masculina mit sechs, die Feminina mit fünf, die Neutra mit drei, die vocalische mit sechs, nämlich die Feminina mit drei, die Masculina mit zwei und die adjectivische Declination der Neutra mit einem, das Adjectiv der 3. Declination mit vier, die 4. und 5. Declination mit drei, die Präpositionen mit drei, die Comparation der Adjectiva mit vier, das Zahlwort mit zwei, das Hilfsverb nebst dem Personal- und Demonstrativpronomen mit fünf, das Determinativ- und Relativpronomen mit vier, die erste Conjugation mit fünf, die zweite nebst dem regelmäßigen Adverb mit fünf, die dritte mit vier und die vierte mit zwei. Zwischen den Declinationen werden die Tempora des Indicativs im Activ vor dem Verbum der 1. Conjugation und des Indicativs von sum eingeübt.

Durch diese Gliederung des Übungsstoffes ist ein planmäßiges Fortschreiten vom Leichteren zum Schwierigeren ermöglicht und auch durchgeführt.

Der Inhalt der Einzelsätze ist zum größeren Theile denselben (vgl. z. B. S. 38 f. die lateinischen und deutschen Übungssätze über die Präpositionen; jene handeln über den zweiten punischen Krieg, diese über die Perserkriege) oder verwandten Gedankenkreisen entnommen und ist zugleich interessant und lehrreich. Die zusammenhangenden Stücke bieten wichtige und zugleich das Gemüth anregende Partien aus der antiken Sage und Geschichte.

Die Form ist correct und frei von hemmenden und entmuthigenden Schwierigkeiten.

Mit nicht geringerer Gewissenhaftigkeit ist das Wörterverzeichnis umgearbeitet worden, um dem Schüler bei Aneignung seines Pensums die größtmögliche Erleichterung zu verschaffen.

Das Buch wird in dieser neuen Bearbeitung von den alten Freunden freudig begrüßt werden, und ihnen werden, Ref. ist davon überzeugt, sich auch neue zugesellen.

Dr. F. Bleskes Elementarbuch der lateinischen Sprache. Formenlehre, Übungsbuch und Vocabularium für die unterste Stufe des Gymnasialunterrichtes, bearbeitet von Dr. Albert Müller, Director des königl. Gymnasiums und Realgymnasiums zu Flensburg. 10. umgearb. Aufl. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) 1892. 8°, VIII u. 148 SS.

Die Anordnung des Übungsstoffes ist seit der in der 8. Auflage vorgenommenen Änderung durch Umstellung der Adverbien und ihrer Comparation hinter die 2. Conjugation und der Übersetzungsaufgaben der 2., 3. und 4. Conjugation hinter die Paradigmen jeder derselben, sowie durch Weglassung der indefiniten Pronomina mit den betreffenden Übersetzungsaufgaben (vgl. d. Ztschr. 1888, S. 347 f.) unverändert geblieben.

Der Lehr- und Übersetzungsstoff zerfällt daher auch in der vorliegenden 10. Auflage — die 9. hat Ref. nicht zu Gesicht bekommen — in zwei Abtheilungen, von denen die 1. die Lehre von den Declinationen und Adjectiven, sowie die Comparation dieser, nebst 50 lateinischen und deutschen Übungsaufgaben, die 2. die Lehre vom Hilfsverb, den Präpositionen, der 1. Conjugation, dem Zahlworte, Fürworte, der 2. Conjugation, dem Adverb, der 3. und 4. Conjugation, nebst 52 lateinischen und deutschen Übersetzungsaufgaben enthält. Vor der 1. Declination wird auch in dieser Auflage noch, trotz steter Bemängelung, das Präsens des Indicativs im Activ und Passiv aller vier Conjugationen, nebst dem Imperativ und Infinitiv durch sechs Abschnitte lateinischer und deutscher Übungsaufgaben, die nur aus Zeitformen bestehen, eingeübt. Außer diesen Verbalformen kommt in der neuen Auflage noch das Imperfect des Indicativs im Activ und Passiv vor allen vier Conjugationen zwischen der 2. und 3. Declination, ohne in die Tempusbildung einzugehen, zur Einübung. Ref. glaubt, dass die betreffenden Zeiten der 1. Conjugation zur Erreichung der nöthigen Beweglichkeit in der Satzbildung zum Zwecke der Einübung der Declination ausgereicht hätten, ohne durch das bunte Vielerlei die Befestigung des Erlernten zu hindern.

Zu billigen ist dagegen, dass nunmehr die Vocabeln zu den Übersetzungsaufgaben am Schlusse der beiden Abtheilungen stehen und nicht mehr, wie früher, über jenen. Außer dieser Änderung muss noch hervorgehoben werden, dass der grammatische Lehrstoff erheblich beschränkt ist, dass infolge dessen auch von den Einzelsätzen eine große Anzahl beseitigt ist und die beibehaltenen vielfach zum Vortheil des Buches geändert und besser geordnet erscheinen, und dass endlich die Zahl der zusammenhangenden Stücke erheblich vermehrt wurde, so dass unter den 102 lateinischen und deutschen Übungsaufgaben nunmehr 35 zusammenhangende vorkommen.

Die alphabetischen Wörterverzeichnisse sind weggeblieben, so dass nunmehr ein festeres Einprägen der Vocabeln unbedingt erforderlich ist. Das sachlich geordnete Verzeichnis der wichtigsten

orgekommenen Wörter, das am Schlusse jeder Abtheilung hinter en nach den einzelnen Abschnitten geordneten Vocabeln der Übersetzungsaufgaben erscheint, soll diesem Zwecke dienen, obwohl es en schwächeren Schüler hie und da doch unberathen lassen wird.

Das Buch hat nach dem Gesagten in der vorliegenden Auflage eine wesentliche Verbesserung erfahren und wird dort, wo es isher schon festen Fuß gefasst hat, in seiner neuen Gestalt willommen sein. Der correcte Druck und die nette und praktische usstattung werden gleichfalls dazu beitragen.

Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Von Dr. F. Holzweissig, Director des königl. Victoria-Gymnasiums zu Burg. Cursus der Sexta. 5. nach Maßgabe der Lehrpläne vom 6. Jan. 1892 bearb. Aufl. Hannover u. Leipzig, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1893. 8°, VII u. 183 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Die Anordnung des Stoffes ist in dieser Auflage dieselbe geblieben, wie in der 1. und den folgenden, von denen in der 3. nur insofern eine Änderung in diesem Punkte eingetreten war, als 18 lateinische und 13 deutsche Abschnitte als Anhang hinzugefügt wurden, in denen einem ausgesprochenen Wunsche nachzukommen die Formen der 1. Conjugation mit den regelmäßigen Formen der fünf Declinationen zugleich eingeübt werden. Vgl. diese Ztschr. 1893, S. 755.

Auch die Art des Stoffes hat keine wesentliche Änderung erfahren, nur ist an Form und Inhalt gefeilt und Unpassendes oder Unzweckmäßiges beseitigt worden, so dass das anerkennende Urtheil des Ref. gelegentlich der Besprechung der 1. und 3. Auflage in dieser Zeitschrift 1886, S. 843 f. und 1893, S. 755 f. über denselben geäußert hat, in erhöhtem Maße von der neuen Auflage gilt.

Dass eine bedeutende Kürzung des früher zu großen Umfanges des Übungsmaterials in dieser Auflage vorgenommen worden ist, zeigt schon die Zahl der Abschnitte, 131 gegen 160 in den früheren Auflagen. Aber auch innerhalb dieser sind Auslassungen von Sätzen und Kürzungen dieser eingetreten, da nach den neuen Lehrplänen die Beschränkung auf das Regelmäßige in der Formenlehre strenge durchgeführt werden musste. Deshalb sind alle Sätze, in denen Ausnahmen von den Hauptgenusregeln der 3. und 4. Declination, Composita von sum und Unregelmäßigkeiten in der Lehre vom Verbum vorkamen, gestrichen worden.

Der dadurch gewonnene Raum wurde dazu benützt, auch in der 1. Abtheilung, wie dies schon früher in der 2. Abtheilung der Fall war, eine erheblich größere Schrift zur Anwendung zu bringen, was im Interesse der Augen der Schüler nicht genug anzuerkennen ist.

Dass auch das Wörterverzeichnis, über dessen Einrichtung Ref. a. a. O. das Erforderliche gesagt hat und deshalb jetzt darauf

hinweisen kann, einer genauen Durchsicht unterzogen worden ist und erhebliche Kürzungen erfahren hat infolge der Auslassungen im Texte, bedarf keiner weiteren Erwähnung.

Das Büchlein, das vom Ref. nach Gliederung, Inhalt und Form des Übungsmateriales mit zu den brauchbarsten Hilfsmitteln des Lateinunterrichtes auf der ersten Stufe gezählt wurde, hat an Wert durch die neue gekürzte Auflage noch gewonnen. Ref. ist der vollen Überzeugung, dass durch diese der Kreis seiner Freunde sich erweitern wird.

Lateinisches Lesebuch für die Sexta der Gymnasien und Real— gymnasien von Hermann Perthes. 5. verb. Aufl. Herausgegeben von Prof. W. Gillhausen, Oberlehrer am städt. Gymnasium in Frankfurt a. M. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. VI u. 55 SS.

Grammatisch-etymologisches Vocabularium im Anschlusse a Perthes' Lateinisches Lesebuch für Sexta. Von Hermann Perthe Mit Bezeichnung sämmtlicher langen Vocale von Dr. Gustav Löw 5. verb. Aufl. Herausg. von Prof. W. Gillhausen, Oberlehrer a städt. Gymnasium in Frankfurt a. M. Berlin, Weidmann'sche Buc handlung 1891. 96 SS.

Über die Beschaffenheit der Übungssätze und zusammenha genden Stücke des vorliegenden Lesebuches nach Inhalt und Fo und über die Anordnung derselben hat Ref. eingehend nach d Erscheinen der 1. Auflage in dieser Zeitschrift 1875, S. 274 f. gesprochen. Die folgenden Auflagen mit Einschluss der 5. ha in dieser Beziehung keine wesentliche Änderung erfahren und s auf Nachbesserungen im einzelnen, Kürzung des Materials, E fernung von Schwierigkeiten und Beseitigung von sprachlichen V sehen oder Härten beschränkt. So weist die vorliegende 5. Aufl außer den Änderungen der 3. und 4., die vom Ref. in dieser Z schrift 1885, S. 850 und 1889, S. 137 f. angegeben worden si solche nur noch in den Lesestücken über die Bildung der Stam formen der Verba der 3. Conjugation (Nr. 69—72) auf, da ei Anzahl von Verben, die früher dem Pensum der 2. Classe an hörten, nunmehr im Anschluss an die 5. Auflage der Formenleh von Perthes der 1. Classe zugewiesen wurden, wodurch eine V mehrung des Lesestoffes eintreten musste. Dafür sind die bei Stücke über die Pronomina infinita ausgelassen und der 2. Cla zugetheilt worden. Ref. kann daher den Leser, der sich in d angedeuteten Beziehungen ein Bild von dem vorliegenden Bu verschaffen will, auf die erwähnten Besprechungen verweisen braucht zur Vervollständigung desselben nur noch zu erwäh dass auch in dieser 5. Auflage an den Sätzen und Lesestüc was den Inhalt und sprachlichen Ausdruck anbelangt, vieles n gebessert worden ist.

Auch das Vocabular hat die ursprüngliche Anlage beibeh und weist nur insofern eine Änderung auf, als die auswendi

lernenden Wörter mit Ausnahme der Substantiva und Adjectiva mit stammhaftem e und der Musterbeispiele, namentlich zu den Genusregeln, nicht mehr fett gedruckt erscheinen und dass auch unter dem Striche neben den Vocabeln, deren Einprägung einer späteren Zeit oder auch der unbewussten Aneignung überlassen bleibt, Wendungen enthält, die ein richtiges grammatisches Verständnis und eine gute Verdeutschung anbahnen; auch ist das Princip der gruppierenden Repetition noch sorgfältiger durchgeführt. Der Raum für diese Erweiterung des Vocabulars ist dadurch gewonnen, dass die häufigen Wiederholungen einmal gelernter Wörter unterlassen sind. Versehen und Unrichtigkeiten der früheren Auflage sind auch hier, wie im Lesebuche, beseitigt worden.

Der Druck ist correct, die Ausstattung elegant. Das Buch wird in dieser vervollkommneten Gestalt sich nicht nur die alten Freunde erhalten, sondern auch neue gewinnen.

Lateinisches Pensum für die unterste Gymnasialclasse (Sexta) von Prof. Dr. O. Kübler, Director des königl. Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin. Grammatischer Theil. 2. nach den Lehrplänen vom Jahre 1891 umgearb. Aufl. Berlin, Verlag von Wiegandt u. Grieben 1893. IV u. 42 SS. — Übungsbuch von demselben. Ebendaselbst. IV u. 67 SS.

Die vorliegende 2. Auflage des lateinischen Pensums für die 1. Classe ist die nunmehr selbständige Herausgabe der 1. Abtheilung der von demselben Verf. 1887 herausgegebenen vereinigten Pensa für die drei untersten Classen. Es zerfällt in den grammatischen Theil und das Übungsbuch. Der grammatische Theil ist, was Stoff und Anordnung anbelangt, wesentlich derselbe geblieben wie in der 1. Auflage, nur ist die Beschränkung auf das Regelmäßige noch strenger durchgeführt. Ref. kann daher bezüglich dieser Punkte auf die ausführliche Darlegung und Würdigung derselben bei Besprechung der 1. Auflage in dieser Zeitschr. 1889, S. 145 f. hinweisen. Von den daselbst gerügten Mängeln ist einer, die Absolvierung der vier Conjugationen zwischen und mit den Declinationen, auch in diese Auflage herübergenommen. Dass der Wert derselben dadurch nicht steigt, liegt auf der Hand.

Anzuerkennen ist, dass der Verf. nun doch die Paradigmen für die Declinationen und Conjugationen eingeführt hat und so dem Schüler ein zusammenfassendes Gesammtbild der gelernten grammatischen Einzelerscheinungen bietet. Ferner ist anzuerkennen, dass der Verf. nunmehr statt der früher alphabetisch geordneten Wörter, die der Schüler ohne das Medium des Satzes auswendig lernen sollte, ein nach dem grammatischen Pensum geordnetes Übungsmaterial aus Einzelsätzen und zusammenhangenden Stücken als zweiten Theil dem grammatischen ersten Theile angefügt hat, wodurch die Verwendbarkeit des Buches sehr erhöht wird. Denn wenn auch der Hauptzweck des Buches der ist, die Einprägung

eines angemessenen Wortschatzes mit dem Unterrichte in der Grammatik in enge Beziehung zu bringen, so kann dieser doch durch Übungssätze, in denen die Formen zur Anschauung und Einübung gelangen, viel eher erreicht werden, als durch alleinstehende Wörter, da diese durch den Inhalt des Satzes, in dem sie erscheinen, viel rascher und für länger festgehalten werden. Dazu trägt die im ganzen glückliche Wahl des Übungsstoffes auch bei und der Umstand, dass auch in den Einzelsätzen ein gewisser Zusammenhang des Sinnes angestrebt ist, so dass der Schüler innerhalb eines Übungsabschnittes in demselben Vorstellungskreise sich bewegt. Dazu kommt noch, dass der Inhalt anregend ist und namentlich in den zusammenhangenden Stücken aus der sagenhaften und geschichtlichen Überlieferung des Alterthums entnommen ist. Auch an der Form ist wenig auszustellen und besonders hervorzuheben, dass keine großen Schwierigkeiten im Ausdruck sich finden.

Wünschenswert wäre außer dem Wörterverzeichnisse zu den lateinischen Lesestücken auch eines zu den deutschen Übungsstücken; denn wenn auch zunächst die in dem grammatischen Theile und in den lateinischen Stücken vorkommenden Vocabeln in den deutschen Übungsstücken verwendet werden und manche unter dem Texte als bloße Übersetzungshilfen angegeben sind, kann doch namentlich schwächeren Schülern noch manche entschwinden und das Aufsuchen ihnen Zeit rauben.

Die vorliegende Auflage zeigt unleugbar einen Fortschritt gegenüber der ersten. Vielleicht wird der Verf. auch die gegen die pädagogische Diätetik verstoßende gleichzeitige Einübung der Conjugationen neben den Declinationen noch beseitigen und so das Büchlein zu einem recht brauchbaren Hilfsmittel beim lateinischen Unterrichte machen.

Der Druck ist correct, deutlich und dem Auge angenehm; die äußere Ausstattung ist gut.

Lateinisches Lehr- und Lesebuch für Sexta von Otto Lutsch, Director des königl. Gymnasiums zu Kreuznach. 2. unter genauer Berücksichtigung der preuß. Lehrpläne vom Januar 1892 ausgearb. Aufl. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1892. 61 SS. Preis br. 60 Pf., geb. 90 Pf.

Vocabularium zu dem lateinischen Lehr- und Lesebuche für Sexta von Otto Lutsch. Bearbeitet von Dr. Wilh. Sternkopf, ord. Lehrer am Gymnasium zu Dortmund. 2. Aufl. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1892. 92 SS. Preis cart. 60 Pf.

Bei der Abfassung dieses Lehr- und Lesebuches hat den Verf. der Hauptgrundsatz der Perthes'schen Methode geleitet, von der Anschauung der Wörter und der grammatischen Formen im Satze zur Erlernung der Vocabeln und der Paradigmen überzugehen. Es bietet daher gleich anfangs keine inhaltlich isolierten Sätze, sondern solche, die inhaltlich einem geschlossenen Gedankenkreise an-

gehören, zu dem der Stoff der antiken Welt entlehnt ist und in welchem bezüglich des grammatischen Materiales alles Unregelmäßige ausgeschlossen ist. Dadurch wird auch der durch Einzelsätze bewirkten Zerstreuung vorgebeugt und auf Concentrierung der Aufmerksamkeit und Weckung des Interesses der Schüler für den Lehrstoff hingearbeitet. Diesem Grundsatze ist der Verf. auch in der vorliegenden 2. Auflage treu geblieben, die bezüglich der Vertheilung des Stoffes nur insofern eine Änderung aufweist, als einige Verba der consonantischen Conjugation aus dem Pensum der 2. Classe in das der 1. und umgekehrt die Composita von esse, die Pronomina indefinita aus dem der 1. in das der 2. Classe verwiesen sind; dass ferner die besondere Vorführung der Flexion der Adjectiva der 3. Declination unterblieben ist, dagegen die wichtigsten Präpositionen und ihre Rection am Schlusse zur Anschauung gebracht sind.

Der Umfang des Stoffes ist bedeutend verringert worden, indem eine nicht geringe Anzahl ganzer Stücke und noch mehr einzelne Sätze in vielen Stücken gestrichen wurden, insofern sie nicht unbedingt zur Vorführung des grammatischen Stoffes und für den Zusammenhang der Darstellung nothwendig erschienen. Das Büchlein hat demnach jetzt 118 lateinische und 30 deutsche Stücke. Von diesen behandeln 30 lateinische und 6 deutsche die Herculessage und 26 lateinische und 24 deutsche die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der Germanen bis zum Tode des Arminius; 11 äsopische Fabeln sind den ersten drei der vier Abschnitte des lateinischen Lesestoffes angefügt.

Dem sprachlichen Ausdrucke ist sowohl in den lateinischen, als auch in den deutschen Sätzen große Sorgfalt zugewendet worden. Alles Unclassische und Seltene ist beseitigt und in den deutschen Übungsstücken eine genaue Anlehnung an das Wort- und Phrasenmaterial der lateinischen Sätze durchgeführt worden.

Auch das Vocabular hat in der methodischen Gestaltung Änderungen erfahren, obwohl es seine Anlage nach der Richtung, dass die zur festen Einprägung bestimmten Vocabeln in fettem Druck über dem Strich und die als Stützen zur Gewinnung einer guten Übersetzung dienenden in kleinerem Drucke unter dem Strich stehen, beibehalten hat. Auf die letzteren ist in weiterem Umfange Bedacht genommen worden, und sind auch bekannte Fremdwörter, die im Gesichtskreise der Schüler liegen, als Stützen bei der Einprägung benützt worden. Ferner sind gelegentlich Wörter von gleicher Bildung zusammengestellt, um dem Schüler einen Einblick in die Wortbildung zu verschaffen. Neu ist ferner in demselben eine nach grammatischen Gesichtspunkten geordnete Zusammenstellung der in der 1. Classe eingeprägten Wörter. Die Zahl der zur festen Einprägung bestimmten Vocabeln ist nach dieser erheblich verringert worden.

Die bei der Anlage des Buches befolgten Grundsätze, die Art des Materials, das Fortschreiten des Lehrstoffes von Leichterem zu Schwierigerem, die der pädagogischen Diätetik entsprechende Unterlassung der Einübung aller Conjugationen mit und neben der Einübung der Declinationsformen und die anfängliche Beschränkung auf die Einübung der Formen der 1. Conjugation haben dem Buche bei seinem Erscheinen vielseitige Anerkennung verschafft, und diese wird ihm in dieser zweiten Auflage infolge der angedeuteten Verbesserungen gewiss in noch höherem Grade zutheil werden.

Der Druck ist correct, die Ausstattung nett. Ref. empfiehlt das Buch als eines der besten Hilfsmittel beim latein. Unterrichte.

Lateinisches Übungsbuch für die 1. Lateinclasse im Anschluss an die Bestimmungen des württembergischen Lehrplanes vom 16. Februar 1891. Herausgegeben von Prof. Dr. S. Herzog und Präceptor W. Fick am Eberhard Ludwigsgymnasium in Stuttgart. Bamberg, C. C. Buchners Verlag 1893. XIV u. 158 SS.

Das vorliegende für die 1. Lateinclasse bestimmte Übungsbuch verdankt sein Entstehen dem sich allgemein bahnbrechenden Streben, dem Anfänger alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen durch Beschränkung des grammatischen Lernmaterials auf das Regelmäßige und durch Verwertung solcher Wörter und Phrasen im Übungsmaterial, die in der kommenden Schullectüre sich vorfinden, und zwar in möglichst beschränkter Zahl. Das Buch bringt diesem Grundsatze entsprechend die regelmäßige Declination, die Comparation, die Grund- und Ordnungszahlen, die Fürwörter, die regelmäßige Conjugation, die nothwendigsten Präpositionen und Conjunctionen zur Einübung in Einzelsätzen (140 Abschnitte) und zusammenhangenden Stücken (70), welch letztere immer nach einer größeren Anzahl von Abschnitten aus Einzelsätzen angebracht sind und zwar in steigender Zahl gegen den Schluss zu.

Was die Vertheilung des grammatischen Stoffes anbelangt, kann Ref. die gleichzeitige Einübung der Declination und Conjugation aus pädagogisch-didaktischen Gründen nicht billigen. Dieser Vorgang steht mit dem Grundsatze der Erleichterung, die dem Anfänger verschafft werden soll, nicht im Einklange. Nur Homogenes lernt der Knabe dieser Stufe leicht und prägt es sich fest ein; Heterogenes zerstreut ihn und lässt keine Sicherheit aufkommen. Eine kleine Zahl von Verbalformen genügt, um die mannigfaltigsten Sätze zur Einübung der Declinationen zu bilden.

Bezüglich des Inhalts der Einzelsätze und zusammenhangenden Stücke erkennt Ref. das Streben der Verff. an, dem Schüler einen seinem Anschauungskreise entsprechenden Stoff zu bieten und Triviales und Inhaltloses fernzuhalten, muss aber bekennen, dass namentlich in den Einzelsätzen noch gar viele sich finden, die nicht eben geistreich und belehrend sind, wie S. 14 F. 8; S. 15

G. 5 u. a. Nicht zu billigen ist auch an diesen der disparate Inhalt, da Verbindungen von Einzelsätzen, die in einem geschlossenen Gedankenkreise sich bewegen, den Vortheil haben, sich gegenseitig in der Erinnerung zu befestigen, was gewiss von keinem Nachtheil für die Befestigung der darin veranschaulichten und eingeübten Formen und Regeln ist. Diesen Vortheilen gegenüber fallen einzelne Mängel, die aus einer derartigen Bearbeitung in sprachlicher und inhaltlicher Beziehung sich einstellen, nicht so schwer ins Gewicht, wie die Herausgeber zu glauben scheinen. Unbedingt zu verwerfen sind bei der Menge eingeübter Verbalformen Übungen, die keinen abgeschlossenen Gedanken bieten, wie S. 15 G. 12—20.

Die Form der lateinischen und deutschen Sätze ist im allgemeinen correct. Auch ist der Wortschatz fast durchgehends den Schulautoren entlehnt; nur hie und da findet sich ein in ihnen nicht vorkommendes Wort, wie saccus S. 10 B. 6, capo S. 99 C. u. a. Nicht praktisch ist die Anführung der Vocabeln an der Spitze der Übungsabschnitte, da sich der Schüler auch nach der Einprägung derselben aus dem Satze bei der Wiederholung auf das Ablesen verlässt, wodurch ein sicheres Einprägen verhindert wird; sie gehören aus didaktischen Gründen in ein am Ende nach den Abschnitten geordnetes Wörterverzeichnis.

Das lateinische und deutsche Wörterverzeichnis am Schlusse enthält nur jene Vocabeln, die unbedingt auswendig gelernt und fest eingeprägt werden müssen, während alle nicht aufgezählten als Übersetzungshilfen zu betrachten sind.

Ausstattung und Druck sind gut. Eine Inconsequenz ist in der Bezeichnung der Casusendungen der 5. Declination gegenüber den anderen Declinationen zu bemerken; in diesen sind die Endungen fett gedruckt, in der 5. nicht und zum Theil durch einen Zwischenraum vom Wortstock getrennt. Nach der Ansicht des Ref. wird das Buch mit Erfolg beim Unterrichte verwendet werden, wenn eine Änderung in der Vertheilung des Übungsstoffes für die Declinationen und Conjugationen eintritt.

Lateinisches Übungsbuch nebst einem Vocabularium von Prof. H. Busch. Erster Theil. Für Sexta. 7. nach den neuen Lehrplänen umgearb. Aufl. von Dr. W. Fries, Director der Francke'schen Stiftungen in Halle a. S. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893. IV u. 110 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Das günstige Urtheil, das Ref. über dieses Übungsbuch in 4. Auflage in dieser Zeitschrift 1889, S. 136 f. und in 5. Auflage 1890, S. 989 f. ausgesprochen hat, hält er auch bezüglich der vorliegenden 7. Auflage aufrecht. Dieselbe unterscheidet sich von der 5., was Anordnung des Übungsstoffes anbelangt, nicht wesentlich. Ref. kann daher, da ihm die 6. Auflage nicht zugekommen ist, diese aber kaum wesentlich von jener verschieden

sein wird, in dieser Beziehung auf seine Bemerkungen a. a. O. hinweisen.

Neu hinzugefügt wurden sechs lateinische zusammenhangende Stücke und zwar je eines nach Einübung der 1. und 2. Declination, der 3., der 4. und 5., nach Einübung des Hilfsverbums und der Comparation der Adjectiva, ferner der 1. Conjugation, der Zahlwörter und Pronomina, endlich der 2., 4. und 3. Conjugation. An Stelle der nach den neuen preußischen Lehrplänen ausgeschiedenen acht lateinischen und acht deutschen Abschnitte von Sätzen zur Einübung der Deponentia, die der 2. Classe vorbehalten bleiben, sind jetzt hinter den beiden Abschnitten über die Adverbien drei lateinische und drei deutsche Abschnitte gemischter Beispiele eingefügt. Ferner erscheinen im Anhange hinter dem Vocabular unter Weglassung der Eigennamen eine Zusammenstellung der in den Übungsbeispielen vorkommenden entgegengesetzten Adjectiva, eine Aufzählung von Substantiven, betreffend den menschlichen Körper, die menschliche Seele, die Familie, das Lebensalter, das Geschlecht, den Staat, die Stadt, die Schule, den Krieg und das Thier, sowie einige etymologische Zusammenstellungen und endlich eine Vermehrung der hinter der Aufzählung der im Texte der Übungsbeispiele vorkommenden Phrasen zusammengestellten Sprüche zum Memorieren um zwei. Auch der Umfang des Übungsstoffes ist, abgesehen von der Ausscheidung einiger Sätze, die noch vereinzelte der schon in den früheren Auflagen ausgeschiedenen Unregelmäßigkeiten zur Einübung brachten, derselbe geblieben, wie in der 5. Auflage. Ref. kann daher auch über diesen Punkt den Leser behufs eventueller Informierung auf seine Auseinandersetzung a. a. O. verweisen.

Was Inhalt und Form des Übungsmaterials anbelangt, war der Verf. bemüht, dasselbe so weit es noch möglich war, zu vereinfachen und fasslicher zu gestalten. Schließlich hat sich der Verf. bestrebt, in der neuen Auflage die Grundsätze der früheren Bearbeitungen noch consequenter durchzuführen.

Das Buch erscheint daher auch in der 7. Auflage als eines der trefflichsten Hilfsmittel beim Lateinunterrichte und Ref. kann es den Fachgenossen nur aufs wärmste empfehlen.

Bonnells Lateinische Übungsstücke neu bearbeitet durch P. Geyer und W. Mewes, Oberlehrer am Friedrich-Werder'schen Gymnasium. 1. Theil. Für Sexta. 13. verb. Aufl. besorgt von Prof. W. Mewes. Berlin, Verlag von Emil Goldschmidt 1892. VI u. 98 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Die 13. Auflage des Bonnell'schen lateinischen Lesebuches für die 1. Classe, die durch die Bestimmungen des neuen Lehrplanes veranlasst worden ist, hat mit Ausnahme des Lesestoffes über die Deponentia, der nun in das Pensum der 2. Classe aufgenommen ist, und der Beseitigung oder Umarbeitung solcher Sätze, in denen noch Unregelmäßigkeiten vorkamen, keine anderweitige

wesentliche Veränderung erfahren. Ref. kann deshalb, was die Anlage, den Inhalt und die Form des Übungsmaterials betrifft, den Leser auf die Besprechung der 12. Auflage in dieser Zeitschr. 1890, S. 995 f. verweisen. Zugleich hält er seine Bedenken bezüglich der gleichzeitigen Einübung der Formen der vier Conjugationen mit den Declinationen, die er gelegentlich der Besprechung der im Jahre 1883 erschienenen Auflage dieses Büchleins in dieser Zeitschr. 1885, S. 261 f. geäußert hat, aufrecht, da ihn die Erfahrung auch seit dieser Zeit keines Besseren belehrt hat.

Durch die Kürzung des Lesestoffes und die Beschränkung auf die regelmäßigen Wortformen ist die Verwendbarkeit des Buches erhöht worden. Einzelne Mängel, die sich aus dieser Beschränkung namentlich bezüglich des Inhaltes ergeben haben, wird die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers sicherlich noch beseitigen.

Der Druck und die Ausstattung verdienen Anerkennung. Ref. glaubt, dass das Büchlein bei gutem Schülermaterial wohl mit Erfolg verwendet werden kann.

Lateinisches Übungsbuch für die zwei untersten Classen der Gymnasien und verwandten Lehranstalten nach den Grammatiken von K. Schmidt, A. Scheindler und F. Schulz von Dr. Johann Hauler, weil. Director des k. k. Staatsgymnasiums im II. Bezirke in Wien und k. k. Regierungsrath. Abtheilung für das 1. Schuljahr. Ausgabe A (für die Grammatiken von K. Schmidt und F. Schultz). Ausgabe B (für die Grammatik von A. Scheindler). 12. veränd. Aufl. Mit Erlass des h. k. k. Min. f. C. und U. vom 5. Juli 1893, Z. 14.814, allgemein zulässig erklärt. Wien, Verlag von Bermann u. Altmann 1893. X u. 120 SS. Preis geh. 50 kr., geb. 70 kr.

Anhang zur 12. veränderten Auflage von Dr. Johann Haulers Lateinischem Übungsbuche für das 1. Schuljahr. Ausgabe A. Die Übungsbeispiele über die 3. Declination §§. 11—24 (S. 3—8 und S. 32—35) nach den Regeln der Schmidt'schen Schulgrammatik (§§. 38—42) geordnet. Wien, Verlag von Bermann u. Altmann 1893. 20 SS. Preis geh. 10 K.

Um das Übungsbuch handlicher zu gestalten hat der Herausgeber Dr. Edm. Hauler zwei Ausgaben veranstaltet, die eine im Anschlusse an die Grammatiken von K. Schmidt und F. Schultz, die andere an die von Dr. A. Scheindler. Dadurch bleibt nur in der 1. der Anhang mit den Übungsbeispielen über die 3. Declination nach den Regeln der Schmidt'schen Grammatik, die 2. hat keinen.

Diese beiden Ausgaben sind nur durch die Anordnung der Übungsbeispiele über die 3. Declination verschieden und dadurch, dass die Ausgabe B für die Zeitenbildung statt des Supinstammes den Perfect-Passivstamm annimmt.

Was den Lehrstoff anbelangt, wurde alles für die 1. Classe Entbehrliche ausgeschieden und das Regelmäßige mit mehr Beispielen bedacht und namentlich zusammenhangende Stücke nach größeren oder kleineren Abschnitten des lateinischen Übungsstoffes zur Weckung und Hebung des Interesses und der Lust ein-

gefügt. Die deutschen Übungsbeispiele erhielten nur fünf zusammenhängende Stücke und zwar bei den gemischten Übungen, dagegen erfuhren sie eine erheblichere Verminderung, da sie die lateinischen an Umfang übertrafen, und es wurde mit Recht darauf Gewicht gelegt, dass fast ausschließlich die in den lateinischen Beispielen vorkommenden Wörter und Wendungen in ihnen verwertet werden und dass der Ausdruck gut deutsch ist. Für die Anordnung der einzelnen Sätze war der Grundsatz maßgebend, inhaltlich verwandte zusammenzustellen und dadurch das Festhalten derselben zu erleichtern. Dieselbe Tendenz verfolgt die Hinzufügung von erläuternden Zusätzen zu Eigennamen beim ersten Vorkommen. Der leere Name bekommt dadurch erst Leben und hilft den Satz besser im Gedächtnisse festhalten, abgesehen davon, dass dieser Vorgang der Concentration des Unterrichtes dient. Alle Änderungen legen Zeugnis ab von dem pädagogisch-didaktischen Geschicke des Herausgebers.

Auch das Vocabular hat eine Umgestaltung erfahren, die das Erlernen der Vocabeln sehr erleichtern wird. Die lateinischen Wörter sind nämlich von den deutschen Bedeutungen durch Längsstriche geschieden, um dem Schüler das Selbstabfragen der gelernten Vocabeln zu ermöglichen.

Das Übungsbuch, dessen Druck auch in der neuen Auflage correct und dessen Ausstattung ganz zweckentsprechend ist, nimmt durch seine praktische Anlage, den inhaltreichen, belehrenden und interessanten Stoff und die weise Beschränkung auf das Nothwendige einen der vordersten Plätze unter den Übungsbüchern seiner Art ein und verdient allgemeine Beachtung und Verwendung.

Lehrbuch des Lateinischen für Anfänger. Bearbeitet von Dr. P. P. Meyer, Lehrer am städt. Gymnasium in Bern. 1. Theil. Bern, Verlag von W. Kaiser 1892. XIV u. 142 SS. Preis 2 Fr. 50 Ct.

Abweichend von der üblichen Anordnung des Übungsmaterials, die Declinationen in Verbindung mit den dazu gehörigen Adjectiven und einigen unbedingt zur Satzbildung nöthigen Formen des Zeitwortes einzeln und zwar jede für sich vollständig in allen Casus zugleich zur Einübung zu bringen, erscheinen hier die Übungsbeispiele für je einen Casus aller fünf Declinationen, und zwischen diesen werden die activen Zeiten des Indicativs aller vier Conjugationen, in sechs Gruppen getheilt, nämlich die dauernden und vollendeten der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft — der Verf. bezeichnet sie nach Schweizer-Sidler und Surber als imperfectum praesens, imperf. praeteritum, imperf. futurum, perfectum praesens, perfect. praeteritum, perfect. futurum — nebst dem Imperativ, Infinitiv und dem Participium, die Formen der Adjectiva und die unentbehrlichsten Formen der Personal-, Possessiv- und Demonstrativpronomen eingeübt. Daran reihen sich die Übungsstücke für die Comparation der Adjectiva, die griechische Decli-

nation, den Gebrauch der Städtenamen und sämmtliche Zahlwörter und Fürwörter. Der einzuübende grammatische Stoff ist jedesmal in kurzer und fasslicher Form dem betreffenden Übungsmaterial vorausgeschickt.

Dieser Vorgang, Zusammengehöriges zu trennen und ein buntes Vielerlei von Formen auf einmal vorzuführen und Neues auf Neues zu häufen, ohne eine bestimmte Gruppe abgeschlossen und fest eingeprägt zu haben, mag für geistig entwickelte Individuen nicht übel sein, für Kinder auf der untersten Stufe des Lateinunterrichtes aber, und für diese hat wohl der Verf., wenn er es auch nicht auf dem Titel ausspricht, diesen 1. Theil seines Übungsbuches bestimmt, ist er nach der Ansicht des Ref. nicht geeignet. Der unentwickelte Intellect dieser vermag nur Gleichartiges zu erfassen und dauernd zu behalten, von dem verschiedenartigen Vielerlei wird es ihm wie ein Mühlrad im Kopfe herumgehen. Dazu kommt, dass der Verf. vielfach über das, was der Schüler der untersten Stufe von grammatischem Stoffe mit Nutzen und Erfolg verarbeiten und in sich aufnehmen kann, hinausgegriffen hat. Während er vom Verbum nur einen kleinen Bruchtheil aufgenommen hat, obgleich die Bewältigung des ganzen Verbums im Activ und Passiv den Knaben keine Schwierigkeiten macht und Absichts-, Folge- und Zeitsätze in beschränkter Zahl zur Einübung der Zeiten im Conjunctiv genügen, und den größeren Theil dem Pensum der 2. Stufe vorbehalten hat, bringt er Unregelmäßigkeiten der Declination und Conjugation, die mit Recht jetzt allgemein auch von den Unterrichtsbehörden streng aus dem Stoffe der 1. Classe ausgeschlossen werden, zur Einübung, wie die griechischen Declinationsformen, die meisten Verba aller Conjugationen mit abweichender Stammbildung im Perfect- und Supinstamme (oder Participstamme, wie ihn der Verf. nennt), von denen die Supin- oder Participialstämme und die davon abgeleiteten Zeiten nicht einmal in den Beispielen eingeübt werden (vgl. §§. 26, 31, 35—39), ferner die Incohativa, einzelne defective Verba und Anomala. Nicht zu billigen ist auch die Einübung der Verba auf -io der 3. Conjugation (vgl. §. 27). Überflüssig für die 1. Classe sind die eingestreuten theoretischen Regeln über Lautveränderungen, da der Anfänger es mit der gewordenen Form, nicht mit der werdenden zu thun haben soll; auf letztere kann man in den späteren Jahrgängen zurückkommen. Ebenso konnte eine Reihe syntaktischer Bemerkungen wegbleiben, wenn in den Übungsbeispielen die deutsche Bedeutung bei scheinbaren Abweichungen in der Rection angewendet worden wäre, die mit dem lateinischen Worte in dieser Beziehung übereinstimmt, und etwa neben dieser die abweichende stände, z. B. §. 21 curare besorgen etwas, sorgen für etwas; iuvare unterstützen, helfen; fugere fliehen jemand, etwas; decet ziert, schmückt, schickt sich; iubere heißen u. dgl. Ebenso §. 23 bei den Adjectiven mit dem Genetiv u. a. Mit der Stammtheorie

gefügt. Die deutschen Übungsbeispiele erhielt
zusammenhängende Stücke und zwar bei den gemis
dagegen erfuhren sie eine erheblichere Verminde
lateinischen an Umfang übertrafen, und es wurd
Gewicht gelegt, dass fast ausschließlich die
Beispielen vorkommenden Wörter und Wend
wertet werden und dass der Ausdruck gu
Anordnung der einzelnen Sätze war de
inhaltlich verwandte zusammen
das Festhalten derselben zu erleichtern.
die Hinzufügung von erläutern
namen beim ersten Vorkommen. Der
erst Leben und hilft den Satz bess
abgesehen davon, dass dieser Vorg
richtes dient. Alle Änderungen
gogisch-didaktischen Geschicke
Auch das Vocabular hat
Erlernen der Vocabeln sehr
Wörter sind nämlich von den
striche geschieden, um dem S
Vocabeln zu ermöglichen.
Das Übungsbuch, d
correct und dessen Ausst
durch seine praktische
interessanten Stoff und
dige einen der vorder
Art ein und verdient

Lehrbuch des La
Meyer, Lehre
von W. Kaise

Abweiche
die Declination
und einigen
wortes einze
zugleich z
beispiele
diesen w
jugation
vollend
Verf.
fectu
prae
per
un
D
s

...ung
wie
...n nun ge-
...einander In-
...disparate bei
...ommt, von denen dem
...vorausgehende aus
...n kein sicheres Festhalten
...atischen Formen und Regeln
...es Verf.s, nur solche Sätze zu
...er sind, lassen sich doch eine
...ie durch das Herausreißen aus dem
...eingebüßt haben; man vgl. statt vieler
...ie zusammenhangenden Stücke sind zu
...n ihnen der Schüler seines Könnens sich
...s diesem Bewusstsein neue Lust zum Lernen
...orm des Übungsmaterials ist wenig auszu-
...bringung der Vocabeln im Texte kann sich
...en, er hat sein Bedenken hierüber schon öfter
...rift geäußert.
...ische und deutsche Wortregister enthält alle
...Hinweisung auf die Stellen, an denen sie vorkommen.
...Hinzufügung der Bedeutung entbehrlich wird.
...lässt manches zu wünschen übrig, die Ausstattung
...und zweckmäßig. An unseren Anstalten kann das
...Umfang übrigens auch zu groß ist, aus den oben
...Gründen nicht zur Verwendung kommen.

Lateinisches Lesebuch für die Sexta und Quinta von Gymnasien und Realgymnasien von K. Bruchmann. Dresden, Verlag von L. Ehlermann 1892. VI u. 155 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Die gesammte Formenlehre gelangt in den beiden Abtheilungen dieses für die beiden ersten Classen bestimmten lateinischen Lesebuches zur Einübung und zwar das Regelmäßige über die Declination der Substantiva und Adjectiva, die Comparation der letzteren,

...ahlen, die regelmäßige Conjugation in
... die 1. Classe; die Pronomina und
...lung des im ersten Jahre Ge-
... Abtheilung S. 79—155

...llgemein üblichen
...zielt, denen
...hüler sein
...enden gram-
... worden, dass
...sverb vollständig
...wird, und zwar mit
...d die 1. Conjugation,
...tion, neben der 4. und
...nach den Zahlwörtern die
...ien nicht für praktisch. Ein
...ilich auch das so gruppierte
...n was nimmt ein solcher nicht
...laut und sich ihm ein Gewinn für
...ist eine andere Frage. Das Vielerlei
Festwurzeln des Einzelnen. Man wird
...m Wissen die Gründlichkeit vermissen.
...und der 2. Conjugation genügen — und treff-
beweisen es —, um eine hinreichende Mannig-
Übungssätze behufs Einübung der Declinationen
...l hindern nicht das Vertiefen des grammatischen
...iesem Theile der Formenlehre.

...s durch den Inhalt der Sätze auf die Concentration des
...ntes hinzuarbeiten, insofern als passender Stoff aus der
...n Mythologie, Geschichte, Geographie, Literatur, dem öffent-
...n und Privatleben der Griechen und Römer in denselben ver-
...tet wurde, ist eine große Zahl derselben inhaltsleer und
...schmackt, so dass sie weder das Interesse der Schüler
... Einführung in die antike Welt wecken noch festhaften und
...rammatischen Formen im Gedächtnisse festhalten. Bei dem
...ich großen Umfange des Übungsmaterials lässt sich leicht
...el schaffen durch Streichung oder Umarbeitung solcher Sätze
Hinzufügung erklärender Zusätze. Auch in formeller Hin-
weisen die lateinischen Sätze nicht immer die richtigen latei-
...n Wörter und Wendungen auf, und eine Durchsicht in dieser
...hung ist anzurathen. Die deutschen Sätze verwerten zum
...n Theile das Wort- und Phrasenmaterial der lateinischen.
...eutsche Ausdruck ist im allgemeinen correct, doch findet
...uch hier Gelegenheit zu Ausstellungen (vgl. S. 41, C. 9, 10;
..., 50 u. a.). Nicht zu billigen ist die Einklammerung
...tungen im Texte.

in einem nur für Anfänger bestimmten Buche ist Ref. aus dem kurz vorher angeführten Grunde nicht einverstanden. Übrigens ist in dieser Beziehung noch manches bei den Substantiven und Adjectiven problematisch, und in ein Schulbuch soll nur Feststehendes aufgenommen werden. Daher hantiert man bei Anfängern besser mit dem Wortstocke.

Das Übungsmaterial besteht zum weitaus größten Theile aus Einzelsätzen; erst in der 2. Hälfte erscheinen 15 kleinere zusammenhangende Stücke auf 12 Paragraphe vertheilt. Ref. hat nun im allgemeinen gegen gut gewählte Einzelsätze nichts einzuwenden; sie sind für Anfänger zur sichern und raschen Einübung der Formen ganz geeignet, nur dürfen sie nicht disparaten Inhalt haben, sondern müssen sich innerhalb eines geschlossenen Gedankenkreises bewegen, damit sie sich gegenseitig in der Erinnerung halten und so zugleich den grammatischen Stoff. Wenn nun wie in dem vorliegenden Buche zu dem bunt durcheinander geworfenen grammatischen Stoffe auch der disparate Inhalt der einzelnen Übungsbeispiele kommt, von denen bei dieser Beschaffenheit das folgende stets das vorausgehende aus dem Gedächtnisse verdrängt, ist wohl auch an kein sicheres Festhalten der in ihnen veranschaulichten grammatischen Formen und Regeln zu denken. Trotz der Bemühung des Verf.s, nur solche Sätze zu bringen, die nicht ganz inhaltsleer sind, lassen sich doch eine ganze Reihe solcher aufzählen, die durch das Herausreißen aus dem Zusammenhange ihren Inhalt eingebüßt haben; man vgl. statt vieler nur §. 44, B. 1, 2, 9. Die zusammenhangenden Stücke sind zu spärlich, und doch soll an ihnen der Schüler seines Könnens sich bewusst werden und aus diesem Bewusstsein neue Lust zum Lernen schöpfen. An der Form des Übungsmaterials ist wenig auszustellen. Für die Anbringung der Vocabeln im Texte kann sich Ref. nicht erwärmen, er hat sein Bedenken hierüber schon öfter in dieser Zeitschrift geäußert.

Das lateinische und deutsche Wortregister enthält alle Vocabeln unter Hinweisung auf die Stellen, an denen sie vorkommen, wodurch die Hinzufügung der Bedeutung entbehrlich wird.

Der Druck lässt manches zu wünschen übrig, die Ausstattung ist elegant und zweckmäßig. An unseren Anstalten kann das Buch, dessen Umfang übrigens auch zu groß ist, aus den oben angeführten Gründen nicht zur Verwendung kommen.

Lateinisches Lesebuch für die Sexta und Quinta von Gymnasien und Realgymnasien von K. Bruchmann. Dresden, Verlag von L. Ehlermann 1892. VI u. 155 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Die gesammte Formenlehre gelangt in den beiden Abtheilungen dieses für die beiden ersten Classen bestimmten lateinischen Lesebuches zur Einübung und zwar das Regelmäßige über die Declination der Substantiva und Adjectiva, die Comparation der letzteren,

die Grund- und Ordnungszahlen, die regelmäßige Conjugation in der 1. Abtheilung S. 1—79 für die 1. Classe; die Pronomina und Deponentia und neben der Wiederholung des im ersten Jahre Gelernten die Erweiterung dieses in der 2. Abtheilung S. 79—155 für den 2. Jahrgang.

Die Einübung wird in der nun so ziemlich allgemein üblichen Weise durch lateinische und deutsche Einzelsätze erzielt, denen sich lateinische Lesestücke anschließen, in denen der Schüler sein Können erproben soll. Die Gliederung des einzuübenden grammatischen Materials ist in der Weise vorgenommen worden, dass die 1., 2. und 4. Conjugation nebst dem Hilfsverb vollständig zwischen und mit den Declinationen eingeübt wird, und zwar mit der 1. und 2. Declination das Hilfsverb und die 1. Conjugation, neben der 3. Declination die 2. Conjugation, neben der 4. und 5. Declination die 4. Conjugation und nach den Zahlwörtern die 3. Conjugation. Ref. hält dies Vorgehen nicht für praktisch. Ein normal beanlagter Knabe wird freilich auch das so gruppierte Material in sich aufnehmen; denn was nimmt ein solcher nicht alles auf! Ob er es aber verdaut und sich ihm ein Gewinn für seinen Geist daraus ergibt, ist eine andere Frage. Das Vielerlei zerstreut und hindert das Festwurzeln des Einzelnen. Man wird darum überall in seinem Wissen die Gründlichkeit vermissen. Einige Zeiten der 1. und der 2. Conjugation genügen — und treffliche Übungsbücher beweisen es —, um eine hinreichende Mannigfaltigkeit in die Übungssätze behufs Einübung der Declinationen zu bringen und hindern nicht das Vertiefen des grammatischen Wissens in diesem Theile der Formenlehre.

Statt durch den Inhalt der Sätze auf die Concentration des Unterrichtes hinzuarbeiten, insofern als passender Stoff aus der antiken Mythologie, Geschichte, Geographie, Literatur, dem öffentlichen und Privatleben der Griechen und Römer in denselben verarbeitet wurde, ist eine große Zahl derselben inhaltsleer und abgeschmackt, so dass sie weder das Interesse der Schüler durch Einführung in die antike Welt wecken noch festhaften und die grammatischen Formen im Gedächtnisse festhalten. Bei dem ziemlich großen Umfange des Übungsmaterials lässt sich leicht Wandel schaffen durch Streichung oder Umarbeitung solcher Sätze und Hinzufügung erklärender Zusätze. Auch in formeller Hinsicht weisen die lateinischen Sätze nicht immer die richtigen lateinischen Wörter und Wendungen auf, und eine Durchsicht in dieser Beziehung ist anzurathen. Die deutschen Sätze verwerten zum großen Theile das Wort- und Phrasenmaterial der lateinischen. Der deutsche Ausdruck ist im allgemeinen correct, doch findet sich auch hier Gelegenheit zu Ausstellungen (vgl. S. 41, C. 9, 10; S. 56, 50 u. a.). Nicht zu billigen ist die Einklammerung von Bedeutungen im Texte.

Die angefügten Vocabularien sind nicht vollständig. Ref. hat eine große Anzahl von Wörtern gefunden, deren Bedeutungen weder im Texte noch in jenen angegeben sind. Eine Vervollständigung derselben ist unbedingt nöthig.

Der Druck ist zu gedrängt sowohl bezüglich der einzelnen Wörter als auch der Zeilen; die Buchstaben verschwimmen bei längerem Hinschauen. Außer den angegebenen Druckfehlern ist dem Ref. noch S. 40, 18 es vicus st. et vicus aufgefallen.

Nach dem Gesagten lässt sich das Buch in seiner jetzigen Gestalt wohl kaum mit Erfolg beim Unterrichte verwenden.

Lateinisches Übungsbuch für die unteren Classen von Dr. Ferdinand Schultz, geh. Regierungs- und Provinzialschulrath zu Münster. 15. Aufl. vollständig umgearbeitet von Dr. Josef Weisweiler, Gymnasial-Oberlehrer. 2. Theil. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh 1893. 236 SS.

Die Umarbeitung dieses für die 2. Classe bestimmten lateinischen Übungsbuches von Dr. F. Schultz ist ganz in demselben Geiste und nach demselben Plane wie jene des 1. Theiles erfolgt. Die Anordnung des Übungsmaterials geht auch von dem Gesichtspunkte aus, zuerst durch lose aneinandergereihte Sätze, deren Inhalt soweit als möglich verwandten Gedankenkreisen angehört, die Formen lernen und dann die erlangte Kenntnis an zusammenhangenden Lesestücken erproben zu lassen. Zu dem Behufe schließt sich auch hier ein lateinisches und ein deutsches zusammenhangendes Übungsstück von ziemlich großem Umfange an eine größere Anzahl von lateinischen und ebensovielen deutschen Abschnitten von Einzelsätzen an und zwar im ganzen sieben, da das ganze Übungsmaterial in sieben Hauptgruppen zerfällt: Ergänzungen der fünf Declinationen mit neun Abschnitten von Einzelsätzen, die Comparation der Adjectiva und Adverbia, die Zahlwörter und Fürwörter mit zehn, die Deponentia mit regelmäßiger Stammbildung und die Verba auf -io der 3. Conjugation nebst abgekürzten Verbalformen mit sieben, die abweichende Bildung der Stammzeiten der 1. und 2. und die Verba der 3. Conjugation auf -ui und -vi im Perfect mit neun, die Verba der 3. Conjugation auf -i im Perfect, die Incohativa, die Verba der 4. Conjugation, die Deponentia der 2., 3. und 4. Conjugation mit abweichender Stammbildung mit neun, die Anomala und Defectiva mit sieben und die Besonderheiten des lateinischen Infinitivs und Participiums mit vier lateinischen und ebensovielen deutschen Abschnitten von Einzelsätzen.

Dass auch in diesem Bändchen auf den sprachlichen Ausdruck große Sorgfalt verwendet worden ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden; die Behandlung dieser Seite des Übungsmaterials im 1. Bändchen lässt dies natürlich erscheinen. Der Schüler hat in dieser Beziehung Musterhaftes zur Nachahmung vor sich für seine Übersetzung aus dem Lateinischen und ins Lateinische.

Wenn hie und da doch einiges zu beanstanden ist, wird die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers in der nächsten Auflage, die bei der Trefflichkeit des Buches nicht lange auf sich warten lassen wird, es gewiss beseitigen.

Der Druck ist im ganzen correct und die Ausstattung zweckentsprechend. Das Büchlein wird wie die vorhergehenden Auflagen mit Nutzen beim Lateinunterrichte verwendet werden.

Lateinisches Übungsbuch für die zwei untersten Classen der Gymnasien und verwandten Lehranstalten nach den Grammatiken von K. Schmidt, A. Scheindler und F. Schultz von Dr. Johann Hauler, weil. Director des k. k. Staatsgymnasiums im II. Bezirke in Wien und k. k. Regierungsrath. Abtheilung für das 2. Schuljahr. 12. durchgesehene Aufl. Mit Erlass des h. k. k. Min. f. C. und U. vom 28. Juni 1893, Z. 14.054, allgemein zulässig erklärt. Wien, Verlag von Bermann u. Altmann 1893. VIII u. 210 SS. Preis geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr.

Die vorliegende 12. Auflage des anerkannt trefflichen Übungsbuches ist im wesentlichen der 11. Auflage gleich. Hinzufügungen einzelner Sätze, kleinere Änderungen und Berichtigungen bezüglich des Inhaltes und der Form des Übungsmaterials und in der Fassung der gereimten Genusregeln im Anhange, sowie der syntaktischen Bemerkungen geben Zeugnis von der bessernden Hand des Herausgebers (Dr. Edmund Hauler), der im Interesse der Schüler unermüdlich ist, das Buch zu vervollkommnen. Ref. hält es für genügend, auf seine Besprechung der 11. Auflage in dieser Zeitschr. 1892, S. 42 f. hinzuweisen mit dem Bedeuten, dass er das dort geäußerte günstige Urtheil im vollen Umfange auch bezüglich dieser neuen Auflage aufrechthält. Möge dieselbe dem lateinischen Unterrichte zu Nutz und Frommen recht weite Verbreitung finden. Der Druck und die äußere Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Cursus der Quinta von Dr. Fr. Holzweißig, Director des königl. Victoria-Gymnasiums zu Burg. 4. nach Maßgabe der Lehrpläne vom 6. Januar 1892 bearbeitete Aufl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1893. VIII u. 201 SS. Preis 2 Mk.

Holzweißigs Übungsbuch für die 2. Classe weicht in der vorliegenden 4. Auflage nur in zwei Punkten bezüglich seiner Anlage und Stoffvertheilung von den früheren Auflagen ab. Es sind nämlich die Deponentia und die Composita von sum aus dem Pensum der 1. Classe in das der 2. übertragen und der betreffende Übungsstoff für jene (1 lateinischer und 6 deutsche Abschnitte) an den Anfang und für diese (3 lateinische und 3 deutsche Abschnitte) hinter das Pronomen eingeschoben worden. Bezüglich der Stoffvertheilung kann Ref. auf seine Besprechung der 1. Auflage in dieser Zeitschr. 1888, S. 417 f. und der 2. Auflage 1892, S. 428 verweisen. Damit der Umfang des Materials nicht zu groß werde, ist eine Kürzung desselben eingetreten, so dass trotz

der Einschiebung der genannten Abschnitte die ursprüngliche Anzahl derselben (120 lateinische und 120 deutsche Abschnitte) nicht überschritten ist. Innerhalb dieser sind viele Sätze ausgeschieden oder gekürzt, um den Schülern die Bewältigung des Pensums zu erleichtern. Die Einzelsätze wurden, was den Inhalt anbelangt, noch mehr, als es schon in der 2. Auflage geschah, in Beziehung zueinander gestellt, um ihnen den zerstreuenden Charakter zu benehmen und ein leichteres und sicheres Einprägen derselben zu ermöglichen. Schwierigere Constructionen und Phrasen sind beseitigt worden sowohl in den lateinischen als auch in den deutschen Sätzen; in beiden sind auch stilistische Änderungen vorgenommen worden. Vocabeln, die für die unmittelbare Schullectüre entbehrlich sind, wurden gestrichen; in den lateinischen Abschnitten sind vulgäre, poetische und nachclassische Wörter und Wendungen durch die classischen ersetzt und in den deutschen Latinismen beseitigt. So zeigt sich überall die bessernde Hand des Verf.s sowohl im Inhalt als auch in der Form mit dem Bestreben, alle Schwierigkeiten zu beseitigen oder zu verringern.

Auch das Wörterverzeichnis ist genau durchgesehen und verbessert worden. Bezüglich der Anlage desselben verweist Ref. auf das, was er in dieser Zeitschr. 1888, S. 418 gesagt hat.

Druck und Ausstattung sind ganz entsprechend. Ref. empfiehlt das treffliche Schulbuch wärmstens.

Lateinisches Lehr- und Lesebuch für Quinta von Otto Lutsch, Director des königl. Gymnasiums zu Kreuznach. 2. unter genauer Berücksichtigung der preuß. Lehrpläne vom Januar 1892 ausgearb. Aufl. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1893. 56 SS. Preis brosch. 60 Pf., geb. 90 Pf.

Vocabularium zu dem lateinischen Lehr- und Lesebuche für Quinta von Otto Lutsch. Bearbeitet von Dr. Wilhelm Sterkopf, Oberlehrer am Gymnasium zu Dortmund. 2. Aufl. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1893. 88 SS. Preis cart. 60 Pf.

Begleitwort zur 2. Auflage meiner lateinischen Lehr- und Lesebücher für Sexta und Quinta nebst Erwiderung auf J. Lachmanns Kritik in den „Verirrungen des lateinischen Elementarunterrichtes“. Von Otto Lutsch, Director des königl. Gymnasiums zu Kreuznach. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1893. 21 SS.

Die Anlage des in 2. Auflage vorliegenden Lehr- und Lesebuches für die 2. Classe, sowie die Vertheilung des grammatischen Stoffes, der in fünf Hauptgruppen durch 84 lateinische und 24 deutsche Lese- und Übungstücke zur Anschauung und Einübung gebracht ist, und die Art des Materials nach Inhalt und Form zeigen keine wesentliche Änderung gegenüber der 1. Auflage, und Ref. kann somit eine Bemerkung über diese Punkte unterlassen, da er in dieser Zeitschr. 1891, S. 43 f. über sie nach dem Erscheinen der 1. Auflage ausführlich gesprochen hat. Zu

erwähnen ist bezüglich der Vertheilung des Stoffes, dass die Composita von esse und die Pronomina indefinita nunmehr in diesem Bändchen zur Anschauung und Einübung gebracht werden.

Was den Inhalt der Lesestücke betrifft, hat der Verf. consequent alles ausgeschieden, was mit dem Grundsatze, nur solchen Stoff zu bringen, der ein vielseitiges Interesse der Schüler erwecken und erhalten, sowie zur Charakterbildung derselben beitragen kann, nicht im Einklange steht. Eine Anzahl von Stücken musste deshalb anderen passenderen weichen oder sich eine mehr oder minder eingreifende Umänderung gefallen lassen. So ist namentlich durch Ausscheiden der Stücke 56—59, die sich nicht eng genug hinsichtlich des Inhaltes an die vorhergehenden anschlossen, und Ersetzung derselben durch solche aus dem troischen Sagenkreise dieser abgeschlossen, und der Schüler erhält Aufschluss über das Schicksal der Helden, die er am Anfange des Buches kennen gelernt hat.

Auch die Form der lateinischen und deutschen Übungsstücke hat mannigfache Besserungen erfahren, so dass jene abgesehen von der erhöhten Eignung zur Gewinnung einfacher syntaktischer Regeln ungezwungen der Lectüre in der folgenden Classe vorarbeiten und diese durch ein noch engeres Anlehnen an das Phrasenmaterial der lateinischen Stücke den Schüler ohne Schwierigkeit zur Aneignung wirklichen Lateins führen.

Das Buch hat durch diese neue Bearbeitung nach allen Richtungen gewonnen und kann den besten seinesgleichen an die Seite gestellt werden.

Auch das Vocabular, das seiner Anlage und Tendenz nach nicht geändert worden ist, hat durch Vermehrung der Übersetzungshilfen, durch Herbeiziehung von im Gesichtskreise der Schüler liegenden Fremdwörtern als Stützen bei der Einprägung von Vocabeln und durch fortwährende Bezugnahme auf das Vocabular für Sexta eine die Brauchbarkeit desselben erhöhende Verbesserung erfahren. Wie in dem Vocabular für Sexta ist auch in dem vorliegenden für Quinta bestimmten eine nach grammatischen Gesichtspunkten geordnete Zusammenstellung der in der Quinta eingeprägten Wörter am Schlusse angefügt.

Ref. kann nach dem Gesagten das günstige Urtheil, das er a. a. O. über die 1. Auflage ausgesprochen hat, über die vorliegende 2. Auflage nur wiederholen und hinzufügen, dass das Buch, welches sich auch durch correcten Druck und treffliche Ausstattung auszeichnet, eine Zukunft hat.

Das Begleitwort enthält die Grundsätze, die den Verf. bei dem Entwurfe der Lehr- und Lesebücher für die zwei ersten Classen leiteten, sowie die Darlegung und Motivierung der in der 2. Auflage derselben vorgenommenen Änderungen und die motivierte Zurückweisung der von Dr. Joh. Lattmann in seiner Abhandlung „Die Verirrungen des deutschen und lateinischen Elementarunter-

richtes“ gegen seine Lesebücher erhobenen Vorwürfe. Übrigens enthält dasselbe außer dem Persönlichen manche allgemeine, recht beachtenswerte Winke über Anlage und Wahl zweckentsprechenden Stoffes zur Veranschaulichung und Einübung der lateinischen Formen. Deshalb ist es der Beachtung wert, zumal von Seite solcher, die sich mit der Abfassung von Lehr- und Lesebüchern befassen. Die Aufmerksamkeit dieser will Ref. mit diesen Worten vor allem auf dieses Schriftchen lenken.

Lateinisches Übungsbuch mit Formenlehre und Satzlehre für Quinta von Dr. J. Lattmann. 7. Aufl. mit Rücksicht auf die neuen Lehrpläne bearbeitet von Dr. Hermann Lattmann. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1892. IV u. 127 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf., gut geb. 1 Mk. 50 Pf.

Da dieses Übungsbuch schon in seiner früheren Gestalt den Forderungen des neuen Lehrplanes ziemlich entsprach, hat es bei dieser neuen Auflage keine durchgreifenden Änderungen erfahren. Die Eintheilung desselben, die Anordnung des Übungsmaterials und seine Form konnte der Verf. beibehalten und Ref. kann in dieser Beziehung auf die Besprechung der 6. Auflage in dieser Zeitschr. 1885, S. 850 f. hinweisen. Von den Änderungen im einzelnen will Ref. nur die wichtigsten erwähnen.

In der Formenlehre des grammatischen Theiles (S. 1—27) sind aus den Besonderheiten und Genusregeln der Declination alle dem Lesestoffe der 2. Classe fernliegenden Wörter entfernt und die Genusregeln der 3. Declination auf die verschiedenen Arten der Stämme, an deren Nominativbildung sie sich anlehnen, vertheilt. Auch finden sich Beschränkungen unter der Comparation und den Zahlwörtern. Statt des Supinums ist als 3. Stammzeit das Participium Perf. Passiv. in seiner Neutralform in die Paradigmen aufgenommen, so dass sich wenigstens dem Sinne nach die lateinischen Stammformen mit den deutschen decken.

In der Satzlehre (S. 28—60), die der Ableitung einiger wichtiger syntaktischer Regeln aus dem Lesestoffe als Stütze dienen soll, ist besonders das Augenmerk auf eine gedrängtere Fassung der Regeln und die sorgfältige Sichtung der zur Ableitung derselben erforderlichen Beispiele gerichtet worden.

In dem Übungsstoffe (S. 61—121), der ganz entsprechende Beispiele von Einzelsätzen und nur gegen den Schluss auch zusammenhangende Stücke enthält, sind an mehreren Stellen Vocabeln eingefügt (vgl. S. 63, 64, 77 f., 80, 91, 93 f., 97, 98, 100), hie und da in ziemlich großer Anzahl. Es sind dies aus der Lectüre gewonnene Wörter, durch deren von Zeit zu Zeit erfolgendes Abfragen nicht bloß sie selbst in der Erinnerung aufgefrischt werden, sondern auch der Satz, in dem eins oder mehrere vorkommen, wieder ins Gedächtnis zurückgerufen wird und mit ihm alle Spracherscheinungen formeller, syntaktischer und stilistischer

Art in demselben, so dass sie vor Vergessenheit geschützt werden. Diesen gegenüber sind alle Wörter beseitigt, die im Lesestoffe keine Stütze finden. Die Übungen zu den Verben sind praktischer gruppiert und beträchtlich vermehrt und die gleichfalls nach dem Lesestoffe bearbeiteten Stücke jetzt an geeigneten Stellen eingeschoben und zu diesem Zwecke entsprechend umgebildet.

Der Verf. hat somit in dieser neuen Auflage alles gethan, um das auch schon früher brauchbare Übungsbuch noch zu vervollkommnen. Auch auf den Druck und die äußere Ausstattung ist große Sorgfalt verwendet worden. Möge dasselbe die seinem inneren Werte entsprechende Verwendung finden.

Lateinisches Übungsbuch für die 2. Classe des Gymnasiums von Dr. Georg Biedermann, k. Gymnasialprofessor. 4. umgearb. Aufl. München, Theodor Ackermann 1892. V u. 195 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Das lateinische Übungsbuch für die 2. Classe des Gymnasiums von Biedermann ist in der vorliegenden 4. Auflage hinsichtlich der Anordnung und des Inhaltes des Übungsmaterials keiner wesentlichen Änderung unterzogen worden. Abgesehen von Vereinfachungen im einzelnen sind in den Abschnitten über die 2. Conjugation, über das Relativpronomen und die Deponentia der 1. und 2. Conjugation die Sätze, welche nun in das Pensum der 1. Classe gehören, gestrichen worden. Außerdem sind mehrere zusammenhangende Übungsstücke (Nr. 3 zur 1. und 2. Declination, 44 zur 1., 62 zur 2., 75 zur 4. und 83 zu den Zahlwörtern) beigegeben worden. Dass auch in sprachlicher Hinsicht Verstöße beseitigt wurden, braucht Ref. bei der Gewissenhaftigkeit des Verf.s nicht erst zu erwähnen. Ferner hat das Buch eine Bereicherung erfahren durch eine Zusammenstellung der einfachsten, in der 1. und 2. Classe vorkommenden lateinischen Synonyma für 33 Substantiva, Adjectiva und Zahlwörter. Ref. hätte gewünscht, dass sie nach Redetheilen und innerhalb dieser alphabetisch gruppiert wären.

Auch das Wörterbuch ist um einige Wörter vermehrt worden, die öfter vorkommen, aber den Schülern gemeiniglich zu entfallen pflegen.

Ref. kann das in dieser Zeitschr. 1881, S. 633 und 1886, S. 847 geäußerte Urtheil nur wiederholen, dass das Buch sorgfältig zusammengestellte Sätze und zusammenhangende Stücke enthält und ganz geeignet ist, das für diese Stufe bestimmte grammatische Material einzuüben, dass aber der Umfang zu groß ist und bei eventueller Benützung gleich von vorhinein eine zweckmäßige Auswahl getroffen werden muss.

Der Druck ist auch in dieser Auflage correct und das Buch von der Verlagshandlung nett ausgestattet.

Wien. Heinrich Koziol.

Allgemeine Metrik der indogermanischen und semitischen Völker auf Grundlage der vergleichenden Sprachwissenschaft von Rudolf Westphal. Berlin, S. Calvary & Comp. 1893. 8°, X u. 514 SS.

Das letzte Werk eines Mannes, dessen Fußspuren noch lange sichtbar sein werden. Rudolf Westphal war keiner von denen, welche auch etwas können. Er war ein hochbegabter, eigengearteter Mann, nicht gewohnt, hinter jemand zu gehen, sondern stets auf der Suche nach neuen Wegen.

Westphal ist während des Druckes gestorben. Es ist so, als hätte er den Traum seines Lebens, den Sterbende in den letzten Augenblicken haben, noch wachend träumen dürfen. Das Buch ist ein Lebensüberschlag, eine Rechtfertigung, ein Vermächtnis.

Daher alle die persönlichen Bemerkungen, die Versöhnlichkeit in der Abrechnung mit Feinden, der Dank für gefundene Zustimmung und Freundschaft, aber auch eine gewisse Zähigkeit und Hartnäckigkeit des Festhaltens an dem einmal Behaupteten.

Wenn man sich das vor Augen hält, wird man auch nicht enttäuscht werden. Wer über die Geschichte der Metrik, über die allgemeine Theorie, über vergleichende Metrik arbeiten will, wird reiche Anregung und Belehrung schöpfen können. Wer bloße Orientierung sucht, für den ist das Buch nicht geschrieben. Selbständigen Wert beansprucht der Beitrag von H. Gleditsch (§. 63 u. 64) über griechische Prosodie, welcher eine Umarbeitung des betreffenden Abschnittes der Rossbach-Westphal'schen Metrik darstellt. Einen etwas schwächlichen Beitrag von Dr. Heinrich Kruse über den griechischen Hexameter in der deutschen Nachbildung druckt Westphal S. 190 ff. ab.

Nach einer Einleitung über allgemeine Fragen handelt Westphal von den Versen der Semiten, dann von den ältesten Versen der Iranier, die er als Muster der silbenzählenden Verse der Indogermanen betrachtet. Dann ist von den accentuierenden Versen die Rede. Zuerst werden die Germanen abgethan. Auf die neuesten Forschungen wird nicht eingegangen. Dann kommen die accentuierenden Verse der alten Italiker, der Romanen, der späteren Griechen, der Franzosen, Slaven, Litauer, Kelten zur Besprechung.

Hier schließt sich eine Abhandlung über die quantitierenden Verse der alten Griechen an, welcher in den beiden letzten Capiteln Abhandlungen über die quantitierenden Verse im Gesange der modernen Völker und über die quantitierenden Verse der Orientalen folgen.

Man sieht, dass W. nicht leicht einer Frage aus dem W ege geht. Im einzelnen nachzuweisen, wo Wertvolles zu suchen ist, erheischt viel umfassendere sprachliche, metrische, literarhistorische und musikalische Kenntnisse, als die meisten besitzen. Der Ref. ist dazu völlig außerstande.

Höchst ärgerlich sind die Druckfehler in dem von W. noch selbst corrigierten Theile. Sie übersteigen alles Erlaubte und

ken oft lächerlich. So wird der Eindruck der Zerfahrenheit in erfreulicher Weise verstärkt. Etwas wie den Abdruck der Erzählg von Haoma aus dem Avesta auf S. 51 wird man wohl schwerh wieder finden.

H. Gleditsch hat nach dem Tode des Autors die Herausgabe f sich genommen. Dafür gebürt ihm Dank.

e Wissenschaft der Sprache. Von F. Max Müller. Vom Verf. autorisierte deutsche Ausgabe, besorgt durch Dr. R. Fick und Dr. W. Wischman. 2 Bde. 8°. Leipzig, Wilh. Engelmann 1893.

Max Müllers „Wissenschaft der Sprache" ist ein seit vielen hren in weitesten Kreisen bekanntes Buch. So entfällt für den f. die Pflicht, darüber genauer zu berichten, zumal da es geeben ist, was es war und was es nicht war.

Eine schöne Seite des Buches ist die leichte, wirklich seltene t der Darstellung. Ein lobenswerter Glaube an die Kraft der ssenschaft erwärmt es. So wird es vielleicht noch mehr Freunde r Linguistik zuzuführen imstande sein.

Man darf aber von dem Werke nicht verlangen, was es nicht sten kann. Zur Einführung für die Studenten oder zum Selbstdium des Lehrers, namentlich des Gymnasiallehrers, ist es nicht eignet.

e Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Von Georg von der Gabelentz. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz) 1891. 502 SS.

Ein ganz besonders liebenswürdiges Buch, voll Gedanken Anregungen.

Der Verf. sagt selbst, wie er dazu kam, es zu schreiben: igung und Beruf haben mich seit Jahren genöthigt, mich mit achen der mannigfaltigsten Bauformen zu beschäftigen. . . . hedererfahrungen kamen hinzu . . . . Dabei konnte ich beobten, wie schwer sich oft die besten Köpfe von muttersprachen Vorurtheilen losringen."

In diesen Sätzen ist die Tendenz des Buches schon klar edeutet. Darin liegt auch das Hauptinteresse des Buches. Zum enmale setzt sich eine Autorität auf nicht-indogermanischem iete in ausführlicher Weise mit den Indogermanisten auseiner. Neue Förderung erwächst der Methodologie der arischen achforschung nicht, aber es gewährt Beruhigung zu sehen, s diese auch von anderen Linguisten angenommen wird.

Das Buch sei allen, welche sich für Sprachwissenschaft inssieren, wärmstens empfohlen.

Liebesgeschichte des Himmels. Untersuchungen zur indogermanischen Sagenkunde von Ernst Siecke. Strassburg, Trübner 1892.

Ein keckes Reiterstück, ein Versuch ins Pantheon der Mythoie einzudringen und ihre Geheimnisse zu erforschen. Der Hand-

streich wird mittelst des Pegasus unternommen, und so steht gleich auf der zweiten Seite ein — Gedicht. Der Pegasus wiehert schon, es kann losgehen: „Es war in uralter Zeit ....“ S. 3.

Das gegenseitige Verhältnis von Sonne und Mond, das ists, was verschiedenen Sagen zugrunde liegt. Die Sonne ist der Mann und der Mond ist die Frau . . . „Sie lieben sich . . . Allein sie sind weit von einander entfernt. Sie . . . nähern sich einander, aber, o weh! die Geliebte fängt alsbald an dahin zu schwinden (oder sie wird verwandelt), und wenn sie endlich beim Bräutigam ankommt, ist sie dem Reiche des Todes verfallen. Sein Schmerz ist groß; er steigt in die Unterwelt hinab... Die dunklen Mächte lassen sich erweichen . . . sie folgt ihm; endlich ist sie wieder ebenso schön und in derselben Lage wie vorher. Aber . . . die Geliebte wird dem Bräutigam wieder entrissen. Der Vorgang erneuert sich fortwährend.“

So der Verf. auf S. 3. Auf der vorhergehenden Seite sagt er: „Die Muße einsamer Spaziergänge hat mir den Sinn vieler Mythen, wie mir scheint, richtiger erschlossen, als die Arbeit des Studierzimmers.“

Ohne Kenntnisse und Schulung ist das Büchlein nicht. Es ist leicht möglich, dass der classische Philologe oder der Germanist Brauchbares darin findet.

Das Schlusswort klingt in einem Citat aus. Max Müller Ess. II 131: „War eine Mythe einmal entstanden, so konnten Dichter, Künstler, Philosophen und alte Weiber damit machen, was sie wollten.“ Wie bescheiden doch die Mythologen sind; an sich selbst denken sie nie.

Wien. Dr. Rud. Meringer.

Sämmtliche Fabeln und Schwänke des Hans Sachs. Herausgegeben von E. Goetze. Bd. 1 (= Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Nr. 110—117). Halle, Niemeyer 1893. 8°, XV u. 594 SS. Preis 4 Mk. 80 Pf.

Es genügt beinahe, den Titel des Werkes und den Namen des Herausgebers zu nennen, um alle literarisch strebenden Kreise die volle Freude mitempfinden zu lassen, die man beim Anblicke der eigentlich zum erstenmale dem deutschen Volke neubescherten Schwänke des Meisters empfinden muss. In streng chronologischer Anordnung führt der vorliegende Band von 1527 bis zum 20. April 1558. Überall, wo erreichbar, wird die Handschrift zugrunde gelegt, sonst der Einzeldruck, eventuell die erste Nürnberger Ausgabe. Knappe Anmerkungen orientieren über die Stoffgeschichte und geben Vergleichungen. Einzelne kleine Nachträge, die man da bieten könnte, verschwinden in der Masse des Gebotenen. Interessant ist, wie das Schönheitsideal, das Sachs (S. 2) entwirft,

ganz dem Bilde der Helena im Faustbuche entspricht. — Beim Schlaraffenlande (S. 8) wäre Müller-Fraureuths Lügendichtung zu nennen gewesen. — Zu S. 224 mache ich auf Thom. Platters Selbstbiographie aufmerksam. Zu S. 441 Sanct Peter mit der Geiß vgl. Schupp Salomo cap. III. Energisches Studium, das gewiss durch diese Publication erweckt werden wird, kann noch manches in dieser Richtung zutage fördern. Die Hauptsache bleibt, dass eine Quelle reinen Genusses durch kundige Hand erschlossen wurde.

Edward Stilgebauer, Grimmelshausens Dietwald und Amelinde. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des XVII. Jahrhunderts. Gera, Leutzsch 1893. 54 SS.

Der auch von Literaturhistorikern wenig beachtete Roman ußt nach des Verf.s Ausführungen im wesentlichen auf dem Meisterede „Von dem Grafen von Safoi". Diesen Inhalt bringt Grimmelsausen, wo nur immer möglich, in Zusammenhang mit einer ganzen eihe historischer Quellen, die er, ganz wie Hagelganss im Arminius, er ihm als Muster für den geschichtlichen Theil vorschwebt, selbst ufgezählt hat. Eine Reihe von Motiven entnimmt er den verchiedensten Volksbüchern, ganz weniges der italienischen Novelle. ies im einzelnen nachgewiesen zu haben, bleibt ein Verdienst der nspruchslosen kleinen Arbeit.

Wien. A. v. Weilen.

---

eutsche Sprech-, Lese- und Sprachübungen. Zugleich eine Ergänzung zu jedem Lesebuche und zu jeder Grammatik. Von Karl Julius Krumbach, Oberlehrer. Größere Ausgabe für Lehrer und Erzieher. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 8°. XVIII u. 170 SS. Preis 2 Mk.

nere Ausgabe für Schüler auch unter dem Titel: »Sprich lautrein und richtig«. 1. Theil: Sprech- und Leseübungen. 46 SS. Preis 30 Pf. 2. Theil: Sprachübungen. 72 SS. Preis 45 Pf.

Der Verf. hat die Wahrnehmung gemacht, dass in den höheren len schlechtes Sprechen und Lesen weit verbreitet ist. Die che der Sprachfehler sieht er in der Trägheit und Willensäche der Schüler, die schlechten Angewöhnungen, vor allem dem Einflusse des Dialects nicht den nöthigen Widerstand . Er ist der Ansicht, dass die Schule die Pflicht hat, plang dem Übel abzuhelfen. Diesem Zwecke sollen seine Lesen dienen. Sie sind mit steter Rücksichtnahme auf solche ehler angelegt, die sich erfahrungsgemäß in Mitteldeutschpeciell in Sachsen zeigen. Wollte man in Österreich ein s Buch einführen, so müsste man natürlich entsprechend

enn der Verf. fortwährend auf reine, correcte Aussprache o ist ihm gewiss zuzustimmen. Es ist eine Forderung,

die man an jeden Gebildeten stellen darf, dass er imstande sei, sich den Einflüssen irgendeiner Mundart zu entziehen und schriftgemäß zu sprechen. Daraus folgt nicht, dass er dies immer und überall thun muss und reden soll wie ein Buch. Das verlangt auch der Verf. nicht. S. XXXIV formuliert er seine Ansichten folgendermaßen: 'Sprich, wie du in guter, gebildeter Gesellschaft sprechen hörst, mit localen Anklängen, dem individuellen Tone deiner Landschaft gemäß, zwanglos und natürlich, doch ohne nachlässig, geschweige denn vulgär zu sein. Lies aber, indem du dich über deine Mundart hinweg auf den nationalen Standpunkt erhebst, in Tempo und Betonung der Bühnensprache nachstrebend, doch ohne pathetisch, geziert oder pedantisch zu erscheinen.'

Eine andere Frage ist freilich, was denn eigentlich die richtige Aussprache des Deutschen sei. Ich bespreche hier nicht jede Einzelheit, in der ich dem Verf. nicht beistimmen kann. Er ist allzusehr durch die Orthographie beeinflusst, wenn er S. 16, A. 1 fordert, dass *ai* und *ei*, *äu* und *eu* in der Aussprache unterschieden werden. Dagegen ist möglicherweise nicht bloß das Schriftbild daran schuld, wenn er will, dass man *Band*, *Wald* anders aussprechen als *bannt*, *wallt* (S. 37, A. 1). Denn überall dort, wo unsere Orthographie Doppelschreibung vor einem Consonanten verlangt, liegen ursprünglich zweisilbige Formen vor, und diese werden in gewissen Dialecten durch zweigipflige Betonung von den ursprünglich einsilbigen unterschieden. Aber bühnengemäß ist diese Differenzierung nicht.

Wichtiger scheint mir die Frage, ob eine ganz einheitliche Aussprache des Deutschen je erzielt werden wird. Man darf nicht übersehen, dass, wenn auch überall ein Ideal der richtigen Aussprache vorhanden ist, das von der Umgangssprache und der Mundart sich unterscheidet, doch diese Ideale untereinander abweichen. Und dieser 'Particularismus' wird sich schwer besiegen lassen, weil die Wortgefühle, die sich an eine Aussprachform anknüpfen, rein conventionell, nicht durch das Wesen der Sache gegeben sind, daher durch Vernunftgründe nicht beseitigt werden können. Der Verf. urtheilt übrigens über diese Dinge ganz besonnen, durchaus nicht zelotisch. Er weiß, dass über viele Einzelheiten der Aussprache noch keine Einigung erzielt ist, und erkennt an, dass man an der Melodie der Mundart die Herkunft eines jeden merken werde (S. XXXI).

Merkwürdig widerspruchsvoll ist die Haltung des Verf. gegenüber dem eigentlichen Dialect. In seiner Seele streiten zwei Gefühle. Für den Lehrer, der richtig hochdeutsch sprechen lehren will, ist 'die Dorf- und Gassensprache' der ärgste Feind, der Historismus lässt ihm die naturgemäße Sprechweise achtungswert erscheinen. Der Verf. geht soweit zu sagen (S. XXIX): 'Ich würde es nicht wagen, mich für eine nationale Aussprache zu erklären, wenn dadurch den Mundarten der Untergang, der Tod geschworen

sei.' Er erklärt es freilich für Sache der Praxis, den Schein zu verhüten, dass der Schüler seinen Dialect als etwas Verachtenswertes ablegen müsse (S. XXXIII). Aber ich zweifle, dass dies möglich sein wird, wenn der Schüler etwa durch seinen Lehrer erfährt (vgl. S. 7, A. 1), dass die Mundart *ü* vor *r* 'in einer das Ohr beleidigenden Weise' zu einem dem *ä* ähnlichen Laute entstellt, und wenn von ihm verlangt wird, dass er aus Achtung vor der schönen Muttersprache auch nicht 'auf dem Spielplatze, daheim oder auf der Gasse' 'Färscht' und 'Bärger' spreche. Wo bleibt dann Raum für die Mundart? S. 8, A. 1 wird bemerkt: 'Man veranschauliche den Schülern die die Poesie entwürdigende Aussprache des ü (und ö) in den Sätzen: „Der Keenig schreit es wietend." „Der Jingling hat ver(r)echelt." „Die Keenigin sieß und milde." Die ersten Male mag dieses Mittel noch wirkungslos bleiben, wie der „Tropfen auf einem heißen Steine", aber man vergesse nicht, dass 'steter Tropfen den härtesten Stein höhlt', oder S. 11, A. 3: 'Es ist eine grausame Misshandlung unserer schönen, volltönigen Laute, von „Ost- und Westkiste" zu sprechen, von „kielem" Wetter und von zarten „Gefielen". Deshalb muss diese Übung so oft vorgenommen werden, bis die Schüler das Widerliche selbst belächeln und — verabscheuen lernen.' Was ich an solchen Bemerkungen auszusetzen habe, ist nicht, dass sie die Achtung vor dem Dialecte untergraben, sondern, dass sie den Schülern ganz falsche Ansichten von Sprache und Sprachrichtigkeit beibringen. Die Mundart 'entstellt' nichts und nicht das Ohr, d. h. die natürliche Empfindung wird beleidigt, wenn statt gerundeter Vocale die entsprechenden nicht gerundeten gehört werden, sondern nur eine anerzogene Gewohnheit. Und wenn schließlich der Schüler gelernt hat, eine unrichtige Aussprache zu 'verabscheuen' — so täusche man sich nicht — es ist kein in ihm schlummerndes Gefühl geweckt, sondern ihm nur eine fremde Empfindung suggeriert worden. Ähnliches liegt vor, wenn der Verf. S. 38, A. 1 verlangt: 'Der Schüler soll bei dem herrlichen Wechsel der Klangfarben (der Ablautsvocale) die nämliche Freude empfinden, wie über eine schöne, musikalische Composition.'

Die 'Sprachübungen' verfolgen den Zweck, häufig vorkommende Fehler gegen die Grammatik zu bekämpfen. Interessant sind die Beispiele aus Schüleraufsätzen. Auch hier will ich nicht überall angeben, wo ich anderer Ansicht bin als der Verf., der ja auch auf diesem Gebiete die Existenz von Schwankungen kennt und anerkennt. Nur einiges will ich bemerken. 'Das' Meter und 'das' Liter zu fordern ist pedantisch, 'die Lichte auslöschen' kaum gebräuchlich, ein Dativ wie Annan speciell norddeutsch, man kommt ganz gut mit der unflectierten Form aus, 3. P. milkt statt melkt veraltet, ebenso der Genitiv der Adjectiva auf -es (rothes Weines). S. 109 gibt der Verf. eine Liste von Zeitwörtern, 'die in der Umgangs- und Schriftsprache mehr Beachtung verdienen'.

ist daher nicht anzurathen. Wüsste d
zu Lande 'filzen' bedeutet, hätte er wo
Beachtung' gefordert.

Die zerstreuten sprachhistorischen
weggeblieben. Sie enthalten oft Ver
Wahrheiten und stehen mit der Sac
nothwendigen Zusammenhange.

Baden.

Kleine Schriften von Alfred v.
Franz Rühl. 3. Band: Schriften
nichtsemitischen Völker von As
Preis 20 Mk. — 4. Band: Schrif
Literatur. 1893. gr. 8°, VIII
Schriften zur römischen und mitte
Leipzig, B. G. Teubner 1894. g

Der ursprüngliche Plan,
in vier Bänden zum Abdrucke
führbar erwiesen. Es ist dem
eine Reihe zum Theile äußerst
ihm früher unbekannt oder
mussten die die römische Kaise
Schriften einem fünften Bande

Der dritte Band beginnt
Recensionen zur Geschichte
welchen wir folgende hervorheben: auf die
pädie von Ersch und Gruber
keit der Kyrupädie ist es von

Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1889) im wesentlichen das Verhältnis der verschiedenen Fassungen richtig erkannt hatte; mit seinen Schlussfolgerungen über die Entstehung der Legende wird man sich freilich kaum befreunden können. Nachtragen möchte ich, dass die in dieser Literatur typisch auftauchende Zahl 72 (oder abgerundet 70) für die Könige oder Statthalter der Erde einen weiteren Beleg in einer interessanten Pergamenthandschrift der Sammlung Erzherzog Rainer findet, in welcher die Völker der Erde nach den drei Söhnen Noahs gruppiert (1 Moses 10) vorgeführt werden, es sind ihrer 25 Söhne Sems, 32 Söhne Hams und 15 Söhne Japhets, im ganzen sonach 72, von denen derselben Quelle zufolge 16 ein Schriftsystem entwickelt hatten. Unter den Anzeigen dieser Gruppe nennen wir V, 2 Bemerkungen zu Tabaris Sassanidengeschichte, übersetzt von Th. Nöldeke (Zeitschrift der d. morgenl. Gesellschaft 1880), IX. Über Vámbérys Geschichte Bocharas oder Transoxaniens (Literarisches Centralblatt 1873). Nach Armenien führen uns XI. Über die Glaubwürdigkeit der armenischen Geschichte des Moses von Khoren (Berichte der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1876), XII. Moses von Chorene (aus der Encyclopaedia Britannica), XIII. Agathangelos (Zeitschrift der d. morgenl. Gesellschaft 1877). Gutschmid kommt zu dem Ergebnisse (S. 335), dass nicht Moses von Chorene, der gefeierte Übersetzer des fünften Jahrhunderts, der Verfasser der Geschichte Armeniens ist, sondern ein unter seiner Maske schreibender Armenier aus den Jahren 634—642, ferner dass von der unter dem Namen des Agathangelos überlieferten Geschichte des Königs Trdat und des h. Gregor der erste Theil, welcher bis zur Bekehrung der Armenier reicht, wenn auch nicht frei von sagenhafter Beimischung, doch in den Grundzügen historisch ist, der andere Theil dagegen, welcher die Bekehrung selbst und das, was sich nach der Bekehrung in Armenien zutrug, enthält, als Quelle von absoluter Zuverlässigkeit bezeichnet werden kann (S. 419 und 420). XIV. Die Skythen (Deutscher Text des Artikels „Scythae" in der „Encyclopaedia Britannica"). In dieser Abhandlung tritt Gutschmid entschieden dafür ein, dass die Skythen Arier waren, und bemerkt: „Wahrscheinlich waren vor Alters die Steppen vom Oxos und Jaxartes an bis in die ungarische Puszta von einer zusammenhängenden Kette arischer Nomadenvölker bewohnt" (S. 426). Neu ist XIX. Untersuchungen über die Geschichte des pontischen Reiches, aus den Fünfzigerjahren stammend und als Theil einer großen Arbeit über die „Geschichte der persischen Diadochenstaaten in Kleinasien" gedacht. Den Schluss des Bandes bilden Aufsätze zur Geschichte und Geographie von Ostasien, unter welchen speciell XXII. Über Richthofens „China" (Zeitschrift der d. morgenl. Gesellschaft 1880) zu nennen ist. Mit Recht verlangt Gutschmid statt der in den Kreisen der Sinologen üblich gewordenen isolierten Beobachtungsweise der Frage nach dem Alter der chinesischen

Geschichte die Anwendung einer vergleichenden Methode und Berücksichtigung der festen Regeln, zu deren Aufstellung die historische Kritik nach und nach für die Beurtheilung der Geschichtsüberlieferung anderer Völker, namentlich auch des alten Orients, gelangt ist (S. 583).

Der vierte Band ist der griechischen Geschichte und Literatur gewidmet. Er beginnt mit I. Chronologische Untersuchungen über die ältere griechische Geschichte, von welcher Abhandlung bisher nur ein Bruchstück: Die makedonische Anagraphe in den „Symbola philologorum Bonnensium in honorem Friderici Ritschelii collecta“ 1864 gedruckt vorlag. Gutschmid geht von den von J. Brandis, De temporum Graecorum antiquissimorum rationibus, gewonnenen Sätzen aus, dass die von den späteren Chronographen erhaltenen Königslisten griechischer Staaten ihrem Kerne nach auf alte officielle Aufzeichnungen zurückgehen und dass ihnen für den vorgeschichtlichen Zeitraum die Rechnung nach Menschenaltern zugrunde liegt. Neu ist IV. Über die Beinamen der hellenistischen Könige, wahrscheinlich 1870—1876 geschrieben. Gutschmid misst diesen Beinamen sammt und sonders eine conventionelle Bedeutung politischer Natur bei. Es stellt sich heraus, dass die hauptsächlichsten Herde dieser Namenschöpfung das Ptolemäerreich, das Seleukidenreich und das baktrische Griechenreich gewesen sind, die für die kleineren griechischen und für die rein orientalischen Reiche den Ton angegeben haben (S. 107). Neu sind ferner VII. Index fontium Herodoti (aus dem Jahre 1870) und XIII. Die sibyllinischen Bücher (etwa zwischen 1858 und 1861 geschrieben). Den sibyllinischen Büchern hat Gutschmid eingehende Studien gewidmet. „Diese ganze Apokalypsenliteratur“, sagt er an einer anderen Stelle (Kleine Schriften V, 505), „die vom Danielbuche an oder, wenn man so will, von den alttestamentlichen Propheten einerseits und der Kymäischen Sibylle andererseits in einer nie völlig abgebrochenen Kette bis zu Capistrano und der Einnahme Constantinopels durch die Osmanen herabreicht, ist bisher von den Historikern in auffallender Weise vernachlässigt worden, obgleich sich doch kaum ein zweites Geisteserzeugnis finden lässt, das die Eindrücke, welche die geschichtlichen Begebenheiten auf die Zeitgenossen gemacht, und die Anschauungen, Hoffnungen und Befürchtungen derselben in auch nur annähernd gleicher Unmittelbarkeit wiederspiegelte.“ Wir erhalten in Nr. XII eine genaue Inhaltsangabe, welche sich vielfach einer Übersetzung nähert, indem der Verf. „die Stellen, welche einen für die Auslegung wesentlichen, eigenthümlichen Ausdruck enthalten oder ihm besondere Schwierigkeiten machten, insbesondere wenn sie ihm verdorben zu sein schienen, im Originaltexte gibt, vielfach mit eigenen Verbesserungsvorschlägen.“ Die Ansichten Gutschmids über die Entstehungszeit dieser wichtigen, namentlich für die Geschichte Ägyptens im dritten Jahrhunderte noch nicht gebührend gewürdigten Quelle kennen wir zum Theile aus der im zweiten

Bande dieser Sammlung (S. 322 f.) abgedruckten Besprechung von Ewalds Abhandlung Über Entstehung, Inhalt und Wert der sibyllinischen Bücher, 1858. Speciell für das vielumstrittene 14. Buch (vgl. noch neuerdings A. Wirth, Das 14. Buch der Sibyllinen, Wiener Studien 1892, S. 35—50) wissen wir, dass Gutschmid ganz auf dem Standpunkte Alexandres stand, welcher die Entstehung der Bücher 11—14 ins Jahr 267 setzte und die lange Kaiserreihe des 14. Buches sammt seiner unerhörten Geschichtserzählung für Phantasien des Sibyllisten erklärte (Band II der Kleinen Schriften, S. 326 f.). XII. Aus Vorlesungen über die griechische Historiographie (ungedruckt). Diese Vorlesungen Gutschmids reichten, wie der Herausgeber (S. 279) mittheilt, bis zu Xenophon einschließlich. Sie vollständig herauszugeben war nach dem Collegienhefte aus dem Jahre 1865 nicht möglich. Auch die Nachschriften der Zuhörer ließen sich nur zum Theile heranziehen. Es ist bekannt, „dass Gutschmid sehr schnell sprach und die Zuhörer seinen ausgeprägten Dresdener Dialect nur mit Mühe verstanden, so dass ihnen nachweislich viele Missverständnisse mit unterlaufen sind". So kommt es, dass die Abschnitte über Herodot und Thukydides fehlen, wir erhalten nur 1. Einleitung, 2. Pherekydes, 3. Xanthos, 4. Die Schriftstellerei des Hellanikos, 5. Kritias, 6. Charakteristik des Xenophon. In der Einleitung gibt Gutschmid eine Charakteristik der orientalischen, griechischen, römischen und mittelalterlichen Historiographie. Die Annahme, dass in der altorientalischen Geschichtsschreibung „vergangene und kommende Zeit in den Raum einer großen astronomischen Periode zusammengefasst wird" (S. 282), ist nicht mehr haltbar. Derartige Künsteleien können wir frühestens in der hellenistischen Zeit nachweisen. Bemerkenswert ist, dass es Gutschmid zweifelhaft zu sein schien, ob Diels mit Recht angenommen habe, dass die alten Chronographen die ἀκμή eines Schriftstellers mit dem 40. Lebensjahre gleichsetzten (S. 316 A).

Eines der Hauptstücke der ganzen Sammlung bilden XIII. die bisher ungedruckten „Vorlesungen über Josephos' Bücher gegen Apion". Ranke bezeichnet in seiner Weltgeschichte diese Schrift des Josephos als eine der interessantesten des ganzen Alterthums. Erinnert man sich, dass in dieser kleinen Schrift die unschätzbaren Reste altorientalischer Geschichtschreibung, die Fragmente von Manetho, Berossos und Menander enthalten sind, so wird man ermessen können, mit welchem Genusse jeder Freund dieser Studien gerade diese Arbeit Gutschmids durchnehmen wird. Zu bedauern ist, dass Gutschmid, „wie es bei akademischen Interpretationen zu gehen pflegt", nur 22 Capitel von Apions Schrift behandelt hat, sonach zur Erklärung der von Josephos erhaltenen Fragmente Manethos über den Auszug nicht gekommen ist. Gutschmid macht auf die schriftstellerische Abhängigkeit Apions von Manetho (S. 362 u. 368) aufmerksam; er bemerkt, dass Tacitus, Hist. V, 2—10, größtentheils auf Apion zurückgeht (S. 367), ebenso unterliegt es

keinem Zweifel, dass alles, was Plinius in den letzten Büchern über die Bauten der alten Ägypter gesagt hat, aus Apion entlehnt ist (S. 366). Immer klarer tritt es zutage, welchen mächtigen Einfluss Manetho mittelbar auf die gesammte, Ägypten betreffende Literatur geübt hat. Apion eigenthümlich ist die Ansicht, dass der Auszug in die Zeit der Gründung Roms und Karthagos zu setzen sei. Vor allem bestimmte ihn hiezu der Umstand, wie auch Gutschmid (S. 367) bemerkt, dass die Volkssage den König des Auszuges Bokchoris nannte und Apion diesen in dem gleichnamigen Könige der 24. Dynastie der Tomoi wiederfand. Vielleicht war für ihn auch die Ansicht maßgebend, welche die phönikische Colonisation in Nordafrika und damit die Gründung Karthagos als eine Folge des Einmarsches der Israeliten in Palästina hinstellte. Die flüchtigen Kanaaniter fanden Aufnahme bei den stammverwandten Bewohnern der phönikischen Küstenstädte. Infolge der bedeutenden Verdichtung der Bevölkerung in den phönikischen Küstenstädten erhielten diese den Impuls zu ihrer Colonisationsthätigkeit. Diese Ansicht, welche in der bekannten Stelle bei Prokop von den Kanaanitern in Afrika, die vor Josua dem Räuber flohen, ihren Ausdruck findet, hat auch bei den Neueren viele Freunde gefunden. Gutschmid macht darauf aufmerksam, dass in der 93 n. Chr. geschriebenen jüdischen Archäologie Herodots zweites Buch die einzige Quelle des Josephos über ägyptische Geschichte war (S. 562). Auffallend muss es sein, dass Josephos in der bald darauf verfassten Schrift gegen Apion (sie ist nach der Archäologie und vor des Epaphroditos Tod, 95 v. Chr., verfasst) in ägyptischen Dingen mit einem so umfassenden, gelehrten Apparat operiert, vor allem mit Manethos Aigyptiaka, welche dem vielbelesenen Plinius unbekannt geblieben sind. Die Art der Fragmente Manethos bei Josephos ist freilich derart, dass auch Gutschmid annimmt, „dass Josephos die Stellen aus dem Original des Manetho und aus der Epitome nicht selbst ausgeschrieben, sondern durch einen Secretär hat ausheben lassen und sie nur mit seinen Randglossen begleitet" (S. 440). Diese Bemerkungen bestärken uns in unserer, an anderer Stelle ausgesprochenen Ansicht, dass Josephos seine manethonischen Fragmente einfach aus Apions Schrift herübergenommen hat. — In den ägyptologischen Bemerkungen ist manches zu berichtigen, so ist S. 454 die Erklärung von *Ἀρμαΐς* durch „Freund des Apollon" unrichtig, ebenso die Annahme, dass der Hykschos Salatis im Turiner Königspapyrus (S. 423) und der Hykschos Bnon im Papyrus Sallier I (S. 427) vorkommen. Hanar (S. 426) ist ein Druck- oder Schreibfehler für Hauar.[1]) Störend ist auch die Ungleichmäßigkeit in der

[1]) Zu den Berichtigungen am Schlusse des fünften Bandes sei mir die paläographische Conjectur gestattet, dass Gutschmid nicht T'am, sondern T'aru geschrieben hat, welche Transscription oft neben der von T'ar in der ägyptologischen Literatur vorkommt.

inscription der Fremdnamen. Man darf eben nicht vergessen, s wir es hier mit einem Collegienhefte aus dem Winter 1868/9 thun haben und dass die ägyptische und assyrische Forschung seitdem eine bedeutende kritische Vertiefung erfahren hat. — Die Schlacht von Magdolos, in welcher nach Herodot II 159 Neko die Syrer besiegte, bezieht Gutschmid nicht, wie dies allgemein der Fall ist, auf die Schlacht von Megiddo, sondern auf einen siegreich zurückgeschlagenen Angriff der Ἀσσύριοι von Babylon und ihrer philistäischen Bundesgenossen auf Ägypten (S. 497). Da die Einnahme von Kadytis = Gaza als Folge des Sieges hingestellt ist, Gaza aber die erste Stadt auf syrischem Boden ist, die man von Ägypten kommend betritt, so ist an Migdôl in Ägypten unweit der Ostgrenze zu denken. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt jetzt auch Winckler, Geschichte Babyloniens und Assyriens, S. 310 und Note.

Der fünfte Band enthält die Schriften zur römischen und mittelalterlichen Geschichte und Literatur. Das dritte und vierte Stück sind Pompeius Trogus gewidmet. In dem einen, Nr. IV „Trogus und Timagenes“ (aus dem Rheinischen Museum), suchte G. nachzuweisen, dass Pompeius Trogus nur eine lateinische Bearbeitung eines griechischen Originalwerkes ist, dessen Verfasser Timagenes war; in dem andern, Nr. III (ungedruckt) „Die beiden ersten Bücher des Pompeius Trogus“, zeigt er, dass in diesen beiden Büchern Stücke aus Deinon (für das erste Buch und die Skythengeschichte), Istros (für die Amazonengeschichte), Ephoros (für die ältere Geschichte Athens) zusammengearbeitet sind. Der Amazonensage hat G. einen eingehenden Excurs gewidmet (S. 109 bis 164). Aus den Vorlesungen über die Geschichte der römischen Historiographie, welche G. zuerst in Kiel 1866 gehalten hat — sie reichten bis Livius —, hat der Herausgeber, da das Ganze zur Veröffentlichung nicht geeignet erschien, unter XVIII vier Stücke über Q. Fabius Pictor, Catos Origines, Valerius Antias und Licinius Macer mitgetheilt. Ebensowenig war es möglich, aus den Vorlesungen über die römische Kaisergeschichte, in welchen G. den „Gegenstand in durchaus eigenartiger und origineller Weise, rein historisch, nicht antiquarisch, vielfach von neuen und eigenthümlichen Gesichtspunkten ausgehend, mit scharfem Urtheile und weitem Blick“ (S. 536) behandelte, größere, zusammenhängende Stücke mitzutheilen. Diese Vorlesungen umfassten die Zeit bis auf Diokletian, die spätere Zeit wurde als Einleitung zu Vorlesungen über Ammianus Marcellinus behandelt. Der Herausgeber musste sich beschränken, wenige, zum Theile abgerissene Fragmente zu bringen. Unter XIX. „Aus Vorlesungen über die Geschichte der römischen Kaiserzeit“ (S. 537—565) erhalten wir: 1. Nikolaos von Damaskos, 2. Apollonios von Tyana und seine Biograph[en], 3. Cassius Dio Cocceianus, 4. Eusebios, 5. Die Christenverfol[gung] des Decius; unter XX „Ammianus Marcellinus.

kainem Zweifel [illegible] Interesse haben wir den in den Grenzboten die Bauten [illegible] „Die Grenze zwischen Alterthum und Mittel- (S. 366), [illegible] S. 395—417) gelesen. G. geht davon aus, dass [illegible] Man [illegible] als die Vorhalle der neuen Geschichte ist, Literatur [illegible] Scheidung zwischen dem Alterthume und der der An[illegible] beginnenden Neuzeit. Er zeigt, dass das setzen [illegible] Gutsch[illegible]ene Jahr 476, in welches das Erlöschen der Autor[illegible]enden Nebenlinie des römischen Kaiserhauses Kön[illegible]ahr auch den gemäßigsten Anforderungen nicht ihr[illegible]kommt zu dem Ergebnisse (S. 417), „dass die [illegible] Alterthum und Mittelalter auf dem Gebiete des [illegible] und der Literatur nicht vor dem letzten Drittel [illegible] und nicht nach dem ersten Drittel des siebenten [illegible]gesetzt werden darf, und zwar hat sich der Um- [illegible]Abendlande früher vollendet als im Orient. Die in [illegible]epochemachenden Ereignissen sind für das Abend- [illegible]schluss der italienischen Eroberungen der Langobarden [illegible] das oströmische Reich die Thronbesteigung des Tiberius [illegible] den eigentlichen Orient die Eroberung des persischen [illegible] Ägyptens durch die Araber 641. Das Angemessenste [illegible] sein, von Einzelheiten ganz abstrahierend, das Jahr 600 [illegible] zu nehmen.“ G. tritt in diesem schon 1863 erschienenen [illegible] für eine richtigere Auffassung des byzantinischen Reiches [illegible] Cultur ein. Wir können uns nicht versagen, wenigstens [illegible] der Ausführungen, zugleich als Probe des G.schen [illegible] herzusetzen: „Die landläufige Vorstellung vom byzan- [illegible] Reiche ist die, dass es ein altersschwacher Staat gewesen [illegible] geschätzt von feilen Beamten und feigen Soldaten, dem die [illegible] mit langsamer Stetigkeit eine Provinz nach der andern [illegible] und der doch weder zu leben noch zu sterben vermochte. [illegible] Philologen pflegt sich dieser Anschauungsweise eine gewisse [illegible] billige Dankbarkeit gegen die Vorsehung beizumischen, [illegible] die tausendjährige Stagnation des byzantinischen Reiches [illegible] deshalb durch eine beispiellose Kette unverdienter Glücks- [illegible] dem Übergehen in Fäulnis bewahrt habe, um uns zur [illegible] Zeit die Schätze des griechischen Alterthums zu überliefern [illegible] zugleich Schulmeister, um die blondhaarigen Barbaren des [illegible] Westens in den richtigen Gebrauch der Partikel ἄν einzu- [illegible]“ (S. 403). Erst in unseren Tagen kommt das Byzan- [illegible] Reich und seine eigenartige Cultur zu ihrem Rechte. [illegible] XVI ist die „Kritik der polnischen Urgeschichte des Vin- [illegible] Kadlubek“ (Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen [illegible] unter XXI eine Abhandlung aus dem Jahre 1857 „Unter- [illegible] über den *Διαμερισμὸς τῆς γῆς* und andere Bearbeitungen [illegible] Völkertafel“ abgedruckt. Der Theil dieser Abhand- [illegible] welcher unter dem Titel „Zur Kritik des *Διαμερισμὸς τῆς* [illegible] im Rheinischen Museum erschienen ist, war bereits auf

240—273 abgedruckt, als es dem Herausgeber nach vielen nühungen festzustellen gelang, dass G. längere Zeit vor seinem le die „verlorene Handschrift", „wie er Ähnliches auch mit eren ungedruckten Arbeiten mehrfach gethan hat", an Professor icher in Marburg verborgt hatte. So blieb nichts übrig, als Abhandlung am Schlusse der ganzen Sammlung (S. 585—717) Auslassung der bereits gedruckten Theile, mitzutheilen. Unter Recensionen dieses Bandes seien jene hervorgehoben, welche Schriften Röslers und Jungs über die Anfänge der Romänen n Gegenstande haben. Als Einleitung ist diesem Bande eine zze des Lebensganges G.s vorgesetzt.

Durch die Herausgabe der Kleinen Schriften hat sich Rühl großes Verdienst um das Andenken seines Lehrers erworben. erschaut man das Verzeichnis der Schriften G.s, welches 200 mmern stark dem fünften Bande beigegeben ist, so staunt man r die riesige Gelehrsamkeit auf den verschiedensten Zweigen historisch-philologischen Forschung, über welche G. verfügte. war auf dem Gebiete ägyptischer, assyrischer, indischer, chine- cher Geschichte, wie auf den entlegensten Seitenpfaden griechisch- nischer Alterthumskunde zuhause und auch das Mittelalter hat namentlich in früheren Jahren wiederholt in den Kreis seiner 'schung gezogen. Was wir am meisten bewundern, ist, dass auf allen diesen so verschiedenartigen Gebieten streng methodisch gegangen ist und die historisch-philologische Kritik stets zum ge geführt hat. „Wie viel oder wie wenig", so wollen wir mit n Herausgeber schließen, „im Laufe der Zeit von den Ergeb- sen übrig bleiben möge, die Gutschmid gewonnen, als Muster senschaftlicher Arbeit werden seine Werke immer gelten müssen."

Wien. J. Krall.

---

stav Richters Grundriss der allgemeinen Geschichte. Für die oberen Classen der Gymnasien und Realgymnasien. III. Th. 2. Aufl. (2. Ausgabe). Leipzig, Teubner 1893.

Das Buch umfasst sammt der Zeittafel nur 160 Seiten, ent- t also scheinbar viel weniger Stoff, als die an unseren Mittel- ulen eingeführten Lehrbücher der Geschichte der Neuzeit; es f aber außer dem kleineren Drucke nicht unberücksichtigt bleiben, s an vielen Stellen nur Andeutungen mittelst Schlagworten ge- en sind, deren unbedingt nothwendige Ausführung durch den rer mitunter eine längere Zeit in Anspruch nimmt. Häufig delt es sich hiebei um Eigennamen; so z. B. S. 8 Hoogstraten, u Cotta, S. 13 Samson, Oecolampadius, S. 17 Granvella, S. 25 ospital, S. 27 Thomas More, S. 42 John Hampden, Pym, S. 89 nave, Brissot, S. 106 York, Stein, Graf Dohna, S. 113 König lwig I. von Bayern, Eynard, Byron u. a. An anderen Stellen

sind es Begriffe, welche nicht selten eine noch eingehendere Be- s-
sprechung durch den Lehrer erheischen; dahin gehören: S. 7 De- er
Humanismus; S. 21 Prädestinationslehre; S. 45 Whigs und Tories ;
S. 51 Jansenist und Camisarden; S. 58 Strelzy; S. 75 Dissidenten n;
S. 91 Commune und Sansculotten; S. 116 Socialismus und Com- m-
munismus usw. Außerdem kommen infolge des Bestrebens de- es
Hrn. Verf.s, sich möglichst kurz zu fassen, manche Stellen vor- r,
die weiter ausgeführt werden müssen, wenn das darin Erwähnt- te
überhaupt im Gedächtnisse des Schülers haften soll. Solche Stelle- en
sind z. B.: S. 21 „Nachdem er (Philipp II.) den von Karl V. über- r-
kommenen Krieg mit Frankreich durch den glänzenden Frieden vo- on
Château-Cambrèsis (die Bedingungen werden nicht angegeben), b- e-
endet hatte, tilgte er in Spanien durch Inquisition und Scheite- r-
haufen die Ketzerei aus, vernichtete grausam die Moriskos (w- er
sind diese?) und bemächtigte sich nach dem Aussterben des port- u-
giesischen Königshauses des Nachbarlandes und seiner reichen C- o-
lonien." S. 46: „In Italien nöthigte er (Richelieu) den Kaiser, d- ie
Ansprüche des Herzogs von Nevers (von diesem Herzoge und sein- en
Ansprüchen ist bisher gar nicht die Rede gewesen) auf Mant- ua
anzuerkennen." S. 54: „Er (Friedrich Wilhelm) gewann durch d- en
Frieden von Oliva die Souveränität im Herzogthum Preußen" (es
wird nicht erwähnt, gegen wen der Krieg geführt wurde). S. 7- :
„Dem verschuldeten Grundbesitz half er (Friedrich II.) durch d as
landschaftliche Creditsystem der Pfandbriefe." S. 81: „Die Color- i-
sation von Virginien war eine unmittelbare Folge der wirtscha- t-
lichen Krisis des englischen Bauernstandes". So muthet Richt- er
dem Lehrer mehr zu als es unsere Lehrbücher thun, und brauc- ht
dieser zur Durchnahme des Stoffes eine weit längere Zeit, als m- an
nach dem Umfange des Buches von vornherein annehmen möch- e.

Der Stoff des Buches ist wesentlich der politischen und K- er
Kriegsgeschichte entnommen, die Culturgeschichte ist wenig b- e-
rücksichtig; so fehlt z. B. eine Bemerkung über die Renaissanc- e,
die nur S. 51 erwähnt wird. Besonders eingehend wird die deutsc- he
Geschichte, mit der Beschränkung auf den Umfang des heutig- en
Deutschen Reiches, behandelt; die Geschichte Österreichs tritt st- rk
zurück. In der Geschichte der übrigen europäischen Länder fehl- en
zum Vortheile des Buches sehr viele Angaben, welche unsere Leh- r-
bücher noch als leere Gedächtnisbelastung enthalten; so sind z. B.
die Sultanslaunen Heinrichs VIII. nicht erwähnt. Die neuere F- r-
schung ist allenthalben verwertet, so dass dem Ref. nur weni- ge
Ungenauigkeiten aufgefallen sind. Sehr sparsam ist der Hr. Ve- rf.
mit biographischen Angaben und Charakterschilderungen; fast n- ur
Friedrich II. und Wilhelm I. machen in dieser Beziehung eine A- s-
nahme. Bei der Darstellung der Coalitionskriege im Zeitalter d- er
französischen Revolution hat der Verf. mit Recht gekürzt; die Z- eit
nach dem Jahre 1815 ist, von den Kriegen der Jahre 1864, 18- 66
und 1870 abgesehen, nur im Überblicke behandelt.

Wie stiefmütterlich Österreich behandelt ist, mögen folgende Angaben beweisen: Der Inhalt des Majestätsbriefes Rudolfs II. wird nicht angegeben; die politische Seite des Kampfes beim Ausbruche des 30jährigen Krieges bleibt unerwähnt; die reformatorische Thätigkeit der Kaiserin Maria Theresia wird in drei Zeilen erledigt; die Erhebung Tirols im Jahre 1809 kommt zu kurz; die Zerstücklung Tirols und die Zurückgewinnung Illyriens bleiben unerwähnt; der ungarischen Revolution in den Jahren 1848 und 49 sind nur die Worte: „Während Österreich in Ungarn mit russischer Hilfe die Habsburgische Herrschaft wiederherstellte" gewidmet. Auffallenderweise ist übrigens auch das Jahr der Vereinigung Brandenburgs und Preußens nicht angeführt, ebensowenig der Heldentod Körners erwähnt, während ohne Zweifel manche Namen der Feldherren und manche Jahreszahlen entfallen könnten.

Nachdem so die Auswahl des Stoffes besprochen worden ist, mögen einige Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten erwähnt werden; die meisten von ihnen betreffen die österreichische Geschichte, wie das bei in Deutschland erscheinenden Lehrbüchern nicht selten der Fall ist.

S. 5. Hier fehlt unter den habsburgischen Gebieten Triest, Istrien (theilweise) und Görz. S. 16 heißt es: „1545 endete ein Waffenstillstand mit Soliman den verheerenden Krieg mit Ungarn; nur die Grenzplätze blieben dem Kaiser." Richtig sollte es heißen: 1547 wurde ein fünfjähriger Waffenstillstand mit Soliman geschlossen und Ferdinand behielt das westliche und nördliche Ungarn, sowie das nordwestliche Kroatien (nicht aber nur Grenzplätze). S. 18: Das reservatum ecclesiasticum haben die Protestanten auch nicht „mit Widerstreben" anerkannt. S. 21: Philipp II. vernichtete nicht die Moriskos, da doch infolge des „Gnadenerlasses" Philipps III. noch hunderttausende auswanderten. Ganz falsch ist die Angabe S. 30, dass Ferdinand I. die Ausbreitung der Protestanten in seinen Ländern nicht gehindert habe. Nach der Darstellung auf S. 35 müsste man annehmen, dass Tilly Magdeburg zerstört habe (in der Zeittafel S. 138 ist es geradezu behauptet). Nach S. 49 ist der zweite Türkenkrieg unter Leopold I. 1682, nach S. 52 dagegen (richtig) 1683 ausgebrochen. Der Stil, in welchem unter Ludwig XIV. in Frankreich gebaut wurde, ist nicht der Rococo- (S. 51), sondern der Barockstil. S. 52 und 146: Leopold I. wurde 1658 (nicht 1657) zum deutschen Kaiser gewählt. S. 52: Der erste Türkenkrieg unter Leopold I. fällt in die Jahre 1663 und 1664 und wurde durch einen Frieden und nicht einen 20jährigen Waffenstillstand abgeschlossen. S. 52 wird eine Schlacht bei Mohács (1686) erwähnt, während es die Schlacht am Berge Harsány (1687) heißen sollte. S. 52: Siebenbürgen wurde erst unter Maria Theresia zu einem Großfürstenthume erhoben. S. 63: Kroatien brauchte nicht erst im Passarowitzer Frieden erworben zu werden. S. 63: Der zweite Türkenkrieg unter Karl VI. fällt in die Jahre 1737 bis

1739. S. 65: Der Erbvertrag Joachims II. mit dem schlesischen Herzoge Friedrich II. konnte sich nicht auch auf Jägerndorf erstrecken. S. 75: Die türkische Flotte wurde nicht bei Scio, sondern in der Bucht von Tschesme vernichtet. S. 101: Die Beschränkung der preußischen Armee auf 42.000 Mann wurde nicht im Frieden von Tilsit, sondern in einem eigenen Vertrage (1808) festgestellt. S. 141: Die Verhandlungen über die pragmatische Sanction endeten nicht schon 1729, da die Zustimmung der Seemächte erst zwei Jahre später gewonnen wurde. S. 147: Ludwig XV. starb 1774. S. 99 und 103 sind die Gebietsabtretungen Österreichs in den Friedensschlüssen von Pressburg und Wien nicht genau angegeben, da Dalmatien schon 1805, dagegen 1809 auch Görz und das ehemals nichtvenetianische Istrien an Napoleon fielen. Die vom Papste veranlasste Scheidung Heinrichs VIII. von seiner Gemahlin Katharina (S. 26) ist wohl nur ein Schreibfehler, wie Tribunal S. 96.

Der Hr. Verf. gibt, von zwei Fällen abgesehen, keine Literatur an. Wenn aber S. 37 das Werk Hallwichs über Wallenstein erwähnt wird, so sollten auch die später erschienenen wichtigen Publicationen Hildebrands, Goedekes und Irmers angeführt werden.

Der sprachliche Ausdruck ist sehr sorgfältig. Unzweckmäßig scheint es dem Ref., in einem für deutsche Schulen bestimmten Lehrbuche Namensformen wie Fernão, Hernando zu gebrauchen; statt Mohácz ist Mohács zu schreiben. Die Ausdrücke: „Einhaltung der staatlichen Bezüge“ (S. 152) und „Die Arbeiter wurden gegen Krankheit und gegen Betriebsunfälle geschützt, die Versicherung gegen Alter und Invalidität trat erst 1889 ins Leben“ könnten durch bessere ersetzt werden.

Die Anordnung des Stoffes ist zweckmäßig. Die nichtdeutsche Geschichte ist thunlichst an passenden Stellen der deutschen eingeschaltet; so ist z. B. Friedrich II. als typischer Vertreter des aufgeklärten Absolutismus eingehend besprochen, an ihn schließen sich die übrigen Vertreter dieser Richtung kurz an. An ein paar Stellen ist infolge dessen freilich allzu große Kürze wahrnehmbar; so widmet z. B. der Verf. dem zweiten Türkenkriege unter Katharina II. und dem nordamerikanischen Bürgerkriege nur je eine zweizeilige Note. Der Stoff ist in die drei Zeitalter der Reformation, der unumschränkten Fürstenmacht und der Kämpfe um bürgerliche Freiheit und Gestaltung nationaler Staatswesen getheilt. Jedes Zeitalter ist wieder in zwei Abschnitte gegliedert; das erste, welches mit einer sehr kurz gefassten Übersicht über die großen Entdeckungen und die Habsburgische Weltmonarchie beginnt, zerfällt in die Abschnitte der Reformation und der Gegenreformation, als deren Grenze das Jahr 1555 angesetzt ist; das zweite in die Abschnitte: Begründung des Absolutismus (Ludwig XIV. und Peter der Große) und den aufgeklärten Absolutismus im Zeitalter Friedrichs des Großen; das dritte in die Abschnitte: Zeit der französischen Revolution und Napoleons, ferner die Zeit des gewerb-

ichen Aufschwunges und der nationalen und politischen Freiheitskämpfe bis 1871. Jedem Abschnitte sind die leitenden Gedanken kurz und bestimmt vorangestellt.

Auch die Einzelgliederung des Stoffes muss als gelungen bezeichnet werden, wenn auch an einigen Stellen die Vornahme einer Änderung angezeigt sein dürfte. Solche Stellen sind: S. 10: Das Auftreten der Bilderstürmer in Wittenberg würde besser im folgenden Absatze (Beeinträchtigung der Reformation) erzählt. S. 64 heißt es: II. Die Kriege im Zeitalter Friedrichs des Großen, S. 75 III. Friedrichs des Großen äußere Politik seit dem siebenjährigen Kriege. Da unter der letzteren Überschrift ebenfalls Kriege erzählt werden, so sollte bei II. der Zusatz stehen: bis zum Ende des siebenjährigen Krieges. S. 96 sollten unter *C*, ähnlich wie vorher unter *A* und *B* dieses Abschnittes, die Kriege bis zum Sturze Napoleons zusammengefasst werden. Beim Kriege des Jahres 1866 fanden wir die Gliederung: *b*) Der Ausbruch, *c*) der Kampf mit Österreich, *d*) Der Kampf gegen Österreichs Verbündete; besser wäre wohl die Gliederung: Der Kampf in Norddeutschland, der Kampf mit Österreich und der Kampf in Süddeutschland.

Den Schluss des Buches (S. 149—160) bildet ein „Anhang", welcher die Entwicklung des Deutschen Reiches und der europäischen Politik von 1871—1888 im Überblicke behandelt. In diesem mit patriotischer Wärme geschriebenen Theile wird auch die sociale Frage, welche schon an früheren Stellen hie und da gestreift wurde, in sachgemäßer und unbefangener Weise erörtert, wie denn der Schüler überhaupt durch diesen Theil des Lehrstoffes in die treibenden Fragen der inneren und äußeren Politik der Gegenwart mit anerkennenswerter Objectivität eingeweiht wird.

Harry Brettschneider, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. II. Theil: Vom Beginne christlicher Cultur bis zum westphälischen Frieden. Halle a. S. 1893. 8°, 158 SS.

Das Buch, welches die Lehraufgabe der Unterprima umfasst, ist bescheidenen Umfanges. Es ist sorgfältig in der Auswahl des Stoffes. Anerkennung verdient auch die wohldurchdachte Anordnung. Am meisten Einwendungen dürften sich gegen den sprachlichen Ausdruck vorbringen lassen. Diese Punkte mögen im folgenden des Näheren erörtert werden.

Der geringe Umfang des Buches bringt es mit sich, dass alle Theile des dargestellten Stoffes verhältnismäßig kurz behandelt sind; es gilt dies sowohl von der politischen, als auch von der Culturgeschichte. Während aber die Verfassungsverhältnisse ziemlich eingehend und recht gut auseinandergesetzt sind, kommt die Culturgeschichte im engeren Sinne zu kurz. Einige Beispiele mögen dies zeigen. So heißt es S. 50: „Nicht minder erheblich

war die Entwicklung der Kunst im Kirchenbau (romanischer oder Rundbogenstil), in der Erzgießerei, Malerei und Elfenbeinschnitzerei.“ Oder S. 61 arabischer Baustil in Sicilien; S. 67 wird der gothische Stil nur erwähnt und kurz bemerkt, dass die Poesie einen bedeutenden Aufschwung nahm usw. Mehr noch als bei Richter finden wir Schlagworte und Eigennamen in Klammern angegeben; so z. B. S. 11 der h. Patrik, Anfänge Venedigs, Sage vom Bischof Leo; S. 50 Notker, Widukind, Liutprand; S. 63 Predigten Fulcos von Neuilly, Villehardouin, Marco Polo, Hermann von Salza; S. 65 Franz v. Assisi, Domingo de Guzman, Lateransynode, Albigenser; S. 103 Annalen, Palliengelder, Reservationen, Exspectanzen; S. 105 die zahlreichen Namen von Künstlern und Gelehrten u. dgl. Auch in der politischen Geschichte sind einige Ereignisse nur angedeutet; so beschäftigen sich mit den Slaven nur wenige Zeilen auf S. 32 und 39; S. 69 heißt es nur, dass sich die Machtsteigerung Friedrichs I. insbesondere den auswärtigen Staaten Dänemark und Polen gegenüber zeigte; S. 82 wird bei Albrecht I. nur gesagt, dass er seine Hausmacht in Thüringen, Holland und Böhmen zu erweitern suchte; S. 84 wird vom falschen Waldemar gesprochen, während vom echten gar nicht die Rede war; die Schlacht bei Tannenberg wird nur in einer Note angeführt; S. 87 lesen wir in Klammern „Krieg im Wittelsbachischen Hause; Streit des Albrecht Achilles von Brandenburg mit den Nürnbergern; die Soester Fehde zwischen der Bürgerschaft von Soest und dem Erzbischof von Köln“; S. 140 (Note) wird nur erwähnt, dass Portugal seit 1581 Philipp II. gehörte und dass es sich 1640 wieder von Spanien losriss. Diese Beispiele, deren Zahl bedeutend vermehrt werden könnte, dürften genügen, um zu beweisen, dass das Buch dem Lehrer sehr viel zur näheren Ausführung überlässt; es ist daher auch sein Umfang nur scheinbar weit kleiner als der anderer Lehrbücher, welche den gleichen Stoff behandeln.

Im Unterschiede von Richter gibt Brettschneider bei den hervorragendsten Personen einige Charakterzüge an; auffallenderweise thut er dies bei Otto I. nicht. Anderseits wird aber das Buch manchen Persönlichkeiten zu wenig gerecht; so werden z. B. Gregor I., Nikolaus I., Alfred I. u. a. nur kurz erwähnt.

Folgende Unrichtigkeiten sind dem Ref. aufgefallen: S. 12 Es ist mindestens zweifelhaft, ob Theodorichs Reich Pannonien bis zur Donau umfasst hat. S. 20: Nicht alle in der pseudoisidorischen Sammlung enthaltenen Stücke sind gefälscht. S. 21: Chlodwig hat die Westgothen nicht ganz aus Gallien verdrängt (vgl. dagegen die Angabe über Septimanien S. 31). Wenn es S. 25 heißt, die fränkischen Grafschaften hatten mit den altgermanischen Gauen nichts zu thun, so muss dagegen bemerkt werden, dass sie an Stelle der alten Völkerschaftsstaaten getreten sind. S. 32: Das Bisthum Salzburg hat bereits Bonifatius gegründet, Karl hat es nur zum Erzbisthum erhoben. S. 39: Die Magyaren zerstörten

das großmährische Reich nicht vor 900, sondern im Jahre 905 oder 906. S. 41: Der Sieg Heinrichs an der Unstrut über die Magyaren hatte doch die bleibende Folge, dass, von einer einzigen Ausnahme abgesehen, nunmehr Norddeutschland von ihren Plünderungszügen verschont blieb. S. 61: Nach den Forschungen von Schottmüller und Gmelin sollten dem Templerorden nicht mehr Unsittlichkeit und Ketzerei vorgeworfen werden. S. 67: Es ist unsicher, ob Lothar III. Heinrich dem Stolzen das Herzogthum Sachsen verliehen hat. S. 69: Nicht Friedrich I., sondern der Präfect von Rom verurtheilte Arnold von Brescia zum Tode. S. 81: Die Habsburger waren zur Zeit der Thronbesteigung Rudolfs I. auch Grafen im Zürich- und im Thurgau. S. 85: Es ist unrichtig, dass Wenzel von seinem Vater Böhmen mit den Nebenländern erhielt. S. 89: Die Bemerkung über den Zusammenhang der Fehme mit der Inquisition wäre besser weggeblieben. S. 91: Uri erhielt die Reichsfreiheit vom Sohne des Kaisers Friedrich II. zugesichert. S. 100: Nogaret hatte gegen Bonifaz VIII. kein Heer, sondern nur einige hundert Bewaffnete zur Verfügung. S. 124: Man kann nicht sagen, dass in Cambray im wesentlichen der Madrider Friede bestätigt wurde. Beim Ausbruche des 30jährigen Krieges ist nur von den confessionellen Gegensätzen die Rede, es kommt daher auch die Bedeutung der Schlacht auf dem Weißen Berge nicht ganz zur Geltung.

Hinsichtlich der Anordnung und Gliederung des Stoffes fällt besonders auf, dass der Hr. Verf. von der Eintheilung in Mittelalter und Neuzeit absieht (doch findet sich S. 81 die Überschrift: „Zeitalter der Krisen in Staat, Kirche und allgemeiner Cultur des Mittelalters"); ob dies vom Standpunkte des Unterrichtes aus zweckmäßig ist, möge dahingestellt bleiben. Der ganze Stoff ist in fünf Perioden getheilt, und zwar: 1. Vom 4. Jahrhundert bis 843, Grundlegung der neueren Geschichte; 2. Von 843 bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, die Vorherrschaft des deutschen Reiches; 3. Von der Mitte des 11. bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts, Zeitalter der Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum; 4. Vom Ende des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, Zeitalter der Krisen usw.; 5. Von 1517—1648, Zeitalter der Reformation und der Religionskriege. Man wird diese Periodisierung als zweckmäßig bezeichnen müssen. Auch die Gliederung im einzelnen ist sorgfältig entworfen, wofür besonders auf das Zeitalter der Reformation als Beispiel hingewiesen werden soll. Das eine oder das andere möchte man freilich geändert wünschen. So könnte das S. 3 und 4 über das allgemeine Princip der politischen Entwicklung Gesagte besser bei Karl dem Großen bemerkt werden. Die Wirkungen der Völkerwanderung (S. 8) gehören nicht an den Anfang, sondern an das Ende des Absatzes, welcher die Völkerwanderung behandelt. S. 10 stünde der erste Satz unter β) besser am Ende vor α). S. 21 sollte die Angabe über die Einigung der Franken

durch Chlodwig am Ende seiner Regierung stehen. S. 28 wird das Wirken Karl Martells gleich am Beginne seiner Geschichte zusammenfassend gewürdigt. S. 32: Der Verlauf der Sachsenkriege unter Karl dem Großen würde zweckmäßig im Zusammenhange erzählt. S. 38 wird von den Kämpfen Konrads I. mit den übermächtig gewordenen Herzogthümern gesprochen, von deren Entstehen der Hr. Verf. erst S. 40 handelt. Es ist verfrüht, bei Heinrich III. des deutschen Bürgerstandes zu gedenken (vgl. was der Verf. selbst S. 52, 54 und 91 über die Entwicklung des Städtewesens in Deutschland sagt). Was S. 57 bei den Ursachen der Kreuzzüge über ihren Ausgang gebracht wird, gehört an das Ende der ganzen Bewegung. Ein Theil der Entdeckungen, und zwar die der Zeit nach später fallenden, werden S. 97 unter dem Abschnitte: „Gründung der spanisch-habsburgischen Weltmacht", der andere Theil S. 98 und 99 unter der Überschrift: „Entdeckungen" behandelt. Dagegen dürfte der Hr. Verf. gut gethan haben, dass er die Kreuzzüge im Zusammenhange behandelt und die conciliaren Bestrebungen des 15. Jahrhunderts, losgelöst von der politischen Geschichte der Zeit, in dem Absatze: „Die Genesis der Reformation" dem Werke Luthers voranstellt, wenn auch infolge dessen bereits S. 86 vom großen Schisma gesprochen wird, dessen Entstehung der Hr. Verf. erst S. 101 auseinandersetzt.

Wenn trotz einzelner Einwendungen die sorgfältige Anordnung und Gliederung des Stoffes gerühmt werden muss, so kann dies hinsichtlich des sprachlichen Ausdruckes nicht geschehen. Vor allem muss der Gebrauch zahlreicher entbehrlicher Fremdwörter gerügt werden. Wir lesen nämlich: S. 6 Complexe von Sippen, Elitecorps, direct angehen; S. 17 dogmatisch und ethisch; S. 19 factisch (der Ausdruck kommt öfter vor), Lethargie, definitiv, occidental; S. 20 Pionniere des Christenthums; S. 26 Fiscalgut, Transitzölle; S. 27 aus eigener Initiative; S. 30 die Usurpation des Thrones zu legalisieren; S. 33 zweimal eo ipso; S. 34 rapide, speciell, Institut, Missatsprengel, Competenzen (das letztere Wort kehrt schon S. 35 wieder); S. 35 und 64 Gütercomplexe; S. 35, 100 und 114 virtuos und Virtuosität; S. 40 militärische Position; S. 44 praktisch-politische Intelligenzen; S. 45 impulsiv, imperialistisch; S. 53 Consens; S. 66 Corporation; S. 77 solidarisch; S. 82 cedieren; S. 101 Logik der Thatsachen, Doctrin; S. 105 Auspicien; S. 109 Omnipotenz; S. 114 Provocation; S. 121 eine radicale Socialrevolution auf theokratisch-communistischer Grundlage; S. 130, 139, 145 perfid; S. 131 rehabilitieren; S. 134 routinierter u. a. m.

Auch sonst verräth der Ausdruck mancherlei Unebenheiten und Härten. Ein Lieblingswort des Hrn. Verf.s ist „furchtbar" — der Ref. hat sich 28 Fälle seines Vorkommens angemerkt — auch „fürchterlich" und „entsetzlich" kommen nicht selten vor. Zu beanstanden sind ferner: S. 7 Friedloslegung; S. 45 das Erzbisthum

Magdeburg, dessen Suffragane Brandenburg usw. wurden; S. 56 tragischte; S. 71 Rückzug seiner Politik; S. 83 das in Avignon sitzende Papstthum; S. 106 Sprachmächtigkeit; S. 136 den grundsätzlichsten Angriff. Durch das Streben nach möglichst kurzem Ausdruck entstehen mitunter allzu verwickelt gebaute Perioden, in welche die Erzählung verschiedener Ereignisse hineingepresst wird; Beispiele hiefür stehen auf S. 16, 60, 67, 138, 149. Dieses Streben veranlasste überdies S. 88, wo Karls des Kühnen Krieg gegen die Schweizer besprochen wird, eine falsche Motivierung. Die richtige Schreibweise ist tatarisch (S. 39).

Endlich mögen hier einige Ausdrücke angeführt werden, deren Verständnis dem Schüler bedeutende Schwierigkeiten bereiten dürfte. So S. 9: Das Zurückfallen der westeuropäischen Völker in die Naturalwirtschaft (der Ausdruck „Naturalwirtschaft" kommt öfter vor, wird aber niemals erklärt); S. 15 und ähnlich S. 65: Hochentwickelte Capitalwirtschaft; S. 16 talmudische Form des Christenthums; S. 104: Im Mittelalter war, wie die Völkerindividualität, so das Bewusstsein der Einzelpersönlichkeit verloren gegangen (vgl. dazu S. 2); S. 105: Die bildenden Künste, unter dem Eindrucke des individualisierenden Geistes losgelöst von der Gebundenheit der conventionellen Formen des Mittelalters; S. 108: weil das römische Recht der Capitalwirtschaft mehr entsprach als das deutsche; S. 111 ist das Wort „Mystiker" nicht erklärt. Überhaupt weicht der Hr. Verf. Definitionen aus. Die beiden S. 8 (Völkerwanderung) und S. 134 (Gegenreformation) gegebenen, wohl die einzigen des ganzen Buches, sind übrigens falsch; denn die erstere gibt eine Folge der Völkerwanderung an und die zweite setzt irrthümlicherweise die beiden Begriffe: „Restauration des Katholicismus" und „Gegenreformation" einander gleich.

Villach. A. Zeehe.

Die quadratische Zerfällung der Primzahlen von Dr. Hermann Scheffler. Leipzig 1892. 169 SS.

Die Aufgabe, deren Lösung vorliegende Schrift anstrebt, ist folgende: Ist q eine beliebige unpaare Primzahl von der Form $pn + m$, wo p eine beliebige Primzahl und n und m den Quotienten, beziehungsweise Divisionsrest von $q : p$ bedeuten, so soll die Gleichung $q = pn + m = A^2 \mp pB^2$ in ganzen positiven Zahlen durch geschlossene Formeln für A und B aufgelöst werden. Es steht zu erwarten, dass die beiden Primzahlen $p = 1$ und $p = 2$ besonders betrachtet werden; da im ersten Falle die Zerfällung in die Form $A^2 - B^2$ selbstverständlich ist, bleibt hier nur die Zerfällung in die Form $A^2 + B^2$ übrig, welche Primzahlen von der Form $8n + 1$ oder $8n + 5$ voraussetzt. Im zweiten Falle verlangt die Zerfällung in die Form $A^2 - 2B^2$ Primzahlen von

der Form $8n + 1$ und $8n + 7$, dagegen die Zerfällung in die Form $A^2 + 2B^2$ solche von der Form $8n + 3$ und $8n + 7$.

Der Verf. beginnt mit jener unvergleichlichen Arbeit Eisensteins, in welcher derselbe den durch Induction gefundenen Satz seines Freundes Stern, dass bei der Zerfällung einer Primzahl $8n + 3$ in die Form $A^2 + 2B^2$ A durch die Congruenz

$$2A = \frac{(3n+2)(3n+3)\ldots(4n+1)}{1\,2\ldots n} \bmod q$$

bestimmt ist, durch äußerst fruchtbare Betrachtungen beweist, und erweitert Eisensteins Betrachtungen durch Zusätze, indem er die bloß angedeuteten Beweise ausführt und gleichzeitig Seitenblicke auf Primzahlen von der Form $8n + 1$, $8n + 5$ und $8n + 7$ wirft. Indem der Verf. darauf Eisensteins Arbeit verlässt, geht derselbe dazu über, durch die dieser Abhandlung zugrunde liegenden Principien, deren ausgedehnte Anwendbarkeit Eisenstein selbst schon erkannt hat, die anderen oben angeführten Fälle zu lösen, wobei die von Gauss gefundene Formel für die Darstellung von Primzahlen $8n + 1$ und $8n + 5$ durch die Form $A^2 + B^2$ durch eine einfachere ersetzt wird.

Nach Betrachtung dieser speciellen Fälle geht der Verf. zur Behandlung des allgemeinen Falles über, in welchem p eine beliebige unpaare Primzahl bedeutet; auch die Lösung dieser Aufgabe gelingt, die beiden kleinsten unpaaren Primzahlen $p = 3$ und $p = 5$ ausgenommen, durch Erweiterung der Eisenstein'schen Principien und ergibt im besonderen für $q = 7n + 1$ jene Formel, welche schon Jacobi im zweiten Bande des Crelle'schen Journals ohne Beweis mitgetheilt hat, sowie für $q = 7n + 2$ und $q = 7n + 4$ jene Formeln, zu welchen Eisenstein in seiner Abhandlung selbst gelangt. Endlich wird das Problem durch Behandlung der Primzahlen $p = 3$ und $p = 5$ zum Abschluss gebracht.

Im Anhange, welcher zu dem Hauptprobleme nur in losem Zusammenhange steht, sind einige zahlentheoretische Betrachtungen enthalten, z. B. ein kurzes Verfahren zur Bildung der quadratischen Reste, eine directe Auflösung der Congruenz $x^2 = a \bmod q$, die für vollkommene Primzahlen und für unvollkommene von der Form $8n + 5$ thatsächlich gefunden wird (wobei $a^{\frac{q+3}{8}}$ statt $a^{\frac{q-1}{4}}$ stehen soll), während der Fall $q = 8n + 1$ auf ein System von einfachen Congruenzen zurückgeführt wird.

Im Falle einer 2. Auflage wäre eine genaue Correctur des Textes wünschenswert.

Die bestimmten algebraischen Gleichungen des ersten bis vierten Grades. Nebst einem Anhange: Unbestimmte Gleichungen. Für höhere Unterrichtsanstalten sowie für den Selbstunterricht bearbeitet von P. Michelsen. Hannover 1893. 306. 8S.

Von einem Buche, das, wie das vorliegende, ein specielles Capitel der Arithmetik in so umfangreicher Weise behandelt un

nicht nur für höhere Unterrichtsanstalten, sondern auch für das Selbststudium bestimmt ist, wird man mehr als von einem andern erwarten dürfen, dass dasselbe sowohl alle Gesetze einer didaktischen Systematik sorgfältig befolgt, als auch den vorzunehmenden Lehrstoff mit Vollständigkeit absolviert. Muss man nun einerseits zugestehen, dass die in diesem Lehrbuche vorkommenden Rechnungen alle correct durchgeführt sind, so ist anderseits nicht zu verkennen, dass in vielen Fällen Begriffsbestimmungen und Eintheilungen, sowie Deductionen so unrichtig sind, dass der Schüler an der Hand dieses Buches im besten Falle mit einem litteralen Mechanismus vertraut gemacht, schwerlich aber zu einem mathematischen Denken herangebildet wird.

Auf die eingangs (S. 1) aufgestellte Definition einer Gleichung als einer „durch das Gleichheitszeichen hergestellten Verbindung gleichartiger Größen" wollen wir nicht näher eingehen: scheint es schon bedenklich, ein rein formales Element, das Setzen des Gleichheitszeichens, in die Definition der Gleichung aufzunehmen, so ist das Merkmal der Gleichwertigkeit gänzlich ungerechtfertigt, wie wir an einem andern Orte ausführlich zu zeigen Gelegenheit hatten. Fehlerhaft ist die Eintheilung der Gleichungen (S. 2) in analytische, algebraische (wie die Bestimmungsgleichungen in wenig glücklicher Weise genannt werden) und transcendente, falsch ist die Behauptung (S. 3), dass diese stets Bestimmungsgleichungen sind, und unrichtig ist die Charakteristik derselben dahin gegeben, dass sie sich von den anderen durch die Schwierigkeit ihrer Auflösung unterscheiden (S. 3). Als ganz verfehlt muss (S. 4) die Eintheilung der Gleichungen nach der Potenzhöhe bezeichnet werden: daselbst wird aus der nichtssagenden Definition: eine Gleichung n ten Grades ist eine solche Gleichung, in welcher die Unbekannte inhaltlich (!) in der n ten Potenz, aber in keiner höheren auftritt, deduciert, dass der Grad einer Gleichung nicht immer dem höchsten Exponenten der in derselben enthaltenen Unbekannten entspricht, sondern sich erst durch geeignete Umgestaltung derselben ergibt. Und diese Umgestaltungen, welche doch auf dem Satze beruhen, dass gleiche Zahlen mit anderen gleichen Zahlen durch Rechnungsoperationen verbunden wieder Gleiches geben, werden an einem ziemlich complicierten Beispiele durchgeführt, ohne dass dieser Fundamentalsatz auch nur erwähnt worden wäre. Die Definition, eine Gleichung auflösen heißt sie so umgestalten, dass die Unbekannte in der ersten Potenz und isoliert lauter bekannten Größen gegenübersteht (S. 6), bleibt hinter der allgemein üblichen, die das Wesen der ganzen Aufgabe viel anschaulicher kennzeichnet, gewiss zurück, der Fundamentalsatz der ganzen Lehre von den Gleichungen wird in seinen Consequenzen viel zu flüchtig berührt, und überdies der Fall, dass eine Gleichung durch einen die Unbekannte enthaltenden Factor dividiert wird, keiner Berücksichtigung gewürdigt. Unter die Übungsaufgaben zur Auflösung von Gleichungen ersten Grades

wären auch solche Beispiele aufzunehmen gewesen, welche auf Identitäten und Widersprüche führen; denn diese bilden das vorzüglichste Mittel, den Schüler mit dem Wesen einer Gleichung als eines hypothetischen Problems vertraut zu machen, und ermöglichen gleichzeitig eine tiefergehende Auffassung der ganzen Lehre von den Gleichungen; ebenso wären bei den eingekleideten Aufgaben die verschiedenen Fälle in der Deutung des Resultates an Musterbeispielen durchzuführen gewesen.

Dass die Ableitung des Satzes (S. 51), nach welchem zur Bestimmung von zwei Unbekannten im allgemeinen zwei Gleichungen nöthig sind, unrichtig und die auf S. 90 entwickelte Methode zur Auflösung von Gleichungen zweiten Grades allzu gekünstelt und deshalb ziemlich wertlos ist, dürfte wohl auf der Hand liegen. Die trigonometrische Auflösung quadratischer Gleichungen fehlt, was umso merkwürdiger ist, als die trigonometrische Auflösung cubischer Gleichungen im vorliegenden Lehrbuche Aufnahme gefunden hat. Ferner wäre es angezeigt gewesen, in einem Lehrbuche, das auch Gleichungen vierten Grades einschließt, eine allgemeinere Theorie der reciproken Gleichungen zu entwickeln und sich nicht auf jene zu beschränken, welche sich auf quadratische zurückführen lassen. Ebenso hätte die Auflösung diophantischer Gleichungen durch Kettenbrüche Aufnahme finden sollen.

Diese Beispiele, welche wir noch durch weitere vermehren könnten, bestätigen, wie wir glauben, hinlänglich unsere Ansicht, dass das vorliegende Lehrbuch höchstens in der Hand eines guten Lehrers, in keinem Falle aber beim Selbstunterrichte mit Erfolg verwendet werden kann.

Die Ausstattung des Buches ist, von einigen leicht corrigierbaren Druckfehlern abgesehen, als eine höchst elegante zu bezeichnen.

Leitmeritz. Dr. J. Jacob.

Geometrische Anschauungslehre für Untergymnasien von Dr. Franz Ritter von Močnik. II. Abtheilung (für die III. und IV. Classe). 18. umgearb. Aufl. von Dr. Franz Wallentin. Wien, Karl Gerolds Sohn 1894. Preis geh. 50 kr., in Leinwandband 65 kr.

Das vorliegende Lehrbuch, welches von Močnik selbst in 17 Auflagen herausgegeben wurde, hat sich im Laufe einer ganzen Generation in den österreichischen Gymnasien sosehr eingebürgert, dass andere seither erschienene Lehrbücher nicht imstande waren, dasselbe aus seiner dominierenden Stellung zu verdrängen. Seit dem Ableben Močniks hat die Verlagsbuchhandlung von Karl Gerolds Sohn die vielen mathematischen Lehrbücher des Verstorbenen verschiedenen Fachmännern zur Bearbeitung anvertraut.

Eine solche Neubearbeitung durch den Director der k. k. [illegible]-Realschule im I. Bezirke von Wien, Dr. Franz Wallentin

stellt das vorliegende Büchlein vor. Für die Beliebtheit der Originalausgabe spricht vor allem der Umstand, dass sich zur Neubearbeitung ein Fachmann entschlossen hat, welcher vor etwa 14 Jahren selbst ein Lehrbuch der Stereometrie für die unteren Mittelschulclassen verfasst und fast gleichzeitig „Die Grundlehren der ebenen Geometrie" von A. Gernerth bearbeitet hat.

Ref. glaubt in dieser Anzeige die Originalausgabe von Močnik als bekannt voraussetzen und bloß deren Verhältnis zur neuen Ausgabe besprechen zu sollen. Der eigentliche Charakter des Buches wurde durch den Herausgeber in keiner Weise geändert; nur wurde dem neuen Lehrplane vom Jahre 1892 Rechnung getragen. Der Umfang des Buches erscheint demnach reduciert und zwar von 114 auf 96 Seiten. Es entfielen außer einzelnen minder wichtigen Lehrsätzen und Beispielen in der Planimetrie das Capitel über die Ellipse, Hyperbel und Parabel, in der Stereometrie die Berechnung der Oberfläche und des Rauminhaltes vom Pyramiden- und Kegelstumpfe. Eine Verbesserung erhielten (§. 30) die Auseinandersetzungen über die Bedeutung und Berechnung der Ludolfischen [1]) Zahl, sowie (§. 138 f.) die Ausmessung der Kugel.

Die Ausstattung des Buches ist die alte geblieben.

Lehrbuch der Geometrie für die oberen Classen der Mittelschulen von Dr. Franz Ritter von Močnik. 22. im wesentl. unveränd. Aufl. bearbeitet von Dr. Franz Wallentin, Director der k. k. Staats-Realschule im I. Wiener Gemeindebezirke. Wien, Karl Gerolds Sohn 1894. Preis geh. 1 fl. 65 kr., in Leinwandband 1 fl. 80 kr.

Der Herausgeber hat sich — wie schon der Titel besagt — zu keinen wesentlichen Änderungen veranlasst gesehen. Das Lehrbuch tritt uns demnach mit den alten Vorzügen, aber auch mit den früheren Mängeln entgegen. Einige unwesentliche, zum Theile nur in der äußeren Ausstattung liegende Unterschiede bringen es jedoch mit sich, dass die vorhergehende Auflage mit der neuen Ausgabe im Schulunterrichte nur schwer gleichzeitig benützt werden kann. Während die 21. Auflage 307 Seiten zählt, umfasst die 22. Auflage deren bloß 290.

Eine bedeutendere, aber nicht nothwendige Änderung ist die Hinweglassung des §. 177 der 21. Auflage, welcher die „Beziehungen zwischen den Umfängen der einem Kreise ein- und umgeschriebenen regulären Vielecke von n und 2n Seiten" enthielt. Die neue Ausgabe des Lehrbuches wird diesem die alten Freunde gewiss erhalten.

Wien. Dr. Hoepflingen-Bergendorf.

[1]) Der Herausgeber schreibt hier Ludolph, dagegen im Lehrbuche für die oberen Classen richtig Ludolf.

Anfangsgründe der Physik mit Einschluss der Chemie und der mathematischen Geographie für den Unterricht an höheren Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung von Prof. Karl Koppe. [illegible] vorm. u. zum Theil umgearb. Aufl. von Dr. H. Koppe, Oberlehrer. Mit [illegible] in den Text eingedruckten Holzschnitten. Essen. G. D. [illegible] 1902.

Die vorliegende Auflage der bekannten und beliebten Anfangsgründe der Physik von Dr. Koppe wurde im Vergleiche zu den [illegible] geändert und im Hinblicke auf die neueren [illegible] erweitert. Insbesondere gilt dies von der Elektricitätslehre, in welcher die neueren Maßeinheiten berücksichtigt wurden und der Begriff des elektrischen Potentiales als Elektricitätsgrad, [illegible] elektroskopische Bedeutung dieser wichtigen Größe, [illegible]. Es mag immerhin dahingestellt bleiben, ob es [illegible] diesen Begriffe im Mittelschulunterrichte Rechnung zu tragen, wenn von ihm nicht mehr Anwendung gemacht wird, als dies in dem vorliegenden Buche geschehen ist. Empfohlen hätte es sich z. B. das Gesetz von Ohm auf Grund dieses Begriffes zu [illegible], ebenso wäre es zweckmäßig gewesen, auf Grund dieses Begriffes etwas in die mathematische Theorie des Condensators einzudringen. Immerhin muss der in dem Buche mit der Einführung des Elektricitätsgrades gemachte Versuch als bemerkenswert bezeichnet werden. Betont soll aber an dieser Stelle werden, dass für den Unterricht der Physik an unseren Mittelschulen nur von der elektroskopischen Bedeutung des Potentialbegriffes Gebrauch gemacht werden darf, dass insbesondere die Analogie des Elektricitätsgrades und des Temperaturgrades, überhaupt der elektrostatischen und der calorischen Erscheinungen mit Vortheil hervorgehoben werden kann, dass es ferner vielleicht gerade angeht, auf den Zusammenhang zwischen Potential und Arbeitsbegriff hinzuweisen, dass aber weitere mathematische Folgerungen aus diesem Zusammenhange — so verlockend deren Darstellung auch dem Lehrer erscheinen mag — auf dieser Stufe im Interesse des Gesammtunterrichtes hintangehalten werden müssen. Einer derartigen Behandlung bieten sich wohl — das bezeugen die elementaren Schriften von Thompson, Serpieri, Maxwell u. a. — keine mathematischen und physikalischen Schwierigkeiten dar, sondern es ist lediglich die Zeitfrage, welcher in dieser Angelegenheit Rechnung getragen werden muss. Soll der elektrostatische Begriff des Potentiales genau erfasst werden, so sind einschlägige Versuche anzustellen, deren Ausführung ein Elektrometer besserer Art erfordert.

Dass in der Lehre vom Galvanismus als Ausgangspunkt das galvanische Element genommen wurde, ist anerkennend hervorzuheben. Der Volta'sche Fundamentalversuch ist nach den heutigen Anschauungen so complicierter Art, dass seiner Führerrolle in den [illegible] schulgerechten Darstellungen wohl entrathen werden muss, [illegible]chten vollkommen den neuesten Instructionen für den

Physikunterricht an unserem Untergymnasium bei, wenn dort betont wird, es möge die Analogie der Arbeitsleistung in der Elektrisiermaschine und der chemischen Leistung im galvanischen Elemente zu Beginn der Lehre vom Galvanismus in das rechte Licht gesetzt werden. Überhaupt muss die physikalische Darstellung bestrebt sein, das Princip der Erhaltung der Energie, dieses allumfassende Princip, in den Vordergrund der Betrachtungen treten zu lassen. Diesem Principe wurde in der nun vorliegenden Auflage eine größere Aufmerksamkeit geschenkt als in den früheren.

In der Elektricitätslehre finden wir stärker hervorgehoben und ausführlicher behandelt die Gesetze der Elektrolyse, die Wärmeentwicklung durch den galvanischen Strom, die elektrische Kraftübertragung und die Lehre von den magnetischen und dynamoelektrischen Maschinen. — Dass die mathematische Geographie als Anhang dem vorliegenden Buche beigefügt wurde, wird von den Fachgenossen zweifellos freudig aufgenommen werden; die mit Recht sehr beliebten Darstellungen in des Verf.s „mathematischer Geographie“ haben für die Abfassung dieses Abschnittes treffliche Dienste geleistet.

Auch äußerlich hat das Buch gegen die früheren Auflagen mehrfache Vorzüge aufzuweisen: es wurde eine größere Schrift und ein weiterer Satz angewendet, das Format des Buches größer gestaltet und eine größere Zahl von Holzschnitten eingeführt, als dies früher der Fall war. Durch knappere Fassung des Ausdruckes, durch Weglassung einiger unwesentlichen Bemerkungen, namentlich der geschichtlichen Übersichten, hat die Darstellung an Übersichtlichkeit gewonnen.

Auf Einzelnes übergehend wäre Folgendes zu bemerken: Mit der Eintheilung des Lehrstoffes kann sich der Ref. nicht befreunden. Die Erörterungen über die Capillarerscheinungen, über die Diffusion und Endosmose, ebenso die Bemerkungen über die Erhaltung der Drehungsebene und jene über Ebbe und Flut passen nicht in den ersten, die Physik einleitenden allgemeinen Abschnitt, weil die mechanische und theoretische Erklärung der erwähnten Erscheinungen erst an einer späteren Stelle gegeben werden kann. Dass kein Zusammenhang zwischen den einzelnen Gastheilchen besteht, ist nach mehrfachen Forschungen unrichtig. Das specifische Gewicht wird noch immer als jene Zahl definiert, welche angibt, wie vielmal so schwer ein beliebiges Volumen des Körpers ist als ein gleiches Volumen Wasser. Dem Verf. hätte bekannt sein sollen, dass diese Zahl als die relative Dichte des Körpers bezeichnet wird. In diesen Abschnitt haben sich überhaupt manche Unrichtigkeiten eingeschlichen, auf welche Ref. schon öfter in dieser Zeitschrift aufmerksam zu machen Gelegenheit hatte. — Die einfache Vorrichtung Fig. 12 zum Nachweise des Satzes vom Parallelogramm der Kräfte leistet jedenfalls bessere Dienste als manche andere complicierte Apparate. — Warum die Körper im stabilen oder

labilen Gleichgewichte befindlich, aus demselben gebracht in die Gleichgewichtslage zurückkehren oder nicht, hätte durch eine Kräftezerlegung verdeutlicht werden sollen; ebenso wäre in der Maschinenlehre auf die Bedeutung des Principes der virtuellen Verschiebungen einzugehen gewesen. — Die Dynamik der starren Körper ist in dem vorliegenden Buche zu zerstückt vorgeführt. — Die Lehre vom Trägheitsmoment hat an der ihr im Buche angewiesenen Stelle keinen Platz. — In einem Lehrbuche der Physik für die oberen Classen sollte eine einfache Betrachtung, die zur Ableitung der Formel für die Schwingungsdauer eines Pendels führt, nicht fehlen. Die Darstellung des Foucault'schen Pendelversuches entbehrt der nothwendigen Klarheit. — Zweckgemäß finden wir den Abschnitt über die Spannkraft und Energie bearbeitet; da dies aber am Schlusse der Geometrie dem Studierenden vorgeführt wird, hätte sich genügend Gelegenheit geboten, auf mehrere Beispiele einzugehen, die geeignet sind, die allgemeinen Betrachtungen zu stützen und zu illustrieren. — In der Hydrostatik wären, wenn schon der Verf. rechnerische Erörterungen vermeiden wollte, die einfachen Raisonnements von Stevin heranzuziehen gewesen. — Die Lehre von den Wasserwellen wäre besser in der Wellenlehre angebracht. — Man bezeichnet den Druck einer Quecksilbersäule von [illegible] Höhe und 1 Quadratcentimeter als 1 Atmosphäre. Der Ausdruck von „[illegible]" ist nicht überflüssig, sondern von Belang. Die schematische Figur, durch welche die Einrichtung [illegible] dargestellt wird, ist zweckentsprechend [illegible] in anderen Büchern angenommen zu werden. [illegible] des Mariotte'schen Gesetzes [illegible] und Einfachheit gegeben.

[illegible] den chemischen Erscheinungen ist auf die [illegible] Gesetze auf Grund der vorgeführten Er[illegible] gegangen worden; es wurden ferner die wichtigsten [illegible].

[illegible]atische Theil in der Lehre vom Magnetismus [illegible] Minimum reduciert; ob mit Recht möchten wir nicht [illegible] Seiten eignet sich eine physikalische Disciplin so gut [illegible] Übereinstimmung zwischen Theorie und Experiment [illegible] Weise in der Schule zu zeigen, wie die Lehre vom [illegible], in der das Coulomb'sche Grundgesetz der Wechsel[illegible] zweier Magnetpole das Gesetz der Wirkung zweier Magnete [illegible] umgekehrten Cubus der Entfernungen zur Folge hat und [illegible] vorzunehmenden Ablenkungs- und Schwingungsversuche [illegible]. Schon an dieser Stelle wäre es möglich gewesen, auf die [illegible]ung des magnetischen Potentiales als einer Arbeitsgröße [illegible]ksam zu machen. — Dass auf den Begriff der magnetischen [illegible]schen Energie aufmerksam gemacht wurde, ist nur zu [illegible] In der Lehre von der Luftelektricität hätte auf neuere [illegible] deren Ergebnisse über allen Zweifel erhaben sind.

verwiesen und Rücksicht genommen werden sollen. — Die Einführung in die so wichtige Lehre von den elektromagnetischen Erscheinungen (Entdeckungen von Oerstedt, Ampère, Arago) ist wieder sehr zerstückt dargestellt. Auf die absolute Messung der Intensität eines Stromes wurde nicht eingegangen. Desgleichen kann Ref. sich mit der in dem Buche vorgenommenen Darlegung des Stromgesetzes von Ohm nicht befreunden; dieses muss aus den gegebenen Grundbegriffen in natürlicher, ungezwungener Weise deduciert werden. — Die Einführung der neuen elektrischen Einheiten ist durchwegs gelungen. — Dass die Entstehung der Inductionsströme durch den gleichzeitigen Verbrauch von Arbeit bedingt ist, tritt in dem betreffenden Abschnitte zu wenig hervor. Die Lehre von den Dynamomaschinen ist in zweckmäßiger Weise behandelt. Im allgemeinen findet Ref. es bedauerlich, dass der Verf., der sonst neueren Forschungen und didaktischen Erfahrungen Rechnung getragen hat, die Lehre von den Kraftlinien und dem magnetischen und elektrischen Kraftfelde zu wenig berücksichtigt und dadurch eine Gelegenheit verabsäumt hat, die verschiedenen Erscheinungen im Gebiete des Magnetismus und der Elektricität einheitlicher und übersichtlicher zu erklären.

In der Akustik vermissen wir die mathematische und constructive Behandlung der Wellenlehre, welche nicht zu übergehen ist. Die Entstehung der stehenden Schwingungen kann erst dann erfolgreich besprochen werden, wenn die Theorie der fortschreitenden Wellen und deren Interferenz in entsprechender Weise besprochen wurde. — Die Aufnahme der Beschreibung des Phonographen von Edison halten wir für recht zweckmäßig.

In der Optik ist die Berücksichtigung der beiden auf die Reflexion und Brechung des Lichtes bezugnehmenden Theoreme, für welche Fermat die entsprechenden Betrachtungen angestellt hat, passend. Die Bedeutung des Principes von Huygens zur Erklärung der Reflexions- und Brechungserscheinungen wird erst an dieser Stelle besonders hervorgehoben. Recht gut ist die Lehre von der Farbenzerstreuung des Lichtes behandelt. Auch die theoretische Optik ist den Zwecken des Unterrichtes entsprechend dargestellt; doch können wir es nicht billigen, dass der Abschnitt von den optischen Instrumenten (den Spiegeln und Linsen, den Mikroskopen und Fernröhren) erst am Schlusse der Lehre vom Lichte behandelt werden soll, wie dies in dem vorliegenden Buche angedeutet ist; der Lehrer der Physik braucht ja die genannten Apparate zur experimentellen Behandlung der in dem Buche vorangestellten Partien. Wie will z. B. der Verf. ein reines Spectrum mit den Frauenhofer'schen Linien ohne Anwendung von Linsensystemen darstellen, wie die mannigfaltigen Interferenz- und Beugungserscheinungen beobachten? Der Schüler muss im Experimentalunterrichte genau die Wirkungen von Linsen kennen, die der Lehrer verwendet. Die Linsenformel ist in zu weitläufiger und unhandlicher Weise abgeleitet worden.

In der Wärmelehre ist der auf die Meteorologie bezugnehmende Theil recht gut behandelt. Auch die Condensation und Liquefaction der Gase ist recht hübsch besprochen. Etwas zu ausführlich ist die Lehre von der Dampfmaschine gegeben worden. — Was über das Wesen und die Quellen der Wärme in dem Buche gesagt wurde, ist anerkennenswert; ebenso verdienen die klimatologischen Bemerkungen uneingeschränktes Lob.

Ein Anhang enthält die Darstellung der mathematischen Geographie und der Astronomie, welche letztere ohne Anwendung der sphärischen Trigonometrie erörtert wurde, was wir auf dieser Unterrichtsstufe nicht für zweckmäßig halten. Das Arbeiten mit den astronomischen Coordinaten, wenn dasselbe innerhalb bescheidener Grenzen vollführt wird, halten wir für eine sehr ersprießliche mathematische Übung.

Wir wünschen im Interesse des vorliegenden trefflich angelegten und zum Theil auch so durchgeführten Lehrbuches, dass die ausgesprochenen Wünsche des Ref., welche gleichzeitig auch die von anderen Fachgenossen sind, bei einer nächsten Auflage gewürdigt werden, insbesondere aber, dass eine namhafte Reduction des Gebotenen — das Buch zählt 504 Seiten — im Interesse des Unterrichtes, dem es zugrunde gelegt wird, eintreten möge.

Leitfaden für physikalische Schülerübungen. Von Dr. Karl Noack, Gymnasiallehrer in Giessen. Mit 36 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Verlag von Julius Springer 1892. Preis 1 Mk. 20 Pf.

In der vorliegenden kleinen Schrift finden wir Geräthschaften und Apparate zusammengestellt, die bei Experimentalübungen, welche von den Schülern unter der Leitung ihres Lehrers ausgeführt werden und im zweiten Theile der Schrift angegeben sind, mit Nutzen verwendet werden können. Diese freiwilligen Übungen bedeuten durchaus keine Mehrbelastung der Schüler, im Gegentheile werden sie die vorgetragenen Partien zu Fleisch und Blut machen, wenn sie rationell durchgeführt werden und wenn der Lehrer, der diese Last gerne auf sich nehmen wird, sobald er sich einen Erfolg versprechen kann, diese Übungen nicht nur anregt und die erforderlichen Winke zur Ausführung derselben ertheilt, sondern auch einer ständigen Controle unterzieht. Mit vollem Rechte bemerkt der Verf., dass „für diese Übungen eine richtige Auswahl getroffen werden muss und dass die ganze Veranstaltung und jede einzelne Übung im Dienste der Schule stehen muss." Es darf keine Überschreitung des Gebietes der elementaren Physik eintreten, und diese Übungen müssen so gestaltet werden, dass die scharfe Erfassung eines Problemes erfolgt und der geeignete Weg zur Lösung desselben möglichst selbständig gefunden werde. — Ferner muss man bei diesen Versuchsübungen eine Genauigkeit der Resultate anstreben, durch welche das Gesetz klar gekennzeichnet ist; auf wissenschaftliche Genauigkeit kann nicht gerechnet wer-

den, zumal die verwendeten instrumentalen Vorrichtungen, welche in der Schule zur Verfügung stehen, eine solche Genauigkeit nicht möglich erscheinen lassen. Diesen Grundsätzen entsprechend ist das vorliegende Schriftchen verfasst. Bemerkenswert ist die Angabe der Laboratoriumsapparate, welche im allgemeinen sehr leicht beschafft werden können. Die meisten der beschriebenen Apparate wurden von Liebrichs Nachfolger in Giessen construiert. Einige davon wird eine Schulsammlung selten aufweisen, z. B. das phonische Rad von La Cour, das Strahlungscalorimeter nach Wiedemann und Ebert u. a.

Die einzelnen Aufgaben sind systematisch in Gruppen zusammengestellt und mit Recht fordert der Verf., dass möglichst Gruppen von Übungen, die eine gewisse innere Verwandtschaft und Beziehung zu einander haben, im Zusammenhange behandelt werden sollen.

Die Übungen umfassen geodätische Messungen, Versuche mit der Wage, Versuche aus der Mechanik, akustische Versuche, Aufgaben aus der Wärmelehre, Übungen aus der Optik, aus der Lehre vom Magnetismus, der Reibungselektricität, der Lehre von den elektrischen Strömen. Besonders bemerkenswert findet der Ref. die Prüfung der Grundgleichung der schwingenden Bewegung an schwingenden Flüssigkeitssäulen, die Darstellung zusammengesetzter Pendelschwingungen, die Bestimmung der Schwingungszahl einer tönenden Flamme mittelst der Phonoskopscheibe, die mit dem Goniometer auszuführenden Arbeiten. Sehr instructiv sind auch die Aufgaben, in denen die Zusammenstellung eines Mikroskopes, eines astronomischen Fernrohres und eines Erdfernrohres auf der optischen Bank gefordert wird. Wichtig sind auch die Versuche, durch welche es ermöglicht wird, ein Elektroskop zu graduieren, ferner die Vergleichung der Capacität zweier Condensatoren, die Bestimmung des Potentialgefälles in einem ausgespannten Drahte, die Herstellung eines Widerstandes von 1 Ohm.

Der dritte Theil des Buches umfasst einige Zahlentabellen, welche bei den Versuchen erfordert werden. Hinsichtlich der Apparate und einiger Versuche ist auf Erörterungen in der Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht von Poske verwiesen. Wir empfehlen die sehr instructive Schrift, welche einem mehrfach gefühlten Bedürfnisse abhelfen wird, der Einsichtnahme der Schulmänner.

Elementarphysik unter Zugrundelegung des Grundrisses der Experimentalphysik von E. Jochmann und O. Hermes für den Anfangsunterricht in höheren Lehranstalten, herausgegeben von O. Hermes. Mit 186 Holzschnitten. Berlin, Winckelmann u. Söhne 1892.

Der Verf. des vorliegenden Buches hat, angeregt durch die neuen Lehrpläne und mit der Abfassung des Lehrbuches der Physik von Jochmann in 12. Auflage beschäftigt, den Versuch gemacht,

unter Zugrundelegung dieses Lehrbuches, in beschränkterem Umfange und in möglichst elementarer Darstellung, ohne von dem Lehrgange und der Methode, welche in dem größeren Lehrbuche eingehalten wurde, abzuweichen, die Elemente der Physik zusammenzustellen, welche zum ersten Unterrichte in dieser Wissenschaft dienen sollen. Nach seiner Absicht sollte auch das Lehrbuch der Elementarphysik, das nun vorliegt, gleichzeitig mit dem größeren Lehrbuche der Experimentalphysik von Jochmann beim Anfangsunterrichte von den Schülern gebraucht werden können.

Ref. ist der Ansicht, dass die vorliegende Experimentalphysik vollständig für den physikalischen Unterricht in den Oberclassen der Mittelschulen ausreicht, dass aber für eine Unterstufe des Physikunterrichtes die hier vorgetragenen Lehren wenigstens in einigen Theilen zu weit gehen dürften. Das vorliegende Buch ist in manchen Partien ein matter Auszug aus dem größeren Lehrbuche der Physik von E. Jochmann.

Im einzelnen wäre zu bemerken: S. 5 ist das specifische Gewicht das Verhältnis zwischen dem absoluten Gewichte eines Körpers und dem Gewichte eines gleichen Volumens Wasser genannt. Ref. hat wiederholt betont, dass diese in den Lehrbüchern Deutschlands beliebte und traditionelle Definition ganz und gar unrichtig und verwirrend ist; nichtsdestoweniger wird an ihr mit einer Zähigkeit festgehalten, die einer besseren Sache würdig wäre. Wie kann ein „Gewicht" als unbenannte Zahl dem Schüler vorgeführt werden? S. 10 wäre es entsprechender gewesen, als Einheit der Kraft jene anzuführen, welche der Masse Eins in der Zeiteinheit die Geschwindigkeitsänderung Eins und nicht die Geschwindigkeit Eins ertheilt. — Von Momentankräften pflegt man in der modernen Physik nicht mehr zu sprechen. — Wenn S. 12 gesagt wird, es sei ohneweiters klar, dass aus der Zusammensetzung zweier geradlinigen, gleichmäßig beschleunigten Bewegungen wieder eine gleichmäßig beschleunigte Bewegung entspringt, so möchte Ref. dies bezweifeln. Das muss erst bewiesen werden. Bei der Bewegung auf der schiefen Ebene hätte auch auf das berühmte Gesetz des Isochronismus eingegangen werden sollen. Auf das Princip der virtuellen Bewegungen, das schon in der Unterstufe ohne wesentliche Schwierigkeiten klar gemacht werden kann, musste der Verf. in der Lehre von den Maschinen aufmerksam machen. Die Lehre von der Schwingungsbewegung im allgemeinen, von den Pendelschwingungen im besonderen ist, wie in dem Grundrisse, so auch in dem vorliegenden Buche mit der erforderlichen Klarheit vorgetragen. Allzu dürftig ist die Lehre von der Capillarität behandelt. Die Zunahme der Verdünnung bei continuierlicher Evacuierung des Recipienten einer Luftpumpe verlangt eine eingehendere Darstellung. Vollkommen klar und schulgerecht sind die Gesetze der geometrischen Optik erörtert; auch ist in diesem Abschnitte auf den constructiven Beweis für das Minimum der Deviation eines Lichtstrahles in einem

isma eingegangen. Den Gang der Lichtstrahlen in den optischen strumenten wünschte man durch zweckentsprechendere Figuren, s es hier geschehen ist, versinnlicht. Von der Undulationstheorie s Lichtes sind nur die Hauptpunkte angegeben; auf die Experintaluntersuchungen über Interferenz hat der Verf. keinerlei Rückht genommen, was Ref. nicht billigt, da das theoretische Princip r Interferenz der Lichtwellen für die Klarstellung der Verhältnisse elementaren Unterrichte unzureichend ist. Als Anhang zur ärmelehre sind die Wärmeerscheinungen in der Atmosphäre und Grundzüge der Meteorologie dargestellt; diese kurzen und nnoch die Hauptpunkte umfassenden Darlegungen sind sehr inructiv. Für verfrüht hält es Ref., wenn die Hertz'schen Unterchungen schon zu Beginn der Elektricitätslehre erwähnt werden; ist wohl kaum ein Verständnis zu erwarten. Die Einreihung r Lehre vom Magnetismus im Anschlusse an die Elektrostatik t gar keinen Sinn; entweder stelle man dieselbe überhaupt der ektricitätslehre voran oder behandle sie naturgemäß in Verbindung it dem Elektromagnetismus. — Verhältnismäßig zu schwierig ist e Einleitung in den Galvanismus; dass noch immer von einer pannungsdifferenz und einer Spannungsreihe gesprochen wird, ist n großer Fehler. Den Begriff des Elektricitätsgrades oder der otentialdifferenz kann man in einer correcten wissenschaftlichen arstellung der Elektricitätslehre nicht mehr umgehen. Von den ueren Inductionsmaschinen wurde auch die Theorie des Grammehen Ringes in kurzer und doch gelungener Weise dargelegt. rwünscht wäre noch die Aufnahme der Grundlehren der astronischen Geographie und der Astronomie gewesen; dann hätte sich s Buch noch mehr für den Unterricht geeignet.

Ein Lehrbuch der Physik für die unteren Classen der Mittelhulen darf unter keiner Bedingung ein bloßer Auszug aus dem ehrbuche der Physik für die oberen Classen sein. Die Art und eise der Behandlung muss in beiden Büchern verschieden sein. n ersteren muss insbesondere die inductive, im letzteren die ductive Behandlung vorwiegen. Durch geschickte Raisonnents kann die Erklärung für manche Erscheinungen schon auf r Unterstufe gegeben werden, ohne dass man schweres Formelrk ins Treffen zu führen hat. Diesen anerkannten Grundsätzen t durch das vorliegende Lehrbuch der „Elementarphysik" nicht tsprochen, und aus diesem Grunde scheint der Nutzen dessen nur ring zu sein. Für die Unterstufe ist zuviel, für die Oberclassen wenig geboten und auch in dem Dargelegten ist der Verf. nicht mer glücklich gewesen.

hysikalische Revue. Herausgegeben von L. Graetz in München. 2. Band. Heft 5—11. Stuttgart, J. Engelhorn 1892.

Auch in den vorliegenden Lieferungen werden bedeutungslle physikalische Abhandlungen der fremdländischen Literatur in

gelungener Weise übersetzt dem Leser vorgeführt, der dem Unternehmen sicherlich ein Interesse entgegenbringen wird, zumal einige Zeitschriften dem deutschen Physiker schwer oder nicht zugänglich sind. Aus dem reichen Inhalte der vorliegenden Lieferungen erwähnen wir insbesondere die Messungen über den Einfluss der Temperatur auf die innere Reibung von Flüssigkeiten zwischen dem Siedepunkte und dem kritischen Zustande (Stoel), die Fortsetzung der bedeutungsvollen Arbeit von Poynting über die mittlere Dichte der Erde und die Bestimmung der Gravitationsconstante mittelst der gewöhnlichen Wage, die aktinoelektrischen Untersuchungen von Stoletow, die Darlegung des Zusammenhanges zwischen dem elektrischen Strome und den elektrischen und magnetischen Inductionen im umgebenden Felde, die Erörterung der thermischen Eigenschaften der Dämpfe (Batelli), die schöne Arbeit von Mascart über den Regenbogen, in welcher besonders auf die Theorie der überzähligen Bogen in geometrischer Weise eingegangen wird, die Abhandlung von Blondlot über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit elektromagnetischer Wellen in isolierenden Medien und über die Maxwell'sche Beziehung, die schöne und auch für Zwecke des Unterrichtes sehr geeignete „elastische Methode der Behandlung elektrostatischer Probleme" (Bragg), die Arbeit von Lépinay und Perot über die Theorie der Luftspiegelung, jene von Michelson über die Anwendung der Interferenzmethode bei spectroskopischen Untersuchungen, die Bestimmung des Verhältnisses zwischen den elektromagnetischen und elektrostatischen Centimeter-Gramm-Secunden-Einheiten von Abraham und andere.

Die Ausstattung der Zeitschrift, von der in der Mitte eines jeden Monates ein Heft erscheint, ist eine vortreffliche und gereicht der Union Deutschen Verlagsgesellschaft in Stuttgart zur Ehre. Es wäre zu wünschen, wenn dieses sehr beachtenswerte Journal viele Freunde und Abnehmer finden würde, damit das fernere Erscheinen desselben gesichert und dem Physiker so die Gelegenheit geboten würde, rasch mit den Arbeiten der ausländischen Physiker bekannt zu werden.

Elemente der Physik, Meteorologie und mathematischen Geographie. Hilfsbuch für den Unterricht an höheren Lehranstalten. Mit zahlreichen Übungsfragen und -Aufgaben. Von Prof. Dr. Paul Reis. 5. verm. u. verb. Aufl. Mit 276 Figuren im Text. Leipzig, Quandt u. Händel 1892.

Diese Auflage der „Elemente der Physik" ist dem Stande der Forschung gemäß vermehrt und ergänzt, was freudig begrüßt werden muss, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, dass diese Elemente bei fortgesetzter Vermehrung des Lehrmaterials den ihnen ursprünglich gegebenen Charakter verlieren und sich stetig dem großen Lehrbuche der Physik desselben Verf.s nähern. Allerdings bezeichnet der Verf. das vorliegende Buch nicht stricte

als Lehrbuch, sondern als Hilfsbuch für den Unterricht an höheren Schulen, und als solches wird es dem Lehrer ein treuer Rathgeber, den weiterstrebenden Schülern eine willkommene Gabe sein. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das Buch hier nochmals ausführlich zu besprechen. Nur auf einige Neuerungen und wesentliche Ergänzungen wollen wir aufmerksam machen.

S. 5 wird des Nobel'schen rauchlosen Pulvers Erwähnung gethan. Sehr eingehend ist diesmal der Zusammenhang des statischen mit dem absoluten Maße besprochen worden. In der Lehre von der Dichtenbestimmung finden wir auch die für kleine Mengen fester Körper geeignete Suspensionsmethode berücksichtigt. Auf die Ableitung der Grundformel der kinetischen Gastheorie einzugehen, ist allerdings zweckmäßig. Wenn in der Wellentheorie die Deduction für die Formeln des Phasenzustandes eines schwingenden Punktes vorgenommen wird, so kann ohne Bedenken, ja mit großem Vortheile und wesentlicher Erleichterung auch die Ableitung des mathematischen Principes der Interferenz hier platzfinden. Die Lehre vom Schalle ist in vortrefflicher Weise behandelt. In der Lehre vom Lichte finden wir einige wesentliche neue Bemerkungen in der Spectralanalyse und auch in der theoretischen Optik. Die Darstellung der Diffractionsfarben mit dem farbigen Wasserdampfstrahle ist sehr bemerkenswert. Sehr gelungen ist die Lehre von der Polarisation und Doppelbrechung und von den Farbenerscheinungen im polarisierten Lichte erörtert. Ob es schulgerecht ist, die Wärmelehre sofort mit den Definitionen und Begriffen der dynamischen Wärmetheorie zu beginnen, möchten wir dahingestellt sein lassen; immerhin verdient aber dieser gründlich gearbeitete Abschnitt alle Beachtung. Eingehend und klar ist die Theorie der Condensation von Dämpfen und Gasen erörtert. Die Grundzüge der Meteorologie konnten kaum anziehender dargelegt werden, als es hier geschehen ist. Auch in diesem Abschnitte finden sich wesentliche neue Ergänzungen und Veränderungen. In der Elektricitätslehre hätten wir einige Bemerkungen über Luftelektricität mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen gewünscht. Dass in der Lehre von den galvanischen Strömen der Volta'sche Fundamentalversuch nicht an die Spitze der Betrachtungen gestellt, sondern das galvanische Element sofort erörtert ist, finden wir ganz passend und den Unterrichtszwecken angemessen. Der Verf. hätte nur mit den veralteten „Spannungsdifferenzen" brechen und den Begriff des „Elektricitätsgrades" oder des „Potentiales" und „Potentialunterschiedes" einführen sollen. Dass man dann die Elektricitätslehre in vollkommen correcter Weise darstellen kann, zeigt ein kürzlich erschienenes Buch von Bruno Kolbe „Einführung in die Elektricitätslehre", in welchem die bezeichneten Begriffe in äußerst klarer Weise dargestellt und angewendet werden. Auf die heute gebräuchlichen, praktischen Elektricitätseinheiten wurde die gebürende Rücksicht genommen.

Unterricht am Untergymnasium mehrfache Abänderungen. Diese beziehen sich einerseits auf die Vertheilung, andererseits auf den Umfang des Lehrstoffes. Eine wesentliche Einschränkung erfuhr der zoologische Unterricht sowohl in Bezug auf die Unterrichtszeit als auch in Bezug auf die Unterrichtsmaterie.

Die vorliegende 23. Auflage von Pokornys Naturgeschichte des Thierreiches ist bereits im Sinne des neuen Lehrplanes umgearbeitet. Es war dies keine kleine Aufgabe, da die gebotene Restriction des Lehrstoffes eine sorgfältige Auswahl desselben nothwendig machte. Diese Aufgabe — es sei dies hier gleich gesagt — erscheint in ihren Grundzügen glücklich gelöst. Die Anlage des Buches, wie nicht minder die Auswahl des Lehrstoffes lassen den erfahrenen Fachmann erkennen, welcher in dem Streben nach Wahrheit und Sachlichkeit keinen Augenblick die Bedürfnisse der Schule aus dem Auge verliert.

Bei der Auswahl der typischen Formen wurde mit anerkennenswerter Umsicht verfahren. Minder wichtige Formen, welche in früheren Auflagen ausführlich behandelt wurden, erscheinen in der vorliegenden Auflage in Kleindruck und unter Angabe einiger besonders auffallender charakteristischer Merkmale. Hier wären beispielsweise Gorilla, Wolf, Jaguar, Moschusthier, Esel, Sumpfschildkröte, Grottenolm usw., unter den Wirbellosen Tellerschnecke, Porzellanschnecke, Perlmuschel, Speckkäfer, Ölkäfer, Mehlkäfer, Rebenstecher, Kohlweißling, Ringelspinner, Ordensband, Frühlingsfliege, Eintagsfliege, Ohrwurm, Scharlachschildlaus usw. zu erwähnen. Im ganzen erscheint die Zahl der Typen (155) mit Rücksicht auf die vorhergehende Auflage um circa 54 vermindert. Trotz dieser Verminderung ist das Unterrichtsmaterial noch immer reichlich genug, um auch den Bedürfnissen des Unterrichtes an Realschulen zu genügen und dem Lehrer der Naturgeschichte nach Zeit und Ort eine entsprechende Auswahl zu gestatten.

In einigen Fällen wurde auch von der Charakteristik kleiner Gruppen, die ohnehin häufig nur durch einen Repräsentanten im Lehrbuche vertreten sind (z. B. manche Käferfamilien, die Afterspinnen usw.), in der vorliegenden Auflage gänzlich abgesehen.

Nicht unbedeutend ist die Zahl jener Thierformen, welche in der neuen Auflage gänzlich ausgeschieden wurden. Einige derselben waren freilich in den vorhergehenden Auflagen nur namentlich angeführt, so dass sich gegen die Unterdrückung derselben vom methodischen Standpunkte schlechterdings nichts einwenden lässt. Andere hingegen sind durch ihre Verbreitung, durch ihre Beziehungen zum Menschen usw. fast allgemein gekannt, so dass sich deren Ausscheidung kaum rechtfertigen lässt. Von diesen wären z. B. zu erwähnen die Unke, der Junikäfer, der Rosskäfer, der Nashornkäfer, die Käsemilbe, die Kindermade usw.

Es braucht wohl kaum ausdrücklich gesagt zu werden, dass die eben erwähnten Kürzungen den Ausfall zahlreicher lateinischer Speciesnamen zur Folge hatten. Dadurch, sowie durch den Umstand, dass auch die Zahlenangaben, welche sich auf die Größe, die Bezahnung u. dgl. beziehen und in den früheren Auflagen noch ziemlich häufig waren, bedeutend restringiert wurden, wird eine nicht unbeträchtliche Menge für den Elementarunterricht zumeist wertlosen Lernmateriales, welches nur zu leicht zu gedankenlosem Memorieren verleitet, aus dem Wege geräumt.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, dass in manchen Fällen auch der Lehrtext eine Vereinfachung und Kürzung erfuhr, welche der Klarheit und Schlichtheit der Darstellungsweisen durchaus keinen Eintrag machen. Hierher gehören die Beschreibungen: Die Wildkatze, der Condor, der Pfau, die Riesenschlange, die Termite, der Flusskrebs u. v. a.

Durch die im Voranstehenden angedeuteten Ausscheidungen, Kürzungen und Vereinfachungen wurde der Umfang des Lehrbuches beziehentlich der vorangegangenen Auflage um mehr als zwei Druckbogen vermindert.

Neben dieser durch den neuen Lehrplan gebotenen Kürzung des Lehrstoffes sind noch zahlreiche theils stilistische, theils sachliche Verbesserungen des Lehrtextes zu verzeichnen. Verbessert, zum Theil auch erweitert wurden die Beschreibungen des Schnabelthieres, des Steinadlers, des Jagdfalken, des Schwanes, des Wassermolches u. v. a. Neu aufgenommen und kurz beschrieben wurden der Silberlöwe, der gekörnte Laufkäfer, das blaue Ordensband, die Seewalze usw. Ganz besonders verdienen jene Verbesserungen lobend erwähnt zu werden, welche die Anpassungserscheinungen, die Wechselbeziehungen zwischen Thier und Pflanze und besonders interessante biologische Momente berücksichtigen. Auch den Änderungen in der Wahl der Repräsentanten einzelner Thiergruppen (Affen, Schildkröten) wird aus didaktischen Gründen die Zustimmung nicht versagt werden können.

Um der Forderung des neuen Lehrplanes, die Schüler am Schlusse des entomologischen Unterrichtes zur Beobachtung der Insecten in der freien Natur anzueifern, zu genügen, wurde ein neuer Abschnitt „Einiges über das Sammeln und Aufbewahren von Insecten“ in das Buch aufgenommen. Derselbe ist anregend geschrieben und dürfte von den Schülern gewiss gerne gelesen werden, der Lehrer wird, um das Interesse der Schüler noch mehr zu beleben, nur nöthig haben, in der Schule einige besonders wichtige Präparationsmethoden mit Zuhilfenahme der entsprechenden Geräthe zu veranschaulichen.

Wie schwierig es aber ist, sachliche Unrichtigkeiten, wenn sie sich einmal eingebürgert und in das graue Gewand der Gewohnheit gehüllt haben, auszumerzen, zeigt wieder diese neue

23. Auflage, deren Neubearbeitung, wie schon eingangs gesagt wurde, doch unbestritten mit vielem Fleiße und fachmännischem Verständnisse besorgt wurde. Auf S. 101 lesen wir: „Sie (die Schlangen) besitzen keine Augenlider.“ Es sollte mindestens heißen: keine beweglichen Augenlider.

Der Begriff „Thierstock“ wird nicht in dem üblichen Sinne aufgefasst, wenn S. 204 gesagt wird: „Der gebräuchliche Badeschwamm bildet kugelige oder becherförmige, äußerst poröse, aus gleich feinen, elastischen, hornartigen Fasern zusammengesetzte Thierstöcke, welche mit ihrem unteren Ende festsitzen und sehr begierig Wasser aufsaugen“ usw.

Wenn der Ref. im Vorhergehenden einige Irrthümer aufgezeigt hat, so wünscht er, nicht missverstanden zu werden; er weiß ganz wohl, dass kein Lehrbuch frei von größeren oder kleineren Unrichtigkeiten ist. Seine Absicht war allein zu zeigen, dass auch in der neuesten Auflage von Pokornys Lehrbuch noch manches besserungsfähig ist.

Die Correctur des Satzes wurde mit anerkennungswertem Fleiße besorgt, so dass Druckfehler äußerst selten zu finden sind. Auf die officielle Schreibweise wurde überall gebürend Rücksicht genommen. Uneingeschränktes Lob verdienen die zahlreichen, dem Texte eingeschalteten Illustrationen, welche in der neuen Auflage noch eine erhebliche Vermehrung erfuhren. Die meisten der neu angefertigten Abbildungen sind von dem rühmlich bekannten Thiermaler Specht nach der Natur gezeichnet und in vollendeten Holzschnitten wiedergegeben. Manche Thierbilder sind durch ihre packende Lebenswahrheit und intime Ausführung kleine Meisterwerke der Thiermalerei. Keiner dieser zahlreichen Abbildungen kann die Eignung für ein Schulbuch abgesprochen werden. Zu wünschen wäre eine gleichmäßigere, dabei weniger aufdringliche Behandlung des Beiwerkes (vgl. z. B. Fig. 119, 121 u. a.) und eine schärfere Betonung des biologischen Momentes (besonders in der Gruppe der Insecten und Fische).

Nicht unbeachtet darf die vorzügliche typographische Ausstattung des Buches bleiben, welche im Vergleiche mit der vorhergehenden Auflage durch die Einführung der deutlicheren und gefälligeren Antiqualetter nur gewonnen hat.

So vereinigen sich in der neuen Auflage von Pokornys Naturgeschichte des Thierreiches gediegener Inhalt und glänzende Form, um diesem Buche einen ehrenvollen Platz in der österreichischen Schulbücherliteratur zu sichern.

Wien. Dr. Alfred Nalepa.

Geschichte der Karolingischen Malerei, ihr Bilderkreis und seine Quellen von Dr. Franz Friedrich Leitschur, Privatdocent an der Universität Straßburg. Berlin, Georg Siemens 1894.

Aus einer von der philosophischen Facultät der Universität Straßburg gekrönten Preisschrift des Verf.s entstanden, durch die Ergebnisse der neuesten Forschungen erweitert, bietet diese schöne Arbeit ein erschöpfendes Bild des Zustandes der karolingischen Malerei. In einzelnen Capiteln werden zunächst die Einflüsse der Antike, der angelsächsischen und irischen, der altchristlichen und der orientalischen Kunst eingehend gewürdigt, dann folgt die Besprechung der karolingischen Wandmalerei, die allerdings, da wirkliche Monumente fehlen, nur nach den vorhandenen literarischen Quellen beurtheilt werden kann. Hieran schließt sich die Betrachtung der karolingischen Miniaturmalerei, von der ja, beginnend mit dem Godescalc-Evangeliar der Pariser Nationalbibliothek bis zu den Ausläufern dieser Kunst, zahlreiche Werke erhalten sind. Den weitaus größten Theil des Buches nimmt die Vorführung des „Bilderkreises der karolingischen Malerei" ein. Hier werden nochmals alle durch die Malerei dargestellten Themen der karolingischen Kunst durchgegangen und nach dem Inhalte des Vorwurfes gruppiert, z. B. „Adam und Eva", „Moses", „Christus" usw., sämmtliche Scenen des alten und neuen Testamentes, der Apokalypse, bis herab zu den Thierdarstellungen, der Landschaft, den Geräthen des täglichen Lebens und der Buchornamentik, wobei der Verf. bei jedem einzelnen Objecte im Detail nachweist: die Specialschule, der das Werk entsprungen, den Einfluss dieser oder jener der oben genannten fremden Kunstrichtungen, wo also jedes Object mit kritischer Sonde auf Gedankeninhalt, auf Technik, auf Farbengebung und auf den Zusammenhang mit den Darstellungen älterer Kunstschulen untersucht wird.

Das mit großer Begeisterung für den Gegenstand, mit vollständiger Beherrschung der einschlägigen Literatur und mit genauer Kenntnis der vorhandenen Monumente geschriebene Buch erschöpft sein Thema nach jeder Richtung hin und wird jedem, der sich auf dem bis zum Erscheinen dieses Werkes noch wenig erleuchteten Gebiete der karolingischen Malerei orientieren will, einen sicheren Führer darbieten, der selbst über die dunkelsten Partien einen Schimmer der Aufklärung zu verbreiten weiß.

Graz. Josef Wastler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Fünfter deutsch-österreichischer Mittelschultag.

Wieder versammelte sich heuer nach zweijähriger Pause in dem schönen Festsaale des akademischen Gymnasiums eine große Anzahl Vertreter des höheren Schulwesens Österreichs, um an den Verhandlungen des V. deutsch-österreichischen Mittelschultages theilzunehmen. Von Nah und Fern waren sie herbeigeeilt, um einen Theil der Osterferien der Berathung von Unterrichts- und Standesfragen zu widmen, in regem Gedankenaustausch die gedeihliche Entwicklung des österreichischen Gymnasial- und Realschulwesens zu fördern und sich Anregungen und manche neue Idee für die eigene Lehrthätigkeit in die Heimat mitzunehmen.

Schon Dienstag (20. März) hatte sich eine namhaftere Anzahl Theilnehmer bei dem Begrüßungsabend, der in einem Saale der k. k. Gartenbaugesellschaft stattfand, eingefunden, wo sie von dem Geschäftsführer Prof. Hoppe (Wien) in freundlicher Weise willkommen geheißen wurden.

Die Eröffnung des Mittelschultages erfolgte am folgenden Tage (21. März) um 9 Uhr vormittags. In dem mit der Büste Sr. Majestät geschmückten Festsaale des akademischen Gymnasiums hatten sich 311 Theilnehmer aus den verschiedensten Städten der Monarchie, aus Brünn, Czernowitz, Innsbruck, Klagenfurt, Laibach, Linz, Prag, Triest, Troppau, Aussig, Baden, Bielitz, Freistadt, Iglau, Kremsier, Melk, Mähr.-Ostrau, Pola, Roveredo, Stockerau und anderen Städten eingefunden. Auf den Ehrenplätzen sah man die Vertreter des hohen Ministeriums Sectionschef Dr. Erich Wolf, Ministerialrath Dr. Ritter von Wretschko, Landesschulinspector Dr. J. Huemer, den Vicepräsidenten des niederösterreichischen Landesschulrathes Ritter von Pfersmann, Univ.-Prof. Hofrath Dr. K. Schenkl, Hofrath Lang, den Director der Theresianischen Akademie Hofrath Freiherr von Pidoll und die Landesschulinspectoren A. Maresch, Dr. K. F. Kummer, Dr. Spång und Scholz.

Namens des vorbereitenden Ausschusses begrüßte der Geschäftsführer Prof. Feodor Hoppe die Versammlung, insbesondere die Vertreter der hohen Unterrichtsbehörden und gab dabei der Erwartung Ausdruck, dass der V. deutsch-österr. Mittelschultag gleich seinen Vorgängern zur gedeihlichen Lösung der das Mittelschulwesen und das Standesinteresse berührenden Fragen beitragen werde. Die Erfolge der früheren Versammlungen ermuthige den Mittelschullehrstand zu der Hoffnung, dass auch die Wünsche und Beschlüsse des V. Mittelschultages die wohlwollende Beachtung seitens der hohen Unterrichtsverwaltung finden werden.

Hierauf schritt man zur Wahl des Bureaus. Es wurden gewählt: Dir. Karl Klekler (Wien) zum Vorsitzenden, Dir. Dr. Karl Tumlirz (Czernowitz) zum ersten, Dir. Friedrich Slameczka (Wien) zum zweiten Stellvertreter, zu Schriftführern die Proff. von Alth (Wien), Bartl (Linz), Effenberger (Prag), Meixner (Wien), Schwaiger (Czernowitz) und Suppl. Plasche (Wien).

Dir. Klekler, mit Beifall begrüßt, dankte in seinem und im Namen der Gewählten für die Wahl und ertheilte dem Geschäftsführer Prof. F. Hoppe das Wort zur Berichterstattung über die Thätigkeit des vorbereitenden Comités. Prof. Hoppe gab eine Übersicht über die seit dem letzten Mittelschultag (1892) unternommenen Schritte. Er gedachte dabei dankend der Verdienste des früheren ersten Geschäftsführers Dr. Tumlirz um die Gründung und Organisation der Mittelschultage und dessen Stellvertreters Dir. Ziwsa. Da Dr. Tumlirz sowie Ziwsa in der Zwischenzeit zu Directoren ernannt wurden, gieng das Amt des Geschäftsführers in die Hände des Berichtserstatters über, der die von seinen Vorgängern übernommenen Aufgaben durchführte und die Vorbereitungen für den Mittelschultag im Vereine mit Prof. Dr. Maiß leitete, worüber er ausführlich Rechenschaft legte. (Lebhafter Beifall.)

Nach Entgegennahme des Geschäftsberichtes eröffnete Dir. Johann Fetter (Wien) die Reihe der meritorischen Verhandlungen mit dem Referate über das Thema: „Inwiefern lässt sich beim Massenunterrichte individualisieren?"

Dir. Fetter erörterte zunächst die beiden Hauptaufgaben eines gedeihlichen Unterrichtes: Mitbeschäftigung und Individualisierung, d. h. Berücksichtigung der Eigenart des einzelnen Schülers. Erstere erfordert die Vermittlung des Lehrstoffes durch Frage und Erwiderung, letztere die sorgsame Beachtung der Individualität der einzelnen Schüler. Ein derartiger Unterricht dringt in die Tiefe, ist aber nur in mäßig frequentierten Classen möglich. An stark besuchten Anstalten wird der Lehrer unwillkürlich zum Vortrage hingedrängt. Mit einem richtig ertheilten Unterrichte hängt innig die gute Disciplin zusammen; denn die wahre Disciplin besteht darin, dass der Schüler äußerlich beruhigt wird, indem er innerlich beschäftigt wird. Daher kann die Haltung der Classe nur dann eine zufriedenstellende sein, wenn die Wechselbeziehung zwischen Lehrer und Schülern gesund und vernunftgemäß ist. Freilich ist eine tadellose Unterrichtsstunde ein kleines Kunstwerk, das nicht täglich 2—3 mal gleich gelungen wiederholt werden kann.

Redner bespricht sodann die mannigfachen socialen Verhältnisse, durch welche einerseits mancherlei Erziehungspflichten, die dem Elternhause zukommen, auf die Schule überwälzt, andererseits die Erziehungsmaßregeln der letzteren wesentlich erschwert werden. Die Empfindung der eigenen Wichtigkeit, die in Kindern wohlhabender Häuser durch verschiedene Umstände geweckt wird, erfährt dann in der Schule, in welcher die Schüler nach ihrem thatsächlichen, nicht nach ihrem eingebildeten Werte beurtheilt werden, eine von ihnen und andern unliebsam bemerkte Enttäuschung.

Redner erörtert im Anschlusse daran die Schwierigkeiten, denen der Lehrer bei seiner knapp bemessenen Zeit gegenübersteht, und zeigt, wie die Aufgabe der Schule, durch Unterricht zu erziehen, bei individueller Behandlung der Schüler zu lösen ist. Eine Vorbedingung hiefür sieht er darin, dass dem Lehrer die Möglichkeit gegeben ist, individuell vorzugehen. Diese Möglichkeit ist nur an „kleinen“ Anstalten vorhanden. Kann man von dem Staate auch nicht die Errichtung vieler kleiner Schulen fordern, so dürfe man doch mäßig besuchte Classen anstreben, demnach eine Vermehrung der Parallelclassen. An Anstalten mit vielen Parallelclassen müsse der Director, wenn er der geistige Leiter und nicht bloß der Verwalter der Schule sein soll, entsprechend entlastet werden.

Redner erörtert sodann die Momente, welche für die Erkenntnis der Eigenart der Schüler von Wichtigkeit seien. So biete das Lob, noch mehr der Tadel hervortretender Eigenschaften (Vergesslichkeit, Unpünktlichkeit, Zerstreutheit, Unverträglichkeit usw.) Anlass zu individualisieren. Schablonenhafter Tadel bleibt in den meisten Fällen wirkungslos. Auf den einen Schüler wirken am besten kurze, scharf hingeworfene Worte, ein anderer ist für eine Aufmunterung empfänglich, ein dritter wird durch eine witzige Bemerkung zur Selbstbesinnung gebracht. Mancher muss ständig überwacht werden, andere fühlen sich durch das Vertrauen des Lehrers gehoben, durch einen Vergleich mit erprobten Schülern angespornt, durch Anerkennung zu erhöhten Leistungen bewogen, während gerade auf solche Schüler ein scharf ausgesprochener Tadel verstimmend wirkt. Eine andere Gelegenheit zu individualisieren bietet die mündliche Prüfung. Jede mündliche Leitstung sollte kurz, aber treffend charakterisiert, etwaige lügenhafte Ausreden sofort entschieden zurückgewiesen werden. Erst wenn der Lehrer so die Eigenart des Schülers genau kennen gelernt hat, kann er auch beim Unterricht individualisieren. Auf der Art der Fragestellung beruht die Kunst, die Vorstellungen zu wecken, denen der Unterricht im gegebenen Augenblicke bedarf. Manche Frage bleibt unbeantwortet, weil sie nicht richtig, nicht dem Schüler angemessen gestellt war. Je mehr es dem Lehrer gelingt, sich in die Lage des Schülers hineinzudenken, je genauer er sich die Schwierigkeiten, welche der Lernende beim Erfassen einer neuen Partie des Gegenstandes zu überwinden hat, gegenwärtig hält, desto geduldiger wird er vorgehen, desto begreiflicher werden ihm die lückenhaften Antworten des Schülers erscheinen, desto lieber wird er sich zu dem Auffassungsniveau des Schülers herablassen.

In der Erziehung wie beim Unterrichte ist daher eine Schablone nachtheilig. Denn wie gewisse Kalligraphielehrer aus der charakteristischen, wenn auch unschönen Handschrift eine schöne, aber charakterlose auszubilden verstehen, so unterdrückt die Schablone die Eigenart des jungen Menschen, um aus ihm einen »allgemeinen« Typus zu machen. Wie der Schüler, so habe aber auch der Lehrer ein Anrecht darauf, dass seiner Eigenart die größte Schonung entgegengebracht werde. Beide werden desto mehr erstarken, je freier sie athmen und sich entfalten dürfen, und die Thätigkeit eines wissenschaftlich-tüchtigen, gewissenhaften und pflichteifrigen Lehrers werde umso nachhaltiger und segensreicher wirken, je mehr Vertrauen man ihm schenkt, und je selbständiger er seinen Unterricht gestalten darf. (Lebhafter Beifall; Redner wird von vielen Seiten beglückwünscht.)

Das nächste Referat erstattete Prof. Dr. Oskar Gratzy (Laibach) über »Die Beziehungen der italienischen Vorschriften für den Unterricht (Regolamento e programmi per i ginnasi e i licei) zu den österreichischen Instructionen und Weisungen«, in welchem der Vortragende den Nachweis führte, dass die österreichischen Vorschriften und Instructionen, was ihren Wert für die Entwicklung des Mittelschulwesens anlangt, wohl den italienischen gegenüber voraus seien, dass diese aber deutlich das Streben Italiens bekunden, dem österreichischen Vorbilde nahezukommen. Einzelne Bestimmungen der italienischen Schulverfassung, so insbesondere die, welche die Lehrverpflichtung der Lyceal-professoren (Maximum 15 Stunden wöchentlich) und die größere Selbständigkeit der königlichen Landesschulinspectoren betreffen, verdienen die gerechteste Würdigung. Auch die Ausführungen dieses Redners wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Am Nachmittage besichtigten die Theilnehmer die erzherzoglich Albrecht'sche Kunstsammlung (Albertina), das Burgtheater und die Telephoncentrale.

Um 5 Uhr nachmittags hielt Prof. Dr. H. Hammerl (Innsbruck) im Hörsaale des physikalischen Institutes der k. k. Universität einen Vortrag über das von ihm construierte Modell einer Maschine für Gleich-, Wechsel- und Drehstrom und zeigte durch einzelne Demonstrationen, dass das sehr einfache und instructive Lehrmittel dem physikalischen Unterrichte auf der Oberstufe vorzügliche Dienste zu leisten geeignet sei. An diesen Vortrag reihten sich Versuche mit Strömen hoher Wechselzahl an, welche Dr. F. Tuma demonstrierte, deren präcise Durchführung den verdienten Beifall der Anwesenden erntete.

Anlässlich des Mittelschultages und der zur gleichen Zeit tagenden Versammlung des deutsch-österreichischen Turnlehrervereins fand nachmittags in der Turnhalle des deutsch-österr. Turnvereins ein Schauturnen der II. Classe der Staats-Realschule im I. Bezirke statt. An dasselbe schloss sich ein Vortrag des k. k. Turnlehrers Jaro Pawel: »Worin besteht das Wesen des Spieß'schen Classenturnens?«

Abends vereinigte der Rotundensaal der k. k. Gartenbaugesellschaft die Theilnehmer des Mittelschultages zu einem Festcommers, bei welchem

der Vorsitzende Dir. K. Klekler einen begeistert aufgenommenen Toast auf Se. Majestät den Kaiser ausbrachte. Sodann feierte Prof. Hoppe den Unterrichtsminister Exc. Dr. von Madejski, Prof. Dr. Maiß sprach auf die Gäste, Prof. Effenberger (Prag) auf die Stadt Wien und die Wiener Collegen.

Am zweiten Verhandlungstage (22. März) fanden vor der allgemeinen Sitzung gleichzeitig mehrere Sectionssitzungen statt. In der historisch-geographischen Section (Vorsitzender Gymn.-Dir. Dr. Fr. Swida (Pola), Schriftführer Dr. Ludwig Singer (Wien)) erstattete zunächst Prof. Victor von Renner (Wien) Bericht über die Schritte, welche auf Grund der Resolution der historisch-philologischen Section des IV. deutsch-österr. Mittelschultages (1892) unternommen wurden, um den einzelnen Anstalten die Anschaffung von Münzen zu erleichtern. Er stellt am Schlusse seines sehr beifällig aufgenommenen Referates folgende Anträge: 1. Die historische Section des V. deutsch-österr. Mittelschultages dankt dem hohen k. k. Unterrichtsministerium sowohl, wie auch der numismatischen Gesellschaft für das wohlwollende Entgegenkommen, das beide der Nutzbarmachung der Münzenkunde für den Unterricht an den österreichischen Mittelschulen bisher bewiesen haben, und bittet sie, dieser Angelegenheit dasselbe auch fernerhin zu bewahren. 2. Die Section wählt ein Comité aus fünf Mitgliedern, welchem die Vollmacht übertragen wird, alles Nöthige zu veranlassen, um den auf dem IV. deutsch-österr. Mittelschultage gefassten Beschluss durchzuführen und die Indienststellung der Münzenkunde in den Unterricht aus Geschichte und Philologie an unseren Mittelschulen zu ermöglichen, und zwar durch Vermittlung von Vorlesungen über Münzenkunde für Mittelschullehrer wie durch Schaffung einer Centralstelle zur Betheilung der Mittelschulen mit den Originalen und Veranlassung galvanoplastischer Nachbildungen wichtiger, aber im Originale zu kostbarer Münzen und Medaillen. 3. Diese Commission hat das Recht der Cooptation im Falle des Abganges irgend eines Mitgliedes derselben. Sie erstattet der historischen Section des nächsten Mittelschultages Bericht über ihre Thätigkeit. — In der darauf folgenden Debatte, in welcher zunächst Prof. Bass (Wien) Bedenken gegen die vorgeschlagenen Sonntagsvorlesungen erhebt, im übrigen jedoch die Zustimmung zu der vom Referenten vorgeschlagenen Sammlung sowie zu den bisher gethanen Schritten ausspricht, wird dem Referenten das gewünschte Absolutorium ertheilt, hierauf, nachdem der Referent bezüglich der Sonntagsvorträge erklärt, es seien nur 3—4 solcher Vorträge in Aussicht genommen, der 1. Antrag einstimmig angenommen. In Betreff des 2. Antrages hält Prof Dr. Singer (Wien) mit Rücksicht auf die Lehrer der Provinz es für wünschenswert, eine Beschreibung der Typensammlung zur Orientierung für Nichtfachmänner herauszugeben, eine Anregung, die der Vorsitzende unterstützt. Sodann wurden die Anträge 2 und 3 gleichfalls einstimmig angenommen und in die Commission gewählt: Landesschulinspector Dr. J. Huemer und die Proff. Dr. Kubitschek, Dr. Prix, V. v. Renner und Dr. L. Singer.

Das 2. Referat bildete der gehaltvolle Vortrag des Prof. Dr. Friedrich Umlauft (Wien) »Über die kartographische Methode beim historischen Unterrichte und Studium«. Nach längerer Debatte, an der sich die Herren Dir. Dr. Swida, die Proff. Gorge (Wien), Waneck (Mähr.-Ostrau), Bass (Wien), Dr. Binn (Wien) und der Vortragende betheiligen, wurde über Wunsch des letzteren, der die Benützung der stummen Karten dem Ermessen der einzelnen Lehrer überlassen möchte, von einer Abstimmung abgesehen und auf Antrag des Prof. Bass (Wien) dem Vorsitzenden der Dank der Section für die treffliche Leitung derselben ausgesprochen.

In der mathematischen Section (Vorsitzender: Dir. W. Wollanek (Wien), Schriftführer: die Proff. G. Effenberger (Prag) und J. Meixner (Wien)) hielt zuerst Prof. F. Schromm (Wien) einen Vortrag »Über neue Constructionen von Ellipsographen«, in welchem er nach einer Besprechung der Ellipsographen älterer Construction den von dem k. u. k. Generalmajor v. Arbter erfundenen und einen von dem Vortragenden selbst construierten Apparat erklärte und demonstrierte.

Hierauf besprach Prof. Dr. E. Maiß (Wien) die Kegelschnittslinien im planimetrischen Unterrichte und begründete folgende Thesen: »1. Die Section hält es für wünschenswert, dass in den planimetrischen Unterricht an der Realschule ein kurzer Abriss der Lehre von den Kegelschnittslinien, vornehmlich in Form von Anwendungen der planimetrischen Grundsätze, aufgenommen werde. 2. Dafür könnten einige entbehrliche Beweise, sowie die Lehre von der Flächenverwandlung gekürzt werden. Eventuell: 3. Auch für den Gymnasialunterricht wäre eine bezügliche Änderung erwünscht.« Nach lebhafter Debatte, in welcher die Proff. H. Wittek (Baden), Meixner (Wien), Breuer (Wien), Schober (Innsbruck), Kienmann (Wr.-Neustadt), Heller (Linz), Dir. Hackspiel (Prag) und der Referent eingriffen, gelangten nachstehende von den Proff. Heller und Wittek vorgeschlagenen Thesen zur Annahme: »1. Die Section hält es für wünschenswert, dass an der Realschule den Kegelschnittslinien mit Rücksicht auf ihre Anwendungen in der Physik und in der darstellenden Geometrie eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werde. 2. Für den Gymnasialunterricht ist es wünschenswert, dass eine gelegentliche Behandlung der einfachsten Sätze über die Kegelschnittslinien im planimetrischen und stereometrischen Unterrichte platzgreife.«

Naturhistorische Section (Vorsitzender: Prof. Huber (Wien), Schriftführer: Dr. Günter (Teschen) und Suppl. Scholz (Wien). Prof. J. Commenda (Linz) besprach einige wichtige Momente der Concentration beim naturgeschichtlichen Unterrichte und forderte insbesondere die Herstellung einer innigeren Verbindung der naturgeschichtlichen und geographischen Kenntnisse des Schülers. Den Grundgedanken seines Referates legte er in folgenden zwei Thesen wieder: »1. Concentration ist beim naturhistorischen Unterrichte erwünschenswert. 2. Als ein geeignetes Mittel erscheint die Benützung zweckmäßiger Landkarten zur Einzeichnung hiefür passender Objecte.«

Eine für den botanischen Unterricht schwerwiegende Frage behandelte Prof. Dr. Fr. Noë (Wien), indem er die Bedeutung und Noth-

wendigkeit der Schulgärten in gründlicher und überzeugender Weise darlegte. Die von ihm vorgeschlagene These: „Der V. deutsch-österreichische Mittelschultag gibt seiner Überzeugung Ausdruck, dass die Anlage von Schulgärten für die Hebung des naturgeschichtlichen Unterrichtes an den österr. Mittelschulen, zumal in größeren Städten, von besonderer Wichtigkeit ist, und spricht die Bitte aus, dass sowohl die hohen Unterrichtsbehörden als auch die Directoren und Fachlehrer der Mittelschulen die Errichtung und Erhaltung von Schulgärten kräftigst fördern mögen“ fand denn auch einstimmig Annahme, und es wurde derselben noch der Wunsch hinzugefügt, dass in allen größeren Städten Centralgärten errichtet werden sollen und die hohe Unterrichtsverwaltung dahin wirken möge, dass die Errichtung derartiger Schulgärten durch die Leitung der botanischen Gärten kräftigst zu fördern sei.

Philologische Section (Vorsitzender: Prof. Dr. Val. Hintner (Wien), Schriftführer: die Proff. J. Deubler (Freistadt) und F. Dressler (Wien)). Prof. Fr. Loebl (Teschen) stellte in seinem ausführlichen und gründlichen Referate: „Zum griechischen Unterrichte an unsern Gymnasien“, in welchem er mit Nachdruck dem Grammaticismus entgegentrat und bezüglich der schriftlichen Arbeiten eine Annäherung des österreichischen Lehrplanes an den preußischen verfocht, folgende Thesen auf: „1. Die griechische Grammatik ist in ihren wichtigsten Theilen unter strengster Beschränkung auf das für die Gymnasiallectüre Nothwendige in der 6. Classe abzuschließen. In der 7. und 8. Classe sollen Wiederholungen und unumgänglich nothwendige kleine Erweiterungen auf allen Gebieten der Grammatik je nach Bedürfnis, aber nur gelegentlich gestattet sein. Demgemäß sind, von dieser kleinen Beschränkung abgesehen, die griechischen Unterrichtsstunden in der 7. und 8. Classe vollständig der Lectüre zu widmen. 2. Im 1. Semester der 5. Classe sind 4 Schularbeiten zu geben, die im Übersetzen ins Griechische bestehen. 3. Im 2. Semester der 5. und in jedem der beiden Semester der 6. Classe sind 4 Schularbeiten in der Weise zu geben, dass immer eine Übersetzung ins Griechische mit einer Übersetzung aus dem Griechischen abwechselt. 4. Die Schularbeiten in der 7. und 8. Classe, 4 in jedem Semester, bestehen im Übersetzen aus dem Griechischen. 5. Übungen im unvorbereiteten mündlichen Überseten aus dem Griechischen sind von der 5. Classe an regelmäßig vorzunehmen, und dabei ist von der 6. Classe an auch auf die in den früheren Schuljahren gelesenen Autoren die gebürende Rücksicht zu nehmen.“ Bei der Generaldebatte ergriffen Prof. Dr. Thumser (Wien), Dir. Kapp (Wien), Hofrath Prof. Dr. Schenkl, Dir. Dr. Tumlirz (Czernowitz) und Dir. Dr. Loos (Wien) das Wort und betonten, dass die Nothwendigkeit, eine gewisse Summe grammatischer Kenntnisse der Schüler wachzuhalten, durch die Forderung eines gründlichen und selbständigen Verständnisses der Autoren geboten sei, dass eine Änderung der erst vor kurzem erfolgten Bestimmungen über die schriftlichen Arbeiten gegenwärtig, da noch keine entscheidenden Wirkungen der preußischen Lehrpläne vorliegen, verfrüht und unzeitgemäß wäre, und dass endlich der Grammaticismus, wollte man die Grammati k-

stunden in VII. und VIII. abschaffen, wahrscheinlich bei der Lectüre umso stärker hervortreten würde, was man ja gerade verhindern wolle. Nachdem der Antrag des Prof. Stitz (Wien) auf Eingehen in die Specialdebatte abgelehnt wurde, gelangte der Antrag des Dir. L. Lampel (Wien): „Die Versammlung erkennt zwar die vom Referenten gegebenen Anregungen dankbar an, spricht sich aber aus den in der Debatte geltend gemachten Gründen gegen die beantragten Änderungen aus", zur Annahme.

Um 10 Uhr begann die zweite Vollversammlung, auf deren Tagesordnung als einziger Verhandlungsgegenstand die Berathung und Beschlussfassung „Über die Gehalts- und Rangsfragen der Mittelschullehrer" stand. Nach einigen einleitenden Worten des Vorsitzenden Dir. K. Klekler (Wien) erstattete Prof. M. Glöser den sehr sorgfältig und maßvoll gehaltenen Bericht. Da dieser Vortrag vollinhaltlich in dieser Zeitschrift S. 562 ff. abgedruckt ist, so begnügen wir uns damit, unsere Leser hierauf zu verweisen. An das mit dem lebhaftesten Beifalle aufgenommene Referat schloss sich eine kurze Debatte. Dir. Hackspiel (Prag) beantragte die en-bloc-Annahme der Resolution, Dir. Dr. Koch (Budweis) stimmte vollinhaltlich zu, Prof. Dr. Nabělek (Kremsier) bemerkte nebenbei, dass die wahrhaft klägliche Remuneration für Überstunden eine den nicht obligaten Gegenständen entsprechende Erhöhung bedürfe, stellte aber keinen Zusatzantrag, Prof. Dr. Noë (Wien) wünschte die einmüthige Annahme der Resolution und empfahl, die Reichsrathsabgeordneten, insbesondere den Standesgenossen Prof. Dr. Ritter von Kraus zu ersuchen, für dieselbe wärmstens einzutreten, worauf Prof. Glöser hervorhebt, dass der allverehrte Referent über den Mittelschuletat, Hofrath Dr. Beer, dessen warme Fürsorge für den Lehrstand allseitig dankbarst anerkannt werde, in der Versammlung anwesend sei. Unter langanhaltendem, stürmischem Beifalle betrat hierauf Hofrath Dr. Beer die Rednerbühne und erklärte, die heutige Resolution sei nicht unwillkommen. Die eingereichten Petitionen können im Budgetausschusse einer warmen Befürwortung und eingehenden Behandlung sicher sein. Es könne für die Interessen des Mittelschullehrstandes nicht wärmer eingetreten werden, als es bisher geschah. Alle Parteien haben einmüthig anerkannt, dass die Verbesserung der Lage der Mittelschulprofessoren eine Nothwendigkeit sei. Auch die Verhältnisse der Supplenten seien von ihm in entschiedener Weise vertreten worden, und er dürfe wohl die Erwartung aussprechen, dass die Unterrichtsverwaltung in kurzer Zeit die geltend gemachten Unzukömmlichkeiten beseitigen werde. (Stürmischer Beifall.) In gleicher Weise sei die Frage der Turnlehrer im Ausschusse besprochen und wohlwollend erledigt worden. Se. Excellenz der Herr Finanzminister habe im Budgetausschusse der Gehaltsregulierung der Beamten das wärmste Wohlwollen entgegengebracht. Mit dieser hänge die Besserung der Lage der Mittelschullehrer zusammen. Er glaube daher die Hoffnung aussprechen zu dürfen, dass in nicht allzuferner Zeit diese so sehr erwünschte Besserung eingetreten sein wird. (Neuerlicher stürmischer Beifall.) Reichsrathsabgeordneter Prof. Dr. V. von Kraus gab unter

lebhafter Acclamation die Erklärung ab, dass er nie ermüden werde, zu jeder Zeit seine Kräfte den Interessen seines Standes zu widmen. Er bittet, sich in allen Fällen seiner zu bedienen, er werde stets voll und ganz zur Verfügung stehen. (Stürmischer Beifall.) Hierauf wurde die vorgeschlagene Resolution einstimmig angenommen.

Dir. Klekler übergab sodann den Vorsitz an den 1. Stellvertreter Dir. Dr. Tumlirz und erklärte, dass er den Zusatzantrag des Prof. Schwarz (Mähr.-Ostrau) als selbständigen Antrag bezeichnen müsse. Der Vorsitzende eröffnet nun über den Antrag des Prof. Schwarz die Debatte. Der Worlaut dieses Antrages war folgender: „Der V. deutsch-österr. Mittelschultag spricht die Hoffnung und Erwartung aus, dass auch von Seiten der Länder, Communen und Körperschaften, welche Mittelschulen erhalten, in gleicher Weise für die Besserung der materiellen Lage der Mittelschullehrer Sorge getragen werden wird, wie das von Seite der Staatsverwaltung erwartet wird.“ Auch diese Resolution fand einstimmige Annahme. Zum Schlusse beantragte Prof. Heller (Linz), das Präsidium des Mittelschultages möge dafür Sorge tragen, dass das Referat des Prof. Glöser in Druck gelegt und in allen betheiligten Kreisen verbreitet werde. Auf die Erklärung des Vorsitzenden, dass der Mittelschultag leider nicht über die Mittel verfüge, um die Drucklegung zu veranlassen, dass aber zweifellos die Mittelschulvereine die Kosten der Separatabdrücke des in der Zeitschrift „Mittelschule“ zu veröffentlichenden Referates auf sich nehmen werden, geben die Obmänner Prof. F. Hoppe im Namen der „Wiener Mittelschule“, Prof. Glöser in dem der „Realschule“, Prof. Effenberger im Namen des Prager und der übrigen Mittelschulvereine die betreffende Erklärung ab, worauf der Antrag Heller einstimmig angenommen wurde. (Beifall.)

Nachmittags fanden neuerdings Sectionssitzungen statt. In der pädagogischen Section (Vorsitzender: Dir. Dr. J. Loos (Wien), Schriftführer: Prof. Aschauer (Wien) und Suppl. Dr. S. Reiter (Wien)) erörterte Prof. N. Schwaiger in klarer, objectiver Weise die Frage der „Fächergruppierung am Gymnasium“. Die Nothwendigkeit, einzelne Fächer in die Hand eines Lehrers zu vereinigen, veranlasse das Bedürfnis, Fächergruppen zu schaffen. Referent untersucht nun die verschiedenen Momente, welche bei der Vereinigung einzelner Fächer maßgebend sein können, hebt als die weitaus wichtigsten hervor die methodische Verwandtschaft (z. B. der Sprachfächer) und die gegenseitige Abhängigkeit (Physik von der Mathematik) und beantragt die Annahme folgender Thesen: „I. Bei der Fächergruppierung für die Mittelschullehrer ist in erster Linie die sachliche und methodische Verwandtschaft, sodann die gegenseitige Abhängigkeit der Fächer voneinander maßgebend. II. Demnach empfiehlt es sich: 1. Geographie mit Naturgeschichte und 2. Philosophische Propädeutik mit Geschichte zu verbinden.“ Die erste These wurde nach einer kurzen Bemerkung des Dr. Perkmann (Innsbruck) und der Erwiderung des Referenten über Antrag des Dir. Dr. Tumlirz angenommen. Der Vorsitzende brachte sodann die zweite These getheilt zur Verhandlung. Für die Vereinigung der

Geographie mit der Naturgeschichte zu einer Lehrfächergruppe sprach sich Prof. Dr. Noë (Wien) aus, gegen dieselbe erklärte sich Ministerialrath Dr. von Wretschko (Wien) unter Hinweis darauf, dass die Naturgeschichte gegenwärtig nicht eine lediglich beschreibende, sondern auch im Sinne des Vortragenden eine erklärende Wissenschaft (Physiologie der Pflanzen und Thiere) sei. Der Mineraloge brauche gründlichere Kenntnisse in der Mathematik und besonders der Chemie. Ohne tiefere mathematisch-physikalische Bildung könnte der Naturhistoriker in seiner Wissenschaft nicht fortschreiten, da ihm die Lösung vieler Probleme nicht möglich wäre. Nachdem der Referent und Prof. Noë erwidert, der Vorsitzende Dir. Dr. Loos die Verbindung der Naturgeschichte und Geographie in der I. Classe warm empfohlen und Dir. Dr. Lampl (Wien) den Zusammenhang der Culturgeschichte mit der Geographie betont, andererseits aber einer facultativen Verbindung der Geographie mit der Naturgeschichte vom Standpunkte der Lehrfächervertheilung das Wort geredet hatte, beantragte Dir. Dr. Tumlirz die Abstimmung über die Vorfrage, ob eine Trennung der Geographie von der Geschichte wünschenswert sei. Diese Vorfrage wurde sodann mit Majorität abgelehnt. Dir. Lampl hielt seinen Antrag, die gegenwärtigen Fächerverbindungen durch die facultative Gruppe »Geographie und Naturgeschichte« zu erweitern, aufrecht, wogegen Dir. Dr. Hackspiel (Prag) bei dem Bisherigen zu verbleiben befürwortete. Ministerialrath Dr. von Wretschko wies darauf hin, dass die facultative Überbefähigung (Geographie neben Naturgeschichte, Mathematik und Physik) bereits nach der Prüfungsordnung ermöglicht sei. Da der Referent in der Ablehnung der Vorfrage den 1. Theil der These erledigt sah und ihn aufgab, zog auch Dir. Dr. Lampl seinen Antrag zurück. Gegen den 2. Theil der These (Verbindung der philosophischen Propädeutik mit Geschichte) sprach sich Dir. Dr. K. Reißenberger (Bielitz) aus, der sich für die Vereinigung der Propädeutik mit der deutschen Sprache — nach preußischem Muster — erklärte. Dagegen trat Dir. Dr. Lampl lebhaft für die Freiheit der Verbindung bei diesem Lehrfache ein, da sich ein Zusammenhang zwischen Philosophie und jedem andern Lehrfache finden lasse. Dieser Ansicht trat die Section bei, worauf der Vorsitzende dem Referenten unter Beifall für den anregenden und befruchtenden Vortrag dankte. Sodann hielt Prof. Dr. Fr. Nabělek (Kremsier) einen Vortrag über den »Einfluss des Studiums der Mathematik auf die ethische Bildung der Jugend«, in welchem derselbe ausführte, dass der mathematische Unterricht an den Mittelschulen auch in ethischer Hinsicht wesentlich zur Erziehung der Jugend beizutragen geeignet sei.

In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section (5 Uhr nachmittags), in welcher Dir. Dr. Hackspiel (Prag) den Vorsitz führte und Prof. Dr. Daurer (Wien) als Schriftführer fungierte, erstattete zunächst Prof. Dr. K. Zahradníček (Teschen) ein Referat: »Bemerkungen zum Unterrichte in der Physik an unseren Realschulen.« Die leitenden Ideen desselben fasste er in folgende Thesen zusammen: »I. Das Princip von der Erhaltung der Energie verdient beim

Mittelschulunterrichte die größte Beachtung. Dasselbe ermöglicht zugleich eine widerspruchslose, dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft entsprechende Behandlung der Elektricitätslehre mittelst des Potentials, deren Aufnahme in den Mittelschulunterricht täglich dringender wird. II. Die geometrische Optik ist in das Lehrpensum der 6. Classe einzuziehen. III. Die durch diese Verschiebung und durch die Anwendung anderer Mittel gewonnene Zeit möge zur Wiederholung des gesammten physikalischen Lehrstoffes verwendet werden. Diese Wiederholungen sollen an concreten, auch durch die Art der Einkleidung das Interesse der Schüler erregenden, im allgemeinen nicht systematisch geordneten Aufgaben ausgehen, bei deren Lösung die zu wiederholenden Lehren zur Anwendung und innigen Verknüpfung gelangen.« Die erste These wurde nach kurzer Befürwortung durch Prof. Dr. H. Hammerl (Innsbruck) einstimmig angenommen. Die zweite These fand nach lebhafter Debatte, an der sich die Proff. M. Glöser (Wien), Dr. H. Hammerl (Innsbruck), J. Wittek (Baden) und der Referent betheiligten, in folgender, von dem Referenten acceptierten Fassung Annahme: »Die geometrische Optik ist mit entsprechenden Kürzungen in das Lehrpensum der 6. Classe aufzunehmen, vorausgesetzt, dass dem Unterrichte wöchentlich 4 Stunden zugewiesen werden.« Die dritte These wurde ohne Debatte einstimmig angenommen.

Hierauf trat Dir. Dr. Hackspiel den Vorsitz an Dir. K. Klekler (Wien) ab, und es referierte Prof. Dr. H. von Höpflingen (Prag) über die Vertheilung des physikalischen Lehrstoffes in der 3. und 4. Classe der Realschule (Schriftführer: Prof. Wittek, Baden). Die Ausführungen des Referenten gipfelten in folgenden Thesen: »I. *a*) Es ist wünschenswert, dass der Physikunterricht in der 3. und 4. Classe an allen Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache nach demselben Lehrplane stattfinde; *b*) die Zahl der Lehrstunden für Physik soll sowohl in der 3. als 4. Classe je 3 per Woche betragen; *c*) der Lehrstoff ist folgendermaßen zu vertheilen: 3. Classe: Allgemeine und besondere Eigenschaften der Körper, Wärmelehre, Magnetismus, Reibungselektricität, Hydrostatik, Aërostatik; 4. Classe: Mechanik fester Körper, Akustik, Galvanismus, Optik (strahlende Wärme). — II. Solange es Realschulen gibt, an welchen dem Physikunterrichte in der 3. Classe 4 Stunden und in der 4 Classe 2 Stunden per Woche zugemessen sind, soll an denselben der Lehrstoff in folgender Weise vertheilt werden: 3. Classe: Allgemeine und besondere Eigenschaften der Körper, Wärmelehre, Magnetismus, Reibungselektricität, Hydrostatik, Aërostatik, Akustik; 4. Classe: Mechanik fester Körper, Galvanismus, Optik (strahlende Wärme).« Die Versammlung nahm dieselben nach längerer Debatte mit einer geringen Änderung an.

Um 6 Uhr fand die 2. Sitzung der philologischen Section (Vorsitzender: Prof. Dr. Hintner (Wien), Schriftführer: Prof. Dressler (Wien)) im grünen Saale der kais. Akademie der Wissenschaften statt. In derselben erörterte Prof. Dr. A. Primožić (Wien) die Bedeutung des Stereoskops und Skioptikons im Dienste des altclassischen Unterrichtes. Besonders das letztere erweise sich als ein

Lehrbehelf ersten Ranges, indem es die Anschauungsobjecte in ihren natürlichen Raumverhältnissen darbiete. Eine große Reihe von Demonstrationen antiker Bauwerke, öffentlicher Plätze und Straßen, Statuen und selbst topographischer Pläne, die auf eine weiße Bildfläche projiciert die einzelnen Gegenstände in den schärfsten Umrissen erscheinen ließen, erregte allseitige Bewunderung und trug dem Vortragenden den lebhaftesten Beifall und Dank der Versammlung ein. Sodann hielt Prof. Dr. Wotke (Oberhollabrunn) einen Vortrag über die Frage: „Sind Übersetzungen zur Erweiterung der Kenntnisse der classischen Literatur heranzuziehen?“ Der Vortragende erklärt sich dafür, dass Übersetzungen von dem Schüler fernliegenden Stellen und Werken zur Beleuchtung der in der Schule gelesenen Partien herangezogen werden, ferner auch dafür, dass bei umfangreichen Autoren, die in der Schule und Privatlectüre nicht ganz gelesen werden können, das Weggelassene in Übersetzungen gelesen werde. Von der Aufstellung einer These will der Vortragende abstehen. Nach längerer Debatte, an der sich Dir. Dr. Tumlirz (Czernowitz), Suppl. Dr. Weigel (Wien) und Prof. Dressler (Wien) theilnahmen und in der besonders der letztere auf die Gefahr hinweist, welche die Meinung, dass die Übersetzung — zum Theil wenigstens — das Original ersetzen könne, für die Philologie mit sich bringe, wird über Antrag des Prof. Zycha (Wien) das Referat zur Kenntnis genommen.

Der dritte Verhandlungstag (23. März) begann mit Sectionssitzungen. In der philosophischen Section (Vorsitzender: Dir. Dr. A. Nitsche (Triest), Schriftführer: Prof. Dr. Lauczicky (Wien) und Prof. Dr. Kunz (Wien)) sollte zunächst Prof. Dr. Höfler (Wien) über die Frage: „Wie soll der Gymnasialunterricht in der Psychologie zu den Ergebnissen der Gehirn- und Nervenphysiologie Stellung nehmen?“ referieren. Da aber Prof. Höfler infolge Erkrankung verhindert war, das Referat zu erstatten, musste dasselbe zum lebhaften Bedauern der Versammlung entfallen. Hierauf ergriff Prof. Dr. L. Singer das Wort zur Besprechung der „psychopathischen Minderwertigkeiten und ihrer Behandlung in der Mittelschule“. Der Vortragende bemerkt, er wolle seine Auseinandersetzungen nur als ein Referat über Kochs Buch „Die psychopathischen Minderwertigkeiten“ und Strümpells „Pädagogische Pathologie“ betrachtet wissen. Unter psychopathischen Minderwertigkeiten verstehe Koch alle, seien es angeborene, seien es erworbene, den Menschen in seinem Personenleben beeinflussenden psychischen Regelwidrigkeiten, welche auch in schlimmen Fällen noch keine Geisteskrankheiten darstellten, welche aber die damit beschwerten Personen auch im günstigsten Falle nicht als im Vollbesitze geistiger Normalität und Leistungsfähigkeit erscheinen ließen. Solche Minderwertigkeiten seien in ihren verschiedenen Graden (Disposition, Belastung, Degeneration) — bestimmte Fälle werden als Beispiele angeführt — auch an Kindern zu beobachten, wenn auch namentlich die leichteren Formen hier schwerer zu erkennen seien als an Erwachsenen. Die Koch'sche Lehre gebe der längst als berechtigt anerkannten Forderung nach In-

lividualisierung neue wichtige Stützen, ebenso dem Verlangen nach einheitlichem Zusammenwirken von Schule und Haus in solchen Fällen, die noch ein Verweilen des Kindes in der Unterrichtsanstalt zuließen. Manche Individuen müssten aber im Interesse der Schule und in ihrem eigenen geradezu von der Mittelschule ferngehalten werden. Im Anschlusse an Strümpell zeigt der Vortragende dann, wie große Vorsicht jedoch bei der Anwendung der Koch'schen Lehre auf Schulzwecke, ja auch nur im bloßen Gebrauche des Wortes „pathologisch" nothwendig sei, welche Schwierigkeiten sich hier darböten. Vor allem thue eine Reihe sorgfältiger zuverlässiger Beobachtungen noth, und schon deswegen sei es wünschenswert, dass die Lehrer sich mit der ganzen Theorie wenigstens der Hauptsache nach vertraut machten. Zum Schlusse stellte der Referent folgende Thesen auf: „1. Es ist aus theoretischen und praktischen Gründen geboten, den Begriff der pädagogischen Pathologie nur auf die wirklich pathologischen Erscheinungen zu beschränken. 2. Es sind die Probecandidaten theoretisch und, wo sich die Gelegenheit bietet, auch praktisch mit den bezüglichen psychopathischen Minderwertigkeiten und deren pädagogischer Behandlung vertraut zu machen. 3. Es wäre im Interesse der Wissenschaft gelegen, wenn die Lehrer, welche Lust und Fähigkeit dazu besitzen, die von ihnen beobachteten Fälle psychopathischer Minderwertigkeiten aufzeichneten und beschrieben und die betreffenden Individuen auch über die Schulzeit hinaus im Auge behielten." Dir. Dr. Lampl (Wien) beantragt mit Rücksicht auf die tiefeinschneidende Bedeutung dieser Frage für das Erziehungswesen und auf die bereits zuweit vorgeschrittene Zeit von einer Discussion und Beschlussfassung über die vorgeschlagenen Thesen abzusehen. Dieser Antrag fand einhellige Annahme. Der Vorsitzende erbat sich zum Schlusse die Ermächtigung dazu, Herrn Prof. Dr. Höfler zu ersuchen, den angekündigten Vortrag zu veröffentlichen. (Zustimmung.)

In der philologischen Section (3. Sitzung) gelangte das Referat des Dr. J. Perkmann (Innsbruck) „Über die ethische Ausbildung durch den Unterricht in den Sprachgegenständen" zur Verhandlung. Der Vortragende erörtert, wie den drei Entwicklungsstufen der Jugend entsprechend die sittliche Bildung durch den Unterricht vermittelt werden könne. In den untersten Classen, wo die Kinder in Abhängigkeit von ihrer Umgebung stehen, werde auf das Gemüth am meisten durch die deutschen Lesestücke, Sinnsprüche, die Klugheitsmoral der Fabeln usw. eingewirkt. Auf der mittleren Stufe, auf welcher ein allmähliches Hervortreten der Selbständigkeit bei dem Schüler zu beobachten ist, wirkt am mächtigsten die Lectüre der Classiker (der antiken und der deutschen); gewisse Charaktereigenschaften, wie Tapferkeit, Festigkeit, Treue, Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, sind der Gewinn dieser das Gemüth durch die schöne Form ergreifenden Lectüre. Die dritte Stufe, die bereits volle Selbständigkeit im Urtheil zeigt, erheischt theoretische Unterweisung und reflectierende Betrachtung, wie sie einerseits in der Psychologie, andererseits in theoretischen Auseinandersetzungen der Beweggründe des menschlichen Thuns bei Sallust, Cicero u. a. und

in Dichtungen von tiefem Ideengehalte (Goethes »Grenzen der Menschheit«, Schillers Reflexionslyrik, in den griechischen Chorliedern, im deutschen Drama usw.), endlich in Plato hervortritt. Von einer systematischen Berücksichtigung des ethischen Gehaltes der Lectüre verspricht sich der Referent die günstigste Einwirkung auf die studierende Jugend und stellt folgende These auf: »Die Lectüre der Classiker soll in systematischer Weise ethischer Ausbildung dienstbar gemacht werden.« Nach längerer Debatte, in welcher besonders Prof. Stitz (Wien) gegen die Betonung des Systematischen sich aussprach, Dir. Lampl (Wien) systematisch im Sinne von »planmäßig« gelten lassen will, Dir. Dr. Loos (Wien) in diesem Sinne »systematisch« als Wink für die Herausgeber deutscher Lesebücher ansieht, Dir. Dr. Tumlirz gegen den leicht misszuverstehenden Ausdruck »dienstbar gemacht werden« sich wendet, Prof. Schwaiger (Czernowitz) bei der ethischen Ausbildung nur indirecte, nicht directe Einwirkung forderte, wurde über Antrag des Prof. Zycha (Wien) unter Anerkennung des verdienstvollen und anregenden Referates von einer Beschlussfassung über die These abgesehen.

Mathematische Section (Vorsitzender: Dir. Dr. Hackspiel (Prag)). Auf der Tagesordnung stand der Vortrag des Prof. A. Adler (Pilsen): »Zur Theorie der geometrischen Constructionen.« Der Vortragende wies darauf hin, dass die geometrischen Constructionen nicht bloß mit dem Zirkel, sondern auch mit dem bloßen Lineal (rechter, spitzer Winkel) ausgeführt werden können, und zeigte, wie man mittelst des rechtwinkligen Dreieckes eine kubische Gleichung aufzulösen imstande sei. Zum Schlusse demonstrierte er einen Apparat zur Erzeugung der Kegelschnittslinien. Eine These wurde nicht aufgestellt.

Um 10 Uhr fand die dritte Vollversammlung statt. Den Vorsitz führte Dir. Dr. Tumlirz; derselbe eröffnete die Versammlung mit der Mittheilung, dass auf Wunsch vieler Mitglieder die Reihenfolge der Gegenstände der Tagesordnung abgeändert wurde, und brachte als 1. Punkt der Tagesordnung die Bestimmung der Zeit des nächsten Mittelschultages zur Verhandlung. Den Bericht hierüber erstattete Prof. Zycha (Wien). Derselbe schlug im Namen der Commission vor, es sei der nächste Mittelschultag mit Rücksicht darauf, dass die mehrfach durch Minister Freiherr von Gautsch reformierten Schulverhältnisse gegenwärtig einige Ruhe bedürfen, und es schwer falle, alljährlich mit neuen Vorschlägen hervorzutreten, in der Osterwoche des Jahres 1897 abzuhalten. Ferner beantragt er mit Rücksicht auf die geistlichen Professoren für die Sitzungen Montag bis Mittwoch der Charwoche in Aussicht zu nehmen. Dir. Dr. Hackspiel stimmte dem Antrage unter der Voraussetzung zu, dass, im Falle sich die Nothwendigkeit ergeben sollte, die Commission ermächtigt werde, eventuell auch früher den Mittelschultag einzuberufen. Mit dieser Beschränkung wurde der Antrag sodann angenommen und beschlossen, den VI. deutsch-österreichischen Mittelschultag zu Wien in der Charwoche 1897 und zwar am Montag, Dienstag und Mittwoch abzuhalten, nachdem ein geistlicher Prof. vom Stiftsgymnasium in Melk erklärt hatte, dass für die geistlichen

Theilnehmer Montag und Dienstag der Charwoche die gleichen Schwierigkeiten böten wie Donnerstag und Freitag, dass es aber immerhin einzelnen Mitgliedern der Stiftsgymnasien möglich gemacht werden könne, an den Verhandlungen theilzunehmen.

Hierauf wurde zur Wahl der vorbereitenden Commission geschritten. Über Antrag des Vorsitzenden, der die Verdienste des Geschäftsführers Prof. Feod. Hoppe und seines Stellvertreters Prof. Dr. Ed. Maiß um den V. deutsch-österr. Mittelschultag hervorhob, wurde Prof. Feod. Hoppe zum Geschäftsführer, Prof. Dr. Ed. Maiß zu dessen Stellvertreter per acclamationem gewählt. (Beifall). In den vorbereitenden Ausschuss wurden sodann nach dem Antrage der Commission berufen: *a*) aus Wien: die Directoren Klekler, Lampl, Dr. Langhans, Slameczka, Ziwsa und die Professoren Glöser, Huber, Knobloch, Meixner, Dr. Noë, Scholz, Stitz, Zycha, *b*) aus der Provinz: Dir. Dr. Hackspiel, Dir. Schimek, Prof. Effenberger (Prag), Dir. A. Steinwenter, Prof. Dr. Martinak, Prof. Standfest (Graz), Prof Gartner, Prof. Barta (Linz), Dir. Horak (Brünn), Dir. Reißenberger (Bielitz), Dir. Dr. Nitsche (Triest), Dir. Dr. Swida (Pola), Prof. Wallner (Laibach), Dir. Dr. Tumlirz und Prof. Faustmann (Czernowitz).

Hierauf hielt Dir. Dr. Hergel (Aussig) den angekündigten Vortrag „Über Schulhygiene". Der Vortragende entwarf das Bild eines idealen Schulgebäudes, in welchem ein in der Vollkraft seines Lebens stehender Director, unterstützt von einem Schularzte und einem Schulingenieur, seines Amtes waltet. Alle Räumlichkeiten, welche für den Aufenthalt der Schüler bestimmt sind, haben alle erdenklichen hygienischen Einrichtungen. Beleuchtung, Temperatur, die Raumverhältnisse, die Lüftung usw., alles ist aufs beste eingerichtet, selbst die Gänge haben im strengsten Winter eine angenehme Temperatur. Auch für die Reinhaltung des Körpers ist vorgesorgt durch Brausebäder, welche die Schüler unter Aufsicht von eigenen Dienern benützen. Dass es an Plätzen für das Jugendspiel nicht mangeln darf, ist selbstverständlich; auch die nöthige Zeit wird für dieselben dadurch gewonnen, dass die Unterrichtsstunde je nach der Schwierigkeit des Gegenstandes 30—45 Minuten hat, wodurch ausgiebige Zwischenpausen geschaffen werden. Der Vorsitzende dankte dem Vortragenden für das reizende Zukunftsbild, das er eben ausgemalt, das freilich wohl immer ein Ideal bleiben werde.

Dir. Klekler, der darauf den Vorsitz übernahm, leitete die Verificierung der Sectionsbeschlüsse ein. Die Obmänner, beziehungsweise Schriftführer der Sectionen berichteten über die Sectionsverhandlungen und die gefassten Beschlüsse. Dieselben wurden ohne Debatte verificiert. Der Vorsitzende warf sodann einen Rückblick auf die Ergebnisse des V. deutsch-österr. Mittelschultages, dankte nochmals der Versammlung für die rege Theilnahme an den Verhandlungen und schloss den Mittelschultag mit einem dreifachen Hoch auf Se. Majestät den Kaiser Franz Joseph, in das die Versammlung begeistert einstimmte. Dir. Dr. Hackspiel dankte dem Vorsitzenden für die umsichtige taktvolle Leitung der Berathungen (lebhafter Beifall), worauf Dir. Dr. Tumlirz (Czernowitz)

unter dem Beifalle der Versammlung dem „Hausherrn“ Dir. Fr. Slamecka Worte des Dankes widmete.

Der V. deutsch-österr. Mittelschultag, der sich würdig seinen Vorgängern anreihte, zeichnete sich durch den ruhigen, würdevollen Verlauf der Debatten aus. Waren auch diesmal mehr akademische Fragen zur Verhandlung gelangt, so boten sie doch für die Theilnehmer soviel des Anregenden, dass alle mit dem Gefühle der Befriedigung auf denselben zurückblicken können. Eine Frage aber, die nun zum drittenmale auf dem Mittelschultage verhandelt wurde, die Frage der Aufbesserung der Gehalts- und Rangsverhältnisse des österreichischen Mittelschullehrstandes, wird nicht verfehlen, in den weitesten Kreisen lebhaften Widerhall zu erwecken. Möge derselbe bis zu den Kreisen dringen, die über das materielle Wohl und Wehe des Lehrstandes, an den die Zeit immer höhere geistige Anforderungen stellt, das entscheidende Wort zu sprechen haben, und möge dieses Wort ein glückverheißendes sein!

Czernowitz. Dr. C. Tumlirz.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Inni di Callimaco su Diana e sui Lavacri di Pallade. Recensione, traduzione e commento di Constantino Nigra. Torino 1892.

Als Jüngling übersetzte Nigra diese beiden Hymnen; doch blieb diese Arbeit durch viele Jahre im Schreibpulte des Diplomaten verschlossen. Später wurde der Versuch erneuert. Dem Drucke wurde aber erst die dritte Übersetzung übergeben, die uns eben vorliegt. Doch begnügte sich damit der gelehrte Staatsmann keineswegs. Er beschenkte uns noch mit einer so eingehenden Darstellung der Handschriften und älteren Drucke, wie sie bisher nirgends zu finden ist. Siebzehn Handschriften wurden von Nigra zuerst herangezogen. Den Abschnitt über die lateinischen und besonders aber über die italienischen Übersetzungen konnte nur ein Dichter schreiben. Der deutschen Literatur fehlt es noch vollständig an derartigen Arbeiten, die nach des Ref. Meinung die Aufgabe der sogenannten modernen Seminare wären. Dem Texte folgen ein Verzeichnis der Lesarten und Bemerkungen zu einzelnen Stellen; jene bieten nicht nur eine Fülle des Neuen, sondern auch zahlreiche Verbesserungen der Angaben Schneiders und Wilamowitz'; diese sollen das im Gegensatze zu Wilamowitz conservative Verfahren Nigras rechtfertigen. Schließlich folgen auch noch die Scholien zu den zwei Hymnen, die ebenfalls auf Grund bisher unbekannter Handschriften ediert sind. Bisher kann sich kein Alexandriner einer derartig sorgfältigen Scholienausgabe rühmen. Es werden auch noch manche andere Fragen, z. B. die Epigramme des Kallimachos, das Leben des Jacomo della Croce, gestreift. Über die in Eilffüßlern abgefasste Übersetzung steht wohl einem Ausländer kein competentes Urtheil zu; nur möchte Ref. seiner Verwunderung darüber Ausdruck verleihen, dass Nigra niemals die Verszahl des Originals überschritt, was bei der Schwierigkeit, griechische Composita ins Italienische zu übersetzen, eine fast unglaubliche Leistung genannt werden muss. Der Abschnitt über das Leben und die Schriften des Kallimachos hätte vielleicht etwas weiter ausgeführt werden können. Susemihls Geschichte der alexandrinischen Literatur scheint Nigra nicht bekannt zu sein, was wohl auch von den Schriften über die Geschichte der Druckereien des Aldus und Etienne gelten dürfte, da wir nur immer auf Couat verwiesen werden.

Entschieden muss dem Motto: „Quis leget haec? Vel duo vel nemo.“ (Pers. Sat. I, 2–3) widersprochen werden. Das Buch bietet eine solche Menge des Neuen und Lehrreichen, dass es kein Philologe, der sich mit

Kallimachos abgibt, wird unbenützt lassen dürfen. Für Seminarübungen ist dieses Werk geradezu unentbehrlich. Auffällig ist ein Zug Schwermuthes, der durch die ganze Arbeit geht. Nigra meint, dass in Italien nur wenige Leute mehr gebe, die sich für die griechische Literatur interessieren. Und damals war noch nicht Martini Unterrichtsminister, der die griechische Sprache aus den Schulen entfernen wollte. Italien hat das Verdienst, uns wieder mit den Schätzen der griechischen Literatur bekannt gemacht zu haben. Möge es ein gütiges Geschick davor bewahren, dass seine Söhne in die Fremde wandern müssten, wenn sie die Sprache von Hellas lernen wollen! Jetzt widersetzten sich noch die Edelsten der Nation, Carducci, Bonghi etc., diesem Vorsatze des Unterrichtsministers. Und solange das Land noch Staatsmänner besitzt, die Arbeiten liefern, die einem jeden Philologen zur größten Ehre gereichen würden, wollen wir noch nicht fürchten, dass Italien auf seinen schönsten Ehrentitel, die begeisterte Pflege der Antike, verzichten wird.

Oberhollabrunn. Dr. Karl Wotke.

Schimmelpfeng G., Erziehliche Horazlectüre. Progr. der k. Klosterschule in Ilfeld 1892, 4°, 32 SS. (Berlin, Weidmann.)

Die Lectüre des Horaz, des trefflichen Kenners der Welt und des Herzens, bietet jedem denkenden Lehrer vielfache Gelegenheit, erziehliche Momente für die Jugend herauszugreifen und zu verwerten. Eine Aufforderung an dieselbe, unablässig an ihrer sittlichen Veredlung zu arbeiten, sieht S. besonders in Epist. I, 1 und 2 zum Ausdruck gebracht. Von diesem Gesichtspunkte aus entwickelt der Verf. den Gedankengang dieser beiden Briefe und fügt von letzterem eine im sprachlichen Ausdrucke nicht immer gelungene Übersetzung bei, die er „schon vor langer Zeit niedergeschrieben habe und dann nach den Versuchen einzelner Schüler vorzulesen pflege“. Im 2. Abschnitte, Fabeln überschrieben, verräth uns S., dass er mit einer gewissen Vorliebe für diese Dichtungsart neu eintretenden Schülern bei der Aufnahme eine Fabel zu erzählen pflege, „und ich habe“, schreibt er vergnügt, „nicht selten die Freude gehabt, dass ein abgehender Schüler oder einer, der mich noch später wieder besuchte, mir zwar nicht gleich angeben konnte, zu welcher Zeit er hier aufgenommen war, wohl aber sich der Fabel noch genau erinnerte, die ihm vorgetragen war.“ Auf der Suche nach solchen Fabelstoffen bei Horaz fand nun S. über 70 Stellen, die auf Fabeln hindeuten oder hinzudeuten scheinen. Eine Anzahl derselben wurde von den Schülern und dem Lehrer selbst in lateinischen Versen bearbeitet. Davon werden 18 Proben vorgeführt. Dieser Vorgang des verdienten Schulmannes dürfte wohl nicht allseitige Billigung finden. Fabeln und Märchen bilden unleugbar eine gute Nahrung für die Seele des Kindes, ihre beste Heimat aber haben sie in der Kinderstube. Wenn nun die Schule diese erziehende Macht mit Recht nicht ganz aus den Händen lässt, so ist doch infolge dringenderer Arbeiten eine weise Beschränkung geboten, da jede abmattende Sucht nach Moralien den vollen Genuss eines Schriftstellers und namentlich eines Dichters wie Horaz nur beeinträchtigen kann. „Sargt nicht jedes Wesen“, sagt Jean Paul in seiner Levana, „das ihr auftreten lässt, in eine Kanzel ein, aus welcher dasselbe die Kinder anpredigt ... Jede Erzählung, sowie gute Dichtung umgibt sich von selber mit Lehren.“ — Der 3. Abschnitt enthält Ansprachen. Nachdem S. in seinen Schulreden (Leipzig 1876) bereits vier veröffentlicht hatte, welche Themen aus den Gedichten des Horaz behandeln (C. I, 34. 4; III, 1—6; Ep. I, 7, 20—24; A. p. 161—165), theilt er hier noch zwei

mit, von denen die eine aus dem Jahre 1879 Sat. I, 1, die andere aus dem Jahre 1880 Epist. I, 2 zum Gegenstande hat, und von sechs anderen die Dispositionen, die zugleich als ein Nachtrag zu Weißenfels' loci disputationis Horatianae angesehen sein wollen.

Wien. F. Hanna.

Lehmann, Dr. Oskar, Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts als pädagogische Reformschriften. Leipzig, Richard Richter 1893. 8°, 86 SS. Preis 1 Mk. 25 Pf.

In der vorliegenden Schrift macht der Verf. den dankenswerten Versuch, die „pädagogische Wirksamkeit" der sogenannten moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts zu beleuchten und durch eingehende Analyse des Inhaltes dieser auch für die Literatur- und Culturgeschichte überaus wichtigen Wochenschriften ist es ihm gelungen, ein äußerst wertvolles und anregendes Bild von der Entwicklung der pädagogischen Gedanken in Deutschland zu entwerfen, die im vorigen Jahrhunderte ihre Entstehung und Weiterbildung, in unserem ihre Verwirklichung gefunden haben. Da es an einer eingehenden Behandlung dieser eigenartigen Literaturgattung derzeit noch mangelt — Biedermann, Gervinus, Hettner haben ihr nur eine kurze Besprechung gewidmet —, so hat der Verf. durch seine Arbeit nicht nur dem Pädagogen, sondern auch dem Literatur- und Culturhistoriker eine unentbehrliche Vorarbeit geliefert. Die Schwierigkeit der Aufgabe, aus der weitverzweigten und nicht leicht zu sammelnden Literatur eine zusammenhängende Darstellung zu gewinnen, erhellt schon daraus, dass Kawczynski in seiner 1880 erschienenen Bibliographie der moralischen Wochenschriften 511 deutsche aufführt. Außer den Wochenschriften selbst hat der Verf. sowohl die über einige Gruppen vorliegende, als auch die sonstige Literatur für seine Arbeit herangezogen.

Die eigentliche Heimat der moralischen Wochenschriften ist England. „Die sittlich-religiösen Ideen Englands im 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts waren, wie für das gesammte 18. Jahrhundert, so auch für die Periode der moralischen Wochenschriften, von tiefgehendem Einflusse. Im Gegensatze zur dogmatischen Richtung im religiösen wie im sonstigen Leben seit dem Ende des 16. Jahrhunderts und als naturgemäßer Rückschlag gegen dieselbe begann man gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts praktische Frömmigkeit und Bethätigung des Christenthums gemäß den Grundsätzen einer bürgerlichen Moral zu fordern und lud alles Bestehende vor das Forum des Verstandes, dessen Urtheilsspruche Gesetz und Herkommen sich unweigerlich fügen mussten. Die englischen Freidenker und Moralisten waren die Bahnbrecher der neuen Richtung, sie wurden auch für die Entstehung der moralischen Wochenschriften von Bedeutung." Sie zeigten „im Spiegel der Dichtung das Thun und Treiben, wie es in Wirklichkeit war, ohne Verschönerung und ohne Verzerrung, mit allen menschlichen Fehlern und Schwächen ... aber sie stellten das Laster nicht mit innerem Wohlgefallen dar, sondern wiesen auf die Lächerlichkeit und Verderblichkeit desselben hin, zeigten die guten Züge und Anlagen des Volkes und drangen auf ihre Pflege und Weiterausbildung". Ihr Einfluss war außerordentlich. Steele und Addison, die sich zuerst auf dem Gebiete des moralisierenden Dramas bethätigt hatten, gaben die ersten heraus (1709 erschien „The Tatler", der Plauderer, 1711 folgte „The Spectator", der Zuschauer, 1713 „The Guardian", der Vormund, im Laufe der Zeit erschienen noch 227). Von vornherein treten die Herausgeber der Zeitschriften als Reformatoren

auf dem Gebiete der Erziehung auf. Bessere Frauenbildung, bessere Lehrerbildung, bessere Erziehung werden nachdrücklich gefordert. Mit den pädagogischen Ansichten Lockes und Montaignes wohl vertraut, »bezeichnen Steele und Addison das Anbrechen einer neuen Entwicklung in der Geschichte des Erziehungswesens«.

Von England aus verbreitete sich die neue Literaturgattung allmählich nach dem Continente. Den breitesten und empfänglichsten Boden fand sie in Deutschland. Hier leistete sie die besten Dienste im Kampfe gegen die während und nach Verlauf des unseligen dreißigjährigen Krieges eingerissene Sittenverwilderung, durch die Erziehung und Unterricht auf lange hinaus tiefen Schaden gelitten hatten, sowie bei dem Wiedererwachen des gesteigerten nationalen Lebens der Reaction gegen die Franzosen-Nachahmung. Die ersten moralischen Wochenschriften erschienen in Hamburg (1713 »Der Vernünftler« u. a.), dann folgen Leipzig (»Die vernünftigen Tadlerinnen« 1725), Zürich, wo Bodmer, Breitinger u. a. die »Discourse der Mahlern« (1721) herausgaben, Berlin, Magdeburg und andere Städte, auch Wien bleibt nicht zurück; die größte Verbreitung gewann der Patriot (Hamburg 1724). Die besten Geister Deutschlands betheiligten sich an diesen Schriften. Die Wochenschriften haben ihre Bedeutung als sociale und patriotische Reformschriften, vornehmlich aber bezweckten und beförderten sie eine Reformbewegung auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes. Ideen, die in der zweiten Hälfte des vorigen und zum Theile erst in unserem Jahrhunderte ihre Verwirklichung fanden, ja so manche, die in der neuesten Zeit als neue Gedanken auftauchten, haben sie zuerst vertreten; für die Thätigkeit von Basedow, Pestalozzi haben sie den Boden erst vorbereitet. Eine große Anzahl dieser Wochenschriften verräth schon durch ihren Titel die pädagogische Richtung; aber auch in den anderen steht sie nicht zurück. Dies im einzelnen darzulegen, ist hier nicht der Ort und würde der Raum versagen; wir verweisen auf die lichtvollen Ausführungen des Verf.s, der über den Rahmen seines Themas hinaus auch zeigt, wie großen Einfluss die moralischen Wochenschriften auf die deutsche Literatur und unsere großen Dichter ausgeübt haben. Und man kann ihm durchaus beipflichten, dass »die deutschen moralischen Wochenschriften nicht der Vergessenheit anheimfallen dürfen, denn sie sind ein Glied in der langen Kette deutscher Culturentwicklung.« Vor allem aber bilden sie in der Geschichte des Erziehungswesens einen wichtigen Factor, der nicht unberücksichtigt bleiben darf.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Freytags Schulausgaben classischer Werke für den deutschen Unterricht: Lessing, Nathan der Weise. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Oskar Netoliczka. 163 SS. Preis 80 h. — Goethe, Egmont. Herausgegeben von Dr. Gustav Burghauser. 123 SS. Preis 60 h. — Goethe, Torquato Tasso. Herausgegeben von Dr. Ludwig Chevalier. 143 SS. Preis 60 h. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1893—1894.

Die in diesen Blättern bereits angezeigte Sammlung ist nunmehr weiter gediehen. Es sind drei Bändchen erschienen, die das günstige Urtheil nur rechtfertigen und bestärken. Einleitungen und Anmerkungen, von bewährten Fachleuten geliefert, theilen alles Wissenswerte dem Schüler in entsprechender Form mit. Namentlich die Einleitung zu Egmont darf ein Muster von pädagogischer Fassung eines sonst nur von der Wissenschaft behandelten Stoffes genannt werden. Wenn ich auch in diesen Ausgaben manches anders gewünscht hätte, namentlich in der

Ausgabe des Tasso eine Berücksichtigung der Controverse zwischen Kuno Fischer und Kern der ausführlichen Inhaltsangabe des Stückes und der Charakteristik der Personen vorgezogen hätte, so sind das nebensächliche, vielleicht bloß individuelle Ausstellungen, welche die Brauchbarkeit der Bändchen nicht zu beeinträchtigen imstande sind. Auch die vorliegenden Ausgaben verdienen die Beachtung der Fachgenossen und werden sie finden. In der äußeren Ausstattung weisen die neuen Bändchen eine vortheilhafte Veränderung gegenüber den ersten auf, indem auch Einleitungen und Anmerkungen in den schönen, großen Lettern gedruckt sind, wie sie bisher nur der Text gehabt hat.

Wien. Dr. Hugo Herzog.

Marussia von P. J. Stahl. Nach dem Französischen von E. Philiparie. Mit 74 Illustrationen von Th. Schuler. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube. 168 SS.

Marussia ist der Name eines Heldenmädchens aus der Ukräne, einer Art Jeanne d'Arc. Es nahm an den verzweifelten Kämpfen seiner Heimat gegen Russlands Übermacht ruhmreichen Antheil, fand aber selbst dabei frühzeitig den Tod. Die Erzählung geht zurück auf eine französische Bearbeitung der Darstellung Markowovzogs. Die Geschichte ist spannend, gemüth- und phantasievoll und gewiss eine gehaltvolle Lectüre für das jugendliche Alter. Dass die Heldin über ihre Jahre klug und thatkräftig ist, soll nicht getadelt werden: ernste Zeiten rufen eben auch außergewöhnliche Charaktere und Leistungen hervor. Eher fällt auf, dass — im Zusammenhange damit — manches gesprochen wird, was über das Verständnis des kindlichen Leserkreises hinausgehen dürfte.

Der Stil ist der jeweiligen Situation entsprechend, meist schwungvoll und namentlich in beschreibenden Partien glücklich getroffen. Einige Auffälligkeiten der Sprache dürften sich aus Schreib- oder Druckversehen erklären; sie begegnen in späteren Theilen häufiger. Die zahlreichen, etwas eigenartigen, colorierten und uncolorierten Bilder dienen dem Ganzen in zweckmäßiger Weise.

Kinder- und Hausmärchen dem Volke treu nacherzählt von Theodor Vernaleken. 2. neu durchges. Aufl. Mit 6 Farbendruckbildern nach Originalen von M. Ledeli. Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1892. VIII u. 300 SS.

Sechzig in Deutsch-Österreich gesammelte Märchen werden hier zum zweitenmale von dem bekannten Verf. der kleinen und großen Lesewelt vorgelegt. Alle Gattungen von Märchen sind vertreten: ernste und heitere, Mythen-, Räthsel-, Lügenmärchen und wie sie alle heißen. Da sie nach des Verf.s Angabe getreu so aufgeschrieben sind, wie sie im Munde des Volkes lebten, so ist auch absichtlich und meist mit Glück der volksthümliche Ton im einzelnen wie im allgemeinen festgehalten und, wo der Dialectausdruck es zu fordern schien, eine Erklärung beigefügt.

Oberstes — freilich unerreichtes — Muster war die Grimm'sche Sammlung. Nach der Überzeugung des Ref. würde es nämlich dem ganzen Buche zugute kommen, wenn bei aller schuldigen Treue gegen die Überlieferung und bei aller Wahrung der volksthümlichen Form doch eine größere Sichtung des rein Stofflichen einträte. Viele der mitgetheilten Märchen würden unleugbar gewinnen, wenn sie weniger überladen, weniger phantastisch, durch Wiederholung und Vermengung der Motive weniger verwickelt wären, hingegen mit größerer Breite erzählt würden. Dabei würde wohl auch manches Unschöne von selbst wegfallen.

Der Sammlung ist eine lesenswerte Vorrede vorangeschickt, verdienstliche Anmerkungen „für Fachkundige“ (S. 287—300) bilden den Schluss. Hier werden von dem belesenen Autor Varianten, Verweisungen, Erklärungen beigebracht, die namentlich den Zweck verfolgen, das Mythische in den Märchen aufzudecken. Ob alles begründet ist, besonders nach den Ergebnissen der neueren mythologischen Forschung, muss Ref. Literaturkundigeren überlassen; umgekehrt ließe sich das beigebrachte Material leicht vermehren; vgl. Nr. 13, 14, 25, 36. Dass mancher Zug, namentlich aus Grenzgebieten, undeutschen Ursprunges sein könne, verhehlt der Verf. selbst nicht.

Die Orthographie ist die officielle, Druckfehler begegnen fast nie. Die Ausstattung ist gefällig, die sechs Farbendruckbilder aber sind nur von mäßiger Schönheit.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Asher, Dr. David, Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache. Übungsbuch zur Beseitigung derselben für höhere Lehranstalten sowie zum Privat- und Selbstunterricht. Eine Ergänzung zu allen englischen Grammatiken für Deutsche. 6. Aufl. Dresden, Ehlermann 1892. VIII u. 75 SS. Preis 80 Pf.

— — Die wichtigsten Regeln der englischen Syntax als Anleitung zur Benützung seiner „Fehler der Deutschen“ und „Exercises“ für Lehrer und Lernende, sowie besonders zur Vorbereitung auf die Prüfung für Candidaten des höheren Schulamtes und Einjährig-Freiwillige. 2. Aufl. Dresden, Ehlermann 1892. VI u. 48 SS. Preis 80 Pf.

Ashers Büchlein verfolgen einen ähnlichen Zweck wie das Regels (vgl. oben S. 378). Sie sollen zur Wiederholung der Grammatik dienen, namentlich aber jenen Fehlern entgegenarbeiten, in welche der Deutsche zu fallen geneigt ist. Das erste der angeführten Hefte enthält deutsche Übungssätze, ein weiteres, 'Exercises on the habitual mistakes of Germans in English conversation', eine englische Übersetzung dieser Beispiele, worin die Punkte, um die es sich handelt, durch Lücken angedeutet sind, ein drittes, 'Key to the Exercises usw.', eine volle Übersetzung, und das vierte später erschienene Heft, 'Die wichtigsten Regeln' (siehe oben), jene Erläuterungen, welche der Verf. beim Gebrauche der früheren Hefte in der Schule zu geben pflegt. Von den uns vorliegenden zwei Heften ist das erste als zweckentsprechend zu bezeichnen. 'Die wichtigsten Regeln' sind ganz nützlich, doch thut jede bessere Grammatik dieselben Dienste.

Lüttge, Dr. Adolf, Englisches Lehr- und Übungsbuch für die oberen Gymnasialclassen. 2. Heft. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn 1891. 8°, IV u. 106 SS.

Bei Besprechung des ersten, für Obersecunda bestimmten Heftes dieses Werkes (1892, S. 437 f.) wurde bereits erwähnt, dass ein zweites Heft für Prima folgen werde, 'in welchem die Schriftsprache und die englische Geschichte und Literatur zu ihrem Rechte kommen sollen.' Dieses, die Syntax des Verbums zur Anschauung bringend, liegt nun vor. Eine wichtige Abweichung von dem ersten Hefte besteht darin, dass die in ihm unter dem Titel 'Zur Anschauung' eingestreuten grammatischen Winke nun zu Regeln erweitert sind, so dass der Gebrauch eines grammatischen Leitfadens neben dem Büchlein überflüssig wird. Dieser Ver-

änderung trägt der Titel („Lehr- und Übungsbuch") Rechnung und der Verf. gedenkt, das erste Heft im selben Sinne umzuarbeiten. Wie bei einer derartigen Entstehung des Buches zu erwarten ist, erscheint der Regelstoff auf die Hauptpunkte beschränkt, was wohlthuend von anderen Lehrbüchern absticht. Der Stoff der Übungssätze ist vorwiegend der literarischen Sprache, speciell der Geschichte entnommen. Die Übungen zum Übersetzen ins Englische bilden eine fortlaufende Darstellung der englischen Geschichte. Auch dieses zweite Heft ist geeignet, den Zweck, den es sich stellt, zu erreichen.

H. Neumann, Auswahl von Musterstücken aus der deutschen Literatur nebst „Hilfsmittel" zum Übersetzen ins Englische. I. Theil. 2. Aufl. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem 1892. kl. 8°, X u. 136 SS. — Hilfsmittel zum Übersetzen der Auswahl usw. I. Theil. 2. Aufl. kl. 8°, VI u. 79 SS. — Preis beider Hefte (die nur zusammen ausgegeben werden) 2 Mk. 50 Pf.

— — Extracts from Classical German Works translated into English and so arranged as to form a progressive course of instruction. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillein 1879.

Ein treffliches Werkchen. Während es sich bei den meisten Übersetzungsübungen aus dem Deutschen ins Englische um Rückübersetzungen handelt, stellt der Verf. hier eine Reihe von Stücken aus unserer Literatur, nach ihrer Schwierigkeit abgestuft, aber unverändert und ungekürzt zusammen. In dem uns vorliegenden ersten Theile erscheinen Fabeln, Märchen, kurze Erzählungen, moralische Stücke von Chr. Schmid, den Brüdern Grimm, Hebel, Schubert, Krummacher, Claudius und zum Schluss einige Stücke aus Schwabs 'Sagen das Alterthums' und Proben des modernen geschichtlichen Stils aus den Werken Stackes und Herzogs. Im zweiten Theile soll nach der Vorrede unter anderem die Prosa unserer Classiker an die Reihe kommen. Das 'Hilfsmittel' enthält sehr lehrreiche Anmerkungen, in welchen dem Schüler das geboten wird, was er im Wörterbuche gar nicht oder nur mit Mühe findet: Winke, wie die Ausdrucksweise, sowohl was Satzconstruction als Phraseologie betrifft, zu ändern ist, um idiomatisches Englisch zu erreichen. Das Buch hat also den großen Vorzug, die Sprache unserer Literatur, nicht eine künstlich zum Übersetzen hergerichtete Sprache zu bieten, was auf den Schüler unzweifelhaft anregend wirken muss, und wenn dabei die Schwierigkeiten größer sind, so ist auf der einen Seite durch sorgfältige Abstufung erleichtert und andererseits in dem 'Hilfsmittel' ein zuverlässiger Berather beigegeben. Einen Wunsch hätten wir allerdings, wenigstens im Hinblick auf die Stellung des Englischen an unseren Realschulen, wo es ja erst in den Oberclassen zur Behandlung gelangt: die für die kindliche Altersstufe berechneten Stücke scheinen uns zu sehr zu überwiegen; wir würden der modernen Prosa, wie sie im Anhange erscheint, gern größeren Raum zugewiesen sehen. Doch bringt dies vielleicht der zweite Theil, über den wir unseren Leser bald hoffen berichten zu können.

Die 'Extracts' bilden den (nur an Lehrer abgegebenen) Schlüssel zur 'Auswahl'. Das Englisch ist, soweit unsere Stichproben reichen, durchaus gut.

Wilhelm Vietor und Franz Dörr, Englisches Lesebuch, Unterstufe. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, XXII u. 295 SS.

Die erste Auflage dieses Buches hat bereits im Jahrgange 1888 dieser Zeitschrift, S. 776, eine wohlwollende Besprechung erfahren. Die zweite ist nur wenig gegenüber der ersten verändert. Die hervorstechendste Eigenschaft dieses Buches besteht in dem kindlichen Charakter der meisten

Stücke, durch den die Herausgeber die Erlernung der fremden Sprache dem Schüler anziehender machen wollen. Kinderlieder und -Sprüche, Märchen und Stücke, welche das Kinderleben schildern oder irgendwie damit zusammenhängen, stehen im Vordergrunde. Es wird einem warm ums Herz bei der Lectüre, und Ref. gesteht, dass er sich an den frischen, in ihrer Einfachheit so reizenden Stücken nicht wenig ergötzt hat. Ob aber die Altersstufe, welche bei unseren österreichischen Verhältnissen zunächst in Betracht kommt — junge Leute von 14 oder 15 Jahren —, einen ähnlichen Eindruck empfangen wird, scheint uns sehr fraglich. Dieses Alter ist eben den Kinderschuhen entwachsen und kann noch nicht in der Weise auf die vergangene Periode zurückblicken wie spätere Jahre. Dagegen dürfte das Buch für jüngere Schüler sehr geeignet sein, und für solche würden wir es nur warm empfehlen können.

Graz. Karl Luick.

W. Sauer, Mahabhárata und Wate. Stuttgart 1893.

Der Titel der Abhandlung würde besser »Bhîma und Wate« lauten, da ihr Hauptzweck der Nachweis der Identität dieses indischen und des germanischen Helden ist, allerdings mit der Einschränkung, dass der Charakter des Inders sich auf deutschem Boden nicht rein, sondern »mit einiger Mischung und Verschiebung« wiederfinde (S. 71). »Der grimme Wate der Gudrun und der furchtbare Vâtasohn des Mahâbhârata sind Gegenstücke« (ib.). Der Nachweis ist dem Verf. gelungen, trotzdem das Bild, das er von dem indischen Helden entwirft, nichts weniger als vollständig ist. Dazu hätte es einer mühsamen und aufmerksamen Durcharbeitung des indischen Riesenepos bedurft, die der Verf. nicht anstellen konnte oder wollte. Jedenfalls wäre dies aber verdienstlicher gewesen, als die Übersetzung von drei Stücken aus dem Mahâbhârata, welche die erste Hälfte der Abhandlung (S. 8—46) füllt. Sie sind, wie im Vorwort angegeben wird, zuerst in der Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg erschienen und hätten eine erneute Durchsicht und Glättung sehr nöthig gehabt, ehe sie in eine wissenschaftliche Abhandlung aufgenommen wurden. Einzelne Worte (wie z. B. mattah V. 15646, vadanena çuçyatâ V. 15685) und sogar ganze Verse (wie z. B. V. 15641, von dem bloß die letzten Worte wiedergegeben sind, V. 14649) sind einfach ausgelassen, anderes (wie z. B. V. 15650 »durch bloße Worte sind wir nicht zu vermögen«, V. 15680 »das außen gehende Herz der Pâṇḍava«) ist dem deutschen Leser unverständlich und manches ist geradezu falsch übersetzt (wie z. B. V. 15683 »und geknickt hängen die Bäume herab« statt »die Bäume, obwohl geknickt, sind noch nicht welk«, V. 15692 »Geh ruhig weiter« statt »Beruhige dich«). Verschiedenes der Art hätte der Verf. vermeiden können, wenn er Johnsons Selections from the Mahâbhârata (London 1842), unter welchen sich der größte Theil des von ihm Übersetzten findet, zurathe gezogen hätte. Gerade dieses Buch fehlt aber in der von ihm am Schlusse zusammengestellten Literatur, ebensowie Williams' Indian epic poetry (London 1863).

Für die Übersetzung des ersten Stückes hat der Verf. die gebundene Rede gewählt, aber Verse wie:

so mögest
Mich aus dieser Noth herausziehn (S. 16)

sind wohl kaum geeignet, dem Leser einen Genuss zu gewähren. Leider ist seine Prosa aber auch nicht viel besser, wofür es genüge, auf Wendungen wie: »Wo doch mein Herz sich freut, wenn jene ein Wort spricht« (S. 26), »Der König, wie er sie sieht, wird gleich Feuer und Flamme« (S. 50) hinzuweisen.

Unangenehm berührt ferner den Kenner der Sanskritsprache das Weglassen der Längezeichen auf den Vocalen, nur Kṛṣṇā macht eine Ausnahme, die aber an mehreren Stellen (z. B. S. 26, 27, 28) doch wieder mit kurzem *a* sich begnügen muss. Man wundert sich deshalb auch nicht, S. 57 die Riesin Hiḍimbā, deren Name sich von dem ihres Bruders nur durch das auslautende lange *ā* unterscheidet, ebenso geschrieben zu finden, wie den letzteren.

Fügen wir noch hinzu, dass der Verf. das palatale *ś* mit *z* umschreibt und von der Lautverschiebung im Germanischen, wie seine Schlussbemerkung 1. beweist, gar keine Ahnung zu haben scheint, so dürfen wir wohl unser Urtheil in die Worte: „Ein hübscher Gedanke in hässlicher Form" zusammenfassen.

Graz. J. Kirste.

Programmenschau.

78. Kokorudz Elias, Ablativus, Locativus und Instrumentalis bei Homer in formeller und syntaktischer Beziehung. II. Theil (polnisch). Progr. des k. k. Obergymn. in Stanislau 1892, 8°, 27 SS.

Dieser zweite Theil der genannten Abhandlung, deren ersten, im Jahre 1891 erschienenen Theil ich in dieser Zeitschrift 1893, S. 661, angezeigt habe, umfasst eine geordnete Zusammenstellung und Erläuterung jener homerischen Stellen, an denen der Verf. Spuren eines ursprünglichen Locativus und Instrumentalis findet. Derselbe zerfällt in 12 Capitel, deren erstes (VII) dem Dativ, seiner ursprünglichen Bedeutung und Form und der Aufklärung der Ursachen seiner Ausgleichung mit den Formen des Locativus und Instrumentalis, die vier nachfolgenden (VIII—XI) den verschiedenen Kategorien des noch erkennbaren Locativus, und die letzten sieben (XII—XVIII) denen des Instrumentalis bei Homer gewidmet werden.

Die betreffende Literatur wird eingehend berücksichtigt; eine Vollständigkeit im Ausweise der bezüglichen homerischen Stellen hat der Verf. ebenso wie im ersten Theile nur hie und da angestrebt (vgl. z. B. S. 30 *β*, wo das belehrende Beispiel Il. XXI, 469 „*πατροκασιγνήτοιο μεγήμεναι ἐν παλάμῃσιν*" nicht berücksichtigt wird); sein Urtheil über einzelne Stellen und Formerscheinungen ist besonnen und meistens ansprechend. Eine auffallende Schattenseite der Arbeit bildet die eines einheitlichen Principes entbehrende Eintheilung und ungleichmäßige Behandlung des Gegenstandes. Man erwartet streng genommen vier, das Thema erschöpfende Hauptcapitel: 1. über die Verhältnisse, welche die Ausgleichung des Dativs mit dem Locativ und Instrumental herbeigeführt haben; 2. über die Fälle, in denen ein ursprünglicher Dativ bei Homer vorliegt; 3. über die Stellen, welche Spuren eines ursprünglichen Locativs, 4. über jene, welche Reste eines ursprünglichen Instrumentals aufweisen. Indessen fehlt in der vorliegenden Abhandlung das 2. obgenannte Capitel gänzlich, was umsomehr auffällt, da der Verf. in seinem ersten Capitel zu keiner sicheren Ansicht über die ursprüngliche Bedeutung des Dativs und zu keiner klaren Auffassung dieses Casus bei Homer gelangt. Hätte er also die betreffenden homerischen Stellen, an denen ursprüngliche Dative vorliegen, einer entsprechenden Betrachtung unterzogen, so würde er vielleicht zu einer festen Ansicht wenigstens über die Grundbedeutung des eigentlichen Dativs bei diesem Dichter gelangt sein und so die Grenzen zwischen den einzelnen formell ausgeglichenen Casus viel klarer abgesteckt haben. Bei der eben berührten Einseitigkeit der Behandlung und der Unvollständigkeit der Stellensammlung bleiben wir im Unklaren,

wie der Verf. über viele homerische Stellen urtheilt, wo die Grenzen zwischen den verschiedenen Casus auftreten, oder wie wenigstens das Verhältnis der Spuren ihrer Anwendungssphären bei Homer gestaltet ist. Auch die Eintheilung der über den Locativ und Instrumental besonders handelnden Partien entbehrt eines einheitlichen Principes; der Verf. handelt z. B. in einzelnen Capiteln: 1. über den Locativ auf die Frage wo?, 2. über den Locativ auf die Frage wohin?, 3. über den mit Präpositionen verbundenen Locativ, 4. über einzelne formelle Überbleibsel, wie *ἄγχι*, *ἀντί* usw., ohne zu beachten, dass die zwei letzten Capitel unter die zwei ersten gehören und deren Unterabtheilungen bilden. Dasselbe wiederholt sich in einer etwas anderen Weise beim Instrumental. Überdies muss ich anmerken, dass der Verf. S. 6 irrt, wenn er behauptet, Brugmann halte den Dativ für einen grammatisch-localen Casus. Brugmann sagt nämlich in der 2. Auflage seiner Griechischen Grammatik S. 208, dass die Grundbedeutung des Dativs unermittelt sei, und S. 200, dass, wenn man auch den Dativ einen grammatischen Casus nennen mag, man doch immer bedenken müsse, dass die Grundbedeutung dieses Casus ursprünglich eine concretere, räumliche gewesen sein muss. Auch geht der Verf. S. 23 zuweit, wenn er mit apodiktischer Gewissheit der lateinischen Sprache jegliche Spuren des Instrumentals abspricht (vgl. olim, interim); man kann nur behaupten, dass es bis jetzt nicht gelungen ist, sichere Spuren dieses Casus im Lateinischen aufzuweisen.

Hie und da ist die Ausdrucksweise des Verf.s unklar, wie S. 12, Z. 1 ff., S. 21, Z. 9; die polnische Sprache, in welcher die Abhandlung abgefasst ist, verstößt öfters gegen den correcten Gebrauch, wie S. 3 tym końcem, S. 4, Z. 25 z tamtym, S. 5 dativus .. jest czysto gramatyczny przypadek, — abstraktna, S. 6 w najszerszym zmyśle (= znaczeniu), S. 7 momentem spowodującym, S. 9 u a-źródłosłowów, S. 13 niejaśnie, S. 17 o instrumentalis będzie później, S. 22 w mało — formach, — osób lub istot itd.

79. Czubek Johann, Das erste Buch der Ilias in polnischer Übersetzung. Progr. des k. k. St. Anna-Gymn. in Krakau 1892, 8°, 16 SS.

Der Verf. ist als glücklicher und gründlicher, sowohl die classischen Sprachen des Alterthums als auch die polnische Sprache in einem hohen Grade beherrschender Übersetzer der griechischen Dichter, besonders der Tragödien des Sophokles bekannt und hat auch eine anerkennungswerte Abhandlung über die Grundsätze, welche eine gute Übersetzung befolgen muss, veröffentlicht (Progr. desselben Gymn. 1884). Infolge dessen tritt man auch an die vorliegende Übersetzung mit einem günstigen Vorurtheile heran, und diese Erwartung wird zwar meistentheils, aber doch nicht durchgehends erfüllt. Namentlich ist es schwerlich zu billigen, dass der Verf. veraltete und ungebräuchliche Ausdrücke mit Hintansetzung der gangbaren in seine Übersetzung einführt (wie: rozterka *zwadna*; szumne wały oder huczące wały zur Bezeichnung des Meeres; światnicę *w cześć* postawić; przyjąć prośbę w uszy; ozowie = powie; krzeczy = ku rzeczy; pika = kole; *naremna* złość; przewina = wina; o *ziem* rzucić; za in der Bedeutung jeźcli; grzmotuch = *εὐρυόπα*; obłapić = ująć, und zwar za nogi oder nogi; przypaść do brody = *ὑπ' ἀνθερεῶνος ἕλεῖν*; nauczną głową = *ἰδυίῃσι πραπίδεσσι*). Wenn vielleicht der Verf. durch diese Sonderlichkeiten, welche hie und da an Przybylskis Übersetzung erinnern, seiner Version eine alterthümliche Färbung verleihen wollte, so hat er diesen Zweck nicht erreicht; im Gegentheile machen solche Stellen manchmal einen fast komischen Eindruck. Auch der aus fünf zum großen Theile zweisilbigen Füßen bestehende Vers scheint mir oft zu leicht und heiter dahinzufließen und der Würde des griechischen Hexameters nicht zu entsprechen. Überdies übertreibt der Verf. die Anwendung der Prä-

sentia der polnischen, mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörter, welche meistens Futurbedeutung haben und deshalb z. B. im V. 367 einen verkehrten Sinn abgeben. Ungenauigkeiten anderer Art kommen außerdem in den VV. 50 (mulice), 86 (Zeūsa), 250 (przy nim — giną), 393 (synkiem) vor. Aber, wie gesagt, die Übersetzung ist doch im allgemeinen gut, an manchen Stellen vortrefflich.

80. Czyczkiewicz Andreas, Untersuchungen zur zweiten Hälfte der Odyssee. Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Brody 1892, 8°, 53 SS.

81. — — Betrachtungen über Homers Odyssee. Ebenda 1892, 8°, 44 SS.

Der Verf., welcher sich seit mehreren Jahren mit der Frage über die Composition der Odyssee beschäftigt und bereits im Jahre 1889 im Programme des Gymnasiums in Brody »Untersuchungen über das III. und XVI. Buch der Odyssee« veröffentlicht hat, schließt sich in seinen Abhandlungen vornehmlich den Untersuchungen Kirchhoffs an und sucht zu beweisen, dass in der ganzen Odyssee sich Bestandtheile unterscheiden lassen, welche verschiedene Pläne verfolgen und demnach verschiedenen, zeitlich auseinanderliegenden Epen angehören. Diese Epen, namentlich die Telemachie, die ältere und die jüngere Odyssee, sind nach der Ansicht des Verf.s von einem Diaskeuasten durch Kürzungen, Zusätze und Änderungen zu einem Ganzen, manchmal ganz äußerlich und unbeholfen, verbunden worden. In der ersten der oben genannten Abhandlungen gieng der Verf. darauf aus, das XVI. Buch der Odyssee als einen Bestandtheil der Telemachie zu erweisen, in der zweiten bespricht er einzelne Stellen aus den Gesängen XVII—XXIV (S. 3—44) und aus dem Gesange XIII (S. 45—53), in der dritten unterzieht er die Gesänge XIV und XV einer ähnlichen Kritik (S. 3—16) und gelangt weiter zu diesem Endresultate, dass nicht nur die vier ersten Bücher, sondern auch das Buch XV und XVI, zum Theile auch XVII und XXII, vielleicht ebenfalls XXIV der Telemachie ursprünglich angehörten, woraus hervorgehe, dass nicht die Telemachie in die Odyssee, sondern die Odyssee in die Telemachie eingefügt worden sei (S. 17—29). Von S. 30 an wird schließlich die Ansicht Kirchhoffs, dass die Bücher X—XII einen jüngeren Bestandtheil der eigentlichen Odyssee bilden, gebilligt und durch neue Beweggründe unterstützt.

Auf einzelne zahlreiche, vom Verf. besprochene Stellen der Reihe nach näher einzugehen, verbieten die Grenzen einer einfachen Anzeige; es sind das übrigens meistens Stellen, welche schon früher die Aufmerksamkeit der Kritiker auf sich gelenkt hatten; ich will also nur im allgemeinen kurz anmerken, dass mich die vom Verf. zusammengestellten Beweise von der Richtigkeit seiner Hypothesen nicht überzeugt haben. Wenn z. B. der Verf. darin einen Widerspruch findet, dass Telemachos XV, 505 an demselben Tage abends in die Stadt zu kommen verspricht und doch, nachdem er indessen bei Eumaios seinen langersehnten Vater unverhofferweise gefunden hat, daselbst übernachtet, so dass er erst am Morgen folgendes Tages sich in die Stadt begibt (XVII, 1 ff.), oder wenn er anmerkt, dass sich die Stellen XV, 499 und 531 f. mit XVII, 160 f. nicht in Einklang bringen lassen, da an letzterer Stelle Theoklymenos sagt, er habe dem Telemachos auf dem Schiffe sitzend geweissagt und doch nach den vorher angeführten Stellen die Weissagung erst nach der Landung stattfand (ohne zu beachten, dass XV, 529 doch eine Erklärung der Schwierigkeit an die Hand gibt), oder wenn derselbe behauptet, die zwei Fragen XVII, 375 und 446 miteinander nicht vereinigen zu können, — so wird man seiner Argumentation gegenüber misstrauisch. Ich stelle zwar nicht in Abrede, dass sich in den Home-

rischen Gedichten, speciell in der Odyssee Unebenheiten, Ungenauigkeiten und sogar Widersprüche vorfinden, welche vom Standpunkte unserer exacten Compositionsweise nicht geduldet werden könnten, aber daraus werden wahrscheinlich nie sichere Schlüsse über die Entstehung der Homerischen Epen gebaut werden können, da wir über die ästhetischen Grundsätze und Anschauungen in Homers Zeitalter, über die Bedingungen, unter denen componiert wurde, über die Schicksale der Überlieferung der großen Epen vor Peisistratos so gut wie nichts wissen. So kommt es, dass ein jeder Mangel theils auf Rechnung der Unachtsamkeit des Dichters und des Publicums, theils auf Rechnung der ungenauen Überlieferungsmittel, theils endlich auf Rechnung der Willkür der Traditoren gesetzt werden kann; aus einer einzigen Gleichung von mehreren Unbekannten kann eine Unbekannte nie auf einen einzigen Wert reduciert werden. Dass der Odyssee sowie der Ilias mehrere poetisch ausgebildete und theilweise in Gedichte gefasste Mythen und Berichte zugrunde liegen, darf nicht geleugnet werden, und darin eben findet manches Anstößige seine Erklärung, dass der Dichter nicht immer frei schuf, sondern sich oft der Tradition anschloss, aber die Annahme, dass unsere großen Heldengedichte aus verschiedenen fertigen Epen zusammengefügt worden sind, ist weder nothwendig noch wahrscheinlich. Man muss ja in diesem Falle zur Annahme eines Diaskeuasten Zuflucht nehmen und demselben die gröbsten Verstöße zumuthen, wie wenn es leichter wäre, beim Ordnen eines fertigen Materials Ungereimtheiten zu begehen, als bei selbständiger Composition eines weitschichtigen, großen Gedichtes. Und zugegeben, dass dieser Diaskeuast wirklich so unachtsam und unbeholfen war, so entsteht die Frage, warum andere Diaskeuasten nicht aufzutreten wagten und mit demselben Rechte, mit welchem jener verschiedene Elemente fremden Eigenthums zusammenfügte und auszugleichen suchte, seine Arbeit nicht fortsetzten und berichtigten.

Ich will noch zu Ende auf zwei Abschnitte der dritten Abhandlung des Verf.s etwas näher eingehen und zwar deswegen, weil der Verf. darin zwei, wie er behauptet, schlagende Indicien bespricht, welche ihn nöthigten anzunehmen, dass die Telemachie der ursprünglichen Odyssee fremd gewesen und ihr erst später eingereiht worden sei (S. 20). Das erste Indicium soll in den chronologischen Ungereimtheiten liegen, namentlich darin, dass Telemachos' Reise ursprünglich höchstens auf 12 Tage berechnet war und doch ohne jeglichen Grund 30 Tage in Anspruch nahm. Was nun diesen Punkt anbelangt, so bemerke ich zuerst, dass aus II, 374 f. streng genommen nicht gefolgert werden kann, Telemachos habe beschlossen, höchstens 12 Tage auf die Reise zu verwenden. Das Befremdende liegt darin, dass Telemachos, im Verhältnisse zur Dauer seines Aufenthaltes bei Nestor bei Menelaos zulange und zwar ohne ersichtlichen Grund verbleibt, zumal er sich zu beeilen vorgibt. Das Versehen ist aber, wie schon andere hervorgehoben haben, für einen Zuhörenden, ja sogar für einen flüchtig Lesenden, welcher einzelnes nicht miteinander vergleicht und einer strengen Berechnung unterzieht, kaum bemerkbar. So ein Versehen konnte meiner Ansicht nach leichter der Dichter eines großen Epos als ein zwei Epen zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfügender Diaskeuast sich zuschulden kommen lassen; wenigstens hat Vergil in der Aneide unter anderen Ungenauigkeiten einen ähnlichen chronologischen Fehler (Aen. I, 755 und V, 626) begangen. Übrigens könnte man auch an eine verfälschte Tradition der Tageszahlen in V, 278 f. = VII, 267 f. mit Bergk denken, und zwar mit demselben Rechte, mit welchem andere zur Unbeholfenheit eines Diaskeuasten ihre Zuflucht nehmen. — Eine zweite Hauptstütze für seine Behauptung findet der Verf. in den Spracheigenthümlichkeiten der Telemachie; er führt (S. 25 ff.) mehrere Wortformen und Constructionen aus der Telemachie an, welche in den echten Homerischen Partien nicht vorkommen, theilweise aber bei späteren griechischen Schriftstellern wieder-

kehren. Aber einserseits ist dieses Verzeichnis ungenau, z. B. τέμνειν statt τάμνειν kommt nicht nur III, 175, sondern nach der handschriftlichen Überlieferung (τέμνει, τέμει, Wolf τεμεῖ) auch Il. XIII, 707 vor; ἱλάσσομαι hat III, 419 im Grunde genommen doch dieselbe Bedeutung wie an anderen Stellen; πυνθάνομαι findet sich zwar nur IV, 732 mit dem Accusativ einer Person und eines prädicativen Particips, sonst mit dem Genitiv und einem Particip, aber anderswo steht es mit bloßem Accusativ einer Person oder Sache ebenso wie mit dem bloßen Genitiv, und da das synonyme ἀκούω sich bei Homer sowohl mit einem Accusativ als auch mit einem Genitiv einer Participialconstruction verbunden vorfindet, so mag auch die Construction von IV, 732 für eine Homerische angesehen werden. Andererseits aber dürfen aus solchen sprachlichen Einzelheiten keine derartigen Folgerungen gezogen werden. Denn erstens kommen ähnliche Spracherscheinungen auch in den als echt Homerisch anerkannten Partien vor (z. B. ἀγνώς V, 79; εἰσίθμη VI, 264; ἐλεήμων V, 191; ἥσατο IX, 353; καθιέναι ἱστία IX, 72; ἀλέω mit Genitiv V, 73), zweitens ist es bekannt, dass manche Formen und Redewendungen der älteren Literatur in der späteren nach einer geraumen Zeit, sei es als literarische Reminiscenzen, sei es weil sie im Munde des Volkes die Zeit ihrer Vergessenheit überlebt hatten, wiederum auftauchen, drittens weisen auch sonst einzelne Werke derselben Schriftsteller, z. B. Vergils, sprachliche Besonderheiten auf (vgl. meine Abhandlung Poema de Aetna monte cett. Cracoviae 1883, S. 27).

Wenn ich mich aber gegen die aus den einzelnen Stellen der Odyssee vom Verf. gezogenen Schlüsse skeptisch verhalte, bin ich dennoch weit entfernt, den Wert der Homerischen Abhandlungen des Verf.s, welche zu den fleißigsten gehören und unter den philologischen Programmdissertationen der galizischen Gymnasien eine hervorragende Stellung einnehmen, zu verkleinern; solche Untersuchungen, wie die vom Verf. angestellten, werfen jedenfalls ein Licht auf die Composition der Homerischen Epen und können mit der Zeit doch zu neuen probablen Resultaten führen. Der Verf. hat das Verdienst, die einschlägige Literatur (Kirchhoff, Bergk, Hartel, Wilamowitz-Möllendorf, Seeck, Kammer, Rhode, Jacob, Geppert, Adam, Volkmann, Meister, Bekker, Wald. Ribbek, Hennings u. a.) gewissenhaft zurathe gezogen, manches Zerstreute unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte vereinigt, auch manche gute Bemerkung gemacht zu haben. Der Druck ist meistens correct.

82. Mazanowski Nikolaus, Über die Gastfreiheit der Homerischen Griechen. Progr. des k. k. Gymn. in Bochnia 1892 (polnisch), 8°, 25 SS.

Nach einer allgemeine Bemerkungen über das Homerische Griechenland und seine Einwohner enthaltenden Einleitung (S. 1—4) erörtert der Verf. die Bedeutung des Ausdruckes ξεῖνος bei Homer (S. 4—8), bespricht die Ursachen, welche die Gastfreiheit bei den Homerischen Griechen förderten (S. 8—9), schildert eingehend die Art und Weise, in welcher die ξεῖνοι aufgenommen, behandelt und bewirtet wurden (S. 10—19) und schließt mit Betrachtungen über die sociale Bedeutung der Gastfreiheit, wie dieselbe allmählich eine religiöse Weihe erhalten und so zu einem Gewohnheitsrechte der Gastfreundschaft schon bei Homer, besonders nach der Darstellung der Odyssee, sich zu gestalten anfieng (S. 19—25).

Die Abhandlung beruht auf fleißiger Sammlung und Zusammenstellung der betreffenden Homerischen Schilderungen und Andeutungen; stellenweise werden auch ältere und neuere Erklärer Homers citiert, dagegen fehlt jede Erwähnung von Schriften, welche denselben Gegenstand behandeln, z. B. Buchholz, Homerische Realien II, 2; auch vermisst man den Versuch einer etymologischen Erklärung des Wortes ξεῖνος.

Die Darstellung ist anziehend; Verstöße und Druckfehler bemerkte ich S. 1, V. 12; S. 3, V. 14; S. 11, Anmerkungen; S. 13, Anm.; S. 15, Anm.; S. 21, V. 23 u. Anm.; S. 22, Anm.

83. Geciow Onuphrius, Quaestiones in Aristophanis Vespas.

Progr. des k. k. Obergymn. in Rzeszów 1892, 8°, 39 SS.

Die Abhandlung besteht aus drei Abschnitten. In dem ersten derselben (Prolegomena S. 1—13) handelt der Verf. summarisch über die politischen und socialen Verhältnisse Athens, in denen sich der Charakter und die schriftstellerische Tendenz des Aristophanes herausbildeten, spricht im allgemeinen über seinen literarischen Nachlass, in welchem er nach Ausscheidung des Plutos vornehmlich drei Classen von Lustspielen (den Frieden anempfehlende, die inneren politischen Angelegenheiten betreffende und den kunstliterarischen Verhältnissen gewidmete Dramen) unterscheidet und constatiert, dass besonders die Forschungen des laufenden Jahrhunderts ein tieferes Verständnis und eine gerechte Würdigung der Compositionsweise dieses Dichters angebahnt haben. Der zweite Abschnitt (Vesparum occasio S. 14—19) ist einer bündigen Entstehungsgeschichte der Vespen gewidmet. Der Verf. entscheidet sich dafür, dass dieses Stück im zweiten Jahre der 89. Olympiade und zwar während der großen Dionysien (letzteres unter Hinweisung auf Boeckhs, Müller-Strübings, Rankes und Richters Ansichten gegen das ausdrückliche Zeugnis der Hypothesis, welche die Lenaeen nennt) aufgeführt worden ist und unter anderem die umfassendste bittere Kritik der mangelhaften Gerichtsverhältnisse Athens, gegen welche der Dichter schon in seinen früheren Dramen einzelne Pfeile gelegentlich absendet, enthält. Die Anspielung auf eine bevorstehende gerichtliche Verurtheilung des Laches (V. 246 ff) verbunden mit der Wahrscheinlichkeit, dass unter dem Namen Labes des angeklagten Hundes (VV. 836, 895, 903, 968) der Dichter denselben Laches verstand, versucht der Verf. durch die Hypothese zu erklären, dass kurz vor der Abfassungszeit der Σφῆκες in Athen ein übles Gerücht über eine Veruntreuung öffentlicher Gelder von Seiten des Laches unter dem Publicum im Umlaufe war; Kleon oder einer von den Demagogen habe schon im voraus über den bevorstehenden Process und die Verurtheilung des Laches vor den Richtern Hoffnungen geäußert; dieses Ereignis habe dem Dichter, der von der Unbescholtenheit des Laches fest überzeugt war, Anlass gegeben, über die Grundlosigkeit jenes gegen Laches erhobenen Verdachtes, über die Unverschämtheit des Kleon und über die Albernheit der Richter in Athen seinen Spott auszulassen (S. 18 f.) Im dritten Abschnitte (Fabulae descriptio et argumentum S. 19 ff.) wendet sich der Verf. zuerst gegen August W. Schlegels unterschätzendes Urtheil über den Wert der Σφῆκες und geht nach kurzen Andeutungen über die Zeit der Action und die scenische Ausstattung des Lustspieles zur Darlegung seines Inhaltes über, wobei er einzelne Stellen desselben der Reihe nach durch zahlreiche unter dem Texte beigefügte, exegetische und kritische Anmerkungen erläutert, z. B. zu V. 323, wo er ἀλλ' ὦ Ζεῦ ἄνα, μ. βοηθήσας zu lesen vorschlägt, oder zu V. 987, wo er über die Abstimmungsweise in den athenischen Gerichten, speciell über die in der betreffenden Stelle von Aristophanes angedeutete, umständlich handelt.

Die Abhandlung zeichnet sich durch eine entsprechende Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und durch Klarheit der Disposition und der Gedanken aus. Auch die lateinische Ausdrucksweise ist kernig und anziehend, wiewohl der Verf. über die Leichtigkeit, mit welcher er zu schreiben scheint, einigemale die erforderliche stilistische Correctheit und Präcision vernachlässigt hat (vgl. die dreimal S. 5 f. wiederkehrende Verbindung; tum — tum vero; daselbst vorletzter V. suam statt ipsius; S. 6 inquinari coeperunt; S. 7 florebat, ut ... quae, quamvis ... et qui ...; S. 13 in parte libri saepius laudati; S. 17 nullibi; hypothesin

= die Hypothese; S. 23, Anm. nos et rei probabilitatem ... equidem igitur ita statuo; S. 25, V. 6 se = ipsos). Druckfehler sind: S. 6 Milesiae, exilium, abliquire; S. 12 diffeminatam; Interpunction im vorletzten Verse; S. 13, Anm. pono = porro.

84. Chowaniec Franz, De enuntiatorum, quae dicuntur, subiecto carentium usu Thucydideo. Progr. des k. k. Gymn. in Jaroslau 1892, 8°. XVIII u. 31 SS.

Die Abhandlung zerfällt in einen allgemeinen, sich mit der Theorie des Ursprunges und des Wesens der sogenannten subjectlosen Sätze in den indoeuropäischen Sprachen befassenden (S. I—XVIII) und in einen speciell dem Thukydideischen Sprachgebrauche im Bereiche derselben Sätze gewidmeten Theil (S. 1 - 31). Beiden Theilen wird noch ein vier Seiten umfassendes Verzeichnis jener Werke und Abhandlungen, aus denen der Verf. schöpfte, vorausgeschickt. Im allgemeinen zeichnet sich die ganze Arbeit durch eine fast durchgehends correcte, lateinische Ausdrucksweise, durch eingehende Berücksichtigung der einschlägigen Literatur, durch Akribie und Gründlichkeit aus. Freilich erscheint das Ergebnis der Untersuchung in einem gewissen Missverhältnisse zu dem dazu verwendeten, grundlegenden Apparate; der erste Theil bildet eigentlich eine Abhandlung für sich, deren kurzgefasstes Resultat schon ausreichen würde, um den zweiten Theil entsprechend vorzubereiten, und zwar umsomehr, als der Sprachgebrauch des Thukydides dem Verf. keine neuen Anhaltspunkte zur Aufklärung der Hauptfrage des ersten Theiles über das Wesen und den Ursprung der subjectlosen Sätze lieferte.

Nachdem der Verf. im ersten Theile die subjectlosen Sätze als solche definiert hat, deren Prädicat ein unbestimmtes generelles Subject in der dritten Person der Einzahl oder Mehrzahl andeutet, so dass dieses Subject weder aus der Form des Satzes selbst noch aus dem Zusammenhange der Rede genau erschlossen werden kann, gelangt er weiter zu diesem Resultate, dass die Ansichten der Gelehrten des Alterthums und der Neuzeit über die Entstehung und das Wesen der subjectlosen Sätze auf drei Haupttheorien zurückgeführt werden können. Die erste derselben, deren Vertreter Trendelenburg, Meiring, Steinthal, Kern, Paul, Schuppe, Sigwart und Puls sind, beruht auf der Behauptung, dass die sogenannten subjectlosen Sätze von Anfang an der Ursprache eigen waren, ja dass vielmehr ursprünglich sämmtliche Verba unpersönlich gebraucht wurden und dass erst aus dem unpersönlichen Gebrauche der persönliche sich herausgebildet hat. Übrigens entbehren diese Sätze weder eines grammatischen noch eines logischen Subjectes; das erstere sei nämlich in der Verbalform, das letztere im Zusammenhange der Rede generell ausgedrückt. Dieser Theorie, welche folgerichtig nur zweigliedrige Urtheile in der Logik anerkennt, stimmt auch der Verf. bei, ohne jedoch seinerseits die Gründe, welche ihn dazu bewogen haben, anzugeben. Die zweite Theorie beruht auf der Ansicht, dass logisch auch eingliedrige, d. i. aus dem Prädicate allein bestehende Sätze möglich sind. Die Anhänger dieser Theorie (Heyse, Grimm, Miklosich, Benfey, Marty, theilweise auch Miodoński) behaupten, dass die subjectlosen Sätze ursprünglich ein bestimmt ausgedrücktes Subject hatten, welches sie mit der Zeit verloren, ohne dadurch die Fähigkeit, vollständige Urtheile zu bilden, eingebüßt zu haben. Diese vollständigen Urtheile sind also nach dieser Ansicht in den allein übriggebliebenen Prädicaten enthalten. Die dritte Theorie ist die Theorie der Grammatiker des Alterthums, welche sich auch bis in das laufende Jahrhundert in der Gelehrtenwelt behauptete, in den neuesten Zeiten aber gänzlich aufgegeben wurde. Dieselbe betrachtet alle subjectlosen Sätze für elliptische Sätze, in denen das Subject ursprünglich ausgedrückt wurde, aber auch jetzt immer, sei es aus gleichartigen

Sätzen mit ausdrücklich gegebenem Subjecte, sei es aus dem übriggebliebenen Prädicate und überhaupt aus dem logischen Gedankenzusammenhange ergänzt wird und dem Sprechenden gleichsam vorschwebt.

In dem zweiten, speciellen Theile wird der aus Thukydides geschöpfte Stoff nach grammatischen Gesichtspunkten übereinstimmend mit Miklosich in vier Haupttheile eingetheilt, und zwar: 1. in subjectlose Sätze, deren Prädicat eine active Verbalform bildet; 2. in subjectlose Sätze mit einem verbalen Prädicat in passiver Form; 3. in subjectlose Sätze, deren Prädicat aus einem Nomen und dem Verbum εἶναι besteht; 4. in subjectlose Sätze, deren Prädicat ein Adjectivum oder Participium in absoluter Casusform bildet. In diesen Haupttheilen werden noch nach logischen und anderen Rücksichten Unterabtheilungen unterschieden, besonders im ersten Theile, welcher in sechs Capitel zerfällt. Um die Verhältnisse der subjectlosen Sätze bei Thukydides in ein entsprechendes Licht zu setzen, führt der Verf. neben subjectlosen Redewendungen nicht nur die aus demselben Prädicate und einem ausdrücklichen Subjecte bestehenden, sondern auch alle synonymen, welche die ersteren vertreten, regelmäßig an und erläutert oft einzelne angeführte Stellen mit besonderen Anmerkungen. Die Stellensammlung scheint complet zu sein.

Druckfehler werden meistens zu Ende der Abhandlung (S. 31) berichtigt und sind überhaupt selten (vgl. S. II, V. 15; S. X, V. 3 u. 21; S. 25, V. 16); stilistische Verstöße bemerkte ich S. IX, V. 2; S. XI, V. 4 v. u.; S. XII, V. 6; S. XIII, V. 16 u. 18; S. XIV, V. 5; S. XVI, V. 5 f.; S. XVII, V. 9; S. 1, V. 2 u. 5.

85. Myślewicz Ladislaus, Die Grabreden bei den Griechen im classischen Alterthume. Progr. des k. k. Obergymn. in Kolomea 1892 (polnisch), 8°, 30 SS.

Den Inhalt dieser Abhandlung bildet eine Vergleichung und Beurtheilung der uns im ganzen oder theilweise erhaltenen athenischen Grabreden des Gorgias, Perikles (respective Thukydides), Lysias, Platon (im Menexenos), Demosthenes und Hypereides nach Inhalt und Form. Nach einer Bemerkung, dass solche von amtswegen zum Lobe der in einer Schlacht für das Vaterland Gefallenen gehaltene Reden unter den Griechen nur bei den Athenern vorkommen, und dass von solchen Reden uns nur die genannten erhalten sind, constatiert einfach der Verf., ohne sich selbständig auf die Frage über die Authentie dieser Reden näher einzulassen, dass nach dem überwiegenden Urtheile namhafter Kritiker der Neuzeit die λόγοι ἐπιτάφιοι, welche den Namen Platons und Demosthenes tragen, wahrscheinlich auch der dem Lysias zugeschriebene unecht sind, und dass die von Thukydides dem Perikles in den Mund gelegte Leichenrede zwar im einzelnen die Worte des großen Staatsmannes nicht wiedergibt, aber doch den Stempel einer Perikleischen Redeweise an sich zu tragen scheint. Die Bestandtheile aller dieser echten und unechten Reden sind im allgemeinen dieselben, wahrscheinlich aus der Periode der naturgemäßen, in keine Kunstregel eingezwängten Redeweise ererbten, und zwar: Prooimion, Lob der Vorfahren der Gefallenen, Lob der Gefallenen selbst, Aufmunterung zur Nachahmung derselben, Tröstung der zurückgebliebenen Eltern, Kinder und Verwandten derselben. Diese Bestandtheile liegen schon in der ältesten Grabrede des Gorgias vor. In der Ausführung der Einzelheiten ragt unter allen erhaltenen Grabreden durch Originalität und Kraft die Thukydideische Rede des Perikles hervor; derselben reihen sich die Reden des Hypereides, Lysias und Gorgias an, während die unter dem Namen Platons und Demosthenes' erhaltenen verhältnismäßig die schwächsten sind. Wirklich gehalten, und zwar in einer geschichtlich beglaubigten Zeit, wurde nur die Rede des Hypereides, neben derselben auch Reden von Perikles und Demosthenes; dagegen konnte

eder Gorgias noch Lysias die betreffenden Reden selbst halten, da sie keine thenischen Vollbürger waren; auch steht es nicht fest, auf welche histoische Ereignisse sich diese letzten zwei Reden beziehen; die dem Platon ugeschriebene Rede nimmt sich nicht einmal den Schein, je wirklich ehalten worden zu sein.

Gegen Ende der Abhandlung stellt der Verf. (S. 21) die Frage, elche Gestalt solche Grabreden ursprünglich gehabt haben mochten, nd beantwortet dieselbe dahin, dass sich ihre überlieferte Form von der rsprünglichen nicht wesentlich unterschied; höchstens dürften dieselben nfänglich kein Prooimion und kein Lob der Vorfahren gehabt haben. Was nun diesen Punkt anbelangt, so ist es zwar möglich, dass erst olitische Rücksichten seit der Zeit der Perserkriege jenes mit geschichtchen Reminiscenzen ausgestattete Lob der Vorfahren in diese Grabreden ingeführt haben, immerhin ist es aber meiner Ansicht nach wahrscheincher, dass gleich von Anfang her das Lob der Vorfahren einen Betandtheil solcher Leichenreden bildete. Ich vermuthe nämlich, dass rsprünglich zur Zeit der aristokratischen Regierungsform in Athen solche rabreden zu Ehren hochgestellter, verstorbener Eupatriden, bei denen ner Abschnitt über ihre Vorfahren ganz natürlich war, gehalten wurden; ach Einführung der Leichenlobreden für ganze Scharen im Kriege gellener Bürger wurde den herrschenden, demokratischen Ansichten gemäß ieses Lob der Vorfahren im eigentlichen Sinne in ein Lob athenischer erkunft und Nationalität, welches auf jeden schlichten Bürger passte, mgewandelt.

Im ganzen ist die Abhandlung zwar fleißig, dringt aber im einelnen nirgends tiefer ein und weist keine neuen Resultate auf. Die tilistische Seite der polnischen Sprache, in welcher sie abgefasst ist, isst viel zu wünschen übrig (z. B. S. 5 przy Frygii — dla oceny ... wiadczy; S. 6, Z. 1 f. und 9 f.: S. 7 dawno zaszły; S. 8 odsądzają emostenesowi; S. 11 u mału Hellenów . . indentyfikuje; S. 12 ojcowie ie mający dzieci — przypada rozpocząć; S. 14 pod Eurymedontem; . 21 najpierw następuje; S. 29 szuka za patosem), die Citate sind mitnter ungenau (z. B. S. 3, letzte Z.; S. 22) und Druckfehler zahlreich S. 4, Anm. 1; S. 5 Roitoi statt Reitoi; S. 10, Z. 9; S. 12, Z. 4; S. 13, . 3; S. 14, Z. 6, 8, 21, 22 u. 25; S. 16, letzte u. vorl. Z; S. 24, Z. 9 . 20; S. 25, Z. 21, S. 27, Z. 27; S. 29, Z. 21).

6. Dobrzański Bronislaus, Des Q. Horatius Flaccus Brief an die Pisones in polnische Verse übersetzt und mit einer Einleitung und mit erklärenden Anmerkungen versehen (polnisch). Progr. des k. k. Gymn. in Złoczów 1892, 8°, 77 SS.

Der Verf. hat seine Aufgabe richtig erfasst und nach einer sorgältigen Anwendung entsprechender Hilfsmittel meistens glücklich gelöst. n der Einleitung (S. 3—22) erklärt er, den Versuch machen zu wollen, ymnasialschülern, die etwa keine Gelegenheit haben dürften, die so ichtige Epistola ad Pisones im lateinischen Texte im ganzen zu lesen, nd überhaupt weiteren Kreisen eine leicht verständliche, leserliche Übertzung derselben an die Hand zu geben. Weiter begründet er das edürfnis einer neuen polnischen Übersetzung, indem er die bisherigen olnischen Übersetzungen dieses Briefes einer sorgfältigen Prüfung unterieht und ihre Mängel nachweist. Hierauf zieht er renommierte Urtheile ber die Anforderungen, denen eine gute Übersetzung entsprechen soll, urathe, begründet seine eigenen Ansichten über diesen Gegenstand und ntwickelt endlich auf Grund der einschlägigen Literatur ein selbständiges robables Urtheil über die Motive und den Zweck der Ars poetica. In er Endpartie der Einleitung vergleicht der Verf. unter anderem die

Opposition der römischen Archaisten gegen die Dichter des augusteischen Zeitalters mit dem Streite der Classiker und Romantiker des laufenden Jahrhunderts und stellt namentlich den römischen Archaisten unsere Classiker gegenüber. Das scheint mir nicht ganz richtig zu sein; meiner Ansicht nach näherten sich die Archaisten durch ihre ästhetischen Grundsätze eher unseren Romantikern, die Augusteer den Classikern, und wie die Romantik im Mittelalter wurzelt und nach langer Zurücksetzung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Oberhand gewinnt, so kommt auch die archaistische, volksthümliche Richtung in Rom, nachdem sie durch beinahe zwei Jahrhunderte von der classischen überschattet wurde, vom 2. Jahrhunderte n. Chr. an wenigstens theilweise wieder zu ihrem Rechte.

Von S. 23—38 folgt die Übersetzung selbst. Der Verf. bedient sich in derselben eines sechsfüßigen, meistens aus Dactylen bestehenden und noch dazu regelmäßig paarweise gereimten Verses. Dieser Vers umfasst zwar, wenn man eine jede polnische Silbe mit $1^1/_2$ Moren berechnet, eine längere Zeitdauer, als der Hexameter des lateinischen Originals, bietet aber infolge dessen einen entsprechenden Raum zu einer umständlicheren Wiedergabe der kurz, aber für uns nicht genug klar ausgedrückten Gedanken. Auch ahmen diese etwas schwerfälligen, polnischen Hexameter meist glücklich den Ton des Originals nach und stimmen mit dem Charakter des didaktischen Inhaltes überein. Über die Zweckmäßigkeit der Anwendung des Reimes in der Übersetzung eines classischen Gedichtes des Alterthums könnte man überhaupt streiten; in einer polnischen Übersetzung jedoch mag der Reim seine Entschuldigung darin finden, dass der polnische, dactylische Hexameter die Eurythmie und die metrische Einheit des altclassischen nicht zu erreichen vermag. Sonst hat der Verf. gegen das Gesetz im vorletzten Fuße zu oft einen zweisilbigen Tact angewendet (vgl. VV. 1, 3, 6, 8 usw.) und manche Härten in der Anwendung des Reimes sich zuschulden kommen lassen (vgl. VV. 18 und 19, 38 und 39, 73 und 74 u. a.). Die VV. 54 und 55 sind in den letzten Füßen fehlerhaft. Dass die Übersetzung an mancher Stelle (vgl. VV. 32, 139, 302) sehr frei ist, dass sie der leichten Verständlichkeit zuliebe oft eher erklärt und umschreibt, als treu wiedergibt, dessen ist sich der Verf. wohl bewusst; er wollte eine möglichst ohne separaten Erläuterungen lesbare Version zustande bringen, und dieses Ziel hat er meistentheils erreicht.

Da ungeachtet dessen noch immer eine ansehnliche Anzahl von Stellen übrig blieb, welche einem in der Alterthumskunde nicht bewanderten Leser unverständlich waren, so fügte der Verf. (S. 39—77) noch einen polnischen Commentar zu den einzelnen Versen hinzu. In diesem Commentar wird S. 41 ohne hinreichenden Grund dem Plautus mehr Selbständigkeit und Freiheit in der Bearbeitung griechischer Lustspiele als dem Naevius zuerkannt.

87. Koczyński L., De flexura graecorum nominum propriorum apud Lucilium Varronem Lucretium Vergilium. Progr. des k. k. Obergymn. in Radautz (Bukowina) 1892, 8°, 32 SS.

Die Abhandlung ist eine Fortsetzung der im Programme desselben Gymnasiums vom Jahre 1891 veröffentlichten und soll nach der Ankündigung des Verf.s (S. 32) in den nächstfolgenden Jahren fortgesetzt werden. Im vorhergehenden Theile hatte der Verf. über die Declination griechischer Eigennamen und der aus denselben gebildeten Adjectiva bei den scenischen Dichtern gehandelt; der vorliegende umfasst den Sprachgebrauch des Lucilius, M. Varro, Lucretius und Vergilius; die nachfolgenden sollen sich in gleicher Weise mit den übrigen Dichtern des goldenen Zeitalters befassen und mit Schlussfolgerungen über die Anwendung der

genannten griechischen Nomina in verschiedenen Zeiten der lateinischen Poesie schließen. In dem vorliegenden Theile handelt der Verf. in einem besonderen Abschnitte (S. 1—15) über Lucilius, Varro und Lucretius, in einem zweiten (S. 15—32) über Vergil. Der erste Abschnitt schließt mit der Bemerkung: Vides igitur Varronem in usurpandis Graecorum nominibus solitum excessisse modum atque singularum terminationum nomina crebrius usurpasse quam Lucilium, Lucretium, alios poetas coniunctim. Einige Zeilen weiter setzt der Verf. hinzu: In nominibus *es us* terminatis inque adiectivis usurpandis Varro a Lucretio superatur .... Da in dem nächstvorangehenden Absatze (S. 14) mit bestimmten Zahlen angegeben wurde, wie oft einzelne griechische Nomina mit griechischen Endungen bei den genannten Schriftstellern vorkommen, so folgt daraus, dass der erste oben angeführte Satz, um sich mit dem zweiten zu reimen, dahin berichtigt werden muss, dass man entweder die entsprechenden Endungen (ă, etwa e, er, um, on, o, or, as, ps, ys, ax, ix, uns) nach „terminationum“ hinzufügt oder ein „plerumque“ vor „crebrius“ schreibt. Übrigens ist auch so die ganze Schlussbemerkung insofern ungenau, als das Verhältnis der Anzahl der griechischen Formen zur Anzahl der Verse, in denen sie vorkommen, nicht angemerkt wird. Derselbe Vorwurf trifft auch die zweite, dem Vergil gewidmete Schlussbemerkung (S. 32): Maximus igitur nominum et adiectivorum numerus in Aeneide reperitur, deinde in Georgicis maior quam in Eclogis, si terminationes quasdam excipis... Übrigens scheint das Verzeichnis der betreffenden Stellen genau zu sein (ich vermisse unter den vergilianischen Formen Rhadamanthus Aen. VI, 566). Der Verf. berücksichtigt vornehmlich die Bemerkungen der Grammatici latini des Alterthums, Neues Formenlehre, einige Schulgrammatiken und die Abhandlungen von Feistmantel und Dalpiaz über die Anwendung der griechischen Eigennamen bei Vergil. Die Disposition des Stoffes ist überhaupt wenig durchsichtig; namentlich würde die Sache an Klarheit gewonnen haben, wenn der Verf. seine Eintheilung auf griechischen Formendungen basiert und z. B. nicht das *-us* von Phoebus mit dem von Proteus zusammengeworfen hätte (S. 19). Hie und da stößt man auf Fehler, wie wenn S. 3 M. Varro aus Reate Atacinus genannt wird, oder S. 6 der Genitiv equitum unter den verkürzten Genitiven, wie nummum, liberum, deum, mitzählt, oder wenn man S. 20 liest: Vocativus item aut graece (eû, û) aut latine (ē) formatur: Proteu, Panthu, Bacche. Auf derselben Seite steht hacce statt hace.

88. Radecki Alex., Quatenus ex epistulis Plinianis litterarum romanarum status iam senescentium cognosci possit, quaeritur. Progr. des k. k. Obergymn. in Przemyśl 1892, 8°, 38 SS.

Nach einer Einleitung (S. 3—5), in welcher die Sammlung der Briefe des Plinius nach Inhalt und Form kurz charakterisiert wird, schildert der Verf. im I. Capitel (S. 5—9) die literarischen Verhältnisse in Rom zur Zeit des jüngeren Plinius, handelt im II. und III. Capitel (S. 9—22) auf Grund der Plianianischen Briefe über die bedeutendsten Dichter und Prosaschriftsteller jener Zeit, widmet die nächsten Capitel (S. 23—36) der Darstellung der gleichzeitigen Verhältnisse auf den Gebieten der Grammatik, der Rhetorik und der Philosophie und schließt (S. 36—38) wiederum mit allgemeinen Bemerkungen über den Zustand der Literatur des Plinianischen Zeitalters.

Der Verf. berücksichtigt fleißig die Briefe des jüngeren Plinius und die wichtigsten Abhandlungen der Neuzeit über dessen Lebensverhältnisse; trotzdem aber ist seine Abhandlung eher eine anerkennenswerte Schilderung der literarischen Verhältnisse Roms zur Zeit dieses Schriftstellers als eine Antwort auf die in der Aufschrift gestellte Frage; denn eine Wiederholung der meist einseitigen Anerkennungen, welche

Plinius den literarischen Erzeugnissen seiner Zeitgenossen spendet, kann darüber nicht belehren. Die Capitel IV—VI, welche ein kritisches Bild der Literatur jener Zeit enthalten, stützt der Verf. auf das Zeugnis anderer Schriftsteller und nicht auf das des Plinius; auch hat er nicht einmal bemerkt, dass man aus Plinius' Briefen einen zu günstigen Begriff von dem Zustande der gleichzeitigen Literatur erhalten würde, falls man das Zeugnis anderer Gewährsmänner dabei nicht zurathe ziehen sollte. Übrigens entsprechen auch die Capitel II und III dem aufgestellten Thema nicht; über den »status iam senescentium litterarum« zur Zeit des Plinius war eher aus Stellen, wie I, 1, 2; 5, 12 f.; 13; 16, 3; III, 18, 6; IV, 14; 16, 27; VII, 4; VIII, 12, 1; IX, 22, ein Schluss zu ziehen; auch eine eingehende Würdigung der Briefe des Plinius selbst nach ihrem literarischen Werte dürfte zur Lösung der Frage beigetragen haben.

Die lateinische Sprache der Abhandlung ist meistentheils correct; hie und da fallen Verstöße gegen die Stilistik und logische Gedankenklarheit (S. 3, V. 7; S. 6 zu E.; S. 9, V. 7 ff.; S. 10, V. 18; S. 24 zu E.), mitunter auch grammatische Versehen (S. 4 conferri; S. 11, V. 4 ff.; S. 13, V. 20; S. 14, V. 18; S. 16, V. 21 f.; S. 19 zu E.; S. 24, V. 2 f.) und Druckfehler (S. 5, V. 1; S. 9, Anm. 11; S. 10, V. 4; S. 11, V. 6 und 24; S. 12, V. 5 und Anm. 17; S. 18, V. 14; S. 22, V. 19; S. 23, V. 17; S. 24, V. 10; S. 30, Anm. 60; S. 36, V. 12) auf.

89. Zaremba Stanislaus, Über die classische Philologie als Lehrgegenstand in den Schulen seit der Zeit der Renaissance bis auf unsere Tage. Progr. des k. k. Obergymn. in Neu-Sandec 1892 (polnisch), 8°, 28 SS.

Gestützt hauptsächlich auf die Handbücher der Geschichte der Pädagogik von Dr. K. Schmidt und K. Raumer und überdies auf das Werk von Łukaszewicz »Historya szkół« schildert der Verf. in allgemeinen Umrissen die Bedeutung, welche das Studium des classischen Alterthums als Bildungselement vom 14. Jahrhunderte an bis in die neueste Zeit einnahm, und schließt mit einer Apologie der Stellung der classischen Philologie in dem gegenwärtigen Lehrplane der österreichischen Gymnasien, sowie der neuesten, darauf bezüglichen Verordnungen. Neben Schmidt, Raumer und Łukaszewicz werden auch andere Werke und Abhandlungen (wie Małecki, Prelekcye o filologii klas.; Czerkawski, die wichtigsten gymnasial-pädagog. Probleme; Bernhardy, Grundriss der röm. Literatur; Herbst, Das classische Alterthum in der Gegenwart; Libelt, Rozprawy naukowe; Molin, Zur Reform der österr. Gymnasien) berücksichtigt und zurathe gezogen. Wiewohl die Abhandlung nur die Hauptpunkte des umfangreichen Gegenstandes berührt und mehr rhetorisch als streng systematisch angelegt ist, bietet sie dennoch das Wesentlichste in einer anziehenden Form und wird wohl in dieser Zeit, in welcher die realistische Richtung immer mehr Boden zu gewinnen scheint, auch in weiteren Kreisen nicht ohne Wirkung und Nutzen gelesen werden. Einigemale drückt sich der Verf. nicht genug klar und präcis aus, z. B. S. 19, wo Schliemann in einer Weise erwähnt wird, als wenn er zu den berühmten Forschern auf dem Gebiete der classischen Sprachen des Alterthums gehörte, und S. 27, wo den classischen Sprachen eine besondere Fähigkeit zur Bildung abstracter Ausdrucksweisen nachgerühmt wird, was jedenfalls auf die lateinische Sprache nicht vollkommen passt.

Lemberg. Dr. Bronislaus Kruczkiewicz.

90. Pražák, Dr. Josef, O spise Aristotelově *Ἀθηναίων πολιτεία* (Über Aristoteles' Schrift *Ἀθηναίων πολιτεία*). Progr. des k. k. böhm. Real- und Obergymn. in Prag (Brennte-Gasse) 1892, 8°, 26 SS.

Das Programm bespricht die handschriftliche Beschaffenheit des Fundes, dessen Datierung und Verhältnis zu den früher bekannten Fragmenten der Politeia. Die Frage der Authenticität wird unter Anführung der Literatur und der entscheidenden Kriterien nur kurz berührt; genauer wird auf den Wert der Schrift für die alte Verfassungsgeschichte Athens eingegangen, indem der Verf. den Inhalt des ersten Theiles darlegt und das Neue und für die Forschung Wichtige heraushebt. Die Abhandlung ist mit hinreichender Sachkenntnis geschrieben und genügt für die ersten Bedürfnisse derjenigen, die sich im Schwalle der aristotelischen Politeialiteratur zurechtfinden wollen.

91. Steinhauser K., 1. Několik slov o filosofii stoické. 2. Císař Mark Aurel, příjmím filosof. 3. Překlad vybraných částí zápisků císařových. (1. Einige Worte über die stoische Philosophie. 2. Kaiser Marcus Aurelius, der Philosoph. 3. Übersetzung ausgewählter Stücke aus den Selbstbetrachtungen des Kaisers.) Progr. des Comm.-Untergymn in Čáslau 1892, 8°, 25 SS.

Unter 1. wird kurz über die Vertreter der Schule und der Lehre selbst gesprochen; 2. liefert ein Charakterbild des Kaisers, 3. eine Blumenlese aus den Selbstbetrachtungen. Wie der Verf. selbst angibt, sind es bloße Umrisse, die in einer gründlichen Monographie ausgeführt werden sollen. Demnach ist das Ganze populär gehalten; auf Rechnung der Gemeinverständlichkeit ist auch zu setzen, wenn z. B. die Namen der Philosophen in einer für Philologen unstatthaften Weise zugestutzt erscheinen, wenn die Aufzählung der Schriften Zenons ohne Rücksicht auf die Ergebnisse der Kritik gegeben wird, wenn die Gemeinde der böhmischen Brüder in eine etwas schiefe Gegenüberstellung zu den Stoikern geräth. Die Begeisterung des Verf.s für seinen Gegenstand ist löblich, nur hätte sie nicht zu Überschwänglichkeiten in der Darstellung führen sollen; die Übertragung in der Anthologie ist gewandt, doch gefällt sich der Übersetzer stellenweise in einem gezierten Ausdruck, der dem Ausdrucke des Originals nicht entspricht.

92. Chval J., Obraz Kebetův. S krátkým úvodem (Das Gemälde des Kebes). Progr. der k. k. Staatsmittelschule in Pilsen 1891, 8°, 20 SS.

Eine ziemlich gelungene Übertragung, welche den eigenthümlichen Stil des schlichten Schriftchens in treuer und gefälliger Weise wiedergibt. C. V wird die *Ἀπάτη* als *πεπλασμένη τῷ ἤθει καὶ πιθανὴ φαινομένη* charakterisiert; das zweite Attribut weist neben dem ersten wohl auf geistige Eigenschaft, hin 'einnehmendes Wesen' hin. Es werden eben nur Leichtgläubige von der Verführung geködert. C. VIII wird *ἃ ῥίπτει* mit 'was sie wegwirft' (zahazuje) übersetzt. Aber die *Τύχη* wirft die Güter nicht weg, sie wirft sie, wie der Zusammenhang lehrt, den Heischenden zu. C. XVIII steht für *θυγατέρες* 'Schwestern' wohl durch ein Versehen. Der Übersetzung ist Drosihns Text zugrunde gelegt. Zu c. I, 3 wird vorgeschlagen: *ἐπὶ δὲ τῆς εἰσόδου τοῦ [πρώτου] πυλῶνος [καὶ περιβόλου] γέρων τις*, was mit Ausschluss des *τῆς εἰσόδου* jetzt auch Praechtlers Teubneriana bietet. In der verderbten Stelle C. XL, 1 liest der Verf., um den einfachsten und verständlichsten Sinn zu gewinnen:

ὅταν τιμῶσί τ' αὐτὰ καὶ οἴωνται διὰ τούτων μόνων εἶναι τὸ εὐδαιμονεῖν, καὶ πάντ' ἐπιμένουσι πράττειν ἕνεκα τούτων καὶ τὰ ἀσεβέστατα δοκοῦντα εἶναι οἳ παραιτοῦνται. Doch ist Müllers Lesart ὅτι ἐὰν durch das vorweisende τοῦτο und auch die arabische Version besser gestützt. Der Sinn bleibt nicht minder klar.

93. Novák, Dr. Josef, Čtyři sochy antické: Niobe, Laokoon. Zeus Otricolský, Apollon Belvederský (Vier antike Standbilder: Niobe, Laokoon, Zeus von Otricoli, Apollo vom Belvedere). Progr. des k. k. Gymn. in Neuhaus 1892, 8°, 30 SS.

Der Jahresbericht zeigt, dass die Kunstarchäologie sich schon in den Gymnasialunterricht Bahn gebrochen hat. Wir erhalten eine Probe ästhetischer und archäologischer Erläuterungen für Schüler, wie solche der Verf. schon im Jahre 1885 (im Prager Pädagogium) angeregt und, was Zweck, Umfang und Form anbelangt, genauer besprochen hat. Ausgewählt sind vier Stücke: Niobe, Laokoon, Zeus von Otricoli und der Apollo vom Belvedere, wohl die dankbarsten, da ihre Behandlung reichhaltigste Anlehnung in der Lectüre findet. Die Betrachtung ist klar disponiert, die Form lebensvoll, aber nicht übertrieben, jedenfalls der jugendlichen Auffassung angepasst. Rein theoretische Erörterungen sind ausgeschlossen, trotzdem hat eine Reihe von Fragen allgemeiner Bedeutung (Gruppe, Einzelfigur, Pose, Bewegung, Nacktheit, Gewandung, Gesichtsausdruck usw.) Berücksichtigung gefunden. Der Aufsatz wird dem Interesse und der Anerkennung aller derjenigen begegnen, welche den von der Tagesliteratur schon zum Absterben verurtheilten classischen Unterricht zu beleben wünschen.

94. Charvát Ignaz, První kniha básní Qu. Horatia Flakka. Ve verších přízvučných přeložil (Das erste Buch der Lieder des Qu. Horatius Flaccus. In accentuierenden Versen übersetzt). Progr. des k. k. böhm. Obergymn. in Pilsen 1892, 8°, 24 SS.

Auf dem Gebiete der böhmischen Übersetzungsliteratur hat sich in letzter Zeit, besonders durch Králs eindringende Forschung, die Überzeugung Bahn gebrochen, dass die strenge Nachbildung der classischen Versschemata den Accent- und Quantitätsverhältnissen der böhmischen Sprache widerstrebt. Es zeigt ja schon die antike Verskunst, besonders in ihrem Ausgange, das merkliche Bemühen, zwischen dem Gegensatze der Wort- und Versbetonung zu vermitteln. Den verschiedenen Versuchen, um dem accentuierenden Principe Geltung zu verschaffen, reiht sich auch vorliegende Übersetzungsprobe aus Horaz an. Der Autor derselben denkt sich die Sache einfach. Unter Wahrung des Silbenschema bringt er Wortaccent mit Ictus in Einklang und glaubt damit das Nöthige gethan zu haben. Aber das Ohr des Lesers, hier der competenteste Richter, muss sich oft förmlich zwingen, den Rhythmus herauszufinden, es vermisst den Ersatz, durch welchen der alte Dichter seinen Versen den so sinnengefälligen Reiz verleiht; wie eintönig sind dem Übersetzer z. B. die Asclepiadeen gerathen, welche unter dem Accentzwang regelmäßig mit einem dreisilbigen Worte ausklingen, die Hexameter zeigen rein dactylischen Gang, die complicierteren Metra leiden unter gezwungener Wortstellung. Und doch haben schon deutsche, französische und italienische Übersetzer den Beweis geliefert, dass die modernen Sprachen gegenüber den antiken an rhythmischen Mitteln durchaus nicht so arm sind. Welche kunstreiche Gestaltung, welche Mannigfaltigkeit an Perioden- und Strophenformen die accentuierende Poesie in Verbindung mit dem Reim gestattet, das hat besonders R. Westphal in seiner neuhochdeutschen Metrik ein-

gehend erwiesen. Zu demselben Ergebnisse müsste die Analyse der unendlich wechselnden Formen Vrchlickýs führen. Und thatsächlich wenden sich neuere Übersetzer bei lyrischen Dichtungen vom antiken Schemenzwang ab, um bei modernen Meistern in die Schule zu gehen. Freilich erheischt dann die Anwendung moderner Ersatzformen vom Übersetzer ein gewisses Maß von Kunstsinn und poetischer Gestaltungsgabe, ohne welche man sich an einen Dichter überhaupt nicht wagen sollte. Doch Ref. will in dieser Principienfrage die metrische Form der vorliegenden Probe nicht näher besprechen. Ernster wird die Sache, wenn man die Arbeit auf ihre Treue und Richtigkeit hin prüft. Abgesehen von nicht besonders glücklichen Neubildungen, recht prosaischen Wendungen und unnatürlicher Wortstellung findet man zahlreiche unverständliche Stellen. Man vergleiche das gänzlich misslungene Gedicht VI, die Schlussstrophen von II und XVI. Falsch sind übertragen: IV, 16. 17, XII, 3. 5, XIX, 14, XXIV, 3, XXVII, 8, XXVIII, 3. 13, XXXIV, 2. 9, womit aber die Reihe der Ausstellungen nicht erschöpft ist.

95. Šejvl Wenzel, Jak působil veřejný život v Řecku starověkém na rozvoj řečnictví (Der Einfluss des öffentlichen Lebens im alten Griechenland auf die Entwicklung der Beredsamkeit). Progr. des k. k. Realobergymn. in Klattau 1892, 8°, 29 SS.

Scheint ein vom Programmenzwange dem Verf. aufdictierter Lückenbüßer zu sein, und die Kritik würde dem Verf. nur unrechtthun, wollte sie Wahl und Durchführung des Themas strenge beurtheilen. Demnach bringt die Arbeit gleich ihren zahlreichen Vorgängern nichts neues, wohl aber muss man überflüssige, das Meritorische beeinträchtigende Abschweifungen mitlesen, z. B. S. 11 über Volksversammlung, S. 16 über den Areopag, über das Heliastengericht, über die Entwicklung der Theorie der Beredsamkeit. Dagegen wird die Hervorhebung der Schattenseiten an dem glänzenden Bilde der attischen Beredsamkeit vermisst; über den verderblichen Einfluss, welchen griechische Redefreiheit und Redeschätzung auf den Charakter der Redner, des Volkes, auf die Entwicklung der politischen Dinge ausgeübt haben, möchte man Genaueres erfahren. Die Sophistik wird nur berührt, die Processucht der Athener dagegen weitschweifig besprochen. Trotz dem Citatenaufwande soll der Aufsatz nur populären Zwecken dienen; es sollten aber dann auch moderne Verhältnisse herangezogen werden, wozu sich Parallelen genug und ungesucht darbieten. Nebenbei bemerkt: die Anklage wegen gesetzwidrigen Antrages schreibt der Verf. S. 19 *γραφὴ 'παρὰ νόμων'*.

96. Molčík M., Ukázka kollektaneí ke klassikům latinským (Probe von Collectaneen zu lateinischen Classikern). Progr. des k. k. böhm. Obergymn. in Ung.-Hradisch 1892, 8°, 21 SS.

Der Verf., ein eifriger Verfechter des Collectaneenschreibens, berichtet über die äußere Einrichtung seiner Collectaneenhefte, gibt eine Probe aus denselben (zugrunde liegen Verg. Aen. I, II, IV, VI) und fügt einige begründende und erklärende Bemerkungen hinzu.

Colligere necesse est — at paucis denkt Ref. über diese Frage und tröstet sich mit der Hoffnung, es werde das leidige Collectaneenschreiben in nicht ferner Zeit aus unseren Schulen verschwinden. Auch unseren Schülern werden allmählich so nützliche Bücher zugebote stehen, wie sie z. B. Benoist und Riemann mit ihrem kleinen Livius und Vergil der Hachette'schen Sammlung der französischen Jugend geschenkt haben. Die elegante Einleitung, die grammatisch-stilistische Übersicht, ein reiches antiquarisches Register mit Illustrationen liefern dem Schüler ein leicht

zu handhabendes Rüstzeug für seine häusliche Präparation; die Schule braucht nur das herauszuheben, was für den künftigen Gebrauch dauernd festzuhalten ist, und das Schreiben beschränkt sich zumeist auf gruppierende, in Stichworten bestehende Übersichten. Was also der Verf. auf der linken Seite seiner Hefte an Realien verzeichnen lässt, möchten wir, soweit es im Register und Lexikon enthalten ist, dem Schüler erspart wissen. Es finden sich auch Dinge darunter, die der Schüler aus früherer Lectüre genau kennen muss, z. B. die Bemerkung über innupta Minerva, über Cytherea; den crinitus Iopas aufzunehmen ist wohl überflüssig; eine bildliche Anschauung eines Citharöden haftet weit besser im Gedächtnis. Als eigentlicher Collectaneenstoff blieben dann die rechts stehenden Bemerkungen formellen Inhalts: Beiträge zur Kenntnis der sprachlichen Kunstmittel, Rhetorisches, Gleichnisse, homerische Imitatio, metrische Besonderheiten, Memorierstellen (die aber nicht auszuschreiben sind, die Texte sollen den Schüler bis zum Schlussexamen begleiten), Beobachtungen über Technik und Composition des Gedichtes, Sammlungen zur Charakteristik der handelnden Personen, zur antiken Ethik u. a. Vermisst hat Ref. moderne Parallelstellen, Heranziehung der Kunstgeschichte und Archäologie, wozu sich bei Vergil Gelegenheit in überreichem Maße bietet. Freilich lassen sich schwer über die hiebei zu treffende Auswahl allgemein giltige Normen aufstellen, bei Lesefrüchten will zumeist das subjective Gefühl gehört werden. Was dann die Vortheile anbelangt, die aus dem Collectaneenschreiben für den Betrieb der Lectüre entfallen sollen, wird manche Aufstellung des Verf.s Zustimmung finden; doch lehrt die Praxis, dass ohne solche Umständlichkeiten und ohne besonderen Zeitaufwand auch gute Erfolge erzielt werden. Das Programm sei dem Interesse derjenigen empfohlen, welche selbst das vom Verf. dargelegte Verfahren versucht haben oder versuchen wollen.

Prerau. Alois Fischer.

---

97. Ebner Alois, Vergleichung des Strophenbaues bei Reinmar dem Alten und Walther. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Oberhollabrunn 1892, 8°, 38 SS.

In dieser sehr verdienstlichen Arbeit findet der Leser eine belehrende Gegenüberstellung des Strophenbaues Reinmars und Walthers. Der Verf. hat die Arbeit dem Stoffe gemäß in drei Theile gegliedert: in die Darstellung des Auf- und in die des Abgesanges und die Behandlung der Waisen bei beiden Dichtern. Der Übersichtlichkeit halber hätte eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse nicht geschadet. Von Wichtigkeit ist die Beigabe des Verf.s über das urkundliche Vorkommen der Hagenauer in Österreich. Er schließt sich der Annahme Beckers an, dass Reinmar ein Österreicher gewesen ist, und vervollständigt Beckers Angaben über das Geschlecht derer von Hagenau.

98. Ammann J. J., Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Manson de Roland. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Krumau 1892, 8°, 34 SS.

Die vortreffliche Arbeit Ammanns rückt in diesem Jahresberichte erheblich vorwärts — es sind ihr diesmal volle 34 Seiten gegönnt —, so dass sich voraussichtlich in 2—3 Jahren, wenn keine unvorhergesehenen Zwischenfälle eintreten, ein abschließendes Urtheil über sie wird gewinnen lassen. Vorläufig müssen wir uns begnügen, dem Verf. unsere Befriedigung über alles bisher von ihm Veröffentlichte auszusprechen und ihn zu

ermuntern, nicht zu erlahmen ob der ihm schwerlich zusagenden Bedächtigkeit, mit der die Ergebnisse seines großen Fleißes an das Licht des Tages slichent.

99. Salzer, Dr. Anselm, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. Progr. des k. k. Obergymn. der Benedictiner in Seitenstetten 1892, 8°, 73 SS.

In der durch die früheren Arbeiten bekannten, gründlich gelehrten Weise handelt der Verf. über die Sinnbilder Mariens, welche aus der Bibel genommen sind, von S. 373—418 sodann von den außerbiblischen, die Mariens „Erhabenheit" bezeichnen. Die außerordentliche Belesenheit des Verf.s in der christlichen Literatur des Mittelalters erfüllt auch diesmal wieder den Leser mit Bewunderung.

100. Strohschneider Josef, Mittelfränkische Legenden. Progr. des k. k. Neustädter deutschen Staats-Obergymn. in Prag 1892, 8°, 26 SS.

Ganz in derselben Weise wie im vorigen Jahresberichte druckt der Verf. aus der Handschrift der Neustädter Gymnasialbibliothek in dem vorliegenden die Legende der hl. Dorothea und die der hl. Barbara ab. Für die erstere konnte er auch die Quelle namhaft machen, für letztere nicht.

101. Richter Karl, Aus dem mittelalterlichen Leben (nach dem Nibelungenliede und Kudrun). Progr. des k. k. deutschen Obergymn. in Pilsen 1892, 8°, 34 SS.

Welchen Zweck sein Aufsatz verfolgt, sagt der Verf. mit folgenden Worten: „Ausgehend von der Burg und den einzelnen Bestandtheilen derselben wollen wir uns dem Leben in derselben, der Erziehung der männlichen Jugend und der Beschäftigung der Frauen zuwenden, die Stellung des Gesindes betonen und die wichtige Rolle hervorheben, welche die Boten im mittelalterlichen Leben spielten, ferner an der Hand der Quellen einigen Lebensgewohnheiten nachgehen und die Kleidung ins Auge fassen, sowie Waffen und Ausrüstung des Ritters beleuchten. Die Art mittelalterlichen Reisens, die Pflege der Gastfreundschaft, die Jagd, die Waffenspiele und einzelne Züge, die Ehe, die Krönung und die Lehenstreue betreffend mögen ihre Darstellung finden." Dementsprechend hat der Verf. alle Stellen, welche mit dem Angegebenen in engerer Beziehung stehen, gesammelt und einen lesbaren Aufsatz darüber geschrieben, der freilich an Übersichtlichkeit sehr gewonnen hätte, wenn für die wörtlichen Anführungen ein besonderer Druck angewendet worden wäre. Besonderen wissenschaftlichen Wert kann die Arbeit vor allem wegen der Beschränkung auf das Nibelungen- und Kudrunlied nicht beanspruchen.

Graz. Dr. Ferdinand Khull.

---

102. Ouředníček E., O vyučování němčině na středních školách českých (Über den Deutschunterricht an böhmischen Mittelschulen). Progr. des k. k. böhm. Gymn. in Olmütz 1892, 8°, 41 SS.

Der Verf. hat im Jahre 1890 ein Übungsbuch der deutschen Sprache für die I. und II. Classe böhmischer Mittelschulen und zwei Jahre später ein solches für die III. und IV. Classe ähnlicher Lehranstalten heraus-

gegeben, wobei er sich natürlich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, in den Vorreden das beiden Schriften zugrunde gelegte, inductiv analytische Verfahren gegenüber der älteren Übersetzungsmethode an der Hand eigener und fremder Erfahrung möglichst zu rechtfertigen. Daher war es für ihn keine schwere Aufgabe, seine reiche Erfahrung, sein sichtbares Lehrgeschick und die umfangreiche Belesenheit in der fachwissenschaftlichen Literatur in der vorliegenden Schrift ausführlicher und übersichtlicher niederzulegen, als dies in dem engen Rahmen einer Vorrede geschehen konnte.

Der Ref. muss freilich von einer eingehenden Reproduction der Grundgedanken hier absehen. Er kann nur feststellen, dass das Was und Wie des deutschen Unterrichtes auf Grund jener Methode (vgl. Willmanns Didaktik, S. 55) in der vorliegenden Abhandlung eine treffliche Beleuchtung gefunden hat.

Demgemäß wird in der Einleitung eine möglichst umfangreiche, sowohl durch Schul- als auch Privatlectüre zu erwerbende Kenntnis der deutschen Literatur als Ziel des Unterrichtes und Mittel zur Aneignung von Sprach- und Denkthätigkeit zugleich hingestellt. In dem Hauptthele macht sich der Verf. zur Aufgabe, eine Reihe von Vietor, dem »Hauptrepräsentanten der reformierten Methode« gestellten, den Unterricht in den modernen Sprachen betreffenden Fragen zu beantworten und seine (des Verf.s) Ansichten 'versuchsweise' zu begründen, um auf diesem Wege den Leser unter Beobachtung der klarsten, aus den Fragestellungen Vietors freilich von selbst sich ergebenden Übersicht mit allen Einzelheiten seines Unterrichtsvorganges und dessen Wesens genau vertraut zu machen. Da nun die drei Angelpunkte, um welche die Beantwortung der Fragen sich vorwiegend dreht: ausschließliche Pflege der Lesestückmethode, möglichste Einschränkung des Übersetzens aus der Muttersprache und Verlegung des systematischen Studiums der Grammatik in das Obergymnasium, psychologisch begründet, durch Belege erhärtet und eigene Erfahrung erleuchtet werden, haben die Ausführungen schon in dieser theoretischen Fassung einen hohen Grad von Überzeugungskraft und vollends durch die im Anhange angebrachten, sehr anregenden Proben aus der Schulpraxis unleugbaren Anspruch auf Zustimmung. Im übrigen verweist Ref. auf seine beiden, in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1890, S. 534–540; 1891, S. 433—436) abgedruckten Anzeigen des oben erwähnten Buches.

Gleichwohl erscheint in Anbetracht der nahezu von selbst einleuchtenden, weil auf psychologische Gesetze gegründeten Vorzüge, die ein derartiger Vorgang gegenüber der immermehr verschwindenden Deductionsmethode hat, die erdrückende Überfülle der mehr als ein Drittheil der ganzen Abhandlung ausfüllenden Citate und Auszüge aus der einschlägigen Literatur befremdend. Es drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, der Verf. habe dies Heer von Belegen in erster Linie gegen gewisse Feinde der neuen Methode ins Treffen führen wollen. Da uns aber diese Leute bei weitem nicht sosehr am Herzen liegen als unser überzeugungstreues Streben nach Besserem, so hätten wir es lieber gesehen, wenn der Verf. einiges ganz weggelassen, anderes durch bloße Wiedergabe des Gedankens verdeutlicht hatte. So aber beschleicht uns das Gefühl, dass der Verf. sich von seinen Gewährsmännern — es werden ihrer S. 5 nicht weniger als 32 genannt — gar zu abhängig zeigt. Uneingeschränkt billigt Ref. die Wärme für den Gegenstand, die sich überall in der Darstellung offenbart, und die S. 3 ausgesprochene Anerkennung der Größe und Bildungskraft der deutschen Literatur. Die Jugend sicher und erfolgreich in sie einzuführen, das wird die neue Methode ohne Zweifel erreichen.

Wall.-Meseritsch. Dr. F. Kováč.

103. Tarneller J., Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol. Progr. des k. k. Obergymn. in Meran 1892, 8°, 14 SS.

Die verdienstliche Arbeit schildert in der Einleitung die schweren Gefahren, denen der Bestand der Bauernschaften in unseren Tagen ausgesetzt ist, und will in den Kreisen, in denen ein Gymnasialprogramm Eingang findet, wohlwollende Theilnahme für einen Stand wecken, der in der Geschichte Tirols eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Der Verf. erwähnt, wie fruchtbar sich die Hofnamen für die Kenntnis der Abstammung und Verbreitung der Familien erweisen: die Hälfte der Tiroler Familien verdankt den Familiennamen irgend einem Hofe. Von großer Bedeutung sind die Hofnamen besonders für die rhätische Ethnologie, da die Deutschen die romanischen und noch ältere Dorf- und Flurnamen aus dem Munde der alten Bewohner übernahmen. Der Verf. versucht es demnach, alle Hofnamen zusammenzustellen und zwar nach den alten Urbaren, Dorfrechtsprotokollen, Steuerbriefen, Multbüchern, Almrechten u. dgl. Im vorliegenden Theile der noch nicht abgeschlossenen Arbeit nimmt der Verf. Naturns (Dorf und Tumen Degnei, Stainer Degnei, Steinwenter Degnei, Kompatscher Degnei, Patleider Degnei, Tschirlaner Degnei und Partscheiler Degnei), Plaus (Plaus und Kirchberg), Partschins (Quadrater Degnei, Rablander Degnei, Stainwenter Degnei, Tablander Degnei, Vortigner Degnei, Pröfing Degnei, Ort und Sag Degnei, Huober Degnei und Peter Degnei) und Algund vor.

Die Orthographie dise, Wise, Ansidlung, beschribene, lifern, disbezüglich ist in Gymnasialprogrammen doch nicht zulässig.

104. Sander H., Beiträge zur Rechts- und Culturgeschichte des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg. Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1892, 8°, 86 SS.

Im Jahre 1886 erschien die verdienstliche Schrift des Verf.s »Die Erwerbung des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg durch Österreich«. Die vorliegende Arbeit ist eine Fortsetzung dieser älteren Studien; das Material dazu stammt theils aus dem Statthaltereiarchive in Innsbruck, theils aus einzelnen privaten Quellen. Zunächst werden die Rechte und Privilegien der Tannberger, dann die Trennung Mittelbergs von Tannberg behandelt, hierauf eine Anzahl von Beiträgen zur Rechts- und Culturgeschichte der Tannberger (1. Willen Hänsli, 2. Ein Streit zwischen den Tannbergern und Omisbergern, 3. Zur Geschichte der Waldwirtschaft, 4. Die Jagd, 5. Zur Geschichte des Handels und Verkehrs, 6. Verfahren gegen verschollene Personen, 7. Reisen und Tänze, 8. Die Rechtsprechung, 9. Die Ammans- und Gerichtsbesetzung, 10. Der Beruf des Ammans und der Geschworenen und 11. Wohlhabenheit und Grund derselben) und endlich wichtigere Daten aus den letzten Zeiten des Gerichtes angefügt. Dem Aufsatze sind vier Beilagen angeschlossen.

105. Werenka, Dr. D., Die Verhandlungen Österreichs mit der Türkei bezüglich der Erwerbung des „Bukowiner Districts“ nach der Convention vom 7. Mai 1775. Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule im V. Bezirke in Wien 1892, 8°, 21 SS.

Der Verf., der sich schon durch seine in den Schriften der k. k. Akademie publicierte Arbeit »Bukowinas Entstehen und Aufblühen in Maria Theresias Zeit. 1. Theil 1772—1775« in vortheilhafter Weise bekannt gemacht hat, schildert hier, auf reichhaltiges Quellenmaterial gestützt, knapp und zutreffend die Verhandlungen, die 1775 zur Erwerbung des Bukowiner Districtes geführt haben. Einige Fehler gegen den deutschen Sprachgebrauch auf S. 1 hätten wohl vermieden werden können.

106. Erber T., Storia della Dalmazia dal 1797—1814. Progr. des k. k. Obergymn. in Zara 1892, 8°, 39 SS.

Der vorliegende Aufsatz behandelt die französische Administration in Dalmatien auf Grundlage der Acten des Statthaltereiarchivs in Zara und der übrigen archivalischen Quellen des Landes. Der Verf. bespricht den Gegenstand zunächst im allgemeinen und geht hierauf auf die einzelnen Zweige der Verwaltung ein. Die Arbeit schließt sich den vorhergehenden Aufsätzen, die nun eine vollständige Geschichte Dalmatiens von 1797—1814 bieten, würdig an.

107. Vrhovec J., Ein Defraudationsprocess aus dem Jahre 1782. Progr. des k. k. Obergymnasiums in Rudolfswerth 1892, 8°, 32 SS.

Enthält einen Process der Stadt Rudolfswerth gegen den damaligen Stadtcassier Wenzel Skubitz. Die Arbeit hat nur ein localgeschichtliches Interesse. Zu wünschen wäre ein besseres Deutsch: S. 4, Z. 1 »die bishinige Organisation«; S. 4, Z. 12 u. 14 »eine Ausgabe anschaffen«; S. 6 »aus nicht eruierbaren Gründen«; »an die einen Anspruch darauf Habenden«; für einen der »bestsituiertesten« Leute; S. 7 die »coursierende« Vermuthung.

108. Prasek V., Klášter sv. Klary v. Opavě, nyní vládní dům (Das Kloster der hl. Klara, jetzt Regierungshaus in Troppau). Progr. des böhm. Privatgymn. in Troppau 1892, 8°, 48 SS.

Das Nonnenkloster der hl. Klara gehörte zu den ältesten und reichsten Klöstern Schlesiens. Seine Gründung fällt noch in die letzten Zeiten der Přemysliden. Der Verf. hat alle auf die Geschichte dieses Klosters bezüglichen Daten in den betreffenden Sammlungen zu Breslau, Troppau, Kremsier und Brünn sorgsam zusammengestellt und gibt eine Geschichte dieses Klosters von der ersten nachweisbaren Äbtissin Margaretha (1308) bis zu der im Jahre 1781 erfolgten Aufhebung.

Graz. J. Loserth.

---

109. Frenzel Robert, Directe Construction der Tangenten der Selbstschattencurven von Rotationsflächen. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Jägerndorf 1892, 8°, 12 SS.

In der vorliegenden Abhandlung wird nach einem einfachen Raisonnement die Aufgabe der Construction der Tangenten von Selbstschattencurven auf die Construction der Selbstschattentangenten einer Rotationsfläche, die durch die Rotation eines Kreises um eine in der Ebene desselben befindliche Gerade entsteht, zurückgeführt. Die Aufgabe ist analytisch behandelt und einige Constructionen werden auf Grund der erhaltenen Gleichungen durchgeführt. Diese Constructionen haben, wie im weiteren gezeigt wird, nicht nur Giltigkeit, wenn der Lichtstrahl parallel zur verticalen Projectionsebene einfällt, sondern auch dann, wenn die Lage desselben eine allgemeine wird. Die vorliegende Abhandlung ist ein schätzenswerter Beitrag zur analytischen und descriptiven Geometrie.

110. Schromm Franz, Der Ellipsograph. Progr. der Communal-Oberrealschule im 4. Bezirke in Wien 1892, 8°, 5 SS.

Der Verf. hat seinen Apparat auf Grund der leicht nachzuweisenden Eigenschaft construiert: Wird eine Strecke mit ihren Endpunkten läng-

zweier nicht parallelen Geraden bewegt, so beschreibt jeder Punkt, der mit der Strecke zu einem starren Systeme verbunden wird und in einer Ebene parallel zu den beiden Leitlinien verbleibt, eine Ellipse. An diesem neuen Apparate werden die geradlinigen Führungen durch Anwendung des von Peaucellier eingeführten Mechanismus vollzogen. Sodann wird die theoretische Erläuterung dieses Mechanismus durchgeführt und gezeigt, dass derselbe zur Geradführung gebraucht werden kann. Die Beschreibung des Ellipsographen selbst wird in klarer und übersichtlicher Weise im Schlussabschnitte gegeben.

111. Mildner Reinhard, Über einige unendliche Reihen, Producte und mit diesen im Zusammenhange stehende bestimmte Integrale. Progr. der Landes-Oberrealschule in Znaim 1892, 8°, 18 SS.

Der Verf., ein tüchtiger mathematischer Forscher, knüpft an seine im Jahre 1883 in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienene Abhandlung: »Beitrag zur Auswertung unendlicher Producte und Reihen« an und summiert die allgemeine Reihe:

$$\sum_{1}^{\infty}(-1)^{r+1}\frac{\operatorname{Cos} r\,\alpha}{r^n - x^n}$$

für gerade n, beliebige x und $-\pi < a < +\pi$ durch passende Zerlegung in Partialbrüche. Aus den erhaltenen Summenformeln werden in einfacher Weise die entsprechenden Productenformeln entwickelt. Im weiteren finden wir einige der gewonnenen Formeln auf die Feststellung einiger bestimmter Integrale angewendet, von denen einige nicht nur rein theoretisches Interesse haben, sondern auch in der angewandten Mathematik Verwertung finden.

112. Obenrauch Ferdinand, Zur Transformation und Reduction von Doppelintegralen mittelst elliptischer Coordinaten. Progr. der Landes-Oberrealschule in Neutitschein 1892, 8°, 55 SS.

Der Verf. nimmt als Ausgangspunkt seiner Entwicklungen ein von Lamé in dessen Abhandlung über die Isothermenflächen angegebenes Doppelintegral, dessen richtige Bestimmung von Poisson bestätigt wurde. Ausführlich und mit lobenswerter Sorgfalt wird auf das Problem der Anwendung der elliptischen Coordinaten und auch auf die Geschichte desselben eingegangen. Als eigentlicher Gegenstand der Abhandlung wird die Transformation und Auswertung des Doppelintegrales

$$\int_{b}^{a}\int_{c}^{b}\frac{\mu^2\nu^2(\mu^2-\nu^2)}{\sqrt{(a^2-\mu^2)(\mu^2-b^2)(\mu^2-c^2)(a^2-\nu^2)(b^2-\nu^2)(\nu^2-c^2)}}\,d\mu\,d\nu$$

$$a > b > c > o$$

behandelt und auf die umfangreiche Theorie in gewissenhafter Weise eingegangen.

113. Grünfeld, Dr. E., Zur Theorie der Systeme linearer Differentialgleichungen erster Ordnung und der Fuchs'schen Differentialgleichung nter Ordnung. Progr. des k. k. Staatsgymn. im 2. Bezirke in Wien 1892, 8°, 28 SS.

Das Transformationsverfahren linearer Differentialgleichungssysteme, welches von d'Alembert angegeben wurde, ist von dem Verf. der vor-

liegenden, sehr schätzenswerten Programmabhandlung zum Ausgangspunkte der Integration der Fuchs'schen Differentialgleichung, welche eine lineare m ter Ordnung ist, als auch eines Systems von linearen Differentialgleichungen 1. Ordnung, von der Form:

$$x\frac{dy_i}{dx} = a_{i1}y_1 + a_{i2}y_2 + \ldots a_{in}y_n,$$

in welcher Gleichung $i = 1, 2 \ldots n$ gesetzt wird, gemacht worden. Die Coëfficienten der Gleichung sollen in der Umgebung des singulären Punktes $x = 0$ eindeutige und stetige Functionen von x sein. Specieller geht der Verf. auf den Fall $n = 3$ ein. Die Arbeit gibt ein beredtes Zeugnis von der tiefen und eingehenden Beschäftigung des Verf.s mit dem gewählten Probleme, andererseits von der genauen Literaturkenntnis desselben.

114. Kaiser Oswald, Beiträge zur Zahlenlehre und Chronologie. (Fortsetzung.) Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Bielitz 1892, 8°, 40 SS.

In sehr ansprechender, gründlicher und correcter Weise zeigt der Verf. die Bestimmung des Datums des Osterfestes im julianischen Kalender, wobei auf die Geschichte des Problems die entsprechende Rücksicht genommen wird. Aus den gewonnenen beiden Gleichungen (Congruenzen) wird durch eine einfache Transformation die Gauss'sche Osterformel abgeleitet. Durch passende Beispiele wird der Gebrauch dieser Formel erläutert. Im Nachfolgenden finden wir die Bestimmung des Datums des Osterfestes im gregorianischen Kalender. Zur Erläuterung der Theorie dieser Aufgabe wird der von Aloysius Lilius eingeführte Epaktencyclus ausführlich besprochen. Wie im julianischen Kalender wird auch die Gauss'sche Osterformel für den gregorianischen Kalender abgeleitet. Von großem Interesse dürfte die nachfolgende „Auflösung der unbestimmten Gleichungen mittelst der Zahlencongruenzen und deren Benützung zur Lösung von chronologischen Aufgaben" sein. Auch in diesem Abschnitte wurde die Lehre von den Zahlencongruenzen in ausgiebiger Weise und mit Vortheil benützt. Einige der vorgeführten Entwicklungen können als originell bezeichnet werden, und wir geben dem Verf. vollkommen recht, wenn er behauptet, dass die in dem Aufsatze entwickelten Regeln zur Bestimmung des Osterfestes in analytischer Beziehung insoferne vortheilhafter sein dürften, als sie eine allgemeinere Giltigkeit besitzen und als sie jene Größen, von welchen das Datum des Osterfestes abhängt, in einer geschlosseneren Form als die Gauss'schen Formeln verbinden, dass ferner die Bestimmung der Jahre eines gegebenen Jahrhunderts, in welchen der Ostersonntag auf ein gegebenes Datum fällt (die sogenannte umgekehrte Osterrechnung) mittelst der von dem Verf. entwickelten Formeln leichter veranstaltet werden kann.

115. Klekler Karl, Die stereographische Projection als Hilfsmittel der ebenen Darstellung sphärischer Constructionen. Progr. der k. k. Staats-Realschule im 7. Bezirke in Wien 1892, 8°, 18 SS.

In der vorliegenden Abhandlung wird die Anwendbarkeit der stereographischen Projection für die ebene Darstellung sphärischer Constructionen erwiesen, ein Problem, das auch — wenn die Schulverhältnisse günstig sind — im stereometrischen Unterrichte an Mittelschulen verwertet werden kann. Ausgegangen wird von dem einfachen Falle, dass das Projectionscentrum in der als Constructionsfeld gegebenen Kugeloberfläche liegt und dass die Projectionsebene zu dem vom Projectionscentrum gezogenen Kugelradius senkrecht steht. Man kann aber — ohne

der Allgemeinheit der Construction entgegenzutreten — die Projectionsebene durch den Mittelpunkt der Kugel legen. Nach einigen allgemeinen theoretischen Erläuterungen werden einige daran sich schließende Aufgaben gelöst. So ist die gegenseitige Bestimmung geometrischer Elemente auf der Kugelfläche vorgenommen und gezeigt, wie die Construction sphärischer Dreiecke aus gegebenen Stücken vollzogen werden kann.

116. Bazala Josef, Beleuchtungsconstructionen für windschiefe Schraubenflächen. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Bielitz 1892, 8°, 16 SS.

Zuerst werden die Beleuchtungsconstructionen für die gerade Schraubenfläche angegeben. Zu diesem Zwecke mussten die Isophotenpunkte einzelner Erzeugender der Fläche construiert werden. Daran schließt sich die Construction der Isophotenpunkte einzelner zur Fläche coaxialer Schraubenlinien. Nun wird erst zum eigentlichen Problem der Beleuchtungsconstruction für die schiefe Schraubenfläche vorgeschritten und diese Aufgabe in einer anziehenden und einfachen Weise gelöst. Dem Aufsatze ist eine Figurentafel beigegeben.

117. Maximowicz K., Beiträge zur Theorie der Diffusion. Progr. der gr.-or. Oberrealschule in Czernowitz 1892, 8°, 21 SS.

Die Theorie der Diffusion, wie sie in der gewohnten genialen Weise von dem uns leider zu früh entrissenen Hofrath Stefan in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie und in seinen Vorlesungen dargelegt wurde, finden wir in diesem Aufsatze reproduciert. Die Entwicklungen beziehen sich nur auf die Theorie der Diffusion der Gase. Die partielle Differentialgleichung, welche ähnlich jener für die Theorie der Wärmeleitung ist, wird deduciert und deren Integration einer Fortsetzung des Programmaufsatzes vorbehalten.

118. Petrik Leopold, Philipp Reis' Telephon. Progr. des k. k. Gymn. in Triest 1892, 8°, 40 SS. u. 1 Figurentafel.

Im ersten Abschnitte der vorliegenden Arbeit finden wir einen geschichtlichen Rückblick, in dem der Geschichte der Telephonie bis Graham Bell in kurzer und präciser, dabei aber vollkommen objectiver Weise gedacht wird. Der bekannte Telephonforscher Prof. Dolbear hat als einer der ersten auf die Arbeit von Reis aufmerksam gemacht und zu neuen Untersuchungen auf dem von diesem betretenen Wege angeregt; an diesen Forscher hat sich auch der Verf. des vorliegenden Aufsatzes gewendet und wertvolle Auskünfte erhalten, die in der Abhandlung veröffentlicht werden. — Im zweiten Abschnitte derselben wird der telephonische Sender und Empfänger von Reis beschrieben und auf die Wandlungen, welche diese Vorrichtungen im Laufe der Zeit durchmachten, aufmerksam gemacht. Der dritte Abschnitt behandelt die Mängel des Telephons von Reis, welche in unumwundener Weise ausgesprochen werden. Im vierten Abschnitte wird dargethan, dass das Reis'sche Telephon nicht nur ein Musiktelephon war, sondern zur Reproduction von Sprachlauten bestimmt und dazu auch benützt war. Im fünften Abschnitte wird an der Hand von Versuchen verschiedener Forscher gezeigt, dass das Telephon von Reis sich zum Reproducieren von Sprachlauten eignet; dazu ist in erster Linie die Einrichtung des Senders vom Belange, welche derart construiert ist, dass sie infolge der losen Contacte nach dem Principe des variablen Widerstandes arbeitet. Im Folgenden wird eine Vergleichung des Senders von Reis mit denen von Blake und Edison angestellt, und im Schlussabschnitte der sehr sorg-

fältigen, instructiven Abhandlung wird nochmals der Ansicht entgegengetreten, dass das Telephon von Reis nur ein Musiktelephon sei.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

Erklärung.

Unmittelbar nach dem Erscheinen meiner Anzeige von E. Richters Lehrbuch der Geographie ist mir ein Brief der Firma Tempsky zugegangen, in welchem ich unter Hinweis auf den Umstand, dass mir bei meiner Recension „der nicht approbierte Vordruck (!)“ vorgelegen habe, ersucht wurde, jene Anzeige nach dem Texte eines mir gleichzeitig übersandten „berichtigten Abdruckes“ „berichtigen zu wollen“. Es wäre das ein Vorgang von zweifelhafter Correctheit von meiner Seite. Auf Grund genauester Vergleichung der beiden in meinen Händen befindlichen Exemplare muss ich jedoch erklären: Das mir jetzt übersandte Exemplar ist allerdings ein Neudruck (von Seipel in Reichenberg), der sich von dem älteren Drucke (von A. Holzhausen in Wien) durch unsaubere Ausführung unvortheilhaft unterscheidet. Die vorgenommenen Änderungen im Texte sind so unbedeutend, dass sie nur Typo- oder Paläographen auffallen werden. Da alle von mir gerügten Fehler buchstabengenau (nur Glasgow erscheint nicht mit 570.000, sondern mit 660.000 Einwohnern) stehen geblieben sind, habe ich keinen Anlass zu irgendwelcher „Berichtigung“.

Wien. Dr. Richard v. Muth.

Zur Recension des Bürgerischen „Hohen Liedes“ von W. Schlegel (oben S. 585 ff.).

Den ersten Druck dieser Recension hat nicht Haym, sondern Bernays nachgewiesen; zuerst in einem Briefe an Haym, den dieser in seinem Aufsatze über Caroline (Preußische Jahrbücher 1871, November, S. 29) benützt hat. Bernays ist der dort nicht mit Namen genannte „sachkundige Kritiker“. Bernays hat dann selber von seiner Entdeckung Nachricht gegeben in seiner Abhandlung über Caroline in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 15.—18. December 1871.

Wien. J. Minor.

Berichtigung.

S. 580, Z. 25 v. u. wolle man nach den Worten 'sowie der Vortr.' einfügen: 'III. Sitzung am 23. November' und Z. 23 die Worte 's. o. in diesem Heft' tilgen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Präpositionen in Grillparzers Prosa.[1])

Zahlreiche Eigenthümlichkeiten ergibt die Betrachtung des Gebrauches der Präpositionen bei Grillparzer.[2])

Weniger in Bezug auf die Casusrection, also vom syntaktischen Standpunkte; da ist mir bloß der Genetiv bei ‘gegenüber’ aufgefallen: XV, 92 (B.) ‘Die Verantwortung gegenüber des Hofes nehme ich auf mich’, und der Accusativ bei nachgesetztem ‘vorüber’: XII, 132 ‘Warum gehe ich die frischen, grünenden Bäume vorüber?’ — ‘Gegenüber’ mit Genetiv ist eine sehr seltene Construction, ich finde sie im DWB. IV, 2, 2277 ff. und bei Weigand I, 639 nicht erwähnt, Sanders III, 1408, 1 bringt einen, aber sehr bezeichnenden Beleg von einem Österreicher bei: Sealsfield, Leg. 2, 83 ‘gegenüber der gefallenen Krieger saßen . . .’ Postpositives ‘vorüber’ mit dem Accusativ ist nach Sanders WB. I, 106, 3 wohl noch im 19. Jahrhundert häufig, jetzt aber nur mehr in der Dichtersprache üblich; das Gewöhnliche ist ‘an — vorüber’ mit dem Dativ; vgl. auch Weig. WB. II, 1031.

Der Erwähnung wert ist etwa noch ‘sich ergießen in ein Ding’ im übertragenen Sinne: XIII, 271 ‘Die Frau ergießt sich in ungeheuer lange Verwünschungen.’ Wir erwarten hier den Dativ. Im DWB. finde ich keine Parallele, S. WB. I, 584, 2 citiert nur Goethe 16, 280 ‘Danksagungen, in welche sich Wilhelm

---

[1]) Der durch einen frühzeitigen Tod der Schule und Wissenschaft entrissene Verf. übergab diesen Aufsatz der Redaction zu Anfang dieses Jahres; ihm war es versagt, die letzte Durchsicht vorzunehmen.
Anm. d. Red.

[2]) Ich beschränke mich hier wie in meinem früheren Aufsatze über Grillparzers Wortschatz in dieser Zs. 1893, S. 289 ff. auf die Prosa und citiere hier wie dort nach der 4. Auflage (16bändige Ausgabe).

ergoss.' Ich vergleiche H. v. Kleist: 'er verliert sich in stille Betrachtung' (vgl. Kade, Zs. f. d. d. Unt. II, 197).

Ungleich häufiger begegnet man auffälligen Bedeutungsnuancen, deren viele direct aus dem Dialecte stammen, mit dem ja überhaupt Grillparzer die lebhafteste Fühlung hat, wie ich das für seinen Wortschatz a. a. O. nachgewiesen habe.

Ich will der besseren Übersicht halber die Präpositionen alphabetisch vorführen.

an neben 'Anspruch' fällt allerdings bloß dem modernen Leser auf, der in diesem Falle lieber 'auf' setzt: XIV, 22 'Anspruch des Neoptolemus an die Waffen seines Vaters.' Das DWB. bringt I, 471 mehrere Belege aus Wieland und Goethe, andere bietet S. WB. III, 1156, 3. Sicher wirkte auch der erste Compositionsbestandtheil des Substantivs auf die Wahl der Präposition ein.

auf wird einmal ganz dialectisch = 'nach' gesetzt: XV, 183 (B) 'Ich gieng von da auf Brüssel und Lüttich.' Auch Goethe gebraucht einigemale 'auf' in dieser Bedeutung, z. B. 3, 203 'ich will morgen auf Gotha reisen', vgl. DWB. I, 610, wo es allerdings weiter heißt: 'Gewöhnlicher steht heute 'nach', ohne dass 'auf' darum ein Fehler ist.' Aber I, 609 weist Grimm selbst nach, dass es nur in gewissen erstarrten Formeln heute noch allgemein üblich ist, wie in 'auf den Markt gehen, aufs Land, aufs Feld' u. ä. In unserem Falle entscheidet aber die Verbindung mit einem Städtenamen; und gerade für diese bietet der Dialect reiche Parallelen. Ich verweise nur auf Roanad, Vers 23 'er will Kirchführten af Rom gehn'; ebenso V. 78 'af Rom'. Nagel bemerkt zu V. 23 'Städte- und Ortsnamen werden (im Dialect) auf die Frage 'wohin' mit der Präposition af = auf construiert.

Selten ist 'auf' = 'auf — hin' gebraucht XII, 201 'Nur fasst dies niemand auf als ... und der Kritiker höchstens an abgeschiedenen Classikern auf Autorität.' Grimm constatiert DWB. I, 608, dass diese kürzere Fügung nur in Verbindung mit Verben, wie 'wagen, unternehmen, beginnen' vorkommt; z. B. Wieland 17, 89 'Man wagts auf sein Gesicht ..' Formelhaft erscheint dann 'auf gut Glück' auch bei anderen Verben. Ganz analog zu Grillparzers 'auf Autorität' sagt Goethe 25, 332 'Bei Lebzeiten des vorigen Fürsten trieb man das Geschäft auf Hoffnung.'

Charakteristisch ist die Verbindung 'auf etwas denken': XI, 77 'er denkt auf das, was ..' XI, 271 'ich dachte auf das und jenes.' XIV, 6 'denkt man auf die Danaiden, auf die Eumeniden.' XV, 255 'Ich habe beinahe auf einen Isolierschemel gedacht.' XV, 42 (B) 'Ich dachte auf nichts als Musik' (hier aber = 'auf etwas bedacht sein'). — Ebenso: 'auf etwas erinnern': XIV, 85 'Die Scene erinnert sehr auf die ähnliche Situation.' XV, 276 'Die Gesichter der Bauernmädchen erinnern auf die Bilder des Peter Perugino.' — Grillparzer schreibt auch 'auf etwas ver-

gessen': XIV, 89 'für eine Zeit lang ganz auf sie zu vergessen.[1]) Selbstverständlich ist nur dann 'auf etwas denken' correct gesagt, wenn es einem 'nachsinnen, überlegen, wie etwas zu erreichen, zu erlangen ist' entspricht; s. DWB. II, 933; S. WB. I, 280, 1. 2; sonst ist es dialectisch. Daher findet es sich auch bei Stifter, z. B. Stud. III, 54 'er denkt gewiss nicht mehr darauf'; vgl. Joh. Schmidt, Zs. f. d. ö. Gymn. 1888, S. 697, wo aber auch Belege aus Goethe, Schiller, Lessing beigebracht werden. — Von 'erinnern auf etwas' macht das DWB. III, 858 (b) gar keine Erwähnung, Sanders bringt I, 818, 3 drei Belege, je aus Gutzkow, Holtei und S. Kapper. Es ist eine Bildung nach 'sich auf etwas besinnen'. Diese und die analoge Phrase 'auf etwas sinnen' hat auch die Wendung 'auf etwas vergessen' hervorgerufen. Dieselbe ist specifisch österreichisch,[2]) vor allem ist sie besonders in Deutschböhmen zuhause; sie wird von den besten Schriftstellern und Zeitungen angewendet, ja man hat sogar schon das rein transitive 'vergessen' von dem mit der Präposition 'auf' verbundenen in sehr praktischer Weise differenziert: etwas vergessen = etwas liegen, stehen lassen; auf etwas vergessen: sich an etwas nicht erinnern, an etwas nicht denken; vgl. dazu auch Alfr. Müller a. a. O. Übrigens ist čechischer Einfluss vielleicht auch mitthätig gewesen, um diese Verbindung zu schaffen; ein na něco zapomynati ist dem 'auf etwas vergessen' vollständig gleich. So schreibt denn auch Stifter, Stud. I, 71 'Es ist kein Vergessen auf dich' = ich habe darum deiner nicht vergessen. II, 350 'dass ich auf unsere Städte vergaß'; aber auch Rosegger, Waldschulmeister 244 'Danklos auf unser eigenes Kindesglück vergessend'.

aus etwas erkennen steht für das gewöhnlichere 'an etwas erkennen': XII, 267 'Die gescheiten Leute erkennt man auch daraus, dass ..'. Im DWB. III, 867 weisen fast alle Belege 'an' auf; für 'aus' nur der allgemeine Satz: 'Gott wird erkannt aus seinen

---

[1]) Das ebenfalls nur dialectische 'an etwas vergessen' habe ich bei Grillparzer nicht bemerkt, aber sonst häufig bei Österreichern; z. B. L. Aug. Frankl, N. Fr. Presse vom 13. März 1891: 'Er scheint bald an seine Mission vergessen zu haben.' L. Hevesi, Neues Geschichtenbuch S. 314: 'Dass es an Hanns ganz vergaß.' O. Schubin, O du mein Österr. I², 144: 'Jetzt hat man fast daran vergessen.' Weitere Belege aus der Schubin bei Lyon, Zs. f. d. d. Unt. I, 155. Pötzl, Rund um den Stephansthurm (U.-B.) S. 86 'Daran vergaß sie nie'. Rosegger, Wald-Heimat II, 264 'An's Mädeli hab' ich nicht vergessen gehabt'. — Alfred Müller theilt in der Zs. f. d. Unterr. II, 352 mit, dass ihm diese Fügung in Böhmen nicht vorgekommen ist, dort herrscht 'auf etwas vergessen'. Entstanden ist diese Fügung durch die Anlehnung an 'an etwas denken'. Vgl. auch S. WB. I, 579, 3 'selten', Erg. WB. 227, 2 'namentlich süddeutsch'.

[2]) S. Erg. WB. 227, 2 verweist diese Construction nach Süddeutschland überhaupt. Ob aber Lyon, Zs. f. d. Unt. I, 155 recht hat, sie auch jetzt noch als einfach falsch hinzustellen, ist denn doch fraglich, wenn ich meine Ausführungen im Texte bedenke.

Werken.' Auch Sanders I, 895, 3 nennt 'an' das Regelmäßige; 'zuweilen' findet sich auch 'aus' und 'nach'.

bei wird einmal zu einer ungefähren Angabe verwendet im Sinne von 'an': XVI, 149 'Mussten bei einer Stunde warten' = an eine Stunde. Zu beachten ist, dass hier 'bei' als Präposition mit dem Dativ verwendet ist, wofür das DWB. I, 1357 nur Belege aus Luther bietet, und wozu Sanders I, 105, 3 bemerkt, es finde sich, zumal bei Luther, minder correct für das Adverb 'bei' = beinahe, etwa. Grillparzer könnte im selben Sinne wie anderswo auch sagen: eine Stunde oder so; s. Zs. f. d. ö. Gymn. 1893, 299.

Interessant ist die concessive Verwendung von 'bei': XV, 74 (B) 'um bei einem schlechten Tintenzeug auf grobem Conceptpapier an meinem Stück zu arbeiten'. Dieses 'bei' hat zunächst die Geltung eines begleitenden Umstandes, vgl. Vernaleken, Synt. II, 211, aus dem sich entweder ein causales Verhältnis ergibt, so wenn ich etwa im obigen Beispiele den parallelen Gedanken 'bei schlechtem Wetter' einsetze, der dem causalen Nebensatze 'da das Wetter schlecht war' entspricht, oder es tritt eine concessive Beziehung zutage, wie hier: 'obwohl das Tintenzeug schlecht und das Papier grob war'. Beides findet sich ja recht häufig. Wenn ich aber die Belege bei Grimm überblicke, DWB. I, 1355, so finde ich doch einen Unterschied zwischen der sonst üblichen Verwendung dieses Präpositionalausdruckes mit 'bei' und der bei Grillparzer. Goethe schreibt z. B. 19, 111 'Laertes war, bei allen seinen Fehlern, mit seinen Sonderbarkeiten wirklich ein interessanter Mensch' oder 20, 273 'bei allem Nachforschen konnte man den Körper nicht finden'. In diesen Beispielen und meistens hat die mit 'bei' angesetzte Bestimmung Beziehung auf das Subject desselben Satzes, in Grillparzers Construction nicht; hier entspricht sie völlig einem lateinischen Ablativus absolutus.

bis wird als Präposition verwendet: XV, 136 (B) 'Goethe, Schiller und Lessing sind geblieben bis diesen Tag' und in einem Briefe, Jahrb. I, 114 'bis diese Stunde habe ich keinen Brief erhalten', während wir heute in Verbindung mit Substantiven 'bis' als Adverb benützen und die Zeitbezeichnung von 'auf' abhängig machen, außer die Temporalbestimmung ist selbst ein Adverb — dann genügt auch heute noch 'bis', z. B. 'bis jetzt, bis heute' und analog 'bis Ostern, bis Montag'. Früher gieng man in der Verwendung der Präposition 'bis' weiter als jetzt; Grimm nimmt auch die DWB. I, 612 gemachte Bemerkung, dass 'auf' unentbehrlich ist, sobald 'bis' vorausgeht, im II. Band, Sp. 44 zurück. Andererseits setzt Grillparzer 'bis auf' vor einem Zeitadverb, wo man nach dem früher Erwähnten nur 'bis' allein erwartet: XV, 46 (B) 'Der bis auf jetzt fortdauernde Ruf.' Diese Construction scheint eine Analogiebildung nach dem Parallelausdrucke 'bis auf die Gegenwart' zu sein, in dem das Substantiv 'auf' verlangt; vielleicht ist auch das französische jusque à present von Einfluss gewesen.

Einmal ist bei 'bis' ein Localadverb gesetzt, das statt der Richtung das Ziel bezeichnet: Jahrb. I, 116 'Dazu von Wien bis hier schlechtes Wetter'. Offenbar falsche Analogie nach 'von Wien bis Paris'; trotzdem er also, da er in Paris weilt, für Paris 'hier' setzen konnte, musste im obigen Satze 'hieher' eintreten. Denn 'in räumlicher Vorstellung steht bloßes 'bis' nur vor Orts- und Ländernamen, vor anderen Ortsvorstellungen muss noch eine Präposition hinzutreten' (DWB. II, 42), oder aber muss die Zielbestimmung durch den zweiten Compositionsbestandtheil gegeben sein.

durch verwendet Grillparzer sehr häufig gleich einem 'infolge, wegen', in den meisten Fällen so, als ob ein transitives Verb im Passiv dastünde, dessen wirkende Ursache angegeben werden soll. XI, 47 'Krösus ist ruhig durch die Vorsichtsmaßregeln, die ..' (= beruhigt durch); XIV, 6 'aber er (der Chor) war überhaupt gar kein Zuschauer durch seine Mitverflochtenheit in der Handlung'; XV, 4 (B) 'Der dritte war ein bildschöner Knabe und dadurch (= infolge dessen, darum) von den Weibern verhätschelt'; XV, 22 (B) 'Professor Walpert gab sich mit mir allerdings mehr ab als früher, nur dass er durch die wunderlichste Ideenverbindung mich vor allem für die Geographie ausbilden wollte' (als ob Grillparzer hätte schreiben wollen: durch ... geleitet). XVI, 175 'Lange vor Tage aufgewacht, vielleicht durch die Kälte' (= aufgeweckt). — Man ist versucht, auch in diesem Falle an eine Contaminationsbildung zu denken; aber es ist kein Zweifel, dass diese Verwendung des 'durch' aus dem Dialect stammt. Sie gehört schon der alten Sprache an, s. Graff, V, 221, Mhd. WB. I, 404, und hat sich in neuerer Zeit nur im Dialect erhalten. Im DWB. II, 1574 wird sie alterthümlich genannt, von Neueren bloß Goethe 13, 158 citiert: 'Verdien' ich's nicht durch alles, was ich kann, verdien' ich's wenigstens durch meinen guten Willen.' Für das Fortleben der Fügung im Dialect zeugt das von Grimm a. a. O. angezogene Beispiel aus Toblers Appenzellischem Sprachschatz S. 146ª: dör en stecka lod ma ne ken hag abgoh = wegen eines Zaunpfahls lässt man keinen Zaun eingehn, zeugen Schmeller, BWB. I, 536, Schöpf, Tirolisches Idioticon S. 96. Und so schreibt auch Stifter, Stud. II, 52 'der Graf musste seinen Theil durch Herkommen beitragen' = infolge, auf Grund des Herkommens.

Sonderbar ist einmal 'durch' = 'zwischen durch' gebraucht: XI, 28 'In dem Gedränge geht er durch die zwei Säulen, zwischen welchen die Missethäter hingerichtet werden.' 'Durch' geht hier deutlich nicht auf das Durchdringen des Gegenstandes, sondern des Raumes zwischen den Gegenständen; ebenso findet sich 'in der Mitte von' für 'in der Mitte zwischen'; darüber später. Diese Ungenauigkeit stammt wohl auch aus der Verkehrssprache. Man darf sich nicht auf die Zulässigkeit von ähnlichen Wendungen, wie 'er geht durch die Halme, durch das Schilf', berufen, wo ja

auch ein 'zwischen durch' gemeint sei, weil man da den ganzen Complex im Auge hat, der dann thatsächlich durchquert wird.

für = 'gegenüber, in Bezug auf' liest man XIV, 163 'Letzteres kann eine große Geistesstärke sein, aber auch eine Oberflächlichkeit für das, was man Überzeugung nennt.' 'für' ist gebraucht, als ob 'oberflächliches Gefühl' oder sonst ein Substantiv dastünde, von dem 'für' abhängen kann.

gegenüber wird sehr gerne mit 'von' verbunden, also adverbiell gebraucht. Ich notiere: XI, 59 'gegenüber von sich selbst'; XV, 121 (B) 'Gegenüber von unbedeutenden Personen weiß ich mir sehr gut zu helfen; XV, 149 (B) 'Nun wurde mir die Ursache seiner steifen Körperhaltung gegenüber von Fremden klar'; XVI, 56 'Muss noch einer Vorstellung beiwohnen, um auch nur gegenüber von mir selbst mir ein Urtheil zu erlauben.' 'Gegenüber von' ist sichtlich eine Nachbildung des französischen vis-à-vis de; s. DWB. IV, 1, 2278; Sanders III, 1408, 1; Lyon, Zs. f. d. d. Unterr. I, 246. So sagt Grillparzer selbst einmal XVI, 3, also in dem Tagebuche seiner Reise nach Frankreich, 'vis-à-vis von zwei Juden'; auch XVI, 56 ist demselben Tagebuche entnommen. Aber auch die Verkehrssprache hat sich dieser Fügung bemächtigt, weil sie ihr deutlicher zu sein scheint als das einfache 'gegenüber' — wir lesen bei Hebel: 'Zu Oggersheim, gegenüber von Mannheim', bei Stifter, Stud. III, 313: 'Sein Kummer wurde gegenüber von Ereignissen klein' — und hier wird sie auch vor Personenbezeichnungen gesetzt, wofür die Schriftsprache nachgesetztes 'gegenüber' gebraucht. Die Beispiele aus Grillparzer gehören sämmtlich in diese Kategorie, und das ist als bezeichnend hervorzuheben. Ich vergleiche noch Pfizer: 'Mit dem wegwerfenden Stolze der Preußen gegenüber von ihren deutschen Volksgenossen.'

inner erscheint = 'innerhalb' mit dem Genetiv und Dativ verbunden: XI, 182 'inner ihrer Grenzen'; XII, 102 'inner der Stadt'; XII, 190 'Rahmen des Bildes, inner welchem'; XIV, 121 'inner den Wänden'. Es berührt natürlich ganz merkwürdig, wenn man sich über diese Präposition näher informieren will, im DWB. IV, 2, 2131 zu lesen: 'Bis in das 17. Jahrhundert als Präposition gebraucht, seit dieser Zeit verschollen.' Zumal in localer Bedeutung, wie die Belege Heynes ausweisen; aber auch da ist der Genetiv das Seltenere, weil Heyne dafür nur einen Beleg aus Logau kennt. Sanders I, 817, 3 erwähnt den Genetiv bei localem 'inner' gar nicht, dafür bringt er einen oder den andern neueren Beleg. Von Interesse ist nun, dass drei seiner Belege auf die Schweiz weisen: die aus J. Gotthelf, Pestalozzi und Haller; alle drei schreiben die Form 'innert'. Offenbar ist also 'inner' eine volksthümliche süddeutsche Präposition.[1]) Dies bestätigt Weigand, WB. I, 857, der

[1]) Bezeichnend hiefür ist auch der Umstand, dass Haller später das 'inner' in dem Satze 'was innert uns für unsere Kinder lodert' tilgte und dafür 'tief in' einführte.

für 'inner' mit Accusativ einen Beleg aus Joh. von Müller beibringt, also auch einen Schweizer, und hinzusetzt: 'Schriftdeutsch nicht mehr geläufig.' Die Rection des Genetivs erwähnt auch er nicht. Natürlich finden wir 'inner' auch in Bayern (s. Schmeller, BWB. I, 95) und in Tirol (s. Schöpf, Tir. Idiot. S. 287), beidenorts in der Form 'innert' wie in der Schweiz; aber Schmeller und Schöpf belegen es nur aus der älteren Sprache.

mit ist einmal beim Passiv = 'von' gesetzt: Jahrb. I, 133 'Mit Übelkeiten und Erbrechen heimgesucht', wohl weil man im Activ nur sagen kann: 'Gott suchte ihn mit Übelkeiten heim.' Aber auch in diesem activen Satze hat dann 'heimsuchen' die Nebenbedeutung 'strafen'; wie auch in dem einzigen Beispiele, das im DWB. IV, 2, 858 für das passive Verb aus Klopstock ausgehoben ist: 'So werden sie mit der fünfzehnjährigen Landesverweisung heimgesucht.' Diese Nebenbedeutung ist aber bei Grillparzer sicher nicht gemeint. Vgl. mhd.: sîn herze was besezzen mit wunderlicher hochvart: er was bedwungen mit siecheite (Mhd. WB. II, 1, 196), wo auch die wirkende Ursache von 'mit' abhängt.

Ein andermal steht es = 'bei' (s. S. 875) in concessivem Sinne: XI, 22 'Mit aller Verehrung der ausgezeichneten Dichter des Siècle de Louis XIV. ist doch das Siècle de Louis Philippe von jenem ersten so himmelweit verschieden.' Im DWB. VI, 2336 finde ich keinen Beleg für diese Verwendung, nur für 'mit' gleich nebenordnendem, Gemeinschaft bezeichnendem 'bei'. Aber schon bei A. Langmann liest man 47, 26: 'do ging ein engel ein mit versperter tür' = obwohl die Thüre versperrt war; ebenso 81, 34; vgl. auch Mhd. WB. II, 1, 194.

Schließlich sei die Verwendung für 'gegen' hervorgehoben: XII, 244 'Gründer einer neuen Kunstform im Gegensatze mit Äschylos und Sophokles'; XVI, 215 'Minister Kolowrat, der in Opposition mit dem Fürsten Metternich den Liberalen spielte.' Da hier der Adversativbegriff schon im Substantiv liegt, würde auch bloß 'zu' genügen. Zur Zeit unserer Classiker war übrigens dieses 'mit' üblich, wie die Belege aus Wieland, Schiller, Goethe, W. v. Humboldt im DWB. IV, 1, 2254 lehren.

statt scheint einmal als Präposition verwendet zu sein, wo wir bloßes Adverb neben der eigentlichen, dem Sinne entsprechenden Präposition erwarten: XV, 274 'Die kleinen Säulen an diesem Portal ruhen, statt der Basen, sonderbar genug auf liegenden Löwen.' Wir erwarten 'statt auf Basen', weil Grillparzers Ausdruck eine falsche Beziehung aufs Subject nicht nur zulässt, sondern sogar aufdrängt. Das Fehlerhafte der Construction liegt aber doch nur in der Stellung des Präpositionalausdruckes, der anstandlos ist, wenn geschrieben stünde: 'auf liegenden Löwen statt der Basen'; statt = an Stelle, s. Vernaleken, Synt. II, 205.

über steht für 'mit' in der Phrase 'über etwas zufrieden': XV, 283 'Es stellte sich auch die N.sche Familie darüber zufrieden.'

Vgl. 'von' in derselben Phrase. Sanders I, 498, 1 bringt nur einen Beleg aus Mercks Briefen: 'Dass er mit ihnen über alles zufrieden sein würde.' Ähnlich sagt Stifter, Bunte Steine (V.-Ausg. III, 219): 'Der Schlossherr hatte seinen Stolz über sie.' Es ist wohl auch volksthümlich.

Anderemale entspricht 'über' einem 'wegen'; so löst es einmal direct 'wegen' ab: XII, 79 'Ihr setzt Minister ab wegen Vorgängen, die ..., über Vorgänge, so unbedeutend an sich, dass ...' XIV, 56 'sich selbst verachtend über die Versündigung an seinem besseren Innern.' XV, 123 'Der vortreffliche Mann hat mich über alles das wahrscheinlich mehr entschuldigt.' Wohl auch so zu fassen ist es in dem Ausrufe XII, 211: 'Arme 2. Stufe mit deinen geräderten Gliedermaßen; noch ärmere 7., über deine geräderte Quint.' Vgl. dazu Vernaleken, Synt. II, 238 f.

von begegnet, wie schon oben erwähnt, auch in der Verbindung mit 'zufrieden'; XI, 127 sagt der Wirt, der deutlich Dialect spricht: 'Die Damen sind sonst sehr zufrieden von Herrn Robertot.' Dieses 'zufrieden von' scheint früher nicht gerade selten gewesen zu sein; Sanders I, 498, 1 bietet hiefür einige Belege aus Goethe, dann je einen aus Forster, Stein, Gotter. Lyon, Zs. f. d. d. Unt. I, 246 nimmt Nachbildung nach dem französischen content de an. Möglich; man kann aber auch, wenn man im Auge behält, dass dieses 'von' ganz normal bei einem passiven Verb steht, daran denken, dass Grillparzer die Wendung 'zufriedengestellt von' im Sinne hatte, dann aber nur den ersten Compositionstheil setzte. Denn wir finden etwas Analoges XII, 96: 'Er musste sich gefangen geben, von der Überzeugung der Nothwendigkeit', wo auch anscheinend 'von' 'aus oder auf Grund' vertritt, mit größerer Wahrscheinlichkeit aber anzunehmen ist, dass Grillparzer eine Participialconstruction vorschwebte: von der Nothwendigkeit gedrängt oder durchdrungen. Etwas Ähnliches konnten wir schon bei 'durch' S. 877 beobachten.

Da 'von' beim Passiv nur gebraucht wird, wenn die die Handlung bewirkende Person oder ein personificierter Begriff[1]) gesetzt wird, der bei activer Formation des Verbs Subject sein kann, so fällt es auf, wenn Grillparzer XV, 20 (B) schreibt: 'auf einem von spanischen Wänden improvisierten Theater.' 'Aus' wäre hier sicher besser am Platze. Andererseits aber, weil es richtig heißt 'er ist von seinem Bruder ermordet worden', wendet Grillparzer dieselbe Construction auch bei dem entsprechenden Verbalsubstantiv an: XI, 84 'die Ermordung dieses Sohnes von seinem Bruder', wo wieder nur 'durch' statthaft ist.

Ähnlich wie XI, 28 'durch' statt 'zwischen' gebraucht ist (s. S. 877), wird XIV, 111 'in der Mitte von' statt 'in der Mitte

[1]) Z. B. 'von lichtem Schimmer umgeben', Humb. Horen 1, V, 91.

zwischen' geschrieben: 'Und erst als in der Mitte von Klopstock und Goethe, mit Wieland an der Seite, kann Lessings Wirken als ein heilbringendes bezeichnet werden.' Nach den Belegen bei Sanders II, 315, 1 ist 'zwischen' entschieden das Gewöhnliche. Man sagt wohl ganz richtig z. B. 'inmitten von Gewässern' (Freiligrath), kann das aber immer nur dann thun, wo es sich um die Angabe der Mitte eines Körpers, einer Erscheinung handelt.

Völlig dialectisch ist 'von' für 'vor': XI, 44 'sie habe von der körperlichen Vereinigung zweier Gatten eine Abscheu empfunden'; auch der Artikel vor 'Abscheu' ist, beiläufig bemerkt, volksthümlich. Im Wiener Dialect hört man dieses 'von' besonders als Pronominaladverb 'davon' für 'davor' ungemein oft, z. B. 'Ich habe Ängsten davon'. Und so liest man auch bei Rosegger, Waldschulmeister S. 215: 'Ich thue einen Schrei, der in dem Kirchschiff gellte und von dem ich selbst erschrocken bin' (= vor dem, über den).

zu erscheint in sonderbarer Verwendung XV, 19 (B): 'Ich trat nach versäumter erster in die zweite lateinische Classe ein, zu der mich eben mein Vater, durch die Erfahrung gewarnt, in die öffentliche Schule zu schicken beschloss.' Es steht hier für 'mit', denn der Gedanke, der Grillparzer vorschwebte, war offenbar der: 'mit welcher Classe ich begann, eine öffentliche Schule zu besuchen.' Daneben lief die Möglichkeit, zu sagen 'zur Schule schicken', die aber hier durch die folgende Wendung 'in die Schule schicken' aufgehoben wurde. Wir haben es hier bloß mit einer Flüchtigkeit Grillparzers zu thun, dialectischer Einfluss dürfte hier nicht vorliegen, wie sicher nicht in der ebenfalls sehr sonderbaren Construction XIV, 90: 'Zuletzt wird über die Charakterstarke zu einer Heirat mit dem Herzog ohne viel Fragens verfügt.' 'Über' ist hier ganz regelmäßig: s. DWB. XII, 358. Da 'verfügen' ein Transitiv ist: 'Man verfügt eine Heirat über sie', so lautet die passive Construction: 'eine Heirat wird über sie verfügt', oder es kann, wie es auch im DWB. XII, 357 heißt, ein abhängiger Satz Subjectsstelle vertreten: 'es wird über sie verfügt, dass sie heirate.' Nur in diesem Falle kann 'verfügen' unpersönlich passivisch gesetzt werden. Grillparzer wollte sich aber den Nebensatz ersparen, blieb aber bei der unpersönlichen Construction, so dass jetzt thatsächlich das logische Subject präpositional ausgedrückt ist. Darüber an anderem Orte im Zusammenhange. Es ist auch dies nebst vielem anderen mit ein Beleg für Grillparzers Streben, sich möglichst kurz auszudrücken, ohne dass er dabei immer Rücksicht darauf nahm, ob diese Breviloquenz gegen wohlbegründete sprachliche Gesetze verstieß.

Zugleich ergibt sich aus der ganzen Darlegung des oft recht singulären Gebrauches der Präpositionen bei Grillparzer, dass ein nicht unerheblicher Bruchtheil des Auffälligen im Dialect wurzelt, so dass sich also auch hier dieselbe Beobachtung machen lässt,

die sich uns bei der Durchmusterung seines Wortschatzes aufgedrängt hat.

Wien. K. Tomanetz.

Noch einmal zu Cicero or. in Verr. IV, 2.

Ich würde zur Besprechung dieser schon früher eingehend von mir erörterten Stelle hier nicht neuerdings das Wort ergreifen, wenn ich nicht glaubte, meine früheren Ausführungen durch ein wichtiges und vielleicht entscheidendes Argument stützen zu können.

Es handelt sich an dieser Stelle bekanntlich um die glänzende Emendation Jeeps '*hospitis*' für das überlieferte '*oppidis*', die ich gegenüber den Anfechtungen, welche sie von beachtenswerter Seite erfuhr, als vom Sinne der Stelle gefordert und durchaus nothwendig zu erweisen mich bemühte. Ich mag hier das früher Gesagte nicht wiederholen. Kurz sei nur, um dem Leser dieser Zeilen ein rascheres Urtheilen zu ermöglichen, Folgendes bemerkt. Es ist ganz ersichtlich, dass an der fraglichen Stelle die beiden in ihrem Bau vollkommen symmetrischen Glieder '*nihil in aedibus cuiusquam, ne in hospitis quidem, nihil in locis communibus, ne in fanis quidem*' den Gedanken zum Ausdruck bringen sollen: Nichts ließ Verres unangetastet, weder Privateigenthum noch öffentliches Eigenthum. Innerhalb dieser einzelnen Glieder ist wieder eine Steigerung wahrzunehmen, indem *hospitis* gegenüber dem allgemeinen *in aedibus cuiusquam* und *in fanis* gegenüber den *loca communia* überhaupt — das schwerer wiegende Verbrechen bezeichnet. Dass für das überlieferte *oppidis* in diesem Zusammenhange kein Platz sei, glaube ich in meiner früheren Erörterung der Stelle (Progr. Nikolsburg 1891, S. 2 f.) zur Genüge nachgewiesen zu haben. Es ergibt sich dies auch aus einer unbefangenen Prüfung der Stelle von selbst. Denn weder könnte *oppidis* die durch die Fassung der Stelle geforderte Steigerung gegenüber *in aedibus* bilden, noch könnte man sich überhaupt neben dem vorausgehenden *in aedibus* und dem folgenden *in locis communibus* vorstellen, was damit gemeint sein sollte.

Nur ein Bedenken hatte ich bisher nicht völlig zu entkräften vermocht, ein Bedenken, dass Nohl praef. edit. p. VII also formuliert: '*refragatur* (scil. Jeepi coniecturae) *alterum membrum („nihil in locis communibus, ne in fanis quidem"); falso enim interpretes etiam templa in locis communibus esse numeranda arbitrantur, quae deorum immortalium propria fuisse constet; cf. Vitruv.* p. 102, 26, 37, p. 104, 22, 23. So Nohl. — Dagegen hatte ich bisher mich begnügen müssen, zu erklären, dass in der rein rhetorischen Darstellung unserer Stelle eine so scharfe juristische Scheidung der Eigen-

thumszugehörigkeit nicht am Platze sei. Vielmehr werde hier von Cicero der Plünderung Privater die Plünderung des öffentlichen, nicht Privaten gehörigen Eigenthums, also der *loca communia* und darunter auch der *fana* ganz passend gegenübergestellt. — Ich bin aber nunmehr in der Lage, auf eine schlagende, dem Cicero selbst entnommene Stelle hinzuweisen, aus der hervorgeht, dass man im Sinne Ciceros die *fana* allerdings als *loca communia* zu betrachten habe. *de off.* I, 53 heißt es: *multa sunt civibus inter se communia: forum, fana, porticus, viae.* Ganz zweifellos ist hier die Gruppe *forum, fana, porticus, viae* als Typus der sogenannten loca communia gemeint. Und hieraus ergibt sich mit zwingender Nothwendigkeit, dass auch an der fraglichen Stelle Verr. IV, 2 durchaus nichts gegen die gleiche Auffassung der *fana* als *loca publica* eingewendet werden kann. Ich bin überzeugt, dass der verdiente Berliner Ciceroforscher gegenüber der von mir angezogenen Stelle auf die Beweiskraft jener Vitruv-Stellen kein allzugroßes Gewicht mehr legen wird.

Nikolsburg. Alois Kornitzer.

Zu Ovid.

Met. XIII, 554:

Credidit Odrysius praedaeque adsuetus amore
In secreta venit.

Polle schlug N. Jahrb. f. Phil. 1888, S. 270, vor, *praedaeque adductus amore* zu lesen, da *adsuetus* zu *amore praedae* nicht passe. Magnus, Jahresber. d. phil. Vereins 1889, S. 163, möchte in solchem Falle dann lieber an *praedaeque accensus amore* denken, was auch durch den ovidischen Gebrauch besser belegt wäre. Mir will die Überlieferung doch noch haltbar scheinen (weil eben immer an Beutegier gewohnt, lässt sich Polymestor zum verhängnisvollen Gange bewegen), nur dachte ich an die ganz leichte Änderung *praedaeque adsuetus amori*, die ich nachträglich bereits unter den Vorschlägen des Heinsius fand. Bei Livius X, 17, 10 besiegt der *adsuetus praedae miles* alle Schwierigkeiten der Erstürmung, wofür ihm dann auch die Beute zutheil wird. Über die Construction mit dem Dativ hat schon Duker zu dieser Stelle gut gehandelt. Bei Ovid Trist. I, 11, 31 wird jetzt von den neuesten Herausgebern, Ehwald und Owen, auch *avidaeque adsueta rapinae* gelesen; aus den übrigen ovidischen Stellen, wo die mit *adsuetus* verbundenen Nominalformen ebenso Dative wie Ablative sein können, ist nicht zu entscheiden, welcher Construction der Dichter den Vorzug gab. Finden wir aber auch bei Vergil, von welchem Ovid so manches lernte, sichere Dativconstruction Aen. VII, 490, finden wir sie ebenso in der Prosa in dem Ovid gleichzeitigen Livius (vgl. V,

48, 3; XXI, 15, 5[1])), so liegt der Schluss auf Ovid nahe, selbst wenn man auf die von Merkel und Riese anders behandelte Tristienstelle nicht zu großen Wert legen wollte.

Innsbruck. Anton Zingerle.

[1]) Vgl. auch Kühnast, Liv. Syntax S. 76 u. 130.

Zu Cäsars Bellum Gallicum I, 2, 4.

His rebus fiebat, ut et minus late vagarentur et minus facile finitimis bellum inferre possent; *qua ex parte* homines bellandi cupidi magno dolore afficiebantur.

Die Conjecturen zu dieser Stelle anzuführen kann ich füglich unterlassen, da sie in der Tabula coniecturarum hinter Meusels Cäsar-Lexikon sorgfältig gesammelt sind. Des Räthsels Lösung ergibt sich sofort aus folgender Abschrift der Paragraphe 3 und 4:

Id hoc facilius eis persuasit, quod undique loci natura Helvetii continentur: *una ex parte* flumine Rheno latissimo atque altissimo, qui agrum Helvetium a Germanis dividit; *altera ex parte* monte Iura altissimo, *) *ex parte* qui est inter Sequanos et Helvetios; *tertia* *) lacu Lemanno et flumine Rhodano, qui provinciam nostram ab Helvetiis dividit. His rebus fiebat, ut et minus late vagarentur et minus facile finitimis bellum inferre possent; *quo* homines bellandi cupidi magno dolore afficiebantur.

Es ist klar, dass die Marginalnote *ex parte* durch ihr Eindringen an unrichtiger Stelle den Übergang des *quo* in *qua* bewirkte.

Czernowitz. Isidor Hilberg.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Batrachomachiae Homericae archetypon ad fidem codicum antiquissimorum ab Arthuro Ludwich restitutum. Index lectionum in regia academia Albertina per aestatem anni MDCCCLXXXXIV a die XVI m. Aprilis habendarum. Regimontii 1894. 4°, 28 pp.

Als die beste Handschrift der Batrachomachie galt bisher der seinerzeit von Kurt Wachsmuth ans Licht gezogene Cod. Laur. plut. 32, 3 (saec. XI), über dessen Bedeutung namentlich Paul Brandt in seiner von mir in diesen Blättern (1886, S. 898 ff.) besprochenen Dissertation gehandelt hat. Brandt hat denn auch diese Handschrift bei der Textesconstituierung des Epyllions in seiner sorgfältigen Ausgabe (Corpusculum poesis epicae graecae ludibundae, fascic. prior p. 1—30, Leipzig 1888) vornehmlich zugrunde gelegt. Heute sind wir in der Lage, über eine bedeutende Förderung unserer Kenntnis der ältesten handschriftlichen Überlieferung der Batrachomachie berichten zu können, die uns der unermüdliche Forscher auf dem Gebiete des griechischen Epos, Arthur Ludwich, in der oberwähnten Publication vermittelt.[1]) Zu dem genannten Laurentianus (*L*) treten drei andere, die älteste Überlieferung repräsentierende Codices, von denen einer, der Oxoniensis Baroccianus 50 (*Z*), der Zeit nach noch den ersteren überragt, da er dem 10.—11. Jahrhundert angehört (nach Allens Schätzung), während die beiden anderen, der Parisinus bibl. nat. suppl. gr. 690 (*Π*) und der Escorialensis Ω I 12 (*Ω*) mit *L* etwa gleichalterig sind.

Mit Hilfe dieser vier ältesten Handschriften sucht nun Ludwich in der vorliegenden Publication soweit als möglich die Gestalt des Archetypons wiederzugewinnen, das ihnen mittelbar oder

---

[1]) Mittlerweile veröffentlichte der Verf. eine wichtige Fortsetzung seiner handschriftlichen Studien im Winterlectionsindex der Albertina für 1894/5 'de codicibus Batrachomachiae dissertatio', worin er die bisher bekannten Codd. in Classen einordnet.

unmittelbar zugrunde lag, ohne zunächst die allseitige Wiederherstellung des ursprünglichen Textes dieses so vielfach verunstalteten Gedichtes im Auge zu haben. Man muss gestehen, dass er bei Bewältigung dieser Aufgabe die entgegenstehenden Schwierigkeiten zum größten Theile glücklich überwand. Und sie sind fürwahr nicht gering: gehört doch die Überlieferung des 'Froschmäusekrieges' zu den am schlimmsten interpolierten Texten der antiken Literatur. Da gilt es, sich doppelt und dreifach vorsehen.

Durchaus praktisch erscheint die Anlage der Publication: in zwei einander gegenüberstehenden Columnen gibt Ludwich einerseits sozusagen den Consensus der ältesten Handschriften in gewöhnlichen Lettern, während die differenten Stellen äußerlich durch kleinere Schrift charakterisiert werden (die Varianten finden sich im Apparat), andererseits legt er uns in der zweiten Columne das Ergebnis seiner Reconstruction des muthmaßlichen Archetypons vor. Auch hier geht er mit Vorsicht zuwerke, indem die durch Conjectur gewonnenen Lesarten oder Stellen, die der Interpolation verdächtig erscheinen, in kleinerer Schrift kenntlich gemacht werden. Nur auf diesem methodischen Wege, das wird gern jeder dem Herausgeber zugestehen, ist es möglich, der ursprünglichen Gestalt des interessanten Thierepos näherzurücken.

Ein besonderes Verdienst Ludwichs ist es, dass mit Hilfe seiner Untersuchung die Einschiebsel, mit denen das Gedicht im Laufe der Zeit überflutet wurde, nunmehr schärfer und sicherer gekennzeichnet werden. So z. B. ergibt sich, dass nicht bloß V. 22 *σκηπτοῦχον βασιλῆα καὶ ἐν πολέμοισι μαχητήν*, sondern auch der nächste 23 *ἔμμεναι· ἀλλ' ἄγε θᾶσσον ἐὴν γενεὴν ἀγόρευε* allem Anscheine nach einer Interpolation angehört. Thatsächlich ist die Antwort des Psicharpax V. 25 ff. nicht erst durch die in V. 23 vorliegende Aufforderung, sondern bereits durch V. 18 f. veranlasst. So heben sich nunmehr mit Hilfe der neu hinzugekommenen Handschriften die jüngeren Einschiebsel vielfach deutlicher vom alten Texte ab: doch sind die einzelnen Zeugen nicht gleichmäßig frei von solchen Verunstaltungen, vielmehr konnte der Herausgeber gerade auch mit Rücksicht auf die geringere oder größere Menge der Interpolationen den Wert der vier ältesten Codices in der Art bestimmen, dass er den zeitlich ältesten als den besten an die erste Stelle setzte, während der Cod. *Π* die zweite einnimmt, *L* aber erst an die dritte, *Ω* an die vierte rücken.

Um einige Einzelheiten hervorzuheben, möchte ich betreffs V. 70 die Annahme einer Lücke keineswegs für sicher ansehen. Ludwich will in der Reconstruction des Archetypon die Überlieferung *πολλὰ δακρύων | ἄρχηστον μετάνοιαν ἐμέμφετο· τίλλε δὲ χαίτας* in der Art ergänzen, dass er zwei beiläufig gebildete Hemistichien *ἐλάμβανεν ὃν κατὰ θυμὸν* und *καὶ ἑοῖ αὐτῷ ἄνοιαν* zwischen *μετάνοιαν* und *ἐμέμφετο* einschiebt. Meines Erachtens empfiehlt es sich eher, den Fehler in *μετάνοιαν* zu sehen und sich mit

der Reception von ἄνοιαν zu begnügen, wogegen es freilich noch fraglich bleibt, wie μετ- zu emendieren ist: ob dafür μέν zu schreiben, wie Brandt, oder πότ', wie Stadtmüller wollte, oder ob etwa παράνοιαν zu versuchen ist.

In Bezug auf die durch Conjectur gewonnenen Lesarten muss betont werden, dass sich Ludwich in bekannter maßvoller Weise von allzukühnen Versuchen fernhält und zumeist die Überlieferung nicht ohne Noth in Zweifel zieht. Glücklich geheilt scheint mir auf einfachem Wege V. 25 τίπτε γένος τοὐμὸν ζητεῖς ἐύσημον ἅπασι, was die beste Handschrift *Z* mit ihrer Fassung τὸ δ' ἄσημον ἅπασι nahelegt, während die übrigen bereits eine starke Modification zeigen: *Π* δῆλον ἐστὶν ἅπασι, *L Ω* φίλε δῆλον ἅπασιν (ἅπασι). Nicht minder gelungen ist, wie ich glaube, die Emendation in V. 117 ἣν παγίδα κλήξουσι für das metrisch höchst anstößige παγίδᾰ καλέουσι, wofür ehedem παγίδ' ἀγκαλέουσι versucht worden ist. Den Vers überhaupt zu streichen, wie Wachsmuth that, liegt kein Grund vor, vielmehr erwartet jedermann eine nähere Erklärung des ξύλινος δόλος von V. 116. Und so ließen sich noch andere Beispiele guter Textesverbesserung seitens des Herausgebers anführen. Manches freilich bleibt controvers. Dahin rechne ich die Meinung, V. 30 γείνατο δ' ἐν καλύβῃ με καὶ εἰσέρριψε νέμεσθαι als ursprünglichen Wortlaut des Archetyps anzusehen: *Z* gibt ἔρριψε νέμεσθαι, die übrigen drei Codd. ἐξεθρέψατο βρωτοῖς. Psicharpax meldet sein Geschlecht; ich kann mir nicht recht denken, dass der Dichter ihn von seiner Mutter Leichomyle sagen lassen konnte: 'sie setzte mich aus unter Feigen mich daran zu weiden'. Die von Ludwich angezogenen Parallelstellen aus Sophokl. Oid. Tyr. 718 und Aeschyl. Choeph. 901 scheinen mir insofern nicht zuzutreffen, als es sich beidemale um ein Aussetzen in Noth und Trübsal handelt: unsere Stelle betrifft jedoch eine für ihr Kind besorgte Mutter. Zudem schließt sich der in den übrigen ältesten Codices vorliegende Begriff ἐξεθρέψατο trefflich an γείνατο in bekannter epischer Art an. Deshalb möchte ich die Fassung von *Z* nicht der von *Π L Ω* vorziehen. Vielleicht haben wir es hier mit einer alten Doppelrecension zu thun, da sich auch anderwärts einzelne Spuren dieser Art wahrnehmen lassen. Dahin wäre etwa die Differenz der Handschriften in V. 36 zu ziehen: *Z L Ω* geben οὐδὲ πλακοῦς τανύπεπλος[1]) ἔχων πολλὴν (πολλὰ *Ω*?) σισαμίδα, während in *Π* οὔτε und ἔχων πολὺ σησαμότυρον zu lesen ist. Unter Annahme einer Glosse hat der Herausgeber scharfsinnig aus der erstgenannten Variante τανύπεπλος ἐὼν πολυσησάμιός τε construiert: aber die in *Π* vorliegende Lesart scheint mir nicht dem Kopfe eines bessernden Glossators entsprungen zu sein, sondern

[1]) Für τανύπεπλος hat M. Schneider, Philol. N. F. V (1892), p. 375, τανύπλεκτος vorgeschlagen.

eher auch eine alte zweite Version darzustellen. Am Schlusse von V. 63, wo nach Ludwichs wahrscheinlicher Ansicht im Archetypon *ὅληαι* mit übergeschriebenem *ὀλίσθῃς* stand (welch letzteres in *L* als *ὀλισθῆς* auftritt), kann man gleichfalls eine noch in beiden Varianten im Archetyp selbst erhaltene Doppelfassung erkennen.

In V. 71 ff. scheint mir der ursprüngliche Wortlaut in *L* erhalten zu sein. Es ist ohne Frage einleuchtender anzunehmen, dass der Schluss von 71 mit dem Folgenden nach *L ἐν δέ οἱ ἦτορ | δεινὸν ὑπεστενάχιζε* (*ἐπεστονάχιζε L*) *φόβου κρυόεντος ἀνάγκῃ* lautete, als an eine absichtliche Streichung von V. 72 und Änderung des Eingangs von 73 zu denken, zumal der in dem meines Erachtens interpolierten V. 72 enthaltene Gedanke ja ohnehin in V. 75 *εὐχόμενος δὲ θεοῖς ἐπὶ γαῖαν ἱκέσθαι*, den Ludwich gut einordnet, enthalten ist. Der ungeschickte Interpolator entnahm den Versschluss aus der genannten Stelle.

In V. 82 muss, wie ich glaube, *ἐξαίφνης*, wenn es auch 294 einstimmig überliefert ist, vor dem in *ZL* erhaltenen altepischen *ἐξαπίνης* zurücktreten; und so wird auch in V. 294 zu schreiben sein.

Bei V. 157 halte ich *ἐς λίμνην αὐτοὺς σὺν τεύχεσιν εὐθὺ βάλωμεν* für ursprünglich. Hierauf weist die Lesart von *L σὺν ἔντεσιν*. In hellenistischer Zeit, da vielfach *σύν τε* im Sinne von *σύν* auftrat, scheint man für CYNTEYXECIN CYNTEΓXECIN gelesen zu haben, woraus dann unter Streichung des als überflüssig erscheinenden T schließlich metrisch fehlerhaft *σὺν ἔντεσιν* geworden ist, während in die übrigen ältesten Codices gar die Corruptel *σὺν ἐκείνῳ* eindrang. Ludwichs *σύναμ' ἔντεσι* erachte ich nicht für wahrscheinlich. Ganz abliegend aber ist der Versuch von Barnes, *αὐτοῖσι σὺν ἔντεσιν* zu schreiben, da dann das nothwendige Object zu *βάλωμεν* fehlt.

Unbedenklich möchte ich V. 188 Peppmüllers *οὐδ' αὐτοῖς φρένες ἔμπεδοι* in den Text zulassen. Aber gegen des Herausgebers eigene Änderung der Tradition in V. 192 *τὴν κεφαλὴν ἀλγοῦσ', εἴως ἐβόησεν ἀλέκτωρ* ist Einsprache zu erheben. Hier muss die überlieferte Fassung *ἀλγοῦσα, ἕως* beibehalten werden, da der Hiatus in der *τομὴ κατὰ τρίτον τροχαῖον* zumal bei Gedankenabschluss und Interpunction durchaus legitim und die Form *εἴως* fragwürdig ist.

Die Lesart von *Z* in V. 239 *ἑλὼν δ' ἄρα* verdient keineswegs den Vorzug vor der Tradition der übrigen ältesten Handschriften: *δέ γε* von *ΠΩ* und *δέ* von *L* weisen vielmehr auf das von früheren Herausgebern recipierte *δέ τε* als Lesart des Archetyps hin. Die Partikel *ἄρα* ist auch anderwärts öfter für *δέ τε* und ähnliches (wie *δέ ἑ*) eingedrungen; so steht z. B. Hesiod. Theog. 567 in den meisten Handschriften *δάκεν δ' ἄρα νειόθι θυμόν* für *δέ ἑ*.

Der Hiatus in der ersten Kürze der Senkung des fünften Fußes in V. 245 ἔκχυντο ἅπαντα lässt sich nicht, wie es von Seiten des Herausgebers geschieht, mit dem in V. 202 (κατὰ γαστέρα ἐς μέσον ἦπαρ) vorliegenden vergleichen, da dieser am Schlusse des vierten Fußes ganz legitimer Art ist. Wohl aber wäre auf eine Reihe homerischer Beispiele an derselben Versstelle, die dem Verfasser des Gedichtes zum Muster dienen konnten, hinzuweisen, wie τετέλεστο ἅπαντα ε 262, und so Ω 528, γ 290, ε 135, η 256, φ 216, χ 186, ψ 335, ω 209.

Der epische Sprachgebrauch lässt Ludwichs Änderung in V. 260 nicht als empfehlenswert erscheinen: er vermuthet ἦν δ' ἐὺς ἐν μυσὶ παῖς für das überlieferte ἦν δέ τις ἐν μυσὶ νέος παῖς Μεριδάρπαξ; παῖς fehlt im Cod. Ω, der ganze Ausdruck νέος παῖς in Π, welcher dafür den in ZLΩ hier fehlenden Eigennamen Μεριδάρπαξ bewahrte; vgl. 261 a. Mit Rücksicht auf die bekannte homerische Formel ἦν δέ τις ἐν (wie E 9, K 314, υ 287) lautete der Verseingang im Archetypon wohl nicht anders als ἦν δέ τις ἐν μυσὶ παῖς, Μεριδάρπαξ.

In V. 272 erachte auch ich das von ZLΩ gebotene μέγα θαῦμα τόδ' ὀφθαλμοῖσιν für sehr auffällig; zweifelsohne hat Π mit der Lesart ἐν die Fassung des Archetyps bewahrt, die durch homerische Reminiscenz an ähnliche Verse (wie N 99) getrübt worden ist.

In V. 283 folgt der Herausgeber bei der Restitution des Archetyps der Conjectur von Barnes, indem er καὶ μέγαν Ἐγκέλαδόν τε καὶ ἄγρια φῦλα Γιγάντων schreibt, was ich für unzulässig halte. Auch hier scheint eine alte Doppelversion vorhanden gewesen zu sein: die eine Fassung dürfte nach den Spuren in LΩ und jüngeren Handschriften gelautet haben Ἐγκέλαδόν τ' ἐπέδησας ἰδ', die andere (gemäß der Lesart von ZΠ καὶ μέγαν ἐγκελάδοντα καὶ) wohl καὶ μέγαν Ἐγκέλαδον καὶ, letzteres mit Erhaltung der diphthongischen Länge in der Senkung des dritten Fußes vor folgendem Vocal, wie bei Homer N 316 καὶ εἰ μάλα, τ 174 καὶ ἐννήκοντα πόληες (in der Senkung des vierten Fußes auch Ω 641 καὶ αἴθοπα οἶνον, β 230, ε 8 καὶ ἤπιος ἔστω, β 232, ε 10 καὶ αἴσυλα ῥέξοι).

Betreffs des Einganges von V. 283 theile ich des Herausgebers Ansicht, dass ὅς ῥα φθειρομένοισιν vielleicht auch nicht das Rechte ist. Stellen wir die Überlieferung von Z ὅστις τοῖς βατράχοισιν und Π ὅς ῥα τότε βατράχοισιν mit der von LΩ ὅστις φθειρομένοισιν zusammen, so scheint es, als ob ὅς τότε τειρομένοισιν im Archetyp gestanden wäre, zumal wir ähnlich in V. 178 οὐκ ἂν πώποτ' ἐγὼ μυσὶ τειρομένοισιν ἔλθοιμι ξυναρωγός finden.

Meinem Interesse für die inhaltsreiche und für die Wiederherstellung der ursprünglichen Gestalt des Gedichtes überaus wichtige Publication Ludwichs möchte ich aber nicht bloß durch

die wenigen Bemerkungen, die ich an die Behandlung des Textes angeknüpft habe, Ausdruck verleihen. In Anbetracht des Umstandes, dass dem Codex *Π* hinsichtlich seines Wertes für die Kritik gleich die zweite Stelle hinter *Z* gebürt, wird es nicht ohne Interesse sein, hier über eine alte Pergamenthandschrift Mittheilung zu machen, deren Text zu dem von *Π* in engster Beziehung steht. Es ist dies der dem 12. Jahrhunderte angehörige Cod. Paris. bibl. nation. suppl. gr. 663, der auch Stücke aus Hesiodos und der Ilias enthält. Im allgemeinen beschrieben ward dieser vom Athos stammende Codex durch K. Sittl in den Sitzungsber. der bayer. Akademie 1890, III p. 352. Ich habe diese mir durch freundliche Vermittlung H. Omonts aus Paris nach Prag übersendete Handschrift im Jahre 1893 einer neuen eingehenden Collation unterzogen und hiebei auch die Batrachomachie verglichen.

Dieses Gedicht steht darin auf Fol. 1 recto bis Fol. 5 recto. Es beginnt mit der Überschrift $\overset{\chi}{\alpha\rho}$ *συν* $\widetilde{\theta\omega}$ *της πραγματίας ομηρου βατραχομυομαχίας*: Hiernach folgt der Text in durchlaufenden Zeilen, jedoch sind die Verse durch Kreuzchen (†) unterbrochen. Die Subscriptio am Schlusse lautet: $\overset{\chi}{\sigma\tau\iota}$ *σπ*$\overline{\Delta}$ *τέλοσ συν* $\widetilde{\theta\omega}$ *τησ* $O\overset{\Phi}{M}$ (= *Ὁμήρου*) *βατραχομυομαχήασ*: Die Orthographie ist dieselbe verwilderte byzantinische, wie sie Sittl bei der Beschreibung der übrigen Stücke bereits hervorhob.

Ich will im Folgenden versuchen, ein Bild der in der Handschrift vorliegenden Überlieferung der Batrachomachie zu geben, indem ich zunächst auf die orthographischen und lautlichen Eigenthümlichkeiten aufmerksam mache und darnach die hier vermittelte Tradition gegenüber den ältesten Zeugen feststelle.

Die wichtigsten Eigenheiten treten im Vocalismus auf.

So erscheint zunächst infolge des Itacismus *η* für *ι* geschrieben: *μημούμενοι* 7, *μημούμενος* 149, 256, *κήνδυνον* 9, *μεληϊδέη* (= *μελιηδέι*) 11, *λημνοχαρής* 12, *ξηνίηα* (= *ξεινήια*) 16, *γαστερη* 57, *σκηρτήσαι* (= *σκιρτῆσαι*) 61, *εισαφήκηε* (= *εἰσαφίκηαι*) 64, *τήλε* (= *τίλλε*) 70, *ὕπτηος* (= *ὕπτιος*) 87, 106, 242, *λακτήζων* 90, *τήσουσιν* 98, *παιδὴ* 109, *πάντεση* (= *πάντεσσι*) 111, *ἐχθηστοσ* 114, *πάλλην* (= *πάλιν*) 115, *απέπνηξεν* 119, *ἀπέπνηξε* 233, *πνήξαντες* 158, *ἐπνήγη* 148, *ωπληζώμεσθα* 121, *καθωπλήζεσθαι* 122, *καθοπλήζεσθαι* 160, *ὁπλήζεσθαι* 140, *κνημήδασ* 124, *ερεβήνθου* 131, *στάσης* (= *στάσις*) 135, *φάτην* (= *φάτιν*) 138, *ἀρηστα* 152, *κοχληῶν* 165, *σκηρτῶσην* 175, *κνήσι* (= *κνίσῃ*) 176, *κρονήδης* 177, 201, 277, 285, *κρονήδη* 279, *κρονήων* 292, *μυσὴ* (= *μυσί*) 178, *ἑλθοιμη* (= *ἕλθοιμι*) 179, *λήην* (= *λίην*) 181, *εξόργησμε* (= *ἐξώργισμαι*) 185, *ανηοῦσαν* 189, *ὀλήγον* 191, *βέλεη* (= *βέλεῖ*) 194, *σάλπηγγασ* 199, *δουρὴ* (= *δουρί*) 202, *δὲ κόνησεν*

(= δὲ κόνισσεν) 205, ἀκόντησεν 206, στηβαρόν 207, ὠκιμήδην 209 a, οξέη (= ὀξέι) 209 a, 253, λήμνη 220, λήμνην 225, παριηον (= παρ' ἠιόν') 221, ληπαρέση (= λιπαραῖσι) 222, εξενάρηξεν 223, καλαμήνθησσ 224, επαήξασ 231, πήπτε (= πίπτε) 236, οργησθεῖσ (= ὀργισθείς) 239, δεξητερὴν (statt δεξιτερή) 242, αὖθησ (= αὖθις) 243, ημηπνουν (= ἠμίπνουν) 252, ακόντησεν 253, αρήστευεν 257, ὁμηλον 257, έστικεν (= ἔστηκεν) 263, μην (= μιν) 276, ήωμεν (= ἴωμεν) 280, όβρημον (= ὄβριμον) 282 (aber ὁβριμον 240), ἐλέληξεν 286, αἰπηδηνήσασ (= ἐπιδινήσας) 288.

Umgekehrt steht ι für η: μελῃδέη (= μελιηδέι) 11, επιϊώνα (= ἐπ' ἠιόνα) 13, ξηνίηα 16, σισαμότυρον 36, νεόπικτοσ 38, τράχιλον 83, δυστίνου 104, έστισαν (= ἔστησαν) 132, 166, ὕψιλήσιν 166, κνήσι (= κνίσῃ) 176, επέστι (= ἐπέστη) 184, βρόντισεν 201, παριηόν (= παρ' ἠιόν') 221, μέσιν (= μέσσην) 244, έστικεν (= ἔστηκεν) 263, δικάρινοι 298.

Statt ει ist η geschrieben: ἀπηρεσίην 4, ἢ (= εἶ) 13, ξηνίηα 16, ἠμεὶ 17, μιχθὴσ 20, ἠμὶ 27, μηδήσασ 56, ναίην 60, πλήστον 91, καποδῶση (= κ' ἀποδώσει) 98, ὑπαλύξησ 98, είγγηλεν 101, κηρύσσην 104, ελεηνὸσ 112, ὀλετῆραν 117, ανέπησεν 122, απηλλήσαντεσ (= ἀπειλήσαντες) 139, δοκη (= δοκεῖ) 152, συνεπησε 160, αρήρη 164, δὲρέηνε (= δ' ἐρέεινε) 172, τηρομένοισι 173, τηρωμένοισι 178, αὴ (= ἀεί) 175, πράσσην 185, πράσση 186 a, κατεκήμην 191, ληχήνορα 202, εθήρασ 205, βαθήεισ (= βαθείης) 218, ἠς (= εἰς) 224, ληχοπίνακα 230, ήλκυσεν 232, παχήη 239, 246, τήρετο 248, 251, ἐπηπήλει 264, ώκτηρε 270 (da nicht anzunehmen ist, dass hier ὤκτιρε gemeint sei), πλάσση (für πλήσσει) 273, αμήβεται 274, ὠστοφυὴσ (= ὀστοφυεῖς) 296. Auch τεθνηότων 234 gehört vielleicht hierher (*ΠL Ω τεθνεώτων*). So ist auch ει δὲ θέλησ (= θέλεις) 62 zu beurtheilen, wo die besten Handschriften δ' ἐθέλεις geben.

Umgekehrt steht für η die Schreibung ει: βασιλεῖοσ 29, εἶγεν (= ἦγεν) 80, εἰσθα (= ἦσθα) 95, είγγηλεν 101, είσκησαν 163, δεῖριν 196, βαθήεισ (= βαθείης, Lesart von Ω) 218, είλατο (= ἤλατο) 249, είεν (= ἦεν) 268.

Für ι erscheint ει: δήρειν (= δῆριν) 4, ἠμεὶ (= εἰμί) 17, ηνείκα 155. Hierher gehört offenbar auch καταλειπεῖν, da die Handschriften *ΠΩ καταλιπεῖν* bieten; Z freilich καταλείπειν.

Daneben ist ι für ει geschrieben: λιχομύλη 29, μάγιροι 40, τρυφάλιαν 255.

Hingegen ist in ἶδεν (statt εἶδεν) 252 und umgekehrt in εἶδεν (für ἴδεν) 258 Verwechslung der augmentierten und augmentlosen Form, nicht orthographische Eigenthümlichkeit, zu constatieren.

Für αι erscheint die Schreibung ε: επεύχομε 2, τιμώμε 19, κικλήσκομε 27, ἐπιβόσκομε 54, ώληε (= ὄληαι) 63, εισαφήκηε

(= *εἰσαφίκηαι*) 64, *ἐξέφνης* 82, 294, *ενὸσ* (= *αἰνὸς*) 102, *τέτυκτε* 111, *καινοτέρεσ τέχννεσ* 116, *εξόργησμε* 185, *σευτλεον* 209, *όχθες* 218, *ληπαρέση* (= *λιπαραῖσι*) 222, *αὐτέσι επόχθεσ* (= *αὐταῖσιν ἐπ' ὄχθαις* wie Z) 223, *επὺν* 249, 279, *κνέσωνος* (= *Κναίσωνος*, vgl. *κναίσσωνος* in *Π*) 261, *ορῶμε* 272, *βλεσσοὶ* (= *βλαισοὶ*) 297, *καλεύντε* (= *καλεῦνται*) 298. Bei *ετερον* 85 hat die erste Hand über *ε* ein *αι* gesetzt.

Statt *ε* findet sich *αι* geschrieben: *απογλυκαιροίο* 38, *ἐμέμφαιτο* 70, *αφαίθη* 87, *γαλλαίη* (= *γαλέη*) 114 (aber z. B. *γαλέην* 128), *μύαις* (= *μύες*) 132, *μάχεσθαι* 142, *έμπαιδοι* 188, *πορφυραίω* 221, *τῦψαι* (= *τύψε*) 244, *αἰπηδηνήσασ* (= *ἐπιδινήσας*) 288.

Für *οι* steht monophthongisch *υ*: *βάτραχυ* 133, 139, *βατράχυσιν* 6, 142, 187, 257, 279, 293, *βρατρόχυσιν* 172 (aber z. B. *βατράχοισ* 59, *βατράχοισιν* 274), *σὺ* (= *σοὶ*) 33, *θύνασ* 40, *ὀξὺ σχύνος* 164 und *ὀξῦσ σχυνοσ* (d. i. *ὀξὺς σχοῖνος*, wie *Π* gibt) 245, *σχύνω* 209 a, 253, *βορβοροκύτησ* 230, *προπάρυθεν* 236, *στρεβλὺ* (= *στρεβλοὶ*) 295.

Hingegen steht *οι* für *υ*: *σοίκοις* (= *σύκοις*) 31, *νοι* (= *νυ*) 129, *καροίου* 265.

Die Verwechslung des langen und kurzen O-Lautes ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung in unserer Handschrift. So steht *ω* für *ο*: *χορῶν* (= *χορόν*) 1, *ἤτωρ* (= *ἦτορ*) 2, *ἐπιῖώνα* (= *ἐπ' ἠιόνα*) 13, *ὧσ* (= *ὅς*) 18, *παρώχθασ* (= *παρ' ὄχθας*) 20, *ώσα* (= *ὅσα*) 34, 40, *τῶ* (= *τὸ*) 39, *ώλησε* (= *ὄλεσαι*) 63, *γηθώσυνος* 64, *τρυφεροίω* (= *τρυφεροίο*) 66, *ήτωρ* (= *ἦτορ*) 71, *ὧσ* (= *ὅς*) 98, *εφεξώμενοσ* 99, *καθωπλήζεσθαι* (= *καθοπλίζεσθαι*) 121, *βελῶναι* (= *βελόναι*) 130, *ἐννῶησαν* (= *ἐνόησαν* 132, *ενώησεν* 217, *κατείδων* (= *κατεῖδον*) 147, *κωρύθων* 156, *σχεδῶν* (= *σχεδὸν*) 156, *στήσωμεν* (= *στήσομεν*) 159, *μυοκτόνων* (= *μυοκτόνον*) 159, *εἶχων* (= *εἶχον*) 162, *κατανηῶν* (= *κατὰ νηὸν*) 175, *παντωδαποίσι* 176, *τηρωμένοισι* 178 (mit *ο* 173), *έωργαν* 179 (mit *ο* 181), *ουνωθεν* 196, 200, *λαγώνεσι* 222, *ποταμοίω* 247, *πρασαίωσ* (= *πρασαῖος*) 252, *ωριγανίων* (= *Ὠριγανίων*) 256, *ὧσ* (= *ὅς*) 257, *έξωχοσ* 260, *πῶποι* 272, *εῶντες* 276, *ώστις* (= *ὅστις* 281, *ὧσ* (= *ὅς*) 293, *ωστρακόδερμοι* 295, *ὡστοφυὴσ* (= *ὀστοφυεῖς*) 296. Das Umgekehrte geschieht in: *δόματ'* (= *δώματ'* statt *δόμον*) 15, *τροξάρταο* 28, *πτερνοτρόκτου* 29, *τρόγω* 53, *χλοροὶσ* (= *χλωροῖς*) 54, *χλὸροῦσ* 125, *επινότον* (= *ἐπινώτιον*) 80, *οχρὸν* 81, *δραμὸν* 101, *δόματα* 104, *εξήπλοτο* (= *ἐξήπλωτο*) 106, *τρόγλησ* 114, *χόρον* (= *χῶρον*) 133, 198, *χόροσ* 154, *φέρον* 136, *γεγώναται* (offenbar als eine Form *γεγόναται* gedacht, siehe p. 896; vgl. die Lesart von *Π γεγάαται*) 143, *αγερόχων* 145, *όδε* (= *ὧδε*) 159, *ἀρογοὶ* 172, *εξόργησμε* 185, *τερπόμεθα* (= *τερπώμεθα*) 196, *κόνοπεσ* (= *κώνωπες*) 199, *φεύγον* 225, *τεθνηότων* (das Metrum verlangt *ω*, also wohl *τεθνειώτων* zu lesen) 234, *μέτοπον* 238,

ὸσ (= ὡς) 258, ιὸν (= ἰὼν) 262, βαλλὸν (= βαλὼν) 289, νοτάκρονες 294, πλατόνοτοι (= πλατύνωτοι) 296, εσορώοντεσ (d. i. ἐσορόωντεσ) 297.

Hingegen sind beim E-Laute derartige Vertauschungen äußerst selten; η für ε: ἦν (= ἐν) 6, τείχησιν (= τείχεσσιν) 154, αγχημάχοι 195, ηλέησε 292; ὁ δὲ πήτησ 184 endlich ist durch Missverständnis aus ὁ δ' ἠπητής veranlasst. Dagegen ist ησ 224 nicht = ἐς, sondern εἰς; denn gleich im nächsten Verse ist εσλημνην (= ἐς λίμνην) richtig geschrieben. Für die Wiedergabe von ε durch η aber stehen keine sicheren Beispiele zugebote, denn ληπαρέση 222 ist λιπαραῖσι und αὐτέσι επόχθεσ 223 = αὐταῖσι ἐπ' ὄχθαις, vgl. die Variante von Z; entsprechend ist auch επόχθεσι 247 nicht als ἐπ' ὀχθῇσι, sondern als ἐπ' ὀχθαῖσι zu fassen.

Betreffs des Consonantismus wäre zunächst hervorzuheben die Neigung des Schreibers, die Liquida λ zu doppeln: βαλλῶν (= βαλὼν) 209, βαλλὸν (ebenso) 289, βάλλε (= βάλε) 235, 241, έβαλλεν 255, έβαλλε 285, ἀπαλλὰσ (= ἀπαλὰς) 205, ἀπηλλήσαντεσ (= ἀπειλήσαντες) 139, αλλώσεται (= ἀλώσεται) 281, γαλλαίη (= γαλέη) 114, καλλῶν 162, εκάλλυψεν 231, πάλλη (= πάλη) 96, πάλλην (= πάλιν) 115, παλλάσσετο 229, πολλὺ 36, 185, πολλύφημοσ 12, υπαλλύξαι 90. Dagegen erscheint Doppel-λ vernachlässigt in αολέες 198, ολύμενος 88, τήλε (= τίλλε) 70; besonders beachtenswert ist αγγέλων 138 (= ἀγγέλλων), da hier auch sämmtliche vier ältesten Handschriften *Z Π L Ω* dasselbe bieten.

Gelegentlich erscheint auch der Nasal ν fälschlich gedoppelt wie in ἐννῶησαν (= ἐνόησαν) 132; am öftesten geschieht dies jedoch (außer bei λ) bei dem Sibilanten σ: έπεσσεν (= ἔπεσεν) 205, κάπεσσε 220, λήσσεις (= λήσεις) 93, βλεσσοὶ (= βλαισοὶ) 297; zu beachten ist εσσούατα (= ἐς οὔατα) 5, wogegen 144 δὲ σούατα (= δ' ἐς οὔατα) geschrieben wird. Einfaches σ statt eines doppelten wendet der Schreiber ebenfalls mitunter an: ετέλεσαν 184, λαγώνεσι 222, μέσιν (= μέσσην) 244, στομάτεσιν 299. Beim Zusammenstoße eines mit σ schließenden und eines mit demselben Laute beginnenden Wortes konnte sich eine Schreibung ergeben wie μεγαλασάλπηγγασ (= μεγάλας σάλπιγγας) 199; dasselbe war in ουραστομάτεσι 299 der Fall, nur hat hier der Schreiber nachträglich selbst ein zweites σ über die Zeile gesetzt. Unsicher ist ενοπλοιστῶμεν 152, wo neben der in dem mit unserer Handschrift engverwandten Cod. *Π* vorliegenden Lesart ἐν ὅπλοις στῶμεν in *Z L Ω* die Variante ἔνοπλοι στῶμεν besteht. Von Interesse ist das an die Orthographie gewisser Inschriften gemahnende εστόματοσ 208, das durch assimilierende Aussprache aus ἐσστόματος (= ἐκ στόματος) hervorgegangen ist. So ist auch durch die Aussprache ἑλλάσθη für ἐκλάσθη das im Cod. vorliegende (am Schlusse verunstaltete) ἠλάσθην 241 zu erklären, wo der Anlaut ηλ wohl für das geschärfte ελλ- spricht.

Die Schreibung *ἔχυντο* 245 (für *ἔκχυντο*) beruht auf einer Anähnlichung der Tenuis an die Aspirata (d. h. auf der Aussprache *ἔχχυντο*).

Wie Doppel-*λ* oder Doppel-*σ* öfter vereinfacht geschrieben werden, so geschieht es mitunter auch bei Doppel-*ρ*: so in *μερίψασ* (= *μ' ἔρριψας*) 97, *ἐρηξεν* 254; ähnlich bei Doppel-*π*: *ὁπως* 64, *κάπεσσε* (= *κάππεσε*) 220.

Assimilation bei Nasalen ergab sich: Vor folgendem Labial gieng in Anbetracht des engen Anschlusses der Präposition an das Nomen, der graphisch durch Zusammenschreiben beider Wörter Ausdruck fand, auslautendes *ν* in *μ* über bei *εμπρομάχοισ* 203 und *εμπεδίω* 239; eine Angleichung des Gutturalnasals an die folgende Gutturaltenuis ergab sich in *εκκελάδοντα* (= *ἐγκελάδοντα*) 283.

Durch den Labialnasal erscheint die Labialmedia ersetzt in *μυρσῶν* (= *βυρσῶν*) 127.

Endlich wäre die auch in *Π* vorliegende Vertauschung der Tenuis *τ* durch die Aspirata *θ* in *κολοκύνθας* (für *κολοκύντας*) 53 erwähnenswert.

Das *ν* paragogicum erscheint nicht bloß vor Vocalen (wie *προσέειπεν ἀθήνη* 178) und vor Consonanten behufs Positionsbildung (wie *απέπνηξεν φυσίγναθος* 119, *έβαλεν φυσίγναθος* 250), es findet sich in unserer Handschrift häufig auch ohne die erwähnte Nöthigung vor Consonanten vor: so in *πάσιν βαλέσθαι* 4, *εδέσμασιν παντοδαποίσιν* 31, 176, *έβλεπεν γείτονας* 67, *ἐβάσταζεν φόρτον* 78, *ἀνέδυνεν μόρον* 90, *τήσουσιν* (= *τίσουσιν*) *σε* 98, *ἐξολόλυξεν δραμὸν* 101, *είγγηλεν μύεσσιν* 101, *ήλθεν φέρον* 136, *ἀπέφηνεν λόγοσ* (statt *λιγύς*) 144, *ἐτάραξεν φρένας* 145, *ἐκάλυπτεν κάρηνα* 165, *βρόντισεν τέρασ* 201, *έπεσσεν πρηνὴς* 204, *ἀκόντησεν πηλείωνα* 206, *έπεφνεν βαλὼν* 209, *εἶλεν καὶ* 209 a, *ἤλασεν δ' αὐτόν* 219, *ἐσταξεν παλλάσσετο* 229, *ήλκυσεν νεκρὸν* 232, *ἐχρισεν καὶ* 238, *ἤμυνεν καὶ* 243, *ἦλθεν διὰ* 253, *ἐρηξεν σάκοσ* 254, *ἐβαλλεν τρυφάλιαν* 255, *επισχήσουσιν μάχης* 276, *ἐβρόντησεν μέγαν* 286, *εφόβησεν βαλλὸν* 289. In einigen Fällen jedoch erscheint dies *ν*, obzwar zur Bildung der Position nothwendig, weggelassen: *ἐσφιγγε κατὰ* 71, *πήξε* (d. i. *πῆξε*) *δ' ἐν* 207, *χορδῶσι* (so statt *χορδῇσιν*) *ληπαρέση* (= *λιπαραῖσι*) 222, *εποχθέσι ποταμοίω* (= *ἐπ' ὀχθαῖσιν ποταμοῖο*) 247; gelegentlich fehlt es vor einem Vocal: *αὐτέσι επόχθες* (= *αὐταῖσιν ἐπ' ὄχθαις* 223).

Betreffs der Ausdrücke mit Präpositionen ist zu bemerken, dass die bekannte Art, dieselben in einem Zuge zu geben, in unserer Handschrift häufig begegnet; so z. B. *αποστόματοσ* 77, *εἰσεμὸν* 2, 64, *εσοίκον* 80, *εσσούατα* (= *ἐς οὔατα*, siehe oben) 5, *εστόματος* (= *ἐκ στόματος*) 208, *εμπρομάχοις* 203, *εμπεδίω* 239, *ενύδατι* 61, *ενφιλότητι* 21, *εξελικῶνος* 1, *επιχθονί* 58, *επαυτόν* 91, *εφύδατι* 89, 99 *καταγαστέρα* 244, *παραλίμνην*

148, παρόχθας 106, mit Elisionsvernachlässigung auch παραανῦσι (= παρὰ ἀνθρώποις) 34, ὑπογούνασι 3, υπόρθρον 103; aus ἐκρινῶν entstand durch Missverständnis ἐκκρίνων 229.

Die Elision erscheint außer in dem eben berührten Falle παραανῦις 34 auch in τε επορνυμένου 222 nicht angedeutet.

Spiritus (respective Koronis und Apostroph) sowie Accente sind in unserer Handschrift in ärgster Verwilderung: sehr oft steht überhaupt kein Spiritus, oder es findet sich ein falscher: ersteres z. B. in ὡρμησεν 258, ορῶμε 272, ρίψασ 94, letzteres z. B. in ἦτωρ (= ἠτορ) 2, ὡσ (= ὡς) 252, ἦκ (= ἧκ') 288; besonders wahrnehmbar ist dies in der Schreibung ουτήπατα (= οὔτ' ἤπατα für οὐχ ἤπατα) 37, oder in ἐτημηπνουν (= ἔτ' ἠμίπνουν wie auch die älteste Handschrift Z für ἔθ' ἠμίπνουν bietet) 252. Die Form des Spiritus ist meist die abgerundete, gelegentlich noch die alte eckige. Die Koronis fehlt z. B. in τουμὸν 24, der Apostroph z. B. in ἄρ ἐφη 65.

Die Verwilderung der Accente möge durch die Beispiele μελιτῶμα 39, εκεῖνω 157, ἤλθεν 136, δοῦροσ 254 illustriert werden.

Das ι mutum wird nicht geschrieben, so ποιή (= ποιῇ) 32, φυγη 249, κοῦφω 66.

Die Punkte auf ι und υ werden ebenso gesetzt wie weggelassen: so μελῃδέη 11 neben εξελικῶνοσ 2, ὑπογούνασι 3 neben μυσ 9.

Von Wortcompendien erscheinen die gebräuchlichsten πῆρ 19, 269, πέρ (= πάτερ) 178, πρσ 28, 104, μῆρ 28, νσ 27, 137, 261, θσ 97, 195, οὖνον 168, ουνῶθεν (sic) 196, 200, παραανῦσι 34, ανῶν 40.

Gehen wir nach dieser Darlegung der äußerlichen Eigenthümlichkeiten der Handschrift zur Betrachtung ihres inneren Wertes über, so wird sich bald ergeben, dass sie der guten Überlieferung angehört. Dies geht hervor einerseits aus dem Fehlen einer Reihe offenkundiger Versinterpolationen, die nur der besseren Tradition mangeln, andererseits aus ihren Beziehungen zu den ältesten Handschriften, namentlich zu dem Cod. *Π* (= Paris. bibl. nat. suppl. gr. 690), dem Ludwich die zweite Stelle in der ältesten Überlieferung zugewiesen hat. Ich bezeichne im Folgenden unsere Handschrift mit der Sigle Π^{a} (= Parisinus Athous).[1])

Vor allem ist zu betonen, dass Π^{a} eine ganze Reihe von eingeschobenen Versen nicht kennt, die auch den beiden besten Zeugen *ZΠ* fremd sind. Es sind dies V. 22,[2]) 23, 42—52, 121, 123, 170 a, 198 a, 205, 210—212, 213 a, 216, 217, 227, 261 a, 284 a; außerdem noch V. 26, 287,

[1]) Wie Ludwich in der erwähnten, mittlerweile erschienenen Publication 'de codic. Batrachom. dissert.' p. 8.

[2]) Von hier ab bediene ich mich der von Ludwich gewählten Versbezeichnung.

den außer $Z\,\Pi$ auch L nicht enthält, ferner 170 b und 252 a, die sich außer in $Z\,\Pi$ auch in Ω nicht vorfinden. Von Wichtigkeit ist, dass auch V. 213 in Π^q fehlt, eine offenkundige junge Interpolation, die in $L\,\Omega$ hinter 212, in Π hinter 214 gestellt ist, während sonst von den ältesten Zeugen nur Z allein den Vers nicht kennt.

Mit $Z\,\Pi$ gemeinsam hat Π^q den V. 100 a, der in $L\,\Omega$ nicht vorliegt; dieser ist, wie Ludwich richtig betont, kaum zu missen. V. 72 steht, wie in $Z\,\Pi\Omega$, auch in Π^q.

Unserer Handschrift wie den Codd. $\Pi L\,\Omega$ unbekannt ist 264 a, den Z allein überliefert. Der V. 194 a fehlt in Π^q in Übereinstimmung mit Π, wogegen ihn die übrigen ältesten Handschriften enthalten.

Die schon durch die eben angeführten Umstände erweisbare Wichtigkeit von Π^q lässt sich aber weiter durch die Betrachtung der Varianten darlegen. Vor allem tritt die enge Beziehung zu Π hervor, was sich sofort aus der vielfältigen Übereinstimmung unserer Handschrift mit Lesarten von Π, die diesem Codex allein eigenthümlich sind, ergibt. Solche sind: 8 *ἔχεν*, 10 *απαλὸν*, *προσέθηκε*, 13 *επιϊώνα* (Π *ἐπ' ἠόνα*, von 2. Hand zu *ἠϊόνα* corrigiert), 21 *βλέπω*, 25 *δῆλον τ' ενάπασιν* (Π gibt verderbter *δῆλον ἐστὶν ἅπασιν*), 35 *δυσκοπάνιστος*, 36 *οὔτε* (Π *οὔτε*), *πολλὺ σισαμότυρον* (Π *πολὺ σησαμότυρον*), 53 *κολοκύνθας*, 54 *ουδὲ πράσοις χλοροῖς* (Π *οὐ πράσοις χλωροῖς*), 58 *πολλὰ γὰρ* (Π stärker verderbt *πολλὰ μὲν γὰρ*), 59 *ζωὴν*, 61 *γαίαν καὶ*, 64 *ὅπως*, 67 *τοπρῶτον*, 74 *πρῶτον επλασεν* (Π verderbter *πρῶτον ἐπέλασεν*), 76 *ὕδασι ποφυρέοισι δ' ἐκλύζετο*, 83 *πάσιν ομῶς* (Π *πᾶσιν ὁμῶς*), 92 *ὕδατι*, 96 *ἀλλὰ πλανήσας*, 98 *στρατὸς*, 100 *μαλακοῖσιν* (Π *μαλακοῖσι*), 103 *ἐκέλευσαν*, 111 *πάντεση* (Π *πάντεσι*), 112 *δὲ νῦν*, *ελεηνὸς* (Π *ἐλεεινὸς*), 114 *ελοῦσα* (Π *ἑλοῦσα*), 118 *τρίτος* ohne *ὅ*, 120 *ἀγωπληξώμεσθα* (Π *ἄγ' ὁπλιζώμεσθα*), 124 *πρῶτα περὶ κνημῖσιν ἐθεντο* (Π *π. π. κνημίσιν ἔ.*), 125 *καὶ κνήμασ ἐκάλυπτον* (Π ohne *καί*), 127 *καλαμοστεφέων*, 131 *κροτάφοισ*, 132 *οὕτως* (Π *οὕτως*), 134 *σύναγον*, 135 *μῦθος*, 138 *εἶπε δὲ τοιάδε τοίσδε* (prosaische Auflösung der Lesart von Π *εἶπε δὲ τοῖα*, Z *τοιαῦτα*), 140 *εἶπον*, 143 *γεγώναται* (wohl, wie oben bemerkt, = *γεγόναται* nach *γέγονα*, während Π *γεγάαται* gibt), 156 *οπωσ σχεδῶν ἦλθον εφημὰσ* (Π *ὅππως σχεδὸν ἦλθον ἐφ' ἡμᾶς*), 164 *ὀξῦ σχύνοσ* (Π *ὀξὺ σχοῖνος*), 173 *μυσὶ τηρομένοισι* (Π *μ. τειρομένοισι*), 174 *ἄρα βοηθήσουσα*, 181 *οἷα μέοργαν* (Π *οἷα μ' ἔοργαν*), 186 *ὕφηνα* (Π *ὕφηνα*), 185 *τόγερηπομέν* (der Corruptel von Π *τό γ' ἔρρι πόνον* nahestehend), 191 *καταμύσαι*, 194 a fehlt wie nur in Π allein, 197 *τῇ δ' αὖτ' επείθοντο θεοὶ* (Π *τῇ δ' αὖτε πείθοντο θεοί*), 203 *προμάχοισ*, *ἦπαρ* (Π *ἦπαρ*), 220 *λήμνη*, 221 *παριήον* (Π *παρήϊον*), 230 *βορβοροκύτης* (Π *βορβοροκοίτης*), 231 *εκάλλυψεν* (davor

fehlt ὅσσ', *Π* ὅσσ' ἐκάλυψε), 235 πρασεῖον (*Π* πράσειον), 236 προπάρυθεν (*Π* προπάροιθε), 236 δ' αἴδοσεβεβήκει (mit Verlust des δ nach ἄιδος, *Π* ψυχὴ δ' ἀϊδόσδ' ἐβεβήκει), 239 οργησθεῖσ (*Π* ὀργισθείς), 243 ἤμυνεν (*Π* ἤμυνεν), 244 πάσα δέοι (*Π* πᾶσα δέοι), 245 οξῦσ σχυνοσ (*Π* ὀξὺς σχοῖνος), 251 ἔσχατοσ εκλίμνησ, 252 πρασαίωσ (*Π* πρασαῖος), 253 οξέη σχύνω (*Π* ὀξέι σχοίνῳ), 256 ωριγανίων (*Π* ὀριγανίων), 259 ἥρωασ κρατεροὺσ, 260 δέ τις ἐν μυσι μεριδάρπαξ, 261 κνέσωνοσ (*Π* κναίσσωνος), 263 έστικεν (*Π* ἔστηκε), 272 ἦ, ἔργον εν, 274 ἅρπαξεν βατράχοισιν αμήβεται (*Π* ἅρπαξ ἐν β. ἀμείβεται), 275 ἦ, 276 επισχήσουσιν (*Π* ἐπισχήσουσι), 285 δ' ἔβαλλε (*Π* ἔβαλε), ψολόεντι κεραυνῶ, 292 ηλέησε, 293 ὣσ ρὰ τότε βατράχυσιν (*Π* ὅς ῥα τότε βατράχοισιν), 297 χειροτένοντεσ, 300 ἦ καὶ (*Π* ἦ, nach Correctur ἦ κα m²).

Mit dem Consensus der beiden besten Codices *ZΠ* aber stimmt *Π*ᵃ an folgenden Stellen (für seinen Wert von großer Bedeutung): 18 βατράχων, 20 ἠριδανοῖο, 22 ἔξοχον ἄλκιμον, 28 νυ, 38 οὐ, 40 θύνασ (*ZΠ* θοίνας), 55 ὑμέτερ' εστίν, 58 επιχθονὶ (*ZΠ* ἐπὶ χθονί), 62 εστιν, 66 ἄμματι κοῦφῳ (*ZΠ* ἄμματι κούφῳ), 73 δεινὰ δ', 74 εφύδασιν (*ZΠ* ἐφ' ὕδασιν), 76 ὕδασι, 87 εφύδωρ (*ZΠ* ἐφ' ὕδωρ), 88 καὶ χεῖρασ, 93 δολίωσ, 99 κατεῖδεν, 111 ἡ πείρα (*ZΠ* ἡ πεῖρα), 115 ἕκταν, 119 φυσίγναθοσ, 131 ερεβήνθου, 136 ράβδον (ῥάβδον *Z*, ῥαῦδον *Π*), 144 δὲσούατα (*ZΠ* δ' ἐς οὔατα) μυῶν, 146 δ' vorhanden, 151 μύασ, 158 εκεῖνουσ (*ZΠ* ἐκείνους), 160 εἰπὼν συνέπησε καθοπλήξεσθαι. 162 καλλῶν χλοερῶν (*Z* καλῶν χλορῶν m¹, χλωρῶν corr., *Π* καλῶν χλοερῶν), σευτλῶν (*ZΠ* σεύτλων), 176 εδέσμασιν παντωδαποίσι (*ZΠ* ἐδέσμασι παντοδαποῖσιν), 179 επαρωγὸσ, 187 οὐκ ἐθελήσω, 200 ἐσάλπιγξαν, 206 τρωγλήτησ (*Z* τρωγλήτης), 209 σευτλεον (*ZΠ* σευτλαῖον), εμβασίχυτροσ (*Z* ἐνβασίχυτρος), 215 ὡσ δ' ενώησεν (*ZΠ* ὡς δ' ἐνόησε), 218 κουστοφάγον (*Π* -γοι), 223 τυροφάγον, 224 δ' ἐσιδῶν (*ZΠ* δ' ἐσιδών), 230 ληχοπίνακα (*ZΠ* λειχοπίνακα) δ' επεφνεν ἀμύμων, 233 ἀπέπνηξε (*Π* ἀπέπνιξε), 234 ἠμὺν (*ZΠ* ἤμυν'), 236 ψυχὴ, 237 κραμβοβάτησ, 241 κραμβοβάτην, 247 τρωγλοδύτησ, 249 εἵλατο (*Z* ἧλατο, *Π* ἥλατο), 271 τοίην, 276 κρατεροί περ εῶντεσ (*ZΠ* ἐόντες), 283 καὶ μέγαν εκκελάδοντα καὶ (*ZΠ* κ. μ. ἐγκελάδοντα κ.), 284 κινεῖσθω οὕτωσ γὰρ αλλώσεται ὥστισ ἄριστοσ, 289 τ', 291 ἕλπετο (*Π* ἔλπετο, *Z* ἔπλετο), 296 vorhanden, 297 ἀπὸ στέρνων εσορώοντεσ, 298 αχείρεσσ (*Z* ἀχείρεες, *Π* ἀχείρεες), 301 τοῦσ (*ZΠ* τοὺς).

Außerdem sind noch weitere zahlreiche Stellen anzuführen, wo sich Übereinstimmung von *Π*ᵃ mit der besten Überlieferung *ZΠ* zeigt, während noch eine der übrigen ältesten Handschriften

bestätigend hinzutritt, Ω oder *L*. Mit dem Consensus von $Z\Pi\Omega$ steht Π^q in Einklang: 12 πολλύφημος ($Z\Pi\Omega$ πολύφημος), τοῖον, 19 πηλεὺς ἀνεθρέψατο. 31 καὶ, 57 λίην, 63 ὤληε (= ὄληαι), 68 ἀλλ' ὅτε δῆρα ($Z\Pi\Omega$ ἀλλ' ὅτε δή ῥα), 72 und 77 vorhanden; 82 δεινὸν, 85 απολλύμενον, 97 a vorhanden, 111 κακή fehlt, 118 ἐμοὶ καὶ μητέρι κεδνὴ (κεδνῇ $Z\Pi\Omega$), 119 απέπνηξεν (Z ἀπέπνιξεν, $\Pi\Omega$ ἀπέπνιξε), ἐς βυθὸν ἄξασ, 120 ἐπ', 122 καθωπλήζεσθαι, 127 δ', 138 φάτην (= φάτιν), 157 συνεκεῖνω (= σὺν ἐκείνῳ), 165 καί ρα κοχλῆων (= κοχλιῶν) λεπτῶν ἐκάλυπτεν ($Z\Pi\Omega$ ἐκάλυπτε) κάρηνα, 179 πολλά μέωργαν (= πολλά μ' ἔοργαν), 183 ἔνησα, 192 ἐβόησεν, 206 πηλείωνα, 215 vorhanden, 222 vorhanden, 226 ebenso, 240 ὄβριμον, 246 ἐφελκομένω, χειρὶ παχήη (= παχείῃ), 251 und 252 vorhanden, 251 ἔσχατοσ εκ (δ' ἐκ $Z\Omega$) λίμνησ (in Z nur δ' ἐκ λίμνησ erhalten), 253—256 vorhanden, 257 vor 258, 257 βατράχυσιν ($Z\Pi\Omega$ βατράχοισιν), 258, 259 vorhanden, desgleichen 262, 264, 265—268; 266 φράγδην, χεῖρασ, 291 αἰπὺν, 280 ἀρηγόνες vorhanden, ebenso 282; 291 βατράχων γένος αἰχμητάων, 303 μονοήμερος (Ω μονημέρος).

Mit dem Consensus von $Z\Pi L$ stimmen in Π^q überein die Lesarten: 6 ἀριστεύσαντες, 14 πάντα δ', 32 εισ, 64 δόμον, 95 οὐκ ἂν, 116 μόρον, 140 πόλεμον, 149 τὰσ, 171 vorhanden, 175 γὰρ σοῦ, 176 κνήσι (= κνίσῃ), 180 εἵνεκ (= εἵνεκ'), 188 με, 237 αὐτὸν, 249 ὅπωσ, 260 τισ, 276 οἵ, 286 πρῶτα.

An einer weiteren Reihe von Stellen weist Π^q zwar Übereinstimmung mit Π und anderen der ältesten Zeugen aus, ohne jedoch die gleiche Lesart wie Z zu geben.

Zunächst folgt Π^q dem Consensus von $\Pi L\Omega$ in den Versen: 13 τίς δέ σ' ὁ, 15 ἄξιον, 30 ἐξεθρέψατο, 37, 38 in gewöhnlicher Reihenfolge, 54 σελίνοις (Ω σελήνοις), 56 τάδε, 57 καὶ ἡμὶν (ἡμῖν), 61 κατὰ, 74 μὲν, 75 τε, 82 ὕδρος, 101 vorhanden, 109 τε, 113 καὶ τὸν μὲν πρῶτον κατέκτεινεν ἁρπάξασα, 114 ἐχθιστος γαλλαίη (= ἔχθιστος γαλέη) τρόγλησ (= τρώγλης) ἑκτοσθεν ελοῦσα, 130 εὐμήκεις βελῶναι (= βελόναι), 137 τυρογλύφου, 151 ἐξολέσωμεν, 166 ὑψιλήσιν (Ω ὑψηλῆσιν, ΠL ὑψηλῆσι), 183 λεπτὸν, 186 vor 185, 194 vorhanden, 195 αγχημαχοι (= ἀγχέμαχοι) εἰ και θῶ αντιον ἔλθοι, 209 βαλλῶν (= βαλὼν), 224 ἦσ (= εἰς), 234 ετάρων τεθνηότων ($\Pi L\Omega$ τεθνειώτων, und so muss die Form in Π^q gelesen werden), 236 πήπτε ($\Pi L\Omega$ πίπτε), 238 ἔχρισεν ($\Pi L\Omega$ ἔχρισε), 245 χαμαὶ, ἔχυντο (d. i. ἔκχυντο, vgl. oben), 248 σκάζων, 250 τρωξάρτησ, 260 ἄλλων, 263 vorhanden, 264 a fehlt, 271 κινήσασ, 272 ορῶμε (= ὁρῶμαι), 273 ὃσ (= ὅς), 278 οὐ γὰρ, 279 αρηγέμεν, 289 τοῦσ δέ τε μύασ (τούσδε τε μῦας $L\Omega$, τοὺς δε τε μῦας oder μυῖας Π), (294 αγκυλοχείλαι).

Mit dem Consensus von $\Pi\Omega$ aber stimmt Π^q: 20 παρώχθασ (= παρ' ὄχθας), 21 καί σε, 32 ποιή (= ποιῇ), 34 οὐδέ, 61 steht vor 60, 69 πορφυρέοισιν ἐκλύζετο, 71 ἐσφιγγε, 77 μύθον ἀποστόματοσ, 82 εξέφνησ (= ἐξαίφνης), 85 καταλειπεῖν (= καταλιπεῖν), 86 ἀλεύατο, 91 πλήστον (= πλεῖστον), 92 τοίουσ ἐφθέγξατο μύθουσ, 97 a ἀντέκτησίν τ' ($\Pi\Omega$ ἀντέκτισίν τ'), 98 τοῖστήσουσιν (= τοῖς τίσουσι), 99 ὥσ, ἐφύδατι (= ἐφ' ὕδατι), 124 κνημήδασ (= κνημῖδας), 127 und 128 folgen nach 131, 128 ἐποίησαν, 141 ὅνπερ ἔπεφνεν, 184 ὁ δὲ πήτησ (Π ὃ δέπητης, Ω ὅ δ' ἐπήτησ), 184 a vorhanden, 188 πρῶην (= πρώην), 198 δ' ὁμῶσ αολέεσ εισηλθον ($\Pi\Omega$ δ' ὁμῶς ἀολλέες εἰσῆλθον), 214 ὠκιμήδην ($\Pi\Omega$ ὠκιμίδην) δ' ἄχοσ εἶλεν ($\Pi\Omega$ εἶλε) καὶ ἤλασεν ὀξεῖ σχοίνῳ, 226 εμβασίχυτροσ, 228 καταβρέγματοσ ($\Pi\Omega$ κατὰ βρέγματοσ), 235 μήπω γαίησ επιβάντα, 239 δέ γε, 245 έδυνεν ($\Pi\Omega$ ἔδυνε), 251 τήρετο δαινῶσ ($\Pi\Omega$ τείρετο δ' αἰνῶς), 252 προπεσόντα, 258 εἶδεν, 262 οἰκαδ (Π οικαδ') ἰὸν (Π ἰών), πολέμοιο, ἐκέλευεν, 263 γαυριούμενοσ (so Ω, Π γαβριούμενοσ), 265 καροίου (= καρύου), 275 ἄρηα, 282 κατανήαν corrupt aus der falschen Lesart κατὰ νῆα von $\Pi\Omega$, 301 πάντεσ, οὐδὲ ἔμειναν mit Verlust von τ' nach οὐδέ, das $\Pi\Omega$ bewahrten.

Mit ΠL stimmt Π^q an den Stellen 65 δ' ἔβαινε, 84 ὅτγι corrupt für οὔτι, 101 εἰγγηλεν (ΠL ἤγγειλε), 241 ὑπογούνατα (= ὑπὸ γ.)

Mit fehlerhaften Lesarten aller vier ältesten Handschriften ist Π^q im Einklange an folgenden Stellen: 129 αὐτοῖς (überschüssiges Wort), 220 οὐκ, 244 οἱ, außerdem in der Schreibung 138 ἀγγέλων (133 εἰς).

Aus all den angeführten Varianten, die Π^q mit Π allein oder mit Π und einzelnen der übrigen vier ältesten Handschriften gemein hat, geht die nahe Verwandtschaft unserer Handschrift zu Π hervor. Dass aber diese keineswegs die unmittelbare Quelle sein kann, ergibt die einfache Thatsache, dass Cod. Π^q an einer Reihe von Stellen gegen Π steht, indem er entweder im Verein mit einem der anderen Codd. eine von Π abweichende Lesart überliefert oder endlich, allerdings in nur wenigen Fällen, eine eigene Variante gibt.

Fassen wir die ersterwähnte Erscheinung ins Auge, so ergibt sich Übereinstimmung von $ZL\Omega$ mit Π^q gegen Π: 63 βαῖνε μοι, 76 δακρύων, 97 μ' (in Π nicht erhalten), 98 ποινὴν (Π ποινήν τ'), 143 οἵτινες (Π εἴτινες), 148 παραλίμνην (Π παρὰ λίμνας), 152 νῦν γὰρ (Π τοὶ γὰρ), 153 ενοπλοιστῶμεν ($ZL\Omega$ ἔνοπλοι στῶμεν, Π ἐν ὅπλοις στῶμεν; doch ist hier die Entscheidung zweifelhaft, da die Lesart von Π^q auch als ἐν ὅπλοις στῶμεν gelesen werden kann, insofern, wie oben bemerkt, doppeltes σ beim Zusammenstoße zweier Worte auch einfach geschrieben wird, vgl. μεγαλασαλπηγγασ 199; 174 πορεύση (Π πορεύη),

181 *ἐδακε* (*Π δάκε*), 185 *πράσση* (d. i. *πράσσει*, *Π πράσειν*), 189 *λίην* (*Π λίαν*), 203 *εσταότ'* (*Z ἑσταότ'*, *Π ἑσταότες*), 249 *φύγη* (*Π φύγοι*), 250 *ἑβαλεν* (*Π ἔβαλε*), 253 *καὶ ακόντησεν* (*Π κἀκόντισεν*), 268 *επεὶ μέγα* (*Π ἐπὶ μέγαν*), 299 *ἑκοπτον* (*Π ἔκυπτον*), 302 *ἥλιος* (*ZLΩ ἧλιος*, *Π ἠέλιος*).

Eine Mischung der Tradition von *ZLΩ* einerseits und *Π* andererseits findet sich in Π^q am Eingange von V. 112 *ειμὶ δε νῦν εγῶ*, wo die erstgenannte Sippe *εἰμὶ δ' ἐγὼ*, *Π* aber *εἰμὶ δὲ νῦν* bietet.

Mit *ZL* stimmt Π^q gegen *Π*: 78 *εβάστασεν* (*ZL ἐβάστασε*, *ΠΩ ἐβάσταζε*), 243 *καὶ αὖθησ* (*ZL καὶ αὖθις*); mit *ZΩ*, 215 *ουδ* (*ZΩ οὐδ*, *Π* δ δ'); mit Z allein, u. zwar *a*) in wichtigeren Lesarten: Vers 213 fehlt wie in Z, 24 *ἀπαμείβετο*, 94 *ναυηγὸν*, 154 *π' ἂρ τείχησιν* (*Z πὰρ τείχεσσιν*), 208 *ἐστόματοσ* (*Z ἐκ στόματος*), 282 *ὥσ*; *b*) in Schreibungen mehr orthographischer Natur: 32 *ὁμοιον* (*Z ὅμοιον*), 62 *εἰ δὲ θέλησ* (als *δὲ θέλεις* zu lesen, vgl. *Z εἰ δεθέλεις*), 164 *ἀρήρη*, 175 *σκηρτῶσην* (*Z σκηρτῶσιν*), 204 *δέπεσσεν* (*Z δ' ἔπεσεν*), 222 *ληπαρέση τ'* (*Z λιπαραῖσιν τ'*), 223 *αὐτέσι* (*Z αὐταῖσιν*), *επόχθεσ* (*Z ἐπ' ὄχθαις*), *εξενάρηξεν* (*Z ἐξενάριξεν*), 252 *ἐτημηπνουν* (*Z ἔτ' ἠμίπνουν*), 276 *μην* (*Z μιν*, *ι* m^2, vielleicht aus *η*), 278 *οὔτ' ἄρησ*, 279 *βατράχυσιν*, 282 *κατέκτανεν*, 292 *απολύμπου* (*Z ἀπ' ὀλύμπου*), 300 *ανεγνάπτοντο*.

Unsere Handschrift weist aber auch Lesarten auf, die den Codd. *ZΠ*, denen sie sonst so nahe steht, unbekannt sind. Meist sind es Varianten, die *Ω* (entweder allein oder im Verein mit *L*) bietet, ganz vereinzelt findet sich eine Übereinstimmung mit *L* allein vor.

Übereinstimmung mit *ΩL*: 66 *τρυφεροίω* (= *τρυφεροῖο*), Vers 100 a nicht vorhanden, 181 *μοι*, 218 *φεύγων*, 220 *ἐβάπτετο*, 257 *αρήστευεν καθόμηλον* (*ΩL* aber *ἀρίστευε*), 302 *ἐδύετο*; mit *Ω* allein: 1 *πρῶτος* (*Ω πρώτως*), 73 *υπεστονάχιζε*, 80 *επινότον* (*Ω ἐπὶ νῶτον*), 91 *ἦεν* (*Ω ἦεν*), 98 *σε*, 102 *τὴν* fehlt, 106 *παρόχθασ* (*Ω παρ' ὄχθας*), 114 *ἑκτοσθεν* (*Ω ἔκτοσθε*, *ε* in Rasur), 115 *ἐς* fehlt, 161 *μαλάχων*, 182 *εξύφανα*, 184 *ετέλεσαν* (*Ω ἐτέλεσσαν*), 185 *τόκον*, 196 *τερπόμεθα*, 214 a vorhanden wie in *Ω* allein, jedoch mit den Varianten *ἔτλασεν* und *εφορμήθησαν*), 218 *βαθήεισ* (*Ω βαθείησ*), 224 *καλαμήνθησ* (*Ω καλαμίνθιος*), 264 *γένοσ ἐπηπήλει* (*Ω γένος ἐπηπείλει*), 268 *κεν εξετέλεσσεν*, 271 *κάρην*, 280 *ἀλλά γε*, 285 *ἄρ*.

Von Varianten, die *L* allein enthält, finden sich in Π^q zwei wichtigere: 80 *μῦν* (*απλώσασ*) und 238 *εξετύφλωσεν*; außerdem ist zu erwähnen 207 *πήξε* (*L πῆξε*) und 194 *μη κέ* (wo indes auch ein Zusammenhang mit *Π* constatiert werden kann, da in dieser Handschrift zwar *μὴ και* geschrieben ist, aber *αι* von zweiter Hand rührt, vielleicht stand also ursprünglich *κε* da).

Nach den bisherigen Beobachtungen kann nicht daran gezweifelt werden, dass unsere Handschrift Π^q dem von Ludwich reconstruierten Archetypon recht nahe steht. In einigen Fällen hat sie sogar eine Lesart bewahrt, die selbst die Überlieferung der ältesten Quellen an Güte zu übertreffen scheint.

Von besonderem Werte ist V. 81 die Erhaltung von *βάτραχος ἁπλώσασ* (*απλῶσας* geschrieben); im vorangehenden V. 80 gibt Π^q wie $\Pi L \Omega$ dieselbe Form *ἁπλώσας*. Hiedurch wird Ludwichs Vermuthung bestätigt: $L\Omega$ haben falsch *ὑψώσας*, Π *ὅτ' εὖρατ'*, in Z ist die Lesart erster Hand ausradiert, jüngere Codd. haben Interpolationen wie z. B. *ἀμπετάσας* (Vatic. 1314).

Eine treffliche Lesart gibt Π^q im V. 166 *θυμοῦ δέμπληντο* (d. i. *δ' ἔμπληντο*) *ἕκαστος*. Hierin sehe ich die ursprüngliche Fassung; das vollständige Auseinandergehen der vier ältesten Zeugen (*Z ἔμπληστο*, Π *ἐμπέπληστο*, L *ἔπλητο*, Ω *ἔπληστο*) ist ein deutlicher Fingerzeig dafür, dass hier willkürliche Schreibungen vorliegen, welche gegenüber jener, dem epischen Sprachgebrauche ganz angemessenen zurücktreten müssen.

Interessant für die Entstehung von Corruptelen ist die von unserer Handschrift in V. 179 gebotene Variante *ἑλθοιμη ἐπαρωγὸσ* (d. i. *ἔλθοιμι ἐπαρωγός*). $Z\Pi$ geben *ἐλθοίμην ἐπαρωγὸς*, $L\Omega$ *ἐλθοίμην ἀρωγὸσ* (Ω *ἀρρωγὸς*) Die augenscheinliche Corruptel im zweiten Worte führte von der itacistischen Schreibweise *ἔλθοιμη*, die unsere Handschrift unversehrt bewahrt, zu der Unform *ἐλθοίμην* der besten Codd., das Stadtmüller durch *ἐσποίμην* ersetzen wollte. Natürlich muss *ἔλθοιμι* stehen bleiben, und es ist nur der Fehler im folgenden Ausdrucke zu emendieren. Mir ist Ludwichs Vorschlag *ξυναρωγός* am sympathischesten, weil er der einfachste ist. Dass aber *ἔλθοιμ' ἠὺς ἀρωγός* im Archetypon gestanden wäre, kann ich nicht glauben.

Im V. 240 gibt Π^q *κείμενον εμπεδίω* gegenüber von *ἐν δαπέδῳ* von Π und dem bereits ganz verwässerten *ἐν γαίῃ* von $ZL\Omega$. Der regelmäßige epische Ausdruck von dem auf dem Boden liegenden Steine ist *κείμενον ἐν πεδίῳ*, vgl. *H* 265, *Φ* 404 *λίθον εἵλετο χειρὶ παχείῃ κείμενον ἐν πεδίῳ*, Stellen, die der Dichter der Batrachomachie unmittelbar vor Augen hatte. Dagegen stammt das von Π Gebotene aus Hom. *λ* 577, wo von dem auf der Erde hingestreckten Tityos die Rede ist. Wir werden nicht zögern können, der Lesart von Π^q zu folgen.

Auf die ursprüngliche Fassung des Archetyps weist meines Erachtens die Variante von Π^q in V. 259 *αλλένδυνεν* (d. i. *ἀλλ' ἔνδυνεν*) *βένθεσι* sicherer hin als die Lesarten von $Z\Pi\Omega$ (der Vers fehlt in *L*): Π gibt *ἀλλ' ἔδυ βένθεσ*, Ω *ἀλλ' ἔδυν' ἐν βένθεσι*, *Z ἀλλ' ἐν βένθεσι δῦνε*. Dass hier *ἐνδύνειν* zugrunde lag, scheint mir außer Zweifel: ich pflichte daher Ludwichs Vermuthung *ἀλλ' ἔνδυ βένθεσι* bei. Unsere Handschrift hat nur den Aorist durch das Imperfect ersetzt.

Bei dem interpolierten Verse 60, den unter den vier ältesten Zeugen nur $\Pi\Omega$ bieten, hat Π^q das richtige *στοιχείοις* bewahrt gegenüber den Corruptelen *χοιείοις* von Π und *τειχείοις* von Ω. Jüngere Handschriften geben gleichfalls das Richtige.

An die eben angeführten wichtigen Varianten von Π^q schließe ich einige zwar nicht richtige, immerhin aber erwähnenswerte.

Zunächst steht *καὶ* für *ἦν* in V. 3.

Im V. 6 gibt unser Cod. *ἔτευξαν* (für *ἔβησαν*), das wenigstens in Π als Variante am Rande und zwar von erster Hand verzeichnet ist.

Statt *ὅππως .. τὸν ἐμὸν δόμον εἰσαφίκηαι* ist im V. 64 *εἰς ἐμὸν κτλ.* eingedrungen.

Die leichte Corruptel am Schlusse von V. 69 *πολλὰ δ' ἀκουσασ* deutet auf die Existenz einer Variante *πολλὰ δακρύσας* (für sonstiges *δακρύων*) hin.

Die Fassung von V. 88 in Π^q *καὶ χεῖρασ εσφίγγεν* (das für *ἔσφιγγε* steht, vgl. oben) *καὶ ολύμενοσ κατέτριζε* weist, wenn wir die Überlieferung von $Z\Pi$ *καὶ χεῖρας ἔσφιγγε* berücksichtigen, darauf hin, dass deren gemeinsame Vorlage die Fassung *καὶ χεῖρας ἔσφιγγε καὶ ὀλλύμενος κατέτριζεν* enthielt.

Im V. 224 gibt Π^q *ἐσ βυθὸν*: offenbar besteht hier ein Zusammenhang mit der Lesart von Ω *βάθος*, das unrichtig für *φόβου* eindrang (wegen V. 225).

Die verderbte Stelle 266 *αμφοτέροισι καὶ εννόμοισι* hat wenigstens die Form *ἀμφοτέροισι* gegenüber $Z\Pi L\Omega$ bewahrt, wo überall das Feminin steht; das richtige Substantiv *κενώμασι* ist nur in Z erhalten.

Schließlich sei auf die Variante 291 *ἕλπετο πορθήσαι* (sic) hingewiesen, wo $Z\Pi$ *ἔλπετο* (Z leicht verderbt *ἔπλετο*) mit dem Infinitiv Futuri *πορθήσειν* bieten.

Die übrigen Abweichungen von Π^q vom Texte der ältesten Zeugen sind Corruptelen der Handschrift, die auf verschiedenen Umständen basieren.

Lücken entstanden durch Ausfall einzelner Worte folgende: In V. 29 fehlt *θυγάτηρ* (wohl infolge der Schreibung mittels eines Compendiums), 102 *τὴν*, 163 *τῶν*, 231 *ὅσσε*, 285 *ῥάχιν*, 293 *εὐθὺς*, 301 *μύες*; Partikeln fielen aus: 239 *ἀρ'* (*δ' ἐκεῖνος* für *δ' ἄρ' ἐκεῖνος*) und 301 *τ'* (*οὐδὲ ἔμειναν*, während $\Pi\Omega$ *οὐδέ τ' ἔμειναν*, Z *οὐδ' ἔτ' ἔμειναν* geben).

Dagegen drangen (außer dem bereits erwähnten *αὐτοῖς* V. 129, das in die gesammte älteste Überlieferung Eingang fand) an einzelnen Stellen auch (und zwar auf dem Wege der Glossen) überschüssige Ausdrücke in den Text: 27 *κοῦροσ υσ* (d. i. *κοῦρος υἱός*), 138 *τοιάδε τοίσδε* für einfaches *τοῖα* (das Π bietet). An

einer Stelle (V. 40) hat die Glosse *ανῶν* (= *ἀνθρώπων*) das ursprüngliche Wort *μερόπων* gänzlich verdrängt.

Überschüssige Partikeln finden sich in V. 193 *νῦν* (hinter *ἀλλ' ἄγε*), 301 *τοῦσ δὲ καὶ*, 54 *οὐδὲ* (statt *οὐ*), 172 *δὲ ῥέηνε* (für *δ' ἐρέεινε*, wo *δ'* unzulässig ist), dann in dem noch zu nennenden *δεσποστ'* 250 (wohl = *δ' ἐς ποδός τ'*), wo *δ'* und *τ'* eindrang.

Auch Vertauschung von Partikeln ist zu verzeichnen: so trat an Stelle des Ausdruckes *τὸν δὲ* in V. 177 *καὶ* (*προσέειπεν Ἀθήνη*). Das ganze Hemistichion ist dann von hier fälschlich auch in den V. 173 hineingekommen, wo *ZLΩ καὶ Ἀθηναίην προσέειπεν*, *Π* aber *καὶ Ἀθήνην προσέειπεν* gibt. Durch falsche Auflösung eines Compendiums scheint 300 *ἦ καὶ* (statt *ἠδὲ*) entstanden zu sein; *οὐτ* (*ἤπατα*) steht für *οὐχ* in V. 37.

Namen erscheinen falsch gegeben 226 *φυτραῖον*, 232 *πρασίασ*.

Verstümmelungen leichterer Art: das Simplex *ἀμείβετο* 277 trat an Stelle des nothwendigen Compositums *ἀπαμείβετο*; das Augment ist vernachlässigt 190 *έασαν* (= *εἴασαν*) und 127 *έχων* (= *εἶχον*); ein Endvocal fiel ab 59 *βατράχοισ* (statt *βατράχοισι*), 193 *τοῦτοισ* (für *τούτοισιν*); ein Endconsonant 164 *μακρῶ* (*ΠL Ω μακρὸσ*, *Z μακρὸν*). Das Gebilde *δεσποστ'* 250 scheint aus *δ' ἐς ποδός τ'* (*ἄκρον*) entstanden zu sein; vgl. die Lesart von *Z*.

Verwechslungen der Ausgänge liegen vor in 249 *δεξητερὴν* (für *δεξιτερή*), 268 *θεῶν* (statt *θεὸν*) unter Anlehnung an das *θεῶν* des folgenden Verses, 288 *χεῖρασ* (für *χειρός*), 266 *ἔθηκαν* (für *ἔθηκεν*), 279 *ἴσχυσεν* (statt *ἰσχύσει*), 241 *ηλάσθην* (statt *ἐκλάσθη*).

Andere fehlerhafte Varianten sind durch Eindringen sonst gebräuchlicher, an der betreffenden Stelle aber unzulässiger Formen, oder durch byzantinischen Einfluss in Flexion und Syntax veranlasst worden. Der ersteren Art gehören an: 110 *μόνοσ* (statt *μοῦνος*), das Umgekehrte ist der Fall 257; 15 *δόματ'* (= *δώματ'*) mit metrischem Fehler für *δόμον* eingedrungen, 147 *έκτανον* (statt *ἔκτεινον*), 297 *εσορώοντεσ* (für *ἐσορῶντες*, das Codex *Π* gibt), was für *ἐσορόωντες* zu gelten hat: vgl. die Variante von *Ω* *ὁρόωντες*. Der zweiten Gattung sind zuzuzählen: 237 *δράκαν* (= *δράκα*), das mit dem schon erwähnten, auch in *Ω* vorliegenden *κάρην* 271 (= *κάρη*) auf gleicher Stufe steht. Die Verderbnis *κατανήαν* 282 ergab sich aus der falschen Variante *κατὰ νῆα* (so *ΠΩ*) für *καπανῆα*, das *Z* allein bewahrte (*L* kennt den Vers nicht). Statt *μυῶν* findet sich 299 *μυάων*. Dass 229 (*παλάσσετο δ' αἵματι*) *γαίαν* vorliegt (*ν* ward von der ersten Hand beigefügt), erklärt sich aus spätem vulgären Gebrauche, indem *παλάσσετο* als Medium in transitivem Sinne des Activs aufgefasst wurde (mit veranlasst durch das vorausgehende *ἐγκέφαλος δὲ | ἐκ ῥινῶν ἔσταξε*).

Durch Missverständnis bei der Lesung der Vorlage entstand die Corruptel 67 *έχεν εν* (für *ἔχαιρεν*); durch Vereinigung der Präposition mit dem Nomen *ἐκ ῥινῶν* entstand die Corruptel *εκκρίνων* 229; über 288 *ἦκ αἰπηδηνήσασ* wurde schon gesprochen; hier ist nur die Orthographie richtig zu stellen. Als Verderbnisse sind ferner zu nennen: 60 *σῶματα* (für *δώματα*), 80 *επινότον* (für *ἐπινώτιον*), 84 *ότγι* (statt *οὔτι*, wie *ΠΩ* gibt), 172 *βρατρόχυσιν*, 222 *χορδῶσι* (für *χορδῆσι*, so *Π*), 280 *αρηγῶτεσ* (vgl. *ἀρηγόνεσ* von *Π*), 294 *νοτάκρονεσ* (statt *νωτάκμονες*), 298 *ὀκτώποδες* (für *ὀκτάποδες*); am Schlusse des Gedichtes begieng der Schreiber mehr Verstöße wie früher.

Schließlich sind die zum Theile auch metrisch fehlerhaften, gröberen Interpolationen in Π^a anzuführen: 30 (*ἐξεθρέψατο*) *δόμοις* (statt *βρωτοῖς* von *ΠLΩ*), 132 *έστισαν* (= *ἔστησαν*, statt *ἦσαν*, vgl. 166), 144 *λόγοσ* (für *λιγύς*), 208 (*ψυχὴ δ' ἐκ στόματος*) *έπνη*, 215 (*ἔγχος*) *εξέστησεν* (für *ἐξέσπασεν*), 232 (*νεκρὸν*) *εποντα* (für *ἐόντα*).

Prag. Alois Rzach.

Vergils Aeneide. Für den Schulgebrauch erläutert von Karl Kappes. 1. Heft. 5. verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1893. — 3. Heft. 3. Aufl. Leipzig 1892.

Lateinische Dichter. Eine Auswahl für den Schulgebrauch. II. Theil. Virgil, von H. Bone, neu bearbeitet von Karl Bone. 2. Aufl. Köln, Verlag der M. Du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung 1893.

Das erste Heft (Aeneis I—III) der auch bei uns vielfach gebrauchten Vergilausgabe von K. Kappes liegt uns bereits in der 5. Auflage vor, während das dritte Heft (Aen. VII—IX) erst die 3. Auflage erlebt hat, ein Beweis, dass nicht bloß in Österreich, sondern auch in Deutschland vorzugsweise die erste Hälfte der Äneis in der Schule gelesen wird. Beide Hefte sind äußerlich zwar nur um einige wenige Seiten vermehrt worden, und doch haben beide nicht unbedeutende Verbesserungen erfahren. Von der Correctur einzelner Versehen und Druckfehler abgesehen hat zunächst der Commentar, theilweise infolge Heranziehung der neuesten diesbezüglichen Literatur manche neue, wertvolle Erklärung erfahren, dafür wurde manche weniger nothwendige oder unsichere Bemerkung fallen gelassen, die alten Anmerkungen wurden nicht selten ergänzt oder auch gekürzt, wodurch vielfach mehr Gleichmäßigkeit und Klarheit erzielt wurde. Da das Werk in dieser Zeitschrift bereits öfters angezeigt und besprochen worden ist, so beschränke ich mich auf die Erwähnung einiger weniger Stellen.

II, 159. Als Subject zu tegunt wird nicht mehr iura angenommen, sondern viri, Grai. 132. sacra nicht 'Opfertheile', sondern 'Opferung'. 409. densis armis nicht 'in festgeschlossener Reihe',

sondern 'in die dichten Waffen der Feinde'. 512. aedibus in mediis nicht 'hinter dem Atrium', sondern 'im Atrium'. III, 370. pacem nicht 'um Frieden für Äneas', sondern = veniam 'gnädigen Sinn'. 419. angusto wird nicht mehr auf litore, sondern auf aestu bezogen: 'mit der Brandung der Enge', und litore diductos 'durch Meeresufer getrennt'. 684. iussa monent Heleni, Accusativ und nicht Nominativ u. a. Für eine Schulausgabe immerhin nothwendige Bemerkungen sind dazu gekommen u. a. in I, 210. se praedae accingunt 'sie schicken sich an, die Beute zum Mahle zu bereiten'. 257. parce metu 'lass die Furcht'; der Schüler kommt nicht leicht von selbst darauf, wie metu aufzufassen ist, ebenso wie ihm die Form quo in II, 150 nicht gleich klar sein dürfte, daher die Bemerkung 'wozu' am Platze, desgleichen III, 618, dass sanie dapibusque Abl. qual. ist usw. Freilich ließe sich vielleicht noch manche Erklärung durch eine andere ersetzen, womit nicht gesagt sein will, dass die vorhandenen nothwendig unrichtig sind. So wäre es z. B. vielleicht näherliegender, II, 469 primo in limine vorne auf der Schwelle, statt 'auf der obersten Stufe der Treppe' zu erklären. Zum Vestibulum, dem offenen Platze vor dem Thore, führt im römischen Hause vom Trottoir aus gewöhnlich nur eine Stufe; 570. erranti 'vom Gipfel des Daches herab'; doch dürfte sich Äneas jetzt nicht mehr auf dem Dache befinden, sondern er muss dasselbe bereits verlassen haben, wenn die folgenden Verse verständlich sein sollen.

Was den Text anlangt, so ließe sich noch immer die eine oder die andere Lesart des Med. aufnehmen, wiewohl ja bei K. das anzuerkennende Streben zutage tritt, dieser besten Handschrift möglichst zur vollen Geltung zu verhelfen. So würde ich ohne Bedenken aufnehmen: I, 441 umbra, 642 antiquae; II, 349 audendi — sedet; VII, 528 vento; VIII, 610 egelido. Die Interpunction beruht durchwegs auf reiflicher Überlegung und selbständigem Urtheile; doch dürfte vorzuziehen sein etwa I, 3 litora; II, 136 dum vela, darent si forte, dedissent; III, 318 f. revisit? H. A. Schade, dass der Verf. der zunächst für Schüler bestimmten Ausgabe sich nicht dazu verstehen mag, wo es nöthig erscheint, Andeutungen zur Erleichterung des metrischen Lesens einzuflechten. Schließlich sei noch bemerkt, dass das früher dem dritten Hefte angehängte Register in der 3. Auflage nicht mehr vorkommt.

Die Auswahl aus Vergils Werken für den Schulgebrauch mit einer Einleitung und dem Texte nachfolgenden Anmerkungen, welche Heinrich Bone bereits im Jahre 1871 besorgt hatte, ist jüngst nach mehr als 20 Jahren neu bearbeitet von Karl Bone wieder erschienen. Jetzt hat das Buch mehr Aussicht auf Verbreitung, da es in den neuen preußischen Lehrplänen eine Stütze gefunden hat, die bekanntlich verlangen, dass man aus Vergils Äneis in sich abgeschlossene Bilder und zugleich einen Überblick über das Ganze den Schülern vorführe. Dies geschieht im genannten Buche

in ähnlicher Weise, wie Ref. in der Besprechung der Vergilausgabe von Werra in dieser Zeitschrift (1893, S. 420) berichtet hat. Nur sind hier die umfangreichen Inhaltsangaben jedem einzelnen Buche vorangestellt und ist der überleitende deutsche Text, der an die Stelle der aus dem lateinischen Texte ausgeschiedenen Partien tritt, viel ausführlicher gehalten. Auch überschreitet die Zahl der mit Überschriften versehenen 'Bilder' in keinem Buche die Zahl sechs, vom 7. Buche an ist die Zahl derselben gewöhnlich nur zwei, höchstens drei, und dementsprechend auch die Anzahl der aufgenommenen Verse eine beschränkte, im 8. Buche z. B. (1. Hercules und Cacus, 2. Werkstätte des Vulcan) nur 132 Verse. Die ganze Äneis ist ungefähr auf die Hälfte reduciert. Aus den Georgica ist verhältnismäßig sehr viel aufgenommen (über 1000 Verse), das 4. Buch fast vollständig. Von den Eclogen bietet Bone fünf und zu jeder derselben eine Einleitung. Die Proben aus den späteren epischen Dichtern, Lucan, Sil. Italicus, Val. Flaccus, Pap. Statius und A. Claudianus, welche in der 1. Auflage 32 Seiten ausfüllen, haben in der neuen Auflage keine Aufnahme mehr gefunden.

In der Einleitung (S. 3—11) spricht der Verf. über Virgil und seine Werke und bietet dann das Nothwendige über das Versmaß und die Prosodie. Die erklärenden Anmerkungen und ein Namenregister zu den Anmerkungen (S. 207—263), welche am Ende des Textes zusammengestellt sind, beschränken sich auf das Nothwendigste, ersetzen aber in hinreichender Weise die Vorpräparation. Nur hie und da ist die fertige Übersetzung eines Wortes oder einer ganzen Stelle geboten, zumeist bilden die Anmerkungen nur „eine Brücke zum eigenen Nachdenken" und greifen der Erklärung des Lehrers nirgends vor. Die Erklärungen sind außergewöhnlich kurz und bündig gefasst, jedes überflüssige Wort wird vermieden. Ref. würde freilich noch hie und da eine Anmerkung aufgenommen wünschen, manches scheint ihm, sei es formell sei es sachlich, nicht unanfechtbar. Der Ausgabe ist der Text von Heyne zugrunde gelegt, und in Fußnoten sind die Varianten einer Venetianischen Ausgabe vom Jahre 1475, und zwar für die beiden ersten Bücher der Äneis, und der Pariser Ausgabe des Rob. Stephanus vom Jahre 1532 für die übrigen Theile beigefügt. In einer Schulausgabe überhaupt, zumal aber wenn sie nur eine Auswahl bietet, dürften sich solche variae lectiones allerdings als überflüssig erweisen.

Wien. Dr. A. Primožič.

The Flinders Petrie Papyri with transcriptions, commentaries and index. Part II. By Rev. John P. Mahaffy (Cunningham Memoirs). Dublin 1893.

Im Jahre 1890 hat Flinders Petrie in Grabgewölben zu Gurob im Faijûm eine Reihe von Mumienhüllen entdeckt, zu deren Herstellung Maculatur verwendet ist, die sich in Arsinoë (Krokodilopolis) während der Regierung des zweiten und dritten Ptolemaios angesammelt hatte. Ein Theil dieses durch Alter und Wert einzig dastehenden Fundes ist vor zwei Jahren von der Dubliner Akademie durch Rev. Mahaffy in einem ersten Bande „Flinders Petrie Papyri" herausgegeben worden; aus seinem reichen Inhalte, über den Theodor Gomperz einem größeren Leserkreise berichtet hat (Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1891, 193), sind die Bruchstücke der Antiope des Euripides, des eilften Buches der Ilias und des platonischen Phaidon noch in allgemeiner Erinnerung. Die ebenso glänzende als gediegene Veröffentlichung findet nunmehr ihre Fortsetzung in einem zweiten Bande, den wir ebenfalls Rev. Mahaffy und seinen bewährten Mitarbeitern, unter denen besonders Sayce zu nennen ist, zu verdanken haben. Er enthält nach einer vortrefflichen Einleitung ein halbes Hundert zum Theil umfänglicher Texte mit Erläuterungen und Indices, dazu 18 Tafeln Autotypes der Autotype Society. Den eben erwähnten Stücken kommen allerdings die literarischen Texte, die in diesem zweiten Bande bekannt gemacht werden, an Bedeutung nicht gleich. Den ersten Platz unter ihnen nehmen fünf Spalten aus Platons Laches (S. 190 b—191 e) ein, die für die Geschichte der Textüberlieferung von erheblicher Wichtigkeit und bereits nach der ersten vorläufigen Veröffentlichung mehrfach besprochen worden sind (Th. Gomperz, Anzeiger der Wiener Akademie ph.-h. Cl. 1892, 100; O. Immisch, Berl. phil. Wochenschr. 1893, 187; vgl. Fr. Blass, Lit. Centralblatt 1893, 1432, H. Diels, Deutsche Lit.-Zeit. 1893, 1446). Andere literarische Texte liegen leider nur sehr lückenhaft vor: so Reste eines elegischen Gedichtes, um das sich Blass und neuerdings O. Crusius, Philol. 1894, 12, bemüht haben, Reste einer Sammlung von Epigrammen, denen Reitzensteins Gelehrsamkeit und Scharfsinn zugute gekommen ist (Berl. phil. Wochenschr. 1894, 155), eines schwierigen poetischen Stückes, ferner Fragmente einer Tragödie, noch nicht identificiert — es sind in zwei Spalten nur die Endsilben und Anfangsbuchstaben der Zeilen erhalten —, Fetzen einer prosaischen Darstellung der Heraklesabenteuer und endlich einer Erörterung des Rechtes zu tödten.

Weitaus den größten Theil des stattlichen Bandes füllen Geschäftspapiere und Briefschaften. Sie entstammen der Militärcolonie, die in den ersten Jahrzehnten des dritten Jahrhunderts, vor 270 v. Chr., später durch Nachschub verstärkt, die Oase des Faijûm in Besitz nahm. Was diese Urkunden zunächst wertvoll macht, ist ihr Alter: mit Ausnahme vereinzelter älterer Stücke

aus der ersten Zeit des Ptolemaios Philadelphos (in Fl. P. P. I) und jüngerer aus der Regierung des Ptolemaios Philopator (Fl. P. P. II, XLVI) gehört die ganze große Masse der meist sorgfältig datierten 'ephemeral documents' in die Jahre 260—224 v. Chr. Dass die mit ihnen vereint gefundenen literarischen Handschriften zum Theil erheblich älter sind, lehren die Schriftformen, die hie und da bewahrten Eigenthümlichkeiten früherer Orthographie und vor allem schon die Erwägung, dass derlei Schriftstücke nicht so rasch wie bloße Geschäftspapiere zu wertloser Maculatur werden konnten. Von besonderer Bedeutung ist die ganze Sammlung in paläographischer Hinsicht. Denn zu unserer Überraschung zeigen diese Schriftdenkmäler, die sich sämmtlich zeitlich doch so nahe stehen, die größte Mannigfaltigkeit der Schrift und die verschiedensten individuellen Gewohnheiten der Feder; Stücke mit sorgfältiger Capitalschrift, durchaus ähnlich den gleichzeitigen Steinurkunden, stehen neben anderen völlig cursiven Charakters, unstreitigen Beweisen einer altgewohnten, verbreiteten Schreibübung. Von verhältnismäßig hoher Schulbildung zeugt die Reinheit und Correctheit der, wie nicht anders zu erwarten, ganz hellenistisch gefärbten Sprache. Alle die Fragen, welche die neuen Funde dem Historiker aufdrängen, die Geschichte des Hellenismus in Ägypten, die Verwaltung, das Titelwesen wie chronologische Einzelheiten hat Mahaffy in seiner Einleitung (die übrigens auch wertvolle Nachträge zum ersten Bande gibt) von den großen Gesichtspunkten aus, die man an ihm von anderen Werken her kennt, mit Glück und Geschick erörtert. Besondere Erwähnung verdient Flinders Petries Vermuthung (p. 13), für die Ansiedlung der Veteranen sei nicht lediglich durch Expropriation der früheren Besitzer, sondern dadurch Platz geschaffen worden, dass Verbesserung der Bewässerungsanlagen und Trockenlegung das unter der schwächlichen, vielfach erschütterten Perserherrschaft vernachlässigte und verwahrloste Gebiet des Faijûm in größerer Ausdehnung dem Anbau theils wieder, theils neu gewannen.[1]) Unter den Papyri der Sammlung Flinders Petrie finden sich zahlreiche Urkunden, die sich geradezu auf diese Arbeiten, die Besiedlung und Neuordnung des Landes, beziehen. Die Verhältnisse der hellenistischen Kolonien und die Veteranenversorgung im Zusammenhange mit dem Söldnerwesen jener Zeit auf Grund dieser Schriftstücke, aber selbstverständlich nicht mit Beschränkung auf Ägypten, zu untersuchen, wäre eine dankbare, wichtige Aufgabe.[2])

Der Reichhaltigkeit und Bedeutung des neuen urkundlichen Materials in kurzen Worten gerecht zu werden, hält schwer. Besonders zahlreich liegen Actenstücke aus dem Bureau der öffent-

[1]) Neue wichtige Aufschlüsse über die Geschichte der Ansiedlung verspricht der 'Monopoly Papyrus', über den Rev. Mahaffy Athenaeum 3482 berichtet.

[2]) Vgl. G. Radet, De coloniis a Macedonibus in Asiam cis Taurum deductis 1892.

lichen Arbeiten vor, an dessen Spitze als *ἀρχιτέκτων* ein gewisser Kleon steht, ihm zur Seite als *ὑπαρχιτέκτων* Theodoros, sein späterer Nachfolger. Diese Papiere betreffen die verschiedensten öffentlichen Bauten, Steinbrucharbeiten, Kanal-, Damm- und Schutzwerke, die Regelung der Bewässerungsverhältnisse, sie enthalten Berichte über den Stand der Arbeiten, Forderungen zum Zwecke ihrer Weiterführung und Beendigung, Klagen über Gewaltacte und Widersetzlichkeit, sie vereinbaren Herstellung von Bauten — z. B. einer baufällig gewordenen *βασιλικὴ κατάλυσις* — und Transport der erforderlichen Materialien. Auch von Kleons privaten Briefschaften sind uns interessante Reste erhalten; vor allem das (im Texte schon früher veröffentlichte) hochelegante, in wunderschön klaren Zügen geschriebene Billet seines Sohnes Polykrates, der das Kommen seines Vaters wünscht, damit ihn dieser dem König vorstelle, und zugleich über seine Schulden berichtet (XI, 1). Von einem zweiten Sohne Philonides liegt ein Brief voll zärtlichster Versicherung kindlicher Liebe vor (XIII, 19). Andere Stücke entstammen der Kanzlei des Strategen, verschiedene Anzeigen, Klagen, Beschwerden, Bitten enthaltend, andere der des *οἰκονόμος*, so die Eingabe der *βασιλικοὶ χηνοβοσκοί* (X, 1). Doch es ist, ohne auf Einzelheiten öffentlicher und privater Verwaltung einzugehen, unmöglich, über all diese Schriftstücke und vollends über die Fülle von Rechnungsurkunden und geschäftlichen Aufzeichnungen aller Art, die uns mitgetheilt werden, eine Übersicht zu geben; neben Acten der Steuerverwaltung mit höchst wichtigen, reichen Angaben und Aufschlüssen begegnen verschiedenerlei Quittungen, unter anderen von Fuhrleuten, Rechnungen von Verwaltern, Salbenhändlern usw. und, um endlich ein ganz singuläres Stück zu nennen, ein Verzeichnis von Cavalleriepferden. Bemerkenswert ist die Erwähnung von Kriegsgefangenen 'aus Asien' XXIX b, e.

So Ausgezeichnetes Mahaffy und Genossen in der oft äußerst mühseligen Entzifferung und in kenntnisreicher, scharfsinniger Erklärung der ihnen zur Herausgabe anvertrauten Schriftstücke geleistet haben, so fehlt es, was den Kundigen nicht wundernehmen kann, doch nicht an Stellen, wo man sich versucht fühlt, den von ihnen gegebenen Text, auch wenn kein Facsimile eigene Nachprüfung erlaubt, vermuthungsweise zu berichtigen oder durch Ergänzung zu fördern. Ich lege nachstehend anspruchslos einige Einfälle und Bemerkungen vor, die sich mir bei der Durchsicht des Bandes aufgedrängt haben.

I (ein Stück, für dessen Herstellung sich noch allerlei vermuthen ließe) Z. 20 f. *ἵνα μὴ πα[ρενοχλώμεθα? συν]τάξας γράψαι κτλ.*, 23 *μηδένα προσφέρ]ειν* oder *ἐπιβάλλ]ειν τὰς χεῖρας ἡμῖν*, vgl. IV 6, Pap. Louvre (Not. et extr. XVIII, 2) 63, p. 369, Pap. Leyd. G 19.

II, 3 scheint mir die Lücke zwischen den beiden Stücken a und b zu gering bemessen; sie wird auf 22 Buchstaben zu ver-

anschlagen und zuversichtlich zu ergänzen sein: *Διοσκουρίδης Διοφάνει τῶι πατρὶ χαίρ[ειν· εἰ ἔ]ρρωσαι καὶ ἐν τοῖς ἄ]λλοις ἀλύπως ἀπαλλάσσεις,*[1] *εἴη ἄν ὡς ἐγὼ τοῖς θεοῖς εὐχόμεν[ος (εσχομεν* Mahaffy) *διατελῶ· καὶ αὐτὸς δ' ὑγία]ινον*, vgl. Pap. Louvre 42, p. 309, 32, p. 285, 45, p. 312.

II, 4 wohl *κατὰ λόγον χ]ωρεῖ εἴη ἂν ὡς ἡμεῖς τοῖς θεοῖς [εὐχόμενοι διατελοῦμεν* oder ähnlich.

IV, 2 *καὶ ἔγραψά σοι ὃ δεῖ δοθῆναι εἰς ἕκαστον αργου καὶ τὸ κάτεργον*: what should be given to each of idle? M.; vielmehr *ἀργ(υρί)ου* in der unten S. 912 f. besprochenen Weise der Abkürzung.

IV, 3 *ἵνα ἔχωμεν (ελωμεν* M.) *εἰς τὰ ἔργα σίδηρον ἀγοράσαι*, vgl. XII, 1[15].

IV, 4 *διὰ τὴν ὑ[μ]ετέραν ἀψιμαχίαν* und später wohl eine Redensart der Umgangssprache: *εἰς] τὸν ἐγκέφαλόν σου ἥξει*, wie *εἰς κεφαλήν σοι* u. a.

IV, 5 *ὅπως ἂν ἱκονογράφωσιν*, vgl. Pap. Louvre 65 p. 377 *εἰκονίζειν*.

IV, 10 *τὸ δὲ π[ερί]λοιπον*.

Zu VIII, 3, einer besonders wichtigen Urkunde, die sich völlig herstellen lässt, bemerke ich hier nur: Z. 5 f. *μηδένα αἰτεῖ[σθ]αι μηδὲ παραλαμβάνειν παρευ[ρέσει μηδε]μιᾶι (παρευ? [..... οἰκονο]μίαι* M.), *ἕως ἂν ὁ βασιλεὺς π[ερὶ] τούτων ἐπισκ[έψηται· ἐὰν] δέ τινες [αἰ]τήσωντ[αι κτλ.* Auch Pap. Louvre 62, p. 354 ist für *παρενδέσει η...ουν* offenbar *παρευρίσει ἡιτινιοῦν* zu lesen, vgl. Pap. Leyd. U p. 125[14].

IX, 2 (und dazu p. 11) über den Namen *Λόγβασις* vgl. Lanckoroński, Pamphylien und Pisidien II, 11 (Petersen).

X, 2[14] *ἐφημερευτήριον* sicherlich auch Pap. Louvre 11, p. 207 zu ergänzen *εἰς τὸ ἐφημ[ερευτήριον] τῶν παστοφόρων*, vgl. *ἐφημερεύω* ebenda 36, p. 296.

XII, 1[9] *συντέλε[σ]ον*.

XIII, 6 erlaubt vielerlei Vermuthungen; ich begnüge mich vorläufig mit Vorschlägen zu Z. 11 f. *σύμ]βουλόν σε εἰς τὸ πρᾶγμα λαβεῖν καὶ μηθ[ὲν ἄνευ σοῦ] πρᾶξαι, ἀλλ' ὡς ἂν σοι βουλευσαμένωι φα[ίνηται· ἐὰν οὖν] ἡμεῖν συντάξηις οὕτω ποεῖν, καλ[ῶς ποιήσεις τῶν τε ἄλλων?] φροντίσας κτλ.*

---

[1] *ἀπαλλάσσειν* in dieser Formel ist, wie ich gegen M. bemerke, keineswegs auffallend. Freilich wird das Wort selbst von Nauck und Diels, Theophrastea p. 9 in dem Zusatze des 'Byzantiners' Theophr. Char. 8, p. 132 P.: *τῶν τοιούτων ἀνθρώπων τεθαύμακα τί ποτε βούλονται λογοποιοῦντες· οὐ γὰρ μόνον ψεύδονται, ἀλλὰ καὶ ἀλυσιτελῶς ἀπαλλάττουσι* verbannt und als 'solök' in *πλάττουσι* geändert. Es kommt nicht darauf an, ob die Lüge als solche den *λογοποιοί* nützt oder schadet: sie lügen, meint der Verf., und kommen nebenbei zu Schaden, z. B. es werden ihnen im Bade die Kleider gestohlen usw.

XIV, 1 b *διὰ τὸ πεπονηκέναι* (mistake for *πεποιηκέναι*? M.), von der *βασιλικὴ κατάλυσις* sicherlich richtig in der Bedeutung 'baufällig sein'; ein guter Beleg Philostr. v. soph. 568 K: *σῖτόν τε ἐπιδιδοὺς — καὶ χρήματα ἐς τὰ πεπονηκότα τῶν ἔργων*, nicht wenige in inschriftlichen Inventaren.

XVI, Z. 4 *ἐξέκειτο δὲ ἤδη τότε εἰς [ἐνέχ]υρα καὶ τὸ εἰσόδιον*, Z. 13 *οὐ μὴ[ν ἀλλ]ὰ πευσόμεθα ἀκριβέστερον*; augenscheinlich ist auch Greek Papyri in the British Museum p. 31 *οὐ μὴν* (Kenyon *θυμὴν*) *ἀλλὰ* zu lesen.

XXIII, 2[3] *συ[νέστ]ησας*?

XXIII, 4 *γέγραφεν δὲ καὶ Φιλέας Κόμωνι περὶ τούτων.*

XXXII, 1[27] *σκευῶν γρύτη* „Gerümpel".

XXXII, 2a *ψυγμός*, vgl. Berl. Pap. Urk. I, 10.

XXXVIII b[6] *καὶ εἰς τὸ λοιπὸν δ' ἐπιμελὲς ὑμῖν γενέσθω (τιθέσθω* M.). verso[2] *ἐγὼ δὲ καὶ πρότερον*?

XL a[6] *τοῖς [ἰδίοι]ς πολίταις πᾶσι χαίρειν*; a[24] *γράψατέ μοι τί[ς ἢ*? *παρ' ὑ]μῖν τιμὴ ἐγένετο τοῦ σίτου.*

XLIX, col. III[12] *ἀποσυ[μβο]υλεύοντας.*

Geben die erwähnten Urkunden ein lebensvolles Bild griechisch-ägyptischen Lebens und ptolemäischer Verwaltung im 3. Jahrhundert v. Chr., so findet sich in dem vorliegenden Bande auch ein Schriftstück (XLV) von allgemein historischem Interesse, drei Spalten einer streng sachlich gehaltenen Erzählung von Kriegsereignissen, deren Schauplatz Syrien ist, wie der Herausgeber richtig bemerkt hat, aus der Feder eines Theilnehmers an dem siegreichen Zuge, den Ptolemaios Euergetes gleich nach seiner Thronbesteigung gegen Syrien unternahm, um für die Ermordung seines Schwagers, König Antiochos II. Theos, und seiner Schwester Berenike, der zweiten Gemahlin des Syrerkönigs, durch dessen verstoßene erste Gattin und Schwester[1]) Laodike Rache zu nehmen. Der Berichterstatter erzählt in der ersten verstümmelten Spalte von der Einnahme eines festen Platzes durch die ägyptischen Truppen, sodann (Sp. 2) von Unternehmungen einer feindlichen Flottenabtheilung, welche die in verschiedenen Städten befindlichen Gelder nach Seleukeia schafft, von wo sie Aribazos, der Satrap von Kilikien, nach Ephesos Laodike und ihren Anhängern zu senden gedenkt. Eine Erhebung in der Stadt zwingt Aribazos zur Flucht, auf der er fällt (*τοῦ Ἀριβάζου δὲ ἐκπε|πεδηκότος καὶ πρὸς τὴν ὑπερβολὴν τοῦ Ταύρου*[2])

[1]) Vgl. Radet Rev. de philol. 1893, 56. Die Bedeutung des Ptolemaios, Lysimachos' Sohn, den die wichtigen Inschriften BCH 9, 324, besser 13, 523 und 14, 161 kennen lehren (Bérard BCH 15, 561), ist m. E. noch nicht voll erfasst; bisher unbemerkt geblieben ist, dass Ptolemaios auch auf delischen Steinen erscheint BCH 6, 34[94].

[2]) Vielleicht ist der Amanos gemeint, den — um hier nur zwei Belege zu geben — auch Iosephus A. I. XI, 313 *Ταῦρος* nennt: *τὸν Ταῦρον τὸ Κιλίκιον ὄρος ὑπερβαλών ἐν Ἰσσῷ* (von Dareios Zug gegen Alexander), ebenso Polyaen. IV, 9, 5.

συνάπτοντος τῶν ἐγχωρίων τινὲς τὴν [κεφαλὴν] ἀποτεμόντες ἀν[ήνε]γκ[α]ν εἰς Ἀντιόχειαν), Stadt und Burg sind für die Sache der Ägypter gewonnen. Darauf hin seien sie, meldet der Erzähler, der in der 1. p. pl. spricht, in See gegangen, erst zum *φρούριον Ποσίδειον* (südlich von der Orontesmündung) und am nächsten Tage nach Seleukeia (offenbar die berühmte Hafenstadt in Pierien) gefahren, wo sie ein glänzender Empfang erwartete. Die dritte Spalte, leider sehr verstümmelt, berichtete ausführlich erst über die Begrüßungsfeierlichkeiten in Seleukeia, dann über die gleich großartige Aufnahme, die den ägyptischen Truppen einige Tage später in Antiocheia (am Orontes) bereitet ward; man wird mit diesen Schilderungen gerne die Nachrichten der Schriftsteller über Pompen jener Zeit und die inschriftlich vorliegenden Festordnungen zusammenhalten. Die Mittheilung und Erläuterung des ganzen Berichtes, den ich nach Thunlichkeit hergestellt habe, die eingehende Erörterung der Ereignisse, in welche der hier nur in aller Kürze besprochene Bericht führt, die Sammlung und Sichtung der anderweitigen Überlieferungen über den *Λαοδίκειος πόλεμος*, wie ihn die Inschrift Brit. Mus. 403 nennt, muss einer anderen Stelle vorbehalten bleiben; hier soll vorläufig nur versucht werden, eine ernstliche, dem Verständnisse des merkwürdigen Berichtes hinderliche Schwierigkeit zu beseitigen, der der Herausgeber rathlos gegenübersteht. Es heißt Sp. II Z. 2 ff.: *καὶ παραπλεύ|σαντες εἰς ὅλους τοὺς τόπους ἀνέλαβον τὰ | — — χρήματα καὶ παρεκόμισαν εἰς Σελεύκειαν — διενοεῖτο μὲν Ἀρίβαζος ὁ ἐν Κιλίαι* (d. i. *Κιλικίαι*) *σατράπ[ης ταῦτα] ἀποστέλλειν εἰς Ἔφεσον τοῖς περὶ τὴν Λαοδίκην· [συ]νφωνησάντων δὲ πρὸς αὐτοὺς* (so sicher wie auch Mahaffy vermuthet für *αστους*) *τῶν τε Σ[ο]λείων καὶ σατραπῶν κτλ.* — dies die Einleitung des kurzen Berichtes über den Handstreich, durch den 'Stadt und Burg für uns' gewonnen ward. Handelt es sich hier um Seleukeia in Pierien, wie sicherlich in der unmittelbar folgenden Erzählung von der Fahrt der ägyptischen Flotte nach 'Seleukeia' (ohne weitere Bezeichnung), so ist eine Betheiligung der Bewohner der kilikischen Stadt Soloi (später Pompeiopolis) an dem Vorfalle angesichts der Lage und Entfernung beider Städte ganz unglaublich. Die Vermuthung, die Mahaffy allerdings nur zweifelnd vorträgt, dass in der Erzählung von Aribazos Seleukeia am Kalykadnos zu verstehen sei, schafft für den Zusammenhang des ganzen Berichtes neue, kaum erklärliche Schwierigkeiten. So führt die Kritik nothwendig darauf, an der Erwähnung von Soloi selbst Anstoß zu nehmen. In der That beruht der Name bloß auf Ergänzung, da auf dem Papyrus nur *Σ.λειων* gelesen worden ist. Es wird nicht *Σ[ο]λείων*, sondern *Σ[ε]λείων* zu lesen und dies für *Σελ(ευκ)είων* zu nehmen sein; dann ist alles in Ordnung und Einklang. Die Art der Abkürzung, welche ich voraussetze, ist den Paläographen nur für eine beschränkte Zahl von Worten geläufig; sie ist, wie sich zeigen lässt, viel ver-

breiteter, als gemeiniglich geglaubt wird und sicherlich für die Tachygraphie von besonderer Bedeutung. Seltsamerweise wird von den Herausgebern der griechischen Papyri bisher nicht mit ihr gerechnet. Wo derlei Schreibungen begegnen, pflegen sie, auch wenn sie Unformen ergeben, auf Treu und Glauben hingenommen oder auf bloßes Versehen des Schreibers zurückgeführt oder endlich durch Änderungen beseitigt zu werden, die aller Glaubwürdigkeit nothwendig entbehren. Beispiele bieten zahlreich insbesondere die jüngst veröffentlichten Papyri des British Museum,[1]) sie fehlen aber auch in den Flinders Petrie Papyri[2]) und anderswo nicht. Die gleiche Art von Abkürzungen lässt sich auch auf Münzen nachweisen und vereinzelte, durchaus gleichartige Schreibungen griechischer Steine werden nicht ausschließlich als Steinmetzfehler,[3]) sondern als aus der Vorlage übernommene, regelrechte Abkürzungen zu beurtheilen sein. Ich behalte mir eine ausführlichere Darlegung vor.[4])

Wien. Ad. Wilhelm.

Lateinische Lehrbücher.

Lateinisches Übungsbuch für die 2. Lateinclasse im Anschluss an die Bestimmungen des würtemberg. Lehrplanes vom 16. Februar 1891. Herausgeg. von Prof. Dr. S. Herzog und Präceptor Ch. Schweizer am Eberhard-Ludwigsgymn. in Stuttgart. Bamberg, C. C. Buchner Verlag 1893. VIII u. 249 SS.

Als Fortsetzung des oben besprochenen ersten Theiles ist dieser zweite für die 2. Lateinclasse bestimmte Theil nach den-

---

[1]) Hier nur einige wenige Beispiele: p. 7 *τὸ γι(νόμε)νον ἐλαίου*, p. 10 *τὴν ἐπιδεδο(μέ)νην ἔντευξιν*, p. 39 ff. mehrmals *Διοσκου(ρί)δης*, p. 43 *τὸ ἐπίλογ(ιστ)ήριον*, p. 42 *ἔγ(ρα)φε* und schließlich besonders lehrreich ebenda *τοῦ ὑπομνηματοφος*, wo *ὑπομνημάτορος* (sic) oder *ὑπομνηματογράφου* vermuthet worden ist, einfach gleich *ὑπομνηματοφ(ύλαξ)ος*.

[2]) In unserem Berichte selbst *Κιλ(ιχ)ία*; ferner *αργου* IV, 2 gleich *ἀργ(υρί)ου* nach meiner Erklärung oben S. 6, u. a. m.

[3]) Ich begnüge mich vorläufig mit drei Belegen: ΣΚΑΔΡΕΙΣ in der Inschrift Schliemann Ilios 711 f. sicherlich gleich *Σκα(μαν)δρεῖς*; ΟΔΙ-ΚΟΣΝΟΜΟΣ (bisher ungedeutet) auf der Inschrift aus Mytilene Conze, Reise auf Lesbos T. VII, Cichorius, Rom und Mytilene 32, Z. 8 doch wohl *ὁ Δι[ο](νυσιαχὸς νόμος*; ΒΑΥΣ für *βα(σιλε)ύς* auf Münzen von Smyrna [nun auch bemerkt von B. Keil, Hermes 1894, 320].

[4]) Die Anzeige gibt in Kürze einen im Eranos Vindobonensis am 9. November 1893 gehaltenen Vortrag wieder (vgl. oben S. 580 f.). Mittlerweile hat Ulrich Köhler in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie vom 24. Mai 1894 den Papyrus ausführlich besprochen und erwiesen, dass uns in ihm der officielle Bericht des ägyptischen Admirals erhalten ist. Meine einstige, vielleicht vorschnelle Vermuthung *Σ[ε]λ(ευκ)είων* für *Σ[ο]λείων* habe ich nicht unterdrücken wollen, doch verkenne ich die erheblichen Bedenken, die ihr entgegenstehen, und die Zulässigkeit anderer Auffassung nicht.

selben Grundsätzen wie jener in der Anordnung, Wahl und Gestaltung des Übungsstoffes gearbeitet. Gleich am Beginne wird der Schüler, wie dort über den einfachen Satz, so hier in 22 Nummern von lateinischen und deutschen Einzelsätzen und zusammenhangenden Stücken über den zusammengesetzten Satz (Zeit-, Absicht- und Folgesatz) unterrichtet. Daran schließt sich als eigentliches Pensum dieser Classe in 215 Nummern lateinischer und deutscher Einzelsätze und zusammenhangender Stücke die Wiederholung und Ergänzung der Formenlehre nebst den wichtigsten Regeln der Syntax über Ortsbestimmungen, die Dass-Sätze und Participialconstructionen. Zur Wiederholung dieser Partie dienen 52 lateinische und deutsche Stücke und 75 lateinische Sprichwörter und Sentenzen mit nebenstehender deutscher Übersetzung, die das lateinische Sprichwort erschöpfend wiedergibt mit Ausnahme von Nr. 61.

Anzuerkennen ist, dass die Verff. sowohl bei der Einübung der Unregelmäßigkeiten der Declination als auch bei der Erweiterung der Lehre vom Adjectiv, Adverb, Zahlwort und Pronomen alles irgendwie Ungewöhnliche und selten Vorkommende, wie die griechische Declination, einzelne Defectiva und Indeclinabilia, oder Unregelmäßigkeiten, die neben regelmäßigen Formen erscheinen, nicht berücksichtigt, sondern gelegentlicher Erwähnung bei der künftigen Lectüre vorbehalten haben. Durch diese Beschränkung auf das Wesentliche, für den Schüler Wissenswerte wird eine bedeutende Entlastung des Gedächtnisses der Schüler erzielt. Ferner ist anzuerkennen, dass gleich von vornherein die Einzelsätze mehr als im 1. Theile so gestaltet sind, dass sie inhaltlich in Beziehung zueinander stehen und dass sie und die zusammenhangenden Stücke in ihrem Inhalte das Wissenswürdigste und Interessanteste aus dem Alterthume enthalten und dabei, ohne dass der Form Gewalt angethan ist, in ungezwungener Weise das jedesmalige grammatische Pensum zur Anschauung und Einübung bringen. Das Buch zeigt also in der Anordnung und Gestaltung des Übungsmaterials einen bedeutenden Fortschritt gegenüber dem 1. Theile. Freilich lässt sich nicht leugnen, dass der Umfang des Übungsmaterials zu groß ist. Eine sorgfältige Auswahl wird daher bei der Benützung des Buches nöthig sein. Auch sind nach der Ansicht des Ref. einzelne Wiederholungsabschnitte (238 ff.) für diese Stufe etwas zu schwer.

An das Übungsbuch schließt sich ein grammatischer Anhang, der in möglichst kurzer und gedrängter Form das für den Schüler Wissenswerte aus der Formenlehre enthält und etwas ausführlicher aus der Syntax die Lehre über die abhängigen Sätze und Participialconstructionen. Ref. vermisst eine Bemerkung über den Conjunctiv in indirecten Sätzen des Grundes (vgl. S. 6, §. 9, 12, 8) und die consecutiven Relativsätze (vgl. S. 49, §. 20, 86, 4).

Ein lateinisches und deutsches Wortverzeichnis enthält alle im 1. und 2. Bändchen zum Auswendiglernen be-

stimmten Wörter, so dass der Schüler sich auch über Vergessenes aus dem 1. Bändchen sogleich informieren kann.

Der Druck ist nicht fehlerfrei. Außer den auf der letzten Seite angegebenen Druckfehlern sind dem Ref. bei der Durchsicht des Werkchens noch aufgefallen: lagati st. legati S. 58, Nr. 103, Satz 4: militaeque st. militiaeque S. 59, Nr. 104, 2; parati st. paratae S. 67, Nr. 117, 4 und notrae st. nostrae ebenda 9. Die Ausstattung ist nett und zweckmäßig. Ref. kann das 2. Bändchen empfehlen.

Lehrbuch des Lateinischen für Anfänger. Bearbeitet von Dr. P. Meyer, Lehrer am städt. Gymnasium in Bern. II. Theil. Bern, Verlag von W. Kaiser 1893. X u. 114 SS.

Der 2. Theil des Lehrbuches von Dr. P. Meyer enthält das Übungsmaterial für die im 1. Theile noch nicht eingeübten Formen des Verbums und zwar zunächst des Indicativs im Passiv, dann des Conjunctivs im Activ und Passiv, die Deponentia, das Gerundium und Gerundivum, die 2. Form des Imperativs, das Supinum und die noch übrigen sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter. Zwischen diese Abschnitte ist eine Reihe zum Übersetzen wichtiger syntaktischer Regeln betreffend die Conjunctiv- und Infinitivsätze und die indirecte Rede eingefügt, deren Auswahl im Hinblick auf Cäsar getroffen ist.

Der Übungsstoff besteht wie im 1. Theile zumeist aus lateinischen und deutschen Einzelsätzen, die inhaltlich in keinem Zusammenhange untereinander stehen, nur sind hier vielen Abschnitten kleine zusammenhängende Stückchen angereiht und erscheinen zum Schluss zehn größere Lesestücke aus Nepos, Livius, Sallust und Cicero. Das Wort- und Phrasenmaterial der Übungssätze ist zum größten Theile aus Cäsar entnommen; die anderweitig entlehnten Wörter und Wendungen sind in die Fußnoten verwiesen und dadurch als solche kenntlich gemacht. Der Wert des Übungsstoffes stellt sich deshalb etwas höher als im 1. Theile. Auf die Auswahl des Stoffes und dessen Form ist dieselbe Sorgfalt verwendet worden wie im 1. Theile. Nicht zu billigen ist auch hier die Anfügung der zum Übersetzen nöthigen Vocabeln an jeden Abschnitt statt ans Ende des Buches, was ja sehr leicht war, da zur Recapitulation der verwendeten und gelernten Wörter diese wie im 1. Theile mit Angabe der betreffenden Stelle in den einzelnen Abschnitten am Schlusse des Buches in einem lateinischen und deutschen Register zusammengestellt sind; es waren also nur die Bedeutungen hinzuzufügen.

Ref. kann sich aus den oben angegebenen Gründen auch für diesen Theil nicht erwärmen. An unseren Anstalten kann derselbe schon deshalb nicht verwendet werden, weil ihm das grammatische Material fehlt, das für unsere Anstalten in der 2. Classe gelernt und eingeübt wird, vom Verf. aber in den 1. Theil aufgenommen ist,

und weil derselbe hinwiederum vieles enthält, was nach unserem Lehrplane in das Pensum der 1. Classe gehört. Der Druck ist correct, die Ausstattung ebenso elegant, wie die des 1. Theiles.

Lateinisches Übungsbuch nebst einem Vocabularium von Prof. H. Busch. 2. Theil. Für Quinta. 5. theilweise umgearb. Aufl. von Dr. W. Fries, Director der Franke'schen Stiftungen in Halle a. S. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892. IV u. 179 SS. Preis 2 Mk.

Die vorliegende 5. Auflage des trefflichen Werkchens hat infolge der Einführung der neuen preußischen Lehrpläne eine theilweise Umarbeitung insofern erfahren, als die Übungsbeispiele zur Einübung der Deponentia dem früheren Stoffe der Quinta vorangestellt werden mussten und zwar, um die Benützung des Buches an den außerpreußischen Lehranstalten zu ermöglichen, mit Einschluss der Unregelmäßigkeiten. Ref. verweist daher bezüglich dieser Seite des Buches auf das, was er in dieser Zeitschr. 1889, S. 143 f. über die 3. Auflage gesagt hat, da die 4. Auflage in diesem Punkte keine Abweichung von dieser aufwies (vgl. diese Zeitschr. 1891, S. 39).

Der Übungsstoff ist inhaltlich und sprachlich vereinfacht durch Ausscheidung alles dessen, was der Gedankensphäre der Schüler dieser Stufe ferne liegt; auch wurde das Verständnis der lateinischen Sätze durch Änderung der Wort- und Satzgliederstellung erleichtert und der deutsche Übungsstoff gekürzt. Hie und da ließe sich noch mancher Satz, dessen Inhalt eben nicht geistreich ist, beseitigen, ohne dass der Umfang des Materials zu klein würde (vgl. 1 b) 8; 9 b) 17; 10 b) 17; 15 b) 10; 60 b) 15 u. a.).

Auch das Wörterverzeichnis wurde einer Revision unterzogen, enthält aber noch exploratores Kundschafter st. speculatores. Demselben geht nunmehr für die ersten 27 Abschnitte ein Vocabular voraus, in dem die Vocabeln nach Abschnitten geordnet sind und innerhalb dieser nach Redetheilen. Der Zusammenstellung der wichtigsten, in dem Übungsmaterial enthaltenen Phrasen und Sprüche zum Memorieren geht eine Aufzählung der im Texte vorkommenden Adverbien voran.

Das Buch hat in dieser neuen Auflage, die sich auch durch correcten Druck und eine nette Ausstattung auszeichnet, wieder an Verwendbarkeit gewonnen (vgl. über den Wert desselben das Urtheil des Ref. a. a. O.). Es verdient die Aufmerksamkeit der Fachgenossen.

Bonnells Lateinische Übungsstücke. Neu bearbeitet durch P. Geyer und W. Mewes, Oberlehrer am Friedrichs-Werder'schen Gymnasium. 2. Theil. Für Quinta. 13. verb. Aufl. besorgt von W. Mewes. Berlin, Verlag von Emil Goldschmidt 1894. IV u. 140 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Der Umfang des Übungsmaterials ist durch Aufnahme des Lesestoffes über die Deponentia aus dem Pensum der 1. Classe

vermehrt worden, daher sind die poetischen Fabeln am Schlusse in Wegfall gekommen. Die Gliederung des Lesestoffes ist dieselbe geblieben wie in der vorhergehenden Auflage. Außer den regelmäßigen Deponentien bringen die Lesestücke sowohl in den einzelnen Sätzen als auch in den stets auf diese folgenden zusammenhangenden Stücken die Unregelmäßigkeiten und Erweiterungen der Declinationen und Conjugationen und dazwischen die der Adjectiva, Pronomina, Zahlwörter, Adverbien und schließlich der Präpositionen zur Einübung und Befestigung.

An den Lesestücken sind nach Inhalt und Form Besserungen vorgenommen worden. Namentlich sind seltenere und der mustergiltigen Latinität nicht entsprechende Ausdrücke beseitigt und Gedanken, die der Sphäre der Schüler der 2. Classe zu fern liegen, durch für diese Stufe passendere ersetzt oder durch Zusätze und Weglassungen verständlicher gemacht worden.

Auch die dem Lesestoffe folgende Präparation wurde einer gewissenhaften Durchsicht unterzogen und hie und da zur Erleichterung der Verdeutschung erweitert.

Ref. macht die Fachgenossen auf das correct gedruckte und nett ausgestattete Büchlein aufmerksam, das sich auch in dieser Auflage recht gut beim Lateinunterrichte verwenden lässt.

Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia im Anschluss an die lateinische Schulgrammatik von Stegmann. Von Ph. Kautzmann, Prof. am Gymnasium zu Mannheim, Dr. K. Pfaff und T. Schmidt, Proff. am Gymnasium zu Heidelberg. 2. Theil. Für Quinta. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1892. IV u. 148 SS.

Als Fortsetzung des Lese- und Übungsbuches für die 1. Classe bringt der vorliegende 2. für die 2. Classe bestimmte Theil das Material zur Veranschaulichung und Einübung der sogenannten unregelmäßigen Formenlehre und einiger für die Lectüre der 2. und 3. Classe unumgänglich nöthiger, syntaktischer Regeln über den acc. c. inf., das Participium coniunctum und absolutum und das ut finale. Das lateinische und deutsche Übungsmaterial besteht zumeist aus zusammenhangenden Stücken, denen hie und da Einzelsätze behufs Erzielung einer vielseitigen Formenübung vorangehen. Dieselben sind nach der Aufeinanderfolge des grammatischen Materials in der Stegmann'schen Grammatik geordnet, und zwar sind die lateinischen Abschnitte (123) von den deutschen (84) abgesondert und diesen vorangestellt.

Bei der Wahl des Inhaltes der Lese- und Übungsstücke hat der Verf. darauf gesehen, den Schülern nur das zu bringen, was im Bereiche ihres Verständnisses liegt, ihr Wissen vermehrt, ihr Interesse weckt und stets wach erhält. Äsopische Fabeln und die anregendsten und schönsten Partien aus der griechischen Sagenwelt, zumeist aus dem trojanischen Kriege und den Irrfahrten des

Odysseus bilden denselben, daneben findet sich Einzelnes aus der griechischen Geschichte und treffliche Äußerungen und witzige Aussprüche hervorragender Männer. Die Form des lateinischen und deutschen Übersetzungsstoffes ist correct. Die deutschen Abschnitte verwenden im allgemeinen das Wort- und Phrasenmaterial der lateinischen.

Im Vocabular sind die Vocabeln nach den Abschnitten zusammengestellt und gruppenweise die unregelmäßigen Erscheinungen des Nomens und Verbums in fettem Druck den Vocabeln der zugehörigen Lesestücke vorausgeschickt. Dieser Vorgang ist ganz praktisch. Das Bändchen reiht sich würdig dem 1. Theile an, und Ref. kann das günstige Urtheil, das er über diesen in dieser Zeitschr. 1892, S. 431 f. ausgesprochen hat, auch auf den vorliegenden 2. Theil übertragen.

Lateinisches Lesebuch für die Quinta der Gymnasien und Realgymnasien von Hermann Perthes. 4 verb. Aufl. besorgt von Prof. W. Gillhausen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893. XIV u. 77 SS.

Grammatisch-etymologisches Vocabularium im Anschluss an Perthes' Lateinisches Lesebuch für Quinta bearbeitet von Hermann Perthes. Mit Bezeichnung sämmtlicher langen Vocale von Dr. Gustav Löwe. 4. verb. Aufl. besorgt von Prof. W. Gillhausen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893. 107 SS.

Wie bei der 3. Auflage des vorliegenden Lesebuches für die 2. Classe unter Aufrechthaltung der eigenartigen Anlage nur das Satzmaterial Änderungen erfuhr (vgl. diese Zeitschr. 1889, S. 139 f.), so ist dies auch bei der neuen Auflage der Fall. Einzelne Sätze wurden gestrichen, weil das einzuübende Pensum in der neuen Auflage der Formenlehre von Perthes getilgt worden war (vgl. Abschnitt 153), ein ganzes Stück fiel weg, da die betreffende grammatische Partie nun im Pensum der 1. Classe erscheint (116 der 3. Aufl.), andere Stücke haben Streichungen und Zusätze erfahren (vgl. 111—115, 119 u. 121), alte Sätze sind durch zweckentsprechendere ersetzt (vgl. 171), in zusammenhangenden Stücken wurde durch Streichungen im einzelnen das Verständnis und die Übersetzung wesentlich erleichtert (vgl. 179—183, 184—188), neue Sätze wurden zu gründlicher Einübung gewisser grammatischer Partien hinzugefügt (vgl. 167), aus dem Pensum der 1. Classe wurden zwei Abschnitte über die Pronomina infinita und die zusammenhangenden Stücke 194—210 aufgenommen; endlich kommen auch bloße Verschiebungen von Sätzen aus einem Abschnitte in einen andern vor (vgl. 156).

Der Übungsstoff vertheilt sich in der neuen Auflage folgendermaßen: 1. Abschnitt (S. 1—29): für die Unregelmäßigkeiten der verbalen Stammformenbildung und zwar für die consonantische Conjugation fünf Nummern Einzelsätze (111—115) und drei Nummern zusammenhangende Stücke (116—118), für die 1. und 2. vocalische

Conjugation vier Nummern Einzelsätze (119—122) und fünf Nummern Erzählungen (123—127), für die 4. Conjugation zwei Nummern Einzelsätze (128, 129) und 16 Nummern Fabeln, Märchen und Erzählungen (130—145); 2. Abschnitt (S. 29—53): für die Unregelmäßigkeiten im Genus 15 Nummern Einzelsätze (146—160) und sechs Nummern zusammenhangende Stücke (161—166), in der Declination und Comparation, sowie für die distributiven Zahlwörter, die Zahladverbien und die Pronomina infinita 12 Nummern Einzelsätze (167—178) und fünf Nummern zusammenhangende Stücke (179—183); 3. Abschnitt (S. 53—77): für die Unregelmäßigkeiten der Conjugation zehn Nummern Einzelsätze (184—193) und 17 Nummern prosaischer und poetischer Stücke aus Nepos, Phädrus und Ovid (194—210).

Die Sätze und zusammenhangenden Stücke sind nach Form und Inhalt im allgemeinen nicht zu schwer und der Befähigung der Schüler angemessen, nachdem der Verf. in dieser neuen Bearbeitung des Buches schwierigere Wendungen durch leichtere ersetzt oder ganz gestrichen hat. Bezüglich der poetischen kann auch jetzt Ref., trotzdem neue an die Stelle der früheren getreten sind, das Bedenken nicht unterdrücken, dass sie die Fassungskraft dieser Stufe übersteigen.

Im Vocabular, das auch einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen wurde, ist die Trennung der zu lernenden und nicht zu lernenden Vocabeln beibehalten worden, aber die ersteren erscheinen nicht mehr fettgedruckt. Ganz unterblieben ist diese Unterscheidung in der Wortkunde zu den Stücken 194—210, die wie die Nepos- und Cäsar-Wortkunde desselben Verf.s behandelt ist, in der das Schwergewicht auf Erleichterung und Vertiefung des Verständnisses und Förderung des grammatischen Wissens durch inductives Vorgehen beruht, vgl. diese Zeitschr. 1893, S. 903 f.

Das Buch, dessen Ausstattung elegant und dessen Druck correct ist, hat auch durch diese neue Auflage wieder an Brauchbarkeit gewonnen, wie dies bei der Gewissenhaftigkeit und dem didaktischen Geschicke des Herausgebers nicht anders zu erwarten stand. Ref. empfiehlt es wärmstens.

Ilias latina für Quinta von Dr. H. Meurer. Weimar, Hermann Böhlau 1893. IV u. 88 SS.

Wortschatz zu Ilias latina für Quinta von demselben. Ebenda 1892. 102 SS.

Abschnitte und Episoden aus der Troersage, die, soweit es angeht, sich an Homers Ilias anlehnen und in schlichter Form und einfachem Satzbau inhaltlich viel des Interessantesten aus Homer bieten, sind derart verarbeitet, dass der grammatische Stoff der für die 2. Classe bestimmten Formenlehre und zwar stets eine Partie in jeder der 25 Gruppen, in welche die 159 Nummern der lateinischen Lesestücke eingereiht sind, zur Anschauung

gebracht und in den parallel laufenden 24 Gruppen der 94 deutschen Stücke zur Einübung gelangt.

Welcher grammatische Stoff in einer Gruppe der Lese- und Übungsstücke vorkommt, ist aus dem Wortschatze zu entnehmen, in dem die Vocabeln der einzelnen Abschnitte nach Redetheilen geordnet zusammengestellt sind, mit Ausnahme derjenigen, die in dem Wortschatze der 1. Classe vorkommen. Diese letzteren müssen, wenn sie vergessen sind, in der Wortkunde, die sich an den Wortschatz anlehnt und alle zu lernenden Vocabeln aus den Lese- und Übungsstücken der 1. und 2. Classe enthält, bei der Vorbereitung in der Schule aufgesucht werden. Jede Gruppe des Wortschatzes trägt als Überschrift das in den Abschnitten derselben zu lernende und einzuübende grammatische Pensum aus der Formenlehre und bringt am Schlusse die syntaktischen Regeln, die in dieser Classe gelernt und geübt werden müssen, und zwar durch die betreffenden Beispiele aus den Lesestücken veranschaulicht, an die dann die Regeln in knapper und klarer Fassung angefügt sind, im ganzen 10.

In der Wortkunde, deren Wörter nach den Redetheilen gruppiert sind, sind die bei Cornelius und Cäsar vorkommenden Wörter fett gedruckt, damit auf die Einprägung dieser besonderes Gewicht gelegt werde, da sie für die Autorenlectüre vor allen zunächst nöthig sind.

An die Wortkunde reiht sich das alphabetisch geordnete Verzeichnis der in dem Lese- und Übungsbuche vorkommenden Eigennamen und an dieses das nach den Abschnitten geordnete Wörterverzeichnis zum deutschen Theil. Der Umfang dieses beträgt nur zwei Seiten, da das Wort- und Phrasenmaterial der lateinischen Lesestücke in den deutschen Übungen verwendet wird und dies dem Schüler bekannt sein muss.

Die Anordnung des Übungsmaterials zeugt von pädagogisch-didaktischem Geschicke. Der Inhalt bietet des Anregenden eine Fülle und wird bei zunehmendem Können die Lust der Schüler stets rege halten, weiter zu kommen. Die Form ist gewandt und correct. Kleine Verstöße gegen die Classicität wird der Autor gewiss beseitigen, wie er schon einzelne in den Berichtigungen am Ende des Buches verbessert hat; übrigens sind die Fälle nicht so zahlreich, dass sie beim Benützen dieser Auflage schädlich wirken könnten.

Ref. hält das Buch bei gewissenhafter Benützung zu sicherer Einprägung des grammatischen Pensums und des dazu verwendeten Wort- und Phrasenmaterials für ganz geeignet und empfiehlt es den Fachgenossen.

Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia von Ph. Kautzmann, Prof. am Gymnasium zu Mannheim, Dr. K. Pfaff und T. Schmidt, Proff. am Gymnasium zu Heidelberg. 3. Theil.

Für Quarta. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1894. IV u. 110 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Dieser 3. Theil der lateinischen Lese- und Übungsbücher im Anschlusse an die Stegmann'sche Grammatik bringt in 113 zusammenhangenden deutschen Übungsstücken die Haupterscheinungen der Casuslehre und einige Regeln aus der Syntax des Verbums (ut, ne, quo, quominus, quin, das Participium, Gerundium und Gerundivum) zur Einübung, und zwar die Congruenzlehre in sechs, den Accusativ in zwölf, den Dativ in eilf, den Ablativ in 20, die Ortsbestimmungen in fünf, die Zeitbestimmungen in drei, den Genetiv in 18, sämmtliche Casus in 26, ut, ne, quo, quominus, quin in fünf und das Participium, Gerundium und Gerundivum in eilf Abschnitten.

Inhaltlich behandeln die Übungsstücke wichtige Abschnitte der alten Geschichte in biographischer Form und zwar lehnen sich weitaus die meisten mit Recht an den Classenautor, den Cornelius Nepos, an und nur die Minderzahl (Cyrus, Croesus, Coriolanus, Marius) an andere Autoren. Die Bearbeitung der Lebensbilder des Cornelius Nepos ist nicht eine bloße Umschreibung der Originale; diese erscheinen vielmehr durch Benützung anderer Quellen berichtigt, erweitert und abgerundet. In allen ist der Wort- und Phrasenschatz des Nepos verarbeitet und zeigt sich guter deutscher Ausdruck und richtiger Satzbau. Die Übungsstücke sind nach Inhalt und Form gelungen. Auch muss anerkennend hervorgehoben werden, dass sie kein überflüssiges grammatisches Material zur Einübung bringen und frei von allen auf dieser Stufe nicht leicht zu bewältigenden stilistischen Schwierigkeiten sind.

Ref. ist überzeugt, dass dieser 3. Theil, der sich durch denselben correcten Druck und dieselbe nette Ausstattung wie die beiden ersten auszeichnet, eine weite Verbreitung finden wird, umsomehr als er durch das gewissenhaft gearbeitete Wörterverzeichnis auch dort eingeführt werden kann, wo statt des Nepos ein anderweitiges Lesebuch benützt wird.

Lateinisches Übungsbuch von Prof. H. Busch. 3. Theil. Für Quarta. 5. theilweise umgearb. Aufl. von Dr. W. Fries, Director der Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893. VI u. 109 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Dass die Kürzung des Übungsmaterials in der vorliegenden 5. Auflage des für die 3. Classe bestimmten Übungsbuches von Fries bedeutend ist, ergibt sich schon aus der Vergleichung der Seitenzahl derselben (109) mit der der 3. (155); die 4. Auflage ist dem Ref. nicht zugekommen, dürfte aber, aus den Bemerkungen des Verf.s in der Vorrede zur 4. zu schließen, nicht sehr gekürzt worden sein. Alle Stücke, die gemischte Beispiele enthielten, ebenso die, welche zur Einübung der Regeln über die Apposition, den Nom. c. inf. und die temporalen Conjunctionen dienten, wurden

gestrichen, außerdem wurde eine große Anzahl vereinfacht und zusammengezogen. Diese Streichungen hatten natürlich auch eine Reducierung des Wörterverzeichnisses und der im Anhange stehenden stilistischen Regeln und nach sachlichen Gesichtspunkten geordneten Phrasen und Synonymen zur Folge. Auch von den Memorierstücken wurden Arist. 3, 2 und 3 weggelassen.

Das Buch hat durch diese Kürzung nichts an seiner Verwendbarkeit eingebüßt, da, wie Ref. in dieser Zeitschr. 1888, S. 421 bemerkt hat, der Umfang des Materials zu groß war.

Die Anordnung des Übungsstoffes ist im allgemeinen dieselbe geblieben, und Ref. weist in dieser Hinsicht auf die Besprechung der 2. und 3. Auflage in dieser Zeitschr. 1880, S. 420 f. und 1890, S. 56 hin. Eine Verbesserung hat sie durch Zusammenlegung einzelner grammatischer Partien erfahren. So wird nun der doppelte Nominativ mit dem doppelten Accusativ, der Qualitätsgenetiv mit dem Qualitätsablativ und ebenso werden die Verba copiae mit dem instrumentalen Ablativ zugleich eingeübt. Außerdem ist die Neuerung zu billigen, dass behufs inductiver Ableitung der Regeln passende Nepossätze an die Spitze der Abschnitte über die Casuslehre gestellt sind. Form und Inhalt der Übungsstücke, die zumeist das Phrasenmaterial der Classenlectüre verwenden, lassen wenig zu wünschen übrig.

Druck und Ausstattung verdienen Anerkennung. Ref. empfiehlt das recht brauchbare Werkchen.

Lateinisches Elementarbuch von P. D. Ch. Hennings, Dr. phil., Prof. und Oberlehrer in Husum. 3. Abtheilung. Lehrstoff der Quarta. 5. Aufl. Ausgabe B. Nach den preußischen Lehrplänen von 1892 bearbeitet von B. Grosse, Dr. phil., Prof. am fürstl. Gymnasium in Arnstadt. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1893. VI u. 170 SS.

Das Übungsmaterial des vorliegenden, für die 3. Classe bestimmten lateinischen Elementarbuches in seiner 5. gänzlich umgearbeiteten Auflage zerfällt in zwei nebeneinander fortlaufende Reihen von deutschen Abschnitten, von denen die ersteren nur Bearbeitungen der zumeist gelesenen Lebensbeschreibungen von Nepos sind, die sich so eng als möglich an den lateinischen Text anlehnen, ohne jedoch bloß eine reine Umschreibung zu bieten, die letzteren jedoch Einzelsätze oder auch zusammenhangende Stücke enthalten, die aber nach anderen Autoren behandelt oder vom Verf. selbst zusammengestellt sind. Die Stücke, welche sich an die Classenlectüre anlehnen, haben zunächst den Zweck, durch eine vielseitige Verarbeitung des lateinischen Textes diesen inhaltlich und formell zum wirklichen Eigenthum des Schülers zu machen. Dass daher die syntaktischen Regeln, namentlich die über die Casuslehre, weder in ihrer Vollzähligkeit, wie sie die Grammatik aufweist, noch so häufig, als es eine sichere Einübung erheischt,

in ihnen vorkommen können, liegt auf der Hand. Für manche finden sich auch keine Belege bei Nepos, so dass sie vom Verf. bei der Umarbeitung dieses Buches, bei der er sich von Brinkers und Heynachers Versuchen, die Grammatik und die Übungsbücher auf statistischer Grundlage aufzubauen, leiten ließ, auch nicht in diesen Stücken angebracht wurden. Um nun Gelegenheit zur Einübung solcher Regeln zu bieten, hat der Verf. die oben erwähnte zweite, mit römischen Ziffern bezeichnete Reihe von Übungsabschnitten angebracht.

Das Hauptgewicht ist auf die Aneignung der gewöhnlichsten sprachlichen Erscheinungen, auf die Infinitiv- und Participialconstructionen, sowie auf die häufigsten coordinierenden und subordinierenden Conjunctionen gelegt. Diese Spracherscheinungen, deren Verständnis zur richtigen Übersetzung des Autors unentbehrlich ist, sind vom Verf. nicht nur systematisch in den ersten 21 Doppelabschnitten zur Einübung gebracht worden, sondern kehren immer und immer auch in den folgenden Abschnitten wieder. Die Casuslehre wird sodann durch 59 Doppelabschnitte Übungsstoff eingeübt. Darin sind alle selteneren Erscheinungen derselben oder solche, die sich überhaupt nicht bei Nepos finden, übergangen, um Gelegenheit zu finden, sowohl in den Neposstücken als auch in den an diese sich anschließenden Übungssätzen die häufiger vorkommenden gründlich einzuüben. Den Abschluss des Übungsmaterials bilden 17 Abschnitte Einzelsätze zur eingehenden Einübung der Präpositionen.

Der deutsche Ausdruck des Übungsmaterials ist zu loben; er ist gut deutsch, ohne sich jedoch allzusehr von dem ihm entsprechenden lateinischen Ausdruck zu entfernen, so dass der Schüler ohne Schwierigkeit die richtige lateinische Wendung treffen kann. Hierin Gewandtheit zu erzielen, trägt auch die Zusammenstellung der wichtigsten, nach vier Gesichtspunkten (Staat, Krieg und Frieden, Gericht, Privatverhältnisse) geordneten Redewendungen bei, die im Autor und in den Übungsstücken vorkommen (S. 125—128), sowie das sorgfältig und gut gearbeitete Wörterverzeichnis (S. 129—170).

Durch die Benützung dieses Übungsbuches lässt sich Doppeltes erzielen, nämlich Vertiefung des Verständnisses des Autors nach Inhalt und Form und richtiges und gewandtes Übertragen desselben, ferner Sicherheit in der Anwendung der Regeln der Casuslehre, sowie der wichtigsten Fälle der Modus- und Tempuslehre. Deshalb kann Ref. das auch äußerlich gut ausgestattete und correct gedruckte Werkchen zur Benützung wärmstens empfehlen.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische für die 3. Classe der österr. Gymnasien. Im Anschluss an des Verf.s Lateinisches Lesebuch aus Cornelius Nepos und Qu.

Curtius Rufus und an die Grammatiken von Dr. A. Scheindler und K. Schmidt herausgegeben von Johann Schmidt, k. k. Prof. am akad. Gymnasium in Wien. 2 Theile. 1. Theil: Übungsstücke. 2. Theil: Wortkunde. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1893. 144 SS. Preis beider Theile geh. 1 K 20 h, geb. 1 K 80 h.

Der Verf. hat zu seinem Lesebuche für die 3. Classe (vgl. diese Zeitschr. 1893, S. 765 f.) das entsprechende Übungsbuch geschrieben, in welchem die Lehre von der Congruenz durch sechs Abschnitte Einzelsätze und fünf zusammenhangende Stücke, vom Accusativ durch neun Abschnitte Einzelsätze und sechs zusammenhangende Stücke, vom Genetiv durch zehn Abschnitte Einzelsätze und sechs zusammenhangende Stücke, vom Dativ durch neun Abschnitte Einzelsätze und sieben zusammenhangende Stücke, vom Ablativ und den griechischen Wörtern im Lateinischen durch 14 Abschnitte Einzelsätze und sechs zusammenhangende Stücke, von den Präpositionen durch acht Abschnitte Einzelsätze und sechs zusammenhangende Stücke eingeübt wird. Zum Schlusse folgen gemischte Übungen über den ganzen Lehrstoff und zwar 1 Abschnitt Einzelsätze und ein zusammenhangendes Stück. Der Umfang des Übungsstoffes scheint etwas groß zu sein.

In den Einzelsätzen sind zumeist Phrasen aus der Classenlectüre verwendet, die zusammenhangenden Stücke sind Umschreibungen und Verarbeitungen der in des Verf.s Lesebuch aufgenommenen Abschnitte aus Nepos und Curtius mit Beziehung auf bestimmte, dadurch einzuübende Partien aus dem grammatischen Classenpensum. Die Auswahl ist gelungen zu nennen; die Einzelsätze sind fast durchwegs inhaltsvoll und lehrreich, ebenso die zusammenhangenden Stücke, der Ausdruck ist ungezwungen und correct und frei von allen größeren Schwierigkeiten.

Das Wörterverzeichnis, separat gebunden, ist sorgfältig gearbeitet. Die Naturlängen mit Ausnahme der Diphthongen sind gewissenhaft bei allen Wörtern angegeben.

Der Anhang enthält die Regeln über die Zeitenfolge unter Anführung der Nebensätze, für die sie Giltigkeit hat, ferner Weisungen über die Satzstellung und die Participialconstruction. Daran schließen sich die wichtigsten Synonyma für 67 deutsche Ausdrücke.

Das Buch ist mit Geschick und Sorgfalt zusammengestellt, hat einen correcten Druck und eine nette Ausstattung und wird seinen Zweck erreichen. Ref. empfiehlt es den Fachgenossen.

Lateinisches Übungsbuch mit stilistischen Regeln für Quarta. Von Dr. J. Lattmann. 7. Aufl. mit Rücksicht auf die neuen Lehrpläne bearbeitet von Dr. Hermann Lattmann. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1892. IV u. 100 SS. Preis 1 Mk.

Lattmanns Übungsbuch für die 3. Classe hat in der vorliegenden 7. Auflage bezüglich seiner Grundanlage gegenüber

der 6. Auflage keine Umgestaltung erfahren. Ref. verweist deshalb, um Gesagtes nicht wiederholen zu müssen, auf die Besprechung in dieser Zeitschr. 1885, S. 852 f.

Das den stilistischen Regeln und Synonymen folgende Übungsmaterial, welches, wie aus jener Besprechung bekannt ist, aus Retroversionssätzen und Übungen besteht, hat eine Änderung in der Art erfahren, dass jener Inductionsstoff vervollständigt wurde, und zwar in den 20 ersten Nummern aus dem Lesestoffe der Quinta und besonders aus den res romanae, und von da an für die Casuslehre und die übrigen syntaktischen Regeln aus Nepos. Ferner sind nun auch, wie am Ende, so nach bestimmten Abschnitten derselben gemischte Übungen zur Wiederholung einer größeren eingeübten Partie in Einzelsätzen und zusammenhangenden Stücken (12) eingeschoben und die zusammenhangenden Stücke am Ende des gesammten Übungsmaterials etwas vermehrt worden. Andererseits ist eine strenge Beschränkung auf das Pensum der 3. Classe eingehalten, so dass alles über dasselbe Hinausgehende mit dem betreffenden Übungsmaterial beseitigt erscheint, mit Ausnahme weniger, in der Grammatik der Tertia (4. Classe) zugewiesenen Punkte, für welche die Inductionsbeispiele als Vorbereitung für die spätere Übung in dieser Classe aufgeführt sind.

Der Anhang, welcher in der 6. Auflage dem Wörterverzeichnisse vorausgieng und an den loci memoriales und Sentenzen, die in den Übungsstücken vorkommen, ein grammatisches Repetitorium bot, ist in der neuen Auflage weggelassen; dafür ist das Wörterverzeichnis etwas vermehrt worden.

Manche von den a. a. O. besprochenen Mängel sind in der neuen Auflage weggeblieben, dagegen hat dieselbe alle Vorzüge jener behalten. Ref. kann daher auch dieses Bändchen, das sich nebenbei auch durch correcten Druck und nette Ausstattung auszeichnet, wärmstens empfehlen.

Wien. Heinrich Koziol.

Die bardische Lyrik im achtzehnten Jahrhundert von Dr. Eugen Ehrmann. Halle a. S., Max Niemeyer 1892. 8°, VI u. 108 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Ehrmanns Monographie über die bardische Lyrik, so viel ich weiß, eine Erstlingsarbeit, zeugt von guter Schule. Gewiss ist sie keine erschöpfende Darstellung des Bardenwesens. Der Verf. bekennt selbst (S. 13), dass er manches nicht geben wollte, was billigerweise von einer wissenschaftlichen Behandlung der bardischen Lyrik verlangt werden kann. Die äußere Geschichte der Bardenlyrik findet er in der Einleitung von Hamels Klopstockausgabe der Kürschner'schen Deutschen Nationalliteratur und in Munckers Klopstockbiographie genügend behandelt. Über die einzelnen Ver-

Curtius Rufus und an die Grammatiken
K. Schmidt herausgegeben von Johann
akad. Gymnasium in Wien. 2 Theile. 1.
Wortkunde. Wien u. Prag, Verlag
Preis beider Theile geh. 1 K 20 h,

Der Verf. hat zu seinem Lesebu
diese Zeitschr. 1893, S. 765 f.)
geschrieben, in welchem die Lehre
Abschnitte Einzelsätze und fünf
Accusativ durch neun Abschnitte
hangende Stücke, vom Genetiv
und sechs zusammenhangende
schnitte Einzelsätze und sieben
Ablativ und den griechischen
Abschnitte Einzelsätze und
den Präpositionen durch
zusammenhangende Stücke
gemischte Übungen über
Einzelsätze und ein
des Übungsstoffes

In den Einzelsätzen
verwendet, die zusam
und Verarbeitungen
Abschnitte aus Ne
dadurch einzuübend
Die Auswahl
fast durchwegs
hangenden Stücke
und frei von

Das W
gearbeitet.
gewissenhaft

Der
Anführung
Weisungen
Daran
Ausdrücke

hat
seinen

Lat

...findungspracht. Vollends zu widersprechen
...lopstock, sondern erst die Barden hätten
...rslandschaften zu bilden. Und Klop-
...bekannte Gewitterscene des Goethe-
...nn die Zeitgenossen gleicher
...bei den Barden die Natur
...chert als bei Klopstock?
...entsprechenden Natur-
...ngebettet. Richtig wiederum
...Berührungspunkte von Barden-
...Anakreontik aufgezeigt. Noch stärker,
...antikisierende Nachklänge im Bardenliede
...nur anakreontische Badescenen sind
...In einem trotz Allem mit der Antike enge
...wird auch eine nationale Bewegung nicht
...antikisierende Formen hinwegkommen. Mit Absicht
...Horaz. Für mich liegt in einem guten Theile
...schen Dichtung und der Bardenlieder eine immer sich
...Nachempfindung der Rhetorik des Horazischen carmen
...Gewiss dachte auch Horaz, wenn er sein Antlitz in die
...Falten orphischer Weisheit legte und dann mit rhetorischem
...vor sein Publicum trat, die Töne naiver Volksdichtung zu
...Ebenso fühlen sich die Barden — und nicht zum geringsten
Klopstock — als echte Schüler urgermanischer Sänger und schrauben
sich doch zu einem Überschwange von rhetorischem Pathos empor,
von dem ihre Vorbilder nichts wissen. Wie trocken, wie leer, wie
gefühlsarm hätte ihnen die wirkliche altgermanische Dichtung ge-
schienen. Kein Wunder, dass die Barden schließlich zu horazischen
Tönen kamen.

Einen Vorwurf muss ich noch gegen E. erheben. Er behandelt die Bardendichtung wie ein einziges, in sich völlig gleiches Ganze. Dass auch innerhalb der Schule Verschiedenheiten vorlagen, kommt nicht zur Erscheinung. Da er nur die allen Bardendichtern gemeinsamen Merkmale bespricht und eine Charakterisierung der einzelnen Dichter nicht liefert, möchte man unwillkürlich nach E. noch eine zusammenfassende Darstellung der Individualitäten lesen, die am Bardensang Antheil hatten. E.s Schrift wäre plastischer ausgefallen, hätte er diese Charakteristik seinen Ausführungen beigegeben.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger ... herausgegeben von Julius Elias, Max Herrmann und Siegfried Szamatólski. 2. Band (Jahr 1891). Stuttgart, G. J. Göschen 1893. Größtes Lex.-8°, IX, 196, 275 SS.

Die Jahresberichte, deren ersten Jal ...n dieser Zeit-
schrift 1892, S. 994, angezeigt habe, s ...des ver-

treter des Bardenthums hätten Hofmann-Wellenhof, Hamel, Erich Schmidt und Redlich gesagt, was zu sagen sei. Endlich meint er (S. 71), durch die Vorarbeiten von Muncker, Pfau, Hofmann-Wellenhof seien die Acten über die bardische Verwertung der deutschen Mythologie geschlossen. Gegen alle diese Einschränkungen des Themas kann Widerspruch erhoben werden. Dennoch möchte ich mit Ehrmann nicht zu scharf ins Gericht gehen. Er hat immerhin in relativ angenehmer Form neue Beiträge zu einer objectiven Erkenntnis unserer deutschen Lyrik geliefert. Die deutsche Lyrik ist bisher wissenschaftlich so wenig festgelegt, wir verfügen über eine so spärliche Anzahl von Arbeiten, die ihrer vom wissenschaftlichen Standpunkte aus habhaft werden wollen, dass auch eine scheinbar geringfügige Förderung als wertvolle Errungenschaft freudig begrüßt werden muss. Im ganzen und großen begnügt man sich noch immer mit Vorliebe, den subjectiven Eindruck lyrischer Dichtungen mehr oder minder glücklich, mit größerem oder geringerem Feinsinn und Geschmack wiederzugeben; objective Kennzeichen einer historisch gegebenen Gruppe lyrischer Dichtungen zusammenzustellen, haben bisher nur wenige versucht. Auch Ehrmann dehnt im wesentlichen die Untersuchungen, die von Hofmann-Wellenhof ('Michael Denis' S. 204 ff.) für Denis angestellt worden sind, auf den ganzen Kreis der Bardendichter aus. Er behandelt die beherrschenden Vorstellungen und die behandelten Gegenstände und Stimmungen, er holt sich Citate zusammen, aus denen das Wesen der „Barden", die hohe Bedeutung, die man ihm beilegte, das dichterische Selbstbewusstsein und die kleinliche Eitelkeit sich offenbaren, die hinter der Maske hervorlugten; der Anspruch auf Ruhm und Unsterblichkeit, den der oft nur künstlich begeisterte vates erhob, die Verherrlichung der Harfe, auf der er sein carmen non prius auditum vorträgt, der für das Bardenwesen charakteristische Cultus, den der Sänger im Lied mit seinem Liede treibt, sie kommen zur Erörterung. Die Geistererscheinungen, in denen das Bardenlied schwelgt, werden beobachtet, und neben ihnen die dichterische Verwertung der Natur. Ich möchte nicht den Inhalt des Büchleins ausschreiben und hebe lieber Einzelnes heraus. E. begnügt sich nicht, die Merkmale der bardischen Lyrik in ein Repertorium zu bringen, und sucht weiter umzublicken. Die Einleitung bespricht die anregenden Momente; Herder, Gerstenberg, die mächtige Wirkung der Lieder des preußischen Grenadiers Gleim, dann natürlich Klopstock und Ossian werden herangebracht. Die beiden letzten verliert die Untersuchung nie aus dem Auge. Trefflich handelt E. etwa über den „Ossianischen Natureingang" und seine Nachahmung. Zuviel sagt er, wenn er der „abstracten Gefühlsschwärmerei" Klopstocks die Versuche der Barden gegenüberstellt, die Berechtigung des Naturbildes zu betonen (S. 48). Mag auch Klopstock ein Menschenantlitz, das den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt, der Natur vorziehen, so feiert er

doch auch der Natur Erfindungspracht. Vollends zu widersprechen ist der Behauptung, nicht Klopstock, sondern erst die Barden hätten versucht, gefühlvolle Stimmungslandschaften zu bilden. Und Klopstocks Eisoden? Wie wäre die bekannte Gewitterscene des Goetheschen „Werther" verständlich, wenn die Zeitgenossen gleicher Ansicht gewesen wären? Und wird bei den Barden die Natur weniger von abstractem Beiwerke überwuchert als bei Klopstock? Hier wie dort sind die unserem Gefühle entsprechenden Naturschilderungen in breite Betrachtungen eingebettet. Richtig wiederum werden (S. 78) die mannigfachen Berührungspunkte von Bardenlyrik, Sturm und Drang und Anakreontik aufgezeigt. Noch stärker, als es geschah, hätte E. antikisierende Nachklänge im Bardenliede hervorheben können. Nicht nur anakreontische Badescenen sind dem Barden geläufig. In einem trotz Allem mit der Antike enge verbundenen Jahrhundert wird auch eine nationale Bewegung nicht leicht über antikisierende Formen hinwegkommen. Mit Absicht citierte ich oben Horaz. Für mich liegt in einem guten Theile der Klopstock'schen Dichtung und der Bardenlieder eine immer sich erneuernde Nachempfindung der Rhetorik des Horazischen carmen saeculare. Gewiss dachte auch Horaz, wenn er sein Antlitz in die ernsten Falten orphischer Weisheit legte und dann mit rhetorischem Pompe vor sein Publicum trat, die Töne naiver Volksdichtung zu treffen. Ebenso fühlen sich die Barden — und nicht zum geringsten Klopstock — als echte Schüler urgermanischer Sänger und schrauben sich doch zu einem Überschwange von rhetorischem Pathos empor, von dem ihre Vorbilder nichts wissen. Wie trocken, wie leer, wie gefühlsarm hätte ihnen die wirkliche altgermanische Dichtung geschienen. Kein Wunder, dass die Barden schließlich zu horazischen Tönen kamen.

Einen Vorwurf muss ich noch gegen E. erheben. Er behandelt die Bardendichtung wie ein einziges, in sich völlig gleiches Ganze. Dass auch innerhalb der Schule Verschiedenheiten vorlagen, kommt nicht zur Erscheinung. Da er nur die allen Bardendichtern gemeinsamen Merkmale bespricht und eine Charakterisierung der einzelnen Dichter nicht liefert, möchte man unwillkürlich nach E. noch eine zusammenfassende Darstellung der Individualitäten lesen, die am Bardensang Antheil hatten. E.s Schrift wäre plastischer ausgefallen, hätte er diese Charakteristik seinen Ausführungen beigegeben.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger ... herausgegeben von Julius Elias, Max Herrmann und Siegfried Szamatólski. 2. Band (Jahr 1891). Stuttgart, G. J. Göschen 1893. Größtes Lex.-8°, IX, 196, 275 SS.

Die Jahresberichte, deren ersten Jahrgang ich in dieser Zeitschrift 1892, S. 994, angezeigt habe, sind vor Schluss des ver-

flossenen Jahres zum zweitenmale vor das Publicum getreten. Der zweite Band, dem literarischen Ergebnisse des Jahres 1891 gewidmet, übertrifft im ganzen wie im einzelnen seinen Vorläufer an Umfang und Fülle des verarbeiteten Materials. Wenn ich schon beim ersten Bande hervorhob, dass die Herausgeber des neuen Unternehmens keine leichte Arbeit zu leisten haben, so zeugt das Vorwort des zweiten Bandes von neuen Schwierigkeiten, die das Gedeihen des mühsamen Werkes ernstlich gefährden. Sichtlich finden die Herausgeber nicht bei jedem ihrer Mitarbeiter die nöthige Unterstützung. Ein scharfer, im Vorwort enthaltener Angriff bezichtigt einen Gelehrten, den Fortgang der Arbeit in nicht ganz correcter Weise gehemmt zu haben. Im Interesse der guten Sache wäre wohl dringendst zu wünschen, dass die Herausgeber künftig vor der Eventualität solcher und ähnlicher Erklärungen bewahrt bleiben mögen. Schließlich sind vor allen Augen sich abspielende Familienscenen nur eine Augenweide für den Außenstehenden und neuer Anlass zu Spott und Hohn für die vielen Gegner unserer jungen Wissenschaft. Gerade die Jahresberichte fanden allerorts eine so einstimmig günstige Aufnahme und eine so ermunterde Zustimmung, dass jeder Schritt, der sie von ihrer erfolgreichen Bahn ablenken könnte, nur aufrichtig zu bedauern wäre.

Zur Geschichte des jungen Unternehmens bemerke ich noch: Die einzelnen Referate sind nicht durchaus in denselben Händen geblieben. Die Capitel Klopstock und Wieland wurden mit dem Abschnitte über das neuere Epos in der Hand Munckers, gewiss zum Vortheile des ganzen Werkes, vereinigt. Richard M. Meyer gab sein Referat über Culturgeschichte an Steinhausen ab und übernahm Kühnemanns Abschnitt „Didaktik seit 1750". Der Titel ist nicht gut gewählt, im wesentlichen trifft sich in dem genannten Abschnitte Alles, das an anderer Stelle nicht unterkommen konnte, und Vieles, das schon in einem der übrigen Referate Erwähnung fand. Darum betrachte ich es auch als einen glücklichen Griff, dass der Abschnitt „Didaktik" aus dem Referate über Goethe beseitigt und die für ihn bestimmte Literatur dem von Veit Valentin besorgten Capitel „Allgemeines" zugewiesen wurde. Anderer kleinerer Verschiebungen zu geschweigen, erwähne ich noch, dass Erich Schmidt die Lessingliteratur von 1890 und 1891 im zweiten Bande unter einem behandelt. Ähnliche Zusammenfassungen müssen auch im nächsten Bande stattfinden; denn die Referate über „Didaktik von 1450 bis 1700", über „Humanisten und Neulateiner", über „Lyrik von 1750 bis zur Gegenwart" und über „Grillparzer" mussten liegen bleiben, damit der Band noch vor Jahresschluss erscheinen könne. Aus gleichem Grunde kam Werners Referat über „Poetik und ihre Geschichte" und Roethes glänzende Zusammenfassung der Druckwerke, in denen das deutsche Geistesleben der letzten anderthalb Jahrhunderte sich spiegelt, nur theilweise zum Abdruck. Der Schluss beider Artikel soll im nächsten Bande folgen.

Über Roethes letztgenannte Arbeit sei noch ein Wort gesagt. Schon die Besprechungen des ersten Bandes haben auf Roethes universal gedachten und universal durchgeführten Überblick rühmend hingewiesen. Diesmal wird selbst das Bruchstück, mit dem wir beschenkt werden, die weitaus kräftigste Anziehung auf Nahe- und Fernestehende ausüben. Roethe entwickelt mit spielender Leichtigkeit einen so erdrückenden Reichthum, dass manches der nebenher laufenden Referate völlig an die Wand gedrückt erscheint, und dass, wer zufälligerweise in dieser oder jener Besprechung mit ihm zusammentrifft, neben soviel Licht in den Schatten treten muss. In unserer Zeit der Specialstudien ist es gerade dem wissenschaftlichen Arbeiter schwer geworden, jene literarischen Erscheinungen in sich aufzunehmen, in denen die geistige Entwicklung des Jahrhunderts am besten Ausdruck findet. Wer kann die Fülle der Memoirenwerke, wer alle historischen Standard works bewältigen, mit denen gerade in neuerer Zeit der deutsche Büchermarkt überflutet wird? Und neben solchen der Kenntnis unserer jüngeren geschichtlichen Vergangenheit gewidmeten Darstellungen sammelt sich im Laufe des Jahres eine kleine Bibliothek von Schriften an, die mehr oder minder polemisch und aggressiv dem neuesten Literaturleben ihr Augenmerk schenken. Roethe verwirklicht den schönen Gedanken, in scharfen Strichen mit sicherem, in sich wohl begründetem Urtheile dem Gebildeten, nicht nur dem Fachgelehrten, eine klare Übersicht über den geistigen Ertrag des deutschen Literaturlebens eines Jahres zu gewähren. Wer auf der Höhe seiner Zeit stehen will, muss von dem Materiale Kunde haben, das Roethe in sauberer Analyse vorlegt — der Fachmann, um in zersplitternden Detailstudien den Überblick nicht zu verlieren, der allgemein Gebildete, um sich ein Urtheil über die Fragen des deutschen Geisteslebens zu bewahren. Ich müsste die Titel der von Roethe besprochenen Schriften zusammenschreiben, wollte ich ein Bild seiner Arbeit liefern. Ich müsste auseinandersetzen, wie er von den „Literaturgeschichten", von Goedeke und Gottschall ausgehend die „Anthologien" des Berichtsjahres beleuchtet, in einer raschen Durchsicht der „Almanache" die Interessen der jüngsten deutschen Dichtung zu verstehen sucht, wie er einen Augenblick bei den „Stammbüchern" verweilt, die im Jahre 1891 aus dem Dunkel dieses oder jenes Nachlasses hervortraten, um dann mit bewundernswerter Objectivität Verächter und Verehrer der gegenwärtigen geistigen Phase Deutschlands einander gegenüberzustellen. Roethes Vielseitigkeit scheut auch vor dem Geschichtschreiber der Theologie nicht zurück und übt scharfe, vielleicht ein wenig einseitige Kritik an den Historikern der neueren politischen Geschichte Deutschlands. Was die historische Literatur an Schriften über Preußens Könige gezeitigt hat, wird vorgeführt; Friedrich der Große beansprucht breiten Raum, rascher können seine Nachfolger abgethan werden. Auf eine byzantinisch gedachte Sammlung der „Kernworte" Wil-

helms II. fällt ein ironischer Blick. Umso mächtiger treten mit der um sie sich ansammelnden Literatur die Gestalten Bismarcks und Moltkes in den Kreis. Den Abschluss des Fragmentes bilden Selbstbiographien, Memoiren und Briefwechsel; ich greife nur ein paar Namen heraus. Dort Edmond Scherer, Stichling, Schleiden, Gerlach, Arneth, Hübner, Fröbel, Lassalle, Wachenhusen, Thekla v. Gumpert, Riehl, Schack, Rodenberg, Dahn, Klaus Groth, Ludwig Pietsch, Lübke, Ranke, Karl Hase; hier Briefe an Ramler, an Voß, der Briefwechsel des Berner Staatsmannes Stapfer, Briefe Johannes von Müllers, Schulzes, König Ludwigs I. von Bayern, Kaulbachs, Rauchs und Rietschels. Ich habe wahllos einige Namen herausgeschrieben; vor solchem Reichthume verstummt jedes Wort der Anempfehlung. Jedermann wird froh sein, das von Roethe geordnete und gesonderte Wirrsal an der Hand eines kundigen Führers durchwandern zu können und eigenen führer- und ziellosen Suchens und Lernens überhoben zu sein.

Diese Zeilen wurden im Juli l. J. niedergeschrieben. Die JBL haben seitdem einen schweren Verlust erlitten. Mitte August erlag Siegfried Szamatólski zu München einem langwierigen, schweren Leiden, das ihn schon seit Monaten seinen Studien entzogen hatte. Eine große, erfolgreiche Arbeitskraft ist uns geraubt worden. Was er für Faustsage und Faustbuch, für Hutten und Hans Sachs gethan hat, wird dem Gedächtnisse der Fachgenossen so bald nicht entschwinden. Er ist zu früh dahingegangen — Szamatólski stand erst im 28. Lebensjahre —, um ein Buch von durchschlagender Bedeutung liefern zu können. Die selbstlose und mühsame Arbeit an seiner Lieblingsschöpfung, an den „Jahresberichten", nahm überdies während der letzten Jahre seine Arbeitskraft völlig in Anspruch. Wer ihn aus der Nähe kannte, durfte von seinem eisernen Fleiße, von seinem rastlosen Spürsinne, von seinem frischen Wagemuth und von seinem glücklichen Organisationstalente das Schönste erhoffen, musste in ihm insbesondere den in Rath und That stets hilfsbereiten Freund schätzen und verehren. — Auch Max Herrmann ist aus dem Redactionsverbande ausgetreten; fortab wird kein Geringerer als Erich Schmidt mit Elias zusammen die Herausgabe leiten.

Zu Joh. Christ. Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität. Von Johannes Reicke. Königsberg i. Pr., Ferd. Beyer 1892. (Separatabdruck aus der „Altpreußischen Monatsschrift" Bd. 29, S. 70—150.) 8°, 81 SS. Preis 2 Mk.

Die Jahre in Königsberg sind Gottscheds Lehrjahre gewesen, er musste dann in die Fremde wandern, um da erst Einsichten zu erhalten, die ihn hoffen lassen konnten, dermaleinst als Meister — und seiner Zeit hat er als solcher gegolten — angesehen zu werden. In diese Worte fasst Reicke das Verhältnis der von ihm erörterten Lebensperiode Gottscheds zu seiner Leipziger Zeit zusammen.

Gottsched selbst sagt einmal über dasselbe Thema, Albertinens Schoß — die Universität Königsberg ist gemeint — habe ihm die Musen lieb gemacht, bis ihn das Glück in Deutschlands Kern gebracht. „Hier hab' ich Geist und Witz noch feiner ausgeschliffen, Was Pietsch mich nicht gelehrt, aus Menckens Huld begriffen, Durch fremder Sprachen Licht das Deutsche mehr gestärkt, Und aus der Alten Höh' der Neuern Fall bemerkt." Kurz, eine hervorragende Stelle in der Entwicklung Gottscheds nehmen die Königsberger Lehrjahre, die Zeit, da er zu Pietschs Füßen saß, nicht ein. Und die uns seit langem versprochene Gottschedbiographie Wanieks wird voraussichtlich bei ihnen nicht lange zu verweilen haben. Ein Vorwurf sei darum der fleißigen, aus unerquicklichstem Detail und trockenstem Materiale geschöpften Arbeit R.s nicht gemacht. Sie stellt die eigenen Bekenntnisse Gottscheds zusammen, der später gern und oft der Königsberger Zeit gedachte, und nimmt wieder einmal die sichtlich von Gottsched inspirierten, zeitgenössischen Berichte vor, die seit Jördens unbenutzt brach gelegen hatten. Die Anstalten und die Lehrer, denen Gottsched seine Bildung dankte, kommen, meist nach seinem eigenen Berichte, zu ausführlicher Betrachtung. Am längsten wird natürlich bei Johann Valentin Pietsch verweilt. Schade, dass Pietsch zuliebe R. nicht von seiner Art, Notizen und Citate zusammenzutragen, zu einer abgerundeten Darstellung emporsteigt. Nur flüchtig streift er die auffallende Thatsache, dass Gottsched nicht schon von Pietsch den „großen Grundsatz von der Nachahmung der Natur, welcher der Poesie mit so vielen Künsten gemein ist," gelernt habe und ihn erst in Leipzig aus „Aristotels Poetik" begreifen musste (S. 33). Überhaupt scheint Pietsch mehr im Gespräche als durch Vorlesung auf seinen Schüler gewirkt zu haben. Canitz, Neukirch, Horaz' „Brief an die Pisonen" ist ihm auf diesem Wege bekannt geworden. R. möchte auch Boileau dieser Liste anreihen und beruft sich (S. 36 f.) auf die beiden Dissertationen „Poeticarum Thesium Decas" und „Solutae Ligataeque Orationis Limites" von 1718, in denen Pietsch sichtlich von Boileau beeinflusst ist. Beide Dissertationen sind als Anhang abgedruckt (S. 72—81) und rücken so in dankenswerter Weise allgemeiner Benützung wieder nahe.

Wien. Oskar F. Walzel.

C. Stoffel, Studies in English Written and Spoken. For the use of continental students. First Series. Zutphen, J. W. Thieme & Cie., London, Suzac & Co., Straßburg in E., E. d'Oleire (Trübners Buchhandlung) 1894. gr. 8°, X u. 332 SS.

Die vor uns liegenden „Studien" des auf dem Gebiete der englischen Lexikographie[1]) rühmlichst bekannten holländischen Ge-

[1]) C. Stoffel ist der Bearbeiter des Dictionary of the English and German languages von W. James (Tauchnitz Edition).

lehrten sind, wie schon der Titel anzeigt, theils der geschriebenen, theils der gesprochenen englischen Sprache gewidmet. Die dem literarischen Englisch gewidmeten Aufsätze umfassen 169 Seiten und sind folgendermaßen betitelt: 1. On certain Functions of the Preposition *for* (S. 1—76); 2. *No, not* (S. 77–114); 3. *Only* = „*except*“ (S. 115—119); 4. *To thing long* usw. (S. 120—124); 5. Scriptural Phrases and Allusions in Modern English (S. 125 bis 169). Die ersten vier Untersuchungen sind als wichtige Beiträge zur englischen Wortforschung zu betrachten; der Verf. bekundet darin eine genaue Vertrautheit mit allen Sprachperioden des Englischen und eine reiche Belesenheit in der ältesten, wie in der neuesten Literatur. Da auf S. 107 für den ganz modernen Gebrauch des attributiven *no one* nur zwei Beispiele aus Shakespeare und eines aus Fielding gegeben werden, so mögen noch zwei Belege dafür aus der neuesten Zeit hinzukommen: J. W. Draper, History of the Intellectual Development of Europe (herausgegeben von H. Löschhorn, Berlin, Gärtner 1894), S. 43 *no one point can be transposed without disturbing the rest* und J. R. Green, Modern England (herausg. von Böddeker, Berlin, Gärtner 1894), S. 48 *Ever since Strongbow's landing there had been no one Irish Church, simply because there had been no one Irish nation.* Vgl. auch die von Stoffel selbst angeregten Bemerkungen Dr. John Kochs über *any one, every one* und *no one* im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“, Bd. 91, S. 4. In dem fünften Aufsatze werden zahlreiche biblische Citate und Anspielungen aus der modernen englischen Literatur zusammengetragen und durch Heranziehung der Originalstellen aus der Authorized Version der englischen Bibel erklärt. Zu der Stelle aus dem Römerbriefe XIII, 1 „*The powers that be are ordained of God*“ war auch das von Hoppe, Supplement-Lexikon, 2. Auflage, s. v. *be* aus Chambers' Journal, Nr. 559 angeführte Beispiel „*having obtained permission from the powers that be*“ zu erwähnen.

Die zweite Hälfte des Buches wird von einem ausführlichen Commentar ausgefüllt, der sich an einige dem *Punch* entnommene „*'Arry rhymes*“, d. h. Gedichte, die in der Sprache des Londoner 'Arry oder Cockney abgefasst sind, anschließt. Nachdem der Verf. das Nöthigste über Orthographie, Aussprache und Grammatik des „'Arryese“ gesagt hat (S. 182—196), wendet er sich seiner Hauptaufgabe zu, nämlich den Wortschatz und den Stil der von ihm abgedruckten Texte zu durchforschen. Er greift alles, was darin von der Schriftsprache abweicht, auf und ruht nicht, bis er uns jeden Slangausdruck und jede vulgäre Redewendung verständlich gemacht hat. Oft lassen ihn die Quellen im Stich, und er muss dann auf Grund seiner eigenen Kenntnis der lebenden Sprache und seiner erstaunlichen Belesenheit in der humoristischen Tagesliteratur der Engländer eine Erklärung versuchen, die ihm wohl stets gelingt. Zu bedauern ist nur, dass er das neue encyklopädische

Wörterbuch von Muret nicht benützt hat, von dem doch bis Ende 1893 zehn Lieferungen (A—Haz) erschienen sind. Hätte er diese zurathe gezogen, so hätte er sich einige seiner Bemerkungen, wie z. B. S. 187 „The word (sc. *cussedness*) is not explained in any work of reference that J am acquainted with", S. 248 „His umbrella 'Arry playfully calls his „*brolly*", a term that the Dictionaries have hitherto looked askance at", S. 274 „*To fetch* is colloquially, not necessarily vulgarly, used for „to attract, fascinate, charm, steal the heart of", a sense which the Dictionaries ignore" usw. ersparen können. Ein sorgfältig ausgeführter „Index" erhöht den Wert dieser einzig dastehenden Untersuchung.

Das Werk, dessen Druck und Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen, wird jedem, der sich mit der modernen englischen Sprache und Literatur wissenschaftlich beschäftigt, vortreffliche Dienste leisten und sollte auf dem Arbeitstische keines Anglisten fehlen. Wir sehen der Fortsetzung dieser Arbeit mit lebhaftem Interesse entgegen.

Troppau. Dr. Joh. Ellinger.

Lehrbuch der allgemeinen Logik für höhere Bildungsanstalten. Mit Benützung der 7. Auflage des Lehrbuches der formalen Logik von Schulrath Dr. G. A. Lindner verfasst von Dr. G. A. Lindner und Dr. Ant. v. Leclair. Wien, Karl Gerolds Sohn 1894.

Die Erwartung, welche die „Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich" aussprachen, dass in nicht allzulanger Zeit berufene Kräfte an die Abfassung eines den Gymnasialzwecken angepassten Grundrisses der Logik schreiten werden, hat sich, wie bekannt, bereits erfüllt. Nachdem zwei brauchbare, den Intentionen der „Instructionen" entsprechende Lehrbücher der Logik vor mehr als drei Jahren erschienen sind und in vielen Anstalten bereits Eingang gefunden haben, hat soeben ein drittes die Presse verlassen, um den Wettbewerb mit ihnen aufzunehmen und dem „Lehrbuche der formalen Logik" von Schulrath Dr. G. A. Lindner, welches in sieben Auflagen dem logischen Unterrichte an vielen Anstalten Österreichs zur Grundlage diente, die alten Freunde zu erhalten und, wo möglich, neue zu gewinnen. Es ist schade, dass nicht schon im Jahre 1890, als eine neue Auflage des genannten Lehrbuches nothwendig wurde, jene Änderungen vorgenommen wurden, die in der gegenwärtigen Auflage vorliegen und das Buch als ein in jeder Beziehung brauchbares erscheinen lassen. In dem vorliegenden Buche ist nicht bloß der Titel geändert, sondern es ist, besonders in der Begriffs- und Urtheilslehre, eine so vollständige Umgestaltung vorgenommen worden, dass die neuen Verff., Prof. Dr. Lindner und der durch seine Forschungen bestbekannte Prof. Dr. A. v. Leclair, das Buch mit Recht als ein völlig neues bezeichnen können.

Nach der Forderung der „Instructionen" steht an der Spitze des Buches eine psychologische Einleitung zur Logik, welche in Kürze und in strengem Anschluss an das weitverbreitete „Lehrbuch der empirischen Psychologie" von Schulrath Dr. Lindner eine Classification der psychischen Thatsachen und eine Darlegung der Gesetze der Association und Reproduction der Vorstellungen, sowie das Wesentliche von der Apperception und Aufmerksamkeit bietet und die Aufgabe und das Verhältnis der Logik zu den übrigen Wisssenschaften nebst ihrem Werte und Nutzen erläutert. Diese Einleitung ist keine überflüssige Zugabe zur Logik, sondern bildet in der That die Grundlage für den weiteren Aufbau derselben und findet in allen ihren Theilen wohlbegründete Berücksichtigung. Die Elementarlehre weicht zwar von der herkömmlichen Abfolge, Lehre vom Begriffe, Urtheile und Schlüsse, nicht ab: mit Recht wird indes wiederholt betont, dass das Urtheil die allgemeine Form des Denkens sei, wobei man aber folgerichtig zu fordern berechtigt ist, dass das Urtheil den Ausgangspunkt aller logischen Lehren bilde. Die Begriffslehre erläutert in entsprechender Weise die Entstehung des Begriffes und dessen wesentlichen Charakter, die Allgemeinheit, die Arten und Verhältnisse der Begriffe, die Abstraction, Generalisation und Determination. Die Darstellung lässt an Vollständigkeit nichts vermissen. Die Äquipollenz als besonderer Fall der Ähnlichkeit kommt zur richtigen Geltung; besonders wichtig und gelungen aber scheint mir die Darstellung des disparaten Verhältnisses und des conträren, contradictorischen und correlativen Gegensatzes der Begriffe.

Wenn die Darstellung der Begriffslehre als durchaus erschöpfend bezeichnet werden muss, so kann das Gleiche bezüglich der Lehre vom Urtheile gesagt werden. Auch die Darlegung der Urtheilslehre zeichnet sich durch Vollständigkeit und Übersichtlichkeit aus und nimmt überall Rücksicht auf die Satzlehre, so dass wir für alle Satzformen Formen des Urtheils finden. Daher ist nicht bloß der einfache nackte Satz mit seinem Subjects- und Prädicatsbegriffe, wie dies in der „formalen" Logik geschah, berücksichtigt, sondern es findet auch die Periode in allen ihren Formen (hypothetische, causale, finale und concessive Periode), sowie deren sprachliche Beziehung gebürende Berücksichtigung. Dass auch die herkömmliche Eintheilung der Urtheile nach Qualität, Quantität, Relation und Modalität, deren Grundzüge von Kant herrühren, nicht übergangen ist, zeugt von dem Bestreben der Verff., das wir überall bemerken, mit den Traditionen nicht völlig zu brechen, zugleich aber auch, mit welch geringem Verluste für die Vollständigkeit der Urtheilslehre diese Eintheilung wegfiele. Einen nicht zu unterschätzenden formalen Wert scheint mir diese Eintheilung der Urtheile bloß für die Beziehungen zu haben, die zwischen den Urtheilen a, e, i, o bestehen, worauf die uneigentlichen Schlüsse beruhen.

Die Schlusslehre ist im Anschlusse an das Lindner'sche „Lehrbuch der formalen Logik" in zweckentsprechender Kürze behandelt. Auch die Wissenschaftslehre folgt der Disposition und im ganzen auch der Darstellung des genannten Lehrbuches. Dass dabei die Darstellung gewonnen hat und für die Beibringung der Beispiele die vorhandene Literatur benutzt und auch die Unterrichtspraxis verwertet wurde, soll nicht unerwähnt bleiben. Überhaupt fand die reiche und treffliche Literatur des Gegenstandes, deren Benützung insbesondere auf dem Gebiete der Begriffs- und Urtheilslehre erforderlich war, überall gewissenhafte Verwertung. Mit Vergnügen sei endlich erwähnt, dass die Darstellung des nicht leichten Lehrstoffes durchwegs klar und fasslich ist, und dass das Lehrbuch von den Schülern, die es zur Wiederholung des in den Lehrstunden behandelten Gegenstandes benützen, mit Nutzen wird verwendet werden.

Dass das Buch nicht bloß für Gymnasiasten bestimmt ist, zeigt sowohl der Titel desselben als auch die zahlreichen Etymologien der logischen Termini, die in den Fußnoten angemerkt, aber für Septimaner wohl zumeist überflüssig sind. Der Druck ist durchwegs correct.

Wien. Joh. Schmidt.

E. Goursat, Vorlesungen über die Integration der partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung. Gehalten an der Faculté des sciences zu Paris. Bearbeitet von C. Bourlet. Autorisierte deutsche Ausgabe von H. Maser. Mit einem Begleitworte von G. Lie. Leipzig, B. G. Teubner 1893.

Die Theorie der partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung ist durch die bedeutenden Arbeiten von Lie gefestigt und zu einem Abschlusse gebracht werden. Die ausführliche Darlegung dieser Arbeiten finden wir in dem vorliegenden Buche, das im Originale im Jahre 1891 erschien, so dass dasselbe als Vorbereitung für das Studium der Lie'schen Untersuchungen sich sehr geeignet erweisen wird. Das Werk von Goursat geht auf die älteren Arbeiten zurück und widmet insbesondere den Begriffen der infinitesimalen Transformation und der Functionengruppe einen breiten Raum, da ja durch die Functionengruppen und die Invariantentheorie der Berührungstransformationen die Grundlage für die Transformationstheorie der partiellen Differentialgleichungen höherer Ordnung geschaffen wurde, wie dies Professor Lie in seinem, dem vorliegenden Buche beigegebenen Begleitworte betont.

Es werden allgemeine Sätze über die Existenz der Integrale aufgestellt und in dieser Beziehung den schönen Entwicklungen der Frau von Kowalevsky gefolgt, weiter werden die linearen homogenen und sonst beliebige Differentialgleichungen untersucht, die

Methoden von Mayer und Jacobi angegeben und dieselben durch Aufgaben, welche jedem Abschnitte beigegeben sind, erläutert. Die Mayer'sche Methode der Integration vollständig integrierbarer Systeme finden wir eingehend berücksichtigt und deren geometrische Deutung erörtert. Wenn die Gleichungen von beliebiger Form sind, so wird das Integrationsverfahren von Lagrange und Charpit zur Lösung derselben verwendet.

Die Methode von Cauchy zur Integration partieller Differentialgleichungen erster Ordnung, welche eine Erweiterung der Pfaff'schen Methode ist, gelangt im Folgenden zur Behandlung und erfährt eine geometrische Deutung durch Einführung der Charakteristiken und Erläuterung des Satzes: „Wenn zwei Integralflächen sich berühren, d. h. ein gemeinschaftliches Element haben, so berühren sie sich längs der ganzen von diesem Elemente ausgehenden Charakteristik." Dass sie sich auf den Fall beliebig vieler Variabeln ausdehnen lässt, wird gezeigt und dabei der von Darboux eingeschlagene Weg gegangen.

Die folgenden Abschnitte beziehen sich auf die Erörterung der Methoden von Jacobi, Mayer und Lie, auf die geometrische Untersuchung der Gleichungen mit drei Variabeln, die Integralcurven und die singulären Lösungen. In letzterer Beziehung ist eine Arbeit von Darboux herangezogen, sowie auf die grundlegenden Entwicklungen von Monge Rücksicht genommen. Die letzten Abschnitte des Buches sind den Deductionen von Lie gewidmet (Theorie der Berührungstransformationen, Theorie der Gruppen). Diese schwierige Theorie ist mit großer Ausführlichkeit dargestellt und mit Klarheit durchgeführt. — Da die ersten Abschnitte des Buches kurz gehalten und nur durch wenige Beispiele erläutert wurden, so hat der Herausgeber zur Erläuterung der verschiedenen Integrationsmethoden für die partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung einige Beispiele hinzugefügt und auf diese Weise zur Befestigung der vorgetragenen Theorien beigetragen.

Ref. wünscht dem Werke, das zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Differentialgleichungen gehört, recht viele Leser, die dasselbe sicherlich mit dem größten Nutzen und großer Befriedigung studieren werden.

Vorlesungen über Maxwells Theorie der Elektricität und des Lichtes von Dr. Ludwig Boltzmann, Professor der theoretischen Physik an der Universität München. 2. Theil: Verhältnis zur Fernwirkungstheorie; specielle Fälle der Elektrostatik, stationären Strömung und Induction. Mit Figuren im Text und zwei Tabellen. Leipzig, Johann Ambros. Barth (Arthur Meiner) 1893. Preis 5 Mk.

Der in dem vorliegenden zweiten Theile enthaltene Stoff ist in 14 Vorlesungen getheilt; die vorgenommenen Entwicklungen bezwecken, den alten Vorstellungen ihren Platz in der Maxwell'schen Theorie anzuweisen; ferner wurden einige Nachträge,

bezugnehmend auf die Ableitungen der Grundgleichungen, gegeben. Dass es dem Verf., der mit gutem Grunde einer der bedeutendsten Interpreten Maxwells genannt wird, gelungen ist, manche Dunkelheiten in der berühmten Theorie des englischen Physikers aufzuhellen, wird wohl jeder zugeben, der die Entwicklungen in dem vorliegenden Buche mit Aufmerksamkeit verfolgte. Nicht nur von diesem Gesichtspunkte aus, sondern auch aus dem Grunde, weil das Buch reich an Beispielen ist, welche nach der neuen Theorie mit derselben Ausführlichkeit behandelt werden, wie nach der Theorie der Fernwirkungen, wird man das Erscheinen des Buches von Prof. Boltzmann freudig begrüßen. Was Boltzmann von dem Studium der Maxwell'schen Theorie sagt, kann auch Ref. vollauf bestätigen: wer die Abhandlungen Maxwells in der Reihenfolge studiert, wie sie erschienen sind, wird sich die in dem theoretischen Werke von Maxwell (Treatise) niedergelegten Errungenschaften der Theorie anders zurechtlegen, als beim directen Studium dieses Buches, und kaum zu dem Glauben gelangen, dass „Maxwell von der Annahme unvermittelter Fernkräfte ausgehend zu seinen Formeln gelangte".

Die Grundgleichungen Maxwells für den Elektromagnetismus werden in der ersten der vorliegenden Vorlesungen noch einmal unabhängig von den im ersten Theile vorgenommenen Entwicklungen deduciert. Diese Deduction basiert auf mechanischer Grundlage. In der zweiten Vorlesung wird nach einer Excursion über das elektrostatische Maßsystem eine Ableitung der Grenzbedingungen für die Trennungsfläche zweier Körper gegeben, dann der Begriff der wahren und neutralen Elektricität auseinandergesetzt und in der dritten Vorlesung einige Eigenschaften der zu suchenden Integrale vorgeführt und die Anwendung dieser Entwicklungen auf aerodynamische Probleme und auf die Elektricitätslehre gezeigt. Im weiteren Verlaufe des Buches finden wir sehr genaue Auseinandersetzungen über den Begriff der freien Elektricität, der dielektrischen Polarisation und eine Entwicklung der elektrostatischen Grundgleichungen auf Basis der Maxwell'schen Theorie. Eine specielle Betrachtung wird den mit der Zeit unveränderlichen äußeren elektromotorischen Kräften gewidmet. Einige Beispiele für die Analogie der Elektrostatik und der Theorie der stationären Strömung sind von großem theoretischem Interesse. Über das Verhalten der Stellen, wo die äußeren elektromotorischen Kräfte ihren Sitz haben, finden wir einige Andeutungen. — Die folgenden Vorlesungen umfassen die Theorie der magnetischen Erscheinungen in dem Falle, dass elektrische Erscheinungen entweder ganz fehlen oder sich auf elektrostatische beschränken, ferner in dem Falle des Vorhandenseins von stationären Strömungen. Weiter werden die magnetischen Kräfte eines Elementarstromes und eines Solenoides, ferner eines beliebigen Stromes, die Berechnung der magnetischen Energie des Feldes behandelt; dann werden die magnetischen

Erscheinungen ohne die Annahme der Existenz von wahren Magnetismen betrachtet. Dabei wird mit großem Vortheile das mechanische Modell Maxwells verwendet. Eine Zusammenstellung der Gleichungen der Fernwirkung liefert der nächste Abschnitt; den aus der Theorie von Maxwell folgenden Fernwirkungsgleichungen wird eine veränderte Form gegeben und darauf der Übergang auf die Theorie von Helmholtz vorgenommen. Im Schlussabschnitte finden wir theoretische Betrachtungen über die Wanderung wahrer Elektricität, die sich ursprünglich im Innern von Leitern befand, nach deren Oberfläche und über den Mechanismus des unendlichen geradlinigen elektrischen Stromes und über den Energieumsatz an den Stellen der Wirksamkeit äußerer elektromotorischer Kräfte. — Den Fall des unendlichen geradlinigen elektrischen Stromes berechnete Boltzmann (1892); diese Berechnung ist nun erweitert und verbessert.

Die vorliegende und nun abgeschlossene Arbeit ist zweifelsohne unter allen bisher erschienenen die geeignetste, um den Zusammenhang der alten und neuen Elektricitätstheorie zu erfassen und das leichtere Studium Maxwells anzubahnen.

Troppau. Dr. J. G. Wallentin.

H. Weinert, Die Grundbegriffe der Chemie. Zugleich als Anhang zu Heussis Leitfaden der Physik. 32 SS.

In den „Grundbegriffen“ werden abgehandelt: 1. Die atmosphärische Luft, 2. Wasser, 3. Kochsalz und Salzsäure, 4. Holz und Kohle, 5. Zünd- und Sprengstoffe, 6. Quarz, 7. Kalk, 8. Thonerde, 9. Leichte Metalle, 10. Schwere Metalle, 11. Etwas aus der organischen Chemie, u. zw.: Cellulose, Stärke, Zucker, Gummi, Hefe, Gährung, Essig, Eiweißkörper, ätherische und fette Öle, Harze, Nahrungs- und Genussmittel. Daran schließt sich eine Tabelle: Zur Übersicht und Wiederholung. In diesen Abschnitten ist eine reiche Fülle von Stoff zusammengedrängt, meist nur in Form von Schlagworten angedeutet. Ref. meint, dies sei der Zweck eines solchen Büchleins nicht; es seien vielmehr die Grundlehren der Wissenschaft in knapper Form und leicht fasslich vorzutragen mit Vermeidung jeglichen Details.

Die chemischen Processe sind nirgends durch Gleichungen zum Ausdruck gebracht, manche Processe aber mangelhaft erklärt (wie etwa die Chlordarstellung auf S. 12). Von den Illustrationen, die dem Werkchen eingefügt sind, lässt sich nur Gutes sagen.

Betreffs der Behandlung des Stoffes möge die Arbeit selber reden: Im 3. Absatze, S. 18 steht geschrieben: „Schwefel oder Schwefelerze werden erhitzt, die entstehenden Schwefeldämpfe, schweflige Säure leitet man in Räume ...“ S. 27 heißt es

im 1. Absatze wörtlich: „Die bis jetzt betrachteten chemischen Erscheinungen nehmen wir hauptsächlich wahr an solchen Körpern und Stoffen, welche keine Lebenswerkzeuge, keine Organe besitzen; anorganische Chemie. Aber auch in den Körpern, welche Lebenswerkzeuge haben, gehen chemische Processe vor; hiemit beschäftigt sich die organische Chemie“ (!). Auf S. 10 wird beim Steinsalzkrystalle von „Krystallwasser“ gesprochen. S. 16 f.: „Wird gelber Phosphor ... auf 245° erwärmt, so verwandelt er sich in rothen Phosphor.“ Unter welchen Umständen die Erwärmung vor sich zu gehen hat, wird verschwiegen. Bei den Verbindungen der Thonerde (S. 23) wird Alaun und Granat, nicht aber Feldspat erwähnt. Eine sehr flüchtige Auseinandersetzung über Molecül und Atom wird im Kleindruck abgethan (S. 8). Das Wasser besteht aus 2 Theilen H und 1 Theile O (S. 8, 2. Abs. und S. 9, 4. Abs.). Das Kohlenoxyd ist zusammengesetzt aus 1 Theil O und 1 Theil „Kohle“ (S. 15, 5. Abs.). Wirft man Kalium auf Wasser, so „zeigt sich jetzt eine violette Flamme, während Natrium mit gelber Flamme brannte“ (S. 12, 4. Abs.). Vom Wasserstoff wird dabei geschwiegen. „Der verkohlende Stoff (Docht, Holz, Papier) glüht und gibt die leuchtende Flamme“ (S. 14, Ende des 1. Abs.). Beim Zündhölzchen heißt es: „Das entstehende Gas brennt, die Kohle glüht, die Flamme leuchtet“ (S. 18, 2. Abs.). „Gießt man auf Schwefeleisenerz Schwefelsäure“, so erhält man H_2S (S. 19, 2. Abs.). „Sind Salpetersalze im Trinkwasser aufgelöst, so ist dasselbe infolge des Stickstoffgehaltes ungesund“ (S. 19, 5. Abs.). „Durch HNO_3 wird Gold aus Mischungen und Verbindungen ausgeschieden“ (S. 20, 2. Abs.). Gewöhnlicher Sand zeigt „unter dem Vergrößerungsglase oft deutliche Krystallbildung“. Die Krystalle sind „im sogenannten Kieselstein schon deutlich wahrzunehmen“ (S. 20, 6. Abs.). „Wird dem Wasserglase noch Kalk zugesetzt, so entsteht Glas“ (S. 21, 2. Abs.). „Und da Thonerde allenthalben zu finden ist ...“ (S. 22, 9. Abs.). Zinn wird aus dem Zinnstein „durch Rösten und Schmelzen“ gewonnen (S. 25, 3. Abs.). „Die Einwirkung von Wärme und Feuchtigkeit hat eine Verwandlung des Stärkemehls in Zuckerstoff veranlasst“ ... beim Kauen im Munde nämlich (S. 27, 6. Abs.). Pottasche wird aus „Seepflanzen“ gewonnen (S. 12, 3. Abs.) CH_4 nennt man leichtes Kohlenwasserstoffgas, „während das Leuchtgas schweres Kohlenwasserstoffgas heißt“ (S. 14, Ende des 2. Abs.). Kupferkies krystallisiert „in rhombischen Säulen“ (S. 24, 4. Abs.). Vom Traubenzucker wird angegeben: „Auch in der Stärke, besonders Kartoffelstärke, findet er sich, ebenso in Honig, selbst in Sägespänen“ (S. 28, 2. Abs.). In einer Bemerkung über geistige Gährung heißt es: „Auch Branntwein gährt“ (S. 28, 6. Abs.). Auf S. 31 wird im 1. Absatze gesprochen von Caffeïn und vom Theïn. Nachdem die Elektrolyse des Wassers gezeigt worden ist, heißt es auf S. 8 im 4. Absatze: „Die Trennung der

Bestandtheile des Wassers erklärt man als eine erst durch Zerlegung der zugesetzten Säure bewirkte Zerlegung.“ Beim Kohlendioxyd wird erzählt: „Öffnet man diese Gefäße, so strömt Kohlensäure aus, verdunstet sofort und bringt eine Temperaturerniedrigung auf — 79° hervor, wodurch der Rest der Säure ... erstarrt“ (S. 15, 3. Abs.).

Die aufgeführten Belegstellen mögen genügen, um eine mitunter recht große Flüchtigkeit in der Behandlung des Stoffes darzuthun. Leider lässt auch der Stil viel zu wünschen übrig. So hat z. B. „bei dem am Mauerwerk entstandenen Salpetersalz ... Calcium mitgewirkt“ (S. 19, 5. Abs.); so sind „Alle Quarze eine Verbindung des Sauerstoffes mit einem Mineral, das in künstlich hergestelltem reinen Zustand ... Kiesel genannt wird; während Quarz also aus Kieselsäure, SiO_2, besteht“ (S. 20, 5. Abs.). Vom Gips heißt es: „Die großen Massen sind nicht krystallinisch, doch zeigt er sich usw.“ (S. 22, 2. Abs.). Die Herstellung des Stahls wird „ein sehr zusammengesetztes Verfahren“ genannt (S. 24, 2. Abs.). In Bezug auf Namengebung sei erwähnt, dass K_2O „Kali“, SO_2 „schwefelige Säure“, SO_3 „wasserfreie“ und H_2SO_4 „wässerige Schwefelsäure“ genannt werden; für CO_2 wird „Kohlensäure“ gebraucht, der beim Anzünden von Streichhölzchen aufsteigende weiße Rauch wird als „Phosphorsäure“ angesprochen; $AgNO_3$ wird als „salpetersaures Silberoxyd“ bezeichnet.

Ein alphabetisches Sachregister ist dem Hefte nicht beigegeben.

Wien. J. A. Kail.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zum Deutschunterrichte in der V. und VI. Gymnasialclasse.

Wer die Instructionen für den deutschen Unterricht an Obergymnasien als ein wohldurchdachtes Werk bezeichnet, das dem Lehrer im ganzen und großen eine sichere und doch nicht allzu beengende Grundlage für seinen Unterrichtsvorgang bietet, kann wohl der Zustimmung der Mehrzahl der Fachgenossen sicher sein. Als ein Beleg für die Trefflichkeit derselben ist ja auch der Umstand anzuführen, dass eine Reihe von Reformen, die für den Deutschunterricht an den Gymnasien Preußens erst angestrebt oder vorbereitet werden, seit Jahren in Österreich als Norm gelten, und dass die mit so vielem Beifalle aufgenommenen Vorschläge R. Lehmanns, soweit sie wenigstens die Lectüre betreffen, zum großen Theile mit der bei uns geübten Praxis übereinstimmen.[1]) Aber wenn man eine Reihe von Gründen für die Trefflichkeit der Instructionen für den Deutschunterricht anführen kann, ohne auf erheblichen Widerspruch zu stoßen, so kann damit nicht gesagt sein, dass dieselben nicht verbesserungsfähig sind. Thatsächlich hat die Unterrichtsverwaltung selbst mit dankenswerter Raschheit die Punkte der Instruction, welche den meisten und heftigsten Angriffen begegneten, abgeändert, die grammatischen Erörterungen in der V. und VI. Classe theils eingeschränkt theils einem andern Gegenstande, der sie auf einer vorgerückteren Unterrichtsstufe zu behandeln hat, zugewiesen und, den Wünschen und Anschauungen der Mehrheit der Deutschlehrer folgend, die mittelhochdeutsche Lectüre in den Rahmen des Deutschunterrichtes wieder aufgenommen. Mit so froher Zustimmung diese Änderungen von der überwiegenden Mehrheit der Deutschlehrer aufgenommen wurden, so hatten sie doch

[1]) So mag darauf hingewiesen werden, dass die von den Berliner Gymnasiallehrern in der Gesellschaft für deutsche Philologie bezüglich des Unterrichtes im Mittelhochdeutschen aufgestellten fünf Thesen (mitgetheilt von Gotth. Böttticher in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. VII, 583 ff.) einen Vorgang fordern, der mit dem Wortlaute der preußischen Lehrpläne vom Jahre 1891 durchaus nicht ohneweiters übereinstimmt, dagegen bei uns seit Neueinführung des Mittelhochdeutschen allgemein üblich und ausdrücklich genehmigt ist.

Verschiebungen und Abänderungen im Lehrstoffe der V. und VI. Classe zur Folge, die Bedenken erregen.

Um für die Lectüre der mittelhochdeutschen Originale in der VI. Classe Platz zu schaffen, wurde die Lectüre ausgewählter Abschnitte aus Klopstocks Messias und Wielands Oberon in die V. Classe zurückgeschoben und in dieser durch Einschränkung der Auszüge der mittelhochdeutschen Volksepen auf die hervorragendsten Vertreter Raum gemacht. Ein schwerwiegender Übelstand, der bei dieser Eintheilung in erster Linie in die Augen springt, ist die Zerreißung der Behandlung Klopstocks und Wielands, der beiden Dichter, die am Eingange der classischen Periode der neuhochdeutschen Dichtung stehen, die zuerst unter allen eine eingehendere Behandlung erfahren, und die der Schüler als geschlossene literarische Persönlichkeiten kennen lernen soll. Klopstocks Messias in der V. Classe, seine Oden und der Abriss der Lebensgeschichte in der VI. Classe — entweder muss der Lehrer in der VI. Classe die Messiaslectüre einer so eingehenden Wiederholung unterziehen, dass die Zeitersparnis, die bezweckt ist, illusorisch wird, oder er muss auf eine einigermaßen vertiefte Behandlung der literarischen Bedeutung Klopstocks einfach verzichten. Noch schlimmer steht es mit Wieland. Die V. Classe macht den Schüler mit größeren Abschnitten des Hauptwerkes Wielands bekannt — des einzigen, das er am Gymnasium kennen lernt —, aber losgerissen von jedem literarhistorischen Zusammenhange: die VI. Classe bringt die Biographie Wielands, aber keine Zeile Lectüre, die den Lehrer in den Stand setzte, Wielands literarische Persönlichkeit zu würdigen. Auch hier ist der Lehrer auf eine eindringliche Wiederholung hingewiesen, die nicht viel weniger Zeit in Anspruch nehmen dürfte als die Lectüre selbst. Zudem wird niemand leugnen, dass Klopstocks Messias für den Schüler der V. Classe eine sehr schwierige Lectüre ist, und dass die von den Instructionen verlangte vergleichende Würdigung Klopstocks und Wielands mit Berücksichtigung des stilistischen Gegensatzes der beiden Dichter mit Schülern einer Classe wohl kaum zu leisten ist, die eben die Schüler erst dahin führen soll, stilistische Momente bei der Lectüre überhaupt zu beachten und hervorzusuchen.

Ich halte schon diese Bedenken für ausschlaggebend und meine, dass sie dem Principe der Concentration des Unterrichtes, auf das doch sicher Gewicht zu legen ist, gerade entgegenlaufen. Aber die Bedenken gegen die nunmehrige Eintheilung der Lectüre sind damit nicht erschöpft. In der V. Classe soll dadurch Raum geschaffen werden für die Lectüre Klopstocks und Wielands, dass fortan nur die Auszüge der wichtigsten mittelhochdeutschen Volksepen gelesen werden. Also doch in erster Linie des Nibelungenliedes? Umfangreiche Stücke des Nibelungenliedes sind aber im Urtexte in der VI. Classe zu lesen, und die inhaltliche Verbindung zwischen denselben muss doch selbstverständlich hergestellt werden. Also erscheint die Lectüre des Auszuges in der V. Classe überflüssig, zumal die Entwicklung der eigenthümlichen Eigenschaften des Volksepos an dem Original doch sicher besser gelingen muss als an dem Auszuge. Auch für das sorgfältige Herausarbeiten der poetischen Motive der

Heldensage, das die Instruction fordert, wird das Original eine bessere Grundlage bieten als ein Auszug. Damit soll nicht geleugnet werden, dass die wiederholte Behandlung desselben Lehrstoffes auf verschiedenen Stufen des Unterrichtes von Vortheil sein kann. Aber in diesem Falle folgt die zweimalige Behandlung doch zu rasch aufeinander, und, was noch schwerer in die Wagschale fällt, die ohnehin beschränkte Zeit, die zur Erreichung des Lehrzieles für den Deutschunterricht der V. und VI. Classe verfügbar ist, gestattet den Luxus einer zweimaligen Behandlung desselben Lehrstoffes in kurzen Zwischenpausen nicht.

Aus dem Gesagten dürfte Zweierlei erhellen: erstens, dass die Trennung der Lectüre aus dem Messias und Oberon von der literarhistorischen Behandlung Klopstocks und Wielands im Interesse der Concentration unzulässig ist, und zweitens, dass die Lectüre der Auszüge aus der Heldensage überhaupt unterbleiben kann. Eine energischere Verschiebung der für die V. und VI. Classe vorgeschriebenen Lectüre wird darnach unvermeidlich sein. In welcher Weise sie aber vorzunehmen ist, darauf wird eine Betrachtung des Lesestoffes der V. Classe führen.

Unbedingt verurtheilt wird der Lehrstoff der V. Classe von Franz Spengler in seinem vielfach angegriffenen, aber gewiss sehr anregenden Schriftchen »Der deutsche Aufsatz« (Wien 1891). Der Verfasser bezeichnet (S. 31) den ganzen Lehrstoff der V. Classe geradezu als »ein unnöthiges Einschiebsel«, wofür schon der Umstand spreche, dass man in letzterer Zeit thatsächlich die V. Classe »als Ablagerungsstätte für überschüssigen Lehrstoff aus anderen Classen« benutzt habe. Eingehender behandelt die Frage J. Knieschek in dem Programme der Reichenberger Staatsmittelschule vom Jahre 1891. Auch er hält den deutschen Unterricht in der V. Classe für einen Lückenbüßer. Er findet (S. 13), dass derselbe zwar durchaus nicht wertlos sei, doch fließe der Gewinn nicht aus der Lösung der Hauptaufgabe, die diesem Unterrichte durch den Lehrplan zugewiesen ist, nämlich aus der Charakteristik der Dichtungsgattungen, sondern aus der eingehenden Behandlung (d. h. stilistischen Charakteristik) der gelesenen Dichtungen. Man wird dem Verfasser hierin vollständig beistimmen müssen. Mit der Erläuterung der Begriffe der Romanze, Ballade, des Märchens, der Legende usw. ist es ohnehin, wie jeder Lehrer des Deutschen weiß, eine missliche Sache; von einer Vertiefung der Begriffe kann naturgemäß in der V. Classe keine Rede sein, eine solche wird sich erst allmählich bei fortschreitender Lectüre erzielen lassen. Die aufgewendete Mühe entspricht sonach in der V. Classe keineswegs dem thatsächlich Erreichbaren. Man betrachtet die V. Classe als eine Art propädeutischen Cursus, der die Schüler — freilich kann und muss da das Untergymnasium vorarbeiten — gewöhnen soll, ihre Blicke auf die formale, stilistische Seite der gelesenen Dichtungen zu richten. Der Unterzeichnete hält einen solchen Übergang von der Lectüre des Untergymnasiums zu der des Obergymnasiums nicht gerade für überflüssig; aber wenn man von allen unerfüllbaren Forderungen absieht, dürfte ein Halbjahr, das erste der V. Classe, zu diesem Zwecke hinreichen. In diesem wären die Schüler vorwiegend durch die Lectüre epischer Dich-

Verschiebungen und Abänderungen im Lehrstoffe der V. und VI. Classe zur Folge, die Bedenken erregen.

Um für die Lectüre der mittelhochdeutschen Originale in der VI. Classe Platz zu schaffen, wurde die Lectüre ausgewählter Abschnitte aus Klopstocks Messias und Wielands Oberon in die V. Classe zurückgeschoben und in dieser durch Einschränkung der Auszüge der mittelhochdeutschen Volksepen auf die hervorragendsten Vertreter Raum gemacht. Ein schwerwiegender Übelstand, der bei dieser Eintheilung in erster Linie in die Augen springt, ist die Zerreißung der Behandlung Klopstocks und Wielands, der beiden Dichter, die am Eingange der classischen Periode der neuhochdeutschen Dichtung stehen, die zuerst unter allen eine eingehendere Behandlung erfahren, und die der Schüler als geschlossene literarische Persönlichkeiten kennen lernen soll. Klopstocks Messias in der V. Classe, seine Oden und der Abriss der Lebensgeschichte in der VI. Classe — entweder muss der Lehrer in der VI. Classe die Messiaslectüre einer so eingehenden Wiederholung unterziehen, dass die Zeitersparnis, die bezweckt ist, illusorisch wird, oder er muss auf eine einigermaßen vertiefte Behandlung der literarischen Bedeutung Klopstocks einfach verzichten. Noch schlimmer steht es mit Wieland. Die V. Classe macht den Schüler mit größeren Abschnitten des Hauptwerkes Wielands bekannt — des einzigen, das er am Gymnasium kennen lernt —, aber losgerissen von jedem literarhistorischen Zusammenhange: die VI. Classe bringt die Biographie Wielands, aber keine Zeile Lectüre, die den Lehrer in den Stand setzte, Wielands literarische Persönlichkeit zu würdigen. Auch hier ist der Lehrer auf eine eindringliche Wiederholung hingewiesen, die nicht viel weniger Zeit in Anspruch nehmen dürfte als die Lectüre selbst. Zudem wird niemand leugnen, dass Klopstocks Messias für den Schüler der V. Classe eine sehr schwierige Lectüre ist, und dass die von den Instructionen verlangte vergleichende Würdigung Klopstocks und Wielands mit Berücksichtigung des stilistischen Gegensatzes der beiden Dichter mit Schülern einer Classe wohl kaum zu leisten ist, die eben die Schüler erst dahin führen soll, stilistische Momente bei der Lectüre überhaupt zu beachten und hervorzusuchen.

Ich halte schon diese Bedenken für ausschlaggebend und meine, dass sie dem Principe der Concentration des Unterrichtes, auf das doch sicher Gewicht zu legen ist, gerade entgegenlaufen. Aber die Bedenken gegen die nunmehrige Eintheilung der Lectüre sind damit nicht erschöpft. In der V. Classe soll dadurch Raum geschaffen werden für die Lectüre Klopstocks und Wielands, dass fortan nur die Auszüge der wichtigsten mittelhochdeutschen Volksepen gelesen werden. Also doch in erster Linie des Nibelungenliedes? Umfangreiche Stücke des Nibelungenliedes sind aber im Urtexte in der VI. Classe zu lesen, und die inhaltliche Verbindung zwischen denselben muss doch selbstverständlich hergestellt werden. Also erscheint die Lectüre des Auszuges in der V. Classe überflüssig, zumal die Entwicklung der eigenthümlichen Eigenschaften des Volksepos an dem Original doch sicher besser gelingen muss als an dem Auszuge. Auch für das sorgfältige Herausarbeiten der poetischen Motive der

Heldensage, das die Instruction fordert, wird das Original eine bessere Grundlage bieten als ein Auszug. Damit soll nicht geleugnet werden, dass die wiederholte Behandlung desselben Lehrstoffes auf verschiedenen Stufen des Unterrichtes von Vortheil sein kann. Aber in diesem Falle folgt die zweimalige Behandlung doch zu rasch aufeinander, und, was noch schwerer in die Wagschale fällt, die ohnehin beschränkte Zeit, die zur Erreichung des Lehrzieles für den Deutschunterricht der V. und VI. Classe verfügbar ist, gestattet den Luxus einer zweimaligen Behandlung desselben Lehrstoffes in kurzen Zwischenpausen nicht.

Aus dem Gesagten dürfte Zweierlei erhellen: erstens, dass die Trennung der Lectüre aus dem Messias und Oberon von der literarhistorischen Behandlung Klopstocks und Wielands im Interesse der Concentration unzulässig ist, und zweitens, dass die Lectüre der Auszüge aus der Heldensage überhaupt unterbleiben kann. Eine energischere Verschiebung der für die V. und VI. Classe vorgeschriebenen Lectüre wird darnach unvermeidlich sein. In welcher Weise sie aber vorzunehmen ist, darauf wird eine Betrachtung des Lesestoffes der V. Classe führen.

Unbedingt verurtheilt wird der Lehrstoff der V. Classe von Franz Spengler in seinem vielfach angegriffenen, aber gewiss sehr anregenden Schriftchen »Der deutsche Aufsatz« (Wien 1891). Der Verfasser bezeichnet (S. 31) den ganzen Lehrstoff der V. Classe geradezu als »ein unnöthiges Einschiebsel«, wofür schon der Umstand spreche, dass man in letzterer Zeit thatsächlich die V. Classe »als Ablagerungsstätte für überschüssigen Lehrstoff aus anderen Classen« benutzt habe. Eingehender behandelt die Frage J. Knieschek in dem Programme der Reichenberger Staatsmittelschule vom Jahre 1891. Auch er hält den deutschen Unterricht in der V. Classe für einen Lückenbüßer. Er findet (S. 13), dass derselbe zwar durchaus nicht wertlos sei, doch fließe der Gewinn nicht aus der Lösung der Hauptaufgabe, die diesem Unterrichte durch den Lehrplan zugewiesen ist, nämlich aus der Charakteristik der Dichtungsgattungen, sondern aus der eingehenden Behandlung (d. h. stilistischen Charakteristik) der gelesenen Dichtungen. Man wird dem Verfasser hierin vollständig beistimmen müssen. Mit der Erläuterung der Begriffe der Romanze, Ballade, des Märchens, der Legende usw. ist es ohnehin, wie jeder Lehrer des Deutschen weiß, eine missliche Sache; von einer Vertiefung der Begriffe kann naturgemäß in der V. Classe keine Rede sein, eine solche wird sich erst allmählich bei fortschreitender Lectüre erzielen lassen. Die aufgewendete Mühe entspricht sonach in der V. Classe keineswegs dem thatsächlich Erreichbaren. Man betrachtet die V. Classe als eine Art propädeutischen Cursus, der die Schüler — freilich kann und muss da das Untergymnasium vorarbeiten — gewöhnen soll, ihre Blicke auf die formale, stilistische Seite der gelesenen Dichtungen zu richten. Der Unterzeichnete hält einen solchen Übergang von der Lectüre des Untergymnasiums zu der des Obergymnasiums nicht gerade für überflüssig; aber wenn man von allen unerfüllbaren Forderungen absieht, dürfte ein Halbjahr, das erste der V. Classe, zu diesem Zwecke hinreichen. In diesem wären die Schüler vorwiegend durch die Lectüre epischer Dich-

tungen — ich denke dabei an die auch jetzt gelesenen Balladen, an Chamissos Salas y Gomez, an Goethes Reineke, allenfalls an Herders Cid — zu gewöhnen, gewisse stilistische Kategorien mehr zu beachten, als es bis dahin geschehen ist. Die Erläuterung der poetischen Gattungen auf einer folgenden Unterrichtsstufe — so des Volksepos bei der Lectüre des Nibelungenliedes, des Kunstepos bei der Behandlung Klopstocks und Wielands, der Ode bei der Lectüre der Oden Klopstocks, der Fabel bei Lessing usw. — wird sich gewiss fruchtbringender gestalten. Im 2. Semester der V. Classe könnten die literarhistorischen Erörterungen und die Lectüre des Volksepos im Urtext beginnen, die während des ganzen 2. Semesters fortzuführen wäre. Ich sage mit Absicht »des Volksepos«, nicht des Nibelungenliedes; denn wenn ein volles Halbjahr diesem Theile der mittelhochdeutschen Lectüre gewidmet werden kann, dürfte es wohl möglich sein, die Zeit, die jetzt die Lectüre Walther'scher Gedichte beansprucht, der Gudrun zu widmen. Die ersten Monate der VI. Classe wären der Lectüre Walthers einzuräumen, dieser hätte in der früher üblichen Weise die zusammenhangende und vergleichende Darstellung Klopstocks und Wielands zu folgen. Die Zeit dürfte schon deshalb nicht zu kurz werden, weil ja die Lectüre der VI. Classe gegen früher auch durch die Ausmerzung der ästhetisierenden Stücke der Hamburgischen Dramaturgie entlastet ist.

Durch die angedeutete Verschiebung wären auf Kosten theoretischer Erörterungen, deren Wert nach der, wie es scheint, ziemlich allgemeinen Ansicht ein fragwürdiger ist, mehrfache Vortheile erzielt: Für die mittelhochdeutsche Lectüre würde mehr Raum gewonnen, so dass es möglich wäre, die Schüler auch mit der Gudrun besser bekannt zu machen, als es bisher auf Grund des Uhland'schen Auszuges geschehen konnte. Die der Einführung in die Nationalliteratur gewidmete Lectüre begönne mit dem 2. Semester der V. Classe und würde ohne Unterbrechung und ohne dass der Lehrer es nöthig hätte, einzelne Partien zweimal zu besprechen, in einem Zuge bis zur obersten Stufe fortgesetzt. Die zerstückte Behandlung Klopstocks und Wielands, die es dem Lehrer geradezu unmöglich macht, dem Schüler ein halbwegs vollständiges Bild der beiden wichtigen literarischen Persönlichkeiten zu vermitteln, machte einer einheitlichen, zusammenhangenden Darstellung platz.

Gegen den Beginn der mittelhochdeutschen Lectüre in der V. Classe werden sich wohl kaum stichhältige Einwände erheben lassen. Es ist nicht einzusehen, warum die Schüler im 2. Semester der V. Classe geringere Eignung zu derselben besitzen sollten als im 1. Semester der VI. Classe. Der Inhalt bietet ihnen sicher keine Schwierigkeiten und ist ihrem geistigen Standpunkte so angemessen als irgend möglich. Eher könnte man Bedenken tragen, den Schülern in derselben Zeit, in welcher ihnen der homerische Dialect neu entgegentritt, auch die Überwindung eines altdeutschen Dialectes zuzumuthen. Aber auch dieser Einwand lässt sich leicht entkräften. Die Methode, welche Jul. Zupitza in seiner »Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen« schon 1868 eingeschlagen hat, und von der wohl heutzutage kein Deutschlehrer bei der

mittelhochdeutschen Lectüre abweichen wird, verlegt nicht nur den größeren Theil, sondern geradezu die ganze Arbeit in die Schule und macht eine eigentliche häusliche Präparation des Schülers überflüssig. Von einer Überbürdung durch den Unterricht im Mittelhochdeutschen kann also — besonders bei dem lebhaften und freudigen Interesse, das die Schüler nach der Erfahrung des Unterzeichneten gerade diesem Unterrichtszweige entgegenbringen — überhaupt kaum die Rede sein.

Mähr.-Weißkirchen. Rudolf Scheich.

Zur Besoldung der Mittelschullehrer in Ungarn.

In dem unter diesem Titel erschienenen Aufsatze von Dr. J. H. Schwicker in Budapest (8. u. 9. Heft dieser Zeitschr., 1893, S. 817—826) finden sich einige Unrichtigkeiten und Mängel, die ich berichtigt sehen möchte.

I. Es heißt dort (S. 822): „Für die Professoren an den Gymnasien und Realschulen bestimmt das Gesetz noch den besonderen Vortheil, dass hier die untersten Besoldungsstufen ganz wegfallen, somit die IX. und VIII. Gehaltsclasse nur zwei (statt drei) Besoldungsstufen enthalten und diese Professoren weit eher als die sonstigen Beamten derselben Gehaltsclasse die höheren Besoldungsstufen erlangen können.“ Das ist nicht richtig; denn §. 3 des Gesetzes „Über die Regelung der Bezüge der Staatsbeamten usw.“ lautet so: „Die zu einem Personalstatus gehörigen Stellen sind unter die verschiedenen Besoldungsstufen der betreffenden Gehaltsclasse gleichmäßig zu vertheilen .... Eine Ausnahme bilden: .... *b*) Die in die VIII. Gehaltsclasse gehörigen Stellen der Directoren an Gymnasien, Realschulen, Professoren an den Bildungsanstalten für Mittelschulprofessoren, endlich die in die IX. Gehaltsclasse gehörigen Stellen der Professoren an Gymnasien, Realschulen, höheren Mädchenschulen und Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten .... werden nur in die zwei höheren Besoldungsstufen dieser Gehaltsclassen eingereiht.“ Daraus ersieht man, dass nur die Professoren der IX. Gehaltsclasse in die zwei höheren Besoldungsstufen dieser Gehaltsclasse eingereiht sind, während das bei den Professoren der VIII. Gehaltsclasse nicht der Fall ist; diese sind in alle drei Besoldungsstufen dieser Gehaltsclasse eingetheilt. Dies erklärt sich dadurch, dass die Professoren auch bis nun einen Anfangsgehalt von 1200 fl. hatten. Infolge dessen konnte man sie nicht in die unterste Besoldungsstufe der IX. Gehaltsclasse (d. i. 1100 fl.) einreihen, falls man sie nicht schädigen wollte. Ebenso sind die Directoren der VIII. Gehaltsclasse nur in die zwei höheren Besoldungsstufen dieser Gehaltsclasse eingetheilt, während die Directoren der VII. Gehaltsclasse in alle drei Besoldungsstufen rangieren. Daher ist es auch nicht richtig, wenn auf S. 824 gesagt wird: „Wenn der junge Professor den Dienst mit der untersten Besoldungsstufe der IX. Gehaltsclasse beginnt, kann er in der Eigenschaft als Professor durch vier (muss heißen fünf) Stufen

bis auf die obere Besoldungsstufe der VIII. Gehaltsclasse vorwärtskommen ... Das Avancement der ungarischen Mittelschulprofessoren bewegt sich also innerhalb dreier Gehaltsclassen mit sieben (muss heißen acht) Besoldungsstufen.«

II. Die Höchstbesoldung des österreichischen Directors außerhalb Wiens wird (S. 825) folgendermaßen angegeben: »1000 fl. Stammgehalt, 1000 fl. Quinquennalien, 300 fl. Directionszulage, 190—210 fl. Activitätszulage und Naturalquartier. Der Maximalbetrag ist also 2490—2510 fl. mit Wohnung.« Da ist die Activitätszulage nicht richtig angegeben. Nach §. 6 des Gesetzes vom 15. April 1873, betreffend »Die Regelung der Bezüge der activen Staatsbeamten«, beziehen die Directoren die Hälfte der ihrer Rangsclasse gebürenden Activitätszulage (weil sie ein Naturalquartier haben oder ein Quartiergeld beziehen). Diese Zulage beträgt für die VII. Rangsclasse (außerhalb Wiens) 280—420 fl., also die Hälfte macht 140—210 fl. aus und nicht 190—210 fl.; infolge dessen beträgt der Maximalbetrag 2440 (nicht 2490)—2510 fl.

III. S. 825 wird gesagt, dass die höchsten Bezüge des Wiener Directors 2950 fl. ohne Quartiergeld und 3550 fl. mit diesem ausmachen, dass dagegen die höchsten Bezüge des Directors in Budapest (und Fiume) nach dem neuen Besoldungsgesetze 3300 fl. ohne Quartiergeld und 3900 fl. mit demselben sein werden; dann heißt es weiter: »gegenüber seinem Wiener Collegen um 250, beziehungsweise 350 fl. mehr.« Woher die 250 fl. kommen, kann ich nicht ergründen; denn wenn man die Höchstgehalte beider Directoren, sei es ohne Quartiergeld (2950 gegen 3300 fl.) oder mit demselben (3550 gegen 3900 fl.), vergleicht, so bleibt in jedem Falle für den Budapester Director ein Überschuss von 350 fl., und in keinem Falle 250 fl.

IV. Auf derselben Seite (825) wird die volle Pension des Wiener Directors (2600 fl.) mit der des Budapester (2900 fl.) verglichen, ebenso die volle Pension des Directors außerhalb Wiens (2300 fl.) mit der des Directors außerhalb Budapest (2900 fl.). Während nun im ersten Falle gesagt wird, dass der Budapester Director um 300 fl. mehr Pension bekommt als der Wiener, wird im zweiten Falle die Differenz nicht angegeben, nämlich dass der Director außerhalb Budapest um 600 fl. mehr Pension bekommt als der Director außerhalb Wiens.

V. Die Höchstbezüge der Mittelschulprofessoren in Wien und in Budapest (Fiume) werden (S. 825 u. 826) mit 2800 fl. angegeben, es ist also nicht richtig, was auf S. 826 gesagt wird: »dass gegenüber den Wienern die Budapester (und Fiumaner) um 400 fl. besser dotiert sind.«

VI. Endlich wird auf S. 825 u. 826 gesagt: »In der Provinz ist das Stammgehalt (eines österreichischen Mittelschulprofessors) 1000 fl., 1000 fl. Quinquennalien und 200—300 fl. Activitätszulage, also zusammen 2360 fl. als Maximalbesoldung.« Hier liegt ein Druckfehler bei der Activitätszulage vor, denn es muss heißen: 200—360 fl. (statt 300 fl.).

Požega. Dr. Daniel Gruber.

Die Gymnasien Serbiens.

Nach längerer Zeit kommen wir wieder dazu, über die Entwicklung des Mittelschulwesens in Serbien zu berichten. Leider können wir keinen günstigen Bericht erstatten. Wir begegnen einem fortwährenden Experimentieren, das auf den Unterricht einen sehr nachtheiligen Einfluss ausüben muss. Das Verfahren gleicht ganz dem eines Gärtners, der fortwährend einen Baum umsetzt und dabei von ihm Früchte erwartet. Die Hauptrichtung hierbei ist das Streben, eine einheitliche Mittelschule herzustellen, während doch die Erfahrung hinlänglich gezeigt hat, dass alle diese Projecte kein bleibendes Ergebnis geliefert haben. Dazu kommt, dass sich in diesen Experimenten die politischen Kämpfe wiederspiegeln, an denen die neueste Geschichte Serbiens so reich ist. Doch wir wollen lieber die Thatsachen selbst sprechen lassen.

Wir haben im Jahrgang 1889, S. 175 f. den Lehrplan dargelegt, der am 1. October a. St. 1888 eingeführt wurde. Dieser hatte nur kurzen Bestand. Schon im Jahre 1892 wurde von dem damaligen liberalen Unterrichtsministerium dem Unterrichtsrathe, der aus zwölf ordentlichen Mitgliedern besteht, ein neuer Lehrplan (s. Tabelle I) vorgelegt, welcher, nachdem ihn der Rath gegen Ende dieses Jahres mit acht gegen drei Stimmen angenommen hatte, am 18. Januar a. St. ins Leben trat.

Dieser Plan war unleugbar eine Verbesserung. Der lateinischen Sprache war eine größere Stundenzahl zugewiesen, so dass man doch in diesem Gegenstande etwas zu erzielen hoffen konnte; das Griechische war, wenn auch mit einem sehr beschränkten Stundenausmaße, wieder in die Reihe der obligaten Gegenstände aufgenommen.

Aber diesem Lehrplane war nur ein kurzes Leben beschieden. Nach dem Staatsstreiche vom 1. April a. St. 1893 wurde er in der Sitzung des Unterrichtsrathes vom 5. Mai a. St. desselben Jahres mit einer ganz kleinen Majorität von Stimmen abgeschafft und wieder der frühere Lehrplan eingeführt.

Doch auch hierbei blieb man nicht stehen. Am 12. Juli a. St. beauftragte nämlich der seitdem verstorbene Unterrichtsminister Dr. Dokić die Direction des serbischen Mittelschullehrervereines, den Lehrplan einer einheitlichen Mittelschule auszuarbeiten. Diesem Auftrage gemäß wurde ein solcher Lehrplan durchgearbeitet und in den Sitzungen der Generalversammlung des Mittelschullehrervereines am 9. und 10. August a. St. durchberathen und angenommen. Wir geben hier diesen Plan in der Tabelle II.

Das Latein ist hier auf die fünf oberen Classen beschränkt und von 34 auf 28 Stunden reduciert, das Griechische erhält um zwei Stunden mehr, wird aber nicht, wie früher, in den vier oberen, sondern von der VI. bis zur VIII. Classe gelehrt. Zwei Monate später sandte der Minister Dokić der Direction des Mittelschullehrervereines ein zweites Schreiben vom 9. September a. St., durch welches er sie beauftragte, „ein förmliches Gesetz für die Organisation der Mittelschulen auszuarbeiten“, da er dieses in der nächsten Session der Skuptschina vorzulegen gedenke.

I. Lehrplan der Gymnasien im Königreiche Serbien.

Classe und Stundenzahl	Religionslehre	Serbische Sprache	Lateinische Sprache	Griechische Sprache	Französische Sprache	Deutsche Sprache	Geographie und Geschichte	Mathematik	Naturgeschichte und Physik	Freihandzeichnen
I (23)	2	4	6	—	—	—	3 (Geographie)	3	3 (Naturg.)	2
II (25)	2	4	5	—	—	3	4 (2 Geogr., 2 Gesch.)	3	2 (Naturg.)	2
III (25)	2	3	6	—	—	3	4 (2 Geogr., 2 Gesch.)	3	2 (Physik)	2
IV (26)	2	4	5	—	—	3	4 (2 Geogr., 2 Gesch.)	3	3 (Chemie)	2
V (26)	1	3	3	3	3	3	3 (Geschichte)	4	2 (Naturg.)	1
VI (26)	1	3	3	3	3	3	4 (Geschichte)	3	2 (Naturg.)	1
VII (26)	1	3	3	4	4	2	3 (Geschichte)	3	3 (Physik)	—
VIII (26)	1	3	3	4	4	2	4 (Serb. Geschichte u. Vaterlandskunde)	2	3 (Physik)	—

Alle Gegenstände sind obligat. Turnen, Schönschreiben, Gesang und Musik sind auch mit einigen Stunden in einzelnen Classen bedacht.

II. Entwurf des Lehrplanes für die Einheitsschule in Serbien.

Classe und Stundenzahl	Religion gemeinsam	Serb. Sprache gemeinsam	Latein. Sprache gymn. Abth.	Griech. Sprache gymn. Abth.	Deutsche Sprache gemeinsam	Franz. Sprache reale Abth.	Geographie gemeinsam	Geschichte allgem. u. serb. gemeinsam	Physik gemeinsam	Chemie	Naturgeschichte	Mathematik		Philos. Propäd. gemeinsam	Zeichnen	Schönschreiben gemeinsam	Gesang und Musik
												gymn. Abth.	reale Abth.				
I (26)	2	5	—	—	—	—	3	3	—	—	3 gemeins.	5 gemeins.		—	2 gemeins.	1	2
II (27)	2	4	—	—	4	—	3	2	—	—	3 gemeins.	4 gemeins.		—	2 gemeins.	1	2
III (28)	2	4	—	—	4	—	2	4	3	—	—	5 gemeins.		—	2 gemeins.	—	2
IV (29)	2	4	5	—	4	5	2	3	—	3	—	4 gemeins.		—	2 gemeins.	—	—
V (29)	—	4	6	—	4	6	—	4	—	—	3 gemeins.	6 gemeins.		—	2 gemeins.	—	—
VI (Gymn. 29) (Real. 30)	—	3	5	6	3	4	—	3	3	2	2 gemeins.	3	7	—	2 reale A.	—	—
VII (Gymn. 29) (Real. 30)	—	3	6	5	3	4	—	3	2	2	3 gemeins.	3	7	2	2 reale A.	—	—
VIII (Gymn. 29) (Real. 30)	—	4	6	5	2	2	2	4	2	—	3 reale A.	2	7	2	2 reale A.	—	—

Alle obigen Gegenstände sind obligat.

Infolge dessen wählte die Direction einen engeren Ausschuss, aus vier Mitgliedern bestehend, an dessen Spitze der Professor an der Belgrader Realschule Davidović stand. Dieser verfasste nun einen Gesetzvorschlag für die Organisation der Mittelschulen, welcher dem Nachfolger des Dr. Dokić, dem Unterrichtsminister Dr. Vesnić, überreicht und im „Nastavnik“, dem Organe des Mittelschullehrervereines, im 1. und 2. Hefte (Januar-Februar und März-April) 1894 veröffentlicht wurde.

Dieser neue Entwurf ist wiederum eine nicht unerhebliche Modification des früheren Projectes. War nämlich früher die einheitliche Mittelschule auf Gymnasium und Realschule beschränkt, so sollte jetzt noch eine dritte Abtheilung, nämlich die Lehrerbildungsanstalt, hinzukommen.

Das achtclassige Gymnasium, so heißt es in dem Entwurfe, zerfällt in drei Curse. Der erste oder das Untergymnasium umfasst die Classen I—III, der zweite oder das mittlere Gymnasium die Classen IV und V, der dritte oder das Obergymnasium die Classen VI—VIII. Der erste und zweite Cursus können auch allein für sich als Unter- und Progymnasium bestehen. Das Untergymnasium hat die Aufgabe, die Elementarkenntnisse zu lehren, welche für eine allgemeine Bildung nöthig sind. Das mittlere Gymnasium hat die Bestimmung, für das Obergymnasium vorzubereiten. Das Obergymnasium gewährt die Vorbildung für die Hochschule oder höhere Fachschulen. Es hat drei Abtheilungen *a*) die classische, in der vorzugsweise die humanistische, durch das Studium der classischen Sprachen und ihrer Literatur gegebene Richtung vertreten ist, *b*) die realistische, in der die realistische Richtung durch das Studium der Naturwissenschaften und der Mathematik maßgebend ist, *c*) die pädagogische.

Im Untergymnasium werden folgende Gegenstände gelehrt: Religion, serbische Sprache, deutsche Sprache, Geographie, serbische und allgemeine Geschichte, Mathematik, die Elemente der Naturwissenschaften, Zeichnen, Schönschreiben, Gesang und Musik, Turnen. Das mittlere Gymnasium hat Folgendes zu lehren: Religion, serbische Sprache, deutsche Sprache, lateinische oder französische Sprache, Geographie, serbische und allgemeine Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften, Zeichnen, Turnen und (nicht obligat) Gesang und Musik.

Obergymnasium: *a*) classische Abtheilung: serbische Sprache (altslavische Sprache, Literaturformen, Geschichte der Literatur), lateinische und griechische Sprache, deutsche Sprache, Geschichte und Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften, Logik und Psychologie, Turnen und militärische Übungen, endlich (nicht obligat) Gesang und Musik, *b*) realistische Abtheilung: serbische Sprache (wie in der classischen Abtheilung), deutsche Sprache, französische Sprache, Geschichte und Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften, Zeichnen, Turnen und militärische Übungen und (nicht obligat) Gesang und Musik; *c*) pädagogische Abtheilung: Religion, serbische Sprache, deutsche Sprache, Geschichte der Pädagogik, Pädagogik, Methodik und Lehre von der Arbeit in der Schule, serbische und allgemeine Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften

mit der Landwirtschaft, Mathematik, Logik und Psychologie, Freihandzeichnen, Kirchengesang, weltlicher Gesang und Musik, Turnen und militärische Übungen.

Alle Gegenstände im Untergymnasium sind gemeinsam und für alle Schüler obligat. Im mittleren Gymnasium haben diejenigen Schüler, welche im Obergymnasium die realistische Abtheilung wählen, die französische statt der lateinischen Sprache zu lernen. Die übrigen Gegenstände sind für alle gemeinsam und mit Ausnahme des Unterrichtes in Gesang und Musik für alle obligat. Nur den Schülern, welche im Obergymnasium in die pädagogische Abtheilung eintreten wollen, steht es frei, nach eigener Wahl sich für die lateinische oder französische Sprache zu entscheiden. Im Obergymnasium sind für alle Abtheilungen gemeinsam: serbische Sprache, deutsche Sprache, serbische und allgemeine Geschichte und Geographie, Biologie und Hygiene, Physik, Turnen und militärische Übungen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, dies Project einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Durch die Einfügung der Lehrerbildungsanstalten in die Einheitsschule ist das Princip bis auf die Spitze getrieben und der Entwurf geradezu ungeheuerlich geworden. Die Ansammlung von Schülern, die so verschiedenen Richtungen folgen, in einer und derselben Anstalt kann weder für ihre Ausbildung noch für die Erhaltung der Disciplin günstig sein. Für die Candidaten, die dereinst als Lehrer an Volks- und Bürgerschulen wirken sollen, einen achtjährigen Curs zu bestimmen, ist eine Maßregel, die sich jeder Kritik entzieht. Man fragt sich, was einem solchen Candidaten der Unterricht im Latein oder Französischen, wo er doch kaum mehr als die Elemente lernen kann, nützen soll. Ebensowenig begreift man, wozu einem solchen Candidaten der Unterricht in der historischen Grammatik und der älteren Literatur der Muttersprache dienen soll, wofür er die nöthige Vorbildung nicht besitzt und sie auch nicht erwerben kann. Wird ja doch bei diesem Unterrichte auch der Schüler der realistischen Abtheilung mit jenem der classischen nicht gleichen Schritt halten können. Doch, wie gesagt, wir wollen hier nicht weiter Kritik üben.

Durch die politischen Verhältnisse, wie sie sich seit Anfang dieses Jahres gestalteten, ist das Project in den Hintergrund gedrängt worden. Der neue Unterrichtsminister A. Gjorgjević hat es noch nicht dem Unterrichtsrathe zur Prüfung vorgelegt. Sollte es wirklich vor diesen Rath gebracht werden, dann kann man wohl erwarten, dass es keine günstige Aufnahme finden werde. Der Unterricht gedeiht nur dann, wenn er auf fester, sicherer Grundlage ruht. Der fortwährende Wechsel im Systeme lässt weder die Lehrer noch die Schüler zu jener Wirksamkeit gelangen, die allein einen genügenden Erfolg verbürgen kann. Und wenn schon die fortdauernden Experimente die Kraft der Lehrer lähmen, welchen nachtheiligen Einfluss müssen sie auf den Nachwuchs für das Lehramt ausüben, welche Verwirrung anrichten! Wie kann unter solchen Verhältnissen eine entsprechende Vorbildung der Lehramtscandidaten erzielt werden, wenn man nicht genau bestimmen kann, welche Anforderungen

an sie gestellt werden sollen! Man hat in den verschiedenen Staaten dem Rufe nach Reform, der gar oft ohne ausreichenden Grund erhoben wurde, genug und mitunter nicht zum Besten des Unterrichtes nachgegeben. Nun ist es sicher an der Zeit, dass man an dem, was besteht, festhalte und durch eine Reihe von Jahren die nothwendigen Erfahrungen sammle, welche, wenn später wirklich Reformen nöthig werden sollten, für diese eine ausreichende Grundlage gewähren können. Man wird dann auch in Serbien sehen, ob sich die Einheitsschule erprobt, und wird, woran fast nicht zu zweifeln ist, wieder mit voller Beruhigung zu der Scheidung zwischen Gymnasium und Realgymnasium oder Realschule, wofür sich ja die Majorität der im Jahre 1888 eingesetzten Commission ausgesprochen hat, zurückkehren.

Wien. K. Schenkl.

Schulreden und Vorträge aus der Zeit seit 1862 von G. Stier, Schulrath und Gymnasialdirector a. D. Neue bedeutend vermehrte Ausgabe. Dessau u. Leipzig, R. Kahle (H. Osterwitz) 1894. 8°, 202 SS.

Der Verf., der 1862—1868 als Director des Domgymnasiums und der Realschule in Colberg und von 1868—1893 als Leiter des Francisceums in Zerbst sehr verdienstvoll gewirkt hat, bietet hier eine neue, bedeutend vermehrte Ausgabe seiner Schulreden und Vorträge. Die 1. Auflage, welche nur acht Reden enthielt, erschien 1868 und war dem bekannten Platoniker Hermann Schmid, der in diesem Jahre als Director des Gymnasiums in Wittenberg in den Ruhestand trat und in Zerbst seinen Wohnsitz nahm, gewidmet. Die neue Sammlung bietet 15 Schulreden, die theils in Colberg, theils in Zerbst gehalten wurden, und zwei Vorträge vor einem größeren Publicum. Wir finden hier Reden, welche sich an die Amtswirksamkeit des Verf.s anschließen, Antritts- und Abschiedsreden, Ansprachen bei der Entlassung der Abiturienten, an Gedenktagen, bei Feierlichkeiten zu Ehren der Landesherren usw. Man wird diese Reden, die nach Inhalt und Form gelungen sind, mit großem Interesse lesen. Den Historiker wird der Vortrag über die Denkwürdigkeiten Wittenbergs, den Germanisten die Reden über Ramler und Theodor Körner, den Pädagogen die Säcularrede auf Amos Komenius, den Philologen der Vortrag über Hektors Gang vom Lager zur Stadt (Ilias Buch VI) besonders anziehen. Wir empfehlen daher das Buch unseren Lesern.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Der neuphilologische Verein in Wien.

Nachdem Prof. Schipper in der gemeinsamen Sitzung der romanischen und englischen Section der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Mai 1893 zum erstenmale öffentlich die Idee der Gründung eines neuphilologischen Vereines in Wien ausgesprochen hatte, wurden die Vertreter der romanischen, englischen und deutschen Philologie an der Universität und an den Mittelschulen Wiens von einem vorbereitenden Comité, dem die Herren Regierungsrath Dr. Egger von Möllwald, Realschul-Director Fetter, Univ.-Prof. Dr. Heinzel, Landesschulinspector Kapp, die Univ.-Proff. Dr. Meyer-Lübke, Dr. Minor und Hofrath Dr. Mussafia, ferner Realschul-Prof. Dr. Nader, Univ.-Prof. Dr. Schipper, Gymn.-Prof. Dr. Tomanetz und Realschul-Prof. Dr. Würzner angehörten, am 3. November 1893 zu einer Versammlung an der Universität geladen. In dieser Versammlung wurden die von dem vorbereitenden Comité entworfenen Statuten berathen und festgestellt. Da diese Statuten aus rein formellen Gründen von der k. k. Statthalterei nicht bestätigt wurden, fand am 7. December abermals eine Versammlung an der Universität statt, um die Statuten einer Schlussberathung zu unterziehen. In derselben Versammlung wurde auch die Wahl des eventuellen Vorstandes vorgenommen. Es wurden für das Jahr 1894 Univ.-Prof. Dr. J. Schipper als Vorsitzender, Univ.-Prof. Dr. J. Minor als erster und Realschul-Director J. Fetter als zweiter Stellvertreter desselben, Realschul-Prof. Dr. A. Würzner als Schriftführer, Realschul-Prof. Dr. Friedwagner und Privatdocent Dr. Jellinek als dessen Stellvertreter, sowie Realschul-Prof. Dr. E. Nader als Kassenführer gewählt.

Die Statuten wurden am 8. Januar 1894 behördlich genehmigt. Nach denselben ist der Zweck des Vereines, das Studium der deutschen, romanischen und englischen Philologie in wissenschaftlicher und pädagogisch-didaktischer Beziehung, sowie den geselligen Verkehr unter seinen Mitgliedern zu fördern. Die Mitglieder müssen akademisch gebildete Männer sein, die ihre Universitätsstudien beendet haben. Der jährliche Vereinsbeitrag beträgt nur 3 K. Die Versammlungen finden in der Regel monatlich einmal von October bis April in einem Hörsaale an der Universität statt.

Die 1. ordentliche Versammlung dieses Jahres fiel auf Freitag den 26. Januar. Der Vorsitzende, Prof. Schipper, widmete zunächst dem mittlerweile verstorbenen Vereinsmitgliede Prof. Dr. Tomanetz einen warmen Nachruf. Hierauf hielt er einen Vortrag über „Die Mönche von Berwick“, eine altschottische, von ihm herausgegebene und übersetzte

poetische Erzählung von einem unbekannten Chaucer-Schüler. Prof. Minor ehrte ebenfalls das Andenken seines verstorbenen Studiencollegen Tomanetz durch einen warm empfundenen Nachruf. Hierauf machte er einige Mittheilungen, unter anderem über Kleists Guiscard Fragment. Nach ihm sprach Prof. Meyer-Lübke über Koschwitz' Buch »Proben der Pariser Aussprache«.

Die 2. ordentliche Versammlung, der Prof. Kelle aus Prag als Gast anwohnte, fand am 23. Februar statt. In derselben brachte Privatdocent Dr. v. Weilen »Beiträge zur Stoffgeschichte der Mönche von Berwick«. Dann referierte Prof. Schipper über die Publicationen der Modern Language Association of America. Auf die Mittheilung des Hofrathes Mussafia von der bevorstehenden Diez-Feier an der Universität Bonn wurde beschlossen, an dem betreffenden Tage ein Begrüßungstelegramm abzusenden.

In der 3. Versammlung am 30. März, welcher Hofrath Dr. Wretschko aus dem Unterrichtsministerium und Landesschulinspector Dr. Kummer als Gäste beiwohnten, hielt Prof. Würzner einen Vortrag über »Die Vorschule für Lehramtscandidaten der modernen Sprachen«. An den Vortrag schloss sich eine anregende Debatte, an der sich namentlich die Landesschulinspectoren Kapp und Dr. Kummer betheiligten und in deren Verlaufe folgende, von dem Vortragenden vorgeschlagene Resolution angenommen wurde: »Der neuphilologische Verein in Wien begrüßt in der Errichtung des französischen Sprachcurses an dem k. k. Franz Joseph-Gymnasium in Wien ein derzeit geeignetes Mittel, um dem Mangel an entsprechend vorgebildeten Lehramtscandidaten des Französischen abzuhelfen, und spricht die Hoffnung aus, dass bald ein ähnlicher Curs für das Englische geschaffen werde, sowie dass solche Curse für beide Fremdsprachen nach Bedürfnis vermehrt werden.«

Diese Resolution sammt einer kurzen Motivierung bildete den Inhalt eines Promemoria, das infolge verschiedener Hindernisse erst am 16. Juni d. J. dem k. k. Unterrichtsministerium durch eine Deputation des Vereines übermittelt werden konnte. Dieselbe, bestehend aus dem Vorsitzenden Univ.-Prof. Dr. Schipper und dem Schriftführer Realschul-Prof. Dr. Würzner, wurde sowohl von Sr. Excellenz dem Herrn Minister als auch von den anderen Functionären, denen sie sich vorstellte, aufs Wohlwollendste empfangen, und es wurde dem Vereine eine günstige Erledigung der Sache in Aussicht gestellt.

In der 4. Versammlung am 27. April brachte Privatdocent Dr. Detter Beiträge zur Gudrun-Sage. Lector Dr. Morison sprach über das Verhältnis wichtiger englischer Partikeln zu den entsprechenden deutschen Wörtern. Prof. Dr. Nader referierte über eine Anfrage in Betreff von Wochenschriften als Schülerlectüre. Ferner wurde auf Hofrath Mussafias Anregung beschlossen, beim k. k. Unterrichtsministerium um Subventionierung eines zu dem Neuphilologentage in Karlsruhe zu entsendenden Vertreters anzusuchen.

Der 5. Versammlung am 25. Mai, welche die letzte vor den Sommerferien war, wohnten als Gäste die Herren Univ.-Prof. Dr. Jarnik (Prag) und Prof. Nastasi (Linz) bei. Dr. R. Beer sprach über »Mittelalterliche Handschriftenkataloge Spaniens und ihre Bedeutung für die Geschichte der Nationalliteratur«. An den Vortrag anknüpfend beantragte Landesschulinspector Dr. Huemer eine Resolution des Inhaltes, es mögen die Akademien, welche sich zur Herausgabe des Thesaurus linguae latinae vereinigt haben, auch die systematische Sammlung und kritische Herausgabe der alten Handschriftenkataloge in Erwägung ziehen. Hierauf referierten Prof. Dr. Schipper und Director Fetter, welche mit einer Subvention des k. k. Unterrichtsministeriums an dem Neuphilologentage in Karlsruhe theilgenommen hatten, über ihre daselbst gemachten Erfahrungen und zwar in der Weise, dass Prof. Schipper die wissenschaftlichen Vorträge und den geselligen Theil, Director Fetter das Methodisch-Didaktische

besprach. Die Mittheilungen beider Herren wurden mit großem Interesse und Beifall aufgenommen.

Wenn wir auf die bisherige Thätigkeit des Vereines einen Rückblick werfen, so müssen wir vor allem das reiche und interessante Programm dieser fünf Vereinsabende hervorheben, welches sowohl die wissenschaftliche als auch die didaktische Seite des neuphilologischen Faches in hervorragender Weise zur Geltung brachte. Ferner kann der Verein schon in der kurzen Zeit seines Bestehens auf zwei wichtige Actionen hinweisen. Die erste derselben, die Betheiligung des Vereines an dem Neuphilologentage in Karlsruhe, ist insoferne von besonderer Bedeutung, als hier zum erstenmale die neuphilologische Lehrerschaft Österreichs in jener großen Wanderversammlung vertreten war und durch die Stimme ihrer Vertreter an den Verhandlungen sich in hervorragender Weise betheiligte. Dass dies in so würdiger Weise geschah und dass es überhaupt ermöglicht wurde, ist der weitgehenden Liberalität und wohlwollenden Förderung des k. k. Unterrichtsministeriums zu verdanken. Was die zweite Action betrifft, das Eintreten des Vereines für die Errichtung, beziehungsweise Vermehrung fremdsprachlicher Curse als Vorschule für künftige Neuphilologen, so ist dies eine Frage von eminenter Wichtigkeit für die Zukunft der neuphilologischen Lehrerschaft in Österreich. Auch in dieser Angelegenheit ist eine günstige Erledigung von Seite der hohen Unterrichtsbehörde zu erhoffen.

Noch sei erwähnt, dass sämmtliche Vereinsabende sowohl was die Verhandlungen als auch die denselben folgenden geselligen Vereinigungen betrifft, von den wirklichen Mitgliedern und von Gästen sehr gut besucht waren. Da ferner das Interesse an dem Vereine im Publicum wächst und die Zahl seiner Mitglieder — sie betrug 58 zu Ende des Sommer-Semesters — stetig im Zunehmen begriffen gewesen ist, so lässt sich wohl schon jetzt behaupten, dass der neuphilologische Verein einem wirklichen Bedürfnisse entspricht, und dass er dazu berufen scheint, eine Lücke in dem wissenschaftlichen Vereinsleben Wiens und Österreichs auszufüllen.

Wien. Dr. A. Würzner.

Literarische Miscellen.

G. Lumbroso, Progressi della egittologia Greco-Romana negli ultimi venticinque anni. Rom 1893. 4°, 32 SS.

Nicht bloß die Vertreter der Disciplin, die meines Wissens hier zum erstenmale als griechisch-römische Ägyptologie bezeichnet wird, werden L. dankbar sein für das nach Autornamen alphabetisch geordnete (dabei ist der Fehler Wahlen unterlaufen) Verzeichnis der einschlägigen Erscheinungen aus den Jahren 1868—1893. Der Rahmen ist möglichst weit gezogen und sowohl der in Ägypten entstandenen, als auch der dort gefundenen Literatur ihr Recht gelassen worden. Der Nachtrag von Castellani, Le biblioteche dell' antichità. Milano 1886 ist unerheblich; Paturet et Revillout, La condition juridique de la femme dans l'ancienne Egypte. Paris 1886 hat mir nicht vorgelegen. Die große Lücke zu ergänzen, die des Verf.s Bescheidenheit betreffs seiner ebenso zahlreichen als wichtigen Schriften gelassen hat, kann hier nicht meine Aufgabe sein.

Wien. Dr. Wilh. Weinberger.

Deutsche Dramaturgie. Im October d. J. beginnt unter Redaction Paul Kühns in Leipzig eine neue Monatsschrift: »Deutsche Dramaturgie. Zeitschrift für dramatische Kunst und Literatur«, die wohl geeignet ist, auch das volle Interesse der wissenschaftlichen Kreise für sich in Anspruch zu nehmen. In dem Maße, als die neuere und neueste Literatur immer mehr zu wissenschaftlicher Pflege herausfordert, stellte sich auch die Nothwendigkeit ein, dem Theaterleben der Gegenwart ein von Parteien unabhängiges, in seiner Kritik auf gediegener Grundlage beruhendes Organ zu schaffen. So soll dieses Blatt wirklicher, freier und ehrlicher Forschung auf dem Gebiete der Dramaturgie und Bühnentechnik dienen, sowohl durch größere theoretische und praktische Aufsätze und Studien, wie durch regelmäßige Theaterberichte aus allen größeren Städten Deutschlands. Der Lösung dieser schwierigen Aufgabe weiht eine große Zahl zumeist rühmlich bekannter Schriftsteller ihre Kraft. Auch der höchst billig gestellte Abonnementpreis (12 Mk. pro Jahrgang) soll dazu beitragen, dass die neue Zeitschrift, welche bereits zum officiellen Organ der deutschen Bühnengesellschaft erklärt ist, die verdiente Verbreitung finden möge.

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. VI. Band: Vom dreißigjährigen Kriege bis zur Machthöhe Ludwigs XIV. 3. Aufl. bearbeitet von O. Kaemmel. Leipzig 1894.

Die bisher erschienenen Bände I und V dieses reich illustrierten und sorgsam angelegten und durchgeführten Geschichtswerkes wurden von uns in dieser Zeitschrift bereits gewürdigt. Nunmehr liegt der VI. Band vor. Dieselben Vorzüge, die wir an den zuerst erschienenen beiden Bänden rühmen konnten: objective, unparteiische Darstellung und planvolle Auswahl des wirklich belehrenden illustrativen Schmuckes kommen auch diesem Theile der neuen Bearbeitung des Spamerischen Geschichtswerkes zugute. Wieder sind die Kunstbeilagen und die dem Texte eingefügten zahlreichen Abbildungen nicht bloß dazu da, um eine müssige Schaulust zu befriedigen, sondern sie dienen wirklich zur Veranschaulichung und Verlebendigung des im Texte Gebotenen. Unter den Beilagen nennen wir vor allem die Facsimiles von Schreiben Wallensteins, Pappenheims, Kaiser Ferdinands II., sowie die urkundlichen Abbildungen, die sich auf den Entsatz Wiens beziehen. Der Text ist ebenso sorgfältig, wie in dem gleichfalls von Prof. Kaemmel besorgten ersten Bande der Neuzeit (V. Band des Gesammtwerkes). So beruht beispielsweise die Darstellung der Stellung und Wirksamkeit Wallensteins durchaus auf dem Stande der neuesten Forschung und das Schlussurtheil über den gewaltigen Heerführer (S. 240) wägt Lob und Tadel in klarer und gerechter Weise ab. Ebenso scheint uns die Darstellung der englischen Geschichte unter Karl I. und Cromwell, sowie die Würdigung dieses letzteren, der ebenso häufig zusehr gepriesen, wie allzusehr geschmäht wird, einer ruhigen und verständigen Geschichtsauffassung wohl entsprechend. Wie sehr der Verf. bei aller Wahrung seines eigenen Standpunktes bestrebt ist, eine parteilose Objectivität walten zu lassen, beweist die Charakteristik Kaisers Leopold I. (S. 724 f.), dessen Bild in den meisten deutschen Geschichtswerken verzerrt dargestellt wird. Bei Spamer wird diesem Herrscher mit Recht »vorsichtige Behandlung der schwierigen Verhältnisse im Innern, zähe Ausdauer im Kampfe vor allem gegen die Türken, Festhalten an der historischen Stellung des Hauses Habsburg in Deutschland« zugeschrieben. Überhaupt ist die Erzählung des glorreichen Entsatzes von Wien und der Türkenkriege Österreichs, womit dieser Band schließt, wohl geeignet, vor allem den österreichischen Leser mit stolzer Befriedigung zu erfüllen. Wir wiederholen daher gern die empfehlenden Worte, mit

denen wir die erste Anzeige dieses Werkes in diesen Blättern geschlossen haben, indem wir das Spamerische Buch besonders für die Vorbereitung des Lehrers recht geeignet halten.

Wien. Dr. Leo Smolle.

---

1. Französisches Lesebuch von J. Bauer, A. Englert und Dr. Th. Link. 333 SS. Dazu:

Wörterverzeichnis. 112 SS. München u. Leipzig, R. Oldenburg 1889.

2. *a*) La France. — Le Pays et son Peuple. Récits et Tableaux du Passé et du Présent. Livre de lecture à l'usage des écoles par W. Ricken, Docteur en philosophie. 281 SS. Von demselben:

b) Le Tour de la France en cinq mois. Nach G. Brunos „Le Tour de la France par deux enfants" für die deutsche Schuljugend bearbeitet. 43 SS. Berlin, W. Gronau 1893.

3. *a*) Choix de Lectures françaises à l'usage des écoles secondaires par H. Wingerath, Docteur en philosophie, Directeur de l'école réale de Saint-Jean à Strasbourg (Alsace). Première partie: Classes inférieures. Accompagnée d'un vocabulaire. 7e éd. 253 SS. Von demselben:

b) Lectures choisies d'après la méthode intuitive. 4e éd. kl. 8°, 111 SS. cart. Cologne, Du Mont-Schauberg 1893.

Diese Lesebücher haben das gemein, dass sie mehr oder weniger den neueren Principien bei der Wahl des Lesestoffes Rechnung zu tragen bemüht sind. Das erste allerdings nimmt noch eine Art Mittelstellung ein, indem es Lesestücke über griechische Mythologie, alte Geschichte und sonstige unfranzösische Stoffe bietet. Dadurch wird freilich eine große Mannigfaltigkeit des Stoffes erreicht, die aber der Einheitlichkeit und namentlich der Beziehung auf Frankreich entbehrt. Doch stehen immerhin im Mittelpunkte des Ganzen die Lesestücke, welche Frankreich betreffen. Zu billigen ist es auch, dass Lebensbeschreibungen französischer Schriftsteller gegeben wurden. In dieser Hinsicht hätte noch mehr gethan werden können. Ebenso ist zu loben, dass mit Vorliebe neuere Autoren Berücksichtigung fanden, auch bei den poetischen Stücken, die mit Sorgfalt und Geschick ausgewählt sind. Das beigegebene „Wörterverzeichnis" scheint recht sorgfältig angelegt zu sein (bemerkt wurde nur das Fehlen von *buse*, Leseb. S. 179). Der Druck ist in beiden Büchern gefällig und fast fehlerfrei.

2. *a*) Als straffer und einheitlicher kennzeichnet sich schon durch seinen Titel Rickens Lesebuch. Der im Beginne desselben stehende, das französische Original auf den zehnten Theil condensierende Auszug von 32 Seiten „Le Tour de la France en cinq mois" ist von dem Verf. auch in einem Specialabdrucke für die Tertia zugänglich gemacht worden (oben: 2 *b*)) und muss nach Form und Inhalt als besonders glücklicher Stoff bezeichnet werden. Im Mittelpunkte des Interesses steht Frankreich auch in den folgenden Abschnitten: *Narrations*, wo neben kürzeren Stücken eine ganze Reihe höchst interessanter und lehrreicher Erzählungen vorgeführt werden; *Histoire*, welche den Schüler mit den wichtigsten Ereignissen und Epochen der politischen und mit einigen der hervorragendsten Persönlichkeiten der literarischen Geschichte Frankreichs bekannt macht; und *Géographie*, welche das Land Frankreich auch von der geographischen und industriellen Seite beleuchtet. Überall ist die Sprache lebhaft und durchaus modern, wie auch moderne Schriftsteller, vor allem Daudet, in den Abschnitten *Narrations* und *Histoire* verwertet

worden sind. Auf gleicher Höhe mit dem prosaischen Theile steht der poetische, welcher zarte, innige Gedichte von Lyrikern dieses Jahrhunderts bringt, auf die einige Fabeln von Lafontaine folgen. In den Anhang sind die Übertragungen einiger deutscher Gedichte verwiesen. Dieses Lesebuch, von einem frischen, anheimelnden Zuge durchweht, ist, wie kein zweites, geeignet, in dem jugendlichen Gemüthe Lust und Liebe zum Studium Frankreichs und seiner Sprache zu erwecken. Von diesem Standpunkte aus muss Rickens Buch für eine Musterleistung erklärt werden.

3. *a*) Wingeraths *Choix de lectures* ist von der Fachkritik schon längst als ein vorzügliches Lesebuch anerkannt worden. Diesen Ruf verdankt es in erster Linie der reichhaltigen Auswahl an passenden, namentlich kurzen Lesestücken. Was das Princip der Concentration betrifft, auf das der Herausgeber so großes Gewicht legt, so dürfte er damit, wenigstens in Bezug auf bestimmte Stoffe — wir haben da vor allem die über antike und germanische Mythologie im Auge — bei manchen Fachcollegen auf andere Anschauungen stoßen. Glaubt der Verf. wirklich, dass der Schüler aus Lesestücken, die schon wegen der französischen Form und Betonung der Eigennamen eine halbfranzösische Färbung zeigen, und die doch wieder andererseits ihres Inhaltes wegen unfranzösisch sind, also durchaus zwiespältigen Charakter an sich tragen, für die Kenntnis jener Stoffe Nennenswertes gewinnen werde? Wir halten dafür, dass diese Stücke, denen der Schüler erfahrungsgemäß keinen Geschmack abgewinnen kann und denen auch die Mehrzahl der Lehrer scheu aus dem Wege gehen wird, ohne Schaden des Buches wegfallen könnten. Desgleichen könnten die Partien über antike Geschichte wenigstens der Zahl nach bedeutend vermindert werden. Wenn neben französischen und allgemein menschlichen Stoffen auch noch solche aus den Naturwissenschaften im weitesten Sinne des Wortes vorgeführt werden, so dürfte unseres Erachtens dem Principe der Concentration in hinreichendem Maße Rechnung getragen worden sein.

Der erste Abschnitt, *Lectures intuitives*, gegenüber den früheren Auflagen gekürzt, „führt dem Schüler die unmittelbare Umgebung in möglichst einfachen und leichtgeformten Sätzen vor Augen“ und macht vielleicht den gelungensten Theil des Buches aus. Weniger Billigung dürfte die neue, dem Ganzen vorangeschickte, sehr knapp gehaltene Leseschule finden. Diese geht durchaus vom Buchstaben aus und ist nur für das Auge berechnet. So werden *ai*, *au*, *ou* usw. -mehrfache Vocale zur Bezeichnung eines einfachen Lautes- genannt; *père*, *zèle* gelten als offene Silben. Merkwürdigerweise wird bei *ô* nicht zwischen offenen und geschlossenen Lauten unterschieden. Die lautliche Seite wird ganz dem Lehrer überlassen. Von diesem Theile abgesehen, kann man das Buch nach wie vor als ein recht brauchbares bezeichnen.

b) Die an letzter Stelle angeführten *Lectures choisies* bestehen aus der eben besprochenen Leseschule und den durch eine größere Anzahl kleiner Lesestücke, größtentheils Gedichte, vermehrten *Lectures intuitives*.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Programmenschau.

119. Schmidt, Dr. Adolf M. A., Beiträge zur Livianischen Lexikographie. III. Theil. Gebrauch von 'contra'. Progr. des n.-ö. Landes-Realgymn. in Waidhofen a. d. Th. 1892, 8°, 20 SS.

Ein weiteres Specimen lexici Liviani, an dessen Ausarbeitung sich mehrere Gelehrte unter Füguers Redaction zu betheiligen scheinen. Schmidt, mit der Abfassung der mit *co* beginnenden Artikel beschäftigt,

legt hiermit eine Untersuchung über *contra* vor, die auch nach dem Erscheinen des betreffenden Artikels noch ihren selbständigen Wert behalten wird: 'denn einerseits wurde die Vertheilung der bezüglichen Ausdrucksweisen auf die einzelnen Dekaden des Livianischen Geschichtswerkes berücksichtigt, andererseits ermöglichte es das kürzlich erfolgte Erscheinen des IV. Fascikels des Lexikons den Gebrauch von *contra* mit dem von *adversus* zu vergleichen. Wie ich aber bei meinen bisherigen Untersuchungen über den Sprachgebrauch des Livius stets auch die historische Entwicklung der betreffenden Partien im Lateinischen hervorzuheben suchte, gieng ich auch diesmal zuwerke und zog außer den bekannten und grundlegenden Werken von Draeger, Hand, Holtze usw. namentlich Speciallexica, insbesondere solcher Schriftsteller zurathe, welche Livius zeitlich und stofflich nahe stehen. So dürfte denn die vorliegende kurze Abhandlung auch einen Beitrag zur historischen Syntax der lateinischen Sprache liefern.' In der That ist Sch.s Arbeit nicht eine trockene lexikalische Zusammenstellung, sondern eher eine syntaktische Studie, die für die historische Grammatik von bleibendem Werte sein wird. Ganz besonderes Interesse aber beanspruchen des Verf.s Nachweise über die Entwicklung des Livianischen Stils, die er in einer späteren Publication allseitig zu beleuchten aufs Neue verspricht: wir erwarten mit Ungeduld die Lösung dieses Versprechens.

120. Stichlberger Robert, Zur Behandlung der lateinischen Stilistik in den unteren Classen des Gymnasiums. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Nikolsburg 1892, 8°, 24 SS.

'Obgleich die Nothwendigkeit stilistischer Unterweisungen in den untersten Classen durch die wohlbegründeten Ansichten so bedeutender Schulmänner über jeden Zweifel gehoben ist, so gewährt der Betrieb des Unterrichtes im einzelnen soviel Spielraum und gestattet er im Ausmaße und in der Abfolge des Stoffes eine solche Mannigfaltigkeit, dass ein Versuch, den Vorgang nach seiner technischen Seite näher zu betrachten und gewissermaßen in der Werkstatt der Schule zu prüfen, wohl gerechtfertigt erscheint.' So der Verf. über Inhalt und Zweck seiner Arbeit. Es ist ohne Zweifel von Interesse, einen praktischen Schulmann über seinen Vorgang in einer Sache zu hören, wo die behördlichen Normen der didaktischen Thätigkeit des Lehrers einen ungewöhnlich freien Spielraum gelassen haben. Der Wert eines solchen Rechenschaftsberichtes braucht an dieser Stelle nicht erst beleuchtet zu werden. Derselbe wird noch erhöht, wenn der Verf., wie im vorliegenden Falle, den gesammten wissenschaftlichen und monographischen Apparat zur Hand hat, der für die behandelten Fragen in Betracht kommt. St. geht diesmal nur auf die Wortstellung ein und gedenkt, ein weiteres Capitel über die lateinische Elementarstilistik bei späterer Gelegenheit zu veröffentlichen. Schon jetzt ist durch seine Ausführungen klar geworden, dass sich über derartige Fragen selbst in ihrer Bedeutung für die unterste Unterrichtsstufe ohne Kenntnis der einschlägigen Detailforschung nicht sprechen lässt.

121. Spandl Josef, Constructionsschwankungen in der lateinischen Sprache und deren Ursachen. Progr. des deutschen Comm.-Untergymn. in Gaya 1892, 8°, 19 SS.

Wir haben es hier mit der Arbeit eines Lehrers zu thun, der über die grammatischen Thatsachen, die er in der Schule mittheilt, gründlich nachdenkt und rationelle Erklärung dafür sucht. Im Vorliegenden kommt nur der 1. Theil einer breiter angelegten Arbeit zum Abdruck: es handelt sich um den 'Kampf zwischen Form und Inhalt'. Aus der Lehre von der Congruenz wird besonders die Construction nach dem Sinne, aus der Casuslehre die verbale Structur von Substantiven, namentlich Verbal-

substantiven, und die Verbindung der Adjectiva mit Gen. und Dat., aus der Lehre vom Verbum die nominale Natur der Participia und das Doppelwesen von Perfectum praesens und Praesens historicum, insofern es sich in der Tempusfolge äußert, auch die Construction von memini mit dem Inf. perf. und praes., aus der Satzlehre der nach gewissen Verbalverbindungen abwechselnde Gebrauch der Partikeln quominus, quin, ne und der Constructio acc. c. inf. und endlich die zwischen Inf. und Conj. schwankende Construction gewisser Satzarten in der Oratio obliqua des näheren beleuchtet. Dies die hervorstechendsten Punkte, auf welche Sp. eingeht. Der von dem Verf. zur Erklärung von Doppelconstructionen eingeschlagene Weg trifft principiell das Richtige; es ist Wirkung der Analogie, der Bedeutungsverwandtschaft, worauf Sp. gebürendes Gewicht legt; er folgt hier der namentlich seit H. Ziemers Buch, Junggrammatische Streifzüge auf dem Gebiete der Syntax. 2. Aufl. Colberg 1883, wohl allgemein als berechtigt anerkannten Methode der Behandlung syntaktischer Erscheinungen: hätte Sp. Ziemers Arbeit eingesehen, wäre seine an sich lesens- und beachtenswerte Studie im einzelnen wesentlich gefördert worden. — An zweiter Stelle handelt Sp. über die Flexion der deutschen Adjectiva nach artikelhaften Wörtern im Plural.

Wien. J. Golling.

---

122. Bulić Franz, Auctarium inscriptionum, quae a mense Iunio a. 1888 ad mensem Iunium a. 1892 in c. r. museum archaeologicum Salonitanum Spalati illatae sunt. Progr. des Gymn. in Spalato 1892. gr. 8°. (S. 395 - 527 des Kataloges der Inschriften des Museums in Spalato.)

Vor drei Jahren ist das Schlussheft des Inschriftenkataloges von Spalato erschienen, dessen Reichhaltigkeit ein glänzendes Zeugnis für den umsichtigen und rastlosen Eifer ablegte, mit dem die Verwaltung des dortigen Museums dem Studium der Überreste der classischen Cultur in Dalmatien obliegt. Er bewies, dass von derselben der moralischen Verpflichtung, die Fülle des in Dalmatien rasch zuwachsenden antiquarischen Materials vor dem Untergange zu schützen und der gelehrten Welt mitzutheilen, mit ernstem Streben nachzukommen gesucht werde; das verdient umso mehr alle Anerkennung, als die äußeren Verhältnisse dieses Museums keineswegs glänzend sind: eine kleine Dotation, ein Vorstand, der keinen Arbeitsgehilfen zur Seite hat und nur die wenigen Stunden für sein Amt verwenden kann, die er nach Abwicklung einer mühevollen Tagesarbeit mit heroischer Ausdauer seiner Erholungszeit abknappt, und last non least der Mangel irgend eines, sei es Museal zwecken überhaupt, sei es auch nur räumlich der Aufgabe eines Magazins entsprechenden Gebäudes, ein Mangel, dessen Folgeübel ich in dieser Zeitschrift XLI (1890) 377 genügend gekennzeichnet zu haben glaube.

Aber die Erwartungen, zu denen die bisher von der Leitung des Museums in Spalato bewiesenen Proben von Energie und Verständnis zu berechtigen schienen, hat Bulić durch die Arbeit der letzten drei Jahre trotz aller Hindernisse noch übertroffen. Über 400, ganze oder fragmentierte, fast durchwegs neuentdeckte Inschriften zählt das Auctarium auf und gestattet, einen erfreulichen Schluss auf die noch viel größere Menge antiquarischer Erwerbungen anderer Art, die im gleichen Zeitraume daselbst vor sich gegangen sind, zu ziehen. Das Hauptcontingent des neuen Zuwachses stellt natürlich das überreiche Ruinenfeld des antiken Salonae, aber auch die Inseln, besonders Lissa und Lesina, ersteres auch mit griechischen Inschriften, und der mittlere Theil des festländischen Dalmatiens haben dazu beigetragen. Hingegen ist der Gewinn an In-

schriften aus dem Gebiete der christlichen Basilica und des christlichen Coemeteriums in Salona, deren Aufdeckung Monsignore Bulić im Vereine mit Dr. Jelić in den letzten Jahren mit großem Geschicke und mit vielem Glücke in Angriff genommen und in einer jetzt druckfertigen, umfassenden Monographie dargestellt hat, qualitativ und quantitativ diesmal gering gewesen.

Einen bedeutenden Theil der Inschriften des Auctariums, neben denen übrigens auch der Zuwachs an gestempelten Ziegeln, Lampen und Töpfen, dann an Gewichten, Tesseren und Gemmen mit Beischrift verzeichnet ist, hat Prof. Hirschfeld aus Berlin in dem im Vorjahre erschienenen 2. Supplementhefte von CIL III noch verzeichnen können. Unter den übrigen, die sonst nur in dem von Bulić redigierten, auch anderwärts in Österreich in gewisser Hinsicht nachahmungswerten „Bulletino dalmato-" publiciert worden sind, finden sich einige bemerkenswerte Stücke, so S. 414 n. 1767 der Grabstein der Familie eines Bauholzhändlers, dessen Sohn wegen seiner Stärke gepriesen wird: *hic lapide lusit ponderibus his: quadraginta* (n. *libris*), *quinquaginta, centum*, also mit Steingewichten von etwa 13, 16 und 34 *kg*;[1] ebenda n. 1636 das Grab eines Netzfechters Rapidus, der einer Fechtschule von Aquileia angehörig und aus Bellunum (h. Belluno in Venetien) gebürtig,[2] bei seinem sechsten Auftreten in der Arena verunglückte und infolge seiner Verwundung auf dem Krankenbette verschied; S. 478 n. 1707 erscheint die Multformel in etwas neuer Wendung: *Duion*[*a*?], *ancilla Balentes* (= *Valentis*) *e*[*t*] *sponsa Dextri* spricht daselbst (426 n. Chr.): *adiuro per deum et per leges Cresteanor*(*um*), *ut, quicumque extraneus voluerit alterum corpus ponere* (*voluerit*), *det eclisie catolice Sal*(*onitanae*) *aur*(*i*) *uncias tres*.[3] Die apamenischen Kaufleute aus Syrien sind neuerdings wiederholt vertreten S. 476 n. 1706 *ἀπ*(*ὸ*) *κώμ*(*ης*) *Αἴους*[4] *ὤρου* (= *ὄρων*) *Ἀπαμέωμ*; n. 1583 Z. 1 [*Ἀπ*]*αμέων*, womit vielleicht n. 1735 Z. 4 *ὄρων* verglichen werden darf. Die Unsicherheit im Lande, die wir inschriftlich unter anderem durch den salonitanischen Stein eines *C. Tadius C. f. Severus abductus a latronib*[*us*] *ann*(*orum*) *XXXV* CIL III 2544 und eines *mano umana sublatus* Eph. ep. IV 305 bezeugt fanden, illustrieren zwei neue Steine S. 480 n. 1409 eines *Euplus ann. XXV occis*(*us*) *a viatoribus* und S. 413 n. 1443 eines Gladiators, *deceptus a latronebos*. Mit den angeführten Proben sei die Mannigfaltigkeit des sachlich und in formeller Beziehung (besonders durch Vulgarismen) interessanten Inhaltes des neuen Heftes flüchtig angedeutet.

Die Ausstattung und Ausführung des Auctariums ist im Drucke etwas besser als die vorangegangenen Hefte ausgefallen. Ich sehe mich aber auch diesmal genöthigt, wie früher XXXIX (1888) 277, höhere Anforderungen für die wissenschaftliche Ausgestaltung des Kataloges zu stellen, als denen dieser derzeit genügen kann (vgl. z. B. S. 415 n. 1610). Ich weiß allerdings recht wohl, dass die Schuld nicht am Verf., sondern in der Geldfrage liegt; aber die Dringlichkeit derselben muss nun einmal constatiert werden; ich wünschte sehr im Interesse der Sache, dass es dem Verf. recht bald glücken möge, auch zu ihrer Lösung zu gelangen und sich so ein neues und durchaus nicht geringfügiges Verdienst um die von ihm geleitete Sammlung zu erwerben.

Um auch meinerseits etwas zur Verwertung der neuen Funde vorzubringen, möchte ich vorschlagen: S. 398 n. 1422 *familia P. Ul*[*pi*]

---

[1]) Zur Sache vgl. Marquardt, Privatalterth.[2] 294. Becker-Göll, Gallus III, 184. Overbeck, Pompeji[4] 219.

[2]) Es ist Z. 3 [*d*]*omo Bellu*[*no*], nicht [*C*]*omo Bellu*[*no*] zu lesen.

[3]) So ist —*III* zu lesen; die Auflösung mit *libellas* ist unzulässig.

[4]) Vgl. die gleichartige Flexion CIL V p. 1060 *κώμης Ἀχεμενείους ὄρων Ἀπαμέων*.

Publ(ilia) Valenti]ni?]; S. 399 n. 1683 *Eutac[t]us*; n. 1710 *coh. VIII vol(untariorum) A(ntoninianae)* oder *A(lexandrianae)* oder *A(urelianae)*; S. 400 n. 1547 Z. 2 *c(um) s(uis)*; S. 408 n. 1662 Z. 1 *Atrec(tius) Cesianus* Z. 9 f. *At[r]ec(tia) ...*; S. 409 n 1671 *[Se?]cund[ina] Terti [f(ilia)* oder *l(iberta) con]tuber[na]li*; S. 417 n. 1672 *filio dev(otissimo)*; S. 418 n. 1776 Z. 1 *test]amento;* S. 419 n. 1761 *[Sim]pliciae*; S. 420 n 1669 *[Ver]atie*; S. 443 n. 1412 *[C]as|t]riciu[s]* vgl. C. 2622; S. 476 n. 1559 *[σω]ρὸς διαφέρουσα ....*; der Verf. thäte übrigens sehr gut daran, die griechischen Inschriften, die ja nicht auch in dem technisch so viel vollendeteren Supplementum von CIL III erwartet werden können, in einem autographierten oder zinkographierten Facsimile nochmals zu reproducieren; wie sie jetzt vorliegen, lässt sich wenig mit ihnen anfangen; S. 494 n. 1740 ist, da die Ecke rechts oben als vollständig bezeichnet ist, die gegebene Auflösung *...νει καὶ Ἄβᾳ* (Nymphe) *Στίρονο[ς]* nicht annehmbar, eher *Νείζαια Βα(βίου) Στίρονος* o. ä.; S. 475 n. 1557 fehlt kaum noch etwas; S. 487 n. 200 B *C. Val[erio C.? f.] Pol(lia) Ing[enuo] Cas(tris) ...?*; S. 486 n. 1753 *[Aquile]iesi* und *Cuncordiens[i]?*; S. 478 n. 1655 *pr[otectoris d]omestici*: S. 427 n. 1622 Z. 5 wird in I vor *Clo(dius)* nichts als der Rest eines Praenomens (*L., T., P.*) zu suchen sein; S. 404 n. 1574 fehlt, schon nach der äußeren Disposition von Z. 1 und Z. 8 zu schließen, bedeutend mehr, als in der Ergänzung angenommen worden ist, daher ist auch wahrscheinlich Z. 7 *Gal(eria)* und nicht ein Gentile *Gal....* zu suchen: S. 402 n. 1759 *[?Pater]culus ae[dem .... ?ca]su et vetustate c[onlapsam]*; u. a. m.

Ich hoffe, dass der gelehrte Verf. recht bald wiederum imstande sein werde, uns mit einer ebenso stattlichen Probe seiner Erfolge zu überraschen, wie diesmal. An aufrichtigem Danke und rückhaltloser Anerkennung seiner frischen, selbstlosen und opferwilligen Bemühungen wird es gewiss auch dann nicht fehlen.

Wien, Juni 1893.

* * *

Da ich die obigen Zeilen heute wieder (im Probedrucke) zur Ansicht erhalten habe, gestatte ich mir folgende Bemerkung nachzutragen.

Erst im Laufe des heurigen Sommers wurde es mir möglich, einige Tage in Spalato zuzubringen und die Schätze des dortigen Museums zu besichtigen. Die Zahl der Inschriften im Spalatiner Museum allein hat in den letzten zwei Jahren um nicht weniger als 273 ganze oder fragmentierte, zum Theile sehr bemerkenswerte Stücke zugenommen! Der gesteigerte Zufluss hat also angehalten und zeugt ebensowohl von dem unversiegbaren Reichthume des Bodens als von dem unermüdlichen und bewundernswerten Eifer, wie von dem organisatorischen Geschicke des Musealdirectors. Die von jedem Besucher wiederholten Klagen über den Platzmangel in den Musealräumen sind wahrlich nichts weniger als übertrieben, wie ich jetzt aus eigener Anschauung bestätigen kann. Hier ist Abhilfe ebenso nöthig wie in den freilich kleineren Verhältnissen von Carnuntum. Ich gewann überdies die Überzeugung, dass die Aufrechthaltung der Ordnung in der übergroßen Fülle des Musealbesitzes von Spalato nur durch die aufopfernde Thätigkeit des Directors möglich sei, ja dass sie großentheils auf seinen Augen und seinem Gedächtnisse beruhe. Es ist darum sehr zu wünschen, dass ein ausreichender und zweckmäßig angelegter Musealbau in Spalato rechtzeitig eingerichtet werde, und dass die Neuaufstellung der Objecte erfolge, bevor Bulić etwa durch eine Beförderung im Staats- oder im Kirchendienste dem Museum genommen wird.

1. October 1894. J. W. Kubitschek.

123. Sigmund, Dr. Wilhelm, Die elektrolytischen Spaltungen und ihre physiologische Bedeutung. Progr. der deutschen Staats-Realschule in Pilsen 1892, 8°, 25 SS.

Der Verf. hat es unternommen, auf engem Raume eine recht hübsche Abhandlung zu liefern über »eine Reihe von Processen, bei welchen compliciertere organische Verbindungen unter Wasseraufnahme in einfache gespalten werden«. Diese Vorgänge werden hydrolytische Spaltungen genannt. Die folgenden Zeilen sollen ein beiläufiges Bild von dem interessanten Inhalte geben.

I. Verzuckerungen der Kohlenhydrate. In dem ersten Abschnitte, der von der Verzuckerung der Stärke handelt, werden wir zuerst mit den die Saccharification bewirkenden, ungeformten Fermenten, den sogenannten Enzymen (Diastase, Ptyalin und Pankreasdiastase) bekannt gemacht. Von der Diastase, dem ältesten und bestbekannten stärkeverzuckernden Enzym, werden erwähnt: das Vorkommen, die bewährten Vorschriften zu ihrer Isolierung, ihre Elementaranalyse, Schönbeins specifisches Reagens auf Diastase, die Bedingungen ihrer Wirkung, ihr Verhalten gegen höhere Temperatur, gegen Gifte und gegen die angehäuften Spaltungsproducte. Die diastatischen Enzyme des Thierkörpers: die Speicheldiastase (Ptyalin) und die Pankreasdiastase und das stärkeverzuckernde Enzym im Secrete der Darmschleimhautdrüsen werden nur kurz behandelt. Hierauf wird vom Chemismus der Stärkeverzuckerung gesprochen. Nach der älteren Ansicht hierüber sollte »die Stärke successive in Dextrin und dieses durch Addition von einem Molecül Wasser in Dextrose übergehen«; nach der neueren und -jetzt fast allgemein angenommenen Ansicht« entstehen »Dextrin und Zucker gleichzeitig durch einen mit Wasseraufnahme verbundenen Spaltungsvorgang« (S. 4). Die verschiedenen Dextrine, die bei der Einwirkung von Diastase auf Stärke nacheinander neben Maltose entstehen, werden kurz charakterisiert (S. 5) und die bei der Verzuckerung der Stärke der Reihe nach stattfindenden Processe durch Gleichungen ausgedrückt (S. 6). Dieser Abschnitt schließt mit folgendem Resumé: »Es besitzt die Auffassung des diastatischen Processes als eines hydrolytischen Spaltungsvorganges eine große Wahrscheinlichkeit, denn sie steht ... mit der Erfahrung nicht im Widerspruche, im Gegentheile erklärt sie gewisse Erscheinungen in ganz ungezwungener Weise, so insbesondere das Auftreten des durch Diastase nicht weiter verzuckerbaren, sogenannten adiastatischen Dextrins, ferner ist sie im Einklange mit der ... höchst wahrscheinlich gewordenen, viel höheren Molecülargröße der Stärke, als sie durch die gewöhnliche Formel $C_6H_{10}O_5$ ausgedrückt wird« (S. 7). Im zweiten Abschnitte, der von der Verzuckerung der Cellulose handelt, wird hervorgehoben, dass sich celluloseverzuckernde oder celluloselösende Enzyme im Pflanzenreiche hauptsächlich beim Keimen solcher Samen bilden, welche als Reservestoff Cellulose enthalten (Dattel, Phytelephas Arten), ferner ausgeschieden werden von den Mycelien der holzzerstörenden Polyporus-Arten (S. 7). Auch die theilweise Auflösung der zarteren Cellulosen im Darme der Thiere ist das Werk eines im Korne bereits präexistierenden Enzyms, für welches das Thier nur die für die Wirkung geeigneten Bedingungen der Temperatur usw. schafft (S. 8). Im dritten Abschnitte wird die Verzuckerung des Inulins, im vierten jene des Glycogens kurz erwähnt. Das Glycogen (die thierische Stärke) wird durch ein der Diastase ähnliches Enzym in der Leber und zwar erwiesenermaßen nach dem Tode verzuckert (S. 8). Der fünfte Abschnitt ist der »Inversion des Rohrzuckers« gewidmet. Hierbei wird eingegangen auf das Vorkommen des die Inversion bewirkenden Enzyms — des Invertins —, auf die Methoden seiner Reingewinnung, auf das Ergebnis seiner Elementaranalyse und auf die Energie und Geschwindigkeit seiner Wirkung (S. 9); endlich wird der Process der Inversion in thermochemischer Hinsicht gewürdigt (S. 10). Die in der

Pflanze sich abspielenden enzymatischen Spaltungen der Kohlenhydrate haben in physiologischer Hinsicht „weniger den Zweck, die als Reservestoffe aufgespeicherten Kohlenhydrate löslich und diffusibel zu machen, als vielmehr sie in einen Zustand zu versetzen, in welchem sie direct in die Bestandtheile des Pflanzenleibes umgewandelt werden können.“ In ähnlicher Weise haben die im Thierkörper „verzuckernd wirkenden Enzyme des Mund- und des Darmspeichels, sowie des Darmsaftes die Aufgabe, die mit der Nahrung aufgenommenen Kohlenhydrate der „Resorption“ oder „Aufsaugung“ zugänglich, d. h. zur Aufnahme ins Blut befähigt zu machen“ (S. 11).

II. Die Peptonisierung der Eiweißkörper. Dieser Process „besteht in der Umwandlung sämmtlicher Eiweißkörper in die leicht löslichen, rasch diffundierbaren, durch Erhitzen nicht coagulierenden und durch die meisten Reagentien, welche Eiweiß niederschlagen, nicht fällenden Peptone“ (S. 11). Im Pflanzenkörper finden sich die peptonisierenden Enzyme verhältnismäßig seltener vor. Am reichlichsten kommt sogenanntes Pflanzenpepsin vor in den insectenfressenden oder fleischverdauenden Pflanzen aus der Familie der Droseraceen; es ist dem animalischen Pepsin vollkommen ähnlich (S. 12). Auch das Papaïn genannte, eiweißverdauende Enzym des Milchsaftes von Ficus Carica und Carica Papaya ist hieher zu rechnen. Seine Wirksamkeit ist von der Reaction ganz unabhängig; es wirkt also sowohl in saurer als auch in alkalischer Lösung. Papaïnpräparate werden zu therapeutischen Zwecken verwendet; sie peptonisieren Fleisch oder hartgesottenes Eiweiß weit energischer als das animalische Pepsin (S. 14). Von den animalischen, peptonisierenden Enzymen wird besonders hervorgehoben das Pepsin des Magensaftes. Die Darstellung desselben, die Bedingungen seiner Wirkung und seine Nachweisung werden in überaus klarer und fasslicher Weise erörtert (S. 12, 13). Hieran schließt sich eine Betrachtung über das Trypsin, das im normalen Secret der Bauchspeicheldrüse enthalten ist. Seine eiweißverdauende Wirkung ist im Gegensatze zu der des Pepsins besonders dadurch charakterisiert, dass nur bei neutraler und schwach alkalischer Reaction und zwar ohne vorheriges Aufquellen des Eiweiß Lösung eintritt (S. 13). Die milchgerinnende Eigenschaft des Magensaftes ist einem speciellen Enzym, dem Labferment, zuzuschreiben; „es wirkt bei neutraler oder selbst auch schwach alkalischer Reaction“ (S. 14). Milchgerinnende, also labähnliche Fermente kommen auch in den früher erwähnten Milchsäften vor (S. 15). Der Chemismus der Peptonisierung wird von den meisten neueren Forschern aufgefasst als „ein hydrolytischer Spaltungsprocess, welcher eine gewisse Analogie mit dem Verzuckerungsprocesse der Stärke aufweist“. Die Spaltungsproducte der Eiweißkörper — Albuminosen und Peptone — können auf Grund ihres Verhaltens zu Ammoniumsulphat unterschieden und getrennt werden. Peptone entstehen hauptsächlich „bei der durch das Trypsin der Bauchspeicheldrüse verursachten Eiweißverdauung“ (S. 15). Die Peptone werden aber noch weiter gespalten und zwar in amidartige Körper, z. B. Leucin, Tyrosin, Asperaginsäure und Glutaminsäure. Nach anderen Theorien bestünde die Peptonbildung in einer Depolymerisierung des Eiweißes oder in einer Umlagerung der Atome oder endlich in einer Umwandlung der Micellen und Micellenverbände einer gewöhnlichen Eiweißlösung in Eiweißmolecüle einer Peptonlösung (S. 16). Die physiologische Bedeutung der Peptonisierung ist bei den Pflanzen, auch bei den insectenfressenden, nicht mit Sicherheit bekannt; auch die Ansicht, dass dem Milchsafte eine gewisse Rolle in der Ernährung der Pflanzen zukomme, ist nicht stichhältig. „Ob und inwieweit der Peptonisierungsprocess beim Transport der Eiweißkörper im Pflanzenleben eine Rolle spielt, lässt sich derzeit nicht feststellen“ (S. 17). Viel klarer liegt die Angelegenheit in Bezug auf den Thierkörper: Hier werden durch den Process der Peptonisierung die mit der Nahrung aufgenommenen Eiweißsubstanzen befähigt, direct (durch die Blutgefäße) oder indirect (erst durch die Lymphgefäße) in das Blut einzutreten (S. 17).

III. Die Spaltung zusammengesetzter Äther. Hierher gehören vor allem die Spaltung der Fette, dann jene der Glycoside. Die Fettspaltung (sowohl im Pflanzen- als im Thierreiche) wird durch Enzyme bewirkt, die das Fett unter Wasseraufnahme in Glycerin und freie Fettsäuren zerlegen (Verseifung). Das erste derartige Enzym im Secret der Bauchspeicheldrüse aufgefunden. Isolierung des Pankreasenzyms und seine Wirkung auf Fette und Ester im allgemeinen. Vorkommen, Wirkungsbedingungen und Isolierung von fettspaltenden Enzymen des Pflanzenreiches. Wirkung solcher Enzyme auf andere Ester (S. 18, 19). Die physiologische Bedeutung der Fettspaltung im Pflanzenreiche dürfte »vorzüglich in der Translocation der Fette zu suchen sein (S. 20), im Thierkörper ist sie in der Resorption der Fette zu suchen« (S. 21). In Bezug auf die Spaltung der Glycoside wird das Wesen derselben als eine »im allgemeinen mit Wasseraufnahme verbundene Zerlegung derselben in Glycose (meist Traubenzucker) und in einen Körper, der mit wenig Ausnahmen ein Benzolderivat ist« aufgefasst. Als diese Spaltung hervorrufende Enzyme wird zuerst das Emulsin oder die Synaptase der süßen und bitteren Mandeln, sodann das Mynosin der Senfsamen besprochen. Auch die fettspaltenden Enzyme, sowohl die im Pflanzen- als auch die im Thierkörper befindlichen können Glycoside zerlegen; umgekehrt vermögen aber auch Emulsin und Myrosin auf echte Ester, wie die Fette, zerlegend einzuwirken (Versuche des Verf.s). Bei den besser bekannten Glycosiden lassen sich die Spaltungsprocesse durch Gleichungen ausdrücken, so bei Salicin, Coniferin, Phloridzin, Aesculin, Arbutin, Amygdalin, Daphnin, Solanin, Helleborin. »Wahrscheinlich« ohne Wasseraufnahme spalten sich: die Myronsäure, das Sinalbin und das Datiscin (S. 21—23). Als Analogie zwischen Fett- und Glycosidspaltung wird hervorgehoben, 1. dass je ein constantes Product auftritt: dort Glycerin, hier Glycose, und 2. der Umstand, dass sie die betreffenden Enzyme in ihren Wirkungen gegenseitig ersetzen. In physiologischer Hinsicht wird ausgesprochen, dass das eine Spaltungsproduct, die Glycose, als ein direct plastischer Stoff für den Ernährungsprocess der Pflanzen von Bedeutung ist, das andere aber (herbe, bitter, scharf schmeckend, ja giftig wirkend) »als ein Schutzmittel gegen den Angriff pflanzenfressender Thiere angesehen werden kann« (S. 24). Ein Vergleich der hydrolytischen Spaltungsvorgänge mit den Gährungsprocessen führt zu folgendem Endergebnis: »Während durch die enzymatischen Spaltungsvorgänge der Nährwert eines Nahrungsstoffes (Kohlenhydrate, Eiweißkörper und Fette) erhöht wird, wird letzterer durch die von organisierten Fermenten veranlassten Spaltungsprocesse für die Ernährung mehr und mehr ungeeigneter gemacht« (z. B. Kohlenhydrate in Alkohol und Kohlendioxyd) (S. 25).

Den Schluss des sehr lesenswerten Aufsatzes macht ein Literaturnachweis, der die im Texte reichlich gebotenen Quellenangaben ergänzt.

124. Arche, Dr. Alto, Einwirkung des Kaliumchlorates in einem Sprengstoff auf die Bildung und Zusammensetzung der Verbrennungsgase. Progr. der deutschen Staats-Oberrealschule in Triest 1892, 8°, 15 SS.

Ref. möchte vor allem eine kleine Änderung des Titels der netten und von großem Fleiße zeugenden Arbeit vorschlagen: »Einwirkung des Kaliumchlorates auf die Bildung und Zusammensetzung der Verbrennungsgase eines Sprengstoffes.« Sodann möge die Besprechung des Aufsatzes mit den Ergebnissen der Untersuchung begonnen werden, um sofort mit dem Wesen des Inhaltes vertraut zu machen; sie lauten:

1. »Im luftverdünnten Raume treten bei dem $KClO_3$-freien Sprengmittel Verbrennungsgase auf, deren Theilbestandtheile noch nicht völlig zersetzt oder oxydiert sind, ja sogar noch brennende Gase (Methan) enthalten, während bei Gegenwart von $KClO_3$ nur vollständig oxydierte Körper oder Elementargase nebst freiem Sauerstoff erhalten werden.

2. »Bei Anwesenheit von $KClO_3$ konnte stets das Auftreten von HCl beobachtet werden; andere schädliche Gase und Säuren konnten weder in diesem Falle, noch überhaupt bei dem Sprengmittel, welches kein $KClO_3$ enthielt, gefunden werden.

3. »Gegenwart von $KClO_3$ wirkt in gleicher Weise auf die Zusammensetzung der Verbrennungsgase, und zwar vermindernd auf die Menge des CO unter gleichzeitiger Vermehrung des CO_2, als wie auf die Zunahme des Druckes bei Verwendung von Sprengstoffen, welche frei von diesem Oxydationsmittel sind.

4. »$KClO_3$ vergrößert bei der Verbrennung unter Luftzutritt das Volumen der Verbrennungsgase eines Sprengstoffes, während gleichzeitig seine Entzündungstemperatur durch diese Beimengung herabgesetzt wird« (S. 14, 15).

In Untersuchung wurde ein Sprengstoff gezogen, der kein $KClO_3$ enthält, dessen Zusammensetzung der Verf. aber wegen der damit verknüpften Privatinteressen nicht bekannt geben darf. Sodann wurden dem Präparate 10% $KClO_3$ beigemischt und bei sonst gleicher Ausführung des Versuches die Wirkung dieser Beimischung studiert (S. 1). Die Verbrennungen wurden gemacht: I. in stark luftverdünntem Raume, II. in der Luft. Die in beiden Fällen gebrauchten Apparate werden durch genaue Beschreibung und durch Abbildungen zur Anschauung gebracht. Die Entzündung der Substanz geschah durch ein mittelst Elektricität erglühtes Platinhaar. Nach der Explosion konnte durch entsprechende Stellung der Hähne des Apparates der Strom der Verbrennungsgase in Gefäße geleitet werden, in denen sie nach Bunsen qualitativ und quantitativ untersucht werden (S. 3). Bei der Explosion in der Luft wurde eine Glocke benützt, in die von unten her Wasser aufgesaugt werden kann; hiedurch wurde erreicht: 1. ein höchst wirksamer Gegendruck gegen die Spannkraft der gebildeten Gase, 2. die Verwendung einer gewünschten Luftmenge und 3. die Möglichkeit, eine verhältnismäßig große Menge des Sprengstoffes verbrennen zu können, ohne dass die Sperrflüssigkeit herausgeschleudert wurde (S. 11). Die Versuchsresultate der ausgeführten Analysen (von denen nach I. vier, nach II. sechs mitgetheilt werden) sind in Tabellenform übersichtlich zusammengestellt. In qualitativer Hinsicht haben sich bei der Explosion des $KClO_3$-freien Präparates bei der Ausführung I gebildet: CO_2, N, CO, CH_4, respective CO_2, N, CO, H, CH_4; bei der Verbrennung des mit $KClO_3$ versetzten Sprengstoffes: CO_2, O, N. Im letzteren Falle zeigte das Wasser, mit dem der Apparat nach der Explosion ausgespült worden war, deutliche Reaction nach einer freien Säure; nach dem Eindampfen konnte man sowohl HCl als auch Cu nachweisen (S. 7). Von freier HCl abgesehen, liefert das in Rede stehende Präparat weder für sich noch mit $KClO_3$ zur Explosion gebracht gesundheitsschädliche Verbrennungsgase, wie sie z. B. Schießbaumwolle und Nitroglycerin (NO und CN, respective NO allein) oder Schießpulver (CNSK und H_2S) geben (S. 7, 8).

Auf S. 14 findet sich eine kleine, interessante Tabelle, welche die Menge der Verbrennungsgase von je einem Gramm verschiedener Sprengstoffe dem Volumen nach angibt; so liefert 1 *g* Schießpulver 193·1, Nitroglycerin 284, Schießbaumwolle 483, »Substanz« 595·8 und »Substanz + $KClO_3$« 797·8 cm^3 an Gas (0° und 760 *mm*). Die Entzündungstemperatur der »Substanz« wurde zu 295° C., jene der »Substanz + $KClO_3$« zu 263° C. bestimmt.

Wäre in der vom Ref. aufmerksam durchstudierten Abhandlung der 4. Absatz auf S. 6 und die erste Hälfte des 2. Absatzes auf S. 7 in stilistischer Hinsicht gefeilter, so wäre einerseits die Schönheit und andererseits die Klarheit der Darstellung noch vollkommener geworden, als es in der That der Fall ist.

Wien. Joh. A. Kail.

125. Jonasch Josef, Einiges über das Ornament. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Marburg 1893, 8°, 14 SS.

Der Verf. erläutert das Wesen des Ornamentes als Verzierung, Zierat oder Schmuck und bespricht die Hauptzüge desselben in den verschiedenen Stilarten. Da diese Darstellungen im ganzen recht zutreffend sind, so ist zu bedauern, dass einige Flüchtigkeiten zurückgeblieben sind, z. B. der Satz: „Er (der Renaissancestil) dient vor allem als decorativer Schmuck und wird daher hauptsächlich zur Verzierung umrahmter Flächen angewendet“, wo die Begriffe Stil und Ornament verwechselt sind, dann der Satz: „Nur in der Glasmalerei hat sich der romanische Stil bis spät in die Gothik erhalten.“ !) Von diesen abgesehen, bringt der Aufsatz den Realschülern und Zeichnern, für die er offenbar berechnet ist, recht viel des Belehrenden und Anregenden.

Graz. Josef Wastler.

XII. Protokoll der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien.

(Mitgetheilt vom Schriftführer Prof. Feodor Hoppe.)

(8. Juni 1894.)

Anwesend sind die Mitglieder der Commission und mehrere zur Theilnahme an der Sitzung eingeladene Herren Directoren und Professoren der Wiener Mittelschulen.

Der Vorsitzende, Landesschulinspector Dr. J. Huemer, eröffnet die Sitzung mit der Mittheilung, dass während der Pfingstwoche dieses Jahres auf Anordnung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht an der Universität Innsbruck ein archäologischer Ferialcurs für Gymnasialprofessoren stattgefunden hat. (Vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 665.)

Ähnliche Ferialcurse, deren Anregung das Verdienst des Herrn Hofrathes Benndorf ist, seien auch in Krakau und in Prag abgehalten worden. Die Commission könne mit größter Befriedigung diese Einrichtung begrüßen und spreche die Hoffnung aus, dass auch in anderen Universitätsstädten der Monarchie solche Ferialcurse durchgeführt werden.

Hierauf berichtet der Vorsitzende, dass infolge einer Anregung, die Herr Hofrath Benndorf beim letzten Philologentage in Wien in der Section für Gymnasialarchäologie gegeben hat, der Plan, ein zerlegbares Modell eines griechischen Tempels als Lehrmittel für Universitäten und Mittelschulen herzustellen, jetzt zur Ausführung gelangen solle.

Im Einvernehmen mit Herrn Geheimrath Conze, dem Vorsitzenden jener Section, stellt Landesschulinspector Dr. J. Huemer den Antrag, es möge ein Project fertiggestellt und dieses dem hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht mit der Bitte vorgelegt werden, dass die Ausführung des Projectes auf Kosten der hohen Unterrichtsverwaltung Herrn Prof. Georg Niemann übertragen werde.

Prof. G. Niemann legt sofort das von ihm ausgearbeitete Project mit dem Kostenvoranschlage vor. An seine eingehenden Ausführungen schließt sich eine längere Debatte über das zu verwendende Material, die Größe des Modells und einzelne Details.

Die Commission spricht besonders den Wunsch aus, das Modell müsse eine für den Anschauungsunterricht entsprechende Größe haben, zugleich solle aber bei der Herstellung des Modells die Möglichkeit der Vervielfältigung im Auge behalten werden.

Der Antrag des Vorsitzenden wird sodann angenommen und Herrn Prof. G. Niemann der Dank der Commission ausgesprochen.

Entgegnung.

Die Annahme des Herrn Rec. meines Lehrganges der französischen Sprache (s. S. 529 ff.), dass ich die Etymologie „ganz besonders berücksichtigt haben will", ist völlig aus der Luft gegriffen, was wohl daraus genügend erhellt, dass in der eingehenden Begleitschrift die Etymologie mit keinem Worte erwähnt ist. Wie andere Beurtheiler von Fach längst eingesehen haben, kann kein Lehrer unter den gegebenen Verhältnissen (2 Stunden in der Woche!) von der Etymologie mehr nehmen als einige wenige „dilettantenhafte" Rudimente, und dienen bei mir die beigegebenen Notizen aus dem Latein in erster Linie nur als mnemotechnische Stützen zur Aneignung eines möglichst reichen Wortschatzes. Da der Herr Rec. sosehr für meine „wissenschaftliche Reputation" besorgt ist, erkläre ich, dass ich durch Aufnahme der vielen etymologischen „Gesetze" und „fruchtbringenden Bemerkungen", wie er sie fordert, fürchten müsste, mein Bischen Reputation als verständiger Schulmann einzubüßen, und dass ich mich zu solcher Zeitvergeudung nimmermehr herbeilasse.[1]) Mit Einzelheiten will ich die Leser, obwohl sich gar manches erwidern ließe, nicht ermüden; über die Tonart obiger Recension haben sie, wie mir mehrere positive Mittheilungen beweisen, schon geurtheilt.

Wien. E. Feichtinger.

[1]) In der sehr kurz und populär gefassten Grammaire historique von L. Clédat (Paris 1889) zum Beispiel finden sich bloß für die Verwandlung der Vocale (ohne Nasenlaute) 32 Regeln nebst zahlreichen Ausnahmen.

Erwiderung.

Auf vorstehende „Entgegnung" habe ich nur Folgendes zu erwidern: Inwiefern meine oben aufgeführte Behauptung „aus der Luft gegriffen" ist, dafür lasse ich den Herrn Verf. selbst den Beweis erbringen. Auf der 3. Seite der erwähnten Begleitschrift, wo die „Norm für die Behandlung der Übungsstücke" aufgestellt wird, heißt es in der Anmerkung: „Dazu gehört auch Abfragen der schwierigeren Vocabeln, erst französisch-deutsch, dann deutsch-französisch (möglichst im Zusammenhange der Sätze), wobei die Etymologie heranzuziehen ist." — Ferner war der klare Gedankengang meiner Besprechung (von der man sich nach obiger „Entgegnung" eine unrichtige Vorstellung machen muss), der, dass, wenn bei der „so knappen Unterrichtszeit" überhaupt auf Etymologie eingegangen werde, das in methodischer Weise (durch Erläuterung einiger der Hauptgesetze der lautlichen Veränderungen) geschehen müsste, dass jedoch nie und nimmer dem Schüler Falsches geboten werden dürfte. Dadurch hätte sich nicht bloß Raumersparnis im Buche, sondern auch Zeitersparnis in der Schule erzielen lassen. Im übrigen wird doch der Herr Verf. nicht im Ernste behaupten wollen, dass methodische Behandlung und wissenschaftliche Richtigkeit die Reputation eines verständigen Schulmannes schädigen könnten?

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Berichtigung.

Mit Rücksicht auf S. 664 dieses Jahrganges bemerken wir, dass der Abonnementpreis der Zeitschrift 'Das humanistische Gymnasium' per Jahr nicht zwei, wie dort angegeben ist, sondern drei Mark beträgt.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Sieben Gedichte Goethes, nach ihrem Gedankengange erläutert.

II.

Ganymed.

An einem Frühlingsmorgen befindet sich der Dichter im Freien; die erblühende Herrlichkeit der Natur hat ihn mit tiefer Entzückung erfüllt, so dass sein volles Herz sich jubelnd in die Anrede ergießt:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!

Das Bild der schönen Welt hat sich in seine Seele getaucht, wie die Gestalt eines geliebten Freundes. Der ersten knappen Gefühlsentladung folgt ein länger hingezogener Ausruf, verharrend in der durch die Vorstellung „Geliebter" erweckten Gedankenreihe:

Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Mit tausendfacher Liebeswonne wird mein Herz erfüllt durch das erhebende („*heilige*") Gefühl von der ewig wirkenden Lebenswärme der Natur und der unendlichen Schönheit ihrer Gebilde; darin gipfelt der Ausruf. Der Betrachtung des Schönen folgt die Liebe; sie steigert sich zur Sehnsucht nach Vereinigung, Besitz; daher der in Einen Ausruf zusammengedrängte Wunsch, dass die ausgebreitete Schönheit zu Einem Wesen verkörpert wäre, das er mit Lust zu umarmen vermöchte:

Dass ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Da wirft er sich in Liebessehnsucht zur Erde nieder, wo er den Frühling in seinen aufkeimenden Gräsern und Blumen seinem Herzen näher fühlt:

Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras,
Drängen sich an mein Herz.

Für einen Augenblick zwar kühlt ein frischer Morgenwind die sehnsuchtheiße Brust:

Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!

aber nur, um im nächsten Augenblick durch die vom Morgenwind zugewehten, zärtlich lockenden Töne der Nachtigall das tiefste Sehnen in ihm zu erregen:

(Es) *Ruft drein die Nachtigall,*
Liebend nach mir, aus dem Nebelthal.

so dass er aufspringt und unwillkürlich in die Antwort ausbricht: „*Ich komm'*", und freudiger noch: „*ich komme!*" Jetzt, am Gipfel der Naturbegeisterung ergreift ihn die Besinnung, dass er, dem Rufe der Nachtigall folgend, sein Sehnen nicht befriedigen könne und er ruft sich zurückhaltend zu: „*Wohin?*" Wem sonst soll das von tiefer, unbestimmter Sehnsucht erfüllte Herz eines Erdenkindes sich zuwenden? Er blickt um sich, weiß es nicht; daher die schmerzlich zweifelnde Frage: „*Ach, wohin?*", bis sein Inneres die Antwort gibt, dass die nach dem Unendlichen schmachtende Menschenseele volle Befriedigung nicht hier unten im Reich der Gebundenheit und Schwere finden könne, sondern nur oben im Reich des Äthers, wo der ewige Gott wohnt. „*Hinauf!*" ruft es in ihm; ja „*Hinauf strebt's*" in mir; und der emporgehobene Blick bleibt überrascht an Morgenwolken hangen, die sich abwärts senken, als verstünden sie den Wunsch seiner „*sehnenden Liebe*":

Es schweben die Wolken
Abwärts, und mit steigender Gewissheit:
die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.

Durch dies entgegenkommende Verständnis aufs höchste entflammt, ruft er ihnen zu:

Mir! mir!
In eurem Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!

(indem ich euch umfange und von euch umfangen werde)

Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

will ich entrückt werden — wie einst Ganymed zu Zeus, denkt unwillkürlich der Leser, dem durch die Überschrift eine Brücke

zum Verständnis des Herzensergusses gebahnt wurde; hier bleibt der Gedanke im Hintergrund.

Die leidenschaftliche Stimmung gibt der Sprachform ein charakteristisches Gepräge: es sind fast lauter Ausrufsätze, dazwischen starke Pausen; ja gegen den Schluss lässt die wachsende Fülle der Empfindung kaum mehr Zeit einen Satz zu entwickeln; in gedrängten Ausrufen schafft sie sich Luft.[1])

Mignon.

Goethe hat in seinen Roman W. Meister zwei Episodenfiguren hineinverflochten, durch die er den Leser von Zeit zu Zeit zwischen das ungebundene Künstlertreiben und das galante Weltleben der vornehmen Kreise hindurch wirkungsvolle Blicke auf die Nachtseite des Menschendaseins thun lässt; er schildert nämlich das Schicksal Mignons, des kleinen Mädchens mit der träumerischen Stirn und den südländischen Augen, das Goethe mit dem ganzen Zauber seiner weichen Poesie umgab. — Mignon entstammt, wie wir im Roman allmählich erfahren, einer vornehmen Familie Oberitaliens. Unglücklicher Verhältnisse wegen Pflegeeltern zur Erziehung übergeben, wächst sie in ziemlicher Ungebundenheit auf dem Lande auf und weilt besonders gern in der Nähe eines benachbarten Landhauses; unvergesslich blieb der kindlichen Phantasie der dortige Garten mit seinen Citronen- und Orangenbäumen, den Myrtenhecken und dem schlanken Lorbeer, sowie das Landhaus selbst, dessen flaches Dach von Säulen getragen war, während die Gemächer von Wandgemälden schimmerten und in der Vorhalle Marmorstatuen standen. Mignon war damals ein munteres Kind mit knabenhaften Charakterzügen und übte sich am liebsten im Springen und Klettern. Stundenweit schweifte es in der Gegend umher, fand aber immer wieder nach Hause. Einmal aber blieb sie aus; man suchte vergebens und hielt sie endlich für verunglückt. Die Mutter starb vor Gram; ihr Vater, durch Schwermuth und Gewissensqualen verdüstert, zog nun halb wahnsinnig als Harfenspieler in der Welt herum. Mignon war aber nicht todt; eine Seiltänzerbande hatte das gewandte Mädchen geraubt und auf gefährlichem Alpenpass nach Deutschland gebracht. Bei einer Vorstellung wurde W. Meister zufällig Zeuge der rohen Behandlung, die sie von ihrem Herrn zu erleiden hatte; er kaufte sie los und behandelte sie fortan mit schonender Liebe, wie eine Tochter. Mignon hing mit Dankbarkeit an ihrem Wohlthäter und nannte ihn schmeichelnd Vater, Beschützer, Geliebten. Über ihr Jugendschicksal aber konnte er nichts von ihr erfahren; denn sie hatte den Seiltänzern mit schwerem Eide geloben müssen darüber zu

[1]) Vgl. zum Inhalt: Werthers Leiden (Am 18. Aug.), Eingang zu Mahomet, Faust, Vor dem Thor: „Betrachte, wie in Abendsonne-Glut .... Der Kranich nach der Heimat strebt.“

schweigen. Nur in Liedern, die sie rührend zur Zither sang, sprach sie, die im kalten Deutschland beständig fror, ihr Verlangen nach dem Süden aus.

In keinem Liede aber bricht das zurückgepresste Grundgefühl des Heimwehs nach Italien mehr hervor, als in den halb unwillkürlich an Wilhelm gerichteten Fragen:[1])

1 *Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,*
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?

Durch Hervorhebung dessen, was einer Gegend das charakteristische Antlitz verleiht, ihres Pflanzenwuchses und des Himmels darüber, gibt Mignon ein anschauliches Bildchen der Heimat; und zwar sind es Farbenwirkungen, die uns die südliche Natur energisch vor die Augen bringen: „wo die Citronen *blühn*; im *dunkeln* Laub die *Gold*orangen *glühn*; vom *blauen* Himmel". Die Myrte steht „*still*", d. h. unbewegt vom „*sanften Wind*"; dies lässt uns den seligen Frieden empfinden, der über der Landschaft ruht. Die zuletzt erwähnte Myrte (Sinnbild der sinnigen Liebe) und der Lorbeer (Kunst) leiten unsere Phantasie halb unbewusst zur Gedankenreihe der zweiten Strophe über.

Vorerst aber wiederholt sie stärker die Frage: „*Kennst du es wohl?*" Dann durch Auslassung eines Versfußes eine Pause, die wie das Athemholen der Erwartung wirkt, bis sie ungestüm in den Ruf ausbricht:

Dahin! Dahin!
Möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Im wonnigen Süden denkt sie sich als Wilhelms Geliebte.

Und wie gesteigerte Lockung klingt die erneute Frage, in der sie sich ihrer engeren Heimat erinnert, des Landhauses, in dessen Umgebung sie aufwuchs; damit gibt sie ein Bild der südlichen Baukunst, Malerei und Plastik:

2 *Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,*

Der Säulenbau unterscheidet sinnfällig die südliche Bauart von der nordischen (Wandbau). Nun tritt sie in der Phantasie, wie einst in Wirklichkeit, in das Innere der Villa:

Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,

mit seinen Marmorwänden, „*Und*" die ihr von Jugend auf vertrauten „*Marmorbilder stehn*" noch an ihrer Stelle „*und sehn mich an*": indem selbst der kalte Stein mitleidig mich zu fragen scheint: „*Was hat man dir, du armes Kind, gethan?*", dass du, einst so munter, jetzt so leidend aussiehst. Wieder die nachdenk-

[1]) Die Worte Mignons sind nicht Fragen, die mit „ja" oder „nein" beantwortet werden können; sie erwecken Vorstellungsbilder und Erinnerungs- oder Sehnsuchtsgefühle, die im Jahrhunderte Winkelmanns jeder in sich trug.

liche Frage: „*Kennst du es wohl?*“, die Pause innehaltender Erwartung und der Ruf:

Dahin! Dahin!
Möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Als Beschützer redet sie Wilhelm mit steigender Hingebung an, da sie sich eben des ihr widerfahrenen Leides erinnert.

Die aus sonst verschlossenem Herzen heraufgeholten Erinnerungsbilder an das Land der Kindheit haben ihre Sehnsucht aufs höchste entfacht, die Phantasie sucht den Weg zu dem Ziele, es ist folgerichtig derselbe, auf dem sie der Heimat entführt wurde, die rauhe Alpenlandschaft, die wie ein feindlicher Wall vor dem sonnigen Italien liegt; in der Ausmalung der wilden Gebirgswelt thut sich der zum Gipfel der Heftigkeit gelangte Sehnsuchtsschmerz genug:

3 *Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?*
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,

Der von unten gesehene Berg ist so hoch, dass er in Wolken hineinragt.

In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;

außerdem die Gefahr vor einer unausrottbaren „*alten*“ Drachenbrut, wie kindliche Phantasie sie in die Gebirgshöhlen träumt.

Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.

Endlich überhangende Felsen, die zu stürzen scheinen. Sie hält inne:

Kennst du ihn wohl?

jenen gefahrdräuenden Alpenweg? Aber all dies kann mein Verlangen nicht zurückhalten:

Dahin! Dahin!
Geht unser Weg!

ruft sie zuletzt fast gebieterisch aus, mit der Anrede tiefster Hingebung und schmeichelnder Unterordnung:

O Vater, lass uns ziehen!

Der immer wiederkehrende Schlussrefrain, zu dem sich die Erzählung jeder Strophe steigert, hält das Ganze zusammen und stimmt es auf den gemeinsamen Grundton schmerzlichen Heimwehs.

Die sehnsüchtig fortschreitenden Jamben erzeugen die vollkommenste Harmonie des Inhaltes mit der Form; jeder Vers besteht aus fünf Jamben, nur der fünfte jeder Strophe aus nur vier, indem in seiner Mitte, wie gesagt, wirkungsvoll die Pause der Erwartung eintritt. Jeder Vers besitzt nach den ersten zwei Füßen eine Cäsur: „*Kennst du das Land?*“, „*Im dunkeln Laub*“, „*Ein sanfter Wind*“, „*Die Myrte still*“ u. s. w. Dadurch ist der ruhige Fluss aufgehoben, die Sehnsuchtsworte brechen stoßweise, wie Schluchzen hervor. Dem lockenden Inhalt der beiden ersten Strophen entsprechend ist das Vorherrschen milder, flüssiger Consonanten. Feinsinnig wechseln die Vocale im Schlussrefrain: die dunklen Vocale u und o geben der Frage „Kennst du es wohl?“ etwas Geheim-

nisvolles; an die dumpfe Stimmung setzt sich der unbefriedigt hingezogene Sehnsuchtsruf an, mit dem Vorherrschen des beinahe schrillen Vocales i:

Dahin! Dahin!
Möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Der König in Thule.

Die Überschrift der Ballade lenkt unsere Phantasie nach dem grauen Nordmeer; dort liegt die Insel Thule, weltentrückt, sagenhaft, die Urheimat germanischer Treue; die idealisierende Kraft nebelhafter Ferne thut ihre Wirkung, und wir vernehmen ahnungsvoll den traulichen Märcheneingang:

1 *Es war ein König im Thule,*
Gar treu bis an das Grab,

Die beiden Eingangsverse erinnern an die typischen Eingänge des Volksliedes. „Gar treu" gibt den Inhalt der Ballade zum voraus an; die naive Dichtung will nicht spannen.

Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Hier das dem Ganzen zugrunde liegende Ereignis: seine Gemahlin starb; ihre letzte That war die Übergabe eines Liebesandenkens. Und wie hält es der König mit dem hinterlassenen Liebespfand?

2 *Es gieng ihm nichts darüber,*
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen giengen ihm über,
So oft er trank daraus.

Dies Grundgefühl ist wichtig genug, eine Strophe lang dabei zu verweilen; aber der Empfindung selbst sind im ganzen Gedicht, so auch hier, keine Worte gegeben, sie ist unsagbar; aus dem Thun und Leiden des Königs, aus dem leiblichen Reflex des Seelenzustandes müssen wir das Gefühl in uns nacherzeugend begreifen.

Dass das Andenken gerade ein Becher ist, dessen man sich beim frohen Mahle bedient, dieser Gegensatz von Leid und Freud übt eine tragische Wirkung.

Was wird wohl bei dem Tode des Königs mit dem Becher geschehen?

3 *Und als er kam zu sterben,*
Zählt er seine Städt' im Reich,
(es war also ein mächtiger König)
Gönnt' alles seinem Erben
Den Becher nicht zugleich.

---

[1]) Goethe hat in den Schmerzensruf Mignons nach ihrem verlorenen Paradiese seine eigene Sehnsucht nach Italien hineingelegt, unter dessen wärmerer Sonne er sein dichterisches Können erst zur Reife zu bringen hoffte; ja man glaubt in dem kleinen Liede einen Ton angeschlagen zu hören, der durch die Weltgeschichte klingt.

Der König macht Testament, verschenkt alles, nur nicht den Becher; dies steigert unsere Vorstellung von seiner Wertschätzung aufs höchste.

Nun setzt der Dichter mit einer Erzählung ein, deren Inhalt mit dem angekündigten Ende in scheinbarem Widerspruch steht; sie klingt gar feierlich:

4 *Er saß beim Königsmahle,*
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Jetzt, vor dem Untergang steigert der Dichter alles Lebensgefühl; ausgehend vom König, von dem zuletzt die Rede war, erhebt sich die Phantasie in immer weitere Vorstellungskreise: die Tafel, der Ritterkreis, der Ahnensaal, das Schloss, an seinem Fuß das unendliche Meer; dorthin wollte er unsere Phantasie lenken.

Nun fasst er die Situation zusammen:

5 *Dort stand der alte Zecher,*
Trank letzte Lebensglut

Das Aufstehen ist als nebensächlich übersprungen; „der alte Zecher" heißt hier der König, um uns noch einmal einzuprägen, dass der Becher sein Alles war.

Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Nach einem Abschiedstrunk schleudert er ihn ins Meer, damit keine fremde Lippe ihn nach seinem Tode entweihend berühre. Im Augenblick der Trennung, das einzigemal im Gedicht erhält der Becher ein Beiwort: „heilig" (sc. ihm).

6 *Er sah ihn stürzen, trinken*
Und sinken tief ins Meer.

Unwillkürlich bleibt das Auge des Sehnsüchtigen am Becher haften, er verfolgt jeden einzelnen Moment an dem Vorgang des Augenblicks: das Hinabstürzen, das Eintauchen ins Meer („*trinken*") und das Versinken in die Wassertiefe.

Da senkt sich auch sein Auge, der Abschied vom Becher wird ihm Abschied vom Leben:

Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Wie innig des Schicksal des Königs mit dem des Bechers verwachsen war, deutet der Dichter noch im letzten Augenblick an, indem er für den Untergang beider die nämlichen Zeitwörter wählt: „*sinken*", „*trinken*".

Nicht einmal hier ein Empfindungswort, weder vom Dichter, der mit dem Stoff beginnt und mit dem Stoff schließt, noch vom König. Lautlos wickelt sich die Handlung ab, aus dem äußeren Geschehen, dem leiblichen Reflex müssen wir den Seelenzustand errathen. Goethe hat hier zwei Grundzüge des alten, harten Germanengeschlechtes, zähe Treue und äußere Wortkargheit bei innerer, scheuer Gemüthstiefe wunderbar zum Ausdruck gebracht.

nisvolles [illegible] Mond.
hingezo[illegible]
schrille[illegible]

[illegible] über der Erde lagen [illegible]
[illegible] ineinander [illegible] fließen [illegible]
[illegible] in tiefe Schatten, halb Tag [illegible]
[illegible] Dunkelgefühl.
[illegible] der Dichter. [illegible]
[illegible] er spricht weich und mild [illegible]
grau- [illegible] Busch und Thal (Wiesengrund)
haft [illegible] Nebelglanz,
neb- [illegible]
vol[illegible] [illegible] auch einmal
[illegible] ganz.
[illegible] im Alltagsleben einseitig concentrierten
[illegible] eigenen, freien Spiel anheimgegeben: [illegible]

g [illegible] über mein Gefild (das Ilmthal)
7 [illegible] deinen Blick.
[illegible] die Gegensätze des Tages aus,
[illegible] (nun kehrt er wieder auf sein Inneres zurück
[illegible] des Freundes Auge
(vor dem meine Seele offen dalle[illegible]
mild (tröstend)
[illegible] mein Geschick. (seinen Blick breitet)
[illegible] an sein Lebensgeschick taucht in der ein-
[illegible], die die Gedanken nach Innen führt, in ihm
[illegible] Geiste die Vergangenheit nach:
[illegible] Nachklang fühlt (jetzt) mein Herz
[illegible] und trüber Zeit,
[illegible] Wandle (ich) zwischen Freud und Schmerz
[illegible] ich mich an dieses oder jenes erinnere)
In der Einsamkeit.
[illegible] Stille, die ihm eben klar zum Bewusstsein kam.
[illegible] vorüberrauschenden Flusse unterbrochen; er zieht
[illegible] Theil des Gedichtes unwillkürlich seine Aufmerksam-
[illegible], und mahnt ihn bei seiner jetzigen Stimmung an die
[illegible]:
4 Fließe, fließe, lieber Fluss!
[illegible] versinnlicht die Gleichförmigkeit, keine Steigerung)
Nimmer werd ich froh;
[illegible] So (wie dein Wasser) verrauschte Scherz und Kuss
(die Liebesfreuden)
Und (nun die Steigerung) die Treue so. (die doch
dauerndes, inneres Glück geben sollte.)
[illegible] unter dem neuen Eindruck, dem vorüberrauschenden
[illegible] Erinnerung aus seinem Geschick, die verrauschter
[illegible] Vordergrund seines Bewusstseins, und die vorher

zwischen „*Freud und Schmerz*“ getheilte Stimmung wird ausschließlich zum Leidgefühl, dessen Ausdruck ihn eine Strophe lang fesselt (Höhepunkt der Schwermuth):

5 *Ich besaß es doch einmal,*
Was so köstlich ist!

Das „*was*“ ist der nachempfindenden Ausdeutung des Lesers überlassen; wir werden in Mitbewegung versetzt: es ist „*die Treue*“ gemeint; und nun der schmerzliche Ausruf:

Dass man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergisst!

(das Gedächtnis auch in seiner quälenden Wirkung ist Menschenlos, nicht individuelles, daher: „*man*“.)

Die qualvolle Erinnerung zu übertönen, ruft er deshalb dem Flusse zu:

6 *Rausche, Fluss, das Thal entlang,*
Ohne Rast und Ruh!

und nun der beginnende Umschwung:

Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

(rege durch dein Rauschen Melodien in mir an)

7 *Wenn du in der Winternacht*
Wütend überschwillst,

(dann werden es Lieder der Leidenschaft; der jetzigen Stimmung naheliegend)

Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

(dann werden es Lieder friedlichen Glücks; auf ersteres bezieht sich „*Rausche*“, auf letzteres „*flüstre*“.

Vom Flusse, der ihn vorhin tiefer in die schwermüthige Stimmung der Vergänglichkeit senkte, hofft er sich nun Erhebung durch seine Anregung zu Liedern; das beglückende Bewusstsein der Dichterkraft bringt Beruhigung über ihn; Überlegung dämpft das Gefühl, und so preist er im dritten Theil als völligen Ersatz treuloser Liebe ein gedankenreiches Stilleben im Arme der schon in der zweiten Strophe gerühmten Freundschaft:

8 *Selig, wer sich vor der Welt*
Ohne Hass verschließt,

ohne Hass von den Menschen zurückzieht, als Ersatz

Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

9 *Was, von Menschen* (der großen Menge) *nicht gewusst*
Oder nicht bedacht (nicht nach seinem Wert gewürdigt)
Durch das Labyrinth der Brust (die räthselvollen Tiefen des Gemüths)
Wandelt in der Nacht.

In der Stille solcher Nacht zieht; damit ist er wieder zurückgekehrt zu dem umgebenden Naturbild, das den Gedankengang in ihm an-

regte. Das „*was*" ist geheimnisvoll unbestimmt der nachempfindenden Ausdeutung des Einzelnen überlassen; so verhaucht das beflorte Lied in einem Helldunkel dämmernder Gefühle, entsprechend der dunkelklaren Mondnacht.

Wien. Dr. Friedrich Bauer.

Zur Geschichte Dionys I. von Syrakus.

I. Der Friede, welchen Dionys nach seiner Niederlage bei Kronion 383 v. Chr. schloss, enthielt nach Diod. XV, 17 folgende Bestimmungen: Beide Theile bleiben im Besitze dessen, was sie früher hatten, mit Ausnahme von Selinus und dem westlich vom Halykus gelegenen Gebiete von Agrigent, welches den Karthagern zugesprochen wird. *ἔχειν ἀμφοτέρους ὧν πρότερον ὑπῆρχον κύριοι, ἐξαίρετον δ' ἔλαβον οἱ Καρχηδόνιοι τὴν τῶν Σελινουντίων πόλιν τε καὶ χώραν καὶ τῆς Ἀκραγαντίνης μέχρι τοῦ Ἁλύκου καλουμένου ποταμοῦ.*

Aus dieser Angabe Diodors folgerte man, dass Dionys vor dem Kriege von 383/2 Selinus und das ganze Gebiet von Agrigent besessen habe. Nur weiß man nicht anzugeben, wann er in ihren Besitz gelangt sei; denn durch den Frieden vom J. 405 wurde Selinus und Agrigent den Karthagern zinsbar. Diod. XIII, 114. — Und der Friede von 392 änderte an diesem Verhältnisse nichts, sondern sprach Dionys nur die Herrschaft über die Sikeler, namentlich Tauromenion zu. Diod. XIV, 96 *ἦσαν δ' αἱ συνθῆκαι τὰ μὲν ἄλλα παραπλήσιαι ταῖς πρότερον, Σικελοὺς δὲ δεῖν ὑπὸ Διονύσιον τετάχθαι καὶ παραλαβεῖν αὐτὸν Ταυρομένιον.* Man hat nun zu der Annahme gegriffen, Diodor habe die Friedensbedingungen von 392 ungenau angegeben und gerade die wichtigste derselben, welche die Befreiung der 405 den Karthagern preisgegebenen Städte (Selinus, Agrigent, Himera, Gela Kamarina) vom Barbarenjoche enthielt, ausgelassen.[1]) Nun behandelt Diodor die sicilischen Angelegenheiten dieser Epoche mit einer solchen Ausführlichkeit, dass wir ihm jede Befähigung, ich will nicht sagen zum Geschichtschreiber, sondern sogar zum Abschreiber oder jedes hellenische Nationalgefühl absprechen müssten, wenn er eine so schwere Unterlassungssünde begangen hätte.[2])

---

[1]) Am entschiedensten vertritt diese Ansicht Beloch: L'impero Siciliano di Dionysio negl' atti dell' Accademia dei Lincei 1881, p. 214. Selinunte ed Agrigento per conseguenza fin dal 392 devono aver appartenuto a Dionysio, ed allora anche Gela Camarina Imera. Clasen hält dies nur für wahrscheinlich. Kritische Bemerkungen zur Geschichte Timoleons, Jahrbb. f. Phil. Bd. 147, p. 292.

[2]) Beloch 214 glaubt, dass Diodors Quelle Timaios genau die einzelnen Friedensbedingungen, ja vielleicht den Wortlaut des Vertrages enthalten habe.

Andererseits ist der ganze Verlauf des Krieges 398—392 nicht derart, dass die Karthager den Frieden um einen so hohen Preis hätten erkaufen müssen. Zwar hatte Dionys 398 auf seinem Zuge gegen Motye im Vorbeimarsche Selinus genommen, Diod. XIV, 47 *Σελινουντίους τ' ἐν παρόδῳ προσαγαγόμενος παρεγενήθη πρὸς Μοτύην*. Aber da Agrigent nach seinem misslungenen Angriffe auf Tauromenion im Winter 394/3 von ihm abfiel,[1]) so setzt dies umsomehr den vorherigen oder gleichzeitigen Abfall von Selinus voraus. Gegen Ende des Krieges stand Mago mit 80.000 Mann vor Agyrion, die meisten Sikelerstädte fielen zu ihm ab. Ihm gegenüber stand Dionys mit 20.000 Mann, welche theils aus Syracusanern, theils aus Söldnern bestanden. Die Streitkräfte des mit ihm verbündeten Agyris darf man höchstens auf 10.000 Mann veranschlagen, da Agyrion nach Diodors Angabe (XIV, 95) 20.000 Bürger zählte. Die Überlegenheit des karthagischen Heeres lässt sich schon daraus abnehmen, dass Dionys trotz des Drängens der Syracusaner sich in keine Entscheidungsschlacht einließ, indem er hoffte, der Hunger würde mit der Zeit die Feinde aufreiben, ohne dass es eines Kampfes bedürfe. Unwillig über diese Zögerung kehren die Syrakusaner heim, und setzen durch ihre Fahnenflucht Dionys in solche Verlegenheit, dass dieser sein Heer durch freigelassene Sclaven ergänzen musste. Zu seinem größten Glücke boten ihm die Karthager den Frieden an, der ihm die Herrschaft über die Sikeler und Tauromenion zuerkannte. Konnte er unter den gegebenen Verhältnissen mehr verlangen? Ich glaube, gewiss nicht. Demnach ist nicht zu zweifeln, dass Diodor XIV, 96 die Friedensbedingungen genau und ohne einen meritorischen Punkt zu übergehen, wiedergegeben habe.

Es bleibt also nur die Möglichkeit übrig, dass Dionys während seines dritten Krieges gegen Karthago 383/2 in den Besitz von Selinus und Agrigent gelangte und beim Friedensschlusse seine jenseits des Halykus gelegenen Erwerbungen wieder herausgeben musste. Nach Diodor XV, 17 wurde der Krieg dadurch veranlasst, dass Dionys mehrere unter karthagischer Herrschaft stehende Städte zum Abfall bewog und deren Herausgabe verweigerte. *ὁρῶν οὖν τὰς ὑπὸ Καρχηδονίους τεταγμένας πόλεις οἰκείως ἐχούσας πρὸς ἀπόστασιν προσεδέχετο τὰς βουλομένας ἀφίστασθαι καὶ συμμαχίαν πρὸς αὑτὰς τιθέμενος ἐπιεικῶς προσεφέρετο ταύταις*. Wir erfahren zwar nicht, welche Städte es waren, doch können wir mit Sicherheit annehmen, dass Selinus und Agrigent dazu gehörten. Im Frieden von 382 musste Dionys seine Erwerbungen westlich vom Halykus wieder herausgeben, im übrigen wurde der status quo und nicht, wie man nach Diodor XV, 17

[1]) Diod. XIV, 88 *Μετὰ δὲ τὴν ἀτυχίαν ταύτην Ἀκραγαντῖνοι τοὺς τὰ Διονυσίου φρονοῦντας μεταστησάμενοι τῆς τοῦ τυράννου συμμαχίας ἀπέστησαν*.

angenommen hat, der status quo ante bellum als Basis des beiderseitigen Besitzstandes festgestellt. Bei Diodor hat sich ein kleiner Fehler eingeschlichen, der leicht zu beseitigen ist. Man braucht nur statt des *πρότερον τότε* zu setzen. Diod. XV, 17 muss gelautet haben: *ἐγένοντο διαλύσεις, ὥστε ἔχειν ἀμφοτέρους ὧν τότε ὑπῆρχον κύριοι, ἐξαίρετον δ' ἔλαβον οἱ Καρχηδόνιοι τὴν τῶν Σελινουντίων πόλιν τε καὶ χώραν καὶ τῆς Ἀκραγαντίνης μέχρι τοῦ Ἁλύκου καλουμένου ποταμοῦ.* Durch diese Emendation fallen alle Schwierigkeiten in sich zusammen. Ich glaube nicht, dass man gegen diese meine Annahme eine begründete Einwendung wird erheben können.

II. Über die Dauer des dritten dionysisch-punischen Krieges. Diodor XV, 17 verlegt den dritten Krieg, welchen Dionys mit den Karthagern zu führen hatte, in das Jahr des Archonten Phanostratos 383/2 v. Chr., und die neuere Geschichtsforschung hat an dieser seiner Angabe keinen Anstoß genommen. Nur Beloch a. a. O. p. 215, Anm. 1 glaubt, dass die Schlacht bei Kronion und der unmittelbar darauffolgende Friede nicht vor 378 gesetzt werden dürfe. Der Krieg müsste also fünf Jahre 383—378 gedauert haben. Er stützt seine Ansicht hauptsächlich darauf, dass nach Diodor XV, 24 die Karthager im J. 379 das von Dionys zerstörte Hipponion wiederherstellen, während andererseits Dionys in demselben Jahre das mit Karthago verbündete Kroton erobert haben soll. Beloch glaubt, die Karthager hätten Hipponion nicht herstellen können, wenn sie sich nicht im Kriege gegen Dionys befunden hätten. Gegen diese Ansicht ließen sich folgende Einwendungen erheben: Während des ganzen Krieges kam es außer den beiden Entscheidungsschlachten von Kabala und Kronion nur zu häufigen, aber unbedeutenden Gefechten und Zusammenstößen. (*πολλαὶ μὲν οὖν κατὰ μέρος ἐγίνοντο μάχαι τοῖς στρατοπέδοις καὶ συμπλοκαὶ μικραὶ καὶ συνεχεῖς, ἐν αἷς οὐδὲν ἀξιόλογον συνετελέσθη, δύο δὲ παρατάξεις ἐγένοντο μεγάλαι καὶ περινόητοι.*) Dies rechtfertigt keineswegs den Schluss auf eine fünfjährige Kriegsdauer. Zweitens wird in keinem der zwischen Dionys und den Karthagern geschlossenen Verträge auf die beiderseitigen italischen Bündner Bezug genommen. Und so wenig für Dionys der Friede von 393 ein Hindernis bildete, um den ihm feindlichen italischen Städtebund zu bekämpfen, Kaulonia Hipponion und Rhegion zu zerstören, ebensowenig setzte der Friede von 383/2 der Einmischung der Karthager in die italischen Angelegenheiten eine Schranke. Drittens ist es sehr fraglich, ob die Wiederherstellung Hipponions in das Jahr 379 gehört. Triftige Gründe sprechen nach meiner Ansicht dafür, sie in das Jahr 383 zu setzen.

Zu dieser Vermuthung führen mich folgende Erwägungen: Diodor XV, 15 erwähnt, dass die Karthager gleich beim Beginne des Krieges einen Theil ihrer Streitkräfte nach Italien sendeten,

und dasselbe habe auch Dionys gethan.[1]) Diese müssten nun während des ganzen Krieges oder, wie Beloch will, bis ins vierte Jahr desselben unthätig geblieben sein, da Diodor XV, 24 erst unter dem Jahre 379/8 die Wiederherstellung Hipponions durch die Karthager meldet. Das ist schon an sich unglaublich. Diodor setzt Hipponions Wiederherstellung in die Zeit, wo in Athen Nikon das Archontat bekleidete 379/8, in Rom L. Papirius, G. Cornelius, L. Valerius, A. Manlius und Q. Fabius[2]) als Kriegstribunen fungierten. Nun setzt Matzat, Römische Chronologie II, 104 die Functionsdauer der angeführten Kriegstribunen in die Zeit vom 4. September 384 bis 25. August 383, sie würde somit noch in den Anfang des dritten dionysisch-punischen Krieges hineinreichen. Liegt es nun nicht nahe, anzunehmen, Diodor habe nach seiner Gewohnheit, die Ereignisse nach Ländern zu gruppieren, die Wiederherstellung Hipponions, welche in den Beginn des Krieges 383/2 fällt, erst nachträglich c. 24, wo er wieder auf Italien und die Karthager zu sprechen kommt, angeführt. Was Diodor c. 24 mit *μετὰ δὲ ταῦτα* anknüpft, die Pest in Karthago, der Aufstand der Libyer und Sarden und dessen endliche Unterdrückung, steht mit der Herstellung Hipponions in keinem Zusammenhange, diese Ereignisse mögen einige Jahre später, d. i. 379/8, fallen. Diodor hat somit in c. 24 zwei Ereignisse, die durch vier Jahre voneinander getrennt sind, zusammengeworfen: den Aufbau Hipponions 383, die Pest in Karthago und deren schlimme Folgen 379. Wenn Karthago noch während des Krieges mit Dionys von der Pest und Empörung heimgesucht worden wäre, so hätte Dionys beim Friedensschlusse gewiss günstigere Bedingungen erlangt, als die von Diod. XV, 17 angegebenen sind.

Wenn man annimmt, Dionys sei noch während des Krieges und während die Karthager mit der Neugründung Hipponions beschäftigt waren, auf die Eroberung Krotons ausgegangen, so muthet man dem Dionys eine große strategische Thorheit zu. Warum schweift er in die Weite und lässt dem karthagischen Feldherrn Zeit, sein durch die Niederlage bei Kabala geschwächtes und demoralisiertes Heer zu reorganisieren und kampftüchtig zu machen? Diod. XV, 16. Warum steht er nicht vielmehr den verbündeten Lokrern bei, um sie in dem Besitze des Gebietes von Hipponion zu schützen? Die von Unger[3]) aufgestellte Behauptung, Dionys habe zwischen Mittsommer 380 und Frühling 379 Kroton

---

[1]) (*Οἱ Καρχηδόνιοι*) *καταστήσαντες δὲ στρατηγὸν Μάγωνα τὸν βασιλέα πολλὰς μυριάδας στρατιωτῶν ἐπεραίωσαν εἰς τὴν Σικελίαν καὶ τὴν Ἰταλίαν, διαπολεμεῖν ἐξ ἀμφοτέρας βουλόμενοι. Ὁ δὲ Διονύσιος καὶ αὐτὸς τὰς δυνάμεις διελόμενος τῷ μὲν ἑνὶ μέρει πρὸς τοὺς Ἰταλιώτας διηγωνίζετο, τῷ δὲ ἑτέρῳ πρὸς τοὺς Φοίνικας.*

[2]) Nach dem cod. Palm. bei Bröcker, Untersuchungen über Diod. p. 48 verbessert.

[3]) Sitzungsberichte der Münchener Akademie 1876, S. 567.

erobert, stützt sich auf eine falsche Interpretation des Halikarnassiers Dionys antiqq. Rom. XIX, 5. Nachdem dieser der Vertreibung der Hipponier aus ihrem Gebiete und ihrer Versetzung nach Sicilien, d. i. Syrakus, erwähnt hat, fährt er fort: Und er eroberte Kroton und Rhegion und herrschte volle zwölf Jahre über diese Städte.[1]) Damit ist keineswegs gesagt, dass die Herrschaft des Dionys über die italischen Städte bis zu seinem Tode gedauert, noch weniger, dass Rhegion zweimal von Dionys erobert wurde. Ich verweise deshalb auf Matzat, Röm. Chronologie I, p. 115 ff., der die Unger'sche Hypothese gründlich widerlegt. Überhaupt scheint mir die Stelle Dionys. XIX, 5, sofern sie von Diodor abweicht, für die Geschichte wertlos zu sein.

Salzburg. J. Rohrmoser.

---

[1]) *καὶ Κροτωνιάτας ἐξεῖλε καὶ Ρηγίνους καὶ διετέλεσεν ἔτη δώδεκα τούτων τυραννῶν τῶν πόλεων.*

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Fr. Holzweissig, Grammatik zur Homerlectüre in kurzer, übersichtlicher Fassung zum Gebrauche für Schulen. Leipzig, Teubner 1893. VI und 25 SS.

J. A. Ranke, Präparation zu Homers Odyssee. Buch X, XI, 1—224; 333—640. XII. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1894. 51 SS.

Holzweissigs grammatischer Lehrbehelf ist eine Sonderausgabe des bezüglichen Theiles der Griechischen Schulgrammatik in kurzer, übersichtlicher Fassung. Leipzig, Teubner 1893. Unter den benützten Vorarbeiten wird auch v. Hartels diesbezüglicher Theil der Griechischen Schulgrammatik genannt. Einen Vergleich zwischen den beiden Erscheinungen durchzuführen, wäre zwecklos, da die Bedürfnisse eine verschiedene Auffassung zulassen und Holzweissigs Darstellung für österreichische Verhältnisse kaum in Betracht kommt.

Auf Einzelheiten möchte ich aber zum Nutzen der Homergrammatik überhaupt näher eingehen. §. 336 heißt es bei Holzweissig: „Die Cäsur findet sich in der Regel nach der 3. Arsis". Dem widerstreitend wird in der neuesten Grammatik des homerischen Dialectes, in van Leeuwens *Enchiridium dictionis epicae* S. 13 ff. die Cäsur nach dem 3. Trochäus als die wichtigste hingestellt, und es werden auf Grund einer amerikanischen Arbeit von F. G. Tisdall, A Theory of the origin and development of the heroic hexameter. New York 1889, folgende Verhältniszahlen mitgetheilt: Auf 1000 Verse kommen mit weiblichem Einschnitte in der Ilias 545, in der Odyssee 580, bei Vergil 106; mit männlicher Cäsur *a*) es folgen zwei Kürzen: in der Ilias 287, in der Odyssee 261, bei Vergil 256; *b*) es folgt eine Länge: in Il. 150, Od. 158, bei Vergil 591. (Zur Literatur über diesen Gegenstand seien genannt: Th. O. Seymours Introduction to the language and Verse of Homer. Boston, Gine & Comp. 1885,

und dessen Aufsatz in den Transactions of Americ. Philological Association XVI, p. 30). Die Behauptung, dass die homerischen Gesänge die älteste nachweisbare Gestalt der griechischen Sprache enthalten, wird bald einer Einschränkung bedürfen dahin, dass sie nur Reste älterer Sprachgestaltung, geschützt von dem conventionellen Stile der Epik, enthalten. §. 394 muss *ἤνεγκον* neben *ἤγαγον* gestellt, auffallen: in meinen Behelfen finde ich nirgends weder diese Form in den homerischen Gedichten belegt, noch die Etymologie bestätiget. Auch *ἤνεγκα* §. 398 ist zweifelhaft. v. Hartel bietet nur *ἤνεικα*. §. 401 heißt es Aor. II. ohne Bindevocal (auch Aoristi *syncopati* genannt). Da möchte denn nachdrücklich zu erklären sein, dass letzterer Ausdruck nur auf die Fälle zu beschränken sei, wo *ε* untergegangen ist, sonst hörte jede Bedeutungssicherheit der termini auf. Wünschenswert erscheint es mir jedoch, den terminus Praeteritum für jene Formen mit secundären Personalendungen aufzunehmen, welche weder als Aoriste noch als Imperfecta (Verbalformen, die auf gegenseitiger Einräumung beruhen) gekennzeichnet sind. (Vgl. meine Grammatik d. homer. Dialectes S. 260). §. 411 (Verba contracta) erscheint Holzweissig als Anhänger der Assimilationstheorie bei den sogenannten distrahierten Formen; vom Standpunkte der Schule kann man nichts dagegen sagen, obwohl auch dann noch strenge zu scheiden sind Fälle, wie *οω* von denen, wo *ωο* oder *ωω* erscheint. Letztere Erscheinungen beruhen meiner Ansicht nach auf der Abstraction eines neuen Stammes *γελω-ήβω, ἰδρω-* aus den bereits contrahiert gewesenen Formen *γελῶσι, ἡβῶντες, ἰδρῶσαι*. Bezüglich der ersteren Formen will ich von einer Erklärung noch abstehen. Zu diesem Paragraph sei noch bemerkt, dass *γουνοῦμαι* jetzt von van Leeuwen Enchiridium p. 425 als Missverständnis für *γουνῶμαι* (neben *γουνάζομαι*) aufgefasst wird, mit vieler Wahrscheinlichkeit. Unnöthig erscheint mir §. 414, 4 die Annahme, dass in Formen wie *τιθήμεναι, δίδωθι* der Stammvocal verlängert sei. Es wird auch in die Schule die Lehre von der Stammabstufung und von der Formenübertragung Eingang finden müssen. §. 417 ist mir die Zusammenstellung *ἑ-ω* (aus *ἑσ-ω, μετ-ε-ίω*) unverständlich. Die vereinzelte Form *μετ-είω* (nur Ψ^{F} 47) ist neben den Fällen *εἴη* eine Bildung vom abstrahierten Stamme *εἰ-*, wobei in jüngerer Zeit die Vorstellung mitwirkte, dass kurze Vocale beliebig verlängert werden dürften; so trat neben *ἐ-ω* *-*ειω*.

Anlässlich dieser Besprechung möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, dass für die Betrachtung der homerischen Sprache mehr die Gesetze der Sprachentwicklung überhaupt als gewisse Vorurtheile von dem hohen Alter fast jeder homerischen Form maßgebend werden mögen; dann werden auch Reconstructionen auf sprachhistorischer Basis, wie sie neuerdings noch van Leeuwen anstellt, als Täuschungen sich erweisen.

Die Präparation zu Homers Odyssee von Julius Albert Ranke gehört als Theil (Heft 13) zu den „Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker, herausgegeben von Krafft und Ranke", und setzt die Hefte 1 (Präparation zu Buch I, 1—95 und V, 1—493) 3. Auflage, sowie 3 (Buch IX, 1—566) 2. Auflage fort. Für Österreich hat das Unternehmen nur beschränkten Wert, da unser Lehrplan z. B. bezüglich der Odyssee-Lectüre andere Gestaltung hat. Bezüglich des Gebotenen ist irgend ein schwerer Vorwurf nicht zu erheben, es sind offenbar die besten Hilfsmittel benützt und auf Wiederholung und Association wird hingearbeitet. Im vorliegenden Hefte ist Folgendes aufgefallen: Zu *κ* 179 wird *ἀτρύγετος* als rastlos gedeutet in Übereinstimmung mit Autenrieth, Wörterbuch. 7. Aufl. Mir scheint Überlieferung, Sinn und Etymologie für die Bedeutung 'öde' zu sprechen. Es gibt Wörter, die noch dunkler sind; bei diesen enthalte ich mich des Widerspruches. Unter *κ* 376 wird *πένθος* mit *πέν-ομαι πόνος* in Verbindung gebracht; die Sprachwissenschaft stellt zunächst *παθ* (*πάθος*) *πενθ*, *πονθ*- zusammen (vgl. *βάθος* : *βένθος*); ob weiter nach rückwärts eine Verbindung der Stämme *πα* = *πη* und *πεν*- möglich ist, darüber spricht sie sich nicht zuversichtlich aus. Zu *λ* 54 lesen wir: *ἐπ-είγω* (cf. 9, 154 *αἰγί-οχος*, *αἰγίς*). Dafür gibt es gar keinen Anhaltspunkt; es ist dies also eine haltlose Vermuthung, die in ein Schulbuch nicht gehört. Bei *ἰο-χέαιρα* *λ* 172 wäre auf latein. fundere zu verweisen gewesen und die Übersetzung 'Pfeilschütte/nde' ist in 'Pfeilschüttende' zu verbessern. *ἀπ-α-υρά-ω* (*λ* 203) so getrennt muss auffallen, denn wenn dieses Präsens nicht ein Denominativum ist, so ist es eine Rückbildung aus *ἀπεϝρα*, vielleicht in Anlehnung an *ἐπ-αυρ-ίσκω*; in beiden Fällen ist *ἀπ-αυρά-ω* zu trennen. Zu *λ* 525 ist ein schlimmer Druckfehler unterlaufen, es soll heißen *ἀνα-κλί-νω*; der Ansatz *λ* 590 *τηλεθ-άω* (= *ταλ-θα-ω*. W. *θαλ*) erscheint irreführend; vorsichtiger wäre *τηλ-εθάω*, *τελ* statt *θηλ-*, *θαλ-*, dissimilierte Form des Stammes.

Brünn. G. Vogrinz.

Gemoll W., Die Realien bei Horaz. Heft 3: Der Mensch. *A.* Der menschliche Leib. *B.* Der menschliche Geist — Wasser und Erde — Geographie. Berlin, Gärtner 1894. 8°, 177 SS.

In diesem dritten, die vorausgehenden an Umfang beträchtlich überragenden Hefte behandelt G. im ersten Abschnitte 'Der Mensch. *A.* Der menschliche Leib' zunächst das Knochengerüst und seine einzelnen Theile in ihrer natürlichen Reihenfolge: Kopf, Rumpf, Gliedmaßen, sowie die Sinneswerkzeuge und das Innere des Rumpfes mit dem Verdauungs- und Athmungsapparate, sodann die Zustände und Eigenschaften des Körpers nach den beiden in

Betracht kommenden Processen des Aufbaues und des Verfalles, schließlich die Bestattung und Unterwelt. In der zweiten Unterabtheilung (*B.* Der menschliche Geist) bespricht derselbe die Worte anima, animus, spiritus, mens, ingenium, ratio, genius, im folgenden die Affecte, die Tugend, die Tugenden und Fehler, das höchste Gut, die Güter und Übel. Dieser Theil ist unter Heranziehung einer reichen Literatur mit besonderer Vorliebe, aber auch von Anfang an mit der unverkennbaren Tendenz durchgeführt, unseren Dichter als einen ausgesprochenen Anhänger der Stoa erscheinen zu lassen, wobei es an kühnen Schlüssen nicht fehlt. So wird z. B. aus C. IV 12, 2 animae Thraciae gefolgert, Horaz habe die Seele als etwas Körperliches und zwar als einen luftartigen Stoff im Sinne der stoischen Philosophie angesehen. Trotzdem G. seine Ansicht noch durch eine besondere Untersuchung (S. 89 bis 106) zu verfechten sucht, sind seine Beweisgründe doch nicht so überzeugend, dass wir dem eigenen Bekenntnisse des Dichters (Ep. I 1, 14 f.) jede Kraft absprechen müssten.

Der zweite Abschnitt, Wasser und Erde, beschäftigt sich mit den einzelnen Benennungen des flüssigen Elementes und der festen Erde und ihrer Theile und erörtert nebenbei zugleich die Frage, mit welchen ästhetischen Empfindungen der Dichter den beschriebenen Gegenständen gegenübersteht. Auch hier hat der Verf., wie ich glaube, zu weit über das Ziel hinausgeschossen, wenn er Horaz die sentimentale, romantische Landschaftsschwärmerei der Modernen beilegen will. Man vergleiche auch, was G. selbst S. 121 sagt: „Was dem modernen Menschen die größte Freude macht, das Besteigen eines Berges um seiner schönen Aussicht willen, lag Horaz sehr fern — der behäbige und bequeme römische Dichter gehörte nach I 9 und I 17, 17 zu denen, welche die Berge sich am liebsten von unten ansehen", und was er in der Note aus Nissen, Italische Landeskunde S. 19 und 172 anführt.

Der dritte Abschnitt, Geographie, führt uns Land und Leute, Gebirge, Gewässer und Städte der drei Erdtheile in anregender, belehrender Weise vor. Ein eigenes Capitel ist der Beschreibung der Stadt Rom gewidmet (S. 128—140).

Es muss anerkannt werden, dass der Verf. sein Material mit großem Fleiße zusammengetragen, geschickt gruppiert und mit einer staunenswerten Fülle von Gelehrsamkeit und Belesenheit ausgestattet hat, nur will es uns scheinen, als ob hie und da des Guten zu viel geschehen sei. So hätten bei so allgemeinen Begriffen wie corpus, animus, aqua, mare, terra, ager u. a. die oft recht umfangreichen Stellensammlungen um so eher eingeschränkt werden können, als manche Citate in der mitgetheilten Form doch nicht leicht verständlich, manche aber von geringer Bedeutung sind. Auch mit den Citaten aus wissenschaftlichen Werken ist G. zu freigebig. Viele hängen mit dem Vorgetragenen nur ganz lose

zusammen, andere enthalten Behauptungen, deren Richtigkeit nicht ganz außer Zweifel steht. Dies letztere gilt von der Stelle aus Webers Demokrit (S. 12); denn auch die riechenden Körper müssen ihre Molecüle auf die Nasenschleimhaut, also direct auf das Sinnesorgan bringen, damit eine Geruchsempfindung entstehe; ebenso von dem Citate aus Lazarus, Ideale Fragen (S. 19); denn nicht bloß das Herz, auch die Athemorgane sind gleichfalls immer in Thätigkeit. Bei der Voraussetzung Rankes (S. 15, Note 2) könnte der Mensch auch einmal ein Walfisch werden. Desselben Gelehrten Bemerkung über den Gorilla (S. 9) steht ganz außerhalb des Zusammenhanges. Entbehrlich finde ich auch S. 68 die Mittheilung der beiden entgegengesetzten Urtheile über Horazens Charakter von Schmidt, Geschichte der Denkfreiheit, und Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, Freiburg 1889, da sie die betreffende Frage gar nicht fördern. Muss man für die bekannte Thatsache, dass sich vom Monte Pincio der schönste Blick auf Rom eröffnet (S. 129), sich noch auf Lavatelli, Röm. Essays, berufen? — S. 11, Anm. 4 wird der Schnupfen beschrieben, dessen ohnehin bei Besprechung der Krankheiten des Körpers S. 39 Erwähnung geschieht. — Dagegen konnte S. 20 die anatomische Bezeichnung für Oberarm, umerus, angegeben werden, da ja auch in der Stelle aus Celsus (S. 21) umerus dem brachium gegenübergestellt wird, und S. 22 f. die einzelnen Theile des Fußes, die Fußwurzel, wozu Ferse und Fußknöchel gehören, der Mittelfuß (Sohle) und die Zehenglieder genauer unterschieden werden.

Bei der Aufführung seines systematischen Gebäudes ist G. in der Wahl und Verbindung der einzelnen Bausteine nicht ängstlich gewesen, daher es an gelegentlichen Unebenheiten nicht gebricht. Beispielsweise müssen S. 31 aditus (S. I 9, 56), adlapsus (Ep. 1, 20), vestigium (E. I 1, 74) für den Begriff 'Marsch' herhalten, und die Knöpfe an der Bücherrolle (Ep. 14, 8) sich für den menschlichen Nabel einsetzen (S. 16). Kann querimonia unter die Fehler (S. 75) und muss es nicht vielmehr unter die Affecte (S. 59) eingereiht werden? Auch die Hautausdünstung S. 29 gehört wohl nicht zur Sinnesthätigkeit der Haut. Sätzen wie S. 120: „Nahe beim Gehöfte liegen die Äcker und Wiesen. — Durch Ebenen, Wälder und Berge führt die länderverknüpfende Straße“ sieht man das Gezwungene von weitem an.

Von anderen Einzelheiten mögen folgende Erwähnung finden: S. 11 wird bemerkt, dass der Geruch bei dem Menschen der beschränkteste Sinn sei, während er bei vielen Säugethieren der feinste sei. Es ist bekannt, dass auch die Wilden sich durch einen sehr feinen Geruch auszeichnen. S. 15 wird iugulum nach Celsus als Schlüsselbein erklärt. Dies stimmt nicht mit der Bemerkung auf S. 14, wo iugulum unter den vier Ausdrücken erscheint für die beiden Röhren, welche durch den Hals in den Rumpf gehen. Das Wort bedeutet bei Horaz (S. I 3, 89) nur Kehle. S. 26 heißt

es: „Die Sprache als der lautliche Ausdruck von Gedanken kommt dem Menschen allein zu.“ Dies ist nicht ganz richtig, denn gewiss denkt auch ein Hund, bevor er und zu welchem Zwecke er seine Stimme benützt. S. 113 wird behauptet, Horaz sehe den Lauf eines Flusses lediglich mit ästhetischen Empfindungen an, vom Nutzen der Flüsse für das praktische Leben sage er kein Wort. Soll man aber nicht in C. II 6, 10 dulce pellitis ouibus Galaesi flumen einen Hinweis auf die Wichtigkeit des Galäsusflusses für die tarentinische Wollindustrie erblicken dürfen? Zu S. 109 ist zu bemerken, dass wir dieselbe reiche Nomenclatur der Meeresbenennungen wie bei Horaz auch bei Vergil finden. — Die Mehrzahl von 'der Kiefer' lautet die Kiefer, nicht Kiefern (S. 10). 'Zwischen Leben und Tod eine große Kluft befestigen' (S. 23) ist eine eigenthümliche Wendung.

Es soll natürlich nicht meine Absicht sein, durch obige Bemerkungen die Verdienste des Verf.s zu schmälern; er kann für diese mühevolle, gediegene Arbeit des Dankes aller Horazerklärer sicher sein.

Wien. F. Hanna.

Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum editum consiliis et impensis Academiae litterarum Caesareae Vindobonensis. Vol. XXVI. S. Optati Mileuitani libri VII. Accedunt decem monumenta uetera ad Donatistarum historiam pertinentia. Ex recognitione Caroli Ziwsa. Vindobonae, Pragae, Lipsiae apud F. Tempsky et G. Freitag bibliopolas Academiae 1893. XLVI u. 332 SS.

Der heilige Optatus, mit dessen Werken jüngst das Corpus bereichert wurde, ist bisher im Vergleiche zu anderen Kirchenschriftstellern ein Stiefkind literarhistorischer Forschung gewesen und mehr genannt als gelesen worden. Es gab mehrere Afrikaner dieses Namens: einen Krieger Optatus Mileuitanus, von dem uns ein cippus (CIL. VIII, 1 p. 365, nr. 3266) Nachricht gibt, einen Optatus Gildonianus („latrociniis infamem“), den Augustinus mehrfach erwähnt, und endlich den oben genannten Bischof von Mileu oder Mileue (jetzt Milah) in der Provinz Numidien, über welchen wir aus Hieronymus, Honorius Augustodunensis, Augustinus und Fulgentius Ruspensis spärlich unterrichtet sind.

Sein Werk, das gegen Parmenianus von Carthago, den Nachfolger und Anhänger des Donatus, gerichtet war und zwischen den Jahren 375 bis 385 entstanden sein muss,[1]) trägt den Titel: „Optati Mileuitani libri VII“, zu welchem die übliche Zugabe „contra Parmenianum Donatistam“ durch keine einzige Handschrift beglaubigt wird, und zerfällt mithin nach Ziwsa in sieben, nicht

[1]) Näheres s. Ziwsa, praef. pp. VI sq. et XII.

sechs Bücher, wie man bis jetzt zu glauben geneigt war. Denn innere und äußere Gründe führen zu der Annahme, dass Optatus — „Donatistarum iniuriis responsurus“ — sein Werk nach dessen Abschluss persönlich einer zweiten Redaction unterzogen habe, der wir das 7. Buch verdanken: „sex libris confectis editisque additamenta congessit Optatus, alia iam disposita inque ordinem quendam redacta, uelut locum illum spatiosiorem p. 91, 9—25, qui desideratur in RBv sine ullo sensus detrimento, alia redigenda *censorio stilo denotans*, ut Augustinus de sese iudicauit, neque uero opus suum perpoliuit aut absoluit. appendicis instar est, qui septimus hodie habetur liber cum additis Donatistarum monumentis quibusdam, quae in nouissima parte istorum libellorum ad implendam fidem ab Optato adiuncta unum Colbertinum seruasse gaudemus. ..... Neque aliud quicquam efficitur ex libri V quaestione, quod ad eius extrema spectat. liber enim V quem nunc habet finem (c. 11), transpositione demum per Dupinium commendata inuenit etc..... quodsi et liber VII additamenta continet et in prioribus libris additamentorum specimina deteguntur uel suo loco uel alieno, duplicem traditionis fontem esse statuendum iam patet“ (praef. p. XI sq.).

In dieser doppelten, auf Optatus selbst zurückgehenden Redaction des Werkes liegt der Grund für die argen Divergenzen der uns erhaltenen Handschriften in Bezug auf Anordnung, Quale und Quantum des Textes und finden alle jene außerordentlichen Schwierigkeiten ihre Erklärung, die sich dem Versuche entgegenstellen, die ursprüngliche Conformation des Werkes wiederzugewinnen. Denn da unsere Codices die Kennzeichen beider Bearbeitungen nachweisen und die Thatsache außer Zweifel zu setzen scheinen: „Optatum libros suos iam editos uulgatosque recognouisse et auxisse“,[1]) so sind wir, genau genommen, zur Annahme zweier Archetypi genöthigt, eines älteren und eines jüngeren, von welchen jeder, wenn sie auf uns gekommen wären, den Anspruch auf seine unverfälschte Herkunft aus der Feder des Optatus zu erheben berechtigt wäre, und von welchen der jüngere sozusagen als 2. vom Verfasser umgearbeitete und vermehrte Auflage des älteren angesehen werden könnte. Bei solcher Sachlage war es billig und selbstverständlich, dass Ziwsa seinem Texte die Gestaltung der zweiten, jüngeren und umfangreicheren, wenn auch unvollendeten Redaction zu geben bemüht war.

In anschaulicher Weise gewährt uns die Praefatio einen Rückblick auf den Weg, welchen der Herausgeber hiebei eingeschlagen hat. S. XIV—XXXIII bietet er vorerst das übliche Referat über Signatur, Alter, Herkunft und Schicksale, Inhalt, Umfang und Lücken, Schreiber und Schreibart, Correcturen, spätere Zusätze (Argumenta, vgl. p. XIII), orthographische Eigenthümlich-

[1]) Praef. p. XII.

keiten, Inscriptionen, Subscriptionen und gegenwärtigen Zustand der benützten sechs Handschriften, von welchen vier (B, C, G, R) schon Dupin (Antuerpiae 1702) verwertet hat:

I. A = codex Aurelianensis saec. VII nr. 169 (enthält nur ein Bruchstück des 7. Buches);
II. B = codex Parisinus saec. XIIII nr. 1712, olim Baluzianus nr. 290 (= Siluianus, cf. praef. p. XXV sq.);
III. C = codex Parisinus saec. XI nr. 1711, olim Colbertinus nr. 1951 („continet plus dimidiam partem libri VI et librum VII, cui nonnulla ex libro III inculcata sunt", praef. p. XVIII);
IV. G = codex Parisinus saec. XV nr. 13335, olim Germanensis nr. 609 (1268);
V. P = codex Petropolitanus, olim Corbeiensis, saec. V uel VI nr. Lat. Q. v. omd. I, 2 (enthält Buch I und II mit sämmtlichen Argumenta);
VI. R = codex Remensis saec. VIIII ineunt. nr. 221.

Von besonderem Interesse für den Mitarbeiter am Corpus ist hier die gelegentliche Mittheilung Ziwsas über den Codex Sangermanensis nr. 11623 saec. XVIII (praef. p. XXVIII sq.), dessen Text eine Abschrift der Ausgabe des Optatus von Priorius (a. 1676) bietet, während die Ränder mit den abweichenden Lesarten von B, C und G beschrieben sind. Denn in dieser Handschrift liegt uns wohl wiederum ein Theil des kritischen Apparates der Benedictiner für die von ihnen theils vorbereiteten theils abgeschlossenen Editionen vor und bietet uns so die Handhabe, das Collationsgeschäft der Mauriner durch Vergleichung der von ihnen collationierten Handschriften auf seine Verlässlichkeit in ähnlicher Weise zu überprüfen, wie dies für die Ausgabe des Augustinus durch die Erhaltung ihres textkritischen Apparates ermöglicht ist.[1]) Nach Ausscheidung dieses im übrigen bedeutungslosen Manuscriptes, zu dem sich codex Parisinus nr. 8790 A und codex Tolosanus nr. 468 von gleichem Unwerte gesellten, blieben noch drei Codices übrig, deren Ziwsa trotz eifriger Recherchen überhaupt nicht habhaft werden konnte: der codex Cusanus miscellaneus nr. 30 siue C. 7 saec. XV (vgl. praef. p. XXIX: „hunc librum frustra a me inspiciendi causa qua decet humilitate postulatum huc transmitti tandem mihi negatum est"), der verschollene codex Bobiensis nr. 23132 saec. X und jener ebenso unauffindbare codex Tilianus, aus welchem Balduin den Text seiner 2. Ausgabe (Parisiis 1569) insbesondere im 7. Buche redigiert hat. Mit paläographischen, sprachlichen und aus dem Inhalte des Werkes geschöpften Gründen führt Ziwsa den ebenso scharfsinnigen als überzeugenden Nachweis, dass die von Balduin

[1]) s. R. C. Kukula, Die Mauriner Ausgabe des Augustinus, Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Cl. Bd. CXXI, V. Abh., I. Theil, S. 1 f. u. ö.

aus der zuletzt genannten Handschrift recipierten, in den übrigen Codices fehlenden und von den späteren Herausgebern una voce ausgemerzten „Interpolationen“ (im ganzen sechs Stellen: p. 159, 16—163, 26; p. 165, 2—167, 33; p. 168, 10—13; p. 170, 12—14; p. 171, 3—5; p. 172, 21 und 22) auf Optatus selbst zurückzuführen und auf Grundlage der Balduin'schen Recension dem Contexte des Werkes einzufügen seien.

Auf dem Wege und mittelst dieser schwierigen Untersuchung aber gelangt er zu einem klaren Exposé über die Verwandtschaft und den Wert der von ihm selbst benützten Handschriften, über welche er p. XLI sq. folgendes Urtheil abgibt: „Quodsi ex libri VII condicione, ex locis huc illuc transponendis, quos codicum alius alio loco eosque nonnumquam repetitos uariatosque praebet, aliisque causis enucleatum est Optatum libros suos primum editos postea addendo amplificando corrigendo sat multis in locis recognouisse uel retractasse, id potissimum tenendum est hanc duplicem singulorum locorum exarationem et in codicum singulorum indole posse animaduerti: quae si recognitio ad finem usque esset perducta, ita ut Optatum ipsum opus suum incohatum propagatumque absoluisse cum quadam probabilitate posset concludi, quis dubitaret, quae uia esset ingredienda? ducem perquam probatum amplecteremur Petropolitanum codicem (P), qui primum in agmine locum cum uetustate tum bonitate obtinet, ita ut eo grauius dolendum sit, quod emendandi ratione in duobus primis, quos solos praebet, libris adumbrata nos deinceps destituat. sed cum retractationis opera incohata, non ad calcem prouecta uideatur, et alterius familiae codicibus auctoritatem quandam tribuere debemus, quamquam, ubi silet Petropolitanus inde a tertio libro, non plane destituti sumus, quoniam illius detrimentum aliqua ex parte codex G resarcire potest.“ An die Stelle des wertvollen codex P tritt somit vom 3. Buche an der codex G, dessen Lesarten von der Mitte des 6. Buches an durch codex C gestützt werden. Alle drei, C, G und P, bilden die I., wertvollere Handschriftenclasse, während in der II. Classe, die sich aus A, R, dem aus R abgeschriebenen B und dem von Cochlaeus in der editio princeps (Mogunt. 1549) benützten Cusanus zusammenfügt, nur R auf größere Wertschätzung Anspruch erheben kann: „in duobus igitur primis libris Petropolitanus praesertim cum G codice consonans criseos fundamentum est; a libro tertio usque ad finem auctoritatem fidemque inter se R et G codices dispertiuntur, ita ut omnibus in locis, ubi scriptorem optimo iure addentem augentem corrigentem, inprimis in scripturae sacrae locis, diuinari licet, lectiones G uel CG codicum priores partes agere mereantur. Aurelianensis codex est nimis lacunosus,[1]) Baluzianus adeo non

[1]) Cf. praef. p. XVII: „liber et uetustate et bonitate praestantissimus.“

proprius et suus, ut nihil faciant ad emendandos libros. quae si ita sunt, non omnia ad unguem explanata esse haud equidem negauerim; attamen ne sis iniquus, limatiora noli sperare, quam quae scriptoris manus etsi compluribus in locis emendatura nobis tradidit."

In der von Schoenemann bibl. patr. I, p. 343 sq. aufgeführten Reihe gedruckter Ausgaben konnte sich der Herausgeber, welcher durch die Vorarbeiten von Casaubonus, Kaspar Barth, Voelter, Deutsch, Duchesne, Seeck, Karl Pauker, Hermann Rönsch u. a. sowie durch die rastlose Unterstützung Wilhelm von Hartels und die Hilfsarbeiten anderer gefördert wurde, mit Fug und Recht auf Cochlaeus (ed. princ. Mogunt. 1549), Balduinus (ed. II. Parisiis 1569) und Dupin (Antuerpiae 1702) beschränken, deren Lesarten (v, b, d) in dem zweitheiligem Commentare neben den Citaten aus der Bibel und Patristik aufs sorgfältigste notiert sind. In den Appendix sind jene obenerwähnten zehn Urkunden verwiesen, welche mit der Geschichte des Donatismus zusammenhängen und auf welche sich Optatus selbst öfter berufen hat.[1])

Auf solcher Grundlage wurde durch eine stattliche Anzahl originaler Conjecturen und Emendationen (s. z. B. zu p. 44, lin. 1; 49, 18; 51, 23 Lemellefense, vgl. Index II, S. 235; 53, 13; 62, 22; 74, 6; 76, 5; 84, 6. 12; 113, 17; 122, 23; 130, 3; 150, 19; 180, 28 und anderwärts) sowie durch Ausscheidung evidenter Glosseme und Herstellung des ursprünglichen, in den Handschriften und Ausgaben durch Umstellungen und Lücken nicht selten arg zerstörten Zusammenhanges ein verständlicher und nutzbarer Text reconstruiert, der seinerseits zu einer reichhaltigen Fundgrube für die beigegebenen, mit großer Umsicht gesammelten Indices wurde: I. Index scriptorum (a. loci scripturae sacrae, b. s. Optatus siue citans siue citatus, pp. 217—220), II. Index nominum et rerum (pp. 221—245), III. Index uerborum et locutionum (pp. 246—330). Insbesondere Index III bietet eine Fülle von Materialien, durch welche unsere Kenntnisse in Grammatik,

[1]) I. Gesta apud Zenophilum. II. Acta purgationis Felicis episcopi Autumnitani. III. Epistula Constantini ad Aelafium. IIII. Concilium Episcoporum Arelatense ad Siluestrum papam. V. Epistula Constantini ad episcopos catholicos. VI. Epistula Constantini ad episcopos partis Donati. VII. Epistula Constantini ad Celsum uicarium Africae. VIII. Epistula praef. praet. Petronii ad Celsum. VIIII. Epistula Constantini ad catholicam. X. Epistula Constantini de basilica catholicis erepta (pp. 183—216). Vgl. insbesondere L. Duchesne, Le Dossier du Donatisme, Rome 1890. Die 10 Actenstücke wurden schon von Dupin in seine Ausgabe, zwei derselben (I, II) von Baluze in die Miscellanea (II, pp. 81 und 91) aufgenommen; als einzige handschriftliche Quelle stand Ziwsa der oben genannte codex Colbertinus nr. 1951 zur Verfügung, dessen Text er thunlichst von den zahlreichen Interpolationen, Umstellungen und absichtlichen Fälschungen zu reinigen suchte, ohne mit dem unzureichenden kritischen Apparate zu einer abgeschlossenen Textesrecension gelangen zu können.

Wortschatz und Synonymik überraschend gemehrt und gefördert werden; dem beschränkten Raumverhältnisse einer Anzeige gemäß sei dem Ref. der Verweis auf die instructiven Artikel über *Anakoluthe, Anaphora, Annominatio, Chiasmus, Wortstellung, Ellipse, Litotes, Oxymoron, Periphrasis, Pleonasmus, Repetitio, Synonyma etc.* und eine kurze Besprechung einzelner ganz willkürlich gewählter Beispiele gestattet, über deren Mehrzahl die 7. Auflage des Handwörterbuches von Georges noch keinen Aufschluss gibt:

S. 106, Z. 21 *adsumere testamentum per os = in den Mund nehmen, zuhilfe rufen*, wie bei Cyprian (vgl. Hartel 19, 5; 197, 9; 286, 24 und öfter) und de ratione dic. ad C. Herenn. (ed. Fridericus Marx, Lipsiae 1894) IV, 5, 7 *aliena adsumere exempla*. — 13, 16 *aestimare = putare*, vgl. Cyprian epist. LXI, 2. — 14, 21 *bene subduxisti anulum iis, quibus aperire non licet ad fontem* und 44, 14 *sigillum integrum non habentes ad fontem uerum aperire non possunt:* nur an der zweiten Stelle ist *ad* von allen Hss. beglaubigt; 14, 21 fehlt es in der besten (P), bleibt also verdächtig, zumal der abundante Gebrauch von *ad* sonst nur bei Zeitwörtern nachweisbar ist, welche ein *Kommen, Gehen irgendwohin* bezeichnen: 17, 10 *ad Carthaginem proficisci;* 19, 16 *ad Carthaginem peruenire;* 28, 2 *ad Carthaginem accedere;* 17 *ad Carthaginem redire;* 137, 16 *ad domum redire* (vgl. 20, 22 *ad basilicam accedere;* 44, 9 *ad peregrinos portus accedere*); vielleicht liegt die Verderbnis in *aperire*, das aus *aduenire, adire* oder aus *peruenire* (auf dem Wege über *perire*) zu *aperire* geworden sein kann: vgl. Cyprian 222, 9 und 285, 21 *ad regnum peruenire;* 275, 25 und 508, 19 *ad regnum repromissum aduenire*. — 146, 21 *aspicere* mit acc. c. inf. wie Plaut. Cas. 2, 3, 12 oder Ouid. met. 15, 199. — 20, 5 *breuis* in der Bedeutung *Verzeichnis* wie Vopisc. Aur. 36, Lamprid. Alex. Seu. 21. — An sechs Stellen ist das Simplex *calcare* (Cyprian ad fort. 11) überliefert; über den Gebrauch der Composita *conculcare*, das sich 169, 21 findet (vgl. Marx a. a. O. IV, 53, 66), *inculcare* und *proculcare* bei Cyprian vgl. Hartel, Index S. 431 und 435; Matzinger, Gymnasialprogramm Nürnberg 1892, S. 21. — Zur Bedeutung von *caro, carnaliter* (140, 23; 150, 16; 151, 15) vgl. Cypr. de op. et eleem. 17 und epist. LXIV, 5 (s. Koffmane, Geschichte des Kirchenlateins, Breslau 1881, S. 72). — 3, 3 *commendat fides christianos deo (= tutelae dei mandat):* in dieser Bedeutung häufig bei den Classikern, dagegen = *tradere* 19, 12 (vgl. 149, 18; 150, 4); = *credere* 20, 7. — 94, 20 *abiit*, dagegen 18, 11 *exiuit*. — 77, 14 *credere in Christo;* 99, 3 und 132, 11 *credere in nomine patris* (vgl. 163, 13); aber *credere in deum* 130, 16 (vgl. 132, 8 und 140, 23). — 167, 2 *cupere* mit acc. c. inf. (*se liberari cupientes*) wie schon bei Ennius: *adsectari* (pass.) *se omnes cupiunt*, ferner de rat. dic. ad Her. (Marx) IV 35 in. (vgl. A. Draeger, Gymnasialprogramm Aurich 1890, S. 7). — 6, 19 *datur (= licet) intellegi*; vgl. zu

49, 19; 171, 10; 55, 16. — *de* = *ex* an vielen Stellen, wie bei Cyprian und fast allen späteren Schriftstellern, s. Roensch, Itala S. 392 ff. — *dicere* mit *quia* und *quod* an acht Stellen; vgl. G. Mayen, De partic. *quod, quia etc.* pro accus. c. infin. Kiliae 1889. — 81, 13 *pauperes dispungere* (= *consolari*). — 56, 7 und 176, 9 *peccata donare* = archaist. *condonare*, Ziwsa: „*i. q. remittere*". — 152, 18 schreibt Ziwsa *duxistis* (gegen *dixistis* in RB) und erklärt *ducere* = *curare c. acc. c. inf. futuri*; besser schiene mir = *censere* in der Bedeutung, in welcher es z. B. Cicero de imp. Cn. Pomp. 1, 2 mit dem Gerund. und esse verbindet; vgl. auch ad Her. (Marx) I 15: *satius esse duxit amittere impedimenta quam exercitum*. — *dum* = *cum explicat.*, wie oft bei Cyprian. — *enim* steht beim Verbum *esse* wie in den echten Schriften Cyprians an dritter, ein einzigesmal (136, 4) an zweiter Stelle; vgl. Marx a. a. O., Index zu *enim*. — 89, 11 *longe esse* = *abesse*, wie öfter bei Cyprian, doch auch schon bei Cicero, Ouid, Lucan, Quintilian: s. Matzinger a. a. O., S. 25. — 114, 7 *figuram facere* = *accipere aliquid*. — Statt *liberi* sagt Optatus nur *filii* (94, 21 und 123, 15); in den Cyprianischen Schriften und bei Tertullian neben *filii* auch *liberi*: vgl. A. Funck im Archiv VII, S. 90 ff. — 30, 19 *indignus* = *innocens*; 6, 18 und 88, 2 *indigne* = *immerito*. — Zur Bedeutung von *indulgentia* (Index, S. 283) s. Koffmane a. a. O., S. 69. — 179, 12 *insinuandae rei causa*: insinuare = *einpflanzen, beibringen* öfter bei Cyprian; vgl. Hartel, Index S. 433 und Arnobius, ed. Reifferscheid, Index S. 327. — 18, 8 *os martyris libare* (= *deosculari*). — 145, 8 *ministerium* = *mysterium*(?): s. Index zu *ministerium* und *mysterium* (S. 292 und 294). — 170, 25 *magis uoluit*. — 153, 14 *non* = *nihil*. — 44, 13 *alios potare* (= *tränken*); s. Roensch, Itala, S. 376. — 41, 8 *diuina praecepta*; ähnlich Cyprian: *diuini praecepti magisteria, diuinae admonitionis praecepta, caelestia praecepta* (s. Matzinger a. a. O., S. 44). — 29, 11 und 152, 9 *quando* = *cum* mit dem Indicativ, bei Cyprian öfters: 514, 22; 575, 16; 576, 9 u. s. f. — 5, 1 *a timore dei recedere* (= sich zurückziehen von, nachlassen), ähnlich Cyprian 23, 12 *a uigore caelesti terreno contagio recesserunt* (s. Hartel, Index zu *terrenus*, S. 456). — 161, 7 *scribitur* = *inscribitur*. — 161, 4 *sparsus* = *fractus*. — 179, 14 und öfter: *tractatus episcopalis*, vgl. Koffmane a. a. O., S. 84; Roensch, Itala, S. 331; Fessler-Jungmann, instit. patrol. I p. 713 n. 1; K. Weymann im Archiv VII, S. 619. — 53, 9 *trahere* (= *corripere*?). — 17, 16 und 17; 78, 5; 82, 22 die spätlateinische Formel *usque in hodiernum* (*usque in tempora nostra*): s. Thielmann im Archiv VI, 480 ff.

Brünn. R. C. Kukula.

Cornelii Nepotis vitae. In usum scholarum recensuit et verborum indicem addidit Dr. Michael Gitlbauer. Prof. universitatis Vindobonensis. Editio quarta denuo recognita. Friburgi Brisgoviae, Herder MDCCCXCIII. 12°, X u. 189 SS. Preis br. 1 Mk., geb. 1 Mk. 30 Pf.

G.s Nepos, dessen Text in 3. Auflage zum Theile neugestaltet wurde, hat diesmal tiefer gehende Änderungen nicht erfahren; denn solche waren durch die Beachtung einiger weniger Vorschläge,[1]) die von Recensenten herrührten, eben nicht geboten. So viel mag genügen, das Verhältnis vorliegender Auflage zu ihrer Vorgängerin zu charakterisieren. Da wir es aber mit einem verbreiteten Schulbuche zu thun haben, so glaubt Ref. ein nicht ganz unwesentliches Bedenken gegen dessen Anlage bei dieser Gelegenheit nicht unterdrücken zu dürfen: es betrifft das Streben des Herausgebers, den Charakter der Ausgabe nach der grammatisch-stilistischen Seite festzuhalten. Was G. in dieser Hinsicht ändert, ist ihm ja doch nur eine Correctur der Überlieferung, nicht des Autors, wie sich schon aus seiner Berufung auf Halm und Cobet ergibt. Und doch ist nach des Ref. Ansicht, die er mit anderen theilt, als erste lateinische Lectüre nur ein überarbeiteter Nepos anzurathen: Abnormitäten wie *non dubito* sequ. acc. c. inf. oder ein *iis* statt *se* Hann. 9, 4 u. ä. wirken verwirrend auf den Tertianer.[2]) Derlei zu beseitigen, dürfte um so unbedenklicher erscheinen in einer Ausgabe, welche ausmerzt, was in anderer Beziehung für die Schule anstößig ist, also jedenfalls den Schriftsteller nicht unberührt lässt.

Das Wörterverzeichnis verdient wegen seiner praktischen Einrichtung, vor allem wegen des Geschickes, womit der Herausgeber auf die Vorkenntnisse der Schüler baut, als gelungene Leistung bezeichnet zu werden; leider enthält es nicht den ganzen Wortschatz, dessen der Mittelschlag der Tertianer zur Lectüre des Nepos bedarf.

Des Cornelius Nepos Lebensbeschreibungen in Auswahl bearbeitet und vermehrt durch eine Vita Alexandri Magni von Dr. Franz Fügner. Text. Leipzig, B. G. Teubner 1893. gr. 8°, 104 SS. mit 3 Karten. Preis 1 Mk. 20 Pf.

— — Dasselbe. Erklärungen. Ebd. 1893. gr. 8°, 184 SS. mit 1 Tafel und Abbildungen im Texte. Preis geh. 1 Mk. 20 Pf., geb. 1 Mk. 40 Pf.

Fügner hat in den Jahrgängen 1889 und 1893 der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik seine Ansichten über die beste Anlage commentierter Schulausgaben des näheren begründet und gleichzeitig seine Absicht mitgetheilt, eine neue Sammlung

---

[1]) S. die detaillierten Nachweise bei G. Gemss, Zts. f. d. Gymn.-Wes. 1894, Anhang, Jahresber. des philol. Vereines zu Berlin, S. 58 f.

[2]) Zu welchen Verkehrtheiten der Gebrauch des echten Nepos in der Schule führen kann, ersehe man aus der dem Ref. wohlverbürgten Thatsache, dass ein Lehrer seine Schüler verpflichtete, bei der häuslichen Präparation Verstöße des Schriftstellers gegen die Regeln der Schulgrammatik in ihren Exemplaren zu markieren und zu berichtigen.

zu geringe Rücksicht nehmen.' Im Gegensatze
fest: 'Jeder Schriftsteller ist zunächst nach
ch den zuletzt gelesenen zu erklären.'
Programm F.s. Dasselbe ist in seinem
Natur des die erste Stufe der latei-
buches gestattet, strenge durch-
es ist: Lateinischer Text (mit
dispositiven Übersichten vor
83, Verzeichnis der Eigen-
mlich: Graecia, regnum
riniensium. Das Er-
e macht kurz mit
nt, das zweite
paration, das
etzen, wobei
cksichtigt sind.
klärungen und ist
esteht aus einem Voca-
mmenstellung der aus der
im siebenten desgleichen eine
n Gesichtspunkten; das achte gibt
as grammatische Pensum der Classe;
grammatisch-stilistische Erscheinungen,
die Classe hinausweisen, deshalb auch inductiv
engefasst sind. Das Schlusscapitel endlich ('Wie-
zusammenfassung des Sachlichen [der Realien]') ver-
gelesene in sachlicher Hinsicht durch Concentrations-
titionsfragen oder kurze, lehrhafte Zusammenstellungen."
as Gebotene zu viel ist, dem ist eine Auswahl unbenommen.'
heint die Fülle des Erklärungsheftes um so unbedenklicher,
s vorgeführten Capitel keineswegs alle ineinandergreifen, son-
nur II—V, die eigentlichen Hilfen des präparierenden Schülers,
mmen ein Ganzes ausmachen. Freilich sieht auch derjenige
er, der sich bei Gebrauch des Erklärungsheftes auf diese wenigen
tel beschränkt, seinen Unterricht genau bis ins Einzelne vor-
ichnet und muss mit individuellen Neigungen zurückhalten:
— und gewiss viele Collegen mit ihm — würde sich jedoch
ne einem so trefflichen Führer, der seinerseits wieder bewährten
oritäten folgt, unbedingt anvertrauen. Immerhin aber dürfte es
rer geben, welchen die gebundene Marschroute, wie sie F.s
mmentar vorschreibt, nicht zusagt: für solche wird das Textheft,
ches 'mancherlei bietet, was implicite commentiert', ausreichen.

mmlung lateinischer und griechischer Schulausgaben. Herausgegeben von H. J. Müller, Gymnasialdirector in Berlin, und Oscar Jäger, Gymnasialdirector in Köln.

rnelius Nepos. Auswahl aus den Lebensbeschreibungen. Zum Gebrauche für die Schüler bearbeitet und erläutert von Dr. P. Doetsch,

griechischer und lateinischer Schulautoren zu veranstalten. Wir haben es im Vorliegenden mit der ersten Probe dieses Unternehmens zu thun, zu deren Beurtheilung außer den genannten Aufsätzen Fügners Selbstanzeige an letztgenannter Stelle (Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 1893) heranzuziehen ist.

Was die allgemeinen Grundsätze anbelangt, auf welchen die ganze Sammlung beruhen soll, so konnten dieselben nach der Bemerkung des Herausgebers an dieser ersten Probe bei Verfolgung des Sonderzweckes, in die eigentlichle Classikerlectüre, also in erster Linie in die Cäsars einzuführen, nicht ohne Einschränkung zur Geltung kommen. Es musste eben diesmal mehr ein Lesebuch (ein für Unterrichtszwecke mäßig überarbeiteter Nepos und eine Vita Alexandri M. von der Art, wie die in Lattmanns Chrestomathie aufgenommene), denn eine eigentliche Ausgabe geboten werden. Im ganzen jedoch ist hiermit immerhin schon ein Einblick gegeben, wie F. seine Aufgabe zu fassen gedenkt. Über diese also zunächst! — Vor allem handelt es sich F. um die Cardinalpunkte, in denen sich nach ihm die Stellung der philologischen Lehrer zur Frage der Schülerausgaben in jüngster Zeit geklärt hat: es sind folgende: '1. Ausgaben für Lehrer (Philologen) und für Schüler sind verschiedene Dinge; 2. commentierte Ausgaben sind grundsätzlich gutzuheißen; 3. die Commentare sind für den häuslichen Gebrauch einzurichten.' Auch über die zweckmäßigste Einrichtung von Schülerausgaben ist man nach F. insoferne einig geworden, als man Folgendes allgemein zu erreichen suche: '1. Der Text des Schriftstellers ist durch deutlichen Druck und reichere Gliederung, durch typische Verschiedenheiten und Inhaltsandeutungen dem Verständnisse des Schülers näher zu bringen. 2. Eine Einführung in die Schrift durch Vorbemerkungen über Schriftsteller und -gattung ist vorab zu geben. 3. Der Text soll durch das nöthigste Anschauungsmaterial, Karten, Pläne und Realiendarstellungen illustriert werden. 4. Die Erklärungen haben sich auf die vorliegende Schrift oder schon Gelesenes zu beschränken, von allen Abschweifungen fernzuhalten, aber nicht allein die Sprache, sondern ebenso den Inhalt zu berücksichtigen. 5. Die Erklärungen sind knapp, dem Wissensstande des Lernenden angemessen und nur da zu geben, wo unnütze, mechanische Thätigkeit vermieden werden soll oder der Schüler das Richtige nicht aus eigener Kraft finden kann. 6. Die Erklärungen sollen dem Schüler die Arbeit erleichtern, nicht ersparen; sie sollen die Schwierigkeiten lösen; nicht verschieben.' Hierzu kommen nun aber weitergehende Forderungen, denen in F.s Sammlung zum erstenmale entsprochen werden soll. Es sind dies folgende: 'Erstens müssen wir dahin gelangen, dass die einzelnen Commentare sich enger aneinanderschließen. Mit den Winken und Krücken von Fall zu Fall ist es nicht gethan, es muss System in die Fülle der Einzelnoten kommen.' 'Zweitens haftet den Commentaren bislang noch der Mangel an, dass sie auf die Entwicklung

des Unterrichtes zu geringe Rücksicht nehmen.' Im Gegensatze hierzu halte man fest: 'Jeder Schriftsteller ist zunächst nach Sprache wie Inhalt durch den zuletzt gelesenen zu erklären.'

Soweit das reiche Programm F.s. Dasselbe ist in seinem Nepos, soweit es eben die Natur des die erste Stufe der lateinischen Lectüre bildenden Lesebuches gestattet, strenge durchgeführt. Der Inhalt des Textheftes ist: Lateinischer Text (mit kurzen Inhaltsangaben am Rande und dispositiven Übersichten vor jeder Vita) S. 1—80, Zeittafel S. 81—83, Verzeichnis der Eigennamen S. 84—104, dazu drei Karten, nämlich: Graecia, regnum Alexandri M., imperia Romanorum et Carthaginiensium. Das Erklärungsheft zerfällt in zehn Capitel: „Das erste macht kurz mit dem Inhalte des Textheftes und mit Nepos bekannt, das zweite gibt nach Rothfuchs'schem Recepte Winke für die Präparation, das dritte nach Menges' Vorgang eine Anleitung zum Übersetzen, wobei in erster Linie die participischen Wendungen berücksichtigt sind. Das vierte Capitel bringt die fortlaufenden Erklärungen und ist natürlich das umfangreichste, das fünfte besteht aus einem Vocabularium; im sechsten folgt eine Zusammenstellung der aus der Lectüre erschließbaren Synonyma, im siebenten desgleichen eine Phrasensammlung nach sachlichen Gesichtspunkten; das achte gibt aus dem Texte Belege für das grammatische Pensum der Classe; das neunte desgleichen für grammatisch-stilistische Erscheinungen, die zum Theile über die Classe hinausweisen, deshalb auch inductiv in Regeln zusammengefasst sind. Das Schlusscapitel endlich ('Wiederholung und Zusammenfassung des Sachlichen [der Realien]') verwertet das Gelesene in sachlicher Hinsicht durch Concentrations- und Repetitionsfragen oder kurze, lehrhafte Zusammenstellungen." 'Wem das Gebotene zu viel ist, dem ist eine Auswahl unbenommen.' Es erscheint die Fülle des Erklärungsheftes um so unbedenklicher, als die vorgeführten Capitel keineswegs alle ineinandergreifen, sondern nur II—V, die eigentlichen Hilfen des präparierenden Schülers, zusammen ein Ganzes ausmachen. Freilich sieht auch derjenige Lehrer, der sich bei Gebrauch des Erklärungsheftes auf diese wenigen Capitel beschränkt, seinen Unterricht genau bis ins Einzelne vorgezeichnet und muss mit individuellen Neigungen zurückhalten: Ref. — und gewiss viele Collegen mit ihm — würde sich jedoch gerne einem so trefflichen Führer, der seinerseits wieder bewährten Autoritäten folgt, unbedingt anvertrauen. Immerhin aber dürfte es Lehrer geben, welchen die gebundene Marschroute, wie sie F.s Commentar vorschreibt, nicht zusagt: für solche wird das Textheft, welches 'mancherlei bietet, was implicite commentiert', ausreichen.

Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben. Herausgegeben von H. J. Müller, Gymnasialdirector in Berlin, und Oscar Jäger, Gymnasialdirector in Köln.

Cornelius Nepos. Auswahl aus den Lebensbeschreibungen. Zum Gebrauche für die Schüler bearbeitet und erläutert von Dr. P. Doetsch.

Director des Progymnasiums zu Euskirchen. Text. Mit zwei Karten. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1894. 8°, VIII u. 91 SS. Preis 90 Pf.

— — Commentar. Ebd. 1894. 8°, 116 SS. Preis 90 Pf.

Ovids Metamorphosen. Auswahl für den Schulgebrauch bearbeitet und erläutert von Dr. Franz Harder, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium zu Berlin. Text. Ebd. 1894. 8°, XVII u. 164 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf

— — Commentar. Ebd. 1894. 8°, 185 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Unmittelbar nachdem mit dem Erscheinen von Fügners Nepos eine Sammlung von Ausgaben, welche strenger als alle bisherigen die Bedürfnisse der Schule ins Auge fassen soll, eröffnet ist, kündigt sich eine zweite Sammlung gleicher Tendenz mit den oben bezeichneten Bändchen an. Für den österreichischen Lehrer bietet die in vorliegenden Texten getroffene Einrichtung wenig Neues: seit langem werden die in unseren Schulen gebrauchten Textausgaben mit deutsch abgefassten Biographien der betreffenden Autoren eingeleitet und die Abschnitte, in welche das edierte Werk jedesmal zerfällt oder getheilt wird, mit deutschen Überschriften versehen; längst auch hat man hierzulande für eine würdige, vor allem aber hygienische Forderungen befriedigende Ausstattung Sorge getragen. Huemers Horaz (1882) gieng voran, des Ref. Chrestomathien aus Ovid, Livius und Virgil, sowie Jurenkas Nepos folgten nach und die Ausgaben des Tempsky'schen Verlages blieben nicht zurück. Ganz das Gepräge dieser für Schulzwecke eingerichteten Texte zeigen Doetschs Nepos und Harders Ovid. Eigenthümlich sind den beiden Textbändchen die einleitenden Bemerkungen, welche jedem Lesestücke vorangestellt sind. In H.s Ovid wollen dieselben offenbar nur über den nachfolgenden Stoff im allgemeinen orientieren, während sie in D.s Nepos zu eingehenden Inhaltsangaben anwachsen, die besser weggeblieben wären. Gutzuheißen sind hingegen die Inhaltsandeutungen oder vielmehr Aufschriften in der Form von Randnoten, wie sie sich bei D. und H. zur Markierung kleinerer Abschnitte finden. Jedem der beiden Bändchen ist ein erklärendes Verzeichnis der einschlägigen Eigennamen beigegeben, dem D.schen Nepos außerdem zwei Kartenskizzen, die westlichen und östlichen Mittelmeerländer.

Die Anlage der beiden Commentare ist zu billigen. Vor allem wird man es, da es sich einerseits um Einführung in die lateinische Lectüre überhaupt, andererseits um Einführung in die lateinische Dichterlectüre handelt, unbedenklich finden, wenn die beiden Verff. in ihre elementar gehaltenen, für die häusliche Präparation des Schülers bestimmten Erklärungen die diesem voraussichtlich unbekannten Vocabeln mit aufnehmen. — Die Noten zum Miltiades und zum Themistokles werden je mit anleitenden Winken, die sich aus dem vorangehenden Commentar für die Übersetzung im allgemeinen ergeben, abgeschlossen. Was hier D. bietet, kann

jeder Lehrer, ohne seinen individuellen Vorgang zu beeinträchtigen, ohneweiters verwerten; ingleichen sind die am Schlusse des Commentars zum Nepos zusammengestellten 'Redewendungen', welche auf Cäsar vorbereiten, als nützliche Beigabe zu bezeichnen.

Dass die neue Sammlung von vornherein die Sympathien der philologischen Lehrer für sich hat und jedenfalls auch wirklich Gutes stiften wird, dafür bürgen die Namen ihrer Herausgeber: nomen omen.

Der Dualis im Attischen. Von Ernst Hasse, Oberlehrer am Gymnasium zu Bartenstein. Mit einer Vorrede von Prof. F. Blass. Hannover u. Leipzig, Hahn 1893. gr. 8°, 68 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Hasse hat bereits in zwei Bartensteiner Programmen über die Syntax des Duals (bei Xenophon und Thukydides 1889, bei den attischen Dramatikern 1891) gehandelt und weitere diesbezügliche Studien in den Jahrbb. für Philol. u. Pädag. veröffentlicht. Man muss ihm Dank wissen, dass er bei seiner anerkannten Vertrautheit mit diesem noch nicht völlig aufgeklärten Capitel der griechischen Grammatik hiermit daran geht, unter Benützung und theilweiser Ergänzung eigener wie fremder Vorarbeiten und unter Rücksichtnahme auf lösungsbedürftige Fragen eine vollständige statistische Übersicht über die Dualformen im Attischen sammt den daraus sich ergebenden Folgerungen und Regeln vorzulegen. Nach H. handelt es sich vor allem um drei Hauptfragen: die erste betrifft die dualische Femininform für Adjectiva (Pronomina) und Participia, der man zu Gunsten der communen Form die Existenzberechtigung abgesprochen hat; die zweite ist die nach der Endung des Nominativus Dualis der Wörter mit Vocal- und σ-Stamm in der dritten Declination; die dritte endlich befasst sich mit der zweiten Person des Duals in den historischen Tempora. Diese Fragen sind nun durch H. endgiltig gelöst. Dass ihm dies bezüglich der beiden ersten gelungen, verdankt er der Heranziehung des vollständigen inschriftlichen Materiales, welches freilich für die dritte keinerlei Ausbeute bot: hier war H. ausschließlich auf die handschriftliche Überlieferung angewiesen.

Der eigentliche Zweck von H.s Arbeit ist demnach erreicht. Dieser Anerkennung thut es nicht den geringsten Eintrag, wenn Ref. die Untersuchung über die syntaktischen Gebrauchsweisen des griechischen Duals nicht als durchwegs abgeschlossen bezeichnet, sondern die Wahrscheinlichkeit betont, dass künftige Forschung an H.s Ergebnissen Modificationen wenn auch untergeordneter Bedeutung herbeiführen dürfte: dass überhaupt nunmehr für weitere Untersuchung hinreichendes, wohlgeordnetes Material vorliegt, ist ja gleichfalls H.s Verdienst.

Zum Schlusse möchte Ref. noch auf die mit der vorliegenden ziemlich gleichzeitig erschienene Schrift von H. Schmidt 'De duali Graecorum et emoriente et reviviscente', Breslau 1893 ver-

weisen. Da sich dieselbe auf die Literatur von Aristoteles bis Dio Chrysostomus bezieht, mithin als Fortsetzung der H.schen angesehen werden kann, so besitzen wir jetzt eine über die gesammte Gräcität von Homer bis in das 2. Jahrhundert n. Chr. sich erstreckende Betrachtung des Duals, wie sie nicht leicht ein zweiter Abschnitt der griechischen Syntax aufweisen kann.

Lateinische Schulgrammatik. Von Prof. Dr. H. Ziemer, Oberlehrer am königl. Domgymnasium und Realgymnasium zu Colberg. 11. gänzlich umg. Aufl. der Schulgrammatik von Prof. W. Gillhausen. Berlin, R. Gärtners Verlag (Hermann Heyfelder) 1893. I. Theil: Formenlehre. 8°, VI u. 158 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf. — II. Theil: Syntax. 8°, 238 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Zur Zeit, wo der Ansturm gegen die philologische Lehrmethode und speciell gegen den angeblich überwuchernden Grammaticalismus seine Triumphe feiert, wo die erste Frage an ein neues grammatisches Lehrgebäude die nach dem Umfange bildet, bedarf es nicht geringen Muthes, einmal eine lateinische Grammatik der Schule anzubieten, die etwas mehr als eine dürre Registration sprachlicher Thatsachen — Ziemer nennt solche Arbeiten treffend und witzig Skelettgrammatiken — enthält. Wir haben es zwar anscheinend mit einem alten Schulbuche zu thun, mit der seit 45 Jahren bestehenden Schulgrammatik von Dr. Moiszisstig, die, in ihren letzten drei Auflagen von Prof. W. Gillhausen bearbeitet, in der Fassung der im Jahre 1889 erschienenen zehnten Auflage den neuen preußischen Lehrplänen vom Jahre 1892 nicht mehr entsprach. Gleichwohl trägt das gegenwärtig vorliegende Buch so vollständig die Signatur seines dermaligen Herausgebers an sich, dass der nunmehr gewählte Titel keiner weiteren Rechtfertigung bedarf.

Als Änderungen im Gefolge der erwähnten Lehrpläne erscheinen Kürzungen mannigfacher Art, größerer Druck, Vermehrung der Übersichtlichkeit durch Tabellen und Überschriften; weiter ausschließliche Berücksichtigung der gesammten Schullectüre (nicht bloß der Ciceros und Cäsars) mit ihren Erfordernissen unter steter Vergleichung des deutschen Sprachgebrauches, der namentlich in der Syntax regelmäßig herangezogen, aber nicht zum Ausgangspunkte genommen wird; denn eine Stilgrammatik entspricht nicht der veränderten Aufgabe des lateinischen Unterrichtes; sodann Anschluss des ganzen Aufbaues an die griechische Grammatik, namentlich an die von Curtius-v. Hartel; endlich Förderung des inductiven Verfahrens durch möglichst häufige Voranstellung der Beispiele, die für die Casuslehre fast nur aus Nepos, für die übrige Syntax aus Cäsar entnommen sind.

Aber in all diesen Neuerungen und ihrer Durchführung zeigt sich eben nur der praktische Schulmann, dem die Fragen nach Methode und Form des altsprachlichen Unterrichtes längst geläufig sind. Ref. stellt eine andere Seite des Buches noch höher. Wir

dürfen das Sprachstudium nicht lediglich zu einer Gedächtnisarbeit machen'; 'wir müssen den Schüler ableiten und denken, nicht behalten lehren.' In diesen Sätzen gipfelt der principiell wichtige Standpunkt, den Z. inmitten der neuen Schulgrammatiken einnimmt. Ihm ist die Grammatik nicht die Magd im Dienste eines elementaren Verständnisses der Autoren: sie soll 'den Lernenden in die Gesetzmäßigkeit der Sprache einführen, ihm eine Ahnung davon vermitteln, dass sie eine bewundernswerte Wissenschaft ist, ebenso groß als andere Wissenschaften neben ihr; sie muss ihn hineinschauen lassen in das geheime Getriebe und in die Werkstätte des sprachschaffenden Geistes', 'der das innerlich Zusammengehörige äußerlich durch Ausgleichung kenntlich macht', 'der auf dem Wege der Analogie für sinnverwandte Ausdrücke gleiche Constructionen schafft.' Solche Grundsätze werden den nicht überraschen, dem Z.s verdienstvolle Thätigkeit als Sprachforscher bekannt ist.[1])

Ref. kann sich hier nicht in Einzelheiten verlieren, um auf Z.s Arbeitsweise näher einzugehen. Aber gegenüber dem Schwanken der Schulgrammatiken, welche die Lehre von der Flexion des Nomens nach der Stammtheorie durchführen, bei den Genusregeln hingegen die Nominativ- und Genetivendungen oder daneben auch die Natur des Stammes maßgebend sein lassen, muss er doch die Consequenz, womit bei Z. der Stamm durchwegs die Grundlage nach beiden Richtungen hin bildet, besonders hervorheben, zumal hier Z. in Bezug auf Einfachheit und Klarheit der Regeln vielleicht geleistet hat, was überhaupt bei consequenter Durchführung des Stammprincipes erreichbar ist. Freilich muss Ref. voraussetzen, dass man mit einer solchen Darstellung nicht an zehnjährige Knaben, sondern an vorgerückte Schüler bei erweiternder und vertiefender Wiederholung der Formenlehre herantritt.

Z. hat sonach bei seiner Arbeit den Forderungen der Praxis und der Wissenschaft vollauf Rechnung getragen und in letzterer Beziehung dem strebsamen Schüler, dessen Ansprüche in der modernen Schulliteratur in der Regel außeracht bleiben, einen wesentlichen Dienst erwiesen: Ref. sieht hierin die hervorragende Bedeutung des Buches und kommt hiermit auf den Eingang seiner Anzeige zurück. Er bemerkt zur Beruhigung für ängstliche Gemüther, denen die so beliebt gewordenen grammatischen Compendien mit ihrem mageren Inhalte den Bedürfnissen der Schule besser zu entsprechen scheinen, dass Z. an gedächtnismäßig zu bewältigendem Stoffe (der typographisch scharf hervortritt) nicht mehr als die üblichen Grammatiken bietet: den beträchtlichen übrigen Raum nehmen Anmerkungen, Erläuterungen, Phrasen und Beispiele ein.

---

[1]) Vgl. besonders dessen 'Junggrammatische Streifzüge im Gebiete der Syntax.' 2. Aufl. Colberg 1883, und 'Vergleichende Syntax der indogermanischen Comparation.' Berlin 1884.

Literaturnachweise und Bemerkungen zur Lateinischen Schulgrammatik von Dr. Gustav Landgraf. 3. Aufl. Mit drei Excursen. Bamberg, C. C. Buchner 1894. gr. 8°. 86 SS.

Beiträge zur lateinischen Casussyntax. (Der Genitivus und Ablativus pretii; refert und interest.) Von Dr. Gustav Landgraf. Sonderabdruck aus den Literaturnachweisen und Bemerkungen zur Lateinischen Schulgrammatik von Dr. G. Landgraf. Ebd. 1894. gr. 8°. 21 SS.

Als gelegentlich der Anzeige der ersten Auflage von Landgrafs Grammatik in dieser Zeitschrift 1891, S. 1079 ff. auch der 'Literaturnachweise' gedacht wurde, da war es dem Ref. bereits klar, dass die kleine, gehaltvolle Schrift, welche dem praktischen Lehrer als Führerin durch die weitverzweigte Literatur der Schulgrammatik dienen soll, die denkbar weiteste Verbreitung in den Kreisen, für welche sie bestimmt ist, finden werde. In der That liegt jetzt nach Ablauf von kaum drei Jahren die dritte Auflage vor, die schon äußerlich durch den erweiterten Umfang andeutet, was innerlich an Gehalt gewonnen sein mag. Ref. muss vor allem die gesunde, consequent verfolgte Tendenz der Schrift, dem herkömmlichen 'Schullatein' hart zu Leibe zu gehen und verpönte Structuren vorkommendenfalls zu Ehren zu bringen, andererseits aber ungenügend belegte Raritäten zu beseitigen, wenigstens im allgemeinen betonen, umsomehr, als L.s Scharfsinn auch diesmal wieder überraschende Resultate nach den beiden genannten Richtungen hin zutage gefördert hat.

Neu hinzugekommen sind jedoch als Excurse die oben näher bezeichneten 'Beiträge zur lateinischen Casussyntax' und dieser Zuwachs ist es, auf welchen Ref. die Aufmerksamkeit des philologischen Lehrers ganz besonders lenken möchte. Gründet sich doch das Interesse, welches diesen Beiträgen gebürt, auf die ausdrückliche Bestimmung derselben, in die von Landgraf, Schmalz, Stolz und Wagener zu edierende wissenschaftliche lateinische Grammatik (s. Teubners Mittheilungen 1891, S. 61 f.) aufgenommen zu werden. Wir erhalten also hiermit Proben der Bearbeitung des wichtigen Werkes, gleichzeitig aber sind dadurch für die Mitarbeiter an demselben die Richtlinien des Verfahrens gegeben, das dieselben ihrerseits zu befolgen haben. Was hier L. bietet, darf ohneweiters als ebenso mustergiltig hingestellt werden, wie sein gleichen Zwecken dienender Probeartikel 'Der Dativus commodi und der Dativus finalis mit ihren Abarten', Archiv f. Lex. VIII, S. 38—76. — Die Darstellung verläuft selbstverständlich streng historisch und reicht bis zu den Anfängen des Romanischen, zum Theile in dasselbe hinein. Der rationellen Erklärung der behandelten Erscheinungen widerfährt dabei ihr volles Recht, sowie auch nöthigenfalls die Forschung von ihren Anfängen an verfolgt und ihr gegenwärtiger Stand fixiert wird. Was an einschlägigen Arbeiten unberührt bleibt, ist in der That für die Wissenschaft

heute belanglos. Wenn Ref. gleichwohl Nachträge zu der die Construction von *interest* und *refert* betreffenden Literatur beibringt, so geschieht dies aus dem Grunde, weil die unten zu erwähnenden Schriften in dem jüngsten Stadium der Controverse überhaupt — kaum absichtlich — unerwähnt geblieben sind, dem Ref. aber immerhin für die Geschichte dieses 'alten Problemes' einiges Interesse zu haben scheinen. Es sind folgende: Hermann, Jos. P., Versuch einer kritisch-grammat. Abhandlung, welche die Gründe für eine neuere und richtigere Erklärungsmethode der Construction des unpersönlichen Verbums *rĕfert*, aus dem Genius der Latinität entnommen, umfasst, die aufgestellte Formel an vielen classischen Beispielen prüft und die bisherigen Ansichten einiger Grammatiker über dieses Verbum sammt ihrer Würdigung darlegt. Eger 1842. — A. Th. Wolf, grammatische Briefe. Gymn.-Progr. Pressburg 1851.[1]) — Köstlin, *interest* und *refert*. Württemberger Correspondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen 1865, S. 89 f. — Pasdera A., De *Interest* verbi impersonalis structura et origine. Sutrii 1885; s. 'Gymnasium' VI, Sp. 447. — Vgl. auch Th. Ruddimann, Institutiones grammaticae Lat. ed. G. Stallbaum. Lips. 1823, p. 201[6].

Wer Probleme lateinischer Syntax methodisch behandeln will, dem seien L.s 'Beiträge' als Gegenstand des Studiums dringend empfohlen: mögen aber vor allem diejenigen L.s Vorbild erreichen, die mit dem Meister an einem Werke zu arbeiten sich entschlossen haben.

Wien. J. Golling.

Lateinische Lehrbücher.

Lateinisches Lese- und Übungsbuch für Quarta. Von Prof. Dr. V. Müller. Altenburg, Verlagshandlung von H. A. Pierer 1893. VI u. 136 SS.

Alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis zu dem Lateinischen Lese- und Übungsbuche für Quarta von demselben. Ebendaselbst. 66 SS. Preis für beide Werke 2 Mk. 20 Pf.

Wie in den beiden trefflichen, für die zwei ersten Classen bestimmten Übungsbüchern desselben Verf.s durch die Gruppierung und die Art des Übungsmaterials deutlich das Streben zutage tritt,

---

[1]) Da dieser Aufsatz heute nur schwer zugänglich ist, so sei der betreffende Passus hier mitgetheilt. 'Bei *interest*', sagt W. S. 6 f., 'dürfte die Construction so zu erklären sein: *est inter alicuius re magni momenti*, welches *re* bei *refert* ausdrücklich steht; *re* hängt von *inter* ab. welches, wie so manche andere jetzt mit dem Accus. verbundenen Präpositionen, ehemals mit dem Ablat. construiert worden sein mag, was aus der Silbenmessung in *antea, circa, citra* usw. aus *interea, propterea* usw. und aus *antehac* und *posthac* ersichtlich und auch aus natürlichen Gründen erklärlich ist.'

dem Schüler das Erlernen des Latein zur Lust, nicht zur Last zu machen, so hat auch der Verf. in diesem für die 3. Classe bestimmten Übungsbuche alles gethan, um durch den Inhalt und die Form des Übungsmateriales, sowie durch die Gruppierung desselben die Einübung des für diese Classe bestimmten grammatischen Pensums, nämlich die Lehre von der Construction der Länder- und Städtenamen, die übrigens schon in die 2. Classe gehört, hier also nur wiederholungsweise ihren Platz hat, die Casuslehre und das Nöthigste aus der Zeit- und Moduslehre den Schülern angenehm und leicht zu machen. Er wählte daher statt der etwas trockenen und deshalb für die Schüler weniger Reiz bietenden Biographien des Nepos, mit Ausnahme von acht Abschnitten, zusammenhangende Lesestücke aus Livius, in denen die hervorragendsten und nachahmungswertesten Männer der Königs- und Heldenzeit des römischen Volkes und ihre Thaten dargestellt sind, und verarbeitete diese ihrem Inhalte nach höchst anregenden Stücke so, dass in ihnen bestimmte grammatische Regeln veranschaulicht werden. Diese 88 lateinischen Stücke, nach den in ihnen vorkommenden grammatischen Regeln geordnet, bilden die 1. Abtheilung des Übungsbuches. An sie lehnt sich der deutsche Übungsstoff, 83 Stücke, gleichfalls mit Ausnahme von 22 nach Livius bearbeitet, und zwar so, dass sie in der Reihenfolge der lateinischen Stücke das in diesen veranschaulichte grammatische Material zur Einübung bringen, so ziemlich mit demselben Wort- und Phrasenmateriale, das in jenen vorkommt. Der sprachliche Ausdruck ist in den Stücken beider Abtheilungen correct. Alle für diese Stufe unüberwindlichen Schwierigkeiten sind vermieden. Der Periodenbau ist einfach und durchsichtig, der Fassungskraft dieser Stufe entsprechend. Der deutsche Ausdruck ist frei von Latinismen, aber so gestaltet, dass der Schüler leicht den passenden lateinischen finden kann.

Zur Unterstützung der Übersetzung sind in der 3. Abtheilung die in den Übersetzungsstücken vorkommenden grammatischen Regeln in kurzer und klarer Fassung in der Reihenfolge, wie sie in jenen vorkommen, zusammengestellt und mit Musterbeispielen versehen, damit der Schüler aus diesen jene selbst finden, dann in den lateinischen Stücken aufsuchen und in den deutschen einüben kann.

Eine weitere Unterstützung seiner Arbeit findet der Schüler in den beiden sorgfältig gearbeiteten Wörterverzeichnissen, dem lateinischen und deutschen, sowie in der Zusammenstellung der wichtigsten im Übungsbuche vorkommenden Redensarten, die sich auf das Kriegswesen (Vorbereitung zum Kriege, der Krieg und Kampf selbst, Sieg, Niederlage, Flucht, Frieden), das Staats- und Gerichtswesen und das häusliche Leben beziehen.

Ref. kann auch dieses mit demselben pädagogisch-didactischen Geschicke wie die beiden früheren (vgl. d. Ztschr. 1892,

S. 42 ff. und 1893, S. 761) gearbeitete neue Lehrmittel, das sich auch durch correcten Druck und hübsche äußere Ausstattung auszeichnet, wie seinerzeit jene nur aufs wärmste empfehlen.

Wellers Lateinisches Lesebuch aus Herodot. 18. umgearb. Auflage, besorgt von Dr. Eduard Wolff. Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer) 1893. XII u. 157 SS.

Wegen des anziehenden Stoffes hat sich das Weller'sche Lesebuch trotz der mannigfachen Mängel, die auch die 16. Auflage noch aufwies, wie Ref. bei der Besprechung dieser nachgewiesen hat (vgl. d. Zts. 1885, S. 855 f.), viele Freunde erworben. Der neue Herausgeber hat es sich zur Aufgabe gemacht, die sprachlichen Mängel zu entfernen. Die häufigen Wiederholungen desselben Ausdruckes sind durch Anwendung von Synonymen beseitigt, die schleppende Einförmigkeit der Übergänge hat einer glücklich durchgeführten Mannigfaltigkeit des Ausdruckes platzgemacht. Verschwunden ist ferner die in den früheren Ausgaben oft vorkommende unlateinische Wortstellung, die aus dem Streben des Verf.s hervorgegangen ist, den lateinischen Text so zu gestalten, dass sich so viel als möglich jeder Satz wörtlich in richtiges Deutsch übersetzen lasse, ein Streben, das für das Latein ebenso schädlich ist, wie die Misshandlung deutscher Sätze behufs Erzielung eines correcten Latein. Beseitigt sind ferner die vielen Participia Präsentis nebst einer Anzahl nicht classischer Wendungen und Wörter. Hie und da sind allerdings noch Wendungen stehen geblieben, die Ref. gerne beseitigt sähe, wie oblitus iniuriam st. immemor iniuriae S. 15, Z. 3 v. u., ad proelium committendum se parabant st. pr. committere parabant S. 62, Z. 2 v. u., se.. eos subiecturos esse st. subacturos, perdomituros, in potestatem redacturos u. dgl., da subicere nur mit reflexivem Pronomen in der classischen Sprache gebraucht wurde u. a.

Auch in inhaltlicher Beziehung hat das Buch manche Änderung erfahren. Die Herodot'sche Erzählung wurde unbeschadet der Einfachheit und Durchsichtigkeit der lateinischen Satzfügung vielfach genauer und in größerer Breite wiedergegeben. Dadurch wurde das Buch um manche schöne Stelle bereichert und mancher charakteristische Zug und manche Erzählung erhielt dadurch erst eine wirksame Pointe und einen gewissen Reiz. Ohne diese größeren und kleineren Zusätze namhaft zu machen, will Ref. nur erwähnen, dass ihm solche an 20 Stellen aufgefallen sind und dass ihm dagegen auf 11 Seiten Streichungen von minder Wichtigem oder den Knaben ferner Liegendem und weniger Interessantem aufgestoßen sind.

Ganz neu ist der Abschnitt über Kambyses (VIII), der einen gewissen Übergang von Cyrus zu Dareus bildet und den Knaben viel Interessantes bietet. Im übrigen ist die Anlage und der Umfang des gebotenen Materiales bis auf einige Umstellungen von

Abschnitten nicht geändert worden. Früher giengen nämlich die Abschnitte VI (Cyrus besiegt Krösus) und VII (Cyrus und die Joner) dem Abschnitte III (Vejoces und die Meder) mit Unrecht voran (vgl. a. a. O.).

Für die aus dem Originale von dem neuen Herausgeber neu übertragenen Abschnitte wurden namentlich Cäsars Wortschatz und bei ihm vorkommende Wendungen verwertet, so dass auch in dieser Beziehung das Bestreben des Herausgebers, das Buch den Bedürfnissen der Schule entsprechender und nutzbringender zu gestalten, zutage tritt. Die Brauchbarkeit erhöht auch die den Schauplatz der ersten Perserkriege und besonders den Zug des Xerxes veranschaulichende Karte, die nur die im Texte vorkommenden Namen enthält und so das Auffinden derselben erleichtert.

Das Vocabular ist infolge der oben angedeuteten Umarbeitung des Textes um beiläufig 600 Wörter vermehrt worden. Dagegen wurde eine große Zahl von Personen- und Ortsnamen, deren Erklärung der Text oder die angefügte Karte gibt, weggelassen und ebenso wurden die Präpositionen, die geläufigsten Pronomen und die Zahlwörter nicht aufgenommen. Durch dem Wörterverzeichnisse vorausgeschickte Bemerkungen über die Ableitung der Adjectiva wurde die Aufnahme vieler entbehrlich und auch dadurch eine Raumersparnis erzielt, so dass der Umfang des Wörterverzeichnisses nicht bedeutend vergrößert erscheint.

Durch die Sorgfalt und Umsicht der Umarbeitung hat der neue Herausgeber den Wert des Lesebuches sehr erhöht und wird demselben viele neue Freunde verschaffen. Dazu wird auch die weit bessere Ausstattung, welche der Verleger dem Buche gegeben, und der correcte Druck beitragen. Ref. empfiehlt das Werkchen.

Übungsstücke nach Cäsar zum Übersetzen ins Lateinische. Für die Mittelstufe der Gymnasien von Oberlehrer A. Detto und Dr. J. Lehmann, Lehrer am königl. Gymnasium zu Wittstock. In zwei Theilen. — 1. Theil, bearbeitet von J. Lehmann. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 1893. 60 SS. Preis 60 Pf. — 2. Theil, bearbeitet von A. Detto. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung 1893. 59 SS. Preis 60 Pf.

Wenn man die an preußischen Gymnasien früher allgemein eingeführten Übungsbücher von Seyffert und andere diesen nachgebildete mit ihrem von dem antiken Stoffe ganz abweichenden Übungsmateriale modernen Inhalts betrachtet, so kommt man auf den Gedanken, dass die Lectüre der alten lateinischen Autoren nur den Zweck hat, Gewandtheit im Übersetzen ins Lateinische zu erzielen und jene nur Fundgruben für grammatische und stilistische Regeln seien. Derartige Anforderungen übersteigen wohl, ehrlich gesprochen, das Können der Gymnasialschüler und man kann zufrieden sein, wenn ihnen von angehenden Lehrindividuen entsprochen wird. Das Verständnis des antiken Autors und eine genaue und gewandte Übersetzung, die der Muttersprache in jeder Bezie-

hung gerecht wird, ist das Ziel des Lateinunterrichts im Gymnasium. Diesem Zwecke sollen auch die Übungsbücher zum Übersetzen aus der Muttersprache ins Lateinische dienen, und sie werden es, wenn sie das Wort- und Phrasenmaterial der lateinischen Schulautoren in Stücken antiken Inhalts, die in correctem und geschmackvollem Deutsch geschrieben sind, verwerten. Diese werden zur Nachahmung reizen und die Forderung der deutschen und lateinischen Sprache bewirken. Von diesem Gedanken giengen auch die neuen preußischen Lehrpläne aus und machten dies Vorgehen zum Gesetze.

Ihren Forderungen verdanken die zwei vorliegenden Bändchen ihr Entstehen. Dieselben bieten als Übungsmaterial für die beiden Tertien (IV. und V. Classe) den Inhalt der sieben Bücher des gallischen Krieges von Cäsar theils in engerem Anschlusse, theils in gedrängterer Übersichtlichkeit mit Ausschluss des minder Interessanten oder Schwierigeren und solcher Abschnitte, zu deren Übersetzung zu viel seltener vorkommende Wörter und Phrasen erforderlich sind, wie über Schiffbau, Brückenbau u. dgl. Dieser Übungsstoff ist in größere Abschnitte getheilt, die den Inhalt kurz zusammenfassende Überschriften tragen, und innerhalb dieser wieder in kleinere Pensen abgesondert. Der Inhalt des 1. Bändchens lehnt sich an die vier ersten Bücher, der des 2. an die drei folgenden an. Der sprachliche Ausdruck ist geschmackvoll und gut deutsch und fordert zu steter Vergleichung mit dem lateinischen auf, bietet aber den Schülern insofern keine Schwierigkeit bei der Übertragung, als fast durchwegs die erforderlichen Wendungen aus dem Autor zu entnehmen sind und behufs nochmaliger Durchsicht der benutzten Partien des Autors diese am Beginne jedes Abschnittes bezeichnet sind. In den wenigen Fällen, wo eine Hilfe nöthig schien, ist sie in Fußnoten gegeben. Ref. sähe diese lieber aus didaktischen Gründen mit fortlaufenden Nummern versehen am Schlusse des Bändchens zusammengestellt. Sprachliche, das Können dieser Stufe übersteigende Schwierigkeiten sind vermieden. Die grammatischen Regeln sind nicht auf Kosten eines guten und gefälligen Ausdrucks, wie dies häufig in Übungsbüchern der Fall ist, partienweise in bestimmten Abschnitten zur Anwendung gebracht und diese betreffenden Paragraphen der Grammatik an der Spitze derselben angegeben, wodurch die Anwendung rein mechanisch erfolgt. Sie kommen in genügender Menge vor, nur muss der Schüler nachdenken und suchen, mit was für einer er es jedesmal zu thun hat, und er wird sie um so leichter finden, als dieselben ja die Lectüre gebracht hat.

Ref. ist sowohl mit dem Inhalte als auch mit der Form des Übungsmaterials und der Tendenz der beiden Bändchen einverstanden; er glaubt, dass mit ihnen das gesteckte Ziel erreicht werden wird und empfiehlt die correct gedruckten und zweckmäßig ausgestatteten Büchlein als recht gelungene Hilfsmittel für den Lateinunterricht.

Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Cursus der Untertertia von Dr. Friedrich Holzweißig, Director des königl. Victoria Gymnasiums zu Burg. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1892. VIII u. 174 SS. Preis 1 Mk. 18 Pf.

Im Anschlusse an die Curse für die drei ersten Classen (vgl. diese Zeitschr. 1886, S. 843 f.; 1893, S. 755 f.; 1888, S. 417 f., 1892, S. 428 f. und 1893, S. 763 f.) bringt der vorliegende 4. Theil des Übungsbuches für den Unterricht im Lateinischen von dem rühmlich bekannten Verf. den Übungsstoff für die 4. Classe. Das Buch folgt denselben Grundsätzen wie die vorangehenden Theile des Übungsbuches, namentlich der Cursus für die Quarta, und zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste 103 Übersetzungsstücke, die zweite 81 Abschnitte von Beispielen und Phrasen zur Ableitung grammatischer Regeln und die dritte das Wörterverzeichnis nach der Folge der Abschnitte enthält.

Die Übersetzungsstücke, die theils erzählenden, theils dialogischen Charakter haben, schließen sich inhaltlich an die Lectüre von Cäsars bell. gall. 1. Buch, 1—29 cp., 2., 3. und 4. Buch an und führen diesen Stoff in veränderter Form vor, indem sie ihn erläutern, berichtigen, erklären, in kleinere Abschnitte zerlegen und zusammenfassen, und tragen auf diese Weise viel zum gründlichen Verständnisse und zur festen Aneignung desselben bei, ohne jedoch die grammatisch-logische Schulung, die der lateinische Unterricht auf dieser Stufe noch bieten soll, außeracht zu lassen. Der wichtigste grammatische Lernstoff, in kleine Partien zerlegt, wird in den einzelnen Abschnitten der Reihe nach zur Einübung gebracht, wobei jedoch keineswegs grammatische Schwierigkeiten in den Übungsstücken gehäuft sind. An der Spitze der einzelnen Stücke erscheinen die Angaben der grammatischen Regeln, die in ihnen zur Wiederholung und Befestigung angebracht sind, nebst den bezüglichen Paragraphen der Grammatik des Verf.s oder nur die letzteren vom 59. Stücke an. Was den zur Übersetzung nöthigen Wortschatz anbelangt, muss Ref. rühmend hervorheben, dass nur Vocabeln und Phrasen zur Verwendung kommen, die aus der bisherigen Lectüre des Cäsar und Nepos bekannt sind, so dass diese Übersetzungsübungen die Lectüre wesentlich unterstützen. Der deutsche Ausdruck ist correct, und bei Abweichungen des lateinischen Ausdrucks ist die der lateinischen conforme Wendung in Klammern beigegeben. Zu Bemängelungen in dieser Beziehung findet sich selten Anlass und die wenigen Stellen dieser Art werden bei der bekannten Sorgfalt, die der Verf. seinen Schulbüchern entgegenbringt, bald beseitigt werden, vgl. 1, 4 übergegangen st. hinübergegangen; 1, 21 bald darauf nicht st. nicht sobald oder nicht unmittelbar darauf; 22, 7 Römer st. römische Reiter; 22, 8 auch die Römer wurden st. die Römer wurden auch oder und die Römer; 30, 12 auf einen Ort st. an; 31, 11 zugrunde gerichtet st. ver-

nichtet; 32, 4 als Catilina auf einen ebenen Platz sein Heer geführt hatte, sagt er, befahl er alle Pferde zu entfernen st. Als Cat. sein Heer auf einen ebenen Platz geführt hatte, befahl er, wie Sallust sagt, alle Pferde zu entfernen; 39, 4 suchen möchten st. suchten oder suchen sollten; eine Umschreibung, die sich öfter findet; vgl. 43, 4; 95, 12 u. a. 46, 1 mehr — kam zu stehen st. theurer oder höher; 103, 10 Cäsar schien dem römischen Senate st. Cäsar hatte, wie dem röm. Senate schien usw. Das Perfect kommt oft fälschlich in der Erzählung vor; auch eine gewisse Einförmigkeit des Ausdrucks ist dem Ref. hie und da aufgefallen, z. B. bekanntlich und offenbar bei der Einübung des acc. c. inf., deren öftere Wiederholung um so überflüssiger ist, als gerade diese Wendungen schon fest haften müssen, da sie von der 1. Classe an eingeübt worden sind.

Die Beispielsammlung enthält Phrasen mit nebenstehender Verdeutschung und Sätze aus Nepos und bereits gelesenen Stellen aus Cäsar, um die wichtigsten grammatischen Regeln zu veranschaulichen und bei der Lectüre den rechten deutschen Ausdruck finden zu lassen. Den Phrasen und Sätzen ist die Stellenangabe hinzugefügt, um sich, wenn nöthig, leicht über den Zusammenhang informieren zu können. Den einzelnen Abschnitten sind übrigens auch die bezüglichen Paragraphe der Grammatik des Verf.s und die Nummern der betreffenden Abschnitte des Übungsbuches für die Quarta beigegeben.

Die Anfügung des Wörterverzeichnisses ist zu billigen, da schwache Schüler doch eine oder die andere Vocabel vergessen und durch Aufsuchen derselben im Autor viel Zeit verlieren würden.

Das vorliegende Übungsbuch ist mit ebensoviel Sachkenntnis als praktischem Geschicke gearbeitet und wird mit Freuden an den Anstalten begrüßt werden, welche die früheren Theile beim Unterrichte verwenden. Ref. kann das correct gedruckte und praktisch ausgestattete Buch nur wärmstens empfehlen.

Lateinisches Übungsbuch für die mittleren Classen höherer Lehranstalten im Anschlusse an Stegmanns lateinische Grammatik bearbeitet von Dr. Friedrich Hoffmann, Oberlehrer am Realgymnasium in Gera, und Dr. Wilhelm Votsch, Oberlehrer an der Guericke-Schule in Magdeburg. 2. Theil. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1892. VIII u. 210 SS.

Das vorliegende Übungsbuch, das die Fortsetzung des im Jahre 1891 erschienenen 1. Theiles bildet, bietet das Übungsmaterial zur Wiederholung der Congruenz- und Casuslehre und zur Einübung der Lehre von den nominalen Verbalformen, von den Tempora und Modi in Haupt- und Nebensätzen und den wichtigsten stilistischen Regeln. Der Stoff für die meisten dieser durchwegs zusammenhangenden Übungsstücke, welche die grammatisch-syntaktischen Regeln zur Einübung bringen, ist mit Aus-

nahme weniger Stücke aus verschiedenen alten Autoren entlehnt und für wenige aus der Classenlectüre. Er bietet dem Inhalte nach aus der alten griechischen, römischen und deutschen Geschichte das, was die Jugend zur Bewunderung fortreißt und zur Nachahmung anregt. Der Grund für diese Wahl liegt wohl darin, dass bei dem weiten Wahlgebiete die Freiheit in der Anbringung der grammatisch-syntaktischen Regeln eine größere ist und deshalb eine Verflachung des Inhalts nicht so leicht platzgreifen kann, während in den an die Classenlectüre sich anlehnenden Stücken, mögen sie nun Umschreibungen kleinerer Partien oder Inhaltsangaben größerer oder Ergänzungen und Besprechungen der Darstellung bestimmter Vorfälle sein, doch zunächst der Stil des Autors im Auge behalten werden muss und daher die grammatisch-stilistischen Regeln vorwiegen sollen; und so haben denn auch die Verff. an die 147 zusammenhangenden Übungsstücke für das syntaktische Pensum, um den behördlichen Verordnungen nachzukommen 25 Abschnitte zur Einübung der grammatisch-stilistischen Regeln den anregendsten Partien der Classenlectüre nachgebildet (Caesar bell. gall. II cp. 1—10; V cp. 24—37, cp. 38—52 und VII cp. 22—56). Der Ausdruck ist wie bei den Stücken des 1. Theils gewandt und gut deutsch, ohne allzu frei zu sein und den Schülern dieser Stufe große Schwierigkeiten für die Übersetzung zu bereiten. Wo eine Leitung zur Auffindung der richtigen lateinischen Wendung nöthig ist, finden sich Übersetzungshilfen in den Fußnoten. Auch bietet das sorgfältig gearbeitete Wörterverzeichnis hie und da Handhaben dazu und die Hinweisungen auf die Grammatik von Stegmann, nach der auch die Gruppierung der Übungsstücke vorgenommen wurde, und auf die von Ellendt-Seyffert.

Das Buch, dessen Druck und äußere Ausstattung den Anforderungen, die man an ein gutes Übungsbuch stellt, entspricht, verdient dieselbe Anerkennung, wie der 1. Theil (vgl. diese Zeitschrift 1893, S. 772 f.). Ref. empfiehlt es den Fachgenossen.

Lateinisches Übungsbuch für Tertia im Anschlusse an Caesars bell. Gall., nebst grammatisch-stilistischen Regeln, Phrasensammlung und Memorierstoff, von Dr. W. Fries, Director der Francke'schen Stiftungen zu Halle a. S. 2. Abtheilung: für Ober-Tertia. 2. verb. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893. IV u. 110 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Dass in dem vorliegenden Übungsbuche das Phrasenmaterial aus Caesar bell. Gall. IV—VII zur Bildung von Übungsstücken behufs Einübung des grammatischen Pensums der Obertertia verwendet ist, hat Ref. beim Erscheinen der 1. Auflage desselben in dieser Zeitschr. 1888, S. 423 f. gezeigt; ebenso hat er daselbst die Gruppierung und Bearbeitung des Übungsstoffes besprochen. Die zweite Auflage unterscheidet sich in dieser Hinsicht nicht von

der ersten, nur ist eine Kürzung des Stoffes durch Streichung zweier vollständiger Stücke, die einen Rückblick auf Vorausgehendes enthielten, sowie einzelne Sätze und Satzglieder mit Schwierigkeiten in grammatisch-stilistischer und lexikalischer Beziehung in 11 Abschnitten. Ref. glaubt daher, den Leser auf jene Besprechung verweisen zu können und nur darauf hinweisen zu müssen, dass neben der Vereinfachung des Stoffes in inhaltlicher und formaler Beziehung auch die Beseitigung einzelner sachlicher und sprachlicher Versehen vorgenommen worden ist, so dass das Übungsbuch in dieser Auflage eine größere Vollkommenheit erlangt hat.

Die Bedenken, welche Ref. bezüglich der Kürze des Wörterverzeichnisses a. a. O. geäußert hat, hält er auch bezüglich dieser neuen Auflage noch aufrecht, obwohl es etwas vermehrt ist; im übrigen wird auch diese Auflage mit Erfolg beim Unterrichte verwertet werden. In Druck und äußerer Ausstattung unterscheidet sie sich nicht von der früheren.

Lateinisch-deutsche vergleichende Wortkunde im Anschlusse an Caesars bellum Gallicum. Ein Hilfsbuch für den lateinischen und deutschen Unterricht, bearbeitet von Hermann Perthes. 3. Aufl., besorgt von Prof. W. Gillhausen 1. Abtheilung zu Caesars bell. Gall. I–IV. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892. XX u. 176 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Ref. hat bei der Besprechung des 2. Theiles dieser Wortkunde in dieser Zeitschrift 1893, S. 903 f. ausführlich über die Anlage und den Zweck derselben gesprochen, glaubt daher, da das daselbst Gesagte auch von dem 1. Theile, der sich mit den ersten vier Büchern von Cäsars gallischem Kriege befasst, mit der Modification gilt, dass das Schwergewicht auf eine gute Verdeutschung und die Befestigung des syntaktischen Wissens gelegt ist, sich damit begnügen zu können, den Leser auf jene Besprechung zu verweisen, umsomehr, als auch in der neuen Auflage an dem Aufbau der Wortkunde nichts geändert worden ist. Die Änderungen erstrecken sich nur auf die deutsche Übersetzung, die einer gründlichen Durchsicht unterzogen worden ist, auf eine Vermehrung des erklärenden, etymologischen und syntaktischen Materials, zumal in den beiden ersten Büchern, und auf eine Einschränkung der Repetionsstellen, von denen oft nur der Fundort angegeben ist. Es lässt sich nicht leugnen, dass durch diese Änderungen die praktische Verwendbarkeit des Buches erhöht worden ist.

Ref. ist der Überzeugung, dass bei gewissenhafter Benützung dieses Hilfsmittels der Schüler nicht bloß ein tieferes Verständnis seines Cäsars, sondern auch durch die Befestigung des grammatischen Wissens und die Anleitung, dem lateinischen Ausdrucke den genau entsprechenden correcten deutschen gegenüberzustellen, eine gewisse Fertigkeit im Verdeutschen anderer Autoren erlangen

wird. Das Buch sei deshalb als treffliches Förderungsmittel des Lateinstudiums allen Lehrenden und Lernenden empfohlen. Druck und Ausstattung machen der Verlagsfirma Ehre.

Übungsbuch der lateinischen Elementarstilistik für die 6. Classe des humanistischen Gymnasiums und den 3. Curs des Realgymnasiums von Dr. Heinrich Reich, königl. Gymnasiallehrer am Wilhelmsgymnasium in München. 1. Abtheilung: Übersetzungsvorlagen. Bamberg und Leipzig, C. C. Büchners Verlag 1893. XV u. 120 SS.

Hilfsbüchlein zum Übungsbuch der lateinischen Elementarstilistik von Dr. Heinrich Reich, königl. Gymnasiallehrer am Wilhelmsgymnasium in München. Synonyma, Einzelbeispiele, Phraseologie, Wörterverzeichnis. Bamberg u. Leipzig, C. C Büchners Verlag 1893. 80 SS.

Zweck des vorliegenden Übungsbuches für die 6. Classe des Gymnasiums ist ein planmäßiges Erlernen und Einüben der stilistischen Sprachgesetze, deren Beobachtung für die richtige Erfassung und geschmackvolle Übertragung der lateinischen Schriftsteller ebenso wichtig ist, wie die der rein grammatischen, zu ermöglichen und so zur Vertiefung und Befestigung der Classenlectüre durch Verwertung des Inhalts und Phrasenschatzes derselben beizutragen, aber auch den Wort- und Phrasenschatz der früher gelesenen Autoren, Nepos und Cäsar, nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen durch Herbeiziehung möglichst vieler Wendungen aus ihnen. Der Text der Übungsstücke ist mit wenig Ausnahmen eine freie Bearbeitung von solchen Abschnitten aus den alten lateinischen Schulautoren, die das Interesse der Jugend erregen und zugleich ihr Wissen fördern und ihr Gemüth veredeln. Dieselben erhalten so viele stilistische Spracherscheinungen, als sich ungezwungen anbringen ließen und sind nach ihnen in bestimmte Gruppen zusammengestellt und zwar zunächst 22, um die in der vorhergehenden Classe vorgekommenen stilistisch-syntaktischen Erscheinungen zu wiederholen, dann 22 über die stilistischen Eigenthümlichkeiten der Substantiva, 21 über die der Adjectiva, 20 über die der Pronomina, 21 über die der Verba, 20 über die der Adverbien und Präpositionen und 24 zur Wiederholung des gesammten Lehrstoffes. Diese Stücke bilden entweder einzeln oder zu zweien ein abgeschlossenes Ganzes und sind mit passenden Überschriften versehen. Der die Übersetzung verlohnende Inhalt derselben erscheint in einem guten Deutsch.

Um die Übersetzung zu erleichtern und ein rascheres Vorschreiten zu ermöglichen, sind abgesehen von den Hinweisungen auf den Anhang der lateinischen Schulgrammatik von Dr. Gustav Landgraf (2. Auflage 1892) „Grammatisch-stilistische Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache im Gebrauche der Redetheile" und die Engelmann'sche Grammatik der lateinischen Sprache (13. Auflage von Welzhofer) reichliche Fußnoten angebracht.

Zur leichteren und sicheren Erreichung des gesteckten Zieles dient das Hilfsbüchlein, das der Verf. dem Übungsbuche angefügt hat. Dasselbe enthält zunächst die in den vorausgehenden Bändchen vorgekommenen Synonyma in Kleindruck und die in dem vorliegenden Übungsbuche enthaltenen in Großdruck, und zwar: 40 Substantiva, 16 Adjectiva, 32 Verba und 12 Partikeln (S. 1 bis 16). Daran schließt sich eine Auswahl kurzer Einzelbeispiele zur Einübung der in den Übersetzungsvorlagen vorkommenden Regeln der Elementarstilistik, nach den Redetheilen geordnet (S. 17 bis 43). Da nämlich die einzelnen Spracherscheinungen in den einschlägigen Stücken ohne Schädigung des Inhaltes und der Form dieser nicht so gehäuft angebracht werden konnten, als es zu hinreichender Einübung erforderlich ist, und gleichartige auch in den späteren Stücken sich finden, so hat der Verf. alle diese in etwas veränderter und vereinfachter Form des Satzes nach den Paragraphen der oben genannten Grammatik von Landgraf zusammengestellt und jedem Satze in Klammern die Nummer des Stückes beigefügt, in dem er vorkommt. Durch diese Zusammenstellung wurden Einzelsätze im Übungsmateriale vermieden und doch der Vortheil, den sie durch häufiges Vorführen derselben Spracherscheinung bieten, mit dem Vorzuge zusammenhangender Stücke vereinigt.

Ein dritter Abschnitt des Hilfsbüchleins (S. 44—70) bringt die Zusammenstellung jener Redewendungen aus den einzelnen Übungsstücken, die zur Erzielung eines gewissen Sprachschatzes und größerer Gewandtheit im Übertragen aus dem Lateinischen geeignet sind, damit sie öfter abgeprüft und dadurch fest eingeprägt werden. Ohne diese Zusammenstellung würden sie wie die meisten unter dem Texte angegebenen Notizen oder Vocabeln erfahrungsgemäß der Vergessenheit anheimfallen. Den Schluss bildet ein alphabetisch angelegtes Verzeichnis der Wörter, die dem Schüler fremd sein könnten (S. 71—80).

Das Buch ist mit Sachkenntnis und Geschick angelegt und kann zur Einführung überall dort warm empfohlen werden, wo eine systematische Einübung der stilistischen Spracherscheinungen gefordert wird; aber auch dort, wo dieselben nur neben der Wiederholung und Befestigung der grammatisch-syntaktischen Regeln vorgenommen werden dürfen, wird es dem Lehrer treffliche Dienste leisten und mit Nutzen verwendet werden können. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für Ober-Secunda und Prima mit Verweisungen auf die Grammatik von Ellendt-Seyffert (auch auf Haackes Stilistik) von Dr. R. Köpke. 3. Aufl. bearbeitet Dr. H. Kehr. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892. XIV u. 336 SS. Preis 3 Mk.

Die vorliegende 3. Auflage der für die beiden obersten Classen bestimmten Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische hat nur solche

Änderungen erfahren, die diese Auflage neben der früheren gebrauchen lassen. So sind, weil in der 34. Auflage der Ellendt-Seyffert'schen Grammatik, an die sich die Aufgaben anlehnen, eine neue Paragraphierung erfolgt ist, eine Reihe von Stücken umgestellt und die Nummern und Paragraphen in den Anmerkungen geändert worden. Im übrigen ist die Anlage dieselbe geblieben: 30 Nummern, von denen viele aus mehreren Abschnitten bestehen, zur Wiederholung der syntaxis convenientiae (2), der Casuslehre (18), der Orts-, Raum- und Zeitbestimmungen (4), der Eigenthümlichkeiten im Gebrauche der Nomina (1), der Pronomina (5); 53 Aufgaben im Anschluss an die Lectüre, und zwar: 10 an Livius 21. bis 23. Buch, 43 an Ciceros pro Rosc. Amer., de imp. Cn. Pompei, pro Murena, pro Archia, Philip. I, Laelius und Cato maior; endlich 9 freie Aufgaben, worunter 2 in der Form der Chrie erscheinen.

Zur weiteren Vervollkommnung dieser Übungsstücke, die schon in der früheren Auflage nach Inhalt und Form Mustergiltiges boten, hat der neue Herausgeber nach Kräften beigetragen. Größere Schwierigkeiten wurden beseitigt und Fremdwörter durch entsprechende gut deutsche Bezeichnungen ersetzt. Auch die Anmerkungen erfuhren behufs Erleichterung der Übersetzung eine mäßige Vermehrung.

Zu dem 1. Anhange, in dem einige für die Schüler erfahrungsgemäß besonders schwierige stilistische Einzelheiten, auf die im Texte durch lateinische Buchstaben verwiesen wird, zusammengestellt sind, ist ein 2. Anhang beigegeben worden, in dem eine vergleichende Übersicht aller angezogenen Paragraphe der Ellendt-Seyffert'schen Grammatik in drei Spalten: *a*) 34. und folgende Auflagen, *b*) 30.—33. Auflage und *c*) 19.—29. Auflage für solche Schüler, die eine ältere Auflage besitzen, zur Orientierung gegeben ist.

Der Druck ist correct; dem Ref. ist S. 326, 6 tales viris st. tales viri aufgestoßen. Die Ausstattung ist der Verlagshandlung würdig. Ref. empfiehlt das Buch wärmstens.

Wien. Heinrich Koziol.

Dr. Hermann Hallwich, Böhmen die Heimat Walthers von der Vogelweide? Prag 1893. 8°, 48 SS. (Separatabdruck aus den „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen". XXXII. Jahrg., II. Heft, S. 93—140.)

Die Frage nach der Heimat Walthers von der Vogelweide kommt nicht zum Stillstande. Wenn schon nicht eine ganz neue Hypothese auftaucht, so sucht wenigstens ein alter Anspruch, den man längst für abgethan und aufgegeben ansah, neue Geltung zu erringen. Mit einem solchen Versuche haben wir es in Hallwichs Schrift zu thun.

Während sich Ad. Puschmann (1571, Hallenser Neudrucke 73 S. 4) noch begnügt, Walther schlechtweg zu einem „Landherrn" zu machen, ergänzt bekanntlich noch im selben Jahrhundert entstandener Meistergesang die Überlieferung dahin, dass Herr Walther „ein Landherr aus Böhmen gewiß" gewesen sei. Diese Quelle war nun freilich auch sonst nicht darnach angethan, ihren Angaben Vertrauen zu erwecken, und so wurde der Anspruch Böhmens, als die Heimat des größten altdeutschen Lyrikers zu gelten, von niemand ernstlich aufgenommen. Auch als 1886 R. Wolkan (Germania XXXI, 431) aus dem von Fr. X. Reidl (Beitrag zur Geschichte von Dux. 2. Aufl. Dux 1886) ans Licht gezogenen Duxer Stadtbuche zwei Eintragungen aus den Jahren 1390 und 1398 über einen Pezold Vogelweid und sogar einen Walther von der Vogelweide aushob, that er es ohne eine weitere Folgerung daraus zu ziehen; nur K. Bartsch bemerkte dazu, dass dadurch die Nachricht jenes Meistergesanges „eine gewisse urkundliche Beglaubigung" erhalte. Hieran knüpft nun Hallwich an; für ihn ist das alte Duxer Stadtbuch mit seinen erst jetzt vollständig ausgebeuteten Eintragungen über die Vogelweider und der Meistergesang zusammen mit einer Reihe weiterer Erwägungen thatsächlich die Grundlage geworden, von der aus er glaubt, den Anspruch Böhmens anderen, namentlich dem Tirols gegenüber ernstlich erheben und der Beachtung empfehlen zu dürfen.

Im Grunde liegt schon in dieser Art der Gegenüberstellung der Ansprüche eine gewisse Bescheidenheit: dass der Böhmens ungefähr ebenso begründet sei wie der Tirols, das könnte ich von meinem Standpunkte aus dem Verf. fast zugestehen und hätte damit doch eigentlich herzlich wenig zugestanden; es wäre kaum mehr als eine mildere Umschreibung für „unbewiesen und nach dem Stande unseres Wissens vorläufig auch überhaupt schwerlich beweisbar". Aber auch abgesehen davon ist Ton und Haltung der ganzen Schrift so maßvoll und so gar nicht herausfordernd, dass auch eine ablehnende Kritik mindestens keinen Grund zu schroffer Zurückweisung findet; und auch der unverleugnete Antheil warmer Heimatsliebe hält sich durchaus in den Schranken, innerhalb deren er auch für Jemand, der, zufrieden mit dem Zeugnisse des Dichters selbst über die Heimat seiner Kunst, der ganzen Frage kühler gegenübersteht, aller Achtung und Schonung wert bleibt. Freilich die Wissenschaft darf sich durch solche an sich ehrenwerte und psychologisch sehr verständliche Gefühlsmomente nicht bestimmen lassen; und vollends nationaler Übereifer, wie er im kritischen Für und Wider vereinzelt bereits laut geworden, hat in solchen Fragen ganz zu schweigen; in der Wissenschaft gibt es weder eine nationale Pflicht sie zu bejahen, noch sie zu verneinen; es gilt nur vorurtheilslos zu prüfen. Dies ist der leider, wie es scheint, doch noch nicht für jeden selbstverständliche Standpunkt der folgenden Auseinandersetzung.

Hallwich gliedert seine Darlegung in vier Abschnitte. Über den ersten „Zur Literatur der Heimatsfrage Walthers“ könnte man kurz hinweggehen, insofern er sich vorzugsweise mit der Tiroler Hypothese befasst; nur die vorausgeschickte Auseinandersetzung mit Wilmanns über die Wichtigkeit der Frage zwingt zum Verweilen. Es zeigt sich darin sogleich das πρῶτον ψεῦδος der Methode, das nothwendig der ganzen Untersuchung verhängnisvoll werden musste. Niemand, auch Wilmanns nicht, wird die Wichtigkeit der Jugendeindrücke für die Entwicklung der dichterischen Phantasie leugnen. Aber was hilft uns das bei Walther? Um bei diesem die Jugendeindrücke aus der Heimat zu scheiden von denen, die er sich später in einem wechselvollen Leben erwanderte, müssten wir bereits wissen, wo er geboren war und wie lange er an seinem Geburtsorte weilte, ehe er in die weite Welt hinauszog. Der Verf. glaubt nun allerdings wie so manches andere, worüber wir nach der Beschaffenheit unserer Quellen schlechterdings nichts wissen können, so auch das zu wissen, dass Walther nach der bekannten Rechnung, der zufolge er, um 1170 geboren, erst gegen 1188 als Sänger auftrat, „nicht bloß die früheste Kindheit, auch einen guten Theil des Jünglingsalters an seiner Geburtsstätte zugebracht“ habe. Und da er hier schon als Kind und werdender Mann vor allem seine Liebe zur Natur und zur Heimat mit vollen Zügen in sich gesogen haben muss, so nimmt Hallwich ganz unbefangen nicht nur all die Blumen und Vögelein in Walthers Liedern, Wald, Feld und die Heide sammt der Linde, die sein Liebesglück beschattete, und die edlen, schönen Frauen, sondern sich besinnend, dass dies alles doch nicht genüge, Walthers Geburtsstätte zu charakterisieren, auch noch jedes fließende und rauschende Wasser, natürlich auch wieder das in der Elegie, ja sogar den See im Vocalspiel („ein Flusssee, wohl gar eine Anzahl von Seen und Teichen“ S. 4 f.) als Erinnerungen aus des Dichters „Kinderwelt“, als Eindrücke der „Heimat“ in Anspruch. Dass am Ende auch ein „fließendes Wasser“ am Walde kein sonderlich individuell charakterisierender Landschaftszug ist, wenn man sich auf seinen Standpunkt stellen und Zarnckes Auffassung ablehnend die Elegie als „Heimatslied“ gelten lassen will; dass die benutzten Lieder aus sehr verschiedener Zeit stammen und insbesondere das Vocalspiel wahrscheinlich erst in Meißen gedichtet, jedenfalls aber kein Jugendgedicht ist, das alles ficht ihn nicht an; ja wie die wörtlich ausgehobene Stelle über den See zeigt, kommt es ihm auch nicht gerade darauf an, dem Dichterworte aus eigener Phantasie ein wenig nachzuhelfen. Genug, er glaubt so aus den Liedern Walthers selbst das dichterische Abbild seiner Heimstätte gewonnen zu haben, zu dem es nun gilt das Urbild in der Wirklichkeit nachzuweisen.

Zu diesem Ende erhalten wir zunächst in einem zweiten Abschnitte Mittheilungen über „Das Duxer Stadtbuch von 1389“,

deren localhistorisches Interesse ganz unabhängig ist von dem besonderen Zwecke, dem sie dienen sollen. Der Verf. verfolgt an der Hand der Eintragungen die Stellung der Stadt unter ihren „unmittelbaren Obrigkeiten", zunächst den Riesenburgern, dann den Meißnern, bis sie, schon früher unter König Wenzel vorübergehend eine königliche Stadt, 1459 an Georg von Podiebrad fällt; darauf versucht er nach derselben Quelle ein Bild der Stadt und ihrer Umgebung zu entwerfen, bespricht die Hauptbeschäftigungen der Bewohner, darunter besonders die ausgedehnte Teichwirthschaft, sammelt die in dem Stadtbuche am häufigsten begegnenden Familiennamen und theilt endlich sämmtliche die Vogelweider angehende Eintragungen (acht Nummern aus den Jahren 1389—1404 und eine indirecte Erwähnung von 1411) im Wortlaute mit.

Im dritten Abschnitte „Die Vogelweider und der Vogelweidhof in Dux" sucht der Verf. diese zum Theile allerdings erläuterungsbedürftigen Angaben „entsprechend zurecht zu legen". Glücklicherweise sind die mehr oder weniger dunklen Verwandtschaftsbeziehungen für die Hauptsache unwesentlich, und wir können sogar einige der fraglichen Personen, wie den *Merten* (oder *Marsche*[1]) *Sneyder Vogelweyders eydem*, einige weibliche Verwandte und den besonders räthselhaften *Hannus Sneyder von Brux Vogelweyders son* ohne Schaden beiseite lassen. Die Hauptsache bleibt, dass zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts — ob schon seit „unvordenklicher Zeit", wie Hallwich versichert, weiß ich allerdings nicht — ein Geschlecht *von der Vogelweyde* oder *Vogelweyder* in Dux ansässig war, vertreten namentlich durch zwei Männer, deren Familienbeziehung zu einander wir nicht näher kennen: *Peczolt Vogelweyder*, der 1390 unter den *scheppen* der Stadt erscheint, und *Walther von der Vogelweyde*, an den 1396 ein Haus vergabt wird, und der 1398 selbst das seinige vergabt. Später erscheint keiner der beiden wieder; wohl aber wird 1404 *des Vogelweyders hof vor der stat gelegen* erwähnt und festgestellt, dass er *mer denne czwu hofstete behelt, die sal man auch also vorwesen ken der stat*; und das letztemal gedenkt das Stadtbuch des Geschlechtes 1411 aus Anlass eines Testamentes, das über die *halb hube ken Lopticz, dy des Vogelweyders gewest ist*, verfügt.

Was folgt nun daraus? Zunächst schließt der Verf. aus dem Umstande, dass die Eintragung über den Hof vor der Stadt, der die Größe von mehr als zwei gewöhnlichen Höfen hat und dementsprechend zinsen soll, nur von einer Zinspflicht gegen die Stadt, nicht auch wie sonst gegen den Herrn und die Kirche redet, auf eine ausdrückliche Enthebung von solcher Verpflichtung durch ein

---

[1]) Dass *Merten* und *Marsche* nur die deutsche und tschechische Form desselben Namens und daher nur von einem Eidam die Rede ist, darüber hätte sich Hallwich allerdings nicht erst von einem böhmischen Patrioten nach bekannten liebenswürdigen Mustern belehren lassen sollen.

Privileg. Und er findet dies auch sonst bestätigt durch noch vorhandene Spuren dieses Hofes: zwar ist das Gehöfte seit Jahrzehnten zerlegt, auf seinen Acker- und Wiesengründen steht eine Zuckerfabrik, und das frühere „Herrenhaus", wie es im Volksmunde noch vor einem Menschenalter hieß, ist leider vollständig umgebaut; aber über der Thür trägt es „außer einer jüngeren Inschrift einen älteren gemeißelten Wappenschild". Über dieses Wappen und den Hof verspricht der Verf., gestützt auf „grundbücherliche Eintragungen und anderweitige urkundliche Behelfe" bei anderer Gelegenheit besonders zu handeln; vorerst begnügt er sich „zu constatieren: der Hof war ursprünglich Riesenburger Lehengut"; aus ihm „gieng mit aller Bestimmtheit der Walther von der Vogelweide des Duxer Stadtbuches von 1389 hervor — vielleicht auch ein anderer.... Vielleicht!"

Dieser Schluss zielt natürlich darauf ab, den besprochenen Hof als einen Edelhof zu erweisen. Das wäre auch gewiss wichtig; denn nur aus einem solchen kann der „andere" hervorgegangen sein. Allein so lange die versprochenen Mittheilungen über diesen Hof und das Wappen noch ausstehen, können wir mit den erwähnten, wie der Verf. selbst zugesteht, „nur spärlichen" Spuren so gut wie nichts anfangen. Und was übrig bleibt, wird schwerlich als zwingend anerkannt werden können. Diese Frage bleibt also, vorläufig wenigstens, noch offen. Sehen wir weiter.

Um von dem Duxer Walther von der Vogelweyde des ausgehenden vierzehnten Jahrhunderts eine Brücke zu schlagen zu jenem „anderen" älteren, holt der Verf. ziemlich weit aus in der Geschichte der Herren von Riesenburg und des Thales von Töplitz-Dux. Durch Gräberfunde wird die Gegend als eine der ältesten Ansiedelungen erwiesen, die dann später durch die Gaugrafen aus dem Geschlechte der Hrabieschitze und die Vorliebe der Königin Judith für Töplitz beträchtlich gehoben wird und in der nach Rziha im 11., spätestens 12. Jahrhundert angelegten Riesenburgerstraße nach Meißen, Thüringen und Sachsen einen bedeutenden Verkehrsweg erhält. Endlich wird der Hrabieschitze des 12. und 13. Jahrhunderts auf Burg Ossegg, besonders Slawkos d. Gr. mit seinem „Hofstaat nach deutschem Muster", der Gründung des Klosters Ossegg (1199) und der Erbauung der Riesenburg (1228) gedacht, um zuletzt vorläufig nur die Möglichkeit zu erwägen, ob nicht vielleicht, „wenn nicht schon einer seiner Ahnen, dieser Slawko" in der Nähe des spätern Dux „kaum eine halbe Wegstunde von seiner Ossegger Burg entfernt . . . nach deutscher Sitte ... eine Vogelweide angelegt und ... einen Hof erbaut" haben könne, „einen Vogelweidhof, der dann nothwendig nach gutem Land- und Lehensrecht einem seiner weidwerkkundigen Mannen, einem Vogelweider — dem Stammvater der urkundlich genannten Duxer Vogelweider des vierzehnten Jahrhunderts — verliehen wurde".

All das bisher Beigebrachte spitzt sich nun im letzten Abschnitte zu der Frage zu: „Böhmen die Heimat Walthers?“ Zunächst gilt es, die doch noch ganz in der Luft hängende Möglichkeit eines höheren Alters der Duxer Vogelweide einigermaßen zu stützen. Dies glaubt der Verf., da man eine solche ihrem Zwecke nach doch nicht in oder dicht vor einer Stadt anlegen werde, ja auch, sollte dieser Zweck nicht vereitelt werden, der Anlage „eine Stadtgründung unmittelbar nicht gefolgt sein konnte“, durch die einfache Erinnerung an den bereits um 1240 nachweisbaren „mehrjährigen Bestand“ der Stadt Dux zu erreichen: daraus folgt, „wenn uns nicht alles täuscht, mit Nothwendigkeit“ der Bestand jenes Hofes schon „zur Zeit Slawkos d. Gr., d. h. in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.“ So bestechend das vielleicht scheint, die „Nothwendigkeit“, fürchte ich, ist doch wirklich eine Täuschung. Hallwich geht bei seinem Schlusse lediglich von der Voraussetzung aus, dass der Besitzer seinen Namen von seinem Hofe habe. Ist aber im gegebenen Falle das Umgekehrte, dass der 1404 geschätzte Duxer Hof, *des Vogelweyders hof*, nach seinem Besitzer genannt wurde, ohneweiters ausgeschlossen? Durch die Art wie er im Stadtbuche erwähnt wird ganz gewiss nicht und durch das völlige Dunkel über die Vorgeschichte jenes Duxer Geschlechtes ebenso wenig. Und was dann? Dann stimmten Zeit und Ort mit jenem früheren „Vielleicht“ doch schwerlich mehr „auffällig genug.“

„Auch alle sonstigen Begleitumstände treffen in ähnlicher Weise zu“, fährt der Verf., seiner Hypothese selbst arglos ihr Urtheil sprechend, fort und sucht nun alles Erwähnte und Angedeutete erst recht zur Geltung zu bringen, indem er uns auffordert, jene Hypothese einen Augenblick als Thatsache zu setzen. Nichts geht verloren. Nicht das schon gewürdigte, aus Walthers Gedichten zusammengelesene Heimatbild mit dem der Duxer Teichwirtschaft so wohl entsprechenden „Flußsee“, in das wir uns nun nur noch Slawkos d. Gr. glänzenden Hofstaat, vielleicht sogar zuweilen die Königin Judith selbst „mit noch prächtigerem Gefolge“ hineindenken sollen; letztere selbstverständlich „dem staunenden Knaben eine unvergessliche Erscheinung“, von der nur leider der Mann nie ein Sterbenswörtlein verräth! Nicht die Riesenburgerstraße, auf der Fahrende, wohl auch Sänger und Spielleute aus Meißen und Thüringen in Walthers Kreis kommen konnten, um sein schlummerndes Talent zu wecken. Auch die Elegie nicht, die jetzt erst recht eigentlich als ‘Heimatslied’ benutzt wird; denn es stimmt nicht nur alles trefflich, auch das *bereitete velt* und der *verhouwen walt*: man denke nur an die Klostergründung und die neu erbaute Riesenburg; auch an einem besonderen Zweck und einem sehr passenden Anlass für den Besuch, den der Greis der so lange nicht mehr gesehenen Heimat abstattete, fehlt es nicht: der Zweck war, für den geplanten Kreuzzug die fehlenden Mittel

aufzubringen, wozu in Böhmen, wenn dies seine Heimat war, gerade 1228 die Aussicht sehr günstig stand; denn „Böhmen und der böhmische Königshof eben dieser und der nächstfolgenden Zeit standen der deutschen Dichtkunst nicht so fern, wie man gemeinhin noch immer anzunehmen scheint", und vollends ein Walther war von Philipps Krönung zu Mainz 1198 her, wo auch Ottokar I. die Königskrone empfieng, für diesen kein Fremdling mehr; und den Anlass bot die Krönung Wenzels I. in Prag 1228, zu der Walther leicht mit dem sie vollziehenden Erzbischof von Mainz aus dem Westen Deutschlands kommen konnte. Schade nur, dass dies alles lauter Phantasien sind, denen keine Silbe in Walthers Gedichten, noch sonst ein Zeugnis festen Halt verleiht. Denn auch was der Verf. für die Pflege deutscher Literatur am böhmischen Hofe beibringt, berechtigt uns, so weit es überhaupt etwas beweisen kann und hieher gehört, noch lange nicht, das was von späteren Zeiten gilt auch auf „eben diese", d. h. die Lebenszeit Walthers und des ersten Ottokar, auszudehnen.

Und von ungefähr gleichem Gewichte ist was weiter vorgebracht wird. Die Erwähnung der Elbe (*Von der Elbe unz an den Rîn*) und nicht etwa „der Eisack" oder des „Main usw." in Walthers bekanntem Preis deutscher Sitte, die allerdings durchaus „kein blinder Zufall, kein leeres Ungefähr", aber auch ebensowenig eine Bezeichnung des Ausgangspunktes seiner „Ausfahrt in die Fremde" ist; denn dass er an jener Stelle „den Weg beschreibt, den er bis dahin gegangen, vom Tage seines Abschieds von der Heimat bis zur Ankunft in der Ostmark, an der ungarischen Grenze", ist eine ganz willkürliche, unstatthafte Unterschiebung. Weiter der Name Walther von der Vogelweide im Duxer Stadtbuche, der sich durchaus nicht anders als „auf dem Wege der Vererbung" in der Familie des Dichters erklären lassen soll! Als ob nicht nachgerade Vogelweiden und Vogelweider genug nachgewiesen und der Name Walther, mag er auch im ganzen Duxer Stadtbuche nicht mehr wiedererscheinen, nicht eben so ein „urdeutscher" Name wäre, um ohne ein Wunder auch noch in einem zweiten Geschlechte von der Vogelweide begegnen zu können. Dass „in diesen Gedankengang" sich auch die schon erwähnte Meldung des Meistergesanges gut einfügt, ist allerdings nicht zu leugnen, zumal wenn man die sagenhafte Verkleidung und Verdunklung seiner Nachrichten kurzer Hand als „nebensächlich" und „untergeordneter, nichtssagender Natur" erklärt. Glücklicherweise hat aber der Verf. doch selbst noch das richtige Gefühl nicht ganz verloren, dass der Meistergesang mehr der Bestätigung durch „weitere urkundliche Belege" bedarf, als solchen, sofern sie nicht selbst beweiskräftig sind, zur Stütze dienen kann. Was wir in einem Duxer Stadtbuche von 1240 fänden, wenn ein solches erhalten wäre, können wir nicht wissen, und die Hoffnung auf einen neuen Fund, ob ein „Papier" oder „Pergament" oder einen (Wappen-?) „Stein", füllt die „im

Gegebenen noch klaffenden Lücken", die der Verf. selbst fühlt und mit anerkennenswerter Aufrichtigkeit zugibt, nicht aus. Umsoweniger sind wir vorläufig auch berechtigt, von vollkommener Übereinstimmung zwischen dem Duxer Geschlechte und dem Dichter nach der gesellschaftlichen Stellung zu reden: dass die Duxer Vogelweider des ausgehenden vierzehnten Jahrhunderts Bürgerliche waren, leugnet der Verf. selbst nicht; dass sie aber, früher adelich, „damals in das Bürgerthum zurückgetreten waren", hat er, ich wiederhole es, noch keineswegs bewiesen. Wenn er aber vom Dichter gern als einem „jüngeren Sohne" spricht, ist ja das von seinem Standpunkte aus wohl zu verstehen; allein was wissen wir denn auch hierüber?

Hallwich selbst ist weit entfernt, seine Hypothese schon für bewiesen zu halten; auf dem von ihm eingeschlagenen Wege gelangt man aber nicht einmal zu einer wirklich annehmbaren „inneren Wahrscheinlichkeit". Ja ist denn wirklich auch nur die „äußere Möglichkeit" hinlänglich erwiesen? Ich weiß nicht. Ich lasse alles andere beiseite; ich werfe nur eine Frage auf, die der Verf. nicht einmal streift: gab es im zwölften Jahrhundert, als Slawko die Duxer Vogelweide „nach deutscher Sitte" angelegt und aus ihr unser deutschester Lyriker des Mittelalters hervorgegangen sein soll, in jener Gegend bereits — nicht etwa deutsche Ansiedelungen, darum handelt es sich nicht, sondern eine deutsche Ritterschaft? Ich kann es weder behaupten, noch leugnen und muss die Beantwortung berufeneren Kennern der böhmischen Verhältnisse im Mittelalter überlassen. Aber wenn man diese Frage nicht mit Ja beantworten darf, lässt sich über die andere, ob Böhmen als Walthers Heimat gelten könne oder nicht, überhaupt nicht reden.

Es mag fraglich scheinen, und ich habe mir dieses Bedenken selbst entgegengehalten, ob ein Luftbau wie der Hallwichs eine so eingehende Widerlegung rechtfertige. Allein wir haben ein warnendes Beispiel an der Tiroler Hypothese; sie war zwar immerhin etwas besser, aber doch auch lange nicht hinreichend begründet, und gleichwohl gilt sie heute in weiten Kreisen fast als eine feststehende Thatsache. Und Hallwichs Schrift selbst scheint nicht bloß auf einen oder den andern gut nationalen Feuilletonisten Eindruck gemacht zu haben; sie fand sogar in einem angesehenen Blatte, aus dem man sonst gediegenes, nicht selten maßgebendes Urtheil zu vernehmen gewohnt ist, entschiedene Zustimmung. Da scheint es denn doch gerathen, wenn man schon seine Meinung sagen soll, sie nicht bloß kurz und gut hinzustellen, sondern lieber gleich durch eine eingehendere Kritik der neuen Selbsttäuschung den fruchtbaren Boden zu entziehen, bevor sie, vielleicht noch durch Localpatriotismus und Nationalgefühl begünstigt, gleich der älteren festwurzeln und fortwuchern kann.

Prag. H. Lambel.

Goethe und die Brüder Grimm. Von Reinhold Steig. Berlin, Wilhelm Hertz 1892. 8°, 269 SS.

Ein starker Octavband über Goethes Verhältnis zu den Brüdern Grimm! Sollte das des Guten nicht wieder einmal zu viel sein? Goethe hat offenbar auf das Brüderpaar und auf sein Wirken starken Einfluss genommen; und wer gedenkt nicht sofort der für die Erkenntnis Goethes hochwichtigen Nachrichten und Urtheile, mit denen Herman Grimms unschätzbare Gabe, die Jugendbriefe der Brüder Grimm, uns beschenkt hat. Allein, sollte starker Einfluss und reges Interesse zu umfangreicher Darstellung den nöthigen Stoff bieten? Man zweifelt nur, so lange man das Buch nicht gelesen hat. Reinh. Steig zieht nicht ein engumgrenztes Material in breiter Erörterung auseinander; freilich schreibt er auch nicht in prägnanten Formeln die anspielungsreiche Prosa des Scherer-schen Grimmbuches. In behaglich hinschlendernder, aber doch künstlerisch gerundeter Form fasst er zusammen, was dem Titel seiner Schrift entspricht, sendet nach vielen Seiten fördernde Ausblicke, gestaltet aus zerstreuten und zerstreuenden Notizen ein abgerundetes Bild und vertieft mit feinsinnigem Einblicke das reiche Material, das er seinem rastlosen Sammeleifer dankt. Steig erzählt nicht, wie andere das gern thun, was die Grimm über Goethe und was Goethe über die Grimm gesagt, wann man sich gesprochen, über was man geredet hat. Dass er mit offenem, weitschauendem Blick an sein Problem herangetreten ist, wird schon durch die Überschriften der Capitel erhärtet; ich nenne nur: „Goethe und die deutsche Vorzeit", „Wunderhorn und Trösteinsamkeit", „Des Freiherrn von Stein Plan für deutsche Geschichte", „Neugriechische und serbische Volkspoesie", „Ludwig Grimms Radierungen", „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" ... Der Leser staunt schließlich über die Fülle der Beziehungen, die zwischen dem alten Dichter und dem Brüderpaare bestanden, noch mehr indes bestaunt er die eindringliche Vielseitigkeit, mit der Goethe die Interessen ihm verhältnismäßig fernstehender Menschen zu den seinigen macht und frisch Hand anlegt, wo ein junger Keim zu schützen und zu pflegen ist. Wie mächtig erscheint das Geistesleben des Greises, da ein kleiner Ausschnitt so ungewöhnlich viel des Fesselnden und Wichtigen umfasst!

Die reiche Fülle gemeinsamer Interessen erfordert einen umsichtigen und wohlbeschlagenen Interpreten; wir können uns Glück wünschen, dass der rechte Mann den Stoff in die Hand bekommen hat. Freilich verzichtet Steig mit unverkennbarer Absicht auf weite Perspectiven oder, besser gesagt, auf große Worte. Er schlägt nicht jene kühngedachten, luftigen Brücken, auf denen ein überraschend weiter Umblick sich darbietet — Brücken, die oft auf herzlich schwachem Grunde ruhen, ein Umblick, der mitunter täuschende Wahnbilder schafft. Ich hebe ein Beispiel heraus: Gerne wird der Stil der Brüder Grimm von dem Stile Goethes abgeleitet.

Auch Steig verkennt nicht ihre innige Beziehung. „Von wörtlichen Entlehnungen“ sagt er (S. 234), „wie z. B. „einer Pflanze das Herz ausbrechen“ bei Jacob aus dem Clavigo, steigt diese Verwandtschaft zu geistig freiem Schaffen im Goethe'schen Sinne auf, und es scheint fast belanglos, zu untersuchen, bis zu welchem Grade bewusster oder unbewusster Aneignung sie gediehen ist. Genug, die Thatsache ist vorhanden und wird einmal vollkommen greifbare Form annehmen, wenn dereinst an Stelle des heutigen Wörterbuches ein Neubau sich erhebt, zu dem dann auch Grimms Schriften die Steine liefern werden. Dieselbe urwüchsige Kraft des Wortes; dieselbe sinnlich wie im Bilde angeschaute Art des Gedankenausdruckes; dieselbe mühelose Beherrschung der Gedankenmassen von der Höhe eines überragenden Gipfels“. Allein, wendet St. gegen diese allgemeinen Beobachtungen ein, wenn man zum Individuellen herabsteigt, weicht der sichere Boden. Jacob Grimm schreibt ganz anders als sein Bruder. In scharfer Charakteristik führt Steig aus, wie Jacob eine gesprochene Sprache schreibt. Wilhelm liebte das behagliche Licht kunstvoller Bearbeitung. Und Steig kommt zu dem Schlusse, dass nur Wilhelms Stil, nicht der seines Bruders mit dem Goethe'schen zusammenzustellen sei. St. findet in dieser formalen Frage dasselbe, das gleich abgestufte Verwandtschaftsverhältnis wieder, das schon zu Anfang sich ihm ergeben hatte. Auf der einen Seite das poetisch-productive Talent Wilhelms, auf der anderen Jacob, der wissenschaftlich-receptive; jener dem Weimarer Dichter innerlich verwandter und congenialer, dieser besser veranlagt, eine Wissenschaft zu begründen.

Die feinfühlig tastende Vorsicht, durch die Steig in dem erörterten Stilprobleme den rechten Weg zur Lösung findet, lässt ihn auch in einer zweiten, einer noch wichtigeren und gewichtigeren Frage große, weittönende Worte meiden. Wie lebt und webt Goethe in den Schriften der Brüder Grimm? Steig fühlt sich nicht berufen, dem staunenden Leser auseinander zu setzen, dass die „Deutsche Grammatik“ auf Goethes Wirken aufbaut, dass die „deutsche Heldensage“ nie geschrieben worden wäre, hätte Goethe nicht gelebt. Er trägt mit sorglicher Hand die Stellen zusammen, an denen Goethe in den Schriften der Brüder erscheint. Also etwa Goethe-Citate in der deutschen Grammatik, oder eine Deutung des Namens Wolfgang, oder „Faust“ als Quelle deutschen Volksglaubens. Und Steig versteht diesen schlichten Zeugen Worte echter psychologischer Erkenntnis abzufragen. Der Leser steht nicht vor einem staubigen Spreuhaufen; er erblickt Jacob Grimm, wie er von den trockenen, formalen Studien des Philologen einen Blick ins frische, keimende Leben Goethe'scher Dichtung thut.

Eine bis ins einzelne und bis ins letzte sorgsam abwägende, nur auf Thatsachen aufbauende Darstellung bedarf umfangreichen Materials, langwieriger Studien. Steig hat seinem Spüreifer nicht im gedruckten, allgemein zugänglichen Stoffe die Grenze gesetzt.

Herman Grimm eröffnete dem treuen Bettinainterpreten die langverschlossenen Schätze des Grimm'schen und Arnim'schen Nachlasses; Bernhard Suphan stellte dem Freunde den Besitz des Goethearchives zur Verfügung. Darum konnte Steig auch ungedrucktes und zwar sehr wertvolles Materiale vorlegen. Zum erstenmale mitgetheilt werden drei Briefe Goethes an Jacob Grimm (19. Januar 1810, S. 64; 19. October 1823, S. 169; 30. August 1824, S. 176), einer an Wilhelm (18. August 1811, S. 80), einer an beide Brüder (23. August 1816, S. 135; vgl. S. 257). Briefe Jacobs und Wilhelms an Goethe waren schon im Goethe-Jahrbuch (9, 20) zum Abdrucke gekommen; Steig theilt ein bisher unbekanntes Schreiben Wilhelms vom 20. Januar 1807 (S. 127) mit. Zwei Briefe Arnims an Goethe (19. Mai und 19. November 1809, S. 37 und 39), dann ein Brief der Brüder an Arnim (1. November 1811, S. 84) leiten ins romantische Lager hinüber. Durch das ganze Buch sind Citate aus ungedruckten Briefen Arnims, Brentanos, Savignys zerstreut (vgl. S. 15, 20, 66, 129, 165). Verwertet ist auch die ungedruckte Correspondenz Jacob Grimms mit Therese von Jacob-Talvj (vgl. S. 262 zu S. 178). Überhaupt kommt die Romantik, insbesondere der Heidelberger Kreis vielfach zu Worte: das erhellt schon aus den oben mitgetheilten Capitelüberschriften. Goethes Verhältnis zu Arnim und Brentano und zu ihrem gemeinsamen Werke, dem „Wunderhorn", erfährt eine neue Darstellung. Wenn Steig da beiläufig auch hervorhebt, wie Goethe allmählich von seinen einstigen Schützlingen, von den beiden Schlegel sich abwendet und zu dem Heidelberger Freundespaar übergeht (S. 105, 126 f.; vgl. S. 200), so wäre ein — wie mir scheint — nicht unwichtiges Zeugnis dieser Wandlungen und Verschiebungen gut zu verwerten gewesen. Ich meine Fr. Schlegels Anzeige der „Sammlung deutscher Volkslieder" von der Hagens. Als ich diesem Aufsatze in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur" (143. 361) zu einem Neudrucke verhalf, suchte ich festzustellen, dass er eine Parodie der Goethe'schen Recension des „Wunderhorns" sei. Natürlich fehlt es da nicht an Spitzen, die sich gegen Arnim und Brentano richten; Schlegel heftet ihnen den Spottnamen „dichtender Grammatiker" an. Und deutlich offenbart sich der Groll des Zurückgesetzten, der in seinem früheren Herrn und Meister Goethe einen Gönner der missachteten Heidelberger erkennen muss.

Doch wer möchte Steigs trefflichem Buche mit kleinlichen Nachträgen, mit nachgeschlepptem Ballaste beschwerlich fallen wollen? Darum sei nur einer Ergänzung noch gedacht, die der Verf. selbst (Goethe-Jahrbuch 15, 287) seinem Buche nachgeschickt hat.

Wien. Oskar F. Walzel.

Lehrbuch der Botanik für die unteren Classen der Realschulen und Gymnasien von Wilhelm Kukula. 4. gänzlich umgearb. Aufl. Mit 153 Holzschnitten. Wien u. Leipzig (Wilhelm Braumüller) 1894. Preis geh. 1 fl. 15 kr., geb. 1 fl. 30 kr.

Während für die oberen Classen der deutsch-österreichischen Mittelschulen fünf approbierte Lehrbücher der Botanik bestehen, existiert für die unteren Classen außer der bekannten Naturgeschichte des Pflanzenreiches von Pokorny und der Botanik von Kukula kein Lehrtext eines vaterländischen Verfassers.

Das angezeigte Lehrbuch der Botanik von Kukula muss bezüglich der vierten, durch h. k. k. Min.-Erlass vom 16. März 1894 approbierten Auflage als ein gutes Buch bezeichnet werden; es dürfte sich namentlich an Realschulen und Realgymnasien bald einer großen Verbreitung erfreuen. An den beiden genannten Kategorien von Lehranstalten beginnt der naturgeschichtliche Unterricht der zweiten Classe im II. Semester sofort mit der Botanik. Kryptogamen eignen sich an der Unterstufe nicht zur Einführung in die Phytographie und geeignete wildwachsende Phanerogamen sind um diese Zeit (Mitte Februar) bekanntlich nicht zu haben. Deshalb wird an den meisten Anstalten in der ersten Naturgeschichtsstunde des zweiten Semesters die käuflich leicht erhältliche Gartentulpe oder Hyacinthe vorgenommen, d. h. es werden die einzelnen Theile der Pflanze eingehend besprochen und zur Anschauung der Schüler gebracht. Hierbei ist es aber nothwendig, verschiedene morphologische Gebilde zu erklären. Es müssen die charakteristischen Merkmale der Zwiebel, des Blütenschaftes, der einzelnen Blütentheile erläutert werden; dem Schüler muss gesagt werden, was man unter Faserwurzeln, unter parallelnervigen Blättern, unter einer Kapselfrucht usw. versteht. Um aber über das Gehörte in der nächsten Stunde Bescheid zu wissen, braucht es der Schüler bei der häuslichen Präparation nicht erst an verschiedenen Stellen des organographischen Theiles zusammenzusuchen.

Der Lehrtext in der Botanik von Kukula beginnt nämlich direct mit der Gartentulpe und bespricht dieselbe in derselben erklärenden Darstellung, wie dies seitens des Lehrers thatsächlich geschehen muss. In der Beschreibung der Pflanze erfährt der Schüler alles, was er zum Verständnisse des morphologischen Aufbaues der genannten Pflanze benöthiget. Auf die Tulpe folgt die Hyacinthe, das Maiglöckchen, die Türkenbundlilie und darauf gleich das Schneeglöckchen, welches auch in der Regel die erste blühende Freilandpflanze ist, die zur Besprechung kommt. Auch hier findet der Schüler alle Theile der betreffenden Pflanzen erläutert. Daran reihen sich die Pisanggewächse und Palmen. Da es Ende Februar mit dem Erhalte von verwendbarem, frischen Pflanzenmateriale noch Schwierigkeiten hat, die wichtigsten ausländischen Culturpflanzen aber auch auf der Unterstufe berücksichtigt werden müssen, so schließen sich gerade die Palmen recht zweckmäßig im Lehrstoffe

an. Auf die Palmen folgen die Kätzchenbäume und Hahnenfußgewächse, von denen Hasel, Birke, Erle, Weide, beziehungsweise Nießwurz, Windblume, Leberblümchen, Buschwindröschen im März zur Blüte gelangen.

Dadurch, dass in dem Kukula'schen Buche die Gruppierung der Pflanzenordnungen nicht nach einem der gebräuchlichen Systeme, sondern — wenigstens zum Theile — in der Weise vorgenommen ist, dass jene Ordnungen, welche frühblühende Arten enthalten, vorangesetzt sind, wird ein in didaktischer Hinsicht vortheilhafter Parallelismus zwischen dem durchgenommenen Lehrstoffe und dem Buchtexte hergestellt.

Die Zahl der beschriebenen (und durch Abbildungen veranschaulichten) Pflanzen ist eine mäßige, und es wäre wünschenswert, diese Zahl bei der nächsten Auflage zu vermehren. Der Ref. vermisst z. B. die Erle und Rothbuche, den Safran, die Kuhschelle und den Eisenhut, die Tollkirsche und den Stechapfel, die Schafgarbe, Walderbse, Kornrade u. A. Auch hätte Ref. bei einzelnen Ordnungen andere typische Pflanzen zur Beschreibung (und Veranschaulichung der Ordnungsmerkmale) gewählt als der Verf. und zwar wegen der früheren Blütezeit, z. B. Primula acaulis statt P. officinalis; Mandel oder Marille statt Kirsche, Calluna vulgaris statt Rhododendron.

Die Diction ist einfach, dem Fassungsvermögen eines Secundaners angepasst; die Beschreibungen sind vielfach Lesestücken vergleichbar. Zweckmäßig sind die lateinischen Pflanzennamen in Fußnoten etymologisch erklärt. Auf den speciellen Theil folgt eine übersichtliche Wiederholung der erläuterten Pflanzentheile. Dieser Abschnitt ist vorzüglich dargestellt und durch Weglassung nebensächlicher Details sehr concis gehalten; diese exacte und klare Fassung der allgemeinen Morphologie der Pflanzenorgane wird dem Schüler besonders bei Wiederholungen eine gründliche Aneignung des Stoffes erleichtern. Den letzten Abschnitt des Buches bildet ein analytischer Bestimmungsschlüssel der Samenpflanzen nach dem Linnée'schen System.

Die zahlreichen Abbildungen gehören zwar nicht zu den besten, die Ref. in botanischen Schulbüchern gesehen hat, doch sind sie richtig gezeichnet und zeigen meist die charakteristischen Merkmale.

Wien. Dr. A. Burgerstein.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die Vorschule für Lehramtscandidaten der neueren Sprachen.[1])

In der neusprachlichen Section des 2. d.-ö. Mittelschultages hat gelegentlich einer Discussion der Methodenfrage Landesschulinspector Dr. Schober den treffenden Ausspruch gethan: „Wir werden im neusprachlichen Unterrichte bald die beste Methode, aber keine Lehrer haben.“ Der geehrte Redner wies damit auf einen in naher Zeit drohenden Lehrermangel in diesem Unterrichtsfache hin. Ferner hat in der gemeinsamen Sitzung der romanischen und englischen Section des vorjährigen Philologentages Dir. Fetter in einem Vortrage über die „Fortschritte auf dem Gebiete des französischen Unterrichtes an den deutsch-österreichischen Realschulen“ mit Rücksicht auf die geänderte und die Sprechfertigkeit mehr als früher betonende Methode des Unterrichtes den Wunsch ausgesprochen, es möge bei der Ausbildung der Lehramtscandidaten an der Universität darauf gesehen werden, dass die moderne Sprache und Literatur, mit einem Worte das praktische Moment, nicht zu kurz komme. Aus der an den Vortrag sich knüpfenden Debatte sei eine Äußerung des Hofrathes Prof. Mussafia hervorgehoben. Er sagte unter anderem, dass die Fertigkeit im Gebrauche der lebenden Sprache bis zu einem gewissen Grade bereits vor der Universitätszeit vollzogen sein sollte. Von verschiedenen Seiten wurde constatiert, dass dies oft nicht der Fall sei, und damit kam man zur Frage der Vorschule für unsere Lehramtscandidaten.

Aus den bisher angezogenen Äußerungen sind zwei Mängel hervorgetreten, die sich auf die Zahl und auf die Qualität der Lehrer und Lehramtscandidaten für neuere Sprachen beziehen, letztere insoferne wenigstens, als die Universitätshörer dieses Faches häufig der entsprechenden Vorbildung ermangeln. Beide Mängel wurzeln aber in einem gemeinsamen Übelstande, d. i. dem Fehlen einer Vorschule,

[1]) Mit wenigen Änderungen aus einem am 30. März d. J. im „Wiener Neuphilologischen Vereine“ gehaltenen Vortrage.

welche die Aufgabe hätte, einen steten und regelmäßigen Zufluss entsprechend vorgebildeter Lehramtscandidaten für neuere Sprachen an die Universität zu vermitteln.

Wie sieht es denn zunächst mit dem Lehrermangel thatsächlich aus? Wir haben in runder Zahl nicht mehr als 50 Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache, an welchen die modernen Sprachen als obligate Fächer gelehrt werden. Mit Rücksicht auf die diesen Sprachfächern zugewiesene wöchentliche Stundenzahl ergibt sich, dass für jede Anstalt durchschnittlich drei Lehrer der modernen Sprachen erforderlich sind. An einigen stark besuchten Realschulen Wiens, die mehrere Parallelclassen haben, sind vier Lehrkräfte angestellt, dagegen an vielen Provinzrealschulen nur zwei. Man kann also, wenn man ferner die mit dem Lehramte der modernen Sprachen gewöhnlich verbundenen Deutschstunden auch in Anschlag bringt, drei als die normale Zahl annehmen, und thatsächlich zeigt die Durchsicht des Jahrbuches f. d. höh. Unterrichtswesen von Neubauer und Diviš, dass die meisten Realschulen drei Lehrkräfte für die neueren Sprachen verwenden. Das gäbe, mit 50, der Zahl der Schulen, multipliciert, 150 als die für den Bedarf nothwendige Anzahl von Lehrern. Das Jahrbuch für das laufende Jahr weist aber nur 110 definitive Lehrer und 20 Supplenten dieses Faches auf. Die letzteren sind alle entweder ungeprüft oder nur theilweise geprüft. Sie sind als Hilfslehrer neben den definitiven Lehrern in Verwendung, nur drei wirken allein an kleinen Unterrealschulen in der Provinz, die wahrscheinlich noch keinen geprüften Lehrer bekommen konnten. Die Differenz von 20, welche zwischen der angenommenen Normalzahl von 150 und der thatsächlichen von 130 besteht, dürfte derzeit durch eine größere Stundenbelastung der vorhandenen Lehrer und wohl auch dadurch ausgeglichen werden, dass definitive Lehrer anderer Fächer aushilfsweise hie und da auch in den modernen Sprachen unterrichten. Wenn wir also zu den 20 ungeprüften oder nur theilweise geprüften Supplenten die an der Normalzahl fehlenden 20 dazu rechnen, so erhalten wir 40. Wir werden nicht sehr fehl gehen, wenn wir mit dieser Zahl das thatsächliche Deficit an neusprachlichen Lehrern annehmen. Um zu einem befriedigenden Abschluss des Lehrermangels zu kommen, wäre es wohl auch nothwendig, dass die Candidaten nicht frisch von der Universität weg zu selbständigem Unterrichten verwendet würden, wie das leider gewöhnlich der Fall ist, sondern wie bei anderen Unterrichtsfächern erst ein Probejahr an einer Anstalt unter der Leitung eines erfahrenen Lehrers durchzumachen hätten.

Nun sehen wir, wie diesem Erfordernisse von 40 Lehrern von Seiten der Prüfungscommissionen etwa entsprochen wird. Nach meinen Erhebungen, bei denen mich die Universitätsprofessoren Dr. Schipper in Wien, Dr. Pogatscher in Prag und Dr. Luick in Graz in höchst dankenswerter Weise unterstützt haben, und welche sich nicht nur auf die Verhältnisse der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit, sowie der nächsten absehbaren Zukunft erstrecken, kann man annehmen, dass durchschnittlich per Jahr in Graz ein Candidat, in Prag zwei und in Wien vier Lehramtscandidaten für Französisch und Englisch mit deutscher

Unterrichtssprache approbiert werden. Das macht also im ganzen sieben. Die bisherige Frequenz in dem Fache der modernen Philologie noch einige Jahre länger vorausgesetzt, brauchten wir also ungefähr sechs Jahre, bis das Deficit an Lehrern gedeckt ist. Wenn wir ferner bedenken, dass — wie das Jahrbuch des höh. Unterrichtswesens zeigt — kein Lehrer der neueren Sprachen vor dem Jahre 1871 angestellt wurde, dass also Pensionierungen in größerer Zahl vor 1901, d. i. vor Ablauf von sieben Jahren, nicht eintreten dürften, wenn wir ferner aus dem Jahrbuche ersehen, dass auch in Bezug auf das Lebensalter die Lehrer dieses Faches verhältnismäßig jung sind, indem nur zwei über 60, wenige über 50 Jahre zählen, die meisten aber im besten Mannesalter zwischen 35 und 45 Jahren stehen, ja viele noch jünger sind, so könnten wir auch in dieser Beziehung die Beruhigung schöpfen, dass eine wesentliche Schwächung des Status durch Mortalität und physische Dienstuntauglichkeit eine Reihe von Jahren hindurch nicht zu erwarten sei. Indes kann ich nicht umhin, hier die Bemerkung einzuschalten, dass das anstrengende Lehramt der neueren Sprachen, verbunden mit den vielen Correcturen, an die Gesundheit der Vertreter dieses Faches starke Ansprüche stellt, und dass eine vorzeitige Abnützung der Lehrer durchaus nicht ausgeschlossen ist, was durch Beispiele unschwer zu belegen wäre.

Der Lehrermangel wäre also mehr eine Calamität der Gegenwart als der nächsten Zukunft; immerhin dürfte es unter den obwaltenden Verhältnissen noch eine Reihe von Jahren dauern, bis er ein definitives Ende gefunden hat. Es ist ohne Zweifel wünschenswert, dass diese Frist abgekürzt werde. Ferner wird man sich nicht damit begnügen können, für die nächste Zukunft Abhilfe zu schaffen, man wird auch an eine fernere Zeit denken müssen, wenn man überhaupt an eine Zukunft unseres Faches glaubt. Wenn wir aber erwägen, wie die anderen Culturstaaten, ich nenne vor allem Deutschland, der Pflege der modernen Sprachen als Gegenstand des höheren Unterrichtes von Jahr zu Jahr größere Sorgfalt zuwenden, so werden wir darin einen Zug der Zeit erkennen, der noch Generationen hindurch wirksam sein dürfte. Österreich wird in diesem Punkte nicht zurückbleiben können. Wenn man aber die Wahrscheinlichkeit einer über die nächste Zeit hinausreichenden Zukunft der modernen Philologie zugibt, so wird man Vorsorge treffen müssen, dass ein Lehrermangel auch in späterer Zeit nicht wieder eintrete. Dies wird aber immer möglich sein, solange unser Fach einer Vorschule ermangelt, aus welcher, wie aus einer nie versiegenden Quelle, der regelmäßige Bedarf an entsprechend und gleichartig vorgebildeten Lehramtscandidaten geschöpft werden kann. Eine weitere Ursache, die gewiss auch dazu beigetragen hat, die Studierenden von unserem Fache abzuschrecken oder doch das Prüfungsstadium der Candidaten zu verzögern und zu verlängern, die Cumulierung der Sprachfächer bei der Lehramtsprüfung, ist durch die neue Prüfungsordnung vom 22. März d. J. beseitigt worden. Die Unterrichtsverwaltung hat sich durch diese höchst zeitgemäße Änderung der Prüfungsordnung gewiss nicht nur den wärmsten Dank der Candidaten, sondern aller Freunde unseres Faches verdient.

Das Fehlen einer geeigneten Vorschule ist aber auch — wie schon angedeutet wurde — die Ursache der mangelhaften Vorbildung der meisten Lehramtscandidaten. Wir stehen hier vor einem Grundübel unseres Faches in Österreich. Für die alten Sprachen und die meisten übrigen Fächer bildet das Gymnasium die Vorschule, für einige realistische Fächer auch die Realschule. Für die moderne Philologie bereitet weder das Gymnasium noch die Realschule vor. Die letztere verliehe wohl die nothwendige Vorbildung in der fremden Sprache, aber sie verleiht nicht die einem künftigen Philologen nothwendige Grundlage der alten Sprachen. Überdies ist es dem absolvierten Realschüler verwehrt, die moderne Philologie als ordentlicher Universitätshörer zu studieren. Der absolvierte Gymnasiast hätte zwar dieses Recht, aber ihm mangeln die nothwendigen Vorkenntnisse in den fremden Sprachen, weil diese am Gymnasium als obligate Fächer gar nicht und auch als unobligate Fächer nur selten und in unzureichender Weise gelehrt werden. Solche Lehramtscandidaten, die absolvierte Gymnasiasten sind, haben also gewöhnlich noch mit den Elementen der lebenden Sprache an der Universität zu kämpfen, sie haben viel zu lernen und viel nachzuholen, und wenn ihr Sprachkönnen trotz allen Fleißes oft noch recht mangelhaft ist, möge man sich darüber nicht wundern und etwa nur die Universität und die Universitätslehrer dafür verantwortlich machen; die Schuld daran trägt in erster Linie der Mangel einer entsprechenden Vorbereitung vor der Universitätszeit. Der absolvierte Realschüler ist womöglich noch schlechter daran, auch für ihn sind die Hochschuljahre keine goldene Zeit überschäumender Jugend- und Lebenskraft. Auch er muss fleißig lernen, denn er hat außer dem eigentlichen Fachstudium noch die Gymnasialmatura abzulegen. Was treibt denn aber absolvierte Gymnasiasten und Realschüler trotz der dargelegten Schwierigkeiten dennoch dazu, sich der modernen Philologie zu widmen? Vielleicht in einigen Fällen Vorliebe und Interesse für das Fach, aber in den meisten Fällen doch nur — wollen wir dieser Thatsache nicht die Augen verschließen — die Überfüllung in den anderen Fächern und die Aussicht, in relativ kurzer Zeit eine Anstellung zu bekommen. Also dasselbe Motiv, das schon vor 20 Jahren, als der Lehrermangel am größten war, Ausländer, ehemalige Sprachmeister, Universitätsstudenten anderer philosophischer Fächer, aber auch anderer Facultäten, also Theologen, Juristen und Mediciner, in die Hörsäle der modernen Philologie lockte und so, wenigstens was den älteren Bestand der neuphilologischen Lehrerschaft betrifft, ein Conglomerat bildete, das für das Fach in mehr als einer Beziehung recht abträglich war. Und wenn dieses Motiv einmal entfällt, was dann? Aber es braucht nicht einmal ganz zu entfallen. Schon beginnt sich in anderen Lehrfächern ein Mangel an Lehrkräften fühlbar zu machen. Wenn derselbe zunimmt und dementsprechend in gleicher Weise die Aussichten auf Anstellung in anderen Lehrfächern sich bessern, werden die absolvierten Gymnasiasten, insoferne sie sich überhaupt dem Lehrstande widmen, nicht lieber Fächer wählen, für die sie schon am Gymnasium Interesse gefasst und eine Anleitung bekommen

haben, als die modernen Sprachen, deren Studium für sie mit solchen Schwierigkeiten verknüpft ist? Also man nehme einmal den modernen Philologen die Wahrscheinlichkeit einer baldigen Anstellung oder — was auf dasselbe hinauskommt — man erhöhe diese Wahrscheinlichkeit für die anderen Fächer, und ein bedenkliches Sinken der Frequenz in dem romanischen und dem englischen Seminar der Universität wird die unausbleibliche Folge sein. Dieser Zustand dürfte nach ungefähr zehn Jahren eintreten, er kann aber noch vor Ablauf dieser Zeit kommen.

Die Mittel, die man zur Behebung oder doch Verminderung des Übels anwenden könnte, sind zweifacher Art, insoferne sie sich entweder auf die Realschule oder auf das Gymnasium als Vorschule der modernen Philologen beziehen.

Wie man im vorhinein annehmen kann und wie mir Erhebungen in dieser Richtung bestätigten, waren und sind die Lehrer und Lehramtscandidaten der neueren Sprachen in überwiegender Mehrzahl absolvierte Gymnasiasten, namentlich die älteren Lehrer, und nur eine kleinere Zahl meist jüngerer Kräfte stammt aus der Realschule. Dies ist wohl eine ganz natürliche Erscheinung, denn das Hindernis der fehlenden Gymnasialmatura allein genügt schon, in dem Durchschnitts-Realschüler keinen Wunsch nach diesem Studium aufkommen zu lassen. Es ist daher öfters in Erwägung gezogen worden, ob man für absolvierte Realschüler nicht eine gewisse gesetzlich normierte Erleichterung in der Gymnasialmatura eintreten lassen solle, und in der That ist nicht einzusehen, warum man denselben, abgesehen von den realen Fächern, Mathematik und Physik, in welchen der Realschüler mehr Kenntnisse aufweisen kann als der Gymnasiast, nicht auch die Prüfung aus Deutsch, Geographie und Geschichte ersparen könnte, da ja diese Gegenstände an der Realschule nahezu in demselben Umfange betrieben werden wie an dem Gymnasium. Thatsächlich wird ja ohnehin auf Ansuchen des Candidaten von Fall zu Fall die Matura wesentlich erleichtert. Warum sollte nicht gesetzlich bestimmt werden können, dass der absolvierte Realschüler die Gymnasial-Reifeprüfung bloß aus Latein, Griechisch und der philosophischen Propädeutik, eventuell auch Religion, zu machen habe? Man geht ja, wie ich höre, in der Praxis viel weiter. Man gestattet, dass ehemalige Realschüler ohne Gymnasialmatura zur Lehramtsprüfung aus den modernen Sprachen zugelassen werden, und verhält sie bloß dazu, vorher eine Prüfung aus Latein abzulegen. Dies scheint mir allerdings zuweit gegangen zu sein. Ich finde zwar begreiflich, dass die Unterrichtsverwaltung, von der Thatsache des Lehrermangels gedrängt, diese weitgehende Nachsicht namentlich in besonders berücksichtigungswürdigen Fällen walten lässt, aber es wäre sehr zu wünschen, dass dies nur Ausnahmsfälle blieben. Man möge über die Bedeutung des Griechischen für unsere Mittelschule denken wie man wolle, aber ein zünftiger Philologe sollte m. E. das Studium der griechischen Sprache nachweisen können. Von einer Vermehrung solcher Fälle würde ich eine Verminderung des linguistischen Niveaus unserer Lehrer der modernen Sprachen in Österreich befürchten. Glücklicherweise ist diese Gefahr schon deshalb nicht so

groß, weil die Realschule immer nur eine Nebenquelle für den Bedarf an modernen Philologen abgeben dürfte. Die österreichische Realschule ist, so groß ihre Vorzüge auch seien, doch — darüber kann der Kenner dieser Unterrichtsanstalt kaum in Zweifel sein — ihrer ganzen Anlage nach schwerlich eine geeignete Vorschule für ein linguistisches Fach. Sie ist nicht darauf eingerichtet, ihren Schülern eine dem Gymnasium entsprechende Schulung in dieser Richtung zu vermitteln oder die nöthige Neigung für dieses Fach einzuflößen. Wenn wir aber — wie ich wohl weiß — dennoch vorzügliche Lehrer der modernen Sprachen besitzen, die aus der Realschule stammen, so sind das eben Ausnahmen von der Regel. Ich möchte sie als geborene Linguisten bezeichnen, die aus Versehen oder infolge bestimmter Lebensverhältnisse in die Realschule anstatt ins Gymnasium gerathen sind, durch Talent, Fleiß und Willenskraft aber alle Schwierigkeiten überwanden und so ans Ziel gelangten. So sehen wir uns in jeder Hinsicht auf das Gymnasium als die Hauptquelle für künftige Jünger der modernen Philologie angewiesen. Dasselbe ist, wie auch Prof. Schipper in seinem am vorjährigen Philologentage gehaltenen interessanten Vortrag „Über die Stellung und Aufgabe der englischen Philologie an den Mittelschulen Österreichs" betont hat, ohne Zweifel die bessere Vorschule für ein linguistisches Fach, abgesehen davon, dass eine genauere Kenntnis des Lateins für das wissenschaftliche Studium der romanischen Sprachen und das Verständnis der historischen Entwicklung des Französischen nothwendig ist.

Wie ich schon bemerkt habe, besitzen aber die absolvierten Gymnasiasten, welche sich an der Universität dem Studium der Neuphilologie widmen, gewöhnlich nicht die nöthigen Vorkenntnisse in den modernen Sprachen. Davon wissen die Professoren und Lectoren, denen die Einführung der Candidaten in die lebende Sprache anvertraut ist, zu erzählen. Der Studierende der modernen Philologie hat aber mit dem tieferen Eindringen in die classischen Schriftwerke, mit den älteren Sprachperioden und verwandten Dialecten, mit dem Studium der ausgedehnten Literaturgeschichte und der Kenntnisnahme der wichtigsten Realien so viel zu thun, dass ihm wahrlich fast keine Zeit dafür bleibt, um sich erst die Elemente der Sprache anzueignen. Andererseits ist zu manchen der angegebenen Bethätigungen, z. B. verständnisvollem Lesen fremdsprachlicher Literaturwerke, Literaturgeschichten usw., schon eine Kenntnis der modernen Sprache vorausgesetzt. Daraus ergibt sich als eine unabweisbare Nothwendigkeit, dass — wie schon Hofrath Mussafia gesagt hat — die Erlernung der modernen Sprache bis zu einem befriedigenden Grade vor der Universitätszeit vollzogen sein sollte. Diese Nothwendigkeit wird durch die Thatsache gestützt, dass die Erlernung fremder Sprachen, namentlich der Aussprache, am besten in jüngeren Jahren vor sich geht.

Nun sind die modernen Sprachen an dem österreichischen Gymnasium bekanntlich keine obligaten Unterrichtsfächer, und auch ein unobligater Unterricht findet nur dann statt, wenn sich eine bestimmte Zahl Schüler — nicht unter 20 — dafür meldet. Wenn ich von den

wenigen Real- und Stiftsgymnasien absehe, so haben wir in runder Zahl 70 Gymnasien. Nach dem Jahrbuche f. d. höh. Unterrichtswesen, das ich mit den letzten Schulprogrammen verglichen habe, wird nur an 23 Gymnasien französischer und nur an 6 englischer Unterricht ertheilt. Die Schuld daran trägt allerdings nicht immer die geringe Theilnahme der Schüler. In den Gymnasien der größeren Städte würde sich wohl die genügende Zahl Schüler finden, aber es mangelt manchmal an einer entsprechenden Lehrkraft, da dieser Unterricht recht mäßig honoriert wird, und die Lehrer, wenn sie eine einträglichere Nebenbeschäftigung finden, dieselbe vorziehen. Mitunter trägt aber auch die Schuld daran — es soll dies hier nicht verschwiegen werden — das geringe Entgegenkommen, das der modernsprachliche Nebenunterricht bei manchen Gymnasialdirectoren findet. Sie stehen diesem Unterrichte kühl oder gleichgiltig gegenüber, und doch würden sie durch eine Ermöglichung desselben ihren Schülern eine wünschenswerte und oft willkommene Ergänzung der gymnasialen Bildung geben. Sie könnten vielleicht zu ihrer Vertheidigung anführen, dass sich die nöthige Schülerzahl nicht findet, aber erstens ist dieser Umstand eben häufig die Folge davon, dass man die Schüler nicht nachdrücklich genug aufmerksam macht und ihr Interesse dafür weckt, zweitens würde die Unterrichtsverwaltung, die ja überhaupt für unser Fach warmes Wohlwollen und reges Interesse bekundet, vielleicht auch Curse mit weniger als 20 Schülern bewilligen. Jedenfalls sollten die Directoren im Interesse ihrer Schüler es versuchen, die Bewilligung zu erhalten. Dann könnte wenigstens in jeder Provinzstadt, in welcher neben dem Gymnasium eine Realschule besteht, ein Nebenunterricht in den modernen Sprachen geschaffen werden. Freilich darf man von diesem Nebenunterrichte, dem wöchentlich nur zwei Stunden zugewiesen sind, nicht viel erwarten. Immerhin aber wäre er besser als gar keiner.

Was wäre also zu thun, da dieser gewöhnliche, nicht obligate Unterricht in extensiver und intensiver Beziehung nicht genügt?

Am 1. deutsch-österreichischen Mittelschultag zu Ostern 1889 wurde ein Antrag gestellt, der zwar nicht aus den uns interessierenden Motiven hervorgieng, aber geeignet wäre, theilweise wenigstens Abhilfe zu schaffen. Ich meine den Antrag auf Einführung des Französischen als obligates Fach in das Gymnasium. Der Antrag hat, obwohl er nicht sonderlich vertreten und vertheidigt wurde, bei der Abstimmung eine ansehnliche Minorität gefunden. Er ist damals nicht gerade an principieller Gegnerschaft gescheitert, die Vertreter der einzelnen Disciplinen gaben nur die Erklärung ab, dass von der denselben zugewiesenen wöchentlichen Stundenzahl nichts abgegeben werden könne. Aber abgesehen von der Schwierigkeit, das Französische in einer die anderen Fächer nicht wesentlich berührenden Weise in den Lehrplan des Gymnasiums einzufügen, musste der Antrag auch aus anderen Gründen scheitern. Die Methodenfrage war damals gerade erst frisch aufgeworfen worden, und sie ist heute noch nicht zur Ruhe gekommen. Ferner, wo hätte man die Lehrer für das Französische an Gymnasien hernehmen sollen,

da man ihrer nicht einmal für Realschulen in genügender Anzahl besaß und besitzt?[1]) Kurz, jener Antrag war wohl verfrüht, praktisch undurchführbar und überhaupt nicht opportun, und aus diesem Grunde haben manche Lehrer, die im Principe dafür waren, dagegen gestimmt oder sich doch der Abstimmung enthalten. Allein wenn das Französische auch in der That als obligates Fach in den Gymnasialunterricht eingeführt wäre, so würde das für die Frage der Vorschule der modernen Philologen nur eine theilweise Abhilfe bedeuten. Wir würden dann wohl vorbereitete Lehramtscandidaten für das Französische bekommen, aber hätten noch immer keine für das Englische. Man könnte zwar auch wünschen, dass das Englische als obligates Fach in das Gymnasium eingeführt werde, und Prof. Schipper hat in seinem erwähnten Vortrage thatsächlich diesen Wunsch ausgesprochen. Allein so gute Gründe man auch dafür anführen kann — wie die Bedeutung des Englischen als Weltsprache, seine reiche und tiefe Literatur, seine Verwandtschaft mit dem Deutschen u. a. m. — und sosehr die Realisierung dieses Wunsches nach dem Herzen eines jeden Anglisten wäre, so ist er aus den schon beim Französischen genannten Gründen derzeit praktisch nicht durchführbar. Dies gibt denn auch Prof. Schipper im weiteren Verlaufe seines Vortrages zu und tritt vorderhand für eine entsprechende Vermehrung des nicht obligaten Unterrichtes im Englischen ein.

Auf andere noch ferner liegende Möglichkeiten und Projecte, deren Verwirklichung allerdings auch eine Lösung der uns beschäftigenden Frage bedeuten würde, wie die Einführung des Lateins in die Realschule oder die Schaffung einer einheitlichen Mittelschule, will ich hier nicht weiter eingehen, da dies eben nur Projecte sind. Es fragt sich nun, ob es nicht möglich sei, im Rahmen der gegenwärtigen Unterrichtsverfassung Hilfe zu schaffen, d. h. ohne Einführung der modernen Sprachen als obligate Fächer in den Lehrplan des Gymnasiums doch dafür zu sorgen, dass jene Gymnasiasten, welche die Absicht haben, dereinst an der Universität sich dem Studium der modernen Philologie zu widmen, noch in ihrer Gymnasialzeit eine entsprechende Vorbildung bekommen? Diese Frage ließe sich in folgender Weise beantworten: Es sind an Gymnasien, nach Bedürfnis, inobligate Sprachcurse für moderne Sprachen zu errichten, die mit genügender Stundenzahl ausgestattet sind und vor allem den Zweck haben sollen, jenen Gymnasiasten, die sich dereinst dem Studium der modernen Philologie widmen wollen, die entsprechende Vorkenntnis in der lebenden Sprache zu geben.

Es spricht für die Umsicht unserer Unterrichtsverwaltung, dass diese derzeit allein thunliche Lösung der Frage schon vor beinahe zwei

---

[1]) Vgl. Kapp, „Kann der Unterricht im Französischen an unseren Gymnasien obligat gemacht werden?“ (Zeitschr. f. d. ö. Gymn. 1888, S. 645 ff. und 811 ff.) Der Verf. dieser Abhandlung kommt eben zu dem Schlusse, dass vor allem die Vorfrage, der Lehrermangel, gelöst werden müsste.

Jahren erkannt und theilweise wenigstens verwirklicht wurde. In der schon erwähnten gemeinsamen Versammlung der englischen und romanischen Section des Philologentages griff Landesschulinspector Dr. Huemer in die Debatte über die Ausbildung der Lehramtscandidaten ein und machte die Mittheilung, dass ein französischer Sprachcurs für künftige Lehramtscandidaten an einem Gymnasium bereits eingerichtet sei. Ich habe mich seitdem wiederholt überzeugt, dass unter den Neuphilologen der Mittel- und Hochschule wenig oder gar nichts von jenem Sprachcurse bekannt ist. Es dürfte daher die Mittheilung einiger Daten, die mir von Director Kapp, dem Leiter dieses Curses, in gütiger Weise zur Verfügung gestellt wurden, nicht ohne Interesse sein.

Laut Erlasses des Landesschulrathes vom 14. September 1894 wurde am hiesigen Franz Joseph-Gymnasium ein auf vier Jahre mit je drei Stunden wöchentlich berechneter Curs für französische Sprache errichtet, der unobligat und unentgeltlich ist und namentlich zur gründlichen Vorbereitung solcher Gymnasiasten dienen soll, welche die Absicht haben, dereinst an der Universität sich dem Studium der romanischen Philologie zu widmen. An diesem Curse können Schüler aller in Wien befindlichen Gymnasien von der IV. Classe an theilnehmen. Wenn wegen zu großer Entfernung ein Übertritt des betreffenden Schülers an das Franz Joseph-Gymnasium gewünscht werde, so solle dieser Übertritt möglichst erleichtert werden. Dies ist der wesentliche Inhalt des Erlasses, der jedes Jahr an sämmtlichen Gymnasien bekannt gegeben wird. Der Curs umfasst jetzt drei Jahrgänge und wird von Schülern aus fünf Gymnasien besucht. Der 1. Jahrgang zählt 35, der 2. 17, der 3. 10 Schüler. Natürlich können nicht alle, ja nicht einmal die meisten als künftige Lehramtscandidaten angesehen werden, doch dürften sich von jedem Jahrgange mehrere dazu qualificieren. Das Resultat des Unterrichtes war am Schlusse des II. Semesters des Schuljahres 1893 zufriedenstellend. Als Unterrichtsbehelfe dienen die Lehrbücher von Dir. Fetter. Die von Dir. Kapp befolgte Methode ist demnach im wesentlichen die analytisch-directe. Auf Sprechfertigkeit wird großes Gewicht gelegt, die Festigung der grammatischen Kenntnisse aber nicht vernachlässigt. Aus der Vertheilung des Lehrstoffes hebe ich hervor, dass das Ziel des Unterrichtes die Erlernung der modernen Sprache ist, wozu im 4. und letzten Jahrgange eine Übersicht der Literaturgeschichte von der Mitte des 17. Jahrhunderts an und der Hauptgesetze für die Lautübergänge vom Lateinischen zum Französischen kommt. Letztere soll mehr eine Zusammenfassung und bestimmte Formulierung der früher gelegentlich gemachten Bemerkungen über das Verhältnis des Französischen zum Latein sein. In den zwei letzten Jahrgängen ist die Unterrichtssprache in der Regel französisch.

An diese Mittheilung erlaube ich mir eine Bemerkung zu knüpfen. Wie ich höre, sind Übertritte von Schülern fremder Gymnasien in das Franz Joseph-Gymnasium bisher nicht vorgekommen. Die Eltern scheinen also die damit verbundene Übersiedlung zu scheuen. Andererseits dürfte allzugroße Entfernung doch mit ein Grund sein, warum sich mancher von dem Besuche des Curses fernhält. Für jene Schüler aber, die sich dadurch

nicht abhalten lassen, bedeutet es einen ziemlichen Zeitverlust. Es wäre daher die Frage zu erwägen, ob es sich nicht empfehlen würde, noch einen zweiten solchen Sprachcurs an einem andern Gymnasium, das günstig liegt und wo sich eine größere Anzahl von Frequentanten meldet, zu errichten. Es könnte dies auch ein Gymnasium sein, an welchem bereits ein zweistündiger Nebenunterricht für das Französische besteht; die Umwandlung in einen dreistündigen Curs mit entsprechendem Lehrstoffe und Lehrziel würde wohl keine Schwierigkeiten machen. So wäre denn also für eine geeignete Vorschule der Lehramtscandidaten des Französischen in Wien gesorgt.

Wie sieht es denn aber mit dem Englischen aus? Leider besteht für das Englische ein solcher Curs noch nicht. Doch ist er ohne Zweifel ebenso nothwendig wie für das Französische, ja in gewisser Beziehung noch nothwendiger. Denn während das Französische wohl in allen besseren Familien gepflegt und, wie ich früher bemerkt habe, an vielen Gymnasien als nicht obligates Fach gelehrt wird, findet sich für das Englische seltener Gelegenheit zum Privatstudium, und es wird nur an wenigen Gymnasien gepflegt. Der Mangel einer geeigneten Vorschule ist also für das Englische womöglich noch empfindlicher, als er es für das Französische gewesen ist. Ich glaube daher, dass die Errichtung eines ähnlichen Curses für das Englische als billig und durch die Verhältnisse geboten erscheint. Die Einrichtung einer solchen Vorschule denke ich mir ähnlich wie die des schon bestehenden französischen Curses. Sie wäre also für Obergymnasiasten berechnet und bestünde aus vier Jahrgängen, von welchen der 4. und letzte, mit Rücksicht auf die dem Schüler für die Vorbereitung auf die Gymnasialmatura nothwendige Zeit, mehr wiederholend und vielleicht nur mit zwei Stunden wöchentlich ausgestattet sein könnte. Die ersten drei Jahrgänge aber müssten drei Stunden wöchentlich haben. Das Ziel wäre auch hier eine genügende Fertigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der Sprache, in näherer Ausführung: das Verständnis des Neuenglischen, die Elisabethanische Zeit eingeschlossen, eine solide Kenntnis der modernen Grammatik, reine und fehlerfreie Aussprache, einige Übung in stilistischen Arbeiten leichter Natur und — last not least — eine genügende Sprechfertigkeit.

Auf Grund einer vieljährigen Erfahrung, die ich mit dem englischen Unterrichte an der Realschule gemacht habe, kann ich getrost behaupten, dass sich dieses Ziel in der angegeben Zeit erreichen lässt, vielleicht noch mehr. Die bei diesem Unterrichte zu befolgende Methode müsste vor allem auf Aneignung des Sprachkönnens gerichtet sein. Dabei braucht man indes das künftige wissenschaftliche Studium der Schüler nicht aus dem Auge zu verlieren, sondern möge, wo dies leicht und mit Vortheil geschehen kann, darauf Bedacht nehmen. Der Student der modernen Philologie hat an der Universität so viel zu lernen, und die Zeit des Studiums ist verhältnismäßig so kurz, dass es wohl nicht schaden kann, wenn er schon etwas mitbringt. Dahin rechne ich etwas Bekanntschaft mit der Biographie der hervorragendsten Dichter und einen Überblick über die Hauptperioden der Literatur, ferner Winke bezüglich der Ent-

stehung einzelner Sprachformen, was ja im Englischen durch oft sehr naheliegende Vergleiche mit dem stammverwandten Deutsch sich von selbst ergibt. Schließlich könnte der Schüler gelegentlich der sachlichen Erklärung der Lectüre auf Land und Leute aufmerksam gemacht werden und so noch einige Realienkenntnis erwerben. Freilich hat dies alles zur Voraussetzung, dass der mit dem Unterrichte in diesem Curse beauftragte Lehrer nicht nur ein erfahrener Schulmann sei, sondern auch die Fühlung mit der Wissenschaft nicht verloren habe. Sonst könnte es leicht geschehen, dass der künftige Lehramtscandidat hier Veraltetes oder Falsches aufnimmt, was wieder aus seinem Kopfe zu treiben, ihm und dem Fachprofessor an der Universität große Mühe machen würde. In diesem Falle wäre es wohl besser, wenn gar nichts als die moderne Sprache selbst gelehrt würde. Es hat daher einer der Universitätslehrer, die ich um ihre Meinung über mein Thema befragt habe, nicht Unrecht, wenn er schreibt: „Bei Skizzierung des Planes und Wahl der Lehrkraft sollten die Fachprofessoren der Universität zurathe gezogen werden."

Dies wäre in großen Zügen der Entwurf zu einer Vorschule für Lehramtscandidaten des Englischen.

Wenn sich Curse, wie der bereits bestehende für das Französische und der für das Englische, für dessen Errichtung wir eintreten, in Wien bewährt haben sollten, so wäre zu wünschen, dass solche auch in Prag und Graz errichtet würden; denn auch in jenen Universitätsstädten ist die Klage über die ungenügende oder ganz mangelnde Vorbildung der Candidaten in den modernen Sprachen groß. In Prag wird, wie man mir schreibt, diesem Übelstande durch das Vorhandensein guter Lectoren einigermaßen entgegengearbeitet, an der Grazer Universität hat man aber nicht einmal einen Lector, weder für das Französische noch für das Englische. Prof. Dr. Luick schreibt mir, dass er deshalb jedes Wintersemester eine „Einführung ins Englische" gebe. Die von Jahr zu Jahr steigende Frequenz dieses Collegs, das auch von Juristen und Medicinern besucht werde, beweist, wie er sagt, dass ein ernster und gründlicher Unterricht in den modernen Sprachen als nothwendige Ergänzung der gymnasialen Bildung gefühlt werde.

In den vorstehenden Ausführungen wurde nachgewiesen, dass der thatsächliche und für den Unterricht in den modernen Sprachen in mehr als einer Beziehung beklagenswerte Lehrermangel, sowie die oft ungenügende Vorbildung der Lehramtscandidaten dieses Faches in der lebenden Sprache in dem Mangel einer geeigneten Vorschule begründet ist, welche einen geregelten Zufluss entsprechend vorgebildeter Candidaten für das Lehramt der neueren Sprachen an die Universität besorgen könnte. Das Bestehen einer solchen Vorschule ist im Interesse der Candidaten, die für das Studium besser vorbereitet an die Universität kommen, es ist ferner im Interesse der Hochschulprofessoren, denen die leidige und ihnen nicht zukommende Aufgabe, die Schüler mit den Elementen der Sprache bekannt machen zu müssen, abgenommen wird, und es ist im Interesse des Faches selbst, das uns ja allen am Herzen liegt. Eine solche Vorschule würde den nothwendigen Bedarf an entsprechend und

gleichmäßig vorgebildeten Lehrern liefern, sie würde frühzeitig die wünschenswerte Zuneigung und Theilnahme für das Fach der modernen Philologie wecken und pflegen und damit die richtige Grundlage abgeben, auf welcher sich später die Pflege der Wissenschaft an der Universität sowohl als auch der Unterricht an der Mittelschule in gedeihlichster Weise weiter entwickeln könnten. Es ist daher mit Freude und Genugthuung zu begrüßen, dass unsere Unterrichtsverwaltung durch Errichtung eines entsprechend ausgestatteten Curses für das Französische in dieser Hinsicht bereits gehandelt hat, und es wäre nur zu hoffen und zu wünschen, dass sie ihre Action in dieser Richtung durch Gründung weiterer Curse für die modernen Sprachen bald vervollständigen möchte.[1])

Wien. Dr. A. Würzner.

[1]) Eine in diesem Sinne abgefasste Resolution wurde in der an den Vortrag sich schließenden Debatte von dem Vortragenden vorgeschlagen, von der Versammlung angenommen und durch eine Deputation des Vereines dem k. k. Unterrichtsministerium unterbreitet (vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 954).

Hirzel K., Zeitfragen aus dem Gebiete des württembergischen Gymnasialwesens. I. Über Vorbildung und Prüfung zum höheren Lehramt. Ein Vortrag. Tübingen, H. Laupp 1893, 8°, 46 SS.

In Württemberg bestehen hinsichtlich der Vorbildung und Prüfung der Gymnasiallehramtscandidaten Bestimmungen, die von den bei uns geltenden wesentlich verschieden sind. Hauptsächlich kommt hier in Betracht, dass die Candidaten, welche sich für ein realistisches Fach am Gymnasium ausbilden wollen, ihre Studien bloß an der technischen Hochschule absolvieren können. Und deshalb bestehen auch für die philologische und realistische Dienstprüfung getrennte Commissionen. Ferner gibt es für die Candidaten der philologischen Gruppe drei verschiedene Formen der Dienstprüfung, die Collaboratur-, die Präceptorats- und die Professoratsprüfung, und darnach auch drei Stufen von Lehrern. Die vorliegende Schrift, ursprünglich ein Vortrag in der Landesversammlung württembergischer Gymnasiallehrer im Jahre 1893, zeigt nun, welche Übelstände durch diese Bestimmungen hervorgerufen werden. Der Verf. dringt auf eine durchgreifende Reform und stellt am Schlusse eine Anzahl von Leitsätzen auf, die dabei maßgebend sein sollen. Er verlangt, dass nur eine Prüfungscommission, gebildet aus Lehrern der Universität und der Mittelschulen, bestehen, dass die Collaboraturprüfung aufgehoben, endlich dass jeder Candidat das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder Realgymnasiums und ein vierjähriges Universitätsstudium nachweisen solle. Im Interesse des Unterrichtes ist gewiss zu wünschen, dass seine wohl erwogenen Vorschläge recht bald angenommen und durchgeführt werden mögen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Die öffentlichen Sitzungen des k. deutschen archäologischen Institutes in Rom werden mit der Winckelmannsfeier am 7. December beginnen und, bis zur Paliliensitzung am 19. April 1895, an jedem zweiten Freitag stattfinden. Der erste Secretär, Herr Petersen wird von Januar bis April Vorträge in den Museen halten und außerdem in den Vaticanischen Museen Übungen im Aufnehmen antiker Bildwerke leiten. Der zweite Secretär, Herr Hülsen wird vom 15. November bis Weihnachten ungefähr 20 Vorträge über Topographie von Rom halten und vom Januar bis April zweimal wöchentlich epigraphische Übungen leiten. Im Frühjahr sollen Ausflüge nach Ostia, der Villa des Hadrian, Palestrina und längs der Via Appia unter Führung der beiden Herren Secretäre stattfinden. Im Juli wird Herr Mau, wie bisher, einen achttägigen Cursus in Pompei abhalten, über dessen Zeit später genauere Auskunft vom Römischen Secretariat zu erhalten sein wird. In Athen beginnen die öffentlichen Sitzungen am Mittwoch den 12. December und werden bis Ostern jeden zweiten Mittwoch abgehalten werden. Der erste Secretär, Herr Dörpfeld wird seine Vorträge über die antiken Bauwerke und die Topographie von Athen, Piräus und Eleusis Mitte October beginnen und wöchentlich einmal bis zum April fortsetzen. Der zweite Secretär, Herr Wolters wird vom December bis zum April Übungen zur Einführung in die Antiken-Sammlungen Athens halten. Die gewöhnliche Reise des Instituts durch den Peloponnes bis Olympia wird voraussichtlich am 15. April angetreten werden und etwa 14 Tage dauern. Da die Zahl der Theilnehmer nur eine beschränkte sein kann, ist eine möglichst frühzeitige Meldung empfehlenswert. Die zweite nach mehreren Inseln und Küstenplätzen des ägäischen Meeres gerichtete Reise wird wahrscheinlich vom 6. Mai ab stattfinden. Sie soll, wenn es möglich ist, bis Troja ausgedehnt werden. Meldungen zu beiden Reisen sind an den ersten Secretär in Athen zu richten.

L. Götzeler, Animadversiones in Dionysii Halicarnassensis Antiquitates Romanas. Pars I. München, Ackermann 1893. 8°, 84 SS.

Dieser Theil bringt eine sehr willkommene Untersuchung über die Art und Weise, wie Dionys seine Sprache gebildet und welchen Mustern er hierbei gefolgt ist. Der Verf. zeigt, dass der Schriftsteller, obwohl wie natürlich auf dem Boden der κοινή stehend, vieles nicht bloß aus den Historikern, wie Herodot, Thukydides, Xenophon, Polybios, Diodor und

auch aus den Rednern, ganz besonders aus Demosthenes, aber auch aus Dichtern, namentlich aus Homer und den Tragikern entlehnt hat. Das ist nun auch schon von anderen bemerkt worden; aber G. hat das Verdienst, dass er das ganze Material gesammelt und wohl geordnet vorgelegt hat. Außerdem finden wir noch von S. 76 an die Latinismen und die aus dem Latein entlehnten Wörter zusammengestellt. Dass sich aus diesen Beobachtungen vieles für die Kritik des Textes ergibt, ist selbstverständlich. In dem zweiten bereits erschienenen Theile wird darüber gesprochen, welche Wörter Dionys zuerst in der Archäologie angewendet hat, welche Wörter sich nur bei ihm allein finden, welche er aus der Vulgärsprache aufgenommen und welchen er eine andere Bedeutung gegeben hat. Wir werden über diesen Theil, der uns noch nicht vorliegt, später berichten.

Penck, Prof. A., Bericht der Central-Commission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland über die zwei Geschäftsjahre von Ostern 1891 bis Ostern 1893. (Sonderabdruck aus den Verhandlungen des 10. Deutschen Geographentages in Stuttgart 1893.) Berlin 1893, 8°, 21 SS.

Es ist auf dem 10. Deutschen Geographentage nicht gelungen, die sehr wünschenswerte Begründung eines Vereines für Deutsche Landeskunde zu vollziehen. Daher liegt es der Central-Commission für die wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland ob, die begonnenen Arbeiten weiterzuführen. Herr Prof. Penck, der nach dem Rücktritte des Herrn Prof. Alfred Kirchhoff den Vorsitz übernommen hat, bezeichnet in diesem Berichte die Wege, wie die Aufgabe der Landeskunde zu lösen ist, und gibt über die Mittel, welche der Commission zugebote standen, ihre Verwendung und die Forschungen, welche ausgeführt wurden, Nachricht. Man sieht daraus, dass wichtige Untersuchungen, wie die der norddeutschen Seen von W. Ule und der Wasserstände der Donau von A. Forster, vorgenommen wurden; die Ausarbeitung einer Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur über das Deutsche Reich wurde durch P. Richter wesentlich gefördert. Ferner sind seit Ostern 1891 bis zum Tage des Berichtes der 6. und 7. Band der »Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde« in 8 Heften erschienen. Der Bericht gibt noch weiter von der reichen Thätigkeit Kunde, die von Gesellschaften und Gelehrten auf dem Gebiete der Landeskunde entfaltet wurde. Wir sprechen den Wunsch aus, dass erstlich der oben erwähnte Verein bald zustande kommen und dann dass die Central-Commission namentlich von den Regierungen (bisher hat dies nur das k. preußische Cultusministerium gethan) ausgiebig unterstützt werden möge.

Im Monate Juli d. J. ist ein neuer Katalog des k. k. Schulbücherverlages in Wien ausgegeben worden. Wir machen unsere Leser auf S. 47 ff. aufmerksam, wo über den Mittelschulbücher-Verlag, die Drucksorten für Gymnasien, den Ministerial-Commissionsverlag usw. berichtet wird.

Programmenschau.

126. Lopot Johann, Beispiele zur Einübung der lateinischen Syntax, und zwar der Congruenz- und Casuslehre, sowie der Präpositionen, geschöpft aus Cornelius Nepos. II. Theil. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Weidenau 1892, 8°, 35 SS.

In Fortsetzung der Abhandlung vom Jahre 1891 sind die Beispiele für den Genitiv und den Ablativ zusammengestellt. Die Casus sind in

Unterabtheilungen zerlegt, und zwar zunächst nach der Grammatik Goldbachers; doch werden auch die Paragraphe der Scheindler'schen und der Schmidt'schen Grammatik angegeben. Die Arbeit gehört zu denjenigen, welche einerseits viel Mühe erfordern, andererseits dem Lehrer (für den syntaktischen Unterricht der Tertia) gute Dienste leisten können. — Druckfehler finden sich in ungebürlich großer Anzahl.

Wien. J. Rappold.

---

127. Kogler Peter, Die Dehnungsfrage in unserer Rechtschreibung. Progr. des fürsterzbischöfl. Gymn. Collegium Borromäum in Salzburg 1892, 8°, 42 SS.

Der Verf. ist mit der an unseren Schulen eingeführten Rechtschreibung unzufrieden und macht ihre Inconsequenz und Unklarheit für die Unsicherheit der Schüler in der Schreibung verantwortlich. Es ist nicht zu leugnen, und wer wüsste es nicht, dass unser orthographisches System seine Mängel habe. Was indessen jene Unsicherheit anbelangt, sieht der Verf. wohl zu schwarz. Im besonderen kritisiert er die Bezeichnung der Dehnung (Vocaldehnung) und findet sie, bekanntlich nicht mit Unrecht, uneinheitlich, widerspruchsvoll und darum verwirrend. Er schlägt vor, alle Buchstaben, welche lediglich als Dehnungszeichen dienen, hätten fortzufallen, dagegen hätten *e* nach *i*, wo es nicht Dehnungszeichen ist, und wurzelhaftes *h* zu bleiben (also *Har, Bere, Bot, Trib, Han, Tal, geen, Ku, Befel? — Brief, bieten, riet, lieb, Genie, ziehen*; ferner werden *Kle, Kle-es, Se, Se-en, marschiren* befürwortet). Es hätte erwähnt werden sollen, dass sich schon Schleichers Reformvorschläge in derselben Richtung bewegten, dass schon Schleicher gehofft, man werde „mit dem Dehnungs-*h*, der Verdoppelung der Vocale, dem *ie* und anderen kleinen Unholden fertig werden, die bis jetzt noch in unserer Schreibung ihr Wesen treiben". Auch ist es befremdlich, dass nirgends an Wilmanns' orthographisches System angeknüpft worden ist. Manche Schwierigkeit würde bei Annahme der Kogler'schen Vorschläge schwinden, aber andere Schwierigkeiten würden auftauchen. Diese verkennt der Verf. allerdings nicht, nimmt sie aber doch wohl zu leicht. Für etymologisches *ie* hat der Schüler in den Alpenländern im Dialecte einen Fingerzeig — aber woran soll einer im nördlichen Böhmen oder in Schlesien jenes *ie* erkennen? In einem Excurse wird auch die Schreibung der *S*-Laute erörtert. Es wird vorgeschlagen, für jedes scharfe *s* nhd. *ß* zu schreiben oder — doch dies sei weniger zu empfehlen — *ss* (unter Einführung des lat. *s* in die Currentschrift oder sonst eines gemeinsamen Zeichens für langes und Schluss-*s*); im ersten Falle hätte man statt der bisherigen fünf Zeichen (ſ, s̆, ß, ſſ, ſs̆) nur drei (ß, ſ, s̆), im zweiten Falle gar nur zwei (*ss, s*). Dem ersten Vorschlage vermöchte man sehr wohl beizustimmen, die Rücksicht auf das verhältnismäßig seltene, historische *ss* kann umso eher entfallen, als der ehemalige Articulationsunterschied von *ss* und *ß* (mhd. z, zz) längst aufgegeben ist. Nebenbei: der Verf. schreibt goth. *skaiskaid* (für *-skaith*), *missadêds* (für *-dêths*), *thuntus* (für *tunthus*), *sutis* (für *suts*), *vato* und daneben gar *fôt* (für *fôtus*) und führt ein unbelegbares goth. *skiutan* an; „goth. *s* geht" nicht „in *r* über" (dem nhd. *lehren, nähren* entspräche genau ein goth. **laizjan*, **nazjan*), *Esse* ist von *αἴθω* zu trennen (idg. **idhtā* hätte einen andern Weg eingeschlagen) — und bei *Goethe* wird es unter allen Umständen bleiben müssen. Bei allem Interesse, das die Arbeit bekundet und weckt, kann doch dem Verf. der Vorwurf einer nachlässigen Correctur nicht erspart bleiben (*gross, -mässig, ausserdem, Preussen*, immer wieder *daß, muß, mußte*, aber auch *groß, dass, muss* u. s. f., *wol*, immer *nötig, notwendig, Beratung* u. dgl. m.).

128. Pischek, Dr. Hans, Zur Frage nach der Existenz einer mittelhochdeutschen Schriftsprache im ausgehenden XIII. Jahrhunderte. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Teschen 1892, 8°, 18 SS.

129. Kunz Franz, Hagedorns Verhältnis zu Burkhard Waldis. Ebenda, 8°, 12 SS.

Pischeks Arbeit zieht sich engere Grenzen, als nach dem Titel zu erwarten wäre; doch ist ihr Gegenstand interessant, interessant nach der geschichtlichen wie nach der sprachgeschichtlichen Seite hin. Der Verf. prüft die in deutscher Sprache geschriebenen Urkunden Rudolfs von Habsburg auf ihre Sprache hin: er hatte ursprünglich die Erwartung gehegt, in ihnen die frühesten Anfänge der späteren deutschen Kanzleisprache zu finden. Doch stellt sich ihm heraus, dass in den untersuchten Urkunden keine einheitliche Sprache herrsche, sondern dialectische Verschiedenheit. Er folgert — anknüpfend an analoge Ergebnisse Fickers — dass der Dialect jeder einzelnen Urkunde abhängig sei vom Empfänger, und weiter, dass alle Originalien vom Empfänger verfasst und von der Reichskanzlei bloß bestätigt und beglaubigt worden seien. Bei seiner Untersuchung verfährt der Verf. so, dass er die Urkunden nach Ländern sondert, die hauptsächlichen Dialecteigenthümlichkeiten dieser Länder verzeichnet und in den Urkunden nachzuweisen sucht. Manches bleibt zu bemängeln. Es sind neuere Dialectarbeiten unbeachtet geblieben, die grammatischen Hilfsmittel, auf die sich der Verf. stützt (z. B. Weinholds Grammatiken) sind schätzenswert, aber älteren Datums und mehrfach überholt. Danach sind gewisse lautliche Erscheinungen weiterer Verbreitung (z. B. unechtes *h* im Anlaut, *unse* für *unsere*, *ô* aus *au : ao*) für einen bestimmten Dialect beansprucht. Lautgeschichtliche und phonetische Momente sind nicht immer exact zum Ausdruck gebracht (so wird z. B. der Übergang *î : ei* erst »Zerdehnung«, dann wieder »Auflösung« genannt, von einer »Ersetzung« des *e* der Vor- und Flexionssilben durch vollere Vocale geredet). Doch im ganzen bekundet die Arbeit gute Schule und ist beachtenswert, weil sie erfreuliche Ansätze zu selbständiger Forschung zeigt. An den Stil grammatischer Arbeiten pflegt man hohe Anforderungen nicht zu stellen, doch die Sprachrichtigkeit muss gewahrt bleiben. S. 4 steht in Parenthese »abgesehen von dem Streben nach allgemeinerer Verständlichkeit und des(?) dadurch bedingten Abstreifens vielen(?) rein Mundartlichen«; S. 8 »Weshalb also im Straßb. Urkb. p. 23 Böhmers Ansatz ohne jede Begründung als irrthümlich bezeichnet wird, dafür ist kein Grund zu finden.« Außer diesen anstößigsten wären noch ein paar andere Wendungen zu rügen; über einzelne Flüchtigkeiten der Correctur kann man leichter hinweggehen.

Kunz sucht das Verhältnis Hagedorns zu dem Fabeldichter des XVI. Jahrhunderts Burkard Waldis dahin aufzuhellen, dass Hagedorn diesen nicht nur, wie man weiß, gekannt und genannt, sondern bei mehreren seiner Fabeln geradezu als Quelle benutzt habe. Die Abweichungen Hagedorns von seiner Vorlage, die H. Kurz veranlassten, jedes Quellenverhältnis, selbst wo Burkard Waldis genannt wird, abzuweisen, erklärt der Verf. durch diese Erwägung: die Gleichheit der Disposition sowie der ähnliche sachliche Inhalt von Rede und Gegenrede genüge zur Feststellung des Quellenverhältnisses, die Abweichungen in Form und Anschauung seien durch die von Waldis gänzlich verschiedene dichterische Individualität Hagedorns verursacht. Für Hagedorn seien charakteristische Züge: Selbständigkeit gegenüber seinem Vorbilde, eingehende Motivierung und Charakteristik, Neigung zu beißendem Witze und große Sorgfalt in der Durchführung seines Themas, dazu das vornehm zurückhaltende Wesen, wie es sich im vorigen Jahrhunderte infolge französischen Einflusses in Deutschland geltend machte; für Waldis:

…it entsprechende derbe Natürlichkeit, …kte der Eigenartigkeit der beiden Dichter …en sie lebten, will das Quellenverhältnis …rührt der Verf. Hagedorns Anlehnung an …ne Arbeit mit einer zutreffenden Würdigung …anzen: eine ansprechende literarische Studie, wenigstens sehr wahrscheinlich macht.

…s Fremdwort in der deutschen Sprache. …-Oberrealschule im IV. Bezirke in Wien 1892,

…ft sollen die Schüler der oberen Classen über …e ja so stark im Flusse ist, belehrt werden; es …n, wie Fremdwörter in unsere Sprache einge… berechtigt, inwieweit sie überflüssig sind und … gesunde Sprachentwicklung überwuchern. Diese …wird erreicht, indem der Verf. ganz abgeklärte …eiß umstrittene Frage gemeinverständlich vorträgt …l der — bekanntlich oft leidenschaftlich betriebenen …besonnen und maßvoll den Wirkungskreis absteckt. …nen des Themas fallen aber die losen stilistischen …Belehrungen S. 16—21. Da werden »sehr häufig …widrigkeiten« angeführt, »die theils in der Mundart …mangelhafter Kenntnis der Grammatik, im Mangel an …etc.« Warnungen vor den Pluralen *Möbeln*, *Sesseln*, …den Genetiven *des Nil, des Euphrat*, vor den Impera… vor *ohne* mit dem Dativ, Belehrungen über *Brücken*… *kein* und ähnliche elementare Dinge scheinen mir über… ein Programm zu gehören. Dass der Umschreibung des …rf. mit *würde* im Bedingungssatze die Zukunft gehöre, …vons Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. V, S. 49 ff. dargelegt …dieser Meinung fest trotz der Einwendungen H. v. Dadelsens …schr.…, die einer Widerlegung nicht bedürfen. Den Schluss …Theil der Arbeit Pölzls (S. 21—50) bildet ein Verzeichnis …rtern, die »im Kreise der Schule vorkommen«, nach Ab… Bedeutung erläutert. Dieses Verzeichnis ist eine fleißige …gende Sammelarbeit. Nur zweierlei möchte hierzu bemerkt …erzeichnis kann der Natur der Sache nach nicht erschöpfend …es darum auch nicht (der Schule sehr geläufige Fremdwörter …r, *Compromiss*, *Horizont*, *Patriot*, *Petition*, *Politik* u. v. a.). …meine ich, wird dem Realschüler über die Fremdwörter …erkunft kein volles Licht aufgehen, trotz der Transscription …chen und der sorgfältigen Accentuierung: das ist und bleibt …attenseite der Realschulbildung, dass sie auf den meisten …tieferer historischer Einsicht nicht durchzudringen vermag.

…. Gustav Burghauser.

Lehrbücher und Lehrmittel.

Fortsetzung vom Jahrgang 1894, Heft 5, S. 471).

Deutsch.

…er, Dr. Franz, Geschichte der göttlichen Offenbarung des …s für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten. 7. unv. …rosch. 90 kr., …kr. (Min.-Erl. v. 1. Juni 1894,

von Habsburg auf ihre Sprache hin: er hat
gehegt, in ihnen die frühesten Anfänge d
sprache zu finden. Doch stellt sich ihm h
Urkunden keine einheitliche Sprache herr
schiedenheit. Er folgert — anknüpfend a
dass der Dialect jeder einzelnen Urkund
und weiter, dass alle Originalien vom E
Reichskanzlei bloß bestätigt und beglan
Untersuchung verfährt der Verf. so, das
sondert, die hauptsächlichen Dialecteig
verzeichnet und in den Urkunden nachz
zu bemängeln. Es sind neuere Dialectar
grammatischen Hilfsmittel, auf die sich d
Grammatiken) sind schätzenswert, aber
überholt. Danach sind gewisse lautlic
breitung (z. B. unechtes *h* im Anlaut,
für einen bestimmten Dialect beansprucht
tische Momente sind nicht immer exact
z. B. der Übergang *î : ei* erst »Zerdehnu
genannt, von einer »Ersetzung« des *e* de
vollere Vocale geredet). Doch im ganz
Schule und ist beachtenswert, weil sie erfr
Forschung zeigt. An den Stil grammati
Anforderungen nicht zu stellen, doch
gewahrt bleiben. S. 4 steht in Parenth
nach allgemeinerer Verständlichkeit und
streifens vielen(?) rein Mundartlichen«;
Urkb. p. 23 Böhmers Ansatz ohne jede
zeichnet wird, dafür ist kein Grund zu find
wären noch ein paar andere Wendungen z
keiten der Correctur kann man leichter

Kunz sucht das Verhältnis Hage
XVI. Jahrhunderts Burkard Waldis dah
diesen nicht nur, wie man weiß, gekan
mehreren seiner Fabeln geradezu als
weichungen Hagedorns von seiner Vor
jedes Quellenverhältnis, selbst wo Burk
weisen, erklärt der Verf. durch diese
Disposition sowie der ähnliche sachliche
genüge zur Feststellung des Quellen

Einfachheit und die seiner Zeit entsprechende derbe Natürlichkeit, Naivität. »Aus dem Gesichtspunkte der Eigenartigkeit der beiden Dichter und der Zeitverhältnisse, in denen sie lebten, will das Quellenverhältnis betrachtet sein.« Nebenher berührt der Verf. Hagedorns Anlehnung an Lafontaine und beschließt seine Arbeit mit einer zutreffenden Würdigung des deutschen Dichters. Im ganzen: eine ansprechende literarische Studie, die, was sie beweisen will, wenigstens sehr wahrscheinlich macht.

130. Pölzl Ignaz, Das Fremdwort in der deutschen Sprache. Progr. der Communal-Oberrealschule im IV. Bezirke in Wien 1892, 8°, 48 SS.

Durch diese Schrift sollen die Schüler der oberen Classen über die Fremdwörterfrage, die ja so stark im Flusse ist, belehrt werden; es soll ihnen gezeigt werden, wie Fremdwörter in unsere Sprache eingedrungen, inwieweit sie berechtigt, inwieweit sie überflüssig sind und gesundes Sprachgefühl, gesunde Sprachentwicklung überwuchern. Diese lehrhafte Absicht wird erreicht, indem der Verf. ganz abgeklärte Ansichten über die heiß umstrittene Frage gemeinverständlich vorträgt und insbesondere auch der — bekanntlich oft leidenschaftlich betriebenen — Sprachreinigung besonnen und maßvoll den Wirkungskreis absteckt. Ganz aus dem Rahmen des Themas fallen aber die losen stilistischen und grammatischen Belehrungen S. 16—21. Da werden »sehr häufig vorkommende Sprachwidrigkeiten« angeführt, »die theils in der Mundart wurzeln, theils in mangelhafter Kenntnis der Grammatik, im Mangel an logischem Denken etc.« Warnungen vor den Pluralen *Möbeln, Sesseln, Mitteln, Wägen*, den Genetiven *des Nil, des Euphrat*, vor den Imperativen *lese, gebe*, vor *ohne* mit dem Dativ, Belehrungen über *Brückengasse, Sonnen-schein* und ähnliche elementare Dinge scheinen mir überhaupt nicht in ein Programm zu gehören. Dass der Umschreibung des Conjunct. Imperf. mit *würde* im Bedingungssatze die Zukunft gehöre, habe ich in Lyons Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. V, S. 49 ff. dargelegt und halte an dieser Meinung fest trotz der Einwendungen H. v. Dadelsens (in ders. Zeitschr.), die einer Widerlegung nicht bedürfen. Den Schluss und größeren Theil der Arbeit Pölzls (S. 21—50) bildet ein Verzeichnis von Fremdwörtern, die »im Kreise der Schule vorkommen«, nach Abstammung und Bedeutung erläutert. Dieses Verzeichnis ist eine fleißige und nutzbringende Sammelarbeit. Nur zweierlei möchte hierzu bemerkt sein. Das Verzeichnis kann der Natur der Sache nach nicht erschöpfend sein und ist es darum auch nicht (der Schule sehr geläufige Fremdwörter fehlen: *Äther, Compromiss, Horizont, Patriot, Petition, Politik* u. v. a.). Und dann, meine ich, wird dem Realschüler über die Fremdwörter classischer Herkunft kein volles Licht aufgehen, trotz der Transscription des Griechischen und der sorgfältigen Accentuierung: das ist und bleibt eben die Schattenseite der Realschulbildung, dass sie auf den meisten Gebieten zu tieferer historischer Einsicht nicht durchzudringen vermag.

Wien. Gustav Burghauser.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1894, Heft 5, S. 471).

Deutsch.

Fischer, Dr. Franz, Geschichte der göttlichen Offenbarung des alten Bundes für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten. 7. unv. Aufl. Pr. brosch. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr. (Min.-Erl. v. 1. Juni 1894, Z. 12.401).

Weiss, Dr. Adolf, Lehrbuch der jüdischen Religionsgeschichte für die höheren Classen der Mittelschulen. I. Theil: Von der Offenbarung bis zum vorläufigen Abschlusse des biblischen Canons. Prag, Brandeis 1894. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 15 kr., die Approbation von Seite der competenten Cultusgemeinde vorausgesetzt, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Juni 1894, Z. 13.353).

Goldbacher, Dr. Alois, Lateinische Grammatik für Schulen. 5. wesentl. unv. Aufl. Wien, Schworella u. Heick 1894. Pr. geh. 1 fl. 30 kr., geb. 1 fl. 50 kr. (Min.-Erl. v. 20. Juli 1894, Z. 16.625).

Schmidt Karl, Lateinische Schulgrammatik. 8. umg. Aufl. unter Mitwirkung von O. Gehlen herausg. von V. Thumser. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Mai 1894, Z. 8692).

Süpfle, Dr. Karl, Aufgaben zu lateinischen Stilübungen. II. Theil. Aufgaben für obere Classen. Für die österr. Gymnasien bearb. von J. Rappold. Karlsruhe, Groos 1894. Pr. geh. 1 fl. 70 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Classe allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Juni 1894, Z. 13.962).

Strauch, Dr. Franz. Der lateinische Stil. Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Für obere Gymnasialclassen mit besonderer Rücksichtnahme auf die Prosalectüre der Schüler. III. Abth.: Aufgaben für die VII. Classe. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 60 kr., geb. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 30. April 1894, Z. 7436).

Stowasser J. M., Lateinisch-deutsches Wörterbuch. Wien, Tempsky 1894. Pr. geh. 5 fl. Die Lehrkörper der Gymnasien werden auf das Erscheinen dieses Wörterbuches aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 4. April 1894, Z. 6652).

Memorabilia Alexandri Magni et aliorum virorum illustrium. Zum Schulgebrauche herausg. von K. Schmidt und O. Gehlen. 6. gebesserte Aufl. besorgt von J. Golling. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 75 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Juni 1894, Z. 13.391).

Curtius, Dr. Georg, Griechische Schulgrammatik. 22. Aufl. bearb. von Dr. Wilh. von Hartel. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. Pr. geh. 2 K 40 h, geb. 2 K 90 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Mai 1894, Z. 10.212).

Kummer, Dr. Karl Ferdinand und Stejskal, Dr. Karl, Deutsches Lesebuch für österr. Gymnasien, 3., bezw. 5. unv. Aufl. Wien, Manz'sche k. und k. Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung (Julius Klinkhardt u. Comp.) 1894. III. Band. 3. unv. Aufl. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr. VI. A Band (mit mittelhochdeutschen Texten). 5. unv. Aufl. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr. VIII. Band. 3. unv. Aufl. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr. (Min.-Erl. v. 27. August 1894, Z. 19.681).

Lampel Leopold, Deutsches Lesebuch für die I. Classe österr. Mittelschulen, 6. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 84 kr., geb. 1 fl. 4 kr. (Min.-Erl. v. 7. April 1894, Z. 7643).

Prosch, Dr. Franz und Wiedenhofer, Dr. Franz, Deutsches Lesebuch für österr. Mittelschulen. 3. Band (für die 3. Classe). Wien, K. Graeser 1894. Pr. brosch. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 15. Mai 1894, Z. 8615).

Trnka Anton, Deutsches Lesebuch für die V. und VI. Classe der Mittelschulen mit böhm. Unterrichtssprache. Prag, Alois Wiesner 1894. Pr. geh. 2 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 15. Juni 1894, Z. 11.477).

Feichtinger Emanuel, Lehrgang der französischen Sprache für Gymnasien. I. Theil für 2 Jahrescurse zu je 2 Stunden in der Woche. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 1 fl. 10 kr., geb. 1 fl. 30 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 7. Mai 1894, Z. 9718).

Filek von Wittinghausen, Dr. E., Übungsbuch für die Mittelstufe des französischen Unterrichtes, 4. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 66 kr., geb. 86 kr. (Min.-Erl. v. 2. Juli 1894, Z. 15.170).

Nader, Dr. E. und Würzner, Dr. A., Elementarbuch der englischen Sprache, 2. wesentl. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 68 kr., geb. 88 kr., der Gebrauch kann ebenso wie der der früheren Aufl. auf motiviertes Ansuchen der Lehrkörper vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 31. März 1894, Z. 7017).

Gindely, Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. Neu bearbeitet von L. Doublier und K. A. Schmidt. II. Theil: Das Mittelalter. 11. umg. Aufl. Mit 24 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. Pr. geh. 45 kr., geb. 70 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 5. Juli 1894, Z. 14.784).

Hannak, Dr. E., Lehrbuch der Geschichte des Alterthums für Oberclassen der Mittelschulen. 4. verb. Aufl. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Juni 1894, Z. 13.981).

Smolle, Dr. Leo, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die unteren Classen der Mittelschulen. Mit 26 Abbildungen. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 54 kr., geb. 74 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. April 1894, Z. 7000).

Weingartner Leopold, Lehrbuch der Geschichte für die Unterstufe der österr. Mittelschulen. II. Theil: Das Mittelalter. Mit 11 Holzschnitten. Wien, J. Klinkhardt u. Comp. 1893. Pr. geh. 60 kr., geb. 75 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. April 1894, Z. 6165).

Hannak, Dr. Emanuel und Umlauft, Dr. Friedrich, Historischer Schulatlas in 30 Karten. Zur Geschichte des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit. Für Gymnasien, Realschulen und diesen verwandte Anstalten, 4. unv. Aufl. I. Theil: Das Alterthum in 12 Karten. Wien, A. Hölder 1894. Pr. 60 kr., cart. 80 kr. (Min.-Erl. v. 5. Juli 1894, Z. 15.408).

Putzger F. W., Historischer Schulatlas zur alten, mittleren und neuen Geschichte in 52 Haupt- und 61 Nebenkarten. 16. unv. Aufl. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1894. Pr. geh. 1 fl. 30 kr., geb. 1 fl. 50 kr. (Min.-Erl. v. 29. Mai 1894, Z. 11.171).

Kluns Leitfaden für den geographischen Unterricht an Mittelschulen. Neu bearbeitet von R. Trampler. 22. Aufl. mit 11 in den Text gedruckten Holzschnitten. Wien, Karl Gerolds Sohn 1894. Pr. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 5. Juli 1894, Z. 15.169).

Umlauft, Dr. Friedrich, Lehrbuch der Geographie für die unteren und mittleren Classen österr. Gymnasien und Realschulen. II. Cursus: Länderkunde (für die II. und III. Classe). 4. verb. Aufl. Ausgabe für Gymnasien. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr., unter Ausschluss der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. April 1894, Z. 6162).

Trampler R., Atlas der österreichisch-ungarischen Monarchie für Mittelschulen, 3. verb. Aufl. Ausgabe in 32 Blättern. Wien, Druck und Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1894. Pr. geb. 1 fl. 80 kr., einzelne Karten zu 5 kr., Alpen- und Eisenbahnkarten je 20 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 26. Juni 1894, Z. 13.814).

Seibert A. E. und Haardt V. von, Schulwandkarte der Eisenbahnen von Österreich-Ungarn. Maßstab 1 : 1,000.000. Verlag von E. Hölzel in Wien. Pr. auf Leinwand in Mappe 5 fl. 50 kr., auf Leinwand mit Stäben 6 fl. 50 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Mai 1894, Z. 7687).

Gajdeczka Josef, Lehrbuch der Geometrie für die oberen Classen der Mittelschulen. Brünn, Selbstverlag 1894. Pr. 2 K 20 h, geb. 2 K 50 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. April 1894, Z. 6733).

Močnik, Dr. Franz Ritter von, Lehrbuch der Arithmetik für Untergymnasien. II. Abtheilung, für die 3. und 4. Classe. 25. umg. Aufl. bearb. von Dr. W. Pscheidl. Wien, Karl Gerolds Sohn 1894. Pr. 65 kr., geb. 80 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Mai 1894, Z. 11.255).

Wallentin, Dr. Ignaz G., Lehrbuch der Physik für die oberen Classen der Mittelschulen. 9. veränd. Aufl. Mit 219 in den Text gedruckten Holzschnitten und einer Spectraltafel in Farbendruck. Ausgabe für Gymn. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1894. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 18. Juni 1894, Z. 10 789).

Engelhard Karl, Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie, nach dem neuesten Stande des Systems. Schlüssel. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 36 kr. (Min.-Erl v. 30. Mai 1894, Z. 12 061).

Andèl Anton, Das geometrische Ornament (I. Band der ornamentalen Formenlehre) in 10 Heften. 4. verb. Aufl. Wien, R. v. Waldheim 1893. Pr. eines Heftes 50 kr., des ganzen Werkes 5 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 6. Mai 1894, Z. 5084).

— — Das polychrome Flachornament. Ein Lehrmittel für den elementaren Zeichnenunterricht. Heft XVI (der neuen Serie Heft IV). Tafel 96—100. Wien, R. v. Waldheim 1892. Pr. 3 fl., allgemein zugelassen (ebenso dasselbe Vorlagenwerk mit böhm. Texte unter dem Titel: „Plochý ornament polychromovaný") (Min.-Erl. v. 6. Mai 1894, Z. 5083).

Über Veranlassung des k. k. Ministeriums des Innern hat der Oberste Sanitätsrath die für die Bauhygiene maßgebenden Grundsätze in Berathung gezogen und wurde das von dem a. o. Mitgliede dieses Fachrathes, Architekten Hofrath Prof. Franz R. v. Gruber unter Mitwirkung des Professors der Hygiene an der Wiener Univ., Obersanitätsrathe Dr. Max Gruber ausgearbeitete und dem Obersten Sanitätsrathe vorgelegte bezügliche Referat unter dem Titel: „Anhaltspunkte für die Verfassung neuer Bauordnungen in allen die Gesundheitspflege betreffenden Beziehungen" veröffentlicht und als 2. Heft der „Wissenschaftlichen Abhandlungen aus dem Obersten Sanitätsrathe" mit Nr. 5 des Jahrganges 1893 der Wochenschrift: „Das österreichische Sanitätswesen" ausgegeben und zugleich als selbständige Publication im Verlage von A. Hölder in Wien, I., Rothenthurmstraße 15 in den Buchhandel gebracht. Vorstehende Publication wird der Beachtung empfohlen (Min.-Erl. v. 29. April 1894, Z. 6939).

Unter Leitung des k. und k. Directors der mineralogisch-petrographischen Abtheilung des k. k. naturhistor. Hofmuseums ist in Wien, XVII., Elterleinplatz 1, eine Lehrmittel-Centrale begründet worden, welche die Vermittlung des Ankaufes und Umtausches, sowie die Bestimmung von Mineralien für Mittelschulen unter folgenden Modalitäten besorgt: Die Centrale hält ein Vorrathslager der in Lehrbüchern für Mittelschulen behandelten Mineral-Arten und -Varietäten, woraus jede österr. Mittelschule über Verlangen die von ihr gewünschten Stücke gegen Barzahlung zugesendet erhält. Die Centrale garantiert richtige Bestimmung, charakteristische Beschaffenheit und Preiswürdigkeit der von ihr vermittelten Stücke. Die Centrale übernimmt abzugebende Mineraldoubletten von Mittelschulen zur Verwertung; sie schätzt dieselben ab und schreibt die Beträge für die abgesetzten Stücke nach Abschreibung von 10 Procent (Beitrag zur Localmiete) der betreffenden Schule gut, welche für ihr Guthaben andere Mineralien (nach Vereinbarung auch andere Lehrmittel) zu beziehen berechtigt ist. Die Centrale übernimmt auch die Bestimmung von Mineralien für Mittelschulen nach Maßgabe der verfügbaren Arbeitskräfte. Sendungen und Zuschriften sind zu richten

an die Adresse: Lehrmittel-Centrale, Wien, XVII., Elterleinplatz 1 (Min.-Erl. v. 24. April 1894, Z. 3510).

Čechisch.

Martin, Dr. Konrad, Katolická věrouka pro vyšší třídy škol středních. 4. Aufl. Neu bearb. von Dr. Karl Vondruška. Prag, J. L. Kober 1894. Pr. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. unter Voraussetzung der Approbation der competenten confessionellen Oberbehörde allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 18. Juni 1894, Z. 12.318).

Bartoš František, Česká čitanka pro čtvrtou třídu škol středních. 3. umg. Aufl. Brünn, K. Winiker 1894. Pr. 96 kr., geb. 1 fl. 16 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 18. Juni 1894, Z. 12.142).

Gebauer, Dr. Jan, Mluvnice česká pro školy střední a ústavy učitelské. II. Skladba, 2. wesentl. unv. Aufl. Prag u. Wien, F. Tempsky 1894. Pr. 1 fl., geb. 1 fl. 25 kr. (Min.-Erl. v. 15. Juli 1894, Z. 15.465).

Herzer, Dr. Jan, Učebná kniha jazyka německého pro druhou třídu škol středních. 2. verb. Aufl. Prag, A. Storchs Sohn 1893. Pr. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr., der Gebrauch dieser 2. Aufl. kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 13. Juni 1894, Z. 12.317).

Roth Julius, Mluvnické nauky německého jazyka pro nižší třídy škol středních, 7. unv. Aufl. Prag u. Wien, F. Tempsky 1894. Pr. 40 kr., geb. 60 kr. (Min.-Erl. v. 15. Juni 1894, Z. 13.497).

— — Cvičebná kniha jazyka německého pro třetí a čtvrtou třídu škol středních, 5. unv. Aufl. Prag u. Wien, F. Tempsky 1894. Pr. 85 kr., geb. 1 fl. 5 kr. (Min.-Erl. v. 15. Juni 1894, Z. 13.497).

Dvořák Rud. und Šujan Frant., Dějepis všeobecný v obrazech pro nižší třídy škol středních. I. Starý věk. Sepsal Dr. Fr. Šujan. Prag, F. Tempsky 1894. Pr. 70 kr., geb. 95 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1894, Z. 10.213).

Řehák Jan, Učebnice dějepisu pro nižší třídy škol středních. Díl I. Dějiny věku starého. Prag u. Wien, F. Tempsky 1894. Pr. 1 K 20 h., geb. 1 K 70 h, allgemein zugelassen, der gleichzeitige Gebrauch dieses Lehrbuches und des mit dem Min.-Erl. v. 17. Juni 1887, Z. 11.447, zum Unterrichtsgebrauche an Mittelschulen mit böhm. Unterrichtssprache zugelassenen Lehrbuches: Gindely, Dr. Anton, Dějepis všeobecný pro nižší třídy škol středních. Pro české školy vzdělal: J. Řehák, I. Theil: Das Alterthum. 5. Aufl. Pr. brosch. 80 kr., geb. 95 kr., in derselben Classe ist nicht statthaft (Min.-Erl. v. 24. April 1894, Z. 7258).

Šembera, Dr. Franz, Učebná kniha dějepisu všeobecného pro nižší třídy škol středních. Díl II. Věk střední. Prag, Bursík u. Kohout 1894. Pr. geh. 65 kr., geb. 85 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1894, Z. 11.271).

Sobek Franz, Dějiny všeobecné pro nižší třídy škol středních. Díl II. Věk střední. 3. verb. Aufl. Prag, J. L. Kober 1894. Pr. 55 kr., geb. 75 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Juni 1894, Z. 13.585).

Tille, Dr. Anton, Učebnice zeměpisu obecného i rakousko-uherského pro školy střední. Svazek I. Zeměpis obecný. Část první pro I. třídu gymnasií a realných gymnasií. 10. Aufl. Prag, J. L. Kober 1894. Pr. 50 kr., geb. 70 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 18. Juni 1894, Z. 10.219).

Vlach, Dr. Jaroslav, Dějepis obecný pro nižší třídy škol středních. Díl I. Starý věk. Prag, J. Otto 1894. Pr. 60 kr., geb. 70 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Juni 1894, Z. 13.782).

Sommer Jan, Arithmetika pro nižší gymnasium. Prag u. Wien, F. Tempsky 1894. Pr. 1 fl., geb. 1 fl. 25 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1894, Z. 6343).

Reiss Fr. und Theuerer, Dr. Jos., Fysika pro vyšší třídy středních škol. Prag, Verlag des Vereines der böhm. Mathematiker 1894. Ausgabe für Gymnasien. Pr. geh. 4 K 30 h. geb. 4 K 60 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1894, Z. 10.565).

Jarolímek Vincenz, Nauka o tvarech měřických přípravou ke kreslení ornamentalnímu. Pro první třídu středních škol, 3. unv. Aufl. Prag, Verlag des Vereines der böhm. Mathematiker 1894. Pr. geb. 80 h (Min.-Erl. v. 22. Mai 1894, Z. 11.445).

Pokorný, Dr. Alois, Názorný přírodopis živočišstva. Pro nižší oddělení středních škol vzdělal F. V. Rosický. 8. verb. Aufl. Prag, F. Tempsky 1894. Pr. 2 K, geb. 2 K 50 h, unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Juni 1894, Z. 13.914).

Italienisch.

Defant Giuseppe, Corso di lingua tedesca. Con un dizionarietto metodico. Parte II. Trient, G. G. Monauni 1894. Pr. geb. 2 K 50 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Mai 1894, Z. 10.104).

Hannak, Dr. E., Compendio di storia, geografia e statistica della monarchia austro ungherese per le classi inferiori e superiori delle scuole medie. 3. ital. Aufl., durchgesehen und verbessert nach der 10. deutschen Ausgabe, I. und II. Theil. Mit 18 Illustrationen. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 90 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Juni 1894, Z. 12.634).

Morteani Luigi, Elementi di geografia per la prima classe ginnasiale. Mit 20 Illustrationen. Triest, Selbstverlag 1894. In Commission der Buchhandlung F. H. Schimpff. Pr. geh. 1 K, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 15. Mai 1894, Z. 7731).

Krist, Dr. Giuseppe, Elementi di fisica per le classi inferiori delle scuole medie specialmente dei ginnasi. Übersetzt nach der 18. deutschen Ausgabe und gekürzt mit Zustimmung des Autors von Franz Postet. Mit 215 Illustrationen. Trient, G. B. Monauni 1894. Pr. geh. 3 K, geb. 3 K 50 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1894, Z. 10.726).

Slovenisch.

Sket, Dr. Jakob, A. Janežičeva slovenska slovnica za srednje šole. 7. Ausg. Klagenfurt, Verlag der St. Hermagoras-Buchdruckerei 1894. Pr. geh. 1 fl. 30 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der 6. Aufl. in derselben Classe zugelassen (Min.-Erl. v. 15. Mai 1894, Z. 7367).

— — Staroslovenska čitanka za višje razrede srednjih šol. Wien, K. k. Schulbücher-Verlag 1894. Pr. geh. 1 fl. 50 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 27. August 1894, Z. 20.039).

Bezenšek Anton, Slovenska stenografia po sestavu Fr. Ks. Gabelsbergerja (Slovenische Stenographie nach dem Systeme F. X. Gabelsbergers), 2. verb. Aufl. Laibach, Verlag der „Slovenska Matica“ 1893. Pr. geh. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1894, Z. 11.321).

Ruthenisch.

Smal-Stocki, Dr. Stephan und Gartner, Dr. Theodor, Ruthenische Grammatik (in ruthenischer Sprache). Lemberg 1893. Pr. geb. 1 fl., an den Mittelschulen der Bukowina, an denen die ruthenische Sprache gelehrt wird, zugelassen (Min.-Erl. v. 18. Juni 1894, Z. 10.232).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 22. März 1894, mit welcher die Artikel II, VI und XX der Verordnung vom 7. Febr. 1884, betreffend die Prüfung der Candidaten des Gymnasial- und Realschul-Lehramtes, abgeändert werden. — Auf Grund der a. h. Entschließung vom 13. März 1894 finde ich anzuordnen, wie folgt: §. 1. Die Artikel II, VI und XX der Verordnung vom 7. Februar 1884, R. G. Bl. Nr. 26, werden in der gegenwärtigen Fassung in nachfolgender Weise abgeändert. §. 2. In Artikel II, Punkt 2, lit. *b*) ist als Schlussalinea einzuschalten: Candidaten der modernen Sprachen haben sich über die Theilnahme an praktischen Sprechübungen in den betreffenden Cursen oder Seminarien, wenn solche bestehen, auszuweisen. §. 3. Artikel VI, Punkt 1, lit. *g*) und *h*) haben zu lauten: *g*) Eine der modernen Culturſprachen: Französisch, Italienisch, Englisch, für gewisse Anstalten mit nicht deutscher Unterrichtssprache auch Deutsch, in Verbindung mit Deutsch oder irgend einer Landessprache (Unterrichtssprache) als Hauptfächer. *h*) Die englische Sprache als Hauptfach, dazu die französische Sprache und die deutsche oder irgend eine Landessprache (Unterrichtssprache) als Nebenfächer. §. 4. Im Falle der Verbindung von Deutsch für Anstalten mit nichtdeutscher Unterrichtssprache mit irgend einer Landessprache als Hauptfächer bleiben die Bestimmungen des Artikels VI, Punkt 4, Ausnahmsbestimmung, aufrecht. §. 5. Artikel XX, Punkt 3, alinea 2 hat zu lauten: Philologen haben die eine Clausurarbeit in lateinischer Sprache, Candidaten für das Lehramt der modernen Sprachen im Falle *g*) des Artikels VI die eine Clausurarbeit in der betreffenden modernen Sprache, im Falle *h*) je eine Clausurarbeit in jeder der beiden modernen Sprachen zu arbeiten, ohne Gebrauch eines Lexikons oder einer Grammatik. §. 6. Diese Verordnung tritt sofort in Kraft. §. 7. Lehramtscandidaten, welche auf Grund ihrer bisher abgelegten Prüfung eine Lehrbefähigung erworben haben, die den Forderungen dieser Verordnung entspricht, steht es frei, um Zuerkennung der formellen Lehrbefähigung im Wege der betreffenden Prüfungscommission beim k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht einzuschreiten.

Erlass des Min. für C. und U. vom 4. April 1894, Z. 6082, mit welchem der Erlass des k. k. Finanzministeriums vom 16. März 1894, Z. 8310, betreffend die Stempelbehandlung der Gesuche um Befreiung vom Turnunterrichte an Mittelschulen und der von den Dispenswerbern beizubringenden ärztlichen Zeugnisse, kundgemacht wird. — Das k. k. Finanzministerium hat aus Anlass einer an dasselbe gerichteten Anfrage

ausgesprochen, dass Gesuche von Schülern der Staats-, Landes- und Communal-Mittelschulen um Befreiung von der Theilnahme am Turnunterrichte, beziehungsweise die solche Eingaben vertretenden Protokolle der Stempelpflicht nach Tarif-Post 43 *a* 2, beziehungsweise Tarif-Post 79 *a* 1 des Gesetzes vom 13. December 1862 unterliegen. Die von den Dispenswerbern bei diesem Anlasse nach Anordnung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht vorzulegenden ärztlichen Zeugnisse sind nach Tarif-Post 117 *f* des Gebürengesetzes bedingt gebürenfrei.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 4. Sept. 1893 zu genehmigen geruht, dass das V. Staats-Untergymn. in Lemberg vom Schuljahre 1893/94 ab successive durch Hinzufügung der Obergymnasialclassen zu einem vollständigen Staats-Gymn. erweitert werde.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 31. August 1893 zu genehmigen geruht, dass das Communal-Untergymn. in Čáslau unter Annahme der angebotenen Beitragsleistungen der Stadtgemeinde Čáslau vom Schuljahre 1894/95 ab in die Verwaltung des Staates übernommen werde.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 6. Sept. 1893 zu genehmigen geruht, dass das Communal-Untergymn. in Wittingau unter Annahme der angebotenen Beitragsleistungen der Stadtgemeinde Wittingau vom 1. Sept. 1894 ab in die Verwaltung des Staates übernommen werde.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der mit dem Titel und Charakter eines Sectionschefs bekleidete Ministerialrath Vincenz Graf Baillet de Latour zum Sectionschef und der mit dem Titel und Charakter eines Ministerialrathes bekleidete Sectionsrath Dr. August Ritter von Kleemann zum Ministerialrathe im Min. für C. und U. (a. h. Entschl. v. 20. April), der Ministerialsecretär Dr. Richard Freiherr von Bienerth zum Sectionsrathe extra statum, der Ministerialsecretär Dr. Leo Ritter Beck von Mannagetta zum Sectionsrathe und der Ministerialvicesecretär Dr. Karl Kelle zum Ministerialsecretär im Min. für C. und U. (a. h. Entschl. v. 23. April).

Der Ministerialconcipist Dr. Sigismund Pilat zum Ministerialvicesecretär, der Rechnungsassistent Emil Kramsall zum Rechnungsofficial und der Rechnungspraktikant Maximilian Rohrweck zum Rechnungsassistenten im Rechnungsdepartement des Min. für C. und U., der Concipist der Landesregierung in Kärnten Rudolf Ritter von Förster zum Ministerialconcipisten im Min. für C. und U., der Concipist der Finanzlandesdirection für Niederösterreich Dr. Max Ritter Hussarek von Heinlein zum Ministerialconcipisten extra statum im Min. für C. und U.

Der ord. Prof. der Physiologie an der Univ. Wien Dr. Sigmund Exner wurde zur a. o. Verwendung in das Min. für C. und U. berufen (a. h. Entschl. v. 15. Juni).

Zum Directionsadjuncten beim k. k. Schulbücherverlage in Wien der Oberamtsofficial bei diesem Schulbücherverlage Johann Sölch und zum Secretär extra statum der Centraldirection der k. k. Schulbücherverläge der Concipist dieser Direction Theodor Wall.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 30. Juli die Wiederwahl des geheimen Rathes, Directors des Haus-, Hof- und Staatsarchives Dr. Alfred Ritter von Arneth zum Präsidenten und des ord. Prof. der Geologie an der Univ. in Wien Dr. Eduard Suess zum Vicepräsidenten der k. Akademie der Wissenschaften in Wien auf die weitere Functionsdauer von drei Jahren, sowie die Wahl des geheimen Rathes, Präsidenten des Obersten Gerichts- und Cassationshofes, gegenwärtigen Curator-Stellvertreters Dr. Karl von Stremayr und des geheimen Rathes, Präsidenten des Reichsgerichtes Dr. Josef Unger zu Ehrenmitgliedern der Gesammtakademie a. g. zu bestätigen geruht. Weiters haben Seine k. und k. apost. Majestät den ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Wien, Regierungsrath Dr. Franz Mertens und den ord. Prof. der pathol. Anatomie an derselben Univ. Dr. Anton Weichselbaum zu wirkl. Mitgliedern der Akademie, und zwar in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe, a. g. zu ernennen geruht. Schließlich haben Seine k. und k. apost. Majestät die Wahl des Doctors der Medicin und Chirurgie Josef Breuer in Wien, des ord. Prof. der Chemie an der deutschen Univ. in Prag Dr. Guido Goldschmiedt, des Prof. der Mineralogie und Geologie an der deutschen techn. Hochschule in Prag Dr. Victor Uhlig und des Prof. der Botanik an der techn. Hochschule in Graz Dr. Hans Molisch zu corresp. Mitgliedern derselben Classe im Inlande und die Wahl des ständigen Secretärs der k. preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin Dr. A. Anwers zum corresp. Mitgliede dieser Classe im Auslande huldvollst zu bestätigen geruht.

Der Prof. an der Staats-Oberrealschule in Krakau und Privatdocent Dr. Josef Tretiak zum a. o. Prof. der ruthen. Sprache und Literatur an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 5. Febr.), der Privatdocent Dr. Anton Straub zum a. o. Prof. der Dogmatik an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 3. März), die Privatdocenten Dr. Victor Ritter von Hacker und Julius Hochenegg zu a. o. Proff. der Chirurgie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 11. März), der Privatdocent Dr. Josef Kern zum a. o. Prof. der philos. Vorbereitungswissenschaften an der theolog. Fac. der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 19. März), der a. o. Prof. Dr. Ottokar Tumlirz zum ord. Prof. der mathem. Physik an der Univ. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 21. März), der a. o. Prof. Dr. Rudolf Hochegger zum ord. Prof. der Philosophie und Pädagogik an der Univ. in Czernowitz, der Custos am naturhistor. Hofmuseum und Privatdocent Dr. Friedrich Berwerth zum a. o. Prof. der Petrographie an der Univ. in Wien, der Privatdocent Dr. Ludwig Hoffer von Sulmthal zum a. o. Prof. für interne Medicin an der Univ. in Graz, der Privatdocent Dr. Alfred F. Přibram zum a. o. Prof. der mittleren und neueren Geschichte an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 6. April), der ord. Prof. an der Thierarzenei- und Hufbeschlagsschule in Lemberg Dr. Heinrich Kadyi zum ord. Prof. der Anatomie an der zu activierenden medicin. Fac. der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 9. April), der Stipendist und Lehramtscandidat an der Univ. in Kiew Michael Gruszewski zum ord. Prof. der allg. Geschichte an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 11. April), der mit dem Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. bekleidete a. o. Prof. Dr. Anton Rosner zum Prof. für Hautkrankheiten und Syphilis an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 1. Mai), der a. o. Prof. Dr. Theodor Escherich zum ord. Prof. der Kinderheilkunde an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 12. Mai), der mit dem Titel eines a. o. Univ.-Prof. bekleidete Privatdocent und Bibliothekar an der Joanneums-Bibliothek in Graz Dr. Hans von Zwiedinek-Südenhorst zum a. o. Prof. der neueren Geschichte an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 15. Mai), der a. o. Prof. der Mineralogie an der Univ. in Czernowitz Dr. Rudolf Scharizer zum ord. Prof. dieses Faches an der bezeichneten Univ. (a. h. Entschl. v. 15. Mai), der Privatdocent Dr. Sigmund Adler zum a. o. Prof. der österr. Reichsgeschichte an der Univ. in Wien (a. h.

Entschl. v. 30. Mai), der mit dem Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. bekleidete a. o. Prof. Dr. Victor Dantscher von Kollesberg zum ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 3. Juni), der a. o. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Gabriel Anton zum ord. Prof. der Psychiatrie und Nervenpathologie an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 7. Juni), der ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Karl Gussenbauer zum ord. Prof. der Chirurgie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 11. Juni), der Custosadjunct am österr. Museum für Kunst und Industrie in Wien und Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Alois Riegl zum a. o. Prof. der Kunstgeschichte an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 13. Juni), der ord. Univ.-Prof. in München Dr. Ludwig Boltzmann, bair. Geheimrath und k. k. Hofrath, zum ord. Prof. der theor. Physik an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 20. Juni), der a. o. Prof. an der Univ. in Graz Dr. Emil Pfersché zum a. o. Prof. des römischen Rechtes an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 21. Juni), der Privatdocent Dr. Franz Hillebrand zum a. o. Prof. der Philosophie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 24. Juni), der Privatdocent und Prof. an der Oberrealschule in Karolinenthal Dr. Karl Brunner zum a. o. Prof. der Chemie an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 24. Juni), der Privatdocent an der Univ. in Wien, Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Robert Zuckerkandl zum a. o. Prof. der polit. Ökonomie an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 25. Juni), der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Ernst Freiherr von Schwind zum a. o. Prof. des deutschen Rechtes und der österr. Rechtsgeschichte an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 11. Juli), der ord. Prof. an der techn. Hochschule in Graz Regierungsrath Dr. Franz Mertens zum ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 13. Juli), der a. o. Prof. Dr. Julian Schramm zum ord. Prof. der Chemie an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 13. Juli), der ord. Prof. an der Univ. in Graz Dr. Edmund Bernatzik und die a. o. Proff. Dr. Wenzel Lustkandl und Dr. Adolf Menzel zu ord. Proff. an der Univ. in Wien, und zwar die beiden erstgenannten für allg. und österr. Staatsrecht, Verwaltungslehre und österr. Verwaltungsrecht und der letztgenannte für Verwaltungslehre und österr. Verwaltungsrecht (a. h. Entschl. v. 13. Juli), der ord. Prof. der Histologie und Embryologie an der böhm. Univ. in Prag Dr. Johann Janošik zum ord. Prof. der Anatomie an der genannten Univ. (a. h. Entschl. v. 24. Juli), der ord. Prof. des römischen Rechtes an der Univ. in Camerino Dr. Giovanni Pacchioni zum ord. Prof. desselben Faches an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 30. Juli), der mit dem Titel eines a. o. Prof. bekleidete Privatdocent und Gymnasialprof. Dr. Josef Neuwirth zum a. o. Prof. der Kunstgeschichte an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 31. Juli), der a. o. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Friedrich Kraus zum ord. Prof. der spec. medicin. Pathologie und Therapie an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 17. August), der a. o. Prof. Dr. Kasimir von Kostanecki zum ord. Prof. der Anatomie an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 28. August).

Den a. o. Proff. für Ohrenheilkunde an der Univ. in Wien Dr. Josef Gruber und Dr. Adam Politzer, sowie dem a. o. Prof. der Laryngologie an dieser Univ. Dr. Karl Storck wurde der Titel und Charakter von ord. Univ.-Proff. verliehen (a. h. Entschl. v. 16. April).

Dem pens. Prof. der Univ. in Dorpat und Docenten für vergleich. Sprachwissenschaft an der Univ. in Krakau, k. russ. wirkl. Staatsrath Dr. Johann Baudouin de Courtenay wurde der Titel eines ord. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 25. Juni).

Dem Privatdocenten für allg. Geologie an der Univ. in Lemberg Dr. Josef Siemiradzki und dem Privatdocenten für mathem. Physik an der Univ. in Krakau Dr. Ladislaus Nathanson wurde der Titel eines a. o. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 9. März), desgleichen dem Privatdocenten für Zahnheilkunde und Leiter des zahnärztlichen Institutes

der Univ. Wien Dr. Julius Scheff (a. h. Entschl. v. 6. April) und dem Privatdocenten an der deutschen Univ. in Prag und Prof. an der 1. deutschen Oberrealschule daselbst Dr. Karl Garzarolli Edlen von Turnlakh (a. h. Entschl. v. 24. Juni).

Der a. o. Prof. Dr. Johann Kubiček zum ord. Prof. der Pastoraltheologie an der theol. Fac. der Univ. in Olmütz (a. h. Entschl. v. 18. März), der Vicesuperior des fürsterzbischöfl. Clericalseminares in Olmütz Dr. Josef Kachnik zum a. o. Prof. der Fundamentaltheologie und der christl. Philosophie an der theol. Fac. daselbst (a. h. Entschl. v. 14. August).

Der Maler Kasimir Pochwalski zum ord. Prof. für Historienmalerei und der Architekt Oberbaurath Otto Wagner zum ord. Prof. für Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Wien (a. h. Entschl. v. 16. Juli).

Die Zulassung des Dr. Rudolf Heberdey als Privatdocent für class. Archäologie, des Dr. Karl Kraus als Privatdocent für ältere germ. Sprachen und Literatur und des Dr. Oskar Walzel als Privatdocent für neuere deutsche Literaturgeschichte an der phil. Fac. der Univ. in Wien wurde genehmigt, desgleichen die des Dr. Johann Fijałek als Privatdocent für Kirchengeschichte an der theol. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Maximilian Sternberg als Privatdocent für interne Medicin an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Leo Wachholz als Privatdocent für gerichtl. Medicin und des Dr. Adolf Beck als Privatdocent für Physiologie an der med. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Ernst Blaschke als Privatdocent für polit. Arithmetik an der phil. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Richard Kerry als Privatdocent für med. Chemie an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Kasimir Ritter von Twardowski als Privatdocent für Philosophie an der phil. Fac. der Univ. in Wien, des Univ.-Kanzlei-Directors Dr. Karl Brockhausen als Privatdocent für österr. Verwaltungsrecht an der jurid. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Anton Nestler als Privatdocent für Anatomie der Pflanzen an der phil. Fac. der deutschen Univ. in Prag, des Dr. Heinrich Barvíř als Privatdocent für Petographie an der phil. Fac. der böhm. Univ. in Prag, des Dr. Michael Gatterer als Privatdocent für Moral- und Pastoraltheologie an der theol. Fac. der Univ. in Innsbruck, des Dr. Karl Ipsen als Privatdocent für gerichtl. Medicin an der medic. Fac. der Univ. in Graz, des Dr. Rudolf Pollak als Privatdocent für österr. Civilprocessrecht und Verfahren außer Streitsachen, des Dr. Eugen Ehrlich als Privatdocent für röm. Recht und des Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Karl Grünberg als Privatdocent für polit. Ökonomie an der jurid. Fac. der Univ. in Wien, des Prof. am Communalgymn. im II. Bezirke von Wien Dr. Alfred Burgerstein als Privatdocent für Anatomie und Physiologie der Pflanzen und des Dr. Adolf Wilhelm als Privatdocent für griech. Alterthumskunde und Epigraphik an der phil. Fac. der Univ. in Wien, des Gymnasialprof. Dr. Johann Máchal als Privatdocent für slav. Literatur an der phil. Fac. der böhm. Univ. in Prag und des Dr. Marian Ursyn von Zdziechowski als Privatdocent für slav. Philologie an der phil. Fac. der Univ. in Krakau.

Zum Custos an der Univ.-Bibliothek in Wien der mit dem Titel und Charakter eines Custos bekleidete Scriptor an dieser Bibliothek Dr. Wilhelm Haas, ferner zum Scriptor an derselben Bibliothek der Amanuensis Dr. Isidor Himmelbaur und zum Amanuensis der Praktikant Dr. Alfred Schnerich.

Zum prov. Amanuensis an der Studienbibliothek in Salzburg der Bibliotheks-Praktikant Dr. Ludwig Mayr.

Die k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen wurde in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1894/95 bestätigt.

Die k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Wien wurde in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1894/95 bestätigt (Min.-Erl. v. 11. April), desgleichen jene in Prag (Min.-Erl. v. 16. Juli).

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens in Prag für den Rest der laufenden Functionsperiode, d. i. bis zum Schlusse des Schuljahres 1895/96 der Prof. der med. Fac. an der böhm. Univ. in Prag Dr. Johann Janošik.

Der Min. für C. und U. hat für die Dauer der laufenden Functionsperiode, d. i. bis Ende des Schuljahres 1894/95, zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Prag ernannt: zum Director dieser Commission den ord. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag J. Šolín, zu Fachexaminatoren für Projectionslehre und für allg. pädag.-didakt. Fragen den ord. Prof. an der deutschen techn. Hochschule in Prag K. Küpper und den ord. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag F. Tilšer, für das ornam. Zeichnen den Architekten A. Barvitius und den a. o. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag J. Koula, für figurales Zeichnen den ord. Prof. an der deutschen techn. Hochschule in Prag E. Lauffer und den Prof. an der Prager Kunstgewerbeschule F. Ženišek, für Kunstgeschichte und Stillehre den ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. A. Schultz und den ord. Prof. an der böhm. Univ. in Prag Dr. O. Hostinský, für Anatomie des menschl. Körpers den ord. Prof. an der böhm. Univ. in Prag Dr. J. Janošik, für das Modellieren den Prof. an der Prager Kunstgewerbeschule C. Klouček, für die Unterrichtssprache den ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. J. Kelle und den ord. Prof. an der böhm. Univ. in Prag Dr. J. Gebauer.

Der Statthaltereirath der dalmat. Statthalterei Anton Ritter von Vuković zum Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten beim Landesschulrathe für Dalmatien (a. h. Entschl. v. 9. Mai), der Bezirkshauptmann Emil Eisner zum Statthaltereirathe und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten beim Landesschulrathe für Böhmen (a. h. Entschl. v. 20. Juni).

Der Director des Franz Joseph-Gymn. in Wien Stefan Kapp zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 27. Juli). Derselbe wurde dem Landesschulrathe für Niederösterreich zur Dienstleistung zugewiesen.

Zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Oberösterreich für die nächste dreijährige Functionsperiode der Canonicus und bischöfl. Kanzler in Linz Robert Kurzwernhart, der Canonicus Josef Schwarz daselbst, der Superintendent und evang. Pfarrer in Wallern Jakob Ernst Koch, der Rabbiner der israelit. Cultusgemeinde in Linz Moriz Friedmann, ferner der Director der Realschule in Linz Rudolf Pindter und der Director der dortigen Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt Dr. Wilhelm Zenz (a. h. Entschl. v. 24. August).

Der Domprälat Johann Raus und der Domcapitular Dr. Josef Pospišil, beide in Brünn, der Superintendenten-Stellvertreter der mähr.-schles. Superintendenz A. C. und Pfarrer der evang. Kirchengemeinde in Olmütz Johann Dědic, der Vorstand der israelit. Cultusgemeinde in Brünn Julius Ritter von Gomperz, der Prof. an der techn. Hochschule in Brünn Regierungsrath Gustav Niessl von Mayendorf, der Director des böhm. Untergymn. in Brünn Schulrath Franz Bartoš und der Director der dortigen deutschen Lehrerbildungsanstalt Leopold Schick zu Mitgliedern des mährischen Landesschulrathes für die nächste sechsjährige Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 25. August).

Der Director der böhm. Lehrerbildungsanstalt in Freiberg Johann Lošťák und der Prof. und prov. Leiter der Lehrerbildungsanstalt in Laibach Wilhelm Linhart zu Landesschulinspectoren (a. h. Entschl. v.

23. August). Die Landesschulinspectoren Dr. Konrad Jarz und Josef Lošťák wurden dem Landesschulrathe für Mähren und der Landesschulinspector Wilhelm Linhart dem Landesschulrathe für Steiermark zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Director des Communal-Untergymn. in Wittingau Dr. Anton Decker zum Director des Staats-Untergymn. in Wittingau (a. h. Entschl. v. 13. Juni), der Director des Communal-Untergymn. in Čáslau Peter Müller zum Director des Staats-Untergymn. in Čáslau (a. h. Entschl. v. 14. Juni).

Der Prof. am Obergymn. in Laibach Julius Wallner zum Director des Gymn. in Iglau und der Prof. am Gymn. in Prerau Franz Werner zum Director des Gymn. in Wallachisch-Meseritsch (a. h. Entschl. v. 13. Juli). Zum Director der Lehrerbildungsanstalt in Laibach der Prof. am I. Gymn. in Graz Franz Hubad.

Die Proff. am Gymn. in Pola Georg Benedetti und Johann Kalberg wurden in die VIII. Rangsclasse befördert, desgleichen der Prof. am Obergymn. in Laibach Dr. Heinrich Gartenauer und der Prof. am Untergymn. in Gottschee Jodok Mätzler.

Der Religionsprof. am Communal-Untergymn. in Čáslau Johann Kašpar zum wirkl. Religionslehrer am Staats-Untergymn. in Čáslau, ferner die Proff. am Communal-Untergymn. in Čáslau Franz Ruth, Wenzel Marek und Josef Lukeš zu Proff. am Staats-Untergymn. in Čáslau.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Jasło der Supplent an dieser Anstalt Florian Łozinski, zum röm.-kath. Religionslehrer an der Realschule in Lemberg der Religionslehrer am V. Gymn. in Lemberg Dr. Johann Slósarz, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Prerau der Supplent am Gymn. in Trebitsch Rudolf Kreutz, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Cattaro der Supplent am Gymn. in Spalato Josef Sasso, zum prov. Lehrer am Gymn. in Zara der Supplent an dieser Anstalt Georg Lušić. Der Prof. am Gymn. in Przemyśl Kasimir Bobek zum Prof. am Gymn. bei St. Anna in Krakau, der Prof. am Gymn. in Bochnia Stefan Gradczyński zum Prof. an der Realschule in Krakau, der Prof. am Gymn. in Mährisch-Trübau Friedrich Freiherr von Holzhausen zum Prof. an der Staats-Realschule in Graz.

Der gegenseitige Dienstpostentausch des Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) Josef Gucklar und des Prof. an der II. deutschen Realschule in Prag Dr. Adolf Hromada wurde genehmigt.

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Rzeszów der Supplent am Gymn. in Przemyśl Stanislaus Babiński und zum prov. Lehrer an der Realschule in Stanislau der Supplent am Gymn. in Drohobycz Kasimir Gruenberg.

Der Min. für C. und U. hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem Prof. am Gymn. in Krumau Dr. Josef Alton eine Stelle am Gymn. in Innsbruck, dem Prof. am deutschen Gymn. in Ungarisch-Hradisch Anton Bezděk eine Stelle am Gymn. in Znaim, dem Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria Anton Črnivec eine Stelle am Gymn. in Pola, dem Prof. am Gymn. in Deutschbrod Johann Confal eine Stelle am Gymn. in Chrudim, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Rovereto Dr. Rudolf Dannesberger eine Stelle an der deutschen Abtheilung des Gymn. in Trient, dem Prof. am Gymn. in Brody Zdislaw von Fialka eine Stelle an der Realschule in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Rudolfswerth Matthäus Gembrecich eine Stelle an der Staatsrealschule in Triest, dem Prof. an der böhm. Realschule in Pilsen Robert Hartmann eine Stelle an der böhm. Mittelschule in Prag-Kleinseite, dem Prof. an der Mittelschule in Reichenberg Adolf Hausenblas eine Stelle am Gymn. im II. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Stryj Cornel Heck eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Brody Emil Heythum eine Stelle an der Realschule in Steyr, dem der Realschule im XV. Bezirke in Wien zur Dienstleistung zuge-

wiesenen Prof. an der I. deutschen Realschule in Prag Dr. Heinrich Ritter von Höpflingen-Bergendorf eine Stelle am Gymn. im IX. Bezirke in Wien, dem wirkl. Lehrer am Untergymn. in Wittingau Josef Jelinek eine Stelle am Gymn. in Deutsch-Brod, dem Prof. am Gymn. in Görz Dr. Alois Kimmerle eine Stelle an der Realschule im IV. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Rzeszów Dr. Stanislaus Klemensiewicz eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Schlan Alexander Křížek eine Stelle am Gymn. in Chrudim, dem wirkl. Lehrer am Untergymn. in Wittingau Josef Krůšek eine Stelle an der böhm. Mittelschule in Prag-Kleinseite, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Sanok Valerian Krywult eine Stelle an der Realschule in Krakau, dem Lehrer am Privatgymn. der Gesellschaft Jesu in Bąkowice-Chyrow Johann Kubliński eine Stelle am Gymn. in Przemyśl, dem Prof. am Gymn. in Freistadt Franz Lehner eine Stelle am Gymn. in Linz, dem Prof. am Untergymn. in Gottschee Jodok Mätzler eine Stelle am Gymn. in Klagenfurt, dem Prof. am Gymn. in Radautz Eugen Maximowicz eine Stelle an der griech.-orient. Realschule in Czernowitz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Stryj Anton Mazanowski eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem Prof. am Gymn. in Pilgram Karl Mollenda eine Stelle am Gymn. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Radautz Dr. Alfred Pawlitschek eine Stelle am Gymn. in Czernowitz, dem Prof. am Gymn. in Königgrätz Johann Pelikán eine Stelle am Gymn. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Raudnitz Franz Ptáčník eine Stelle am Gymn. in Neuhaus, dem Prof. am Untergymn. in Gottschee Anton Riedel eine Stelle an der Realschule in Klagenfurt, dem Prof. am Gymn. in Przemyśl Stanislaus Schneider eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Brzeżany Roman Spitzer eine Stelle an der Realschule in Krakau, dem Lehrer an der städtischen höheren Handelsschule in Reichenberg Anton Stangl eine Stelle an der Mittelschule in Reichenberg, dem wirkl. Lehrer am Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz Josef Staromiejski eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Böhmisch Leipa Moriz Strach eine Stelle am deutschen Gymn. in Prag-Altstadt, dem wirkl. Lehrer am deutschen Untergymn. in Smichov Karl Strasser eine Stelle an der Realschule im VII. Bezirke in Wien, dem Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) Anton Strobl eine Stelle am deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite, dem Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz Eusebius Szajdzicki eine Stelle am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, dem Prof. an der Realschule in Krakau Alois Szarłowski eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Krumau Georg Tauber eine Stelle am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben), dem Director des Communal-Untergymn. in Gaya Leopold Tertsch eine Stelle an der Mittelschule in Reichenberg, dem Prof. an der Realschule in Königgrätz Josef Tesař eine Stelle an der böhm. Mittelschule in Prag-Kleinseite, dem Prof. an der deutschen Realschule in Pilsen Dr. Franz Thalmayr eine Stelle am Gymn. in Linz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Reichenau Josef Třasák eine Stelle am Untergymn. in Wittingau, dem Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stefansgasse) Dr. Franz Tschernich eine Stelle am akad. Gymn. in Wien, dem wirkl. Lehrer am Communal-Untergymn. in Wittingau Josef Tvrdý eine Stelle am Gymn. in Reichenau, dem wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Schlan Franz Vacek die Religionslehrerstelle am böhm. Real- und Obergymn. in Prag, dem Prof. am II. deutschen Gymn. in Brünn Gottfried Vogrinz eine Stelle am Gymn. in Villach, dem Prof. am Communal-Untergymn. in Wittingau Valentin Weinzettl eine Stelle am Gymn. in Raudnitz.

Der Min. für C. und U. hat ferner ernannt: *A.* Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a)* die prov. Lehrer: Josef Gregor vom Gymn. in Jičin für die Realschule in Königgrätz, Johann Hanamann vom Gymn. in Deutsch-Brod für das Gymn. in Schlan, Dr. Georg Heidrich

vom Gymn. in Pola für diese Anstalt, Wenzel König vom böhm. Obergymn. in Brünn für diese Anstalt, Franz Leiter vom Gymn. in Leitmeritz für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, Gotthard Smolař von der Realschule in Pardubitz für das Untergymn. in Čáslau, Josef Trubl vom Gymn. in Tábor für das Gymn. in Reichenau, Dr. Karl Vandas von der böhm. Realschule in Prag für das Gymn. in Kolin, Josef Zaunmüller vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Freistadt; *b*) die Supplenten: Nikolaus Baldemair vom deutschen Gymn. in Pilsen für das Gymn. in Krumau, Adalbert Błotnicki vom Gymn. in Neu Sandez für das Gymn. in Jaslo, Anton Borzemski vom Gymn. in Sambor für das Gymn. in Sanok, Gerasim Buliga vom griech.-orient. Gymn. in Suczawa für diese Anstalt, Johann Čermák von der Realschule in Kuttenberg für das böhm. Real- und Obergymn. in Prag, Dr. Julius Dostal vom Gymn. im IX. Bezirke in Wien für das Gymn. in Wiener-Neustadt, Leonhard Eder vom Gymn. in Linz für das Untergymn. in Gottschee, Heinrich Filippi von der böhm. Realschule in Karolinenthal für das Gymn. in Chrudim, Walter Gentilini vom Gymn. in Rovereto für diese Anstalt, Josef Girardi vom Gymn. in Rovereto für diese Anstalt, Siegmund Goldmann von der Unterrealschule im II. Bezirke in Wien für das deutsche Untergymn. in Smichov, Adalbert Grzegorzewicz vom Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau für das Gymn. in Stryj, Anton Havránek von der böhm. Mittelschule in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Kolin, Josef Jäger von der Realschule in Rakonitz für das Untergymn. in Wittingau, Dr. Franz Janežić, suppl. Religionslehrer, vom Gymn. in Cilli für diese Anstalt, Anton Joniec vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Przemyśl, Andreas Karlin, suppl. Religionslehrer, vom Untergymn. in Laibach für diese Anstalt, Jakob Kavčič, suppl. Religionslehrer, vom Gymn. in Marburg für diese Anstalt, Franz Klapálek vom böhm. Real- und Obergymn. in Prag für das Untergymn. in Wittingau, Franz Klein vom Gymn. in Teschen für das II. deutsche Gymn. in Brünn, Wladimir Kmicikiewicz vom V. Gymn. in Lemberg für die ruthen. Abth. des Gymn. in Przemyśl, Josef Krágl vom Gymn. in Chrudim für das Untergymn. in Čáslau, Johann Kraus vom deutschen Gymn. in Pilsen für das Gymn. in Krumau, Josef Kubr vom Gymn. in Königgrätz für diese Anstalt, Dr. Anton Kurpiel von der Realschule in Krakau für das Gymn. in Jaroslau, Albin Lesky von der Staats-Realschule in Graz für das Gymn. in Klagenfurt, Emil Lityński vom Gymn. in Złoczów für das Gymn. in Brody, Heinrich Löwy von der Realschule in Triest für das Gymn. in Kaaden, Anatol Łucyk vom Gymn. in Jaroslau für das Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz, Josef Mach vom böhm. Gymn. in Kremsier für diese Anstalt, Dr. Anton Medved, suppl. Religionslehrer, vom Gymn. in Marburg für diese Anstalt, Dr. Theodor Nacher vom II. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Brzeżany, Hugo Navratil vom II. Gymn. in Graz für das Gymn. in Arnau, Johann Nepustil vom Gymn. in Příbram für diese Anstalt, Peter Niebieszczański von der Realschule in Krakau für das Gymn. in Brzeżany, Victor Nussbaum vom Gymn. in Czernowitz für das griech.-orient. Gymn. in Suczawa, Dr. Josef Perkmann vom Gymn. in Innsbruck für das Gymn. in Czernowitz, Wilhelm Pokorny vom akad. Gymn. in Wien für das deutsche Gymn. in Ungarisch-Hradisch, Josef Ryneš vom Gymn. in Tábor für das Untergymn. in Wittingau, Ferdinand Saxl vom Gymn. in Czernowitz für das Gymn. in Radautz, Eduard Scholz vom akad. Gymn. in Wien für das Gymn. in Görz, Martin Sebastian von der Unterrealschule im V. Bezirke in Wien für das Untergymn. in Gottschee, Hugo Skopal vom II. Gymn. in Graz für das Gymn. in Rudolfswerth, Hugo Soyka von der Realschule im VII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Radautz, Franz Sychra vom Gymn. in Kolin für die böhm. Realschule in Karolinenthal, Dr. Johann Tertnik vom Gymn. in Marburg für diese Anstalt, Dr. Josef Theurer vom Gymn. in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Pilgram, Johann Tralka

vom Gymn. in Stanislau für das Gymn. in Stryj, Josef Wentzel vom Gymn. in Görz für die Realschule in Laibach, Johann Wilkosz vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Neu-Sandez, Anton Zubczewski vom V. Gymn. in Lemberg für das Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz. — *B.* Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen die Supplenten: Georg Bayer vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) für das Gymn. in Salzburg, Siegmund Brief vom Gymn. im XVII. Bezirke in Wien für das Gymn. im VIII. Bezirke in Wien, Johann Malý vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) für das böhm. Gymn. in Pilsen, Wladimir Mikan vom Gymn. in Königgrätz für die Realschule in Kuttenberg, Andreas Mock vom Gymn. in Czernowitz für das Gymn. in Radautz, Dr. Josef Murr vom Gymn. in Marburg für das Gymn. in Linz, Franz Nekola vom Gymn. in Jungbunzlau für das Gymn. in Tábor, Alois Neusser vom Gymn. im VI. Bezirke in Wien für das Gymn. in Brüx, Franz Petr vom Gymn. in Chrudim für das Gymn. in Deutsch-Brod, Dr. Anton Reichl vom deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Brüx, Romuald Rinesch von der deutschen Staats-Realschule in Brünn für das I. deutsche Gymn. in Brünn, Adolf Ručka vom Gymn. in Schlan für das Gymn. in Neuhaus, Franz Schneider von der Mittelschule in Reichenberg für das Gymn. in Leitmeritz, Ignaz Sigmond vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für die Realschule in Písek, Dr. Wenzel Sixta vom Gymn. in Neuhaus für die Realschule in Pardubitz, Karl Swoboda vom böhm. Obergymn. in Brünn für diese Anstalt, Alois Zdrahal vom Gymn. in Chrudim für die Realschule in Königgrätz.

Zum röm.-kath. Religionslehrer am V. Gymn. in Lemberg der suppl. Religionslehrer an der Realschule in Lemberg Johann Lada Ritter von Gnatowski, zum griech.-kath. Religionslehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Stanislau der griech.-kath. Religionslehrer am Untergymn. in Buczacz Johann Porajko.

Zu wirkl. Lehrern am Gymn. in Stanislau der Supplent am V. Gymn. in Lemberg Stanislaus Szarga, am Gymn. in Bochnia der Supplent am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Albin Schreyer, am Gymn. in Rzeszow der Supplent am IV. Gymn. in Lemberg Eduard Kozłowski, an der Staats-Realschule in Graz der wirkl. Lehrer am Landes-Gymn. in Leoben Dr. Alois Walter, am Untergymn. in Čáslau der Prof. am Communal-Untergymn. in Čáslau Karl Steinhauser, am Gymn. in Mährisch-Trübau der Supplent am Communal-Gymn. im II. Bezirke in Wien Rudolf Böck.

Zu wirkl. Lehrern am Staats-Untergymn. in Wittingau die Proff. am Communal-Untergymn. in Wittingau Wenzel Veverka und Dr. Břetislav Foustka, an der Mittelschule in Reichenberg der Supplent am Gymn. im III. Bezirke in Wien Leo Schöngut, an der Gewerbeschule im X. Bezirke in Wien der wirkl. Lehrer am deutschen Gymn. in Kremsier Josef Kessler, an der deutschen Gewerbeschule in Brünn der prov. Lehrer am I. deutschen Gymn. in Brünn Dr. Gustav Albrecht, an der Gewerbeschule in Bielitz der Supplent am Gymn. im III. Bezirke in Wien Wenzel Starek.

Der Min. für C. und U. hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem Prof. am deutschen Untergymn. in Smichov Alois Sigmund eine Stelle am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), dem Prof. am Gymn. in Böhmisch-Leipa Karl Steiger eine Stelle am deutschen Untergymn. in Smichov, dem Prof. am Gymn. in Nikolsburg Josef Zelenka eine Stelle am I. deutschen Gymn. in Brünn.

Zu wirkl. Lehrern an Gymnasien: den prov. Lehrer Anton Tummler vom Gymn. in Görz für diese Anstalt; die Supplenten: Josef Beyer, Assistent an der Communal-Realschule im IV. Bezirke in Wien für das Gymn. in Feldkirch, Franz Cleri, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Görz für diese Anstalt, Michael Fiegl vom Gymn. in Görz für das Gymn.

in Nikolsburg, Johann Jahn vom deutschen Gymn. in Olmütz für das deutsche Gymn. in Kremsier, Anton Juroszek vom Gymn. in Bielitz für das Gymn. in Nikolsburg, Wilhelm Lubich vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) für das Gymn. in Böhmisch-Leipa.

Zum prov. Lehrer den Supplenten Rudolf Straubinger vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Görz.

Der Min. für C. und U. hat im Sinne des Erlasses vom 15. Febr. 1894, Z. 2411 für das Sommersemester 1894/95 (einschließlich der Hauptferien) Stipendien für Studienreisen nach Italien oder Griechenland oder nach beiden Ländern folgenden Lehrpersonen an Gymnasien verliehen: dem Prof. am Gymn. im VIII. Bezirke in Wien Josef Aschauer, dem Prof. am Gymn. in Ried Ernst Sewera, dem Prof. am Gymn. in Villach Georg Mair, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Kaaden Dr. Josef Dorsch, dem Prof. am böhm. Gymn. in Raudnitz Dr. Emanuel Peroutka, dem Prof. am böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch Method Molčik, dem Prof. am Gymn. in Weidenau Josef Patigler, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Stryj Stanislaus Romański.

Der Prof. am Gymn. in Cilli Michael Zavadlal zum Bezirksschulinspector für die Schulbezirke Drachenburg, Lichtenwald und Rann, der Prof. am Gymn. in Görz Josef Culot zum prov. Bezirksschulinspector für den Stadtschulbezirk Görz, der Lehrer am Gymn. in Rzeszów Josef Szafran für die Schulbezirke Bochnia-Brzesko.

Zu Conservatoren der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale der Prof. des Gymn. in Mährisch-Neustadt Karl Klement und der ord. Prof. an der Univ. in Krakau Dr. Franz Piekosiński.

Auszeichnungen erhielten:

Der k. k. Minister für C. und U. Dr. Stanislaus Ritter von Madeyski die Würde eines geheimen Rathes (a. h. Entschl. v. 13. Mai).

Der Abt des Benedictinerstiftes Melk Alexander Karl das Comthurkreuz des Franz Joseph-Ordens mit dem Sterne (a. h. Entschl. v. 9. Mai).

Der ord. Prof. der Rechtsphilosophie und des Völkerrechtes an der Univ. in Krakau Dr. Franz Kasparek den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 19. Mai).

Der ord. Prof. des österr. und röm. Civilrechtes an der Univ. in Innsbruck Dr. Paul Steinlechner den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 20. Mai).

Der Director des Schottengymn. in Wien Regierungsrath Dr. Sigismund Gschwandner den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 29. Mai).

Der Prof. an der techn. Hochschule in Wien Regierungsrath Dr. Adalbert von Waltenhofen zu Eglofsheimb den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 30. Mai).

Dem Director des böhm. Obergymn. in Brünn Franz Holub wurde aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand die a. h. Anerkennung seiner vieljährigen verdienstlichen Wirksamkeit ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 14. Juni).

Der Landesschulinspector in Brünn Dr. Karl Schober den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 25. Juli).

Der Director des Gymn. bei St. Anna in Krakau und Privatdocent an der dortigen Univ. Dr. Leo Kubczyński und der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Dr. Ludwig Kubala das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 25. Juni).

Dem ord. Prof. und leitenden Director der Thierarzenei- und Hufbeschlagschule in Lemberg Dr. Peter Seifmann wurde aus Anlass seiner

...stand der Ausdruck der a. h. Zufrieden...
...chl. v. 27. Juni).
...edic. Pathologie und Therapie an der
...Rombold, wurde anlässlich der von
...den bleibenden Ruhestand der Ausdruck
...gegeben (a. h. Entschl. v. 11. Juli).
...ymn. in Gottschee Benedict Kapp aus
...uetenen Versetzung in den bleibenden
...s Franz Joseph Ordens (a. h. Entschl. v.

...logie und vergl. Anatomie an der Univ. in
...er aus Anlass seines bevorstehenden Über-
...Ruhestand den Orden der eisernen Krone
...v. 22. Juli).
...pector Dr. Leopold Konvalina aus Anlass der
...ung in den bleibenden Ruhestand den Orden
...Classe (a. h. Entschl. v. 27. Juli).
...Gymn. in Tarnow Dr. Karl Benoni und der
...in Lemberg Emanuel Wolff den Titel eines
...h. Entschl. v. 27. Juli).
...f. am Gymn. der k. k. theres. Akademie Dr. Johann
...der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden
...ene Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v.

...de des Obersten Sanitätsrathes Hofrath und Prof. der
...an der Univ. in Wien Dr. Eduard Ritter von Hofmann
...se-Stellvertreter Hofrath und Prof. der Pharmakognosie
...ie an der Univ. in Wien Dr. August Vogl das Ritter-
...Ordens, der Obersanitätsrath und Prof. der pathol.
...Univ. in Wien Dr. Anton Weichselbaum den Orden
...Krone III. Classe, alle in Anerkennung ihrer ersprießlichen
...Obersten Sanitätsrathe (a. h. Entschl. v. 29. Juli).
...Director des Gymn. in Ried Josef Palm das Ritterkreuz
...Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 9. August).
...Prof. der Kirchengeschichte an der deutschen Univ. in
...Canonicus des Collegiatcapitels zu Allerheiligen ob dem Prager
...Josef Schindler wurde zum Dechant dieses Capitels ernannt
...Entschl. v. 17. August).
...ner. Univ.-Prof., infulierte Prälat und Domcantor an dem
...capitel zu St. Stephan in Wien Hofrath Dr. Hermann Zschokke
...Univ.-Prof., Mitglied des Herrenhauses, des Reichsrathes
...Reichsgerichtes, Hofrath Dr. Friedrich Maassen das Ehren-
...für Kunst und Wissenschaft (a. h. Entschl. v. 20. August).
...Prof. an der Diöcesanlehranstalt in Brixen Dr. Franz Schmid
...Canonicus des Kathedralcapitels in Brixen (a. h. Entschl. v. 26. August).
...ord. Prof. der Anatomie an der Univ. in Krakau Regierungs-
...Ludwig Teichmann aus Anlass seines Übertrittes in den
...Ruhestand den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v.
...August).
...Afrikareisende Dr. Emil Holub den Orden der eisernen
...II. Classe und der Afrikareisende Oskar Baumann das Ritter-
...Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 30. August).
...Bildhauer und Prof. an der Akademie der bildenden Künste
...Siemund Hellmer den Orden der eisernen Krone III. Classe
...Entschl. v. 8. Sept.).

Nekrologie.

Am 4. März in Madrid der Prof. der biolog. Chemie an der dortigen Univ. Laureano Calderon.

Am 10. März in Hagenau der Gymnasialdirector Dr. Moormeister, 49 J. alt.

Am 11. März in Dorpat der em. Prof. der Chemie an der Univ., wirkl. Staatsrath, Dr. Karl Schmidt, im 72. Lebensjahre.

Am 12. März in Zittau der Gymnasiallehrer und Rathsbibliothekar Paul Fischer, 60 J. alt.

Am 16. März in Torquay der Geologe William Pengelly, 82 J. alt.

Am 26. März bei Leighton Buzzard der Afrikaforscher Verney Lovett Cameron, im 56. Lebensjahre.

Am 28. März in Tharandt der Director der Forstakademie, geh. Oberforstrath Dr. Johann F. Judeich, im 66. Lebensjahre.

Am 31. März in Zürich der Prof. der Sprachvergleichung an der Univ. daselbst, Dr. Johann H. Schweizer-Sidler, 79 J. alt, und in Cambridge der Prof. der arabischen Sprache am Christ College der dortigen Univ. Robertson Smith, 48 J. alt.

Im März in Krakau der Prof. der Archäologie an der dortigen Univ. Dr. Josef Lepkowski und in Stockholm der emer. Prof. am Veterinärinstitut daselbst, G. W. Sjöstedt, 70 J. alt.

Am 2. April in Paris der bekannte Physiologe Charles Brown-Séguard, Prof. am Collège de France, 77 J. alt.

Am 4. April in Jerusalem der Archimandrit Antonin, als Archäologe verdient, 77 J. alt.

Am 6. April in Fulda der Bibliothekar der Landesbibliothek Ferdinand Zwenger, 70 J. alt.

Am 11. April in Tübingen der emer. Oberbibliothekar an der dortigen Univ.-Bibliothek Dr. Karl Klüpfel, 84 J. alt.

Am 12. April in Tübingen der Prof. der Ästhetik und Kunstgeschichte an der dortigen Univ., Dr. Karl R. Köstlin, im 75. Lebensjahre, und in Stuttgart der Dichter und Kunsthistoriker Ludwig Pfau, 74 J. alt.

Am 13. April in Rom der Mathematiker Prinz Baldassare Boncampagni-Lupovisi, 73 J. alt.

Am 14. April in Berlin der a. o. Prof. der Musikwissenschaft an der Univ. daselbst, geh. Regierungsrath Dr. Philipp Spitta, im 53. Lebensjahre, in Göttingen der a. o. Prof. der pharm. Chemie, Dr. Ludwig von Uslar, und in Rom der Literarhistoriker und Dichter Graf Adolf F. von Schack, im 79. Lebensjahre.

Am 16. April in Gießen der emer. Prof. der Mineralogie an der Univ. daselbst Dr. August von Klipstein, 93 J. alt, und in Genf der emer. Prof. der Chemie an der Univ. daselbst Jean Ch. Galisard de Marignac, im 77. Lebensjahre.

Am 17. April in Meran die Schriftstellerin Frau Fanny Neuda, 75 J. alt.

Am 19. April in Berlin der Prof. der Mathematik an der techn. Hochschule daselbst, Dr. Stahl, 47 J. alt.

Am 20. April in Berlin Dr. Wilhelm Löwenthal, früher Prof. der Medicin an der Univ. in Lausanne, im 45. Lebensjahre.

Am 21. April in Elbing der Director des dortigen Gymn., Dr. Richard Martens, im 51. Lebensjahre.

Im April in Darmstadt der Prof. der neueren Sprachen an der dortigen techn. Hochschule, Dr. Gustav Eger, im 67. Lebensjahre, und in Paris der Dramatiker Leopold Martin-Laya, im 30. Lebensjahre.

Am 3. Mai in Stuttgart der Prof. der Mathematik an der techn. Hochschule daselbst, Dr. K. W. Bauer, 74 J. alt.

Am 6. Mai in Riva der emer. Director des Gymn. in Salzburg, Schulrath Dr. Hermann Pick, 70 J. alt.

Am 9. Mai in Tanga in Ostafrika der Vorstand der evang. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, Dr. A. W. Schleicher, durch seine Forschungen auf dem Gebiete der afrikanischen Sprachen hoch verdient.

Am 14. Mai in London der Prof. der englischen Sprache am University-College daselbst, Henry Morley, 72 J. alt.

Am 15. Mai in St. Petersburg der Director des k. Institutes für Experimentalmedicin, wirkl. Staatsrath Dr. Feodorowitsch Sperck, 57 J. alt.

Am 17. Mai in Potsdam der Sectionschef im k. geodät. Institute Dr. A. Fischer, im 58. Lebensjahre.

Am 19. Mai in Grimma der Director der Realschule Dr. Gesell, im 57. Lebensjahre.

Am 20. Mai in Genua der a. o. Prof. des Verfassungsrechtes an der Univ. daselbst, Dr. Giovanni Maurizio, 78 J. alt.

Am 21. Mai in Göttingen der vormalige Curator der Univ., geh. Regierungsrath von Warnstädt, in Madrid der Romanschriftsteller Ramon Rodriguez Correa und in Chaux de Fonds der Prof. der schweiz. Geschichte an der Akademie zu Neuchatel Alexander Daguet.

Am 22. Mai zu Israelsdorf bei Lübeck der Prof. der Physik an der Univ. in Berlin, geh. Regierungsrath Dr. August Kundt, im 55. Lebensjahre.

Am 23. Mai in Cambridge der Prof. der Biologie an der Univ. daselbst, Georges J. Romanes, 46 J. alt.

Am 26. Mai in Kanneburg der emer. a. o. Prof. an der phil. Fac. der Univ. in Berlin, Dr. Adolf Helferich, 81 J. alt.

Am 28. Mai in New-York der Orientalist Dr. Alexander Kohout, Prediger der dortigen deutschen israel. Gemeinde, im 52. Lebensjahre, und in Alderley (England) der Orientalist Brian Houghton Hodgson, 94 J. alt.

Im Mai in Heidelberg der Privatdocent für Philosophie an der phil. Fac. der Univ. daselbst, Dr. Freiherr von Reichlin-Meldegg, 57 J. alt, in Lausanne der Prof. der Dogmatik an der dortigen Univ., Dr. Astie, 72 J. alt, in Rhöndorf der Geschichtsforscher Dr. Dorrenburg, Pfarrer in Sächtelen, in Bremen der Kunstschriftsteller Dr. Hermann Müller, 80 J. alt, in Breslau der vormalige Prof. der Philologie an der Univ. daselbst, Dr. Wilhelm Freund, in Mailand der Prof. der Philologie an der dortigen Akademie Angelo Brosserio, im 48. Lebensjahre, und in Bangkok der Vorstand des zoologischen Museums Dr. Erich Haase, früher Privatdocent an der Univ. in Königsberg, 37 J. alt.

Am 3. Juni in Großkmehlen der geh. Regierungsrath Dr. Zachariä von Lingenthal, Mitglied der k. Akademie der Wissenschaft in Berlin, im 82. Lebensjahre.

Am 4. Juni in Leipzig der Prof. der Staatswissenschaften, geh. Rath Dr. Wilhelm Roscher, 76 J. alt.

Am 5. Juni in Gera der Prof. der Mathematik am dortigen Gymn., Hofrath Dr. Karl Th. Liebe und in Madrid der Prof. der Mineralogie an der dortigen Univ. Franzisco Quirogay y Rodriguez.

Am 8. Juni in Newhawen (Nordamerika) der Prof. der vergleich. Sprachwissenschaft am dortigen Yale College, Dr. William Dwight Whitney, 68 J. alt.

Am 18. Juni in Marke bei Gent der Schriftsteller über mittelalterl. christl. Kunst, Baron Bethune, 74 J. alt.

Am 19. Juni in Karlsruhe der vormalige Director des bad. Landesarchives, Dr. Karl H. Freiherr Roth von Schreckenstein, im 71. Lebensjahre, und in Paris der Entomologe Eduard Lefèvre, im 55. Lebensjahre.

Am 20. Juni in Rom der Director der päpstl. Museen Prof. Carlo L. Visconti, 76 J. alt.

Am 21. Juni in Zürich der Director des botan. Museums des dortigen Polytechnicums Prof. J. Jaeggi.

Am 22. Juni in Stockholm der Prof. der Pharmacie am Carolinischen Institut, Dr. Oskar Th. Sandahl.

Am 23. Juni in Stettin der dramatische Dichter Dr. Otto Devrient, 56 J. alt.

Am 28. Juni in Berlin der Chemiker Dr. Moriz Traube, 60 J. alt, und in Wien der Prof. der Stenographie Dr. Karl Faulmann, 60 J. alt.

Am 29. Juni in Rudolstadt der Director des Gymn. daselbst, geh. Schulrath Dr. Ernst Klussmann, im 75. Lebensjahre, und in München der erste Secretär der k. bair. Hof- und Staatsbibliothek Theodor Trautwein.

Im Juni in London der vormalige Prof. der Geschichte am Kings College daselbst, Dr. Charles Harry Pearson, im 64. Lebensjahre, und in Athen der Prof. der Rechte an der dortigen Univ. Basileios Oikonomidis.

Am 4. Juli in Berlin der Prof. der Theologie an der Univ. daselbst, Dr. Christian F. A. Dillmann, als Kenner der orientalischen Sprachen, namentlich des Äthiopischen ausgezeichnet, im 71. Lebensjahre.

Am 5. Juli in Gießen der geh. Medicinalrath, Prof. für gerichtl. Medicin an der Univ. daselbst, Dr. Julius F. Wilbrand, im 82. Lebensjahre, und in Wien die Dichterin Betty Paoli (Barbara Glück), 78 J. alt.

Am 9. Juli in Rom der Prof. der Philosophie an der dortigen Univ. Melchiore Priccini.

Am 16. Juli in Kiel der Prof. der Geschichte an der dortigen Univ. Karl Jansen.

Am 17. Juli in Perchtolsdorf bei Wien der berühmte Anatom und emer. Prof. an der Univ. in Wien, Hofrath Dr. Josef Hyrtl, im 83. Lebensjahre, und in Paris der Akademiker Leconte de Liste, als lyrischer Dichter und Übersetzer griech. Classiker bekannt, 76 J. alt.

Am 20. Juli in Wien der Bibliothekar des Benedictinerstiftes zu den Schotten in Wien und Privatdocent der Philosophie an der Univ., Dr. Vincenz Knauer, 66 J. alt, und in Turin der Prof. der Zoologie Senator Lessona.

Am 23. Juli in Schliersee der ord. Prof. der Archäologie an der Univ. in München, Geheimrath Dr. Heinrich von Brunn, 72 J. alt.

Am 24. Juli in St. Petersburg der emer. Prof. am archäologischen Institut daselbst Dimitri Iw. Prosorowski, 73 J. alt.

Am 26. Juli in Wien die Romanschriftstellerin Emma Franz (Marie von Pelzeln), 64 J. alt.

Am 30. Juli in Oxford der Ästhetiker Prof. Walter Pater, 55 J. alt.

Am 31. Juli in Neuenhain bei Zimmerrode der Prof. der Staatswissenschaften an der Univ. Marburg, Dr. Johann K. Glaser, im 81. Lebensjahre.

Im Juli in Schwerin der Heraldiker Karl Teske.

Am 3. August in München der geh. Rath Prof. Max von Bauernfeind, früher Director der dortigen techn. Hochschule.

Am 5. August in Zürich der Prof. der Chemie an dem dortigen Polytechnicum, Dr. Karl Heumann, 43 J. alt.

Am 6. August in Stuttgart der Romanschriftsteller Otto Müller.

Am 12. August in Freiburg i. B. der Literarhistoriker Suibert Bäumer, Superior der Benedictinerabtei zu Beuron, im 50. Lebensjahre.

Am 15. August in Madrid der Prof. an der Univ. daselbst, Senator Manuele Colmeiro.

Am 19. August in London der Vorsteher von Sir John Soane's Museum, Wyatt Papworth, als Schriftsteller auf dem Gebiete der Architektonik bekannt.

Am 23. August in Urach der Rector des Katharinastiftes in Stuttgart, Oberstudienrath Dr. Heller, 60 J. alt, und in Altona der Prof. am Gymn. daselbst Friedrich Ch. Kirchhoff, 72 J. alt.

Am 24. August in Bangkok der Director des k. siamesischen Museums daselbst Dr. Erich Haase, Privatdocent an der Univ. Königsberg i. Pr., 37 J. alt.

Am 26. August in Stuttgart der emer. Prof. der deutschen Literatur an der techn. Hochschule daselbst, Dr. Ludwig Franer, 73 J. alt.

Am 27. August in Friedrichsrode in Thüringen der Prof. der class. Philologie an der Univ. in Halle, geh. Regierungsrath Dr. Hermann Keil, 72 J. alt, und in Wiesbaden der Prof. der Chirurgie an der Univ. in Brüssel, Dr. Leon Henri Wornats.

Im August in St. Petersburg der Erforscher Sibiriens Nicolai M. Jadrîngew, 52 J. alt, in Richtersweil der emer. Prof. am Polytechnicum in Zürich Johannes Wild, als Kartograph genannt, in Bern der Kartograph Heinrich Mühlhaupt, in St. Petersburg der Conservator des zoolog. Museums der k. Akademie der Wissenschaften S. M. Herzenstein, 40 J. alt.

Am 8. Sept. in Charlottenburg (Berlin) der große Physiker Geheimrath Dr. Hermann L. von Helmholtz, Prof. an der Univ. in Berlin, 73 J. alt.

Am 9. Sept. in Berlin der berühmte Ägyptologe Dr. Heinrich Karl Brugsch, im 68. Lebensjahre.

Am 10. Sept. in Kufstein der Prof. des römischen Rechtes an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Adolf Exner, im 54. Lebensjahre.

Indogermanische Abende an der Universität zu Wien.[1])

Im Verlaufe des Sommersemesters 1894 wurden noch folgende Sitzungen der Indogermanischen Gesellschaft abgehalten: 6. Abend (2. Juni): Privatdocent Dr. med Karl Maier, Assistent an der psychiatrischen Klinik, hielt einen Vortrag über die innere Sprache, in dem er nach einer einleitenden Übersicht über den anatomischen Bau des Gehirns und die Functionen der einzelnen Theile desselben bei den verschiedenen Vorgängen geistiger und körperlicher Thätigkeit besonders die der Thätigkeit des Sprechens zugrunde liegenden Functionen des Gehirns eingehend erörterte. — 7. Abend (16. Juni): Privatdocent Dr. W. Nagl stellt das Material für die Vertretung des mhd. ê, æ und œ in den modernen oberdeutschen Dialecten zusammen. Privatdocent Dr. W. Vondrak spricht über die Herkunft des glagolitischen Alphabets, das er aus samaritanischen und hebräischen Schriftzeichen, sowie aus griechischen Minuskelbuchstaben herleitet. — 8. Abend (30. Juni): Prof. Dr. W. Tomaschek stellt aus nicht-indogermanischen, besonders central- und nordasiatischen Sprachen Lautübergänge zusammen, die gewissen Lautentwicklungen in indogermanischen Sprachen analog sind. Privatdocent Dr. W. Vondrak beschließt seine Ausführungen über die Herkunft des glagolitischen und cyrillischen Alphabets. Privatdocent Dr. R. Much spricht über den Namen Sudeten und andere ähnlich gebildete Namen von Gebirgen oder Volksstämmen, in denen er die Namen von Thieren enthalten findet. — An den Sitzungen der Indogermanischen Gesellschaft haben während des Winter- und Sommersemesters 1894 im ganzen 37 Personen theilgenommen. Die einzelnen Abende wiesen eine Besuchsziffer von 18—26 Herren auf.

Der Schriftführer: Dr. Theodor Bloch.

---

[1]) Vgl. oben S. 679 f.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Analecta Pindarica.

In adornanda nova carminum Pindari Olympicorum editione critica et exegetica occupatus dum Boeckhi Disseni Mezgeri ceterorum commentarios perrepto, hic illic occurrerunt quae aut subtilius quam verius observata aut tanta urgente copia incuriosius transmissa viderentur. idem ego ex quo Pindaro vaco, semper hoc habui potissimum, ut textum poetae, cuius integritatem temporum iniuria levissime attrectatam intellegerem, his maculis detersis repararem. his studiis dedito quae prospere successisse mihi gauderem uno in conspectu proponere impellebat animus, unde si quando commentarius meus prodisset eorum quae novaveram argumenta uberius, quam in huius generis libellis concessum, enarrata cognoscerentur, si forte ne in lucem evolaret praepediretur, ne duplici iactura labor meus pessum daretur. ceterum nolim inde de toto opere promisso scitorum iudicia pendeant: non in minusculis rebus, sed in iis, quae maximae censentur in Pindaro explicando, summa eius constabit.

Ol. I 5 sqq. ed. *Bergk*[4].

5 *μηκέτ' ἀελίου σκόπει*
ἄλλο θαλπνότερον ἐν ἀμέρᾳ φαεννὸν ἄστρον ἐρήμας δι' αἰθέρος
μηδ' Ὀλυμπίας ἀγῶνα φέρτερον αὐδάσομεν.

αὐδάσομεν futurum esset an coniunctivus aoristi dubitabatur. litem diremisse sibi visus van Herwerden *Pind.* (1882) p. 4, qui Sophoclis locum *Ai.* 572 a Mezgero defendendo futuro subministratum alienum esse eodem quo Kühner (*gr. Gr.* II 2 p. 747), cuius nomen apud eum desidero, usus argumento adseverat indeque de correpta coniunctivi vocali dubitari non posse luculentis argumentis e Pindaro petitis evincit. post Herwerdenum hanc rem retractavit singulosque locos ad obrussam examinavit S. A. Naber

θεν ἅλιον κείνων ἐνάτῳ Ϝέτεϊ ἀ
constitutis tantum abest, ut move
nuperrime (edit. a. 1893) adlatis,
eoque fortiorem negandi particulam
monstrat: fidenti animo etiam alii
βάλλομεν, coniunctivum praesto
curratur de personarum mutatione (σκ
agentibus. hac enim in re et ipse
coniectabam *αὐδασέμεν*, formam
Ol. I 105 *δαιδαλωσέμεν* (de qua v.
gr. Gr. I 2, p. 103 not. 2 et qui
animum adverte aoristum *τεκεῖν* loc
Hiller *Philol.* LII p. 721, deque in
tivum, post imperativum illato Kühn
Naber ad Is. VIII 8 *μήτ' ἐν ὀφφ*
μήτε κάδεα θεράπευε, ego ad Ol
τόξον, ἄγε θυμέ, τίνα βάλλομεν

Ol. I 10

κλυταῖσι δαιδαλωσέμεν ὕμνων
ὕμνων πτυχαὶ ante Boeckhium exis
giae vestis, quacum hoc carmen
compararetur. Boeckh *πτυχὰς artifici*
moniae saltationis esse adfirmat, in qu
eximias laudes nunquam interituras s
probatur Fennellio (*the word expresses*
cacies of song and dance). obicit Disse
poesios flexus nec rhythmi aut harmon
digna, quippe quae quasi insigne quod

indolem ac naturam indicavisse. scilicet ad intellegendas imprimis fabularum interiores rationes insinuemus nos oportere in arcanam quandam Musarum familiaritatem et consuetudinem. sed non tulit vir doctissimus Hartungi adsensum, cui in hoc vocabulo explicando ad scholia (p. 46 ed. *Böckh*: *ταῖς πτυχαῖς· τοῖς ποιήμασιν, ἐπεὶ διαιρεῖται εἰς στροφὰς καὶ ἀντιστροφὰς καὶ ἐπῳδούς*) redire tutissimum videtur (comm. I p. 194 '*keineswegs Windungen und Schlängelungen, sondern einfach das, was wir sagen 'Felder oder Räume', d. i. die Kehren und Gegenkehren, welche wie abgemessene Räume auf dem Papiere erscheinen*'). Mor. Schmidt porro (ed. a 1869) vertit '*Tongewinde*', Mezger '*mit dem herrlichen Fugengange der Lieder*', qui quidem adeo quid *fuga* esset musica ignorasse mihi videtur, ut eius nomen a vernaculo 'Fuge' repetendum putaret, I. Fraccaroli Italus (ed. a. 1894) artificiosam carminis compositionem quam dicunt comparari existimat cum labyrinthi ambagibus, Ernestus Graf, qui (*de Graec. vett. re mus.*, Marp. Catt. 1889) in talibus rebus indagandis strenuam collocavit operam, hunc locum silentio praetermisit. Eduardus denique Boehmer, ex novissimis Pindari interpretibus sagacissimus unus, ed. a. 1891 cum explicat '*Falten] Der Hymnos als Gewebe, ἐξυφαίνειν μέλος N.* 4, 45 *f.*, *vgl. Frgm* 179', ad pristinam illam de veste sinuosa sententiam relabitur. vides ut quaestio orbe quasi circumacta, unde profecta est, eo redierit. sed ut meam iam proponam sententiam, simplicissima qua his plagis nos exuamus ratio offertur loco Aeschyleo *Suppl.* 946 *ταῦτ' οὐ πίναξίν ἐστιν ἐγγεγραμμένα οὐδ' ἐν πτυχαῖσι βιβλίων κατεσφραγισμένα.* sunt igitur nimirum *πτυχαί* laminae, in quibus carmina exarantur, vertendumque '*auf den herrlichen Blättern (Seiten) meiner Lieder*'. addo locis, qui praeter Aeschyleum, poetae Pindari aequalis — nam hoc monuisse ne de re ipsa haesitetur lubet —, in lexicis adferuntur, Euripideum *frgm. Melanipp.* 506 *N*^{2} *δοκεῖτε πηδᾶν τἀδικήματ' εἰς θεοὺς πτεροῖσι, κἄπειτ' ἐν Διὸς δέλτου πτυχαῖς γράφειν τιν' αὐτά.* — Ceterum quod haec huius loci explicatio a nullodum prolata est, eius rei non audeo hanc inferre causam, quod locus Aeschyleus supra laudatus viros doctos fugerit. perexiguo enim in lexicis intervallo a loco Pindarico distat. dubitabant nimirum, num poeta cantantium saltantiumque hominum chorum potuerit facere dicentem: '*persuasum habeo neminem me adhuc nec honestarum rerum peritiorem nec potentia praestantiorem hymnorum in inclitis exornavisse laminis*'. quodsi tamen recte poetae verba intelleximus, sequitur inde, quod in interpretando Pindaro maximi momenti, in pangendo carmine saepenumero rerum status, qualis in agendo carmine futurus erat, omnino eum fuisse incuriosum, imo partes egisse eius, qui epistulam poeticam scribat victori ludicro transmittendam. et hoc quidem nuper et Alfredus Croiset, *la poésie de Pindare* p. 100 et U. de Wilamowitz-Moellendorff *philol. Unters.*

IX. p. 169, not. 22 et E. Graf l. l. p. 52 observavere. nostrum est errorem monstrare eorum, qui huius rei immemores e poetae verbis de tempore locoque quibus carmen actum esset ceterisque quae huc faciunt rebus coniecturam facere non dubitarunt. velut ex vv. 16 sqq. *οἷα παίζομεν φίλαν ἄνδρες ἀμφὶ θαμὰ τράπεζαν* carmen in regis oeco cantatum esse, ex v. 17 *ἀλλὰ Δωρίαν ἀπὸ φόρμιγγα πασσάλου λάμβαν'* prooemium ad tibiarum sonum esse decantatum, v. demum 18 lyram accinuisse commentabantur. quod falsissimum esse verba ipsa docent. non potest nec pronomine *οἷα* nec verbo *παίζομεν* hoc ipsum carmen intellegi: attende sis illic pluralem, hic id quod sequitur *ἄνδρες*. ea sunt, quae poetae ad Hieronem commeantes, Aeschylum dico Simonidem Bacchylidem Xenophanem alios, laetis comissationibus ludere solebant. praesens igitur illud non est de re, quae hoc ipso temporis momento agitur, sed de agi solita non minus quam porro agenda, quae huius temporis vis vel tironibus notissima. quis porro lyram dum v. 1—17 cantantur clavo suspensam nunc demi fingat? nihil aliud, opinor, est, nisi poeticus quem dicimus transitus: poeta postquam usque ad v. 17 res remotiores tractavit, nunc ad ipsam carminis materiam, victoriam dico a Hierone Olympiae reportatam, aggressus ita loquitur, quasi nunc demum cantus oriatur. atque verissime Graf l. c. p. 39 rhapsodum poetam agere observavit: huic dum carmen domi suae pangit ut Demodoco Homerico (Od. VIII 67) lyra supra caput pendebat. ceterum pariter ac hoc loco permultis etiam aliis interpretum praepostera nil non indagandi proclivitas quasi luxuriantium palmitum suboles fidenter ferro coercenda.

Ol. I 93.

τὸ δὲ κλέος
τηλόθεν δέδορκε τᾶν Ὀλυμπιάδων ἐν δρόμοις
Πέλοπος . . .

praemitto quo loco intricato inserviatur perspiciendo, *δέδορκε* esse intransitive usurpatum (sicut Nem. III 84 *δέδορκεν φάος*), ut *κλέος* nominativus sit. deinde *κλέος* cum *Ὀλυμπιάδων* esse consociandum, non cum *Πέλοπος* recentiores editores cum consentiant, hoc quoque pro diiudicato pono. itaque cum verbis *ἐν δρόμοις Πέλοπος* solis mihi res est. aliquot interpretes vertunt: *'es strahlt der Ruhm der olympischen Feste im Laufe des Pelops.'* quae si vera versio esset, poetae oratio merus esset Germanismus: quem aliis quoque locis interpretes video committere, velut Ol. I 112 *ἐμοὶ μὲν ὦν Μοῖσα καρτερώτατον βέλος ἀλκᾷ τρέφει 'nährt mit Kraft'*: at potius *καρτερώτατον* per prolepsin cum *τρέφει*, quod idem valet ac *αὔξει*, construendum, sicut *frgm.* 133, 5 *μέγιστοι ἄνδρες αὔξοντ'*, dein *ἀλκᾷ* cum *καρτερώτατον* iungendum, quocum cf. Ol. XIII 52 *πυκνότατον παλάμαις* (de *dat.* cf. Kühner *gr. Gr.* II, 1 p. 271, not. 14), *'mihi Musa telum*

alit, ut sit validissimum robore', nisi forte utrique loco coniectura ita succurendum est, ut ἀλκάν (sic cod. D alii) scribatur et παλάμαις esse putetur *acc. aeol.* [1]) dein Ol. VI 43 ἦλθεν δ' ὑπὸ σπλάγχνων ὑπ' ὠδινός τ' ἐρατᾶς Ἴαμος ἐς φάος αὐτίκα 'unter (ὑπὸ!) *seligen Wehen*,' quo de loco egi huius ephem. a. 1893, fasc. XII, p. 1063 sq.). imo, ut iam ad eum quode agitur redeam locum, ἐν praepositio sensum habet causalem, quem et aliis locis, ex quibus in hunc optime quadrat hic: Is. I 57 ἄμμι δ' ἔοικε Κρόνου σεισίχθον' υἱὸν γείτον' ἀμειβομένους εὐεργέταν ἁρμάτων ἱπποδρόμιον κελαδῆσαι, καὶ σέθεν, Ἀμφιτρύων, παῖδας προξειπεῖν... ἐν γναμπτοῖς δρόμοις. pluralem δρόμοις de unius cursu habes Ol. I 21 ὅτε παρ' Ἀλφεῷ σύτο δέμας ἀκέντητον ἐν δρόμοισι παρέχων: hoc loco praemonitos velim si qui forte δρόμοις cum Ὀλυμπιάδων coire autumant.

Ol. I 106 sqq.

θεὸς ἐπίτροπος ἐὼν τεαῖσι μήδεται,
ἔχων τοῦτο κᾶδος, Ἱέρων,
μερίμναισιν· εἰ δὲ μὴ ταχὺ λίποι,
ἔτι γλυκυτέραν κεν ἔλπομαι
σὺν ἅρματι θοῷ κλεΐξειν ἐπίκουρον εὑρὼν ὁδὸν λόγων,
παρ' εὐδείελον ἐλθὼν Κρόνιον.

interpretum opera in eo potissimum versatur, verba ἔχων τοῦτο κᾶδος ne videantur abundare, v. Wiskemann *Beitr. zur Erkl. Pindars*, Marb. 1876, p. 1 sq. quod ut cuiquam persuadeant vereor. sed praesto est egregia O. Gorami coniectura τωὐτό, qua lectionem traditam nil fere immutavit: nam Pindarus τοῦτο et τωυτὸ iisdem litterarum ductibus (*TOYTO*) exaraturus fuerat. ita autem si scripseris, tautologia illa quam dicunt tolletur. hanc ego coniecturam apud Bergkium in edit. IV. legi neque vero indagare potui, quo in libello auctor eam protulerit quibusve argumentis comprobarit. qua de re a Boehmero edoctus (legitur illa coniectura *Philol.* vol. XIV, p. 485 sq.) aliter Goramium verba sic a se constituta interpretari video atque ipse interpretanda censeo. etenim enarratores aut quis sit ille deus, qui Hieronis studiis, agonisticis nimirum, adridere dicitur, tacent aut Iovem esse dicunt aut τὸν μέγαν Πότμον (Fennell) aut *Numen aliquod tutelare* (Fraccaroli), cum tamen scholiastae non absque omni ratione (nam v. Ol. VI 79, Pyth. II 10) Mercurium exhibeant (p. 97 ed. *Abel*). sed utrique falluntur: nam studiis equestribus et ipse indulgere et aliorum favere diserte a Pindaro memoratur *Neptunus:* Pyth. VI 50 τίν' τ', Ἐλέλιχθον, ὀργᾷς ὃς ἱππειᾶν ἐσόδων (quo loco etsi de lectione non constat, de sensu certe non dubitatur), Is. I 52 sqq. ἄμμι δ' ἔοικε Κρόνου σεισίχθον' υἱὸν γείτον'

[1]) Procul habeo locum Ol. IV 24, quod ibi de interpunctione non satis constat.

IX. p. 169, not. 22 et E. Gr. [illegible] *ἵππων ἱπποδρόμιον*. quid, est errorem monstrare [illegible] Hieronem legimus Pyth. II 12 verbis de tempore loco[illegible] *πειρατα πεισιχάλινα καταξεγγής* quae huc faciunt rebus [illegible] *εὐρυβίαν καλέων θιόν*. ex vv. 16 sqq. *οἷα* [illegible] poetae verba regi Syracusano visa: *πεξαν* carmen in regi[illegible] nunc precibus Pelopis exorato, statim *ρίαν ἀπὸ φόρμιγγα* [illegible] invocaverat, cuius ope ipse nullum sonum esse decantatu[illegible] ad comparandum cum Pelope Hieronem tabantur, quod fals[illegible] rileri. — In iis quae sequuntur nec pronomine [illegible] nihuc interpretum observavisse arc attende sis illic [illegible] *ἐπίκουρον εὑρὼν ὁδὸν* et *παρ'* quae poetae ad [illegible] *ἀνεῦρον*. has enim orationis particulas illi Bacchylidem [illegible] interpunctio post *κλείξειν* tantum adbant. praec[illegible] *nisi deus te cito deserat, dulciorem* poris mo[illegible] aliquam tuam (victoriae scilicet curulis: agenda, qua[illegible] grandiorem poetae praebitura fuit materporro lyra[illegible] beretur omnium praestantissima) *spero fore* fingat? nihil[illegible] *dicendi* (*λόγων*) *adiutricem* — tam poeta pa[illegible]rum est —, *cum ad Cronium collem* venero. ipsam [illegible] proprio quidem sensu est accipiendum, sed ita tatam, [illegible]uli vis, qua saepius apud nostrum gaudet, aliqua [illegible]di. cf. Nem. VI 54 *καὶ ταύταν μὲν παλαιότερον* vi[illegible] (viam latam i. e. amplam canendi materiam) (Od. [illegible] *δὲ καὶ αὐτὸς ἔχων μελέταν*. VII 51 *ὁδὸν* loca[illegible]*den Stoff für...*') *λόγων*.

Ol. II 25.

ἐν Ὀλυμπίοις ἀποθανοῖσα βρόμῳ
[illegible]*ταυνέθειρα*[1]) *Σεμέλα, φιλεῖ δέ νιν Παλλὰς* [illegible]*πατήρ, μάλα*[2]) *φιλεῖ δὲ παῖς ὁ κισσοφόρος*.

[illegible] cur Minerva potissimum Semelen in caelum re- [illegible] observare dicatur. numne haec eius rei causa, [illegible] quippe ex solo Iove procreata nullis uxoriae im- [illegible] materni amoris in Iovis amasiam stimulis agitari [illegible] quod si non invita Minerva observavimus, amabilem [illegible] Semeles comite eligenda poetae subtilitatem notabis.

Ol. II 41.

ὀξεῖ Ἐρινύς.

[illegible] illustrando subterlapsus est viris doctis ad unum [illegible] Hesiodi *scut.* 384 *ἵπποι . . . ὀξέα χρέμασαν*, [illegible] femininum tantum, sed et neutrum pluralis (pro

[illegible] epitheti a viris doctis prorsus neglecti in hoc loco [illegible]scheri *lex. myth.* vol. I, p. 1048.
[illegible] iure interpunxisse credo Bergkium: vulgo comma post

ὀξέα) esse posse manifestatur. non igitur *Ἐρινὺς ὀξεῖα* '*Furia speculatrix*', quod simplex epitheton nusquam alias ei tribuitur, sed *ὀξεῖ' ἰδοῖσα* '*acribus oculis* scelus patratum *speculata*' memoratur. *ὀξεῖα* adverbii vice fungitur, cuius usus si exempla adferre vellem, riderer.

Ol. III 6 sqq.

... ἐπεὶ χαίταισι μὲν ξευχθέντες ἔπι στέφανοι
πράσσοντί με τοῦτο θεόδματον χρέος,
φόρμιγγά τε ποικιλόγαρυν καὶ βοὰν αὐλῶν ἐπέων τε θέσιν
Αἰνησιδάμου παιδὶ συμμῖξαι πρεπόντως, ἅ τε Πίσα με
γεγωνεῖν, τᾶς ἄπο
θεόμοροι νίσσονθ' ἑπ' ἀνθρώπους ἀοιδαί.

sententiarum inde ab initio carminis ordo satis perspicuus. orat poeta, ut Tyndaridis Helenaeque in Agrigento celebrando *ita* placeat, *ut* Musae placuerit, quae opitulata sibi effecerit, ut novis modis musicis inventis vocem suam Doriensium iudicio accomodaret. hanc enim vocabuli *πέδιλον* vim recte delineavisse Grafium l. c. p. 80 sq. ego huius ephem. l. c. p. 1062 adnotavi. inde *ἐπεὶ* particula, quae in fronte enuntiati primarii collocata '*nam*' sive '*namque*' vertenda, sententiae inducuntur, quibus exponitur, unde carminis pangendi impulsum ac materiam poeta acceperit (cf. v. 3 *ὀρθώσαις ὕμνον*): coronas scilicet comissantium Olympiae Theronis amicorum[1]) — quo de more cf. Ol. X 74 sqq. XIII. init. et Athen. I p. 4 e — a se hoc quasi divinitus sibi impositum repetiisse munus, Theronem ut carmine celebraret. non igitur de coronis hospitum in Dioscurio Agrigentino, ubi hoc carmen actum est, victoriam concelebrantium sermo est, nam hae coronae carmini, quod id ipsum temporis iam decantabatur, pangendo non potuerunt impulsum dedisse, sed de iis, quibus comitatus pompae Theronianae ipso die locoque partae victoriae laeti tempora cinxerant. quod ut ita statuerem, adductus sum loco huic simillimo Ol. I 19 *εἴ τί τοι Πίσας τε καὶ Φερενίκου χάρις νόον ὑπὸ γλυκυτάταις ἔθηκε φροντίσιν, ὅτε (tunc, cum ...) παρ' Ἀλφεῷ σύτο* ... huic autem sensui unice conveniens lectio haec:

... ἐπεὶ χαίταισι μὲν ξευχθέντες ἔπι στέφανοι
πρᾶσσόν τί με τοῦτο θεόδματον χρέος.

de loco *τι* pronominis, quod cum *θεόδματον* iungendum est, confer Ol. VII 45 *ἐπὶ μὰν βαίνει τι καὶ λάθας ἀτέκμαρτα νέφος*, IX 26 *εἰ σύν τινι μοιριδίῳ παλάμᾳ ... Χαρίτων νέμομαι κᾶπον.* — in iis quae sequuntur cum Hartungo scribendum censeo

ἅ τε Πίσα Fε γεγωνεῖν,

quae sententia hoc modo supplenda est: *ἅ τε Πίσα πρᾶσσέν με*

[1]) nam ipsum Olympiae adfuisse non veri simile.

χρέος Fε (= ἑαυτὴν) γεγωνεῖν, cui lectioni idem ille locus Ol. I supra exscriptus (*Πίσας χάρις*) mirifice patrocinatur.

Ol. III 17 sq.

πιστὰ φρονέων Διὸς αἴτει πανδόκῳ
ἄλσει σκιαρόν τε φύτευμα ξυνὸν ἀνθρώποις στέφανόν τ' ἀρετᾶν.

fidenti animo (πιστὰ φρονέων) — nam a populo sanctissimo deorum cultore repulsam non pertimescebat — arbores praeclarissimum *Iovis luco* futurum decus *exorabat* Hercules: velle se *umbrosam plantam* illi regioni adferre *hominibusque* eo commeantibus *communem virtutum coronam*. ξυνὸν igitur haudquaquam cum φύτευμα iungendum est, quod omnes ad unum interpretes suadent. nam et abundare videntur vocabula ξυνὸν ἀνθρώποις ad σκιαρὸν φύτευμα adiecta et nuda esse verba στέφανον ἀρετᾶν, si additamento careant. neque profecto est, quod verbis ξυνὸν ἀνθρώποις στέφανον ἀρετᾶν eam putes significari coronam, quam omnes homines adipisci debeant: ea est, quae cuivis homini, Graeco nimirum (v. interpp. ad v. 12 Ἑλλανοδίκας), praemium virtutis propositum fuerit. accedit, quod sic demum orationis partibus, quae inter se respondent, Διὸς ἄλσει et ἀνθρώποις, dein σκιαρὸν φύτευμα et ἀρετᾶν στέφανον constitutis dictionis aequabilitas efficitur. ceterum haud quisquam, opinor, quominus huic explicationi accedat, τε particula quarto loco posita, quem metri legibus obnoxius eam tenere voluit poeta, deterrebitur.

Ol. III 38.

ἀνδρῶν τ' ἀρετᾶς πέρι καὶ ῥιμφαρμάτου
διφρηλασίας. ἐμὲ δ' ὧν πα θυμὸς ὀτρύνει φάμεν
Ἐμμενίδαις
Θήρωνί τ' ἐλθεῖν κῦδος εὐίππων διδόντων Τυνδαριδᾶν.

πα, sive mavis πᾷ, πᾳ — nam et hae et aliae praeter eas in codd. formae extant — a nullodum interprete ita explicatum est, ut sanae rationi satisfiat. simplices quidem Hartungi, Bergki, M. Schmidti rationes ἐμὲ δ' ἔμπα, πᾶς θυμὸς, πᾶν suadentium: tamen his potiorem habitum iri spero scripturam hanc:

ἐμὲ δ' ὧν τᾷ θυμὸς ὀτρύνει φάμεν . . .

τᾷ ad διφρηλασίας, vocem ipsum hoc enuntiatum praecedentem, relatum volo eaque demum pronominis demonstrativi forma restituta εὐίππων epitheto lucem affundi existimo. ex ipso scilicet victoriae curulis genere poeta hoc donum a Tyndaridis profectum efficiebat, qui et ipsi διφρηλασίᾳ maxime gaudere ferebantur (v. Is. I 16 ἢ Καστορείῳ ἢ Ἰολάοι' ἐναρμόξαι νιν ὕμνῳ· κεῖνοι γὰρ ἡρώων διφρηλάται Λακεδαίμονι καὶ Θήβαις ἐτέκνωθεν κράτιστοι, Pyth. V 9 ἕκατι χρυσαρμάτου Κάστορος) eaque de re victoriarum curulium datores (διδόντων) habebantur: v. Roscheri *lex. myth.* vol. I, p. 1157.

Ol. III 42 sqq.

εἰ δ' ἀριστεύει μὲν ὕδωρ, κτεάνων δὲ χρυσὸς αἰδοιέστατον
νῦν δὲ πρὸς ἑσχατιὰν Θήρων ἀρεταῖσιν ἱκάνων ἅπτεται
οἴκοθεν Ἡρακλέος σταλᾶν, τὸ πόρσω δ' ἔστι σοφοῖς ἄβατον
45 *κἀσόφοις, οὔ νιν διώξω· κεινὸς εἴην.*

ad haec verba, quae sic ut scripsimus legi oportere *Studiorum Vindob.* vol. XV, fasc. 1, p. 2 contenderam, perspicienda sunt quae adhuc adnotare gestiat animus. enuntiata nullo vinculo logico quod dicunt deinceps collocata ita intellecta volo: '*si, ut aqua est optima, divitiarum autem aurum maxime venerabile, ita nunc ad extremum Thero virtutibus provectus attingit a domo columnas Herculis, ultra quas sapientibus non magis licet progredi quam insipientibus, non longius eum persequar: vanus fuerim.* ac primum quidem quae sit sententia vocabuli *οἴκοθεν* ambigunt interpretes. sat artificiosam eius excogitavit explicationem E. Boehmer dicens: '*die Heraklessäulen berührt jeder Olympiasieger von zu Hause, weil eben die in der Heimat von seinen Volksgenossen bei gottesdienstlicher Feier ihm dargebrachte Ehrung den größten Hochgenuss ihm bietet*', cui ego calculum addere valde vereor. num enim qui rebus egregie gestis gloriam consecuti a popularium choro domestico laudati non essent, hi Herculis columnas attigisse non potuerunt dici? verum sensisse quidem videntur Heimsoeth Humboldt Mezger longitudinem itineris ('*vom Herde der Väter*') indicari asserentes. sed verbis ipsis hoc non exprimitur, cum *Ἡρακλέος σταλαὶ* in proverbio dictae non locum, a quo quis absit vel quo pervenerit, significent. igitur hanc vocem intellecturo proficiscendum duco a locis quales Ol. I 82 *θανεῖν δ' οἷσιν ἀνάγκα, τί κέ τις ἀνώνυμον γῆρας ἐν σκότῳ* ('*domi, post fornacem*') *καθήμενος ἕψοι μάταν*, *frgm.* 81 v. 3 *οὐ γὰρ εἰκὸς τῶν ἐόντων ἁρπαζομένων παρὰ θ' ἑστίᾳ καθῆσθαι* Pyth. IV, 186 *τᾶν ἀκίνδυνον παρὰ ματρὶ μένειν αἰῶνα πέσσοντ'*. itaque animus mihi indicari videtur, qui vitae privatae domesticique otii impatiens excelsa et alta molitur. talem hominem *a domus angustiis* ad ipsas Herculis columnas pervenisse ait poeta. — in iis quae statim subsequuntur *οὔ νιν διώξω* pronomen *νιν* ab omnibus interpretibus recentioribus ad *τὰ πόρσω* trahitur indeque quod Theronem monitum voluerit, ne ultra procedere gestiret, id Pindarum, ne importunus videretur monitor, de se dixisse colligunt. sed cur Theroni dicere vereretur poeta, quod Hieroni regi Syracusano verissima fronte dixisset Ol. I 114 *μηκέτι πάπταινε πόρσιον*? nam quem alterum locum istius verecundiae indicem laudant Pyth. II 72 sqq. de eo quantum satis diximus huius ephem. a. 1892, fasc. X, p. 887. ceteros silentio praetermitto: ipse videto. itaque redeundum censeo ad G. Hermanni explicationem *νιν* ad Theronem referentis, nisi quod ipse quoque vir admirabilis verbi *διώκω* vim non enucleavit. cave igitur de

imitando haec Therone intellegas: cur vanum se diceret poeta imitans hominem gloriae ad fastigium elatum? Imo διώκω est verbum dicendi ut Is. IV 2 *ὦ Μέλισσ', εὐμαχανίαν γὰρ ἐφάνης ὑμετέρας ἀρετὰς ὕμνῳ διώκειν* eodemque sensu Xenoph. *comm.* II 1, 34 *οὕτω πως διώκει Πρόδικος τὴν ὑπ' Ἀρετῆς Ἡρακλέους παίδευσιν.* vertendum igitur: '*non* longius (= diutius) *eum* carmine *persequar*'. iam *διώκειν*, eundi verbum, quam apte quadret in vocabula quae praecedunt *ἱκάνων, Ἡρακλέος στείλαι, ἅβατον* vides idemque, quod facere solent poetae, hoc vocabulo adspergi orationi imaginem sentis. carmen igitur totum in eandem sententiam desinit atque Olympicum secundum in eundem Theronem compositum: v. 98—100 *ἐπεὶ ψάμμος ἀριθμὸν περιπέφευγεν, καὶ κεῖνος ὅσα χάρματ' ἄλλοις ἔθηκεν, τίς ἂν φράσαι δύναιτο;*

Ol. VI 7.

ἐπικύρσαις ἀφθόνων ἀστῶν ἐν ἱμερταῖς ἀοιδαῖς.

haec verba et facillima esse intellectu et difficillima interpretibus videri huius ephem. a. 1893, fasc. XII p. 1059 adfirmavi. verum est varie ea posse construi. *ἐπικύρσαις* enim et cum *ἀφθόνων ἀστῶν* et cum *ἐν ἱμ. ἀοιδαῖς* (ut *ἐν ἀοιδαῖς* sit pro simplici dativo) potest iungi. porro Herwerden l. c. p. 10 'iungendum esse *ἐπικύρσαις* cum sequenti genetivo, ut verba *ἐν ἱμεραῖς ἀοιδαῖς* suspensa sint ex *ἀφθόνων (nactus cives non invidos [= copiosos] in cantibus iucundis)*' putat. Schwickert ut est in coniecturas pronus ne quae dubitatio admittatur *ἐν* in *ἂν* corrumpit, denique Fennell interpungendo (*κεῖνος ἀνήρ, ἐπικύρσας ἀφθόνων ἀστῶν, ἐν ἱμερταῖς ἀοιδαῖς what song of [in the sphere of] bewitching minstrelsy would such an one escape if he happened on fellow-townsmen void of envy?*) verborum mederi sibi videtur obscuritati. hos inter errores ut verum dispiciamus meminerimus bene distinguere nostrum a sermonibus hominum quibus victor laudatur laudationes poeticas. illae sunt *εὐλογίαι, λόγοι*, at has *ἀοιδαί, ὕμνοι*: cf. Nem. XI 18 sq. *ἐν λόγοις ἀστῶν ἀγαθοῖσί νιν αἰνεῖσθαι χρεών, καὶ μελιγδούποισι δαιδαλθέντα μελίζειν ἔμ'* (cf. *Stud. Vindob.* vol. XV, fasc. 1, p. 31) *ἀοιδαῖς*. Is. III 3 et 7 *ἄξιος εὐλογίαις ἀστῶν μεμῖχθαι* et *εὐκλέων δ' ἔργων ἄποινα πρὶν μὲν ὑμνῆσαι τὸν ἐσλόν* (= *τὸν ποιητήν*. sicut Ol. II 97). harum laudationum utra hoc loco sit intellegenda et per se patet et adiecto *ἱμεραῖς* dubitatione eximitur. non potest igitur hic cantus dici civium esse: aut poetae est aut choreutarum. verum *ἀστῶν* vocabuli significatio latius sine dubio valet, quam qua choreutae soli indicentur. ex his sequitur *ἀστῶν* non posse consociari cum *ἀοιδαῖς*. agitur de civibus, qui in carmine agendo laeti praesentes ipsa sua praesentia animum ab invidia vacuum profitentur. praeter hos *alios* esse v. 74 dicit poeta invidia exagitatos: *μῶμος ἐξ ἄλλων κρέμαται φθονεόντων*

τοῖς, οἷς ποτε πρώτοις περὶ δωδέκατον δρόμον ἐλαυνόντεσσι αἰδοία ποτιστάξῃ Χάρις εὐκλέα μορφάν. ceterum vox ἀοιδαί in eodem cum ὕμνον enuntiato obvia diversam rem significet necesse est. nempe ὕμνος est hoc ipsum quod poeta pollicetur canticum, ἀοιδαί id quod ipse pluralis indicat plenius uberiusque vocabulum. poeta ad scribendum hoc carmen se accingens spectatorum auditorumque multitudinem sibi repraesentat carmini agendo adfuturam. quaerit igitur, quonam carmine talis vis triplici illa laude (quod vicit Olympiae, quod vates est, quod Syracusarum conditor) exornatus indignus videri possit nunc maxime, praesentibus *in celebratione festiva* civibus invidia vacuis. cum igitur verba quo ordine contexuntur, eo construenda sint, nonne falso poeta obscuritatis suspectus habetur?

(Haec commentatio continuabitur.)

Dabam Vindobonae Kal. Nov. MDCCCLXXXXIV.

Hugo Jurenka.

Kritisch-sprachliche Analekten II.[1])

6. *artificus* (zu Cyprianus Gallus).

Das Verbot im Buche Exodus 20, 25 'quodsi altare lapideum feceris mihi, non aedificabis illud de sectis lapidibus: si enim levaveris cultrum super eo, polluetur' (Vulg.) wird vom gallischen Dichter Cyprian folgendermaßen versificiert: 'quae (altaria) si forte sedet saxorum adtollere mole, ferrum linque procul, quoniam sordentia fiunt *artifici* levigata manu' (Exod. 785 ff. Peiper). Allein im codex Laudunensis A, von dem Peiper praef. p. XV urtheilt: 'lectiones eius maiorem in universum fidem merentur quam ceterorum', steht 'artificale vigat manu', und ich glaube mit dem nämlichen Rechte bei Cyprian '*artifica* (vgl. Du Cange s. v.) — manu' in den Text setzen zu dürfen, mit welchem L. Bauer Archiv IV 639 bei Silius I 173 nach den Handschriften '*carnificaeve* manus' für 'carnificesve' hergestellt hat.[2]) Cyprians Vorliebe für Adjectiva auf -ficus ist aus Peipers Index ersichtlich.

7. *discedere* = *mori*.

Während der absolute Gebrauch von decedere = mori[3]) schon aus Cäsar (b. Gall. VI 19, 3) zu belegen ist, scheint man gegen

---

[1]) Vgl. diese Zeitschr. XLV 201 ff. — Zu S. 202 vgl. jetzt Archiv IX 5 f. — Zu S. 203 ist nachzutragen: Paul. Nol. carm. XXXIV 619 f. 'minor — senior'. Claud. XXX (laus Ser.) 118 'minor — prior natu'. Orig. (Rufin.) hom. in Gen. 5, 3 (VIII p. 174 L.) 'prior — iunior' und Vita Mathild. (A. SS. Mart. II p. 359) 'maior natu — iunior'.

[2]) Mit Unrecht habe ich hiegegen in den Bl. f. d. bayer. Gymn.-Schulw. XXVI (1890) 544 Bedenken geäußert.

[3]) Über 'vita decedere' vgl. Kalb, Roms Juristen S. 109 und Wölfflin, Archiv VIII 154. 625.

die analoge Verwendung des synonymen 'discedere' nicht nur in der classischen, sondern theilweise auch in der späteren Zeit Bedenken gehegt zu haben. Cicero schrieb 'ex vita' (senect. 84) oder 'a vita' (Tusc. I 84) 'discedere', und in der christlichen Literatur begegnet 'de hac vita d.' (Rufin. Orig. hom. in Lev. 7, 2 vol. IX p. 296 L. in Num. 4, 3 vol. X p. 38. Ruric. epist. II 4 p. 377, 24 E.) neben 'de hoc saeculo d.' (Acta Pionii 13 p. 194 ed. Ratisb. Ruric. epist. II 34 p. 420, 4), 'd. de hoc mundo' (Rufin. Adamant. dial. I 26 bei Caspari, Kirchenhist. Anecd. I S. 33) und 'de hac luce d.' (Leges Burgund. Archiv VIII 449). Ähnlich steht es mit dem Substantiv 'decessus' in seinem Verhältnis zu 'discessus'. Ersteres gebraucht Cicero absolut (amic. 10), letzteres glaubt er durch den Zusatz 'e vita' verdeutlichen zu müssen (div. I 47). Nichtsdestoweniger muss an den beiden von Georges angeführten und bereits von Sittl (Jahresber. LIX [1889 II] S. 15) richtig beurtheilten Stellen Min. Fel. 1, 2 (wo Bährens conservativer war als Dombart!) und Amm. Marc. XXIX 5, 42, sowie in der hist. Apoll. p. 77, 9 R² nach der Überlieferung das absolute 'discedere' hergestellt werden.[1]) Denn erstens stützen sich die drei Stellen wechselseitig, zweitens erklärt sich dieser Gebrauch des Wortes ungezwungen aus der Analogie von 'decedere' und drittens setzt das absolute Vorkommen von 'discessus'[2]) in sehr später Latinität (Exc. Lat. Barb. bei Frick, chron. min. I p. 320, 4. Dicta Priminii 11 bei Caspari, Kirchenhist. Anecd. I S. 159) doch wohl die entsprechende Anwendung des Verbums voraus. Immerhin war „discedere allein" im Sinne von 'mori' nicht so alltäglich, wie man nach Seyffert zu Laelius S. 51² meinen könnte.

8. *indignus* (zu Apuleius).

Beim Gastmahl der Byrrhaena — so erzählt Apuleius met. II 20 — richten sich infolge einer Anspielung plötzlich alle Augen auf den von den thessalischen Hexen verstümmelten Thelyphron. 'Qui cunctorum obstinatione confusus *indigna* murmurabundus cum vellet exurgere .... Byrrhaena inquit.' 'indigna' in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung ist widersinnig: nicht was der Beleidigte murmelt ist „unwürdig", sondern was ihm von den Gästen angethan wurde. Das hat Rohde richtig empfunden und 'indignum' (Ausruf der Entrüstung, σχετλιασμός) an die Stelle von 'indigna' gesetzt. Aber jede Änderung ist unnöthig, wenn man das Wort in der von Georges aus Itin. Alex. 5 (12) belegten Bedeutung „unwillig" fasst, wobei man die Wahl hat, es als gewöhnlichen Objectsaccusativ = „Worte des Unwillens" (vgl. z. B. Hegesipp.

[1]) Bei Hegesipp. V 73, 1 p. 380, 58 W. ist 'discedere' (von den lebenssatten indischen Weisen) Übersetzung von ἀπιέναι (Ioseph. bell. Iud. VII 8, 7).

[2]) Bei Prud. perist. II 25 ist es mit »Scheiden« zu übersetzen, wenn auch das letzte »Scheiden« gemeint ist.

I 41, 9 p. 91, 110 W. Volumnius .. funesta immurmurat) oder, was mir wahrscheinlicher ist, als Adverbium (vgl. Prud. perist. V 417 malignum murmurans und wegen des Plurals Dräger I[2] 120, woselbst mehrere Belege aus Apuleius) zu betrachten.

9. *praeclarus* = *clarior*.

Das Bewusstsein, dass 'praeclarus' bereits eine Steigerung des Begriffes 'clarus' enthalte, hat sich, wie die schon von Cicero (Krebs-Schmalz, Antib. II 317) verwendeten Bildungen 'praeclarior' und 'praeclarissimus' zeigen, früh verloren oder wenigstens abgeschwächt. Aber in der Stunde der Noth besann man sich auf die eigentliche Bedeutung des Adjectivs. Der Prediger Zeno von Verona konnte, indem er eine Stelle seiner Quellenschrift, des Tractates 'de bono pudicitiae' (c. 8 Cypr. III p. 19, 8 H. 'adolescens Hebraeus generosus de patre, generosior de innocentia'; vgl. 9 p. 20, 14), zu einer, wie es scheint, ziemlich schematisch gewordenen Ausdrucksweise (vgl. Pseudo-Dam. hymn. de S. Agatha 5 f. Prud. c. Symm. II 823 f. Vita S. Mathild. A. SS. Mart. II p. 361) erweiterte,[1]) den ägyptischen Joseph als *clarus* genere, *clarior* pulchritudine, morum quoque *clarissimus* probitate' preisen (tract. I 4, 5 p. 41 G.). Als aber der Dichter Paulinus von Nola in seinem Epitaph auf den Presbyter Clarus die nämliche — durch das Wortspiel mit dem Eigennamen noch wirkungsvollere — Gradation anbringen wollte, und 'clarior' sich dem Hexameter nicht fügte, schrieb er wohlgemuth '*Clare* fide, *praeclare* actu, *clarissime* fructu, qui meritis titulum nominis aequiperas' (epist. XXXII 6 p. 281, 16 f. Hartel).[2])

10. *spectaculum*.

In Erinnerung an ein Wort des Völkerapostels, welches in der altchristlichen Literatur eine — man darf fast sagen — typische Verwendung gefunden hat (Miodoński, Anonym. adv. aleat. S. 29; dazu Lejay, Revue crit. 1890 II p. 366), 'spectaculum (*θέατρον*) facti sumus mundo et angelis' (I Cor. 4, 9), schreibt Paulinus von Nola epist. XXIV 9 p. 209, 1 ff. H. 'quare *sub* hominum et angelorum *spectaculis* in huius mundi theatro[3]) ante dominum dimica-

---

[1]) Wie Zeno zu Pseudocyprian oder Novatian, so verhält sich der Dichter des Hymnus auf Agatha zu Prud. perist. III 1 f.

[2]) Vgl. Paul. Nol. l. l. p. 281, 11 'meritis et nomine Clarus' und die Hist. Jahrb. d. Görresgesellsch. XV (1894, S. 96) A. 1 angeführten Stellen, zu denen noch Paul. Nol. carm. XII 1; XIII 1 f.; XXXIV 1 f. Damas. carm. VII 8 f. Paul. Petr. vit. Mart. I 135; III 267 (Poet. christ. min. I p. 24. 73). De Rossi, Inscr. II 1 p. 71 (Nr. 40[a], 13). Ennod. CCXV 1 p. 172 V. Orig. (Rufin.) hom. in Lev. 6, 6; Num. 21, 1 IX p. 283; X p. 260 L. Petrus Chrysol. serm. 107 (Patrol. LII 498 A) Euseb. hist. eccl. V 24, 18 zu fügen sind. Vgl. auch L. Traube, Sitzungsber. d. bayer. Akad. phil.-hist. Cl. 1891, 411 f.

[3]) Diese (nicht aus der hl. Schrift stammenden) Worte begegnen in gleichem Zusammenhange bei Aug. civ. d. XIV 9 p. 21, 27 D[2]. Vgl.

turi exuamur operibus adversis'. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, dass 'spectaculum' hier in einer andern Bedeutung gebraucht ist, als an der vorbildlichen Bibelstelle und an den Stellen, an welchen Paulinus sich sonst auf die letztere bezieht (epist. XIII 13 p. 94, 17 ff.; XIII 14 p. 95, 12 f.; XL 10 p. 352, 20 ff.). Nicht das „Schauspiel" ist hier mit 'spectaculum' bezeichnet, sondern der Act des Schauens.[1]) In dieser meines Wissens von den Lexikographen noch nicht beachteten Bedeutung findet sich das Wort noch an einer zweiten Stelle des Paulinus, epist. XIII 13 p. 94, 15, 'iuvat etiam nunc in *spectaculo* et praedicatione tanti operis inmorari' (anders XIII 11 p. 93, 1), ferner bei Apuleius apol. 15 p. 21, 21 Kr. 'formam suam *spectaculo* assiduo explorare' („Beschauung" F. Weiß in seiner kürzlich veröffentlichten Übersetzung), in der Vulgata II Reg. 23, 21 'virum dignum *spectaculo*' (*'ἄνδρα ὁρατόν'* LXX), bei Faustus von Reji de spir. s. I 11 p. 121, 27 E. = serm. XXVIII p. 335, 29 f. '*sub spectaculo*[2]) trinitatis edebat munera passionis' und wohl auch bei Petrus Chrysologus sermo 9 (Patrol. LII 212 A) 'iustitia ... *spectaculum* populi, vulgi laudes, favores hominum, mundi gloriam non requirit.' Der Gebrauch von 'sub' an der Paulinus- und der Faustusstelle dürfte sich aus der Analogie von 'sub oculis' (vgl. 'sub conspectu' bei Heges. V 53, 1 p. 385, 167 W.) erklären, der Plural an der ersteren ist mit Ausdrücken wie 'me ... a suis terret *aspectibus*' (Apul. met. V 19), 'nuntius .. eius se *aspectibus* praesentavit' (Eugipp. vit. Sev. 9, 3; vgl. Acta Sebast. 48 Patrol. XVII, 1042 B), 'exponi patriae *conspectibus*' (Faust. Rei. bei Caspari, Anecdota I 330; vgl. Blätter f. d. b. Gymn. XXIX 527), 'suis facit adstare *conspectibus*' (Petrus Chrysol. serm. 36 Patrol. LII 301 D. Vita S. Agnetis v. 91 bei Harster, novem vitae ss. metr. p. 41; sonst 'conspectui adstare: Abhandl. f. Christ S. 149 Anm. 4) zusammenzustellen.

München. Carl Weyman.

Paul. Nol. epist. V 5 p. 28, 4. Homilie bei Caspari, Theologisk Tidskrift N. R. X (1885) p. 275.

[1]) Ganz analog erhielt 'miraculum' im Spätlatein die Bedeutung von 'admiratio' (Rönsch, Collect. philol. S. 28, 48).

[2]) Fehlt in Engelbrechts Index.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Herondas' Mimiamben. Eingeleitet, übersetzt und mit erklärenden Bemerkungen versehen von Siegfried Mekler. Wien, Verlag von Konegen 1894. 66 SS. Preis 80 kr. (1 Mk. 60 Pf.).

Nicht allein der Reiz der Neuheit, weit mehr die culturgeschichtliche Bedeutung, der Porträtcharakter und „das Moderne" der volle zwei Jahrtausende alten sieben Cabinetstückchen des Herondas haben das Interesse auch weiterer Kreise wachgerufen und abgesehen von einer Fülle von Fachschriften eine Reihe Übersetzungen zutage gefördert. Um nur von den in deutschen Landen erschienenen zu sprechen, so ist die den Ton und den Geist des Originales glücklich treffende lateinische Übersetzung *Büchelers* bloß für Philologen bestimmt, auch *R. Meisters* wortgetreue Übertragung ins Deutsche dient zu Studienzwecken und zur Erläuterung seines Textes. Der dichterischen Form gerechter zu werden bemühten sich zuerst die heimischen Gelehrten *A. Bauer* (in den Preußischen Jahrbüchern 1893, S. 441 ff.) und *S. Mekler*, welcher in einer Gymnasialabhandlung (VII. Jahresber. des Obergymn. im XIX. Bez. Wiens) „Neues von den Alten" (S. 3—18) Übersetzungsproben aus dem I., III., IV. und VII. Mimiambus veröffentlichte. Trotz Anerkennung des Geschickes, mit dem diese Stücke übertragen sind, machte der bekannte Herondasherausgeber *O. Crusius* gegen die Wahl der gereimten Kurzzeile im Stile des Hans Sachs anstatt der Hinkiamben des Dichters die Einwendung: „Das schlichte, treuherzige Versmaß gießt über die Dichtungen einen warmen Schimmer von Behäbigkeit und altväterischem Wesen, der dem Original durchaus fremd ist". Man wird diesem gewichtigen Bedenken im wesentlichen zustimmen müssen und hinzufügen können, dass der Reimzwang dem Übersetzer die Schwierigkeiten seiner Arbeit ungemein erhöhte. Da der Hinkiambus in der deutschen Literatur selten ist und auf die Dauer einförmig und herbe wirkt, verwendete Crusius in seiner vollständigen Übersetzung des Nachlasses von Herondas (Göttingen, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung

1893) den von Kleist (z. B. im „Zerbrochenen Krug") gewählten sehr frei gebauten, fünffüßigen Iambus mit gelegentlich unrhythmischem Schlusse. In der jüngst erschienenen Übertragung der sieben ziemlich gut erhaltenen Mimiamben hält Mekler an dem ursprünglich gewählten Metrum fest, hat aber Crusius' Vorarbeit und andere einschlägige Schriften „mit reichem Nutzen für Kritik und Erklärung" (S. 59) herangezogen. Der Unterschied der zwei Übersetzungen ist kurz gefasst der: die erstere ist treuer, die letztere geschmackvoller. Der Kenner wird die von Crusius, der gebildete Laie die von Mekler gebotene Arbeit vorziehen. Aber auch für den philologischen Fachmann wird diese mit anerkennenswertem Talente angefertigte Übertragung deshalb Interesse haben, weil ja eine gelungene Verdeutschung einer alten Dichtung eine Leistung ist, die über das Nachbilden eines plastischen Kunstwerkes oder das Copieren eines alten Originalgemäldes hinausgeht. Denn der Copist hat bloß das Vorbild getreulich wiederzugeben, der Übersetzer aber muss zwar alle wesentlichen Züge seines Originales treffen, hat aber nur ähnliche Mittel zur Verfügung. Daher kann ein Übersetzer, um mit Wilhelm v. Humboldt zu sprechen, nur zu leicht „an einer der Klippen scheitern, sich entweder auf Kosten des Geschmackes und der Sprache seiner Nation zu genau an sein Original oder auf Kosten seines Originals zu sehr an die Eigenthümlichkeiten seiner Nation zu halten. Das Mittel hierzwischen ist nicht bloß schwer, sondern geradezu unmöglich". M. hat selbst (S. 15) anerkannt, dass „die Ähnlichkeit" seiner Übersetzung mit dem Dichter „recht mangelhaft ist", aber er hat das Möglichste gethan, das Bild nicht zu vergröbern oder zu verzeichnen. Wir können ihm nur zustimmen, dass er gewisse dunkle oder unsichere Verse (so II 73, VII 43) unübersetzt ließ, dagegen der Deutlichkeit halber manche Andeutungen des Originales (wie bei der Liste des Schuhinventars VII 56 ff.) erweiterte, Derbes manchmal abschwächte (z. B. II 43 ff., V 1, vgl. hingegen Crusius) und passende Citate aus der deutschen Literatur (IV 76 ff.) oder dem Volksmunde (II 100 fg.) herübernahm. Folgendes Pröbchen möge die Unterschiede, die Mängel und Vorzüge beider Übersetzungen klar machen. Herondas' Verse III 24 ff. geben Worte, welche die über ihren Thunichtgut Kottalos erboste Metrotime an den „schlagfertigen" Lehrer Lampriskos richtet:

τριθημέρῃ Μάρωνα γραμματίζοντος
τοῦ πατρὸς αὐτῷ τὸν Μάρωνα ἐποίησεν
οὗτος Σίμωνα ὁ χρηστός· ὥστ' ἔγωγ' εἶπα
ἄνουν ἐμαυτήν, ἥτις οὐκ ὄνους βόσκειν
αὐτὸν διδάσκω, γραμμάτων δὲ παιδείην,
δοκεῦσ' ἀρωγὸν τῆς ἀωρίης ἔξειν.

Crusius übersetzt dies so:

Vorgestern, als sein Vater ihm den Namen
Marón dictierte, hat der Musterknabe
Aus dem Máron einen Simon gemacht! Da schalt ich

Mich selber eine Närrin, die ich ihn
Nicht Eseltreiben lernen lasse, sondern
Die Schreibewissenschaft, in der Zuversicht,
Er werd' in schlimmer Zeit meine Stütze sein.

Bei Mekler lautet dasselbe frei übertragen folgendermaßen:

„Jüngst quält sich Vater[1]) ihm zulieb:
„H, E, L, D — was gibt das?" — „Dieb".
So dass ich vor die Stirn mir schlug:
Ei, Metrotime, bist du klug,
Dass du ihn lernen lässt und meinst,
Er werde, wenn du älter einst,
Dir Stütze sein? Nichts wird er als
Ein Eseltreiber bestenfalls."

Die löbliche Absicht Meklers, dem Geiste der Muttersprache zu seinem guten Rechte zu verhelfen, ist unverkennbar. Auffallend ist aber daneben seine Vorliebe für Fremdwörter, welche nur manchmal die Dichtung, öfter die Reimnoth entschuldigt, so: Gryllos, Champion; verunjeniert und bestialisch maltraitiert (II 70 fg.), judiciert, Matador, Cujon, appliciert, mit Respect, das Factum Geld, in puncto Wohlgestalt, frappant, rar, Tresor u. v. a. m. Auch an seltsamen Wortformen, Wörtern und Kraftausdrücken trägt nicht selten der Reimzwang die Schuld, z. B. Missgeschick — *Ungelück* (S. 8), Schuft — *knufft* (S. 42), *Weibsenbrut* — Blut (S. 46), Maß — *Stadtfraubas'* (S. 56), *verschimpfiert* — indigniert (ebenda); aber auch sonst: Lüstlinge (von Mägden, Herond. ἑορτή), Schubiak, den scharlachfarbenen Dings, ihr Jungens (im Munde des Lehrers) u. a. Auch einige zu prosaisch ausgefallene Verse, so IV 66 ff.:

„Sieh auch den Zug da mit dem Stier,
Das Weib trabt hinten nach, der Mann
Führt ihn: was doch so'n Maler kann!
Die Stülpnas' dort, der Habichtskopf —
Zur Lebenswahrheit fehlt kein Knopf!"

oder die fast komisch wirkenden Reime (V 78 fg.):

„Ihm stemple, wer er ist, ins Hirn
Das Brandmal auf der Sclavenstirn"

werden dieser den Übersetzer schwer hemmenden Fessel zuzuschreiben sein.

Um von Stellen abzusehen, welche der Verf. auf Grund der inzwischen erschienenen zweiten Textausgabe von Crusius wohl selbst anders gestaltet hätte, habe ich nur noch zu erwähnen, dass I 30 ὁ *βασιλεὺς χρηστός* nicht durch: „*ein* König Ehrenmann" und IV 18 am Schlusse der feierlichen Anrufung Äskulaps und der anderen Heilgötter ὦ *ἄναξ* nicht durch: „Herr Gott" hätte übersetzt werden sollen; undeutlich ist ferner II 29 wiedergegeben mit: „Ihm stünde gut — *darin mir gleich* — | Respect vorm letzten unter euch" (Crusius weit besser: „der | Bescheiden leben sollte, so wie ich, | Voll Ehrfurcht gegen den kleinsten Bürgersmann"). Nicht getroffen ist der Sinn von VI 55 fg. durch die Übersetzung:

[1]) Das Fehlen des Artikels ist hart.

„Pylaethis war, | *Gott hab' sie selig*, manches Jahr | Dort gern gesehen. Dass sie nicht | Vergessen werd', *ist Freundespflicht*" (Crusius richtig: „Schon die sel'ge | Kylaithis hatte mit ihm zu schaffen — möge | Der Frau gedenken, wer ihr nahe steht"). Doch sind derlei Mängel recht selten.

Von Druckfehlern ist das von der Verlagsbuchhandlung trefflich ausgestattete Büchlein rein. Nur in der Schreibung von Fremdwörtern (Hygiea neben Podaleirios u. a.) und der ss-Laute (S. 40: läßt, Fuss, laß; S. 41: vergiß) trifft man auf Schwankungen.

Schließlich noch ein Wort über die Einleitung (S. 5—15) und die Bemerkungen (S. 59—66). Jene legt in gut lesbarer Form das uns über Herondas und seine Mimiamben Bekannte dar. Bloß die Ansicht (S. 9), dass wir von den „prosaischen Scenen Sophrons... nur ganz oberflächliche Vorstellungen haben", ist dahin zu berichtigen, dass eben der Herondasfund in das Bild von den in rhythmischer Prosa abgefassten Mimen Sophrons, welches trotz der nicht wenigen Bruchstücke (ich kenne etwa 160) und der sonstigen Nachrichten uns früher nicht gehörig deutlich war, mehrfach erwünschte Klarheit gebracht hat. Von den Bemerkungen, welche theils die Übersetzung rechtfertigen, theils Eigennamen, altgriechische Sitten und Einrichtungen erläutern, sind die meisten für Nichtphilologen berechnet.

Wien. Dr. Edmund Hauler.

M. Tullii Ciceronis orationes selectae XIV. Editio vicesima altera emendatior, quam post editiones Ernestii, Seyfferti, Eckesteinii curavit Otto Heine. Pars I. Pro S. Roscio Amerino, pro lege Manilia. Halis, sumptibus librariae orphanotrophei 1893. Preis 60 Pf.

Die Zwischenzeit von zehn Jahren, welche zwischen der früheren Auflage dieses Bändchens und dieser neuen verstrich, war für die Cicero-Literatur nicht ohne namhaften Ertrag, und der Herausgeber, dessen gewissenhafte Sorgfalt bekannt ist, hat sich bemüht, dem Texte jene Gestaltung zu geben, die dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entspricht. Es braucht nicht erst betont zu werden, dass alles, was in den seither erschienenen Ausgaben oder in verstreuten Abhandlungen für den Text der beiden Reden, die das Bändchen enthält, geleistet wurde, vom Herausgeber für die Constituierung seines Textes verwertet wurde. Insbesondere hat er der kritischen Ausgabe C. F. W. Müllers den ihr mit Recht gebürenden Einfluss auf seinen Text eingeräumt.[1])

[1]) Es bezieht sich dies auf den Text der zweiten in diesem Hefte enthaltenen Rede *pro lege Manilia*" denn für die Rosciana hatte Heine auch schon zur früheren Auflage die kritische Ausgabe C. F. W. Müllers benützen können.

Die den Text begleitenden kritischen Anmerkungen bieten eine wohlüberlegte Auswahl des für die Kritik der betreffenden Stelle Bedeutsamsten. Mit eigenen Vermuthungen ist der Herausgeber wie immer so auch diesmal sehr sparsam. Als recht beachtenswert dürfte nach meiner Überzeugung eine Conjectur zu bezeichnen sein, die Heine an einer viel umstrittenen Stelle *de imperio Cn. Pompei* §. 18 vorbringt und mit Recht auch in den Text aufnimmt. Er schreibt da nämlich statt des überlieferten ganz sinnlosen '*publicanis amissis vectigalia postea victoria recuperare*', wie mir scheint, sehr scharfsinnig: *publicanis pulsis amissa vectigalia postea victoria recuperare*. In paläographischer Beziehung — *pulsis* konnte nach *publicanis* sicherlich ganz leicht ausfallen — ist die Vermuthung wohl sehr probabel, auch dem Sinne der Stelle dürfte der Ausdruck gleichfalls ganz gut entsprechen. Auf alle Fälle ist die Conjectur mancher anderen zu dieser Stelle vorgebrachten, die Eingang in die Texte gefunden hat, mindestens ebenbürtig. In derselben Rede §. 13 vermuthet Heine, doch nur im kritischen Anhange, dass für *ceteros in provinciam — mittimus* vielmehr zu schreiben sei '*cet. in provincias mittimus*'. — *pro Sex. Roscio Amerino* §. 106 schreibt H. *quod suspicione computetis* in Anlehnung an eine Richter'sche Conjectur zu dieser Stelle. — ib. §. 11 an einer bekanntlich gleichfalls ganz verzweifelten Stelle begnügt sich H. damit, die Halm'sche Conjectur *dignissimam sperant futuram* in den Text aufzunehmen, ohne sie jedoch — in der adnot. crit. — für vollständig befriedigend zu erklären. — ib. §. 89 wurde mit gutem Grunde das Buttmann'sche *pugna Cannensis accusatorum* dem überlieferten *pugna Cannensis accusatorem* (sc. *sat bonum fecit*) vorgezogen. Es ist mir überhaupt nicht recht verständlich, wie dieser überlieferte Accusativ Vertheidiger finden konnte. Denn ohne eine beigesetzte Bestimmung hängt jene bildliche Bezeichnung *pugna Cannensis* förmlich in der Luft und kann unmöglich in dem richtigen Sinne gefasst werden.

Die Ausstattung des Bändchens ist, was Typen und Papier anbelangt, recht nett. Auch die Correctur des Druckes wurde gewissenhaft überwacht. Nur zwei kleinere Druckversehen nahm Ref. wahr: S. 5 adnot. crit. Zeile 4 von unten lies *exspectatur* statt *exspectator*. S. 49 adnot. crit. Z. 5 v. u. stört der Ausfall des Beistrichs nach *Lambin*.

M. Tullii Ciceronis Cato Maior de senectute. Für den Schulgebrauch herausg. von Theodor Schiche. 2. verb. Aufl. Leipzig, Verlag von G. Freitag 1893. 8°, XVIII u. 42 SS. Preis geh. 40 Pf., geb. 70 Pf.

Die erste im Jahre 1884 erschienene Auflage dieser Ausgabe des *Cato Maior* war seinerzeit vom Ref. in diesen Blättern angezeigt und nach ihren Vorzügen gewürdigt worden. Die nun vorliegende zweite Auflage repräsentiert sich in einer theilweise ver-

änderten Gestalt. Eine verhältnismäßig recht eingehende, deutsch geschriebene Einleitung orientiert zunächst über Cicero als philosophischen Schriftsteller, über seinen Eklekticismus auf dem Gebiete der Philosophie, hierauf über diese philosophischen Schriften selbst und in einem vierten Capitel über Entstehung und Abfassungszeit der vorliegenden Schrift und über die Personen, die in derselben das Wort führen. Den Schluss dieses letzten Abschnittes bildet eine ziemlich ausführliche Inhaltsangabe des *Cato Maior*. Ob eine solch genaue Inhaltsangabe bei einer Schrift, deren Gliederung ziemlich zutage liegt, zumal auf der Stufe, auf welcher diese Schrift gelesen wird, wirklich einen Vortheil oder nicht vielmehr eine gar zu bequeme Krücke für das Verständnis bietet, darüber dürften vielleicht die Meinungen auseinandergehen. Ref. bekennt sich offen zu der Meinung, es sei vom Standpunkte der Schule nicht vortheilhaft — ausgenommen die in jedem Betracht schwierigeren Demosthenischen Reden, die in Bezug auf das Verständnis, in Bezug auf ihren Aufbau und die Gliederung der einzelnen Theile den Schülern ungleich größere Schwierigkeiten bereiten — derartige eingehende Darstellungen des Zusammenhanges der zu lesenden Schrift den Schülern als etwas Fertiges zu bieten. Diese genaue Erkenntnis des Gedankenzusammenhanges und des Gefüges des Werkes sollte vielmehr meines Erachtens von den Schülern selbst erarbeitet und durch eigene geistige Thätigkeit — selbstverständlich unter Mithilfe und Anleitung des Lehrers — gewonnen werden. — Was die Würdigung der schriftstellerischen Thätigkeit Ciceros auf dem Gebiete der Philosophie betrifft, so verdient es alle Anerkennung, dass Schiche sich wirklich bemüht hat, Ciceros vielfach verkannten Verdiensten gerecht zu werden. Es heißt S. IV hierüber: 'Er ließ ihnen (sc. den philosophischen Erörterungen) eine Behandlung angedeihen, die, weltmännisch frei und von der Erfahrung eines bewegten und bedeutenden Lebens getragen, mit den Schätzen eines reichen Wissens belebt und von dem lebhaftesten Gefühle für alles Gute durchdrungen war. Dadurch hat er sie über die einseitig fachmäßige philosophische Schriftstellerei, die einem weiteren Leserkreise leicht als unnütze spitzfindige Grübelei erscheint, emporgehoben und ihnen eine dauernde Wirkung gesichert'.

Vielleicht etwas zu ausführlich für Schüler dürfte das zweite Capitel 'Über Ciceros Eklekticismus' gerathen sein. Ganz entschieden jedoch geht weit über das Bedürfnis der Schule das hinaus, was S. XII ff. über die Abfassungszeit des Cato Maior gesagt wird. Was sollen die Schüler mit dieser ganz wissenschaftlich begründeten Erörterung anfangen? — An weiteren Beigaben enthält das Heft auch noch ein Verzeichnis der Eigennamen mit beigefügten Erläuterungen. Der Text selbst, der schon in der früheren Auflage von Schiche in überaus sorgfältiger Weise constituiert worden war, hat auch jetzt keine wesentliche Änderung erfahren. Die Ab-

weichungen von der 1. Auflage — es sind deren im ganzen 11 — seien hier kurz angeführt:[1]) §. 1 *visum est mihi] mihi est v.* — §. 10 *Quaestor quadriennio post factus sum] quadriennio post factus sum quaestor.* — §. 15 *omnibus fere] fere omnibus.* — §. 18 *praescribo et quomodo; Karthagini quidem male] praescribo quodammodo, Karthagini cum male.* — §. 20 *percontantur ut est in] per ꝙ ntantur in* — §. 31 *vera] vere* — §. 41 *longinquior] longior.* — §. 58 *sibi habeant igitur] habeant igitur sibi.* — §. 70 *veniendum est. Breve] veniendum. Breve.* — §. 72 *possit [mortemque contemnere]; ex] possis et tamen mortem contemnere; ex]* — ib. *respondisse dicitur: Senectute] respondit: Senectute.*

Vielfach war bei diesen Änderungen der Einfluss der sorgfältigen Ausgabe von Anz (Bibl. Gothana) maßgebend, der durch Bekanntmachung der Lesearten einer sehr guten Handschrift, des cod. Bruxellensis, die Kritik dieser ciceronischen Schrift beträchtlich gefördert hat. Auch §. 3 hätte Schiche mit Sommerbrodt, Meißner und Anz *id tribuito* für Vulg. *attribuito* in den Text aufnehmen sollen, wofür neben L eben auch die Corruptel in Br(uxell.) *id tribulato* zeugt.[2]) — §. 46 wird es schwer halten, den Satz: *et refrigeratio — ignis hibernus* in dem gegenwärtigen Zusammenhange, in dem auch Sch. ihn belässt, zu rechtfertigen. Die Worte wurden meines Erachtens von Sommerbrodt, dem andere Herausgeber folgten, mit vollem Rechte als Glosse ausgeschieden.

Ciceros ausgewählte Reden. Erklärt von Karl Halm. VII. Band: Die Reden für L. Murena und für P. Sulla. 5. umgearb. Aufl., besorgt von G. Laubmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Wohlbekannt ist bereits die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, mit der sich der gelehrte Herausgeber seit Jahren schon der Aufgabe unterzieht, die mit Recht überall geschätzten, vortrefflichen Commentare Halms zu den Reden Ciceros, unter pietätvoller Wahrung ihrer Eigenart, doch den gegenwärtigen wissenschaftlichen Anforderungen, den Fortschritten in Kritik und Exegese entsprechend zu gestalten. Auch die neue Ausgabe der oben bezeichneten Reden liefert sowohl in der Einleitung, als insbesondere in der Gestaltung des Textes und den Anmerkungen den Beweis, dass dem emsigen Herausgeber nichts von all dem entgangen ist, was in neuerer Zeit zur Untersuchung und Erklärung dieser Reden —

---

[1]) Ich lasse auf die Leseart der ersten Auflage jene der zweiten folgen.

[2]) Die Corruptel in Br. ist meines Erachtens recht instructiv. Sie dürfte wohl so entstanden sein, dass über ein ursprüngliches *id tribuito* in einer Vorlage dieser oder einer früheren Handschrift noch die Variante *at* (für *id*) geschrieben wurde, das dann später an verkehrter Stelle in den Text selbst eindrang. Die Verwechselung von *l* und *i* bedarf keiner weiteren Erklärung.

insbesondere aber der *Mureniana* — geleistet worden ist. Laubmann selbst legt sich bekanntlich in der Conjecturalkritik eine nicht gewöhnliche Reserve auf und begnügt sich an unsicheren Stellen mit der Aufnahme jener Conjecturen, die ziemlich allgemeine Anerkennung gefunden haben, schon deshalb, um thunlichst eine Übereinstimmung seines Textes mit dem Texte der anderen an deutschen Gymnasien gebrauchten Ausgaben zu erzielen. Auch die Lücken an den bekannten Stellen der *Mureniana* wurden aus demselben Grunde ausgefüllt. Gegenüber dem Vorschlage, in den fortlaufenden Anmerkungen geeigneten Ortes auch Winke über den Aufbau der Rede und die rhetorische Technik derselben zu geben — wie dies ja in anderen neueren Commentaren nicht mit Unrecht geschieht — verhält sich L. ablehnend, wohl um den eigenthümlichen Charakter dieser Ausgabe zu schonen. Die besonderen Vorzüge der Halm-Laubmann'schen Commentare zu den Reden Ciceros hier noch einmal auseinandersetzen und hervorheben zu wollen, wäre wohl recht überflüssig. Nur zwei Bemerkungen zur Gestaltung des Textes mögen noch hier Platz finden: *pro Mur.* §. 43 wird im kritischen Anhange die Conjectur Landgrafs *'saepe'* für Vulg. *semper* angeführt. Hier wäre es nun doch meines Ermessens nicht unbillig gewesen, auf meine, wie ich glaube und wie dies auch anerkannt wurde, vollständige Widerlegung dieser Conjectur in der Besprechung der Ausgabe Landgrafs in diesen Blättern und im Programm des Nikolsburger Gymnasiums 1891, S. 10 f. hinzuweisen. — Ib. §. 49 ist die Bemerkung zu *inflatum cum spe militum* 'Der allgemeine Ausdruck deckt sich durchaus nicht mit der folgenden speciellen Bezeichnung *exercitu colonorum Arretinorum*', wie es scheint, gegen meine Bemerkungen zu d. St. Progr. Nikolsb. 1891, S. 11 ff. gerichtet. Mir scheint jedoch, dass das dort von mir vorgeschlagene *multorum* für *militum*, das Laubmann ja auch im krit. Anhange anführt, weit sinngemäßer wäre. Jedenfalls bekenne ich offen, dass ich nicht weiß, wer außer jenen *coloni Arretini et Faesulani* mit der Bezeichnung *militum* a. a. O. sonst noch gemeint sein könnte, und meines Erachtens entsteht dann eine kaum erträgliche Tautologie.

Ausgewählte Briefe Ciceros. Für den Schulgebrauch erklärt von Josef Frey. 5. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. Preis 2 Mk. 25 Pf.

Bezüglich der Auswahl und Anordnung der Briefe wurde in dieser Auflage keinerlei Änderung vorgenommen. Die Briefe erscheinen im wesentlichen nach den Namen der Personen geordnet, die mit Cicero im Briefwechsel standen, wobei auch darauf Rücksicht genommen wurde, dass wo möglich nur Briefe von Cicero aufgenommen würden, wenn nicht das Verständnis die Aufnahme anderer Briefe geradezu erheischte. Innerhalb der einzelnen Gruppen blieb das einzig mögliche Princip der Anordnung das chrono-

logische. Anders gestaltet ist bekanntlich die Anordnung der Briefe in der von Hofmann-Lehmann veranstalteten Auswahl aus den Briefen Ciceros (im Weidmann'schen Verlag). Die den Text begleitenden Erklärungen, welche zumeist sachlicher Natur sind, können als ganz zweckmäßig bezeichnet werden. Sie reichen vollständig aus, um dem Schüler das Verständis der Briefe zu erschließen. Freilich Bemerkungen sprachlicher Natur, Beobachtungen über den Sprachgebrauch der Briefe Ciceros gegenüber dem sonstigen Sprachgebrauche der mustergiltigen Latinität, wie solche einen besonderen Vorzug des eben genannten Hofmann-Lehmann'schen Commentars bilden, treten hinter den sachlichen Erklärungen fast ganz zurück. Die Ausgabe will eben, während jene andere auch in mancher anderen Beigabe sich an ein weiteres wissenschaftliches Publicum wendet, vor allem und ganz speciell dem unmittelbaren Bedürfnisse der Schüler entgegenkommen und entspricht diesem Zwecke auch ganz gut. Die Textgestaltung hat gegenüber der früheren Auflage mancherlei Änderungen erfahren; die Zahl der Abweichungen beträgt an 40. Namentlich war hiefür die eingehende Besprechung maßgebend, welche der 4. Auflage von Ferd. Becher zutheil wurde (in der Wochenschrift für classische Philologie 1889, Nr. 45), dessen zahlreiche Verbesserungsvorschläge fast sämmtlich in den Text aufgenommen wurden.

Die Ausstattung des Buches, die Correctur des Druckes zeugen von der musterhaften Sorgfalt des Teubner'schen Verlages. Der Commentar wird seinen ehrenvollen Platz unter der Zahl der Unterrichtsbehelfe für die Erklärung der Briefe Ciceros, deren Lectüre jetzt in Deutschland nach den neuen Lehrplänen mehr in den Vordergrund gerückt worden ist, nach wie vor behaupten. Ref. kann nicht schließen, ohne wiederholt dem Bedauern Ausdruck zu geben, dass an unseren österreichischen Gymnasien für die Lectüre der Briefe Ciceros, die doch so anregend und interessant wäre, sich keine Stätte findet.

Ciceros rhetorische Schriften. Auswahl für die Schule nebst Einleitung und Vorbemerkungen von Dr. O. Weißenfels, Professor am kgl. Französ. Gymnasium in Berlin. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 8°, 356 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf. — Auch in drei getrennten Heften: I. Heft. Einleitung in die rhetor. Schriften Ciceros nebst Abriss der Rhetorik. Preis 1 Mk. II. Heft. Auswahl aus de orat. und Brutus nebst Analysen. Preis 1 Mk. III. Heft. Orator. Vollständiger Text nebst Analyse. Preis 60 Pf.

Diese Auswahl aus den rhetorischen Schriften Ciceros reiht sich jener Chrestomathie aus den philosophischen Schriften Ciceros an, die derselbe ausgezeichnete Gelehrte und Schulmann vor kurzem im gleichen Verlage erscheinen ließ. Sie ist auch genau nach demselben Plane wie jene angelegt. Man durfte wohl erwarten, dass der feinsinnige Kenner und Beurtheiler Ciceros, der Verfasser des Buches 'Cicero als Schulschriftsteller', aus dieser Blüte der

Ciceronischen Schriften — denn als solche darf man die rhetorischen Schriften wohl bezeichnen — eine wohlüberlegte und geschmackvolle Auswahl treffen werde; und in der That erfüllt diese Chrestomathie unsere Erwartungen vollauf. Über den Wert der rhetorischen Schriften Ciceros, an denen selbst der spähende Blick missgünstiger Beurtheiler Ciceros nichts auszusetzen fand, hat W. früher schon ausführlich gehandelt, vgl. die Abhandlung 'Über die Bedeutung von Ciceros rhetorischen Schriften für die Schule', Ztschr. f. G. W. 1889, S. 321—344, ferner in dem Buche 'Cicero als Schulschriftsteller' (Leipzig, Teubner 1892) S. 103—168, endlich in der Besprechung des neuen preußischen Lehrplanes im Lateinischen, Ztschr. f. G. W. 1892, S. 691—722 und 753—777. Das Vorwort der gegenwärtigen Ausgabe begnügt sich demnach unter Verweisung auf jene früheren Aufsätze mit der Hervorhebung einiger leitender Gesichtspunkte der Beurtheilung, insbesondere mit einer vorläufigen Abwehr des vielverbreiteten Vorurtheils, als ob Rhetorik und sophistische Beredsamkeit identisch seien, und als ob das Wesentliche der Rhetorik in all den unredlichen Mittelchen zu suchen sei, durch die man in alten wie in neuen Zeiten unbedeutende Gedanken herauszustaffieren verstanden hat. Mit Recht betont W., dass neben der Philosophie auch die Rhetorik bei den Griechen sowohl wie bei den Römern dergestalt im Vordergrunde des Interesses stand, dass derjenige, dem die antike Philosophie und Rhetorik fremd geblieben, sich nicht rühmen dürfe, das Alterthum zu kennen, und möchte er über die Competenz der Beamten, über Heer- und Gerichtswesen der Alten auch noch so eingehend unterrichtet sein. — Die Auswahl aus den Büchern *de oratore*, in der die Stücke aus dem ersten Buche überwiegen, ist geeignet, den Schüler in den Geist dieser herrlichen Schrift einzuführen. Nur der *Orator* erscheint unverkürzt aufgenommen, und gewissermaßen zur Ergänzung dessen, was Cicero hier vorträgt, wurde auch eine Auswahl aus dem Brutus beigegeben, die sich darauf beschränkt, 'die wichtigsten Capitel aus der Geschichte der griechischen und römischen Beredsamkeit zusammenzustellen und dazu die Geschichte von Ciceros eigenem Entwicklungsgange zu fügen'. Vortrefflich sind die den einzelnen Stücken der Auswahl vorausgeschickten Vorbemerkungen und Analysen des Gedankenzusammenhanges. Dem Texte ist W. Friedrichs kritische Ausgabe der rhetorischen Schriften zugrunde gelegt. — Eine eingehendere Besprechung und Würdigung verdient jedoch die umfangreiche, 122 Octavseiten umfassende Einleitung in die rhetorischen Schriften Ciceros, die auch unabhängig von der Ausgabe selbst ihren hohen Wert besitzt. — Das erste Capitel dieser Einleitung handelt von der Entwicklung der Beredsamkeit bei den Griechen. In vortrefflicher, des Gegenstandes würdiger Darstellung wird gezeigt, wie gerade Athen der geeignetste Boden für das Aufkeimen der Beredsamkeit war. Der Reihe nach werden die bedeutendsten attischen

Redner nach ihrer Bedeutung gewürdigt, so Perikles nach den bei Thukydides erhaltenen Reden, die sicherlich den Geist des großen Staatsmannes athmen, dann des Gorgias prunkende Beredsamkeit, hierauf Thukydides selbst, der mit Recht auch hieher gezählt wird, und andere. Mit vollendeter Schärfe und geradezu meisterhaft wird das Bild des Redners Lysias gezeichnet und werden dessen Reden ästhetisch gewürdigt. Es folgt dann Plato, 'der größte Meister der attischen Prosa, der nur im Pathetischen von Demosthenes übertroffen wird'. Im Folgenden wird besonders ausführlich 'das formale Genie' des Isokrates behandelt. — Den Höhepunkt erreicht die Darstellung naturgemäß in der Würdigung der rednerischen und politischen Thätigkeit des Demosthenes. Besonders interessant ist die Darlegung des inneren Entwicklungsganges des Redners. Hier sucht W. auch das eigentlich Unterscheidende und Charakteristische der vielgepriesenen Beredsamkeit des Demosthenes klar zu erfassen und dem Leser vor Augen zu führen. 'Zwei scheinbar widersprechende Eigenschaften', heißt es S. 35, 'machen die charakteristischen Züge seiner Beredsamkeit aus: eine scharfe Logik und eine tiefe, beständige Leidenschaft. Wie ein Fels unbeweglich steht Demosthenes inmitten der hin- und herschwankenden Wogen des öffentlichen Lebens. Klar und sicher zieht er alle Folgerungen, kein Scheinerfolg berauscht ihn, keine verbindlichen Reden, keine Versprechungen Philipps vermögen ihn, einen Schleier über die Thatsachen zu werfen, ihn zu rühren, seine Besorgnisse niederzukämpfen. Kein Lärmen der Menge, kein Beifallsruf macht ihn schwindlig, keine leichtfertige Hoffnung täuscht ihn je über die unbarmherzige Logik der Thatsachen. Bei aller Stärke der Leidenschaft und selbst in ihren feierlichsten Augenblicken behalten seine Reden etwas logisch Durchsichtiges.' — Sehr schön wird auch S. 36 f. ausgeführt, wie Demosthenes, trotzdem seine Rede nie der sittlichen Würde entbehrt, sich doch von den philosophischen Politikern unterscheide; er habe eben stets mit den Bedingungen der Wirklichkeit gerechnet, er sei durchaus kein idealistischer Träumer, kein Utopist in Sachen der Politik gewesen, wie man ihn so gern auch nennt, sondern habe bei aller Leidenschaft doch die Ruhe des wahren Staatsmannes besessen und wiederholt auch bekundet. An diese Schilderung des Demosthenes schließt sich eine etwas kürzer gehaltene Beurtheilung der übrigen Vertreter der attischen Beredsamkeit, wie Hypereides, Äschines, Lykurgos u. a. Das Capitel schließt mit der Schilderung der Abundanz und des Schwulstes der asianischen Beredsamkeit. — Das zweite Capitel behandelt die Entwicklung der Rede bei den Römern und gipfelt in der eingehenden Darstellung der Rednerthätigkeit des Cicero. Wie fein W. das Wesen dieses Römers zu beurtheilen versteht, hat er wiederholt gezeigt. Hier mögen die Worte Platz finden, mit denen W. seine Charakteristik der Bedeutung Ciceros schließt (S. 78): 'Wer an die skizzierte moderne

Darstellung gewöhnt ist, wird seinen Stil vielleicht zu breit und wortfreudig finden. Aber dass wir hier normale und organisch entwickelte Gedankenausprägungen vor uns haben, wird man bei einigem Nachdenken nicht leugnen können, so wenig dieser Stil auch zu der fliegenden Hast und ältlichen Reife des modernen Denkens stimmen will. Cicero hat, trotzdem er die feine Kunst der Griechen auf den Stamm der römischen Sprache übertragen hat, dieser doch ihre Stärke und ihren majestätischen Klang gelassen. Unter seiner Bearbeitung ist die nationale Eigenart des Römischen, die in ungehemmter Entwicklung sich zum Barbarischen gesteigert haben würde, soweit veredelt worden, als es möglich war, ohne sie aufzuheben. Man darf ihn deshalb den größten, der römischen Sprache nach gemäßen Schriftsteller nennen.' — In dem nun S. 78—122 folgenden 'Abriss der Rhetorik' wird das Wesen der wahren Rhetorik entwickelt, wie sie Cicero in seinen rhetorischen Schriften vorschwebte, wenn er freilich auch in seinen Reden dieser erhabenen Theorie nicht immer gefolgt sei. Die wahre Rhetorik bestehe nicht in der prahlerischen Ausstattung des Unbedeutenden, in einer raffinierten Gestaltung der Form. Bekanntlich haftet ja der Rhetorik auch heute, wie vielfach schon im Alterthum, der Makel an, sie sei eine Freundin der Lüge, eine unredliche Kunst. Aber von dieser aufgebauschten Nichtigkeit, von dem Blendwerke der sophistischen Rhetorik, gegen welche Sokrates und Plato mit Recht angekämpft hätten, sei die wahre Rhetorik, deren Theorie Cicero in seinen rhetorischen Schriften entwickelt, strenge zu scheiden, sie lasse dem Gedanken und der Wahrheit ihr gebürendes Recht zutheil werden. Die höchste Formschönheit, lehre ja doch Cicero, sei da erreicht, wo Inhalt und Form in tadellosem Einklange sich befänden, nichtige Gedanken aber in tönende und pomphafte Worte zu kleiden, erkläre Cicero für den Gipfel der Tollheit. 'Die wahre Rhetorik hat also Achtung vor der Wahrheit. Nicht verdrängen will sie diese durch die Lüge und den Schein, sondern durch methodische Ausnutzung unserer gestaltenden Thätigkeit will sie ihr zu einem genau entsprechenden und siegreichen Ausdrucke verhelfen. Die natürliche Gabe des Sprechens will sie demnach in uns zur Kunst steigern. Zugleich erhellt sie unser Bewusstsein, beleuchtet die Werkstätte der großen Schriftsteller und lehrt uns, das Gelesene klarer zu erfassen und reiner zu genießen.' Das sind in der That vortreffliche Worte, geeignet, die vielfach heute noch herrschenden irrigen Vorstellungen über das Wesen der Rhetorik zu berichtigen. W. spricht dann weiter von der rhetorischen Technik. Besonders bemerkenswert erscheint mir hier eine Stelle (S. 117 ff.), wo die Gedankenfiguren, deren Wesen und gemeinsamer Zweck kurz und treffend erläutert und durch vortrefflich gewählte Beispiele, die geradezu als Typen der betreffenden Figur bezeichnet werden können, beleuchtet werden. — Gewiss, diese Einleitung in die rhetorischen Schriften Ciceros darf als eine wertvolle Gabe bezeichnet werden,

aus der die Schüler, und nicht bloß diese, vielfältige Anregung und Belehrung schöpfen werden. Dass W., der auch selbst 'mit virtuoser Meisterschaft das Instrument der Sprache handhabt', durch seine nicht gewöhnliche Formgewandtheit und lebendige Gestaltungskraft den Leser zu fesseln versteht, ist zur Genüge bekannt. Ref. gestattet sich zum Schlusse, das vorliegende Buch, insbesondere das Einleitungsheft den Fachgenossen wärmstens zu empfehlen. Dieses sowie die frühere Schrift von W. 'Cicero als Schulschriftsteller' sollte wohl jeder Lehrer des Lateinischen gelesen haben.

Nikolsburg. A. Kornitzer.

Schulausgaben des Cicero.

1. Ciceros vierte Rede gegen Verres (von den Kunsträubereien). Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Martin Fickelscherer. Paderborn, F. Schöningh 1894. 8°, XI u. 119 SS.
2. Ciceros Rede für den Oberbefehl des Cn. Pompeius. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Nohl. 2. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. 8°, X u. 42 SS.
3. Ciceros Rede für T. Annius Milo. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Nohl. 2. verb. Aufl. Mit einem Plane des Forum Romanum. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. 8°, VIII u. 59 SS.
4. Ciceros Reden für Qu. Ligarius und für den König Deiotarus. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Nohl. 2. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. 8°, 52 SS.
5. M. Tulli Ciceronis Laelius de amicitia. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Theodor Schiche. 2. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. 8°, XX u. 42 SS.

Alle fünf Ausgaben zeigen einen ziemlich gleichartigen, schulgerechten Zuschnitt: Martin Fickelscherer bietet nach einer Vorrede und einer historischen Einleitung den Text und hierauf mit einer „Anleitung zum Übersetzen" einen ausführlichen Commentar; in Hermann Nohls Ausgaben folgen auf geschichtliche Vorbemerkungen, denen überall eine kurze Gliederung der Rede beigegeben ist, die Texte und in den Anhängen erklärende Noten über Eigennamen und sachlich schwierige Stellen sowie kurze Artikel über die Ämterlaufbahn zur Zeit Ciceros (in der Ausgabe der Pompeiana), über das Forum Romanum mit einem Grundriss (zur Miloniana) und über die Stände und Parteien in Rom (zu den Reden pro Ligario und pro Deiotaro); ebenso gibt Theodor Schiche nach einem geschichtlichen Vorworte über Cicero als philosophischen Schriftsteller, über seinen Elekticismus, seine philosophischen Schriften im allgemeinen und den Laelius im besonderen in Bezug auf Widmung, Abfassungszeit, Form und Inhalt den revidierten Text der ersten Ausgabe sammt einem erklärenden Verzeichnisse der Eigennamen.

Fickelscherer hat von der Beigabe eines textkritischen Anhanges deshalb abgesehen, weil seine Ausgabe für Schüler bestimmt sei und keinen Anspruch darauf erhebe, die durch die bisherigen Herausgeber geschaffene Textgestaltung in wesentlichen Punkten zu ändern.[1]) So schrieb er denn §. 79 im Anschlusse an C. F. W. Müller auf Grund handschriftlicher Gewähr *officium tuum*, §. 116 *servatum est*, dagegen §. 26 nach der Vermuthung Müllers *ad quam quicumque*, §. 47 mit Halm *parva esse*, ebenso §. 58 *trinos lectos*, §. 104 mit Cobet *sociali iure* u. s. f. Da er sich somit in der freien Wahl seiner Lesarten ob ihrer handschriftlichen Beglaubigung keinerlei Beschränkung auferlegte, so ist schwer einzusehen, warum er nicht §. 5 seinen Schultext durch die ansprechende Vermuthung Eberhards *et certe ita est* (statt des unverständlichen *et certe item* ...) lesbar gemacht hat, oder zu welchem Zwecke er §. 42 nach Halm an der zweifellos verderbten Lesart *eius religione te isti devinctum adstrictumque dedamus* mit einer gekünstelten Erklärung festhielt,[2]) während er andererseits §. 9 das überlieferte *parvis in rebus*, das in seinem Gegensatze zu dem vorausgehenden *nihildum etiam istius modi suspicabantur (sie ließen sich noch nicht von so großartigen Schurkereien träumen)* einen trefflichen Sinn gibt, unnöthigerweise durch *privatis in rebus* ersetzt hat. Abgesehen von diesen Inconsequenzen in der Recension des Textes bietet der Herausgeber durch eine reiche Fülle von Anmerkungen und eine bis ins Kleinste ausgearbeitete Gliederung des Inhaltes dem Lehrer allerdings einen instructiven Einblick in die Methode, nach welcher er die Rede übersetzt, erläutert und für den Unterricht verwertet wissen will. Ob er aber gerade hiedurch seine Ausgabe für die Benützung durch den Schüler zweckdienlicher gemacht hat, muss ernstlich bezweifelt werden. Denn mit der Einführung solcher Commentare wird die Arbeit des Lehrers in unerfreulichster Weise allenfalls auf Bemerkungen über Künstler und Kunstwerke und auf Vorführung geeigneter Anschauungsmittel beschränkt, dagegen für die Entlastung des Schülers bei der häuslichen Präparation schon durch das Buch allein so nachdrücklich gesorgt, dass derselbe nur mehr die unbekannten Wörter im Lexikon nachzuschlagen und im übrigen dem Herausgeber mechanisch nachzubeten braucht, ohne überhaupt nur in die Lage zu kommen, seine Arbeit durch eigenes Nachdenken würzen zu können. Demselben Ziele steuert eine auf den letzten Seiten gegebene Anleitung zum Übersetzen, d. h. ein (unvollständiges) Verzeichnis solcher Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache zu, „deren Einübung bei den schriftlichen Übungen der Oberclassen ebenso unerlässlich wie mühevoll zu sein pflegt".[3])

---

[1]) Vorrede S. IV.
[2]) Vgl. Kornitzer, Wiener Studien 1887, S. 323 f.
[3]) Vorrede S. IV.

Dasselbe gehört nach der Meinung des Ref. in den stilistischen Canon eines lateinischen Übungsbuches, wofür der 3. Anhang des jüngst erschienenen Übungsbuches von Sedlmayer-Scheindler[1]) ein treffliches Muster bietet, nicht aber in die Ausgabe eines Schriftstellers, an dessen Lectüre der Schüler erst herantritt, wenn er durch Nepos oder Curtius, Cäsar, Livius, Ovid und Sallust über die wichtigsten Latinismen und die ihnen entsprechenden deutschen Wendungen, wie z. B. dass *capta urbe* mit *nach der Eroberung der Stadt, augeri, ornari, exerceri, reperiri* gleich dem griechischen Medium mit reflexiven Verben, *equestres statuae* mit *Reiterstandbilder* u. dgl. m. zu übersetzen seien, schon längst hinreichend unterrichtet sein muss.

Nohls und Schiches „zweite verbesserte Auflagen" sind nunmehr einzig und allein auf die Bedürfnisse der Schule eingerichtet worden, und nur jener Zusatz des Titelblattes erinnert noch an ihre Descendenz aus den „ersten" Auflagen. Die Pompeiana beispielsweise erschien in erster Auflage mit den Catilinarischen Reden zu einem Bändchen der Bibliotheca curante Carolo Schenkl edita vereinigt im Jahre 1886; eine „editio II. correctior" mit bedeutend gekürzter Praefatio ist aus dem Jahre 1888 datiert; ein dritter Abdruck aus dem Jahre 1890 entbehrt überhaupt der Bezeichnung seiner Abkunft, alle drei Auflagen aber beanspruchten durch den ihnen beigegebenen kritischen Apparat und die Praefatio neben der Müller'schen Ausgabe, die sie ergänzten und berichtigten, eine über die Bedeutung von Schulausgaben hinausreichende Wertschätzung. Anders die nun vorliegende „zweite verbesserte Auflage", die man consequenterweise als „vierte", zum mindesten „dritte" Auflage hätte taufen sollen, sofern man sie überhaupt mit jenen vorangehenden Ausgaben in so enge Verbindung zu bringen berechtigt gewesen wäre. Denn in der That präsentiert sie sich schon auf den ersten Blick als ein neues, von jener „ersten Auflage", unter welcher man ebensogut die Ausgabe von 1886 wie die von 1888 oder den Abdruck von 1890 verstehen kann, ganz verschiedenes Buch, aus dem Praefatio und kritischer Apparat verschwunden sind und in dem selbst der Text namhaften Veränderungen unterzogen wurde. Dass die sonst so umsichtige Verlagsbuchhandlung mit solcher Escamotage demjenigen, der sich mit Ciceronianischer Textkritik befasst, keinen besonderen Gefallen erweise, liegt auf der Hand und würde doppelt bedauerlich erscheinen, falls sie jene fictive „erste", d. h. ersten drei Auflagen einfach durch die jetzt erschienene „zweite" zu ersetzen und zugunsten dieser nicht mehr zu vertreiben gewillt sein sollte.

---

[1]) Lateinisches Übungsbuch für die oberen Classen der Gymnasien von Dr. H. St. Sedlmayer und Dr. August Scheindler. Zwei Theile. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894.

Die Abweichungen vom Texte der „ersten Auflagen“[1]) sind theils durch den von Albert C. Clark wiederaufgefundenen codex Coloniensis-Harleianus 2682 (H) veranlasst worden, theils geänderter Überzeugung oder dem Bestreben der Herausgeber entsprungen, ihre gewissenhafte textkritische Arbeit vor allem anderen mit dem Verlangen der Schule nach einem lesbaren Texte in Einklang zu bringen. Aus diesem letzten Grunde hat z. B. Nohl die Kennzeichnung handschriftlicher Lücken durch cursive Lettern aufgegeben, dagegen das vorläufige Verständnis bei der Vorbereitung wie die Feststellung des Wesentlichen nach der Durchnahme durch Hervorhebung der Hauptgedanken in gesperrtem Drucke zu fördern gesucht. Änderungen der Lesart, mit deren überwiegender Mehrheit sich Ref. ohneweiters einverstanden erklären kann, wurden vorgenommen:

In der Rede für den Oberbefehl des Cn. Pompeius:[2]) §§. 1 wurde *per aetatem*, 3 *mihi*, 7 *iam* und *litterarum* getilgt; 13 *commoretur* für *commoratur* der vorangehenden Ausgaben; 14 studiosius für studio; 15 pascua relinquuntur für pecuaria relinquitur; 16 atque in custodiis; 18 numerum civium; ebenda nos amissa vectigalia postea posse victoria recuperare; 22 retardavit; 23 quae per animos pervaserat; 26 quantum bellum; 30 wurde das fünfmalige *est*, 33 *ibi* getilgt; 37 adferant für ferant; 40 qua sit für quali sit; 43 aut metuant aut contemnant; 45 inflatum; 46 quod a communi Cretensium legati, cum ..... esset, ad Cn. Pompeium in ultimas terras pervenerunt; 47 quo de; 48 et velle et optare; 50 in ipsis locis; 53 esse hoc; 55 Delus für Delos; 57 voluerint für volnerunt; 58 Q. Latiniensis für Q. Caelius Latiniensis; ebenda ut ego arbitror; 62 ullum magistratum für ullum alium magistratum und vidimus für videmus; 64 et regio, Quirites, non solum; 67 Qua cupiditate homines in provincias et quibus iacturis quibusque condicionibus proficiscantur für Nunc qua c. h. in pr. et qu. iacturis, quibus cond. proficiscantur.

In der Rede für T. Annius Milo: §§. 6 nobis saltem für saltem nobis; 15 wurde Lehmanns Einschiebsel *puniendum* getilgt; 39 Tum für Tamen; 46 wurde der Satz *cuius iam pridem testimonio Clodius eadem hora Interamnae fuerat et Romae* gestrichen, ebenso *hoc* und *ibi* im §. 50;[3]) 52 adhuc constare für constare adhuc; 53 ad pugnam für ad pugnandum; 55 nugarum

---

[1]) Ref. benützte bei der Vergleichung für die Reden pro Milone, Ligario, Deiotaro und de imperio Cn. Pompei die Ausgaben von 1888, für den Laelius die Ausgabe von 1884.

[2]) Die textkritische Gestaltung der Ausgaben Nohls wurde bereits anlässlich des Erscheinens der ersten Auflagen in dieser Zeitschrift besprochen und rühmend hervorgehoben: s. den XXXIX. Jahrgang (1888) S. 880 ff. und 985 ff.

[3]) Dagegen wurde ebenda das störende *tum* statt des vom Sinne geforderten *cum* auch in der neuen Ausgabe beibehalten.

in comitatu für in comitatu nugarum; 56 wurde *ille*, 67 *iam*, 69 *immutatis* nun völlig weggelassen, hingegen 59 *Clodius* wieder aufgenommen und *domini* für *dominis* restituiert; 60 arrepti für abrepti; 65 audire coguntur für coguntur audire; 67 in hoc certe für certe in hoc; 70 vel iudicia für vi iudicia; 79 enim sunt für sunt enim; 82 quod conabar für cum conabar; 84 et sentiat, non inest für et sentiat, et non inest; 85 commosse für commovisse; 105 elegit für legit.

In der Rede für Q. Ligarius: §§. 3 fugeret für cuperet effugere; 5 wurde *est* nach *tempus* und *quod* vor *si* weggelassen und der Strichpunkt nach *restitit* durch einen Beistrich ersetzt; 6 ist *adhuc* ohne handschriftliche Gewähr getilgt, ebenso *cum* und *ipso* gestrichen und *populus hoc* in *hoc populus* umgestellt; 7 steht nun *qui me, cum ..... esset, esse alterum passus est* für *qui, cum ..... esset, esse me alterum passus est*, sowie *salutem se* für *se salutem*; 8 audeam dicere für non audeam confiteri; 11 externi isti sunt mores; 12 sind *etiam* und *omnia*, 13 *adhuc* getilgt; ebenda *precibus ac lacrimis* und *pugnabis* für *oppugnabis*; 15 *in tanta* für *in hac tanta* und *cum hi* für *cum etiam hi*, sowie *quam multi, qui cum a te* für *quam multi, cum a te*; 16 utetur für utitur; 17 proprium ac verum; 18 *ex te quisquam* für *quisquam ex te* und *uti suum* für *ut suum*, ferner *bonis conveniret* für *bonis civibus conveniret*; 19 Mihi vero, Caesar, tua etc.; ebenda *nec hostile* für *neque hostile*; 21 wurde *denique* gestrichen, 23 *Tubero* aufgenommen; ebenda *nobis Caesar* für *Caesar nobis*; 24 ist *Africam*, 25 *esse*, 26 *est* getilgt, *privaverit* in *privarit* und *esset etiam* in *essetque etiam* emendiert; 27 secutus esset für secutus erat; 28 neque in vobis für nec in vobis; 30 ad parentem für apud parentem; 31 ut dixi, causas für causas, ut dixi; 32 optime für optimos und squaloremque filii für squaloremque ipsius et filii; 33 wurde *nam* vor *quodvis* gestrichen und *illo uno* für *uno illo* gesetzt; 36 eum tui für tui eum, ebenda *tuis* nach *necessariis* und 38 *est* nach *misericordia* eliminiert, endlich *praesentibus his omnibus daturum* in *praesentibus te his daturum* gebessert.

In der Rede für den König Deiotarus: §§. 2 Crudelis Castor für Crudelem Castorem; 8 wurde *tam* gestrichen, 9 *tum* in den Text gesetzt; 11 quiescendum sibi arbitrabatur für quiescendum esse arbitrabatur; 12 nomen illius für nomen eius; 17 percussus für perculsus; 20 modeste für moderate; 25 wurde *fuit* getilgt; 32 iste est corruptus für est corruptus iste; 34 nullus est für nullus locus est und *in te* für *a te*, endlich 41 *legati regii tradunt* für *legati tibi regii tradunt.*

In Schiches Ausgabe des Laelius:[1]) §§. 19 *aequitas* für das unhaltbare *aequalitas* des I. Druckes; 41 quoquo modo für

[1]) Vgl. die Referate über die erste Auflage (Prag, Tempsky 1884) im XXXVIII. Jahrgange dieser Zeitschr. (1887), S. 27 ff. und über die

quocumque modo; 68 Quin in ipso für Quin ipso; 77 nihil enim est für nihil est enim und [auctoritate] nunmehr gänzlich gestrichen; 78 non is, qui für non, qui; 100 ductum für dictum. Im §. 13 blieb auch in der neuen Ausgabe das handschriftliche *ut in plerisque* ungebessert stehen, ebenso §. 63 das dem Ciceronianischen Sprachgebrauche fremde *sin vero.*

Die schon oben erwähnten Einleitungen, Anhänge und erklärenden Noten zu diesen fünf Reden zeichnen sich durch klare Darstellung, Übersichtlichkeit und kurze Fassung aus, die Ausstattung der Bücher ist tadellos, der Druck deutlich und nahezu fehlerfrei.[1]) Für eine kommende Auflage aber würde Ref. dennoch eine mäßige Kürzung von Schiches Artikel über Ciceros Eklekticismus (Einleitung zu Laelius, S. V—IX) für wünschenswert erachten, so zweckentsprechend die darin gegebenen Erläuterungen der Begriffe Akademie, Lyceum, Peripatetiker, Ethik, Epikureismus und Stoicismus im allgemeinen erscheinen mögen.[2]) Ebenso wäre eine knappe Gliederung, die sich auf Schlagworte beschränkt hätte, für den Unterricht vortheilhafter gewesen, als eine so genaue, noch dazu deutsch geschriebene Inhaltswiedergabe des Laelius (Einleitung S. XV—XX), durch deren Lectüre dem Schüler unvermeidlich das bisschen kostbarer Neugierde und sachlichen Interesses vorweggenommen werden muss, das man in einem jugendlichen Kopfe für den Originaltext eines philosophierenden Tractätleins wie des Laelius billigerweise voraussetzen und eben deshalb nicht früher als während und mittels der Lectüre des Originaltextes wird befriedigen dürfen.[3]) Eine Änderung unseres

---

zweite („Editio II. correctior", Vindobonae et Pragae 1888) im XXXIX. Jahrgange (1888), S. 989.

[1]) Störend wirkt das Fehlen der Randnummern des §. 33 der Pompeiana in allen vier Auflagen der Nohl'schen Ausgabe; in Schiches Einleitung zu Laelius S. IX ob. ist aus dem Satze: „Freilich ist er andererseits zu sehr Weltmann und kennt er die Schwäche des Menschen zu gut" das zweite „er" zu streichen.

[2]) Beispielsweise sei auf folgenden ungelenken und schwer verständlichen Satz verwiesen: „Und wie Plato erklärt, dass neben der unserer Kenntnis allein zugänglichen Welt der für sich bestehenden, ewigen und unveränderlichen Ideen von der unseren Sinnen zugänglichen Erscheinungswelt wegen ihrer Vergänglichkeit und Veränderlichkeit kein Wissen, sondern nur ein Meinen möglich sei, so ist es auch nach Karneades für uns unmöglich, zu einem sicheren Wissen von irgend etwas zu gelangen" (Einleitung S. V)!

[3]) Vgl. S. 38 der Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich, Wien 1884: „Jede Rede bedarf einer gedrängten Einleitung, die über die Veranlassung aufklärt, aber nicht etwa der Lectüre durch Angabe des Inhaltes vorgreift ..... Nicht minder wichtig ist die logische Erklärung, welche von Stunde zu Stunde den Zusammenhang zur Sprache bringen und der Gliederung der Rede die sorgfältigste Beachtung schenken muss, so dass es dem aufmerksamen Schüler leicht fällt, am Schlusse der Lectüre die Disposition ohne Beihilfe des Lehrers selbst anzufertigen."

Lehrplanes nach preußischem Muster, mit welcher der Laelius und die anderen kleineren Dialoge durch eine Auswahl von Cicero-Briefen verdrängt würden, möchte wohl von allen Seiten mit ungetheilter Genugthuung begrüßt werden!

Brünn. R. C. Kukula.

Historische Grammatik der lateinischen Sprache. Bearbeitet von H. Blase, G. Landgraf, J. H. Schmalz, Fr. Stolz, Jos. Thüssing, C. Wagener und A. Weinhold. I. Bandes 1. Hälfte: Einleitung und Lautlehre. Von Fr. Stolz. Leipzig, B. G. Teubner 1894. 8°, XII u. 364 SS.

Hiermit liegt der erste Theil einer umfassend gedachten Beschreibung der lateinischen Sprache vor. Stolz hat mit dem ihm zugedachten Theile den Anfang gemacht.

Er sagt in der Vorrede S. V: „Meine Darstellung desselben Gegenstandes in I. von Müllers Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft, die natürlich nur ein Abriss genannt werden kann, habe ich selbstverständlich stets im Auge gehabt, aber nur in einem Punkte bildet dieselbe sozusagen die Grundlage der hier gegebenen Darstellung. Ich habe mich nämlich für berechtigt gehalten, von den ausdrücklichen Verweisen auf die sprachwissenschaftliche Literatur, insoweit ich dieselben bereits in der oben erwähnten Darstellung gegeben hatte, hier absehen zu dürfen. Dadurch sind auch die mehr oder minder lästigen Fußnoten gänzlich in Wegfall gekommen. Die neuere sprachwissenschaftliche Literatur ist natürlich, soweit ich sie überhaupt in Innsbruck erreichen konnte, gewissenhaft verzeichnet und benützt."

„Anfangs war es im Plane des Verf.s gelegen, um eine von Wackernagel auf der Philologenversammlung in Wien geäußerte Anregung zu befolgen, alle Verweisungen auf andere indogermanische Sprachen vom Texte gänzlich fernzuhalten, und dieser Absicht sind die beigegebenen sprachwissenschaftlichen Erläuterungen entsprungen, die dem Benützer des Buches dazu dienlich sein sollen, sich möglichst leicht und doch in hinreichendem Maße selbständig über die vom Verf. beobachteten Grundsätze zu unterrichten. So ist es allerdings gelungen, sämmtliche rein sprachwissenschaftlichen Erörterungen in dieses eben erwähnte Capitel zu verweisen. Aber die anfängliche Absicht des Verf.s erwies sich demnach als nicht durchführbar, und so ist es gekommen, dass namentlich in dem Abschnitte über den Consonantismus auch viele nicht aus dem Lateinischen stammenden Belege im Texte selbst verzeichnet wurden."

Dass Ref. das Buch St.s mit Freude begrüßt, bedarf nicht der Erwähnung.

Was St. gerne geleistet hätte, was ihm als Ideal vorgeschwebt zu haben scheint, das könnte man eine vergleichende lateinische

Lautlehre ohne Vergleichung nennen. Das wäre ja — vielleicht — sehr schön, aber wie ist es möglich? Eine wissenschaftliche Grammatik kann heute die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft unmöglich mehr aus dem Auge lassen, aber sie soll nicht sagen, wie die indogermanische Sprachwissenschaft zu ihren Ansätzen gelangt ist, d. h. sie soll keine Wörter und Formen aus dem Sanskrit, aus dem Litauischen oder gar aus dem Altnordischen citieren, kurz sie soll eben nicht vergleichen, weil man dem Philologen nicht die Kenntnis aller dieser Dinge zumuthen kann.

An diesem bösen Dilemma krankt heute aller akademischer Sprachunterricht. Es wird wohl noch lange dauern, bis hier der richtige Weg gefunden werden wird. Aber die Philologie wird unzweifelhaft Zugeständnisse machen müssen. Der Philologe wird sich einige elementare Kenntnisse anderer Sprachen aneignen müssen, sonst ist nicht abzusehen, wie man aus jenem Dilemma sich wird herausfinden können.

Das ist schon oft und von den einsichtigsten Männern gesagt worden; leider ist es aber noch immer nicht allgemein angenommen worden, oder besser gesagt, man macht nicht Ernst damit, die nothwendigen Folgerungen zu ziehen.

Es wäre ja alles verhältnismäßig leicht, wenn der angehende classische Philologe außer Lateinisch und Griechisch auch wenigstens einigen Einblick in die historische Grammatik seiner Muttersprache, also etwa des Deutschen oder des Slavischen sich erworben hätte. Damit wäre schon manches scheinbar schwierige Problem leichter verständlich zu machen. Doch auch das ist bis jetzt lange nicht immer der Fall.

Aber in der Richtung scheint doch die endgiltige Lösung zu liegen. Der Student der classischen Sprachen muss die Elemente der Geschichte des Germanischen oder Slavischen verstehen, dann kann ihm der akademische Unterricht leicht die meisten Erscheinungen erklären, denen er sonst völlig rathlos gegenübersteht. Beruft sich ja doch auch der Germanist mit Vorliebe zur Erklärung der sprachlichen Thatsachen auf seinem Gebiete auf die Erscheinungen auf dem Gebiete des Lateinischen und Griechischen, als der Sprachen, deren Kenntnis er von dem Hörer voraussetzen kann.

St. ist in dieser schwierigen Frage mit Umsicht und Vorsicht zuwerke gegangen. Ref. will nicht verschweigen, dass er einer stärkeren Betonung der Thatsachen des germanischen Sprachgebietes gerne das Wort reden möchte.

Wir verkennen nicht die Mängel des St.schen Buches. Aber wer immer die große Schwierigkeit, die Laute und Formen einer so hoch entwickelten Cultursprache (wie das uns überlieferte Latein es doch gewiss ist) kennt, wer den höchst beklagenswerten Mangel unserer Kenntnis der volksthümlichen Dialecte des alten Italiens nach seiner Bedeutung abschätzen gelernt hat, der wird gewiss alle Lust haben, St. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und nicht

ihn für Dinge verantworlich machen, die im Wesen der Sache liegen. St. hat soviel gethan, als in seiner Macht lag, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, und dafür hat er sich Dank verdient.

Auf Einzelheiten einzugehen, wäre sehr verlockend, doch wird sich ja für jeden Gelegenheit ergeben, seine Stellung genauer zu kennzeichnen. Eine gewisse stilistische Schwerfälligkeit, die bei einem didaktischen Zwecken dienenden Buche schon ins Gewicht fällt, macht sich manchmal störend bemerkbar.

Der vorliegende Band ist die beste und bei weitem ausführlichste derzeit vorhandene, zeitgemäße Darstellung der lateinischen Lautlehre, und es ist zu wünschen, dass das Buch bei dem akademischen Unterrichte, für den es ja bestimmt ist, sich ebenso brauchbar erweist, wie G. Meyers Griechische Grammatik. St. wird noch die Stammbildungslehre bearbeiten, Dr. C. Wagener in thunlichster Übereinstimmung mit ihm die Formenlehre. Prof. Landgraf fällt die Darstellung der Congruenz- und Casuslehre zu, Prof. Blase die der Tempora und Modi, Prof. A. Weinhold wird das Verbum infinitum, Prof. Thüssing die Satzbeiordnung, Dir. J. H. Schmalz die Satzunterordnung behandeln.

Wir zweifeln nicht, dass die Erwartung der Veranstalter des ganzen Werkes (Schmalz, Wagener, Landgraf), welche das „Begleitwort" unterzeichnet haben, „mit dem ganzen Werke ... bei den Vertretern der Wissenschaft wie bei den Männern der Schule Zustimmung zu erhalten", sich in vollem Maße erfüllen werde. Die Herausgeber bitten um Zusendung aller neu erscheinenden Dissertationen und Programme, ein berechtigter Wunsch, den auch durch diese Blätter weiterzuverbreiten unsere Pflicht ist.

Adolf Noreen, Abriss der urgermanischen Lautlehre mit besonderer Rücksicht auf die nordischen Sprachen zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen. Vom Verf. selbst besorgte Bearbeitung nach dem schwedischen Original. Straßburg, K. J. Trübner 1894. 8°, VI u. 278 SS.

„Wiewohl ich weiß, dass diese meine bescheidene Arbeit den deutschen Fachgenossen nicht eben viel Neues bringen kann und auch zum Leitfaden für den deutschen Universitätsunterricht vielleicht nicht besonders geeignet sein dürfte, habe ich jedoch den vielfachen, mir schmeichelnden Aufforderungen, mein Schriftchen auch in deutschem Gewande auftreten zu lassen, nachgegeben in der Hoffnung, dass wenigstens eine Darlegung der Art und Weise, wie wir Schweden die betreffenden Fragen in Angriff nehmen, den deutschen Gelehrten, denen wir so überaus viel verdanken, von Interesse sein möchte."

In diesen Worten Noreens liegt eine Art Selbstkritik des Werkes. Sie ist ganz ungerecht ausgefallen, denn N.s Buch ist eines der bedeutendsten und originellsten, die in den letzten Jahren erschienen sind, die selbständige Arbeit eines selbständigen Ge-

lehrten. Dass damit die Grenzen ihrer Verwendbarkeit beim akademischen Unterrichte gezogen sind, ergibt sich von selbst. Aber der vorgeschrittene Student wird das Buch schon mit größtem Nutzen gebrauchen, in der Hand des Anfängers wird es nicht den vollen Nutzen bringen können.

N.s Stellung zu seinem Stoffe ist das Charakteristische seiner Arbeit. Was anfängt, selten zu werden: er respectiert seinen Stoff, er geht schon mit der Ahnung, nicht alles „erklären", d. h. in kurze Regeln bringen zu können, ans Werk. Er nimmt die sprachlichen Thatsachen nicht so vor wie ein Unterofficier seine Recruten, mit dem Bewusstsein, mit Güte oder Gewalt mit ihnen fertig zu werden.

Das Buch ist viel inhaltreicher, als es von außen nach seinem Inhalte sein zu können scheint. Das ermöglicht die kurze, ungemein correcte Ausdrucksweise, die mithilft, das Buch zu einem gediegenen Freunde zu machen. Man wird in dem Abrisse nicht nur die bekannten Beispiele finden, sondern eine Fülle neuer. N. ist eine originelle Natur, die aber trotzdem eine große Fähigkeit besitzt, das von anderen Gefundene aufzunehmen und zu assimilieren. Man hat bei seinen Sammlungen das behagliche Gefühl, vor einer reichbesetzten Tafel zu sitzen und wählen zu können.

Um die Grundlagen seiner Ansichten zu kennen, möchten wir einen Passus aus dem Abrisse hier wiedergeben:

N. sagt S. 37: „Da aber die ieur. Sprache vor dem Zeitpunkte, dessen Sprachform die jetzige vergleichende Sprachforschung zu ermitteln und reconstruieren sucht, schon zehntausend oder wohl eher hunderttausend oder noch mehr Jahre gelebt haben muss, so ist es augenscheinlich, dass fast ganz dieselben Factoren, die unsere jetzige Sprache beeinflussen, auch für die Sprache jener Zeit maßgebend gewesen sein müssen. Es dürfte daher außer Zweifel stehen, dass die ieur. Sprache ebenso bunt und undurchsichtig war wie irgend eine jetzt lebende, dies sowohl betreffs vocalischer als sonstiger lautlicher Verhältnisse."

Diese Stelle ist dem Beginne der Auseinandersetzungen über den „Ablaut", welche sehr wissenswert sind, entnommen. Bei den einzelnen Ablauterscheinungen hat sich N. an gar kein System und gar keine „Reihen" gebunden, d. h. alle mehrgliedrigen Proportionen abgelehnt und alles in zweigliedrige Verhältnisse aufgelöst. Wer an wenigen und sauberen Kategorien seine Freude hat, wird hier allerdings einiges Missbehagen empfinden.

Wir wollen nur hoffen, dass N. die Hand von diesem seinem Geisteskinde nicht mehr zurückzieht und dass wir es seinerzeit gewachsen und weiter vervollkommt wieder so herzlich wie heute begrüßen können.

Wien. Rudolf Meringer.

Lateinische Lehrbücher.

Übungsbuch im Anschlusse an Cicero, Sallust, Livius zum mündlichen und schriftlichen Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Nach den Anforderungen der neuen Lehrpläne von E. Zimmermann, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Rastenburg. 2. Theil. Übungsstücke im Anschlusse an Ciceros Catilinarische Reden und Sallusts Verschwörung Catilinas. 140 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf. — 3. Theil. Übungsstücke im Anschlusse an das 21. Buch des Livius. 74 SS. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder) 1893.

Den vom Ref. in dieser Zeitschr. 1893, S. 902 f. besprochenen Übungsstücken im Anschlusse an Ciceros Rede über den Oberbefehl des Pompejus hat der Verf. noch ein 2. und 3. Bändchen Übungsstücke folgen lassen, von denen das erstere 151 Übungsstücke im Anschlusse an Ciceros Catilinarische Reden und Sallusts Verschwörung des Catilina und das andere 77 im Anschlusse an das 21. Buch des Livius enthält.

Die Stücke dieser zwei Bändchen sind nach denselben Grundsätzen gearbeitet, wie die im 1. Bändchen. Jedes bildet ein in sich möglichst abgeschlossenes Ganzes. Einzelne lehnen sich nach Inhalt und Form ziemlich eng an den Schriftsteller an, andere sind dem Inhalte nach verschieden, verwenden aber das betreffende Wort- und Phrasenmaterial, noch andere bilden Zusammenfassungen größerer Abschnitte, geben den Gedankengang und die Gliederung einer einzelnen Rede und der Schrift des Sallust an, oder behandeln Gegenstände aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens mit Beziehung auf den Inhalt der bearbeiteten Partien, um ein tieferes Eindringen in den Schriftsteller und ein gründlicheres Verständnis desselben zu ermöglichen. Dass auf diese Weise der Schüler neben dem sprachlichen Ausdrucke auch ein hübsches Stück römischen Lebens, sowie die Verfassung und die inneren Verhältnisse Karthagos und Roms zur Zeit der Catilinarischen Verschwörung und des zweiten punischen Krieges kennen lernt, liegt auf der Hand. Bei der Verwertung des Wort- und Phrasenmaterials sind alle selten vorkommenden Wörter und Phrasen ausgeschlossen. Der deutsche Ausdruck ist correct, vermeidet aber ein zu weites Abgehen vom Original, um aller Anmerkungen unter dem Texte entbehren zu können und dem Schüler keine Schwierigkeiten bei der Übersetzung zu bereiten.

Im 3. Bändchen ist nebenbei auf die Nachbildung der einfacheren historischen Periode des Livius Bedacht genommen.

Ref. hält auch die Stücke dieser beiden Bändchen für ganz geeignet, die Schüler zu einer richtigen lateinischen Ausdrucksweise und Periodenbildung zu führen und ein gründliches Verständnis der betreffenden Schriftsteller ihnen zu vermitteln; er empfiehlt daher beide Bändchen, die sich durch correcten Druck und eine zweckmäßige Ausstattung auszeichnen, den Fachgenossen.

Karl Holzer, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische. 3. Abtheilung, zum Gebrauche an oberen Gymnasialclassen. Herausgegeben von Ernst Holzer, Professor am Obergymnasium zu Ulm. Stuttgart, J. B. Metzler'scher Verlag 1892. VII u. 98 SS. Preis 1 Mk. 30 Pf.

Der Herausgeber bietet aus dem Nachlasse seines Vaters zu diesem theils selbst gearbeitete theils deutschen Autoren oder Zeitschriften mit oder ohne Änderungen entnommene, vorwiegend historische Übungsstücke zu Compositionen und mündlicher Übersetzung ins Lateinische für die oberen Gymnasialclassen.

Die Auswahl ist, was Inhalt und Form der Übungsstücke anbelangt, nicht ohne Geschick und pädagogisch-didaktischen Takt getroffen worden. Die Mehrzahl derselben bietet den Schülern der oberen Classen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, über manche helfen die ganz zweckmäßigen Andeutungen am Ende der Abschnitte hinweg, einige sind freilich so schwierig, dass der eventuelle Erfolg in keinem Verhältnisse zu der darauf verwendeten Mühe und Zeit steht. Ob aber derartige Stoffe modernen Inhalts, die nur in sehr loser Beziehung durch vereinzelte Wörter und Wendungen zur Classenlectüre stehen, überhaupt fürs Gymnasium zu verwenden sind, hängt indessen nicht von den größeren oder kleineren Schwierigkeiten des Übersetzens ab, sondern ob sie mit den neuen Verordnungen in einzelnen Ländern bezüglich des Lateinunterrichtes in Einklang zu bringen sind, und das ist in Österreich und Deutschland nicht der Fall. Daselbst wird das Anlehnen der Übungsstücke an die Classenlectüre in inhaltlicher und sprachlicher Beziehung gefordert. Ref. kann sie daher zur Einführung als Schulbuch an den österreichischen Gymnasien nicht empfehlen. Da aber anerkannt werden muss, dass fast alle Stücke neben der Befestigung der grammatisch-stilistischen Regeln reichlich Gelegenheit zu logischer Analyse moderner Begriffe und Fremdwörter bieten und so nicht bloß das Denkvermögen der sie Benützenden stärken, sondern auch die Kenntnis der lateinischen Sprache durch stete Vergleichung mit der Muttersprache befestigen und vertiefen, glaubt Ref., dass angehende Philologen aus der Übersetzung dieser Übungsstücke großen Nutzen für ihre spätere praktische Thätigkeit schöpfen werden. Ihnen sei also vor allem das Buch empfohlen. Der Druck ist correct, die Ausstattung gut.

Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für angehende Studierende der classischen Philologie. Zusammengestellt von Dr. Richard Thiele, Gymnasial-Director. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892. VIII u. 63 SS. Preis 1 Mk.

Der Verf. vorliegenden Büchleins fürchtet, dass bei der durch die neuen Lehrpläne eingetretenen Reducierung der Anzahl der wöchentlichen Stunden für den Lateinunterricht und durch die veränderte Stellung der Grammatik zur Lectüre und die Verein-

fachung des deutsch-lateinischen Übungsmaterials den Studierenden der classischen Philologie die bisherige feste Grundlage eingehenden und durch stete Übungen mannigfaltigster Art gefestigten grammatischen Wissens in der lateinischen Sprache fehlen wird. Er setzt daher voraus, dass die Aufgabe, welche bisher den obersten Classen des Gymnasiums im Lateinunterrichte zufiel, Gründlichkeit im grammatisch-stilistischen Wissen zu verschaffen, nun die Universität übernehmen muss. Da die Übungsbücher für diesen Zweck anders eingerichtet sein müssen, wird es natürlich an solchen fehlen. Diesem Bedürfnisse will das vorliegende Büchlein als ein tirocinium academicum abhelfen; es soll ein Versuch sein, dem, wenn er Billigung findet, andere folgen sollen.

Die Stücke sind sämmtlich bezüglich des Inhalts den Gedankenkreisen entnommen, in welchen der Studierende der classischen Philologie heimisch sein muss, und unter Benützung der besten Hilfsmittel gearbeitet. Einzelne von ihnen befolgen die Methode, das Phrasen- und Wortmaterial bestimmter Partien lateinischer Schriftsteller bei freierfundenem Stoffe zu verwerten. Der sprachliche Ausdruck lässt nichts zu wünschen übrig. Um ihn in gutes Latein zu übertragen, sind trotz der Voraussetzung der Kenntnis der classischen lateinischen Prosa und der des ersten nachchristlichen Jahrhunderts nicht spärliche Andeutungen am Schlusse jedes Abschnittes angebracht, in denen besonders gelehrt wird, wie die deutsche Ausdrucksweise in die lateinische umzuformen ist, und Muster- und Belegstellen aus lateinischen Schriftstellern angegeben werden, welche diesen Zweck fördern. Außerdem sind zur Erleichterung und Vergewisserung über die Richtigkeit der Übersetzung Hinweisungen auf die Berger'sche Stilistik in den Noten angebracht.

Ref. will hiermit das nett ausgestattete und correct gedruckte Werkchen den Fachgenossen und Studierenden der classischen Philologie warm empfohlen haben.

Lateinisches Verbal-Verzeichnis in alphabetischer und systematischer Anordnung. Für den Schulgebrauch zusammengestellt von Dr. Ernst Haupt, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Schneeberg im Erzgebirge. Hannover, Verlag von Karl Mayer (Gustav Prior) 1893. II u. 63 SS.

Das vorliegende Büchlein enthält ein alphabetisches Verzeichnis der gebräuchlichsten, sogenannten unregelmäßigen Verba, 1256 an der Zahl, zum gelegentlichen Nachschlagen für die Schüler (S. 1—34), ferner ein systematisches Verzeichnis der regelmäßigen und unregelmäßigen Zeitwörter der vier Conjugationen, der Verba anomala, defectiva und impersonalia zum festen Auswendiglernen (S. 35—57) und endlich einen Anhang (S. 58—63), der zunächst die Bildung der Stammformen, sodann die Unregelmäßigkeiten in Form, Genus und Bedeutung bespricht

und schließlich gleichlautende und ähnlichlautende Formen von verschiedenen Verben beibringt.

Der Zweck dieser Zusammenstellung ist wohl kein anderer, als durch praktische und übersichtliche Anordnung der in der Schullectüre vorkommenden Verba den Schülern das Aufsuchen derselben bei schriftlichen Arbeiten, sowie das Lernen und Wiederholen der fest einzuprägenden zu erleichtern. Im Hinblick auf diesen glaubt Ref. ausstellen zu müssen, dass nicht auch neben den gebräuchlichsten Grundbedeutungen die am häufigsten vorkommenden übertragenen Bedeutungen angeführt erscheinen. Denn diese selbst zu finden ist von Schülern der unteren Stufen wohl nicht zu verlangen, so dass sich doch die Nothwendigkeit der Benützung eines Wörterbuches neben dem vorliegenden Verbal-Verzeichnis herausstellen wird. Ferner sollten Formen, die selten vorkommen, gar nicht erwähnt werden und an ihrer Stelle gleich die übliche Wendung, wie dies der Herausgeber häufig gethan hat. Schließlich sollte im systematischen Verzeichnis alles, was nicht Lernstoff ist, sondern allmählich durch die Lectüre oder die deutschen Übungssätze eingeprägt werden soll, weggelassen werden. Ref. würde daher die Schüler mit iuvaturus nicht belasten (vgl. S. 21, Z. 3 und S. 38, 9), sondern wie der Verf. unter anderem deceptum st. falsum als Supinum von fallere gesetzt hat, obwohl falsum in passiver Bedeutung allein oder mit est öfter vorkommt, während die Form iuvaturus nur einmal bei Sallust sich findet, statt dieser gleich das Compositum adiutum als übliches Supinum aufnehmen und lernen lassen, um Verwechslungen und Fehlern vorzubeugen. Ebenso würde er apposco, das nur einmal bei Horaz vorkommt und dazu weder Perfectum noch Supinum hat (S. 4, Z. 9), streichen und einiges andere der Art. Unbedingt wegzulassen sind im systematischen Verzeichnisse die 200 regelmäßigen Verba der 1. Conjugation (S. 35—37), ferner die Verba 4—27 der 2. Conjugation (S. 39 f.) und 1—25 der 4. Conjugation (S. 50), ebenso die Deponentia 1—45 der 1. Conjugation (S. 52) und 1—7 der 4. Conjugation (S. 54 A). Verba, an denen keine Unregelmäßigkeiten vorkommen, bedürfen der Memorierung nicht, sie prägen sich an den deutschen Übungssätzen und dem lateinischen Lesestoffe genügend ein; sie getrennt von diesen zu lernen, und zu diesem Zweck stehen sie ja im systematischen Verbal-Verzeichnisse, ist eine unnütze Belastung der Schüler, da sie außerhalb der Satzverbindung wieder rasch entschwinden.

Die Zusammenstellung wird praktischer werden, wenn der Verf. die vorstehenden Bemerkungen bei einer neuen Auflage im Auge behält.

Was die Quantitätsangaben, auf die große Sorgfalt verwendet ist, anbelangt, sind hie und da dem Ref. Inconsequenzen und Unrichtigkeiten aufgestoßen, z. B. īnspicio st. īnspiciō (S. 19), interficīo st. interficiō (S. 20), festināre st. festīnāre (S. 36) u. a.

Auffallend ist die Schreibung obedio statt oboedio S. 56, 2. Die Ausstattung ist zweckmäßig. Das Werkchen wird sich nach Beseitigung der angedeuteten Mängel mit Nutzen beim Unterrichte verwenden lassen.

Hauptregeln der lateinischen Formenlehre von Dr. Paul Harre, Oberlehrer am Gymnasium zu Weißenberg i. E. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892. 54 SS. Preis 50 Pf.

Wie der Verf. in den Hauptregeln der lateinischen Syntax (vgl. diese Zeitschr. 1890, S. 48 ff.) den ganzen grammatisch-syntaktischen Stoff in gedrängter und übersichtlicher Darstellung auf 62 Seiten zum Memorieren zusammengestellt hat, so erscheint in den vorliegenden Hauptregeln der lateinischen Formenlehre alles Wissenswerte aus dieser auf 50 Seiten zusammengestellt unter Ausschluss alles dessen, was in der Schullectüre selten oder überhaupt nicht vorkommt. Dabei wird durch typographische Mittel das, was der Schüler besonders beachten soll, hervorgehoben. Durch Nebenstellung des richtigen deutschen Ausdruckes wird das Verständnis und sichere Einprägen des lateinischen angestrebt. Diesem Vorgehen entsprechend erscheint auch mit Recht als persönliches Fürwort in der 3. Person is, ea, id für das deutsche er, sie, es. Dass der Verf. bei der Declination und Conjugation vom Wortstock ausgeht, ist gleichfalls aus pädagogisch-didaktischen Gründen zu billigen, ebenso die Weglassung von iuvaturus und die Anführung von adiutum als gebräuchliches Supinum zu iuvare.

In den Fußnoten erscheinen die unentbehrlichsten syntaktischen Regeln über den Gebrauch und die Bedeutung einzelner Formen und zwar, wie in der lateinischen Schulgrammatik desselben Verf.s (vgl. diese Zeitschr. 1893, Z. 911 f.), meist in prägnanten Beispielen, ferner die in der Schullectüre am häufigsten vorkommenden Composita der wichtigsten, nach ihren Grundformen geordneten Verba. Auch wird durch Fußnoten die richtige Aussprache dieser Composita erzielt und auf den Unterschied gleicher Formen verschiedener Zeiten und verschiedener Bedeutung aufmerksam gemacht.

An die Formenlehre schließen sich syntaktische Vorübungen, die sich auf die Satztheile, das Erkennen und Bestimmen derselben, auf die Zergliederung einiger Sätze, auf die Eintheilung derselben nach Beiordnung und Unterordnung, sowie auf die Eintheilung der letzteren und das Erkennen derselben erstrecken, und zum Schlusse eine Aufzählung der beiordnenden, correspondierenden und unterordnenden Conjunctionen nebst deutscher Übersetzung bringen.

Trotz der Gedrängtheit der Regeln und des Lernmaterials ist selten an der Fassung etwas zu bemängeln, wie S. 5 dĕus, dĕi m. Gott (Voc. ungebräuchlich), wo die Bemerkung in der Klammer leicht dahin missverstanden werden kann, als ob der Vocativ über-

haupt nicht anzuwenden ist, während doch nur der Vocativ durch die Form des Nominativs ersetzt wird.

Der Druck ist etwas klein und gedrängt, aber correct, die äußere Ausstattung dem Zwecke entsprechend. Das Werkchen verdient dieselbe Beachtung, wie die Hauptregeln der lateinischen Syntax desselben Verf.s.

Lateinische Formenlehre zum wörtlichen Auswendiglernen von Hermann Perthes. Mit Bezeichnung sämmtlicher langen Vocale von Dr. Gustav Löwe. 5. Aufl. besorgt von Prof. W. Gillhausen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. VIII u. 76 SS.

Perthes hatte bei Abfassung dieses Schulbuches das Ziel im Auge, den gesammten Memorierstoff, welchen der Gymnasiast auf dem Gebiete der lateinischen Formenlehre benöthigt, in einer möglichst lernbaren und, soweit es sich mit den pädagogischen Grundsätzen verträgt, den Ergebnissen der Wissenschaft entsprechenden Form zum wörtlichen Auswendiglernen zusammenzustellen. Daher war alles, was zweckmäßiger durch die Lectüre oder durch mündliche Belehrung und gelegentliches Nachschlagen kennen zu lernen ist, von diesem Memorierbuche ausgeschlossen, um die Arbeit der gedächtnismäßigen Aneignung des Nothwendigen zu erleichtern. Nach dieser Richtung wurde das Büchlein in den folgenden Auflagen verbessert.

Die vorliegende 5., von Gillhausen besorgte Auflage hat nach zwei Seiten hin eine Änderung erfahren. Um die Formenlehre der Fassungskraft der Schüler mehr zu nähern, wurde alles den Standpunkt der unteren Classen Überschreitende entweder getilgt oder, wo das nicht am Platze war, in einer leichteren Fassung vorgeführt. Eine Beschränkung des Lernstoffes trat auch insofern ein, als seltene, nicht genügend belegte oder im Gebrauche schwankende Formen und Wörter beseitigt oder durch Einklammerung als solche gekennzeichnet wurden. Erweitert wurde der Lernstoff durch Hinzufügung der deutschen Bedeutungen der in den Abschnitten über die Declination angeführten Wörter, durch eine vollständige Aufführung der Präpositionen und eine Zusammenstellung der wichtigsten Verbalcomposita in der Weise, dass die wichtigsten Sätze theils in wörtlicher Anführung theils nur durch Angaben der Fundorte, an welchen dieselben im lateinischen Lesebuche der Sexta und Quinta zur Anwendung gekommen sind, hinzugefügt wurden, wodurch eine vollständige Übereinstimmung der neuesten Auflage der beiden Lesebücher (5. und 4.) mit der vorliegenden 5. Auflage der Formenlehre herbeigeführt worden ist.

Das Büchlein wird neben den beiden Lesebüchern dazu beitragen, die für einen erfolgreichen Betrieb des lateinischen Unterrichtes unerlässliche Sicherheit der Formenkenntnis zu fördern. Ref. wünscht ihm die weiteste Verbreitung.

Memorierverse zur lateinischen Casuslehre (neben jeder Grammatik verwendbar) von E. Pape, Oberlehrer in Siegen. Augsburg, Verlag der Kranzfelder'schen Buchhandlung 1892. 16 SS.

Ref. ist der Ansicht, dass das Gedächtnis unserer Schüler auf den untersten Stufen immerhin etwas mehr in Anspruch genommen werden kann, als es in der That geschieht. Wenn sie auch manches, was sie lernen, für den Augenblick nicht verstehen, so ist doch die Stärkung des Gedächtnisses für die Folgezeit schon ein Gewinn und das Verständnis kommt auch mit der Zeit. Wird nur das Verstandene eingeprägt, so fehlt dann, wenn der Intellect zugenommen hat, gar manche der Regeln, die zum Verständnis der Lectüre erforderlich sind. Deshalb ist Ref. kein principieller Gegner von Memorierversen; nur darf hierin des Guten nicht zu viel geschehen. Nur das, was in seiner Vereinzelung und seinem selteneren Vorkommen leicht der Vergessenheit anheimfallen kann, wie die Genusregeln, wird durch Memorierverse gewiss fester eingeprägt, als durch die gelegentliche Erwähnung bei der nach Stämmen gegliederten Declination der Substantiva. In diesem Falle merkt sich der Schüler das Geschlecht mit dem Worte, und bei der Einprägung vieler Wörter verschiedenen Geschlechts ist es kein Wunder, wenn die Einzelheiten verblassen und am häufigsten gegen das Geschlecht der Substantiva gefehlt wird. Wenn außer den Genusregeln auch in der Casus- und Moduslehre Reihen von Wörtern mit gleichen Eigenthümlichkeiten in Memorierverse gebracht werden, kann Ref. dies nicht tadeln, nur müssen auch die Verse rhythmisch schön und gut sein, so dass sie leicht ins Gehör fallen und sich einprägen. Von diesem Gesichtspunkte aus kann Ref. nicht mit allen in dem vorliegenden Heftchen enthaltenen Memorierversen einverstanden sein. Einzelne sind recht gut, manche unrhythmisch und schwerer zu merken, als eine prosaische Regel, dazu verleiten sie zu falscher Betonung, andere führen durch ihre Kürze zu Irrthümern und falschem Gebrauche der Regeln. Ref. will nur unter vielen das enclitische quis statt aliquis hervorheben, das, wie auch rem te oro, posco, rogo, id interrogo, zu Missverständnissen führen muss, und §. 44 auch nach in, sub fragt man wo? (st. in, sub wenn man fragt wo?), ferner me-te-se-nobis-vobiscum usw. Viele sind auch ungenau, wie §. 22, wo temperatum est und in invidia alicuius fuit fehlt.

Ref. hält das Verlangen, die gesammten Regeln der Casuslehre durch derartige Memorierverse im Gedächtnisse der Schüler zu befestigen, für eine Quälerei und keine Erleichterung.

Die Hauptregeln der lateinischen Syntax zusammengestellt von Karl Becker, Oberlehrer. Duisburg, gedruckt bei F. H. Nieten. 24 SS. Preis 30 Pf.

In 76 Abschnitten auf 24 Seiten führt der Verf. den gesammten grammatischen Lernstoff der Congruenz-, Casus-, Tempus-

und Moduslehre vor. Überall, wo es angeht, sprechen nur Beispiele, an anderen Stellen steht neben den Beispielen die kurzgefasste Regel. Dass nur die unbedingt nöthigen Regeln aufgeführt sind und alles, was mit dem deutschen Idiom sich deckt, weggelassen ist, liegt bei der geringen Seitenzahl auf der Hand, da ja der Congruenzlehre nur $^3/_4$, dem Accusativ und dem Dativ nur je $1^1/_2$, dem Genetiv 2, dem Ablativ 3, den Orts- und Zeitbestimmungen $1^1/_4$ und ebenso der ganzen Tempus- und Moduslehre nur 12 Seiten zugemessen sind. Nicht zu verwundern ist es, dass bei aller Knappheit in der Fassung der Regeln und Beispiele, sowie bei aller Geschicklichkeit des Verf.s in der Auswahl des Lernmaterials doch manches Unentbehrliche vermisst wird und eben wegen jener Knappheit manches ungenau und undeutlich geworden ist. Ref. vermisst unter 4 „und die Composita" und bei me fugit „mit dem acc. c. inf."; 7 fehlt „bei angeführtem Ziele wird trans wiederholt"; 8 gibt keine Aufklärung über den passiven Gebrauch von doceo und celo und wann ein doppelter Accusativ bei bitten, fragen und fordern steht, denn „zuweilen" sagt nichts; 9 sind die Fragen wie tief? und wie dick? zu behandeln; 12 Anm. ist pro vorn auf zu lesen neben vorn an; 13 fehlt parco und invideo im Passiv und „ich beneide jemand um etwas"; 27 mea, tua, sua, nostra, vestra bei interest; 41 Städtenamen in Verbindung mit ipse und totus auf die Frage wo? 54 ist zu putares etc. „Potential der Vergangenheit" hinzuzufügen; 59 kann die Fassung der Regel zu einem Missverständnis Veranlassung geben, als ob ut, ne usw. sowohl in Absichts- als auch in Folgesätzen gebraucht werden können; 65 fehlt „ne — non nothwendig nach negativen Verbis des Fürchtens"; nach 68 wird der Schüler auch donec mit dem Conjunctiv gebrauchen; 69 könnte die Übersetzung bei beiden Beispielen den Unterschied des Modus klarer machen als die Regel in ihrer Kürze (sie flohen ununterbrochen und kamen so an den Rhein; Cäsar eilte schnell nach Noviodunum, damit die Feinde nicht zuvor sich vom Schrecken erholten); 70, 2 bei Historikern cum iteratum auch mit dem Conjunctiv; 76 ist „oder nicht in indirecten Fragen heißt necne" nebst den Partikeln in abhängigen einfachen und Doppelfragen zu streichen und unter Abschnitt 58 einzureihen.

Ref. will mit diesen und vielleicht noch einigen anderen Ausstellungen kein absprechendes Urtheil über das Büchlein fällen; es ist mit Umsicht und Fleiß gearbeitet, thut aber des Guten in Knappheit zuviel und das ist ein Fehler. Einiges muss hierin gut gemacht werden, und vielfach ist es leicht, durch einen sprechenden Satz die nöthige Ergänzung zu geben oder durch eine geringe Erweiterung der Regel. Das Büchlein braucht deshalb keineswegs den Charakter eines Lernbuches zu verlieren. Vorläufig wird der Lehrer hie und da die Ergänzungen vornehmen müssen, bis der Verf. in der nächsten Auflage, die Ref. dem Büchlein

baldigst wünscht, dies durch Aufnahme des Erforderlichen überflüssig machen wird.

Kleine lateinische Sprachlehre für Realgymnasien, Progymnasien, Realprogymnasien und ähnliche Anstalten von Dr. Franz Fassbaender, Oberlehrer. Münster i. W., Druck und Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung 1892. VII u. 119 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Die lateinische Formenlehre und Syntax hat in der vorliegenden Sprachlehre von Fassbaender durch die engste Beziehung des grammatischen Stoffes auf die Lectüre eine große Einschränkung erfahren. Alles Entbehrliche ist ausgeschieden und jene grammatischen Thatsachen sind in knapper und übersichtlicher Darstellung zusammengedrängt, die dem Schüler den regelmäßigen Sprachgebrauch der von ihm zu lesenden Prosaschriftsteller vor Augen führt. Ausnahmen sind nur dann erwähnt, wenn sie häufiger vorkommen.

Die Formenlehre basiert zumeist auf dem Wortschatze, der bei Nepos, Cäsar und in Ciceros Reden sich findet. Dabei sind seltene oder vereinzelte Erscheinungen nicht berücksichtigt. Die Geschlechtsregeln sind vereinfacht und das Verzeichnis der Verba nach den Stammformen ist stark reduciert. Anzuerkennen ist, dass is, ea, id als Personalpronomen der 3. Person entsprechend dem deutschen er, sie, es aufgenommen ist und statt des Supinums als Stammform das Particip Perf. des Passivs oder das Particip des Futurs im Activ. Nicht zu billigen ist die Aufnahme des Wortes „Städte" in die allgemeine Genusregel (§. 9), prosper unter die Wörter mit stammhaftem e, da die classische Form prosperus lautet (21), ebenso dass ein d vor e in prodesse eingeschoben st. vor Consonanten abgestossen wird (83); auch die Weglassung des Pronomens „ich" vor den deutschen Bedeutungen der Verba gefällt dem Ref. nicht, besser wäre noch der Infinitiv, da eine Verwechslung dieses mit einer andern Form nicht möglich ist.

Auch die Satzlehre kennzeichnet sich durch das Streben, kurz, bestimmt und übersichtlich zu sein mit Übergehung alles dessen, was mit dem deutschen Sprachgebrauche übereinstimmt. Auch hier ist indessen wegen dieses Strebens nach großer Kürze manche Regel ungenau gerathen, so dass der Lehrer beim Unterrichte nachhelfen müssen wird. §. 177 fehlt eine Bemerkung über die Composita, 181 über die passive Construction von docere und celare, 185 über das Perfect. passiv. von parco und invideo, 214 über Bibracte gegenüber Bibracti und ebendaselbst über ipse und totus mit einem Städte- oder Inselnamen. Ungenau sind ferner 175, 241, 243 d), 258 Zus. 2, 260 u. a. Hie und da sind auch die fettgedruckten Mustersätze zu beanständen, wie 179, wo das poetische Beispiel sich nicht mit dem Gebrauche der classischen Prosa deckt. Unrichtig ist 219 die Eintheilung der Zeiten und führt zu Missverständnissen.

Trotz dieser Ausstellungen ist das mit Liebe und Umsicht gearbeitete Büchlein in der Hand eines tüchtigen Lehrers verwendbar und wird dies nach Beseitigung der angedeuteten und einiger anderer Mängel noch mehr werden.

Druck und Ausstattung sind zu loben.

Lateinische Schulgrammatik von Prof. Dr. Paul Harre, Director des Gymnasiums in Saargemünd. 2. Theil. Lateinische Syntax. 2. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893. gr. 8°, VIII u. 160 u. XLV SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Der Aufbau der vorliegenden Schulgrammatik unterscheidet sich wesentlich von dem der Hauptregeln der lateinischen Syntax. Die Anordnung ist logischer sowohl was die Hauptgruppen als auch innerhalb dieser die Unterabtheilungen anbelangt und zeichnet sich durch zweckmäßige Zusammenstellung zusammengehörigen Lernstoffes aus, wodurch die Einprägung desselben wesentlich erleichtert wird. Die Behandlung des Materials folgt denselben Principien, wie in den Hauptregeln der lateinischen Syntax, und verdient uneingeschränktes Lob. Nur das zum Verständnis der Schullectüre Nöthige ist aufgenommen und auch davon das Seltenere und vereinzelt Vorkommende in Noten unter dem Texte angebracht und somit vom Lernstoff ausgeschieden. Die Fassung der Regeln zeichnet sich durch Kürze und Klarheit aus. Wo eine Regel aus den Beispielen sich von selbst ergibt, unterbleibt die Fassung derselben. Durchwegs geht der Verf. von der deutschen Wendung aus und zeigt, wie der Lateiner sie ausdrückt. Abweichungen von der deutschen Construction werden durch Herbeiziehung gleicher oder ähnlicher deutscher, bisweilen auch französischer Wendungen klar gemacht, so dass diese gleichsam die Brücke zur abweichenden bilden; z. B. adiuvo te ich helfe dir = ich unterstütze dich; vires me deficiunt es fehlt mir an Kräften = die Kräfte verlassen mich; meā rēfert = meā rē (= ex meā rē) fert, eigentlich vom Standpunkte meiner Sache trägt es etwas aus; te regem creo je t'élis roi; te beatum reddo (facio) je te rends heureux u. dgl. Nicht gering anzuschlagen ist auch das Streben, durch kurze treffende Notizen Fehlern vorzubeugen, namentlich dort, wo, wie die Erfahrung lehrt, in der Regel gefehlt wird.

Hervorzuheben ist, was die Anordnung des Lernstoffes anbelangt, die Anreihung der Mittelform des Verbums, ferner des Infinitivs und Supinums und deren Gebrauchsweise an die Casuslehre und nicht an die Lehre vom Satze, an welche sich mit Recht ein Abschnitt über Satzbau und Wortstellung, sowie stilistische Bemerkungen über die einzelnen Redetheile anschließen. Ferner werden, da die dichterischen Eigenthümlichkeiten aus dem Lernstoffe ausgeschieden worden sind, im Anhange hinter den Bemerkungen über Metrik die dichterischen Formen und Constructionen, soweit sie in der Schullectüre vorkommen, behandelt.

Die Aufgaben für die einzelnen Classen sind, wie in der Formenlehre (vgl. d. Zeitschr. 1893, S. 911 f.), durch römische Ziffern abgegrenzt, und das, was nur gelegentlich bei der Lectüre besprochen werden soll, ist durch Sternchen gekennzeichnet.

Das Buch wird in seiner neuen Gestalt, was Sichtung des Lernstoffes und treffliche Fassung der Regeln, sowie übersichtliche Gruppierung derselben und Hervorhebung des Wichtigeren durch typographische Mittel anbelangt, den Bedürfnissen der Anfänger fast durchwegs gerecht und lässt auch die vorgeschrittenen Schüler bei der Lectüre nicht im Stiche. Ein Theil von dem, was Ref. gelegentlich der Besprechung der 12. Auflage der Hauptregeln der Syntax (vgl. d. Zeitschr. 1890, S. 48 ff.) vermisst hat, findet sich in der vorliegenden 2. Auflage der Schulgrammatik, manches ist allerdings auch hier nicht erwähnt oder berichtigt worden; indessen wird dadurch die Brauchbarkeit derselben nicht wesentlich beeinträchtigt. Ref. kann das zweckmäßig und elegant ausgestattete und correct gedruckte Buch als treffliches Hilfsmittel beim Lateinunterrichte aufs wärmste empfehlen:

Kleine lateinische Sprachlehre von Dr. Ferdinand Schultz, geh. Regierungs- und Provincialschulrath zu Münster. 22. den neuen Lehrplänen entsprechend bearbeitete Ausgabe, besorgt von Dr. Martin Wetzel, Oberlehrer am Gymnasium zu Paderborn. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh 1893. VIII u. 272 SS.

Die kleine lateinische Sprachlehre von Schultz, über deren Anordnung und Verwendbarkeit der Ref. wiederholt in dieser Zeitschrift (vgl. 1875, S. 856 und 1881, S. 642) und zuletzt in der 21. Auflage (1892, S. 331) unter Hervorhebung der darin vorgenommenen Verbesserungen gesprochen hat, und die für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien und Realgymnasien bestimmt war, ist von demselben Herausgeber, der sie schon 1886 und in 2. Auflage 1888 zur lateinischen Schulgrammatik erweiterte (vgl. d. Zeitschr. 1886, S. 838 und 1890, S. 46 ff.), im Anschlusse an diese Bearbeitung in dieser vorliegenden 22. Auflage zu einer für das ganze Gymnasium ausreichenden Grammatik umgestaltet worden. Besonders erfuhr sie Erweiterungen stilistischer Art, während in der Formenlehre alles Entbehrliche und der Schullectüre Fernliegende gestrichen wurde. Außerdem richtete der Herausgeber sein Augenmerk darauf, durch fassliche Darstellung und Gruppierung des ursprünglichen und neu hinzugekommenen grammatischen Materials die Erlernung desselben zu erleichtern, durch Zusätze ein Irren zu verhindern, durch Weglassung seltener oder poetischer Spracherscheinungen oder durch kurze, nicht zum Auswendiglernen bestimmte Erwähnung derselben in Anmerkungen nicht zu überbürden. Aus denselben Gründen ist auch durch die Verschiedenheit des Druckes das, was bei der erstmaligen Durch-

nahme zu überschlagen ist, angedeutet worden. Hervorzuheben ist auch die Neuerung, dass die früheren Musterbeispiele durch den Schülern der 3. und 4. Classe bereits aus der Lectüre bekannte ersetzt sind. Bei wichtigeren Regeln erscheint je ein zum Memorieren geeignetes fett gedruckt. Dazu sind vielfach solche Sätze gewählt worden, an denen mehrere Regeln zugleich anschaulich gemacht werden können.

So repräsentiert sich diese neue Auflage des altbewährten und beliebten Schulbuches nach Inhalt und Form als ein recht praktisches Hilfsmittel beim Lateinunterrichte und wird den zahlreichen alten Freunden willkommen sein und sich neue erwerben. Der Druck ist correct, die Ausstattung nett und zweckmäßig.

Wien. Heinrich Koziol.

Die deutschen Alterthümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. Von Dr. Oscar Hartung, Oberlehrer am herzogl. Ludwigsgymnasium zu Cöthen. Cöthen, Otto Schulze 1894. 8°, VI u. 551 SS. Preis 9 Mk.

Hartung hat seine Arbeit als ein Hilfsbuch beim Unterrichte für seine Amtsgenossen an den Mittelschulen bestimmt. Der Titel ist nicht eben glücklich gewählt, denn ein großer Theil des Buches handelt von dem, was wir sonst „höfisches Leben" nennen, und es ist ein großer Fehler, dass nirgends scharf genug zwischen dem germanischen und dem aus der Fremde entlehnten geschieden wurde. Es lag doch gewiss nahe, die ältere epische Dichtung, den ags. Beovulf und den Hêliand zu vergleichen, wo diese fremden Einflüsse noch fehlen. Für den Hêliand besitzen wir die Abhandlung von Vilmar, Deutsche Alterthümer im Hêliand. Aber diese Gedichte werden in dem starken Bande nicht einmal erwähnt, und besonders in den Capiteln „Der König", „Die Lehnsmannen" vermisst man solche Vergleiche. Auch die nord. Literatur, wenigstens so weit sie die Nibelungensage behandelt, hätte verwertet werden sollen. Es hätte z. B. bei Siegfrieds Bestattung darauf hingewiesen werden sollen, dass die nordischen Quellen noch die Leichenverbrennung kennen.

H. bringt in den einzelnen Abschnitten große Sammlungen von Belegstellen aus dem Nibelungenliede und der Kudrun, und für diese ist man ihm gewiss Dank schuldig. Was aber über die Genesis der angeführten Erscheinungen gesagt wird, ist sehr dürftig. Es fehlt dem Verf. die nöthige Quellenkenntnis. Nur die Germania wird regelmäßig herangezogen, im übrigen schöpft H. aus zweiter Hand und zum Theile aus ganz veralteten Büchern, wie Simrocks Mythologie.

Mehr als nöthig war, hat sich H. mit Etymologie abgegeben. Hier hätte es genügt, nur das Sichere zu bringen, und man hätte

es nicht vermisst, wenn die verschiedenen Ansichten über die Grundbedeutung eines Wortes, die gewöhnlich alle gleich unsicher sind, nicht angeführt worden wären. Auch sprachliche Fehler kommen vor: S. 147 wird ahd. *ôt*, ags. *eád* mit ahd. *uodal*, an. *ódal* zusammengestellt, was weder der Vocal, noch der Consonant gestattet. *uodal* gehört vielmehr zu *adal*. S. 410 „der Griff des Schwertes war meist von Holz. Er heißt daher auch *gehilze*." Das Wort erscheint im Nord. als *hjalt*; mit „Holz" hat es kaum etwas zu thun. Unrichtig ist ferner auch S. 102 die Bemerkung, bei der sich H. allerdings auf Grimm RA 635 berufen kann, dass *roup* ursprünglich vestis bedeutet habe. Die Bedeutung „Raub" ist vielmehr die ursprüngliche. Das Wort gehört zu an. *rjúfa*, ags. *reófan* brechen, zerreißen. Erst später hat es die Bedeutung „erbeutetes Kleid", dann „Kleid" überhaupt erhalten, vgl. ags. *válreáf*, an. *valraup*, ahd. *walaraupa*, und in dieser letzteren Bedeutung ist es in die rom. Sprachen übergegangen. S. 59 ist an. *mǫrk* statt *mork*, S. 182 an. *hǫldr* statt *holdr* zu schreiben.

Auch H. geht bei der Namenerklärung von der irrigen Anschauung aus, dass die Compositionen als solche einen Sinn geben müssen. Über die Bildung von Geschlechtsnamen ist jetzt G. Storm, Arkiv. f. nord. Fil. 9, 203 ff. zu vergleichen.

Gelegentlich hat H. selbständige Deutungen von Stellen versucht, aber mit wenig Glück. S. 15 meint er, dass Siegfried zugleich mit dem Schwerte, das ihm die Brüder Schilbunc und Nibelunc *ze miete* für die Theilung geben, auch das Recht des Erstgebornen und Anspruch auf einen Theil des Erbes erhält, und dass er die Brüder erschlägt, als er seine Ansprüche geltend macht. Das kann doch kaum aus der Stelle herausgelesen werden.

Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache, nebst einer Einleitung über die keltgermanischen Sprachen und ihr Verhältnis zu allen andern Sprachen. Erklärung der perusinischen (tuskischen) Inschriften und Erläuterung der eugubinischen (umbrischen) Tafeln von Martin May. Leipzig, Biedermann 1893. 8°, CXXX u. 299 SS. Preis 8 Mk.

Der Verf. unterrichtet uns sehr ausführlich darüber, „wie er zur Abfassung dieses Buches kam". Wir erfahren, dass er dem deutschen Sprachvereine angehört und dass er schon seit langem sehr ungehalten darüber war, dass man Worte, die er als echtgermanisch oder besser keltgermanisch erkannt hat, für Fremdworte erklärt. Da erschien Kluges etymologisches Wörterbuch. Der Verf. war unangenehm überrascht, auch hier „ganz oberflächlichen Urtheilen zu begegnen und zahlreiche gut deutsche Worte, deren Abstammung ihm bekannt war, als entlehnte bezeichnet zu finden". Eigentlich war das vorauszusehen, denn Kluge gehört ja auch, wie „alle sogenannten Gelehrten" (XXI), zu den „armen Jungen, die

durch das Gymnasium verbildet werden, so dass sie in späterer Zeit unmöglich ein unbefangenes Urtheil abgeben können, wenn es sich um Sprachvergleichung und um die Feststellung der Herkunft von Worten handelt, die im Deutschen sowohl wie im Lateinischen und Griechischen in ähnlicher Gestalt und Bedeutung erscheinen". May schreibt an Prof. Kluge einen Brief, worin er ihn auf die Mängel seines Buches in schonender Form aufmerksam macht und an ihn, der ja auch ein deutscher Mann sei, die Bitte richtet, künftig nicht mehr auf Scheinbeweise hin die deutsche Sprache um zahlreiche eigene Worte zu bringen. Zugleich schickt er ihm seine eigenen Beiträge ein, zur beliebigen Berücksichtigung bei einer neuen Auflage des etymologischen Wörterbuches. Er empfiehlt auch Prof. Kluge zur Förderung und größeren Verbreitung seines Werkes die Verdeutschungen „Werfall, Wessfall". Auf dieses Schreiben erhielt M. nach Monaten keine Antwort. Er schreibt einen zweiten Brief und als er auch auf diesen keine Antwort erhält, da reißt ihm die Geduld und er verlangt in einem dritten Briefe seine Beiträge zurück. Darauf erhält er diese ohne irgendwelches Begleitschreiben zurück. „Mit diesem Herrn" hat nun May „nichts mehr zu thun", jetzt schreibt er sein Buch; wahrlich eine grässliche Rache.

Er entwickelt in der Einleitung seine Ansichten über das Keltgermanische. Alle Sprachen sind aus dieser Ursprache abzuleiten, selbst das Chinesische und die afrikanischen Sprachen. Das alles wird durch schlagende Parallelen bewiesen und große Tabellen zeigen die Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen. Ein Beispiel, S. LX: *Arsch*, ahd. *ars*, lat. *aversa* die Rückseite. Dass der Verf. durch die Lateinschule nicht verbildet ist, zeigen Schreibungen wie *θραχων* S. LXV. Der Glanzpunkt der Einleitung ist wohl auf S. XL ff. die Deutung der perusinischen Inschriften. M. übersetzt sie vollständig mit Hilfe des — Altnordischen. Für dieses hat M. überhaupt eine große Vorliebe, er hat deshalb sein Buch Cleasby und Vigfusson, den Verfassern des „icelandic english dictionary", gewidmet. Als Quelle für seine Kenntnis der altitalischen Dialecte gibt M. selbst Meyers großes Conversationslexikon an.

Der Einleitung lässt M. das Stamm-Wörterbuch folgen, „eine unentbehrliche Ergänzung des Kluge'schen Buches". Auch hier ein Beispiel: „*Bonne*, Dienstmädchen, wird meist vom franz. *bonne*, Kindermädchen, abgeleitet; allein mit Unrecht, da das Wort auf einer uraltg. Bezeichnung für Dienstmädchen beruht; vgl. and. *bônda-dôttir*, Bauernmädchen."

Das Angeführte genügt wohl. Das Unglaublichste von dem Unglaublichen ist, dass ein so handgreiflicher Unsinn einen Verleger finden konnte. Das Buch ist sogar sehr schön ausgestattet.

Wien. F. Detter.

Rudolf Fürst, August Gottlieb Meissner. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Schriften mit Quellenuntersuchungen. Stuttgart, Göschen 1894. 8°, XVI u. 356 SS.

Wer weiß etwas von August Gottlieb Meißner? Gott sei Dank, nicht einmal der Literarhistoriker vom Fache hat es nothwendig, sich durch die — noch dazu unvollständige — Bändemasse hindurchzuarbeiten, welche Chr. Kuffner als Gesammtausgabe veranstaltete. Es gibt wenig ödere, belanglosere Schriftsteller. Auf jedem Gebiete, das in seiner Zeit nur denkbar war, hat er nachgeahmt, auf keinem in irgend einer Weise anregend gewirkt, er gehört zu den Lasten der Literaturgeschichte. Diese gründlich und für alle Zeiten gehoben zu haben, ist das Verdienst des Verf.s, der mit seltener Belesenheit an seine gar nicht leichte Aufgabe gieng. Wir erhalten sowohl über seine persönlichen Verhältnisse, wie über die literarischen Voraussetzungen seiner Werke die gründlichste Auskunft, und es bleibt ein unleugbares Verdienst des Buches, diese Persönlichkeit für alle Zeiten in ihrer Bedeutung (?) erschöpft zu haben. Mit Recht constatiert der Verf. als seine Haupteinflüsse: Goethes Götz, Wielands Agathon, Bürgers Gedichte und Lessing. Er hätte noch Klopstock anfügen können, den sein Gedicht an die Mara, voll chauvinistischen Deutschthums so über Gebür feiert im Vergleiche zu Italien: „Deine Dante, Deine Tasso's legten ab die Lorbeerkronen, Als die Laute Klopstocks klang." Nicht nur sein Lob Hermanns, der Preis der künftigen Geliebten macht Klopstocks Heranziehen unabweislich, geradezu wörtlich klingt an: „Ha, willkommen mit dem Blute, Mit dem Staube der Schlacht bedeckt." Auch Hermes u. a. hätten gelegentlich mehr erwähnt werden können für seine literarische Production. Doch das sind belanglose Bemerkungen gegenüber der Fülle des Materials, das hier geboten wird. Leider — nicht viel mehr. Denn verarbeitet ist der Stoff eigentlich nicht, es zerfällt das ganze Buch in unzählige kleine Abschnitte, denen kein zusammenfassendes Bild gegenübersteht. Da wird jede einzelne seiner dramatischen Übersetzungen besprochen, mit ihren kleinen Eigenheiten, wobei ich einen Hinweis auf Lenzens Modernisierung der Plautinischen Comödie, denen seine Molière-Übertragung nachzustreben scheint, vermisse; wir erhalten Register seiner Skizzen, Gedichte... Ich möchte ernstlich fragen, wo kommen wir da hin? Welchen Umfang soll dann eine Monographie über Spieß, der für ein gewisses Gebiet des Romans viel anregender war, oder gar über Kotzebue annehmen, wenn einem derartigen Schriftsteller vierthalbhundert Seiten geweiht werden? Nicht dass ich die literarische Behandlung dieser kleinen Leute der Literatur ausschließen möchte: aber der Künstler zeige sich auch hier in dem, was er verschweigt. Hier werden Studienhefte in vollster Ausdehnung gegeben, die der Verf. anlegen musste, um sie dann erst zweckentsprechend zu verwerten.

Der Verf. hat vielfach aus unbekannten Briefen Meissners geschöpft, einige auf der Hofbibliothek befindliche sind ihm entgangen. Es fällt mir nicht bei, durch Mittheilung derselben die Vorwürfe, die ich eben ausgesprochen, auf mich selbst zu richten. Er verhandelt da mit Schönfeld über sein Verlagsunternehmen, klagt vielfach über seine Situation in Prag, er lädt den Wiener Schriftsteller von Retzer ein, bei einem „sächsischen das heißt äußerst frugalen Mahle" den Schriftsteller (Franz von) Kleist bei ihm kennen zu lernen. In einem sehr herzlichen Briefe an Alxinger (Prag, 20. October 1786, vgl. S. 66) spricht er von seinem Alcibiades: „Der verzweifelte Grieche hat ein so zähes Leben, dass ich sorge, er wird eher meinen Tod als ich den seinigen erleben, und doch hätte ich ihn gern schon mit Ehren todt." — Von seinen dramatischen Werken scheint mir der „Johann von Schwaben", 1780 erschienen, nicht ganz unwichtig für Schiller, der das seinerzeit beliebte Stück gekannt haben muss. In dem Verhältnisse zwischen Albrecht und Johann klingen leise Don Carlos-Motive. Albrecht übergibt ihm sein Reich nicht, es ist ihm nur ein „ungezügelter Knabe", er scheut den „Jüngling, in dem mir ein furchtbarer Mann aufwächst". Zum König Albrecht findet ein Schweizer Mecheln Zutritt, der auch mit Johann freundschaftlich verkehrt, und dieser hält ihm eine Programmrede, die den Tyrannen stutzig macht. Da finden sich Ausbrüche, wie: „O größter König, sei wieder meines Vaterlandes Vater", „O König, wenn mein Rath etwas bei dir gälte! Wenn du, der du zehn Jahre lang dich gefüchtet zu machen strebtest, die nächsten zehn Jahre lang versuchtest, wie süß es sei geliebt zu werden." Unwillkürlich denkt man an Posa, dann gemahnen auch die complicierten Liebesintriguen entfernt an Schiller. Zugleich ist dieser Johann der Johann Parricida des Schiller'schen Tells. Der biedere Schweizer, dem er seine Pläne mittheilt, warnt ihn im Namen der Tugend und scheidet ihre gerechte Sache von der seinen. Und der letzte Act führt Johann mit seiner Gemahlin als fliehenden Bettler vor: „Wie tief sind wir gefallen? Wer würde in dieser jeder Witterung preisgegebenen Hütte, unter Sümpfen und wilden Thieren, bey Wurzeln und Regenwasser den Enkel König Rudolphs suchen ... dass wir nun vor jeder Bewegung dieser Hecken zittern? Bey jedem rauschenden Laube unsere Verfolger kommen zu hören wähnen?" [1])

Was von Meissners Anekdoten zu halten ist, wird mir sehr zweifelhaft durch die angeblich beglaubigte über Kurz-Bernardon (Kuffners Ausg. X, 112). Trotz meiner Bernardon-Studien bin ich nicht imstande, den Aufenthalt des berühmten Comödianten auf

[1]) Vgl. Brahm, Deutsches Ritterdrama S. 103 und Zeitschrift für deutsches Alterthum 27, 299. Neuerdings Gustav Roethe: Die dramatischen Quellen des Schiller'schen Tell in den Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für R. Hildebrand S. 270 f.

dem markgräflichen Hofe zu Bayreuth nachzuweisen. So trägt auch das, was er von Lessing erzählt (VI, 390 f.), den Stempel der Unwahrscheinlichkeit. Da theilt er mit, dass Lessing in einer Gesellschaft in Dresden kein Hehl von seiner Abneigung gegen den Grafen von Brühl machte, so dass mit Mühe Thätlichkeiten vermieden wurden. Kurz darauf fällten in Berlin wieder in Gegenwart Lessings einige Officiere ein abfälliges Urtheil über den Grafen: „wer ihnen widersprach, sich mit lebhaftester Hitze des Gr. v. Br. annahm, sogar (wie man mich wenigstens versichert hat) thätig seine Behauptung unterstützte, war — Lessing."

Raymond Bonafous, Henri de Kleist. Sa vie et ses oeuvres. Paris, Hachette 1894. gr. 8°, XI u. 424 SS.

Schon der Muth, mit dem der Verf. daran gieng, einen so specifisch deutschen Dichter in ausführlicher Darstellung seinen Landsleuten vorzuführen, verdient die vollste Anerkennung. Und wohlvorbereitet hat er sich seiner Aufgabe unterzogen. Er kennt die Literatur über Kleist ziemlich genau, nur die neuesten Studien Niejahrs, die Monographie Jungfers über den Prinzen von Homburg und andere kleinere Arbeiten sind nicht benützt. Seine Hauptquellen sind Wilbrandt und besonders Brahm, den er theilweise sogar übersetzt, so bei Schilderung der Universität Frankfurt: (Brahm S. 16) Als Kleist die Universität bezog, hatte sie noch zwölf Jahre zu leben. (Bonn. S. 18): elle avait encore douze ans de vivre. (Brahm ebenda): Haus an Haus hatten jene (Professoren) gegenüber der Universität sich angesiedelt und in bequemen Hinterräumen, nicht in der Hochschule nahmen sie ihre Hörer auf. Bonafous: „Ceux ci c'étaient logés à coté les uns des autres en face de l'université et c'est chez eux, non dans les salles de l'école, qu'ils recevaient leurs auditeurs." Genau ebenso wiederholt er die literarischen Charakteristiken Brahms, wo er gelegentlich anderer Meinung wird, betrifft es nur unwesentliche, gelegentlich auch zweifelhafte Punkte. Es liegt mir ferne, dem Verf. daraus Vorwürfe zu machen. Es war nicht möglich, das Urtheil über Kleist abzuändern, und es ist nur anerkennenswert, dass er sich einer so guten Führung anvertraute. Aber wir würden auch gerne hören, wie sich ein Franzose Kleist gegenüberstellt; er sieht aber die Welt nur durch deutsche Brillen. So kommt es allerdings zu höchst gerechten und ruhigen Urtheilen, die besonders Dramen wie dem Prinzen von Homburg und der Hermannsschlacht gegenüber dem besonnenen Wesen des Verf.s das beste Zeugnis ausstellen. Dagegen hat er merkwürdigerweise das Leitmotiv, das sich durch die ganze Kleist'sche Dichtung zieht, etwas vernachlässigt. Der Conflict des „Gefühles" wird weder bei den einzelnen Dramen, noch in der zusammenfassenden Charakteristik genügend hervorgehoben. Überhaupt lässt die ästhetische Betrachtung der Werke zu wünschen übrig. Ich zweifle, dass die etwas unklaren Analysen Kleist viele

verständnisvolle Freunde verschaffen können. Er hat manches Wort der Bewunderung, auch manchen Tadel, aber überall fehlt das eindringende Verständnis, wie es z. B. sein Landsmann Ehrhard in seinem Buche über Ibsen bewiesen. Einen großen Theil der Schuld trägt wohl die Darstellung. Ich habe noch selten ein so unfrisches, trockenes französisches Buch gelesen. Ein Zeichen seines schriftstellerischen Ungeschicks sind schon die Anmerkungen, die fast ausnahmslos in den Text gehören und die Darstellung oft ergänzen müssen. In den Übersetzungsproben wird die Kleist'sche Kürze oft ganz abgestreift. „Ich habe keinen anderen Wunsch als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind" wird zu „Je n'ai pas d'autre désir que de mourir quand mes voeux auront été exaucés, et ils sont au nombre des trois". Aus dem „mächtig wankend-hohen Helmbusch" wird „l'aigrette de son casque qui s'agite avec fierté et noblesse". Der Vers wird durchgehends in Prosa wiedergegeben, da bekommt das Bardenlied der Hermannsschlacht ein recht sonderbares Aussehen. Sonst ist die Übersetzung durchaus correct, wie das ganze Buch überhaupt, und zeigt von guter Kenntnis der deutschen Sprache. Das kleine Missverständnis, das den Verf. (S. 140, A. 1) Hoffmann von Fallersleben „Findlinge" mit „L'enfant trouvé" übersetzen lässt, sei als heiteres Curiosum angemerkt. — Nach beliebt französischer Manier zerfällt das Buch in zwei Theile. Kleists Leben und Kleists Werke. Ich habe dieser Disposition nie viel Geschmack abgewinnen können, aber für Kleist erweist sie sich als besonders unglücklich. Die Darstellung des Lebens, die bessere Hälfte des Buches, arbeitet sehr stark mit Briefstellen, ein durchaus lobenswertes Vorgehen. Doch werden auch hier unbedeutende Äußerungen hervorgehoben, während die für Kleist unentbehrlichen Briefe an Ulrike (Koberstein 90—92, 92—93) vom 5. und 26. October 1803 nur auszugsweise mitgetheilt sind. Er muss im 2. Theile viel aus der biographischen Darstellung, besonders beim Robert Guiscard wiederholen (S. 202 ff.). In den Schroffensteinern schenkt er der Liebesscene nur flüchtige Beachtung, die Novellen kommen überhaupt ein bisschen zu kurz. Noch manches andere ließe sich tadeln, aber das habe ich schon mehr als genug gethan, auf dem Standpunkte des deutschen Forschers stehend, dem das umfangreiche Buch nichts Neues bringt, denn des Verf.s eigene Beobachtung (S. 185 u. 346), dass Kleist an zwei Stellen an Racine sich angelehnt habe, scheint mir höchst fraglich. Ich kann hier nur nochmals den Eifer und Fleiß des offenbar noch jungen Schriftstellers anerkennen und hoffen, dass sein Buch Anregung zu weiteren Kleist-Studien in Frankreich geben werde. Er hat den ersten, ungemein schwierigen Schritt gethan, ohne auf naheliegende Abwege zu gerathen. Dieses Verdienst wird ihm immer gewahrt bleiben.

Wien. A. von Weilen.

Dr. Fr. M. Mayer, Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie für die 4. Classe der Mittelschulen. 3. verb. Aufl. Mit 39 Textabbildungen und 5 Karten. 104 SS. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Preis geh. 1 K 40 h.

Die vorliegende Auflage des Mayer'schen Lehrbuches ist durch den neuen Lehrplan vom 24. Mai 1892, welcher „eine namhafte Verminderung des Lehrstoffes" verfügt, nothwendig geworden. Sollen jedoch die sachgemäßen Intentionen desselben voll und ganz in die Praxis umgesetzt werden, dann genügt es nicht, dass bei der Umarbeitung der Lehrbücher hie und da ein Capitel herausgehoben und ein anderes verkürzt wird, sondern die Forderung nach Beschränkung muss sich sinngemäß auf den ganzen Lehrstoff erstrecken und überall da Ausscheidungen bewirken, wo ein „Zuviel" vorhanden ist.

Das Buch gruppiert die gesammte Materie in drei Abschnitte; der erste handelt von den natürlichen Verhältnissen (S. 1—49), der zweite von den Bewohnern und ihrer Cultur (S. 50 - 62) und der dritte von den einzelnen Ländern (S. 63—100). Mit den beiden letzteren kann man sich im allgemeinen einverstanden erklären, gegen den ersten erheben sich aber einzelne Bedenken. Bereits bei der Besprechung der 2. Auflage dieses Buches (in dieser Zeitschr. 1892, S. 545 f.) musste die Art und Weise, wie die Oro- und Hydrographie behandelt erscheint, als zu weitgehend bezeichnet werden. Es durfte nun erwartet werden, dass der Verf. bei einer Neuauflage seines Buches die verbessernde Hand insbesondere bei diesem Gebiete ansetzen werde, und dies umsomehr, als seitdem der neue Lehrplan in dem Tone eines kategorischen Imperativs die Forderung nach einer Einschränkung des Lehrstoffes gestellt hat. Da dies aber nicht in der gewünschten Weise geschehen ist, so muss ich hier nochmals auf dieses Capitel zurückkommen.

Die Alpen und der Karst sind S. 4—28 dargestellt. Ich möchte nun dem Verf. zunächst keinen Vorwurf daraus machen, dass er diesen Gebirgen etwa den vierten Theil seines Buches gewidmet hat; haben ja doch die Alpen in vielfacher Hinsicht eine ganz besondere Bedeutung für Österreich und für ganz Europa. Auch will ich die kurzen Schilderungen, die er von der Brennerstraße (S. 10), von den hohen Tauern mit dem Großglockner (S. 12 f.), von dem Wörthersee (S. 14) usw. gelegentlich entwirft, wenn bei denselben auch manches Detail (Namen) hätte wegbleiben können, als eine dankenswerte Zuthat hinnehmen; allein mit der Art und Weise, wie er die Abgrenzung der einzelnen Gebirgsgruppen und die Behandlung derselben vornimmt, kann ich mich nicht befreunden: der Verf. befleißigt sich hier einer Genauigkeit und Gründlichkeit, die des Guten zu viel thut und deshalb von Nachtheil ist. Kein noch so kleines Flüsschen, kein noch so unbedeutendes Seitenthal wird übergangen, wenn dasselbe nur in die Grenzlinie fällt. Das Gesagte wird an einem Beispiele näher ersichtlich werden. S. 9 f. behandelt

der Verf. die Ötzthaler Alpen folgendermaßen: „Die Ötzthaler Alpen, begrenzt vom Inn- und Sillthale, Brenner (1363 m), Eisack- und Etschthal, mit vielen Gipfeln über 3000 m und 300 Gletschern, von denen der Gepatschferner der größte ist. Sie zerfallen in drei Gruppen: *a*) die Ötzthaler Gruppe zwischen dem Inn- und Ötzthale, Timbljoch, Passeyer- und Etschthal. Im Hauptkamme liegen die Wildspitze (3775 m), die Weißkugel und der Similaun. Der tiefste Einschnitt ist das Timbljoch 2600 m. Das Ötzthal gabelt sich in das Gurgler- und Venterthal. In diesen Thälern befinden sich die höchst gelegenen Ortschaften, die Dörfer Gurgl und Vent; *b*) die Stubayer Gruppe, begrenzt vom Ötzthal, Timbljoch, Passeyerthal, Jaufenpass, Eisackthal, Brenner- und Sillthal. Das Hauptthal ist das Stubaythal (zum Wippthal); *c*) die Sarnthaler Gruppe (Begrenzung?), deren Hauptthal das Sarnthal (Talferbach) ist". — Wahrlich, keine geringe Leistung, die da bei einer einzigen Alpengruppe dem Schüler zugemuthet wird. Was soll aber mit einer solchen Fülle von Namen, die auch im Folgenden regelmäßig wiederkehrt, bezweckt werden? Ein Theil der Schüler wird sich zwar bei einem entsprechend langsamen Vorgange auch in diesen Namenreihen zurechtfinden und bei den lectionsweisen Prüfungen mitunter überraschende Detailkenntnisse an den Tag legen, — aber man lasse sich durch solche Augenblickserfolge nur ja nicht über die wahre Sachlage täuschen. Die Vorstellungen können in dem Geiste des Schülers, wenn sie in einer solchen Massenhaftigkeit auf ihn einstürmen, keine festen Wurzeln fassen, sie fußen bloß an der Oberfläche und verschwinden nur allzubald wieder, so zwar, dass nach einiger Zeit nicht einmal mehr über das Wichtigste und Einfachste, wie über die Vertheilung des Hoch- und Tieflandes, über die Richtung der Gebirgszüge, über die Lage eines wichtigen Gipfels zu seiner Umgebung u. dgl. eine sichere Auskunft gegeben werden kann.

Noch muss ich mich gegen eine andere Seite, die sich allerdings auch bei anderen Lehrbüchern findet, wenden, und zwar gegen die fragmentarische Behandlungsweise einzelner Materien. Wie detailliert die Ostalpen dargestellt sind, wurde eben an einem Beispiele gezeigt; über die West- und Mittelalpen aber ist kein Wort gesagt; so lernt der Schüler, falls der Lehrer nicht durch eigenes Hinzuthun diesen Mangel ersetzt, bloß ein von der übrigen Alpenwelt losgerissenes Stück kennen, — in seinem Geiste baut sich ein Torso auf. Die Geographieinstruction vom Jahre 1884 hätte in dieser Beziehung auf den richtigen Standpunkt hinleiten können; sie verlangt nämlich (S. 131 f.), dass, „obwohl die österreichischen Alpen der Aufgabe der IV. Classe angehören", dieselben doch auch schon in der III. Classe „vergleichend und übersichtlich mitberührt werden". Die Forderung, die hier aus guten Gründen betreffs der Alpen bei dem Lehrpensum der III. Classe gestellt wird, hat mindestens die gleiche Berechtigung betreffs der West- und

Mittelalpen bei der IV. Classe. Man könnte mir hier allerdings einwenden, dass die Schüler diese Materie ohnehin erst im vorigen Schuljahre gelernt haben; — allein man überzeuge sich nur, wie viel davon auch thatsächlich noch im Gedächtnisse vorhanden ist, und man wird zur Einsicht kommen, dass eine kurze, das Wichtigste zusammenfassende Wiederholung des Früheren durchaus nicht überflüssig ist. — In analoger Weise wäre auch bei dem deutschen Mittelgebirge der Zusammenhang des österreichischen Antheils mit den übrigen Theilen desselben in Kürze herzustellen. Warum übrigens der Verf. bei diesem Gebirge nicht von dem Fichtelgebirge, diesem wichtigen Centrum, sondern von der Oder-Bečva-Furche ausgegangen ist, ist mir nicht klar, ebensowenig wie die Ängstlichkeit, mit welcher er sich auch hier innerhalb der schwarzgelben Pfähle hält. Der Schüler lernt beispielsweise beim Böhmerwalde den Kubani und den Plöckenstein kennen; dass aber der Arber in demselben die höchste Erhebung ist, wird nicht erwähnt, offenbar aus dem Grunde, weil derselbe auf bayerischem Boden liegt. Eine kleine Grenzüberschreitung wäre aber hier, wie auch sonst oft, aus didaktischen Gründen nur am Platze. Der Unterricht muss es stets als seine vornehmste Aufgabe ansehen, zuerst von dem Ganzen eine richtige Vorstellung zu erwecken; auch muss die Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie anders behandelt werden, als z. B. die des britischen Reiches, oder die Italiens, Spaniens usw.: Die centrale Lage unseres Vaterlandes bringt es nothwendig mit sich, dass die Blicke gar oft über die Grenzen hinausgelenkt und dass benachbarte Gebiete zur vergleichenden Betrachtung herangezogen werden.

Was hier von den Gebirgen gesagt wurde, gilt in ähnlicher Weise von den Flüssen. Die Schilderung der Donau beginnt (S. 45) mit ihrem Eintritte nach Österreich bei Passau; wo sie entspringt, welche Länder sie vorher durchfließt, welche wichtigeren Städte an ihr auf dieser Strecke gelegen sind, darüber wird nichts erwähnt; — die Folge davon ist, dass der Schüler von diesem Hauptstrome unserer Monarchie, von dieser hochwichtigen „westöstlichen Thalung" unseres Erdtheils nur ein unvollkommenes Bild erhält. — Die Elbe wird (S. 33 f.) bloß bis zu ihrem Austritte aus Österreich begleitet. — Meine Forderung geht nun auch hier dahin, dass man von den Flüssen unseres Vaterlandes den Schülern keine Theil-, sondern vollständige Bilder zu bieten habe, bei denen allerdings unser Vaterland gegenüber dem Auslande stärker zu berücksichtigen ist. Und diese Forderung lässt sich leicht erfüllen; die Zahl der Flüsse, die hier in Betracht kommt, ist nicht so groß: eine Vermehrung des Lehrstoffes ist daraus keineswegs zu befürchten, wenn nur die Ausscheidungen, von denen bereits oben die Rede war, und für die sich auch noch weiter im dritten Abschnitte (S. 62—100), der von den einzelnen Ländern handelt, hie und da eine Gelegenheit darbietet, vorgenommen werden.

Im Einzelnen habe ich noch Folgendes zu bemerken:

S. 1 und S. 68 begegnet die Schreibweise Lichtenstein Liechtenstein). — Statt des *Ö* erscheint häufig ein *O* oder *O* z. B. S. 4 *Österreich*, S. 7 *Otz*. S. 9, 2 a) *Ötzthaler G Ötzthal* usw. — In Fig. 1 (S. 2) wird das Gebiet um K herum von dem Flächencolorite nicht gedeckt. — S. 7 u wäre der gebräuchlichere Name Saalach im Texte beizubeh und der Name Saale in der Klammer beizusetzen gewesen. dem Kärtchen Fig. 8 (S. 18) erscheint der Name Saale, da auf dem Kärtchen Fig. 24 (S. 68) der Name Saalach eingetr — S. 7 heißt es: „Bei Lavis vereinigt sich mit der Etsc Thal des Avisio"; es soll wohl heißen: „mit dem Etschthal. Auf den Kärtchen Fig. 3 und 4 (S. 10 und 11) ist das Ab thal als Abrnthal eingezeichnet. — S. 13 finden sich in 5. Absatze folgende zwei Sätze: „Der nördliche Ast, die nie Tauern, zieht zwischen der Enns, dem Paltenthale..." „zieht hin"). (Auch sonst wird das Wort „ziehen" statt ziehen" gebraucht, so S. 16: „In dieser Thallinie zieht Eisenbahn). Und: „Der Radstädter Tauern, 1740 m, der fahrbare Pass östlich vom Brenner, über welchen schon die R eine Straße gebaut und im Mittelalter ein großer Theil des Ha mit Venedig zog"; der zweite Theil dieses Satzes soll la „über welchen schon die Römer eine Straße gebaut haben, über welchen sich im Mittelalter ein großer Theil des Handels Venedig hinzog." — Der Name Dobratsch (S. 22) begegne dem Kärtchen Fig. 11 (S. 24) als Dobrač, und in ähnlicher W der Name Hohenfurth (S. 29, Fig. 13) auf S. 33 und 86 Hohenfurt. — S. 19 wäre in dem Absatze *c*) die Traun der Steyr zu nennen. — S. 24 wird von den Kämpfen gespro welche 1809 bei der Festung(?) Malborghet stattfanden. — S sind die Dimensionen der Macocha unrichtig angegeben. Ebendaselbst heißt es, dass der Jägerhüttenberg und Viehberg in Niederösterreich gelegen sind; das ist unric da der erstere in Böhmen, der letztere in Oberösterreich lieg In Fig. 22 (S. 63) erscheint gegenüber dem Stadtnamen Ips gleichnamige Fluss als Yps eingezeichnet, während S. 64 für letzteren der Name Ips begegnet. — S. 63 f. werden weniger als zehn Monumente in Wien angeführt; dabei mus aber auffallen, dass gerade die gelungene Reiterstatue „des W Radetzky" und das sinnige Denkmal unseres großen Grillpa nicht erwähnt sind. — S. 77 wird Zara als Sitz eines griech unierten Bischofs bezeichnet; das ist unrichtig: in Zara resi ein griechisch-nichtunierter Bischof. — S. 90 wäre analog an Städtenamen für „Jaroslaw" Jaroslau zu schreiben gew S. 92 soll es statt: „Bukowina ist ein Gebirgsland..." hei „Die Bukowina...." —

Der Verf. wird aus den voranstehenden Zeilen entnehmen, dass ich auch die neueste Auflage seines Buches mit großem Interesse gelesen habe; ich wünsche nun, dass er die gemachten Bemerkungen bei der nächsten Auflage einer sorgfältigen Erwägung unterziehe; möge er dann aber auch der trefflichen Worte sich erinnern, die man in der Instruction (S. 140 f.) über die Behandlung der Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie zum Schlusse liest: „Dem Wesen des im Vorausgehenden erörterten Lehrganges, welcher den geographischen Unterricht weniger in die Breite, als in die Tiefe wachsen lassen will, widerspräche die Häufung geographischer Thatsachen. Man beschränke sich auf das kleinste zulässige Maß derselben, wie es sich eben durch fortgesetzte Übungen mit Leichtigkeit und Sicherheit einprägen lässt, um dem Gedächtnisse der Schüler und ihrer häuslichen Vorbereitung nicht zu viel zuzumuthen und der Hauptaufgabe, mit stets regem Interesse das geographische Anschauen und Denken zu pflegen, gerecht werden zu können."

Linz. Chr. Würfl.

Aufgaben über Elektricität und Magnetismus. Für Studierende an Mittel- und Gewerbeschulen, zum Selbststudium für angehende Elektrotechniker, Physiker u. a. Von Dr. Eduard Maiss, k. k. Professor an der Staats-Oberrealschule im II. Bezirke Wiens. Mit 58 Figuren im Texte. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn 1893.[1])

Die vorliegende Aufgabensammlung ist zum größten Theile aus Aufgaben hervorgegangen, welche der Verf. theils gelegentlich der Wiederholung des Lehrstoffes in der Schule, theils als häusliche Übungen seinen Schülern vorgelegt hat. In der Sammlung sind nahezu alle Abschnitte der Lehre vom Magnetismus und der Elektricität gleichmäßig berücksichtigt, ohne dass jedoch in rechnerischer Beziehung zu große Anforderungen gestellt werden. Den Aufgaben sind Auflösungen beigegeben, in denen die entsprechenden, nicht zu weit gehenden Andeutungen der Lösung enthalten sind. Dass das absolute, sowie die technischen Maßsysteme in angemessener Weise beachtet wurden, entspricht der Natur des Buches und verdient nur Billigung.

Im Einzelnen möchte der Ref. Folgendes hervorheben und betonen.

Der erste Abschnitt handelt von den elektrischen Kräften im allgemeinen, dem Coulomb'schen Gesetze im besonderen. Die Bestätigung dieses Gesetzes wird zunächst nach der von Odstreil

---

[1]) Da über das Buch zwei Anzeigen eingelaufen sind, bringen wir ausnahmsweise neben der S. 155 veröffentlichten auch die vorliegende. Die Redaction.

angegebenen Methode vorgenommen, erst an zweiter Stelle wird der Drehwage von Coulomb gedacht, wobei die Experimente mit derselben angeführt werden. Die Bemerkungen über die elektrischen Einheiten sind unter die Aufgaben gemengt; besser wäre es wohl gewesen, wenn sie in zusammenfassender Weise den jeweiligen Abschnitten vorangestellt wären. — Hierauf wird die gleichmäßige Anordnung elektrischer Ladungen auf Kugeln und deren Wirkung nach außen an mehreren Aufgaben zur Anwendung gebracht. Die in den Auflösungen allgemein durchgeführten Rechnungen sind sehr instructiv und werden sich beim Unterrichte nützlich erweisen, wie dies z. B. bei den Beispielen 5 und 6 dieses Abschnittes der Fall ist. Der folgende Abschnitt handelt von den Arbeitsleistungen gegen elektrische Kräfte und von der Energie getrennter Ladungen. Dieser Abschnitt hätte direct mit dem folgenden verbunden werden können, in dem vom elektrischen Felde und dem Potentiale gesprochen wird. Die Definition des letzteren Begriffes hätte präciser gegeben werden sollen. Die Aufgaben über das Potential enthalten viel des Instructiven. Die Lösung der Aufgabe: „welche Richtung muss in jedem Punkte einer Niveaufläche die auf die Einheitsladung wirkende elektrische Kraft haben?" hätte noch anschaulicher, als es hier geschehen ist, vollzogen werden können. — Weiter finden wir Aufgaben über Elektrostatik und elektrostatische Induction, über Potential- und Capacitätsmessungen; in dieser Beziehung wurde die Wage von Harris und das absolute Elektrometer von Thomson herangezogen, Apparate, die man allerdings in den physikalischen Cabineten der Mittelschulen nur selten finden dürfte. Ob es nicht zweckmäßig gewesen wäre, bei Einführung der verschiedenen elektrischen Begriffe sofort deren Dimensionen anzugeben, beziehungsweise abzuleiten, mag dahingestellt bleiben. Ref. würde einen Vorgang, der auf die Dimensionen Rücksicht nimmt, bestens befürworten, damit die Homogenität einer bei der Rechnung gewonnenen Formel ohneweiters geprüft werden kann. — Die Einführung des Ampère scheint dem Ref. nicht an der richtigen Stelle zu sein; der elektromagnetischen Wirkungen des Stromes hätte wohl vor dessen anderen Wirkungen gedacht werden sollen. — Die Aufgaben über die chemische Wirkung elektrischer Ströme, über den Widerstand in Stromleitern, über die Wärmewirkung elektrischer Ströme sind ihren Zwecken vollkommen entsprechend. Combiniertere Aufgaben, wie die Aufgabe 18 im Abschnitte IX sind darnach angethan, eine Reihe von theoretischen Erörterungen zur Wiederholung zu bringen, und infolge dessen von hohem didaktischem Belange. Sehr ausführlich ist der Abschnitt, welcher Aufgaben über das Gesetz von Ohm enthält. Mehr Rücksicht hätte auf die Bestimmung der elektrischen Constanten genommen werden können. — In dem Abschnitte über die Wechselwirkung magnetischer Pole, über magnetische Felder und magnetisches Potential ist es dem Ref. aufgefallen, dass — abweichend

von dem sonstigen Gebrauche — eine Schwingung einer Magnetnadel nach akustischem Sinne gerechnet wird; ferner bedeutet in IX. Aufgabe 2 *D* nicht das Drehungsmoment der bewegenden Kräfte, sondern das Maximaldrehungsmoment derselben. Sehr zweckmäßig wird in einigen Aufgaben des 14. Abschnittes auch der Theorie und der Anwendung des ballistischen Galvanometers gedacht. — Recht interessant und sorgfältig zusammengestellt sind die Aufgaben über Inductionsströme; doch hätte der Grundsatz, dass die inducierte elektromotorische Kraft gleich der Variation der Kraftlinien in der Zeiteinheit ist, in manchen Aufgaben besser ausgenützt werden sollen. Aufgaben über die Transformatoren und über die elektrische Kraftübertragung hätten immerhin in dem Buche platzfinden können und sollen. Ebenso hätten wir der Stefan'schen Regel über die Bestimmung der Richtung eines Magnetinductionsstromes den Vorzug vor allen anderen eingeräumt. Dem Buche sind Tabellen beigegeben, die bei der Lösung der Aufgaben oft zurathe gezogen werden müssen.

Druckfehler und andere Verstöße, die in dem Buche vorkommen, sind am Ende genau verbessert.

Das vorliegende Buch kann den Fachgenossen und Lehrern nur wärmstens empfohlen werden; es steht ganz und gar auf dem Standpunkte der heutigen Elektricitätslehre, die endlich einmal auch in unseren Mittelschulen zur Geltung kommen muss, wenn dem Schüler in der Sprache und dem Geiste dieser physikalischen Disciplin das Wesentlichste aus derselben vorgeführt werden und ihm das moderne, hochentwickelte Wesen der Elektrotechnik nicht ein unbekanntes Land bleiben soll. Die Theorie und die Ausführung von Versuchen reichen aber keineswegs aus, um in dem Schüler die vorgetragenen Lehren vollends zu festigen; vielmehr muss der Unterricht fortwährend von Beispielen begleitet werden, die theils sogenannte „Denkaufgaben", theils rechnerischer Natur sind. Diesem Bedürfnisse wurde durch die vorliegende Schrift in ganz entsprechender Weise Rechnung getragen.

Die Thermodynamik in der Chemie. Von J. J. van Laar, Oberrealschullehrer in Middelburg. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. J. H. van T' Hoff. Mit 15 Holzschnitten. Amsterdam, van Looy u. Gerlings; Leipzig, Wilhelm Engelmann 1893. Preis 7 Mk.

Die physikalische Chemie ist dank den Arbeiten van t' Hoffs, Ostwalds und anderer Forscher in den letzten Jahren zu einer Bedeutung gelangt, welche diesem naturwissenschaftlichen Wissenszweige mit Recht gebürt. Auf Grund der thermodynamischen Gleichungen wurden die Gleichungen der Thermochemie entwickelt, auf verschiedene Reactionen angewendet und die Bestimmung der für den Weitergang der Theorie unerlässlichen Constanten vorgenommen. Vor kurzem erschien die physikalische Chemie von Nernst, ein Buch, das in vortrefflicher Weise geeignet ist, in die Thermo-

chemie einzuführen. Das vorliegende Werk, welches an manchen Orten als Lehrbuch, an anderen als Handbuch erscheint, geht in verschiedenen Theilen weiter als das erwähnte und wird in dem Begleitworte den Studierenden und Forschenden der physikalischen Chemie von Prof. van t'Hoff auf das Angelegentlichste empfohlen. Ref. empfand bei dessen Studium einige Schwierigkeiten: Erstens ist die Sprache an manchen Stellen dem deutschen Sprachgebrauche zuwiderlaufend, zweitens finden sich in demselben so viele störende Druckfehler, dass das Studium nur unter fortwährender genauester Controle möglich ist. Beide Übelstände wären leicht zu vermeiden gewesen, wenn die Redaction einem deutschen Physiker anvertraut worden wäre. Inhaltlich steht aber das Buch von van Laar hoch und der Gewinn und die Anregung beim Studium desselben ist nicht gering zu schätzen. Die Darstellung ist einfach und systematisch geordnet, die Principien sind überall deutlich hervorgehoben. Ein breiter Raum wurde der Thermodynamik im engeren Sinne zugewendet. Zuerst werden die Einheiten, Fundamentalgrößen und Zustandsgleichungen, letztere für vollkommene, unvollkommene Gase und unter der Voraussetzung von großen Dichten (Gleichung von Clausius) betrachtet. Recht instructiv sind die Bemerkungen über die Vergleichung der Gasthermometer. Die Zusammenstellung der Grundgleichungen ist eine recht übersichtliche; Ausdrücke wie „Comprimationswärme, Comprimationscoëfficient" sollen nicht vorkommen! Recht eingehend ist die Energiegleichung, der mathematische Ausdruck des ersten Hauptsatzes gegeben. — Die Beziehungen und Gleichungen, die aus dem zweiten Hauptsatze der Thermodynamik hergeleitet werden, werden auf Gase und gesättigte Dämpfe angewendet und es wurden in diesem Theile die Zustandsgleichungen bei Mischungen von Dampf und Flüssigkeit, die Änderung des Siede- und Schmelzpunktes durch Druck und das von van der Waals aufgestellte Gesetz der „übereinstimmenden Zustände" in klarer Weise zur Anschauung gebracht. — Die folgenden Abschnitte umfassen die Anwendung der Thermodynamik auf chemische Probleme. Den Ausgangspunkt nimmt der Verf. von dem Gibb'schen Theoreme, bezugnehmend auf den Energiesatz und die allgemeine Gleichgewichtsbedingung.

Die erhaltenen theoretischen Betrachtungen und Ergebnisse werden auf Körper von constanter Zusammensetzung, auf Gasmischungen, auf verdünnte Lösungen angewendet, und in dieser Beziehung sind es die van t'Hoff'schen Theoreme, welche eingehend behandelt werden. Die letzten Abschnitte des Buches beziehen sich auf die Gleichgewichtsbedingungen von zwei und vier Elektrolyten (isohydrisches Theorem von Arrhenius), auf die Gefrierpunktserniedrigung durch gelöste Körper, endlich auf die Dampfdruckerniedrigung und die Siedepunktserhöhung. Wir können nur dem beistimmen, was Prof. van t'Hoff von dem vorliegenden Werke sagt, dass die in demselben vorkommenden Entwicke-

lungen — auch wenn sie möglichst allgemein gehalten sind — immer auf das rechte Verständnis von wichtigen Thatsachen zielen; dass ferner das Buch stellenweise als Lehrbuch, dann wieder als Handbuch und sehr oft wegen der neuen und anregenden Partien als Abhandlung betrachtet werden kann. Jedenfalls wird ein Studium des Buches die darauf verwendete Zeit und Mühe lohnen.

Anleitung zur Krystallberechnung. Von Dr. Benno Hecht, Privatdocent an der Universität zu Königsberg i. Pr. Mit einer Figurentafel und fünf auf Pauspapier gedruckten Hilfsprojectionen. Leipzig, J. Ambr. Barth (Arthur Meiner) 1893. Preis 3 Mk.

Bei der Krystallberechnung treten mehrfache Aufgaben auf, deren Lösung durch die vorliegende Schrift einheitlich und übersichtlich gestaltet werden soll. — Dem eigentlichen Gebiete der Krystallberechnung sind einige einleitende Betrachtungen vorangestellt, deren Studium den Leser in den Stand setzen wird, den Entwicklungen ohne Schwierigkeit folgen zu können. Diese einleitenden Betrachtungen beziehen sich auf die Determinantensätze, auf das Wesentliche der stereographischen Projection und die Entwicklung der Gleichungen der räumlichen Goniometrie, auf die krystallographischen Hilfssätze und die allgemeine Lösung der bei der Krystallberechnung auftretenden Aufgaben. Für die verschiedenen krystallographischen Systeme wird nun die Bestimmung der Indices jener Flächen durchgeführt, von denen der Ausgang genommen werden soll, sowie die Berechnung der Achsenelemente. Willkommen ist die Hinzufügung der Übungsaufgaben, welche vollständig ausgerechnet sind, sowie jener am Schlusse des Buches befindlichen, welche der Zeitschrift für Krystallographie und Mineralogie entnommen sind. Auch die Berechnung von Zwillingskrystallen (Bestimmung der Indices der Zwillingsebene und der Indices der Flächen des zweiten Individuums in Bezug auf das Achsensystem des ersten) wird veranstaltet und anhangsweise noch auf die Theorie der stereographischen und Parallelprojection eingegangen. Jedenfalls stellt die vorliegende Schrift einen willkommenen Beitrag zur mathematischen Krystallographie dar, deren Elemente auch im mathematischen Unterrichte der Mittelschule Platz finden können und sollen.

Die optische Indicatrix. Eine geometrische Darstellung der Lichtbewegung in Krystallen von L. Fletcher, Custos der Mineralienabtheilung des britischen Museums. Übersetzt von H. Ambronn und W. König. Leipzig, Johann Ambros. Barth (Arthur Meiner) 1893. Preis 3 Mk.

Fresnel hat die Form der Wellenfläche nicht deductiv aus den von ihm aufgestellten Relationen für die Bewegung des elastischen incompressiblen Äthers gefunden; er fand die Wellenfläche der zweiachsigen Krystalle zunächst durch eine besondere

geometrische Verallgemeinerung der Huygens'schen Wellenfläche der einachsigen Krystalle; dann erst gieng er an die analytische Behandlung des Gegenstandes auf Grund seiner Annahmen über die Beschaffenheit des Äthers. Fletcher hat die Gesetze der Lichtbewegung in zweiachsigen Krystallen aus denen der einachsigen Krystalle mittelst eines einfachen Analogieschlusses deduciert, indem er eine Bezugsfläche (die Indicatrix) annahm, aus welcher die Wellenfläche durch eine geometrische Construction abgeleitet werden konnte. So hat das vorliegende Büchlein eine rein geometrische Aufgabe zu lösen, indem diese Bezugsfläche, die für einachsige Krystalle ein Rotationsellipsoid ist, für zweiachsige Medien zu einem allgemeinen Ellipsoide übergeführt wird. Das Original ist in der vorliegenden Übersetzung stark gekürzt und in der letzteren gerade nur das hervorgehoben, was im unmittelbarsten Zusammenhange mit dem eigentlichen Gegenstande steht. Im ersten Abschnitte ist im allgemeinen über die Natur des Lichtes abgehandelt, die Wesenheit desselben als einer Wellenbewegung in das rechte Licht gesetzt, der Begriff der Polarisation gegeben, dessen geometrische Darstellung auseinandergesetzt, auf die Gesetze der Reflexion und der Refraction nach der Wellentheorie und auf die Gesetze der Doppelbrechung eingegangen. Dann wird auf die Identität der Indicatrix mit dem Ellipsoide der Elasticität verschiedener Autoren, mit dem Polarisationsellipsoide von Cauchy, mit dem Ellipsoide der Indices von Mac Cullagh hingewiesen und die Beziehung derselben zur allgemeinen Krystallsymetrie angegeben. Im zweiten Abschnitte der lesenswerten Schrift werden die optischen Erscheinungen abgeleitet, die einer dreiachsigen ellipsoidischen Indicatrix entssprechen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

F. Hirts Bilderschatz zur Länder- und Völkerkunde. Leipzig. Ferd. Hirt & Sohn.

Um den billigen Preis von nur 3 Mk. bringt die Verlagshandlung 85 Foliotafeln mit Holzschnitten und 7 Seiten beschreibenden Text, enthaltend charakteristische Abbildungen von Städten, Gebirgen, Gletschern und Vegetationstypen zur Landeskunde, dann Rassentypen, Costüme, Wohnräume, Monumentalbauten und Städtebilder zur Völkerkunde, endlich jagd- und landwirtschaftliche Darstellungen, industrielle Etablissements, Eisenbahnen usw. zur Völkerkunde. Da die gebotenen Abbildungen fast ausnahmslos als gelungen bezeichnet werden müssen, so bietet die Sammlung eine reiche Quelle von Anregungen und Belehrungen und kann daher allen Ständen aufs wärmste empfohlen werden.

Graz. Josef Wastler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Der zweite deutsche Historikertag in Leipzig.

Wie glücklich der Gedanke war, die deutschen Historiker zu besonderen Versammlungen zusammenzurufen, zeigt die Theilnahme an dem Ende März (29., 30. u. 31.) in Leipzig abgehaltenen zweiten deutschen Historikertage. Während im Vorjahre zu München nicht ganz 200 Theilnehmer sich eingefunden hatten, waren in Leipzig gegen 380 Historiker der verschiedensten Berufskreise erschienen. Neben den Universitätsprofessoren und Archivaren waren die Leiter und Lehrer der Gymnasien am stärksten vertreten, und zwar hatten nicht bloß alle deutschen Staaten, sondern auch die Niederlande, die Schweiz und Österreich ihre Vertreter entsendet. Der vorbereitende Ausschuss hatte sich die auf dem ersten Historikertage in München gemachten Erfahrungen zunutze gemacht und ein vielseitiges interessantes Arbeitsprogramm vorgesehen.

Schon am Abende des 28. März fand eine zwanglose Zusammenkunft der Theilnehmer in den Räumen des kaufmännischen Vereinshauses, wo auch die Berathungen der folgenden Tage abgehalten wurden, statt, wobei Prof. Dr. W. Arndt namens des vorbereitenden Ausschusses die Erschienenen begrüßte.

Am 29. März begannen die Verhandlungen. Zur Eröffnung hatten sich Se. Excellenz der kgl. sächsische Unterrichtsminister von Seidewitz, der Referent im Unterrichtsministerium Geh. Oberschulrath Dr. Th. Vogel, der Rector der Leipziger Universität Dr. Wislicenus, der Bürgermeister von Leipzig Dr. Tröndlin und andere hohe Gäste eingefunden. Prof. Dr. Lamprecht eröffnete die Sitzung, indem er im Auftrage des Ortsausschusses die hohen Gäste und alle Anwesenden willkommen hieß und ihnen eine Festschrift, betitelt „Kleine Beiträge zur Geschichte“, welche Docenten der Leipziger Hochschule dem Historikertage gewidmet hatten, übermittelte. Ein Exemplar dieser Festschrift überreichte er dem Herrn Unterrichtsminister für das königliche Haus unter Hervorhebung des Umstandes, dass Se. Majestät der König von Sachsen nicht bloß selbst Geschichte gemacht habe, sondern die Wissenschaft der Geschichte persönlich betreibe. Mit einem dreifachen Hoch auf den wissenschaftlichen

und aller Wissenschaft holden König, in das die Versammlung begeistert einstimmte, schloss die schwungvolle Ansprache. Darnach überreichte Archivrath Dr. Ermisch namens der kgl. sächsischen Staatsregierung und des kgl. sächsischen Alterthumsvereines als Festgruß ein Doppelheft des von ihm redigierten „Neuen Archives für sächsische Geschichte und Alterthumskunde", das einen Einblick in die landesgeschichtliche Werkstätte des Königreiches gewährt. Hierauf begrüßte Bürgermeister Dr. Tröndlin im Namen der Stadt Leipzig die Versammlung.

Nunmehr folgte der geschäftliche Theil. Nachdem als Vorsitzende die Professoren Dr. Lamprecht und Dr. Arndt, als Schriftführer die Herren Dr. Baldamus, Prof. Dr. Mogk und Dr. Ilberg gewählt worden waren, übernahm die Leitung der Verhandlungen Prof. Dr. Lamprecht und gab nach einigen geschäftlichen Bemerkungen Dr. Baldamus das Wort, der es motivierte, warum von all den Fragen über Ausgestaltung des Geschichtsunterrichtes, die auf dem ersten Historikertage in München unerledigt blieben, von dem Ortsausschusse nur die Frage „Über die Stellung der alten Geschichte im gelehrten Unterrichte" auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Zum Referate über diese Frage ergriff zunächst Prof. Dr. Jäger, Director des kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Köln, das Wort.

Nachdem er hervorgehoben hatte, dass die vorliegende Frage wegen der zahlreichen Angriffe auf die humanistische Bildung und wegen der Verkürzung der alten Geschichte durch den neuen preußischen Lehrplan besonders zeitgemäß sei, betonte er die Wichtigkeit der alten Geschichte, weil diese die Grundlage der Menschheitsidee, wie sie in der vorchristlichen Zeit gelegt ward, zum Gegenstande habe, und weil sie dem Hauptzwecke des Gymnasiums, studieren zu lehren, d. h. den Weg zu weisen, um die Wahrheit zu finden, in hervorragender Weise diene. Nur in der alten Geschichte sei es möglich, die Jugend zu productiver Thätigkeit zu verhalten; denn nur in dieser gebe es eine Quellenlectüre. Durch diese eröffne sich der Jugend nicht bloß das Verständnis der griechischen und römischen Welt, sondern sie gewinne auf diesem Wege die Grundlage aller ferneren Geschichtserkenntnis und historischen Bildung (3. These).[1])

Zum Lehrplan übergehend, forderte Jäger einen zweimaligen Cursus in alter Geschichte (1. These), und zwar habe der erste Cursus erst zu beginnen, wenn die Stufe erreicht sei, wo die zusammenhängende lateinische Lectüre möglich werde (also in Quarta = österr. Tertia) (2. These). Den propädeutischen Curs in Sexta und Quinta, der hauptsächlich antike und deutsche Sagen behandelt, hält er für überflüssig. Bezüglich des zweiten Curses (auf der Oberstufe) hebt er den großen Schaden hervor, den der neue preußische Lehrplan herbeiführte, indem er die alte Geschichte auf 3 Stunden wöchentlich in Obersecunda beschränkte und zugleich den Lateinunterricht in

[1]) Das gesperrt Gedruckte formulierte der Referent zu Thesen.

Obersecunda und Prima in der Stundenzahl herabsetzte. Man könne allenfalls durch Beseitigung der Geographie als eines besonderen Gegenstandes, durch Einschränkung der Geschichte auf die der classischen Völker, bei verkürzter Behandlung der Dämmerzeiten und minder wichtiger Perioden den geschichtlichen Stoff in der gegebenen Zeit vermitteln, aber durch die gleichzeitige Schmälerung des lateinischen und griechischen Unterrichtes sei der historische Unterricht überhaupt gefährdet; denn indem die Schüler die Quellenschriftsteller nicht mit derselben Sicherheit und demselben Gewinne lesen können, werde ihr historischer Sinn geschwächt und mittelbar auch der Unterricht in der vaterländischen und neueren Geschichte geschädigt (4. These). Zum Schlusse hob der Referent unter anderen methodisch-didaktischen Forderungen besonders hervor, dass das Lehrbuch der Geschichte nicht zu schildern und zu erzählen habe, dass sociale und wirtschaftliche Zustände (Culturgeschichte) nur im Zusammenhange mit der geschichtlichen Erzählung zu behandeln seien, und dass gerade in der alten Geschichte bei der Quellenlectüre sich der Weg eröffne, den Sinn für Culturgeschichtliches zu wecken.

Im Anschlusse an dieses mit Beifall aufgenommene Referat suchte Prof. Dr. E. Hannak, Director des städt. Pädagogiums in Wien, zunächst eingehender die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der alten Geschichte im Gymnasialunterrichte zu begründen. Er that dies unter Hinweis auf die Aufgabe der Gymnasien, einerseits in ihrem Unterrichte die Ergebnisse der Wissenschaft zu verwerten, andererseits ihre Jünglinge fürs Leben vorzubilden. Von beiden Gesichtspunkten sei das Studium der alten Geschichte eine unerlässliche Forderung.

Wenn wir die Richtung der Wissenschaft verfolgen, so offenbart sich uns ein bei allen Völkern und auch bei uns in der Neuzeit sichtbarer Fortschritt vom Glauben zum Erkennen, von der Religion durch die Speculation oder Philosophie zur Erfahrung oder zur Geschichte. Dass die Wissenschaft der Gegenwart unter der Führung der Geschichte stehe, beweist nicht nur die hohe Entwicklung derselben seit Niebuhr und den Monumentis Germaniae, sondern auch der Fortschritt in den Naturwissenschaften, welche seit Darwin das Princip der Entwicklung ihren Forschungen zugrunde legen. Und was ist dies anderes, als das Princip der Geschichte? Die Laplace'sche Theorie sucht die Geschichte unseres Sonnensystems, die Geologie die Geschichte unseres Erdballes und die Naturgeschichte die Geschichte des Organischen in der Natur von der einfachsten Zelle zum gegliedertsten Organismus des genus humanum darzulegen, während die Chemie die Urstoffe, die Physik die Urkräfte zu ergründen trachtet, die bei dieser Entwicklung thätig waren und sind. Da, wo die Naturwissenschaft aufhört, setzt die Geschichte ein. Ihre Aufgabe ist, die Entwicklung des genus humanum zu verfolgen und die Entfaltung des dieses genus von den anderen Lebewesen unterscheidenden und auszeichnenden Merkmales, seines Geistes, in seinen Werken darzulegen. Soll diese Entfaltung dargelegt werden, dann darf keine wichtige Phase derselben fehlen. Was würde der Erforscher der Kosmogonie

dazu sagen, wenn wir ihn die Meteore, oder der Geologe, wenn wir ihn die paläozoische Periode, oder ein Darwinianer, wenn wir ihn die Lemuren aus seiner Betrachtung ausscheiden hießen. Gerade so widersinnig ist es, die Geschichte des Alterthums aus der Menschheitsgeschichte auszuscheiden, denn ohne Alterthum gibt es keine Geschichte des genus humanum. Aber noch aus einem andern Grunde ist das Studium der alten Geschichte unerlässlich. Die Griechen haben uns die Pflege des Schönen in den Künsten, die Forschung nach dem Wahren in der Philosophie gelehrt, und die Römer haben Staat und Recht in so hoher Vollendung entwickelt, dass wir jetzt noch bewundernd und lernend den Spuren folgen, die sie in unserem Staats- und Rechtsleben zurückgelassen haben. Um also die Werke unseres Volkes auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, im Staats- und Rechtsleben zu verstehen, bedürfen wir des Studiums der Geschichte der classischen Völker des Alterthums.

Das Gymnasium hat aber neben der wissenschaftlichen Richtung seine Schüler auch für das Leben vorzubereiten. Nun geht in unseren Tagen eine mächtige Bewegung durch die Völker, die den Umsturz der Gesellschaft auf ihre Fahne geschrieben hat. Zum Kampfe gegen diese extrem socialistischen Bestrebungen soll das Gymnasium, soweit es in seinem Bereiche möglich ist, seine Jugend ausrüsten. Hiezu ist zweierlei erforderlich: *a*) die Jugend muss einen richtigen Einblick in die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse gewinnen, und *b*) ihr Wille muss eine Richtung erhalten, welche dem Individualismus und Egoismus entgegentritt und ihn dem Zwecke der Gesammtheit, speciell des Staates unterordnet. Ersteres ist das intellectuelle, letzteres das ethische Moment.

Was nun die intellectuelle Seite anbelangt, so lässt sich entschieden am leichtesten an der Hand der einfachen typischen Formen des griechischen und römischen Alterthums eine Art Anschauungsunterricht in der Politik ertheilen, so dass die Jugend hiedurch zum Verständnis der complicierten wirtschaftlichen, socialen und politischen Fragen angeleitet wird. Mit dem Verständnis erwächst bei ihr auch ein Interesse hiefür und zugleich die Fähigkeit, die Tagesströmungen richtig zu beurtheilen und zu würdigen. Diese Fähigkeit kann durch die alte Geschichte in höherem Maße anerzogen werden als durch den nationalen Geschichtsunterricht, denn bei diesem mischen sich unwillkürlich Herzenstöne in unsere Erwägung, und Lieb und Leid, Beifall und Missfallen sind nicht durch Recht und Unrecht allein, sondern durch die natürliche Sympathie für die Stammesgenossen, also durch ein subjectives Moment bedingt und bestimmt.

Die richtige Einsicht in die politischen und socialen Verhältnisse wird bestimmend auf das Handeln des Jünglings wirken, wenn er als Mann an dem öffentlichen Leben sich betheiligen wird. Damit kommen wir zur ethischen Seite des Geschichtsunterrichtes. Ein mächtigerer Antrieb zum Handeln als Erkenntnisse sind gute Gewöhnungen und richtige Vorbilder; denn der größte Theil unseres Denkens und Handelns beruht auf Associationen oder Gewohnheiten und auf unbewusster Nach-

ahmung. Wenn wir die Jugend gegen die Umsturzbestrebungen der Gegenwart schützen, ihrem Individualismus entgegenarbeiten wollen, so müssen wir sie im allgemeinen zum Gemeinsinn, im besonderen zum Patriotismus erziehen. Dies kann nur dadurch geschehen, dass durch das häufige Hervorkehren und starke Betonen eines bestimmten Gedankenkreises ihr Denken und durch Vorführung anregender Beispiele ihr Handeln in bestimmte Richtungen gebracht wird. Hiezu eignet sich wohl in erster Reihe die vaterländische Geschichte, aber das Aufgehen des Selbstbewusstseins im Staatsbewusstsein, die Unterordnung des Individuums unter das Staatsganze, die treue Hingabe an die Interessen des Staates könne nicht sosehr an der deutschen als vielmehr an der griechischen und besonders an der römischen Geschichte gelernt werden.

Aus den Darlegungen über die Stellung und Wichtigkeit der alten Geschichte im Gymnasialunterrichte deducierte der Referent Zusätze zu den Jäger'schen Thesen, und zwar beantragte er ad These 3 zur Begründung der Nothwendigkeit des Unterrichtes in alter Geschichte nicht bloß die Möglichkeit der Quellenlectüre, sondern auch den Umstand anzuführen, dass die politischen Verhältnisse im Alterthume wegen ihrer Einfachheit leicht fasslich sind, dass die Geschichte der Griechen und Römer eine der wichtigsten Perioden in der Entwicklung der Menschheit darstellt und ihre Cultur von maßgebendem Einflusse auf die Folgezeit und speciell auf die Gegenwart geworden ist.

Weil für die Entwicklung der Menschheit das erste Stadium derselben, welches in der alten Geschichte der orientalischen Völker zutage tritt, wegen der großen Fortschritte in der geistigen und materiellen Cultur in diesem Zeitraume und wegen des mächtigen Einflusses auf Kunst und Wissenschaft der Griechen und auf die Religionen des Abendlandes von besonderer Bedeutung ist, so beantragte Hannak eine besondere These (5): Ein Cursus der altorientalischen Geschichte, bei dem die Cultur dieser Völker besonders hervorgehoben wird, ist auf beiden Stufen des Gymnasialunterrichtes der Geschichte der classischen Völker vorauszuschicken. Zur weiteren Begründung für die Berechtigung der altorientalischen Geschichte am Untergymnasium wies der Referent darauf hin, dass gerade diese Geschichte sich leicht an den Gedankenkreis der Schüler anknüpfe, weil diese aus der biblischen Geschichte eine Menge von appercipierenden Vorstellungen für die Geschichte der Ägypter und der mesopotamischen Völker besitzen.

Aus der ganz besonderen Bedeutung, welche die Griechen sowohl für die bildende Kunst als auch für die Dichtkunst aller Culturvölker und speciell der Deutschen haben, leitete der Referent eine 6. These ab, welche lautete: Die ästhetische Erziehung fordert, dass auch die Leistungen der Griechen auf dem Gebiete der bildenden Künste an der Hand geeigneter Anschauungsmittel als wichtiger Bestandtheil der Culturgeschichte der Jugend vorgeführt und der hierin vorwaltende Sagenstoff auf

beiden Stufen des Gymnasiums berücksichtigt werde, wobei er hervorhob, dass die Sage auf der Unterstufe auch deshalb Berücksichtigung verdiene, weil sie dem kindlichen Geiste naheliege und das Interesse der Schüler in hohem Grade errege, während dem Obergymnasium die Aufgabe zufalle, den historischen Kern zu finden, was nicht blos eine den Geist der Jugend anregende Thätigkeit sei, sondern auch fürs Leben wichtig erscheine, indem die Schüler auf diese Weise die Wertschätzung der einheimischen Sagen, die ein Niederschlag uralter Cultur seien, kennen lernen.

Er konnte hierbei auf den Lehrplan in alter Geschichte an den österreichischen Gymnasien hinweisen, zu dessen Darlegung er sich dann wandte. Bezüglich des Beginnes dieses Unterrichtes trat er der These seines Vorredners entgegen, welche fordert, dass derselbe erst in Quarta zu beginnen habe, indem er darauf verwies, dass in Österreich und auch Bayern schon ein Jahr früher alte Geschichte mit Erfolg gelehrt werde. Dagegen schloss er sich Jägers Forderung nach einer Zweistufigkeit des Unterrichtes an, beantragte jedoch im Anschlusse an die in Österreich bestehende Praxis den Zusatz (These 1 *b*): „Außerdem erscheint es wünschenswert, am Schlusse der Gymnasialstudien (im letzten Semester der Prima) wenigstens eine Stunde wöchentlich zur Wiederholung der wichtigsten Partien der griechischen und römischen Geschichte zu verwenden, um das Ergebnis der gesammten Classikerlectüre für eine tiefere Auffassung der antiken Welt und namentlich ihrer Cultur zu verwerten und die Schüler die Summe ihres historisch-philologischen Wissens ziehen zu lassen." Nachdem er die Vertheilung der alten Geschichte in den österreichischen Gymnasien auf die einzelnen Jahrgänge besprochen und die zwischen der classischen Lectüre und der Geschichte bestehenden Wechselbeziehungen als wesentliche Förderungsmittel dieses Unterrichtes betont hatte, verwies er auf die Nothwendigkeit, dass der Lehrer der alten Geschichte eine intensive philologische Bildung besitze, wenn man es nicht vorziehe, die Philologen mit diesem Unterrichte zu betrauen. Da aber die Philologen mit den kritischen und sprachlichen Studien überbürdet sind, so wird in Österreich dieser Unterricht den Historikern übertragen, die sich wieder häufig mit Vorliebe der Geographie und in der Geschichte dem Mittelalter und der Neuzeit zuwenden und die Kenntnis der alten Geschichte vernachlässigen. Seit 1884 sei allerdings eine Wandlung zum Besseren eingetreten, indem an den Universitäten besondere Lehrkanzeln und Seminare für alte Geschichte und Archäologie errichtet wurden und in den Prüfungsvorschriften eine gründliche Kenntnis der antiken Geschichte und Geographie gefordert werde.

Zum Schlusse fügte der Referent einige Bemerkungen über die Didaktik des Geschichtsunterrichtes an. Er pflichtete Jäger bei, der gegen die biographische und culturgeschichtliche Methode sich aussprach und vom Lehrbuche lediglich die Vorführung des Thatsächlichen in verständlicher, aber knapper Sprache fordert, und bekämpfte auch die sogenannte entwickelnde darstellende Geschichtsmethode, weil

diese Erzählungen entwickeln wolle und an rein zufällige Kenntnisse einzelner Schüler anknüpfe, um ein Chaos zu schaffen, das sie dann, allerdings unter Mitwirkung der Schüler, ordne.

Als dritter Referent nahm Prof. Dr. Otto Kämmel, Rector am städt. Gymnasium in Leipzig, das Wort. Er pflichtete der ersten These Jägers von der Zweistufigkeit des Unterrichtes, nicht aber dem Zusatze Hannaks von einer Repetition der alten Geschichte vor Abschluss der Gymnasialstudien bei. Dagegen bekämpfte er mit Hannak die These Jägers, dass der geschichtliche Unterricht erst im dritten Jahre des Gymnasialcurses zu beginnen habe; denn das historische Bedürfnis sei schon in den beiden ersten Jahren sehr lebhaft und werde weder durch das deutsche Lesebuch, noch durch die biblische Geschichte befriedigt, die den Knaben eigentlich nichts Neues bringe. Man dürfe natürlich nicht etwa mit der neueren vaterländischen Geschichte anfangen, denn was diese erzähle, seien für die kindliche Auffassung gar keine richtigen Heldenthaten; man müsse vielmehr mit der Sagenwelt beginnen, dann zu Biographien und Einzelbildern aus der Geschichte übergehen, wie dies in Sachsen für Sexta und Quinta vorgeschrieben sei und wie es in Österreich geschehe. Die 3. These Jägers mit den beantragten Zusätzen Hannaks acceptierte Kämmel, nur beantragte er eine Umformung derselben in folgender Weise: *Da eine nützliche Quellenlectüre im Gymnasium in einiger Ausdehnung nur auf dem Gebiete des Alterthums möglich ist, wo alle Lectüre im weiteren Sinne diesen Charakter trägt, und da ferner die Geschichte der Griechen und Römer nicht nur an sich eine der wichtigsten Partien der allgemeinen Geschichte und die Voraussetzung für das Verständnis unserer eigenen bildet, sondern auch ein in sich abgeschlossenes und verhältnismäßig leicht übersichtliches Ganzes darstellt, so muss der Unterricht in der alten Geschichte die Grundlage aller weiteren historischen Kenntnis und Bildung bleiben.* Dagegen trat er dem Argumente Hannaks, dass die Betrachtung des antiken, namentlich des römischen Staatslebens dem germanischen Individualismus entgegenwirken könne, deshalb entgegen, weil wir eine solche Staatsomnipotenz gar nicht wollen können und für uns das Leben im Staate eben nicht aufgehe; überdies sei es überhaupt bedenklich, die Schule als Pflanzstätte für bestimmte politische Anschauungen zu benützen. Auch die starke Betonung der altorientalischen Geschichte (5. These Hannaks) erscheine ihm nicht gerathen. Hiefür sei weder Zeit noch Anlass. Sie liege uns zeitlich und innerlich zu fern, biete auch für die Jugend zu wenig Bildungsstoff und käme schon als Hintergrund für die alttestamentliche Geschichte zur Behandlung. Deshalb sei sie auf die entscheidenden Hauptthatsachen und charakteristischen Culturbilder zu beschränken. Er beantragte daher eine Änderung der 5. These in folgender Fassung: *Die Geschichte der altorientalischen Völker ist nur insoweit und zwar in enger Verbindung mit der griechischen Geschichte zu behandeln, als sie die Gestaltung des persischen Reiches vorbereitet hat.*

Sehr entschieden wandte sich endlich der Referent gegen den in Preußen seit 1892 eingeführten Abschluss des unteren Geschichtscurses

im 6. Jahre des Gymnasiums (II B). Dieser Abschluss sei den Gymnasien aus ganz äußerlichen Gründen (wegen der Berechtigung zum Einjährigendienst) aufgenöthigt worden. Hiedurch werde die Zeit für den 2. Geschichtscursus verkürzt; darunter leide der Unterricht nicht bloß in der alten, sondern auch der in der neueren Geschichte. Diese lasse sich nicht auf die deutsch-preußische Geschichte beschränken. Der Referent legte die Wichtigkeit des Unterrichtes in neuerer und neuester Geschichte eingehender dar, indem er darauf verwies, dass die höheren Schulen umsomehr die Pflicht haben, die Jugend mit diesem Gebiete der Geschichte vertraut zu machen, als die Universitäten wesentlich dem Fachstudium dienen und darum, falls jene das Interesse und Verständnis für diesen wichtigen Theil der Geschichte nicht wecken, es überhaupt bei sehr vielen sich gar nicht einstellen werde. Er konnte auch hervorheben, dass sowohl Quellenlectüre als auch Anschauungsmittel vorhanden seien, um eine eingehendere Behandlung der neueren Geschichte zu ermöglichen. Aus diesen Betrachtungen leitete der Ref. die 7. These ab: *Auf der obersten Stufe des Gymnasialunterrichtes muss im systematischen Betriebe die alte Geschichte hinter der neueren, insbesondere der deutschen zurücktreten, der hier (womöglich drei Jahre einzuräumen und) die planmäßigen Stunden voll zu widmen sind; die vertiefende Betrachtung der alten Geschichte ist im wesentlichen der Classikerlectüre zuzuweisen.*

In der Discussion, die den Referaten folgte, hob Prof. Fries (Halle) bezüglich der 1. These Jägers (von *der Zweistufigkeit des Unterrichtes*) hervor, dass sie Selbstverständliches enthalte, weshalb sie ausgeschieden wurde. Auch der Zusatz Hannaks *von der Recapitulation der alten Geschichte* in Prima wurde fallen gelassen und dieselbe gemäß der 7. These Kämmels der Classikerlectüre anheimgestellt. Desgleichen wurde die 2. These Jägers über den *Beginn des Unterrichtes* in alter Geschichte beseitigt. — Die 3. These (*von dem Werte der alten Geschichte*) kam in der von Kämmel beantragten Fassung zur Annahme, nicht ohne dass gegen einzelne Argumente angekämpft worden wäre. Insbesondere wurde gegen den von Hannak deutlicher hervorgehobenen Vorzug des Unterrichtes in der alten Geschichte, die politischen Verhältnisse unparteiisch, rein objectiv zu würdigen, von Prof. Dr. Vogt (Augsburg) geltend gemacht, dass die Schüler fürs Leben vorbereitet, also in den Streit der Meinungen hineingeführt werden müssen, und dass es nicht angehe, sie um die Klippen herumzuführen; weshalb eine gründliche Kenntnis der modernen Geschichte sich als nothwendig erweise. Auch Prof. Böthling (Karlsruhe) erkannte wohl die Unentbehrlichkeit des Unterrichtes in alter Geschichte für das Verständnis der gesammten Cultur der Gegenwart an, meinte aber, sie habe geringen Wert für die Erziehung moderner Staatsbürger; dazu sei ein Unterricht in der Bürgerkunde nothwendig. — Die 5. These Hannaks über den Betrieb *der altorientalischen Geschichte* wurde in der ihr durch Kämmel gegebenen Beschränkung angenommen. — Bezüglich der 6. These Hannaks, die eine *Berücksichtigung der griechischen Kunst, in Verbindung damit auch*

des Sagenstoffes der Alten forderte, gestaltete sich die Discussion lebhafter. Dr. Liesegang (Berlin) beanstandete die einleitenden Worte, welche das ästhetische Moment in diesem Unterrichte betonen. Prof. Herrlich (Berlin) trat für den Unterricht in der Archäologie der griechischen Kunst an der Hand richtiger Anschauungsmittel warm ein und skizzierte einen Lehrgang dieses Unterrichtes von der mykenischen Kunst bis auf Skopas und Lysippos. Dagegen machte Prof. Jäger (Köln) geltend, dass die Behandlung der Kunstgeschichte die Kenntnis der Geschichte zur Voraussetzung habe, und wandte sich auch gegen die Heranziehung der Sagen, die als Dichtungen nicht in die Geschichte gehören. Nach einigen Bemerkungen des Antragstellers wurde der erste Theil seiner These mit der Abänderung Liesegangs angenommen, der zweite, auf die Sagen bezügliche abgelehnt.

Am eingehendsten beschäftigte sich die Versammlung mit der 4. These Jägers, die ihre Spitze *gegen den preußischen Lehrplan vom Jahre 1892* richtete. Hierin offenbarte sich deutlich die Erbschaft, welche der Leipziger vom Münchener Historikertage übernommen hatte. Wie dort trat auch hier der inzwischen plötzlich vom Tode dahingeraffte Prof. Dr. Martens (Elbing) lebhaft für den neuen preußischen Lehrplan ein, der die Allgemeinbildung mit Untersecunda abschließe und den drei obersten Classen die Fachbildung zuweise. Auch Prov.-Schulrath Dr. Kramer (Magdeburg) hielt es noch nicht an der Zeit, über eine Reform den Stab zu brechen, die kaum erst ins Leben getreten sei, und deren Wirkungen man daher nicht richtig beurtheilen könne. Dagegen traten die meisten Redner, insbesondere Prof. Martens (Elberfeld) und Oberlehrer Klatt (Berlin) auf Jägers Seite und befürworteten dessen These mit der Änderung, dass statt *„schwächt den historischen Sinn“* gesetzt werde *„erschwert den Unterricht in der alten Geschichte“*. Ehe man zur Abstimmung schritt, machte Prof. Stieve (München) das Bedenken geltend, dass diese auf die Organisation der Gymnasien bezügliche Frage nicht in die Competenz der Historiker gehöre, und beantragte, diese These nicht zur Abstimmung zu bringen; doch die Majorität entschied zu Gunsten der Jäger'schen These mit der oberwähnten Änderung.

Da, wie Prof. Kämmel in seinem Referate deutlich betonte, rein äußerliche Gründe die für den Geschichtsunterricht nachtheilige Verschiebung des Stoffes im preußischen Lehrplane verschuldet haben, so wünschte Prof. Quidde (München) diese Thatsache deutlich zum Ausdrucke zu bringen und beantragte eine besondere These: *Die Versammlung hegt das Bedenken, dass bei einer nur dreijährigen Dauer des zweiten Cursus entweder die alte Geschichte oder die neuere zu kurz kommen werde; sie ist der Meinung, dass es deshalb im Interesse des Geschichtsunterrichtes liegt, keinen Einschnitt nach Untersecunda zu machen, und dass dieser Gesichtspunkt bei künftiger Neuordnung des Berechtigungswesens berücksichtigt werden solle.* Über diese wurde am letzten Tage verhandelt. Da mehrere Redner Bedenken gegen die Competenz der Versammlung und gegen die Opportunität dieser Frage erhoben, so wurde auf Antrag des Prof. Prutz *in Anerkennung der Wichtigkeit*

der Anregung, die Prof. Quidde durch seinen Antrag gegeben, zur Tagesordnung übergegangen.

Es hat somit der Historikertag zu Leipzig die erste Frage, die er gewissermaßen als Erbe des Münchner Historikertages übernommen hat und die sich mit der Pädagogik und Didaktik der Geschichte befasste, dahin erledigt, dass er mit Entschiedenheit die Wichtigkeit alter Geschichte und Culturgeschichte für den Gymnasialunterricht betonte und die Schmälerung, welche der Unterricht in diesem Gegenstande durch den neuen Lehrplan in Preußen erfuhr, als eine Erschwerung des Geschichtsunterrichtes bezeichnete. Schon unter den Mitgliedern des Historikertages machten sich Stimmen geltend, welche die Herbeiziehung pädagogisch-didaktischer Fragen in den Bereich der Historikertage als unberechtigt erachteten. Auch in der Presse wurde hie und da derselbe Standpunkt vertreten. Aber wenn man erwägt, dass ein großer Theil der Historiker neben der Forschung auch den Beruf hat, deren Resultate an die Jugend der gelehrten Schulen zu übermitteln, und dass von dieser Jugend eine beträchtliche Zahl in den späteren Jahren gar wenig mit der Geschichte sich beschäftigt, so erscheint es doch von eminenter Wichtigkeit, dass dieser Unterricht in richtigem Ausmaße und in richtiger Weise ertheilt werde. Allerdings gibt es bei den Versammlungen der Philologen und Schulmänner eine besondere historische Section; aber da mit dieser gleichzeitig die geographische, die philologische, die archäologische und die pädagogische Section zu tagen pflegen, an deren Verhandlungen die Historiker auch großes Interesse haben, so zersplittert sich ihre Zahl, und es wird der Verkehr der speciellen Fachgenossen weder so innig, noch erhalten ihre Beschlüsse ein solches Gewicht, als dies der Fall ist, wenn sie als einheitliche Körperschaft ihre Stimmen und Erfahrungen in die Wagschale legen. Allerdings muss zugestanden werden, dass eine große Anzahl von Historikern, die sich ausschließlich der wissenschaftlichen Forschung widmet, geringes Interesse an pädagogisch-didaktischen Fragen besitzt. Diesem Umstande wurde dadurch Rechnung getragen, dass aus der Tagesordnung ersichtlich war, wann wissenschaftliche, wann praktische Fragen der Schule zur Verhandlung gelangten. Vielleicht wäre es für die Zukunft wünschenswert, dass dieser Unterschied noch schärfer durchgeführt, namentlich die Discussion über Themen aus der Pädagogik der Geschichte ganz gesondert von den Vorträgen angesetzt würde. Doch erscheint es nicht rathsam, gleichzeitig pädagogische und wissenschaftliche Fragen nebeneinander in besonderen Sectionen zu verhandeln, weil dann der Nachtheil eintritt, der sich bei den allgemeinen Versammlungen der Philologen und Schulmänner deutlich zeigt.

Was nun die wissenschaftlichen Verhandlungen des Historikertages anbelangt, so standen sie unter dem Einflusse der in der Geschichtswissenschaft der Gegenwart herrschenden Strömung. Es offenbart sich diese in dem Vorwalten der Culturgeschichte im allgemeinen und innerhalb dieser wieder in dem starken Hervortreten der wirtschaftlichen und socialen Geschichte im besonderen. Gleich der erste wissen-

schaftliche und, fügen wir hinzu, bedeutendste Vortrag (Donnerstag, 29. März vormittags) behandelte eine socialgeschichtliche Frage. Der als Socialpolitiker rühmlichst bekannte Prof. Dr. Schmoller sprach „Über den deutschen Beamtenstaat des 16.—18. Jahrhunderts." Er gieng von dem großen Gegensatze der zwei typischen Formen der Amtsverfassung, des erblichen, mit Grundbesitz verknüpften Amtes und des kurzbefristeten Wahlamtes, aus und zeigte, wie beide in größeren Staaten bei entwickelter Arbeitstheilung, Classenbildung und Geldwirtschaft nicht mehr ausreichten und einem besoldeten Berufsbeamtenthume weichen mussten. Indem er diese Entwicklung, bei dem Alterthume beginnend, durch das Mittelalter bis in das 18. Jahrhundert verfolgte, schilderte er sie besonders eingehend im brandenburgisch-preußischen Staate unter Verwertung der von der Berliner Akademie ins Leben gerufenen Publicationen der preußischen Behörden-Organisation des 18. Jahrhunderts. An diesen geschichtlichen Theil seines Vortrages knüpfte der Redner eine kritische Untersuchung über den Wert eines berufsmäßigen Beamtenthums und zeigte, wie dieser nicht nur in der praktischen Durchbildung der Beamten für ihren Beruf, sondern vielmehr in der hohen Entwicklung des Ehr- und Pflichtgefühles bei ihnen gelegen sei, wobei er auf das vorbildliche Beispiel der preußischen Könige Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. hinwies, die in ihrer unermüdlichen Arbeitsthätigkeit nichts anderes sein wollten als die ersten Diener des Staates. Zum Schlusse hob er hervor, dass noch im modernen Verfassungsstaate sich der hohe Wert des geschulten und pflichteifrigen Beamtenstandes geltend mache, wie dies Bismarcks epochale Leistungen beweisen, und dass auch in den socialen Kämpfen der Gegenwart die Hoffnung eines guten Ausganges sich an die feste Stellung der Monarchie und des Beamtenthums knüpfe. Reicher Beifall folgte dem ebenso gediegenen als glänzenden Vortrage. — Am Nachmittage des 2. Verhandlungstages (Freitag, 30. März) war es ein kunsthistorischer Vortrag, der die Aufmerksamkeit der Versammlung fesselte. Da für den Sonntag (1. April) ein Ausflug nach Meißen in Aussicht genommen war, so suchte Oberregierungsrath Dr. von Seidlitz durch einen Vortrag „Über die spätgothische Kunst in Sachsen" die Mitglieder für den Besuch der Kunstdenkmäler dieser Stadt vorzubereiten. Er begann deshalb mit dem Meißner Dome, dessen Ursprung in das 13. Jahrhundert gehöre und in dessen Bau und Sculpturen sich die Blütezeit der deutschen Baukunst und Bildnerei verrathe. Dagegen zeige die der Stirnseite des Domes vorgebaute Grabkapelle in dem Baue und seinen Sculpturen die spätgothische Zeit (15. Jahrhundert) und auf mehreren der Grabplatten der Churfürsten die Renaissance (16. Jahrhundert). Durchaus der Spätgothik gehöre die Albrechtsburg an, auf deren Anlage und charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Redner ganz besonders eingieng. Er schloss mit dem Hinweise auf andere Bauten Sachsens, welche derselben Zeit angehören, und mit einer Charakteristik des spätgothischen Kunststiles, dessen Bedeutung darin liege, dass er den Übergang von der Gothik zur Renaissance bilde.

Mit der stärkeren Berücksichtigung des culturgeschichtlichen, namentlich des wirtschaftlichen und socialen Lebens in der Geschichtswissenschaft erwächst der Forschung die Nothwendigkeit, ihr Gebiet zu vertiefen und zu erweitern. Nicht bloß die politische Geschichte mit ihren privilegierten Ständen, sondern auch die Lebensformen und Lebensbedingungen der Massen müssen untersucht und erforscht werden. Das erfordert ein liebevolles Eindringen in neuere, bisher wenig berücksichtigte Quellengebiete. In je tiefere Schichten die Forschung herabsteigt, desto mannigfaltiger zeigt sich die Gestaltung der Culturformen. Deshalb erscheint es für diese Richtung in der Geschichtswissenschaft nothwendig, dass die Quellenforschung sich nach Ländern und Örtlichkeiten gliedere, um durch Arbeitstheilung die Menge des noch vorhandenen Materials an Quellen bewältigen zu können. Es war demnach eine in hervorragender Weise zeitgemäße Frage, mit der sich der Historikertag in der 3. Sitzung (am Freitag, den 30. März) vorwiegend beschäftigte: „Über Stand und Bedeutung der landesgeschichtlichen Studien, insbesondere über die Arbeitsgebiete der landesgeschichtlichen Publicationsgeschichte.“ Prof. Dr. von Zwiedineck-Südenhorst aus Graz schilderte zunächst die betreffenden Verhältnisse in Steiermark und hob hervor, dass dort *die historische Landescommission zur Erforschung der Verfassung und Verwaltung Steiermarks* der Anregung der Landesvertretung ihren Ursprung und ihre Erhaltung verdanke, aber auch von der Staatsregierung, den geistlichen und weltlichen Corporationen und dem steierischen Adel unterstützt werde. Dr. von Weech, Director des General-Landesarchivs in Karlsruhe, konnte darauf verweisen, dass im *Großherzogthume Baden* von der Regierung selbst im Jahre 1883 eine *Commission* eingesetzt und auch dotiert wurde, welche die Aufgabe erhielt, die Geschichte des großherzoglichen Hauses und des badischen Landes zu erforschen und die hierauf bezüglichen Quellen zu publicieren, dass aber außerdem die Fürsten von Fürstenberg durch Publicationen aus ihrem Archive wertvolles Material für die Geschichte des Landes herausgegeben haben. Darauf berichtete Dr. Hansen, Archivar der Stadt Köln, über die Organisation der „*Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde*“, welche sich die Aufgabe setzte, die Quellen der rheinischen Geschichte mit Begrenzung auf die Rheinprovinz zu veröffentlichen, und sich finanziell selbst erhalte, aber ihre finanzielle Fundierung dem geh. Kommerzienrathe Dr. von Mevissen verdanke, der ihre Zwecke auch außerordentlich fördere. Ebenso konnte Dr. Markgraf, Archivar und Bibliothekar der Stadt Breslau, über den „*Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens*“ und Prof. Prutz aus Königsberg über den „*Verein für Geschichte der Provinzen Ost- und Westpreußens*“, deren Schwerpunkt in den Publicationen der Quellen liege, darauf verweisen, dass diese Vereine hauptsächlich durch Unterstützung der Mitglieder die erforderlichen Kosten für ihre Zwecke aufbringen und nur Zuschüsse von den Provinzialverbänden und Städten ihres Gebietes erhalten. Gegenüber den verhältnismäßig geringen Mitteln dieser Vereine, hob Archivrath Dr. Jacobs in seinem Berichte über „*Die historische Commission der*

Provinz Sachsen« die reichen Dotationen hervor, welche der Landtag der Provinz, ihre Städte und Landschaften und die historischen Vereine, welche in ihrem Territorium liegen, für die Kosten der Commission aufbringen. Nach diesen Referaten wurde von Prof. Lamprecht der Antrag eingebracht: »*Die Versammlung erklärt es als dringend erwünscht, dass im Zusammenhange mit dem künftigen Historikertage Conferenzen von Vertretern der landesgeschichtlichen Publicationsinstitute zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten stattfinden.*« Nachdem der Antragsteller seinen Antrag durch den Hinweis auf die vielen offenen Fragen, welche auf dem Gebiete der landesgeschichtlichen Publicationen und deren Organisation durch gemeinsame Arbeit einer Lösung zugeführt werden können, hingewiesen und Prof. Quidde (München) ihn wärmstens unterstützt hatte, wurde derselbe trotz einzelner Einwendungen, die sich gegen dessen Fassung richteten, einstimmig angenommen.

Eine Frage derselben Art kam am nächsten Tage (Samstag, 31. März) vormittags zur Verhandlung. Prof. Dr. Stieve aus München berichtete »Über die Grundsätze, welche bei der Herausgabe von Actenstücken zur neueren Geschichte zu befolgen sind« und schlug folgende 14 Thesen vor: I. Nur die ihrem ganzen Wortlaute nach wichtigen Actenstücke sind vollständig zu drucken; in der Regel sind Auszüge mitzutheilen; für minder wichtige Stoffe genügen Darstellungen, denen Actenstücke als Beilagen, wichtigere Urkundenstellen und Nachweise als Anmerkungen und Nebenergebnisse der Actenforschung als Anhänge beigefügt werden können. II. Die Auszüge sollen nicht nur die in einem Actenstücke behandelten Gegenstände bezeichnen, sondern dasselbe seinem ganzen Inhalte nach darzustellen suchen. III. Eigenhändige Briefe und Tagebücher bedeutender Persönlichkeiten sind, falls ihr Inhalt bemerkenswert, im Wortlaute zu veröffentlichen. IV. Der Herausgeber soll den gesammten, auf seinen Gegenstand bezüglichen Stoff zu sammeln und auszubeuten trachten. V. Er soll die gesammte einschlägige Literatur heranzuziehen bemüht sein. VI. Bei Auszügen von Briefen ist die directe Redeweise der Vorlage (Wir theilen Dir mit usw.) beizubehalten. VII. Für die Schreibweise wortgetreu mitzutheilender deutscher Actenstücke haben im einzelnen bezeichnete Regeln zu gelten. VIII. Actenstücke aus fremden Sprachen sind abgesehen von der Verwendung großer Anfangsbuchstaben genau nach der Vorlage wiederzugeben. IX. Actenveröffentlichungen sind in lateinischen Lettern zu drucken. Für ß ist ss zu drucken. X. Als Format der Veröffentlichungen ist Octav zu wählen. XI. Der Inhalt der Actenstücke ist durch kurze Angaben an ihrem Kopfe oder durch gesperrten Druck bezeichnender Wörter in ihnen leicht ersichtlich zu machen. In der Mitte des oberen Randes jeder Seite ist die Jahreszahl, in dessen der Seitenzahl entgegengesetzter Ecke die Nummer, am äußeren Rande neben der ersten Zeile der Monat und Tag des mitgetheilten Actenstückes anzugeben. Der Ausstellungsort gehört an den Schluss jedes Stückes, wo auch das Datum ausführlich zu geben ist. XII. Anmerkungen sind nicht an den Schluss, sondern unter die betreffende Seite des Actenstückes zu setzen. XIII. Ein

der Zeitfolge nach geordnetes Verzeichnis der mitgetheilten Actenstücke der Sammlung beizugeben, erscheint überflüssig. XIV. Unerlässlich ist ein alle in der Sammlung vorkommenden Namen und Gegenstände enthaltendes, in möglichst kleine Gruppen getheiltes, alphabetisches Register, und ein solches ist bei mehrbändigen Sammlungen jedem Bande sofort bei der Veröffentlichung beizugeben.

Prof. Stieve fügte noch einige Ergänzungen zu seinen Thesen hinzu und schloss mit dem Wunsche, dass der Ausschuss für den nächsten Historikertag beauftragt werden möge, weitere Gutachten über die Sache einzuziehen, worauf der Vorsitzende Prof. Dr. Lamprecht vorschlug, die Thesen jedem Mitgliede zuzusenden, damit dem Referenten die verschiedenen Ansichten und Wünsche für den künftigen Historikertag mitgetheilt werden könnten.

Noch ist zweier Anregungen zu gedenken, welche den Historikern am Schlusse ihrer Verhandlungen gegeben wurden. Dr. Horst-Kohl aus Chemnitz erbat die Unterstützung aller Theilnehmer bei der Beschaffung des Stoffes für das vom Jahre 1895 ab herauszugebende *Bismarck-Jahrbuch* und Dr. Sieglin brachte den Antrag ein, *die Versammlung möge den historischen Vereinen, sowie den deutschen Historikern überhaupt die wissenschaftliche Unterstützung der Neubearbeitung des Spruner-Menke'schen Atlasses, vor allem der Gaukarten besonders ans Herz legen.* Nachdem mehrere Herren sich warm für diesen Antrag ausgesprochen hatten, wurde derselbe einstimmig angenommen.

Der Erfolg des zweiten Historikertages legte den Wunsch nahe, dass eine feste Organisation dieser Versammlungen geschaffen werde. Diesem Zwecke dienten die Anträge, die Prof. von Zwiedineck-Südenhorst aus Graz in der Sitzung vom Freitag (den 20. März) nachmittags einbrachte und die mit geringen Modificationen in folgender Fassung angenommen wurden: I. Die zweite Versammlung deutscher Historiker (in Leipzig 1894) bestellt durch Wahl einen geschäftsführenden Ausschuss von zehn Mitgliedern mit dem Rechte der Ergänzung durch Selbstwahl auf zwölf, der die Aufgabe erhält: 1. Die Beschlüsse der Versammlung mit einer Darstellung des Verlaufes der Debatten in geeigneter Weise zu veröffentlichen, 2. Ort und Zeit der nächsten Versammlung, jedoch mit Berücksichtigung der in der Versammlung selbst gegebenen Anregungen, zu bestimmen und die Bildung eines Localcomités am gewählten Versammlungsorte zu veranlassen, 3. das Programm des demnächstigen Historikertages im Einvernehmen mit dem Localcomité zu berathen und festzusetzen, 4. einen Fonds aus Beiträgen der Fachgenossen zu schaffen, aus welchem die Kosten künftiger Versammlungen oder andere Ausgaben, die der Historikertag veranlasst, gedeckt werden können. II. Der Sitz und die Leitung des geschäftsführenden Ausschusses, von dessen Mitgliedern die Hälfte für diesmal in Leipzig wohnhaft sein muss, befindet sich bis zur Eröffnung der nächsten Versammlung in Leipzig. Seine Constituierung findet sofort nach der Wahl statt. Der Verkehr zwischen der Leitung und den auswärtigen Mitgliedern des Ausschusses wird in der Regel schriftlich geführt, doch wird von den letzteren erwartet, dass

sie in dringenden Fällen, jedenfalls aber einmal im Jahre, einer allgemeinen Versammlung des Ausschusses anwohnen. Das Mandat des Ausschusses erlischt mit Eröffnung der nächsten Versammlung, die — sofern kein Gegenantrag beschlossen wird — einen neuen geschäftsführenden Ausschuss einzusetzen hat.

Gemäß diesen Beschlüssen wurden in den geschäftsführenden Ausschuss aus Leipzig: Prof. Dr. Arndt, Dr. Baldamus, Prof. Dr. Lamprecht, Prof. Dr. Marcks, Geh. Hofrath Prof. Dr. Wachsmuth, von Auswärtigen: Prof. Dr. Prutz (Königsberg), Archivar Dr. Hansen (Köln), Prof. Dr. Stieve (München), Generallandesarchiv-Director Dr. von Weech (Karlsruhe) und Prof. Dr. von Zwiedineck (Graz) gewählt. Als Ort der nächsten Versammlung wurde die preußische Universitätsstadt Marburg in Aussicht genommen. In Bezug auf die Zeit einigte man sich dahin, die Versammlung in der Osterwoche 1895 abzuhalten.

Mit einem Rückblicke, den Prof. Lamprecht auf die Thätigkeit und die Errungenschaften des zweiten Historikertages warf, und mit dem Danke, den auf Antrag Prof. Moldenhauers (Köln) die Versammlung dem Ausschusse für seine Mühen abstattete, schloss die Versammlung am Samstag (den 31. März) mittags.

Am Nachmittage fand ein Festessen statt, an dem auch der Rector der Leipziger Universität Geh. Rath Wislicenus und der Oberbürgermeister der Stadt Dr. Georgi theilnahmen, bei welchem es an Toasten nicht fehlte. Prof. Lamprecht widmete den ersten Toast dem Könige von Sachsen, Prof. von Zwiedeneck Sr. Majestät dem deutschen Kaiser und Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich und König von Ungarn, Dr. Baldamus dem Historikertag, Geh. Rath von Weech der Universität, Prof. Dr. Hannak der Stadt Leipzig, Rector Prof. Kämmel toastete auf die Deutschösterreicher, worauf Georgi namens der Stadt, Wislicenus namens der Universität Leipzig, Prof. Luschin (Graz) namens der Deutschösterreicher erwiderten.

Ein gut Theil der Fremden verließ darnach Leipzig, doch verblieb noch immer eine stattliche Anzahl, die am nächsten Morgen (1. April) mit den Leipzigern die Fahrt nach dem ebenso schönen als durch historische Bauten merkwürdigen Meißen unternahm und daselbst den Dom, die Albrechtsburg, die Fürstenschule und die Kreuzgänge des Franziskanerklosters besichtigte.

Die sonnigen Ostertage der zweiten Historikerversammlung in Leipzig werden gewiss allen Theilnehmern in angenehmer Erinnerung bleiben. Jeder derselben wird dankbar der Herren des Ausschusses gedenken, welche ebensosehr für anregende Arbeit, als für geisteserfrischende Erholung gesorgt hatten, und den lebhaften Wunsch hegen: Vivat sequens!

Wien. Dr. E. Hannak.

Zur Statistik unseres Lehrernachwuchses.

Im Vorjahre wurde an dieser Stelle[1]) die Befürchtung ausgesprochen, dass der Mangel an geprüften Candidaten für das Lehramt an deutschen Mittelschulen in den nächsten Jahren immer mehr fühlbar werden dürfte. Wir wollen nun auf Grund des gewonnenen sicheren Zahlenmaterials die Verhältnisse des abgelaufenen Studienjahres beleuchten und darauf unsere weiteren Schlüsse bauen. Mit dieser Darlegung glauben wir aber nicht bloß einem bestimmten Interesse der Leser dieser Zeitschrift zu begegnen, sondern auch zur Regelung des Lehrerbedarfes durch mittelbare Einflussnahme auf die Berufswahl der Mittelschulabiturienten in bescheidener Weise beizutragen.

Wir beginnen mit der Sicherstellung der Zahl jener Lehramtscandidaten, die im abgelaufenen Studienjahre eine vollständige Lehrbefähigung für eine Mittelschule mit deutscher Unterrichtssprache erlangt haben, und vergleichen sie mit dem gleichen Ergebnisse des Vorjahres:

Summarisches Verzeichnis jener Lehramtscandidaten, welche in den Studienjahren 1892/3 und 1893/4 eine nach Artikel VI der Prüfungsvorschrift vom Jahre 1884 und 1894 vollständige Lehrbefähigung an einer deutschen Hochschule erlangt haben:

Bei der k. k. Prüfungs-Commission	Fachgruppen[2])																					
	a		*b*		*c*		*d*		*e*		*f*		*g, h*		*i*		*k*		Zchn.			
	1892/3	1893/4	1892/3	1893/4	1892/3	1893/4	1892/3	1893/4	1892/3	1893/4	1892/3	1893/4	1892/3	1893/4	1892/3	1893/4	1892/3	1893/4	1892/3	1893/4		
Wien	8	11	3	1	3	7	5	3	—	3	1	—	12	6	—	1	3	2	2	5		
Innsbruck	4	3	1	1	4	2	—	2	2	1	—	1	1	1	—	—	—	—	—	—		
Graz	4	3	—	2	—	1	2	1	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—		
Prag	4	3	3	1	1	–	1	1	4	—	—	—	2	1	—	1	—	—	—	—		
Czernowitz	—	1	1	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—		
Summe	20	21	8	6	9	10	8	7	6	5	1	1	15	10	–	2	3	2	2	5		

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich zunächst, dass die Zahl der Approbationen (69) gegenüber dem Vorjahre (72) abgenommen hat, während im Vorjahre eine nicht unbeträchtliche Zunahme constatiert werden konnte. Indes erfordern die Zahlen der in den einzelnen Gruppen Approbierten eine weitere Betrachtung. In Gruppe *a* befinden sich 3 Candidaten, die für geistliche Gymnasien bestimmt sind, ferner 2 mit nichtdeutscher Unterrichtssprache, endlich 1 Candidat eines galizischen Gymnasiums, so dass nunmehr die Zahl der anstellbaren Candidaten dieser Gruppe auf 15 zusammenschmilzt. Auch aus den folgenden Gruppen müssen die für geistliche Lehranstalten bestimmten Candidaten ausgeschieden werden.

---

[1]) Jahrgang 1893, S. 927 ff.

[2]) *a* = class. Philologie, *b* = Deutsch, lat., griech., *c* = Histor., *d* = Math. Phys., *e* = Naturg. m. nl., *f* = Philos. Gr. lat., *g, h* = mod. Phil., *i* = darst. Geom., *k* = Chemie usw., Zchn. = Zeichnen.

nämlich aus der Gruppe *b*: 2, *c*: 1, *d*: 4, *e*: 3, *gh*: 1; mit nichtdeutscher Unterrichtssprache sind approbiert aus *c*: 1, *e*: 1; in *b* ist 1 Candidat einer galizischen Lehranstalt enthalten; angestellt sind bereits aus der Gruppe *c*: 1, *e*: 1, *gh*: 6. Es verbleiben demnach in der Gruppe *b*: 3, *c*: 7, *d*: 3, *e*: 0, *gh*: 3. Die Gesammtsumme der an weltlichen Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache (ohne Galizien[1]) anstellungsfähigen Candidaten beträgt also im Studienjahr 1893/4 nur 41 (gegenüber 49 im Vorjahre).[2])

Stellen wir nun die Zahl der im Schuljahre 1893/4 provisorisch oder definitiv angestellten Supplenten gegenüber. An staatlichen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache wurden im ganzen 56 angestellt, davon entfallen auf die Gruppe *a*: 19, *b*: 4, *c*: 4, *d*: 6, *e*: 4, *gh*: 6, *i*: 2, *k*: 1, Z: 10.

Dazu kommen jene Supplenten, die Anstellungen an Gewerbeschulen, Lehrerbildungsanstalten, Communal- und Landesmittelschulen gefunden haben. Nach unseren Beobachtungen sind deren mehr als 20 zu zählen. Wir können demnach etwa 80 Angestellten nur 41 neu Approbierte gegenüberstellen, so dass im Schuljahre 1893/4 fast um die Hälfte mehr angestellt erscheinen, als in demselben eine volle Lehrbefähigung erlangt haben.

Der nicht unbeträchtliche Überschuss an zu besetzenden Lehrstellen musste aus dem älteren Bestande von Supplenten gedeckt werden. Die Zahl älterer Supplenten ist aber in einzelnen Gruppen bereits soweit zusammengeschmolzen, dass mit dem Überschusse an Supplenten nicht lange mehr gerechnet werden kann. Wie groß die Zahl der zur Anstellung verfügbaren Supplenten ist, kann mangels entsprechender Ausweise nicht genau angegeben werden. Aber einen ungefähren Maßstab geben die Listen der in einzelnen Kronländern für den Schuldienst pro 1894/5 vorgemerkten Candidaten. Die reichhaltigsten Listen sind naturgemäß die in Niederösterreich und Böhmen angelegten. Erstere Liste enthält in der Gruppe *a*: 42, *b*: 8, *c*: 10, *d*: 13, *e*: 7, *gh*: 0, *i*: 5, *k*: 3, Z: 6 (Summe 94); in Böhmen[3]) *a*: 15, *b*: 11, *c*: 6, *d*: 4, *e*: 4, *gh*: 0, *i*: 3, *k*: 3, Z: 3 (Summe 49) Candidaten. Es leuchtet sofort ein, erstlich dass in wenigen Jahren der Bestand an älteren Supplenten erschöpft sein wird, ferner dass die vorhandenen qualificierten Candidaten zur Besetzung der offenen Supplenturen nicht mehr hinreichen, zumal die Frequenz der Mittelschulen, der Realschulen und insbesondere der Gymnasien, fortwährend steigt.

---

[1]) Hier hat die Zahl der approbierten Candidaten im abgelaufenen Studienjahr in erfreulicher Weise zugenommen. Gleichwohl stehen ungeprüfte Supplenten in großer Zahl an den galizischen Mittelschulen auch in diesem Schuljahre in Verwendung.

[2]) Von den unter „Zeichnen“ Angeführten sind: 1 Assistent, 1 Lehrer, 2 Maler, 1 Lehramtscandidat.

[3]) Die Zahl der für Lehranstalten mit böhmischer Unterrichtssprache Vorgemerkten beträgt 163, demnach sind die Aussichten auf Anstellung bei den böhmischen Lehramtscandidaten im allgemeinen viel ungünstiger als bei ihren deutschen Collegen.

Es mussten demnach in diesem Schuljahre[1]) zur Besetzung von Supplenturen in allen Disciplinen ungeprüfte Lehramtscandidaten herangezogen werden, und in jenen Fällen, wo selbst solche minder qualificierte Lehrkräfte nicht mehr zur Verfügung standen, musste entweder zur Einschränkung der Unterrichtszeit für den betreffenden Gegenstand oder zur Belastung der vorhandenen Lehrkräfte mit Überstunden gegriffen werden. Da, wo der Mangel an Candidaten seit jeher am meisten fühlbar war, nämlich in dem Fache der modernen Philologie, hat die Unterrichtsverwaltung durch Abänderung und Vereinfachung der Prüfungsvorschrift Abhilfe zu schaffen gesucht (vgl. Min.-Verordnungsbl. 1894, S. 79). Weitere Schritte zur Besserung der Verhältnisse hat die Unterrichtsverwaltung wohl darum nicht unternommen, weil die Erfahrungen früherer Zeit gelehrt haben, dass eine behördliche Einflussnahme leicht zum Gegentheile, nämlich zur Überproduction an Lehrkräften führt. In der That scheint manches dafür zu sprechen, dass sich der Bedarf an Lehrkräften von selbst regeln wird. Nach den Frequenzausweisen der Universitäten für das Wintersemester 1893/4 haben die philosophischen Facultäten aller Universitäten eine Zunahme an ordentlichen Hörern zu verzeichnen (vgl. Min.-Verordnungsbl. 1894, S. 108), in Wien um 36, in Innsbruck um 6, in Graz um 10, in Prag um 4, in Czernowitz um 7 (Summe 63), wobei allerdings unsicher bleibt, ob sich gerade die Zahl jener Hörer vermehrt hat, die sich dem Lehrfache widmen wollen. Aber auch die Zunahme an solchen vorausgesetzt, kann eine Besserung der Verhältnisse erst in mehreren Jahren erwartet werden. Für die nächstfolgenden Jahre ist nach obigen Darlegungen ein weiterer Abgang an geprüften Lehramtscandidaten zur Besorgung des öffentlichen Unterrichtes zu befürchten. Mit den besseren Aussichten aber auf baldige Anstellung[2]) wird — so hoffen wir — zu Nutz und Frommen unserer Mittelschulen die Zahl der Studierenden, die sich dem Mittelschullehramte widmen wollen, wieder zunehmen. Das walte Gott!

Wien. J. H.

---

[1]) Im abgelaufenen Schuljahr betrug die Zahl der an den deutschen Mittelschulen in Verwendung stehenden ungeprüften oder unvollständig geprüften Supplenten nach dem 'Jahrbuch' circa 66.

[2]) In Preußen war die Gesammtzahl der (geprüften) Lehramtscandidaten im Mai d. J. 1525; an staatlichen Anstalten betrug die Wartezeit bis zur definitiven Anstellung im Durchschnitte: bei Candidaten für alte Sprachen 5 Jahre 3 Monate, für neuere Sprachen 4 J., für Mathematik und Physik 5 J. 6 M., für Deutsch und Geschichte 5 J. 8 M., für Chemie und beschreibende Naturwissenschaften 6 J. (vgl. Centralblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung 1894, S. 654).

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Die Lehrmittelsammelstelle Petersdorf bei Trautenau in Böhmen hat nunmehr das 7. Vorraths-Verzeichnis herausgegeben und erbringt dasselbe gegen Einsendung einer gewöhnlichen ungebrauchten Briefmarke. Vortheile, welche die Sammelstelle bringt, sind: *a*) Tausch nach allen Richtungen des Sammelwesens, *b*) billige Besorgung von Lehrmitteln, und *c*) Unterstützung bedürftiger Schulen des In- und Auslandes. Anfragen beantwortet der Vorstand: Gustav Settmacher, Oberlehrer.

Lexicon Caesarianum confecit Henricus Meusel. Fasciculus XVIII. et XIX. Berolini, W. Weber 1893. gr. 8°, XII u. 290 SS.

Die beiden fasciculi, die das 10. und 11. Heft des zweiten Bandes bilden, enthalten eine 10 Seiten lange praefatio. Diese bringt Zusätze zur Vorrede des ersten Bandes, vor allem ein Verzeichnis der vom Herausgeber benutzten zahlreichen Ausgaben und kritischen oder erklärenden Schriften. Auf 366 Spalten folgen dann die Artikel *supplicium* bis *uxor*, womit das ebenso gelehrte als verdienstvolle Cäsarlexikon, die schöne Frucht einer Reihe von mühevollen Jahren, seinen gedeihlichen Abschluss gefunden hat. Die längsten Artikel sind *ut* und *uti* auf 29, *suus* mit 28, *video* und *videor* auf 15, *tantus* und *unus* mit je 10, *tamen*, *tempus* und *ubi* auf je 9, endlich *tum* mit 8 Spalten. Die sachliche Literatur, die mitunter recht reichlich ausgefallen ist, wird angegeben bei *Taurois*, *Tectosages*, *Tencteri*, *tignum*, *tormentum*, *Triboci*, *tribunus*, *Ubii*, *Vellaunodunum*, *Venelli*, *Veneti*, *Veragri*, *Vercingetorix*, *Viromandui* und *Vocontii*, die sprachliche, soviel ich gesehen habe, nur zu *vacuus*.

Die folgenden 13 Seiten bringen *Corrigenda et Addenda* zu den beiden stattlichen Bänden des Wörterbuches und sind mit den Buchstaben *a* bis *n* bezeichnet. Warum nicht lieber mit fortlaufenden Zahlen? Die daran sich anschließende *tabula coniecturarum*, die 94 Seiten einnimmt, ist am oberen Rande nach den Büchern, Capiteln und Paragraphen des gallischen und des Bürgerkrieges bezeichnet. Darin sind die zu jeder Stelle gemachten Conjecturen verzeichnet, was gewiss jedem Cäsarkritiker nur erwünscht sein kann. Das Verzeichnis wird aber auch ohne Zweifel den Besitzern der anderen Cäsarlexika von Merguet und Menge eine willkommene Ergänzung derselben sein. Zu bedauern ist dabei nur der unliebsame Umstand, dass das achte Buch des gallischen Krieges keine Berücksichtigung gefunden hat, weil es nicht von Cäsar selbst

herrührt. Nun hat es aber Meusel doch selber und zwar sogar doppelt mit den sieben echten Büchern herausgegeben. Wo bleibt da die nöthige Consequenz? Ref. muss leider gestehen, dass er dieses Verzeichnis der zum 8. Buche gemachten Conjecturen für die neue Auflage seiner Schulausgabe schmerzlich vermisst. Denn der magere commentarius criticus in der gelehrten Ausgabe Meusels vermag für diesen fatalen Defect keinen ausreichenden Ersatz zu bieten. Die letzte Seite bringt etliche Verbesserungen und Zusätze zu dem Conjecturenverzeichnisse.

Es ist fast überflüssig zu sagen, dass die allerwärts gepriesene und bewunderte Akribie des Verf.s in den letzten Heften nicht erlahmt, sondern sich gleich geblieben ist, wie sich aus den gemachten Stichproben mit erfreulicher Evidenz ergab.

Versehen: Bei Spalte 2129 ist verdruckt 2192 geschrieben. Ebendaselbst erscheint unter *Tectosages* die Titelangabe aperçu sur la confédération des Volkes Tectosages etc. Sollte hier nicht statt des entschieden deutsch klingenden *des Volkes* lieber zu schreiben sein *des Volques*? — Weiters ist die dritte Auflage meiner Schulausgabe nicht berücksichtigt, obwohl sie stark von den beiden ersten abweicht, indem darin eben nach dem Vorgange Meusels mehr Gewicht auf die Lesarten der zweiten Handschriftenclasse gelegt wurde als früher. Wahrscheinlich hatte sie der Herausgeber nicht bei der Hand.

Wien. Ig. Prammer.

Victor Kiy, Hans Sachs. Sein Leben und Wirken. Leipzig, Scholtze 1893. 8°, IV u. 85 SS. Preis 60 Pf.

Denkmäler der älteren deutschen Literatur für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten, herausgegeben von Gotthold Boetticher und Karl Kinzel. III. Die Reformationszeit. 1. Hans Sachs ausgewählt und erläutert von Karl Kinzel. 2. Aufl. Halle, Waisenhaus 1893. 8°, VIII u. 120 SS. Preis 60 Pf. — IV. Das 17. und 18. Jahrhundert. 2. Die Literatur des 18. Jahrhunderts vor Klopstock. Ausgewählt und erläutert von Gotthold Boetticher. Halle, Waisenhaus 1893. 8°, VIII u. 122 SS. Preis 60 Pf.

Den zahlreichen schlechten Hans Sachs-Schriften, welche die Literatur verzeichnet, hat sich in Kiys Buch wieder eine neue Nummer zugesellt. Schlechte Auszüge aus einigen nicht zweckbewusst gewählten Dichtungen, ungenaue und fehlerhafte Citate, die zum Theil ohne Consequenz neusprachlich gegeben werden, das ist der Inhalt; eine Charakteristik des Dichters wird nicht einmal versucht. Der Autor begnügt sich mit der Versicherung, dass Hans Sachs „ein wahrhaft großer Dichter war, der wie von des Thurmes Zinne alles überschaute, was die Gemüther seiner Zeitgenossen auf geistigem und sittlichem Gebiete bewegte“. In der Fortbildung des deutschen Dramas that Hans Sachs einen bedeutsamen Schritt dadurch, „dass er mit der dramatischen Bearbeitung von weltlichen Stoffen zuerst in neue, vor ihm nie betretene Bahnen einlenkte“ (S. 62).

Von dieser traurigen Compilation wendet man sich gerne zu der hübschen Auswahl, die Kinzel gegeben hat. Auf eine entsprechende Einleitung folgen 11 Stücke, welche die verschiedenen Richtungen seiner poetischen Wirksamkeit gut veranschaulichen.

Dieselbe sorgsame Auswahl lässt sich auch dem 2. Theile des 4. Heftes der Sammlung nachrühmen, in dem Boetticher die Literatur des 18. Jahrhunderts vor Klopstock vereint. Günther, Gottsched, Bodmer, Breitinger, Hagedorn, Gellert, Kleist, Gleim und Ramler sind durch Proben vertreten. Ich möchte aber bezweifeln, dass solche Ausschnitzel aus dem kritischen Streite der Leipziger und Züricher, wie sie hier geboten

werden, von Nutzen und von praktischer Bedeutung sein können, auch scheint mir Günther gegen Gellert viel zu schwach vertreten: ich hätte mehrere der geistlichen Gesänge gegen das eine oder das andere der Leonoren-Lieder gerne geopfert. Im ganzen ist der Herausgeber auch hier mit Takt und Geschick vorgegangen, die hübsche Ausstattung wird die wünschenswerte Verbreitung gewiss fördern. Gut ist es, dass gelegentlich auch eine stoffliche Vermittlung zwischen den durch Zeitalter abgegrenzten Heften beachtet ist. Bei Hagedorn erscheint: Johann der muntere Seifensieder, bei Hans Sachs: Der singend Schuster zu Lübeck. Wie international der Stoff ist, zeigt seine Behandlung in einem chinesischen Drama: Die Schuld, zahlbar im künftigen Leben (Gottschall: Das Theater und Drama der Chinesen, S. 158 ff.).

Prinz Friedrich von Homburg. Ein Schauspiel von Heinrich von Kleist. Mit ausführlichen Erläuterungen von J. Heuwes. Mit einer Text-Illustration. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1892. (Schöninghs Ausgaben deutscher Classiker mit Commentar. XVII.) 176 SS.

Die vorliegende Ausgabe kann für Schulzwecke bestens empfohlen werden. Sie gibt kurze sachliche Anmerkungen unter dem Texte, der Anhang bringt eine biographische Skizze und eine Darstellung der thatsächlichen historischen Vorgänge. Hier hätte Jungfers Schrift: Der Prinz von Homburg. Berlin 1890, noch manche Beiträge geliefert. Zum Schlusse werden einige patriotische Lieder Kleists abgedruckt. Im einzelnen bemerke ich: I, 3, 3 „Weck' ihn mit deinem Zirpen mir nicht auf!" hat schon vielfach Anlass zu Bedenken gegeben, auch Roettecken, Zeitschr. f. deutschen Unterricht IV 156 kommt damit nicht zurecht. Die Wendung steht in Zusammenhang mit den Ansichten Kleists über Sonnambulismus, die er aus G. H. Schuberths und Gmelins Schriften geschöpft und hier wie im Kätchen verwerthet hat. Bei Gmelin: Materialien für die Anthropologie 1793, II, 30, wird von Sonnambulen gesagt, dass lautes Gespräch sie nicht stört, wohl aber das Ticken einer Uhr. So kommt es, dass I, 2 das ganze Gespräch in lautem Tone geführt werden kann. — I, 4, 61 f.: „Jene, die ich meine — Ein Stummgeborner würd' sie nennen können!" erinnert an Emilia Galotti: I, 6 „von der Rechten kann nur ein Narr so sprechen." — II, 2, 27 „Bin ich ein Pfeil, ein Vogel, ein Gedanke." Der Herausgeber zieht Heinrich IV. an. Man denke auch an die Scene des Volksschauspiels von Doctor Faust, in der die Geister ihre Schnelligkeit rühmen, die Lessing dann so scharf zugespitzt hat. — Für die Schilderung des Gefechtes II, 2, 31 ff. beachte man, welche Fortschritte Kleist seit der Penthesilea gemacht hat. — IV, 1, 17 „O dieser Fehltritt, blond mit blauen Augen", vgl. die kühne Personification I, 4, 34 f.: „die Nacht ... mit blondem Haar." — Das „Gefühl" als psychologische Grundlage dieses wie anderer Kleist'scher Dramen ist III, 1, 78 und IV, 1, 106 nicht genügend herausgearbeitet. Es schafft das beiderseitige Vertrauen, des Kurfürsten wie des Prinzen, das für die Lösung des Dramas Bedingung ist, die Verwirrung dieses Gefühles erzeugt im Prinzen die Todesangst. — V, 4, 28: „Mit meinem Stiefel vor sein Haus gesetzt, Schütz ich vor diesen jungen Helden ihn!" Vgl. Robert Guiscard Sc. 7. „Doch eh wird Guiscards Stiefel rücken vor Byzanz."

Landwehr Hugo, Dichterische Gestalten und geschichtliche Treue. Eilf Essays. Ein Beitrag zum Verständnisse der classischen Dramen. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1893. VIII u. 191 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Der Verf. will eine Reihe von classischen Werken unserer Literatur in ihrem historischen Gehalte klarlegen. Er hofft, der aufmerksame Leser werde dadurch zu anregenden Vergleichen zwischen dichterischer Schöpfung

und historischer Wahrheit geführt werden, die ihm das Verständnis des poetischen Werkes erleichtern. Ich glaube nicht, dass er seinen Zweck durch die eilf, im Lesebuchstile geschriebenen, biographischen Skizzen erreichen wird. Was die heutige Forschung über Wallenstein, Maria Stuart, Don Carlos, die Jungfrau von Orleans beigebracht, kann für Schiller nicht in Betracht kommen, es handelt sich immer nur um seine Quellen und wie er dieselben ausgenützt hat. Es kann den Unerfahrenen eher beirren, wenn ihm das Bild, das er aus seinem Dichter sich geschaffen hat, so stark corrigiert wird. Von diesem Bedenken abgesehen, sind die Skizzen recht fasslich geschrieben und benützen die historische Literatur in ansprechender Weise. Nur in dem Aufsatze über die Jungfrau von Orleans schwankt der Verf. etwas unentschieden zwischen den verschiedenen Auffassungen und übersieht die große, neueste französische Literatur nicht vollständig.

Wien. A. v. Weilen.

Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluss der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten. Bearbeitet von Johann Neubauer, k. k. Realschul-Professor, und Dr. Josef Diviš, k. k. Realschul-Director in Elbogen. 7. Jahrgang 1894. Preis geb. 2 fl. 60 kr. Prag, Wien u. Leipzig, F. Tempsky, G. Freytag 1894.

Das 'Jahrbuch' 1894 gleicht in Bezug auf Form und Gestalt dem im vergangenen Jahre; die Hochschulen, Kunstinstitute usw. blieben von einer Wiederaufnahme aus naheliegenden Gründen ausgeschlossen. — Hinsichtlich der inneren Einrichtung dieses sehr brauchbaren Buches wäre zu bemerken, dass auch nach dieser Richtung die Herausgeber keine wesentlichen Änderungen eintreten ließen. Der aufmerksame Benutzer des Werkes ersieht sofort, dass unter anderem die Zahl der k. k. Landesschulinspectoren in den einzelnen Kronländern gewachsen ist und demgemäß eine Theilung der Arbeit gegen früher vorgenommen werden konnte. Was den Besuch der Gymnasien anbelangt, so bestätigt auch der heurige Schematismus, dass sich derselbe gegenüber dem der Realschulen ungünstiger als sonst gestaltet; dies gilt in erster Reihe von den deutschen Anstalten, eine Erscheinung, die klar und deutlich für das Auflassen dieser und jener Parallelclasse an mehreren dieser Mittelschulen spricht. In stetiger Abnahme begriffen ist auch die Anzahl der Supplenten an den Gymnasien und Realschulen, so zwar, dass an manchen dieser Anstalten gegenüber den früheren Jahren, wo wie beispielsweise in Prag und anderen größeren Städten der diesseitigen Reichshälfte 6—8 suppl. Lehrer in Verwendung gestanden, jetzt kaum drei bestellt sind. Der Druck des Buches ist mit großer Sorgfalt überwacht, auch das Orts-, sowie das Namenverzeichnis verdienen volle Anerkennung. Auf S. 33 ist Fasching Eduard, weil vor der Herausgabe des heurigen Schematismus verstorben, zu streichen, S. 38 bei Schauberger zu ergänzen: Besitzer des serb. Tak.-Ord. usw., S. 54 ist das Dehnungszeichen oberhalb des a in Petrásek zu tilgen, der Nebenlehrer für Gesang (siehe dieselbe Seite) heißt: Schremmer Theodor, Volksschullehrer, und nicht mehr Knipper Johann. S. 27 fehlt bei Starkl Gottfr. das Geburtsjahr; S. 33 liest man bei Schöngut: Wladowice statt Wadowice; S. 80 lies bei Kamenček 84 statt 94; S. 81 ergänze das Geburtsjahr bei Pischek; im Namenverzeichnis ist auf S. 260 bei Emptmeyer die Zahl 130 zu streichen; S. 262 bei Fuchs Andr. die Zahl 42 zu ergänzen; S. 271 liest man im Namenverzeichnis Marketka 168, dagegen S. 168 Markefka; S. 280 tilge Sofka 112. Diese wenigen Berichtigungen sollen neuerdings bloß das Interesse, das wir seit dem Jahre 1888 dem Jahrbuche entgegenbringen, kennzeichnen.

Arnau. Dr. Heinrich Löwner.

Programmenschau.

131. Šubrt Frant., Některé methodické pokyny ku knize: „Učebnice a čítanka francouzská", díl I. (Einige methodische Winke zu dem Buche: Französisches Übungs- und Lesebuch, Theil I.) Progr. der böhm. Staats-Oberrealschule in Karolinenthal 1892, 8°, 18 SS.

Wir lassen den Gedankengang dieses sehr instructiven Artikels folgen.

I. Aussprache. Die richtige Aussprache ist wohl sehr wichtig. Aber man soll jedes Extrem meiden: die zu vielen Transscriptionsbezeichnungen orientieren den Schüler nicht sosehr, als sie ihn verwirren; richtiges Vorsprechen und häufiges Wiederholen fruchten mehr als alle Belehrungen über die Functionen der Sprachwerkzeuge. Die Liaisonen werden im Buche nirgends bezeichnet, und das umsoweniger, als selbe — in Übereinstimmung mit der wirklichen Aussprache — in den meisten Fällen am besten unterbleiben, natürlich die bekannten festen Verbindungen ausgenommen. — Von dem Chorsprechen kann man nicht viel erwarten, besonders wegen der zu feinen Nuancen der französischen Aussprache. Damit der Schüler nicht »doppelsichtig« werde, findet man nirgends eine Transscription.[1])

II. Grammatik. Den Übungen folgt die grammatische Theorie, welche summarisch durchgenommen werden soll. Die Paradigmen bietet das Buch nicht vollständig, sondern gibt davon nur das, was der Schüler nicht wissen kann.

III. Sachlicher Inhalt des Übungsstoffes. Der Übungsstoff besteht aus zusammenhängenden Lesestücken.

IV. Conversationsübungen. Schon in den ersten Übungen findet man Fragen mit qui? (1. Übung), que? (2. Übung), où? (3. Übung), die der Schüler zu beantworten hat. Es genügt aber nicht, dass der Schüler imstande sei, eine französische Frage zu verstehen und zu beantworten; er muss sich bald gewöhnen, selbst Fragen zu bilden. Die Fragen können entweder von einem Mitschüler oder vom Lehrer gestellt werden; bisweilen kann der Lehrer das Abfragen durch erzählende Interpolationen beleben, z. B. beim Artikel *La voix de Dieu* (S. 50): *Le petit François était un jour dans la forêt. Que cherchait-il dans la forêt? Trouva-t-il assez de fraises? Lorsqu' il eut trouvé assez de fraises, il pensa à son retour. Mais qu'est-ce qui éclata, lorsqu'il retournait?* .... Zu allen Verrichtungen in der Schule sollen die Schüler französisch aufgefordert werden: alles, was die Schüler verstehen können, soll französisch gesprochen werden.

V. Schriftliche Übungen. Bis zum zweiten Drittel des Buches schreibt der Lehrer die Vocabeln an die Tafel, aber immer erst, nachdem er einen Satz mündlich bei geschlossenen Büchern durchgeübt hat. Die Schüler schreiben die Vocabeln von der Tafel ab und zuhause noch einmal. Später wird es genügen, den Schülern aus dem gedruckten Vocabelverzeichnisse die einschlägigen Vocabeln — nach Durchübung des französischen Textes — vorzulesen.[2]) Im letzten Drittel wird man von diesem Vorlesen absehen können; die Schüler werden schon zuhause selbst aus dem Vocabular die nöthigen Vocabeln herausschreiben. Damit die Schüler

---

[1]) Die Transscription macht nicht »doppelsichtig«, daran ist nur die zu große Differenz zwischen Aussprache und Schreibung Schuld. Bei einer künftigen Auflage sollte man wenigstens das alphabetische Verzeichnis mit durchgängiger Transscription versehen. J.

[2]) Könnte gleich von Anfang an genügen. J.

die Vocabeln aus ihren Heften nicht mit Schreibfehlern auswendig lernen, wird man sie belehren, die Vocabeln nur aus dem gedruckten Vocabular zu wiederholen. — Beim Einüben von Paradigmen muss die Orthographie berücksichtigt werden, indem man die neuen Formen an die Tafel schreiben lässt. Die früher bestandenen Übersetzungen ins Französische müssen besonders in orthographischer Beziehung zweckmäßig ersetzt werden. Dieser Ersatz muss leichter sein als die Übersetzung. Er soll bestehen aus Permutation des Numerus, der Person, der Tempora, der Affirmation und Negation usw., aus Verwandlung eines Gespräches in eine Erzählung u. dgl. Die zu Hause geschriebenen Permutationen können in der Schule corrigiert werden, indem man an die Tafel nur die geänderten Wörter schreibt. Im häufigen Dictandoschreiben, wobei der Text sich an den Lehrstoff eng anschließen muss, findet die Orthographie ihre Hauptstütze.

VI. Übersetzungen. Seitdem Vietors geflügeltes Wort gefallen ist, das Übersetzen aus der Muttersprache sei eine Kunst und als solche gehöre es nicht in die Schule, weil es dort nur Fehler züchte, gibt es Reformler, die mit dem Übersetzen ins Französische vollständig gebrochen haben. Übersetzungen, von dem Schüler zuhause selbständig gemacht, sind gewiss schädlich. Aber unter Anleitung und Überwachung des Lehrers ist diese schwierige Übung ein gutes Mittel zur Befestigung sowohl der morphologischen als auch der lexikalischen Kenntnisse. Das Lehrbuch hat solche Übersetzungen nicht ausgeschlossen: im ersten, zweiten und dritten Drittel finden wir eine Übersetzung ins Französische als je vierte, dritte und zweite Übung. Neue Vocabeln zu diesen Übersetzungen sollen, noch bevor man sich an das Übersetzen macht, memoriert werden. Die Übersetzung geschieht in der Schule, als gemeinsame Arbeit des Lehrers und des Schülers, und sie geschieht anfangs mündlich und schriftlich in der Schule. Später schreiben die Schüler zuhause die in der Schule mündlich gemachte Übersetzung. Die nächste Stunde wird die Übersetzung noch dazu schriftlich in der Schule gemacht, wobei die Schüler ihre Elaborate corrigieren. Durch diese häuslichen schriftlichen Übersetzungen werden die Schüler nicht überbürdet, da ihnen diese Arbeit unvergleichlich leichter wird, als es bei der älteren Methode der Fall war.

VII. Wie lehrt man nach diesem Buche? Der Verf. gibt ein Beispiel seines Vorganges bei der Durchnahme eines Stückchens aus der 2. Übung. — Es wurden die Vocabeln aus dem schon durchgenommenen Stücke der 2. Übung geprüft. Pronoms possessifs conjoints wurden mit Substantiven verbunden: mon livre, ma règle, mes règles usw., dann wurde mündlich und schriftlich geübt: j'aime mon père — ma mère — mes parents in allen Personen. Neu wurde durchgenommen ein weiteres Stückchen derselben Übung. Die Schüler hörten zu und der Lehrer las stückweise: *Jean et Charles | aiment aussi | leur sœur Julie | qui a seulement | quatre ans.* Die Schüler — drei, vier — sagten es stückweise nach. Dann las der Lehrer den Satz aus dem Buche und wieder einige Schüler nach ihm; dann wurde der Satz gemeinschaftlich übersetzt; das Bekannte übersetzten die Schüler selbst, das Neue sagte der Lehrer.[1]) Hernach wurde der ganze Satz zusammenhängend übersetzt. Neue Wörter wurden hervorgehoben und an die Tafel und in die Hefte geschrieben.

VIII. Einige andere methodische Einzelnheiten.

IX. Das Resultat der neuen Lehrmethode. Diese zwei Absätze schließen das 18 Seiten zählende Vademecum eines sehr guten Lehrbuches.

---

[1]) Vielleicht wäre es besser, die neuen Vocabeln immer zu jedem Satze zuerst einzuüben und dann erst den Satz französisch vorzusprechen. Wäre es nicht noch besser, den Satz zuerst in der Unterrichtssprache zu geben? J.

132. Foustka, Dr. B., Turgot, sociolog (Turgot als Sociologe). Progr. des Communal-Realgymn. in Wittingau 1892, 8°, 32 SS.

Als Nationalökonom und Minister wurde Turgot (1727—1781) des öfteren eingehend gewürdigt, obgleich auch in dieser Hinsicht vergessen wird, dass man schon bei diesem Philosophen vielen ökonomischen Ideen begegnet, die später Adam Smith zu den Ausgangspunkten seines ökonomischen Systems machte. Weniger Beachtung fanden Turgots für die Anfänge der abstracten Sociologie sehr wichtigen Ansichten. Die Würdigung derselben machte der Verf. zum Gegenstande seiner obgenannten Studien. An den Gedanken Turgots will die Studie nachweisen, dass die philosophischen Erwägungen Comtes, trotz ihrer Originalität, schließlich doch nichts anderes sind als die — natürlich sehr weitgediehene — Fortentwicklung und Modification von Ansichten, die man schon bei Turgot findet. Und es gelang wirklich, an der Hand zahlreicher Belege diese Behauptung zu erhärten. Sehr interessant ist die Bemerkung, dass Comte selbst sich ziemlich frei von diesen Einflüssen glaubte. Von der einschlägigen Literatur, die man zu Ende der Studie zusammengestellt findet, war sehr vieles dem Verf. unzugänglich, aber glücklicherweise konnte er doch gerade die besten und umfangreichsten Schriften benützen. Er fand darin die Verdienste Turgots als Sociologen nicht hinreichend erkannt, und dieser Umstand bestimmte ihn zu der vorliegenden Arbeit.

Die Darstellung ist knapp und doch ganz klar. Der Stil verdient glatt genannt zu werden. Ref. erlaubt sich, nur auf einige sprachliche Unrichtigkeiten und Sonderlichkeiten aufmerksam zu machen. S. 16: *tolik příčin, zvážených jedny druhými* dem Französischen und Deutschen unglücklich nachgebildet. Man sagt richtig: *které zvážily se jedny druhými*, oder noch besser, weil kürzer: *navzájem zvážených*. S. 21: *theokratný* eine überflüssige Concession, gemacht dem radicalen Purismus, der die Autorität der überkommenen Sprache willkürlichen Hirngespinnsten opfert, ohne die geringste Berechtigung dazu zu besitzen. Wäre *theokratický* unrichtig, dann wäre auch fehlerhaft *mathematický* statt **mathematský*, und im Deutschen müsste man nach diesem theoretisch richtigen, aber sprachgeschichtlich und darum praktisch überhaupt falschen Wortbildungsprincipe, nicht *aprioristisch, Mathematiker, afrikanisch*, sondern **apriorisch, *Mathemater, *afrikisch* usw. sagen. S. 29 *zdokonalovačnost = perfectibilité*. Will man das Fremdwort nicht beibehalten, so sagt man besser *zdokonalitelnost* nach *neuvěřitelnost* oder noch kürzer *zdokonalnost* nach *úplatnost, neúprosnost* usw.

Brünn. Dr. Ferd. Jokl.

---

133. Rosati, Don Luigi, Notizie storiche intorno ai pittori Lampi. Progr. des k. k. Obergymn. zu Trient 1893, 8°, 50 SS.

Der italienisch geschriebene Aufsatz bildet den ersten Theil einer eingehenden Studie über die Malerfamilie Lampi. Der Verf. beschäftigt sich zunächst mit dem Ursprunge der Familie Lampi und constatiert aus den Matriken von S. Lorenzen im Pusterthale, dass daselbst schon 1663 sich eine Familie Lamp befand, die aus Gries bei Welsberg stammte. Ein Mitglied dieser Familie, der Maler Mathias Lamp, machte sich 1723 in Romeno im Nonnthal sesshaft und dies ist der Vater des berühmten, zum Cavaliere erhobenen Malers Joh. Bapt. Lampi d. ä., der 1751 zu Romeno geboren, von 1782 an seinen Namen italienisch schrieb, nämlich Lampi. Der Verf. bespricht dann den Aufenthalt des Künstlers in Salzburg und setzt sich mit den verschiedenen Autoren auseinander, die als Lampis Lehrer daselbst die verschiedensten Namen: Überstreicher, Unter-

berger und König nennen, und kommt dann zu Lampis Aufenthalt in Trient, 1773—1780, welches Capitel durch die Katalogisierung der daselbst vom Künstler geschaffenen Gemälde besonders verdienstlich erscheint. Es folgt dann die Thätigkeit Lampis in Innsbruck und Klagenfurt 1780 bis 1783 und seine Berufung nach Wien, wo er nach Verfertigung des berühmten Porträts Kaiser Josefs II. zum Professor und Rathe der Akademie der bildenden Künste ernannt wurde. Die tüchtige, durchaus auf Quellenstudien fußende Arbeit bildet eine wesentliche Bereicherung der Künstlerbiographien Österreichs, und man sieht der in einem nächsten Programme folgenden Fortsetzung mit Spannung entgegen.

Graz. Josef Wastler.

---

134. Manlik, Dr. Martin, Zum Leben und Treiben der oberdeutschen Bauern im XIII., XIV. und XV. Jahrhundert. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Landskron 1892, 8°, 24 SS.

Der Verf. hat bereits im Jahre 1888 im Jahresberichte des Staatsgymnasiums in Mährisch-Weißkirchen eine culturhistorische Abhandlung über das Bauernleben im Mittelalter veröffentlicht, welche der Unterzeichnete seinerzeit zu besprechen Gelegenheit hatte. Die nun vorliegende Arbeit bildet eine Ergänzung zu der älteren Abhandlung. Sie ist nur der erste Theil eines Aufsatzes, dessen Schluss in einem der nächsten Programme veröffentlicht werden soll. Für seine jüngere Arbeit hat der Verf. verschiedene, von ihm früher nicht benützte Quellen mit Sachkenntnis und Fleiß herangezogen. Derartige culturhistorische Arbeiten, welche einzelne Zweige des mittelalterlichen Lebens behandeln, sind gewiss dankenswert und fördern unsere Kenntnis der älteren Zeit. Der Verf. beabsichtigt, nach Veröffentlichung des Schlusstheiles die drei Programmaufsätze in einer einheitlichen Umarbeitung zusammenzufassen, was gewiss nur erwünscht sein kann.

Wien. Dr. F. Prosch.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1894, Heft 11, S. 1043).

Deutsch.

Fischer, Dr. Franz, Katholische Religionslehre für höhere Lehranstalten, 21. unv. Aufl. Wien, Mayer u. Comp. 1895. Pr. geh. 40 kr., geb. 56 kr. (Min.-Erl. v. 22. Sept. 1894, Z. 21.856).

Hauler, Dr. J., Lateinische Stilübungen für die oberen Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten. Nach den Grammatiken von K. Schmidt und A. Scheindler. I. Abth.: Text sammt Vorübungen für die 5. und 6. Classe. 5. wesentl. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 1 fl. 10 kr. (Min.-Erl. v. 16. Sept. 1894, Z. 21.453).

Herodoti de bello Persico librorum epitome. In usum scholarum post A. Wilhelmii curam denuo edidit Franciscus Lauczizky. 2. wesentl. unv. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1894. Pr. cart. 95 kr. (Min.-Erl. v. 17. Sept. 1894, Z. 21.421).

Esercize di versione dall' italiano in tedesco corredati dalle necessarie annotazioni. Triest, Schimpf 1894. Pr. geh. 1 K 80 h, geb. 2 K 40 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Juli 1894, Z. 16.568).

Hanaček Wladimir, Böhmisches Sprach- und Lesebuch für Mittel- und Bürgerschulen. II. Theil, 2. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1894. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr. (Min.-Erl. v. 29. Sept. 1894, Z. 22.232).

Ploetz, Dr. Karl, Schulgrammatik der französischen Sprache. Ausgabe für Österreich, 32. unv. Aufl. Berlin, F. A. Herbig 1894. Pr. geh. 1 fl. 45 kr. (Min.-Erl. v. 17. Sept. 1894, Z. 21.423).

Fetter J., La troisième et la quatrième année de grammaire française, 3. unv. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1894. Pr. geh. 38 kr., geb. 48 kr. Der Gebrauch kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 14. Sept. 1894, Z. 21.191).

Weingartner Leopold, Lehrbuch der Geschichte für die Unterstufen der österr. Mittelschulen, III. Theil: Die Neuzeit. Mit 16 Holzschnitten. Wien, J. Klinkhardt u. Comp. 1894. Pr. geh. 65 kr., geb. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 6. Nov. 1894, Z. 24.068).

Hočevar, Dr. Franz, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die unteren Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten, 3. unv. Aufl. Prag, Wien u. Leipzig, F. Tempsky 1895. Pr. geh. 1 K 50 h, geb. 2 K (Min.-Erl. v. 3. Oct. 1894, Z. 22.643).

Handl, Dr. Alois, Lehrbuch der Physik für die oberen Classen der Mittelschulen, 5. umg. Aufl. Mit 809 in den Text gedruckten Abbildungen. Wien, A. Hölder 1894, Ausgabe für Gymn. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 6. Nov. 1894, Z. 24.111).

Čechisch.

Bartoš Frant., Česká čítanka pro druhou třídu škol středních. 4. umg. Aufl. Brünn, K. Winiker 1894. Pr. geh. 96 kr., geb. 1 fl. 16 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 27. Juli 1894, Z. 16.573).

Gebauer, Dr. Jan, Krátká mluvnice česká, 2. verb. Aufl. Prag u. Wien, F. Tempsky 1894. Pr. geh. 60 kr., geb. 85 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der ersten Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Juni 1894, Z. 5784).

Petrů Václav, Čítanka pro nižší třídy středních škol. Část II. 2. umg. Aufl. Prag, J. L. Kober 1894. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Juli 1894, Z. 16.572).

Gindely, Dr. A., Dějepis všeobecný pro vyšší třídy škol středních. Pro české školy vzdělal Jan J. Řehák. Díl II.: Věk střední. 3. Aufl. Prag u. Wien, F. Tempsky 1894. Pr. geh. 2 K 70 h, geb. 3 K 20 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 30. Juli 1894, Z. 16.571).

Slovenisch.

Mayer, Dr. Franz Martin, Zgodovina starega veka. Nach dem Lehrbuche für die unteren Classen der Mittelschulen übersetzt von Anton Kasparet. Mit 52 Abbildungen. Laibach, Ig. Kleinmayr u. F. Bamberg 1894. Pr. 1 K 80 h, geb. 2 K 30 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Oct. 1894, Z. 24.065).

Serbo-croatisch.

Gindely, Dr. A., Povjesnica staroga vijeka za vise razrede srednjch učilista. 2. verb. u. gekürzte Aufl. bearb. von V. Klaić. Agram, Verlag der k. Landesregierung 1893. Pr. geh. 3 K, unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der ersten Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. August 1894, Z. 16.620).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Sectionsrath Dr. Franz Josef Ritter von Haymerle zum Ministerialrathe im Min. für C. und U. (a. h. Entschl. v. 8. Sept.), der Reichsraths- und Landtags-Abgeordnete Karl Graf Stürgkh zum Ministerialrath extra statum im Min. für C. und U. (a. h. Entschl. v. 2. Oct.), der Ministerialsecretär Josef Lachmayer zum Sectionsrath und der Ministerialvicesecretär Karl Purtscher Freiherr von Eschenburg zum Ministerialsecretär im Min. für C. und U. (a. h. Entschl. v. 30. Sept.), der Prof. am akad. Gymn. in Wien Franz Šuklje zum Centraldirector der Schulbücherverläge unter Verleihung des Titels und Charakters eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 2. Oct.).

Dem Sectionsrathe im Min. für C. und U. Dr. Karl Zeller wurde der Titel und Charakter eines Ministerialrathes verliehen, dem Ministerialsecretär in diesem Min. Josef Kaněra der Titel und Charakter eines Sectionsrathes (a. h. Entschl. v. 30. Sept.), dem Hilfsämterdirector in diesem Min. Josef Riesenfeld der Titel eines kaiserl. Rathes und dem Hilfsämter-Directionsadjuncten in diesem Min. der Titel und Charakter eines Hilfsämterdirectors (a. h. Entschl. v. 5. Oct.).

Der Bezirkscommissär der galizischen Statthalterei Dr. Ignaz Rosner zum Ministerialvicesecretär im Min. für C. und U.

Der Vicepräsident des Landesschulrathes für Galizien Dr. Michael Bobrzyński wurde ad personam in die IV. Rangsclasse eingereiht (a. h. Entschl. v. 6. Oct.). Der mit dem Titel und Charakter eines Sectionschefs bekleidete Präsident der statistischen Centralcommission Dr. Karl Theodor von Inama-Sternegg wurde zum Sectionschef ad personam ernannt (a. h. Entschl. v. 10. Oct.).

Der a. o. Prof. der Botanik an der techn. Hochschule in Graz Dr. Hans Molisch zum ord. Prof. der Anatomie und Physiologie der Pflanzen an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 4. Sept.), der Privatdocent Dr. Karl Breus zum a. o. Prof. der Geburtshilfe und Gynäkologie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 12. Sept.), der a. o. Prof. an der Univ. in Berlin Dr. Karl Heider zum ord. Prof. der Zoologie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 18. Sept.), der a. o. Prof. der Zoologie Dr. Robert von Lendenfeld und der a. o. Prof. der deutschen Sprache und Literatur Dr. Oswald Zingerle von Summersberg zu ord. Proff. der bezeichneten Fächer an der Univ. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 18. Sept.), der Privatdocent Dr. Ivo Pfaff zum a. o. Prof. des römischen Rechtes an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 28. Sept.), der a. o. Prof. Dr. Ludwig Wahrmund zum ord. Prof. des

Kirchenrechtes an der Univ. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 22. Sept.), der Privatdocent Dr. Alfred Halban zum a. o. Prof. des deutschen Rechtes an der Univ. in Czernowitz und der a. o. Prof. des allg. und österr. Strafrechtes an der gedachten Univ. Dr. Franz Hauke zum ord. Prof. dieses Faches daselbst (a. h. Entschl. v. 22. Sept.), der Privatdocent an der Univ. in Wien Titularprof. Dr. Ludwig Mauthner zum ord. Prof. der Augenheilkunde (a. h. Entschl. v. 8. Oct.), der Docent an der Univ. in Dorpat Dr. Leopold von Schröder zum a. o. Prof. für altindische Geschichte und Alterthumskunde an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 10. Oct.), der Assistent am anatomischen Institute der Univ. in Straßburg Dr. Heinrich Hoyer zum a. o. Prof. der vergleich. Anatomie an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 10. Oct.), der Vicerector des röm.-kathol. Clerical-Seminars in Lemberg Privatdocent Dr. Leo Wałęga zum a. o. Prof. der Fundamentalphilosophie und christl. Philosophie an der Univ. in Lemberg, der a. o. Prof. Dr. Maximilian Kawczyński zum ord. Prof. der roman. Philologie an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 20. Oct.), der a. o. Prof. Dr. Wenzel Mourek zum ord. Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 21. Oct.), der mit dem Titel eines a. o. Univ.-Prof.s bekleidete Privatdocent und Univ.-Secretär Dr. Stanislaus Szachowski zum a. o. Prof. des röm. Rechtes (a. h. Entschl. v. 25. Oct.).

Den Privatdocenten an der medicin. Fac. der Univ. in Wien Dr. Gustav Lott, Dr. Franz Mračeck und Dr. Ernest Finger wurde der Titel a. o. Univ.-Proff. verliehen (a. h. Entschl. v. 12. Sept.).

Der Privatdocent an der Univ. in Göttingen Dr. Paul Feine zum ord. Prof. der Exegese des neuen Testamentes an der evang.-theol. Fac. der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 22. Sept.).

Die Zulassung des Dr. Emil Rossa und des Dr. Richard von Steinbüchel als Privatdocenten für Geburtshilfe und Gynäkologie an der medicin. Fac. der Univ. in Graz wurde bestätigt, desgleichen die des Lectors Dr. Gustav Rolin als Privatdocent für romanische Philologie an der philos. Fac. der deutschen Univ. in Prag, des Dr. Theodor Spietschka und des Dr. Rudolf Winternitz als Privatdocenten für Dermatologie und Syphilis an der medicin. Fac. der deutschen Univ. in Prag, des Assistenten am agricultur-chemischen Institut in Krakau Stefan Jentys als Privatdocent für Pflanzen und Ackerbaulehre, sowie für Agriculturchemie an der philos. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Stanislaus Najarewski als Privatdocent für Moraltheologie an der theol. Fac. der Univ. in Lemberg.

Die k. k. wiss. Prüfungscommissionen für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Krakau und Czernowitz wurden in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1894/5 bestätigt. Der a. o. Prof. an der Univ. in Lemberg Dr. Ignaz Zakrewski wurde zum Mitgliede der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Lemberg und zum Fachexaminator für Physik ernannt und im übrigen diese Commission in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung für das Studienjahr 1894/5 bestätigt. Die ord. Proff. an der Unix. in Wien Dr. Ludwig Boltzmann und Dr. Leopold Gegenbauer wurden zu Mitgliedern der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien, und zwar ersterer zum Fachexaminator für Physik, letzterer zum Fachexaminator für Mathematik ernannt. Im übrigen wurde die Commission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für die Dauer des Schuljahres 1894/5 bestätigt. Der ord. Prof. an der Univ. in Graz Dr. Franz Krones Ritter von Marchland zum Vorsitzenden und der Stadtphysikus und Privatdocent an der Univ. in Graz Dr. Oskar Eberstaller und der wirkl. Lehrer an der Staatsrealschule in Graz Dr. Victor Nietsch zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Graz für die Functionsperiode 1894/5 bis 1896/7.

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Innsbruck auf die Dauer des Studienjahres 1893/94, und zwar zum Director der Dir. des Gymn. in Innsbruck Dr. Adolf Nitsche, zu Examinatoren der Prof. an der Realschule in Innsbruck Karl Schober und der Prof. am Gymn. in Innsbruck Matthias Hechfellner.

Der Director des Staatsgymn. im II. Bezirke von Wien Dr. Victor Langhans und der Director des Gymn. in Czernowitz Dr. Karl Tumlirz zu Landesschulinspectoren (a. h. Entschl. v. 24. u. 20. Sept.). Ersterer wurde dem Landesschulrathe für Schlesien, jener dem für die Bukowina zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Director des böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch Johann Tuma zum Director des böhm. Obergymn. in Brünn und der Prof. am böhm. Gymn. in Kremsier Josef Zahradnik zum Director des böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch (a. h. Entschl. v. 11. Sept.).

Der Director des Staatsgymn. in Triest Dr. Adolf Nitsche zum Director des Gymn. in Innsbruck und der Director des Gymn. in Pola Dr. Franz Swida zum Director des Staatsgymn. in Triest (a. h. Entschl. v. 19. Sept.), der Director des Gymn. in Troppau Dr. Ignaz Wallentin zum Director des Franz Joseph-Gymn. in Wien und der Prof. am Gymn. im IX. Bezirke von Wien Dr. Victor Thumser zum Director des Gymn. in Troppau (a. h. Entschl. v. 27. Sept.), der Prof. am Untergymn. in Gottschee Peter Wolsegger zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 27. Sept.).

Zum Religionslehrer am Untergymn. in Wittingau der Katechet an der Mädchen-Volks- und Bürgerschule in Hohenmauth Emanuel Teplý, zum wirkl. Lehrer am Obergymn. in Laibach der Supplent an dieser Anstalt Florian Hintner, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Brüx der Supplent am Comm.-Real- und Obergymn. im II. Bezirke von Wien Leopold Winkler, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Königgrätz der Supplent am Gymn. in Schlan Eduard Procházka, zum Religionslehrer am Gymn. in Schlan der Religionsprof. an der Realschule in Jičín Emanuel Civka, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Rovereto der prov. Lehrer an der Realschule in Rovereto Dr. Aleando Untersteiner.

Zu Bezirksschulinspectoren: für die böhm. Schulen des Stadtschulbezirkes Ungarisch-Hradisch der Prof. am Gymn. in Ungarisch-Hradisch Method Molčik, für die böhm. Schulen des Stadt- und Landschulbezirkes Iglau, sowie des Schulbezirkes Datschitz der Prof. am böhm. Gymn. in Olmütz Peter Bezděk, für die deutschen Schulen des Stadtschulbezirkes Kremsier, sowie des Schulbezirkes Holleschau der Director des deutschen Gymn. in Kremsier Johann Stöckl, für die böhm. Schulen des Stadtschulbezirkes Olmütz der Prof. am böhm. Gymn. in Olmütz Anton Kraus, für die Schulen des Schulbezirkes Boskowitz der Prof. am 1. deutschen Gymn. in Brünn Josef Čech, für die böhm. Schulen des Schulbezirkes Göding der Prof. am böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch Josef Klvaňa, für die böhm. Schulen der Schulbezirke Littau und Prerau der Prof. am Gymn. in Prerau Josef Šikola, für die Schulen des Schulbezirkes Groß-Meseritsch, sowie für die böhm. Schulen des Schulbezirkes Trebitsch der Prof. am böhm. Obergymn. in Brünn Franz Batek, für die böhm. Schulen des Schulbezirkes Wallachisch-Meseritsch der Prof. am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch Johann Kroutil, für die böhm. Schulen der Schulbezirke Mistek und Mährisch-Weißkirchen der Prof. am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen Rudolf Kadeřávek, für die böhm. Schulen der Schulbezirke Olmütz (Land), Proßnitz und Sternberg der Prof. am böhm. Gymn. in Olmütz Rudolf Freiherr Henniger von Eberg, für die deutschen Schulen des Schulbezirkes Mährisch-Schönberg der Director am Gymn. in Mährisch-Schönberg Dr. Leopold Rotter.

Auszeichnungen erhielten:

Der Centraldirector der k. k. Schulbücherverläge Ministerialrath Dr. Hermenegild Jireček Ritter von Samokov anlässlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel und Charakter eines Sectionschefs (a. h. Entschl. v. 2. Oct.).

Der ord. Prof. für Dermatologie und Syphilis an der Univ. in Wien Dr. Isidor Neumann in Anerkennung seiner Verdienste um die Organisation des öffentlichen Sanitätswesens in Bosnien und der Herzegovina den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 5. Sept.).

Der ord. Prof. der Augenheilkunde an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Karl Stellwag von Carion aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Leopolds-Ordens (a. h. Entschl. v. 8. Oct.).

Der Landesschulinspector Dr. Ignaz Mache aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 16. Oct.).

Der emer. Prof. am Schottengymn. in Wien P. Columban Welleba den Titel eines kaiserl. Rathes (a. h. Entschl. v. 18. Oct.).

Nekrologie.

Am 12. Sept. in Rostock der a. o. Prof. der Laryngologie an der Univ. daselbst Dr. Fr. Lemcke, 44 J. alt.

Am 13. Sept. in Rostock der ord. Prof. der Kirchengeschichte an der Univ. daselbst Dr. August W. Dieckhoff, 72 J. alt.

Am 16. Sept. in Turin der Prof. der Archäologie an der Univ. daselbst, Senator Ariodante Fabretti.

Am 17. Sept. in Berlin der Director des dortigen Sophiengymn. Dr. Wilhelm Th. Paul, im 63. Lebensjahre.

Am 19. Sept. in Berlin der a. o. Prof. der internen Medicin an der Univ. daselbst, geh. Medicinalrath Dr. Oskar Fräntzel, im 57. Lebensjahre, und in Pirna der Seminardirector Schulrath Karl F. Schmidt, 53 J. alt.

Am 20. Sept. in Frankfurt a. M. der Leiter der dortigen Irrenanstalt, geh. Sanitätsrath Dr. Heinrich Hoffmann, durch seine medic. Schriften bekannt, der Verf. des „Struwelpeter“, und in Castelgondolfo bei Rom der berühmte Archäologe Giovanni Battista di Rossi, 73 J. alt.

Am 25. Sept. in Kopenhagen der Prof. an der techn. Lehranstalt daselbst, C. A. Thomsen.

Am 26. Sept. in Nizza der Romanschriftsteller Paul Vigne (d'Octon), 35 J. alt.

Am 30. Sept. in Berlin der a. o. Prof. des röm. Rechtes an der Univ. daselbst, Dr. Karl Bernstein, 52 J. alt.

Am 3. Oct. in St. Albans der praktische Arzt Dr. Henry Madge, als medicin. Schriftsteller verdient.

Am 5. Oct. in Rostock der ord. Prof. der deutschen Literatur an der Univ. daselbst, Dr. Reinhold Bechstein, 61 J. alt, und in Dorpat der ord. Prof. der Astronomie Dr. Ludwig Schwarz, 72 J. alt.

Am 6. Oct. in Berlin der ord. Prof. der philos. Fac. an der Univ. daselbst, Dr. Nathan Pringsheim, 71 J. alt.

Am 7. October in Kopenhagen der Prof. Peter Mariager und in New York der Dichter und Schriftsteller Oliver Wendell Holmes.

Am 8. Oct. in München der vormalige Director der Univ.-Klinik, Prof. Rossbach.

Am 10. Oct. in München der Prof. der Staatswissenschaft an der Univ. daselbst, Dr. Julius Lehr, 49 J. alt.

Am 19. Oct. in Wien der ord. Prof. der Augenheilkunde an der hiesigen Univ. Dr. Ludwig Mauthner und in Maison-Lafitte der Prof. der persischen Sprache am Collège de France James Darmesteter.

Am 20. Oct. in Oxford der Prof. der neueren Geschichte an der dortigen Univ. James Frowde, 77 J. alt.

Am 21. Oct. in Luzern G. A. B. Schierenberg, durch seine Schriften über deutsche Geschichte und Mythologie bekannt.

Am 22. Oct. in München der ord. Prof. des Kirchenrechtes und der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte Dr. Josef Berchtoldt, 61 J. alt.

Am 27. Oct. in Budapest der Prof. der Heraldik an der dortigen Univ. Dr. Arpad Horvath, im 74. Lebensjahre, in Wien der Capellmeister und Componist Czibulka, 52 J. alt, und in Kopenhagen der Dichter und Publicist Karl Plong.

Am 28. Oct. in Leipzig der ord. Prof. der deutschen Sprache und Literatur, Dr. Heinrich Rudolf Hildebrand, 70 J. alt.

Mitte October in Brighton William Moon, der Erfinder der Schriftzeichen für die Blinden, 75 J. alt, und in Magdeburg der Prof. am Domgymn. Ernst Noeldechen.

Am 15. Nov. in Lainz der Landschaftsmaler Hermann Klee, ein Schüler von Calame, 73 J. alt.

Am 19. Nov. in Petersburg der berühmte Claviervirtuose und Componist Anton Rubinstein, 64 J. alt.

Entgegnung.

Herr Prof. J. Kirste in Graz hat in Heft 8 u. 9 dieser Zeitschrift meine Programmschrift »Mahabhárata und Wate«, Stuttgart 1893, recensiert. Ich erwidere: Die Hauptsache, die Beurtheilung der Watefrage, hat der Herr Recensent sich leicht gemacht, er stimmt einfach bei, bespricht von allen Beweisstellen aus Mahabhárata und Gudrun keine einzige, nennt den Namen Gudrun nicht einmal, so dass die Beistimmung wenig Wert hat. Die Ausstellungen, die er macht, sind eine fortlaufende Kette von Verdächtigungen und Verdrehungen, und die Schlussfolgerung, die er zieht, ist eine verkehrte, wie jeder Denkende urtheilen wird, auch wenn er nur die Recension selbst liest und sonst nichts.

Stuttgart. Prof. W. Sauer.

Erwiderung.

Ich bedauere sehr, Herrn Sauer mit meiner Zustimmung zu dem Grundgedanken seines Aufsatzes nicht zufrieden gestellt zu haben; er nennt meine Schlussfolgerung 'verkehrt' und ich muss daher annehmen, dass er es lieber gesehen hätte, wenn mein Urtheil, wie dies ja von anderer Seite geschehen ist, in entgegengesetztem Sinne ausgefallen wäre.

Graz. Prof. Dr. J. Kirste.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

MAR 23 1996

F/T MAY 31 1996